

Friedrich Erich Dobberahn

Deutsche Theologie im Dienste der Kriegspropaganda

Umdeutung von Bibel, Gesangbuch und Liturgie 1914–1918





Friedrich Erich Dobberahn

Deutsche Theologie im Dienste der Kriegspropaganda

Umdeutung von Bibel, Gesangbuch und Liturgie 1914–1918

Mit einem Geleitwort von Günter Brakelmann

Band 1

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Drucklegung dieses Buches wurde u. a. ermöglicht durch Druckkostenzuschüsse von Seiten der Union Evangelischer Kirchen (UEK) in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der EKD und der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR), sowie der Manfred-und-Rosemarie-Rhodus-Stiftung, Burgbrohl.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

2., durchgesehene und ergänzte Auflage 2023

© 2021 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von Vandenhoeck & Ruprecht, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, V&R unipress und Wageningen Academic.

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.vr-elibrary.de.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte, die nicht Teil der Open-Access-Publikation sind (z. B. Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.). Diese erfordern ggf. die Einholung einer weiteren Genehmigung des Rechteinhabers. Die Verpflichtung zur Recherche und Klärung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Umschlagabbildung Vorderseite: Deutsche Kriegspostkarte, 1915 (Ausschnitt) – das vollständige Bild finden Sie auf Seite 97 als Abbildung 4 und wird u. a. besprochen auf den Seiten 76, 96–97.

Umschlagabbildung Rückseite: Cartoon betitelt „TOTH“ (entstanden 1917) von Jacques Vaché (1895–1919) zu seinen „Lettres de guerre“ (1919), besprochen auf der Seite 310.

Umschlaggestaltung und Satz: SchwabScantech, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

E-Mail: info@v-r.de

ISBN 978-3-525-56524-7 (print) | ISBN 978-3-666-56524-3 (digital)
DOI <https://doi.org/10.13109/9783666565243>

*Gewidmet
dem Andenken an
Ellen Rhodius, geb. Richter
(1898–1994),
und in Dankbarkeit
zugeeignet
meiner lieben, treuen Frau
Ellen Gladys Dobberahn,
geb. Dyckerhoff,
Enkelin von Ellen Rhodius.*

I – „Ethik und Ästhetik sind Eins.“

Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus, Werkausgabe Band 1, Frankfurt a. M., 1984, § 6.421, S. 83; Ders., Tagebücher 1914–1916, ebd., S. 172, Eintrag vom 24. Juli 1916.

* * * * *

II – „Es muß irgendwann religiöse[,] ästhetische und moralische Auffassung eins gewesen sein.“

Friedrich Nietzsche, Nachgelassene Fragmente 1882–1884, in: Kritische Studienausgabe, Bd. X, München/Berlin/New York, 1988, S. 358.

* * * * *

III – „Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande; kommen die Werke nicht zustande, so gedeihen Moral und Kunst nicht; gedeihen Moral und Kunst nicht, so trifft die Justiz nicht; trifft die Justiz nicht, so weiß die Nation nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man nicht, daß in den Worten etwas in Unordnung sei. Das ist es, worauf alles ankommt.‘ So Konfutse. [...]

Er [= Konfutse] achtete, ob die Worte in Ordnung seien, nichts sonst, und siehe, er fand, daß die Werke nicht zustande kommen, daß Moral und Kunst nicht gedeihen, daß die Justiz nicht trifft, daß die Nation nicht weiß, wohin Hand und Fuß setzen. Er entdeckte die Zusammenhänge zwischen einem falsch gesetzten Konjunktiv imperfekti und einer dreckigen Gesinnung, zwischen einem fehlerhaften Satzgefüge und einem fehlerhaften Weltgefüge, zwischen einer Phrase und einem Massenmord. Zehntausend Zuhälter und Prostituierte der öffentlichen Meinung gehen ihm auf einen einzigen Gedankenstrich und alle Schöpfungswunden und alle Schöpfungswunder erschließt er uns in einem Vers. Mit geradezu kosmischer Berechtigung, in letzter sittlicher Erfüllung, aber notwendiger Ausschließlichkeit.“

Konfuzius, Gespräche (Lun Yü), Buch XIII, 3, Staatsregierung III (Richtigstellung der Begriffe), Köln, 2012, S. 170; darüber Erich Heller nach einem Zitat bei Karl Kraus, Die Fackel, Jg. XXXIII, Wien, 1931, S. 48 f; vgl. Ders., Karl Kraus oder die Schwarze Magie der Sprache, in: Der Monat“, Januar 1954, Heft 64, 6. Jahrgang, München, S. 357a; Ders., Die Wiederkehr der Unschuld und andere Essays, Frankfurt a. M., 1977, S. 135.

* * * * *

IV – „Wenn nun der Redefertige [...] über etwas Schlechtes [redet], als wäre es Gutes, – wenn er so die Menge, weil er ihre Ansichten wohl erwogen hat, zu bereden weiß, Schlechtes zu tun statt Gutes: was für eine Frucht, glaubst du, werde die Redekunst von der, welche sie da gesät hat, in der Folge ernten? [...] Eine echte Kunst zu sprechen aber, sagt der Lakonier, ohne die Wahrheit ergriffen zu haben, gibt es weder jetzt noch wird es je später geben.“

Platon, Phaidros, f 260c–e, übersetzt von Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Platon, Werke, Band I, Essen, 1990, S. 378a.

* * * * *

V – „Geht einmal euern Phrasen nach, bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden. Blickt um euch, das alles habt ihr gesprochen; es ist eine mimische Übersetzung eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind eure lebendig gewordenen Reden.“

Georg Büchner, Dantons Tod, Zweiter Aufzug, „Das Luxembourg, ein Korridor“, München, 1961, S. 53.

* * * * *

VI – „Die Religion ist keine Kirchenparade des Staats, sondern sie ist das Herz selber, und soll also angehörig der Unsterblichkeit höchstens gegen das Irdische siegen, nicht für dasselbe; der Himmel kann nicht der Lakai der Erde werden, oder ein Sakrarium und Sanktuarium sich zu einer Garküche des Staats ausbauen.“

Jean Paul Richter, „Dämmerungen für Deutschland“, Kap. IX: „Ueber die jetzige Sonnenwende der Religion, in: Sämtliche Werke, Fünfundzwanzigster Band, Dritte vermehrte Auflage, Berlin, 1862, S. 162.

* * * * *

VII – „Gäb's die Ornamente nicht mehr, deren Beibehaltung die wahre Kriegeslist der Macht gegen die Menschheit bedeutet, so wäre alles klar, nüchtern, ungefährlich.“

Karl Kraus, „Wehr und Wucher“, in: Die Fackel, Jg. XIX, Nr. 457–461 (pdf) vom 10. Mai 1917, S. 13; Ders., Weltgericht I, Frankfurt a. M., 1988, S. 224.

* * * * *

VIII – „Das ist offenbar die Vollendung des *l'art pour l'art*. Die Menschheit, die einst bei Homer ein Schauobjekt für die olympischen Götter war, ist es nun für sich selbst geworden. Ihre Selbstentfremdung hat jenen Grad erreicht, der sie ihre eigene Vernichtung als ästhetischen Genuß ersten Ranges erleben läßt.“

Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: Ders., Gesammelte Schriften, Bd. I, 2, Abhandlungen, Frankfurt a. M., 1980, S. 469.

* * * * *

IX – „Non seulement ils n'ont rien fait pour diminuer l'incompréhension mutuelle, pour limiter la haine; mais, à bien peu d'exceptions près, ils ont tout fait pour l'étendre et pour l'envenimer. Cette guerre a été, pour une part, leur guerre. Ils ont empoisonné de leurs idéologies meurtrières des milliers de cerveaux. Sûrs de leur vérité, orgueilleux, implacables, ils ont sacrifié au triomphe des fantômes de leur esprit des millions de jeunes vies.“

(„Nicht nur, daß sie nichts taten, um das wechselseitige Mißverstehen zu vermindern und den Haß zu begrenzen, im Gegenteil: mit wenigen Ausnahmen haben sie alles getan, ihn auszubreiten und zu vergiften. Zum großen Teil war dieser Krieg ihr Krieg. Mit ihren mörderischen Ideologien haben sie Tausende von Gehirnen verführt und in frevelhafter Sicherheit ihrer Wahrheit, unbelehrbar in ihrem Stolz, Millionen fremder Existenzen für die Phantome ihres Geistes in den Tod getrieben.“)

Romain Rolland, Pour l'Internationale de l'Esprit, La Revue Politique Internationale, Vol. 9, Nr. 31, Lausanne, 1918, S. 226 f; deutsche Übersetzung nach Stefan Zweig, Romain Rolland – Der Mann und das Werk, Frankfurt a. M., 1921, S. 219.

* * * * *

X – „Zulässig ist allein noch der nicht fiktive, der nicht verspielte, der unverstellte und unverklärte Ausdruck des Leides in seinem realen Augenblick. Seine Ohnmacht und Not sind so angewachsen, daß kein scheinhaftes Spiel mehr erlaubt ist. [...] Die Kritik des Ornaments, der Konvention und der abstrakten Allgemeinheit ist ein und dasselbe.“

Thomas Mann, Doktor Faustus – Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde, in: Ders., Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Band VI, Frankfurt a. M., 1960, S. 320 ff. (Kap. XXV).

* * * * *

XI – „Die Forderung, daß Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. [...] Daß man aber die Forderung, und was sie an Fragen aufwirft, so wenig sich bewußt macht, zeugt, daß das Ungeheuerliche nicht in die Menschen eingedrungen ist, Symptom dessen, daß die Möglichkeit der Wiederholung, was den Bewußtseins- und Unbewußtseinsstand der Menschen anlangt, fortbesteht.“

Theodor W. Adorno, Erziehung nach Auschwitz, in: Erziehung zur Mündigkeit, Frankfurt a. M., 1972, S. 88.

* * * * *

XII – „Solange die Wege und Ziele der Politik nicht eins sind mit den schlichten Grundzügen der allgemeinen menschlichen Moral, solange ist der politische Beruf ein Verbrecherhandwerk.“

Johann Wilhelm Muehlon, Die Verheerung Europas – Aufzeichnungen aus den ersten Kriegsmonaten, Zürich, 1918, S. 82, Tagebucheintrag vom 31. August 1914.

* * * * *

XIII – *„Whenever politicians start talking in mystical terms, beware. They might be trying to disguise and excuse real suffering by wrapping it up in big incomprehensible words. Be particularly careful about the following four words: sacrifice, eternity, purity, redemption. If you hear any of these, sound the alarm.“*

(„Wann immer Politiker damit beginnen, in mystischen Begriffen zu reden, ist Vorsicht geboten. Es könnte sein, dass sie reales Leid bemänteln und entschuldigen wollen, indem sie es in große, nicht wirklich greifbare Worte packen. Besonders vorsichtig sollte man bei den folgenden vier Wörtern sein: Opfer, Ewigkeit, Reinheit, Erlösung. Wenn Sie irgendeines dieser vier Wörter hören, sollten bei Ihnen alle Alarmglocken läuten.“)

Yuval Noah Harari, 21 Lessons for the 21st Century, London, 2018, S. 358; Ders., 21 Lektionen für das 21. Jahrhundert, München, 2019, S. 471.

Geleitwort

Von Prof. Dr. Günter Brakelmann, Ruhr-Universität Bochum

Um es gleich anfangs zu sagen: Mit diesem Buch „Deutsche Theologie im Dienste der Kriegspropaganda – Umdeutung von Bibel, Gesangbuch und Liturgie 1914–1918“ von *Friedrich Erich Dobberahn* ist zum Zentenarium des Ersten Weltkrieges ein inhaltsreiches, methodisch und sprachlich anspruchsvolles Werk über die protestantische Kriegstheologie gelungen. Dobberahns Untersuchungen zum „theologischen Ornament als Verbrechen“, das bereits auf dem Coverbild, einer Kriegspostkarte von 1915, erschreckend deutlich wird, beschränkt sich nicht nur auf den Ersten Weltkrieg, sondern entfaltet die kriegstheologische Programmatik von der Reformation über die Freiheitskriege und den deutsch-französischen Krieg 1870/71 bis zum Ersten Weltkrieg und ansatzweise bis in die NS-Zeit.

In jeweils gesonderten Kapiteln zur öffentlichen Selbstinszenierung der Kirche, zur Religionspädagogik, Liturgik und Homiletik analysiert Dobberahn die Hermeneutik, die „Wortkunst“, mit welcher die „alten, bösen Erbschaften“, Traditionen aus Kreuzzugstheologie, Reformation, deutschen Ursprungsmythen, des Deutschen Idealismus, der Freiheitskriege, des Siebziger Krieges, in die Mechanismen der Verführung eingingen. Dobberahn zeigt, wie sich 1914–1918 in der deutschen Theologie im Anschluss an den europäischen Ästhetizismus ein „tatorientierter Kriegsästhetizismus“ entwickelte, mit dem Pädagogen, Prediger, Liturgen, aber auch konjunkturelle Lyriker, Schriftsteller und Kriegszeichner, vaterländische Traditionen mit biblischen Inhalten verschmolzen und nach besonderen rezeptionsästhetischen Strategien der Meinungslenkung und „Kriegsanmutung“ verfahren. Dobberahn dokumentiert und demonstriert dies an ausgewählten Konfirmandenstunden, Kriegspredigten, Kriegsgedichten, an damals entstehenden Kriegsagenden, kirchlichen und weltlichen Kriegsgesangbüchern, sowie an Beispielen der Kriegsliteratur im Ganzen, in die Dobberahn auch damalige Kinder- und Jugendbücher, Konfirmandenliteratur und das Genre der Kriegspostkarten einbezieht.

Der Umfang der aufgeführten und interpretierten Zeugnisse aus Jahrhunderten ist beachtlich, wie auch die Fußnoten von einer immensen Kenntnis insbesondere der Literatur von 1914–1918 (inkl. heute vergessener Kleinschriften, Feldpostbriefe, Tagebücher und der Erinnerungsliteratur der 1930er Jahre) Zeugnis ablegen. Dobberahn dokumentiert und interpretiert neben protestantischen, katholischen und jüdischen Theologen auch Philosophen, Literaten und Satiriker. Dabei beschränkt er sich nicht nur auf die Kriegsliteratur der Zentralmächte, sondern zitiert und bespricht ebenso Presseerzeugnisse der Entente, Flugblätter, Cartoons, Leitartikel, Manifeste und Schriften insbesondere aus Frankreich, die den kriegsästhetizistischen Zeitgeist entweder mitbestimmt oder sich ihm entgegengestellt haben.

Ein besonderes Kennzeichen der Arbeit Dobberahns ist, dass er die Wirkung der Kriegstheologie auf mehrere Einzelbiographien des Zeitkontinuums von 1914–1945 dargestellt hat. Neben kurzen Abschnitten zu Einzelschicksalen, Momentaufnahmen aus

dem Leben Thomas Manns, Robert Musils, dem Schwertleitegottesdienst eines Berliner Pfarrers, dem Friedenserlebnis „ew'ger Schönheit“ eines Philosophiestudenten an der Westfront, stehen im Mittelpunkt des Dobberahn'schen Buches zwei unbekannte, sich im ersten Kriegsjahr überschneidende Lebenswege, die sich ab 1914 bis 1945 kaum unterschiedlicher hätten gestalten können: die Biographie eines Potsdamer Pfarrers, der sich trotz seines besseren theologischen Wissens zur Kriegstheologie überreden ließ, sich aber nach 1933 ein politisches Moratorium auferlegte, und seiner Konfirmandin im Potsdamer Kaiserin Augusta-Viktoria-Stift, die sich trotz aller Nähe zum Potsdamer Hof und inmitten der hauptstädtischen Kriegsbegeisterung ihre geistige Unabhängigkeit bewahrte, im Tagebuch und in Briefen nach Hause ihrer Distanz Ausdruck verlieh und in den 1940er Jahren ihr Haus einem Gesprächskreis von Widerständlern gegen Hitler für Zusammenkünfte zur Verfügung stellte.

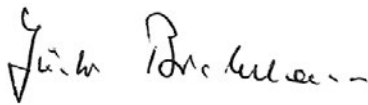
Die bisherige Forschung zu den theologischen und geisteswissenschaftlichen Interpretationen des Krieges wird durch die detaillierten Quellenanalysen Dobberahns, durch Beobachtungen zur Subjektvorstellung des Krieges in der Kriegsliteratur, durch die Anwendung der rezeptionsästhetischen Forschung, durch die Diskussion zum Verhältnis von Ästhetik und Ethik in der Politik und Meinungslenkung u. v. a. m. ungemein vergrößert und vertieft. Dabei spricht Dobberahn kultur- und geistesgeschichtliche Zusammenhänge des Kriegsästhetizismus an, die für 1914–1945 derart quellenorientiert bislang nicht behandelt worden sind. Schließlich nennt er konkrete Beispiele dafür, wie sich die Theologie mit den besseren geistigen Traditionen der Reformation, des deutschen Selbstverständnisses, mit dem Bruch der deutschen Ursprungsmythik, mit theologischer Eindeutigkeit und alternativen Geschichtsentwürfen aus ihrer Gefangenschaft „alter, böser Erbschaften“ hätte befreien können. So entsteht ein umfassendes, immer differenziertes Panorama des geistigen Kontinuums von 1914–1945 vor den Augen des Lesers.

Das methodische Vorgehen Dobberahns kann im Blick auf die Fülle der Neu-Interpretationen und Erkenntnisse nur als überzeugend bezeichnet werden. Vom Leser wird allerdings erwartet, dass er die zahlreichen, immer sorgsam mit Angabe des Fundortes dokumentierten Zitate (fremdsprachige meist im Original mit Übersetzung) sorgfältig liest. Er kann dadurch jederzeit selbst entscheiden, ob er den beigegebenen Deutungen folgt. Die gesamte Untersuchung, die auch die Edition und Kommentierung des im ersten Kriegsjahr in Potsdam entstandenen Unterrichtsprotokolls der oben erwähnten Konfirmandin und ihre kriegskritischen Gedichte, sowie Auszüge aus ihren Briefen nach Hause enthält, ist auf diese stark dokumentarische Weise dialogisch angelegt. Dobberahn wird manchen Leser provozieren, aber er behauptet nichts Unbelegtes, sondern bringt den Leser zur eigenen Stellungnahme.

Bei dem beeindruckenden Reichtum des dargebotenen Materials samt seiner eingehenden Analyse muss man sich immer klar machen, dass auch dieses *opus magnum* nicht alles verhandeln kann, was sonst noch zur Problematik des Ersten Weltkrieges gesagt werden müsste. Da sich Dobberahn in seiner Untersuchung auf die führenden Vertreter der Kriegstheologie, Kriegsliteratur und Kulturphilosophie sowie ihrer Kritiker beschränkt, hat er die Ebene der Politik der Reichskanzler, des Reichstages, der Parteien und Verbände¹ – von einigen Hinweisen abgesehen – weithin ausgespart. Sie erforderte eine eigene Untersuchung mit derselben Detailtiefe. Es zeigt sich wieder einmal, dass

die ganze Komplexität des Ersten Weltkriegs auch nicht in einem so umfänglichen Werk dargestellt werden kann. Aber im Blick auf dieses Buch Dobberahns bleibt die Tatsache bestehen, dass es fundamental sein wird für die künftigen Darstellungen und Interpretationen der zahlreichen theologie- und geisteswissenschaftlichen Positionen vor, im und nach dem Ersten Weltkrieg. Und in der Tat: gerade in der jetzigen Situation weltweit wachsender Kriegsgefahr und ideologischer Verhetzung, auf deren heutige tatorientierte Ästhetizismen Dobberahn am Schluss seines Buches hinweist, regt dieser Beitrag einer verstehenden Geschichtsschreibung uns an, sich wachsam mit den ästhetizistischen Verführungsmechanismen unserer alarmierenden Weltlage auseinanderzusetzen.

Bochum, am 20. Oktober 2020,

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Günter Brakelmann'.

Günter Brakelmann

Inhalt

Geleitwort	11
Prolegomena	27
A) „Die Kruste aus Vergessen muss dünn bleiben“ – Grund- und Anfangsfragen – Darstellung der Untersuchung: Absicht und Methode, Übersicht und Aussicht	28
1) Karl Kraus erschrickt über den bei der Hinrichtung Battistis in die Kamera lachenden Theologen	33
2) Absicht und Methode, Übersicht und Aussicht der vorliegenden Untersuchung	36
a) Beschreibung und Begriffsdefinitionen des rezeptionsästhetischen Prozesses	38
b) Die Rezeptionsvorgaben hinsichtlich des Krieges: welche Sinnkontinuitäten waren es und wo fand man sie?	45
c) Was nach Kriegsbeginn den kriegsaffirmativen Rezeptionsvorgaben und Sinnkontinuitäten in die Hände spielte und was nicht	49
d) „ <i>bellum</i> oder <i>bellezza</i> “, „ <i>militia</i> oder <i>malitia</i> “? – Die Technik der Ästhetisierung des Krieges und ihre Aussagekraft für die Definition dessen, was „Kriegstheologie“ 1914–1918 bedeutete	59
e) Zur Arbeitsmethode dieser Untersuchung – Die Situationsgebundenheit der Kriegstheologie – Der Mikrokosmos von Einzelbiographien im vorausfallenden Schatten des Hitlerreiches	63
f) Übersicht und Aussicht – Der Kampf gegen das Vergessen des Bösen und des Guten – Notwendigkeit und Heilsamkeit einer Untersuchung zum Mechanismus von Hetz- und Kriegsreden	67
g) Die Arbeitsschritte dieser „nicht nach Schablone“ geschriebenen Untersuchung	69
B) Definition der Kriegstheologie in drei „Kriegspostkarten“ – Der Krieg als Subjekt des deutschen „Christum-Treibens“ 1914–1918	76
1) Was ist Kriegstheologie? – Der Krieg als Subjekt: „Euch selber fremd seid ihr nur meine Knechte“	76
2) Erste Bildbetrachtung: „ <i>Comme il est avec eux!</i> “ („Wie Christus mit ihnen ist“) – „ <i>Comme ils poussent Christum!</i> “ („Wie sie Christus vor sich hertreiben“)	85
3) Zweite Bildbetrachtung: Die über Kunst und Wissenschaft gestülpte Pickelhaube	87

4) Im Kanon von Kultur und Wissenschaft: die Theologie als Kairos des Kriegs- ästhetizismus – eine Zwischenüberlegung	91
5) Dritte Bildbetrachtung: Alte, böse Erbschaften deutscher Theologie, erster Teil: Der „ <i>Jesus generalissimus</i> “ – Der Schützengraben-Christus und sein Gottesdienst	95

Erster Teil – Das theologische Ornament als Verbrechen 101

I – Die „delirierende Kriegsästhetik“ der Theologen – Krieg und die kirchliche Inszenierung des Kreuzfahrertums als Kunstwerk	102
1) „Die Tat ist gut, wenn du sie rot geblutet“ – Der Kriegsästhetizismus: ein europaweites Phänomen; historische Übersicht	103
a) Zu dem „Warum und Wozu?“ der Kriegsästhetisierung	103
b) Vom schrecklichen Schönheitssinn bekannter und unbekannter Kriegsästheten	105
c) Vom nicht minder schrecklichen Schönheitssinn der Kriegstheologen ...	115
2) Ein einleitendes Beispiel zur gottesdienstlichen Inszenierung des Kriegs- ästhetizismus – Der „Schwertsegen des deutschen Geistes“ von Pfarrer Dr. theol. Franz Koehler – „Rüste dich und rase und richte!“	118
a) Der Text des „Schwertsegens“	118
b) Der historische Anlass und die ästhetizistischen Hintergründe des Koehler’schen Schwertsegens	119
c) Zur preußischen Form- und Traditionsgeschichte des Koehler’schen Schwertsegens	124
d) Die Begeisterungsgifte des Kriegsästhetizismus – Der Selbstkultus: „Ich bin ein heiliger Reiter“	128
3) „Am Altarstein läßt sich so gut und so scharf das Schwert schleifen“ – Theologische Rauschworte der Kreuzzugsästhetik – Einzelanalyse der „Schwertsegen-Feier“ Koehlers	134
a) Erste Rubrik – Vorrede: Die Schwerterhebungen von 1813–1815, 1870–1871 und 1914	135
b) Zweite Rubrik – Kasualrede: Das mit dem deutschen Pfingstpneuma beseelte Kreuzzugsschwert als „ultima ratio“ Gottes	140
c) Dritte Rubrik – Schwertweihe, Vermahnung und Ritterschlag	142
d) Vierte Rubrik – Treueschwur und Ritterinvestitur	146
e) Fünfte Rubrik – Entlassung und Sendungsgebet: „Rüste dich und rase und richte!“	148
4) „Das Ornament wird zum Verbrechen“ – Koehlers Inszenierungskunst – Eine erste Bilanz zu den Merkmalen der deutschen Kriegstheologie 1914–1918	150
a) Der inszenierte Genuss erfüllter Gegenwart und höherer Bedeutung auch im blutigen Schrecken des Krieges – Die liturgisch-emotionalen Schleich- wege und Nebengassen der „eloquentia sacra“	153

b) Die hermeneutisch-exegetischen Schleichwege und Nebengassen der kriegstheologischen Rezeptionsästhetik	155
5) Die Auslöschung des schönen Götterfunkens in der Welt – Ein unbekannter Kavallerist, Wilhelm Wolter, erlebt am Opfergang der Militärpferde den Zusammenbruch der Kriegsästhetik	159
a) Begegnung mit einer unbekannten Frontbiographie	159
b) Der Opfergang der Militärpferde im Ersten Weltkrieg als Widerlegung der Kriegsästhetik	161
c) Die Hoffnung auf einen fernen Neubeginn – Wilhelm Wolters Vermächtnis als Friedensphilosoph	167

Zweiter Teil – Religionspädagogik und Kriegstheologie 171

II – Im Glanz oder im Schatten von Preußens Gloria? –

Ein Pfarrer und seine Konfirmandin im ersten Potsdamer Kriegsjahr 172

1) „Stern, auf den ich schaue, / Fels, auf dem ich steh!“ – Biographisches zu Pfarrer Theodor Krummacher	173
2) „Keep in line!“ – Biographisches zu Ellen Rhodius, geb. Richter	175

III – Aufbau und Charakteristik des Krummacher'schen Konfirmanden-

unterrichtes im ersten Kriegsjahr 1914–1915 186

1) Das Protokollbuch Ellen Richters zum Konfirmandenunterricht	186
2) Der Stoffverteilungsplan Krummachers nach dem Kleinen Katechismus von D. Martin Luther	186
3) „Hier ist mehr als Plato, mehr als Sokrates!“ – Krummachers Unterrichtsmethode und die Reformpädagogik, seine theologischen Vorbilder und das Bildungsbürgertum	187

IV – Der Widerhall des ersten Kriegsjahres und der protestantischen

Kriegstheologie in den Stundenprotokollen Ellen Richters zum

Konfirmandenunterricht 193

1) Krummachers Annäherung an die Kriegstheologie	193
2) Der Widerhall des ersten Kriegsjahres – Kommentierung ausgewählter Einzelabschnitte aus dem Unterrichtsprotokoll Ellen Richters	197
A) „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“ – Die 6. Konfirmandenstunde	197
B) Das Fünfte Gebot: „Du sollst nicht töten!“ – Die 15., 16. und 17. Konfirmandenstunde	200
C) „Barbaropa“: Das Achte Gebot „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden ...“ und der innereuropäische Nationalhass als Vehikel der Kriegsästhetisierung – Die völkerverhetzende Gräuelpropaganda als Mahnmal: ein monströses Kapitel zu einer monströsen Welterzeugung – Die 20. und 21. Konfirmandenstunde	204

1) Zur Vorgeschichte des innereuropäischen Entwertungskampfes: Die Instrumentalisierung traumatischer Menschheitserinnerung und transnationaler Kulturgeschichte	213
a) Vorgeschichte I: Traumatische Menschheitserinnerungen als Suggestionenmittel der Gräuelpropaganda	213
b) Vorgeschichte (II) und erstes Stadium des „Entwertungskampfes“: Die Scheinwahrheiten traditioneller Feindbilder aus der „trans- nationalen“ Kulturgeschichte – Pauschalisierung und feindseliger Eklektizismus als Sprachverbrechen	218
§ 1 – Die Deutschen und ihre propagierten Feindbilder: Die Franzosen als „Pfalz-Verwüster“, „Königsschlächter“, „Tänzer um Guillotinen“, „zuchtlos-entgöttlichtes Geschlecht“	222
§ 2 – Die Franzosen und ihre propagierten Feindbilder: Die Deutschen als „boches“, „hordes barbares“, „meutes féroces“, „envahisseurs“ de „l’âme incivisable et asiatique“	228
2) Zwischenüberlegung: Der Gräuelbericht als Symbolik – Zur Horne- Kramer’schen Hypothese der „ <i>narrative truth</i> “	236
3) Der Abbruch der menschheitlich verbindenden Kulturbrücken – „Mörderische Identitäten“ auf dem Weg zur gegenseitigen Ent- menschung	239
a) Die kulturelle Gesichtsverstümmelung des Nachbarn – Das zweite Stadium	239
b) Die Entmenschung des Gegners durch Zoologisierung in Satire, Karikatur, Cartoon und Comic – Drittes Stadium	244
c) Der verbal vorweggenommene Holocaust als letzte Konsequenz: Der Gegner als Untermensch – Viertes Stadium – Alte, böse Erbschaften deutscher Theologie, zweiter Teil: das „ <i>Incipit Hitler</i> “	247
4) Krummachers Versöhnungsappell im europäischen Entwertungskampf: In den Fußstapfen Jesu den Hass der Gräuelpropaganda ersetzen durch Eklektizismus und Pauschalisierung der Liebe zur Welterzeugung des Gottesreiches	251
D) „Die Bekehrung zum Vaterlande ist die Bekehrung zu Gott.“ – Die Frauen im Krieg als Mitarbeiterinnen des Gottesreiches – Die 25. Konfirmandenstunde	255
E) „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ – Die heilsgeschichtlich- rassistische Apriorisierung – Die 30. Konfirmandenstunde	260
1) Zwischenüberlegung I: Der „metaphysische Krach“ und seine kriegstreiberischen Aprioris im deutschen Idealismus als Rezeptionsvorgaben	262
2) Zwischenüberlegung II: Die kriegstreiberischen Wortzündeleyen mit dem deutschen Idealismus in fünf Stufen – Auf dem Weg zum heroisch-völkischen Realismus	265
a) „Wir müssen siegen, denn sonst hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren“	267

b) Der deutsche „Reinwuchs“ muss sich zur Erlösung der Welt gegen den „Misswuchs“ durchsetzen	269
c) Die Deutschen müssen „für das Herz der Weltgeschichte kämpfen“	272
d) Die welterlösende Kulturmission Deutschlands wider Tod und Teufel – Der Krieg der Deutschen im Horizont von Drachen-Apokalyptik und Heils-Eschatologie	275
e) Der Weltkrieg als deutscher Advent – Der göttliche Auftrag an Deutschland, die Inkarnationen des Satans zur Beschleunigung der Welterlösung zu kreuzigen	277
F) Die Deutschen als Erfüller der Heilsgeschichte – Die nationalistische Apokalyptisierung der Weltgeschichte als Sprachverbrechen – Die 46. Konfirmandenstunde	278
G) Der Weihnachtsfrieden 1914 als Vorzeichen des Völkerfriedens unter deutscher Vorherrschaft – Die 50. Konfirmandenstunde	281
H) Schlussfolgerungen aus A–G:	284
V – Krummachers Religionspädagogik im Vergleich	287
1) Vom „alten, bösen Erbe“ der theologischen Wort-Pyromanie im Krieg – Was ist „Ideologie“? – Bildungspolitik als Sprachverbrechen	287
a) Alte, böse Erbschaften deutscher Theologie, dritter Teil: das Wortzündeln	287
b) Was ist „Ideologie“ und was macht sie? – Keine Seele darf unbewacht gelassen werden	291
c) „Die Teufelsmusik muss früh genug beginnen“ – Die Auswirkungen der Kriegsideologie auf die Pädagogik – Bildungspolitik als Sprachverbrechen	295
d) Kriegsideologische Fortbildungsveranstaltungen für Lehrer – Das Beispiel des Geographieunterrichts: „Der Sumpf ist Trumpf“	304
e) „So wird der Katechismus lebendig!“ – Ministerial verordnete Ideologie und der Religionsunterricht im Ersten Weltkrieg	308
f) Zwischenüberlegung: „Wir fühlen, wir erleben Ihn, Sein Hauch geht durch unsre Brust“ – Die tieferen Gründe für die kriegstheologische Schwarmgeisterei der Kirche	312
g) Die praktischen Konsequenzen im schulischen Alltagsleben im Vergleich zu Krummachers Religionspädagogik	321
2) „Das Friedele“ und „das Leni“, die „Hohenzollernnäugigkeit“ Alexanders des Großen – Einzelbeispiele ideologisierender Schulpädagogik von 1915 und 1933 zum Vergleich	323
a) „Ich muss dasein! Leben kann man jetzt nur, wenn man sich opfert.“ – Ideologische Umdeutung durch Textüberlagerung: Ein Konfirmandenbuch fürs Leben (1915)	323
b) „Aus den Ursäften des Blutes steigt es plötzlich ins Bewußtsein auf“ – Ideologische Umdeutung durch Priorisierung des Schulfachs „lebendige Germanenkunde“ (1933 ff)	331
c) Analyse einer nationalsozialistischen Griechischstunde zum Thema „Versailles und Langemarck“ von 1933 – Pädagogik als Mahnmal des Ungeheuerlichen	337

VI – Ellen Richters Tagebuch und die „Kriegsgedichte 1914“	347
1) Das „Sumsbuch“	347
2) Schülerische Opposition in der Nähe zum Kaiserhof? – Das „Sumsbuch“ und sein Inhalt	347
3) Ein Doppelpunkt verändert[e] alles – Die „Kriegsgedichte 1914“ in Ellen Richters Tagebuch	351
a) Die Schwurhand des Kaisers auf dem Altar der Pfingstkirche, gedichtet „Von einem, d. ins Feld gezogen“	351
b) Ein Doppelpunkt verändert[e] alles: „Einem Gefallenen“	352
c) In der Endlosschleife des Lazarettendienstes: „Jemandes Liebling“	355
d) Das bis zuletzt Ungesagte im Vielgesagten: „Briefe, die ihn nicht erreichten“	359
e) Die Romantiker obenauf: Das „Opfer“	367
f) Das frühe Werk einer adligen Rebellin: „Meine Brüder“	368
g) Es wälzt sich durch alle Schulen fort: Der „Haßgesang gegen England“ ...	369
h) Die letzte Wiener Operette: „Schirme den Fürsten dort“	370
i) Zusammenfassung	371
4) Die „eisenbeschlagenen Jungfrauen“ im göttlichen Weltenplan und die Brutalisierung der weiblichen Erotik – Frauengedichte aus der Kriegszeit zum Vergleich	374
A) Die Metallisierung und Maschinisierung der Frau	375
a) <i>Benedicta tu in mulieribus: U 9</i>	375
b) <i>Mater dolorosa: Die Kanone</i>	376
c) <i>Mutterwehen: Das Geschütz</i>	376
d) <i>Zu Gottes Schildamt geschaffen: Das Volk in Eisen</i>	378
B) Die Brutalisierung der weiblichen Erotik	382
a) Das Minnen um Straßburg und Metz	383
b) „Was Männern Freude macht“: <i>Jungfer Lüttich</i>	384
c) Das keusche Verlangen: <i>An Antwerpen</i>	386
d) „Im geilen Würgegriff des gelben Gejaid“: <i>Tsingtau</i>	387

Dritter Teil – Gottesdienstliches Leben und Kriegstheologie 389

VII – Die politische Unterjochung des Pfarrerwortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Erster Teil: Kriegsliturgien	390
1) Gott und Krieg – „Als Poesie gut“ – Gneisenau und Arndt	390
2) Kriegsliturgik 1914–1918 – Zur Entstehungsgeschichte und Akzeptanz der Kriegssagende von Karl Arper und Alfred Zillesen	394
a) „Uns Pfarrern zumal fällt in dieser außerordentlichen Zeit die bedeut-same Aufgabe zu ...“	394
b) „Die Sache ist von der Sprache angefault“ – Die Äquivokations-Methodik der nationalkriegerischen Aufladung der Liturgie	400
3) Einzelanalysen der verwüsteten Textkategorien	406

a) „So sage Israel, so sage auch Deutschland“ – Perikopentexte der „Germanenbibel“	406
b) „Höret, wie E. A. Arndt in seinem Katechismus ...“ – Die Lektio „vaterländischer Worte“	412
c) Siegesbulletins, Feinddiskriminierung, Sabotageabwehr – Dank- und Bußgebete	415
d) Der „Heilige Hass“: von Gott und Natur geboten und vom Heiligen Geist entzündet – Gebetslieder	416
e) Das „Heilige Muss“: „unser Leben ist verschlungen in den Sieg“ – Zeitlieder	420
 VIII – Die politische Unterjochung des Pfarrerwortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Zweiter Teil: Kriegslieder- und Kriegsgesangbücher	
1) Die Kriegszeit als Singbewegung – Der kriegsagendarische Umgang mit dem kirchlichen Liedgut bei Arper und Zillesen	429
a) Aufmunterungslieder für die Schlacht – Die Militarisierung des Liedgutes	433
b) „Drum, ihr frischen blauen Jungen, / Lustig darauf losgesungen!“ – Die Melodie als Vehikel der Kriegspropaganda	436
c) Geklautes und zerstücktes Geistesgut – Das Zitat als Dekoration der Kriegspropaganda	440
2) Das offizielle kirchliche Liedgut von 1850 bis 1918 zum Vergleich	442
a) Unter dem Deckel der Repression: Ludwig August Bollerts restauratives „Kirchenbuch“ von 1850–1885	443
b) Vom Bollert’schen „Kirchenbuch“ zum „Militair“/„Militär“-Gesangbuch und zu den Evangelischen Militärgesangbüchern bis 1918	446
c) 1914: Die Anfänge eines „Vaterländischen Gesangbuchs“ als Antwort auf die Bollert’sche Gesangbuchtradition in den Militärgesangbüchern	448
 IX – Die politische Unterjochung des Pfarrerwortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Dritter Teil: Kriegshomiletik – Beispiele aus Potsdam und dem Großen Hauptquartier	
1) Ungebrochene Siegeszuversicht im Krisenjahr – Theodor Krummachers Kriegspredigten vom Mai und Juli 1916	453
2) Die deutschen Soldaten als „Heilige drei Könige“ – Eine Predigt im Großen Hauptquartier von Feldpropst D. Georg Goens zum Vergleich	460
3) Vom falschen „Wortgefüge“ ins falsche „Weltgefüge“: Der Gottesdienst gefangen im Kriegsästhetizismus – Summa summarum der Kriegstheologie – Eine Bilanz	467
 X – „In deutschen Dingen deutsch, in jüdischen Dingen jüdisch“ – Die jüdische Theologie 1914–1918 im Schlepptau der deutschen Kriegstheologie? – Synagogales Kriegerleben zum Vergleich	
1) Pflichterfüllung als Chance? – Das jüdische Überlebensrezept im Krieg	471

2) „Im Krieg gesundet etwa die Menschheit?“ – War der „Kriegsbuber“ wirklich ein „Kriegsbuber“?	476
3) Zwischenüberlegung: „Fruchtbarkeit aus Blut und Schmerzen“ – Jüdische Kriegstheologie im Schlepptau deutscher Rezeptionsvorgaben?	482
a) Der Faktor <i>Ennui</i> – „Das Leben wurde mit Wollust in die Flammen geworfen“	484
b) Der „Kriegsbuber“ im Schlepptau der deutschen Kriegstheologie? – Eine Legende als Antwort	489
4) Beispiele jüdischer Predigten im Weltkrieg – „Bibelfälschung“?	492
a) Vorspann: Die Predigten von Rabbiner Dr. Siegmund Salfeld im Siebziger Krieg	493
b) Jüdischer Patriotismus im Ersten Weltkrieg – Predigten und „Besinnungen“ verschiedener Rabbiner	495
5) Die jüdischen „Kriegsagenden“ und Leo Baecks Zurückhaltung gegenüber der „Zeitgeist-Allianz“	505

Vierter Teil – Meinungslenkung und Resonanz der Protestantischen Kriegstheologie

511

XI – Zur Hypertrophie der deutschen Kriegstheologie – Die Theologie im Sog literarischer Springflut: die Vorgeschichten 1812–1815 und 1870–1871

512

1) Vorgeschichte I: Die theologischen Rede-, Lese- und Bildstoffe der Freiheitskriege 1812–1815 – Die erste Plebiszit-Legende	512
2) Vorgeschichte II: Die Rede-, Lese- und Bildstoffe des Siebziger Krieges (1870–1871) – Die zweite Plebiszit-Legende	515
a) Erneute Emporschwindelung eines Plebiszits und der „Frevel“ am Weltbürgertum der Deutschen	515
b) Die „aus Gott seiende“ Reichseinigung – Zur neuheidnischen Nationalitätsrolle der Theologie und Kirche 1870–1871	527

XII – Die dritte literarische Springflut: 1914–1918 – „Das ganze Phraseninventar wird ausgekramt!“

535

1) Zur Hypertrophie der deutschen Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg – Was waren ihre Beweggründe?	535
a) Gab es ein drittes Plebiszit? – Das „August-Erlebnis“ und die Zahl „Einemillionfünfhunderttausendeins“	535
b) Die hypertrophe Kriegstheologie: alleinverantwortlich für die Kriegsrechtfertigung? – Überlegungen zu einer These Herfried Münklers	538
c) Die Erneuerung des Sakraments des welterlösenden Eisernen Kreuzes ...	539
d) Der Byzantinismus des wilhelminischen Herrscherlobs – Christus und Wilhelm II. in der Schlacht	543
2) Die deutsche Kriegstheologie als Notbehelf für fehlenden Kriegsgrund? – Ein vergleichender Blick über die Fronten hinweg	545

a) „Alle heiligten die Raserei des Mords“	545
b) Die gefährlichen Halbwahrheiten für Deutschlands Kriegseintritt	551
 XIII – Die „Kriegsgebetbuch m.b.H.“ im „papiernen Jahrhundert“ –	
Die Druckerei als „<i>summum et postremum donum</i>“ der Kriegstreiberei	556
1) „Das Sterbehemd der Menschheit ist aus Papier“ – Manipulative Meinungslenkung durch literarische und ikonographische Massenproduktion	556
2) Zwischenüberlegung I: Wie erfolgreich kann die Massenpräsenz von Text-Bild-Druckerzeugnissen sein?	563
3) Die manipulative Meinungslenkung durch Überproduktion von Text- und Bild-Stoffen in der Theologie	566
4) Zwischenüberlegung II: Wie erfolgreich kann eine Massenpublikation von „ <i>textes et images de rupture</i> “ sein?	568
 XIV – Das Scheitern der „Kriegsgebetbuch m.b.H.“ und der kriegstreiberischen Medienpolitik	
1) „Sieh, ich möchte gern noch leben, Kühe melken [...], mich noch manches Mal besaufen ...“ – Die fehlende Resonanz kriegstheologischer Rede-, Lese- und Bildstoffe an der Front und in der Heimat	577
a) Das „Gottesdienstschweigen“ und die Marginalität kriegstheologischer Äußerungen in der Feldpost- und Erinnerungsliteratur	581
Exkurs: Der Sonderfall der beiden Marburger Theologiestudenten Gotthold (1895–1915) und Heinz von Rohden (1892–1916)	586
b) „Haben Sie denn keinen Feldkuraten, der die Leute aufpulvern könnte?“ – Nationale Verflachung und Verkümmern der eigentlichen Glaubensinhalte	593
c) Der „liebe Otto“ und das fünfte Gebot – „Du sollst töten“ als „Leitsatz im Katechismus der neuen Zeit“ – Stimmen zu den Ursachen der Verfehlung des kriegstheologischen Meinungsmonopols	596
d) „Sengen, brennen, schießen, stechen, / Schädel spalten, Rippen brechen. // Angeschossen, hochgeschmissen, Bauch und Därme aufgerissen“ – Der täglich sinnentleerende Erlebniswert des grauenhaften Kriegsgeschehens	608
e) „Majestät ‚Tod‘ schreitet jetzt die Front ab!“ – Soldatentheologie ohne Ornamente in der „Wüste von Nicht-begreifen-können und Schmerz“ ...	610
f) „Und bei der blassen Abendröte, [...] las ich im guten Wolfgang Goethe.“ – Die inhaltliche Verlagerung der Rede-, Lese- und Bildstoffe weg von Kriegsthemen	619
g) Theologische Reden von Pflicht und Vaterland „so abgetrieben wie Droschkengäule“ – Die Marginalisierung der Kriegstheologie als Eliten- und Oberflächenphänomen	625
h) Die wahren Gründe des Durchhaltens: Die Tugend der Pflichterfüllung, Feldpost, Weihnachtsbäumchen, Skat, Kraftsprüche, Humor und ein bisschen Bibel und Gesangbuch	627
2) „Die Predigt ist tot, gibt Steine statt Brot.“ – Das Kirchenvolk an der Front und in der Heimat als die schriftgemäßere Kirche	629

Fünfter Teil – Auswirkungen der Kriegsideologie und -theologie nach dem verlorenen Weltkrieg – Die weiteren Lebenswege Krummachers und seiner Konfirmandin	633
XV – Krummachers spätere theologische Entwicklung im Spiegel wieder- erwachender Kriegstheologie nach 1918 bis 1945	634
1) Die alten Floskeln der „Mordsaison“ belebten sich	634
a) Kriegaaffine Liturgien nach 1918	640
b) Predigten nach 1918 auf dem Weg zum Revisionismus	642
2) Krummachers Schwanken zwischen Bejahung und Ablehnung des National- sozialismus	648
3) „... so daß die Kirche [...] in solcher Ohnmacht heute schweigen muss“ – Krummachers Rückzug in die Demuthaltung eines kirchlichen „Mora- toriums“	652
XVI – Im Widerstand gegen Hitler – Ellen Rhodius und Wilhelm Ahlmann – „Man entgeht sich nicht“ – Ein Beitrag zur Ahlmann-Forschung	658
1) Vom Konservativen zum Widerständler gegen Hitler – Wilhelm Ahlmann	659
2) „Leg ab deine Namen! / Verhänge die Spiegel! / Weihe dich einer Gefahr!“ – Ellen Rhodius und ihre Gedicht-Sammlung (1944) von Liebe und Widerstand für Wilhelm Ahlmann	661
3) „Der Liebe Ewigkeit, ihr sollst du dienen!“ – Ellen Rhodius, Wilhelm Ahlmann und „der Ruf der Stunde“	665
4) „Letzter Sprung“ und „letztes Scheit“	671
Sechster Teil – Schlussanalyse und Ausblicke	675
XVII – „Mit Feuer in eine falsche Herberge“ – Eine abschließende Betrachtung zur Unordnung der theologischen Sprache im Krieg und zu den Gravamina ihrer Gefangenschaftshermeneutik	676
1) Die Sprache gefangen im Zusammenspiel von „Phrase und Massenmord“ – eine Meditation zur kirchlichen „ <i>captivitas babylonica</i> “ der Sprache im Krieg	676
2) „Jr wort frisst umb sich wie der krebs“ – Luthers „Schönes Confitemini“ – Kritik an der kriegstheologischen Priesterkunst	687
XVIII – „Während an den Kirchenwänden die Gewehre lehnten ...“: Wie anders und was hätte die Kirche bis 1945 predigen sollen? – Was einem Pfarrer neben Bibelzitaten sonst noch an besseren Rezeptionsvorgaben einfallen mochte	697
1) Den schönen Schein der Wahrheit „nicht betrüglich unterschieben!“ – „Eine „Schulstunde“ zu Thukydides und eine zweite zu Schiller	699
2) Den kriegerischen „Schatten“ loswerden und dabei mit den „alten Fetzen“ anfangen! – Wie umgehen mit „Ursprungsmythen“?	712

a) Adelbert von Chamisso und seine autobiographisch geprägte Novelle „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“	714
b) Eine neue Erfahrung: „Jeder war nun zugleich er selbst und der Andere“	720
c) „Auf höhrem Feld“: Wie man den „Schlagschatten“ der deutsch-französischen Erbfeindschaft aus den Schulbüchern zu entfernen versuchte	722
3) Theologie ohne Ornament! – Das „schneidende Ausrufungszeichen“: Kurt Tucholskys Kreuzesvision: „Kein Querbalken strich mehr durch, was das lange Holz einmal ausgesagt hatte ...“ –	727
a) Das „Kreuzesereignis“ von Saarbürg	727
b) Das „schneidende Ausrufungszeichen“ und die „Ja-Aber“-Theologie nach 1933	733
4) Das apostolisch-prophetische Amt der Kirche! – „Rücke weg von deiner Weltgeschichte, rücke hinein in die Gottesgeschichte!“	744
a) Die „Acharner“ des Aristophanes im Peloponnesischen Krieg als Beispiel	746
b) Der heilsgeschichtliche Gegenentwurf eines jüdischen Studenten zum ästhetizistischen Geschichtsverständnis des deutschen Idealismus als Beispiel	747
c) Realpolitisches „Christum-Treiben“: Die Pflicht europäischer „Herzvölker“ – wie Deutschland und Polen – zu „gedeihlichen Unionsschöpfungen“ als Beispiel	751
5) Welche Sprache ist angemessen gegenüber den ideologischen „Sprachen der Gräfte, die fähig sind, Gräfte zu füllen“? – Das Wort „Machthaber“ als Präfix – „Der Geist darf niemandem Diener sein!“	763
a) Das Wort „Machthaber“ als Präfix	764
b) „Der Geist darf niemandem Diener sein!“	766
6) Tatorientierte Ästhetizismen des Ungeheuerlichen, „lauernder Virus“, „Nonsens-Mantras“ und „mörderische Identitäten“, die es heute zu entlarven gilt	767

Siebter Teil – Anhang: Edition des Konfirmandenheftes

XIX – Anhang: Edition des Konfirmandenheftes	776
1) Editorische Vorbemerkung zum Konfirmandenheft	776
2) Vollständige Transkription des Originals aus dem Sütterlin	776

Danksagungen	803

Anmerkungen	806

Epilog – Putins Krieg und die abscheuliche Wiederkehr der theologischen Ursünde	1161

Addenda et Corrigenda zur Open Access-Stellung, 2026	1180

Quellen- und Literaturverzeichnis	1202

Abbildungsnachweis	1315

Namensregister	1319

Der Autor	1329

Zeiten-Wende? – oder Menschen-Wende? Nachwort zur Open Access-Stellung, 2026	1330

Prolegomena

„Auferre, trucidare, rapere falsis nominibus virtutem vocant, &c.
(,T was Calgacus' observation in Tacitus) they term theft, murder, and rapine, virtue,
by a wrong name, rapes, slaughters, massacres, &c. [...].
But they will have it thus nevertheless,
and so they put note of ,divinity upon the most cruel and pernicious plague of human kind.“
Robert Burton, The Anatomy of Melancholy,
Democritus junior to the Reader.¹

A) „Die Kruste aus Vergessen muss dünn bleiben“ – Grund- und Anfangsfragen – Darstellung der Untersuchung: Absicht und Methode, Übersicht und Aussicht

Während uns die Nachrichten mit immer neuen Meldungen von kriegerischen Entwicklungen vor der Haustüre Europas aufschrecken, Theaterstücke wie „Die Farbe des Morgens an der Front“ (*Frontens grynningsfärg*, 2017) des schwedischen Journalisten Mustafa Can über die deutschen Bühnen gehen, ist auch das Interesse der Weltöffentlichkeit an der Geschichte des Ersten Weltkriegs, kaum dass das Zentenarium 2014–2018 abgelaufen ist, ungebrochen geblieben. Die Spannweite, die zwischen zwei so verschiedenen Kino-filmen wie Sam Mendes' Kriegsdrama „1917“ (USA/UK, 2019) und Patty Jenkins Comic-Verfilmung „Wonder Woman“ (USA/UK, 2017) besteht, wobei jedoch in manchen Szenen dasselbe Kriegselend gezeigt wird, beweist es.

„Die Kruste aus Vergessen“ muss dünn bleiben –, denn „zu lebendig sind noch die fleißigen Töter, noch und wieder noch“, wie der erst kürzlich verstorbene Günter Kunert (1929–2019) in seinem antifaschistischen Gedicht von 1966 „Notizen in Kreide“ geschrieben hat.² Krieg, Dschungel und Tod sind von der Erdoberfläche noch immer nicht verschwunden, und daher wurde zur Ursachenforschung auch in den letzten Jahren in einer inzwischen unübersehbaren Anzahl von wissenschaftlichen Publikationen anlässlich des Zentenariums der Erste Weltkrieg dargestellt. In seinen „Flüchtlingsgesprächen“ hatte Bertolt Brecht noch 1940/1941 in Finnland festgestellt: „Der zweite Weltkrieg ist ausgebrochen, bevor ein einziges geschichtliches Werk über den ersten hat erscheinen können.“³ Das hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch gründlich geändert, so dass man fragen mag, was eine weitere Untersuchung, ein theologischer Nachzügler zu 1914–1918, zum Verständnis dieser „*great seminal catastrophe*“ des 20. Jahrhunderts⁴ (andere sprechen eher euphemistisch von der „Geburt der Moderne“⁵) noch beizutragen vermöchte. Tatsache ist hingegen: Es hat anlässlich des Zentenariums zu den profanhistorischen Werken vergleichbare, in wissenschaftlicher Form größere und aktuelle Aufarbeitungen der Rolle der Kirchen und ihrer Theologie im Krieg nur als seltene Ausnahmen gegeben. Ich verweise hierfür auf einige Publikationen Günter Brakelmanns⁶, sowie auf Martin Greschats „Der Erste Weltkrieg und die Christenheit“ (2014)⁷. Das Deutsche Pfarrerrblatt hat 2012 und 2018 insgesamt vier kleinere Beiträge von Ulrich Tietze zum Thema Kirche und Krieg, Pazifismus, Protest und Satire (Kästner, Kaleko, Mehring, Tucholsky) gebracht.⁸ Dietz Bering hat 2018 eine schmale, aber sehr gehaltvolle Studie zum Einfluss Luthers auf die Kriegspropaganda vorgelegt. Der im Vergleich zur Geschichtswissenschaft im Theologischen beobachtbare publizistische Fehlbestand heißt freilich nicht, dass die anzumahnende „Trauerarbeit“ (Mitscherlich)⁹ zum Zentenarium im kirchlichen Alltag oder im akademischen Betrieb unterblieben wäre.¹⁰ Es hat sich nicht wiederholt, was Helmut Thielicke noch 1951 beobachtete, „daß der letzte Weltkrieg sich so wenig auf die Predigt ausgewirkt hat [...], daß sie [= die Pfarrer] genau wie vorher predigen und nicht selten sogar wie vor 80 Jahren predigen“.¹¹ Theologie und Predigt sind inzwischen einer von Friedrich Nietzsche erhobenen Forderung nachgekommen, „eine Vergangenheit zu zer-

brechen und aufzulösen, um leben zu können.“¹² Gleichwohl ist für das anbrechende Jahrzehnt der 2020er Jahre angesichts der aktuell von nationalistisch-identitären sowie von religiös-fundamentalistisch bestimmten Bewegungen ausgehenden Gefahren angeraten, die Methoden des *theologischen* Kriegsästhetizismus in Schrift und Rede, in Inszenation und Gesangsgut aufzuarbeiten und die im Vergleich zu der Fülle profanhistorischer Zentener-Untersuchungen beobachtbare Zurückhaltung in der theologischen Publizistik aufzugeben. Der Erste Weltkrieg markierte ebenso in Kirche und Theologie die „*great seminal catastrophe*“ des 20. Jahrhunderts¹³, zumal sich in dem kurz darauf folgenden Zweiten Weltkrieg die theologischen Floskeln des Ersten erneut mit Leben füllten und zur Ausweitung des Kriegskontinuums bis 1945 beitrugen.¹⁴ Neben der zum Zentenario von 1914–1918 schon geleisteten profanhistorischen, kulturphilosophischen Aufarbeitung des Ersten Weltkriegs sei mit meinem Buch also auch ein kritischer *theologischer* „Nachruf“ vorgelegt. Gerade theologisch ist es in gleicher Konsequenz nötig, „mit dem Messer“ an die Wurzeln ungerechter Dinge zu greifen, damit deutlich wird und deutlich bleibt, warum gewisse Dinge „den Untergang“ verdient haben und verdienen.¹⁵

Bei unserer heutigen Distanzierung von der damaligen kirchlichen Verkündigung im Krieg, ihrer „Kriegstheologie“¹⁶, darf allerdings kein Zweifel daran aufkommen, dass, wie Günter Brakelmann hervorgehoben hat,

die Kirche 1914–1918 versucht hat, „die Zuhörer in ihren existentiellen und intellektuellen Fragen zu erreichen und zu begleiten“, dass sie sich „im Zusammenspiel von Reichskirchenbehörden und den zuständigen Geistlichen Ministerien wie den Landeskonsistorien und den unteren kirchlichen Organen [...] um die Unterstützung Hilfsbedürftiger“ gekümmert hat, „um die Kinderfürsorge, um die Aktion Kinder aufs Land, um Arbeitsbeschaffung, um Siedlungswesen, um Ernährungsfragen, um das Sammeln von Metallen oder um die Versendung von Liebesgaben an die Front.“ Die Kirchengemeinden „haben eine weitverzweigte und aufopferungsvolle soziale Arbeit für die zu Hause und für die im Felde geleistet.“

Dass sich 1914–1918 und darüber hinaus bis 1945 auch in großer Fülle „alte, gute Erbschaften“ deutscher Theologie auswirkten, darf also nicht vergessen werden. Brakelmann fährt dann aber mit kritischen Beobachtungen zur Kriegstheologie der Kirche fort:

„Vor allem aber war ihnen [= den Kirchen] weithin die ‚Pflege der vaterländischen Stimmung‘ anvertraut. [...] Der Aufruf [...], die physischen und psychischen Belastungen des Krieges als Willen des geschichtshandelnden Gottes zu bejahen, stand im Zentrum der kirchlichen Mahnrede. Je länger der Krieg dauerte und sich verhärtete, desto mehr fühlte sich die Kirche für den Kampf gegen Resignation und Flaumacherei in der Bevölkerung verantwortlich. So erklärte der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin den Sonntag Exaudi (11. März 1917) zum allgemeinen Kriegsbettag. Dieser Erlass zeigt, wie die Passion Jesu als Vorbild interpretiert wird, die Leiden des Krieges durchzustehen.“¹⁷ –

Das ist noch zu zahm ausgedrückt. Die Blasphemie der Kriegstheologie bestand generell darin, in Trost und Mahnrede parallel zur Bibel den Ablauf der deutschen Nationalgeschichte als zweite Offenbarungsquelle der Verkündigung anzunehmen, ja, die

Nationalgeschichte als dominierendes Interpretament alt- und neutestamentlicher Texte einzusetzen; und das wirkte sich bei den „Deutschen Christen“ bis 1945 aus.

Der von mir hier vorgelegten, erheblich dimensionierten Aufarbeitung der deutschen, insbesondere der protestantischen Kriegstheologie des Ersten Weltkriegs liegt eine konstruktivistische Erkenntnis zum Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit zugrunde, die in den letzten Jahrhunderten der Neuzeit auch unter den Dichtern und Denkern viele Vorläufer gefunden hat – etwa Wilhelm von Humboldt (1767–1835) und Friedrich von Schiller (1759–1805)¹⁸, auch Rainer Maria Rilke (1875–1926, in seinem eminenten „Sonett an Orpheus“ II, 4):

„O *DIESES* ist das Tier, [...]
 Zwar *war* es nicht. Doch weil sie's liebten, ward
 ein reines Tier. Sie ließen immer Raum. [...]
 Sie nährten es mit keinem Korn,
 nur immer mit der Möglichkeit, es sei.
 Und die gab solche Stärke an das Tier, /
 daß es aus sich ein Stirnhorn trieb. Ein Horn.“¹⁹

Wirklich explizit hat diese Erkenntnis zuletzt Nelson Goodman in der Nachfolge Ernst Cassirers (1874–1945) in „*Ways of Worldmaking*“ (1978) gemacht²⁰, dass nämlich – um eine pointierte Formel von Joanna Jabłkowska zu gebrauchen – „die politische Wirklichkeit als Produkt der Sprache zu denken ist, und nicht umgekehrt die Sprache als Abbild der [politischen] Wirklichkeit“.²¹ Aus allem, was in der Kriegstheologie gesagt wurde, ging „in bemerkenswerter Weise“ *etwas* hervor²², weil es mehr oder weniger zu einer falschen Welterzeugung diente oder dienen sollte. In dieser Einsicht widmet sich meine Untersuchung den 1914–1918 von der Kirche mitverantworteten und mitgetragenen Sprachverbrechen, die zu einer „verheerenden Verformung“ der ethischen und humanen Gesinnung des Friedenswissens und dann zur Verwirklichung ungeheuerlicher Kriegsgräueltaten beigetragen hat. Worte verschulden – freilich durch die vom Wort beeinflussten „Instanzen“ vermittelt – Taten, die von Worten begleitet wiederum neue Taten verschulden, und so fort, und dadurch wie das in Rilkes Sonett „ausgetriebene Horn“ Welten, furchtbare Welten erzeugen, furchtbare „*Word-Works-Worlds*“.²³ So werden „aus dem falschen Gebrauch der Sprache [...] die Katastrophen der Menschheit geboren“ (Jabłkowska).²⁴ Indem Worte als „Versteckworte“, als „Ornamente“ fungieren, dienen sie als entscheidende Hilfsmittel zur „Abtötung der Vorstellungskraft“ und werden in dieser Isolierung von der Realität politisch umgesetzt.²⁵ In diesem Sinn forderte Karl Kraus deshalb, man müsse „ihn [= den Menschen] die Verlebendigung der Redensarten lehren. [...] Wenn die Menschheit keine Phrasen hätte, brauchte sie keine Waffen.“²⁶ Diesen so zu verstehenden Sachverhalt, dass zumal die furchtbare politische Wirklichkeit als Produkt der Sprache zu gelten hat, erkannte auch Martin Luther für seine eigenen „Widder die Mordischen vnd Reubischen Rotten der Bawren“ (1525)²⁷ gehaltenen Reden an. Das „Ornament“ seiner Obrigkeitstheologie isolierte von der Realität der sozialen Missstände der Bauernschaft. Das Tun des Ungeheuerlichen wurde durch die Ermächtigung der Obrigkeit möglich und „fiel auf des Erfinders Haupt zurück“²⁸:

„Praedicatores maximi sunt homicidae, quod exhortantur magistratum ad suum officium, ut puniant sones. Ich, M[artin] L[uther], hab im affrur alle baurn erschlagen, dann ich hab sie heissen tod schlagen; all ir blut ist vf meinem hals. Aber ich weis es vf vnsern Herrgott, der hatt mir das zureden befohlen.“²⁹

Ebenso ließ Georg Büchner (1817–1837) in seinem Drama „Dantons Tod“ (1835) den inhaftierten Deputierten Mercier zwei anderen inhaftierten Deputierten, Lacroix und Danton, auf dem Korridor des Luxembourg ins Gewissen reden:

„Geht einmal euern Phrasen nach, bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden. Blickt um euch, das alles habt ihr gesprochen; es ist eine mimische Übersetzung eurer Worte. Diese Elenden, ihre Henker und die Guillotine sind eure lebendig gewordenen Reden.“³⁰

„Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner“, warnte Heinrich Heine (1797–1856) hinsichtlich der „Kantianer, Fichteaneer und Naturphilosophen in Deutschland“.³¹

Es darf freilich nicht bestritten werden – und auch dies möge hier von mir, der ich mein Land und meine Kirche liebe, am Anfang deutlich hervorgehoben sein –, dass es auch ein anderes Wort, eine andere Kirche gab, die die furchtbaren Weltschöpfungen rückgängig zu machen versuchte und übrigens in ihrer Kritik an der damaligen Kriegstheologie unsere heutige Kritik nicht nur retrospektivisch erscheinen lässt: vereinzelte „renitente“ Theologen wie Christoph Blumhardt d.J. (1842–1919), Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966)³² und ein Pfarrer wie Rudolf Schlunck (1871–1927), der mit Berufung auf Jes. 59 das „politische Rechts- und Wahrheitszeugnis der Predigt für unabdingbar hielt“³³ und „das freie Wort erkämpfte“.³⁴

Schlunck sah Gott und den Krieg als „schneidende[n] Gegensatz“ an³⁵; der Krieg habe das „folgeschwerste endgültige Aergernis am Namen Jesu Christi in die Wege geleitet“.³⁶ Auch wenn Schlunck in seiner „Feldpredigt zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar 1915 über Sprüche 14, 22“ die massiv monarchistischen Töne des Gottesgnadentums anschluss und vom einheitlichen Nationalbewusstsein im Krieg sogar als einer angebrochenen „heiligen deutschen Stunde“ sprach³⁷, wandte er sich dennoch gegen die deutsch-nationale Erwählungsgewissheit, von Gott in den Krieg gesandt worden zu sein. Er sprach es aus: Dieser Krieg sei im Gegenteil nichts weiter als der „auf allen Seiten wohl vorbereitetste, den die Weltgeschichte kennt“; er sei lediglich die letzte Konsequenz des mit dem modernen Nationalismus über die europäischen Völker „unaufhaltsam hereingebrochene[n] Verhängnis[ses].“ Die einzig passende Antwort, die man auf die Kriegsschuldfrage geben könne, sei die Vaterunser-Bitte „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern“.³⁸ In seiner im Mai 1915, zu Pfingsten gehaltenen Predigt – Italien war zu diesem Datum in den Krieg gegen Österreich-Ungarn eingetreten – distanzierte er sich ebenfalls klar von den nationalisierten Gottesvorstellungen, auch von der Begrifflichkeit des „deutschen“ Gottes. Das Wort Gottes sei „nicht deutsch, nicht belgisch, nicht englisch, nicht französisch, nicht italienisch“, sondern „Gottes Wort [...], den Sündern der Welt zur Erleuchtung gegeben.“ Wer sich über die „italienische Schandtät“ errege, müsse bedenken, in welchem Maße er selbst „dem nationalen Nutzen zu Liebe das Opfer des

Wortes Gottes gebracht“ habe. In „völliger Perversität“ und Verdrehung der völkerverbindenden Verkündigung der großen Taten Gottes am ersten Pfingstfest [Apg. 2, 11] sei der jetzige Weltkrieg das Ergebnis „grausiger Orgien nationaler Verhetzung“; er sei die Folge „nationaler Selbstsucht“, das Resultat „unverantwortlicher nationaler Geschichtsschreibung und Erziehung, die den „einzelnen Völkern die Herzen verfinstert“ habe.³⁹

Das waren jedoch Predigten einer kleinen Minderheit, in welcher ein Wort erklang, eine andere und bessere Erbschaft, in der die Wahrheit der Verkündigung „nicht umgebogen“, sondern das „Wort des Friedens, der Buße und der Versöhnung“ laut wurde, wie etwa das Kriegsgebet Schluncks zeigt, in welchem er den deutschen Bruch des Völkerrechts gegenüber Belgien als Ausdruck einer tief eingewurzelten „Mißachtung des Rechtes“ verurteilte. Deutschland habe – ebenso wie die anderen europäischen Völker – in „Willkürfreiheit“ seinen eigenen Weg nach Macht und Ehre gesucht, anstatt dem Reich Gottes zu dienen.⁴⁰ Das Wort dieser Minderheit⁴¹ richtete sich gegen jedwede Nationalisierung der Theologie: gegen ein auch heute noch drängendes Problem, das nach Yuval Noah Harari sogar einen Dritten Weltkrieg auslösen könnte⁴²; es vermochte aber „nur sehr selten das Ohr des landläufigen Nationalprotestantismus [zu] erreichen.“⁴³ Gleichwohl: über diese andere unerschrockene Kirche gilt es, auch immer wieder zu berichten. Ein französischer Offizier beobachtete Weihnachten 1914 durch sein Fernglas, wie ein Feldprediger mit Wort und Tat ein Zeichen setzte; er vollbrachte für eine Weile gleichsam das Wunder Jesu der Sturmstillung (Matth. 8, 23 ff. Parr.), indem er an den vordersten Frontlinien todesmutig über die Schützengräben hinweglief und Festchoräle anstimmte, so dass „Wind und Wogen“ des Feuers sich legten und „man vergessen“ konnte, „daß man hier“ war, „um zu töten.“⁴⁴

* * * * *

Die deutsche Kriegstheologie stellt freilich nur einen Ausschnitt aus dem Stimmengewirr der europäischen Belfifizierung des Christentums dar. Leopold von Wiese (1876–1969) konstatierte 1917, dass „gegenwärtig [...] alle Kirchen in Europa den Eindruck von reinen Staatsanstalten [machen], die mit ihren geistlichen Mitteln die Aufgabe haben, politisch-kriegerische Zwecke zu fördern.“⁴⁵ Die deutsch-protestantische Variante war hierin allerdings die extremste und in ihrer Verstiegenheit die bedeutungsvollste, daher zugleich auch diejenige, anhand derer sich am besten darstellen lässt, was nationalistische Kriegstheologie ist. Das hatte ich schon als gymnasialer Oberschüler gegargewöhnt, nachdem ich eine Ausgabe der Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848) in die Hand bekommen und in ihr blätternd zufällig auf die Montagsstrophe ihres Gedichtes „Des alten Pfarrers Woche“ (1835) gestoßen war. „Warum denn ausgerechnet ein Pfarrer?“, fragte ich:

„Im Triumph muß er sich denken
Mit dem Kaiser und dem Staat,
Sieht sich selbst den Säbel schwenken,
Fühlt sich selber als Soldat. –
Aber draußen klappern Tritte,
Nach dem Pfarrer fragt es hell,

Der, aus des Gefechtes Mitte,
 Huscht in seinen Sessel schnell.
 ‚Ei! Das wären saubre Kunden!
 Beichtkind und Kommunikant!
 Hättet ihr den Pfarr’ gefunden
 Mit dem Säbel in der Hand!‘⁴⁶

Was man nun unter „deutsch-nationaler Kriegstheologie“, den Folgen „alter, böser Erbschaften“ zu verstehen hat, veranschaulichen einleitend am ehesten zwei Beispiele. August Lomberg beginnt seine „Schulpräparationen zu deutschen Gedichten“ von 1912 mit Karl Simrocks „Drusus’ Tod“, in welchem die beiden letzten Zeilen lauten: „*Also wird Gott alle fällen, / die nach Deutschlands Freiheit stellen!*“⁴⁷ – eine klare Anspielung auf Bibelverse wie Jes. 40, 11; 62, 12 und Dan. 2, 44 etc., die Israels Erwählungsstatus deklarieren, nun aber auf Deutschland übertragen werden. Dass dies so geschehen konnte, hatte mit den geistigen „alten, bösen Erbschaften“ Deutschlands zu tun. So auch im folgenden Beispiel: Walter Flex (1887–1917), als „Priester-Dichter“ apostrophiert⁴⁸, schreibt am Totensonntag 1914 in seinen „Gedanken und Versen aus dem Felde“, dass aus dem Blut der gefallenen deutschen Soldaten die sakramentale Substanz des Abendmahlsweins bestehe: „*Aus deutschem Blut ist Christi Wein bereitet*“⁴⁹ – eine präfaschistisch-theologische Voraussetzung der Alfred Rosenberg’schen Forderung, das nordische Blut habe die „alten Sakramente“ zu ersetzen.⁵⁰ An den beiden zitierten Spitzensätzen wird deutlich, worin die „alten, bösen Erbschaften“ im Kern bestanden: aus der häretischen Nationalisierung der biblischen Botschaft, wobei zur Definition von „Nation“ nachzutragen ist, dass der ursprünglich aus dem Französischen stammende Ausdruck *Nation* „ein revolutionärer und freiheitlicher Begriff“ ist, der sich „keineswegs gegen andere Nationen richtet“, sondern „das Menschheitliche einschließt und innerpolitisch Freiheit, außenpolitisch Europa meint.“⁵¹ Hiergegen wurde (und wird inzwischen auch wieder vermehrt) im Deutschen „national“ im Sinn von „völkisch-antieuropäisch“ verwendet.⁵² In der vorliegenden Untersuchung verstehen wir deshalb den Terminus „Nationalismus“ in dieser traditionell verderblichen Einengung, wenn wir im Folgenden die „Nationalisierung“ der biblischen Botschaft in der protestantischen (wie katholischen) Kriegstheologie analysieren.

1) Karl Kraus erschrickt über den bei der Hinrichtung Battistis in die Kamera lachenden Theologen

Mein verspäteter „Nachruf“ soll an den „*Nachruf*“ erinnern, den Karl Kraus 1919 zum Ersten Weltkrieg verfasste – eine für den sich eher kürzer fassenden, häufig aphoristischen Stil, den man von Karl Kraus (1874–1936) gewohnt ist, unvertraut lange, ungefüge Abhandlung, gleichsam ein Bandwurmsatz „ohne Punkt und Komma“ von über sechzig engbedruckten Seiten. Auf ihnen lässt Kraus in kaum zu Atem kommenden Assoziationsreihen alles das an historischen Fakten und persönlicher Empörung herausprudeln, was ihn 1914–1918 zutiefst entsetzt hat⁵³: wie etwa das Photo von der Hinrichtung Cesare Battistis, der sich am 12. Juli 1916 vor der „Galgenprozedur“ noch die österreichische Volks-

hymne anhören musste.⁵⁴ Dort sieht man den dienstverpflichteten „sogenannten Seelsorger“, wie er nach der Exekution Battistis, der den ersten Versuch der Hinrichtung am Würgegalgen wegen eines technischen Defekts (die eingeseifte Hanfschlinge riss) überlebt hatte, in einer Runde von applaudierenden und feixenden Zuschauern in die Kamera lacht ...⁵⁵ Ich gestehe, dass ich mich bei der Verarbeitung dessen, was aus den Texten und Bildern von vor rund einhundert Jahren auf mich einstürmte, vor die gleichen Probleme wie Karl Kraus gestellt sah, ohne Punkt und Komma zu schreiben. Ich dachte auch an „Siggi Jepsen“, der in der „Deutschstunde“ zuerst lieber ein leeres Heft abgab, dann aber endlos „an seiner Strafarbeit strickte“.⁵⁶ Der schrille Chor der Rauschworte wie der Schmerzens- und Verzweiflungsschreie setzte ein, und ich wurde der Ungeheuerlichkeit dieses Krieges, der „Verheerung Europas“, der Selbstverstümmelung des europäischen Gesichtes⁵⁷, des Auseinanderreißen von Ethik und Ästhetik, sowie der Vor- und Nachgeschichte des Krieges bis 1945 nur so Herr, dass ich mit originaltextlichen Belegen und Analysen oft ganz ins Einzelne ging und bei diesem „Trauerprozess“ die Zeichen meiner eigenen affektiven Anteilnahme (obwohl ich doch in erster Linie die Quellen sprechen lasse) nicht immer zu verbergen vermochte.⁵⁸ Ludwig Börne lobte freilich den Historiker, der gehasst, was „hassenswürdig“, geliebt hat, was „liebenswert“ war.⁵⁹ Der empörte Karl Kraus beteuerte, dass er nur „male“ und „erfinde“, was wirklich geschehen und gesprochen worden sei:

„Die unwahrscheinlichsten Taten, die hier gemeldet werden, sind wirklich geschehen; ich habe gemalt, was sie nur taten. Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate. Sätze, deren Wahnwitz unverlierbar dem Ohr eingeschrieben ist, wachsen zur Lebensmusik“⁶⁰ – „Zitiere ich sie aber, so glaubt man, ich hätte den Text gefälscht.“⁶¹

Erich Kästner dichtete noch 1929: „[...] Sie glauben, der Ausspruch sei nie gefallen, / sondern erfunden oder entstellt?“ und konstatierte im Rückblick, dass es das „Schlimmste an diesen Zitaten allen“ sei, dass man sie „für möglich“ halte.⁶²

Angesichts dessen habe ich mich bemüht, „eher analog zur Photographie als zur Malerei“ (Enzensberger)⁶³ zu verfahren. Meine „Photographie“ ist das Zitat. Das Ungeheuerliche gebe ich (möglichst auch jedesmal anhand des originalsprachlichen Textbelegs) nicht bloß mit meinen eigenen Worten wieder, sondern immer auch als wortwörtliches Dokument⁶⁴, soweit es mir mithilfe mehrerer Universitätsbibliotheken und pdf-Dateien des Internets (ich konnte hierfür vor allem auf französischsprachige Portale und Verlage wie „hachette Livre“, „BnF“, „gallica“⁶⁵ zurückgreifen) zugänglich war. Diese ausführliche und möglichst originalsprachliche Zitationsweise ist deswegen erforderlich, weil man für eine genaue Analyse – nach Michail M. Bachtin

„eine fremde ideologische Welt [...] nicht adäquat abbilden [kann], ohne sie selbst zum Vorschein zu bringen, ohne ihr eigenes Wort zu erschließen. Denn das für die Abbildung einer spezifischen ideologischen Welt tatsächlich adäquate Wort kann nur ihr eigenes Wort sein, wenn auch nicht allein, sondern in Verbindung mit dem Autorwort.“⁶⁶

Eine Aufarbeitung von Geschichte zu einem solch' hochsensiblen und in die europäische Historie schmerzlich tief eingeschnittenen Thema wie dem des Ersten Weltkriegs ist ohne Belegfülle, ohne die in jedem Einzelfall deutliche Angabe des bibliographischen Fundortes und ohne die wie in heutigen Fernseh- und Radioreportagen „mitlaufende“ Originalsprache (mit einer Unzahl von Fußnoten) aus Gründen zwingend erforderlicher Authentizität kaum mehr zu rechtfertigen.⁶⁷ In einer Situation immer noch nachwirkender Risse und Verletzungen aus dem Kontinuum von 1914–1945, sowie von Versuchen, Kriegsverbrechen als „Kinder ihrer Zeit“ zu exkulpieren, erscheint es mir außerdem im Zusammenhang heutiger Kriegsverhetzungen unumgänglich, den Leser hautnah mit möglichst vielen, furchtbare Welten erzeugenden Stimmen beider Frontseiten zu konfrontieren: auch hier in möglichst jedem Einzelfall nachprüfbar und originalsprachlich. (Texte aus der damaligen Entente wurden im Deutschen meist ohne Angabe des Fundorts zitiert.⁶⁸)

In diesem Zusammenhang der Zitation könnte manch' ein Leser an der Tatsache Anstoß nehmen, dass ich für meine Recherche auch Textkompendien aus 1933 ff heranziehe, die von manchen Bibliotheken nur nach genauerer Rückfrage, bzw. mit Widerständen, Bedenken und Auflagen ausgeliehen werden.⁶⁹ Ich war jedoch wie so viele ältere Historiker⁷⁰ der Ansicht, „möglichst viel beglaubigtes Tatsächliche nach allen Richtungen sammeln zu sollen“, was allerdings den Eindruck des Zuviel an Originalzitationen erweckt – und den Leser überbeanspruchen könnte, auch wenn dieser erwarten darf, dass ihm nicht ein Zuwenig an Stichproben geboten wird.⁷¹ Die von mir gehäuft eingelagerten Textbelege und Exzerpte stehen ausschließlich im Dienst der möglichst breiten wissenschaftlichen Erfassung der damaligen kriegsideologischen Gesamtlage und ihrer kriegsaffirmativen Manipulationstechnik.

Mit der Geltendmachung meiner Untersuchungs- und Darstellungsmethode will ich nicht behaupten, dass andere Zugänge zu den Sprachverbrechen der Kriegspropaganda und damit auch der Kriegstheologie weniger ertragreich wären. Packender und aufwühlender schreibt gewiss Karl Kraus in seiner kaleidoskopischen Aufreihung im Nachruf von 1919 oder in dem „revueartigen“, „panoramatischen“ Überblick über die Ereignisse in seinem „Riesendokumentarstück“ zu den „letzten Tagen der Menschheit“.⁷² Dasselbe dürfte auch für Kriegstagebücher wie das des Friedensnobelpreisträgers Alfred Hermann Fried (1864–1921)⁷³ oder Wilhelm Muehlons (1878–1944) oder für Anthologien wie die „Innenansichten eines Krieges“ von Ernst Johann (1909–1980) gelten, die man einfach auf sich wirken lassen kann, ohne den Wirrwarr der Schrecknisse in das Kognitive wissenschaftlicher Analysen zu überführen und durch ihre Sezierung womöglich noch zu zerreden. Andererseits ist doch zu überlegen, wie man am Ehesten nicht von der Hoffnung lässt, dass man aus der Geschichte lernen kann⁷⁴, und „wie“ man am Besten die Erkenntnis Theodor W. Adornos beherzigt, dass in der Erziehung das Ungeheuerliche in die Menschen eindringen muss, damit die Möglichkeit seiner Wiederholung nicht fortbesteht.⁷⁵ Ist dieses „Wie“ dann nicht eher in einer ganz nah an den Dokumenten selbst orientierten Analyse umzusetzen? Ich meine es, weil das „Naturbelassen“ der Zitate sich der Chance begibt, in die Verführungstechnik von Sprachverbrechen einzudringen, und bei einer dramaturgisch effektvollen Würfelung von Einzelszenen – wie im Kraus'schen Riesendokumentarstück – die Verharmloser und Beschwichtiger immer ihrem Verdacht

der Übertreibung, der poetischen Lizenz, der Stilisierung freien Lauf lassen können. So bleibt es dabei, dass die bei Sprachverbrechen angewandten redetaktischen Mechanismen einer sie aufdeckenden Analyse nicht entgehen dürfen.

2) Absicht und Methode, Übersicht und Aussicht der vorliegenden Untersuchung

Ein sachlich gegebenes Anliegen meiner Untersuchung ist – wie schon oben gesagt – der forschungsgeschichtliche Umstand, dass es in der aktuellen Zentenar-Literatur zum Ersten Weltkrieg insbesondere an einer zentral wichtigen Aufarbeitung der Sprachverbrechen der protestantischen Kriegstheologie mangelt. Es fehlt eine Untersuchung zur agitativen, verblendenden Wortkunst ihres angriffslustigen Nationalismus'. Desiderat ist noch immer insbesondere eine rezeptionsästhetische Untersuchung darüber, wie 1914–1918 vorhandene kriegsaffirmative, amoralische, blasphemische Denkmuster aufgegriffen und rhetorisch (d. h. mit Mitteln der *ars oratoria*⁷⁶) sowie ikonographisch (Bild, Photo, Film) derart ästhetizistisch aufbereitet und eingesetzt wurden, dass sie kriegsdissidente, widerständige geistige Zivilisationsvorgaben manipulatorisch entkräften, umbiegen und den Krieg – im Gegensatz zu dem, was er als Ungeheuerlichkeit wirklich ist – als etwas unbedingt Heilsnotwendiges und Welterlösendes erscheinen lassen konnten. Es ist nicht abwegig, in dieser auffälligen Bestrebung den Prozess eines antizivilisatorischen Aufbegehrens zu sehen, den Adorno 1966 mit Hinweis auf Sigmund Freuds (1856–1939) Abhandlung „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930) auf die permanente Triebunterdrückung infolge moralischer Kulturleistung zurückführt.⁷⁷ Wir werden *diesen* psychologischen Ansatz hier nicht weiter verfolgen, sondern an einer anderen Stelle tiefer graben: nämlich bei den von Fremdenhass aufgeladenen nationalen, identitären „Ursprungsmythen“ (Paul Tillich⁷⁸). Albrecht Koschorke hat einleuchtend dargestellt, dass die Kriegsgründe nicht von der Verschiedenheit der Kulturen und Ethnien ausgehen, sondern dass solch' kulturelles „Rohmaterial“ nur dann zur Abgrenzung, zur mörderischen Differenzbildung beiträgt, wenn soziale und ökonomische „Attraktoren“ (wie etwa der Kampf um Ressourcen), um ihre Kriegsziele zu erreichen, dieses identitäre Material „nachträglich“ (sekundär und tertiär) zur Kriegsmotivation aufwerten und instrumentalisieren⁷⁹, die Kriegsnotwendigkeit also damit „ausschmücken“. Man darf davon ausgehen, dass bevorzugt Theologen dafür prädestiniert waren, identitäres Kulturmateriale, wie Glaube, Religion, „Ursprungsmythen“ sprachlich, musikalisch und ikonographisch in Gang zu setzen und auszugestalten. So brütete man auch 1914–1918 zum Zweck einer immer stärker, immer feindseliger und fanatischer werdenden Mobilisierung eine eigentlich dem Ressourcenkampf nur ornamental hinzugesetzte „Differenzsemantik“, eine „schwarze Magie“ von Wort-, Bild- und Musikkunst aus, die schließlich das Unternehmen zweier Weltkriege und den Holocaust mitverschuldete. Die hierfür genau abgestimmten ästhetizistischen Vorgänge, die dann abliefen, sind, weil sie auch heute noch nach demselben Muster betrieben werden⁸⁰, zu analysieren, um jeglicher Wiederholung des Ungeheuerlichen entgegenzuarbeiten. „Man muss“, so fordert Adorno,

„die Mechanismen erkennen, die die Menschen *so* machen, daß sie *solcher* Taten fähig werden, muß ihnen selbst diese Mechanismen aufzeigen, um zu verhindern trachten, daß sie abermals *so* werden, indem man ein allgemeines Bewußtsein jener Mechanismen erweckt.“⁸¹

Wie Walter Benjamin (1892–1940) und Karl Kraus erkannten, vollzog sich die Ästhetisierung des Krieges im Anschluss an den europaweit verbreiteten Ästhetizismus. Schon Ludwig Börne (1786–1837) hatte in seinem „Menzel[,] der Franzosenfresser“⁸² auf solchen Kriegsästhetizismus hingewiesen, freilich noch ohne den Begriff des „Ästhetizismus“ zu verwenden. Aber er hatte dargelegt, wie das Gefühl des Patriotismus – „angeboren, natürlich und heilig“ – instrumentalisiert, „gemäßbraucht“ wurde, wie man der „Liebe zum Vaterland“ eine „falsche Bedeutung aufschwatzte“, um die Völker aneinander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken.“ Er wandte ein: „Man handelt nur *schön* für das Vaterland, wenn man das Gerechte will.“⁸³

„Wie hätte denn je ein Eroberer entstehen, wie hätte je der Fürst eines Landes sein Volk so dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben seiner Raubsucht und seinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falsche Bedeutung des Patriotismus aufzuschwatzen verstanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland hassen, heiße sein Vaterland lieben? [...] Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt selbst diese in ihren Augen.“⁸⁴

Der Ästhetizismus aber in seinem Bestreben, das ethisch Ungeheuerliche „ehrgeizig“ und „verlogen“ mit sinnverkehrtem „Edlem“, Ästhetischem zu rechtfertigen, eskalierte 1914–1918 in einem solchen Maße, dass Walter Benjamin 1935 behaupten konnte, die Menschheit sei schließlich derart selbstentfremdet worden, dass sie „ihre eigene Vernichtung als ästhetischen Genuß ersten Ranges“ erlebe.⁸⁵ Karl Kraus konstatierte 1916, dass die ästhetizistische Verhetzung durch die ab 1914 vom Staat beaufsichtigte Kriegspresse, kirchliche Kriegspredigt, konjunkturelle Kriegsliteratur und –lyrik keinen Erfolg gezeitigt hätte, „wenn es nicht schon längst gelungen wäre, durch falschen Geist das Volk zu verderben.“⁸⁶ Kraus war überzeugt davon, dass ohne diesen „falschen Geist“ und

ohne diese „Dichter und Denker“, ohne diese „wortbereite Unzucht, die den Morgen und den Abend schändet [...], ohne ihr Dasein, ohne ihre grausamste antikulturelle Wirkung, neben der keine Geistesmacht der Zeiten standhielt, dieser Krieg der berauschten Phantasiearmut nicht entbrannt und nicht ins Überunmenschliche entartet wäre. Denn welches Unmaß von Greueln würde an diese Barbarei der Bildung hinanreichen und wäre durch sie nicht bedingt?“⁸⁷

Jahrzehnte später, im August 1941, verwies auch Thomas Mann in einer Radioansprache an „Deutsche Hörer“ bezüglich des nationalsozialistischen Vortrefflichkeitswahns auf die riesige Summe des Ungeistes, auf die „lange, schlimme“ Vorgeschichte deutscher Bildungstradition: „Sie reicht weit zurück, sie ist zuerst interessant und wird dann immer gemeiner und gräßlicher.“⁸⁸ Woraus dieser „Ästhetizismus“ bestand, wie sich dieser im Krieg als „wortbereite Unzucht“ äußerte und sich zur Kriegsmobilisierung in den rezeptions-

ästhetischen Prozess der europäischen Gesellschaft einbrachte, soll nun im Folgenden näher erläutert werden.

a) Beschreibung und Begriffsdefinitionen des rezeptionsästhetischen Prozesses

Zunächst also: Was ist unter dem Begriff „Rezeptionsvorgabe“ zu verstehen? Mit diesem Thema hatte sich schon Charles Baudelaire (1821–1867) im 19. Jahrhundert beschäftigt. Er bezeichnete in der ersten „Oxford Vision“ seines Buches „Les Paradis artificiels“ das menschliche Gehirn als ein „Palimpsest“:

„Was anderes ist wohl das menschliche Gehirn, als wie ein ungeheures natürliches Palimpsest (*une palimpseste immense et naturel*)? Mein Gehirn ist ein Palimpsest, und das deine ebenfalls, Leser. Unzählige Schichten von Ideen, von Bildern, von Empfindungen (*des couches innombrables d'idées, d'images, de sentiments*) sind nacheinander auf dein Gehirn niedergesunken (*sont tombées successivement sur votre cerveau*), so linde wie das Licht. Es schien, als begrübe eine jede ihre Vorgängerin (*Il a semblé que chacune ensevelissait la précédente*). In Wirklichkeit jedoch ist keine umgekommen (*Mais aucune en réalité n'a péri*).“⁸⁹

Solches „Palimpsest“ beschrieb Baudelaire nicht als ein „phantastisches, groteskes Chaos“ (*chaos fantastique, grotesque*), sondern als „ein Konzert“ von Einzelwissen und -erfahrungen, das sich „ob nun angenehm oder schmerzlich, so doch jedenfalls logisch“ arrangiert, organisiert und „mit starkem Griff eine Harmonie unter den verschiedenartigsten Elementen herstellt (*une harmonie parmi les éléments les plus disparates*).“⁹⁰ Die gleichsam auf ein zunächst leeres Pergament übereinander geschriebenen Schichten von Gelerntem, Erfahrenem und abgelaufenem Triebgeschehen bilden für Baudelaire aber kein Ensemble von gleich wachen Bewusstseinszuständen, sondern von sich immer weiter aufhäufenden Ablagerungen, von denen die älteren „verbleichen, sich verdunkeln (*se fanent et s'obscurcissent*) und sich mit Vergessen bedecken können (*recouvertes d'oubli*).“⁹¹ Sie formen also nie ein abgeschlossen bleibendes Ganzes, sondern bilden im Fortschreiten des Lebens einen immer wertmobil bleibenden Referenzrahmen für das Denken und Handeln von Individuen und somit auch von Gesellschaften. Moderne Autoren wie Yuval Noah Harari (2018) sprechen hier verschärft von einem „Identitätsportfolio“ (*identity portfolio*), einem Bündel mehrerer Identitäten (d. h. wir Menschen sind keine Individuen, sondern „Dividuen“, *dividuals*), von denen von Fall zu Fall der eine oder der andere Teil überwiegt, womit jederzeit die Möglichkeit eines Einstellungswechsels gegeben ist.⁹² Goethe hatte hierzu in seiner „Ersten Epistel“ vertreten, dass nicht das Wort allein, sondern zuvörderst die Erfahrung nötig sei. Da sich jeder bloß selbst aus Worten vernehme und aus Büchern herauslese, sei es nicht möglich, „durch Schriften des Menschen / Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden“, denn „es bildet / Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte“.⁹³ Eine Werteverschiebung auf persönlicher wie gesellschaftlicher Ebene kann also, wie Goethe richtig erkannte, initiiert werden, wenn infolge der Herausforderung durch neue Erfahrungen (Impulse, Irritationen, Kontinuitätsstörungen, lebensweltliche Erschütterungen) und Entdeckungen alternative Denk-

muster plötzlich überzeugend erscheinen. Doch gibt es, worauf Schopenhauer bestand, auch den Modus des intellektuellen Unterschlagens und des gewaltsamen „Sich aus dem Sinn Schlagens“, sowie des „Sich in den Kopf Setzens“.⁹⁴ Ricarda Huch erinnerte 1916 im Krieg daran.⁹⁵ Nun kommt es darauf an, ob sich diese „Neuankömmlinge“ im Tauziehen mit den schon ansässig gewordenen Vorstellungen das Übergewicht erkämpfen, sich als „reframing“ des Gelernten auswirken. Das kann zu neuen inneren Kompromissen führen, den Erwerb viabler Wissenskonstruktionen ermöglichen oder eine radikale Wende einleiten und eine Willens- und Haltungsumschichtung im „Dividuum“, Doppel- oder Mehrfachprofil des Rezipienten hervorrufen.⁹⁶ Der niemals ganz monolithisch sedimentierte persönliche wie gesellschaftliche Referenzrahmen kann jederzeit destabilisiert und auf- und umgebrochen werden. Bei Robert Musil (1880–1942) etwa erfolgte 1914 ein Umschlag im Widerspruch zu bislang vertretenen ethischen und ästhetischen Werten; er wurde vorübergehend zum Kriegsbefürworter.⁹⁷ Bei Ernst Toller (1893–1939), der sich 1914 wie viele andere ebenso als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte, verlief der Umschwung 1915 nach wenigen „Urerlebnissen“ im Stellungskrieg in die Gegenrichtung; er wurde zum Pazifisten.⁹⁸ „Der erste Tote zertrümmerte die[...] Überzeugung“, heißt es einmal bei Remarque.⁹⁹ Musil hat den Begriff des „Möglichkeitsmenschen“, den des „Gegenmenschen in sich“ geprägt.¹⁰⁰

Wenn es dann situationsabhängig, an einschneidende Ereignisse gekoppelt zu einer geistigen Umwälzung, zu einem mentalen Umsturz wie eben im Krieg kommen soll (zu einem allgemeinen Kriegswillen), heißt das, dass, wie Walter Benjamin formuliert hat, solch' ein Prozess nur durch „mittelbare“ Rezeption ablaufen kann, d. h. „im Medium“ von bereits geleisteten geistigen Produktionen, die einerseits anbahnende Vorgänger dieser Umwälzungsidee enthalten, andererseits aber auch ihre Kontrahenten, ihre geistigen und mentalen Widersacher beherbergen.¹⁰¹ Die durch Propaganda „in Angriff“ genommene geistige Umwälzung muss sich im Spannungsfeld des abrufbaren, immer gegensätzlichen Gedankenguts mit den ihr günstigen und ungünstigen Voreinstellungen, Prämissen, kulturellen Vorbereitungen, die sowohl im persönlichen wie gesamtgesellschaftlichen Bereich angesiedelt sind, auseinandersetzen und arrangieren. Jeder Agitator, der seine Idee, oder jede politische Gruppierung, die ihre Gesinnung als allgemeingültig durchsetzen will, muss den geistigen Traditionsfundus der Rezipienten berücksichtigen.¹⁰² In der Erzeugung der von ihm einzubringenden Tendenzprodukte (Text-, Bild- und Tonstoffe) muss er sich dem Dialog mit dem Rezipienten stellen, dem Dialog mit dessen Vorrat an Vorinterpretationen, Denkvoraussetzungen und vollzogenen Erlebnisprozessen. Um eine Umwälzungsidee auf eine möglichst hohe Akzeptanz treffen zu lassen, muss der Agitator „rekursiv“, „pfadabhängig“ vorgehen, d. h. die dieser Idee günstigen, verwandten Prämissen im Rezipienten verstärken, er muss hierzu, wie Goethe in der Ersten Epistel sagt, „schmeicheln“¹⁰³ und die ihr entgegenstehenden Erfahrungen, Erinnerungen, Denkgewohnheiten präventiv abzuschwächen versuchen.¹⁰⁴

Zwei Beispiele zur Veranschaulichung dessen, was wir meinen, seien genannt. Trotz entsetzlicher Verluste wurde die Schlacht von Verdun nicht abgebrochen. Schon „in der Lehre vom Leben als Kampf ums Dasein und dem Glauben an die züchtende Wirkung eines harten Kampfes besaß der Wille, bis zum Äußersten zu kämpfen, eine weltanschauliche

Begründung, eine Theorie¹⁰⁵, die das Gemetzel ästhetisierend wirkte. Theologisch wurde die Gelassenheit der obersten Heeresführung vor Verdun aber noch durch die Lehre metaphysiert, dass der gegenwärtige Krieg nicht bloß Resultat aus säkularen, zufälligen politischen Verwicklungen und Reibungen sei, sondern dass sich auf Seiten der Deutschen in der Kampfschlossenheit eine „*unio mystica*“ von menschlichem und göttlichem Willen erweise: in intuitiver, gläubiger Erfassung des Geschichts- und Weltwillens Gottes kämpften die Deutschen als auserwähltes, messianisches Volk gegen das Böse und stritten für die Menschheits- und Welterlösung.¹⁰⁶ – Ein zweites Beispiel: Die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem Römerberg in Frankfurt a. M.¹⁰⁷ wurde von dem damaligen Studentenpfarrer Otto Fricke (1902–1954) in seiner „Feuerrede“ damit ästhetisiert, dass er ihr das Ornat des Autodafé (*actus fidei*) der Bannbulle durch Luther (1520) umhängte. In einem zweiten Satz dekorierte Fricke die Bücherverbrennung mit dem Hinweis auf den Flammentod der reaktionären Schriften auf der Wartburg zu Metternichs Zeiten (1817).¹⁰⁸ Die dissidente, widerständige Auffassung, die zur Kulturschande der Bücherverbrennung auf der Hand lag, der humanistische Hinweis auf den damals noch vielen Gymnasiasten bekannten Abschnitt aus den Schulausgaben von Tacitus’ „*De Vita Julii Agricolae*“, § 2 zur Einäschung des Denkens unter Domitian, woran 1933 etwa Heinrich Mann in einem seiner „Politischen Essays“ erinnerte¹⁰⁹, sollte mit der Ästhetisierung Frickes außer Kraft gesetzt werden. –

Um eine Massenmobilisation für den Krieg hervorzurufen, hatte die affirmative Kriegstheologie 1914–1918 *methodisch* vorzugehen. Dort, wo ihr eine grundsätzliche Abscheu entgegenschlug, musste sie die ihr gesellschaftlich korrespondierenden Rezeptionsvorgaben in den Mittelpunkt ihres Diskurses rücken. Inhaltlich Gegenläufiges, das automatisch wachgerufen wurde – widerständiger Lesestoff, dissidente Wissens-, Assoziations- und Erfahrungsrücklagen – hatte sie dagegen mit einer hierfür manipulativ genau abgestimmten Bearbeitung wie eine feindliche Bastion zu schleifen. Es ist deutlich, dass dieses manipulative Verfahren auf kulturelle Ressourcen in weitestem Sinn zurückgreifen musste, d. h. nicht nur auf das gesprochene und verschriftete Wort, sondern auch auf Bild-dokumente, Kriegsartefakte aller Art und Tonstoffe (wie etwa Militärmärsche), welche die kriegsaffirmativen Texte flankierten. Nur so ließ sich die bei der Lektüre einstellende „*chemical reaction*“ – ein Ausdruck von Owen Sheers für den privatisierenden Rezeptionsvorgang¹¹⁰ – effektiver steuern, vollständiger überwachen und mit größerer Erfolgsaussicht in die kriegsaffirmative Dauererregung eines schon vorhandenen Konformismusbedürfnisses oder erst noch herbeizuführenden Komplimentums hineinmanövrieren. Mithin ist also der konkrete Produktionsprozess von Text-, Bild- und Tonstoffen zu zeigen, mit welchem die den Krieg rechtfertigende und verheiligende, d. h. „ästhetisierende“ Kriegstheologie den ihr passenden, gesellschaftlich gültigen Referenzrahmen für das kollektive Kriegshandeln an der Front wie in der Heimat als alternativlos zu etablieren beabsichtigte: Die ihr günstigen Sinnkontinuitäten aus Althergebrachten, aus Vorlieben und Ressentiments waren beim Rezipienten aufzusuchen, zu stimulieren, „auszuzieren“, sie waren überreizend zu okkupieren. Widersprechende Rezeptionsvorgaben, divergente Gesinnungen und alternative Gegenregungen, Schuldgefühle, Beunruhigungen des Gewissens aber waren mit speziellen Erzeugnissen der Wort-, Bild- und Tonkunst zu beschwichtigen, zu lähmen, abzuschnüren, verhunzend zu verzweigen, zu diskreditieren und zu versperren. Der Rezipient wurde Gefangener, Sklave des Textes. Auch das Sinnlose und Schreckliche des Krieges war

fortwährend in Plausibilität, Glückhaftigkeit, Herrlichkeit und Größe durch spezielle, über-tölpelnde Verfahren der sprachlichen und künstlerischen „Anmutung“ in manipulativer Argumentation, Symbolfindung und Sinnstiftung umzuwandeln. Von einer solchen den Krieg veredelnden, aufstutzenden, „kulinarisierenden“ Umpolung bis hin zur barbarischen Selbstentfremdung, an welcher ab 1914 alle Bereiche der Wissenschaft, Kunst und Kultur teilnahmen, ließ sich auch die Theologie erfassen. War es da bloß von ungefähr, dass Robert Musil, der – im Fokus des Ersten Weltkriegs schreibend¹¹¹ – sich grundsätzlich gegen die Konditionierung und Verflechtung ins Bestehende durch Literatur wehrte, ja selbst kein Buch mehr lesen mochte?¹¹² Er entwickelte, sich bewusst auch von der imperativen Dik-tion Karl Kraus’ absetzend¹¹³, im „Mann ohne Eigenschaften“ einen zur „einflößenden“, manipulierenden Textgattung konträren Schreibmodus¹¹⁴, der mit der Ungenauigkeit und Vieldeutigkeit der Sprache¹¹⁵ „ästhetisch produktiv“ umging, um mithilfe solchen schrift-stellerischen Instrumentariums dem Leser inmitten der politischen Verhältnisse des unter-gehenden „Kakanien“¹¹⁶ einen unübersehbaren Rezeptionsfreiraum zu eröffnen.¹¹⁷

Darzustellen ist demnach, wie die Kriegstheologie vorhandene „Texturen“ im wei-testen Sinn bearbeitete, umformte, aus- und umdeutete, um damit ihre eigenen kriegs-ästhetisierenden Vorgaben konkurrenzlos zu machen und insgesamt zu einer mög-lichst breiten kriegsaffirmativen Massenmobilisation an der Front und in der Heimat zu gelangen.¹¹⁸ Wie tiefgreifend ein solcher Meinungslenkungsprozess, den Sebastian Haff-ner (1907–1999) dann später, 1939, als „Duell“ zwischen Staat und „privatem Ich und seiner privaten Ehre“ bezeichnet hat¹¹⁹, in der Tat sein konnte, hat etwa Renate Finckh (geb. 1926) für die Zeit des Nationalsozialismus wie folgt beschrieben:

„Es ist im Grunde genommen eine Verführung gewesen gegen alles, was an ethischer und humaner Erziehung in uns angelegt war. Diese Verführung halte ich für wichtiger als eine rein äußere Verführung, daß man da mitzumachen hat. Und das war ja auch das, was uns so verheerend verformt hat. Und dabei kommt der zweite Punkt. Im Grund genommen war das eine Verführung zur Abtötung gewisser Persönlichkeitsstrukturen, die wir auch hatten. Unsere Sensibilität, unsere Anlage zum Mitgefühl für andere, das war eine der sehr psychi-schen Potenzen, die zerstört wurden in uns Deutschen, auch in Erwachsenen, aber wahr-scheinlich noch mehr in den Jungen, die Fähigkeit zum Mitgefühl.“¹²⁰

Auf dieses in solchen Rezeptionsprozess eingreifende „Sprachverbrechen“ der „ver-heerenden Verführung und Verformung“ im weitesten Sinn – im manipulativen Umgang mit Rezeptionsvorgaben in den Materialien von Sprache, Bild und Ton – ist im Bezug auf die protestantische Kriegstheologie in Deutschland bisher meist nur summarisch ver-wiesen worden, oder wurde nur in Ansätzen dargestellt. Hier aber liegt das besondere Interesse meiner Untersuchung, die deshalb einen hohen Anteil an Auszügen aus schu-lischen, kirchlichen, philosophischen, klassisch-literarischen, teils kriegsaffirmativen, teils kriegsdistanzierten Quellentexten, Bild- und Tonstoffen sowie an Analysen der von der Kriegstheologie bearbeiteten Rezeptionsgrundlagen oder neu geschaffenen kriegs-konformen Materialien enthält.

* * * * *

Grundlage für die oben erwähnten kriegsaffirmativen theologischen Sprachverbrechen war der um die Jahrhundertwende europaweit herrschende *Ästhetizismus* als „antizivilisatorischer“ Vorgang. Eine Ahnung davon gibt schon der ästhetische Immoralismus Johann Jakob Wilhelm Heinses (1746–1803)¹²¹, auch August von Platen in der Ghasele Nr. 89, in welcher es programmatisch heißt: „Vor dem Hochaltar des Schönen neige sich das Gute selbst“.¹²² Baudelaire selbst sprach da 1853 unverhüllt vom „*le goût immodéré de la forme*“, vom unmäßigen Geschmack an der Form, der den Menschen in monströse und namenlose Unordnungen stürzen würde („*désordres monstrueux et inconnus*“), da – von der wilden Leidenschaft („*passion féroce*“) für das Schöne, das Seltsame, das Hübsche, das Pittoreske („*du beau, du drôle, du joli, du pittoresque*“) verzehrt – die Begriffe des Wahren und Gerechten verschwinden würden („*les notions du juste et du vrai disparaissent*“).¹²³ Ricarda Huch (1864–1947) hat mitten im Krieg, 1916, eben diesen ethischen Konflikt mit der Ästhetik ganz an den Anfang ihres Buches „Luthers Glaube“ gestellt¹²⁴; und später hat Karl Justus Obenauer (1888–1973) die „Spannung zwischen dem Ethischen und Ästhetischen“ 1933 als „eines der entscheidendsten Kulturprobleme“, als „problematische Geisteslage der modernen Welt“ bezeichnet, ja, diese mit Recht „das große Zeichen der Entzweiung“ genannt.¹²⁵ Um zu erklären, wie sich aus solchem Ästhetizismus ein Kriegsästhetizismus entwickelte, mit dem sich die Kriegstheologen in die Denkvorgaben des Pro und Contra des Krieges einschalteten, um zur Entfachung und Inganghaltung des Weltbrandes beizutragen, müssen wir im Folgenden etwas weiter ausholen. Es gilt also, ebenso hier die Terminologie genauer zu klären und zu definieren, was wir unter „Ästhetik“ und „Ästhetizismus“, insbesondere unter dem, wie Vittorio Santoli (1901–1971) definiert hat, „*estetismo pratico*“, dem „*estetismo dell'azione*“, dem „*tatorientierten*“ Ästhetizismus¹²⁶ und seiner Ornamentik verstehen.

Ästhetik ist – von der griechischen Etymologie (αἰσθησις) her betrachtet – zunächst ein wertfreier Ausdruck für ein bloßes Empfindungs- und Wahrnehmungsgeschehen. Der Begriff Ästhetik konnotiert dann aber gemeinhin die Empfindung des Edlen und Schönen. Die Anfänge der Theoretisierung einer solchen Bewertung des Ästhetischen gehen auf Karl Philipp Moritz (1756–1793) zurück.¹²⁷ Der in Europa sich um den Jahrhundertwechsel (19./20. Jh.) steigernde „Ästhetizismus“ leitete dann aber einen seltsamen Empfindungswandel ein. Die Dichter trugen, so schon Gustave Flaubert (1821–1880), die „Sympathie mit dem Tod“, Tod als Wollust, Wollust als Tod, „die tiefe Liebe zum Nichts“, zu den „leeren Augenhöhlen der gelben Schädel und den grünlichen Wänden der Grabstätten“ („*les orbites creux des crânes jaunis et les parois verdâtres des tombeaux*“), in ihrem Innersten.¹²⁸ Dieser invertierende Wandel geschah innerhalb einer für den Ästhetizismus zunächst bekundeten Zweckfreiheit „romantischer“ Betrachtungen, im Prinzip des „*l'art pour l'art*“.¹²⁹ Bei Flaubert ging es dabei noch aufgrund seiner Orientierung um die vollständige Wahrnehmung, um die „große Synthese“ (*grande synthèse*) der „Harmonie disparater Dinge“ (*harmonie de choses disparates*). Er schrieb am 27. März 1853 im Brief an Louise Colet (1810–1876):

„Ich will in allem eine Bitterkeit, einen immer wiederkehrenden scharfen Pfiff mitten in unseren Triumphen, und selbst in der Begeisterung soll die Verzweiflung stecken [...]. Alle Gelüste der Phantasie und des Denkens werden darin zu gleicher Zeit befriedigt. Sie läßt

nichts hinter sich zurück [...] Versuchen wir also, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und laßt uns nicht mehr Geist haben wollen als der liebe Gott.“¹³⁰

Charles Baudelaire deklarierte das *l'art pour l'art*-Prinzip dagegen umgekehrt; er vertrat das Prinzip, „die Schönheit [sei] aus dem Bösen zu extrahieren“ („*extraire la Beauté du Mal*“). Was man sich hierunter vorzustellen hat, dass im „Bösen“ etwas „Schönes“ enthalten sei, dessen man sich versichern könne, haben Richard Hamann und Jost Hermand u. a. anhand eines eher noch harmlosen Beispiels aus der „Empfindsamen Reise im Automobil“ (1903) von Otto Julius Bierbaum (1865–1910) veranschaulicht. Bierbaum kutscherte in einem roten Cabrio der Marke „Adler“ mit 8 PS durch die Fürstlich-Schwarzenberg'schen Domänen und verstand es, auch aus dem Dorfeland, das er dort vorfand, noch ästhetischen Genuss herauszupressen:

„Nirgends Fabrikschlöte, überall reine Natur. Und die Hütten der Bauern so schön verfallen malerisch, mossbewachsen, nieder; die Menschen selber ditto malerisch, nämlich zerlumpt. Ein Unterrock und ein zerrissen Hemd: und das Bauernmäd ist fertig angezogen. Sieht hübsch aus [...], wenn so ein Stück nackter Rücken durchleuchtet. Sehr unsozial gedacht, – ja; aber wenn's die Fürsten Schwarzenberg nicht geniert, daß ihre Hütten vor lauter male-rischer Romantik schier umfallen, was soll ich tun? Mir ist es genug, daß es Stimmung hat. Auch muß ich sagen, daß die Leute ganz vergnügt aussehen.“¹³¹

Die von Baudelaire beteuerte engelsgleiche Unschuld und Zweckfreiheit („*essentiellement inutile et absolument innocent*“) eines so gearteten *l'art pour l'art*-Prinzips, die im Extremfall Gefahr läuft, auch aus dem Ungeheuerlichen noch den „Genuss herauszupressen“, hatte allerdings schon lange zuvor Platon in seiner Dichterschelte (Politeia, f. 377 ff. 386 ff)¹³² hinterfragt; Immanuel Kant¹³³, Karl Philipp Moritz¹³⁴, Friedrich von Schiller¹³⁵, Jean Paul Richter¹³⁶, Jean-Paul Sartre¹³⁷ und Theodor W. Adorno¹³⁸ sollten ihm darin folgen. Das hatte nun mit dem schon oben erwähnten „tatorientierten“ Ästhetizismus zu tun.

Bei diesem sich vom reinen, vorgeblich unverzweckten *l'art pour l'art* bewusst absetzenden „tatorientierten“ Ästhetizismus „*con il suo intrinseco amoralismo e immoralismo*“ (Santoli¹³⁹), der vor allem mit dem Namen Nietzsches verbunden ist¹⁴⁰, ging es jetzt nicht mehr nur um die Hingabe an die Vollkommenheit der bloßen Form, sondern nun errang die Ästhetik auch in der Lebenspraxis den Wertepri-mat vor der Ethik: Der ennuyierte, mit seiner Gegenwart unzufriedene, unter ihr leidende Mensch machte sich selbst zum Kunstwerk; die Kunst wurde zur „Erlösung des Handelnden“; der „heroische“ Mensch stellte sein Leben – „ehrgeizig“ (um nochmals mit Börne zu reden) – unter das Gesetz des „schönen Scheins“, welcher nun in die realen Dinge selbst hineinwirken solle und sie verändern könne. Mit solcherart „Verneinung der Wahrheit“, „Genialität der Lüge“, Durchfechtung des „schönen Scheins“ bekundete sich dann der „Wille zur Macht“¹⁴¹, engagierte sich der tatorientierte Ästhetizismus – mit seinen speziellen Erzeugnissen der Wort-, Bild- und Tonkunst – auch politisch und fungierte schließlich als „Mittel zum Zweck“ für die brutale, rücksichtslose Verwirklichung von individuellen wie gesellschafts- und machtpolitischen Zielen. Die geläufigen Begriffspaarungen von Künstler und Politiker¹⁴², Kunst und Krieg (Kriegskunst)¹⁴³, Theologie und Krieg (Kriegs-

theologie)¹⁴⁴ zeigen den Zusammenhang. Die zu suggerierende „Schönheit“/Ästhetik galt erklärtermaßen nicht mehr als zweckfrei, sondern wurde zur Parole des politisch paktierenden „Ornaments“, das wir hier als Terminus verwenden für die zielgerichtete „Entwirklichung“, „De-Realisierung“, bewusst auch ethisch wertausschließende „Kulinarisierung“ („Verfeinerung“) des Barbarischen.¹⁴⁵ Das Widerwärtige wurde – um einen von Karl Philipp Moritz in seiner Abhandlung „Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente“ (1793) angestellten Vergleich zu gebrauchen – von der Realität seiner Abscheulichkeit wie mit einem schönen „Bilderrahmen“ isoliert.¹⁴⁶ Ein solcher „Rahmen“ diente nicht mehr dazu – wie noch bei Moritz gedacht –, einen „Gesichtspunkt“ zu schaffen, der das Noble aus der Masse herausheben und einen adäquaten Zugang zum edlen „Wesen“ des Gerahmten erlauben sollte¹⁴⁷, sondern der Rahmen als Ornament sollte nun – was Moritz (und in seinem Gefolge Hegel u. a.) als „Mißleitung“ des menschlichen Triebes, Schönes zu verzieren, verworfen hätten¹⁴⁸ – die scheußliche Wirklichkeit seines „Zentrums“ in das genaue Gegenteil verkleiden, in ein „Heiligthum“ umkehren. Die so mit dem Ornament „aufgepappte Schönheit“ war „keine aus der Sache [selbst] kommende“¹⁴⁹, ihr Eigentliches bekräftigende Aussage, sondern war „Hinzudichtung“ und „Verhüllung“ – Jean Paul verwendete das Wortspiel „Verzierungen oder Verzerrungen“¹⁵⁰ – zum Zweck der Verführung.¹⁵¹ Und eben in dieser Werte-invertierenden Rahmung – wo, wie Nietzsche propagierte, auch „das Leiden gewollt, verklärt, vergöttlicht“, als eine „Form der großen Entzückung“ ästhetisiert wird¹⁵² – bestand das Verbrechen der kriegsästhetizistischen Etikettierung.¹⁵³ Kraus sprach wie Benjamin¹⁵⁴ vom „*Dekorum*“ und in Anlehnung an eine Formel von Adolf Loos (1870–1933) vom „Ornament als Verbrechen“¹⁵⁵, die den Referenzrahmen für die Realisation von Dschungel und Tod bereitstellten. Gleichartige Überlegungen stellten auch Alfred Hermann Fried und Robert Musil an.¹⁵⁶ Max Horkheimer (1895–1973) hat dann bezeichnenderweise 1936 zur enormen Wichtigkeit schmückender, ornamentaler Symbole auf das Beispiel der Erhebung Cola di Rienzos (1313–1354) verwiesen.¹⁵⁷ Es war kein Zufall, dass man Hitler eine besondere Vorliebe für Wagners „*Rienzi*“ nachsagte: „Den liebe ich besonders.“¹⁵⁸

In der Tatorientierung des ethisch wertausschließenden Kriegsästhetizismus 1914–1918 wurden durch solche von der Realität „isolierende Rahmungen“ dann die unleugbar bestialischen und barbarischen Vernichtungsmethoden und Ziele veredelt. Das „Ungeheuerliche“ des Krieges wurde – oft mit Rückgriff auf Heraklit, der zum Ahnherrn eines deutschen Prinzips aufrückte¹⁵⁹ – als unvermeidlicher vitalistischer, dionysischer Kraftausbruch einer kosmologisch verankerten polaren Spannung¹⁶⁰ gewürdigt. Der Krieg galt nun als unanständig, sogar für höchstwertig, weil notwendig natur- und gottgegeben. Schon bei Jacob Boehme (1575–1624), dem *philosophus teutonicus*, finden sich solche ästhetizistischen Ansätze zur Begründung neuer Normen jenseits der Realität von Gut und Böse, der Gültigkeit auch des Bösen als wertiger Kraft des Schöpferischen und Dämonisch-Ichsüchtigen.¹⁶¹ Es wird vielleicht ein denkwürdiges Zusammentreffen sein, dass eben um dieselbe Zeit, 1621, der anglikanische Landpfarrer Robert Burton (1577–1640), ein Zeitgenosse Boehmes, gegen die von hier ausgehende Gefahr der Amoralität und Barbarei protestierte. In seiner „*Anatomy of Melancholy*“, in einem besonderen Abschnitt zur traditionellen Begriffsverwirrung im Krieg, brachte er Beispiele solcher sich von der Realität lösenden Ästhetik und Ethik, die wir hier als Kriegsästhetizismus bezeichnen.

Insbesondere verwies Burton auf die Rolle der Theologie: „*They [= die Mächtigen] put note of divinity upon the most cruel and pernicious plague of human kind.*“¹⁶² 1845, nach Ablauf der mit biblischer Ornamentik geführten Freiheitskriege beschrieb Robert Eduard Prutz (1816–1872) in einem ausführlichen Kapitel seines Buches „Die politische Poesie der Deutschen“ den tatorientierten Ästhetizismus ebenso als eine Kunstrichtung, die zugunsten politischer Interessen zum Verächter der Realität wurde.¹⁶³ 1915 brachte dann der Berliner Pfarrer Dr. theol. Franz Koehler (1868–1937) die ästhetizistische Tatorientierung auf exakt denselben, schon von Robert Burton benannten Punkt, als er feststellte, dass es zur Mobilisierung für den Krieg notwendig sei, die „göttliche Idee an den Rohstoff des Krieges heran[z]ubringen“ und ihn zu einer „Provinz des Reiches Gottes“ zu machen.¹⁶⁴ Ähnlich verstieg sich 1916 Paul Althaus (1888–1966), damals noch Gouvernementspfarrer in Lodz, zu der Behauptung, Gott „selber wohnt in der Gewalt unserer [= deutschen] Waffen“.¹⁶⁵ Man missbrauchte hier das Zeitüberlegene speziell der Theologie als Ornament, um es an das jeweilig Ungeheuerliche zu verraten, anzupassen und ihm dienstbar zu machen. Der von Santoli eingeführte Begriff des „tatorientierten“ Ästhetizismus, der politisch verzweckten Rahmung durch „De-Realisierung“ und den ethischen Wert ausschließenden „Kulinarisierung“ des Ungeheuerlichen wird von mir in diesem Buch durchgängig gebraucht als Bezeichnung für eine politische Kampagne, welche – ausgerüstet mit allen einer modernen Kriegsgesellschaft zur Verfügung stehenden Kommunikations- und Propagandamitteln – die de-realisierende, trughafte Verschönerung des Barbarischen betreibt und zugleich Personen wie Gesellschaften verlockt, aus sich selbst ein „Kunstwerk“ an so frevelhafter wie mörderischer Selbsterhöhung zu machen.¹⁶⁶

b) Die Rezeptionsvorgaben hinsichtlich des Krieges: welche Sinnkontinuitäten waren es und wo fand man sie?

Wie schon oben mit dem Hinweis auf „Palimpsest“ und „Identitätsportfolio“ angedeutet, konnte eine derartige Ästhetisierung des Krieges, ihre zielgerichtete, tatorientierte Steuerung des Wahrnehmungsprozesses nicht im luftleeren Raum bewerkstelligt werden, sondern musste aus dem vorgegebenen geistigen Fundus der obwaltenden Epoche heraus geschehen. Dieser Fundus des kriegsaffirmativen Dekorums ist nun für 1914–1918 konkret in den Blick zu nehmen. Richard Nordhausen (1868–1941) schrieb 1914 im Gedicht „Unsere Verbündeten“:

„All heiliger Geist der Vergangenheit
Und alte Glut deutscher Sonne,
All große Gedanken verschollener Zeit
Sind alle wieder schlachtbereit
Und zieh'n mit der Marschkolonne.“¹⁶⁷

Zur Verfügung stand in ganz Europa eine nicht geringe Summe von vaterländisch-kriegsaffinen Schrift- und Bildwerken, die sich im Kulturbesitz und Kulturwissen seit der Antike und der Konstantinischen Wende aufgestapelt hatte und die für jeden Krieg

Vorspanndienste aller Art leisten konnte. Die tatorientierte Ästhetisierung des Krieges im wilhelminischen Deutschland konnte auf eine Vielzahl geistiger Ressourcen zurückgreifen, die ihrem Interesse gleichsam „wahlverwandt“, „wohlgesonnen“ waren. „Bilder aus der vaterländischen Geschichte“ gab es europaweit in allen Lehrbüchern – wie überall auch in deutschen Lesebüchern für Handwerkerschulen.¹⁶⁸ In Deutschland bezog man sich theologisch in erster Linie auf den Ideenvorrat biblischer Gottesbilder der Gewalt (insbesondere in alttestamentlichen Texten¹⁶⁹), auf kriegsaffirmative Schriften Luthers und der Reformatoren, auf die Katechismen, Traktate und die Kampflieder Ernst Moritz Arndts, überhaupt auf die meist religiös gestimmten Narrative, Dramen, Gedichte und Ritualien der Freiheitskriege. Man erinnerte an die Kreuzzüge und verwies auf das Eiserne Kreuz. Kulturgeschichtlich kamen außerdem in Frage kriegsbejahende Abschnitte aus den Literaturwerken antiker Schriftsteller. Die Parole des Tyrtaios („Lasst uns kämpfen [...], lasst uns sterben!“¹⁷⁰) kannte jeder damalige Gymnasiast auswendig. Zum gymnasial abrufbaren Wissen gehörten auch die Aprioris des deutschen Idealismus (Hegel und Fichte), manche Dramen der „Klassiker“ wie Kleist's Hermannsschlacht, aber auch die Inhalte der popularisierenden, nationalbewussten Historiographie eines Friedrich Christoph Schlosser (1776–1861), seine bebilderte „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ in der Bearbeitung von Gymnasialdirektor Dr. Oscar Jäger (1830–1910), ebenso die bevorzugt an den Höhere-Töchter-Schulen gelesene „Geschichte der Welt zunächst für das weibliche Geschlecht bearbeitet“ von Carl August Theodor Wernicke (geb. 1813). Mancher Pfarrer hatte im Bücherschrank noch die Predigtbände der 1870–1871er Jahre stehen. Überhaupt gewährt die damalige Schullektüre in den Fächern Deutsch¹⁷¹ und Geschichte, aber auch Philosophie, Latein und Griechisch zum Kriegsästhetizismus einen beredten Einblick. Wenn Pfarrer Rudolf Schlunck am 17. Juli 1917 von der Dünafront aus nach Hause schrieb: „Was habt Ihr in der Schule für Geschichte gelernt? Ist es nicht stets und ständig der Ruhm Deutschlands und vornehmlich Preußens? Was wird Euch außer dem ‚Großen Kurfürsten‘, dem ‚alten Fritz‘, den Befreiungskriegen und 1870 ins Gedächtnis eingehämmert?“¹⁷², dann ging er gewiss von seinen eigenen Schulerfahrungen aus. Einen nicht unwichtigen Part zur traditionellen Kriegsästhetisierung übernahm auch die nationale Ikonographie, denn nicht jeder hatte das an den Gymnasien oder Universitäten gepflegte Lesepensum abgeleistet. Hier kam die Fülle staatskonformer Kupferstiche zur Gründung und Militärgeschichte Preußens zum Zuge: die farbenfrohen Darstellungen schmucker Uniformen; die Portraits Friedrichs des Großen¹⁷³; die volkstümlichen Bilderfolgen und „Anekdoten-Kupfern“ von Carl Röchlin, Richard Knötel und Woldemar Friedrich wie: „Der alte Fritz“ (1895; als Prachtausgabe „Friedrich der Grosse“ 1901 wiederaufgelegt), „Die Königin Luise“ (1896), Bruno Schraders „Friedrich der Grosse und seine Zeit“ (1905). Bei Spaziergängen durch die Residenzstädte trugen neben den Paraden und der Militärmusik auch die Ornamente an Schlossfassaden zur Tatorientierung des kriegerischen Ästhetizismus bei: Skulpturen wie etwa Eosanders Kartuschen des Gottgnadentums am Berliner Stadtschloss.¹⁷⁴ Die hier zusammengetragenen Einzelelemente der Kriegsästhetisierung lassen unmittelbar erkennen, dass sie um einen national-geistigen Mittelpunkt zentriert lagen, den Paul Johannes Tillich (1886–1965) als „Ursprungsmythos“ bezeichnet hat¹⁷⁵: insbesondere zentriert um die preußische „Staatserzählung“, um

hier auch einen Terminus Grit Straßenbergers und Felix Wassermanns von 2018 zu verwenden.¹⁷⁶

Dieses ganze „ursprungsmythische“, „staatserzählende“ kriegsaffine Text-, Bild-, Melodie-Ensemble hatte sich im wilhelminischen Deutschland weitgehend durchgesetzt. Die Bereitstellung nationalistischer, kriegsfrommer und den wilhelminischen Staat stützender Rezeptionsvorgaben setzte schon früh in der elterlichen Vorschulerziehung ein. In den Kinderzimmern lagen bunt bebilderte vaterländische Fibeln aus (für Jungen ab 10 Jahren Abenteuerbücher wie „Das Volk steht auf! Erlebnisse eines deutschen Jungen 1806–1813“ von Fritz Pistorius¹⁷⁷). Zum Knaben-Spielzeug gehörten Holzschwerter, Knallkorkengewehre, Zinnsoldaten und Erbsenkanonen. Über das dementsprechende Bildungscurriculum der Schulen informierten die zeitgenössischen Angebotslisten der Lehrbuchverlage, die sich mit ihren staatskonformen Schulausgaben und Hilfsbüchern gegenseitig den Rang abzulaufen versuchten.¹⁷⁸

Gleichwohl ergab sich in der wilhelminischen Vorkriegsgesellschaft doch kein monolithisches Gesamtbild der Kriegsaffinität. Curricular war eine Menge von Stoffen im Umlauf, aus denen man sowohl eine nationalistische, „kriegsfromme“, als auch eine kosmopolitische, kriegsdissidente Einstellung ableiten konnte. Carl Ludwig Schleichs (1859–1922) Autobiographie „Besonnte Vergangenheit“ bietet eine anschauliche *tour d’horizon* durch den immer noch diversifizierten Bildungsweg eines Stralsunder Gymnasiasten nach der Reichsgründung, der im Griechisch-Unterricht sogar die Anti-Kriegskomödien eines Aristophanes zu Gehör bekam.¹⁷⁹ Auch vereinzelte Novellensammlungen wie „Das Gymnasium zu Stolpenburg“ (1891) von Hans Hoffmann (1848–1909) spiegeln für die wilhelminische Zeit das Vorhandensein eines an der klassischen Antike geschulten kritischen Bildungshorizonts wider.¹⁸⁰ Für den Französisch-Unterricht erschien 1889 in Auszügen als Schulausgabe sogar Germaine de Staëls Buch „*De l’Allemagne*“ mit seinem europäischen Anliegen der Völkerverständigung bei Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.¹⁸¹ Freilich war die in den 1870er Jahren geborene Generation Deutschlands noch viel stärker von der idealistischen Philosophie, der deutschen Klassik und von Nietzsche geprägt als die beiden folgenden Generationen der 1880er und 1890er Jahre, die 1914–1918 an die Front kamen.¹⁸² Für diese verblasste vieles zur bloßen „Literatur“ und besaß kaum noch „Lebensmacht“.¹⁸³ Hieran musste die Kriegstheologie – konform mit der unbeirrt fortwirkenden Kriegsaffinität des wilhelminischen Preußentums – versuchen, eklektizistisch anzuschließen und zugleich widerständige Rezeptionsvorgaben wie die sozialistische Anti-Kriegserziehung zu diskreditieren, für die etwa Clara Zetkin (1857–1933) noch im November 1912 auf dem „Außerordentlichen Sozialistenkongress der II. Internationale“ in Basel warb:

„Wenn wir Mütter unsere Kinder *mit dem tiefsten Abscheu gegen den Krieg erfüllen*, wenn wir von frühester Jugend auf das Bewußtsein der sozialen Brüderlichkeit in die junge Seele pflanzen, *dann wird der Tag kommen, an dem auch in der Stunde der schwersten Gefahr keine Macht mehr imstande sein wird, dieses Ideal aus den Seelen unserer Angehörigen zu reißen oder zu vernichten*. Denn unsere Söhne, unsere Kinder sind nicht nur Söhne unseres Leibes, sondern auch Söhne unseres obersten Ideals. *Und darum werden sie sich in den Stunden höchster Gefahr ihrer proletarischen und menschlichen Pflichten erinnern.*“¹⁸⁴

Ein Ausschnitt aus dem Kapitel „Schülerbibliothek“ aus Walter Benjamins „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“ veranschaulicht, wie gespalten und konfliktiv sich das Verhältnis zu den gesellschaftlichen, schulischen und häuslichen Rezeptionsvorgaben sogar in ein und derselben wachen und kritikfähigen Person gestalten konnte, wenn es sich um Krieg und Sterben fürs Vaterland handelte. Benjamin schilderte in den 1930er Jahren in mehreren Anläufen die starke innerliche Ambivalenz gegenüber Nation, Armee und Freiheitskriegen aus der Perspektive der zum Waffen- und Lazarettendienst ausersehenen Generation von Jugendlichen vor dem Ersten Weltkrieg:

„Wie südlich, linde wehte aus den Büchern, die in der Pause ausgegeben wurden, die laue Schmöckerluft mich an. Die Luft, in der der Stefansdom den Türken, die Wien belagerten, herüberwinkte, blauer Rauch sich aus den Pfeifen des Tabakskollegiums wölkte, die Flocken an der Beresina tanzten und fahler Schein Pompeis letzte Tage verkündete. Nur war sie meistens etwas abgestanden, wenn sie aus Oskar Höcker und W[ilhelm] O[ertel] von Horn, aus Julius Wolff und Georg Ebers uns entgegenschlug. Am muffigsten jedoch in jenen Bänden ‚Aus vaterländischer Vergangenheit‘, die sich so massenhaft in Sexta angesammelt hatten, daß die Wahrscheinlichkeit, um sie herumzukommen und auf einen Band von Wörrishöfer oder Dahn zu fallen, klein war. In ihren roten Leinendeckel war ein Hellebardenträger eingepreßt. Schmucke Fähnlein von Reisigen begegneten im Text, dazu ehrsame Handwerksburschen, blonde Töchter von Kastellanen oder Waffenschmieden, Vasallen, die ihrem Herrn den Treueid hielten; aber auch der falsche Truchseß, welcher Ränke spann[,] und fahrende Gesellen, die im Sold des welschen Königs standen, fehlten nicht. Je weniger wir Kaufmannssöhne und Geheimratskinder uns unter all dem Knechts- und Herrenvolke etwas denken konnten, desto besser ging diese festgeschiente, hochgesinnte Welt in unsere Wohnung ein. Das Wappen überm Tor der Ritterburg fand ich im Ledersessel meines Vaters, der vor dem Schreibtisch thronte, Humpen wie sie die Runde an der Tafel Tillys machten, standen auf der Konsole unserer Kachelöfen oder dem Vertiko im Vestibül[,] und Schemel, wie sie in den Mannschaftsstuben, frech über Eck gestellt, den Weg versperrten, standen auf unsern Aubüssons ganz ebenso, nur daß kein Prittwitzscher Dragoner rittlings draufsaß.“¹⁸⁵

Man sieht: im Ganzen überwog bereits in Friedenszeiten – wie auch in anderen europäischen Staaten¹⁸⁶ – eine gewisse Kriegaaffinität der kirchlichen wie schulischen Bildung. Diese manifestierte sich in Deutschland eben nicht nur in den vom Königlich-Preußischen Kriegsministerium herausgegebenen Lesebüchern der Unteroffizierslehrgänge¹⁸⁷, sondern massiv auch in allen Geschichts- und Deutschbüchern, in denen man die Erinnerung an die Freiheitskriege und an den deutsch-französischen Krieg wachhielt. Ebenso deutlich zeigte sich die Kriegaaffinität bereits vor dem Ersten Weltkrieg z. B. in der französischen Schulliteratur, wenn etwa die Vorstellung des Rheins als natürlicher Grenze und der Revanchegeanke propagiert wurden und Geographen in französischen Schulatlantanten Elsass-Lothringen noch als französisches Hoheitsgebiet kartographierten.¹⁸⁸

Das pazifistisch orientierte, *oppositionelle* Sinnkontinuum¹⁸⁹ stützte und berief sich indessen ebenfalls auf gewichtige Rezeptionsvorgaben aus Elternhaus (Volksfrömmigkeit), Kirche (Bibel, Gesangbuch), Schule und Universität (Philosophie, Klassische Lite-

ratur) und konstituierte ein genauso tief in der Gesellschaft verwurzeltes Widerlager von Denkvoraussetzungen, das gegen die Kriegsanimierung ans Licht gezogen, reaktiviert und mobilisiert werden musste.

Außer Acht darf dabei hier nicht bleiben, dass zur Abwehr der verheerenden persönlichen Verformung der Bildungshorizont in der Erziehung allein nicht entscheidend ist. Schon Ludwig Börne hatte sich hinsichtlich der „Geistesfreiheit“ gegen diese Einstellung mit Hinweis auf „jeden Pariser Handwerker“ oder „Londoner Lastenträger“ gewehrt; diese würden dem „gelehrten Narren“ sagen: „Ihr seid Ihr; und wir sind wir, und wir sind mehr als Ihr.“¹⁹⁰ So hat auch Julius Fučík (1903–1943) in seiner *„Reportáž psaná na oprátce“* / „Reportage, unter dem Strang geschrieben“ – wie viele andere Autoren ebenfalls – Wert auf die Feststellung gelegt, dass auch diejenigen, die „keine klassische Bildung“ genossen hatten, wussten und taten, was die Menschlichkeit von ihnen forderte. Die Verabscheuung des Ungeheuerlichen ist zwar auch Erziehungssache (zumal im frühkindlichen Alter), aber nicht lediglich Privileg *höherer* Bildung.¹⁹¹ Der wesentliche Faktor (den Fučík nennt), ist, dass das, was „ungeheuerlich“ ist, irgendwann – auf welchem Weg des Instinktes, persönlicher Erfahrung und Erziehung auch immer – dem Menschen bewusst geworden sein muss, so dass es sich „wie eine Filmrolle in seinem Gehirn abspult“, wenn Wiederholung und Fortbestand des Ungeheuerlichen drohen.¹⁹² Dieser Faktor war, was die Grauen des Krieges betraf, freilich 1914, nach 44 Friedensjahren, abgeschwächt. Heinrich Mann (1871–1950) schrieb 1922, die vor und im Krieg herangewachsene Jugend sei „mit Haß gespeist worden anstatt mit Liebe, mit Schlagworten anstatt mit erlebter Bildung. Nichteinmal zum Lernen ward ihnen Zeit gelassen. Nur zur Oberflächlichkeit ausgerüstet, sind sie nach irgendeiner Notprüfung dem tiefen und furchtbaren Schicksal des Krieges überantwortet worden.“¹⁹³ Er fügte 1923 hinzu, die „aufgehetzten Völker“ Europas hätten, „wenn das Wort Krieg fiel, nie anderes im Sinn gehabt als einen munteren Tumult; vom Sterben wußten sie so wenig wie Kinder.“¹⁹⁴ Das setzte den Bildungswert der „heiligen Stimmen“ der „freien, guten Geister“¹⁹⁵ gegen den Krieg erheblich herauf.

c) Was nach Kriegsbeginn den kriegsaffirmativen Rezeptionsvorgaben und Sinnkontinuitäten in die Hände spielte und was nicht

Im Krieg selbst wurde dann an den deutschen Schulen (wie überall in den kriegsbeteiligten Ländern Europas¹⁹⁶), in Kirchen und an Universitäten die Förderung der mobilisations-tauglichen Voreinstellungen in stark erhöhtem Maße betrieben. In den Kinderzimmern begann es. Man zählte (wohl nicht erst im Krieg) darauf, dass

„die Mutter dem Knaben schon in frühen Tagen die Großtaten des Volkes erzählt, wenn sie blättert im Siegesbuch des Vaterlandes, wenn sie zeigt auf das Funkeln und Flammen der gewonnenen Schlachten [...]. Wie Feuer sprüht es da aus des Knaben Augen, tiefer und heißer, bis er vor dich, deutsche Mutter, hintritt und dich um den Segen bittet: Mutter, laß mich ausziehen in den Krieg für das Reich! Deutsche Frau, das ist Kampf um deinen Sohn und ist gewonnene Schlacht. [...] Der Ernst der Gegenwart, der nicht Tand und Spiel, nicht Schmuck und Pracht erträgt, der eisern ist wie das Schwert, das uns schützt, will reine Frauen an den Altären wissen, von denen die Söhne Opferglut und Heldengeist sich holen.“¹⁹⁷

Bei Schul-, Universitäts- und Kirchenveranstaltungen dienten zur Mobilisierung Kriegsansprachen. Auf dem Buchmarkt erschienen eigens für die Kriegszeit ergänzte oder völlig neu redigierte Kinder-, Schul- und Konfirmationsbücher. Für die sog. Kriegsandachten und Gottesdienste in der Kriegszeit nahm man nationaltheologische Umformungen der kirchlichen Liturgien vor, überarbeitete Liederhefte, gab Einlegeblätter für Gemeindegesangbücher heraus. Es kam zu einer hypertrophen Produktion kriegsaffirmativer Konjunkturpoesien. Wer weniger über Vorträge, Ansprachen, Predigten oder Lesestoffe ansprechbar war, den versuchte man anhand von Bildern und direkten Mitmach-Aktionen mitzureißen. Das geschah durch Plakate, auf Litfaßsäulen aufgeklebte Siegesdepeschen, durch eine immense Zahl von Kriegspostkarten, die nationale und kirchliche Symbole verwendeten, durch Angebote sozialer Einbindung wie Bürgerinitiativen, intensive Hilfs- und Sammlungstätigkeiten, speziell in Deutschland durch spektakuläre Aktionen wie die sogenannten „Kriegsnagelungen“, auch „Kriegstingeltangel“. Alle diese den Krieg ästhetisierenden Bemühungen, die oft ein enthusiastisches Selbst- oder Massenerlebnis (trotz anfänglicher Skepsis) provozierten¹⁹⁸, sollten nicht nur die früh gelegten Denkvoraussetzungen vorhandener Kriegsbereitschaft verstärken und aufstacheln, sondern sie sollten zugleich auch die zum Krieg und Staatswilhelminismus widersetzlichen Auffassungen – biblisches, kosmopolitisches, weltbrüderliches, sozialistisches, pazifistisches Gedanken- und Kulturgut – diffamieren, unterdrücken oder manipulativ verbiegen und auf diese Weise mehr und mehr aus dem gesellschaftlichen Diskurs verbannen.

Verschiedene Faktoren erleichterten einerseits und erschwerten andererseits die unlautere Wortmeisterei der kriegstheologischen Sprachverbrechen. Das gesellschaftliche Gesamtbild war nicht einheitlich. Wie schon oben angedeutet, gab es in Europa und auch in Deutschland vor und nach 1914 keine lückenlos geschlossene Kriegsbereitschaft. Im Gegenteil: zum Ende des 19. Jahrhunderts hin hatte sich eine bis dahin „beispiellose Zivilisierung der Politik“ angebahnt; „es gab gute Gründe für die Vermutung, dass der Krieg aus der Geschichte bald verschwinden würde. Die Vorstellung, es könne in näherer Zukunft einen ‚ewigen Frieden‘ geben, die bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stark verbreitet war, hatte im Vorkriegseuropa neue Überzeugungskraft gewonnen.“¹⁹⁹ Wenn etwa Golo Mann (1909–1994) behauptete, dass „der Erste Weltkrieg den Deutschen wie den anderen Völkern Europas am Anfang große Freude gemacht“ habe, er sei mit Lust und Großartigkeit [...] begonnen“ worden²⁰⁰, dann trifft dieses Oberflächenurteil längst nicht auf alle Bevölkerungskreise zu. Zeitstimmen wie etwa die von Walter Goetz besagten da für alle kriegsbeteiligten Nationen auch etwas Anderes.²⁰¹ Die große Mehrheit der städtischen und ländlichen Bevölkerung wurde im Sommer 1914 „von Angst, Ernst und Fatalismus“ erfasst.²⁰² Wichtig zu wissen ist, wie es im Militär selbst aussah. Ludwig Curtius (1874–1954) zeichnete für seine Rekrutenzeit 1914 und einen Offiziersanwärterkurs im August 1915 eine differenzierte Momentaufnahme der herrschenden geistigen und kulturellen Rezeptionsvorgaben. Diese lässt erkennen, dass sich sowohl unter den Rekruten als auch unter den abkommandierten Fähnrichen, denen er in Jüterborg begegnete, wohl der Wille zur Bewährung an der Front, aber kein Nationalhass, keine nationalistisch-aggressive Grundstimmung zeigte. Offensichtlich hatte sich auch nach den 44 Jahren, die seit der Reichsgründung verflossen waren, nicht einmal eine festumrissene reichsunitarisch-konformistische „Staaterzählung“ herausgebildet.²⁰³

Es fehlten also oft wesentliche Voraussetzungen, an welche die Kriegstheologie mit ihrem Dogma der Welterlösung durch Deutschlands Krieg ohne weiteres hätte anknüpfen können. Ein Historiker wie Walter Bußmann führte solches Fehlen einer „Reichsideologie“, einer „Missionsidee“ Deutschlands nach 1870/71 auf die langjährige Bismarck'sche Politik der bloßen Aufrechterhaltung des *status quo* zurück.²⁰⁴ Hören wir also Curtius:

„Die einzelnen Abteilungen des Jüterboger Kurses [vom August 1915] waren zu gleichen Teilen aus ‚Fähnrichen‘ der Armeen des Westens und der Hindenburgischen des Ostens zusammengesetzt. Wir Bayern, Schwaben, Franken und Hessen des Westens trafen mit lauter Märkern, West- und Ostpreußen zusammen, und das ergab eine vortreffliche Legierung. [...] Weil es aus dem Verhängnis unserer Geschichte²⁰⁵ keine deutsche ‚Gesellschaft‘ gibt, so fehlt ihr gleichsam das Stylobat, die dreistufige Tempelbasis, welche den jungen englischen Aristokraten trägt, es fehlt ihr das Spalier, an dem sich der Ehrgeiz des jungen Franzosen emporrankt. Dafür ist sie voraussetzungsloser, freier von Vorurteilen, von Anfang an näher sowohl der Natur wie der Idee. Bei dem Fehlen einer sicheren geistigen Tradition der Nation, in der jede neue Generation das bekämpft, was die vorherige aufgebaut hat, ist sie voll mißtrauisch schwankender Unsicherheit und unaufhörlich gefährdet, aber zugleich unendlich liebenswert in der Unabhängigkeit ihres persönlichen individuellen Suchens und ihrer undogmatischen ungläubigen Gläubigkeit. In jedem einzelnen Charakter sind alle die Elemente wieder aufzufinden, die chaotisch auch im Ganzen der niemals ‚fertigen‘ Gesamtheit miteinander ringen[:] Strenge Zucht des friderizianischen Staats und Einsamkeitsbedürfnis des freiheitlichen Menschen, protestantisches Pflichtgefühl und Rebellion gegen phrasenhafte Moral, katholische Familienüberlieferung und philosophische Kritik, Ungebundenheit des sinnlichen Begehrens und doch ein heimlich leitendes strenges Gewissen, scheue Verschlossenheit und plötzlich auftauchendes Bekenntum, marternde Selbstbeobachtung und freche Selbstbehauptung, verzweifelte Kritik der Zeit und heimlicher Glaube an ein größeres, edleres Deutschland.“²⁰⁶

Was dann bis 1918 aus den widersprüchlichen Rezeptionsvorgaben und ambivalenten Vor-einstellungen zum Krieg entstanden war, arbeitete in den 1920er Jahren Oberstleutnant a. D. Hermann Cron (geb. 1875) heraus, der als Oberarchivrat des Reichsarchivs in Potsdam die insgesamt 67.174 Schriftstücke (Kriegsbriefe und Kriegspostkarten) der Sammlung Dr. Carl Sonnenschein von 1914–1918 durchsah und davon 2867, d. h. nur 4, 5 % archivierte.²⁰⁷ Cron betonte zwar – ähnlich wie Ludwig Curtius – die Gegensätze unter den beiden großen Konfessionen, aufgrund derer „man zweifeln konnte, ob es sich noch um Kinder desselben Volkes handele“. Er unterstrich zwar auch die geistigen und kulturellen Unterschiede „zwischen Ost und West, Nord und Süd“²⁰⁸, aber er stellte *eines* überraschend fest: den gemeinsamen Nenner in Bezug auf die im Krieg stetig gewachsene negative Meinung über den Krieg. War die Einstellung zu Beginn des Krieges, als es noch Siege zu feiern gab und ein einigermaßen zeitiges Ende der Kampfhandlungen in Aussicht stand, noch ambivalent, so wurde mit den Kriegsjahren der Widerstand in der Mitte der Zivilbevölkerung und unter den „Feldgrauen“ immer stärker zementiert. Hermann Cron sprach von einem „vernichtendem Briefgericht“²⁰⁹, das zum Teil auf katholische wie evangelische Feldpostbroschüren reagierend²¹⁰ sich auch in der Auseinandersetzung mit der Kriegstheologie vollzog. Das Urteil Crons ist gegenüber anderen Feldposteditionen

wie denjenigen Philipp Witkops (1880–1942)²¹¹ und Rudolf Hoffmanns (1889–1958)²¹² in Hinsicht auf Authentizität und Repräsentativität umso wertvoller, als seine Auswahl noch nicht nach ideologischen und ereignisorientierten Inhaltskriterien getroffen wurde.²¹³ Durch die Arbeit Hermann Crons dürfte sich das Wort Stefan Zweigs bestätigen, dass die Kriegstheologie trotz all' ihrer kriegsaffirmativen, aus dem deutschen Idealismus, den Freiheitskriegen und dem Siebziger Krieg herzuleitenden Rezeptionsvorgaben, trotz all' ihrer Wortmogeleyen und ihrer publizistischen Massenversorgung auf die Erscheinung eines „intellektuellen Fiebers“ einer kleineren gesellschaftlichen Elite beschränkt blieb²¹⁴, die Erich Maria Remarque (1898–1970) als „Maßlosigkeit der kriegsberauschten Professoren“ bezeichnete.²¹⁵ Eine Massenberückung trat nur ganz vorübergehend ein – und dann auch nur in Haupt-, Residenz- und Garnisonsstädten. Auch die späteren Erinnerungsnarrative, die in den 1920er Jahren aus pazifistischen SPD- und Kommunistenkreisen²¹⁶ (wie etwa Edlef Köppens „Heeresbericht“ von 1930²¹⁷), sowie in den 1930er²¹⁸ Jahren aus dem nationalkonservativen Umfeld gesammelt wurden, sind in ihrer stark kriegskritischen Tendenz unüberhörbar. Alle diese Zeugnisse – als Ausdruck einer verbreiteten Abneigung und Unlust²¹⁹ – manifestieren sich zwar nicht unbedingt als genuin christliche, aber doch als robuste ethische Gegenströmung und belegen trotz aller 1914–1918 wiederbelebten kriegsaffirmativen Rezeptionsvorgaben aus Kirche und Schule, sowie Siegesdepeschen ein vorhandenes, aktiv gebliebenes geistiges und politisches Widerlager gegenüber der vom Elitendiskurs inszenierten Kriegsbegeisterung und seiner aufgestachelten Kriegstheologie.

Die stärkste Opposition erwuchs freilich aus dem unverfälschten Bibel- und Gesangbuchwissen, das trotz der seit Längerem grassierenden Entkirchlichung, der Kirchenaustrittswelle haften geblieben war und jetzt im Krieg schlagartig Aktualität gewann: Das dekalogische Tötungsverbot (Ex. 20, 13), das Jesus noch verschärft hatte (Matth. 5, 21 ff), die Sehnsucht nach dem Ende aller Kriege (Jes. 2, 4; Mi. 4, 3), die Worte Jesu in der Bergpredigt zu Vergeltung und Feindesliebe (Matth. 5, 38 ff. 43 ff), die mannigfachen biblischen Liebesgebote (1. Kor. 13, 4 ff; 1. Petr. 3, 8–15; 1. Joh. 3, 10–16 u.ö.), die Mahnung des „Friedefürsten“ Jesu an Petrus „Stecke dein Schwert in die Scheide“ (Joh. 18, 11), Friedens- und Versöhnungslieder der Gemeindegesangbücher.²²⁰ Um dieses verbreitete, wenn gleich akademisch nicht exakt durchreflektierte²²¹ Residuum des Friedenswissens zu überwältigen, den kriegstheologischen Gedankeninhalt aus seiner alle Christen verbindenden Unzumutbarkeit herauszulösen, musste eine „Umwertung aller Werte“ durch den Krieg (auch dies eine in Kriegspredigten häufig eingesetzte Formel²²²) stattfinden, musste der sanfte Jesus der Bergpredigt zum Kriegshelden mit der „Sturmflagge in der Linken, das blanke Schwert in der Rechten“ umgemodelt werden. Er hatte nun als Sturm- und Gewaltgottheit „auf dem Wall“ zu stehen und mit „heller und weitschallender Stimme“ zu rufen: „Mir nach! Denkt nicht an euch! Nur an das Vaterland!“²²³ In deutsch-völkischen Kreisen betrieb man alsbald seine Germanisierung zum „lehrenden Feuergeist“ und blonden, blauäugigen Helden „im höchsten Sinn“.²²⁴ Diese Art von „Dialogizität“ der arisierenden Kriegstheologie scheiterte allerdings nicht allein am Gros der wilhelminischen Gesellschaft, sondern bereits am Kirchenvolk, das sich die Verdrehung spirituell gemeinter Lieder wie „Mir nach, spricht Christus, unser Held“ nicht so ohne weiteres gefallen ließ. Zu überrumpeln waren von der Kriegsästhetisierung auch die sich jetzt doch wieder in Erinnerung rufenden monumentalen Bastionen der klassisch-humanistischen Schul-

bildung. Selbst ein Perikles hatte in seiner auf den Gymnasien eifrig studierten „Totenrede“ zum Ende des ersten Kriegsjahres des Peloponnesischen Krieges (431/430 v. Chr.) eingeräumt, dass „es [...] freilich beschwerlich (χάλεπον)“ sei, eben „das zu glauben“, dass diejenigen „glücklich heißen, die des rühmlichsten Todes teilhaftig wurden.“²²⁵ Man entsann sich vielleicht auch daran, dass Aristophanes sich mit drei Komödien gegen die festgefahrene Kriegshysterie des Peloponnesischen Krieges aufgelehnt hatte. Schiller hatte im Prolog zum Wallenstein das „betrüglische Unterschieben“ des schönen Scheins verurteilt. Die an den Gymnasien und Universitäten gebildeten Adressaten des Kriegsästhetizismus – und das galt insbesondere für Theologen – mussten sich also zur Aufweichung und Missachtung sowohl ihres wiedererwachten biblischen als auch klassischen Schulwissens in erheblichem Umfang bereitfinden lassen.

Die Zahl der organisierten deutschen Pazifisten schätzen Karl Holl und Karlheinz Lipp für 1910 auf etwa 10.000 in 100 Ortsgruppen vor allem in Süddeutschland, denen auch einige evangelische und katholische Pfarrer z. T. in federführenden Stellungen angehörten.²²⁶ Am 7. November 1915 gab es sogar einen „Geheimen Erlaß“ des Kriegsministeriums (Nr. 3740/15), der von einer gewissen Gefährdung der Kriegsmoral ausging.²²⁷ Tucholsky konnte freilich erst nach dem Krieg behaupten, dass in Hinsicht auf die Einstellung zum Krieg ein tiefer Riss durch die deutsche Nation gehe, ja dass es „zwei Deutschland[s]“ gäbe.²²⁸ Der im Ersten Weltkrieg kriegskritische, pazifistische Einfluss auf die Kohorte der ganz überwiegend kriegsfreundlich eingestellten Pfarrerschaft²²⁹ wird dagegen minimal gewesen sein. Da widersetzliche Predigten kaum zum Druck befördert wurden, ist man zur Evidenzierung der tatsächlichen theologischen Mehrheitsverhältnisse auf spärliches Zahlenmaterial angewiesen. Ein verlässliches Schlaglicht wirft da aber für das Spätstadium des Krieges der Appell von fünf protestantischen Pfarrern aus Berlin „Für den Verständigungsfrieden“ vom 5. Oktober 1917²³⁰, dem sich lediglich 16 Berliner Pfarrer anschlossen²³¹, während die Gegenerklärung vier anderer Berliner Pfarrer²³² zum 31. Oktober 1917, dem 400. Reformationsjubiläum, von 154 Amtsbrüdern mitunterzeichnet wurde.²³³

Zum *günstigen* Vorgelände der Kriegsanmutung ab 1914 gehörten in Deutschland andererseits Faktoren, die vor allem Bevölkerungsteile betrafen, die sich leicht verhetzen ließen: entweder intellektuelle aufgrund ihres gesellschaftlichen Ennui²³⁴ oder in Armut lebende, kirchenfromme und königstreue, die aus dem Kleinbauerntum und Industrieproletariat des Hinterlands stammten. Was letztere betrifft: mit ihrer Bildungsferne ging auch Autoritätshörigkeit, abergläubiger Respekt vor jeglicher Gelehrsamkeit einher, so dass mancher Soldat trotz seines biblischen und vielleicht sozialdemokratischen Friedenswissens zur intellektuellen Wehrlosigkeit verdammt war. Derartige Unmündigkeit war vor allem dort der Fall, wo – wie das Gerhart Hauptmann in einer Szene seiner „Weber“ für die Heimarbeiterkreise Schlesiens von 1844 drastisch vorgeführt hat²³⁵ – die kirchliche Sprache zwar weitgehend unumstritten, aber mit der Sprache des Alltags und der Amtsverwaltung noch nicht in ein kritisch-wechselseitiges Verhältnis getreten war.²³⁶ Ebenso nachteilig wirkten sich hier die über Generationen hin durch autoritäre Erziehung allgemein installierten Ohnmachtsverhältnisse aus.²³⁷ Die Kriegstheologie konnte sich die mangelnde Schulbildung und das daraus resultierende Unvermögen zu selbstbewusster argumentativer Gegenwehr zunutze machen. Hören wir ein weiteres Mal Ludwig Curtius:

„Wenn die Post gelegentlich Zeitungen brachte und alle um die Azetylenlampe unserer Baracke versammelt saßen, unterbrach bald ein Ausruf die Stille. ‚Professor, erkläre uns, was heißt das: ‚Die historischen Bedingungen der zentraleuropäischen Situation Deutschlands‘.‘ Drei Fremdworte in diesem halben Satz mußte ich erklären: historisch, zentraleuropäisch und Situation. So ging das aber weiter. Die geschichtlichen Kenntnisse der Leute, unter denen sich kein einziger wirklich Dummer befand, reichten kaum bis zur Gründung des Reiches zurück, schon Bismarck verschwand im Nebel, Napoleon war eine Sagenfigur, von der vielleicht irgendein Großvater erzählt hatte. Die sozialdemokratisch Erzogenen beherrschten zwar die Schlagworte der Partei, aber es fehlten ihnen auch nur die elementarsten Grundbegriffe unseres Verfassungslebens.“ – Curtius erzählt dann, wie er „eine kleine, vortrefflich zusammengesetzte Feldbibliothek“ verwaltete, wobei er „jeden Ausleiher nach seinen Wünschen und nach seinem Urteil über das Gelesene“ fragte. „Dabei ergab sich, daß überhaupt nur ein kleiner Teil der Mannschaft das Bedürfnis nach Lektüre hatte, daß aber auch den Lesebeflissenen der Name Goethe zum ersten Male begegnete. Dabei – ein beinahe abergläubischer Respekt vor dem, was ‚Bildung‘ heißt, aber auch mit Ausnahme weniger das Widerstreben des ungeübten Verstandes, sich davon anzueignen, was in den gegebenen Verhältnissen möglich war.“²³⁸

Hinzukam ein Geflecht anderer den Kriegsästhetizismus favorisierender Umstände: die europäische, nach mehr als vier Jahrzehnten eingetretene Kriegsentwöhnung und vaterländische Kriegsabatellisierung, aufgrund derer man – trotz der Zeitungsmeldungen zu den Gräueln der Balkankriege 1912–1913 – nicht mehr recht wusste und ermessen konnte, was ein wirklicher Krieg bedeutete; die Jugend- und Wandervogelbewegung mit ihrer Abenteuer- und Kampfeslust zur „heißen Eisenprobe“²³⁹; die Tatsache eines von Kirche und offizieller Kriegspresse gewaltig emporgeschwindelten Plebiszits in Form eines pfingstlichen Einigungs- und „Erweckungserlebnisses“ im August 1914²⁴⁰, das man immer neu zu beschwören wusste; weiterhin der zunächst stark ins Gewicht fallende Umstand, dass man (abgesehen vom Kriegsbeginn in Ostpreußen) den Krieg nicht im eigenen Land hatte²⁴¹ und über lange Zeit, vereinzelt noch bis in letzte Kriegsjahr hinein, auf erstaunliche Erfolge der militärischen Führung verweisen konnte. All’ dies bedeutete für die Kriegsästhetik und ihre Akzeptanz einen enorm begünstigenden, weil evidenzierenden Anschlag. Der nationaltheologischen Ästhetisierung des Krieges erleichterten alle diese Umstände ihre Arbeit ganz erheblich. Theologischerseits konnte man außerdem auf das nahtlose Zusammenspiel, das Germanentum, deutscher Idealismus, nationalistische Mythologie und Theologie in den vorangegangenen „Reichseinigungskriegen“ sowie des „Reichsgründungskrieges“ von 1870/1871 geboten hatten, zurückgreifen. Hinzu kam mit dem Traditionsstrom der nationalen Kriegsliteratur und Kriegspredigt von 1813–1815 und 1870–1871 die Überzeugung, „dass auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe [über die romanische Zivilisation] gesiegt habe und deshalb jetzt mit den Kränzen geschmückt werden müsse, die so ausserordentlichen Begebnissen und Erfolgen gemäss seien“.²⁴² Das alles wurde jetzt durch vorhandene oder neu redigierte Schulbücher in den Köpfen tief verankert. Für die Kriegstheologen war es ein Leichtes, die Literatur eines Arndt, eines Körner, eines Schenkendorf und die Mobilisierungspredigten aus der „so sichtbar“ von Gott gesegneten Glanzzeit von 1813–1815 und 1870–1871 herbeizuzitieren, um damit die Ungeheuerlichkeit des Krieges zu überblenden und zumindestens anfänglich in beträcht-

lichem Ausmaß eine der Kriegsmobilisierung günstige Resonanz- und Aneignungsbereitschaft hervorzurufen.

Gleichwohl erfolgte der Umschlag. Die in der Gesamtbevölkerung kontinuierlich aufgestachelten kriegsaffinen Voreinstellungen stießen nach dem Abflauen der ersten Sieges-euphorie auf die harte Kriegsrealität. Die plötzliche Atemnähe der Soldaten zu den nackten, blutigen Bestialitäten vor Ort widerlegte als allererstes den Kriegsästhetizismus, der sich nun an der Front besonderer Anstrengungen unterziehen musste, um den „betrüglich untergeschobenen schönen Schein“ des Krieges zu wahren. Nun stellte sich doch – wohl zuerst in den „verborgenen Chroniken“ der privaten Kriegstagebücher zu dokumentieren²⁴³ – sehr bald heraus, dass es in der Mitte der Gesellschaft einen über jede kriegsaffine Rezeptionsvorgabe hinausführenden Grund gab, den Krieg zu verabscheuen. Romain Rolland bezeichnete ihn Gerhart Hauptmann gegenüber mit dem Satz: „Der Unwille der Welt lehnt sich auf“ (*L'indignation du monde se révolte*).²⁴⁴ Rolland nahm mit dieser Formulierung eine Sigmund Freud (1856–1939) „besonders interessierende“ Vorstellung vorweg, die dieser 1933 gegenüber Albert Einstein (1879–1955) zunächst nur auf Pazifisten bezog: nämlich die Erkenntnis, dass man angesichts der Kriegsgrauen „nicht anders könne“, als sich gegen den Krieg zu empören.²⁴⁵ Matthias Claudius (1740–1815) hatte schon 1778 genau demselben zutiefst menschlichen Zurückschauern vor dem Ungeheuerlichen in seinem „Kriegslied“ Ausdruck verliehen, wobei er sich die Alpträume ausmalte, die ihn plagen würden, wenn er am „Töten als Programm“ schuld sein sollte:

„Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagen über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich' herab?“²⁴⁶

Widerwille gegen den Krieg – „das ist alles wahr“, schreibt Freud an Einstein, „und scheint so unbestreitbar, daß man sich nur verwundert, wenn das Kriegführen noch nicht durch allgemeine menschliche Übereinkunft verworfen worden ist.“²⁴⁷ Angesichts von Millionen leergewinter Augensterne zählen kriegsaffirmative Texte und Bilder per

se zu den „*textes et images de rupture*“. Solche medialen Schockimpulse gehen nicht nur mit Traditionsabbruch, Verflachung, Verkümmern und Zerstörung der Ausdrucksform sowie geistigem Verfall einher, sondern verleugnen auch die Konstanten des ursprünglichen menschlichen Empfindens und erkennen die tiefinnerlich verwurzelte humane Befähigung zur Identifikation mit anderen, für das keine Verstandeswissenschaft nötig ist, weil man „dafür Sinn hat“²⁴⁸, als nicht mehr zeitberechtigt an. Bertrand Russell (1872–1970) sprach 1916, mitten im Krieg, vom „unausrottbaren Horror vor der Schlächtere“ und beklagte, dass man diese „die Jugend heutzutage zu bewundern lehre“ („*ineradicable horror of the slaughter, which they [= die Jugend] are now taught to admire*“).²⁴⁹ Ricarda Huch entwickelte 1944 in ihrem Buch „Urphänomene“ (1946) die Vorstellung des „*consensus gentium*“, der „Übereinkunft“ in ethischen Urbildern, Quell- und Urworten, Urgestirnen wie „Gewissen“ und „Recht“ und fragte, ob es eine echte „Umwertung aller Werte“ überhaupt gäbe, auch wenn falsche Propheten mit „blendende[n] Worte[n ...] die Menge hinreißen“ könnten, dies zu glauben, und „der falsche Prophet sich sogar in einen Engel des Lichts zu verstellen vermag, während er ein Engel der Finsternis ist.“²⁵⁰ Nach den beiden Weltkriegen betonte Jean-Paul Sartre (1905–1980) in seiner Abhandlung „*Matérialisme et Révolution*“ (1949) das rebellische Element der Indignation mit der „Lehre einer ersten Regung (*doctrine de premier mouvement*)“, gerade wenn sie „die spontane Reaktion eines unterdrückten Menschen auf seine Situation darstelle (*Or le premier mouvement est parfaitement légitime, surtout lorsqu'il exprime la réaction spontanée d'un opprimé à sa situation*).“²⁵¹ Fritz Bauer (1903–1968) machte 1964 im Zusammenhang der Auschwitz-Prozesse den „Urgrund des Fühlens“ geltend²⁵², der (wieder) zu beschaffen sei, weil „Gebote und Verbote“ aus „ehernen Tafeln“, sowie Aufklärung allein nicht ausreichen würden.²⁵³ Theodor W. Adorno erinnerte 1966 daran, dass die kindliche Abscheu vor dem widerlich süßen Gestank der Kadaver bereits näher beim „absoluten Wissen“ stehe als die Philosophie Hegels.²⁵⁴ Jean Paul sprach von den wiederkehrenden „Kinderschmerzen“, wenn die Schrecken „aus düsteren Eulenkörnern“ hervorkommen und mit „Eisenschnäbeln“ auf die unbewehrte Seele „dringen und hacken.“²⁵⁵ Und das, was „wahre Seligkeit gibt“, so Robert Musil einmal im „Mann ohne Eigenschaften“, „weiß jeder aufrichtig lebende Mensch ganz genau im Herzen.“²⁵⁶ Hugo Assmann (1933–2008) hat denselben Gedanken des „Unwillens der Welt“ gegen das Ungeheuerliche ebenso kreatürlich an der „Einfachheit der Träne“, der „*simplicidade da lágrima*“ (Ps. 56, 9) festgemacht.²⁵⁷

Die chauvinistisch-nationalstaatliche Form verurteilten Gustav Landauer (1870–1919)²⁵⁸, Bertrand Russell u. v. a.²⁵⁹ als das „Übertier“, als den „Gesamtwolf“ (so Arnold Zweig); sie erkannten in ihr den eigentlichen „Kriegsanstifter“. „Der fluchbeladene Staat / Streut nur die Drachensaat“.²⁶⁰ Als inhuman empfanden sie alle die „selbstischen“, kalten Abstraktionen des Nationalismus, die sich vom „herzlichen Mitgefühl“ aller Menschen (so Arnold Zweig²⁶¹) lossagten, alle die mörderischen „essentialistischen Visionen von Einheit und Reinheit“, in denen man von der „das Hüben und Drüben aufhebenden“ Gemeinsamkeit des Lebens²⁶² nichts wissen will, in denen man missachtet, dass keine Kultur je ohne den Zusammenfluss mit anderen Kulturen zustande kommt²⁶³, in denen man sich weigert anzuerkennen, dass Andere, Fremde, wie immer sie sein mochten, „auch Menschen“ sind.²⁶⁴

Dieses ganze Seelengut, das gegen den Krieg, gegen die nationalistisch besessene Staatsform, gegen die „ungeheuerliche Deformation“ von Menschen protestierte, die von Staats wegen zum Töten von Menschen aus anderen Nationen gezwungen werden²⁶⁵, dieser tiefe „Urgrund des Fühlens“, die „Einfachheit der Träne“, die „Banalität des Guten“ (Timothy Snyder)²⁶⁶ – alles dies gab, vor allem bestärkt durch das biblische Tötungsverbot (Ex. 20, 17), letztlich den Ausschlag dafür, dass der frivole Aufputz, mit welchem man das Ungeheuerliche des Krieges ästhetizistisch als Heil und Erlösung verklärte, entlarvt werden konnte. Das möge hier nur *eine* beredte, von unverstellter, naiver Schlichtheit geprägte Aussage einer Bürgersfrau veranschaulichen, die das alle verbindende Humanum beiderseits der Kriegsfrenten über den grausam gegeneinander aufhetzenden Nationalismus zu stellen verstand. Hans Carossa notierte am 19. Oktober 1916 in Parajd, Rumänien, in sein „Tagebuch im Kriege“:

„Von der Bahnhofstraße, deren Rand unabsehbare Reihen von Flüchtlingen besetzt hielten, sahen wir österreichische Krankenträger auf uns zukommen, die vorsichtig auf Bahren drei kleine verhüllte Gestalten dahertrugen. Es waren Kinder einer Flüchtlingsfamilie, die beim Spielen eine scharfe Handgranate gefunden, sich darum gebalgt und dabei die Schnur herausgezogen hatten. Die Explosion hatte die Mutter, die gerade Kochfeuer anzünden wollte, getötet, die drei Kleinen schwer verwundet. Die Großmutter, Siebenbürger Sächsin, die weinend den stillen Zug begleitete, meinte, man müsse solche Vorfälle den Kaisern und Königen der ganzen Welt zu wissen machen, damit sie traurig würden und von dem gottlosen Kriegführen abließen.“²⁶⁷

Dass selbst in Friedrich d.Gr. dieser „Welt-Unwille“ gegen das Ungeheuerliche nicht ausgelöscht war, bezeugt er im „Antimachiavell“, den er noch als Kronprinz schrieb, bevor er seine Vorliebe für den Krieg („Le penchant pour la guerre“) entwickelte.²⁶⁸ „Der Krieg ist ein solcher Abgrund des Jammers“, heißt es bei ihm (obwohl er „als König manchmal nach dessen [= Machiavellis] Vorschriften gehandelt“²⁶⁹),

„[...] Ich bin überzeugt, sähen die Könige einmal ein schonungsloses Bild von all dem Elend des Volkes, es griffe ihnen ans Herz. Doch ihre Einbildungskraft ist nicht lebendig genug, sich all die Leiden, die an sie in ihrer Stellung gar nicht herankommen, in ihrer wahren Gestalt vorzustellen. Man sollte einem Herrscher, den feuriger Ehrgeiz zum Kriege treibt, all das Verhängnis in seiner Gefolgschaft, das seine Untertanen auszubaden haben, einmal vor Augen rücken: Die Steuerlast, unter der das Volk erliegt, die Aushebungen, die einem Lande seine gesamte Jugend hinwegnehmen, in den Heeren die ansteckenden Seuchen, wo Tausende elendiglich zugrunde gehen; die mörderischen Belagerungen, die noch grausameren Schlachten, die Verwundeten, Verkrüppelten, die mit ihren Gliedern das letzte Mittel, ihr Dasein zu fristen, einbüßen; all die Waisen, denen das feindliche Eisen die genommen hat, die sie vor Todesgefahr zu decken wußten, sie, die nun ihrem Fürsten der Kinder Leben, alles, was die nährte und erhielt, zum Opfer gebracht haben; soviel dem Staate wertvolles Leben geerntet, ehe es reif ward!“²⁷⁰

Das Ziel des kriegsästhetizistischen, insbesondere kriegstheologischen Sprachverbrechens musste daher sein, diese „*indignation du monde*“, die „*simplicidade da lágrima*“ mit fal-

schen Etikettworten zu übertönen, die in den Schützengräben geseufzten, die an den Lazarettwänden klebenden Schreie des Herzens über die Qual mit Ornamentreden zu übertünchen. Der „Urgrund“ des menschlichen Fühlens, das in der Mitte der Gesellschaft lebendige, noch unverarmte Empfinden der Gemeinsamkeit aller Menschen musste grausam verbogen, der aufkommende Ekel vor dem Ungeheuerlichen des Krieges, in welchem das *Contra* der Rezeptionsvorgaben zum Krieg am tiefsten verwurzelt ist, erstickt²⁷¹, der christliche Kern solchen Friedenswissens paralysiert werden. Zur Existenz und Wirkungskraft dieses gleichwohl stabil bleibenden „Friedenswissens“ notierte Richard Dehmel (1863–1920) in seinem Kriegstagebuch von 1915:

„Bei aller krassen Unmenschlichkeit, die der Krieg dem Soldaten aufzwingt, spürt man doch immer wieder, wie tief und stark das Gebot der christlichen Nächstenliebe in der europäischen Menschheit schon wurzelt; niemand ist mehr mit gutem Gewissen grausam, jeder macht sich eine zeitweilige Entschuldigung vor sich selbst zurecht, wenn er Gewalttaten anordnen oder vollstrecken muß.“²⁷² – In seiner Tragödie „Soldaten“ wollte Rolf Hochhuth (1931–2020) indes zeigen, dass auch die edelsten Argumente der Humanität selbst zum Ästhetizismus missraten konnten. An der Person Winston Churchills (1874–1965) als tragischer Gestalt wagte es Hochhuth am „Mißglücken der Geschichte“²⁷³ zu exemplifizieren, wie die „grausamen, unvernünftigen, absurden“ Scharniere der Weltgeschichte es 1943 notwendig machten, dass Churchill, um Hitler und sein blutrünstiges System „aus der Zivilisation ausspeien“ (Haffner²⁷⁴) zu können, grässlichen Verrat an den Polen verübte und mit dem beispiellosen Flächenbombardement deutscher Städte gegen jede Menschlichkeit verstieß. Mit den Stimmen des Ministerpräsidenten der polnischen Exilregierung, Władysław Eugeniusz Sikorski (1881–1943)²⁷⁵, und des Bischofs von Chichester, George Kennedy Allen Bell (1883–1958)²⁷⁶, arbeitete Hochhuth die Brutalität und Unmenschlichkeit der Politik Churchills heraus, mit der dieser den sich 1943 anbahnenden Separatfrieden zwischen Stalin und Hitler²⁷⁷ verhinderte. Nach Hochhuth stellte Bell den „P[remier]M[inister]“ sogar einem „Sittlichkeitsverbrecher“ und „Lustmörder“ gleich.²⁷⁸ Und dennoch ergab es sich nach Hochhuth angesichts der Bedrohung durch den Hitlerismus, dass Bischof Bell mit all’ seiner moralischen Gegnerschaft gegen die britische Luftkriegsstrategie zum „Phraseur“ wurde (so Marcuse).²⁷⁹ Mit dieser auf die Spitze getriebenen „Tragödie“ Churchills lag Hochhuth daran zu zeigen, dass es in extremster Lage – und nur hier, wenn die menschliche Zivilisation erwiesenermaßen als Ganze und für lange Sicht auf dem Spiele steht – dazu kommen kann, dass die ungeheuerlichsten Maßnahmen zu ergreifen sind. –

Auf welche konkrete Art und Weise, mit welcher Technik der Ästhetisierung die Kriegstheologie nun aber aus dem humanen *Contra* der Rezeptionsvorgaben zum Krieg ein *Pro* werden ließ, humanistische Schullektüre, Lesestoffe aus der nationalen Sagenwelt, aus der deutschen Klassik, aus der Geschichtsschreibung eklektizistisch für ihre Zwecke ausbeutete, wohlverstandene Bibelverse, Gesangbuchlieder und liturgische Gebete in Kriegsfanfare verwandelte – das zu beschreiben, dient uns im weiteren Fortgang dazu, genauer zu verstehen, was Kriegstheologie ist. Zu analysieren ist das methodische Vorgehen der Kriegstheologie, wie im Einzelnen biblische Verse, Gesangbuchlieder und Liturgieabschnitte, Traditionen der Antike sowie der deutschen Geschichte, Literaturwerke der Deutschen Klassik, Philosopheme und Aprioris des Deutschen Idealismus, nationale Kollektiverinnerungen (wie an die Freiheitskriege) dem Kriegsbegehren unterworfen und

in kriegsaffine Predigten, Katechesen, Seelsorgegespräche und Gottesdienste eingepasst wurden, um mit dem deutschen Vortrefflichkeitswahn einen der größten und verderblichsten politischen Mythen des 20. Jahrhunderts zu schaffen. Solche Mythen, schreibt Ernst Cassirer (1874–1945),

„wachsen nicht frei auf; sie sind keine wilden Früchte einer üppigen Einbildungskraft. Sie sind künstliche Dinge, von sehr geschickten und schlaun Handwerkern [vgl. Phaidros, f 271c] erzeugt. Es blieb dem zwanzigsten Jahrhundert, unserem eigenen großen technischen Zeitalter, vorbehalten, eine neue Technik des Mythos zu entwickeln. Künftig können Mythen im selben Sinne und nach denselben Methoden erzeugt werden, wie jede andere moderne Waffe – wie Maschinengewehre oder Aeroplane.“²⁸⁰

d) „*bellum* oder *bellezza*“, „*militia* oder *malitia*“? –
Die Technik der Ästhetisierung des Krieges und ihre Aussagekraft für
die Definition dessen, was „Kriegstheologie“ 1914–1918 bedeutete

Die zur Kriegsanimierung herzustellende Dialogizität und Rückkopplung musste für ihr hochkomplexes Rezeptionsmanagement alle nationalkonformen wie nationalkritischen Rezeptionsbezirke des diversifizierten Wissens aufsaugen und sich mit ihnen in den ganz Europa beherrschenden Kriegsästhetizismus einordnen. Zugleich musste sie sich auf einen Wandel der Verhältnisse einstellen. Als mit dem „pflingstlichen“ Kriegsbeginn die Bevölkerung wieder in die Kapellen, Dome und Kathedralen strömte, die ersten Siegesmeldungen eintrafen, vermochte die Kriegstheologie noch ohne größere Schwierigkeiten die traditionelle, einigermaßen bibel- und gesangbuchkundige, zugleich diffuse Volksfrömmigkeit erfolgreich zu steuern und an die vaterländischen Gefühle, die an Gottesdienst, Andacht, Liturgie, Predigt, Kirchengesang, Seelsorge, Schulunterricht, Religionspädagogik und Bibelarbeit herangetragen wurden, zu appellieren. Komplizierter gestaltete sich dann das Management des Rezeptionsprozesses, als die anfänglichen Begeisterungswellen der vornehmlich hauptstädtischen Bevölkerungen abebbten. Die Kriegstheologie blieb gerade auch in Krisenzeiten wie jede andere Idee darauf angewiesen, sich bei ihren Rezipienten über abrufbare, noch gültige oder wiederbelebte und in ihrem propagandistischen Sinn zu verstärkende oder gar neu zu beschaffende Voreinstellungen zu realisieren.

Auf allen Bereichen des spirituellen, intellektuellen, künstlerischen und kulturellen Lebens waren daher besondere Techniken der staatskonformen Kriegsästhetisierung und Mobilisierung der Vaterlandsliebe zu entwickeln und anzuwenden. Es galt, dem immer bedrückender werdenden Massensterben gegenüber den zunächst noch sichtbaren Kampfwillen zu stützen, ihn als Konsens zu erhalten. Nur so konnte man mit Aussicht auf Erfolg weiterhin wie der alemannische Dichter Otto Heinrich Raupp (1867–1945) von der „tatenfrohen Lust zu sterben“²⁸¹ reden oder wie Gerhart Hauptmann die vom humanistischen Schulunterricht her bekannte Kampfparänese des Tyrtaios („Lasst uns kämpfen [...], lasst uns sterben!“) reproduzieren und dichten: „Komm, wir wollen sterben gehn“²⁸², so als hätte es seit dem zweiten messenischen Krieg Spartas im siebten Jahrhundert v. Chr. keinen Humanitätsfortschritt mehr gegeben; der antike Text fährt fort:

„Achtet das Leben als Feind, und die schwarzen Vögel des Todes
Grüßt sie mit Lust, wie sonst Helios' Strahlen ihr grüßt! [...]
Und nur der wird ein Held mitten im Wogen des Kampfs,
Der es erträgt, zu schau'n des Mordes blutige Arbeit [...].“²⁸³

Solche heroische Sterbebereitschaft gehörte zu den 1914 wiederbelebten Idealen des humanistischen Bildungshorizonts, denen auch Pfarrer beipflichteten, indem sie nicht selten sogar die tyrtaische *Kalokagathia* auf das Jesusbild übertrugen. Den Typus eines solchen Pfarrers zeichnete schon 1795 Johann Heinrich Voß (1751–1826) im Hexametertrab seiner „ländlichen Idylle“, der „Luise“, er ließ ihn sagen:

„Weg unmännliche Klag' um den Göttlichen, der, wie die Sünder,
Als Unsündiger starb! Wer weint um des Sokrates Giftkelch?
Wer um die Flamm', aus welcher, ein Gott, aufstrahlte Herakles?
Soll an erhabenem Sinne der Heid' uns nehmen den Vorrang?
Weg ihr Martergebilde der Kreuzigung! Er, den des Todes
Bittere Schmach nicht beugte, der Held mit dem Siegespanier, schwebt'
Freudig empor, daß wir selber aus Staub nachstreben zum Aether!
[Es] hebe den Glauben das Bild des thätigen Helden zur Thatkraft!“²⁸⁴

Je länger sich der Krieg hinzog, je stumpfer die Kampfparänesen wurden und durch neue Sprachmanöver geschliffen werden mussten, umso deutlicher hebt sich die Beschreibbarkeit der Kriegstheologie heraus. Wir nennen hier, in der Einleitung, nur eine begrenzte Auswahl der Techniken, mit denen die elementaren Gefühle der Menschlichkeit vergiftet und ein anderer Geist erzwungen werden sollte: in der Exegese stach insbesondere die Vermischung von spiritueller und buchstäblicher Sprachebene hervor, die redetaktische Verfremdung von Texten aus Bibel, Gesangbuch und Liturgie durch Äquivokation; das Überfluten ganz anders auszudeutender Texte durch unpassende Zusätze, Einschübe, Kombinationen mit vaterländischen, kriegsaffirmativen Zitaten, wodurch kriegsdissidente Rezeptionsvorgaben umgelenkt wurden; Politisierung von Perikopentexten mithilfe heilsgeschichtlich-rassistischer Aprioris, die in eine deutsch-nationale Apokalyptisierung der Weltgeschichte einmündete. Die deutsche Kriegstheologie musste sich zuletzt durch immer verstiegenere, aggressivere Sinn-Interventionen ihrer Widerlegung durch das „Ungeheuerliche“ zu entziehen versuchen. Nur durch die immer stärker abbröckelnde Dialogizität, die sich immer mühseliger gestaltende Anknüpfung und „Verständigung“ mit den Adressaten lässt sich erklären, warum sich ein Dichter wie Heinrich Lersch (1889–1936) schließlich in exzessive Sinnverdrehungen, Inversionen kirchlich-liturgischer Rezeptionsvorgaben verirrt und also das Verschießen von Schrapnellen und Kugeln als „Streuen von Weihwasser“ verstand und aus Granaten zur Sündenvergebung „Weihrauch“ qualmen sah.²⁸⁵ Es waren vor allem Theologen selbst, die zur Kriegsanimierung ein solches Verwirrspiel mit Begriffen aus dem Glaubensgut betrieben – wie etwa Anton Müller (= „Bruder Willram“), der in einem Vortrag am 22. Januar 1916 im Katholischen Kasino in München von der Feierlichkeit schwärmte, mit welcher sich die gewaltigen Geschützrohre von Mörsern „langsam höher“ schraubten – und zwar mit einer „Andacht [...], Inbrunst und

Würde, wie kein Priester andächtiger u. würdevoller seine Hände beim *sursum corda* am Altare erheben“ könnte.²⁸⁶ Man betrachte dazu die bei Magnus Hirschfeld (1868–1935) und Andreas Gaspar dokumentierten Kriegsskizzen.²⁸⁷ Auf weitere Beispiele solch' delirierender Sprachverbrechen wird in diesem Buch noch oft zurückzukommen sein.

Der hermeneutische Ansatz der Rezeptionsästhetik, der das Erkenntnisinteresse von dem Soliloquium, der „Selbstgenügsamkeit“ des (hier kriegstheologischen) Autors, auf die „autorielle“ Wahrnehmung der ihm günstigen und ungünstigen Rezeptionsmöglichkeiten, die der Empfänger mitbringt²⁸⁸, verlagert und sich somit auf die dem Autor aufgegebenen Methoden der Überredungskunst konzentriert, hat also den Vorteil, genau zu erkennen, wie und warum gerade so und nicht anders beispielsweise eine Dichtung, ein Theaterstück, ein Roman – man lese zum autoriellen Dialog mit dem Leser, zur Rückbezüglichkeit des Autors zu sich selbst *und* zu seinem Adressaten, etwa Äußerungen Goethes, Schillers, Max Frischs, Umberto Ecos, Stephen Kings u. v. a.²⁸⁹ –, oder eine Kriegspredigt oder -liturgie, ein Kriegscartoon oder eine Kriegsphotomontage, eine Kriegsskulptur, ein Kriegslied, ein Kriegsmusikstück „gemacht“ ist, um größtmöglichen Anklang zu finden. So ist es auch gewiss kein Zufall, dass sich Kenneth Burke (1897–1993) in seinem Essay *„War, Response and Contradiction“* gerade 1933 mit diesem Wechselspiel zwischen Autor und Leser in der Kriegsliteratur beschäftigt hat.²⁹⁰ Durch die Inblicknahme der „Anmutungs“- ja Verhexungs-Technik rückt, was hier für die Kriegstheologie vor allem zu untersuchen ist, die sich zum Adressaten interaktiv, dialogisch, zirkulär verhaltende und schließlich gewaltsam sinnstürzend werdende „Machart“ ihrer Texte in den Fokus der Analyse: also diejenige Amoralität homiletischer Wort- sowie liturgisch-opernhafter Inszenierungskunst, das „Ornament“ von Predigt, Gesang und Litanei „als Verbrechen“, das den Krieg – trotz aller Indignation – „sittlich“ fundierte und damit „ästhetisch wertvoll“ machte und sich den „*bellum*“ nach einem Wortspiel von François Rabelais (1494–1553) zur „*bellezza*“ zurechtbog.²⁹¹ – Dem Prediger Matthias Heimbach (1666–1747) war in der „Schaubühne des Todes“ dagegen nur das Wortspiel „*militia-malitia*“ eingefallen.²⁹² – Erst die bis heute in der Aufarbeitung der protestantischen Kriegstheologie von 1914–1918 weiterhin noch fehlenden detaillierten Wort-, Begriffs-, Struktur- und Kontextanalysen konkreter homiletischer, religionspädagogischer, lyrischer und liturgischer Einzeltexte erlauben, die autorielle, rezipientenorientierte Textorganisation, die Strategie der theologischen „Kunstgriffe“ aufzudecken, die mit subtilen, unmerklichen Sinn- und Nebensinn-Verschiebungen, Vergröberungen, Begriffsüberreizungen, Äquivokationen, assoziativen Subtexten begannen, mit Zeitgeisthorizonten, kirchlich-vaterländischen Gewissensinstanzen, Grundeinstellungen, Ressentiments jonglierten, um dann in kaum mehr bemerkte Ausdruckswege, zuletzt aber massive Verdrehungen und Verfälschungen von Bibel- und Gesangbuchtexten einzumünden und permanente Missverständnisse des Schriftwortes zur geistlichen Mobilmachung zu etablieren. An authentischen Zeugnissen von Reaktionen auf Seiten der Rezipienten (Feldpostbriefe, kriegsbiographische Notizen, Tagebücher, auch Stundenprotokolle des religionspädagogischen Unterrichts, etc.) lässt sich auf diese Weise auch abschätzen, ob und wie die autorielle Orientierung am Rezipienten Widerhall und Resonanz fand, ob und warum dieser das seinen ästhetischen Voreinstellungen und Präferenzen Zugemutete entweder akzeptierte oder zurückwies.

* * * * *

Insgesamt ergeben sich aus dieser rezeptionsästhetischen Problemstellung die vier hauptsächlichsten Interessen unserer Untersuchung zur Kriegstheologie als einem der weltanschaulich und methodisch in die NS-Zeit hineinführenden kulturverrottenden Ideologisierungsprozess. Neben den an Textzeugnissen orientierten Definitionen dessen, was „nationalistische Kriegstheologie“ und „Kriegsästhetizismus“ heißen, sind es die folgenden:

Erstes Anliegen ist, die 1914–1918er Homiletik, Liturgik und Religionspädagogik im Rahmen ihrer kriegstheologischen Tradition und Programmatik von der Reformation über die Freiheitskriege und dem Siebziger Krieg 1870/71 bis zum Ersten Weltkrieg hin darzustellen und die Mechanismen des theologischen Kriegsästhetizismus zu beschreiben, mit denen versucht wurde, das Konfrontative des Krieges trügerisch abzuschwächen, das Unzumutbare ins Gegenteil des unbedingt zu Bejahenden zu verkehren, um eine steuernde Dialogizität, Zirkulation mit dem Rezipienten im Sinn gläubiger Einwilligung und Komplizenschaft in die Heilsnotwendigkeit des Krieges zu erreichen. Hören wir bei Bertolt Brecht das Bekenntnis der beflissenen Kriegsdichter, die sich dieser Aufgabe unterzogen:

„Ach, vor eure in Dreck und Blut versunkene Karren
Haben wir noch immer unsere großen Wörter gespannt!
Euren Viehhof der Schlachten haben wir ‚Feld der Ehre‘,
Eure Kanonen ‚erzlippige Brüder‘ genannt.“²⁹³

Ein *zweites* Anliegen gilt der daran anschließenden Frage, ob und in welchem Ausmaß von Annäherung und Abstimmung es dem Krieg als „Subjekt der Theologie“ tatsächlich gelang, die von ihm angestrebte manipulative Dialogizität, d.h. eine zum Kriegsdienst theologisch mobilisierende Übertölpelungsästhetik im Sinn einer massentauglichen Sinnstiftung aufzubauen, zu forcieren und vier Kriegsjahre lang durchzuhalten. Traf es in dieser Pauschalität zu, was Brecht in der folgenden Strophe zu den „saugenden Lämmern“ schrieb?

„Wir haben die Wörter studiert und gemischt wie Drogen
Und nur die besten und allerstärksten verwandt.
Die sie von uns bezogen, haben sie eingesogen
Und waren wie Lämmer in eurer Hand.“²⁹⁴

Damit ist auch als *drittes* Anliegen die Frage nach dem theologischen Widerspruch auf Seiten des Kirchenvolks an der Front und in der Heimat benannt: warum dieser sich letztlich nicht überfremden ließ und diese im Ganzen systembeflissene Konjunkturtheologie am Gros des Kirchenvolkes selbst scheiterte: Welche Residuen des bibelorientierten Glaubens, welche feststehenden Forderungen an die kirchliche Verkündigung gab es, die sich nicht aushebeln ließen, so dass ein unbekannter Kriegsteilnehmer 1926 über die Falschpredigten den Reim schmieden konnte:

„Die Predigt ist tot,
gibt Steine statt Brot“.²⁹⁵

Ein viertes Anliegen ist schließlich der Versuch zu erörtern, was die Kirche im Krieg – den „Schlagschatten“ der spezifisch deutschen Rezeptionsvorgaben von idealistisch-apokalyptisch-darwinistischer Nationaltheologie und -historie, Kultur und Geistesgeschichte abwerfend – hätte anderes predigen und wie sie sich der ihrer Botschaft seit den Freiheitskriegen ornamental aufgedrückten Sinnkontinuitäten hätte erwehren können und sollen. Welchen „Daumenabdruck“²⁹⁶ konkreter hermeneutischer, kerygmatischer und politischer Denkalternativen hätte die Kirche auf ihrer Predigt, Liturgie und Seelsorge hinterlassen, an welche besseren „Erbschaften“ deutscher und europäischer Kultur hätte sie sich anschließen können, um sich 1914–1918 und überhaupt im Kontinuum von 1914–1945 nicht in systemkonformer, „schauerlicher Pseudoprophetie“ zu verstricken, sondern sich in der „Predigt vom Kreuz Christi“ schriftgemäß zu bewähren?²⁹⁷

e) Zur Arbeitsmethode dieser Untersuchung – Die Situationsgebundenheit der Kriegstheologie – Der Mikrokosmos von Einzelbiographien im vorausfallenden Schatten des Hitlerreiches

Die vorliegende Untersuchung konnte, um die ästhetizistischen Sprachverbrechen im Krieg konkret darzustellen, bei Weitem nicht alle hierfür relevanten Quellen der kirchlichen, schulischen und universitären Bildung, speziell der kriegsaffinen und kriegsdistanzierten Rezeptionsvorgaben zitieren und befragen. Lückenlosigkeit hätte niemand erreichen können. Den ungeheuren Einfluss Luthers hat zuletzt Dietz Bering geltend gemacht. Aus den unübersehbar vielen deutsch-nationalen Einzelstimmen wie Hegel, Fichte, Ernst Moritz Arndt, der aus „Deutschland“ „*Teutschland*“, aus „deutsch“ „*teutsch*“ machte²⁹⁸, Friedrich Rückert, Felix Dahn²⁹⁹, Adolf Stoecker, Paul de Lagarde³⁰⁰, Heinrich von Treitschke³⁰¹ u. v. a., die von der Kriegstheologie für die Anfachung der (bereits wirk-samen) Kriegsbereitschaft abgerufen werden konnten, hebe ich hier pars pro toto nur zwei Stimmen hervor, an denen sich veranschaulichen lässt, wie stark sich solche Vorgaben auswirkten: August Julius Langbehn (1851–1907), den „Rembrandtdeutschen“, und den schon erwähnten Friedrich Naumann.

Langbehns Buch „Rembrandt als Erzieher“, das ab 1890 für den Spottpreis von zwei Reichsmark zu erwerben war³⁰², und über dessen gewaltigen Erfolg und Einfluss sich die kritische „Epistel“ von Richard Weitbrecht (1851–1911) im *Musen-Almanach* für das Jahr 1892 mit Recht mokierte³⁰³, erreichte bis 1893 dreiundvierzig Auflagen³⁰⁴, davon mehr als die Hälfte gleich im ersten Erscheinungsjahr. Der „Rembrandtdeutsche“ gehörte zu dem deutschen Anschauungsgemeinde, „das sich aus Wagner, Chamberlain [...], Felix Dahn, Studentenpoesie, Antisemitismus und unwissender Geringschätzung der anderen Nationen zusammensetzte.“³⁰⁵ Langbehns arisch-rassistischer³⁰⁶, kulturechauvinistischer Einfluss ist in allen großen Linien des deutschen Vortrefflichkeitsdünkels spürbar. Er verstärkte nicht nur antijüdische und antifranzösische Vorurteile, auch wenn er noch zwischen dem „echten, guten“ und dem „schlechten“ Judentum, dem „echten, guten“ und dem „schlech-

tem“ Franzosentum unterschied³⁰⁷; er wiederbelebte auch für den Ersten Weltkrieg nicht nur die Arndt'sche³⁰⁸ und Goltz'sche³⁰⁹ Geringschätzung alles Französischen als „eine untergehende, greisenhafte, kranke Kultur“³¹⁰, sondern sein Buch wirkte sich zementierend auch auf fundamentale Anschauungen Hitlers aus³¹¹: Falsche Objektivität der Wissenschaft und des rechnerischen Verstandes, dezidiert gegenauflärerischer Antirationalismus, Höherwertigkeit der deutschen Kultur über die westliche Zivilisation, rassenanthropologisch-heroische Geschichtsbetrachtung (etwa die „edle Subjektivität“, die „gesund empfindende“ Art der populär-nationalistischen Heldengeschichtsschreibung à la Schlosser³¹²), die Natur als Urquell aller Erkenntnis, Rasse und Blut als entscheidende geschichtliche Triebkräfte, Pflicht zur Reinerhaltung der arischen Urrasse, sowie nicht zuletzt auch die Verbindung von Kunst, Politik und Krieg als „arische Losung“.³¹³ Langbehns Einfluss ist daneben in vielen anderen schwerwiegenden, aber auch skurrilen Einzelheiten fühlbar, wenn er etwa behauptete, dass Shakespeare, wenn er nicht in der „niederdeutschen“ Kultur Englands, sondern in Frankreich geboren worden wäre, „nie seine Tragödien noch Schauspiele geschrieben haben“ würde.³¹⁴ Im Nationalsozialismus leiteten sich von diesem – schon bei Arndt belegbaren³¹⁵, nun wieder aufgewärmten – Lokitätsdogma die Vorstellungen der arischen, deutschen Wissenschaft, darunter auch Theologie, Philosophie, Mathematik und Physik her.³¹⁶ Wenn der Bühnenautor und Übersetzer Ludwig Fulda (1862–1939) 1916 die Forderung erhob, dass im Fall der „Niederzwingung“ Englands dieses in einer Klausel des Friedensvertrages garantieren müsse, „William Shakespeare auch formell an Deutschland abzutreten“³¹⁷, dann kommt dahinter nicht allein die „*Shakspeare-Manie*“ im Deutschland des beginnenden 19. Jahrhunderts³¹⁸, sondern auch Langbehns bruchlos nationalisierende Vereinnahmung des „niederdeutschen“ *gentle Shakespeare* zum Vorschein, den er nicht nur als einen „der edelsten aller bisherigen Deutschen“, als „germanischen Urdichter“ und „größeren Genius als Goethe“ ansprach, sondern in dessen Persönlichkeit er überhaupt das „Zentrum“ der „deutschen dichtenden Kunst“ verkörpert sah.³¹⁹ Auch Gerhart Hauptmann, der Langbehn kritisch gegenüberstand³²⁰, bezeichnete 1914 den – nach Friedrich Gundolf (1880–1931) in Deutschland nie richtig verstandenen³²¹ – Shakespeare als „einen deutschen Dichter, „dessen Dramen, wie keines anderen deutschen Dichters, Nationalgut geworden sind.“³²²

Weitreichenden Einfluss übte insbesondere für die christliche Einstellung zum Krieg die „Gotteshilfe“ Friedrich Naumanns (1860–1919) aus, dessen in der Vorkriegszeit verfasste Andachten und „Briefe über Religion“ auch von Kirchenfernern viel gelesen und besprochen wurden.³²³ Naumann hatte sich als einer der rezipiertesten Rhetoriker und Stilisten des wilhelminischen Deutschland erwiesen und durch seine christliche Synthese von Nationalismus und Sozialismus, der beiden politischen Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts, eine nachhaltige öffentliche Breitenwirkung erzielt.³²⁴ Adolf Deißmann (1866–1937) würdigte ihn als ein „brennendes und scheinendes Licht“ (Joh. 5, 35), Max Weber (1864–1920) sprach von der „unabsehbaren großen Bedeutung seiner politischen Persönlichkeit“, Theodor Heuss (1884–1963) von seiner „geschichtlichen Mächtigkeit [...] geistiger und moralischer Art.“³²⁵ Naumann, am Nationalsinn Arndts und Fichtes geschult³²⁶, hatte vor 1914 auf mannigfache Anfragen zu Religion, Krieg und christlichem Glauben reagiert³²⁷, auf Problemstellungen, die später in der Kriegsverheißung relevant wurden. Sein Bekenntnis zum Militarismus, insbesondere zur Tirpitz'schen Flottenpolitik und zu

seinem „Flottenkaiser“³²⁸, sein Votum für den bewaffneten Nationalismus fiel schwer in die Waagschale.³²⁹ Auch ein Ludwig Curtius ließ sich trotz antimilitaristischer Reserven von Naumann ganz vom Gegenteil überzeugen.³³⁰ Im Ersten Weltkrieg erwies sich Naumann bis zum Juli 1917, als er sich im Reichstag der Friedensresolution des Zentrumsabgeordneten Matthias Erzbergers (1875–1921) anschloss³³¹, als eherner Durchhaltepolitiker: „Der Kaiser hat recht: ihr müßt *Stahl werden!* Er und wir, wir alle!“³³² Auch Naumann ist ein Beispiel bedeutsamer Prägung und Einflussnahme. Ein Pfarrer und Theologe wie Emil Fuchs (1874–1971) aus Rüsselsheim rechtfertigte unter der Wirkungsmacht Naumanns stehend sogar den völkerrechtswidrigen deutschen Einmarsch nach Belgien:

„Ich stand damals noch völlig unter dem Einfluß von Friedrich Naumann. Seine Entscheidung war mir maßgebend. Mit ihm glaubte ich, daß wir wirklich angegriffen seien und uns verteidigen mußten. [...] Aus dieser Haltung heraus suchte ich noch 1917 in meinem Schriftchen ‚Luthers deutsche Sendung‘ vor mir selbst und vor den Anklägern den Einmarsch in Belgien zu rechtfertigen.“³³³

Ein paar weitere Beobachtungen zu der in dieser Untersuchung eingeschlagenen Arbeitsmethode seien noch gestattet: Die Wechselwirkung zwischen dem Krieg als Subjekt der Theologie, den ihn bereitwillig vertretenden Sprechern der Kriegstheologie und drittens den Adressaten dieser Rede, den Rezipienten im Pro et Contra des Krieges, kann nicht isoliert an theologischen Texten selbst darstellt werden, sondern dies muss im Zusammenspiel mit dem damaligen kirchlichen Leben vorort und im Zusammenhang einzelner Biographien, einzelner Zeitzeugen (anhand der ihnen zugehörigen Originaldokumente) kompletter als sonst üblich geschehen. Daher konnte es mir bei der Analyse der Kriegstheologie nicht lediglich um textimmanente Untersuchungen gehen, um das bloße Herausarbeiten der theologisch-ästhetizistischen Manöver in Kriegspredigten und Kriegsliturgien, worum noch Wilhelm Pressel (1895–1986) in erster Linie bemüht war³³⁴, sondern hier sollten auch, wie zuletzt Andrea Hofmann 2017 eingefordert hat,

„[...] die konkreten historischen Umstände stärker in den Blick genommen werden. Die Predigten des Ersten Weltkriegs sind als theologische Versuche zur Sinnstiftung während einer politischen Krise zu verstehen. Sie bewegten sich in einem Spannungsfeld von exegetischen Traditionen, seelsorgerlichen Aufgaben und den Anforderungen, die die Kirchenleitungen an die Prediger stellten.“³³⁵

Schon Jean Paul verlangte, dass „dem reinen, durchsichtigen Glase des Dichters“ – und in darstellerischer Hinsicht gehört auch der Historiker dazu – „die Unterlage des dunklen Lebens notwendig sei“, denn nur so „spiegel[e] er die Welt ab [...] und] berühr[e] die Erde.“³³⁶ Diesem Anliegen habe ich auf verschiedenere Weise nachzukommen versucht. Wie man die Subjektrolle des Krieges wahrnahm, wie man sich ihr unterordnete oder gegen sie opponierte, habe ich über weite Strecken in den Zusammenhang einzelner sich kreuzender Begegnungen, Nebenhandlungen, Lebensbilder und Schicksale hineingestellt: vor allem in den Rahmen *zweier Lebensbilder*: in die Biographie eines Pfarrers und in die einer seiner Konfirmandinnen für den Zeitraum von 1914–1945. Solche Einbettung in

den Mikrokosmos verschiedener Personen bringt, wie Sebastian Haffner 1939 hervor-
gehoben hat, den bemerkenswerten Vorzug mit sich, dass mit der „zufälligen und priva-
ten Geschichte“ „zufälliger und privater Personen“ „wichtige, unerzählte Stücke deutscher
und europäischer Geschichte“ zu Wort kommen, maßgebliche Innenansichten, die also
nicht bloß den abstrahierten „Umriß der Dinge“ wiedergeben (so wie in den normalen
Geschichtsdarstellungen üblich³³⁷), sondern die Dinge selbst. Denn es kommt auf jeden
Einzelnen an. „Deutschland ist *nichts*, aber *jeder einzelne Deutsche* ist viel“, so Goethe
im Dezember 1808.³³⁸ Hatte etwa Oswald Spenger immer wieder behauptet: „Die großen
Einzelnen sind es, die Geschichte machen. Was ‚in Masse‘ auftritt, kann nur ihr Objekt
sein“³³⁹, so setzte dem Sebastian Haffner entgegen, dass die großen Weichenstellungen
der Historie letztlich nicht getroffen werden könnten, ohne diese

„wirklich zählenden geschichtlichen Ereignisse und Entscheidungen, [die sich] unter uns
Anonymen abspielen, in der Brust einer jeden zufälligen und privaten Einzelperson“, weil
bei „simultanen Massenentscheidungen, von denen ihre Träger oft selbst nichts wissen, die
mächtigsten Diktatoren, Minister und Generäle vollständig wehrlos sind.“³⁴⁰ Dem Einzelnen
kommt daher immer eine ungeheure Verantwortung zu. Haffner verweist hierzu auf zwei
Beispiele: auf den Entschluss der Mehrzahl der zehn Millionen deutscher Soldaten, den Ers-
ten Weltkrieg nicht weiter zu führen, aber auch auf die „seelischen Bewegungen, Reaktionen
und Verwandlungen, die in ihrer Simultanität und Massierung das Dritte Reich Hitlers erst
möglich gemacht haben.“³⁴¹ Robert Musil formulierte 1922 gar, dass „wir mit unserem Sein
nicht an der Spule irgendwelcher Schicksalspopanze“ hängen, sondern – „mit einer Unzahl
kleiner, wirr untereinander verknüpfter Gewichte behangen“ – „selbst den Ausschlag geben“
können.³⁴² Günter Kunert hat dann nach dem Zweiten Weltkrieg in seinem Gedicht „Vom
unbekannten Ruhm der Ungenannten“ das Friedensengagement der „Unbekannten unter
vielen Fahnen [...], die stets mißbraucht sich nicht mißbrauchen lassen“, gewürdigt.³⁴³

Die Wichtigkeit einzelner Kriegsbiographien ist also nicht zu unterschätzen. Das hat auch
Klaus Latzel mit derjenigen „Hans Oltes“ im Zweiten Weltkrieg deutlich zu machen ver-
sucht.³⁴⁴ Zwar sind solche persönlichen Zeugnisse nur begrenzt verallgemeinerungsfähig
und bieten nur einen Ausschnitt; sie haben aber eben nicht nur den Vorteil realitätsnaher
Anschaulichkeit, sondern zeigen mit ihrem Verlauf individueller, nicht unmaßgeblicher
Sinnbildungsprozesse³⁴⁵, wie Geschichte zustande kommt. Die beiden Personen, die in
meiner Untersuchung (neben einer Reihe von anderen) als hauptsächliche Beispiele in
den Vordergrund rücken³⁴⁶, sind: *Ellen Richter*, die 1913–1915 Schülerin des renommier-
ten Kaiserin Augusta-Stifts in Potsdam war (hier liegt auch der familiäre Bezug meines
Buches³⁴⁷), und *Theodor Krummacher*, der als Pfarrer der nicht weit vom Stift gelegenen
Pfingstkirche und als geistlicher Leiter des Stifts amtierte.

Über ihre Internatszeit führte Ellen Richter von 1913–1915 ein Tagebuch („*Sumsbuch*“
genannt) und protokollierte in ihrem Konfirmandenheft im ersten Kriegsjahr den Kirch-
lichen Unterricht bei Pfarrer Krummacher mit. Das Konfirmandenbuch veranschaulicht
nicht nur den Prozess des Eindringens der Kriegstheologie in die Religionspädagogik wäh-
rend des Ersten Kriegsjahres, sondern auch die Art und Weise, wie eine Konfirmandin
mit dem Gedankengut der Kriegstheologie bekannt wurde. Das Tagebuch Ellen Richters
lässt dann erkennen, dass damalige Zöglinge auch national-konservativer Internate der

Kriegseuphorie kritisch gegenüber stehen konnten.³⁴⁸ Von besonderem Interesse sind hierfür drei leise, kriegskritisch-nachdenkliche Gedichte, die Ellen Richter in ihr Tagebuch eintrug. Ihre Briefe nach Hause ergeben ein ähnliches Bild. Viel später, in den 1940er Jahren, unterstützte Ellen Richter eine Widerstandsgruppe gegen Hitler. – Theodor Krummacher, der zu Anfang – wie das Konfirmandenbuch zeigt – aufgrund seiner Christologie der protestantischen Kriegstheologie kritisch gegenüber stand und ihre Inhalte nur nach und nach für seinen katechetischen Unterricht übernahm, wandelte sich dagegen – wie seine Kriegspredigten von 1916 erweisen – vorübergehend zu einem der „Wortemacher“ des Krieges. Nach der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg, der zugleich den vorläufigen Zusammenbruch der Kriegstheologie bedeutete, hielt er sich ab der Weimarer Zeit von der Nationalisierung der Theologie zurück und trennte sich nach anfänglicher Sympathie für den Nationalsozialismus auch von diesem.

Um die Kriegstheologie in ihren historischen, kriegsgesellschaftlichen Kontext zu stellen, behandle ich in einigen Exkursen außerdem Beispiele des Kriegsästhetizismus aus anderen Disziplinen des wissenschaftlichen Fächerkanons und berücksichtige – weil (nach einem Wort Theodor W. Adornos) auf all' dies schon „*der Schatten des Hitler'schen Reichs*“ vorausfiel und „seinen Bann ausübte“³⁴⁹ – in gelegentlichen Hinweisen und Exkursen zu den 30er³⁵⁰ und 40er Jahren die Kontinuität der Kriegskultur, die sich von 1914–1918 über die Weimarer Republik bis 1939–1945 erstreckte. Es wird sich im Verlauf unserer Untersuchung herausstellen (s. u. Kap. IV, 2, C, 3 und E, 2), dass die Entwicklung der protestantischen Kriegstheologie ab 1914 – insbesondere in der apokalyptisch-darwinistischen Ausformung durch Reinhold Seeberg (1859–1935) – mitverantwortlich war für die Grundlegung des von Daniel Jonah Goldhagen definierten *Holocaust-Eliminationismus*³⁵¹ in Deutschland.

f) Übersicht und Aussicht – Der Kampf gegen das Vergessen des Bösen und des Guten – Notwendigkeit und Heilsamkeit einer Untersuchung zum Mechanismus von Hetz- und Kriegsreden

Die sich selbst verrufende Megaphonie der europäischen Kriegsrhetorik 1914–1918 war es, die Romain Rolland 1918 zu der Anklage veranlasste, dass ihr von keiner Seite Einhalt geboten wurde, „um das wechselseitige Mißverstehen zu vermindern und den Haß zu begrenzen“, sondern dass „im Gegenteil: mit wenigen Ausnahmen [...] alles getan [wurde], ihn auszubreiten und zu vergiften.“ Der Krieg war der Krieg seiner Wortemacher, die „mit ihren mörderischen Ideologien [...] Tausende von Gehirnen [verführten] und in frevelhafter Sicherheit ihrer Wahrheit, unbelehrbar in ihrem Stolze, Millionen fremder Existenzen für die Phantome ihres Geistes in den Tod [...] trieben.“³⁵² Eine methodische Betrachtung zur kriegstreiberischen Sprache, zu ihren Wortverbrechen der insbesondere kriegstheologischen Manipulation von Bibel und Gesangbuch, zur Sprachverwüstung, zur „Sprache der Gräfte, die fähig ist, Gräfte zu füllen“³⁵³, forderte daher Karl Kraus schon 1925:

„[...] Es ist doch heilsam, einer vergeßlichen Menschheit vor das Bewußtsein zu bringen, wie ihre Dichter und Denker damals gesagt und gesungen haben, mit welchem Schnack sie

sich und ihr die große Zeit vertrieben und auf welche Methode sie alle jene, die nicht das Glück hatten, ihre Geistesverwirrung in Literatur umzusetzen, ins Verderben gejagt haben.“³⁵⁴

Eine Analyse der „Sprache der Grüfte“, soweit sie auch heute wieder von „Wortemachern des Krieges“ artikuliert wird – vgl. die aktuellen Darstellungen bei Amin Maalouf (*Les Identités meurtrières*, 1998), Ilija Trojanow/Ranjit Hoskote (*Confluences*, 2012), Timothy Snyder (*„Black Earth – The Holocaust as History and Warnings“*, 2015), Pankaj Mishra (*„Age of Anger – A History of the Present“*, 2017), Yuval Noah Harari (*„21 Lessons for the 21st Century“*, 2018), u. a. –, ist unerlässlich. Die Nachrufe auf 1914–1918 müssen daher auch der Ächtung der kriegsästhetisierenden Sprachverwüstung dienen, die ihr Geschäft noch heute mit den metaphysischen Ornamenten wie „Opfer, Ewigkeit, Reinheit, Erlösung“³⁵⁵ aus nationalem Ursprungsmythos, Nationaltheologie, Apokalyptik und Endzeitstimmung betreiben. Der vielbeschworene „Kampf gegen das Vergessen“ sowie die schon in den 1970er Jahren von Alexander und Margarete Mitscherlich angemahnte „Trauerarbeit“ hat auch hier stattzufinden.³⁵⁶ Dabei gilt es, sich nicht nur mahnend der Verderblichkeit der rassistischen und nationalistischen Hetz- und Kriegsreden zu erinnern, sondern auch das Wissen der besseren Traditionen des humanen und kosmopolitischen Denkens wieder neu ans Licht zu ziehen.

Bezeichnend für die Randständigkeit der Kriegstheologie von 1914–1918 in der wissenschaftlichen Aufarbeitung sind gewisse Forschungslücken, die nicht erst im Zusammenhang des Zentenariums auffallen. Schon das sehr verdienstvolle Literatur-Lexikon „Die Autoren und Bücher der deutschsprachigen Literatur zum Ersten Weltkrieg 1914–1939“ von Thomas F. Schneider u. a. geht nur sehr am Rande auf die kriegstheologischen Publikationen von 1914–1918 ein. Nur ganz vereinzelt werden Namen von Kriegstheologen genannt (etwa Dryander, Doebling, Deißmann, Seeberg u. a.), ohne dass auch nur die wichtigsten ihrer Veröffentlichungen von 1914–1918 aufgelistet werden.³⁵⁷ Eine hochwillkommene Ergänzung zu Schneiders Lexikon von 2008 stellt daher Günter Brakelmanns 2015 erschienenes „Handbuch mit Daten, Fakten und Literatur zum Ersten Weltkrieg“ dar. Neben politischen Kalendarien von 1848/1849–1918³⁵⁸ besteht der weitaus größte Teil dieses Buches aus einer nahezu vollständigen Literaturliste.³⁵⁹

Auffällig und zugleich Ausdruck der Marginalität der Kriegstheologie in der wissenschaftlichen Aufarbeitung seit den 1970er Jahren ist, dass sich etwa Untersuchungen Karl Dietrich Erdmanns³⁶⁰, Hermann Lübkes³⁶¹, Ernst Pipers³⁶², Golo Manns³⁶³ und zuletzt die im Zentenarium erschienenen Werke wie das Buch „Heimatfront“ von Thomas Flemming und Bernd Ulrich von 2014 – im Unterschied etwa zu Hans Wehler (2003)³⁶⁴ und Herfried Münkler³⁶⁵ – gerade hinsichtlich der deutschen Kriegstheologie weitgehend oder – wie Golo Mann – ganz ausschweigen. In seinem 2013 erschienenen, umfassenden Werk „Nacht über Europa – Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs“ erwähnt Piper mit Ausnahme von Adolf von Harnacks und Albrecht Ritschls Kulturprotestantismus³⁶⁶ die Wirksamkeit solch prominenter Kriegstheologen wie Reinhold Seeberg oder Ernst Dryander nicht.³⁶⁷ Piper nennt wohl wie Erdmann und Lübke einige der philosophischen Sekundanten der protestantischen Kriegstheologie: er zitiert die von Fichtes Reden an die Deutsche Nation geprägte antisemitische Schrift Bruno Bauchs (1877–1942) „Vom Begriff der Nation“³⁶⁸, Rudolf Euckens (1846–1926) ebenso von Fichte beeinflusstes Statement „Die sittlichen

Kräfte des Krieges“³⁶⁹, Max Schelers (1874–1928) anti-englischen Traktat „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg“³⁷⁰, der die göttliche Auserwählung Deutschlands im Weltkriegsgeschehen hervorhebt, Werner Sombarts (1863–1941) ebenfalls gegen England gerichtetes Pamphlet „Händler und Helden“³⁷¹, das genauso dem deutschen Eigendünkel als Gottesvolk das Wort redet, sowie zahlreiche in deutscher Sprache erschienene vom Antisemitismus und Rassismus geprägte, wiederum gegen England gerichtete Aufsätze und Bücher Houston Stewart Chamberlains (1855–1927).³⁷² Piper skizziert sogar Martin Bubers „jüdische Kriegstheologie“.³⁷³ Der eigentliche Diskurs der protestantischen (sowie auf katholischer Seite „nachgezogenen“) Kriegstheologie darwinistisch-heilsgeschichtlich-eschatologischer Prägung bleibt jedoch so gut wie ausgespart. Auch Eckart Conze berücksichtigt in seinem kürzlich erschienenen Buch „Schatten des Kaiserreiches“ (2020), insbesondere im Kapitel III („Ein vergangenes Reich“), in welchem er die innere Logik des „deutschen Sonderwegs in die Moderne“ 1870–1945 diskutiert³⁷⁴, die Rolle der Theologie, deren Spuren bis auf Luther zurückzuführen sind³⁷⁵, nicht. Das ist ein generelles Manko und verdient, aufgearbeitet zu werden. Günter Brakelmann hat dagegen Theologen wie Reinhold Seeberg und Otto Baumgarten, sowie dem Gesamtverlauf der Kriegstheologie ausführliche Darstellungen gewidmet.³⁷⁶ Zum Zentenarium des Kriegsausbruchs hat Brakelmann noch in „Sechs Einblicken“ eine wertvolle Synthese des deutschen Protestantismus der Kriege von 1870–1871 und 1914–1918 dargeboten.³⁷⁷

Detaillierte Untersuchungen, die kriegsaffirmative Originaltexte Zeile für Zeile durchmustern, um die manipulativen, wortzündelnden Techniken der kriegstheologischen Ästhetisierung anhand biblischer Einsprengsel, Gesangbuchlieder, gottesdienstlicher Liturgien und religionspädagogischer Methodik offenzulegen, sind allerdings Rarität geblieben. Erinnert sei aber an die verdienstvollen, meist synthetisierenden Arbeiten von Hasko Zimmer³⁷⁸, Wilhelm Pressel³⁷⁹, Heinrich Missalla³⁸⁰ vom Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre, die freilich eher summarisch den Aussagen der theologischen Irrwege nachgehen. Hervorzuheben sind auch nationenübergreifende semantische Untersuchungen wie „Der große Krieg der Sprachen“ von Aribert Reimann³⁸¹ und der erst kürzlich erschienene, von Matthieu Arnold und Irene Dingel herausgegebene schmale Sammelband, der auch französische (insbesondere elsässische) und englische Kriegspredigten in den Fokus rückt.³⁸² Eva Edelmann-Ohler hat in ihrem Buch „Sprache des Krieges“ insbesondere die Deutungen des Ersten Weltkriegs in der zionistischen Publizistik und Literatur analysiert.³⁸³

g) Die Arbeitsschritte dieser „nicht nach Schablone“ geschriebenen Untersuchung

Mit einem bisher in der Erforschung der protestantischen Kriegstheologie noch nicht angewendeten Ansatz der Rezeptionstheorie dokumentieren und untersuchen wir neben dem oben erwähnten Konfirmandenbuch Ellen Richters aus dem ersten Kriegsjahr eine Reihe von kriegsaffirmativen Predigten (Kap. IX, 1–2), Kriegsliederbüchern (Kap. VIII, 1), Kriegsliturgien (Kap. VII, 2–3, a–c), Produkten der konjunkturellen Kriegsliteratur (Kap. VII, 3, d–e) und ziehen außerdem die Ikonographie ausgewählter Kriegspost-

karten, Kriegscartoons und -karikaturen zur Analyse heran. Für die weitere Entwicklung der Sprache „Sanheribs“ bis zum Nationalsozialismus hin, der wir uns ebenfalls widmen, verweise ich noch auf mehrere gehaltvolle Abhandlungen: auf Dolf Sternbergers „Wörterbuch des Unmenschen“ (Einzelbeiträge 1945–1948), Victor Klemperers „LTI“ (1947), Kurt Bergers Studie „Schleichwege zum Chaos“ (1947), Gerhard Storz' Buch „Umgang mit der Sprache“ (1948), Cornelia Bernings Aufsatzfolge „Die Sprache des Nationalsozialismus“ (1960–1963), sowie Albrecht Schönes Abhandlung „Über Politische Lyrik im 20. Jahrhundert“ (1972); ihnen ist erst kürzlich die Dissertation „Des deutschen Dichters Sendung“ von Anneleen Van Hertbruggen (2019), welche die Machart nationalsozialistischer Dichtung detailliert darstellt, zur Seite getreten.³⁸⁴

Als Widerpart zur Kriegsästhetik zitieren wir ebenfalls aus den (meist gymnasialen) schulischen und kirchlichen Lese- und Unterrichtsstoffen wie Bibel, Gesangbuch, Thukydides, Aristophanes, Schiller, Jean Paul, Christoph Blumhardt d. J. u. a., aber auch aus den Quellen des deutschen Kosmopolitismus, die sich bisweilen ebenfalls in der Feldpost- und Erinnerungsliteratur niederschlugen. Für den Pazifismus von 1914–1918³⁸⁵ geben wir Textauszüge aus im Krieg selbst geschaffenen Quellen wie aus der Aktions-Lyrik bei Franz Pfemfert und seiner Zeitschrift „Die Aktion“, aus frühen Arbeiten Ernst Tollers und Erich Weinerts sowie aus der pazifistischen Anti-Kriegssatirik, aus der „Fackel“ von Karl Kraus, die „von Krieg und Pestilenz, von Mordgeschrei und Weh [...], Gift und Brand aus dem *mundus intelligibilis*“ berichtete³⁸⁶, und aus Artikeln Kurt Tucholskys ab 1914, die durchaus gruppenbildend wirken konnten³⁸⁷ wie die Beiträge in der von Paul Martin Rade herausgegebenen Wochenzeitschrift „Die Christliche Welt“, die allerdings teilweise mit hohem intellektuellen Anspruch verbunden waren (wie insbesondere die „Aktions-Lyrik“³⁸⁸ oder Wilhelm Herzogs Zeitschrift „Forum“³⁸⁹) und deren allgemeiner Wirkungsgrad darum nur schwer abzuschätzen ist. Auch um Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966) hatte sich eine regelmäßig in Berlin versammelnde Gesellschaft gebildet.³⁹⁰ 1892 war die Deutsche Friedensgesellschaft (DFG) von Bertha von Suttner (1843–1914) und Alfred Hermann Fried (Herausgeber der Zeitschrift „Friedens-Warte“, ab 1899) gegründet worden. Nicht vergessen sei hier auch die erst Ende 1919 auf dem Buchmarkt erschienene „Symphonie jüngster Dichtung“, die Gedichtsammlung „Menschheitsdämmerung“ – eine Anthologie, die häufig wie kaum ein anderes Buch des 20. Jahrhunderts zitiert wurde und in der sich die Autoren des expressionistischen Widerlagers gegen den Krieg zusammenfanden. Dazu der Herausgeber Kurt Pinthus (1886–1975): „Der Krieg

[...] ist stets als Vision da (und zwar lange vor seinem Beginn), schwelt als allgemeines Grauen, dehnt sich als unmenschlichstes Übel, das nur durch den Sieg der Idee vom brüderlichen Menschen aus der Welt zu schaffen ist. [...] Niemals in der Weltichtung scholl so laut, zerreißend und aufrüttelnd Schrei, Sturz und Sehnsucht einer Zeit, wie aus dem wilden Zuge dieser Vorläufer und Märtyrer, deren Herzen nicht von den romantischen Pfeilen des Amor oder Eros, sondern von den Peinigungen verdammtter Jugend, verhaßter Gesellschaft, aufgezwungener Mordjahre durchbohrt wurden.“³⁹¹

Der Erste Weltkrieg war *no ordinary novel* – und so ist auch das vorliegende Buch nicht nur inhaltlich, sondern auch formal nicht „nach Schablone“³⁹² geschrieben; es ist wie bei

Burtons „*Anatomy of Melancholy*“ von 1621³⁹³ oder Ricarda Huchs „Luthers Glaube“ von 1916 – aus vielen Zitaten zusammengesetzt, wobei sprachkritische Spezialanalysen zu dokumentarischen Abschnitten aus Briefen, Zeitungsartikeln, Lyrikbänden, Predigten, Liturgien und Schullesebüchern hinzukommen. Erzählerische Partien wechseln ab mit essayistischen Momentaufnahmen, Bildbetrachtungen, Reflexionen zu Hintergründen des Kriegsausbruchs und einer Meditation zur Propagandasprache. Schon der antike Historiker Polybios hat zur Sondergattung seines „Hannibalischen“ Krieges eine solch’ perspektiven- und methodenwechselnde Darstellungsweise im Mosaik geschichtlicher Einzelentwicklungen befürwortet, die sich überschneiden, ineinander greifen und sich schließlich doch zu einer zielgerichteten „Anordnung der Ereignisse“ (οικονομια των γεγονοτων) verflechten, um gleichsam einen einzigen Körper (σωματοειδη) zu bilden.³⁹⁴ Ähnlich setzt sich auch hier aus vielen Einzelteilen ein Gesamtpanorama zusammen, das die schlimmen Folgen alter, böser Erbschaften deutscher Theologie und somit den deutschen antizivilisatorischen Prozess von 1914–1918 abbildet, in welchem „der Schatten des Hitler’schen Reiches vorausfiel und seinen Bann ausübte“.³⁹⁵ – Die Untersuchung ist in folgende Arbeitsschritte untergliedert:

- *Prolegomena B*: Im zweiten Teil der Prolegomena wird der Begriff des „Kriegstheologie“ als *genetivus subjectivus* definiert (Proleg. B, 1) Kriegstheologie als *genetivus subjectivus* heißt, dass der Krieg zum Subjekt der Theologie gemacht wird. Die Bildbesprechung dreier Kriegspostkarten (Proleg. B, 2, 3, 5), unterbrochen von einer Zwischenüberlegung zur Theologie als Kairos des Kriegsästhetizismus (Proleg. B, 4), veranschaulicht, wie die theologische Reflexion dem Subjekt Krieg unterworfen wurde.
- *Erster Teil: Krieg und modernes Kreuzfahrtum als Kunstwerk*: Der *erste* Teil der Untersuchung gibt einleitend zunächst eine Beschreibung des europaweiten und deutschen Kriegsästhetizismus anhand entsprechender Aussagen (Kap. I, 1, a–c) und beschäftigt sich danach mit der Analyse eines der aussagekräftigsten Dokumente der kirchlichen Inszenierung deutscher Kriegstheologie (Kap. I, 2–4). Es handelt sich um den „Schwertsegen des deutschen Geistes“ von Pfarrer Dr. theol. Franz Koehler, der sich an den sog. Schwerteile-Gottesdiensten orientiert, die auf die Zeit der Freiheitskriege zurückgingen und eng mit der in Deutschland ebenso verbreiteten Kreuzzugsideologie verbunden waren. In diesen gottesdienstlichen Ritualien machte man Rekruten und Kriegsfreiwilligen das ästhetizistische Rollenangebot, als moderner Kreuzfahrer in den Kampf zu ziehen. Bekannt wurde der „Schwertsegen des deutschen Geistes“ in den Medien der deutschen Öffentlichkeit zuletzt in einem Rezensions-Artikel zu Wilhelm Pressels Buch „Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands“ (1967) im Hamburger Nachrichtenmagazin „DER SPIEGEL“ vom 15. Januar 1968. Eine Untersuchung dieses „Schwertsegens“ ist schon deswegen lohnend, weil in ihm alle Charakteristika der deutschen Kriegstheologie einleitend zur Sprache gebracht werden können (Kap. I, 4, a–b). Es folgt die Interpretation eines Gedichtes, in welchem ein Kavallerist beschreibt, wie er den Opfergang der Militärpferde als den Zusammenbruch der Kriegsästhetik erlebt (Kap. I, 5, a–c).
- *Zweiter Teil: Kriegsideologische Religionspädagogik*: Im *zweiten* Teil wende ich mich anhand eines handschriftlichen Originals (s. u. Kap. XIX, 1–2) der kriegstheologischen Religionspädagogik zu. Analysiert wird ein Protokollbuch, das im Konfirmandenunterricht des ersten Kriegsjahres im Potsdamer Kaiserin Augusta-Stift angefertigt wurde.

Pfarrer Theodor Krummacher und seine Konfirmandin Ellen Richter werden mit ihren biographischen Eckdaten kurz vorgestellt (Kap. II, 1–2). Dem folgt eine Übersicht des Aufbau und Stoffverteilungsplans des Krummacher'schen Konfirmandenunterrichts (Kap. III, 1–2). Krummachers Orientierung am Kleinen Katechismus D. Martin Luthers, seine Nähe zur Ritschl-Schule, zu Bildungsbürgertum und Kriegstheologie werden kurz skizziert (Kap. III, 3). Anhand von neun ausgewählten Abschnitten aus den Stundenprotokollen, in denen der Widerhall der protestantischen Kriegstheologie am verlässlichsten zum Ausdruck kommt (Kap. IV, 2, A–G), versuche ich eine Beschreibung dessen zu geben, wie zurückhaltend und indirekt Pfarrer Krummacher zunächst im Unterricht auf die Kriegsereignisse einging, wie zögernd er anfangs die Denkmuster der protestantischen Kriegstheologie für seine Religionspädagogik übernahm, bevor er zu einem der „Wortemacher des Krieges“ wurde. Für diesen gut zu verfolgenden Wandlungsprozess entwerfe ich eine „Innenansicht“ Krummachers, d. h. es wird nicht nur gefragt, welche Zeitungsnachrichten er gelesen, welche universitären Vorträge er im ersten Kriegsjahr angehört, sondern auch welche Rezeptionsvorgaben aus seinem Bildungshorizont von deutscher Klassik und deutscher Theologie, aus seiner Bekanntschaft mit der transnationalen Kulturgeschichte Europas, aus dem deutschen Idealismus der napoleonischen Epoche, aus den Freiheitskriegen und dem Siebziger Krieg für die Kriegsästhetisierung bei ihm abgerufen werden konnten. Besondere Aufmerksamkeit widme ich der Auslegung Krummachers zum Achten Gebot im Verhältnis zur Gräuelpropaganda (Kap. IV, 2, C, 1–4: „Barbaropa“). An Kapitel IV schließt sich eine vergleichende Darstellung der allgemeinen Kriegspädagogik an, mit welcher der Krummacher'sche Konfirmandenunterricht in den allgemeinen (religions)pädagogischen Kontext des Ersten Weltkriegs eingeordnet wird. Kapitel V, 1, a–g diskutiert danach den Ideologie-Begriff, sowie die Gründe für den kriegstheologischen Fundamentalismus-Schwenk der Kirche 1914. Kap V, 2, a–c bringt einzelne Beispiele ideologischer „Lehrstücke“ sowohl zu 1914 ff als auch zu 1933 ff. Kapitel VI kommt dann auf Ellen Richter und ihr Tagebuch aus dem ersten Kriegsjahr zu sprechen, insbesondere auf die dort enthaltenen drei „Kriegsgedichte 1914“ (Kap. VI, 3, b–d), in denen ich eine spürbare Zurückhaltung gegen Kriegseuphorie und Kriegstheologie entdeckte. Um dem Profilschärfe zu geben, folgt auch hierzu eine vergleichende Darstellung. Anhand von Kurzanalysen von kriegsbestimmter Frauenlyrik soll die Distanz der Kriegsgedichte Ellen Richters zur zeitgenössischen Frauenichtung im Krieg deutlich werden (Kap. VI, 4, A–B).

- *Dritter Teil: Kriegsideologische Liturgik, Lyrik und Homiletik:* Der dritte Teil der Untersuchung beschäftigt sich mit der ästhetizistischen Wortkunst der Kriegstheologie im gottesdienstlichen Leben. Gegenstand sind hier die – bisher kaum erforschten – Kriegsagenden (Kap. VII), Kriegsgesang- und Kriegsliederbücher (Kap. VIII), sowie die schon in älteren Veröffentlichungen meist nur summarisch analysierte Kriegshomiletik (Kap. IX). Wie im Kapitel IV zur Religionspädagogik (Protokollbuch) untersuche ich auch hier Zeile für Zeile an ausgewählten Beispielen die Methoden der kriegstheologischen Aufladung und Manipulation auf dem Gebiet der Liturgik (Kap. VII, 2–3), Liederkunde (Kap. VIII, 1, a–c), Bibelexegese und Homiletik (Kap. IX, 1–3). Um den Abstand zur Liturgik des 19. Jahrhunderts und den ab 1914

erfolgenden nationalistischen Schub deutlich zu machen, ziehe ich zum Vergleich das „Kirchenbuch für das Königlich-Preußische Kriegsheer“ von 1850–1885 sowie dessen Nachfolgeditionen heran (Kap. VIII, 2, a–c). Die weithin unbekannten Krummacher'schen Kriegspredigten von 1916, die ihn nun doch als kriegstheologischen Durchhalteprediger des Krisenjahres 1916 ausweisen, bespreche ich im Anschluss daran (Kap. IX, 1). Im Vergleich hierzu analysiere ich die von Feldpropst Georg Goens im Großen Hauptquartier gehaltene Predigt über Matth. 2, 1–12 vom 19. Januar 1915 in der Originalfassung, sowie in der Rezeption Ludwig Ganghofers, der diese Predigt im Großen Hauptquartier hörte (Kap. IX, 2). Eine „Summa“ der deutschen Kriegstheologie schließt sich an (Kap. IX, 3).

Ein wichtiges Untersuchungsthema, das man nicht aussparen darf, ist der Vergleich der protestantischen Kriegshomiletik und –liturgik mit der zeitgleichen „jüdischen Kriegstheologie“ (Kap. X). Kurt Tucholsky warf auch den jüdischen Feldrabbinern „Bibelfälschung“ vor.³⁹⁶ Dazu wende ich mich in einem eigenen Kapitel des dritten Teils insbesondere der Rolle Martin Bubers zu (Kap. X, 1–3). Seine „kriegstheologische“ Position im Zusammenhang der nietzscheanisch-junghebräischen „Gärung“ brachte ihm sogar von jüdischer Seite den Schmähruf ein, aus ihm sei im Schlepptau einer allgemeinen kriegsbefürwortenden Verirrung ein „Kriegsbuber“ geworden. Hierzu wird eine Neudarstellung versucht, die – trotz einzelner Berührungen mit kriegstheologischen Ansätzen – Bubers grundsätzliche Distanz zur deutschen Kriegstheologie verdeutlichen soll. Anhand vereinzelter jüdischer Kriegsvorträge und Kriegspredigten verschiedener anderer Rabbiner, die hiernach besprochen werden (Kap. X, 4), ergibt sich ein weiter ausdifferenziertes Bild: durchaus patriotisch gesonnen näherte sich die jüdische Theologie in Einzelaspekten den Topoi der protestantischen Kriegstheologie an, in der Hauptsache hielt sie jedoch exegetisch und inhaltlich Abstand. Auch die jüdischen Kriegsagenden (etwa diejenige Leo Baecks) spiegeln diese Distanz wider (Kap. X, 5).

- *Vierter Teil: Meinungslenkung und Resonanz der protestantischen Kriegstheologie 1914–1918:* Im vierten Teil meiner Untersuchung geht es um die Frage der Resonanz der Kriegstheologie (Kap. XI) im Verhältnis zu ihrer Hypertrophie. Es stellt sich die Frage, welches Echo die protestantische Kriegstheologie bei aller Überproduktion ihrer schriftlichen, bildnerischen und musikalischen Zeugnisse innerhalb der deutschen Bevölkerung (sowohl an der Front, als auch in der Heimat) fand: Wurde sie als Sinnangebot für die Notwendigkeit des Weltkriegs akzeptiert, oder predigte die Kriegstheologie ihre Heilslehre – in „serviler Hingabe und agiler Beflissenheit“ der Preußischen Staatserzählung gegenüber – sowohl am Kern der christlichen Botschaft als auch am Kirchenvolk vorbei und blieb daher auch als Ganzes eine wenig ernstgenommene, marginale Erscheinung? Was spricht für die auf Karl Marx zurückgehende These, die zuweilen von heutigen Germanisten aufgegriffen wurde, dass „die Lesestoffe der Beherrschten“ auch „die herrschende Literatur“ sind? Hierzu stelle ich die Publizistik des Ersten Weltkriegs (Kap. XII), der Publizistik der Freiheitskriege (Kap. XI, 1) und des Siebziger Krieges (Kap. XI, 2) vergleichend gegenüber. Waren in allen drei Fällen – 1813–1815, 1870–1871 und 1914–1918 – die Inhalte der Kriegstheologie jemals zu den vorherrschenden „Rede- und Denkstoffen“ der Bevölkerung

- geworden? Einen besonderen Stellenwert nimmt in diesem Zusammenhang die These Herfried Münklers ein (Kap. XII, 1, b), dass sich die Hypertrophie der deutschen Kriegstheologie 1914ff nur durch die Verlegenheit erklären lasse, in welche die deutsche Staatsführung durch die fehlende Plausibilität des Kriegseintritts hineingeraten sei. Aufgrund einer Untersuchung von einer Vielzahl zeitgenössischer Quellentexte, Feldpostbriefe und rückblickender Zeitzeugnisse aus den Jahren 1934–1938, in denen Soldaten ihren spirituellen Widerstand, ihre Kritik oder zumindest ihr Desinteresse an der ihnen mit großem publizistischem Aufwand aufgedrängten Kriegstheologie mehr oder weniger deutlich bekunden, komme ich zu einem anderen Ergebnis als Münkler. Für den Kriegseintritt lagen – wie bei den Entente-Mächten – neben vorgeschobenen auch vital wichtige Gründe vor (Kap. XII, 2). Die manipulative Meinungslenkung durch literarische und ikonographische Massenproduktion (Kap. XIII) scheiterte (Kap. XIV, 1, a–g). Der vierte Teil schließt mit der sich eng anschließenden Frage ab, welche geistigen und emotionalen Ursachen denn dann das Durchhaltevermögen an der Front garantierten (Kap. XIV, h). Woher kam die unerschütterliche, „statische mentale Disposition“ der „treuen Wacht“ und Siegeszuversicht? Und woran lag es, dass sich das Kirchenvolk an der Front und in der Heimat trotz aller manipulativen Kunstgriffe der Kriegstheologie als die schriftgemäße Kirche erweisen konnte?
- *Fünfter Teil: Auswirkungen der Kriegsideologie und –theologie nach dem verlorenen Weltkrieg – Die weiteren Lebenswege Pfarrer Krummachers und Ellen Richters: Der fünfte Teil meiner Untersuchung behandelt zunächst das Wiederaufleben der Kriegsideologie und –theologie nach dem verlorenen Weltkrieg und die weitere Entwicklung Theodor Krummachers (Kap. XV) und Ellen Richters (Kap. XVI) bis in die Zeit des Nationalsozialismus hinein. Mit dem Wechsel zur Weimarer Republik vollzog sich kein wirkliches Umdenken in Kriegsideologie und Kriegstheologie. Im Gegenteil: Die alten Floskeln belebten sich rasch wieder. In diesem Zusammenhang wird erörtert, warum und wie sich Krummacher nach der Niederlage von 1918 zunehmend rückbesann. Im Gegensatz zu seinen engagierten Kriegspredigten von 1916 zog er sich zum Ende der Weimarer Republik auf die Haltung eines politischen „Moratoriums“ zurück, indem er sich wieder strikt auf die Verkündigung der biblischen Botschaft konzentrierte und sich – vor allem in seinen letzten Amtsjahren und seiner Zeit als Emeritus – aller politischen Urteile und Geschichtsdeutungen in der Öffentlichkeit enthielt. – Gleichfalls näher beschrieben wird, wie Ellen Richter, die innerhalb ihrer großbürgerlichen, der Kirche und dem Adel verbundenen Verhältnisse geheiratet hatte, bei ihrer politisch kritischen Haltung blieb und warum und wie sie dazu kam, in den 1940er Jahren einem Widerstandskreis gegen den Nationalsozialismus um Wilhelm Ahlmann (1895–1944) ihr Haus in Burgbrohl (Eifel) als Versammlungsort zur Verfügung zu stellen. Das, was dem Kreisauer-Kreis 1944 vor dem Volksgerichtshof vorgeworfen wurde, „nachgedacht“ zu haben, fand auch hier in intensiver Form und regelmäßig statt.*
 - *Sechster Teil: Der sechste Teil enthält zunächst eine abschließende Betrachtung zur Unordnung der theologischen Sprache im Krieg und zu den Gravamina ihrer Hermeneutik. Er beginnt im Kap. XVII, 1 mit einer Meditation zur „captivitas babilonica“ der Theologensprache im Ersten Weltkrieg. Dem folgt aus der Sicht des lutherischen Schriftverständnisses, wie es in Luthers Schrift zum „Schönen Confitemini“*

zum Ausdruck kommt, eine Bestandsaufnahme und Kritik der hermeneutischen Gravamina der manipulativen, grob verfälschenden kriegstheologischen Wortkunst in Pädagogik, Liturgik, Exegese und Homiletik (Kap. XVII, 2). Dieser Abschnitt des Buches, der damalige Zeitzeugnisse, Kritiken und Versuche der Aufarbeitung, die schon im Weltkrieg und zu Zeiten der Weimarer Republik laut wurden, einbezieht, unterstreicht die Notwendigkeit gerade der theologischen Sprachwachsamkeit gegenüber jeder modernen Kriegstheologie. Ein weiteres Kapitel (Kap. XVIII, 1–5) versucht in mehreren Unterabschnitten darzustellen, „wie“ und „was“ die Kirche im Ersten Weltkrieg und in der Folgezeit Anderes hätte predigen können und sollen. Aus einer Vielzahl von Möglichkeiten des Widerstandes gegen die Ästhetisierung des Krieges durch „Ornamente“ spiele ich hinsichtlich des „Was“ und „Wie“ nur ein paar wenige Rezeptionsvorgaben durch, die einem damaligen Theologen hätten in den Sinn kommen können: etwa die Forderung der „Zerstörung des schönen Scheins“ (bei Schiller), die Loslösung von gesellschaftlichen Zwangsfixierungen (bei Chamisso u. a.), das Beharren auf der Eindeutigkeit der Kreuzesbotschaft (in der Form eines Exkurses zum Gegensatz von Tucholsky und Otto Dibelius), die Rückbesinnung auf die „prophetische Stimme“ der Kirche (bei Paulus; mit Exkurs zu Aristophanes), Geltendmachung eines antiteleologischen Geschichtsbildes (Benjamin u. a.), der Aufruf zum Kosmopolitismus und gedeihlichen „Unionsschöpfungen“ als Pflichtprogramm mitteleuropäischer Staaten (Chołoniowski), Zurückfinden zu einer von betrügerischen Ornamenten gereinigten Politsprache. Meine gesamte Untersuchung schließt mit dem Hinweis auf die ästhetizistischen Verführungssprachen von heute (Kap. XVIII, 6), die mit ihrem differenzsemantischen Dekor aus religiöser, völkischer, nationalistischer Ursprungsmythik, aus Darwinismus und Apokalyptik das Entstehen immer neuer Verelendungen, Kriege und Flüchtlingsströme hervorrufen. Hieraus ist die zeitgemäße politische Aufgabe auch der Theologie abzuleiten. Ihre politische Verkündigungsaufgabe muss sich in einer „zur Freiheit befreien“ (2. Kor. 3, 17; Gal. 5, 1.13) Geisteshaltung vollziehen, in einem Wächteramt über die Welterzeugung durch Sprache, in der das Evangelium von Liebe und Wahrheit in der Zusammenführung von Ethik und Ästhetik an der Entlarvung todbringender Ästhetizismen und Verführungsmechanismen mitarbeitet.

- *Siebter Teil: Dokumentarischer Anhang: Edition des Protokollheftes von Ellen Richter:* Das Protokollheft selbst, das Ellen Richter vom März 1914 bis zum März 1915 angefertigt hat, befindet sich in vollständiger Transkription aus dem Sütterlin (mit Kurzkomentierung in den Endnoten) im Anhang (Kap. XIX). Einen dokumentarischen Anhang stellen im Übrigen auch die Fußnoten zu jedem Kapitel dar.

B) Definition der Kriegstheologie in drei „Kriegspostkarten“ – Der Krieg als Subjekt des deutschen „Christum-Treibens“ 1914–1918

Der ungewöhnliche Einstieg, zur Definition dessen, was „Kriegstheologie“ ist, drei Bildbetrachtungen zuhelfe zu nehmen, ist der Tatsache geschuldet, dass es 1914–1918 kaum ein Thema des Weltkrieges gab, das in der Kriegspostkarte nicht zu bildlichem Ausdruck gelangt wäre. Die Kriegspostkarte fand ihren Weg bis in die Kriegspredigten hinein.¹ Die 1914–1918 in Umlauf gebrachten religiösen „Bildkarten“ im weiteren Sinn stellen damit einen heuristisch wertvollen Zugang zu dem dar, was „Kriegstheologie“ heißt. Die monatliche Produktion von Kriegspostkarten im Ersten Weltkrieg betrug in Deutschland neun Millionen. Die Postkarte kam vermutlich 1870 in Berlin auf. 1910 wurden allein in Frankreich 120 Millionen verkauft.² 1914–1918 war die Kriegspostkarte europaweit zu einem der wichtigsten manipulativen Medien der Propaganda geworden. Alle kriegsbeteiligten Nationen nahmen Bildkarten in ihr Programm.

1915 lief in Deutschland eine Kriegspostkarte um, die Jesus im deutschen Schützengraben zeigt, wie er das Schießkommando gab. Die Vorstellung, dass der Gottessohn das höchste Feldherrenamt innehatte, war ein altes, böses Erbe. In neuerer Zeit soll Kaiser Karl VI. (reg. 1711–1740) dem Prinzen Eugen von Savoyen (1663–1736), als er 1714 ins Feld zog, ein Kruzifix mit der Inschrift „*Jesus generalissimus*“ überreicht haben.³ Dieselbe Bezeichnung „Jesus generalissimus“ taucht auch bei dem Hymnologen Petrus Busch (1682–1744) in seiner „Ausführlichen Historie und Vertheidigung des Allgemeinen Evangelischen Kirchen=Liedes: Erhalt uns Herr bey deinem Wort!“ von 1735 auf.⁴ Im Ersten Weltkrieg knüpften Postkartenmotive von Erscheinungen des Auferstandenen, die diesen als höchsten, als göttlichen militärischen Befehlshaber zeigen, an visionäre Erlebnisse an, die offenbar einzelnen Soldaten im Feld widerfuhren und die nun im nationalen Kriegsinteresse instrumentalisiert wurden.⁵ Auf der Kriegspostkarte, die wir auf dem Buchcover abgebildet sehen, steht Christus im Schützengraben und kommandiert Soldaten, die anhand ihrer Pickelhauben als Angehörige des deutschen Heeres zu erkennen sind. Sie schießen pflichtgemäß auf höchsten Befehl.

1) Was ist Kriegstheologie? – Der Krieg als Subjekt: „Euch selber fremd seid ihr nur meine Knechte“

Zunächst jedoch: Was ist „Kriegstheologie“? Günter Brakelmann hat zwar 1974 betont, dass es *die* „Weltkriegstheologie“ nicht gibt, sondern „nur eine erdrückende Fülle von einzelnen Theologen, die sich zu verschiedenen Zeiten des Krieges zu Problemen dieses Krieges geäußert haben.“⁶ Dennoch lohnt sich hier eine Begriffsklärung, weil sie auf eine gemeinsame Grundlinie aufmerksam macht, die sich in der überwiegenden Vielzahl kriegstheologischer Äußerungen findet. Nehmen wir daher den in der Literatur häufig gebrauchten, aber niemals klar definierten⁷ Begriff beim Wort, so wird zu bestimmen

sein, wie der Ausdruck „Kriegstheologie“ syntaktisch zu verstehen ist⁸: als *genetivus subjectivus* (= der Krieg ist Urheber, Subjekt der Theologie) – oder als *genetivus objectivus* (= der Krieg ist Objekt der Theologie).⁹

Bei der syntaktischen Definition als einem *genetivus objectivus* bedeutet der Ausdruck „Kriegstheologie“, dass die Theologie Urheber, Subjekt ist; d. h. sie „theologisiert“ von Gott und den göttlichen Dingen her den Krieg als Objekt ihrer Reflektion in Predigt, Liturgie und Seelsorge.¹⁰ Die Theologie als Subjekt redet über den Krieg als Objekt und unterwirft sich damit den Krieg dergestalt als Gegenstand ihrer theologischen Erörterung, dass sich ihr Diskurs über den Krieg vom Subjekt der göttlichen Botschaft her als dem alleinigen Prinzip und der einzigen Quelle ihres Redens vollzieht.¹¹

Umgekehrt verhält es sich beim Verständnis der Kriegstheologie als *genetivus subjectivus*. Hier heißt Kriegstheologie, dass der Krieg als Urheber, als Subjekt der Theologie inthronisiert wird und die Theologie „bellifiziert“, sie zu seinem Objekt macht. In der Macht des Krieges gefangen zeigt sich, dass nicht der Mensch diese Macht hat, sondern diese Macht „hat ihn“.¹² Die Theologie wird zum „Kriegswerk“, wobei die der Theologie innewohnende Ästhetik das Kriegswerk ästhetisch erscheinen lässt. Schon bei Heraklit heißt es ähnlich ästhetizistisch der Krieg sei der „Vater“ und „König aller Dinge“.¹³ Peter von Cornelius (1783–1867) zeigt den Krieg auf einem Kupferstich als edlen, doch luziferischen Jüngling, als jenen Berittenen, der den Kriegsgott Mars darstellt¹⁴, dessen makellose Nacktheit sich von der Hässlichkeit seiner vier in der Johannes-Offenbarung genannten Trabanten („Krieg, Seuche, Teuerung, Not“) abhebt, ebenso auch von der Missgestalt derer, die

„dort verwesen in der Sonne bleichem Lichte[.]
Die Völker aller Zeit, die Völker der Geschichte.“¹⁵

Die Nachfrage nach dem göttlichen Subjekt- oder dem weltlichen Objektsein des Krieges¹⁶ im philosophischen, kulturhistorischen, im künstlerischen oder theologischen Diskurs erweist sich als fruchtbarer hermeneutischer Ansatz, weil er etwas darüber aussagen kann, wie wehrlos solches Empfinden den Einzelnen dem Krieg gegenüber machte. Der Krieg erschien als höchste Macht, wie das 1899 in dem Gedicht Stefan Georges (1868–1933) „Standbilder. Das Fünfte“ zum Ausdruck kommt:

„Ich [= Bellona¹⁷] bin es einzig die auch euch die klugen
Zur irre reisst. wenn meine lider schlugen
Sind eure festen bauten mürb und öd
Ihr ziehet hinter mir wie kinder blöd.

Euch selber fremd seid ihr nur meine knechte
Vergesst eure taten wünsche rechte..
Ihr traget meine qual und nennt kein wie
Ein göttlich rasen zwinget euch ins knie.

Erfind ich euch die grausamsten gesetzte
Dass keinen meiner lippe süsse letze

Der eine gunst genoss in meinem schoss:
Ihr fraget nicht.. Ihr glaubt und duldet bloss.

Ich bins die eure engen himmel ändert
Einmal in weite blut- und strahlumrändert..
Dass euch der abgrund hallt wie schwacher schrei
Und todes fluch wie klingen der schalmei.“¹⁸ –

Diese als absolut souverän empfundene Subjektposition des Krieges äußerte sich schon vor dem Krieg vielen Schattierungen; sie wuchs sich im Krieg und nach dem Krieg aus zu einem allgemein verbreiteten Weltgefühl. Rudolf G. Binding (1867–1938) z. B. bezog das Kriegsgeschehen auf völlig unbeeinflussbare, autonome Naturvorgänge; in seinem Tagebucheintrag vom 23. Oktober 1914 verglich er den Krieg mit einem „ungeheuren Gletscher“, dessen unerfindlicher Wille oberster Wille sei, neben dem kein anderer Wille mehr existiere, von dessen schlingernden Vorwärtsschüben und Mahlstrom jedes andere Wollen mitgerissen werde:

„[...] nur der Krieg hat seinen Willen. Jetzt bewegt sich der Gletscher nach Südosten, aber wenn es ihm einfallen wird[,] mag er sich nach Westen oder in ganz andere unvorhergesehene Bahnen bewegen. Und wir alle, Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, Italiener müssen mit.“¹⁹ –

Als etwas Naturhaftes schilderte den Krieg als Subjekt auch Friedrich Georg Jünger (1898–1977). In seinem Manifest „Aufmarsch des Nationalismus“ beschrieb er noch 1926 die im Krieg erlebte Subjektrolle des Krieges als ein schicksalhaft vorgegebenes, vom kämpferischen „Urwang des Blutwillens“ gesteuertes Müssen, das er in einem apersonal empfundenen Gottesbegriff verankerte.²⁰ Die Subjektrolle des Krieges resultierte nach Jünger aus der „in Gott gebetteten“ Biologie der unterschiedlichen Blutzwänge, aus dem die Menschheit blutmäßig „Trennenden“, dem naturhaft gegnerischen „Lebenswillen von Blutgemeinschaften“, aus denen das „bluthaft“ unterschiedliche Bewusstsein und „die Notwendigkeit des Kampfes“ zwangsläufig erwachsen als „Schlacht der Körper und Geister“.²¹ –

Das Kriegserlebnis in den „Löchern und Höhlen der Westfront“ veranlasste den bekannteren älteren Bruder Friedrich Georg Jüngers, Ernst Jünger (1895–1998), dazu, in seinem Buch „Der Kampf als inneres Erlebnis“ (1920) den Krieg anhand des von Heraklit stammenden, metaphorisch gefassten Vaterbegriffs darzustellen. Den Krieg als Subjekt „aller Dinge“ lotete er aus als eine aus dem Weltinneren geborene schöpferische Naturgewalt, die zur beständigen Umformung alles Bestehenden erziehe:

„Der Krieg, aller Dinge Vater, ist auch der unsere; er hat uns gehämmert, gemeißelt und gehärtet zu dem, was wir sind. Und immer, solange des Lebens schwingendes Rad noch in uns kreist, wird dieser Krieg die Achse sein, um die es schwirrt. Er hat uns erzogen zum Kampf, und Kämpfer werden wir bleiben, solange wir sind. [...] Sein Geist ist in seine Fronknechte gezogen und läßt sie nie aus seinem Dienst. Und ist er in uns, so ist er überall, denn wir formen die Welt, nicht anders, Anschauende im schöpferischsten Sinne. Hört Ihr

nicht, wie er aus tausend Städten brüllt, wie rings Gewitter uns umtürmen wie damals, als der Ring der Schlachten uns umschloß? Seht Ihr nicht, wie seine Flamme aus den Augen eines jedes einzelnen glüht? Manchmal wohl schläft er, doch wenn die Erde bebt, entspritzt er kochend allen Vulkanen.“²²

Der französische Literaturwissenschaftler Claude David (1913–1999) hat die Subjektvorstellung des Krieges bei Ernst Jünger als Walten einer „höheren Vernunft“, als „Welten-sinn“ zusammengefasst, mit welchem der Mensch im Kampf verschmelzen könne:

Für Jünger werde, so David, der Krieg nicht durch die Sache gerechtfertigt, der er diene; er habe seinen Zweck in sich selbst. In der Gefahr werde der Mensch seiner wahren Natur inne; dann sei der Augenblick des Verhaftetseins, der „heroischen Übereinstimmung mit der Welt“ gekommen: „Erfasst von einer elementaren Leidenschaft, einer fröhlichen Wut, findet der Mensch wieder zu der magischen Einheit von Blut und Geist. Die beiden Gegner messen sich und werden nach ihrem wahren Wert beurteilt.“ Daher bekomme, so David, der Kampf in Jüngers Augen den Sinn eines ‚Gottesurteils‘. Der Mensch empfinde sich im Kampf als Instrument einer höheren Vernunft, die sich nicht um Recht oder Unrecht küm-mere. Es handle sich hier um den Triumph der Idee über alle materiellen Hindernisse, um den Augenblick, „in dem die Welt ihren Sinn enthüllte“. Wenn die Welt aus ihren Angeln springe, sagt Jünger, dann gebe es Risse, durch die wir die Geheimnisse ihres Baus erraten könnten, die uns gewöhnlich verborgen seien: „Nur das Leiden und der Tod bewirken, daß wir selbst erkennen.“ Die Nähe des Todes sei heilsam wie ein unbekanntes Licht. So werde, schreibt David, der Krieg von Jünger als Ekstase und der Tod als das größte und gefährlichste Abenteuer des Menschen beschrieben: „Die Schlacht ist ein Schauspiel von solcher Größe, daß vor ihr kein menschliches Gefühl bestehen kann. Am äußersten Ende der Einsamkeit und des ästhetischen Abenteuers findet sich der Mensch infolge einer paradoxen Umkehrung mit einer Gemeinschaft vereint, mit dem Sinn der Welt selbst verschmolzen wieder.“²³

Der zum Jünger-Kreis gehörende Ernst von Salomon (1902–1972) schrieb dann 1930:

„Der Krieg, den die Völker zu führen gedachten, führte sie. [...] Der Krieg arbeitete auf eigene Rechnung, er erhob sich vom bloßen Mittel zum Gesetz, er diktierte das Leben selbst und errang sich seine geschichtliche Bedeutung, indem er in seinem Sprühfeuer mehr ver-gehen ließ als die Leiber der Soldaten, die Landschaft des Friedens und das Gefüge der bis dahin gültigen Ordnungen. Vor seinem Atem bestand der Glaube nicht, der die Völker in den Krieg geführt, bestanden die Werte nicht, um die gerungen wurde, bestand nicht das Pathos, in dem dieser Glaube und diese Werte ihren Ausdruck gefunden hatten.“²⁴

Die Subjektvorstellung des Krieges drückte sich auch in der Idee des „kriegerischen Genius“ aus. Es gibt eine Radierung von Daniel Nikolaus Chodowiecki (1726–1801), auf welcher die Kriegsgöttin „Bellona“ den auf der Schulbank sitzenden geflügelten „Kriegs-genius“ unterrichtet (1782).²⁵ Carl von Clausewitz (1780–1831) sprach vom „kriegerischen Genius“ als einem die Völker beseelenden Fluidum, das die Einzelnen zur gemeinschaftlichen Bündelung und Steigerung all’ ihrer seelischen und geistigen Kräfte zum Kriegs-einsatz bewirke.²⁶ Bei Max Scheler (1874–1928) wandelte sich der Begriff „kriegerischer

Genius“ zum „Genius des Krieges“, zur dauernden Welteinrichtung einer der Staatenbildung innewohnenden überpersönlichen geistig-vitalen Urkraft, die sich in unablässig steigender Machtentfaltung edler und höhergestellter menschlicher Gruppen äußere.²⁷ Daraus wurde schließlich bei Albrecht Schaeffer (1885–1950) noch deutlicher und bildhafter der als autonomes Subjekt handelnde „Kriegsgeist“: „Der Genius stampfte [...]. Der Genius stampfte abermal, und tausend / Eiserne Wagen setzten sich in Gang [...]. Der Genius atmete und sah zur Erde [...]. Da reckten eifernd sich Legionen Hände [...].“²⁸ Bei Josef Winckler (1881–1966) inkarnierte sich dieser Kriegsgeist in Einzelpersonen:

„Ich sah einen deutschen Fähnrich marschieren,
Wie einen Kriegsgeist so kühn;
Gewaltig sich schwingend im Waffenklirren,
Schritt er auf Flügeln dahin!“²⁹ –

Christoph Blumhardt d.J. (1842–1919) sah den Krieg als Subjekt der sündhaften „Vereinigung des Menschengeschlechts“. In einer Predigt vom 17. Oktober 1915 sagte er:

„Die heutige Zeit ist ganz besonders merkwürdig und zeichenhaft. Die Welt hat so viel Gutes wollen, so viel Schönes gemacht, die Welt hat sich so sehr vereinigt – und nun ist eine Zeit gekommen in der Welt, da alles vereinigt ist, aber in lauter Krieg. Alle Völker kommen in Krieg, – sogar auch die neutralen Völker sind nicht mehr ganz sicher! – alles spielt immer um den Krieg. Es ist wie eine Vereinigung des Menschengeschlechts, und es ist wie zeichenhaft, aber freilich zeichenhaft auch darin, wie sündig die Welt ist. Sie können sich im Krieg eins wissen, eines wider das andere, aber alles in *einem* Geist: ‚Krieg, Macht wollen wir haben, Reichtum wollen wir haben! Wir wollen die Herren sein!‘ Und so ist wie *ein* Geist ausgegossen über die Welt.“³⁰ –

Für die Subjektstellung des Krieges fand Robert Musil im „Kleinen Notizheft“ (1916–1918) zunächst die Metapher eines schicksalhaften Ereignisses; er sei „ein Messer, das aus dem Weltraum niederfährt“.³¹ Auf seinem „Studienblatt“ zu „Moral und Krieg“, auf dem er die Gesellschaftsanalyse seiner Romanfigur „General Stumm von Bordwehr“ notierte, erscheint der Krieg 1914 dann aber nicht als Chaos, sondern als der alleinige Spender von Ordnung, Idee, Lust und Sinn in einem Europa voll Tumult, Unlust, Widerspruch und Orientierungslosigkeit. Seine Notwendigkeit ergab sich für Musil daraus, dass allein der Krieg fähig war, dem europäischen Menschen eine „große“ gemeinsame „Idee“, eine „feste Geisteshaltung, ein[en] Archimed. Pkt. usw.“ zu geben.³² „Daß Krieg wurde, werden mußte“, so Musil 1926, war „die Summe all der widerstrebenden Strömungen und Einflüsse und Bewegungen, die ich zeige.“³³ Musil beabsichtigte in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ die im Folgenden genannten Punkte (Auswahl) noch genauer ausführen:

„[...] Hunderte unbeantworteter Fragen liegen in der Luft. Ausbreitung der Zeit ohne Mittelpunkt. Die Welt voll Widersprüchen; Bibeln und Gewehre. Breite der Zivilisation gestattet keine Überzeugung. Widersprechende Ideen. Die Gegensätze gehen ineinander über. Ruhelose Gestaltlosigkeit des Daseins. [...] Die Atmosphäre ist voll Hass, aber auch voll schlechter Poesie.

Die universale Abneigung. Man kann nichts Gutes verwirklichen. [...] Die Gefühle mischen sich zu einem grauen Kompromiß. Es muß etwas geschehn. Geist braucht Beschränkung. Auf unerklärliche Weise geht alles so zurück wie vorwärts. [...] Jede Idee hat ihre Gegenidee.“³⁴

Musils „Studie zum Problemaufbau“ seines Romans kommt daher zu dem Schluss, dass die geschilderte – fingierte³⁵ – „Parallelaktion“, die 1918 zeitgleich zum 30. Regierungsjubiläum Wilhelms II. das 70. Thronjubiläum Franz-Josephs I. ausgestalten sollte, unweigerlich in den Krieg hineinführe.³⁶ Musil beabsichtigte zwar, „*keinen* historischen Roman“ zu schreiben, wollte aber – auch mit solcher Erfindung – das „geistig Typische“, „das Gespenstische des Geschehens“ von 1912–1914 bis zur Mobilisierung³⁷ deutlich machen. Wir geben wiederum eine Auswahl der hierzu von Musil notierten Hauptmotive:

„Alle Linien münden in den Krieg. Jeder begrüßt ihn auf seine Weise. Das religiöse Element im Kriegausbruch. Jemand bemerkt: das war es, was die // [= Parallelaktion] immer gesucht hat. Es ist die gefundene große Idee. [...] Die Kollektivität braucht eine feste Geisteshaltung [...]: Flucht (aus dem Frieden). [...] Nichts ist dem Menschen so wichtig wie eine feste Geisteshaltung. [...] Hauptquelle aller Gewalttaten: daß man nicht weiß, wozu man da ist. [...] Endlich wird das Leben wesentlich, bejahend, es fehlt ihm nichts, man nimmt sich ernst, das Leben mündet nicht ins Leere, man hat eine Überzeugung, einen Glauben. [...] Sieg des militärischen Gedankens.“³⁸

Generalmajor Stumm von Bordwehr, dem Leiter der Abteilung für Militär-Bildungs- und Erziehungswesen, war bewusst geworden,

„daß der Krieg nichts ist wie die Fortsetzung des Friedens mit stärkeren Mitteln, eine kraftvolle Art der Ordnung, ohne die die Welt nicht mehr bestehen kann [...]“; er hatte herausbekommen, „daß durch irgendeinen unaussprechlichen Zusammenhang Ordnung zu einem Bedürfnis nach Totschlag führe.“³⁹ –

Oswald Spengler (1880–1936) wiederum bezeichnete 1920 den Krieg als menschheitsgeschichtliches Subjekt, das sich in der Staatenbildung am deutlichsten ausgeprägt habe⁴⁰:

„Weltgeschichte ist Staatengeschichte. Staatengeschichte ist die Geschichte von Kriegen [...]. Ideen, die Blut geworden sind, fordern Blut. Krieg ist die ewige Form höhern menschlichen Daseins.“⁴¹ – Man hat nicht bemerkt, „daß das Schicksal in der Geschichte von ganz anderen, robusteren Mächten [als von Fortschritt, Technik, Freiheit, das ‚Glück der meisten‘, Kunst, Dichtung und Denken] abhängt. Menschengeschichte ist Kriegsgeschichte.“⁴² [...] Der Kampf ist die *Urtatsache des Lebens, ist das Leben selbst*⁴³, und es gelingt auch dem jämmerlichsten Pazifisten nicht, die Lust daran in seiner Seele ganz auszuwischen. [...] Menschliche Geschichte im Zeitalter der hohen Kulturen ist die Geschichte politischer Mächte. Die Form dieser Geschichte ist der Krieg. Auch der Friede gehört dazu. Er ist die Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln.“⁴⁴ –

Viel gängiger wurde die personifizierte, mythologische Vorstellung des Kriegssubjektes. Dichter wie Georg Heym („Der Krieg“), Georg Trakl („Grodek“), Rainer Maria Rilke („Fünf Gesänge“ vom August 1914) u. v. a. gaben ihr Ausdruck.⁴⁵

„[...] Endlich ein Gott. Da wir den friedlichen oft
nicht mehr ergriffen, ergreift uns plötzlich der Schlacht=Gott,
schleudert den Brand. [...] Und wir? Glühen in Eines zusammen,
in ein neues Geschöpf, das er tödlich belebt.
So auch *bin* ich nicht mehr; aus dem gemeinsamen Herzen
schlägt das meine den Schlag, und der gemeinsame Mund
bricht den meinigen auf. [...] *Kann*
er ein Wissender sein, dieser reißende Gott?
Da er doch alles Gewußte zerstört. [...] Andere sind wir, ins Gleiche Geänderte: jedem
sprang in die plötzlich
nicht mehr seinige Brust meteorisch ein Herz.
Heiß, ein eisernes Herz aus eisernem Weltall. [...] Denn ein Herz der Zeit, einer immer noch unauf-
gelebten Vorzeit älteres Herz
hat das nahe verdrängt, das langsam andere,
unser errungenes. [...] Gleich hoch
steht das Leben im Feld in den zahllosen Männern, und mitten in jedem
tritt ein gefürsteter Tod auf den erkühntesten Platz.“⁴⁶ –

Hermann Hesse träumte schon acht Wochen vor Kriegsbeginn⁴⁷ einen apokalyptischen „Traum von den Göttern“, in welchem der schon als längst entbehrlich geglaubte, im allgemeinen Bewusstsein ganz „erloschene“ Gott des Krieges wie ein „*rex tremendae maiestatis*“ plötzlich „lebendig und riesengroß“ mit „flammenbestrahltem Gesicht“ auf einer riesigen Wolke wiederkäme (vgl. Matth. 24, 30; Offb. 1, 7) und einem Messias gleich „siegreich“ in die huldigende Menschen- und Götter-Welt hineinschreite: Er „schüttelte seinen runden Schild“, heißt es bei Hesse,

„und siehe, von allen Enden des Erdkreises erhoben sich ferne große, heilige Gestalten und kamen ihm groß und herrlich entgegen: Götter und Göttinnen, Dämonen und Halbgötter. Schwebend kam der Gott der Liebe und taumelnd der Gott des Schlafes und schlank und streng die Göttin der Jagd gegangen und Götter ohne Ende.“⁴⁸ –

Wilhelm Schmidtbonn (1876–1952) ließ den Krieg in seinem „Kriegsvorspiel für die Bühne – 1914“ leibhaftig auftreten:

„*Der Krieg* (kommt schnell, mit hagern, weitgesetzten Beinen, das Gesicht ganz bleich, eine blutige Binde schräg über einem Auge, bloßhaarig, über dem Rücken das Gewehr mit aufgestecktem blutigen Bajonett, vor den Schenkeln die riesenhafte Trommel, die er mit hoch aufgehobenen Händen schlägt).

Die Frau (steht ohne Bewegung)

Der Krieg: Platz!

Die Frau (stellt sich stumm wieder in den Weg).

Der Krieg: Platz! Ich habe Eile.

Die Frau: Wohin?

Der Krieg: In dein Haus, in deinen Garten, Acker, Weinberg,
in die Häuser, Gärten, Äcker, Weinberge deines Dorfs,
in die verfluchten lebendigen Städte des ganzen Deutschlands.

Die Frau: Was willst du in meinem Haus?

In Deutschland?

Der Krieg: Feuer werfen in die Dächer,
das Korn zertreten unter meinen Schuhen,
hinschlachten Kühe und Pferde,
und der Menschen rotes Blut
über den Boden der Erde hinrauchen lassen,
daß ich mich darüber bücken kann
und trinken.

Tausend schwarze Geier kommen mit mir,
die sich schon tief über dem Boden halten
und Leichen von mir wollen.

Platz!⁴⁹ –

Ausdrücklich vom „Subjektsein“ des Krieges redet 1917 Paul Piechowski (1892–1966), lutherischer Theologe und Arzt, bei seiner Analyse der 1870–1871er Kriegspredigten⁵⁰; er sammelte mythologisierende Aussagen, die den Krieg als Subjekt auffassten, als

„Furie“, „Schnitter“, „Sensenmann“, „apokalyptischer Reiter“, „bluttriefendes Ungeheuer“, „wildes Wetter“, „Orkan“, „blutiger Strom“, „flammender Abgrund“, „gewaltiges Racheschwert Gottes“, „schreckliche Geißel“, „Bote Gottes in furchtbarer Majestät“, „mächtiger Hammer Gottes“, als ein „vom Herrn bestellter Winzer“, der sein „Messer an die wildwuchernden Ranken unseres Volkslebens legen will“, etc.⁵¹ –

Albert Ehrenstein (1886–1950) ließ den „Kriegsgott“ verkünden:

„Ich schütte aus die dürre Kriegszeit,
Steck' Europa in den Kriegssack.
Rot umglüht euer Blut
Meinen Schlächterarm,
Wie freut mich der Anblick!
Der Feind flammt auf
In regenbitterer Nacht,
Geschosse zerhacken euere Frauen,
Auf dem Boden
Verstreut sind die Hoden
Euerer Söhne
Wie die Körner von Gurken. [...]

Aufheult in mir die Lust,
Euch gänzlich zu beenden.“⁵² –

Bei einem Theologen wie Franz Koehler hieß es: „Aber nun komm, du Krieg, und gib mir Gelegenheit, einer großen Sache, meinem Herrn, zu dienen, und ich weiß, daß du mich vollendest!“ Koehler ließ Gott den Krieg schließlich sogar als ein Subjekt anreden: „Zum Kriege sprach Gott: ‚Nun komm, du mein letztes Mittel! Die Menschen selbst wollen, daß mir kein anderes verbleibt.‘“⁵³ Indessen erscheint der Krieg hier noch als ein Knecht Gottes, auf welchen als sein letztes Mittel zurückzugreifen, Gott aber gezwungen zu sein scheint, so als habe der Krieg Macht über Gott gewonnen.

So begegnen 1914–1918 in der Predigtliteratur auffällig oft Formulierungen, in denen Pfarrer den Krieg zu einer selbstständig handelnden, unbeeinflussbaren Eigenexistenz hypostasierten, wenn es beispielsweise hieß: „Als Zerstörer und Erwecker zugleich haben wir den Krieg kennengelernt. Schärfer als eine Jahrhundertwende schneidet er in den Lauf der Geschichte ein. [...] Der Krieg predigt mit erschreckender Deutlichkeit, wie gänzlich gleichgültig die zerstörenden Mächte gegen unser menschliches Leben sind. Wenn der Tod erst mit geschwungener Sense über das Schlachtfeld schreitet ...“⁵⁴ Diese nicht nur in der deutschen Philosophie und Theologie üblich werdende Bevorzugung der mythologisch-personifizierenden Redefigur der „*fictio personae*“ und „*remotio*“ kam nicht von ungefähr. Sie diente dem Abgeben von Verantwortung. Man überließ dem Krieg diese Subjektrolle ganz bewusst, denn diese Redefigur entlastete Theologie wie Politik von der Verpflichtung, gegen die „Umwertung aller Werte“⁵⁵ durch den Krieg anzugehen, so als habe man ihn so wenig zu verantworten wie den Wechsel erdgeschichtlicher Perioden von Eis- und Warmzeiten. Auf diese Weise entstand eine willkommene ethische Lücke, in der man sich selbst als quasi „automatenartiges Werkzeug einer tyrannischen Macht“ exkulpieren konnte: als Getriebener eines schicksalhaften Zwangs, dem selbst Gott nicht entfliehen könnte, einer *moira*, einer *εἰμαρμενῇ*, eines „Weltgeistes“ oder einer „Ordnungsmacht“, auf die man „die Schuld abwälzte“.⁵⁶ Kurt Tucholsky (1890–1935) kennzeichnete diese ethische Lücke durch den Subjektwechsel, der sich in der Theologie vollzog, in seiner Persiflage zu Psalm 90. Der Psalm war Bestandteil des Evangelischen „Militär- Gesang- und Gebetbuchs“ und des „Feldgesangbuchs für die evangelischen Mannschaften des Heeres“.⁵⁷ Tucholskys polemische Umdichtung verlieh der Subjektvorstellung eine unerreichte Schärfe: Im Himmel habe schon vor der Erschaffung der Welt nicht Gott, sondern, um frei nach Tucholsky auch bei Paul Gerhardt („Befehl du deine Wege“, eg 361, 7) eine persiflierende Anleihe zu machen, der Krieg „im Regimente“ gesessen „und alles wohl geführt“:

„Zum ersten August 1918

Herr Krieg, *du* bist unsre Zuflucht für und für.

Ehe die Berge wurden und die Länder und die Welt geschaffen wurden, warst du, Krieg, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die andern Menschen lässest sterben und sprichst: Hinweg, Menschenkinder!

Denn vier Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.

Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom, und sie sind zum Glück wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird.

Das machet dein Zorn, daß sie so vergehen, und dein Grimm, daß sie, sie, sie [sic!]⁵⁸ so dahin müssen.

Denn ihre Missetaten stellst du vor dich, ihre Sünden ins Licht vor deinem Angesichte.

Ihr Leben währet zwanzig Jahre, und wenns hochkommt, so sinds fünfundzwanzig, und wenns köstlich gewesen ist, so ist es schnell dahingefahren, als flögen sie davon.

Wer glaubts noch nicht, daß du so sehr zürnest? und wer fürchtet sich noch nicht vor solchem deinem Grimm?

Lehre sie bedenken, daß sie sterben müssen, auf daß wir klug werden.

Zeige deinen Knechten deine Werke und deine Ehre ihren Kindern.

Und der KRIEG, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unsrer Hände; ja, das Werk unsrer Hände wolle er fördern!⁵⁹ –

2) Erste Bildbetrachtung:

„*Comme il est avec eux!*“ („Wie Christus mit ihnen ist“) –

„*Comme ils poussent Christum!*“ („Wie sie Christus vor sich hertreiben“)

Besser noch als vielleicht Worte es sagen können, wurde im Ersten Weltkrieg dieser Subjektwechsel der Theologie in Cartoons zur Passion Christi dargestellt – etwa in einer Zeichnung von Louis Raemaekers (1869–1956), die die Verspottung Jesu zeigt (Matth. 27, 28 ff Parr.), bei welcher ein preußischer Offizier diesem statt einer Dornenkrone die Pickelhaube aufsetzt; wir kommen noch weiter unten auf diesen Cartoon zu sprechen.⁶⁰ – Wir beschäftigen uns im Folgenden mit der im Januar 1915 in Frankreich erschienenen Lithographie „*Comme il est avec eux*“ des französischen Illustrators Joseph Faverot (1862–1915)⁶¹, die ebenso die Thematik der Passion Jesu aufgreift.

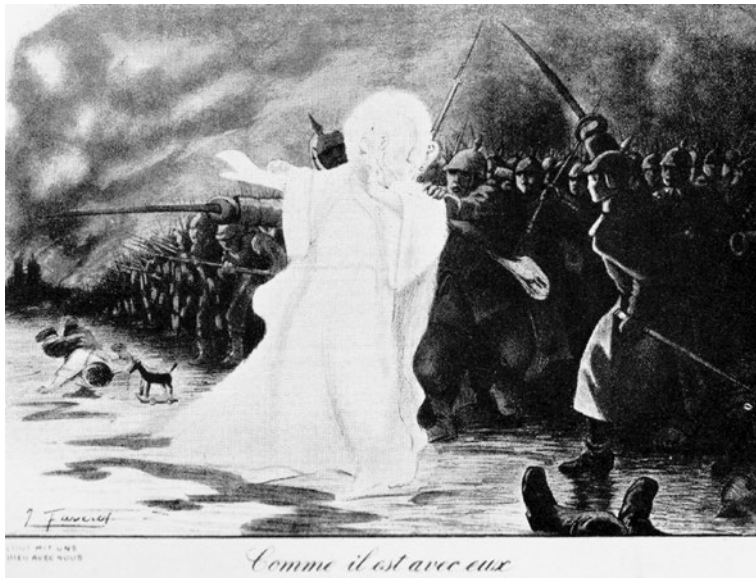


Abbildung 1: „*Comme il est avec eux*“, Graphik 1. Weltkrieg (Joseph Faverot, Januar 1915).

Faverot zeigt in seiner außerordentlich komplexen, vielschichtigen Darstellung Jesus auf dem Schlachtfeld vor Reims wie auf einer Via Dolorosa. Der Krieg erscheint in Gestalt einer „großen Schar von Kriegsknechten mit Spießen und mit Stangen“, gleich der, die einst mit „Judas, den Hohenpriestern und den Ältesten des Volkes“ in den Garten Gethsemane drangen und ihn hinwegführten. Faverots Graphik ist also im Sinn einer sich wiederholenden Passion Jesu konzipiert. Die Kriegsknechte von Matth. 26, 47.55 Parr. werden theologisch in die Kriegsknechte von 1914–1918 transzendiert. Und während sie Christus vor sich her stoßen, brandschatzen sie zugleich – wie im Hintergrund sichtbar wird – die Kathedrale von Reims, den „*Parthénon*“ Frankreichs.⁶² Die hier artikulierte Beziehung zwischen Jesus und der zerstörten Kathedrale ist bedeutungsvoll, denn auch sie verweist auf die Passion Christi (vgl. Joh. 2, 19–21). Die Bildbeischrift „Wie er [= Christus] mit ihnen ist“ nimmt Bezug auf das „Gott mit uns!“, das auf den Koppelschlössern der deutschen Soldaten eingestanz war. Im Zusammenspiel aller Einzelheiten dieses Tableaus gewinnt nun das schmückende „Gott mit uns!“ von Jes. 7, 14 und Matth. 1, 23 eine ungeheuerlich blasphemische Bedeutung: Die Horde vorwärtstürmender Pickelhauben entweiht und schändet das Erlösungswerk Christi, indem sie den mit den Menschen seienden Christus (Matth. 28, 20) zum Ornament ihrer Untaten pervertiert.

Setzen wir nun die oben gegebene Definition der „Kriegstheologie“ als *genetivus subjectivus* in die Graphik Faverots ein und entschlüsseln seine Bildsprache, so ergibt sich: Christus erscheint als Symbol der zum Objekt gewordenen Theologie, des verstoßenen und in die Knie gezwungenen „von Gott Redens“; die Soldaten treten als Symbol des Krieges auf, der zum Subjekt der Theologie geworden ist. Das Bild macht sinnfällig, was Kriegstheologie als *genetivus subjectivus* ist und bedeutet: Die Theologie verliert ihre Eigenfinalität, von Gott und den göttlichen Dingen zu reden. Sie büßt ihren Subjektstatus ein; sie wird als etwas Unselbstständiges herumgestoßen, sie wird Objekt, Spielball des „vom-Krieg-her-Redens“. Der „Sanherib“ agiert hier als Subjekt der Theologie.⁶³ Die Theologie als Kriegstheologie reduziert sich auf die Funktion eines willfähigen Sprachrohres des Krieges, wobei Gott zum nationalen Kriegsgott erniedrigt wird⁶⁴, so wie es Tucholskys Umdichtung des 90. Psalmes sagt: „Der du die andern Menschen [= die Feinde Deutschlands] lässt sterben und sprichst: *Hinweg, Menschenkinder!*“

Es gilt aber noch auf ein Weiteres zu achten und den Vorgang des „Treibens“ selbst in den Blick zu nehmen. Das „Christus-vor-sich-Hertreiben“, das auf dem Bild gezeigt wird – „*Comme ils poussent Christum*“ – assoziiert nicht bloß zufällig das „Christus-Treiben“, das Luther meinte. Ziel schriftgemäßer Theologie ist nach Luther (in der „Vorrede auf die Episteln St. Jacobi und Judas“) das wahrhafte „Christum treiben“, Christi Botschaft predigen und treiben:

„Vnd darynn stymmen alle rechtschaffene heylige Bucher vber eyens, das sie alle sampt Christum predigen und treyben, Auch ist das der rechte prufesteyn alle bucher zu tadelnn, wenn man sihet, ob sie Christum treyben.“⁶⁵

Zur Lithographie Faverots hätte zweifellos als anklagende Beischrift auch die Formulierung „Wie sie [= die Deutschen] Christus treiben“ („*comme ils font Christum*“), d. h. wie sie im Weltkrieg nicht nur Christi „Mitsein“ mit ihnen, sondern auch ihr „Christum-Treiben“

verstehen, gepasst. Fast will es scheinen, als wäre diese Beischrift die exaktere gewesen, denn das Bild verschärft hier den Vorwurf an die Kriegstheologie noch weiter. Die deutsche Kriegstheologie sah die Art und Weise, wie sie „Christum trieb“, für die unter den obwaltenden Verhältnissen einzige und allein angemessene an. Sie aber „stoßen Christus weg“, schrieb Clément-Janin in seinem Kommentar von 1919 zu Faverots Graphik.⁶⁶

Das „Christus-Treiben“, wie Luther es als Eigenfinalität der Theologie definiert hat, hätte im Krieg auch für das von Christus her orientierte Reflektieren und Reden *über* den Krieg gelten müssen, vor allem da, wo man in Kriegspredigten die Bibel auslegte. Die Kritik Faverots, wenn unsere Deutung seines Bildes zutrifft, besagt damit auch: Die deutsche Kriegstheologie war in ihrer kriegsaffirmativen Schriftauslegung kein „Christus-Treiben“ im Sinne des Reformators. Luther hatte in der 41. Disputationsthese von „*De Fide*“ (1535) formuliert: „Die Schrift darf nicht gegen, sondern muss für Christus verstanden werden, das heißt, entweder bezieht man sie auf ihn oder lässt sie nicht als wahre Schrift gelten.“⁶⁷ Immer wieder wurde jedoch in der Kriegstheologie die Bibel gegen Christi Gebot der Feindesliebe (Matth. 5, 43 ff) Luk. 6, 27 ff) als kriegsbejahend ausgelegt. Die deutsche Kriegstheologie ließ die christozentrische Schriftauslegung Luthers also nicht gelten. Zwar hatte Luther in seiner Schrift von 1526 „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“ vom Krieg als „werck der liebe“⁶⁸ gesprochen, und das wird Faverot ebenso bekannt gewesen sein. Dennoch, die Aussage seines Cartoons ist klar und eindeutig: Die deutsche Kriegstheologie hatte, um aus einer Predigt Luthers gegen die Fehlinterpretationen der Schrift zu zitieren, „den HERRN Jhesum Christum gantz und gar aus den augen verloren [...] und den Teuffel fur Gott auffgeworffen und angebetet“.⁶⁹ Der verderbliche Subjektwechsel in der deutschen Kriegstheologie kommt durch diesen Satz Luthers klar zur Geltung. – Es lässt sich zwar nicht erweisen, dass Tucholsky diesen Satz Luthers gekannt hat; aber er traf genau den theologischen Nerv dieses Satzes, als er die Kriegstheologen mit der Umdichtung des Verses persiflierte: „Herr Krieg, „du bist unsre Zuflucht für und für. [...] Und der KRIEG, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unsrer Hände; ja, das Werk unsrer Hände wolle er fördern!“

3) Zweite Bildbetrachtung: Die über Kunst und Wissenschaft gestülpte Pickelhaube

Die Verbindung von „Krieg und Kunst“ taucht schon 2500 v. Chr. in China bei Sun Tzu (544–496 v. Chr.) auf.⁷⁰ Dort handelt es sich freilich um die Darstellung der „Kriegskunst“. Auch bei diesem Ausdruck „Kriegskunst“ ist zunächst zu untersuchen, ob es sich um einen *genetivus subjectivus* oder *objectivus* handelt. Burckhardt verwies auf Machiavellis (1469–1527) Schrift „*Dell'arte della guerra*“ (1520).⁷¹ Hierbei handelt es sich um einen *genetivus objectivus*: Als Beispiele solcher „Kriegskunst“, in welcher die Kunst ihr Objekt, den Krieg, zu einem Kunstwerk macht, hob Burckhardt die „höchst vollendete Ausbildung des einzelnen Kriegers“ heraus, die „Befestigungs- und Belagerungskunst“, die „Geschicklichkeit des Ingenieurs, Stückgiessers und Artilleristen“ sowie die „korrekte Kriegführung“.⁷² Man vergleiche zum Verständnis des Ausdrucks „Kriegskunst“ als *genetivus objectivus* auch Friedrichs des Großen (1712–1786) „Militärische Schrif-

ten“, seine „Generalprinzipien des Krieges“ (1748), seine „Gedanken und allgemeinen Regeln für den Krieg“ (1755), die „Betrachtungen über die Taktik und einige Fragen des Krieges“ (1758), sowie die „Betrachtungen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII.“ (1759). Die letzte Ode aus Friedrichs Dichtung über „die Kriegskunst“ (1751), „Die Schlacht“, hebt mit den Reimversen an: „Der Gott des Sieges tat durch meinen Mund / Die strengen Regeln seiner Kunst Euch kund.“ Hier besteht also die Kriegskunst darin, den Krieg zu einem Kunstwerk zu machen, etwa um die „gefahrenreichen“ und „wilden Klippen der Schlacht“ zu vermeiden.⁷³ Im Hinblick auf den perfektionierten Ausbau der deutschen Schützengräben schrieb ein Schriftsteller wie Rudolf Georg Binding im November 1914 in sein Fronttagebuch: „Es mag sein[,] daß es als ungeheures Ganzes eine unerhörte Kunst darstellt, diese endlose ununterbrochene [Schützengräben] linie von den Alpen bis zum Meer herzustellen.“⁷⁴ Wie weit allerdings ein Krieg, wenn er als „Kunst“ begriffen wird, gehen und zu welchen schrecklichen Konsequenzen solche „Kunst“ führen kann, zeigt das Beispiel eines Condottiere wie Paolo Vitelli (1461–1499); dessen Begriff von Kriegskunst, so berichtete Burckhardt, widerstrebte es, den Gebrauch von „fernher wirkenden Zerstörungsmitteln“ als Kriegskunst anzuerkennen (den Krieg auf diese Weise zu gewinnen, war keine „Kunst“) – aus dem Grunde,

„dass die Geltung des Individuums – die Seele der kleinen, trefflich ausgebildeten italienischen Söldnerheere – durch jene von ferne her wirkenden Zerstörungsmittel beeinträchtigt wurde, und es gab einzelne Condottieren, welche sich wenigstens gegen das unlängst in Deutschland erfundene Handrohr aus Kräften verwahrten; so ließ Paolo Vitelli den gefangenen feindlichen Schioppettieri [= gewehrführende Soldaten] die Augen ausstechen und die Hände abhauen, während er die [an festen Plätzen stationierten] Kanonen als berechtigt anerkannte und gebrauchte.“⁷⁵ –

Hinsichtlich der Subjektstellung des Krieges interessiert uns hier jedoch die Bedeutung der „Kriegskunst“ als *genetivus subjectivus*: wenn also der Krieg zum Subjekt der Kunst wird, mithin der Krieg die Kunst zu einem Kriegswerk machte (so wie das der Krieg mit der Theologie genauso tat). Hierfür fand Max Slevogt mit seiner Graphik „Kunst u. Künstler im Kriege“ (1915) eine ebenso bestechend klare Darstellung wie Louis Raemaekers zur Kriegstheologie als *genetivus subjectivus*: Bei Max Slevogt (1868–1932), der bei der Vereinigung von Kunst und Patriotismus ausdrücklich „nicht mitzutun“ wünschte, stülpt der Krieg in Gestalt eines preußischen Soldaten der Kunst die Pickelhaube über und macht diese so zu einem Kriegswerk (s. u. Abb. 2)⁷⁶; bei Louis Raemaekers (1869–1956) setzt der Krieg dem verspotteten Christus genauso die Pickelhaube aufs Haupt (s. u. Abb. 3). Jesus trägt die Pickelhaube als Dornenkrone⁷⁷, wodurch auch er zu einem Kriegswerk wird.

In Musils „Mann ohne Eigenschaften“ schildert ein Rekrut, was mit ihm innerlich vorgeht, „seit man ihm eine Militärmütze aufs Haupt gesetzt hatte.“⁷⁸ Was Slevogt hier in Bezug auf die Kunst darstellte, galt freilich – neben dem Bereich der Theologie – als *pars pro toto* für das gesamte geistige und kulturelle Leben in Deutschland. Dass auch die Kunst ihr Subjekt wechselte und zur „Kriegskunst“ (*genetivus subjectivus*) wurde, war nur ein Teilbereich des Gesamtgesellschaftlichen, das sich ab 1914 vollzog. Georg Friedrich Nicolai (1874–1919) sprach von einer bemerkenswerten, eklatanten „Umwertung [aller



Abbildung 2: Max Slevogt, „Kunst und Künstler im Kriege“, Graphik 1. Weltkrieg.

Werte]“ – *auch* bei der Kunst: ist doch „Mars [...] der unversöhnlichste Feind der Musen. Heute aber möchte man diesen vieltausendjährigen Gegensatz aussöhnen – heute, da man das ganze Leben in den Dienst des Kriegsgottes stellt, möchte man auch die Kunst ihm dienstbar machen!“⁷⁹ Die Karikatur Max Slevogts „*Kunst u. Künstler im Kriege*“ zeigt – wie übrigens auch Émile Verhaerens Beobachtungen von 1915 zur deutschen Kunst im Krieg („*L’Allemagne et l’Art*“)⁸⁰ – den Skandal, wie sich auch die Kunst von einem symbolhaft gesichtslosen Subjekt „Krieg“ durchherrschen ließ, wie die Künstler die Kunst im Auftrag der Pickelhaube vor sich hertrieben: „*ils poussent l’art*“. Ebenso die Kunst verlor auf diese Weise ihre Eigenfinalität, was Slevogt daran kenntlich macht, dass auf seiner Karikatur dem Maler der Pinsel wie aus der Hand geschlagen herunterfällt. Dieses Bilddetail wirkt wie eine bildliche Entsprechung zu dem niedergestoßenen und in die Knie gezwungenen Christus. Die Beraubung der Eigenfinalität, mithin der Passionsgang gleichsam auf einer Via Dolorosa, betraf, wie wir noch in späteren Kapiteln sehen werden, auch alle übrigen Kulturbereiche und Wissenschaftsdisziplinen, die sich zum Kriegswerk erniedrigen lie-

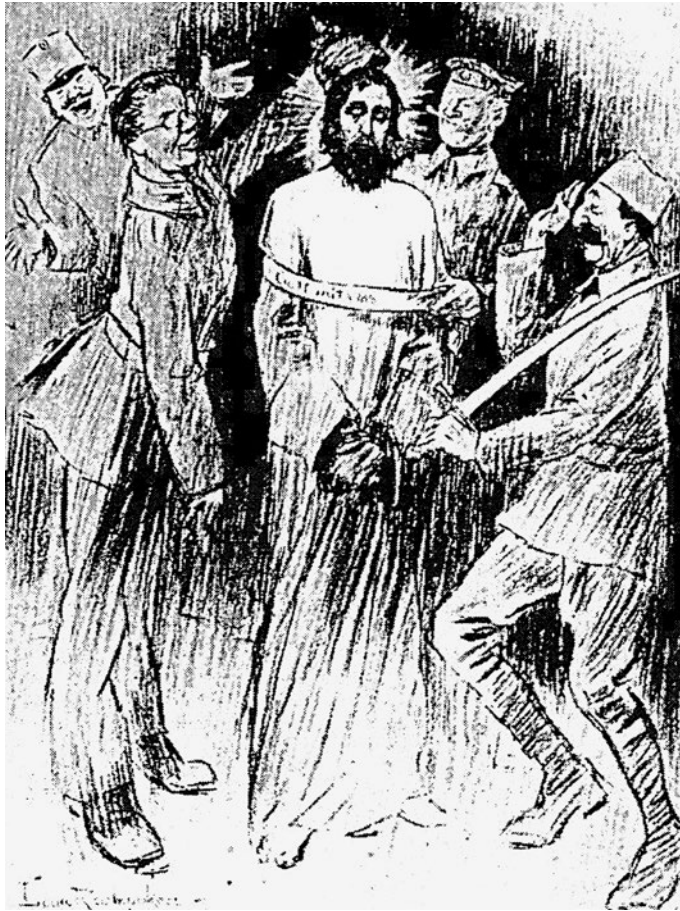


Abbildung 3: Louis Raemaekers, „They bowed the knee before Him“

Ein deutscher Offizier setzt in der Runde von Offizieren der Zentralmächte (inkl. Bulgarien) Jesus bei der Verspottung (Matth. 27, 28ff) statt der Dornenkrone die Pickelhaube auf. Der bulgarische Offizier legt ihm eine Schärpe mit der Aufschrift „Gott mit uns“ um.

ßen: die Philosophie, Philologie, Pädagogik, Historie, Nationalökonomie und sogar die Naturwissenschaften.⁸¹

Kaum dass der Weltkrieg begonnen hatte⁸², wenige Wochen nach Kriegsausbruch, erschien im Oktober 1914, im 13. Jahrgang der angesehenen Berliner Kunstzeitschrift „Kunst und Künstler – Illustrierte Monatshefte für bildende Kunst und Kunstgewerbe“, ein Beitrag des prominenten Kunstkritikers Karl Scheffler (1869–1951) „Der Krieg“. In diesem Artikel begrüßte Scheffler den Krieg nicht nur als „Regeneration“, als „Gnade“, sondern er erwartete von ihm – ganz im Fahrwasser des „Rembrandtdeutschen“ Langbehn⁸³ – speziell auch die Förderung der deutschen Kunst. Julius Langbehn hatte schon 1890 das Verhältnis von „Krieg und Kunst“ als „eine griechische“, in Sonderheit als eine „deutsche, eine *arische* Losung“ angepriesen; „sie findet“, schrieb er, „ihre schönste Ver-

körperung in dem Epos, der spezifisch arischen Dichtweise; und Homers Ilias ist ihr frühester Ausdruck.“⁸⁴ Scheffler, gewiss auch wie viele andere vom Gefühl der Verbrauchtheit, Ausgeschöpftheit und Abgestandenheit der Kunstmittel beherrscht⁸⁵, erklärte, „daß der Krieg, trotzdem er tötet und vernichtet, selbst etwas wie ein Kunstwerk ist“, und dass sich darin vor allem die arisch-deutsche Weltherrschaft in der Kunst ankündige:

„Es ist in diesen Blättern schon des öfteren angedeutet worden, dass es wahrscheinlich die Aufgabe Deutschlands sein wird, die Kunst des Impressionismus fortzuentwickeln. Der Krieg kann diese Aufgabe gewaltig fördern. Die Situation ist im Künstlerischen ähnlich wie im Politischen. [...] Es geht in diesem Krieg um Weltherrschaften, es geht in Deutschland um eine zweite, größere Einigung, um die politische Herrschaft über Europa. Die Kunst aber bewegt sich parallel. Auch der moderne Kunstgedanke strebt einerseits zu einer europäisch-amerikanischen Weltherrschaft, der Impressionismus ist ein Kunstschicksal für alle Völker arischer Herkunft; und andererseits will die Kunst zugleich überall neue Nationalisierung. Auch im Künstlerischen hat das längst zu Kampf und Streit geführt. Dort, wo die mächtigste Nationalisierung nun durchgeführt wird und wo zugleich die grösste weltwirtschaftliche Macht ist, wird wahrscheinlich auch das Schicksal der modernen Kunst entschieden werden. Darum glaube ich, dass mit dem Sieg Deutschlands über seine Gegner, mit der endgültigen Befestigung einer gewaltigen nationalen und imperialistisch-weltwirtschaftlichen Macht und mit der Herrschaft eines neuen Kulturzustandes die Führung im Künstlerischen auch an Deutschland übergehen wird. [...] Lasst uns diesen Krieg darum segnen. Lasst ihn uns als eine Gnade entgegennehmen. Es sei uns ein Zeichen, dass der Weltgeist es gut mit uns meint. Mag er ausgehen wie er will: ein Volk wie das deutsche geht nicht zugrunde und auf jeden Fall wird es neue Innerlichkeit, vertiefte Kultur und neue Kraft zum Lebendigen gewinnen. Und wenn sich das alles einst in schöne Kunst dann verwandelt, wird man erkennen, dass der Krieg, trotzdem er tötet und vernichtet, selbst etwas wie ein Kunstwerk ist. Er ist ein Kunstwerk der Natur, die den Tod nur will, um „viel Leben zu haben“; er ist die Katastrophe in den von lange vorbereiteten Dramen der Geschichte, die im Lebenden Furcht und Schrecken erregen, aber auch eine heilsame Reinigung bewirken.“⁸⁶

Auch wenn nicht alle Künstler, Philosophen und Theologen, sowie Vertreter noch anderer Wissenschaftsdisziplinen dem Krieg als dem Subjekt ihres Denkens huldigten⁸⁷, gaben Nicolai, Slevogt, Verhaeren u. v. a. wie Stefan Zweig die geistige Gesamtkonjunktur von 1914–1918 korrekt wieder, indem sie beklagten, dass neben der Theologie auch Kunst und Wissenschaften ihre eigentliche „Mission, [...] Wahrer und Verteidiger des Allmenschlichen im Menschlichen zu sein“⁸⁸, an den Krieg als Subjekt verrieten. „Ehre dem Künstler“, hielt Kurt Tucholsky 1919 dagegen, „der [...] gegen den Blutstrom schwamm!“⁸⁹

4) Im Kanon von Kultur und Wissenschaft: die Theologie als Kairos des Kriegsästhetizismus – eine Zwischenüberlegung

Bevor wir uns dem dritten und letzten Bild in diesem Kapitel zuwenden, gilt es die Frage zu erörtern, warum der Krieg innerhalb des Kanons der Kulturbereiche und Wissenschaften gerade der Theologie die Pickelhaube aufsetzte. Die Antwort fällt nicht schwer. Schon Niccolò Machiavelli (1469–1527) empfahl in seinen „*Discorsi sopra la prima deca*

di Tito Livio“, I, 11–14 sich auf Titus Livius (59 v. Chr.–17 n. Chr.), *Ab urbe condita*, I, 19–21⁹⁰ berufend, dem Volk die Furcht vor den Göttern („*deorum metum*“) einzuflößen, d. h. die Religion als „wirksamstes“ Hilfsmittel („*rem [...] efficacissimam*“) zur Durchsetzung politischer Interessen anzuwenden.⁹¹ Gustave Le Bon (1841–1931) hielt es 1895 generell für eine „überflüssige Banalität, zu wiederholen, [dass] die Massen [...] einer Religion [bedürfen].“⁹² Die Erfahrung zeigte rd. 20 Jahre später, dass seine Erkenntnis gerade für Not- und Kriegszeiten galt, als in ihnen das Zutrauen zu übersinnlichen Inhalten automatisch wuchs. 1914 kam eine der Kirche zunehmend entfremdete Bevölkerung aufgrund existentieller Verunsicherung den althergebrachten kirchlichen Werten und Sinnangeboten mit ungewohnter Bereitwilligkeit entgegen. Der Ansturm, mit dem sich bei Beginn des Ersten Weltkriegs die verwaisten Dome und Kathedralen wieder füllten, forderte ein starkes theologisches Engagement geradezu heraus. Nach der für damalige Verhältnisse starken Austrittsbewegung im Dezennium der Jahrhundertwende⁹³ suchten die Menschen wieder Anschluss an die Kirchen, Antwort und Hilfe im Gottesdienst. So war es zuletzt auch 1870 gewesen:

„Wir sehen heute noch, wie Krieg, Seuchen und Unglücksfälle die sonst indifferenten, aber vorurteilsvollen Massen, und zwar hoch und niedrig, in die Kirche treiben und jedem religiösen Scharlatanismus zugänglich machen – der ‚heilige‘ Krieg von 1870 hat es uns erst gezeigt.“⁹⁴

Le Bon hatte einen zweiten, wichtigen Satz zur Erklärung hinzugefügt: „Alle politischen und sozialen Glaubenslehren finden bei ihnen [= den Massen] nur Aufnahme unter der Bedingung, dass sie eine religiöse Form angenommen haben, die sie jeder Diskussion entzieht“ („*qui les met à l'abri de la discussion*“).⁹⁵ D. h. wesentlich sei, so Le Bon, zumal im Horizont von Gefahr und Bedrohung durch gewaltige Umschichtungen und Katastrophen, die Verheißung unverbrüchlicher, nicht mehr bezweifelbarer Sicherheiten. Auch das bewahrheitete sich 1914. In der Meinungslenkung versprach gerade diejenige Strategie, die mit den sich unhinterfragbar gebenden (spezifisch deutschen) Glaubens- und Identitätsgehalten arbeitete, den dauerhaftesten Erfolg. Um hierzu noch einen modernen Autor zu zitieren: „*People often identify with the decor, and people's identities are a crucial historical force*“ – so Yuval Noah Harari in seinen „21 Lessons for the 21st Century“.⁹⁶ Mit der Verkündigung der göttlichen Auserwählung alles Deutschen konnte die noch weitgehend akzeptierte Moral von Idealismus, innerer Erneuerung, Pflicht, Gemeinwohl und heroischer Opferbereitschaft für den Krieg leicht instrumentalisiert werden.⁹⁷

In diesem Kampf gegen die menschlich-natürlichen Rezeptionsvorgaben brachte die *Theologie* ferner einen dritten Vorteil mit, der mit dem Vertrauensvorschuss zu tun hatte, den das meist noch traditionell eingestellte Kirchenvolk – mehr als jedem anderen Literaturprodukt – der Bibel, dem Gesangbuch und der Liturgie einräumte. Die kriegstheologische Anwendung dieser „Kirchentexte“ auf den Krieg vereinfachte sich dadurch, dass die predigtmäßige und liturgische *applicatio* (Anwendung) auf die aktuelle Situation – wie in der lutherischen Dogmatik gelehrt⁹⁸ – als *efficientia verbi divini*, d. h. als dynamische Selbsterweisung des recht gepredigten Gotteswortes begriffen wurde, in der „die alten Bibelworte, die Worte unserer Liturgie, unsere Kirchenlieder und ihre Melodien

[...] neu klingen und [...] Leben und Feuer in unsere Herzen [sprühen]“, ja längst „vergessene Konfirmationssprüche [...] wieder lebendig [werden]“. ⁹⁹ Schon in der „Feld=Zeitung der Preußischen Armee No. 52 vom 3ten Februar 1814“ gab ein Ungenannter genau diese Empfindung wieder:

„Daß bei allen Vorfällen des heiligen Krieges von 1813 das Walten einer höheren Hand sichtbar gewesen, ist für jedes bessere Gemüth eben so klar wie erhebend. Der Aufmerksame findet Spuren davon in manchen unbeachteten Dingen. Sehr auffallend und merkwürdig ist in dieser Hinsicht das Loosungsbuch der Herrnhuter auf das Jahr 1813. Dieses Buch nämlich enthält für jeden Tag im Jahre irgend einen Vers aus der Bibel, und diese Verse werden immer am 2. Jenner jedes Jahres für das nächstfolgende Jahr durch das Loos bestimmt. Nun trifft es sich, daß fast kein für die allgemeine Sache merkwürdiger Tag im Jahr 1813 ist, auf den nicht der Loosungs=Vers ganz genau paßte. Wir theilen etwas davon zur Probe mit. Nur muß man dabei nicht vergessen, daß das Buch im Jenner 1812 gemacht, im Verlauf desselben Jahres gedruckt und mit dem 1. Jenner 1813 in den Händen von mehreren tausend Menschen gewesen ist.“ – Es folgt zum Beweis eine Liste von 22 Tagen mit kurzer Angabe ihrer Kriegereignisse, die mit dem jeweiligen atl. Losungsvers als passend zusammengestellt werden.¹⁰⁰

„Immer wieder haben wir die Erfahrung gemacht“, teilte z. B. ein Pfarrer Strecker in seinem Beitrag zur „religiösen Gedankenwelt des Soldaten im Felde“ in Otto Baumgartens Monatsschrift „Evangelische Freiheit“ von 1916 mit:

„[...] , daß die Worte der Bibel und die Lieder des Gesangbuches, die wir alle seit unserer Jugend kannten, vor dem Feinde ganz anders klangen und uns viel mehr zu sagen hatten als sonst, gerade als wären sie ausdrücklich für uns geschrieben.“¹⁰¹

Ähnlich sah das auch Rudolf Schlunck, der in einem Brief, den er von der Dünafront aus schrieb, erklärte, dass „alle die vielen Stellen der Schrift, die von den Gefangenen, ihren Leiden und ihrer Erlösung handeln, [...] jetzt ihre wahre Bedeutung [gewinnen]“. ¹⁰² Auch unter den jüdischen Soldaten drängte sich der Eindruck des kriegsbezogenen, vaterländischen Neuverständnisses der jeweiligen Wochen-Sidreh¹⁰³, der traditionellen Gebete und der Psalmenlesungen auf. „Am Ostersonntag endlich konnte ich auch über die von zu Hause erhaltenen Mazzen den Segen sprechen“, schrieb Vizefeldwebel Robert Ziegel (1895–1916) im Schützengraben (westlich Lille) am 7. April 1915. „Es mag vielleicht lächerlich sein, aber zuweilen möchte ich eine Parallele ziehen zwischen dem Brot des Auszugs aus Ägypten und unserem Militärzwieback“. ¹⁰⁴ Dass sich heilige Verlautbarungen der Vergangenheit in der Gegenwart so wiederholten, als wären sie völlig neu denen zugesprochen worden, „die wir heute hier sind und alle leben“ (Deut. 5, 3; 29, 13 f), dass sie über alle Generationen hinweg eine unverminderte Aktualität besaßen und die Heilsgeschichte nicht in der Vergangenheit versinken konnte (vgl. 2. Kor. 6, 2; Luk. 4, 19), war schon dem alttestamentlichem wie neutestamentlichem Denken geläufig. ¹⁰⁵ Rabbiner Dr. Salomon Samuel (1867–1942)¹⁰⁶ machte in seinen im Wintersemester 1914/1915 in Essen gehaltenen Kriegsvorlesungen zu „Bibel und Heldentum“ auf die situationsverschmelzende Neulesung insbesondere der Psalmen aufmerksam; man lese jede Zeile „mit

nie gekanntem Verständnis“. ¹⁰⁷ Feldrabbiner Sali Levi (1883–1941) ¹⁰⁸ berichtete in einem Ende 1916 in Breslau gehaltenen Vortrag:

„Ob wir im Schutz des Waldes uns zum Gottesdienst zusammenfanden oder in irgend einem weit entfernten Bauernhof nach dem Gottesdienst noch eine halbe Stunde von der Heimat sprachen und mancher Kamerad dabei zum letzten Male dankbares Gedenken an die Heimat empfand, oder ob wir in einer Bauernhütte eingedrängt am Passahfest bei ungesäuertem Brot an dem Beispiel unserer Vorfahren Mut und Vertrauen in schwerer Zeit gewannen: immer waren wir dankbar denen, die uns zu solchen Stunden der Erhebung und der religiösen Weihe verholfen haben. Da draussen haben die sogenannten Symbole unserer Religion für manchen neuen Inhalt bekommen.“ ¹⁰⁹

Der Theologiestudent Walter Gottwald (1892–1915) schrieb am 1. Dezember 1914 vom Feld aus:

„Ich habe die Bibel als Student wissenschaftlich erforscht; jetzt liefert der Gang der Weltgeschichte einen praktischen Kommentar dazu, so wie er nicht besser geschrieben werden kann. Und vor allem: was sie [= die Bibel] von Verheißung redet, das leuchtet einem immer mehr als goldenes Licht der Ewigkeit auf, wie mir das früher niemand klarmachen konnte. Das ist auch so ein unendlicher Gewinn mitten in der Erfahrung des gräßlichen Todes.“ ¹¹⁰

Den entscheidenden Vorteil, den die Kriegstheologie hier genoss, war die im Kriegsalltag sich spontan einstellende Annahme, dass sich durch den Heiligen Geist die von Seelsorge, Predigt und Liturgie herbeizitierten Verheißungen bewahrheiten würden. Aufgrund dieser spezifisch theologischen Assoziationsautomatismen und Synergieeffekte ließ sich mit Bibelversen viel effektiver als mit Profantexten – etwa aus der klassischen Literatur – ästhetisierend zur widermenschlichen „Sterbebegeisterung“ für das Vaterland ¹¹¹, zur „tatenfrohen Lust zu sterben“ ¹¹², aufrufen. Ein Beispiel: Den schon in den Predigten der Freiheitskriege immer wieder zitierten ¹¹³ Bibelspruch 1. Joh. 3, 16 „Wir sollen auch unser Leben für die Brüder lassen“, der sich indes nicht auf den Tod im Krieg, sondern auf den Glaubenskampf der *imitatio Christi* bezog, ließ Kaiser Wilhelm II. auf ein von ihm 1914 gestiftetes Gedenkblatt, das den Hinterbliebenen von Gefallenen zugedacht war, setzen. ¹¹⁴ Die Schriftstellerin Gabriele Reuter (1859–1941) schrieb dann zu Ostern 1915 in der Berliner Zeitung „Der Tag“: „Wer sein Leben für die Brüder und Schwestern dahingibt, hilft Jesus Christus bei der Erlösung der Welt“. In ihrer Anspielung auf 1. Joh. 3, 16 und auf Parallelstellen wie Joh. 10, 11 und Joh. 15, 13 konnte sie davon ausgehen, dass ihre Leser verstanden: Wer *als Angehöriger des deutschen Volkes* sein Leben für die Brüder und Schwestern *im Krieg* dahingibt, hilft Jesus Christus bei der Erlösung der Welt. ¹¹⁵ Zu vergleichbaren Auslegungstendenzen der genannten johanneischen Sprüche ließen sich viele andere Kriegstheologen, auch katholische ¹¹⁶, selbst Adolf von Harnack hinreißen. ¹¹⁷ Es blieb nicht aus, dass bekannte Gesangbuchlieder wie „Herz und Herz vereint zusammen“ mit den Zeilen „daß ein jeder für die Brüder / auch das Leben lassen kann“ ¹¹⁸ gleichfalls solcher Nationaltheologie gefügig wurden. Die Theologie unter der Pickelhaube setzte mit ihrer kriegsästhetisierenden Wortmeisterei genau da an, wo

ihr die vorhandenen und zu Kriegsbeginn oft erst wiederbelebten Erwartungen an die Sinnstiftungen der Kirche als *Rezeptionsvorgaben*, d. h. als geistige Grundgehalte, geistige Vorbereitungen, Denkungsarten, Prämissen, Ressentiments und Gesinnungen bereitwillig in die Arme liefern.

5) Dritte Bildbetrachtung: Alte, böse Erbschaften deutscher Theologie, erster Teil: Der „*Jesus generalissimus*“ – Der Schützengraben-Christus und sein Gottesdienst

Das stärkste Mittel der theologischen Kriegsästhetisierung war das Christusbild – freilich eine ganz bestimmte kriegerische, heroisierte Vorstellung von ihm. Wie das Joseph Faverot auf seiner Graphik zeigte („*comme ils poussent Christum*“), hatte die Kriegstheologie hier in der Tat den biblischen Christus mit aller Schärfe vor sich herzutreiben und in die Knie zu zwingen, weil sie um seine dem Krieg sich widersetzende Person und Botschaft der Feindesliebe nicht herumkam. Es galt daher, ihn mit kühnem Zugriff dennoch als ästhetisierende Zentralfigur in ihre Kriegsverherrlichung einzupassen. Dieses Problem löste die Kriegstheologie auf zweierlei Weise: Erstens verlieh sie „ihrem“ Christus die grellen apokalyptisch-kriegerischen Farben des „zornigen Lamms“ der Johannesoffenbarung, denn diese waren zugleich die heilsgeschichtlichen Farben des theologischen Höchstwertes: der eschatologischen Welterlösung, der endgültigen Vernichtung des satanisch-Bösen durch das himmlisch-Gute. Zweitens machte sie diesen Endzeit-Christus der Johannes-Offenbarung zum „deutschen“ Christus, indem sie für die Nationalisierung Christi die vaterländischen Rezeptionsvorgaben, die geistigen Grundlagen aus der Kreuzzugsideologie¹¹⁹, der Lyrik der Freiheitskriege (1813–1815)¹²⁰ sowie des Siebziger Krieges (1870–1871)¹²¹ wiederbelebte. Ein Gedicht von Emanuel Geibel, das dann auch in den für die Kriegsgottesdienste 1914–1915 geschaffenen Kriegsliturgien von Karl Arper und Alfred Zillesen abgedruckt wurde¹²², veranschaulicht, wie Christus, der „Herr des Lichts“, als deutsch-nationaler Endzeitrichter proklamiert wurde:

„Da hub die Wage / Des Weltgerichts
Am dritten Tage [= 3. September 1870] / Der Herr des Lichts [Joh. 8, 12; 12, 46]
Und warf den Drachen [= Napoleon III.] / Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen / Hinab zum Pfuhl [Offb. 20, 10; 21, 8].
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes / Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes [= Paris], / Der Blutschuld Heerd;
Ihr Blendwerk lodert / Wie bald! zu Staub,
Und heimgefordert / Wird all' ihr Raub [= Elsass-Lothringen].
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind [= Teufel].“¹²³

Die nationalisierende Umfälschung Jesu, mit welcher er aus der Bergpredigt vertrieben und als deutscher Rächerchristus der Offenbarung in den Schützengraben versetzt wurde, fand im Gottesdienst, in Liturgie und Predigt statt. Im Gottesdienst als dem wichtigsten

Forum der Kriegsästhetisierung liefen alle Fäden der Kriegstheologie zusammen. Bei der Dauerbetonung, dass der Waffendienst im Schützengraben „Gottesdienst“ sei –

„Wir haben jetzt das Ansehn und die Gerechtigkeit des Glaubens als Deutsche zu vertreten. Und damit tut das deutsche Volk einen Gottesdienst; wir kämpfen jetzt für Gott und den Sieg seiner gerechten Sache in der Welt gegen seine ärgsten Feinde“¹²⁴ –,

musste den lutherisch gebildeten Kriegstheologen bewusst sein, *was* sie da sagten. Auch bei dem Ausdruck „Gottesdienst“ ist, wenn wir ihn wörtlich nehmen, seine Syntax zu klären, um das speziell lutherische Gottesdienstverständnis in den Blick zu nehmen. Die lutherische Theologie fasst den Gottesdienst grundsätzlich nicht in der Weise der hebräisch-levitischen עֲבֹדָה *‘abōdāh* (= „Arbeit“, „Dienst“) des Alten Testaments als *genetivus objectivus* auf, also nicht dergestalt, dass der Mensch – so im Hebräischen wörtlich – Gott (mit אֱלֹהִים, der *nota accusativi* versehen) „bedient“, *ihm* also „Dienste leistet“ (Ex. 3, 12; Jos. 22, 27)¹²⁵, wie das auch im Katholischen¹²⁶ die Auffassung ist. Den im Lutherstudium geschulten Kriegstheologen war Luthers Predigt von 1544 zur Einweihung der Schlosskirche zu Torgau geläufig, in welcher der Reformator – im Unterschied zum alttestamentlichen Verständnis – den Terminus „Gottesdienst“ als *genetivus subjectivus* erklärt hatte: Nicht bedient der Mensch (Subjekt) Gott (Objekt), sondern es ist umgekehrt: Gott ist Subjekt des Gottesdienstes. Er ist Subjekt deswegen, weil er dem Menschen (Objekt) mit Wohltaten dient: so mit Predigt, Heilung, Lehre und Vergebung der Sünden. Luther hatte hierzu in seiner Predigt auf die Rolle Christi in den Synagogen (Matth. 4, 23 Parr.; 21, 23 Parr.) verwiesen:

„Also sehen wir, das unser HERR Christus selb gethan und mit seinem Exempel uns zu thungeleret hat, Denn wie die Historia des Euangelij zeiget, ist das seine weise gewesen, das er gemeiniglich am Sabbath in der Schulen (welche bey jnen gewesen wie unsere Pfarkirchen) gegangen und da selb eine predig gethan dem hauffen, der da gebettet und Psalmen gesungen, Und daselbs, wenn die predig aus gewesen oder hernach, wo er von jemand geladen, ubertische die krancken, die vorhanden gewesen oder zu jm gebracht, gesund gemacht. Das sind seine gute Werck und Almosen gewesen, das er umb sich wirfft mit der schönen Parteken [= Stück Almosenbrot], der heilsamen Lere, und gaben der gesundheit und dazu vergebung der Sünden und Gottes gnade gibt allen, die es bey jm suchen, wie er noch heutigs tags thut in seiner Kirchen durch dasselb Predigampt, so er selb gefüret.“¹²⁷

Dieses lutherische Gottesdienstverständnis als *genetivus subjectivus*, dass Gott im Gottesdienst so zum Menschen kommt wie Christus in die Synagogen Galiläas, um dem Menschen mit Wohltaten „zu Diensten zu stehen“¹²⁸, wird hier mit der Behauptung Koehlers, dass der Waffendienst im Schützengraben „Gottesdienst“ sei, offenbar in Richtung des *genetivus objectivus* verlassen: Hier ist es der Mensch, der Gott einen Dienst leistet, indem er für ihn mit Hingabe seiner Leiber gegen seine Feinde streitet (vgl. Röm. 12, 1). „Ein jeder Schwertschlag Gottesdienst, / und jeder Schuß ein Beten.“¹²⁹ Trotzdem: die unten gezeigte Kriegspostkarte von 1915 (s. Abb. 4) lässt wegen der Beischrift „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage“ aus Matth. 28, 20 die andere, weit üblere Deutung als *genetivus*

subjectivus zu. Christus erscheint auf der Postkarte als Subjekt. Er, das „Haupt“ (Eph. 1, 22; 4, 15; 5, 23), ist es, der den Schießbefehl erteilt; daher ist er es auch, der den „Gottesdienst“ (*genetivus subjectivus*) an den Deutschen verrichtet. Die unter seinem Kommando stehenden deutschen Armeen, d. h. seine mit ihm korporativ verbundenen „Glieder“ (vgl. Röm. 12, 4 f; 1. Kor. 12, 12 f. 27), vollziehen an seiner Seite seinen „Gottesdienst“ an der Welt, der die Erlösung bringt, mit. Diese Postkarte fand weite Verbreitung und wurde wegen ihres auf die Spitze getriebenen „teutonischen Heidentums“ sogar in einer Publikation französischer Theologen von 1915 abgebildet und besprochen.¹³⁰

Der unbekannt gebliebene Graphiker, der hier – anscheinend inspiriert von kriegstheologischen Predigten – die Proklamationen Ludwig Derleths (1870–1948) von 1904 zur „Wesenheit namens Christus imperator maximus, eine[r] kommandierende[n] Energie“ ins Wortwörtliche übertragen¹³¹ zu haben scheint, hielt 1915 im Bild genau diese häretische Auslegung des „Ich bin bei Euch alle Tage“ (Matth. 28, 20), diese Bellifizierung der lutherischen Definition des Gottesdienstes fest: Das „zornige Lamm“ (Offb. 6, 16), der vom Himmel herabkommende Endzeitrichter Christus vollzieht seinen „Gottesdienst“ an der Menschheit dadurch, dass er Deutschland im Schützengraben dient, damit dieses zur Welterlösung den Krieg gewinnt.



Abbildung 4: Feldpostkarte 1. Weltkrieg: „Im Schützengraben“: Jesus Christus erteilt einem zu ihm aufschauenden deutschen Offizier den Feuerbefehl.

Wir werden weiter unten, in einem späteren Kapitel sehen, wie auch andere Kriegspostkarten dieses Jesusverständnis, mit dem man den Krieg zum nationalen Gottesdienst machte, mittrugen. Erich Kästner zitierte noch 1929 in seinem Gedicht („Zitat aus gro-

ßer Zeit“) einen Pfarrer, „der in der Heimat klebte“ und nationalistisch auf dem Niveau von heutigen „Pumpgun-Jesus“-Bildchen predigte:

„Wenn unser Herr Jesus heute lebte,
bediente er ein [deutsches] Maschinengewehr [...]“. ¹³²

Wenn wir dagegen das obige Zitat des evangelischen Pfarrers Koehlers wiederaufnehmen – „Wir haben jetzt das Ansehn und die Gerechtigkeit des Glaubens als Deutsche zu vertreten. Und damit tut das deutsche Volk einen Gottesdienst; wir kämpfen jetzt für Gott und den Sieg seiner gerechten Sache in der Welt gegen seine ärgsten Feinde“¹³³ –, dann erweist sich, dass im Krieg die scharfen konfessionellen Unterscheidungen zum Gottesdienstverständnis aufgegeben wurden. „Gottesdienst im Krieg“ – das konnte auf protestantischer Seite beides sein: Deutschland kämpft für Gott gegen die Feinde Gottes; darin bestand sein Gottesdienst: „Ein jeder Schwertschlag Gottesdienst, / und jeder Schuß ein Beten.“¹³⁴ (*genetivus objectivus*) Aber auch: Christus verhilft den Deutschen zum Sieg; er „bedient ein deutsches Maschinengewehr“: darin besteht sein „Gottesdienst“ für die Erlösung der Welt (*genetivus subjectivus*).

Auch auf katholischer Seite wurde der national-politische Charakter Christi für die Kriegstheologie wirksam. Hierzu nutzte man das Prinzip des „*instaurare omnia in Christo, quae in caelis, et quae in terra sunt, in ipso*“ („Alles in Christus erneuern, was im Himmel und auf Erden ist, durch ihn selbst“; Eph. 1, 10¹³⁵) aus, das Pius X. (Pontifikat 1903–1914) zu seinem Wahlspruch erhoben hatte. Diesem Wahlspruch zufolge galt jede Abspaltung der Politik vom Glauben an Christus als dem Herrn des ganzen Lebens als Irrweg.¹³⁶ Somit konnte in der nationalisierenden Metamorphose Jesu, mit welcher dieser auch in katholischen Predigten zum deutschen Rächerchristus der Offenbarung wurde¹³⁷, der katholische Soldat im Krieg Jesu heiligsten Willen erfüllen: dem Feuerbefehl Christi gehorchend würde er einen „Gottesdienst“ (*genetivus objectivus*) verrichten, indem er – auf die Feinde Deutschlands schießend – Christi Liebeswerk der Welterlösung vollbrächte. Das protestantische Gottesdienstverständnis blieb dem Katholizismus im Kriege zwar fremd. Doch handelte es sich auf evangelischer wie katholischer Seite um ein „*instaurare Christum in bello*“ („Christus im Krieg erneuern“). Hier wirkte sich die Subjektvorstellung des Krieges auf die Theologie beider Konfessionen aus. Mit dem „Orgelspiel“¹³⁸ der deutschen Kanonen, dem „*sursum corda*“ hochgekurbelter deutscher Geschützrohre¹³⁹, dem „Weihwasser“ aus deutschen Schrapnellen, Kugeln und Granaten vollzog sich für die katholischen Kriegstheologen gleichsam von der Kapelle des Schützengrabens aus der Gottesdienst (*genetivus objectivus*) an der endzeitlichen Rettungsmission eines deutschnational-bellifizierten Christus. Der Katholik Heinrich Lersch schilderte den Ablauf solcher mörderischen Missa Solemnis in seinem 1916 entstandenen Gedicht „Hört ihr“ wie folgt:

„Hört ihr die Soldaten beten?
Unser Gott, bist unsere Pflicht!
Aus den Schlünden der Kanonen
Unsere stärkste Liebe spricht.
Schießen wir ihm die Patronen-

Vaterunser durch den Lauf,
und ein Kreuz soll darauf thronen,
,Bajonette pflanzet auf.'

Kameraden, laßt Schrapnelle,
Kugeln als Weihwasser streun,
laßt Granaten Weihrauch qualmen,
laßt die Sünden uns bereun:
Unverschoßner Minen Psalmen
Unterlassungssünden sind;
wenn die erst den Feind zermalmen,
löst die Sünde sich geschwind.

Hängt der Kugel-Handgranaten-
Rosenkränze um die Brust.
Wenn die Perlen jäh zerknallen,
stirbt des Feindes Kampfeslust.
Laßt die Wacht am Rhein erschallen,
unseres Zornes Stoßgebet,
Händefalten wird zum Krallen,
wenns um Gurkhagurgeln geht.

Wir sind einmal Henkersknechte,
Gott hat selbst uns ausgewählt,
kreuzigen die Menschenliebe,
die in uns zu Tod gequält.
Wenn sie nicht unsterblich bliebe,
wäre sie Gottes Kraft nicht voll:
und wir kreuzigen die Liebe,
daß sie euch erlösen soll.¹⁴⁰

P. Dr. theol. Elzear Schulte O. F. M., Paderborn, berichtet 1915 über eine Eucharistiefeier im Schützengraben:

„[...] Die Grundstimmung für alles kriegerische Handeln und Leiden ist: Ich erfülle als Soldat in Feindesland Gottes heiligsten Willen. Jetzt steigen die heiligsten Gefühle aus der Menschenseele, erhaben, stark und feierlich wie die Michaelsgestalt aus dem Stein des Völkerdenkmals. Schließt dann der *religiöse* Massenappell vor Gott und seinem Altare mit der Mahnung: Seid bereit! und der Frage: Bist du bereit?, dann beugen sich all die stolzen Männer in Kindesdemut vor dem ewigen Richter. [...] Christus will erscheinen in dem sturmgepeitschten Menschschifflein [= dem Schützengraben]. Dann wird es feierlich still in der dunklen Stille. Ein einsamer Verhau wird für Minuten zur Kapelle; leise klingt das *Ego te absolvo*, und leuchtend hebt sich die weiße Hostie als Lebensbrot im Todesschatten. So übt der Priester ‚das Diakonat der Todesbereitschaft‘ [...], während die Granaten ihre Bahnen ziehen; aber auf seinen Spuren wohnt der Friede. [...] Mit dem Silberklang des Glöckleins zur hl. Wandlung vereinigt sich aus der Ferne der Trompetenstoß des Todesengels im Donner der Kanonen. Ewigkeit und Zeit berühren sich nicht nur in der mysti-

schen Opferhandlung, sondern auch durch die harte Pionierarbeit der Geschosse, die den Weg zum Jenseits bahnen. Wer wird zum Sturm befohlen, wer muß zuerst die steile Höhe der Ewigkeit ersteigen? [...]“¹⁴¹

Erster Teil – Das theologische Ornament als Verbrechen

„Wie hieß das Göttliche, das der Mensch zum Wetzstein seiner Bosheit herabwürdigte?
[...] Ich mag in diesem Hause des Friedens und der Freude das Wort nicht aussprechen,
das wie ein böser Zauber den Vorhang vor einer blutigen Vergangenheit hinwegzieht;
ich mag das Wort nicht nennen, das in wenigen Sylben das Schrecklichste bezeichnet:
den Mord, den Mörder und den Gemordeten zugleich.“

Ludwig Börne¹

I – Die „delirierende Kriegsästhetik“ der Theologen – Krieg und die kirchliche Inszenierung des Kreuzfahrertums als Kunstwerk

Eine Art Einleitung: In dem ungewöhnlich heißen Sommer von 1914, in den Wochen kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, ereignete sich auf den Straßen der europäischen Hauptstädte ein an sich durchaus nicht ungewöhnliches² Pferde-Phänomen. Doch weil es mit der „Juli-Krise“ zeitlich zusammen fiel, hätte man ihm größere Beachtung schenken können, so vorausklärerisch das auch sein mochte. Es kam im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zuweilen vor, dass man ungewöhnlichen Zeichen eine gewisse Bedeutung zumaß und sogar die Zeitungen darüber berichten ließ.³ Aus solchen Zeichen schien für den einen oder den anderen etwas hervorzugehen. Das mochte daran liegen, dass sich mancher durch seine gymnasiale Schullektüre spontan an den „Punischen Krieg“ bei Titus Livius und die dort berichteten *prodigia* erinnerte; der Lateinlehrer hatte erklärt, dass vom ersten bis zum letzten Buch der „*Ab urbe condita*“ die *prodigia* ein konstitutives Merkmal der livianischen Geschichtsschreibung darstellten. Dort leiten die *Omina* jedesmal neue Handlungsabläufe und Kausalketten ein, um der göttlichen Absicht des Kulturauftrags an das Römische Reich Nachdruck zu verleihen.⁴ In Berlin, der Haupt- und Residenzstadt des Deutschen Reiches, wurden die Pferde plötzlich von einem seltsamen Taumel erfasst; sie stolpten, stürzten, zogen im „Dummkoller“ nach einer Seite und drehten sich wie im Delirium orientierungslos im Kreise; dadurch häuften sich die Unfälle; auch die Wagen drehten sich und strandeten auf der Bordschwelle.⁵ Der „Vorwärts“ vom 16. Juli 1914 meldete: „Auch die Zugtiere haben unter der Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen ungemein zu leiden. Groß ist die Zahl der Pferde „die auf der Straße vom Sonnenstich befallen wurden und die der Abdeckerei überwiesen werden mußten.“⁶ Man machte aus diesem Vorzeichen ein heiteres Kippbild, ein lustiges, immer noch in der gewohnten Ordnung bleibendes Ereignis, indem man den Pferden Strohhüte aufsetzte.⁷ Für Kurt Tucholsky jedoch ging in bemerkenswerter Weise aus dem im Straßenbild häufiger auftretenden Phänomen des Pferdekollers etwas hervor. Er begriff das Zeichen und richtete die Scheinwerfer von den Pferden weg auf die Menschen. Die Zeitungsnotiz des „Vorwärts“ wird er sich gemerkt haben, denn über das allgemeine Delirium Europas, das nur wenig später begann, schrieb er 1922: „Die Psychose-Welle der Jahre 1914 bis 1918 [brachte] die erschreckendsten Wirkungen auf die schreibenden Zeitgenossen hervor [...]“, eine „Verblendung [...]“, die sich am ehesten noch mit dem Seelenzustand durchgehender Pferde vergleichen“ ließ: „Sie tobten alle mit.“⁸ Schon der elsässische Pfarrer Karl Klein hatte Jahre nach dem Siebziger Krieg einen ähnlichen Vergleich gezogen, als er im Bezug auf die Kriegstreiber seiner Zeit von der unheilverkündenden „Hirnwut“ der Stiere sprach.⁹ Wer Charles Baudelaires „*Les Fleurs du Mal*“ gelesen hatte, erinnerte sich an das Wortspiel, mit dem Baudelaire das durchgängerische „*rosse apocalyptique*“ des Krieges als „*épileptique*“ geschildert hatte, dem „Dampf und Schaum aus den verkrampften Nüstern hervorsprühen.“¹⁰

* * * * *

1) „Die Tat ist gut, wenn du sie rot geblutet“ – Der Kriegsästhetizismus: ein europaweites Phänomen; historische Übersicht

a) Zu dem „Warum und Wozu?“ der Kriegsästhetisierung

Den Dreißigjährigen Krieg mit seinen Galgenbäumen kannte man vom Geschichtsunterricht her. Im Deutschunterricht hatte man vielleicht Ausschnitte aus Friedrich von Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, sicher aber seinen „Wallenstein“ durchgenommen¹¹; das kreatürliche Entsetzen hatte sich nicht allein durch Verse der Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager“ mitgeteilt –

„Es ist eine Zeit der Thränen und Noth,
Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er wie eine Ruthe
Drohend am Himmelsfenster aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus,
Die Arche der Kirche schwimmt in Blute“.¹²

Diese Mitteilung geschah ebenso durch viele andere in die Geschichts- und Deutschbücher eingegangene Texte wie etwa Johann Michael Moscheroschs (1601–1669) „Soldatenleben“, in einem Abschnitt aus „Philanders von Sittewald wunderbaren und wahrhaftigen Gesichten“ (1640).¹³ Man wird in den Deutschpräparationen der Vorkriegszeit schwerlich einen anderen Augenzeugenbericht zum 30-jährigen Krieg finden können, der noch drastischer als dieser in all' ihren Einzelheiten die ausgesuchtesten Torturen schildert, denen die Zivilbevölkerung ausgesetzt war. Schiller entschuldigte sich 1798 im Prolog zu „Wallensteins Lager“ dafür, dass er das Grauen des Dreißigjährigen Krieges in des „Reimes Spiel“ verbracht habe, und hatte angekündigt, im Drama selbst, die „Täuschung zu zerstören“ und den schönen Schein dem düsteren Bild der Wahrheit nicht betrüglich zu unterschieben:

„Ja danket ihr's [= der Muse], daß sie das düstre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt,
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“¹⁴

Die natürlichen Rezeptionsgrundlagen der Kriegverschmähung waren in den wilhelminischen Schulen also durchaus *auch* verstärkt und gefördert worden. Das Kaiserreich selbst stellte daher in seiner Totalität keineswegs eine ausschließlich kriegsverherrlichende, „assyrische“ Gesellschaftsform dar. Auch ohne besondere Gymnasialkenntnisse war sich jeder bewusst, dass eine aufrichtige, humane Ästhetik die Grauen des Krieges zu verwerfen habe und es nicht anginge, dem Krieg die höchste Weihestufe des gesellschaftlichen Lebens

zuzumessen. Dennoch hatte, je weiter man sich von den Schrecken des Siebziger Krieges entfernte, in Deutschland eine ennuierte, schleichende Kriegsästhetisierung um sich gegriffen, auch wenn die Balkankriege 1912–1913 bestialisch ausgetragen wurden. Es gab rührselige, patriotische Kriegsschnulzen, Militärlustspiele (wie das ab 1906 das beliebte und jahrelang aufgeführte „Husarenfieber“); „Sentimentalität und Platitüden machten seit jeher den Krieg zu etwas Vertrautem.“¹⁵ In der gehobeneren Gesellschaft veranstaltete man gerne auch militärgeschichtlich inspirierte *tableaux vivants*.¹⁶

Auch an der Kaiserin-Augusta-Stiftung in Potsdam, die die schon oben erwähnte Internatsschülerin Ellen Richter von 1913–1915 besuchte, waren – neben Lustspielen des Haustheaters¹⁷ – „lebende Bilder“ üblich. Das Tagebuch Ellen Richters enthält mehrere Photos dieser Tableaus, die im Mai und Oktober im Postkartenformat aufgenommen wurden. Für ein Schülerinnenstift passend und emanzipatorisch war die Darstellung einer Szene aus Alfred Tennysons „The Princess“ (1847).¹⁸ Hiervon schickte Ellen Richter am 24. Mai 1914 ihrem Vater ein Photo nach Neuwed mit den Worten „Erkennst du mich auf der Photographie?“¹⁹ Die Photos zum Thema „General Yorck“ (Tauroggen)²⁰ vom Oktober 1914 zeigen Schülerinnen in den Uniformen von Generälen, Majors, Leutnants, Unteroffizieren, Knappen und Soldaten; sie tragen angeklebte Schnurrbärte, Kokarden, Schleppsäbel und Standarten.²¹ Die Photos wurden vom „Kgl. Hofphot. Selle u. Kuntze, Berlin“ als Postkarten gedruckt.

Als dann aber 1914 die Wirklichkeit des Krieges in Erscheinung trat, als die ersten endlosen Gefallenenlisten an der Berliner Kriegsakademie aushingen, wo sich Hunderte schweigender Menschen auf den Granitplatten drängten (und mit ihren Schuhen den Stein abschabten, so dass weiße Flecken zurückblieben²²), als sich die Zeitungsspalten füllten mit

„Namen. Namen. Spalten auf Spalten.
Karg. Schmucklos. In schmerzlichen Reihn“²³ –,

als von der Front die ersten Schwerverwundetentransporte in den Lazaretten eintrafen, da mussten die Theologen, Philosophen und Künstler das Volk nicht nur zum Spiel kriegsreif, hasswütig und todeswillig predigen. Nachdem die aus Friedenszeiten gewohnte, bagatelisierende Kriegsästhetik der Kalendergeschichten verflogen war, galt es, den Krieg gegen die elementare Wucht der widerwilligen menschlich-natürlichen Ästhetik in Stellung zu bringen. Durch das Kriegserleben veranlasst meldete sich die Verabscheuung des Krieges immer vehementer zu Wort. Ein Soldat wie Kurt Petersen (1894–1915) schrieb schon am 25. Oktober 1914 von Dixmuiden aus:

„Ein Notschrei ist im Menschen, Gedanken mit Trotz und schließlichem Ingrim: Weg mit dem Krieg, der scheußlichsten Mißgeburt der Menschenlast! Menschen schlachten sich in Massen ab, ohne sich zu kennen, zu hassen, zu lieben. Fluch den wenigen, die, ohne in die Schrecknisse des Krieges hineinzumüssen, ihn heraufbeschwören! Vernichtung ihnen allen. Denn es sind Bestien, Raubtiere.“²⁴

Ernst Herold (1890–1916) aus dem Regimentsstab 203 vor Dixmuiden, trug ebenfalls im Oktober 1914 in sein Tagebuch ein:

„Wie schön, wie erhebend war die Begeisterung unter all den jungen Kameraden, und wie grausam sollte das Erwachen sein. [...] Und schon tönt von allen Seiten das Wimmern der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden.“²⁵

Dem galt es, zur Aufrechterhaltung der Kriegsbegeisterung und –willigkeit an der Front und unter der Heimatbevölkerung gegenzusteuern. In diesem Sinn verstand Walter Benjamin 1936, im Rückblick auf 1914–1918, den Krieg als Idealfall, als *kairos* des Ästhetizismus²⁶ und erkannte demgemäß in der Ästhetisierung des Weltkrieges auch den Kulminationspunkt des europaweiten Ästhetizismus des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.²⁷ Dies gilt es hier zunächst weiter auszuführen.

b) Vom schrecklichen Schönheitssinn bekannter und unbekannter Kriegsästheten

Die ästhetizistische, amoralische Kostümierung der Kriegsbarbarei, die bizarre, gegen den natürlichen *consensus gentium* der Kriegsverschmähung gerichtete Einrede, dass eben auch ein Krieg „schön“ und nützlich sein sein könne, hatte seit dem Altertum Tradition. Dag Tessore beginnt seine Zitatsammlung mit Versen aus den Makkabäerbüchern (etwa 1. Makk. 2, 26.50.62), mit geistlichen Reflexionen Augustins (*De civitate Dei*, I, 10), er nennt den Qurʾān (z. B. Sura 4, 76 f.95; 9, 38 f.41), zitiert Thomas a Kempis (I, 12) und endet mit einer Rede von Papst Johannes XXIII. (einem ehemaligen „Sergeanten und Militärgeistlichen“) an die italienischen Militärseelsorger vom 11. Juni 1959.²⁸ Um für die Antike noch dies nachzutragen: Bei Titus Livius (vgl. *Ab urbe condita* II, 37, 1 ff) – so interpretiert es Bertolt Brecht – verlaublichen die Patrizier: „Im Frieden schweift das niedere Volk aus.“ Bei Plutarch (*Vitae Parallelae*, Coriolanus, XII, 3) findet sich der berühmte Satz – wir zitieren ihn nach Shakespeare – „Mich freut's! So [d. h. im Kriege] werden wir am besten los / Den Kehrriech, der schon schimmelig wird“ („*I'm glad on't, then we shall ha' means to vent / our musty superfluity*“; Coriolanus, I, 1)²⁹. Bei Shakespeare (Coriolanus, IV, 5) gibt es noch eine zweite bemerkenswerte Stelle: dort tauschen sich zwei Diener über die Vorteile des Krieges aus:

„So [= im Krieg] kriegen wir doch wieder eine muntre Welt (*a stirring world again*). Der Friede ist zu nichts gut, als Eisen zu rosten, Schneider zu vermehren und Bänkelsänger zu schaffen. [...] Ich bin für den Krieg, sage ich, er übertrifft den Frieden, wie der Tag die Nacht; er ist lustig, wachsam, gesprächig, immer was Neues; Friede ist Stumpfsinn, Schlafsucht, dick, faul, taub, unempfindlich (*peace is a very apoplexy, lethargy, mulled, deaf, sleepy, insensible*) und bringt mehr Bastarde hervor, als der Krieg Menschen erwürgt (*a getter of more bastard children than war's a destroyer of men*). [...]“³⁰

Gerhard Ritter hat in seinem 1948 erschienenen Buch „Europa und die deutsche Frage“ neben zahllosen *deutschen* Aussagen zur „göttlichen Majestät des Krieges“³¹, mit denen wir uns in diesem Buch noch vorrangig beschäftigen werden, auch eine erschreckende Anzahl von französischen sowie englischen Philosophen und Intellektuellen aufgezählt, die den

Krieg ebenso ästhetisierten und als sittlichen Erzieher der Völker priesen. Ritter nennt zunächst den französischen Hegelianer Victor Cousin (1772–1867) und fährt dann fort:

„In Frankreich hatte schon Joseph de Maistre [1753–1821] den Krieg als ‚göttlich an sich‘ gefeiert, göttlich ‚durch die unbestimmbare Kraft, die über seinen Erfolg entscheidet‘, eine durchaus moralische, kulturschöpferische, nicht physische Kraft. Henri de Bonald [1778–1848] nannte ihn eine Erneuerung verfallender Völker. Der Sozialist P[ierre]-J[oseph] Proudhon [1809–1865] pries ihn (nicht lange vor 1870) als gerechten ‚Wahrspruch im Namen und kraft der Macht‘, ja als ‚göttliches Faktum‘ wegen seiner natürlichen Schöpferkraft, als ‚Disziplin der Menschheit‘, als Mittel der Regeneration, als ‚das tiefste, herrlichste Problem unseres sittlichen Lebens‘ (*La guerre est la paix*). Selbst der Liberale Ernest Renan [1823–1892] (ganz gewiß kein Chauvinist) hat ihn ‚eine der Bedingungen des Fortschritts‘ genannt, einen ‚Peitschenschlag, der ein Land am Einschlafen hindert‘, während eine neue Pax Romana alle Sittlichkeit und Intelligenz bedrohen würde. Wenn in England [Thomas] Carlyle [1795–1881] vom ‚Recht der Geschütze‘ sprach und vom göttlichen Recht der Eroberung, sein Biograph J[ames] A[nthony] Froude [1818–1894] vom natürlichen Recht des Schwächeren, besiegt und beherrscht zu werden, so könnte man das vielleicht als Nachwirkung deutscher Kriegsphilosophie betrachten. Aber auch der Dichter [Charles] Kingsley [1819–1875] rühmte den Krieg als sittlichen Erneuerer, ja er nannte Krieg, nicht Frieden, den normalen Zustand der Welt. John Ruskin [1819–1900] versicherte: ‚Alle reinen und edlen Künste des Friedens gründen sich auf den Krieg‘, und ganz ähnlich hat sich Sidney Low [1857–1932] noch 1898 geäußert.“³²

Sogar „die Vorstellung vom Krieg als Mittel der Auslese und des biologischen, aber auch des geistig-sittlichen Fortschritts“, so schreibt Gerhard Ritter weiter, taucht in der europäischen Literatur „in den verschiedensten Variationen auf: bei den Historikern J[ohn] A[dam] Cramb [1862–1913] (1900) und J. B. Crozier (1897–1901), dem Soziologen B[enjamin] Kidd (1858–1916) (1894), bei dem Eugeniker K[arl] Pearson [1857–1936] (1901), zeitweise sogar in dem vielgestaltigen Schrifttum von H[erbert] G[eorge] Wells [1866–1946] (*Anticipations* 1901) oder bei dem Zoologen P[eter] Ch[almers] Mitchell [1864–1945] (*Saturday Review* Februar 1896), der aber später davon abrückte, als ihm die biologische Kriegslehre bei deutschen Militaristen entgegentrat. Daß englische Militaristen wie Stewart L. Murray (1905) und Lord [Frederick Leigh] Roberts [1832–1914] oder französische (wie der Militärschriftsteller Versaix und manche andere) dieselbe Doktrin verfochten, ist nicht weiter verwunderlich.“³³

In seinem Buch „Homo Deus“ (2016) stellt dann ebenso Yuval Noah Harari ähnlich lautende Zitate aus dem Ersten Weltkrieg (auch Adolf Hitler als Zeitzeugen nennend) bis in die jüngste Zeit zum „evolutionären Humanismus“ zusammen: Durch Kriege würde die Menschheit „allmählich stärker und widerstandsfähiger werden, woraus schließlich irgendwann Übermenschen“ entstünden.³⁴ Diese quasi Endlosreihe der Zitate zur Kenntnis zu nehmen und aufmerksam zu lesen, gehört deswegen notwendigerweise zum europäischen Gesamtbild der Kriegseignisse hinzu, da hierdurch seit vielen Generationen auf Seiten aller Kriegsfrenten Rezeptionsgrundlagen geschaffen worden waren, auf deren Humus Kriegsideologien und -theologien ihre Giftblüten austrieben und gegenteilige Ansichten zum Krieg wie etwa Victor Hugos „*Discours pour Voltaire*“ (1878)³⁵ und Jean Pauls „*Kriegserklärung gegen den Krieg*“ (1809), überhaupt seine „Friedenspredigten“³⁶ oder

entsprechende Abschnitte aus dessen „*Levana*“, die von Franz Rzesnitzek noch 1909 für die Dürr’schen Schulausgaben bearbeitet und erläutert worden war³⁷, überwuchern konnten. Insbesondere Jean Paul hatte anhand zahlreicher historischer Beispiele den immer wieder fortgeschriebenen Gemeinplatz widerlegt, dass der Krieg die Menschheit bessern und ihren „Erkenntnißbaum [...] mit eingegrabnen Leichen [...] wohlfeiler düngen und treiben“ könne als der Friede.³⁸

Dennoch blieb dieser destruktive Ästhetizismus nach dem Motto „Die Tat ist gut, wenn du sie rot geblutet. Dann halte sie, die Fahne, über dich!“³⁹ – intellektuell hochrangig fundamentiert, so dass Pistorius in seinem Jugendbuch von 1905 „Das Volk steht auf!“ die Blüte der deutschen Jugend, die in den Freiheitskrieg gezogen war, als ein „von Kant und Schiller und Fichte erzogenes Geschlecht“ preisen konnte.⁴⁰ Die Dichter und Philosophen drückten auch hier die „Gräuel der Geschichte solange durch ihre Hirnwindungen, bis sie versöhnlich anzusehen“ waren.⁴¹ Hierbei – wir können die oben genannten Zitatkollationen mühelos ergänzen – erwiesen sich schon Immanuel Kant (1724–1804) und Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) als Magnetberge, die den Kompass des Besseren ablenkten. Kant pries in seiner „Kritik der ästhetischen Urteilskraft“ (1790) den Krieg als etwas „Erhabenes“ und sah „einen langen Frieden“ als Ursache für „niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit“ sowie Erniedrigung der „Denkungsart des Volkes“ an.⁴² Hegel rühmte in seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ (1821) den Krieg als „Idealität des Besonderen“, als „Wind, der die See vor der Fäulnis bewahrt“; er diskreditierte den Frieden „auf die Länge“ als „Versumpfen der Menschen“ und forderte, „einen Gegensatz [zu] kreieren und einen Feind [zu] erzeugen“.⁴³ Schiller wurde dagegen mit einer fast nur indifferenziert gebrauchten und nicht seine persönliche Meinung widerspiegelnden⁴⁴ Äußerung aus der „Braut von Messina“ (I, 7) als Eideshelfer bemüht; dort ließ er Manfred, einen der Ministerialen oder Gefolgsleute Don Caesars, also einen unfreien Mann, mit artigem Opportunismus erklären:

„Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen,
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.“⁴⁵

Peter Ernst von Lasaulx (1805–1861) behauptete in seinem „Neuen Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte“ von 1856 sogar, dass

„[...] der Krieg [...] etwas Göttliches [sei], ein Weltgesetz, schon in der ganzen Natur vorhanden; nicht umsonst hätten die Inder auch einen Zerstörungsgott, Siwa; der Krieger sei mit dem Enthusiasmus der Zerstörung erfüllt; die Kriege reinigten die Atmosphäre wie Gewitterstürme, stärkten die Nerven, erschütterten die Gemüter, stellten die heroischen

Tugenden her, auf welche ursprünglich die Staaten gegründet gewesen, gegenüber Entnervung, Falschheit und Feigheit.“⁴⁶

In den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ Jacob Burckhardts (1818–1897) findet man auch die mit der Kriegsästhetik verbundene Idee des „lebensunwerten Lebens“ schon für den Horror des Hitler’schen Reiches vorgezeichnet. Burckhardt sagte einem „langen Frieden“ nach, dass dieser

„[...] nicht nur Entnervung hervor[bringt], sondern [...] das Entstehen einer Menge jämmerlicher, angstvoller Notexistenzen zu[lässt], welche ohne ihn nicht entstanden und sich dann doch mit lautem Geschrei um ‚Recht‘ irgendwie an das Dasein klammern, den wahren Kräften den Platz vorwegnehmen und die Luft verdicken, im ganzen auch das Geblüt der Nation verunedeln. Der Krieg bringt wieder die wahren Kräfte zu Ehren. Jene Notexistenzen bringt er wenigstens vielleicht zum Schweigen. Sodann hat der Krieg, welcher so viel als Unterordnung alles Lebens und Besitzes unter *einen* momentanen Zweck ist, eine enorme sittliche Superiorität über den bloßen gewaltsamen Egoismus des einzelnen: er entwickelt die Kräfte im Dienst eines Allgemeinen, und zwar des höchsten Allgemeinen und innerhalb einer Disziplin, welche zugleich die höchste heroische Tugend sich entfalten lässt; ja er allein gewährt den Menschen den großartigen Anblick der allgemeinen Unterordnung unter ein Allgemeines. Und da ferner nur wirkliche Macht einen längeren Frieden und Sicherheit garantieren kann, der Krieg aber die wirkliche Macht konstatiert, so liegt im einem solchen Krieg der künftige Friede.“⁴⁷

Burckhardt schloss sich im Zitat anfangs offenbar einem Wort Heinrich Leos (1799–1878) von 1853 an, nach welchem der Krieg „frisch und fröhlich“ sei und „das skrufulöse Gesindel wegfege“.⁴⁸

Thomas Mann (1875–1955) reflektierte erst später, vor allem 1943–1947 im „Doktor Faustus“ über die 1914–1918 ans Licht getretene „Nachbarschaft von Ästhetizismus und Barbarei“ und verurteilte den umverstehenden „Ästhetizismus“ als „Wegbereiter“ des Barbarentums.⁴⁹ Gerade in dieser amoralischen, barbarischen Tatorientierung der Kriegsästhetik, die gegen jede natürliche Moral und Ethik auftrumpfte, fanden die zum Krieg hetzende Politik und die Atelier- und Kulturszene von 1914–1918 zueinander, um beim Adressaten eine radikale Einstellungsveränderung zum Krieg und Blutvergießen zu bewirken. Karl Kraus nannte Ende November 1914 die Kriegspolitiker und Kriegsästheten gerade aus diesem Grund „Halbbrüder.“⁵⁰

Auch der so gefeierte Literatur-Nobelpreisträger von 1912, Gerhart Hauptmann (1862–1946), ließ sich die Pickelhaube aufsetzen; auch er zwang die Muse Euterpe unter das Regime des Mars. 1914 feuerte Hauptmann „wie in urgermanischen Zeiten als Barde die vorrückenden Kämpfer mit Liedern und Runen zur Sterbebegeisterung“ an (so Stefan Zweig).⁵¹ Er zog gleichsam aus seinem alten Schulranzen einen gut gelernten Vers hervor und zitierte aus der – damals vom Griechisch-Unterricht her⁵² sattsam bekannten – Euno-mia-Elegie des Tyrtaios die Zeile: „Komm, wir wollen sterben gehen“⁵³, den Fundamentalvers des deutschen Schulbuch-Heroismus. Hauptmanns Gedicht ist datiert auf den Tag des 6. Dezember 1914, als der dritte seiner vier Söhne eingezogen wurde, obgleich dieser kurz zuvor Vater geworden war:

„Komm, wir wollen sterben gehn,
in das Feld, wo Rosse stampfen,
wo die Donnerbüchsen stehn,
und sich tote Fäuste krampfen.

Lebe wohl, mein junges Weib,
und du Säugling in der Wiegen!
Denn ich darf mit trägem Leib
Nicht daheim bei euch verliegen.

Diesen Leib, den halt ich hin
Flintenkugeln und Granaten:
eh ich nicht durchlöchert bin,
kann der Feldzug nicht geraten.

Komm, mein lieber Kamerad,
dass wir beide, gleich und Gleiche
heut in Reih und Glied Soldat
morgen liegen Leich an Leiche.

Bleibe still, mein Vaterland,
meinetwegen, meinerwegen,
wenn ins blutige Ackerland
wir uns blutend niederlegen.

Müssen wir zu frühe fort –
nun, gehab dich wohl und blühe!
Gute Nacht sei unser Wort:
gute Nacht, auf morgen frühe!“

[„Du willst sehr viele Leichen,
mein liebes Vaterland,
und läßt dir Eimer reichen,
voll Blut mit blutiger Hand.

Auch ich will gern mich geben,
wenn dir's zum Ruhm gedeiht;
trink aus mein bißchen Leben,
beiß zu, ich bin bereit.“]⁵⁴

1933 ließ sich Hauptmann von den Nationalsozialisten kaufen, so der Vorwurf Alfred Kerrs; er bezeichnete ihn als „ehrlos, ehrlos, ehrlos“.⁵⁵ 1937 allerdings veröffentlichte Hauptmann seinen antimilitaristischen Roman „Das Abenteuer meiner Jugend“; im Januar 1945 vollendete er, von den Gräueln des Zweiten Weltkriegs aufgewühlt, seine „Atriden-Tetralogie“⁵⁶ und bekannte noch in seinen letzten Lebenstagen, schon im „Festspiel“ von 1913 sein besseres Wissen gegen den Krieg verraten zu haben:

„Wie ich es hasse – das Kriegshandwerk, das Kriegsgeschreie. Schon im Festspiel von 1913 hatte ich die Worte geschrieben, die ich später freilich strich: Schwerter sind – entartete Pflüge, Soldaten – entartete Bauern. Wer hätte mich damals verstanden, versteht mich heute ...?“⁵⁷

Zu den konsequentesten Kriegsästhetizisten in Deutschland gehörte Ernst Jünger⁵⁸, der noch 1925 in „Feuer und Blut“⁵⁹, in der Überarbeitung seines Kriegstagebuchs von 1914, seinen Lesern von dem berserkerhaften Rausch aller im Krieg ausdenkbaren Kontraste und einer germanisch-blutsmäßigen Männerlüsternheit zum Krieg vorschwärmte; auch hier ist ausführlich zu zitieren:

„Und laßt das Bild der großen Schlacht aus dem Rausch aufschießen wie eine blutrote *Orchidee*, mit goldenen Feuerstreifen geflammt. Das ist ein Kunstwerk, wie es Männern Freude macht. Das müssen wir schon gestalten, das ist für unsere Künstler kein Stoff. [...] Wir wollen keine friedliche und konstruierte Welt, wir wollen die Welt mit ihrer vollen Summe von Möglichkeiten, mit ihrer ganzen Skala von Farben und Tönen, mit ihrer umfassenden Melodie und der reißenden Spannung ihrer Kontraste. Für uns ist sie, wie sie ist, gerade recht. Ach, und was gibt es für sonderbare, für reiche, schöne, kleine, große, bunte und fürchterliche Dinge auf dieser Welt! Und es ist nur eine Bewegung, die dahintersteckt, eine große Einheit in der Mannigfaltigkeit. [...] Und sicher leisten wir, indem wir uns hier töten, etwas Wichtigeres, als wenn wir zu einem großen Brei zusammenfließen würden. Wir schaffen an *einem* Werk, und unsere gemeinsame Werkstatt ist die Schlacht. Aus dem Widerspruch springt jede Wahrheit und jeder Wert, aus der geschliffenen Schärfe der Kontraste, und aus den Funken, die aus den Schwertern spritzen. [...] Da sind eisige Kraterfelder, Wüsten mit feurigen Palmeninseln, rollende Wände aus Feuer und Stahl und ausgestorbene Ebenen, über die rötliche Gewitter ziehen. Da schwärmen Rudel von stählernen Vögeln durch die Luft, und gepanzerte Maschinen fauchen über das Feld. Und alles, was es an Gefühlen gibt, vom gräßlichsten körperlichen Schmerz bis zum höchsten Jubel des Sieges, wird dort zu einer brausenden Einheit, zu einem blitzartigen Sinnbild des Lebens selbst zusammengeballt. Singen, Beten und Jubeln, Fluchen und Weinen – was wollen wir mehr? [...] Laßt uns nach dem Siege greifen mit lachendem Schlachtzorn, ins Meer des Ungewissen stoßen mit buntbemalten Schiffsschnäbeln wie die alten Wikinger, bei denen das Wort vom fröhlichen Kampfe noch galt. Den Drang ins Weite und Grenzenlose, wir tragen ihn als unser germanisches Erbteil im Blut.“⁶⁰

Aus dem frontfernen „Babylon“ des Kriegsästhetizismus, aus Wien⁶¹, meldete sich 1917 Paul Zifferer (1879–1929) im Kriegs-Almanach des Bielefelder Verlages Velhagen & Klasing mit einem Beitrag zum Kunstwerk des Flugzeugs, des U-Boots, des Telegraphenmastes, sowie des gehorsamen, laut- und klaglosen Sterbens für eine Idee zu Wort. In seinem Essay „Die Eleganz als Weltanschauung“ fokussierte er die kriegerische Kunst auf den 1917 gerade beschlossenen uneingeschränkten U-Boot-Krieg:

„Unserer Zeit blieb es vorbehalten, die Leichtigkeit des Fliegens zu erlernen, das Schweben zwischen Himmel und Erde. Unsere Zeit hat die kleinen zwerghaften Motoren gebaut, die stärker sind als die stärksten Riesen der Heldensage und doch zugleich so leicht, daß sie auf einem schlanken Aeroplan Platz haben. Unsere Zeit hat die U=Boote erfunden, die den Kampf mit jedem plumpen Panzerkreuzer aufnehmen. Unsere Zeit hat Millionen von

Menschen einem Willen unterstellt, der blitzschnell über die knisternden Drähte hinzuckt. Verwöhnte, zarte, umschmeichelte Menschen treten aus ihrem Beruf, aus ihrer Freiheit, wollen jetzt nur gehorchen; gehen hin und sterben für eine Idee – lautlos, ohne ein Wort der Klage. Das Ideal unserer Zeit ist doch die Eleganz. [...] Das Symbol dieses Krieges ist die Entgegensetzung des Großkampfschiffes und des Unterseebootes. Kein Zweifel: unser Kampf ist ebenso elegant, wie der des Hirten David, dessen Schleuder den prahlerischen, schreienden Riesen Goliath fällte.⁶²

Zifferer offenbarte mit diesem Kunstprinzip der „Eleganz“ auch den aller Kriegs-ästhetisierung innewohnenden Zynismus. Dieser bestand nicht nur in der Glorifizierung der Mühelosigkeit des Menschenschlachts mithilfe von Maschinen und Gasgeschossen, sondern ebenso in der Tatsache, dass die mechanischen Massentötungsmittel auf „elegante“ Weise auch das Problem gewissensbelastender Reflexion, Phantasie und Empathie aus der Welt schafften. Das ästhetizistische Prinzip „eleganter“ Massenvernichtungstechnik förderte durch die Aufhebung der Unmittelbarkeit, die den Kriegsgegner zum Phantom machte, Abstumpfungsprozesse und schob zugleich die persönliche Verantwortung des Einzelnen auf eine maschinelle Prozedur ab, „wo der Zufall zwischen Mensch und Maschine“ entschied, auf ein „Schlachtfeld des anonymen Todes“, einen „Kampfplatz ohne Kampf“, wo der technische Fortschritt den Täter verkappte.⁶³ Daraus gingen schließlich, so Kraus, jene „vergnügten Spießbürger“, „harmlosen Mordskerle“ und „gemütlichen Kanaillen“ hervor, die bei solcher „Eleganz“ nicht mehr recht zu unterscheiden wussten, ob es nur „Schweinsjagd“ oder wirklich „Menschenjagd“ war, die sie trieben.⁶⁴ Er zitierte einen Artilleristen:

„Wir Artilleristen haben es doch gerade in dieser Hinsicht besonders gut. Wir schießen doch meistens, ohne überhaupt zu sehen, wo es trifft und wen es trifft. Stimmt's? Na also, dann kann es Ihnen auch schnuppe sein. Und im übrigen: Wer nicht selber tötet, wird eben getötet. Na, möchten Sie das etwa lieber?“⁶⁵

Robert Musil bekannte 1915, dass ihm „die Gefechte, Toten usw., die sich vor den Stellungen abspielten, [...] bisher keinen Eindruck gemacht“ hätten; „man hat ein neutrales Gefühl wie beim Scheibenschießen.“⁶⁶ Noch nach dem Zweiten Weltkrieg gab es Vertreter des Militärs, die auf diesen doppelten Vorteil von maschineller Anonymisierung und Gewissensentlastung setzten. 1967 brachte Rolf Hochhuth (wie Karl Kraus statt einer Parodie) folgende Originalzitate „aus den philosophischen Erkenntnissen eines westdeutschen Schriftstellers“:

„Hinter der technischen Kriegsmaschine ließen sich die Täter nicht mehr fixieren. Zerissen war der Kausalnexus von Tat und Schuld. [Sie machten] den Menschen als einzelnen so unsichtbar wie unerheblich. [...] Das, was den Menschen zugefügt werden konnte, [war geeignet], die überkommenen moralischen und theologischen Kategorien von Schuld und Sühne, die noch immer geglaubte Autonomie des Individuums endgültig auszuhöhlen. [...] Begriffe von Schuld und Unschuld klingen wie Anstandsregeln aus der Kinderstube – Literatur [...] müßte sich schämen, das noch zu reproduzieren.“⁶⁷

In Italien trat im Ersten Weltkrieg ein pseudo-theologischer, amoralischer Kriegsästhetizismus hauptsächlich durch Gabriele d'Annunzio (1863–1938) in Erscheinung.⁶⁸ In der Morgenfrühe des 25. Mai 1915, zwei Tage nach Pfingsten, zu dessen Datum Italien Österreich den Krieg erklärt hatte, trat D'Annunzio feierlich in seinen privaten Kreis und hielt – im Anklang an die gottesdienstliche Versammlung „in aurora“ des heiligen Karfreitags (*Feria VI in Parasceve*⁶⁹) – eine Passionsansprache. In ihr rühmte er – dem Kirchenjahr zuwiderlaufend – nicht das Sprudeln des Heiligen Geistes, sondern die Ungeheuerlichkeit des Blutriesels und Ausblutens einer ganzen Nation⁷⁰ als erhabenes Mysterium der zehnten⁷¹, nicht mehr zu den neun klassischen gehörenden Muse „Energeia“ und verkuppelte so „die Musen mit Mars“⁷²:

„O Freunde, dieser Krieg, der ein zerstörerisches und abscheuliches Werk scheint, ist die fruchtbarste Schöpfung der Schönheit und der Tugend. [...] [D]ie zehnte Muse, welche den Namen *Energeia* trägt [...], liebt nicht maßvolle Worte, sondern Blut im Überfluß. Ihre Maße sind andere, anders auch ihre Maßstäbe. Sie nimmt die Kräfte, die Nerven, die Opfer, die Schlachten, die Wunden, die Qualen, die Leichen zur Kenntnis; sie notiert die Schreie, die Gesten, die Sinnsprüche der heroischen Todeskämpfe. Sie berechnet das niedergehauene Fleisch, die Summe der der Erde dargebrachten Nahrung, damit sie diese verdaut habend in ideale Substanz verwandle, ewigen Geist daraus forme. Sie nimmt den horizontalen Körper des Mannes als alleiniges Maß eines riesigen Schicksals. O Freunde, das ist nicht die frostige Kälte der Frühe, sondern ein tiefes Erschauern. Wir sind alle bleich. Das Blut beginnt aus dem Körper des Vaterlandes zu sprudeln. Spürt ihr es nicht? Das Blutbad beginnt, die Zerstörung beginnt. [...] Das ganze Volk, das gestern auf den Straßen und Plätzen lärmte, welches mit lauter Stimme den Krieg verlangte, ist voller Venen, ist voller Blut, und dieses Blut beginnt zu rinnen, dieses Blut dampft zu Füßen einer unsichtbaren Größe, einer Größe, die größer ist als dieses ganze Volk. Ein erhabenes Mysterium, dem nichts im Universum gleicht. Hiervor erzittern wir, hiervor erleben wir.“⁷³

Nicht weniger brutal äußerte sich in Italien in den 30er Jahren der frühfaschistisch-nekrophile⁷⁴ Kriegsästhetizismus. Derartige Todesverliebtheit des Kriegsästhetizismus hatte sich auch in Preußen schon früher gezeigt – äußerlich etwa bei der Lützowschen Freischar, die eine von Kopf bis Fuß schwarze Uniformkleidung trug sowie eine mit dem Totenschädel geschmückte Stirnbedeckung.⁷⁵ Wenige Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg, 1935, veröffentlichte der italienische Futurist Filippo Tommaso Marinetti (1876–1944) sein Manifest „*estetica futurista della guerra* [coloniale d'Etiopia].“ Die Thesen Nr. 2–5 und 7 sind ein Niederschlag des mit höchster Bestialität geführten Kolonialkrieges, an dem Marinetti selbst als Kriegsfreiwilliger teilnahm. Es war gleichwohl weniger das Kriegserlebnis selbst als vielmehr der schon zuvor eingenommene Standpunkt lebensfeindlicher Ästhetik⁷⁶, dem Marinetti folgte, als er im Novemberheft 1935 des Turiner Kunstmagazins „*Stile futurista*“⁷⁷ die „Schönheit“ des Krieges anhand einer Vordergrundsoptik rühmte, die man eher der unreflektierten Malweise eines Imbezilen zuordnen würde:

„Der Krieg ist schön, weil er dank der Gasmasken [*masche antigas*]⁷⁸, der schreckenerregenden Megaphone, der Flammenwerfer und der kleinen Tanks die Herrschaft des Menschen über die unterjochte Maschine begründet. Der Krieg ist schön, weil er die erträumte Metalli-

sierung des menschlichen Körpers inauguriert. Der Krieg ist schön, weil er eine blühende Wiese um die feurigen Orchideen der Mitrailleusen bereichert. Der Krieg ist schön, weil er das Gewehrfeuer, die Kanonaden, die Feuerpausen, die Parfums und Verwesungsgerüche zu einer Symphonie vereinigt. Der Krieg ist schön, weil er neue Architekturen, wie die der großen Tanks, der geometrischen Fliegergeschwader, der Rauchspiralen aus brennenden Dörfern und vieles andere schafft.“⁷⁹

Wie sehr indes den „Feldgrauen“ an der Front die giftigen, lebensfeindlichen Farben und die Gerüche verbrannter und verwesender Leichen anekelten, werden wir anhand von Feldpostbriefen und Erinnerungsliteratur weiter unten, in einem späteren Kapitel behandeln (Kap. XIV, 1, d-f und XIV, 2). Realitätsnahe Erfahrungsberichte wie Paul Zechs (1881–1946) „Das Grab der Welt“ (1919) und Edlef Köppens (1893–1939) „Heeresbericht“ (1930), in denen das motorisierte Zerhacken von Menschen, das Umherwirbeln ihrer verstümmelten Leiber in den Erdtürmen von Granateneinschlägen literarisch beschrieben wurde⁸⁰, entstanden nicht erst nach 1914–1918. Pierre Loti (1850–1923) schilderte am 4. Dezember 1915 in *L'Illustration* die furchtbaren Auswirkungen des „Parfüm-Krieges“ an der *gêhenne du front*: die vom Gas schwer Vergifteten, die mit „aufgeblähter Brust, mit geschwollenen Armen und Gesichtern wie aufgeblasene Kautschuk-Puppen aussahen (*qui ressemblent à des bonshommes en baudruche souflée*).“⁸¹ Ähnlich Wilfred Owen (1893–1918), der in seinem Gedicht „Dulce et decorum est“ den qualvoll-„schaumigen“ Erstickungstod („*froth-corrupted lungs*“) beschrieb.⁸² Wenn wie bei Jünger und Marinetti Artillerie-Einschläge „Orchideen“ genannt werden (man erinnert sich an Körners „schönen Liebesgarten“⁸³), heißt es bei Köppen: „klaffende Geschwüre“, „ekelhaft zerfressene Wunden“; „die Ränder dieser Wunden sind gelblich und haben brandige Risse“.⁸⁴ Das „gewaltige Feuerwerk“ aus „aufschlagenden Flammen“, „weißen Leuchtkugeln“, hochschießenden roten Strahlen, die sich in „leuchtende Bälle“ verwandeln, wird bisweilen zwar auch „schön“ genannt, „aber es dürfte nur nicht Krieg sein.“⁸⁵ Karl Kraus brachte im Februar 1915 in einem seiner Vorträge zur Nichtästhetisierbarkeit des Krieges die folgende Schilderung von der Front⁸⁶:

„Um 6 Uhr traten wir an, schweigsam, keiner sagte ein Wort. Die sich näherstehenden Kameraden reichten sich noch einmal die Hand. – – – [Einer] sprang vor, kam aber gleich wieder zurückgekröchen; – – das ganze Kinn, der Mund, alles weggerissen; beim Verbinden fiel die halbe Zunge zum Munde heraus, er hatte auch den Arm zerschossen. Dann ging alles vor, da setzten feindliche Maschinengewehre ein, es war furchtbar. Die Kameraden fielen rechts und links, der Leutnant schrie: ‚Ich bin fertig!‘ Er hatte Arm und Bein zerschossen. – – Ich sah Tote, denen der ganze Kopf zerschmettert war. Die Wut war furchtbar, die Ruhe aber eisern, das Gewehr lag in der Hand wie ein Schraubstock. – – – Neben mir lagen Pferde und Menschen über- und untereinander. – – – Dann kam Morast. – – Meine Gruppe war nur noch zwei Mann stark – – – besonders der Schützengraben war bis oben ’ran voll. Dann sammelte sich die Kompanie. Es fehlten der Hauptmann, die Leutnants und einundvierzig Mann. – – – Der Oberst begrüßte uns mit dem Rufe: ‚Guten Morgen, erstes Bataillon!‘ Dann wollte er reden, aber wir hörten nur ein Stammeln, er weinte! Da sprach der General. Er sagte, wir hätten einen achtmal so starken Feind fast vernichtet und das Bataillon wäre für alle Zeit berühmt. Dann gab er uns ein Hurra! Da stand ein ganzes Regiment und

weinte. – – – Dann traten wir weg und bekamen Essen, aber es schmeckte keinem. Um ½ 4 Uhr begruben wir die Toten und um 7 Uhr ging es wieder in den Schützengraben, wo wir heute noch sitzen. – – Das war am 20. Oktober [1914] Inzwischen hat auch den Schreiber dieses Briefes das tödliche Blei getroffen.“⁸⁷

In seinen *Mémoires* berichtete der französische Botschafter Maurice Paléologue (1859–1944), dass er am Nachmittag des 27. Oktobers 1916, einem Freitag, in St. Petersburg die russische Großfürstin Marie-Pavlovna (1890–1958) bei einer von ihr inaugurierten Ausstellungseröffnung für Gesichtsprothesen (*une exposition d'appareils prothétiques pour les mutilés de la face*) begleitet habe. Auf dieser *Vernissage* des Schreckens waren als höchste europäische Kulturschande die zerfetzten Gesichter Kriegsverwundeter zu sehen.⁸⁸ Paléologue verglich in seinen Tagebucheintrag die Monstrosität der „zerfleischten (*déchiquetés*), zerstückelten (*arrachés*), erblindeten (*aveuglés*), zermalmt (*fracassés*), knochenlosen (*désossés*) Gesichter mit den „grässlichen Radierungen“ (*les terribles eaux-fortes*) Francisco de Goyas, die in Europa eine bis dato gültige ästhetische Grenzlinie markiert hatten, und konstatierte, dass die Photographien, Gipsmasken und Wachsmodelle der Ausstellung die Schreckbilder Goyas in dessen „Los Desastres de la Guerra“⁸⁹ – „in denen dieser sich gefiel“ (*ou il s'est complu*), Scheußlichkeiten zu konterfeien – an Ungeheuerlichkeit noch weit übertrafen. Jeden Augenblick stieß die Großfürstin einen Seufzer des Mitleids aus oder führte die Hand an die Augen“ (*A tout instant, la grande-duchesse exhale un soupir de pitié ou porte la main devant ses yeux*).⁹⁰ Trotzdem wehrten sich beide, gegen die Kriegsästhetisierung dem Aufruf des gewussten ethisch Besseren zu folgen. Sie begaben sich in einen nahen, für die Grand-Duchesse reservierten Salon und erörterten besorgt den sich abzeichnenden Misserfolg der Broussilow-Offensive.

Drastisch kommt der Abscheu vor der thanatomanen „Schönheit des Sterbens in Marmor gehauen“ dann auch 1943 bei Erich Weinert (1890–1953) zum Ausdruck:

„O Schönheit des Sterbens, in Marmor gehauen!
Nein, hier ist nichts als das kalte Grauen,
Aus Blutsümpfen ausgespienes Entsetzen,
Zerrissene Leiber, Gedärme in Fetzen,
Um schlenkernde Sehnen klunkernde Knochen,
Zerrenkte Glieder, zersplissen, zerbrochen.
In endlosen Karawanen.
Die Toten kommen, zu mahnen.“⁹¹

Ingeborg Bachmann (1926–1973) nannte 1959/1960 in einer ihrer Frankfurter Vorlesungen, die Kriegsschuldfrage der Kunst erörternd, den Kriegsästhetizismus eine „sich der Barbarei anbietende“, „delirierende Ästhetik“. Sie zitierte das in der zweiten Strophe auf Marinettis Manifest von 1935 antwortende Liebesgedicht „Bräutigam Froschkönig“ von Marie Luise Kaschnitz (1901–1974), um die Unvereinbarkeit des Kriegsästhetizismus mit der Liebe zum Leben zu demonstrieren⁹²:

„Wie häßlich ist
Dein Bräutigam
Jungfrau Leben

Eine Rüsselmaske sein Antlitz
Eine Patronentasche sein Gürtel
Ein Flammenwerfer
Seine Hand. [...]“⁹³

Angesichts der delirierenden Kriegsästhetisierung des Nicht-Ästhetisierbaren fühlt man sich an Zeilen aus Goethes „West-östlichem Diwan“ (I, 2) erinnert:

„Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düsterer Wahnsinn schaffte,
Für das Allerhöchste gelten.“⁹⁴

c) Vom nicht minder schrecklichen Schönheitssinn der Kriegstheologen

An erster Stelle derer, die 1914 von der „Tobsucht“ der Kriegsbegeisterung ergriffen wurden, nannte Tucholsky die Theologen.⁹⁵ Er bezeichnete die allgemeine Hirnwut zwar nicht ausdrücklich als „Kriegsästhetizismus“, aber er kann kaum etwas anderes gemeint haben. Auch bei Pfarrer Franz Koehler, dessen Text „Schwertsegen des deutschen Geistes“ wir weiter unten analysieren, stoßen wir 1915 auf eben denselben Kriegsästhetizismus, der die bloß vordergründige Bilderschönheit des Krieges⁹⁶, sogar ins Überirdische transponiert: „Es ist etwas Hinreißendes um solch stürmende Truppen, es liegt Göttliches in den Stürmenden, in diesen Männern, die Altes stürzend Neues schaffen, die ihr Leben hineinschmelzen in die Glut neuen Werdens.“⁹⁷ Das stürmende Sterben an der Front „unter den Glocken der Geschoßbahnen“ verbindet Koehler dann mit der ästhetizistischen Kritik an den schon zu lange erschlafenen, zur unmännlichen „Weinerlichkeit“ neigenden, degenerierten Friedensverhältnissen: „Unser Christentum ist weithin weichlich und wehleidig geworden. Ein schwächliches Geschlecht. Da setzte der Krieg ein. Eisen goß er uns ins Blut. Zu Stahl straffte er unsere Nerven“.⁹⁸ Ähnlichen Passagen begegnete man dann auch in Feldpostbriefen:

„Der Sturm war wirklich schrecklich-schön, das Schönste, aber auch das Schlimmste, was ich erlebt habe. Unsere Artillerie schoß wunderbar, und nach zwei Stunden (die Franzosen brauchen siebzig) war die Stellung sturmreif für deutsche Infanterie. Der Sturm kam – wie eben nur deutsche Infanterie stürmen kann. Herrlich, wie unsere Leute, namentlich die jüngsten, vorgingen, herrlich! Die Offiziere anderer Regimenter, die zusahen, gestanden uns, sie hätten noch nie dergleichen gesehen. [...] Wir alle möchten so gern noch ein paar Monate erleben, bis es endlich hier zum endgültigen Sieg vorgeht. – Der Sturm war herrlich!“⁹⁹

Ebenso fand der von Marinetti im „Manifesto del Futurismo“ schon 1909 belobigte eugenisch-„hygienische“ Aspekt des Krieges („Wir wollen den Krieg verherrlichen – diese einzige Hygiene der Welt“¹⁰⁰) bei einem Pfarrer wie Franz Koehler Berücksichtigung:

„Die einen [Kriegsprediger] reden von einer Operation auf Leben und Tod, die an dem totkranken Körper der Menschheit durch den Krieg vorgenommen werden mußte; andere sprechen von ihm als von einem luftreinigenden Sturmgewitter, das in die schwüle Atmosphäre, wie sie vor dem Kriege über der Menschheit lagerte, in sie hineinfahren mußte, um die Miasmen der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit hinwegzufegen.“¹⁰¹

Auf Kriegserlebnisse von 1914 zurückkommend räumte 1921 auch der Theologe Siegfried Wegeleben (1898–1980) dem „ästhetischen Gehalt“, dem „künstlerisch außerordentlich wirksamen Motiv“ des noch unreflektierten „Felderlebnisses“ den ersten Rang ein vor jeder religiösen und ethischen Abscheu, so als ob die unmittelbare, ungefilterte Wahrnehmung des „Ungeheuerlichen“, des rauchenden Schlachtfeldes zur Empfindung des Ästhetischen führe. Wegeleben schilderte wie Ernst Jünger aus seiner Erinnerung heraus ganz gleichartige Szenarien des „Menschenmordens“ und Massensterbens in „braungelber Qualmwand“, in „roten Blitzen“, unter „bunten Leuchtkugeln [der] Hilferufe“, „weißen Bauschwölkchen“ und „grollenden Grundakkorden“. Auch er pries die „furchtbare Harmonie des Fern- und Nahkampfes“, den „durchdringenden Geruch explodierter Gas-munitionsstapel“, die „Antwortgrüße der Fernbatterien“, das „meilenweite Mündungsfeuer“, das „sechs Pferde und eine Protze“ in ein „Knäuel“ verwandle, als überwältigendes Kunsterlebnis. Er rühmte alles dies als „große Melodie zwischen Zeit und Ewigkeit“; er sprach „in tiefer Ehrfurcht“ von der „kosmischen Schönheit des [Schlacht]feldes“, von „alle[r] Schönheit dieser Erde“, der „Kategorie des Erhabenen“, dem „Strahlenglanz dieser Welt“, vom „Meisterwerk aus der Hand des allmächtigen Gottes“ und bekannte sich zum „Genießen“, zum „Rausch“ und „Narkotikum“ des Krieges, zum „Zauber der Paradoxien“.¹⁰²

* * * * *

„*Der Krieg ist schön*“ – diese lebenswidrige, nicht erst durch das Manifest Marinettis von 1935, sondern schon Jahrzehnte früher im Zeitstrom des Ästhetizismus durch die Kunst- und Kulturszene refrain- und reflexartig einherstolzierende Sentenz war 1914 nicht neu. Man liest entsprechende Partien der Kriegsverkunstung schon in Felix Dahns (1834–1912) „Erinnerungen“ an Sedan:

„Die Geschichtsschreibung und die Kunst werden die Tage von Sedan stets als das historisch und ästhetisch betrachtet reinste, rundeste, in sich abgeschlossenste Stück des großen deutschen Krieges auffassen und verherrlichen [...] –: die Tage von Sedan haben den Vorzug höchster *ästhetischer* Vollendung: es war ein *Kunstwerk* des Krieges, eine makellos bis zum Abschluß durchgeführte Tragödie der Weltgeschichte im höchsten Stil, was sich da vor unseren staunenden Augen vollzog[,] und ich Glücklicher durfte dieses Kunstwerk deutscher Feldherrschaft mit anschauen. [...] So wogte die Erfüllung meiner Träume von Schlacht und Heldenschaft rings um mich! Und in welcher Vollendung! Auf dem Boden des Erbfeinds, in sieghafter Abwehr freveln Angriffs. [...] Ich legte meine Hand auf die Lafette des feuernenden Rohres. [...] Die Sonne brach noch einmal, wie heiligend und Weihend, aus den Abendwolken: es war so feierlich wie der Ausklang der Beethovenschen Heldensymphonie.“¹⁰³

Die Sentenz „Der Krieg ist schön“ überhöhten die deutschen Kriegstheologen 1914–1918 nun in der ganz speziellen Weise ihres Kanzelpathos'. Die Sprache war ihr schärfstes Schwert. Sie nannten nicht nur das optisch-äußere Erscheinungsbild der stürmenden Kriegsführung einfach „schön“, sondern erklärten die Grauen des Krieges auch inhaltlich, *theologisch* als „schön“; sie metaphysierten die Kriegsschrecken, die Flickenteppiche der Leichen zum Ausdruck der „letzten“, der göttlichen Vernunft“. ¹⁰⁴ Das teuflisch Böse pressten sie in den Rahmen des göttlich Guten. Walter Flex schrieb es schon 1914 den Kriegstheologen in seltener Deutlichkeit nach: „Und ich fühle, Gott will es, daß es so ist. Der Krieg ist eine der heiligsten und größten Offenbarungen, mit denen er Licht in unser Leben schüttet.“ ¹⁰⁵ Die Theologen ästhetisierten den Krieg, indem sie diesen auch noch „über die Leiche des letzten Mannes hinweg“ ¹⁰⁶ („Jeder Säbelhieb, jede Granate, jeder Flintenschuß [...] ist nun von Gott uns gesegnet“ ¹⁰⁷) als „sinnvoll“, „heilsnotwendig“, als „gottgewollt“, als in der Schöpfung und Geschichte als „teleologisch“ angelegt und mithin als „welterlösend“ priesen. Solch' „delirierende Ästhetik“ – so der gegen Marinetti gerichtete Vorwurf Ingeborg Bachmanns – trifft auf die Kriegstheologie von 1914–1918 in besonderer Weise zu. Vielleicht hat am deutlichsten der Kesselschmied Heinrich Lersch aus diesem Theologen-Delirium des Ästhetizismus die dichterischen Konsequenzen gezogen. Er beschreibt die Kriegsschrecken nicht nur als „Spiel“, als „Gewitter“ Gottes, als „Genuß“, sondern dichtet auch den Vers: „Gott, dich lobt nun sein [d.h. des Soldaten] Tod, das Grauen, die Not und der Schmerz“ ¹⁰⁸, so als hätte er nie „am nebelgrauen Wintermorgen Verwundete mit blutdurchtränkten Verbänden aus einem Wäldchen [...] hinken sehen“, nie einen „Zerschossenen, dem die Eingeweide herausgingen, [...] brüllen hören: ‚Schießt mich tot, schießt mich tot!‘“ Tucholsky: „Wer das gesehen und gehört hat, der weiß, wie süß es ist, [für das Vaterland zu sterben].“ ¹⁰⁹

Julius Bab (1880–1955) bescheinigte als „Konjunkturgermanist“ ¹¹⁰ dem schon oben zitierten Vokabular des Gedichtes „Hört ihr“ von Heinrich Lersch ausdrücklich „altchristliches Gedankengut“, den „altchristliche[n] Gedanke[n] von der erlösenden Kraft des Leides“. ¹¹¹ Den Gipfel der theologischen Kriegsästhetisierung erreichte Lersch in seinem Gedicht „Hört ihr“, in welchem Gott die deutschen Soldaten zu seinen „Henkersknechten“ beruft: Was sie verrichten – dass sie „scharfrichter“ und „hencker“ im Auftrag Gottes seien, ist Luthers Schriften zu den Türkenkriegen entlehnt ¹¹² – sind „gottesdienstliche Handlungen“. Für Lersch sind ihre abgefeuerten Patronen in Wahrheit gebetete „Vater-Unser“, ihre Bajonette „aufgepflanzte Kreuze“, ihre Schrapnelle „Weihwasser“, ihre Kugeln „jäh zerknallende Perlen“ des Rosenkranzes. Die abwegige Metaphorik dieser Ästhetisierung erwuchs zwar auch aus der Soldatensprache, in der die für den Feind bestimmten Kugeln und Schrapnelle als „Liebesperlen“, „Zuckerhütchen“, oder Handgranaten als „Nürnberger Lebkuchen“ oder „Enteneier“ u. a. bezeichnet wurden. ¹¹³ Aber nun verstieg sich die Dichtersprache auch ins Sakramentale der Welterlösung durch Krieg. Das Gedicht endet mit einem Oxymoron, das den furchtbaren Widersinn des von deutschen Kriegstheologen propagierten Ästhetizismus' enthüllt: „Und wir kreuzigen die Liebe, / daß sie euch erlösen soll.“ Das Liebesfeuer entbrannte als Gewehrfeuer. Um Lersch gerecht zu werden, ist hinzuzufügen, dass dieser sich später wegen solcher Teufelsbuhlschaft selbst als „Morddulder“ und „Judas“ anklagte ¹¹⁴, wissend, dass er sich vor Ausbruch des Weltkriegs noch darüber klar gewesen war, auf welchen „Schleichwegen zum Chaos“ ¹¹⁵ sich die gerade die theologische Verheiligung des Krieges befand:

„Wenn Gott die Welt regiert,
 Wenn Priester und Könige, Dichter und Gelehrte mit Segen,
 Liedern und Weisheit die Greuel verklären,
 Ich rei ihn hinab, den verlogenen Heiligenschein.
 Und sagt der Mensch zu aller Bosheit: Ja, um seine Reichtümer
 in diesem Jammer zu vermehren,
 So schreit meine Seele: Nein!
 Wenn *Gott* dich segnet, Welt, so sei von *mir* verflucht!“¹¹⁶

2) Ein einleitendes Beispiel zur gottesdienstlichen Inszenierung
 des Kriegsästhetizismus -- Der „Schwertsegen des deutschen Geistes“
 von Pfarrer Dr. theol. Franz Koehler – „Rüste dich und rase und richte!“

a) Der Text des „Schwertsegens“

„Hei, wie saust es aus der Scheide! Wie es funkelt im Maienmorgensonnenschein! Das gute
 deutsche Schwert! ...“,

beginnt Franz Koehler 1915 seinen „Des deutschen Geistes Schwertsegen“¹¹⁷:

„... nie entweiht, siegbewährt, segensmächtig. Gott hatte dich uns in die Hand gedrückt;
 wir hatten dich umfassen wie eine Braut. Nun ruhest du in unserer nervigen Faust, nun
 klammert sich an dich unsere höchste Kraft. Zum Zerstören bist du geschaffen, zum Weh-
 ren geweiht; nun adeln wir dich zu unserer Freiheit Herold. Deine blitzenden Hiebe sind
 uns der Rhythmus unseres Lebens geworden. Dein Stahl ist unsere geronnene Kraft, deine
 Gewalt ist unsere Macht.

Denn du bist die letzte Vernunft. Du lieber Schläger bist uns ein Träger des Geistes. Du bist
 nicht bloß der Könige *ultima ratio*; auch wir Priester des Geistes haben teil an dir und du
 an uns. Und der Pfingstgeist soll unser Schwertsegen sein. Bist du uns doch wie er ein von
 oben uns Gegebenes; so soll auch deine Gewalt sich auswirken in den Taten unserer Kraft.
 Schon haben wir gespürt, wie stark wir wurden durch dich und wie fest und wie frei. Du bist
 ein Verklärer unseres Wesens, wie das Wort und der Geist. Deine Blitze sind Feuerfunken,
 die von Leben zeugen und Licht. Du führst die Sprache der zerteilten Zungen. Denn jeder
 versteht dich, weil du den Eingang in alle findest. Komm, Schwert, du bist mir die Offen-
 barung des Geistes. Denn du bringst alles zum Austrag. Du scheidest das Falschverbundene,
 du deckst die verborgenen Tiefen auf. Vor deinem Leuchten flieht die Lüge. Darum mutest
 du auch gehen durch den Mund Christi. Nicht Frieden konnte er bringen eher, als bis er
 das Schwert gebracht. So soll sein Geist in uns zerstören, was nicht sein ist. Denn so spricht
 er, der das scharfe, das zweischneidige Schwert hat: ich weiß, wo du wohnst, und wo sich
 verbergen deine heimlichsten Gedanken. Nicht eher kann mein Geist sich regen in dir, als
 bis du durch das Schwert meines Geistes deine verborgensten Tiefen hast aufdecken lassen
 vor mir, und bis das in dir sichtende zum richtenden ward. Halte diesem Schlage stille, und
 du erhältst den Ritterschlag des Geistes! Das soll dein Schwertsegen sein, du durch mich
 geheiligte deutsche Jugend!

Und nun komm, mein durch mich Gesegneter! Ich habe noch Großes vor durch dich. Geschieden von der Sünde, soll nun nichts dich scheiden können von meiner Liebe, auch das Schwert nicht oder Verfolgung oder Blöße. Nun komm, mein Sieger! Ich gebe dir den weißen Stein und den neuen Namen, den keiner kennt, denn der ihn empfängt. Ich habe dich gezeichnet mit dem Kreuz an deiner Siegerstirn. Keiner soll dich töten dürfen. Aber du sollst Beute die Fülle haben. Und sollst sie alle umbringen dürfen als meine Erschlagenen. Rüste dich und rase und richte. Sie umgeben dich allenthalben; aber im Namen des Herrn darfst du sie zerhauen. Bis der Geist rauscht durch die Totengebeine und sie wieder zusammenkommen durch den Odem meines Mundes, und aus geöffneten Gräbern steigt ein heilig unsterblich, unsträflich Geschlecht.“¹¹⁸

b) Der historische Anlass und die ästhetizistischen Hintergründe des Koehler'schen Schwertsegens

Franz Siegfried Robert Koehler (1868–1937), ein in Berlin geborener preußischer Offizierssohn¹¹⁹, von dem dieser Text stammt, war ein in der Theologie promovierter Pfarrer, der in Berlin, als er diesen Text 1915 veröffentlichte, bereits zwanzig Jahre an der St. Elisabeth-Kirche (Invalidenstraße, Berlin Mitte) amtiert hatte. Mit seinem „Schwertsegen des deutschen Geistes“, der – wie bestimmte Termini, sowie Stil- und Formelemente erkennen lassen – als Initiationsrede zum Empfang eines Ritterschlags für den Kreuzzug¹²⁰ Deutschlands gegen die Feinde des Christentums gestaltet ist, will Koehler die „geheiligte deutsche Jugend“ für den Krieg mit den Mitteln des Ästhetizismus begeistern.

Anhaltspunkte zur genaueren Datierung des „Schwertsegens“ ergeben sich aus der Erwähnung des „*Maïenmorgensonnenscheins*“ (auch wenn hier zugleich eine Anspielung auf Friedrich Rückerts (1788–1866) „Geharnischtem Sonett“ Nr. 9 von 1814 vorliegen könnte¹²¹) und aus den Hinweisen auf das Pfingstwunder (Apg. 2, 2 ff.). Der Wortlaut des Koehler'schen „Schwertsegens“ stand offenbar im Zusammenhang mit dem Kriegseintritt Italiens auf die Seite der Entente am Pfingstsonntag, dem 23. Mai 1915.¹²² Dazu passt, dass die Koehler'sche Rede in ihrem religiös-schwülstigen Pathos dem ästhetizistischen Stil der Kriegsansprachen Gabriele D'Annunzios gleicht. Es könnte sich bei Koehler hier um eine spontane Reaktion auf D'Annunzio handeln, weil seine Dissertation (eine systematisch geordnete Zitatsammlung zur protestantischen Kriegspredigt¹²³) in ihrer Sachlichkeit von dem im Anhang beigefügten „Schwertsegen“ noch erheblich absticht. Die suggestive Kraft der Reden D'Annunzios wurde in Deutschland durchaus registriert, wie der Artikel „Tiefere Ursachen des italienischen Treuebruchs“ des katholischen Theologieprofessors Joseph Feldmann (1878–1927) aus Paderborn zeigt:

„Da Krieg und Frieden auf des Messers Schneide standen und die Aufregung im italienischen Volke ihren Siedepunkt erreichte, [konnte] der Poet d'Annunzio die Führung übernehmen [...] und Sieger [bleiben] über Volksvertreter, Diplomaten, Minister und König. [...] Das Volk ließ sich berauschen durch den Wortschwall des trunkenen Poeten.“¹²⁴

Im „Kriegsheft“ der Süddeutschen Monatshefte für den Juni 1915 war gerade eine deutsche Übersetzung zweier Reden D'Annunzios erschienen¹²⁵, die Koehler rezipiert haben kann, so dass es nicht ausgeschlossen ist, dass sich dieser von dessen pathetischer Diktion zur Nachahmung provoziert fühlte. D'Annunzio hatte seit Monaten in Italien zum Krieg gehetzt und insbesondere die Jugend Italiens mit seiner mit biblischen Versatzstücken ausgestaffierten Diktion der Offenbarungsrede dazu aufgerufen, sich zu den Fahnen zu melden.¹²⁶ Traurige Berühmtheit erlangte die erste dieser beiden Reden D'Annunzios, die sog. „Bergpredigt“ – eine Ansprache für das „Weihefest der Tausend“ vom 5. Mai 1915 –, in der er die jesuanischen Makarismen der Bergpredigt (Matth. 5, 3 ff) für seine Kriegsrhetorik nationalisierte:

„Selig jene, die zwanzig Jahre, einen reinen Geist, einen gestählten Körper, eine mutige Mutter haben!

Selig jene, die wartend und vertrauend ihre Kraft nicht vergeudeten, sondern sie wahrten in der Zucht des Kriegers!

Selig jene, die unfruchtbare Liebeleien verschmähten, um jungfräulich zu sein für diese erste und

letzte Liebe! (vgl. Offb. 14, 4: παρθενοι) [...]

Selig die Jünglinge, die nach Ruhm hungern und dürsten, denn sie werden gesättigt werden.“ (vgl. Matth. 5, 6)¹²⁷

In Deutschland war es allerdings schon früher, seit den Freiheitskriegen 1812–1815, üblich gewesen, selbst bei säkularen Kriegsansprachen zur Ästhetisierung auf Verse der Bibel und des Gesangbuchs anzuspielen. Mit Koehlers „Schwertsegens des deutschen Geistes“ wurde jedoch die neue Stufe der direkten Gottesrede erreicht. Koehler verlieh wie D'Annunzio seinen Worten die Ästhetik einer himmlischen Botschaft. Wie einer der alttestamentlichen Propheten kleidete er seine die deutsche Streitmacht verheiligende Rede (vor allem im dritten Abschnitt) in die Form einer verbalinspirierten Verkündigung. Diesem Stil ist eigentümlich, dass er keinen Wert auf eine sachlich argumentierende, kognitiv nachvollziehbar bleibende Gedankenführung legt. Um seine meist noch jugendlichen Zuhörer einzufangen, bevorzugt er eher die lichtscheu-umwölkte hohepriesterliche Inszenierung, die Erweckung des Schauers, das hymnische Hell-Dunkel der Rede, die Wortkunst sibyllinischer Sinnstiftung, deren Ornamentik umso stärker wirkt, je vager und andeutender sie vorgeht und je weniger geistesklar sie sich äußert.¹²⁸ Hierdurch wurde ein auf dumpfe, triebhafte Rezeptionsvorgaben berechneter kriegsästhetisierender Effekt erzielt. Auch D'Annunzio vertraute mehr „der einhüllenden Macht des emotionalen Rhythmus [...]“. Nicht der Inhalt, [sondern] der Stil, der Auftritt, das Ansprechen des Irrationalen im Menschen“, die bewusst unscharfe, mythenbefrachtete Sprachmontage war das Entscheidende; „[...] die äußere Form stand [bei ihm] über dem Inhalt.“¹²⁹ „Der Dichter muß sich glühend, glanzvoll und freigebig verschwenden, um die leidenschaftliche Inbrunst der Urelemente zu vermehren“, heißt es bei Marinetti in der These 6 seines Manifestes des Futurismus von 1909.¹³⁰ Zupackende Deutlichkeit wirke sich hier eher kontraproduktiv aus, weil sie Rückfragen provoziere. Völlige Enthaltung von der Beweisform, Vernachlässigung des Sachwertes, naive Anschauung statt Urteilsschärfung erhöhen die Kraft des Eindrucks und

lassen das Gesagte leichter zur Maxime werden.¹³¹ So pflegt auch Koehler in Wort, Ton und Aufmachung den gleichen ästhetizistischen Sprachgestus priesterlich-orakelhafter Ankündigung und Verheißung. Geschichte und Gegenwart des eigenen Volkes verfließen im bedeutungsvollen, kognitiv aber nur schwer zu durchdringenden Märchendunkel von Religion, Mythos und Endzeiterwartung. Auch Koehler erzielt gerade mit diesem vorvernünftigen Dekor, „mit romantischem Mordkitsch“¹³² die größere Wirkung. Werden solche – insbesondere religiösen – Worte und Redewendungen, so beobachtete schon Le Bon,

„[...] kunstgerecht angewandt, so besitzen sie wirklich die geheimnisvolle Macht, die ihnen einst die Adepten der Magie zuschrieben. Sie rufen in der Massenseele die furchtbarsten Stürme hervor und können sie auch besänftigen. Man könnte allein aus den Knochen der Menschen, die der Macht der Worte und Redewendungen zum Opfer fielen, eine höhere Pyramide als die des alten Cheops erbauen. Die Macht der Worte ist mit den Bildern verbunden, die sie hervorrufen, und völlig unabhängig von ihrer wahren Bedeutung. Worte, deren Sinn schwer zu erklären ist, sind oft am wirkungsvollsten [...], als ob sie die Lösung aller Fragen enthielten.“¹³³

Nietzsche beobachtete hinsichtlich der Deutschen:

„Der Deutsche versteht sich auf die Schleichwege zum Chaos. Und wie jeglich Ding sein Gleichnis liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und Alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist: das Ungewisse, Unausgestaltete, Sich-Verschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als tief.“¹³⁴

„Die Deutschen gefallen sich in Dunkelheiten“, hatte schon Madame de Staël-Holstein (1766–1817) konstatiert; „oft hüllen sie, was klar am Tag lag, in Nacht, bloß um den geraden Weg zu meiden.“¹³⁵

Doch nicht nur im dekorativen Arrangement religiöser, mythischer, apokalyptischer Anspielungen, sondern auch im Redestil patriotischer Pathetik lassen sich bei Koehler Analogien zu D’Annunzio feststellen. In Deutschland war man ebenso gewohnt, in Kriegsgesprächen und -predigten auf historische Erinnerungen, auf mythisiert ausgeschmückte Ereignisse und Heldenereignisse der eigenen nationalen Vergangenheit Bezug zu nehmen. Auch bei Koehler lässt sich diese „Begehrlichkeit nach dem Gut der Vergangenheit“ und das „sich Bemächtigen des Mythos“ feststellen – Merkmale, die nach Walter Benjamin charakteristisch auch für den Faschismus wurden.¹³⁶ So verknüpft Koehler in seinem Schwertsegen die historischen Erinnerungen an die Kreuzzüge und die glorreichen Siege über Napoleon I. und III. mit der germanischen Mythologie; er lässt das Nibelungenepos (es gehörte zur Schullektüre¹³⁷) und die Schwertlegende „Nothung“ anklingen, um die heilsgeschichtliche Mission Deutschlands zu beschreiben und in den mörderischen Kampftruf „Rüste dich und rase und richte!“ auslauten zu lassen. Auch darin werden also bei Koehler Parallelen zu D’Annunzio sichtbar, dass dieser die Marksteine der ruhmvollen griechisch-römischen und italienischen Vergangenheit nicht bloß aufzählt, sondern sie außerdem als Teleologie der italienischen Nationalgeschichte zuspitzt, um von hier aus die Zwangsläufigkeit für den Kriegseintritt Italiens abzuleiten.¹³⁸

Wie dem „trunkenen Poeten“ D’Annunzio ist auch Koehler an solchem „Schleichweg“ unangemessener Ornamentierung des Krieges gelegen. Das von ihm angewandte schmückende Beiwerk soll vornehmlich jugendliche Zuhörer, die für Pathos und eine ihr Selbst aufwertende soteriologische Sendung empfänglich sind, patriotisch-romantisch erregen, begeistern und zugleich in endzeitlich aufgeputschte Hassgefühle auf die widergöttlichen Ur-Feinde des eigenen Vaterlandes hineingesteigert werden. Dazu setzt Koehler wie D’Annunzio bewusst die der Kriegsästhetisierung günstigen Vorprägungen und Reizwirkungen aus Religion, Vaterlandsmythik und Nationalgedächtnis ein. So erklärt sich auch, warum bei vielen anderen Kriegspredigern, die Koehler zitiert¹³⁹ – Jesus Christus zum „sturmerprobten Heerführer“ des „Heliand“ glorifiziert wird¹⁴⁰ und in die protestantische Kriegstheologie auch Elemente germanischer Religiosität einströmen. Richard Dehmel dichtete in seiner „Predigt ans deutsche Volk in Waffen“:

„Deutsche Soldaten, ihr seid wert aller Ahnen;
Fühlt euch nur immer noch als Germanen!
Füsilier, wenn du das linke Auge schließt
Und mit sicherem Visier in die Feindesrotte schießt,
dann lebt Odin wieder in dir auf,
der einäugige Blitzgott im Sturmwolkenlauf.
Wenn du den Zündfunken abdrückst, Kanonier,
dann gehen Donar und Loki aus von dir
mit dem Donnerhammer und der Feuerlanze [...]“¹⁴¹

Für dieses Ineinanderfließen von christlichem Glauben und Germanenreligion, „Odin-sanbeteri“¹⁴², okkupierte man bevorzugt die nationalen Gedenk- und hohen kirchlichen Feiertage. Das Osterfest wurde so zum „deutschen Ostern“ erklärt; ähnliches geschah mit dem Pfingstfest.¹⁴³ Zum Totensonntag bemächtigte sich der nationalisierende Synkretismus auch des Abendmahls. Walter Flex, dem man noch 1928 nachsagte, der Heilige Geist habe über ihn als „Prediger“ „sein Feuer ausgeschüttet“ (!)¹⁴⁴, hatte in seinen „Nachgedanken“ vom 14. November 1914 geschrieben: „Der Opfertod der Besten unseres Volkes ist nur eine gottgewollte Wiederholung des tiefsten Lebenswunders, von dem die Erde weiß, vom stellvertretenden Leiden Jesu Christi“¹⁴⁵; zum Totensonntag 1914 definierte Flex den Abendmahlswein als vergossenes deutsches Soldatenblut:

„Das große Abendmahl

[...] Zum Altar ward das Feld der Völkerschlacht.
Aus deutschem Blut ist Christi Wein bereitet,
und in dem Blut der Reinsten wirkt die Macht
des Herrn, der durch die heil’ge Wandlung schreitet! [...]

Von uralten frommen Gotteswunder hebt
Sich nun, wir fühlen’s tief, ein letzter Schleier.
Gott heiligt unser Volk, und es erlebt
im Weltbrand der Entsöhnung Opferfeier.

Wie oft hing ich den dunklen Worten nach:
 ‚... in meinem Blut ...‘ und ‚... für Euch vergossen ...‘ –
 Das Wunderland lag meiner Seele brach,
 nun hab’ ich Frucht und Brot von ihm genossen.

Am Leidensweg des Volks, der blutig gleißt,
 erblüh’n die alten Wunder frischerstanden;
 der reinen Brüder heil’ges Leiden reißt
 allmächtig uns aus eig’nen Sündenbanden.“¹⁴⁶

Die „Fest-Agende für Kriegszeiten“ (1915) von Karl Arper und Alfred Zillesen, die wir im Kapitel VII noch besprechen werden, liegt mit ihrem Liturgieentwurf „Zum Gedächtnis der Gefallenen“ aufgrund ihrer Schriftbezüge zu Matth. 10, 39; Joh. 12, 24 ff; 15, 12 ff; 1. Joh. 3, 14 ff etc. ganz auf derselben Linie.¹⁴⁷ Pfarrer Gottfried Traub (1869–1959) hatte 1916 auf der Hauptversammlung des „rheinisch-westfälischen Verbandes der Freunde christlicher Freiheit“ in Köln bei Bekundungen „lebhafter Zustimmung“ u. a. gefordert: „Der ‚kirchliche‘ Protestantismus hat aus diesem Kriege zu lernen: [...] Das Abendmahl soll auf Grund der Brotgemeinschaft und des blutigen Opfertods in diesem Krieg zur verständlichen Volksfeier werden.“¹⁴⁸ Der in vielen damaligen Predigten und Gedichten geäußerte Grundgedanke war, dass der Kampf der Deutschen im Weltkrieg im Zusammenhang mit der Passion Christi zu verstehen sei: quasi als deutsche Fortsetzung des Kampfes, durch welchen Jesus seinen Sieg auf Golgatha mit seinem Fleisch und Blut erkaufte habe.¹⁴⁹ Carl Oskar Jatho (1884–1971) kritisierte dies als „Ausgeburt patriotischer Romantik“ mit dem empörten Ausruf:

„Das Abendmahl, dies großartige Symbol einer Menschheitsversöhnung durch die tragische Heilstat eines Menschen, umgedeutet zum Symbol der Menschheitszerfleischung! Das Abendmahl, die Feier des Reiches Gottes, verengt zur Feier des Nationalstaates!“¹⁵⁰

Derselbe Jatho warnte in diesem Zusammenhang auch vor der Wagner’schen Deutung der Abendmahls-elemente im Parsifal als einer wirkungskräftigen Zaubermagie und dem Versuch mancher Theologen, das neutestamentliche Abendmahl mit Wagnerklängen in dem Sinn zu vermischen, dass diese Kraftsubstanzen in den Schlachten des Weltkriegs nun exklusiv den Deutschen zur Verfügung stünden¹⁵¹:

„Nehmet vom Brod,
 wandelt es kühn
 in Leibes Kraft und Stärke,
 treu bis zum Tod
 fest jedem Müh’n,
 zu wirken des Heilands Werke!
 Nehmet vom Wein,
 wandelt ihn neu
 zu Lebens feurigem Blute,

froh im Verein,
 Brudergetreu
 zu kämpfen mit seligem Mute!¹⁵²

Im Kontext solcher radikalen, z. T. mit Wagneropern untermalten Umdeutungen der Sakramente und hohen kirchlichen Festtage stand auch Koehlers Schwertsegen-Ansprache. Seine „deutsche Schwertgeist“-Theologie hatte mit der damals in Mode gekommenen und immer wieder geforderten¹⁵³ nationalisierenden Umdeutung des Pfingstfestes zu einem „Gedenktag neuen deutschen Geistes“ zu tun.¹⁵⁴ Hier wurde von den Kriegstheologen der Weg zum Geheimnisvollen, Archaischen des Pseudo-Sakramentalen bewusst beschritten. Die Vorstellungen des Pfingstgeists verschob man in den Bereich von Magie, Zauberei und kriegerischer Massenhysterie. Die hierfür liturgisch eingesetzten Oper- und Theaterrequisiten waren zielstrebig auf die ästhetische Wirkung des Unartikulierbaren und Übersinnlichen berechnet: Der Pfingstgeist, nationalisiert als „deutscher Geist“, wurde beim Schwertweiheritus („*benedictio armorum*“, bzw. „*benedictio ensis*“¹⁵⁵) in einer feierlichen Epiklese auf das „gute deutsche“ Schwert herabgerufen und verwandelte dadurch das Schwert in ein quasi-sakramentales „Gottesschwert“, indem er es mit himmlischer Kraftessenz auflud.¹⁵⁶ D’Annunzio wählte im März 1915 eine ähnlich zauberisch wirkende, rational nicht erklärbare, sakramentale Verbindung von Physis und Pneuma, um ganz Italien zum Kampf zu weihen. Die von D’Annunzio in seiner „*Orazione per la sagra dei mille*“ beschriebene Bronze-statue, die an den „Zug der Tausend“ unter der Führung Guiseppe Garibaldis erinnert¹⁵⁷, ist ein funkensprühendes „Erz“, das von der rasenden Glut des Feuergottes, vom göttlichen Hauch flammender vaterländischer Begeisterung und Eintracht Italiens erbebt.¹⁵⁸ Beim Ritterschlag („*benedictio novi militis*“¹⁵⁹) wurde die göttliche Kraftessenz vom sakramental aufgeladenen Schwerteisen auf den Neuritter kontaktmagisch übertragen. Die Neuritter verwandelten sich so in quasi überirdische „Gottesstreiter“. Leo Sternberg (1876–1937) kostümierte deshalb ihre Stirn mit einem dem natürlichen Auge nicht wahrnehmbaren, jedoch endzeitlich strahlenden Goldflitter (Offb. 4, 4; 9, 4.7):

„Wir aber fahren zur Schlacht als wie zu Tanz und Fest,
 daß du es bist,
 Deutschland, das Gott für seine Sache kämpfen lässt [...].
 Das Himmelslicht
 ging auf, das mit der Hölle ficht.
 All unsre Stirnen strahlen von unsichtbaren Kränzen.“¹⁶⁰

c) Zur preußischen Form- und Traditionsgeschichte des Koehler’schen Schwertsegens

Zum Verständnis dieses „Schwertsegen“ – wie überhaupt der gesamten Kriegstheologie in Deutschland – ist es nötig, die Verwandtschaft mit den Denkmustern und Gepflogenheiten der hochmittelalterlichen Kreuzzüge als Referenzpunkte in den Blick zu bekommen. Das zeigt sich schon daran, dass für die evangelischen (wie katholischen¹⁶¹) Feldgeistlichen

an der Front die Kreuzzugs-idee keineswegs Esoterik und Arkanum war. So berichtet Oberhofprediger Ernst von Dryander (1843–1922) in seinen Erinnerungen, dass er bei seinen Feldgottesdiensten darauf hinwirkte, „die Gelöbnisse der alten Kreuzritter“, die seinen Zuhörern aus der Schullektüre durch Geroks Gedicht „Die Kreuzfahrer“ bekannt waren, „„Gott will es! Gott will es! Gott will es!““ erschallen zu lassen.¹⁶² Auch in der Heimat wurde das Verständnis des Weltkrieges als „gottesdienstlicher“¹⁶³ Kreuzzug der Deutschen gepflegt. In sog. „Schwertleite-Gottesdiensten“ zur Entsendung an die Front wurden Geschichten erzählt, wie hundert Jahre zuvor sich die „preußischen Jünglinge [...] heimlich im Wald einander Kreuze in den Oberarm ritzten“, um mit dieser ornamentalen Narbe, solch’ blutigem Ornat, als Kreuzritter zu gelten.¹⁶⁴ Entsendungs-, „Schwertweihe“- und „Schwertleite“-Gottesdienste, bei denen Soldaten, die ihren Einberufungsbefehl erhalten hatten, zu Kreuzrittern geschlagen wurden, gab es in der protestantischen Feierkultur des Ersten Weltkrieg – im Unterschied zum Katholizismus – zumindest anfangs zuhauf.¹⁶⁵ In seinem um 1900 erschienenen Jugendbuch „Das Volk steht auf!“ erzählt Fritz Pistorius von einem 1813 auf die Degenspitze geleisteten Kriegseid.¹⁶⁶ Überliefert ist auch ein Gedicht von Ernst Moritz Arndt („Gebet der Männer bey der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings“), das den Ablauf einer Ritterweihe ungefähr abbildet:

„Betet Männer! – denn ein Jüngling knieet –
Daß sein Herz, sein Eisen heilig werde!
Küsse, Knabe, fröhlich diese Erde,
Denn sie ist der Freyheit heil’ges Land.
Willst du seinen Namen hören?
Glühe bei dem Klang der Ehren!
Deutschland heißt dein Vaterland.

Betet Männer! denn ein Jüngling knieet.
Macht den Klang unsterblich seinen Ohren!
Deutscher Jüngling, frey bist du geboren,
Freyheit sey dein Glanz! dein höchstes Gut!
Ihr sollst du dein ganzes Leben,
Ihr den letzten Athem geben,
Ihr dein bestes Herzensblut.

Betet Männer! denn ein Jüngling knieet.
Seine Hüfte wollen wir bewehren
Mit dem Zeichen unbefleckter Ehren,
Mit der Männer stolzer Waffenzier;
Auch sein deutsches Herz zu weihen
Mit den ächten deutschen Treuen
Stehen wir und beten hier.

Betet Männer! denn ein Jüngling knieet.
Schwöre denn, jetzt Mann und nicht mehr Knabe!
Schwöre deinem Lande bis zum Grabe,
Schwöre deiner Freyheit treue Huld!

Amen soll der Höchste sprechen!
 Jeden Meineid wird er rächen,
 Jeder Schande feige Schuld.

Betet Männer! denn ein Jüngling knieet.
 Und er hat den höchsten Schwur geschworen.
 Hier und dort sey ihm das Heil verloren,
 Wenn er diese Worte jemals schwächt.
 Erd' und Himmel sollen zeugen!
 Dienen müß' er dann dem Feigen
 Und erzittern vor dem Knecht!

Betet Männer! denn ein Jüngling knieet.
 Schönes Eisen, du der Freyen Freude,
 Schmuck der Tapfern, köstliches Geschmeide,
 Das der Hammer aus Metallen schlug!
 Werde, ritterlicher Degen¹⁶⁷,
 Deutschem Lande Ruhm und Segen!
 Werde Deutschlands Feinden Fluch!

Betet Männer! denn ein Jüngling knieet.
 Jetzt bist du geweiht, edle Klinge!
 Fliege leuchtend gleich des Blitzes Schwinge,
 Fliege flammend durch die Todesreih'n!
 Daß die feige Schande bebe!
 Daß die Ehre oben schwebe!
 Daß die Freien sich erfreu'n!

Betet Männer! denn ein Jüngling knieet.
 Eisen, könnte Untreu diesen schänden,
 Dann empöre dich in seinen Händen!
 Kehre gegen seine Brust die Gluth!
 Dulde nimmer, Schwerdt der Ehren,
 Daß Verräther bey dir schwören!
 Dulde nie Tyrannenwuth!

Betet Männer! denn ein Jüngling knieet.
 Stehe auf, umgürtet mit dem Stahle!
 Stehe auf! es schau'n vom Himmelssaale
 Deine Ahnen fröhlich auf dein Fest!
 Segnen deine Waffenweihe,
 Machen dich für Pflicht und Treue,
 Heldenkühn und ehrenfest.

Betet Männer, heiligstes Gebet!
 Gott im höchsten Himmel gebe Segen
 Diesem freyen Mann und seinem Degen,
 Daß er Blitz in deutschen Schlachten sey!

Gott behüte unsre Lande,
 Unsre Seelen vor der Schande!
 Gott erhalte Deutschland frey!¹⁶⁸

Mit der Kreuzzugs-idee hatte das von Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813 gestiftete Eiserne Kreuz¹⁶⁹ zu tun, dessen Stiftungsurkunde Wilhelm I. am 19. Juli 1870, am Vorabend des deutsch-französischen Krieges erneuert hatte.¹⁷⁰ Am 5. August 1914 reaktivierte Wilhelm II. die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes ein weiteres Mal.¹⁷¹ Das Eiserne Kreuz genoss im Wilhelminischen Reich ungeheure Popularität – vor allem, nachdem zum 25. Jahrestag des siegreichen Siebziger Krieges 1895 u. a. ein großformatiger, reich bebildeter Erinnerungsband unter dem Titel „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben“ erschienen war.¹⁷² Ein Gedicht Karl Friedrich Gottlob Wetzels (1779–1819) von 1813 drückte in den Freiheitskriegen gegen Napoleon I. den mit dem Eisernen Kreuz verbundenen Kreuzzugsgedanken unmissverständlich aus; wie der Text zeigt, handelte es sich dabei keineswegs um eine bloß poetische Lizenz, allegorisierende Stilisierung oder pointierte Rhetorisierung, sondern um einen massiv-nationalisierenden Eintrag der Eschatologie in das Gegenwartsgeschehen:

„Wohlauf! ihr *Streiter Gottes*, auf,
 Zu Siegen oder Sterben,
 Ihr nahmt den Leib des Herrn darauf,
 Nun könnt ihr nicht verderben,
Gezeichnet mit dem heil'gen Kreuz,
 Wohlauf ins Feld, der Herr gebeut's,
 Und kämpfet unverdrossen,
Als Gottes Bundsgenossen.

Denn dieser Krieg, er ist gewiß
 Kein Krieg wie andre Kriege,
Hie streitet Licht und Finsterniß,
 Die Wahrheit mit der Lüge,
Hie tritt Gott selber auf den Plan,
Und bindet mit dem Teufel an,
 Das will der Krieg bedeuten,
 Darin wir jetzo streiten.“¹⁷³

In der Feld=Zeitung der Preußischen Armee publizierte man ähnliche Gedichte; auch das folgende „Deutsche Kriegslied“ von 1814 lässt den endzeitlich-dualistischen Grundgedanken der Kreuzzugs-idee unmissverständlich hervortreten:

„Auf Gott vertraut!
 Hoch aufgeschaut!
 Der Herr hilft seinen wackern Streitern,
 Des Kreuzes Herrschaft zu erweitern;
 Das Böse weicht!“¹⁷⁴

d) Die Begeisterungsgifte des Kriegsästhetizismus –
Der Selbstkultus: „Ich bin ein heiliger Reiter“

„So mancher, der zuvor eine „Null und Nichts“ war, [entdeckte] nun sein ewiges Selbst; und dazu hat ihm der Krieg verholfen“, stellte Franz Koehler fest.¹⁷⁵ Die Richtigkeit dieses Satzes wurde allenthalben bestätigt. Pfarrer Siegfried Eggebrecht (1886–1984) aus Köln, der unter seiner normalen, kaum angetretenen Pfarramtstätigkeit litt – „da draußen, da ist die Welt, ist Leben, wird Geschichte gemacht, und man muß daheimsitzen“¹⁷⁶ – und erst nach einigen vergeblichen Bemühungen „endlich, endlich“ wenigstens als Feldgeistlicher (er hatte sich zum Waffendienst an die Front gemeldet) an die Front kam, vertraute seinem Tagebuch an:

„Das Gefühl, das mich wochenlang begleitete, ist zum Siedepunkt gestiegen: Ich könnte zu spät kommen, der Krieg könnte zu Ende sein!! Mir war es durchaus recht, wenn wir Paris nicht auf den ersten Anhieb eroberten. [...] Ich kann aber nichts weiter als dankbar sein, daß der Krieg nicht zu Ende ist, ehe ich an die Front komme! [...] Hier ist Front und Kampf. Hier wäre rechte Arbeit! Ich schäme mich der nutzlos verbrachten vorherigen Tage. [...] Ich möchte so vieles innerlich Schlechte an mir loswerden. Es ist so vieles an mir, worüber ich mich selber so schäme. [...] Gott packt mich hier hoffentlich noch derber an, als er es bis jetzt tut, damit ich überhaupt erst einmal ein ganz anderer Mensch werde.“¹⁷⁷

„Ein ganz anderer Mensch werden!“ Hermann Hesse, der anfangs dem Krieg huldigte, bevor er ein entschiedener Kriegsgegner und Befürworter der Verweigerung wurde,¹⁷⁸ erhob 1914 die Schlüsselerfahrung der Persönlichkeitssteigerung durch Krieg zum Prinzip:

„Der Künstler an die Krieger

[...] Die in finsterner Fron am Karren zogen,
Denen trüb ein feiges Wohlsein rann,
Alle sind dem Alltag jetzt entflohen,
Jeder ward ein Künstler, Held und Mann.

Manchem, dem vor kleinstem Abgrund graute,
Blicken jetzt die Augen schicksalshell,
Weil er hundertmal den Tod erschaute,
Fließt ihm tiefer nun des Lebens Quell.

Wem das Leben hoch wie euch gebrandet,
Dem ist heilig, was der Gott uns gibt –
Die ihr draußen in den Schlachten standet,
Seid mir Brüder nun und neu geliebt!¹⁷⁹

Der „Selbstkultus“, wie der Münchener Pädagogikprofessor Friedrich Wilhelm Foerster ihn nannte, stand in Hochkonjunktur; dem vor dem Krieg so oft beklagten „Ichgeräusch“ des Einzelnen, dem „lärmenden Karussell-Fahren um das eigene Ich“¹⁸⁰ bot man eine kriegsgemäße Fortsetzung. Für den „Totalaufstand gegen die bestehende Ordnung“, der

sich in voller Schärfe zeitgleich (ab etwa 1910) auch im Expressionismus ausdrückte¹⁸¹, eignete sich nach Kriegsausbruch auch der tatorientierte Ästhetizismus vorzüglich als Auffangbecken. Die dem Expressionismus ebenso inhärenten Persönlichkeitsmotive – wie Lebenshunger, Selbstgenuss, Abenteuerlust, sentimentale Romantik, Heroik als Idealzustand des Menschen, Superlativismus, Monumentalisierung des eigenen Engagements durch Erlösertum und Kreuzzugs idee, eine bis ins Kosmische gesteigerte Revolutionsgebärde¹⁸² – konnte der Kriegsästhetizismus für die eigenen Zwecke verwerten. Das wohl aufreizendste, ansteckendste Begeisterungsgift, das Koehler, D'Annunzio u. v. a. zur Selbststeigerung im Krieg anwandten, bestand in dem Rollenangebot edlen Heldenlebens als Erlöser, Rächer und Richter in Kameradschaft, Bewährung und Anerkennung, mit dem sie spezifische Rezeptionsvorgaben im Persönlichkeitswachstum zumal jugendlicher Adressaten abriefen und für die Rekrutierung vieler Kriegsfreiwilliger nutzbar machten. Hinzu kam die „Magie der Waffen“, die die Menschen in Feinde verwandelte.¹⁸³ Um die Jahrhundertwende waren in Deutschland etliche Neubearbeitungen von Ritter- und Räuberhauptmannsgeschichten („Rinaldo Rinaldini“, „Karl Moor, der Räuber in den böhmischen Wäldern“ u. a.) auf den Markt gekommen¹⁸⁴, um 1900 erschien das Jugendbuch „Das Volk steht auf – Erlebnisse eines deutschen Jungen 1806–1813“ von Fritz Pistorius (eigentl. Andreas Robert Eule, 1864–1932). Kriegstheologen wie Koehler konnten daher mit ihrer herrschaftstechnischen und pseudo-emanzipatorischen Offerte auf Abenteuerlust und Ritterromantik, aber auch auf Negativstimmungen von Wut, Aggression und Vergeltungswünschen zurückgreifen, die etwa auch Georg Heym (1887–1912) 1911 zu den Konjunktiven seines wohl berühmtesten Gedichts „Der Krieg“ provoziert hatten,

„Daß er [= der Krieg] mit dem Brande weit die Nacht verdorr,
Pech und Feuer träufet unten auf Gomorrh“.¹⁸⁵

In der geordneten, als „banal, langweilig, stagnierend, monoton und automatenhaft“ empfundenen Vorkriegswelt, in einer nicht enden wollenden Ära ohne *Event*, ohne „Begeisterung, Größe und Heroismus“¹⁸⁶, hoffte Heym wie viele andere, dass der in den erdrückenden Milieus ungelöster gesellschaftlicher Spannungsverhältnisse „schlafende“ Krieg ihm, wenn er plötzlich hervorbräche, eine „prometheische“ Barrikadenrolle zuweisen würde. Dann gälte es, mit einem „aufgestandenem Volk“ gegen eine Welt zu revoltieren, deren Zwänge und Mächte die Lebensenergien der Menschen verstümmeln und ersticken“ würden.¹⁸⁷ Aus der Vernichtung dieses gegenwärtigen „Gomorrh“ mit Pech- und Schwefelbrand (Gen. 19, 14 f) werde eine „bessere“ Zukunft erstehen. Heym trug Sätze wie „Ich hoffe jetzt wenigstens auf einen Krieg! [...]“¹⁸⁸, „er kann ungerecht sein“, ab 1910 in seine Tagebücher ein.¹⁸⁹ Er wünschte sich, ein „Kürassierleutnant, heute – und morgen [...] am liebsten [ein] Terrorist“ zu sein¹⁹⁰; er würde sich dann wie „ein Gott“ fühlen. Heym notierte unter dem 15. September 1911:

„Ich wäre mit einem Male gesund, *ein Gott*, erlöst, wenn ich irgendwo eine Sturmglöcke hörte, wenn ich die Menschen herumrennen sähe mit angstzerfetzten Gesichtern, wenn das Volk aufgestanden wäre, und eine Straße hell wäre von Picken, Säbeln, begeisterten Gesichtern, und aufgerissene ‚Hemden‘.“¹⁹¹ – „Würden einmal wieder Barrikaden gebaut. Ich

wäre der erste, der sich darauf stellte, ich wollte noch mit der Kugel im Herzen den Rausch der Begeisterung spüren.“¹⁹²

Auch der tief gehegte Wunsch Friedrich Nietzsches (1844–1900), das eigene Leben bis zum Paradetod der Selbstvernichtung zu steigern, wird bei Heym spürbar; Nietzsche schrieb in seinem Gedicht

„*Letzter Wille*“

So sterben,
wie ich ihn einst sterben sah –,
den Freund, der Blitze und Blicke
göttlich in meine dunkle Jugend warf.
Muthwillig und tief,
in der Schlacht ein Tänzer –,
unter Kriegern der Heiterste,
unter Siegern der Schwerste,
auf seinem Schicksal ein Schicksal stehend,
hart, nachdenklich vordenklich –:
erzitternd darob, *dass* er siegte,
jauchzend darüber, dass er *sterbend* siegte –:
befehlend, indem er starb
– und er befahl, dass man *vernichte* ...
So sterben,
wie ich ihn einst sterben sah:
siegend, *vernichtend* ...“¹⁹³

Im Wunsch Heyms, ein „Kürassierleutnant“ zu sein, kommen zweifellos Bezüge zu der um 1900 begründeten „Jugendbewegung“ mit ihren dem Mittelalter nachempfundenen Tänzen und Ritterturnieren einschließlich des Ideals der erst im Tod formvollendeten kämpferischen Männlichkeit zum Vorschein.¹⁹⁴ Es war aber neben der schein-emanzipatorischen Eingliederungsmöglichkeit in ein romantisches Ritter-Kollektiv noch weit mehr an Sinngebung im Spiel als nur die Flucht aus einer als zwangsbestimmt erlebten Alltagsmonotonie. Wir haben die „metaphysische Obdachlosigkeit der bürgerlichen Jugend“, ihre „unterdrückten metaphysischen Bedürfnisse“, in höhere, göttliche Berufung hinein erlöst zu werden, bisher nicht genannt.¹⁹⁵ Walter Flex kam ihnen in seinem Roman „Wanderer zwischen beiden Welten“ mit allerlei Platon-, Goethe- und Schillerzitaten, mit Reminiszzenzen aus Nietzsches „Zarathustra“ nach, ästhetisierte die Kriegsschrecken und entrückte so den Soldaten auch aus dem Todesgrauen des Kriegsalltags.¹⁹⁶ Rudolf G. Binding, Kavallerist im Ersten Weltkrieg¹⁹⁷, fühlte sich von der Heiligkeit des Drachenkampfes durchströmt. In dieser Zuspitzung auf das Überweltliche seines Rollenverständnisses hatte er in der Sonntagsausgabe vom 16. August 1914 der Frankfurter Zeitung ein Gedicht publiziert, das in der dritten Zeile jeder Strophe die Worte „Ich bin ein heiliger Reiter“ repetierte:

„Ich zieh in einen heiligen Krieg,
frag nicht nach Lohn, frag nicht nach Sieg.

Ich bin ein heiliger Reiter [...].
 Nun bin ich ledig aller Laun'
 und Gunst der Welt und Gunst der Fraun.
 Ich bin ein heiliger Reiter [...].
 Verglimme hinter mir ein Herd!
 Die Sorge sitzt nicht mit zu Pferd.
 Ich bin ein heiliger Reiter [...].
 Mein Herz hält Schritt mit meinem Pferd.
 Die Erde zittert. Zittre Schwert.
 Ich bin ein heiliger Reiter [...].¹⁹⁸

Wie sehr Binding mit diesen Versen (wie D'Annunzio in seinen „Makarismen“) den Ton der Männerphantasien – auch in der Typologie präfaschistischer Haltung der Frau gegenüber¹⁹⁹ – getroffen hatte, beweist seine Auskunft nach dem Krieg, dass man bei manchem Gefallenen – in der Kleidung genau über dem Herzen befestigt – den Zeitungsausschnitt mit seinem Reiter-Gedicht gefunden habe.²⁰⁰

Die Identifikations- und Ästimations²⁰¹-Angebote, die für den Krieg ohnehin genannt wurden (Verteidigung der Freiheit des Vaterlandes, Schutz der Familie, Opfertod), bereicherte Koehler also nicht zufällig dadurch, dass er dem altersspezifischen Wunsch seiner Zuhörer nach narzißtischer Selbstwertsteigerung und seinem Bedürfnis nach Bewunderung mit dem Rollenangebot sakraler Mission und Auserwähltheit entgegenkam. Er rief dazu auf, in einem neuen Kreuzzug „für Gott, Christentum und Kirche“ zu streiten. Dieser Kreuzzug sei gegen die Feinde Deutschlands gerichtet, in denen sich gegenwärtig der ärgste Widerstand gegen Gottes gerechte Sache und seine Kirche zusammenballe.²⁰² Mit einem solch' „heilige[n] Ruf glänzte der Jugend eine hohe Bestimmung entgegen“, ein Zeichen, das sie „auf ewig zieren“ würde, wie es schon in einer Feldzeitung aus den Freiheitskriegen hieß.²⁰³ Koehler bot nun in seinem Schwertsegen für den Vollzug dieser klangvollen metaphysischen Rollenzuweisung keinen bloß verbalen, sondern einen konkret erlebbaren, quasi-sakramentalen Initiationsritus an, einen „rite de passage“ zur Wehrhaftmachung in der *scala santa* von Kriegsgarderobe mit langem Säbel, Fahne, Trommel und Schwert, Nibelungentreue²⁰⁴ und Wikingermut, „Christusliebe und Hermannszorn“²⁰⁵, Gethsemane und Heldentod. Der „Schwertsegen“ weihte die deutsche Jugend als ein vom „pfingstlichen Schwertgeist“ erleuchtetes, „mutentflamntes“ und kraftgeführtes Kriegsvolk zur Kreuzritterschaft. Aus der deutschen Jugend wurden im Gefolge eines waffengegürteten Christus – so die in Gebrauch kommenden Epitheta – „geheiligte Schwertmänner“ mit dem schwarzen Kreuz auf weißem Ordensmantel gemacht, „kriegs-entbrannte“, „Urvolkkämpfer“²⁰⁶, „Übermenschen“, „starkmütige, großgläubige Märtyrer“, die in den endzeitlichen Völkerbewegungen von Matth. 24, 6 f (Parr.)²⁰⁷ gegen Tod und Hölle gefeit, als „Schlangentreter“ (Gen. 3, 15; Luk. 10, 19), als „Flammenengel des Weltgerichts“²⁰⁸ nun auch gegen Italien, das sich den satanischen Mächten zugesellt habe, in den Kampf ziehen sollten.

Ein solch' betörender Pistongesang, der die Jugend für die Heldenfahrt eines glückhaften „unbürgerlichen, gefährlichen Lebens“ mit allerlei Mythen, Symbolen und Ritualen faszinierte²⁰⁹, alle männlichen Tugenden in den Rahmen welterlösender Heiligkeit

stellte, den Krieg als „ästhetisches Schauspiel und als schöpferische Krise“ auf den Stufen zu Höherem feierte, durchtönte in dieser Stärke vor allem Deutschland, wenngleich sich auch im übrigen Europa manche Parallelen hierzu fanden.²¹⁰ Einfluss übte hier auch der zuerst 1899 erschienene und noch 1918 in siebter Auflage nachgedruckte, vielgerühmte Gedichtband Stefan Georges (1868–1933) „Teppich des Lebens“ aus; das Gedicht Nr. XXIII aus dem „Vorspiel“ lautet:

„Wir sind dieselben kinder die erstaunt
Vor deinem herrschertritt doch nicht verzagt
Uns sammeln wenn ein waffenknecht posaut
Dass in dem freien feld dein banner ragt.

Wir ziehn zur seite unsres strengen herrn
Der sichtigend zwischen seine streiter schaut
Kein weinen zieht uns ab von unsrem stern
Kein arm des freundes und kein kuss der braut.

In seinen blicken lesen wir erfreut
Was uns erkannt ist im erhellten traum
Ob ehre oder dunklen zug gebeut
Sein abgeneigter sein erhobner daum.

Was uns entzückt verherrlicht und befreit
Empfangen wir aus seiner hand zum lehn
Und winkt er: sind wir stark und stolz bereit
Für seinen ruhm in nacht und tod zu gehn.“²¹¹

So redete 1915 auch D’Annunzio die Jünglinge Italiens mit seinen Makarismen in eine vergleichbare Abgrundseligkeit hinein. Faszination und Verführungskraft solchen Rollenangebots zeigten Wirkung auch bei Intellektuellen und Nicht-Kombattanten wie Hermann Hesse oder Thomas Mann. Hesse²¹² stilisierte sich im Dezember 1914 – in seinem schon oben zitierten Gedicht – zum Kriegskameraden empor, indem er den „Helden-“ und Opfersinn der Frontkämpfer mit den seelischen Leiden seiner früheren inneren Kämpfe gleichsetzte²¹³:

„Krieg und Opfer sind mir längst Vertraute,
Satter Friede war noch nie mein Ziel,
Seit ich meine ersten Träume schaute,
Seit der erste Schleier fiel.

Wunden trag’ ich, die kein Speer gerissen,
Und geopfert lag ich tausendmal,
Rang um Gott mit blutendem Gewissen,
Lag gefesselt in des Jammers Tal.

Heute nun, da die Geschütze krachen,
 Fast vergess'nen Kriegsgotts Fahne glüht,
 Seh' ich Brüder, die mich sonst verlachen,
 Froh zum Heldensinne aufgeblüht.²¹⁴

Thomas Mann, der sich damals noch „an der vordersten Linie der Radikationalisten und Sendungspropheten“ bewegte²¹⁵, verfiel – auch als geborener Non-Kombattant²¹⁶ – dem Begeisterungsgift der Selbsterhöhung, wie seine Ausführungen zur Wesensverwandtschaft von Kunst und Krieg, von Künstler und Soldat²¹⁷ offenbaren, mit denen er seine Minderwertigkeitsgefühle, vom „Männererlebnis Krieg“ („O Reiterlust! O Männertag“²¹⁸) ausgeschlossen zu sein, schriftstellerisch bewältigte.²¹⁹ Manns Autoapotheose bestand darin, dass er sich vor der Geschichte zum „Gedankendienst mit der Waffe“ meldete und auf diese kompensatorische Weise durch seine selbstverordnete „Galeerenfron“ (er wechselte lediglich den „Werktsch“) zum Krieger-Künstler, zum künstlerischen Kriegshelden avancierte²²⁰:

„Mir jedenfalls schien von jeher, daß es der schlechteste Künstler nicht sei, der sich im Bilde des Soldaten wiedererkenne. Jenes siegende kriegerische Prinzip von heute: Organisation – es ist ja das erste Prinzip, das Wesen der Kunst. Das Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung; Systematik; das strategische Grundlagen schaffen, weiter bauen und vorwärts dringen mit ‚rückwärtigen Verbindungen‘; Solidität, Exaktheit und Umsicht; Tapferkeit, Standhaftigkeit im Ertragen von Strapazen und Niederlagen, im Kampf mit dem zähen Widerstand der Materie; Verachtung dessen, was im bürgerlichen Leben ‚Sicherheit‘ heißt (‚Sicherheit‘ ist Lieblingsbegriff und lauteste Forderung des Bürgers), die Gewöhnung an ein gefährdetes, gespanntes, achtsames Leben; Schonungslosigkeit gegen sich selbst, moralischer Radikalismus, Hingebung bis aufs Äußerste, Blutzugenschaft, voller Einsatz aller Grundkräfte Leibes und der Seele, ohne welchen es lächerlich scheint, irgend etwas zu unternehmen; als ein Ausdruck der Zucht und Ehre endlich Sinn für das Schmucke, das Glänzende: Dies alles ist in der Tat zugleich militärisch und künstlerisch. Mit großem Recht hat man die Kunst einen Krieg genannt, einen aufreibenden Kampf [...]. Wie die Herzen der Dichter sogleich in Flammen standen, als jetzt Krieg wurde!“²²¹

„Er goutierte wehmütig bespiegelnd seine Schmerz-Emotiönchen“, hieß es einmal über ihn.²²² Thomas Mann brachte auch das Kunststück fertig, in der Auseinandersetzung mit Romain Rolland diesen als „Germanen“, sich selbst aber als „*französisch*“ zu stilisieren.²²³ Derartige Koketterien²²⁴, Selbsterhöhungen waren „Heldentum des Mundes [...]“, urteilte Carl Ludwig Schleich 1919, Maskeraden, um sich „in parallele Wallungen zu den Heldentaten“ der Verführten zu versetzen, um noch besser die „da draußen auf[...]peitschen“ zu können, jene „Heroen der Waffen, gegen welche schon jetzt der Glanz eines Themistokles oder Leonidas zu erbleichen beginnt.“²²⁵ Erich Weinert schrieb rückblickend Verse über manche Intellektuelle des Ersten Weltkriegs, die wie Thomas Mann ihren „Waffen- und Heldendienst“ in „poetischer Verkleidung“ am rosengeschmückten heimischen Schreibtisch antraten:

„Und selbst die Dichter von den Blumenlagern
Aufstanden und als Helden sich maskierten.“²²⁶

Alfred Kerr (1867–1948) dichtete über die Schreibtischkrieger:

„Es weht der Allerseelenwind.
Wir schreiten alle einen Schritt.
Und die wir fern vom Felde sind,
Wir kämpfen mit; wir sterben mit.“²²⁷

Rudolf Herrmann (1879–1964) veröffentlichte 1915 in der Wiener „Humoristischen Wochenschrift Muskete“ eine ironische Karikatur mit der Beischrift: „Haltet stand, Ihr Tapferen – wir verspritzen begeistert unsere beste Tinte – tut dasselbe mit eurem Blut!“²²⁸

3) „Am Altarstein läßt sich so gut und so scharf das Schwert schleifen“ – Theologische Rauschworte der Kreuzzugsästhetik – Einzelanalyse der „Schwertsegen-Feier“ Koehlers

Der „Schwertsegen“ Koehlers ist ein Text, dessen extreme Diktion sogar bis in eine SPIEGEL-Ausgabe vom Jahr 1968 nachhallte.²²⁹ Sein Wortlaut stammt von Koehler selbst²³⁰ und ist von ihm wohl regelmäßig im Rahmen von Entsendungsgottesdiensten für Soldaten, die zur Front ausrückten, gesprochen worden. Als Ritualtext – der *benedictio novi militis* des Pontificale Romanum in etwa vergleichbar²³¹ – stellt der „Schwertsegen“ die liturgisch-textbuchartige Bündelung all’ dessen dar, was Koehler zuvor in einer Predigt zum Thema der Schwertleite näher ausgeführt haben muss.²³² Genauso hielt 1914 Konsistorialrat Erich Schlegel, Militäroberpfarrer des IV. Armeekorps, in Magdeburg ebenso als Einleitung zur Schwertleite eine Predigt und wählte mit 2. Tim. 1, 7 („Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht“) gleichfalls eine Perikope, die mit dem göttlichen Pneuma zu tun hatte.²³³ Ähnlich martialische Schwert-Ansprachen hielten auch katholische Geistliche wie der Hofprediger Georg Stipberger in München, der Joel 4, 10 („Schmiedet eure Pflugscharen um zu Schwertern und eure Winzermesser zu Lanzen“) auslegte und sagte:

„Hier aber im Gotteshaus wollen wir Waffenschmiede und Waffenweihe halten. Am Altarstein läßt sich so gut und so scharf das Schwert schleifen; an der heiligsten Opferstätte legt sich so starke Kraft in die von den Vätern ererbte Wehr; aus Gottes Hand empfangen schützt die Rüstung gegen feindliche Unbill. [...] Der Krieg will das Volk in Wehr und Waffen haben. Gerüstet müssen wir sein bis hinein in den trauten Winkel daheim. Waffen tragen sei uns Ehre, Waffen schmieden sei uns Lust! [...] Mit Gebet zur Schlacht, mit Gebet zu Hause und ringsum im Vaterland ein stürmend heißes Gottvertrauen: das festigt die Wälle, das glüht die Waffe, das stählt den Willen zum Siege und festigt das Herz zum Danke.“²³⁴

Da im „Schwertsegen“ Koehlers eine Reihe durchaus bekannter kriegstheologischer Topoi berührt werden, die dieser in seiner kurz darauf im Juli 1915 im Druck erschienenen Dis-

sertation besprechen sollte²³⁵, fällt es nicht schwer, den liturgischen Etappen des Schwertsegens – der Ritterinvestitur des Pontificale Romanum²³⁶ nachgebildet – die Hauptgedanken der Predigt Koehlers zuzuordnen. Um die kriegstheologische Brisanz, sowie die hermeneutische, den Krieg ästhetisierende Verführungstechnik dieser dramaturgisch ausgefeilten Homiletik, in der die Rezeptionsvorgaben, geistigen Grundgehalte aus den Kreuzzügen und Freiheitskriegen abgerufen werden, zur Gänze zu verstehen, lohnt sich das Wagnis einer Form- und Inhaltsanalyse.

a) Erste Rubrik – Vorrede: Die Schwerterhebungen von 1813–1815, 1870–1871 und 1914

Koehler beginnt, wie die beiden Plusquamperfekte zeigen, mit einem historischen Rückblick, der die deutsche Geschichte geradezu als ruhmvolle „Schwert-Geschichte“ erscheinen lässt. Koehler konnte hier bei vielen Kriegsfreiwilligen an die von Burschenschaftlern geschmetterte dritte Liedstrophe aus Emanuel Geibels „Kennt ihr das Land der Eichenwälder?“ anknüpfen:

„Kennt ihr das kühne, oft belobte,
Das mutentflammte deutsche Herz,
Wie es der Arm, der viel erprobte,
Bewährte mit der Wucht des Schwerts?
Noch führt der Arm den frischen Zug,
Mit dem er einst die Feinde schlug.
//: Das deutsche Herz, ich nenn' es mein,
Und ewig soll es treu bewahret sein.://“²³⁷

Im Kladderadatsch Nr. 34 vom 23. August 1914 stand zu lesen: „Nun hat der starke deutsche Geist / Das alte Schwert aufs neu' geschweißt.“ Dieses Schwert tritt im Schwertsegen als eigenlebendiges Gegenüber, als Emanation aus dem Wort und Geist Gottes, als selbstständige Potenz, als Subjekt des Krieges auf, so dass Koehler nicht *über* es redet, sondern es – wie in der Wagner-Oper Siegfried: „Nothung, Nothung, neidliches Schwert“²³⁸ – direkt anspricht. Koehler redet das Schwert gleich mit mehreren Hoheitstiteln an: Es ist das „gute deutsche“²³⁹, *nie entweihte, siegbewährte, segensmächtige*“ Schwert, zugleich ist es Träger des göttlichen „Wortes“, der „letzten Vernunft“ (der menschlichen wie göttlichen „ultima ratio“), dann auch des „Pfingstgeistes“ und schließlich sogar das „Mundschwert Christi“ selbst (Offb. 19, 15).

Das Schwert, auf das Koehler in der unserem Text vorangegangenen rituellen Schwertweihe mit einer Epiklese den Geist Gottes herabgerufen haben muss (es ist deshalb „zum Wehren geweiht“ und somit „segensmächtig“), lag zum Ritterschlag bereit auf dem Altar. Koehler zitiert nun aus den Balkonreden Wilhelms II.²⁴⁰: „Gott hatte dich uns in die Hand gedrückt.“ Danach nimmt Koehler auf das aus der Schullektüre bekannte²⁴¹ Schwertlied Theodor Körners (1791–1813) Bezug: „Wir hatten dich umfassen wie eine Braut.“ Koehler wird vielleicht zur Verstärkung dieser grauenvollen Phantastik²⁴², in welcher Reiter

und „Schwert-Braut“ miteinander in einen Dialog treten, das Schwert wie zum Gefecht emporgehoben haben. Solche Gestik war in Mode gekommen, nachdem am 19. August 1914 Wilhelm II. am Schluss seiner Ansprache an das 1. Garde-Regiment zu Fuß das Schwert gezogen und hoch über seinem Kopf geschwungen hatte.²⁴³ Bei Körner erklärt sich das Brautmotiv dadurch, dass er, um „theilzunehmen am heiligen Kampfe“, seine Braut zurückgelassen hatte.²⁴⁴ Das Schwert tritt dadurch nicht nur als eigenlebendiges Gegenüber auf, sondern es erotisiert Gewalt und Schlachtentod, um altersspezifische Sehnsüchte, libidinöse Energien von der daheimbleibenden Frau auf den Krieg abzulenkten; „Kampf- und Liebesakt erscheinen austauschbar“²⁴⁵:

„Das Blinken des Schwertes gilt als Liebesgeständnis, das Klirren in der Scheide verkündet die Sehnsucht nach der Trauung, der Kampf selbst ist die Hochzeit, das Schlachtfeld bildet den Traualtar, die Trompeten laden zum Feste ein, die aus der Scheide gezogenen Schwerter der Kameraden führen den Hochzeitsreigen auf, die Kanonen spielen zum Tanze auf, die Todeswunden sind die Blumen und Kränze für die Feier.“²⁴⁶

In der Langemarck-Dichtung tritt diese selbe libidinöse Besetzung zu Tage, wenn es etwa in Albert Arnolds (1880–1965) Versen „An mein Gewehr“ heißt:

„Dann will ich dich, Braeutenchen, umfassen,
Will fest dich halten und warm,
Und will dich nicht locker lassen,
So lange noch markig mein Arm. [...]

Komm, Knarre, du Frauenzimmer,
Jetzt putz' dich und mach' dich bereit;
Dies Leben im Loch waehrt nicht immer,
Mein Braeutenchen, bald kommt deine Zeit.“²⁴⁷

Mit der Anspielung auf Körner weckt Koehler zugleich die unverblasste kollektive Erinnerung an die rund hundert Jahre zurückliegende glorreiche Zeit der Freiheitskriege gegen die napoleonische Vorherrschaft: 1812–1815, so hat Koehler wohl ausgeführt, habe die erste deutsche Schwerterhebung stattgefunden. Nicht wenige Kriegsteilnehmer, wie die Feldpost zeigt, waren auf solche Stimulanzien ansprechbar gewesen.²⁴⁸ Auch der kurz nach dem Kriegseintritt Italiens Ende Mai 1915 erschienene dritte Band der „Kriegsagenda“ von Karl Arper und Alfred Zillesen „Durchhalten!“²⁴⁹ setzte das Liedgut der Freiheitskriege liturgisch ein²⁵⁰; aus dieser Agenda könnte Koehler sogar das „Schwertlied“ Körners rezipiert haben, das übrigens auch jeder Unteroffizier – also auch der oben genannte Albert Arnold²⁵¹ – aus dem vom Königlich Preußischen Kriegsministerium zum Dienstgebrauch herausgegebenen Lesebuch her kannte:

Reiter: „[...] Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzynig,
Als wärest du mir getraut
Als eine liebe Braut!“

Schwert: „Dir hab’ ich’s ja ergeben
Mein liches Eisenleben.
Ach, wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?
Hurra!“

Reiter: „Zur Brautnachts-Morgenröte
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schreien,
Hol’ ich das Liebchen ein.
Hurra!“

Schwert: „O seliges Umfängen!
Ich harre mit Verlangen
Du Bräut’gam, hole mich,
Mein Kränzchen bleibt für dich.
Hurra!“

Reiter: „Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurra!“

Schwert: „Wohl klirr’ ich in der Scheide;
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh.
Drum Reiter, klirr’ ich so.
Hurra!“

Reiter: „Bleib’ doch im engen Stübchen!
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib still im Kämmerlein,
Bleib, bald hol’ ich dich ein.
Hurra!“

Schwert: „Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten
Voll Röslein blutigrot
Und aufgeblühtem Tod!
Hurra!“

Reiter: „So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ’ dich ins Vaterhaus!
Hurra!“

Schwert: „Ach, herrlich ist's im Freien,
Im rüst'gen Hochzeitsreihen!
Wie glänzt im Sonnenstrahl
So bräutlich hell der Stahl!
Hurra! –“

Reiter: „Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm!
Hurra!“ [...]

[Dichter:] „Drum drückt den liebeheißen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläßt!
Hurra!“²⁵²

Koehler wird hiernach an die zweite siegreiche Schwerterhebung Deutschlands erinnert haben: Sie sei im deutsch-französischen Krieg von 1870–1871 aus Anlass der Kriegserklärung Kaiser Napoleons III. (1808–1873) erfolgt. Damals habe Gott den Deutschen wiederum „das gute deutsche Schwert in die Hand gedrückt.“ Gerhart Hauptmann dichtete 1914 im „Reiterlied“:

„Es kam wohl ein Franzos' daher –
Wer da, wer? –
Deutschland, wir wollen an deine Ehr'! –
Nimmermehr!!
Schon wecken die Trompeten durchs Land.
Jeder hat ein Schwert zur Hand.
Man kennt es gut, dies gute Schwert,
Von Spichern, Weißenburg und Wörth,
Das deutsche Schwert.“²⁵³

Mehr als vier Jahrzehnte lang sei dann dieses durch militärische Niederlagen bis 1914 „nie entweihte“, durch die raschen militärischen Erfolge der Einigungskriege von 1864, 1866, 1870/1871 „siegbewährte“ Schwert müßig gewesen. Nun aber, 1914, mit dem erneut aufgezwungenen Krieg, *drücke* Gott dem „edlen deutschen Volk“ dasselbe Schwert zum dritten Mal *in die Hand*, weil es nicht „eingeengt, entehrt, entrechtet und geknechtet“ werden dürfe.²⁵⁴ Erneut „*ruhe*“ es in der „*nervigen Faust*“ der Deutschen. Deutschland „*umklammere*“ dieses Schwert das Unterpfand seiner „*höchsten Kraft*“, „*adele*“ dieses „*zum Zerstören [aller Feinde] geschaffene*“, „zum Wehren geweihte“ Schwert abermals als „*Herold*“ seiner Freiheit.²⁵⁵ Kraftgeladen „*sause es [jetzt] aus der Scheide*“ (vgl. Jer. 47, 6 f). Isolde Kurz dichtete 1914:

„Zehn gegen Einen, in Waffenschein!
Wer bleibt uns treu? – Unser Gott allein.
Die Erde zuckt und der Himmel flammt.
Schwert, nun tu dein heiliges Amt!
Schwert aus der Scheide!“²⁵⁶

Die „*blitzenden*“, leuchtenden Hiebe dieses Schwertes, das mit der in seinem Stahl „geronnenen Kraft und Macht“, dem *furor teutonicus*, dreinschläge, bestimmten auch nun wieder den Lebensrhythmus und Pulsschlag aller Deutschen. „Für deutsches Land das deutsche Schwert! / So sei des Reiches Kraft bewährt!“, donnerten die Bassisten ins Parterre.²⁵⁷ Heinrich Mann zitierte im „Untertan“, der ab 1914 in Vorabdrucken erschien, genau diese Stelle und schrieb über die Wirkung einer Lohengrin-Aufführung:

„Schilder und Schwerter, viel rasselndes Blech, kaisertreue Gesinnung. Ha und Heil und hochgehaltene Banner und die deutsche Eiche: man hätte mitspielen mögen. [...] Eiche, Banner, alles nationale Zubehör war wieder da; und ,für deutsches Land das deutsche Schwert, so sei des Reiches Kraft bewährt‘: bravo! [...] In Text und Musik [waren] alle nationalen Forderungen erfüllt. [...] Der kriegerische Unterbau und die mystischen Spitzen, beides war gewahrt. [...] So war die Musik an ihrem Teil der männlichen Wonne voll, war heldisch, wenn sie üppig war, und kaisertreu noch in der Brunst.“²⁵⁸

Koehlers Schwertanrede erinnert an eine Szene aus der Siegfriedsage, bei der sich Wagnerklang und Gralsschimmer einstellen:

„Nothung! Nothung! Neidliches Schwert!
Zum Leben weckt ich dich wieder. [...]
Jetzt leuchtest du trotzig und hehr.
Zeige den Schächern nun deinen Schein!
Schlage den Falschen, fälle den Schelm!
Schau, Mime, du Schmied:
So schneidet Siegfrieds Schwert!“²⁵⁹

Camille Saint-Saëns (1835–1921) hatte am 5. April 1915 in *L'Écho de Paris* in seinem „Épilogue“ zur „*Germanophilie*“ also nicht zufällig vor der das Siegfriedsschwert besingenden deutschen Studentenschaft gewarnt. In Thomas Manns „*Gladius Dei*“ pfeifen junge Leute in München das Nothung-Motiv²⁶⁰; die Wagneropern waren z. B. durch die „Ehlermann'schen Schulausgaben“ Nr. 91–104 an den Gymnasien durchaus verbreitet²⁶¹:

„Ja, Wagner ist seit über dreißig Jahren tot und an den Geschehnissen der Gegenwart unschuldig, aber der Wagnerkultus ist noch immer lebendig. Wer daran zweifelt, höre, was die deutschen Studenten von Siegfried singen, der zum Schrecken seiner Feinde erwacht sei und mit ganzer Kraft sein altes Schwert Nothung herniedersausen lasse.“²⁶²

b) Zweite Rubrik – Kasualrede: Das mit dem deutschen Pfingstpneuma beseelte Kreuzzugsschwert als „ultima ratio“ Gottes

Nach diesem historischen Rückblick, in welchem das Schwert der Deutschen in seiner gewaltsamen, rein physischen Kraftentfaltung, als „*lieber Schläger*“ gewürdigt wurde – übrigens ein zum Paukboden-Epitheton gewordener Ausdruck, der ursprünglich einem der Trinklieder Theodor Körners entstammt²⁶³ –, wendet sich Koehler nun dem „guten deutschen Schwert“ als „*ultima ratio*“ zu. Von diesem Spruch „*ultima ratio regis*“ (= „Die letzte Vernunft“ oder „letztes Mittel, letzte Möglichkeit, letzter Ausweg des Königs“) wusste man, dass er seit 1742 auf Anweisung Friedrichs d. Gr. in gegossenen Lettern auf jedem deutschen Geschützrohr stand.²⁶⁴ – Dreierlei wird nun in den folgenden Sätzen ausgesagt: Erstens: Das angeredete deutsche Schwert ist ausführende Waffe dieser „*letzten Vernunft*“, wenn alle anderen politischen Mittel versagen. Zweitens: Im Kreuzzug haben Könige und Priester gleichermaßen Anteil an dieser Waffe. Drittens: Das Pfingstpneuma, das als „neuer deutscher Geist“ verstanden wurde, beseelt diese Waffe als ein „von oben Gegebenes“ (δεδομενον σοι ανωθεν; Joh. 19, 11); es befähigt und begeistert die Deutschen „von oben her“²⁶⁵ „zu den Taten ihrer Kraft“. Diese drei Zuschreibungen könnte Koehler in seiner Predigt – wie viele andere Kriegstheologen auch²⁶⁶ – von mehreren neutestamentlichen „Schwertworten“ abgeleitet haben. Röm. 13, 4 spricht von der *ultima ratio* der Könige als Kalkül der irdischen Obrigkeit, die „das Schwert nicht umsonst trägt“, um – man versteht: insbesondere im Krieg – „das Strafgericht an jedem, der Böses tut, zu vollziehen“. Eph. 6, 17 dient als Beleg für die Trägerschaft dieses Schwertes mit dem Geist Gottes: „Nehmt [...] das Schwert des Geistes, welches ist das Wort [= ρημα] Gottes“. Der in Eph. 6, 17 genannte Geist wird sodann mit dem neu verstandenen Pfingstgeist von Apg. 2, 2 ff (vgl. Joel 3, 1 f) identifiziert. Hebr. 4, 12 soll den Beweis erbringen, das dieses Geistschwert auch in der Bibel nicht bildhaft, sondern tatsächlich als eine Waffe im buchstäblichen Sinn zu verstehen sei: „Denn das Wort [= λογος] Gottes ist lebendig und kräftig und [schneidet] schärfer als jedes zweischneidige Schwert.“ Weiter unten folgt noch zur Bestätigung Offb. 19, 15: „und aus seinem [= Christi] Mund ging ein scharfes Schwert, dass er damit die Völker schlage.“

Intention der biblischen Zuschreibungen ist erstens die Behauptung, dass das gegenwärtige „Völkerringen und tobende Völkermorden“, das dem normalen Verstand als das „Allerunvernünftigste“ erscheine, nichts Übles, Sinnloses und Vernunftwidriges, sondern im Gegenteil Ausdruck der „letzten Vernunft“, der „*ultima ratio*“ innerhalb der universalen Weltordnung Gottes sei.²⁶⁷ Mit der Schwert-Anrede „*Du bist nicht bloß der Könige ultima ratio, auch wir Priester des Geistes haben teil an dir und du an uns*“, bringt Koehler zweitens die Vorstellung des von Gott gesetzten, weltlichen und geistlichen Schwertamts ins Spiel, da auch Theologen, die noch nicht ordiniert waren, ihrer militärischen Dienstpflicht nachzukommen hatten²⁶⁸, eingezogen wurden. Außerdem meldeten sich – wie schon in den Freiheitskriegen²⁶⁹ selbst Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834)²⁷⁰ – immer wieder auch ordinierte Pfarrer freiwillig zum Waffendienst an der Front, was nicht nur in den Kirchenleitungen²⁷¹, sondern auch in den jeweiligen Gemeinden heftige Diskussionen auslöste.²⁷² Das Problem war im Übrigen durch Felix Dahns Trauerspiel „König Roderich“ (1876) populär (IV, 7: „Der Kirchen Knechte führen nicht das Schwert“).²⁷³ Daher

ist anzunehmen, dass Koehler auch solche Pfarrer in seinen Entsendungs-Gottesdiensten ansprach. Zwar wird im „Schwertsegen“ die Schwertämter-Terminologie nicht ausdrücklich artikuliert, durch die Kasualie der Schwertleite für den Waffendienst auch ordinierter Pfarrer aber war die Schwertämter-Doktrin zu thematisieren. In den Gemeinden erwartete man eine kirchenamtliche Antwort auf die Frage, mit welcher theologischen Berechtigung sich – trotz Luthers Zwei-Reiche-Lehre²⁷⁴ – die Kirche durch das Waffentragen ihrer Pfarrer im Krieg involvieren durfte. Pfarrer wie Rudolf Schlunck bekannten sich zur Unvereinbarkeit dessen, als „Kämpfer mit Gottes Waffen“ das „Zwangskleid der irdischen Waffen“ überzustreifen.²⁷⁵ Als Pfarrer nicht anerkannt und an die Ostfront versetzt schreibt er am 7. Oktober 1915 von Allenstein aus:

„Das *non plus ultra* aller Zwangslagen scheint mir doch diese, daß ich als Geistlicher schießen und stechen, d. h. also töten soll, wo mein Beruf der Friede ist und mein Herz von Krieg nichts weiß. Da muß mir der barmherzige Gott drüber weghelfen oder vielmehr hindurchhelfen. Ich halte den Feinden lieber das Kreuz entgegen. Wie elend liegt doch der evangelische Pfarrerstand darnieder!“²⁷⁶

Von katholischen Theologen wurde auch in Kriegspredigten der Widerspruch des Waffendienstes zum geistlichen Amt eindeutig festgeschrieben.²⁷⁷ Priester Anton Müller (1870–1939, alias „Bruder Willram“) beklagte sich deshalb:

„Ich darf kein Schwert an meiner Linken führen,
Ob auch die Faust in wildem Krampf sich ballt [...],
Doch meine Leier darf ich männlich rühren –
Und in des Schmerzes wilder Glutgewalt
Darf ich, die Hand ins Saitengold gekrallt,
Den Schlachtschrei rufen kämpfender Walküren!“²⁷⁸

Auch in der Gemeinde Koehlers wird man an der Schwertämter-Diskussion, die schon im Hochmittelalter im Zusammenhang der Kreuzzüge und des Waffen-Engagements der Kirche kontrovers geführt worden war²⁷⁹, nicht vorbei gekommen sein. Die Antwort Koehlers auf die Frage, ob der Waffendienst zumal ordinierter Pfarrer theologisch zulässig sei, die wir aus der Populärfassung seiner Dissertation erschließen können, fiel so aus, dass er für das waffentragende Zusammenwirken von weltlichem und geistlichem Schwertamt auf die hochmittelalterliche Institution des Kreuzfahrertums verwies²⁸⁰, in welchem sich menschliche und göttliche „ultima ratio“ zur Bekämpfung der Feinde Gottes und des Christentums²⁸¹ zu einer Willenseinheit zusammenschlossen:

„Ein Kreuzzug ist uns dieser Krieg, weil und soweit wir uns auf den Geist des heiligen Kreuzes besinnen und von ihm innerlich die Kraft holen, mit der wir vor Gott und Menschen bestehen können. Wir setzen an unserem Teil fort, was Christus an seinem Teil durch das Kreuz besiegelt hat: daß der Fürst dieser Welt ausgestoßen, daß die Macht der Frevler gebrochen und Raum und Recht für Freiheit und Friede geschafft werde. Es steigert der Krieg den wahren Wert des Menschen, weil er ihm die Gelegenheit bietet, seine besten Kräfte zu

entfalten, seine heiligsten Opfer zu bringen, und somit höheres, ewiges Leben zu gewinnen. Und unser Volk, das sich wenigstens in seinen Hauptteilen durch diesen Krieg glaubend, hoffend, liebend an Gottes Herz hat zurückholen lassen, darf getrost diesen Krieg führen als heiligen Kampf, den Gott von ihm fordert, eben weil er es nicht zugrunde gehen lassen und zur leichten Beute seiner Feinde werden lassen will. [...] Wenn die alte Christenheit oft das ganze Christentum unter dem Bilde des Kriegsdienstes Christi darstellte (*militia Christi*), wenn die mittelalterliche Christenheit die Art und Aufgabe der Kirche auf Erden wesentlich als die einer kämpfenden erkannte, wenn der Heiland den Deutschen das Christentum unter dem Bilde der Mannentreue gegen ihren Herzog und Feldherrn vermittelte²⁸² – was sollte uns heute hindern, mit einer etwas anderen Wendung der Gedanken den Kampf, der der deutschen Christenheit auf Erden verordnet ist, als einen Gottesdienst aufzufassen? ‚Du darfst auch das Schlachtfeld als Altar erkennen, worauf du willig legst dein bestes Gut.‘ [...] Wir haben jetzt das Ansehn und die Gerechtigkeit des Glaubens als Deutsche zu vertreten in der Welt. Und damit tut das deutsche Volk einen Gottesdienst; wir kämpfen jetzt für Gott und den Sieg seiner gerechten Sache in der Welt gegen seine ärgsten Feinde.“²⁸³

Für die Schwertleite-Gottesdienste und die damit verbundene Schwertämter-Diskussion über die Vereinigung von Politik und Glaube, Staatsrecht und Religion, irdischem und göttlichem Kriegsdienst²⁸⁴ griff Koehler nun auf das Schwertsymbol zurück. Er wählte als zugkräftiges Symbol für den Kreuzzugs-Synergismus beider Schwerter das vom Geist Gottes beseelte „gute deutsche Schwert“. Schon die mittelalterlichen Kreuzzüge hatten sich hierfür nicht allein auf das Kreuzsymbol beschränkt. Bei der Doppelbelehrung des Normannenfürsten Rainulf von Alife 1137 etwa fand man als Symbol des Synergismus die Petersfahne, deren Fahnenstock der Papst am oberen, der Kaiser am unteren Ende fasste²⁸⁵, um so das Ineinandergreifen beider Schwertämter sinnfällig zu demonstrieren. Koehler kreierte mit dem von Krieger und Priestern zugleich gefassten „guten deutschen“, vom Geist Gottes beseelten Schwert ein ganz analoges Modell der weltimmanenten und doch zugleich reichsgotteshaften Willenseinheit.²⁸⁶

c) Dritte Rubrik – Schwertweihe, Vermahnung und Ritterschlag

„Und der Pfingstgeist soll unser Schwertgeist sein“, heißt es daher drittens, „bist du uns doch wie er ein von oben uns Gegebenes.“ Koehler leitet mit diesen Worten zur Weihe des auf dem Altar liegenden Schwertes über. Nachdem er den Logosgehalt des Krieges und das Ineinander von weltlichem und geistlichem Schwertamt erklärt hat, ruft Koehler nun den Pfingstgeist, der die Deutschen zur Waffentat im gegenwärtigen Krieg befähigt, auf das Schwert herab.²⁸⁷ In seinen die Epiklese begleitenden Worten greift Koehler auf die deutsche Geschichte als eine „von oben“ bewegte Geschichte zurück, die dadurch unmittelbar hagiographische Züge annimmt: Der Heilige Geist habe sich in allen den Deutschen aufgezwungenen Kriegen nicht nur als weltliche wie geistliche *ultima ratio*, sondern auch als ein zum Kreuzzug aufrufender deutscher Pfingstgeist gezeigt – und so auch wieder in der jetzt von vielen als „Pfingststurm“ erlebten „Augustbegeisterung“ von 1914, die man in der Kriegstheologie üblicherweise gerne mit der „von oben gegebenen“ (ανωθεν; vgl. Joh. 3, 3.31; 19, 11) Ausgießung des Heiligen Geistes von Joel 3, 1 f und Apg. 2, 16 ff ver-

glich.²⁸⁸ Koehler wird zuvor in seiner Predigt an das – wie die Legende es will²⁸⁹ – Pfingstphänomen der Volkserhebung von 1812–1815, als „alle, alle kamen“²⁹⁰, sowie an die gleichfalls legendäre Pfingsterhebung von 1870/1871, als Deutschland „vom Fels bis zum Meer“ gegen Napoleon III. aufstand, erinnert haben. Bezüglich der Vorstellung dieser deutschen Pfingstgeschichte, die sich seit Luthers Reformation bis zum gegenwärtigen endzeitlichen Völkerringen „teleologisch“²⁹¹ gesteigert habe, kann Koehler auf legendenhafte Kollektiv-erinnerungen und popularisierte Versatzstücke aus den Aprioris von Hegel, Fichte, Arndt und anderen²⁹² als Rezeptionsvorgaben zurückgreifen. Auch Friedrich Naumann (1860–1919) hatte in einer Andacht seiner „Gotteshilfe“ von 1900 den „Weltgeist“ zum Pfingstgeist der Freiheitskriege, zum Geist der religiösen Erneuerung Deutschlands gemacht:

„Wie war es eigentlich, als man vor reichlich hundert Jahren [d. h. zur Zeit der französischen Revolution] glaubte, ihn entbehren zu können? Es ging dann eine ganz kleine Zeit, dann aber [in den Freiheitskriegen] erschien das höchste Wesen wieder am Firmament, und aus diesem höchsten Wesen wurde [wieder] der ewige Vater und sein Sohn.“²⁹³

Auf dieser Stufenleiter pneumatischer Erweckungen und Kreuzzugs-Schwerterhebungen habe Deutschland mit dem gegenwärtigen Krieg eine weitere, neue Stufe seiner Heilsgeschichte erklommen. Koehler appelliert zur Bestätigung dessen an Evidenzerfahrungen, welche die Deutschen seit Kriegsbeginn mit dem vom Pfingstgeist beseelten Schwert gemacht hätten: *„Schon haben wir gespürt, wie stark wir wurden durch dich, und wie fest und wie frei!“* In der Pfingstliturgie der damals für den gottesdienstlichen Gebrauch von vielen Landeskirchen zugelassenen Kriegssagende von Karl Arper und Alfred Zillesen, die Koehler offenbar gekannt hat, heißt es zu Pfingsten genauso: „Wir habens lebendig gefühlt, daß die Zeit der Not uns mit deiner Hilfe zu einer Zeit des Segens werden soll.“²⁹⁴ Koehler wird an die Erfahrungen erinnert haben, die man mit dem „Burgfrieden“ gemacht habe, der von Wilhelm II. auf dem Balkon des Stadtschlusses und im Reichstag proklamiert worden war.²⁹⁵ Hier könnte sich Koehler auch auf die Satzungen des „Gottesfriedens“ während der Kreuzzüge bezogen haben, mit denen man Spaltungen, Fehden und Zwistigkeiten der Christen untereinander zu beseitigen versuchte.²⁹⁶ Der politische Zusammenschluss der bis dato zerstrittenen Parteien in Deutschland würde sich also harmonisch in die Gepflogenheiten der Kreuzzüge einfügen. Wie sehr hätte das Schwert in der Wirkweise von Wort und Geist Gottes das bislang so zerstrittene deutsche „Wesen“²⁹⁷ bereits wieder zur Eintracht „verklärt“, „genesen lassen“, „neugeschaffen“, „wiedergeboren“, „geläutert“, seine „ungeahnten sittlichen Kräfte geoffenbart“²⁹⁸, um es aus dem „heiligen Kampf“ siegreich hervorgehen lassen. Kriege galten als „Prozesse der Läuterung und Reinigung“, als „Saatfelder der Tugend und Erwecker der Helden.“²⁹⁹ Mit der Formulierung *„Taten unserer Kraft“* verweist Koehler auf die militärischen Anfangserfolge Deutschlands und spielt hierbei auf die wunderhaften Taten, die „Verteidigungswunder“ der Kreuzfahrer³⁰⁰ an. Den pfingstlichen Schwertgeist in seiner begeisternden Wirksamkeit in der Heimat und an der Front beschreibt er mit den Prädikaten der Feuertaufe (Matth. 3, 11; Luk. 3, 16 f; 12, 49) und des Pfingstwunders (Apg. 2, 3.6 ff): „Feuerfunken, die von Leben zeugen und Licht“, „Feuerzungen“, „denn jeder versteht dich, weil du den Eingang in alle findest.“³⁰¹ In seiner Predigt wird Koehler alles dies mit dem deutschen Kampfgeist, dem Kamerad-

schaftsgeist, der „altgermanischen Mannestreue“, der Disziplin, dem „Wetteifer der Liebe ohnegleichen“, dem deutschen „Geist der Innerlichkeit“ zusammengebracht haben.³⁰²

Das geweihte Schwert wird sodann im Stil der zahlreichen Pfingstlieder „*Veni creator spiritus*“ invoziert. Das „*Komm, Schwert, du bist mir die Offenbarung des Geistes*“ entspricht formal den Gesangbuchversen „Höchster Tröster, komm hernieder“, „Komm, heiliger Geist, Herre Gott“, „Komm, o komm, du Geist des Lebens“ etc.³⁰³ Der plötzliche Wechsel der Rede in die erste Person („*du bist mir die Offenbarung des Geistes*“) ist ein parenthetisch eingeschobener Ausruf, mit dem der Initiant respondiert, der nach dem Traditionsbrauch an dieser Stelle, noch vor dem Ritterschlag, das Schwert ein erstes Mal entgegennimmt, um es „mannhaft zu schwingen“ (*vibratio gladii*), es symbolisch auf dem linken Arm zu reinigen, als wäre es schon vom Blut befleckt, und es danach dem ordnierenden Bischof zum Ritterschlag zurückzugeben.³⁰⁴ Dieses „*Komm, Schwert, du bist mir die Offenbarung des Geistes*“ passt inhaltlich zu einer Reihe von Pfingstliedern, die vom individuellen und nicht kollektiven Geistempfang sprechen; so etwa in den Pfingstchorälen wie: „Zeuch ein zu deinen Toren, / Sei meines Herzens Gast“, „Sende Vater deinen Geist, / Da ich vor dein Antlitz trete“ usw.³⁰⁵ In seiner Abhandlung „Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt“ lässt Koehler vermutlich einen anderen Initianten den Krieg – ebenfalls in responsorisch eingeschobener Rede – genauso direkt wie das Schwert anrufen: „Aber nun komm, du Krieg, und gib mir Gelegenheit, einer großen Sache, meinem Herrn, zu dienen.“³⁰⁶ Dem entspricht ebenfalls, dass gerade in den Pfingstchorälen die Terminologie der spirituell gemeinten, aber dann buchstäblich verstandenen Kreuzritterschaft gut vertreten ist wie etwa: „Daß wir hier ritterlich ringen, / Durch Tod und Leben zu dir dringen“, „Laß uns deine edle Balsamkraft / Empfinden und zur Ritterschaft / Dadurch gestärket werden“, „Laß uns hier kämpfen ritterlich / Und zu dir dringen seliglich“, „Hilf kämpfen ritterlich, / Damit wir überwinden“ etc.³⁰⁷ Koehler hat hier wahrscheinlich im Hinblick auf den einzelnen Initianten der Schwertleite eines dieser pfingstlich-kämpferischen „Ich-Lieder“ des persönlichen Geistempfangs singen lassen.

Das Ritual setzt sich danach fort mit einer Ermahnung, die seit biblischen Zeiten üblich ist³⁰⁸ und in Europa als Topos in den Predigten des Dreißigjährigen Krieges wiederkehrt: Gott straft und läutert sein Volk durch Kriege und Niederlagen.³⁰⁹ Hier heißt es: Deutschland habe aus den siegreichen Kriegen 1813–1814 und 1870–1871 nicht die richtigen Konsequenzen gezogen, die es hätte ziehen müssen; in dieser Richtung predigte als einer von vielen auch Hofprediger Lic. theol. Bruno Doehring (1879–1961) am Neujahrstag 1915:

„Stehen wir also gegenwärtig in der Geburtsstunde deutschen Wesens und hat es uns alle so hoch beglückt, als wir [im August 1914] diesen Hauch verspürten, – reden wir von großer Zeit, weil sich Großes in unserem Volke begibt: eines bleibt doch zu beachten trotz allen Hochgefühls! Das ist: Hat uns dieser Geist auch in der Tiefe unseres Wesens ergriffen? Was hilft's, vom deutschen Wesen und vom deutschen Geist zu singen und zu sagen, wenn wir nicht Träger dieses Wesens, Helden dieses Geistes werden! [...] Wenn wir wirklich die uns mit diesem Kriege gestellte weltgeschichtliche Aufgabe lösen wollen und dem deutschen Wesen die Bahn freimachen sollen, daß die Welt an ihm genese – dann müssen wir, die einzelnen, uns rückhaltlos daraufhin geprüft haben, ob wir denn schon gesund geworden



Abbildung 5: Darstellung einer Ritterschlag-Zeremonie aus dem Pontificale Romanum, 1862.

sind, damit andere an uns gesunden können. [...] In den letzten hundert Jahren hat es bekanntermaßen zwei Momente gegeben, die von dem deutschen Volk wie eine Gottesstunde aufgefaßt worden sind, die ihm seine Stellung in der Welt schaffen sollte: es waren die Kriege von 1813/14 und 1870/71. Aus beiden aber hat das deutsche Volk die Konsequenzen nicht gezogen, die es hätte ziehen müssen, beide Male ein hochgespannter Idealismus, der den Krieg siegreich zu Ende führte und beide Male hinterher ein jäher Absturz ins Materialistische: Ein Aufgehen und Sichverzehren im Irdischen, ein Vergessen dessen, was in großer schwerer entscheidender Stunde kraftgebend und siegverleihend sich erwiesen hat. [...] Jetzt stehen wir zum dritten Male im Krieg, im schwersten von allen. Zum dritten Male wird Geschichte, daß unser Volk, als es dem Geist des lebendigen Gottes sich öffnete, ein Volk wurde von ungeahnter innerer Kraft, von ungeahnter sittlicher Reife. [...] Jetzt ist die Stunde gekommen, in der der lebendige Gott unserem Volk die schicksalsschwere Frage stellt: Deutsches Volk, du stehst vor einem unwiederholbaren Wendepunkt. [...] Willst du deinen Weltberuf erfüllen? [...] Dann aber halt auch fest den Geist, aus dem du neu geboren wardst in diesen gewaltigen Kriegstagen!³¹⁰

Auch Pfarrer Fritz Philippi (1869–1932) predigte in diesem Sinn:

„Gott sei Dank, daß der Krieg gekommen ist, ich sage es auch heute noch, im dritten Kriegsjahr; und Gott sei Dank, daß wir noch keinen Frieden haben; ich sage es auch heute noch trotz allen Opfern [...]. Die Wunden würden sich bald wieder schließen und das Volk würde noch ärger werden wie zuvor [...]. Darum sage ich noch einmal: Gott sei Dank, daß wir den Krieg haben; er allein kann unser Volk noch retten, wenn es überhaupt noch möglich ist, wie wir zuversichtlich hoffen. Er ist das große Operationsmesser, mit dem der große Arzt der Völker die furchtbaren, alles vergiftenden Eiterbeulen aufschneidet.“³¹¹

Als ein solcher Aufruf zur allerletzten Chance der Bewährung, die durch Glaubensmangel, Zwistigkeiten, Hinterlist und Lüge nicht vertan werden dürfe, ist nun der folgende Abschnitt des Schwertsegens zu verstehen, mit dem auch noch die letzten verbliebenen, „heimlichen, verborgenen“ Vorbehalte gegen den heilsamen Krieg diffamiert werden. Liturgisch entspricht er der priesterlichen Ermahnung in den Ritterschlag-Ritualen.³¹² In Koehlers Abhandlung „Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt“ findet sich hierzu ein Satz, der den von ihm praktizierten Entsendungsgottesdiensten entnommen sein könnte:

„Nun zeig, was an dir selber ist und laß dich prüfen auf deine Art, auf dein Wesen, deine Kräfte, deinen Charakter, ob du Glas bist oder Erz, ob Strohhalme oder Eiche, ob Freier oder Knecht.“³¹³

Inhaltlich findet sich dieser bewährungstheologische Appell, der nach dem Kriegseintritt Italiens besonders dringend erschien, auch durchgängig in den Pfingstliedern wieder.³¹⁴ So wie sich das „gute deutsche Schwert“ gegen alles „Falschverbundene“ und „Verlogene“ in der Völkerwelt richtet (vgl. Ps. 144, 5 ff)³¹⁵, bevor Christus den Frieden bringen kann (Matth. 10, 34 f), so muss dieses Schwert, das jetzt kurzerhand als Christi Mundschwert (Offb. 1, 16; 2, 12; 19, 15; Jes. 11, 4) angesprochen wird, das auch im deutschen Volk noch Verbliebene an „Falschverbundenem“ (1. Kor. 1, 10), das „Heimlichste und Verborgenste der Lüge“ (1. Kor. 4, 5) zum Austrag [d. h. ans Licht] bringen und alles zerstören, was nicht sein ist.³¹⁶ Gewiss wendet sich diese Warnung nicht nur an die einzusegnenden Neuritter, sondern gegen alle noch Unentschiedenen, Zauderer und „Flaumacher“ in der deutschen Bevölkerung.³¹⁷ Koehler verweist jedoch insbesondere die Initianten darauf, dass das Mundschwert Christi zuallererst unter ihnen alles Hinderliche und Störende heimsuchen müsse (vgl. Hes. 9, 1 ff; 1. Petr. 4, 17), um das deutsche Volk für die ihm von Gott zugedachte gewaltige heilsgeschichtliche Aufgabe zuzurüsten.

d) Vierte Rubrik – Treueschwur und Ritterinvestitur

In die folgende Christusrede, als deren prophetisches Sprachrohr, „Deuter göttlicher Geheimnisse“ sich Koehler ausgibt³¹⁸, sind dann weitere Formelemente der Ritterinvestitur integriert. Deren Reihenfolge variiert in den Ritualen bisweilen³¹⁹ und konnte in den Entsendungsgottesdiensten aus praktischen Gründen auch nur in sehr reduzierter Form vollzogen werden: Vermahnung, Backenstreich, Ritterschlag, Absolution, Einkleidungsritual³²⁰ und Entlassung. Die Rede Koehlers wird spätestens an dieser Stelle zum Textbuch eines zu seinen Worten parallel ablaufenden Rituals. Zunächst erfolgt – direkt an den Durchhalte-Appell anschließend – die Vermahnung, die hier aus einem aus mehreren biblischen Schwertworten zusammengesetzten Drohwort (vgl. Offb. 2, 12 f; vgl. Jer. 23, 24 und Ps. 139, 2 ff³²¹; s. a. Am. 9, 9 f; Luk. 22, 31; Offb. 2, 16) besteht: „Denn so spricht er, der das scharfe, das zweischneidige Schwert hat: ich weiß, wo du wohnst, und wo sich verbergen deine heimlichsten Gedanken. Nicht eher kann mein Geist sich regen in dir, als bis du durch das Schwert meines Geistes deine verborgensten Tiefen hast aufdecken lassen vor mir, und bis das in dir sichtende zum richtenden ward.“³²² Ob nach dieser Vermahnung, die

hier die liturgische Aufforderung zur Rittertugend ersetzt³²³, der Treueschwur der Neuritter erfolgte, ist aus dem Text Koehlers nicht ersichtlich, aber doch anzunehmen. Für die Schwertleite der Freiheitskriege ist an dieser Stelle eine solche Treueschwur-Zeremonie durch ein Gedicht Arndts belegt:

„Der Knabe Robert fest und werth
Hält in der Hand ein blankes Schwerdt,
Er legt das Schwerdt auf den Altar,
Und schwört beim Himmel treu und wahr:

,Ich schwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwerdt in fester Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir hold zu seyn.

Ich schwöre dir, o Freyheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch,
Mit Herz und Seele, Muth und Blut;
Du bist des Menschen höchstes Gut.

Auch schwör' ich heißen, blut'gen Haß
Und tiefen Zorn ohn' Unterlaß
Dem Franzmann und dem franschen Tand,
Daß sie nie schänden deutsches Land.

Du droben in dem Himmelszelt,
Der Sonnen lenkt und Herzen hält,
Du großer Gott, o steh mir bey,
Daß ich es halte wahr und treu.

Daß ich vom Lug und Truge rein,
Dein rechter Streiter möge seyn,
Daß dieses Eisen ehrenwerth
Für's Recht nur aus der Scheide fährt.

Und zieh ich's gegen's Vaterland
Und Gott, dann welke hin, o Hand!
Dann dorre, Arm, zum dürren Ast!
Dann werd' ein Halm dir Centnerlast!‘

O nein! o nein! o ewig nein!
Der Robert will kein Schurke seyn,
Der Robert schwört's bey Gott, dem Herrn:
Die Ehr' und Tugend bleibt sein Stern.“³²⁴

Hiernach lädt Koehler nun die zu weihenden Neuritter zum Empfang des Ritterschlags ein: „*Halte diesem Schlag stille, und du erhältst den Ritterschlag des Geistes!*“ Mit dem ers-

ten „Schlag“, dem der Initiant „stillehalten“ soll, ist nach uraltem Brauch ein symbolischer Backenstreich gemeint, mit welchem dem Knieenden als rituelles Zeichen der Selbstprüfung und Bewährung ein leichter Schlag ins Gesicht („*alapa*“) versetzt wurde.³²⁵ Koehler wird diesen Backenstreich ausgeführt, dann das epikletisch geistbeseelte Siegschwert vom Altar genommen und den Ritterschlag (d. h. den eigentlichen „Schwertsegen“) mit- samt der sakramental-magischen Geistberührung an den Initianten vollzogen haben.

Der weitere Verlauf des „Schwertsegens“, die Christusrede fortführend, enthält Elemente der General-Absolution und des Einkleidungsrituals einer Ritterpromotion. Das nach einem Ritterschlag übliche „Erhebt Euch“ ist ersetzt durch das: „*Und nun komm, mein durch mich Gesegneter! Ich habe noch Großes vor durch dich.*“ Koehler legt dem sprechenden Christus hier ein oft zitiertes Bismarck-Wort in den Mund, dass Gott „mit dem deutschen Volk Großes vorhabe.“³²⁶ Danach wird im Sinn einer Blanko-Absolution die in den Krieg ziehende Jugend Deutschlands von Christus für „*geschieden von der Sünde*“ und „*untrennbar verbunden mit der Liebe Gottes*“ erklärt. Koehler zitiert hierfür – z. T. sinnwidrig – Verse aus dem Römerbrief (Röm. 8, 33–35: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht ...“). Die Worte Koehlers erinnern hier an die vor dem Kampf den Kreuzrittern erteilte General-Absolution, die diesen im Falle ihres Schlachtentodes, der mit dem Opfertod Christi verglichen wurde, sogar den sicheren Eintritt ins Paradies garantierte.³²⁷ Statt der bisweilen üblichen Insignienübergabe von Panzer, Schild, Helm, Sporen, Schwert³²⁸ etc. (Eph. 6, 10 ff) verheißt die Christusrede Koehler den zum Ritter Geschlagenen danach als Zeichen ihres neuen Standes verschiedene andere Dinge als Heilsgaben für den Kampf: zunächst einen „weißen Stein“ (Offb. 2, 17), der die Farbe der Himmlischen und der Kreuzzüge³²⁹ besitzt und als Talisman³³⁰, als Schutzamulett dient. Da dieser Stein mit seiner geheimen, zaubermächtigen Inschrift des „neuen Namens“, des Paniers Christi, den die heidnischen, widergöttlichen Feinde Deutschlands „nicht kennen“ würden (Offb. 2, 17), versehen ist, überwinde der geweihte Ritter alle Gefahren.³³¹ Danach, so als ob es sich um ein Siegel, Wappen oder eine Helmzier handeln würde, wird der Neuritter – wie bei der Taufe – noch mit dem Monogramm Christi, bzw. einem „Kreuz an der Siegerstirn“ (Offb. 7, 3; 14, 1; 22, 4) bezeichnet.³³² Es kann sein, dass Koehler an dieser Stelle die Initianten mit dem Kreuzeszeichen an ihrer Stirn versehen hat.

e) Fünfte Rubrik – Entlassung und Sendungsgebet: „Rüste dich und rase und richte!“

Zuletzt erfolgt das den Ritterschlag-Ritus abschließende Entlassgebet, bzw. Entsendungswort³³³, mit dem auch Koehlers Christusrede endet: In der letzten Notzeit unüberwindbar, unsterblich geworden (Mark. 16, 18; Joh. 10, 28) – „*Keiner soll dich töten dürfen*“, die „*Beute die Fülle habend*“ (Jes. 53, 12) – „*darf*“ der neue Kreuzritter alle Feinde ringsum „*umbringen*“. Die von ihm getöteten Gottesfeinde, die Deutschland jetzt noch „*allenthalben umgeben*“, gelten als die von Gott selbst Erschlagenen; sie sind die „*Erschlagenen des Herrn*“ selbst (1. Sam. 25, 28; Jer. 25, 33), „*Und du sollst sie alle umbringen dürfen als meine Erschlagenen.*“ Die im Edda-Spruch-Stabreim formulierte Christusrede Koehlers

ebnet den Weg in die Gewissen- und Schrankenlosigkeit von Vernichtungskriegen, mit Hilfe derer das Erlösungswerk vollbracht werden soll: „*Rüste dich und rase und richte*“ (bei Arndt hieß es: „Schlage, reiße, morde, rase!“³³⁴), „*im Namen des Herrn darfst du sie zerhauen!*“ (Hes. 23, 47). So predigte auch Divisionspfarrer a. D. Lic. Adolf Schettler, Pfarrer in Berlin-Wilmersdorf, 1915 getreu nach Luther³³⁵:

„Dem Soldaten ist das kalte Eisen in die Faust gegeben, und er soll es führen ohne Schwächlichkeit und Weichlichkeit. Der Soldat *soll* totschießen, *soll* dem Feinde das Bajonett in die Rippen bohren, *soll* die sausende Klinge auf den Gegner schmettern, das ist seine heilige Pflicht, ja, das ist sein Gottesdienst. Denn der ihn auf seinen Platz gestellt hat, daß er dem Guten und dem Rechte zum Siege ver helfe, das ist Gott. Wer nicht schießt, wenn er schießen sollte, handelt als ein Schurke. [...] *Unsere Schuld* ist es wieder nicht, wenn wir zur Blutarbeit des Kriegers auch noch die des Henkers verrichten müssen. [...] Luther sagt, und Luther war ein deutscher Mann und ein frommer Mann: Die Hand, die solches Schwert führt und würgt, ist alsdann nicht mehr Menschenhand, und nicht der Mensch, sondern Gott hängt, rädert, enthauptet, würgt und krieget; es sind alles seine Werke und Gerichte. [...] Fest das Schwert gefaßt! Jeder Hieb muß sitzen, jeder Schuß muß treffen! Im Namen Gottes, der euch zu Rächern für all die Greul und das Blutvergießen dieses Krieges bestellt hat; der euch die Vollstreckung seines Urteils übertragen hat über die gottvergessene, blutdürstige, habgierige Politik unserer Feinde: schlägt drauf!“³³⁶

Auch bei diesem rituell gestalteten Gewalt-Exzess³³⁷ knüpft Koehler an Vorstellungen der Kreuzzugsideologie an.³³⁸ „Verflucht sei, wer sein Schwert aufhält, dass es nicht Blut vergießt“ (Jer. 48, 10) gilt als das Lieblingszitat Gregors VII.³³⁹ „Die Arche der Kirche schwimmt“ damit „im Blut.“³⁴⁰ Zu deuten ist die rohe Brutalität dieser Aufrufe vor dem Hintergrund der Endzeit-Spekulation, der wohl auch Koehler folgte: Im gegenwärtigen Krieg reife die „Drachensaat des Bösen“ immer weiter aus, so dass der Antichrist bald hervortrete, womit seine endgültige Vernichtung nahe herbeigerückt sei (vgl. Offb. 20, 7 ff).³⁴¹ Mit der Kreuzzugsideologie hatte diese Endzeitvorstellung insofern zu tun, als mit Hilfe der Eroberung und „Befreiung“ Jerusalems durch die Kreuzfahrer das Herannahen der Endzeit beschleunigt werden sollte (vgl. syr. Bar. 20, 2; 4. Esr. 6. 19 und Mark. 13, 20).³⁴² Für manchen Zuhörer, der geschichtsmystisch tiefer zu blicken glaubte, war da nicht ohne Belang, dass der nun einen „Kreuzzug“ gegen das Böse schlechthin befehlige Wilhelm II. im Herbst 1898 eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatte.³⁴³ So schließt denn der „Schwertsegen“ Koehlers auch ganz massiv in der Perspektive der Eschatologie: Die Gerichtstage des Menschensohns kündigten sich adventlich an, der Jüngste Tag werde in Bälde anbrechen; der Geist Gottes werde „*durch die Totengebeine rauschen*“ (Hes. 37, 5 ff. 12 ff)³⁴⁴ – ein Zitat aus Hes. 37, das auch Johann Gottlieb Fichte für die endzeitliche Erweckung Deutschlands in Beschlag nahm.³⁴⁵ Mit der allgemeinen Totenerweckung werde aus den geöffneten Gräbern (Matth. 27, 52 f; Joh. 5, 28 f) eine durch den deutschen Kreuzzug von aller Sünde gereinigte neue Menschheit, ein „*heilig unsterblich, unsträflich Geschlecht*“³⁴⁶ (Eph. 1, 4; 5, 27; Kol. 1, 22; Offb. 14, 1–5) auferstehen. –

4) „Das Ornament wird zum Verbrechen“ – Koehlers Inszenierungskunst – Eine erste Bilanz zu den Merkmalen der deutschen Kriegstheologie 1914–1918

Wilhelm Pressel urteilte über den „Schwertsegen des deutschen Geistes“, dass hier „die für die Kriegstheologie charakteristische Vermischung von biblisch-eschatologischem und ideologischem Denken besonders kraß in Erscheinung“ trete, und dass „die ideologische Verklärung des Weltkriegs innerhalb der Kriegspredigtliteratur hier ihren wohl extremsten Ausdruck gefunden“ habe.³⁴⁷ Dieser von Pressel „extrem“ genannte ästhetizistische Ausbruch von Blasphemie war allerdings durchaus kein Einzelfall, zumal auch in anderen Kirchengemeinden Schwertleite-Rituale durchgeführt wurden. Nicht weniger „extrem“ und häretisch klang es in Texten wie bei Pfarrer Fritz Philippi u. a. in seinem Gedicht *„Wir sind das Volk des Zorns geworden“* von 1914, das zwar nicht ausdrücklich von Kreuzfahrern, aber doch immer noch unmissverständlich vom „grimmigen Männerorden“ und „heiliger Raserei“ spricht:

„Wir sind das Volk des Zorns geworden.
Wir denken nur noch an Krieg.
Wir beten als grimmiger Männerorden,
bluteingeschworen, um Sieg!

Wir üben Gottes allmächtigen Willen;
und seiner Gerechtigkeit Schrei
woll'n wir an den Frevlern rächend erfüllen,
voll heiliger Raserei.

Uns ruft Gott in mordende Schlachten.
Und stürzen drob Welten ein,
wir müßten selber uns gottlos verachten,
sollt Deutschland verloren sein.

Als Kriegs-Zuchtrute sind wir gebunden,
blitzflammend wir zucken empor.
Als Rosengarten blühen unsere Wunden
fromm an dem himmlischen Tor.

Hab Dank, Herrgott! Dein zornig Wecken
tilgt unsere sündige Art.
Nun schlagen wir als dein eiserner Stecken
allen Feinden in den Bart.“³⁴⁸

Dieses an Ps. 2, 9 („Du sollst sie mit einem eisernen Zepter zerschlagen!“) und Offb. 2, 27; 12, 5; 19,15 entwickelte messianisch-eschatologische Kreuzzugsverständnis mit dem Ruf *„Gott will es!“* kam später in der nationalsozialistischen Dichtung nicht weniger ästhetizistisch zum Durchbruch:

„Die Gefechte der Welt sind Herrgottsgebot,
 So zeugt und würgt, gebt Leben, gebt Tod,
 So heiß das Herz, so hart der Hieb,
 Dem Feind zu leid, uns selbst zu lieb,
 Wir setzen den Stamm in den Wuchs der Welt,
 Her, vor mein Schwert, wem's nicht gefällt,
 Dem wird da Friede werden! [...]

Alle Fahnen Gottes führen die Fahrt,
 Heil dem, der heil sich selbst bewahrt,
 Alle Himmel hüten ihm Schwert und Stirn,
 Er lebt ins Licht, er stirbt ins Gestirn.
 Seid das Heil und das Leid, seid dem Gott bereit,
 Seid licht und echt in Ewigkeit.
 Werft Sieg in die Welt, *Gott will es!*³⁴⁹

Der Wesens- und Willenskern der protestantischen Kriegstheologie ist hier wie dort mit allen seinen Merkmalen klar zu erkennen. Innerste Triebfeder war das Bemühen der Ästhetisierung des Krieges mit sakraler, archaischer, sentimentaler und pseudometa-physischer Ornamentik.³⁵⁰ Die der Kriegstheologie günstigen Rezeptionsgrundlagen wurden von hier aus abgerufen; zugleich wurde Widerständiges verunglimpft. Die Religion diente auf diese Weise als Projektionsfläche persönlicher wie national-heilsgeschichtlicher Großmachtträume, um sich zu „Entscheidung und Sieg“ oder zu „Opfer und Tod“ begeistern lassen, zu tyrantischer „Sterbekunst“, um das eigene „Leben hinein[zu]schmelzen in die Glut neuen [deutschen] Werdens“, in den Krieg als „Lebenswecker Tod“ zur Erlösung für die ganze Welt.³⁵¹ Wenn das zu Höchstem ausersehene Deutschland „versänke“, so wusste man aus der in Schulausgaben abgedruckten 14. Rede an die deutsche Nation von Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), dann würde auch die ganze Welt „versinken“.³⁵² Mit solcher Nationalisierung der Welterlösungslehre, die schon von der Lyrik der siegreichen Freiheitskriege und des Siebziger Krieges propagiert worden war, versuchte Pfarrer Koehler seine Zuhörer zu überwältigen. Die damit einhergehende Ästhetisierung des Grauens, das dubiose „Ornament“, wurde damit – nach einer Formel von Adolf Loos – zum „Verbrechen“.

Die Loos'sche Formel verdient hier – im Zusammenhang des Ästhetizismus –, noch eigens erörtert zu werden. Adolf Loos hatte mit ihr im Januar 1910 und Februar 1913 in verschiedenen Vorträgen und Aufsätzen zur Architektur zunächst nur gegen das Ornament, den „Zierrat“ als funktions- und zwecklosen Zusatz zu Gebrauchsgegenständen polemisiert.³⁵³ Loos' Ablehnung des Ornamentalen hatte indes nichts mit der präfaschistischen Futuristik eines Antonio Sant'Elia (1888–1916) zu tun, der in seinem Manifest „L'Architettura Futurista“ vom 11. Juli 1914 zur Auslöschung von Erinnerungen forderte „*Bisogna abolire il decorativo*“ (= „Das Dekorative muss abgeschafft werden“).³⁵⁴ Bei Loos ging es bei seiner „Fassadenkritik“ nicht um die Eliminierung von Vergangenheit, sondern um Wirtschaftlichkeit und Bekundung „geistiger Kraft“, die ohne das Zusätzliche und Überflüssige auskommt.³⁵⁵ Wie Ulrich Steinvorth dargelegt hat³⁵⁶, argumentierte auch der von Loos als geistesverwandt anerkannte Ludwig Wittgenstein (1889–1951) – „*Sie sind ich!*“³⁵⁷ –

in Bezug auf die Philosophie in ähnlicher Weise ornament-, bzw. „fassadenkritisch“. In seinem während des Ersten Weltkrieges geschriebenen „Tractatus logico-philosophicus“, in welchem er sich gegen das Höherklettern der Philosophie durch das Einschleusen „mystischer“ Unaussprechlichkeiten, transzendentaler, spiritueller Wertaussagen in die in der Immanenz logisch zu verantwortende Rede wandte, kam es Wittgenstein darauf an, eine Philosophie zu zerstören, die „von der Welt der Tatsachen durch eine andre [= transzendente] Welt der Werte ablenken“ will.³⁵⁸ Hierbei trennte er jedoch Werte und Tatsachen nicht in zwei verschiedene „Sphären“ auf, sondern vertrat die Überzeugung, dass sich Werte nur an Tatsachen zeigen lassen, weshalb man den wahren Wert einer Sache nicht an einer von der immanenten Wirklichkeit isolierten „Fassade“ erkennen könne. Wittgenstein, der eine schnörkellose Diktion pflegte, alles Ornamentale aus seinem Privatbereich verbannte und als Architekt 1926 in Wien für eine seiner Schwestern ein Haus ohne jedes Dekor errichten ließ³⁵⁹, sah es als seine philosophische Hauptaufgabe an, allen überflüssigen, bisher nicht „offenkundig“ gewordenen „Unsinn“ sprachlicher Äußerungen bloßzustellen.³⁶⁰ Sein Interesse an der logisch richtigen Anschauung der Welt muss daher wie Loos' Kritik an der Architektur und Kraus' Kritik an der Presse und Theologie (s. u.) auch als Ornament-, als „Fassadenkritik“ verstanden werden; eine solche wurde für jeden Intellektuellen obligatorisch, der den Lärm der Kriegsästhetik von 1914–1918 als das Getön einer amoralischen, nicht mehr mit der Empirie übereinstimmenden „Fassadengesellschaft“ durchschaute.³⁶¹ Und so verband sich auch bei Wittgenstein die „Fassadenkritik“ mit moralisch-ethischen Erwägungen, wie an seinem Satz „*Ethik und Ästhetik sind Eins*“ sichtbar wird.³⁶² Hatte er in Nietzsches Satz „Es muß irgendwann religiöse[,] ästhetische und moralische Auffassung *eins* gewesen sein“³⁶³ Moral durch Ethik ersetzt? Erich Heller (1911–1990) behauptete, dass der Satz Wittgensteins „so nicht dastünde, wäre der Wiener Philosoph nicht bei Karl Kraus in die Schule gegangen“³⁶⁴, dem die Sprache „das höchste Organ der Sittlichkeit“ war.³⁶⁵ Bei Robert Musil taucht das Bekenntnis auf: „Ich habe von Jugend an das Ästhetische als Ethik betrachtet“³⁶⁶, und im „Studienblatt Zeit und Krieg“ warnte Musil: „Es gibt nichts, was dem Geist so gefährlich wäre wie die Verbindung mit großen Dingen.“³⁶⁷ Wittgenstein wird 1914–1918 die Amoralität des Krieges und des verbalen Kriegsästhetizismus, in welche sich auch die Theologie mit ihren aus der Transzendenz usurpierten Wortornamenten verirrt hatte, genauso wie Karl Kraus erkannt haben. Möglicherweise hat er durch seine generelle Negation im Tractatus „Gott offenbart sich nicht in der Welt“³⁶⁸ auch das amoralische *Proton Pseudos* der kriegstheologischen Fassade, in der Gott zur Auszierung der Furchtbarkeit und Sinnlosigkeit der Kriegsempirie dient, benannt. Wittgenstein hätte hiermit gesagt: Es entbehrt jeder Logik, weil es von den Tatsachen ablenkt und die Werte wahrer Ethik nicht trifft, wenn man Gott, um den Krieg zu ästhetisieren, als ausschmückende Tatsache in die Immanenz einschleust.

Dem Loos'schen Grundgedanken eng verwandt verfuhr auch Karl Kraus in seiner Sprachkritik an der Immoralität der Kriegsästhetisierung.³⁶⁹ Ebenso er argumentierte gegen sie „fassadenkritisch“, weil sie ein Dekor vor die Wirklichkeit setze, um diese als etwas auszugeben, was sie nicht sei.³⁷⁰ Daraus schloss er: „Gäb's die Ornamente nicht mehr, deren Beibehaltung die wahre Kriegslist der Macht gegen die Menschheit bedeutet, so wäre alles klar, nüchtern, ungefährlich.“³⁷¹ Auch bei Kraus erfüllen somit die ideologischen Ornamente – wie genauso die den Bibeltext verfälschenden ideologischen Zierrate³⁷² –

die betrügerisch verfremdende Funktion, der Wirklichkeit zur Kriegsmobilisierung der Massen eine ästhetische Fassade zu verleihen – mit Begriffen wie „Wahrheit“, „Treue“, „Reinheit“, „Erlösung“, mit Symbolen wie Kreuzen, Runen, Feuerflammen, mit Zeremonien wie Fackelzügen, Initiations-, Beschwörungs- und Verbrüderungsriten.³⁷³ Walter Benjamin sprach 1928 mit Bezug auf Loos vom Ornament gleichfalls als einem „Übel“, das von totalitären Staaten benutzt werde, „um das Prädikat des Ästhetischen noch für ihre blutigsten Vollstreckungen in Anspruch zu nehmen“³⁷⁴ – ein Verfahren, das heutzutage nicht weniger im Gebrauch ist, wie Amin Maalouf in seinem Essay *„Les Identités meurtrières“*³⁷⁵, sowie Ilija Trojanow und Ranjit Hoskote im Zusammenhang von Ursprungsmythos und Kriegstheologie anhand der von ihnen so genannten *„Nonsens Mantras of our Times“* dargelegt haben.³⁷⁶ Das enge Verhältnis von Ethik und Ästhetik betonte auch Michail Michajlovic Bachtin (1865–1975) noch 1971.³⁷⁷ – Wir bringen hier in diesem Buch die Kritik Kraus’ und Benjamins auf den Generalnenner, dass sich die „Ornamente“ des tatorientierten Ästhetizismus als unethische Wertvorstellungen verlogener Ästhetik auswirken. Anhand dieser Definition fassen wir im Folgenden die im Beispieltext Koehlers sichtbar werdenden Strategien der kriegsästhetizistischen Sprach- und Inszenierungskunst zusammen.

a) Der inszenierte Genuss erfüllter Gegenwart und höherer Bedeutung auch im blutigen Schrecken des Krieges – Die liturgisch-emotionalen Schleichwege und Nebengassen der „eloquentia sacra“

Kennzeichen der in solchen kasualähnlichen Schwertleitegottesdiensten angewandten „dramaturgischen Homiletik“ ist, dass Liturgie und Homiletik ineinander übergreifen und ein inszenatorisch-einheitliches Ganzes bilden. Hier wurde eine Konzeption angewandt, die man Anfang der 2000er Jahre in der praktischen Theologie als *performing art* (freilich ohne den Bibeltext vergewaltigen zu wollen) wiederentdeckte.³⁷⁸ Da sich die Initianten der Schwertleite mit ihren kriegsaffirmativen Voreinstellungen und speziellen Bedürfnissen wiederfinden sollten, wurde in die entsprechenden liturgischen Texte anhand der in der Einleitungspredigt mitgegebenen Tatorientierung gezielt Phantasie- und Weihebilder aus der Sagen- und Mythenwelt miteingebracht, um die Zuhörer zu mobilisieren und zu fanatisieren, wobei die predigenden Liturgen bewusst in Kauf nahmen, dass die hierdurch provozierten, textfremden Assoziationen und Bedürfnisse die Deutungshoheit über die im Verlauf der Weihefeier auszulegenden biblischen Zitate errangen. Ein moderner Romanautor wie Stephen King hat in seinem Buch *„On Writing“* genau dieses zu vermeidende, hier aber absichtsvoll eingesetzte Lockmittel zu fehlleitenden Assoziationsbrücken am Beispiel der Initialen „J. C.“ und des Wortes „Blut“ vorgeführt, auf das ein Leser seiner Romane *„Green Mile“* und *„Carrie“* hereinfallen könnte, und hat damit – dem Wittgenstein’schen Grundanliegen nicht unverwandt – die Notwendigkeit begründet, zur Absicherung des eigentlichen Textsinns auf das Anheften von störenden „bells and whistles“ zu verzichten. Die „Troddeln und Quasten“ dürften nicht die Oberhand über die eigentliche Textintention gewinnen. „None of the bells and whistles are about story, all right? only story is about story.“³⁷⁹ In der Kriegstheologie schlug man vorsätzlich den genau umgekehrten Weg ein,

indem man den klaren Schriftsinn mithilfe von „Kräuselwerk und Schnörkelzeug“ aus Apokalyptik, deutscher Auserwähltheit, Heldentum, Sagen- und Mythenwelt, Urvolktheorie, Blutreinheit und Heldentod in Höhen hinaufklettern ließ, die ihn nichts angingen.³⁸⁰

Um hier zunächst die eher äußerlichen, *liturgisch-emotionalen* Schleichwege und Nebengassen zu rekapitulieren: Wie bei vielen anderen, kriegstheologischen Texten und liturgischen Inszenierungen, die uns in dieser Untersuchung noch begegnen werden, ist auch an Koehlers Rekrutierungsfeier diese bedenkenlose Bemächtigung des deutschen Ursprungsmythos festzustellen, um über die mythisierende Erhöhung der Einzelpersönlichkeit den Krieg zu ästhetisieren. Oscar Wilde ließ in seinem Roman „das Bildnis des Dorian Gray“ Lord Henry sagen: „*Your days are your sonnets*“³⁸¹; Gabriele D’Annunzio forderte „Es gilt, das eigene Leben zu gestalten, wie man ein Kunstwerk schafft!“³⁸² Im Ersten Weltkrieg zitierte Ernst Wurche seinen Kameraden Walter Flex im „Wanderer zwischen beiden Welten“ mit dem Satz: „Kann eine Zeit umsonst sein, die aus dem sprödesten der Stoffe, aus dem menschlichen, Kunstwerke gemacht?“³⁸³ Rudolf G. Binding dichtete August 1914 „Und bin doch heilig tausendmal“.³⁸⁴ Das Ornatbedürfnis lag im Trend der Zeit (der sich übrigens in den 1930er Jahren wiederholen sollte).³⁸⁵ Friedrich Naumann hatte mit seinem feinen Gespür für gesellschaftliche Trends schon in der Vorkriegszeit vor dieser schwärmerischen Selbsterhöhung zum Übermenschen gewarnt und in einer seiner Andachten der „Gotteshilfe“ gerade das bescheidene, entsagungsvolle Menschenleben als „Kunstwerk Gottes“ gewürdigt.³⁸⁶ Das Angebot der Ritterinvestitur, die als Kultmittel zur mystisch erlebbaren Wesensverwandlung und Selbsterhöhung diente, indem sie den Rekruten zum „heiligen Reiter“ einer sakralen, verschworenen Männerkorporation ordinierte, verfolgte zugleich die Absicht, alle etwaig aufkommenden Zweifel an der Legitimität des Krieges überhaupt, der Übertretung des Fünften Gebots, der Missachtung der Feindes- und Friedensliebe, in Sonderheit aber auch die von der Art und Weise der deutschen Kriegsführung ausgelösten Gewissenskonflikte zu beschwichtigen. Zur heiligen Kraftgestalt, zum sakrosankten Vollstrecker der Heilsgeschichte geweiht, „durch ein glückliches Schicksal“ zum beneideten „Mitbesitzer“ des höchsten Ruhms durch „große weltgeschichtliche Taten“³⁸⁷ der Welterlösung berufen, sollte dem Frontsoldaten nichts anderes in den Sinn kommen, als was ihm seine Heeresobrigkeit befahl. Heinrich Mann (1871–1950) formulierte im „Untertan“ exakt, worum es auch in der Soldatenführung ging: dem Mann an der Front war in seiner Pflichterfüllung nicht nur der Genuss erfüllter Gegenwart trotz aller Skrupel und Schrecken³⁸⁸ zu vermitteln, sondern die Gewissheit, mehr zu bedeuten als er selbst, da er „im Geiste eines Höheren handelte.“³⁸⁹ Dass hierbei das zweifellos vorhandene jugendliche Bedürfnis nach Abenteuer, Selbstidealisierung und Rollenfindung in einer Wunschwelt von Heroismus und Ritterromantik von vielen Seelenhirten systematisch ausgebeutet wurde, dass die persönlichen Daseinsempfindungen des Defizitären, aufgestaute Frustrations- und Selbsthassgefühle benutzt und absichtsvoll erregt wurden, um sie auf die vermeintlichen Gegenmächte des Bösen, auf religiös-mythisch aufgeladene persönliche wie nationale Feind- und Hassbilder abzuleiten, wird dem einfachen Frontsoldaten kaum zu Bewusstsein gekommen sein. Eingeschmolzen in das Gesamtkunstwerk des Krieges klang ihm in den Ohren (oder sollte ihm dort erklingen), was im ersten Akt des Wagner’schen „Lohengrin“ die Männer und Frauen samt König sangen: „Ich fühl das Herze mir vergehn, / schau ich den wonnevollen Mann!“³⁹⁰

Wenig reflektiert haben dürfte der normale Rekrut daher auch die wagnerhafte Theaterkunst, mit Symbolen zu hantieren³⁹¹: den sinnlich-liturgischen Prunk der Übertölpelungssemantik des Schwertsegens. Gerade mythengetränkte, rollenzuweisende Textbücher enthalten einen hohen Anteil an metaphysisch großartigen „Unbestimmtheitsstellen“. Der Kriegsliturg kann sie für seine programmatischen Zwecke, zur „Suggestionsreizung“³⁹² nutzen, damit der Rezipient sie mit den von ihm selbst mitgebrachten Konkretionen seines eigenen Rollenwunsches umso bereitwilliger ausfülle. Manch' ein Initiant ließ sich – nach vorheriger Tendenzpredigt – umso leichter in den Rahmen des rituellen Textbuchs einfangen, indem er sich mit seinem Verlangen nach Weihung, seinen Sehnsüchten nach erfüllter Gegenwart sogar in die blutigen Schrecken des Krieges willig einlebte. Die Kirche des Wortes aber durfte im reformatorischen Bewusstsein der Brüchigkeit mystischer und sakramentaler Wege der Wesensverwandlung zur „neuen Kreatur“³⁹³ nicht behaupten, was ihr zu behaupten nicht zustand. Sie konnte und durfte mit ihrer inszenatorischen Scheinerfüllung, mit ihrer Realisation eines nur vortäuschenden Kunstscheins nicht dasjenige als eine *ex opere operato* vollzogene Tatsache verheißen, was der zum Kreuzritter kostümierte Soldat dann in das Mysterienspiel von deutsch-national aufgefahrener Reichsgotteskulisie eintrug – nämlich, dass er in diesem Weltrettungsnarrativ zu einer von Gott selbst auserkorenen Lichtgestalt verleibt werde, der im grandiosen Ineinander von deutscher Nationalgeschichte und Gotteswillen, in der sphärischen Verschränkung von deutschem Reich und Himmelreich zur Menschheitserlösung ausersehen sei.³⁹⁴ Diese ideelle Anreicherung und rituelle Aufrundung der eigenen Person, wie sie der Schwertsegen inszenierte, die liturgische Benediction zur auserwählten, unüberwindlichen Heerschar, die Vorspiegelung eines den Schützengraben überschreitenden, kosmisch-eschatologischen Heilsdramas durch deutsches „Rüsten, Rasen und Richten“ konnte nur Hybris, trügerische Illusionskunst, Gebets- und Sakramententwürdigung, Zauberspruch sein, die im Sich-Bemächtigen des Mythos durch die Mixtur von zelebrierender Kirchenregie und Opern- und Theaterästhetik den ihr zur Verführung bequemsten Ausdruck fand.

b) Die hermeneutisch-exegetischen Schleichwege und Nebengassen der kriegstheologischen Rezeptionsästhetik

Am „Schwertsegen“ lässt sich auch in *hermeneutisch-exegetischer* Hinsicht die Schleichweg-Methodik kriegstheologischer „Ästhetisierung“ genau studieren. Die zu ihrem Zweck direkt oder indirekt zitierten Bibelverse und Lutherschriften wurden in solchen gottesdienstlichen Inszenierungen der Kriegstheologie selten in ihrer ursprünglich intendierten Meinung respektiert. Koehler muss, um im Wechselspiel des Dreiecks „Prediger / Zuhörer / Text“ sein eigenes und das Anliegen des Initianten an den vorgegebenen, ohnehin schon in manipulatorischer Absicht ausgewählten Perikopen zu realisieren, den Primat der sinn- und sachgemäßen Auslegung hintanstellen. Er muss die Texte, wenn das gottesdienstliche Gesamtunternehmen der Kriegsästhetisierung seinen Zweck erreichen soll, dem kriegsaffirmativen Interesse gemäß verzerren, zurechtbiegen, Unbequemes und Widersprechendes ignorieren, um die der Weihefeier entgegengebrachten günstigen Voreinstellungen bedienen und etwaig verbliebene, ungelöste, widersetzliche, glaubens-

mäßige und intellektuelle Vorbehalte und Anfragen suspendieren zu können.³⁹⁵ Auffällig ist dieses Verfahren im „Schwertsegen“ Koehlers an mehreren Stellen: in der Überreizung, Fehlbeziehung und Umfälschung verschiedener Bibelverse und der Sinnmissachtung der Schriften Luthers „Vom Krieg wider die Türken“.

Die gleichnishafte Terminologie der *militia spiritualis* („Schwert des Geistes“) – wie Koehler – mit dem buchstäblich verstandenen, brachialen „lieben Schläger“ zusammenzubringen, war nur um den Preis exegetisch dubiosen Jonglierens mit Begriffen möglich.³⁹⁶ Schon in der Homiletik und Liturgik der Kreuzzüge war man auf diese Ineinsetzung verschiedener Sprach- und Sachebenen bedacht, um zur Militarisierung der ursprünglich spirituell gemeinten Ethik vorzudringen.³⁹⁷ Hierauf gestützt setzt sich auch Koehler darüber hinweg, dass Hebr. 4, 12 die Geistesschärfe des lebendigen göttlichen „Logos“ sogar ausdrücklich von der toten Schärfe „jedes zweischneidigen Schwertes“ abhebt. Am ehesten scheint noch Offb. 19, 15 mit dem Bild des Mundschwertes Christi von der Doppelnatur des *gladius Dei* als Wort und als physischem Vernichtungswerkzeug zu sprechen, zumal im selben Vers auch vom Regieren mit „eisernem Stab“ und vom „Treten der Zorneskelter“ (vgl. Jes. 63, 1 ff) die Rede ist. In Jes. 34, 5 f ist das im Himmel blutberauschte Schwert zweifellos wie im Schwertlied des Hesekiel (Hes. 21, 8.13-22)³⁹⁸ als Schlachtschwert gemeint. Ein Bild von Girolamo Savanarolas (1452–1498) Vision *Ecce gladius Domini super terram cito et velociter*: „Siehe, da ist das Schwert Gottes über der Erde, rasch und schnell!“³⁹⁹ wurde daher 1914–1918 in manchen Predigtsammlungen nicht zufällig als Rechtfertigungsikone dieser Hermeneutik abgedruckt.⁴⁰⁰ Arndt formulierte ganz ohne Umschweife:

„Auch ist einer mitgezogen [= mit den Deutschen],
Der am besten streiten kann,
Hat der Rache Schwerdt gezogen,
Einer, ein gewalt'ger Mann –
Hört! Sein Name klinget *Gott*,
Und der Feinde Trotz wird Spott.“ (Melodie „Gott des Himmels und der Erden“, eg 445)⁴⁰¹

Durch Jes. 34, 5 f, sowie Hes. 21, 8.13-22, und die in Offb. 19, 15 vorliegende Bedeutungsunschärfe veranlasst fühlte sich Koehler dazu berechtigt, die verschiedenen Sprach- und Sachebenen im Interesse redetaktischer Übertölpelung generell ineinander verschwimmen zu lassen⁴⁰², obgleich wiederum Verse wie Jes. 11, 4 und 2. Thess. 2, 8 mit dem Ausdruck „Hauch seines Mundes“ zeigen, dass auch in Offb. 19, 15 an kein physisches Kampfmittel, sondern ausschließlich an das göttliche Wort gedacht ist.⁴⁰³ Davon unbeirrt verkündete Koehler trotzdem, dass sich der Geist Gottes und der göttliche Logos, die „letzte Vernunft“, nicht auf das „Wort“ beschränkten, sondern sich im gegenwärtigen Krieg des brachialen „guten deutschen Schwertes“ bedienten. Geist und Logos Gottes bedürften dieses deutschen „lieben Schlägers“ als Zuchtrute gegen alle Feinde Gottes. Dass Völker von Gott als Gerichtsinstrumente eingesetzt werden, hat freilich starken Anhalt am Alten Testament⁴⁰⁴, wobei man bezüglich Jes. 46, 11; Jer. 48, 40; 49, 22 an den deutschen Aar dachte. Das in der protestantischen Kriegstheologie gängige Verwirrspiel, die neutestamentlichen Begriffe der *militia spiritualis* – hier in den Begriff der „Ritterschaft“ gefasst – äquivoka-

tiv⁴⁰⁵ auf das Körperliche der *militia saecularis* hin auszudehnen und hinter Eph. 6, 10 ff und Jes. 59, 17 f das Buchstäbliche durchscheinen zu lassen, wird Koehler wie viele andere Kriegstheologen daher bedenkenlos betrieben haben. Auch die kriegstheologischen Prediger wie etwa der Feldpropst Georg Goens im Großen Hauptquartier, die sich der hermeneutischen Illegitimität der Äquivokationen durchaus bewusst waren, redeten sich da mit der Simplifizierung heraus, dass Paulus zwar

„vornehmlich von dem geistigen Kampf gegen die Sünde redet, aber doch nimmt der Apostel seinen Wortschatz und seine Gedanken aus der Wirklichkeit des Krieges[.] Was also für den geistigen Kampf recht ist, das muß für den irdischen Kampf billig sein.“⁴⁰⁶

Über den Haufen warf Koehler auch die Schrift Luthers „Vom kriege widder die Türcken“ (1529). Luther hatte sich hier zur Kriegsbeteiligung von Theologen sowie zum Auftrag der beiden Schwertämter im Glaubenskrieg, als welchen die Kriegstheologen den Weltkrieg massiv überhöhten, unmissverständlich ablehnend geäußert und die Aufgaben des „weltlichen“ und des „geistlichen Schwertamtes“ strikt auseinandergehalten:

„Und wenn ich Keyser, König odder Fürst were, ym zug widder den Türcken wolt ich meine Bisschoff und Pfaffen vermanen, das sie daheymen blieben, yhrs Amts mit beten, fasten, lesen, predigen und armer leute warteten, wie sie nicht alleine die heilige schrift, sondern auch yhr eigen geistlich recht leret und foddert. Wo sie aber darüber als die ungehorsamen widder Gott und yhr eigen recht wolten ia mit ym kriege seyn, wolt ich sie mit der gewalt leren yhres Ampts warten und mich sampt meim heer nicht also durch yhren ungehorsam ynn Gottes zorn und alle fahr setzen lassen. Denn es solt mir unschedlicher seyn drey teuffel ym heer haben, denn einen ungehorsamen, abtrünnigen Bisschoff, der seines Ampts vergesse und eins unbefolhens sich unter wüde. [...] Denn die Kirche sol nicht streitten noch mit dem schwerd fechten. Sie hat ander feinde denn fleisch und blut, welche heissen die bösen teuffel ynn der lufft, darümb hat sie auch ander waffen und schwerd und ander kriege, damit sie zu schaffen gnug hat, darff sich in des Keyzers odder Fürsten kriege nicht mengen.“⁴⁰⁷

Während Luther den vom Kaiser geführten Verteidigungskrieg zum Schutz seiner Untertanen gegen die Osmanen durchaus als legitim befürwortete⁴⁰⁸ – zwar setze ein Christ die weltliche Waffe für sich selbst nicht ein, aber im Akt der Nächstenliebe dürfe er sie zur Verteidigung anderer gebrauchen⁴⁰⁹ –, lehnte er die Beteiligung des Kaisers am Glaubenskrieg ab.⁴¹⁰ Damit war auch deutlich, dass Luther die in den Kreuzzügen propagierte messianische Heilsunion, den Synergismus von weltlichem und geistlichem Schwert – zu erinnern ist hier noch einmal an die oben genannte Doppelbelehrung des Normannenfürsten Rainulf von Alife 1137⁴¹¹ – abwies: „Des Keisers schwerd hat nichts zuschaffen mit dem glauben. Es gehört ynn leibliche weltliche sachen.“⁴¹² Umgekehrt dürften die Bischöfe und Kleriker die Christen auch nicht zum Kampf mit dem Schwert gegen die Türken hetzen, weil Theologen gegen die Feinde des Glaubens allein mit dem Wort und Gebet streiten sollten.⁴¹³ Die den Krieg ästhetisierende deutsche Kreuzzugs-idee, das theologische Verständnis des Eisernen Kreuzes, sowie die waffentragende Beteiligung ordneter deutscher Pfarrer an dem zum Kreuzzug erklärten Krieg widersprachen somit

eindeutig der lutherischen Theologie.⁴¹⁴ Die der Kreuzzugsideologie des Wilhelminischen Reiches entgegenstehenden Grenzpfähle Luthers, die Koehler in dessen sog. „Türken-schriften“ von 1529, 1530 und 1541 hätte zur Kenntnis nehmen müssen, wurden von ihm u. v. a. umstandslos überfahren.

Insgesamt: Bei dieser Art der hermeneutisch-exegetischen Schleichwege und Nebengassen errang vor allem die Tatsache Bedeutung, dass die aus Bibel, Gesangbuch und Lutherschriften eklektizistisch zusammengebetelten, „mit Vorbedeutung aufgeladenen“, aber oft unzulässig umgedeuteten Worte dem Kirchenvolk „höhere Beglaubigung“ suggerieren und außerdem begründete Zweifel als überflüssig erscheinen lassen sollten.⁴¹⁵ Mit demselben Heißhunger beutete auch D'Annunzio in seinen Kriegsansprachen das omnipräsente katholische Symbolreservoir zur ästhetisierenden Unterminierung des theologischen, ethischen Widerspruchs aus.⁴¹⁶ Die Überweltlichkeit und Universalität, die sonst die Theologie zur kritischen Distanz verpflichtete, wurde hierbei ihrer Funktion als Korrektiv beraubt, so dass es zu einer vorbehaltlosen Verheiligung der Kriegspolitik kam. Die Religion – in den nationalistischen Rahmen des vorgeblich welterlösenden Kreuzfahrtums hineingepresst – diente auch hier der ästhetizistisch sakralisierenden Inszenierung des Krieges. So paradox solch' eine handlungsorientierte „Anbiederung“ der Theologie „an die der Barbarei“ des Krieges⁴¹⁷ dem normalen Verstand auch zunächst erscheinen mochte, für die Zukunft Deutschlands und der gesamten Menschheit sollte der Krieg schließlich doch als im höheren Sinn „schön“ bejubelt werden; man pries ihn im expansionistischen Großmachtinteresse als göttliche „ultima ratio“⁴¹⁸; das Kriegshandwerk wusch man rein als „Erlösung“, als „Gnade“, „Ruf“ und „Gericht Gottes“. Man tadelte den Krieg nicht, wie Koehler persiflierte: „Pfui doch, was habe ich mit dir zu schaffen, du entartete Ausgeburt menschlicher Teufeleien!“⁴¹⁹, sondern man „segnete“ ihn als „vom Herrn her geschehen.“ Auffällig ist, wie Koehler hierbei vom Krieg als „Subjekt“ redete:

„Gesegnet der Krieg, der nationale deutsche Art in unlösbarer Einheit mit christlichem Leben zusammenwachsen ließ. Heil dem Kriege, der uns den inneren Frieden, den sozialen Frieden gebracht hat. Das ist vom Herrn geschehn, und ist ein Wunder vor unseren Augen! Die geschlossene Einheit des nationalen Willens hält den Sieg schon vor dem Siege in Händen. Ein innerlich geeintes Volk ist ein unüberwindliches Volk. [...] Unter diesem höchsten Gesichtspunkt fällt das zeitgeschichtlich Bedingte dahin, das statuarisch Starre verliert seinen Wert, das mystisch Unfruchtbare wird abgetan. Ein großer Befreier ist der Krieg[,] ein Reiniger sittlicher Ideen, ein Regenerator und Regulator der Frömmigkeit. Er tut viel Menschenwerk und Menschenwahn ab, er zeigt wo der Fortschritt menschlicher Geistvollendung liegt.“⁴²⁰

5) Die Auslöschung des schönen Götterfunktens in der Welt – Ein unbekannter Kavallerist, Wilhelm Wolter, erlebt am Opfergang der Militärpferde den Zusammenbruch der Kriegsästhetik

a) Begegnung mit einer unbekannten Frontbiographie

Um das Thema der Kriegsästhetik zentriert hat Peter Englund, der selbst als Kriegsreporter unterwegs war, in seinem Buch *„Schönheit und Schrecken“* (2013) neunzehn bisher unbekannt gebliebene Biographien des Ersten Weltkriegs dokumentiert. In diesen aus Momentaufnahmen zusammengesetzten Lebensbildern wird – wie in vielen Feldpostbriefen und Tagebuchblättern von der Front – der Krieg als „Schönheit“ *und* „Schrecken“ beschrieben, „als Rausch *und* Albtraum, als Versprechen *und* Lüge, als eine alles verschlingende Kraft.“⁴²¹ Genau solch einer unbekannten Frontbiographie, die wir jetzt unter kriegsästhetizistischem Gesichtspunkt näher betrachten wollen und die mit der Momentaufnahme der Leidensgemeinschaft von Mensch und Tier im Krieg verbunden ist, begegnen wir in Wilhelm Wolter (1895–1915). Von seinen Feldpostbriefen sind einige in die Sammlung Philipp Witkops aufgenommen worden. Wolter war in Vouziers an der Westfront stationiert und hatte im April 1915 nur noch wenige Tage zu leben.

Pfarrer Theodor Krummacher (1867–1945) aus Potsdam, den wir im nächsten Kapitel kennenlernen, berichtet am 2. Juli 1916 in seiner Predigt über 2. Tim. 1, 7, dass er bei seinem Westfrontbesuch zu Pfingsten 1916 bis in die vordersten Schützengräben an der Oise (Aisne) gelangt sei.⁴²² Unmittelbar hinter den Schützengräben bei Vouziers habe „der kleine Heldenfriedhof“⁴²³ [...] mit einem eigenartigen Denkmal, aus Blindgängern errichtet, in beredter Sprache davon [gezeugt], wie viele tapfere Helden ihr Leben geopfert haben für Kaiser und Reich.“⁴²⁴ Vielleicht hat Krummacher dort auch vor dem Grab Wilhelm Wolters gestanden, von dem in einem seiner letzten Feldpostbriefe das folgende Gedicht überliefert ist:

„An den Ufern der Oise
lieg’ ich träumerisch im Grase,
meines Rappens schlanke Nase
schmiegt sich weich in meine Hand;
Wogenschäume, Wolkensäume
tragen meine Sehnsuchtsträume
fort in ferne liebe Räume:
Heimat du, am Ostseestrand!

Herz, nicht trauern viel und sinnern,
schnell ist Rast und Ruh’ von hinnen;
lausch’ der Friedensharfe innen,
die in ew’ger Schönheit schwingt, –
nur nicht klagen viel, nicht zagen,
wird wohl bald ihr Spiel zerschlagen,
eh’ ich seine Pracht konnt’ sagen,
wenn mir auch das Herz zerspringt ...

Schönheit, die so ewig klingt,
darf wohl selbst kein Tod zerschlagen,
Marter nicht und Grab zernagen,
will ich zu den Sternen tragen,
wo ihr Urquell ewig klingt,
und in neuen Schöpfungstagen
auch mein Wollen sich vollbringt.⁴²⁵

Was hat Wilhelm Wolter, stud. phil. aus München, im April 1915 dazu bewogen, dieses Gedicht über die Schönheit, die auf Erden „zerschlagen“ und „zernagt“ zu werden drohte, zu schreiben? Die erste Gedichtstrophe drückt, wie die beiden folgenden Strophen zeigen, wesentlich mehr aus als nur die einfache Frühlingsbewunderung, die sich bei den Weltkriegssoldaten durchgängig mit der Hoffnung auf Frieden verband.⁴²⁶ „Viel wird in diesen Tagen von Frieden geredet, die Frühlingssonne ist schuld daran“, schrieb Ekke Baumann (1882–1915) am 5. März in Bouconville, „sie hat uns etwas Schweres ins Herz gebracht, das Heimweh!“⁴²⁷ Bei Wolter war Tiefgründigeres im Spiel: das apokalyptische Gefühl, als sei dasjenige tatsächlich eingetreten, was später bei Thomas Mann im „Doktor Faustus“, im 45. Kapitel, die „Zurücknahme der Neunten Symphonie“ heißt – ein arktisches Grausen nach der „Löschung des schönen Götterfunken“ aus der Schöpfung, nach der Einbuße aller harmonischen Gesetzmäßigkeiten des Kosmos, nach dem Verlust des „Kusses“, welcher der ganzen Welt gilt, nach dem Widerruf der göttlichen Einstiftung des Guten und Edlen in aller Kreatur, so dass in solcher absoluten Ausplünderung und Gnadenferne nur noch die „*Fleurs du Mal*“, die „Blüten des Bösen“ gedeihen.⁴²⁸ Doch übereilen wir uns nicht in der Deutung des Gedichts!

War Wilhelm Wolter als Philosophiestudent mit der Debatte über den Ästhetizismus vertraut, der seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu einer der charakteristischsten Strömungen der westeuropäischen Kultur gehörte? Dann müsste ihn angesichts der Kriegsmetzeleien das in seinem Immoralismus ruchlose Credo des Ästhetizismus („Jedwede Handlung kann schön sein, vorausgesetzt, daß sie in sich vollkommen ist“⁴²⁹) nachhaltig irritiert haben. Wolter war an der Westfront mit dem „Ungeheuerlichen“ in Berührung gekommen; es war in ihn eingedrungen. Kannte er Schillers Satz von 1795 – geschrieben nach dem Jahr des „Großen Terrors“ der französischen Revolution (1794) –, dass die Befreiung vom „tyrannischen Joch“ ihren Weg durch das Ästhetische nehmen müsse, „weil es die Schönheit“ – und nicht die delirierende Ästhetik – ist, „durch welche man zu der Freyheit wandert“?⁴³⁰ Hatte er Baudelaires Gedichtband „*Fleurs du Mal*“ gelesen, wo das Hässliche das Schöne in sich aufsaugt? Hatte er von dem Vortrag des Wiener Architekten Adolf Loos gehört, dessen These „Ornament ist Verbrechen“ schon 1908 zum Schlagwort geworden war?⁴³¹ Kreisten seine Gedanken um ähnliche Fragestellungen der Ästhetik und Ethik, die 1916 an der Ostfront den um vier Jahre jüngeren Ludwig Wittgenstein im Tractatus logico-philosophicus ebenfalls umtrieben?⁴³² Hatte er im Vorfeld des Kriegseintritts Italiens die in den Zeitungen erschienenen „schönheits-großmäuligen“⁴³³ Hetzreden D’Annunzios verfolgt? Waren auch in Vouziers Feldgottesdienste abgehalten worden, die das Ungeheuerliche des Krieges theologisch ästhetisierten? Wolters Bekenntnis zur wahren, ethischen Ästhetik lässt vor dem Hintergrund des Verses „Eh’ ich seine *Pracht*

konnt' sagen, / wenn mir auch das Herz zerspringt“, sowie einiger brieflicher Aussagen, die ebenfalls vom April 1915 stammen, ahnen, dass er sich als Ziel gesetzt hatte, als Philosoph gerade zum Begriff wahrer Ethik in der Ästhetik und zu dem Problem der frivolen Loslösung der ästhetizistischen Philosophie von Humanität und Ethos Stellung zu beziehen.⁴³⁴

Wolter zählt sich nicht zu der Schar der „heiligen Reiter“ aus dem Gedicht Bindings. Er spürt, dass er fallen wird, bevor es ihm gelingt, die unmittelbare Pracht der Schönheit auszusagen. Den vorzeitigen Abbruch seines Lebens symbolisiert Wolter mit der Verkürzung der letzten Strophe um eine ganze Zeile. Das macht sein Gedicht zu einem Vermächtnis. Das Hauptanliegen seines Gedichtes ist die Ablehnung des Kriegsästhetizismus. Nicht die pockennarbigen Trichterfelder, nicht die Mondlandschaften zwischen den Schützengräben und ihren „mit Menschenfleischfetzen bewimpelten Stachelzäunen“⁴³⁵ sind schön, sondern *schön* sind die „lieben Räume“ seiner Heimat am Ostseestrand. Schön sind nicht die „mit goldenen Feuerstreifen geflammten, blutroten Orchideen“ (gleichsam *les fleurs du mal*) auf den Schlachtfeldern, „schön“ ist nicht das „Drachengebrüll“ der feuerspeienden, bellenden Geschütze, die wie „gigantische Dreschflegel das Korn der Seelen herausdreschen“⁴³⁶ und Festungsbauten in Trümmerschluchten verwandeln, sondern *schön* ist das „Spiel der Friedensharfe“, deren „ewige Schwingungen“ in ihm nachklingen. „Die Natur verkündet die Liebe und wir suchen den Haß“, schreibt ein anderer Philosophiestudent, Ernst Hoby (1891–1916), zur Sonnenwende am 22. Dezember 1915.⁴³⁷ Dass die in patriotischer Propaganda und Kriegsverkärung geübte Ästhetisierung des Krieges, die der Gewalt, dem „methodischen Leichenmachen“⁴³⁸ in monströser Verkennung der Menschheitsaufgabe eine Moral unterstellt⁴³⁹ und in absurder Weise jeder ernstlichen Empfindung von Ästhetik und Ethik widerspricht, macht Wolter an einem konkreten Detail fest: Es ist der Moment, als sich die „schlanke Nase seines Rappen weich in seine Hand schmiegt“. Dieses wie zufällig aufgegriffene, unscheinbar klingende, an der Front jedoch allgegenwärtige Thema des Pferdes im Kriegsalltag⁴⁴⁰ enthüllt, dass sein Gedicht nicht bloß das Produkt einer sentimental Gefühlsregung bei Frühlingserwachen, sondern eine maßgebliche Beobachtung ist.

b) Der Opfergang der Militärpferde im Ersten Weltkrieg als Widerlegung der Kriegsästhetik

„1 ¼ Millionen Pferde marschierten mit der deutschen Armee im Laufe der vier Kriegsjahre“, schrieb ein Kriegsteilnehmer im Rückblick auf 1914–1918, „400.000 [Pferde] wurden von feindlichen Geschossen zerfetzt, 558.000 starben an Ueberanstrengung und Krankheiten. Sie waren Kameraden unter Kameraden. [...] Zwischen Mann und Tier war eine edle Kameradschaft.“⁴⁴¹ So las es sich am Ende des Ersten Weltkrieges, als einige dieser Pferde ihr Gnadenbrot fraßen und ihnen das Messingschild „Kriegskamerad“ umgehängt wurde.⁴⁴² Schon im Siebziger Krieg gab es Lobgedichte auf die Treue und Disziplin der Militärpferde. Nach der Schlacht bei Gravelotte am 18. August 1870 erschienen dreihundert Pferde des Garde-Drägoner-Regiments ohne ihre in der Schlacht gefallenen Reiter zum Appell, als die entsprechenden Trompetensignale geblasen wurden; Geroks Gedicht „Die Rosse von Gravelotte“ gehörte damals zur Schullektüre:

„Rosse wie Reiter verstehn den Appell,
 Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell.
 Ueber dreihundert hat man gezählt,
 Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.
 Ueber dreihundert, o blutige Schlacht,
 Die so viel Sättel hat ledig gemacht. [...]
 Ueber dreihundert, o ritterlich Thier,
 Ohne den Reiter noch treu dem Panier!“⁴⁴³

Das Motiv des *Pferdes*, das neben dem Gefallenen als „das treue Tier“ wacht, war 1914–1918 auf unzähligen Kriegspostkarten präsent.⁴⁴⁴ Den Kavalleristen erschien das Pferd als „großer Tiergötze“, als „heiliges Tier“, als „angebotenes Idol der Reiterei“.⁴⁴⁵ Richard Dehmel (1863–1920) dichtete den deutschen Pferden im Ersten Weltkrieg sogar „den Ernst der großen Gottesstunde“, also Offensivgeist und vaterländische Gesinnung an⁴⁴⁶ – und hatte sich dazu vielleicht von biblischen Versen (Hi. 39, 21–25) inspirieren lassen.⁴⁴⁷ Das Schicksal der „Tiere im Krieg“ geriet dennoch für viele Jahrzehnte in Vergessenheit.⁴⁴⁸ Das mag damit zu tun haben, dass man das entsetzliche Schicksal der Pferde verdrängte. Wie Lyrik, Tagebuch-, Brief- und Erinnerungsliteratur des Ersten Weltkriegs erkennen lassen – Erich Maria Remarques Kapitel über das Schreien der Pferde⁴⁴⁹ oder Alexander Solschenizyns (1918–2008) literarisches „Bild“ zum Pferdeelend⁴⁵⁰ dürfte nicht wenigen bekannt sein –, ging den Frontsoldaten trotz aller Verrohung und Abstumpfung im Kriegsalltag kaum ein „Klagen und Stöhnen und Jammern“ so nahe wie das ihrer Pferde. „Hier aber bricht uns der Schweiß aus“, hieß es.⁴⁵¹ Das Schreien sterbender Pferde muss wahrlich grauenhaft gewesen sein.

Es „klingt noch in meinem Ohr“, schrieb Karl Bröger 1917, „aber es wird übertönt durch einen Schuß, mit dem an einem Nachmittag beim Vorrücken ins Gefecht ein barmherziger Mensch sein schwer getroffenes Tier befreite. Der Übergang dieses aufwühlend schmerzhaften Schreiens in eine große, klare Stille wird mir immer unvergänglich sein. [...] Jeder Soldat hat Tote gesehen, hat sterbende Pferde schreien hören.“⁴⁵²

Dehmel, im Elsass 1915 vor dem „Saarburger Kreuz“ stehend, meinte, dass sogar das Heilandsbild vor dem Geschrei eines verendenden Pferdes erbeben würde:

„Plötzlich ist mir, als erbebe das dornige Erz:
 ein Schrei stoßgeiert durch mein Herz:
 hinter mir liegt mit aufgekrampftem Maul
 ein von Geschützrädern halbzermalmt'r Gaul,
 darmfetzenblutig, schmeißfliegenbedeckt,
 und schreit empor und verreckt.
 Und immer noch seh ich das Heilandsbild erbeben
 und schweben.“⁴⁵³

In Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“ flucht ein gewisser Detering, Landwirt und mit Pferden vertraut: „Das sage ich euch, es ist die allergrößte Gemeinheit, daß Tiere

im Krieg sind.⁴⁵⁴ Eugen Miller aus Ludwigsburg notierte am 18. September 1914 in sein Tagebuch: „Furchtbar hat auch an diesen Tieren das Kriegselend gehaust“:

„Ein Pferd war an der Hinterhand völlig durchgeschossen, Eiter lief am Ausgangspunkt der Kugel stinkend herunter. Ein anderes war ganz und gar abgemagert, nur noch Bein und Haut im vollsten Sinne. Daneben war der linke Hinterfuß doppelt so dick angeschwollen. An der Wand lehnten sie, fast konnte man aus ihren Augen ablesen, wie lieb es ihnen wäre, durch den Tod von ihren Schmerzen erlöst zu werden.“⁴⁵⁵

1931 erzählte Robert Musil von einem Pferd, das gelacht habe; aber er fügte hinzu: „Also es war vor dem Krieg; es könnte ja sein, dass seither die Pferde nicht mehr lachen.“⁴⁵⁶

Im Krieg glichen die überall von den Bauernhöfen ausgehobenen Pferde eher lebendem Verbrauchsmaterial, das wie andere Transportmittel im Abnutzungskrieg verschlissen wurde. Buchstäblich „fraß“ 1870 der Krieg die Pferde. Während der zweimonatigen Belagerung von Metz habe die französische Besatzung sämtliche Kavalleriepferde verzehrt, berichtete Carl Richard Lepsius (1810–1884) am 6. November 1870 brieflich.⁴⁵⁷ Für den Ersten Weltkrieg schätzte Rudolf G. Binding, dass der Verbrauch der Entente an Pferden monatlich 45.000 betragen habe, „unserer entsprechend weniger[,] aber auch entsprechend gleich viel: nämlich ein Drittel.“⁴⁵⁸ Die Soldaten sahen zu, wenn „andonnernde, dumpf ächzende“ „Kavallerie-Walzen“, geschlossene „Massive schiebender Pferdeleiber“, „eng gepreßt“, ein ganzer „Ansprung der Front“ durch einen Artillerie-Einschlag zerschmettert wurden, „die zerhackten Stümpfe über die Erde schlurr[t]en“, Glieder und Pferderümpfe aus Menschen und Tieren“ hochgeschleudert wurden.⁴⁵⁹ Der Rittmeister Karl Benno von Mechow schilderte in seinem „Reiterroman“ das an der Petersburger Schimmelgarde vollzogene Pferdemaßaker, den grauenvollen Untergang der „*fleur du Kasatcheswo*“, eines stolzen Zarenregiments. Er sah, wie die weiße Gischt der Pferdeleiber, der lebendige weiße Schaum auf einer dunklen Bodenwelle sich in den Tod vorwärtsgaloppierend blutrot färbte.⁴⁶⁰ Noch unvergessen geblieben waren der „Todesritt“ der deutschen Kavalleriebrigade des Generalmajors Adalbert von Bredow bei Vionville in der Nähe von Metz am 16. August 1870⁴⁶¹ und die vier selbstmörderischen, zusammengeschossenen Kavallerie-Attacken der Franzosen am 1. September 1870 vor Sedan, die König Wilhelm („Oh, die braven Leute!“) von der Höhe von Frénois aus beobachtet hatte.⁴⁶²

Die Soldaten hörten die klatschenden Peitschenhiebe, mit denen die Pferde bei den polternden Munitionskolonnen in Schlamm und Dreck oder in glühender Sommerhitze vorwärtsgetrieben wurden. Sie hörten ihre krampfhaften Atemzüge und rochen ihre schaumbedeckten, schweißnassen Leiber, die unter den unerhörten Anstrengungen bebten.⁴⁶³ Sie sahen zu, wie ihre erschöpften Pferde strauchelten, den Halt verloren, wie sie über Kanten und Abhänge rutschten, mit ihren Wagen und Lasten in Abgründe stürzten, vor Schmerzen wild um sich schlugen oder vor Entkräftung (ihnen wurde teilweise Holzmehl und „Laubheu“ ins Futter getan⁴⁶⁴) umfielen und kreppten. Karl Kraus, der sich mehrfach mit der „Schändung“ der Pferde im Ersten Weltkrieg befasst hat, beschreibt eine solche Szene in den „letzten Tagen der Menschheit“:

„Ein Schrei: ein Pferd stürzt in die Tiefe. Wieder ein Schrei, noch gellender: sein Führer ist ihm nachgestürzt. Am Wegrand ein zu Tode erschöpftes Pferd, dort ein Ochse mit heraushängenden Eingeweiden, ein Mensch mit zertrümmertem Schädel. Der Zug setzt sich in Bewegung. Entkräftete müde Tiere bleiben zurück. Unbeweglich stehen sie. Ihr todtrauriger Blick folgt dem Zug.“⁴⁶⁵

Manche Soldaten hielten Wache im Krankenstall⁴⁶⁶, im „Fieberdunst“ der kranken Pferde; sie hörten „das Winseln, widerliche Husten und schaurige Wiehern“; sie ekelten sich vor dem „milchigen Misten“, dem „Schleimfluss aus Augen und Nüstern“, dem „bleckenden, roten Fleisch“ der Wunden an „Hals und Widerrist.“⁴⁶⁷ Sie beobachteten, wie man die zu Tode erschöpften Pferde von den Geschützen, von den im Morast oder Schnee steckengebliebenen, rasselnden Munitionswagen, Gulaschkanonen, Sanitäts- und Totenwagen, die sie nicht weiterschleppen konnten, losschnitt und zum Kriechen einfach am Rand der Chausseen oder Pisten liegen ließ (s.u. Abb. 6). Sie sahen, wie sich ihre Flanken bewegten, wie ihre schreckhaft geweiteten Augen ihnen hilflos nachblickten. Ernst Toller schrieb: „Ja, jedes Pferd, deß Flanken zitternd schäumen, / klagt stumm mich an – klagt an.“⁴⁶⁸ Die Soldaten erkannten in diesen „brennenden“ Pferdeaugen, im „Blutrot aus flackernden Pupillen“⁴⁶⁹ den gleichen Ausdruck, den auch ein menschliches Wesen annimmt, das allein zurückgelassen wird, um in Einsamkeit zu leiden und zu sterben.



Abbildung 6: „Route de Belgique après la bataille“ – Carte Postale, 1. Weltkrieg, von Paris aus abgesandt am 16.10.1914; auf der rechten Chausseeseite liegen drei kreierte Pferde.

Oskar Maria Graf, der einem krepiereten Pferd, dem hinten die Därme herausquollen, die Haut abziehen sollte, brachte keinen Bissen Fleisch mehr herunter.⁴⁷⁰ Die Soldaten marschierten an Tausenden von steifgefrorenen, überschneiten Kadavern an den Straßengräben vorüber, deren Gestank, wenn sie in der Frühlingssonne auftauten, ihnen den Atem nahm. Sie schauten zu, wie in den Pferdeschädeln die Wiesel spielten. Ihnen schauderte vor den mit Gas „geschwollenen Bäuchen“, den „riesigen Luftkissen“, „von heißen Giften voll“, vor den „summenden Fliegen“, dem „schwarzen Heer / der Larven“, die „dichtgedrängt den faulen Leib beschlichen / wie ein dickflüssig Meer“.⁴⁷¹ Sie entdeckten ihre von Vögeln abgenagten Gerippe:

„Ein Vogelschwarm, Blaumeisen, Kleiben und Emmerlinge, stob aus dem Fichtendickicht auf; darin, fast schneefrei, lag ein vollkommenes Pferdegeripp, noch alle vier Eisen an den Hufen, das Ganze wohl mehr vom Frost als von den mürben Kapseln der Gelenke zusammengehalten, von Muskel oder Sehne nichts verblieben, etwas Haut am Schädel das einzige, was den spitzen Schnäbeln der zierlichen Vögel noch abzupicken bleibt. Fast hätten wir daneben einen schön gesäuberten und gebleichten Totenkopf übersehen, auf dem noch verwegen die Rumänenmütze sitzt.“⁴⁷²

Die Soldaten waren auch zugegen, wenn man begann, Pferde zu schlachten. Sie erlebten das Stampfen und Gescharre der Pferde mit, wenn diese am ganzen Leib zitternd darauf warteten, selbst an die Reihe zu kommen. Einmal gab ein Offizier seinem Reitpferd noch einen Kuss auf die Wange; er bemerkte auch, wie es sich ratlos und hilfesuchend nach ihm umdrehte, bevor man es niederschoss.⁴⁷³ Die einzigen Pferde, die unbeschadet überlebten, waren die glatten und muskelbepackten Rennpferde des deutschen Kronprinzen in Charleville.⁴⁷⁴ Karl Kraus bringt in den „Letzten Tagen der Menschheit“ eine apokalyptische Schreckensvision: dort ziehen 1.200 Pferde, die 1917 nach der Torpedierung eines Frachtdampfers in den Meeresfluten elend umgekommen waren, den Grafen Dohna-Schlodien, der sich mit der Versenkung dieses Schiffes gebrüstet hatte, zur Rechenschaft, indem sie ihn niedertrampeln.⁴⁷⁵ Im Siebziger Krieg töteten nach der Besetzung Sedans die bayerischen Truppen etwa eintausend Pferde, für die sie keine eigene Verwendung hatten, und warfen ihre Kadaver in die Maas.⁴⁷⁶ Im Zweiten Weltkrieg, im April 1944, wurden bei der Räumung Sewastopols die Pferde der rumänischen Reiterei zu Zehntausenden über den Steilrand der Felsenküste hinuntergeschossen.⁴⁷⁷

Karl Hans Strobl (1877–1946), „Die Pferde“

„[...] Der Krieg frißt Pferde; auf endlosen, von Sonne hartgebackenen Wegen schleppt ihr schweres Geschütz, triefend, mit klappenden Flanken, von Peitschen geschlagen, vorwärts, ohne Erbarmen angetrieben; oder wilder, aus brechenden Wolken ergossener Regen wandelt das Land zu Schlamm, und bis an die Achsen versinken hinter euch die riesigen Wagen.

Jetzt – ein Wald speit Blei, Geheul von Kugeln, die Fahrer schreien, heiß zuckende Striemen reißen die Peitschen auf euere Haut, prasselnd kracht hinter euch das Gefährt den Hohlweg hinab,
hinauf

eine Böschung, mit letztem Atem, eins stürzt, die Hufe schlagen ins wirre Geschlinge der Riemen,
über den zuckenden Leib hinweg brüllt seine stählernen Grüße ein Lauf.
Kein Gedanke reißt euch mit fort, wie uns, keine große Idee; eingeschlossen
in eurer Tierheit engen Bezirk, ist nur Angst in euren Leibern. Windsbräute von Granaten
zerplatzen,
etwas schlägt in euch, eine reißende Bestie, der Schmerz, seine glühenden Eisentatzen,
reißt euch die Flanken auf ... vor der Mündung der Geschütze wölbt sich ein Hügel von
sterbenden
Rossen ...
... Die Schlacht sinkt in sich zusammen, an brennenden Dörfern verebbt der heisere Lärm,
Blut versickert in Ackerfurchen, aus Hügeln von Fleisch zucken erstarrte Beine wie seltsame Zeichen,
Ein mühsam gehobener Kopf, aus gelben Zähnen lang quellende Zungen, zeretztes Gedärm,
letztes Stöhnen und Zucken, gedehnt durch die weit gezogenen Walle von Pferdeleichen.
Kein Gedanke reißt euch mit fort, wie uns, ihr Helden ohne Namen und Ruhm,
in eurer Tierheit engen Bezirk, aus Rätseln, bricht sinnlos die Qual des einsamen, schweren Verscheidens,
gehorsam höherem Willen, Ergebung, stummes Verbluten ist euer Heldentum ...
Still, selber berührt vom Rätsel des Seins, berührt von Kälte, gedenken wir eures Leidens.“⁴⁷⁸

Hans Erich Nossack (1901–1977), „Das Kriegspferd“

„Wie jung wir waren und so voll Vertrauen
Zu dir, o Mensch. Wir sprangen an den Zaun,
Wenn du uns riefst. Es waren andre Zeiten,
Und immer Friede, Friede auf den Weiden. [...]

Dann kam der Krieg. Wir fragten nicht wofür.
Du brauchtest uns, o Mensch, wir folgten dir
In deinen Krieg. Und waren voll Vertrauen,
Es wird nicht ewig dauern, dieses Graun.

Nicht ewig! doch noch immer diese Hast,
Nicht ewig! und noch immer durch Morast. [...]
Wo sind die Erntewagen und der Pflug?
Ach ewig Krieg, und keiner sagt: genug. [...]

Wo ist der Friede? Gibt es kein Zurück?
Dir zu vertrauen war unser ganzes Glück.
Drum gib, o Mensch, es ist zu spät, drum gib
Das Einzige, was dir zu geben blieb.“⁴⁷⁹

c) Die Hoffnung auf einen fernen Neubeginn – Wilhelm Wolters Vermächtnis als Friedensphilosoph

Wilhelm Wolter stammte aus Kladow bei Schwerin in Mecklenburg. Wir wissen nicht viel über ihn. Vielleicht lag dort sein elterlicher Hof, auf dem er gelernt hatte, Pferde lieb zu gewinnen und mit ihnen umzugehen. Vielleicht hatte auch er miterlebt, wie man dort familieneigene Pferde nach dem Kriegsleistungsgesetz für „höchste Staatszwecke“ requirierte⁴⁸⁰, aus ihren heimatlichen Ställen „wegriss“, so dass sie „einsamer [wurden] als die Menschen“.⁴⁸¹ Wolter kannte die Sprache des Pferdes und wird nicht zufällig gerade diese vertrauliche Geste „Meines Rappens schlanke Nase / schmiegt sich weich in meine Hand ...“ für sein Vermächtnis ausgewählt haben. Bei Rudolf G. Binding erfährt man, ganz ähnlich wie in Xenophons „Reitkunst“ (VI, 10 f)⁴⁸², was dieses „Einschmiegen“ bedeutet:

„Alle Moral, die dir ein Reitlehrer predigt, kann das süße, zarte Geplauder deines Pferdes nicht ersetzen, wenn es an einem schönen Sommermorgen die ersten Tritte unter dir ins Freie tut, mit fühlenden Lippen vom Gebiß aus am Zügel entlang deine Hand sucht, sie leise erkundet und befragt; wenn es dann neugierig und prüfend mit der feinen Stahlstange in seinem Maule spielt, sie mutwillig ein wenig fortstößt, sich versuchend ein wenig gegenlehnt, um sie dann mit langem Hals, mit aufgerichtetem Genick, freiem Kopf und zartem Zungenspiel aus deiner Hand entgegenzunehmen, wie ein ihm zugedachtes Geschenk, auf das es stolz sein darf. Dann ist dein Pferd glücklich.“⁴⁸³

Wolter gehörte zu denen, die ein besonderes Auge für das Glück und Unglück ihrer Pferde hatten. Vielleicht hatte er während seiner Ausbildung zum Rittmeister Xenophons Werke „*Peri Hippikés*“ und „*Hipparchikós*“ gelesen. Er wird aufgrund seines kundigen Umgangs mit Pferden bei Vouziers stationiert worden sein, eine Garnisonsstadt, die eine große Kürassier-Kaserne unterhielt.⁴⁸⁴ Wolter dürfte das furchtbare Schicksal der Pferde im Weltkrieg schmerzlich mitempfunden haben, das ihre Anmut entstellte und ihnen das heuschreckenähnliche Erscheinungsbild der von Stefan Zweig genannten fahlen Rösser der Apokalypse (Offb. 9, 3 ff.7) als „Wappentier der Gegenwart“⁴⁸⁵ verlieh. Weil Wolter nun ahnt, dass es ihm nicht mehr gelingen wird, die „Schönheit“ des in ihm nachtönenden Friedensspiels auszusagen, kommt ihm der Gedanke, dass er das, was ihm von dieser ewig klingenden Ästhetik und Friedensethik her widerfahren ist, zunächst wieder „zu den Sternen“, zu ihrer transzendentalen Urquelle zurücktragen muss. Erst von dort wiederum aufbrechend, dürfe er es in „neuen Schöpfungstagen“ versuchen, diese ihm vom Jenseits her zulautende Übereinstimmung von Ästhetik und Ethik in der Sprache der Immanenz auszusagen.⁴⁸⁶ Wittgenstein kommt Ende Juli 1916, als K.u.K.-Offizier an der Ostfront kämpfend⁴⁸⁷, in seinem „*Tractatus logico-philosophicus*“ dagegen zu dem Schluss:

„6.41: Der Sinn der Welt muß außerhalb ihrer liegen. In der Welt ist alles, wie es ist, und geschieht alles, wie es geschieht. Es gibt in ihr keinen Wert – und wenn es ihn gäbe, er hätte keinen Wert. Wenn es einen Wert gibt, der Wert hat, so muß er außerhalb alles Geschehens und So-Seins liegen. Denn alles Geschehen und So-Sein ist zufällig. Was es nicht zufällig macht, kann nicht in der Welt liegen, denn sonst wäre es wieder zufällig. Es muß außerhalb

der Welt liegen. 6.42: Darum kann es auch keine Sätze der Ethik geben. Sätze können nichts Höheres ausdrücken. 6.421: Es ist klar, daß sich die Ethik nicht aussprechen läßt. Die Ethik ist transcendental (Ethik und Ästhetik sind eins).⁴⁸⁸ –

Wolter kennt diese Empfindung, die unter dem Ansturm des Kriegsgrauens auch andere Frontsoldaten teilten,

„Ach wir wollen den dummen Gedanken begraben,
Daß auch Liebe und Geist eine Stätte auf Erden haben“⁴⁸⁹,

vermutlich nicht nur aus dem Lohengrin-Vorspiel Richard Wagners, da „aus einer Welt des Hasses und des Haders [...] die Liebe verschwunden zu sein“ schien, „der Heilskelch“ entrückt ward „der unwürdigen Menschheit“ und ihn „eine Engelsschar [...] aus Himmels-höhen“ wieder herabbringen musste.⁴⁹⁰ Dieses Motiv kannte er gewiss auch aus den weisheitlichen Büchern der Bibel und der Apokryphen⁴⁹¹, auch aus seiner Schullektüre, aus Ovids „Metamorphosen“ (I, 149 f), aus Hesiods „Werken und Tagen“ (197–201) und wohl auch aus den „Phainomena“ (96–136) von Aratos von Soloi⁴⁹²: dort wird über Astraea, der Göttin der Gerechtigkeit, gesagt, dass sie im Eisernen Zeitalter „als letzte der Himm-lischen die vom Mordblut triefenden Länder“ verlassen habe – „*et virgo caede madentis / ultima caelestum terras Astraea reliquit*“ – und danach, so erzählt Aratos, als Sternbild der Jungfrau an den Himmel versetzt worden sei, da die Menschen keine Achtung mehr vor Recht und Gesetz hatten.⁴⁹³ Kannte Wolter vielleicht auch den kurzen Abschnitt aus dem äthiopischen Henochbuch (Kap. 42, 1–3), in dem berichtet wird, dass die vom Him-mel ausgesandte Weisheit die trostlose Erde verlassen und zu den Engeln zurückkehren musste, weil die Ungerechtigkeit von den Menschen so bereitwillig aufgenommen wurde „wie durstiges Wüstenland Tau und Regen aufsaugt“?

Als Philosophiestudent wird Wilhelm Wolter außerdem die Vorstellung, dass die Bestimmung des Menschen über dieses irdische Leben hinausgeht, bei Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) gefunden haben. Dieser lehrte, dass dem Menschen das Leben als Mittel zur Inangriffnahme der ihm persönlich aufgetragenen Ziele diene, um auch in weiteren irdischen Existenzen eine ihn verpflichtende Fortsetzung und Vollendung zu finden.⁴⁹⁴ Ähnliche Gedanken stellten sich auch bei Arnold Schönberg (1874–1951) ein, in seinem Oratorium „Jakobsleiter“, dessen erste, autobiographische Züge tragenden Textentwürfe im Januar 1915 entstanden.⁴⁹⁵ Nicht alle tief entmutigten Kriegsteilnehmer gaben jedoch diesen Planeten auf. „Der Wahnsinn nimmt wirklich kein Ende!“, schreibt Friedrich Franz Blanck (1892–1918) am 5. Dezember 1917, ein wohl ebenso in der griechi-schen Mythologie bewandeter Philosophiestudent; „ich möchte Flügel haben, um einen besseren Planeten aufzusuchen.“ Er schließt jedoch die Überlegung an:

„Aber wir sind verwoben und verwirkt mit dieser Erde; was wir sind und was wir haben, gehört ihr, auf uns selbst mit Haut und Haaren hat sie Anspruch.“⁴⁹⁶

Es sind apokalyptische Empfindungen, die sich hier in der Verweilung über diese von „Liebe und Geist“ verlassene Erde mitteilen. Klaus Vondung hat die Verbreitung apo-

kalyptrischer Empfindungen unter den Jahrgängen ab 1885 bis 1914 hervorgehoben. Das waren genau die Altersgruppen, die unter dem Druck persönlicher Verhältnisse oder Zeitereignisse von der Idee beseelt werden konnten, durch Krieg ließe sich der Weg für eine immanente Welterneuerung frei machen.⁴⁹⁷ Bei Wilhelm Wolter liegt der Fall jedoch anders. Und nur so meldet sich das Motiv des Pferdes (Offb. 6, 2 ff; 9, 17 ff) in seinem Gedicht zurück. Das Weltkriegsgeschehen als Endzeit, als Vorspiel der letzten Dinge zu „lesen“, war, wie schon oben in der Analyse des „Schwertsegens“ dargelegt wurde, einer der Konstanten der deutsch-nationalen Weltkriegstheologie: Deutschland ist der von Gott ausersehene „adventliche“ Bringer der Welterlösung. Während aber die Kulturphilosophen, Lyriker und Kriegstheologen, diesen thanatomanen Menschheitsirrsinn zur österlichen „Weltverjüngungsmacht“⁴⁹⁸, zur Ästhetik eines endzeitlichen Welterlösungsauftrags hinaufgipfelten⁴⁹⁹, enthüllte sich für Wolter genau hier, an dem für ihn prodigienhaften Schicksal der Kriegspferde, der absolute Tiefpunkt von Hässlichkeit und Unbewohnbarkeit der Erde. Auch wenn sein Rappe, der ihm „seine schlanke Nase in die Hand schmiegte“, noch nicht zu einem der durchgängerischen Rosse der Johannesapokalypse (Offb. 6, 2 ff; 9, 17 ff) geworden war, stand zu erwarten, dass die apokalyptischen Reiter sehr bald über die heillos beschädigte, unrettbare Welt hinwegstürmen würden, so wie das Alfons Petzold 1914 in seiner Vision einer Pferdemetamorphose erschaute und in manchen Kriegspredigten und –gedichten auch geschildert wurde⁵⁰⁰:

Alfons Petzold (1882–1923), „Das feurige Männlein“

„Ein feuriges Männlein reitet über die Welt,
zünd't an jeden Wald, zünd't an jedes Feld,
reitet die Kreuz und Quer durch die Dörfer und Städt' –
Ach, wenn das Männlein sein Rössel nit hätt'!

Doch das Rössel ist eilig wie der stinkigte Blitz;
tät Menschenblut saufen, das berget viel Hitz,
tät' Menschenfleisch fressen, das hält's in der Kraft,
Auf daß es tausend Meilen an einem Tag schafft.

Wo sein Hufschlag tut klappern, da dörrt alles Kraut,
kein Weib und kein Kind mehr zur Sonn' hinauf schaut;
da ist alles Leben keinen Blechbatzen wert
und drinnen die Häuser wie Holz auf dem Herd.

Weh! schreien die Menschen, die Bäum' und die Stein' –
nur das feurige Männlein lacht grausig hinein.“⁵⁰¹ –

Karl Kraus hatte schon 1908 in der „Fackel“ vor einem gewissen apokalyptischen Reiter gewarnt, „der für viere ausgibt. Er ist Volldampf voraus in allen Gassen. Sein Schnurrbart reicht von Aufgang bis Niedergang und von Süden gen Norden. Und dem Reiter ward Macht gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen, und daß sie sich einander erwürgten.“⁵⁰²

Zweiter Teil – Religionspädagogik und Kriegstheologie

„Wer die Schule hat, hat das Land.
Aber wer hat die bei uns in der Hand!“
Kurt Tucholsky¹

II – Im Glanz oder im Schatten von Preußens Gloria? – Ein Pfarrer und seine Konfirmandin im ersten Potsdamer Kriegsjahr

Wir wechseln von der Betrachtung der öffentlichen Inszenierung der Kriegstheologie über zur Analyse der Religionspädagogik im Krieg. Mit diesem Perspektivwechsel ist auch ein Ortswechsel vom Berliner Zentrum nach Potsdam verbunden. Wir betreten quasi eine andere Trümmerlandschaft des Krieges und befinden uns jetzt unweit des Neuen Palais', in der Nähe der beschaulichen Gärten von Sanssouci. Für die Fahrt von der Elisabethkirche Franz Koehlers in der quirligen Berliner Mitte, Invalidenstraße, bis in die Stille Potsdams, wo Pfarrer Theodor Krummacher am Kaiserin-Augusta-Stift amtierte, musste man bis zu anderthalb Stunden einplanen, um auf der seit 1838 bestehenden Bahnstrecke mit Umsteigen in die Dampf- oder Pferdetramway und anschließender Droschkenfahrt bis vor das Stiftsportal an der Ecke Albrecht-Straße / Mirbach-Straße zu kommen. Ein Inserat des „Städt. Verkehrsamtes in Potsdam“ im „Illustrierten Jahrbuch – Kalender für das Jahr 1917“, versprach sogar: „Berlin im Vorortverkehr in 30 Minuten erreichbar!“² Es waren circa 40 Kilometer über die damaligen Strecken zurückzulegen. Von Großlichterfelde-Ost bis zum Potsdamer Ringbahnhof konnte man sogar die „Elektrische“ nehmen. Wir setzen uns also in einen dieser Vorortzüge und wechseln von der großstädtischen Mitte Berlins nach dem idyllischen Potsdam, der „Sommerresidenz Sr. Maj. d. Kaisers“, um uns in den folgenden Kapiteln (II–VI) der kriegstheologischen Pädagogik während des Ersten Weltkriegs in Deutschland zuzuwenden.

Der glückliche Zufall eines Textfundes kommt uns zu Hilfe. Insgesamt handelt es sich um ein mehrteiliges Konvolut von handschriftlichen Aufzeichnungen, vor allem um zwei Oktavhefte und eine Schreibmappe, die aus dem Nachlass von Frau Ellen Rhodius, geb. Richter, stammen. Ellen Richter, geboren am 19. September 1898, war von Ostern 1913 bis Ostern 1915 Schülerin des Potsdamer Kaiserin Augusta-Stifts. Sie führte in dieser Zeit ein Tagebuch über ihren Aufenthalt im Stift, sie schrieb außerdem rund einhundert Briefe nach Hause, die ihre Mutter in einer roten Einlegemappe verwahrte. Im ersten Weltkriegsjahr, 1914–1915, fertigte Ellen Richter – und das ist das für uns wichtigste Stück dieses Textfundes – ein 128-seitiges Protokollbuch zum Konfirmandenunterricht von 1914–1915 bei Pfarrer Theodor Krummacher an. Zum Textfund gehören noch weitere, für unseren Forschungsgegenstand weniger wichtige Dokumente: ein Tagebuch aus Neuwied (1920), ein großer Briefpapierkarton mit Separata mehrerer soziologischer und politischer Kleinschriften aus den 1930er und 1940er Jahren, jeweils ein kleiner Gedichtband von Rilke, Carossa und Friedrich Georg Jünger, das kostbar eingebundene Exemplar eines Briefromans von Elisabeth von Heyking, verschiedene Einzelhefte der „Neuen Rundschau“ (der „Freien Bühne“) aus den 1920er bis 1940er Jahren. Wertvoll und aufschlussreich ist schließlich noch ein schmales braunes Bändchen mit dreißig handgeschriebenen Gedichten, das einem gewissen „W. A.“ (= Wilhelm Ahlmann), einem Widerständler gegen Hitler, zugeordnet war; letzterem Schriftfund werden wir am Ende der Untersuchung ein kurzes Kapitel widmen.

1) „Stern, auf den ich schaue, / Fels, auf dem ich steh!“ – Biographisches zu Pfarrer Theodor Krummacher

Der trotz seiner Günstlingsstellung am Kaiserhof in Potsdam in vielen theologischen Enzyklopädien und in der einschlägigen Fachliteratur zur protestantischen Kriegstheologie kaum erwähnte Pfarrer Theodor Gustav Hermann Adam Krummacher (* 25. August 1867, † 26. Juli 1945)³ war Sohn des am 16. Juni 1824 in Ruhrort bei Duisburg geborenen Halberstädter Dompredigers Dr. Cornelius Friedrich Adolf Krummacher (1824–1884)⁴ und Enkel des reformierten Theologen Friedrich Wilhelm Arnold Krummacher (1796–1868), Pfarrer in Barmen-Gemark und Elberfeld, jenes mutigen Potsdamer Hofpredigers, der 1848 – noch als Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin tätig – in einer Predigt die märzgefallenen Barrikadenkämpfer „als selige, verklärte Entrinner mit Palmzweigen in der Hand und in weißen Gewändern von der Erde zum Himmel“ aufsteigen sah.⁵ – Nach seinem Abitur Ostern 1887 in Wernigerode studierte Theodor Krummacher in Göttingen, Berlin, Greifswald und Halle a.S. Theologie und legte das Erste Theologische Examen Dezember 1890 in Halle a.S. ab. Hierauf folgte die Domkandidatenzeit in Berlin und im Juni 1892 das Zweite Theologische Examen in Magdeburg.⁶ Es existiert kein Beleg dafür, dass – wie lange Zeit (2006–2015) im Internet (Wikipedia) behauptet wurde⁷ – Theodor Krummacher Hofprediger war, dass er sein Studium mit dem Dr. theol. bzw. der Lizenziatenprüfung (Lic. theol.) abschloss und dass ihm später noch die theologische Ehrendoktorwürde verliehen wurde.⁸

Zum 1. Oktober 1892 trat Theodor Krummacher sein erstes Amt als Pastor (Hilfsprediger) an der Friedenskirche in Potsdam (Ordination am 16. Oktober in Berlin) an. Seine dortige Tätigkeit (1892–1896) brachte ihn mit verschiedenen Mitgliedern des Kaiserhauses in Berührung⁹, so dass er 1895 nach einem in Anwesenheit von Wilhelm II. gehaltenen Predigtgottesdienst in der erst am 1. September 1895 eingeweihten Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche als einer von drei Pfarrern ebendorthin berufen wurde.¹⁰ Am 27. Oktober 1896 vermählte er sich mit Antoinette Cäcilie Elisabeth Gräfin von der Goltz (* 13. Juli 1868, † 21. Dezember 1929), mit welcher er fünf Kinder hatte.¹¹

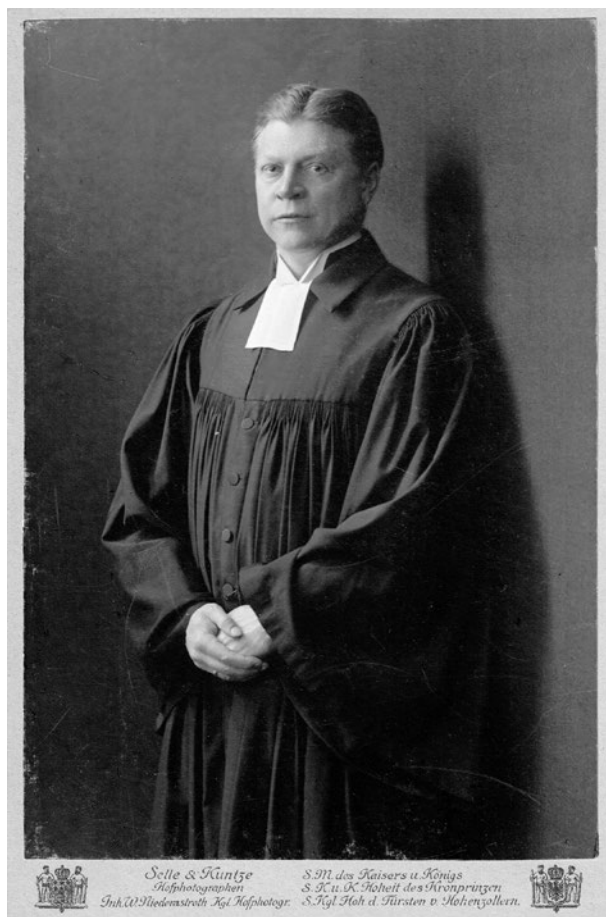


Abbildung 7: Pfarrer Theodor Krummacher als Konfirmator Ellen Richters;
Studiophoto von 1915.¹²

Nach rd. 15-jähriger pfarramtlicher Tätigkeit an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche (1896–1910) wechselte er – belastet von den ab 1910 erheblich eskalierenden Streitigkeiten um die Nutzungsrechte der Gemeinde an der dem „Evangelischen Kirchenbau-Verein Berlin“ gehörenden Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche¹³ und wohl auch mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit – auf Anraten des Kaiserpaares 1910 in das „stillere Amt“ des Hausgeistlichen der Kaiserin Augusta-Stiftung und Pfarrers an der Pfingstkirche in Potsdam.¹⁴ Das obige Bild zeigt ihn 1915. Fast 25 Jahre lang (vom 18. August 1910 bis 30. September 1934) widmete sich Krummacher dieser Doppelaufgabe¹⁵ und wurde in denselben Jahren nach eigener Darstellung – neben dem Schlosspfarrer und Oberhofprediger D. Ernst Hermann von Dryander (1843–1922)¹⁶ – einer der wichtigsten Seelsorger Wilhelms II. und der kaiserlichen Familie in Potsdam.¹⁷ Während des Ersten Weltkriegs war er 1916 zweimal kurzfristig als Feldgeistlicher eingesetzt.¹⁸

Nach Erreichen des Pensionsalters zog sich Krummacher 1934 nach insgesamt 42 Dienstjahren ins Privatleben zurück und schrieb seine Memoiren.¹⁹ Im Alter von fast 78 Jahren verstarb er am 26. Juli 1945 in Potsdam. Er, seine Gattin, seine Schwägerin und sein jüngster Sohn Gustav Adolf liegen auf dem Alten Friedhof (= Bornstedter Friedhof) in der Familiengrabstätte des langjährigen Chefs des kaiserlichen Zivilkabinetts, des Geheimrats Dr. Hermann von Lucanus (1831–1908) in Sanssouci begraben.²⁰ – Theodor Krummachers Leitspruch war der Liedervers: „Stern, auf den ich schaue, / Fels, auf dem ich steh!“ Seinen Konfirmandenunterricht schloss er mit diesem Lied ab²¹; diesen Vers stellte er auch seiner 1937 veröffentlichten Autobiographie „Erinnerungen aus Amt und Haus“ als Motto voran, er zitierte es ebenfalls im Vorwort und bezog sich auf diesen Vers in seinem Buch nicht weniger als weitere sechs Mal: „Ja, das war der Grundton meines Lebens und Wirkens.“²²



Abbildung 8: Vorderer Teil des Lucanischen Familiengrabes auf dem Bornstedter Friedhof in Sanssouci/Potsdam, mit den Grabsteinen der Familie Krummacher. – von links nach rechts: *Elisabeth Krummacher*, geb. Gräfin von der Goltz (1868–1929); vgl. KRUMMACHER (1937), S. 61 ff.144. – Pfarrer *Theodor Krummacher* (1867–1945) – der gemeinsame jüngste Sohn *Gustav Adolf Krummacher* (1908–1937); vgl. DERS., ebd., S. 105 f.147. – *Hanni (Johanna) von Herrmann*, geb. Krummacher (1905–1952), jüngste Tochter Krummachers; vgl. DERS., ebd., S. 102.105.147. – *Cäcilie („Cilla“) Gräfin von der Goltz* (1863–1941), Schwester von Elisabeth Krummacher; vgl. DERS., ebd., S. 65.147.

2) „Keep in line!“ – Biographisches zu Ellen Rhodius, geb. Richter

Ellen Richter – das Bild unten zeigt sie im Frühjahr 1915 – wurde am 19. September 1898 als Tochter des Juristen Wilhelm Richter und seiner Ehefrau Frieda Richter, geb. Främbs, in Neuwied a.Rh. geboren. Sie gehörte zu jenem begüterten, großbürgerlichen Milieu kultur- und standesbewusster, konservativer Kreise, für die z. B. die Autorin Frieda Schanz ihr „Deutsches Mädchenbuch – ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen“ redigierte.²³ Weil ihr Vater Wilhelm Richter, Jurist,

preußischer Beamter, als Richter nach Kiel berufen wurde, wuchs Ellen Richter zunächst in Kiel auf und besuchte dort eine Privatschule. Als ihr Vater an das Landgericht zurück nach Neuwied versetzt wurde, wo man ihn kurz darauf zum Landgerichtsdirektor ernannte, siedelte die Familie 1913 dorthin über.



Abbildung 9: Ellen Richter als Konfirmandin mit Stiftstracht und Brosche der Kaiserin Augusta-Stiftung; Studiophoto von 1915.²⁴

Den Aufzeichnungen ihres Tagebuchs zufolge²⁵ kam Ellen Richter dann am 9. April 1913 (im Alter von 14–15 Jahren) als Internats-Schülerin an die Potsdamer Kaiserin Augusta-Stiftung.²⁶ Erhalten ist (im Tagebuch eingeklebt²⁷) nur ihr Zeugnis der „Kaiserin=Augusta=Stiftung von Michaeli 1913 bis Weihnachten 1913, Potsdam 20. XII. 1913“, unterzeichnet von B[ertha]. v[on] Moeller, Oberin“ und versehen mit der Unterschrift ihres Vaters: „ges[ehen] Landgerichtsdirektor Richter“. Der Fächerkanon, in dem Ellen Richter unterrichtet wurde, umfasste Religion (in den entsprechenden Jahrgängen als Katechumenen- und Konfirmandenunterricht erteilt), Deutsch, Geschichte, Kunstgeschichte, Erdkunde, Französisch, Englisch, Latein, Arithmetik, Geometrie, Naturkunde, Physik, Zeichnen, Klavierspiel, Handarbeiten und Turnen. Rechts oben auf dem genannten Zeugnis ist auch der schulische Leistungsspiegel angegeben; demzufolge wurde Ellen Richter mit „II. Klasse. Platz 3/28“ eingestuft.²⁸ Das Curriculum der Kaiserin Augusta-Stiftung führte damals noch nicht zum Abitur. Die Ausbildung begann mit der Quinta (der 6. Klasse), in die die Mädchen

im Alter von etwa zehn Jahren aufgenommen wurden. Voraussetzung für den Eintritt war der Nachweis der Sexta (5. Klasse). Auf die Quinta folgten dann die Klassenstufen Quarta, Untertertia und Obertertia (7., 8. und 9. Klasse). Man schloss dann mit „Mittlerer Reife“ ab – mit dem sogenannten „Höhere Töchter-Abschluss“. Es war im Stift üblich, an zwei bis drei Tagen nur Englisch oder Französisch zu sprechen, wobei die Zöglinge auf Spaziergängen von englisch- und französischsprachigen Gouvernanten in Gruppen begleitet wurden („Keep in line!“). Die Schülerinnen hatten ohnehin kaum Freiheit, sich außerhalb des Stiftsgeländes aufzuhalten. Zum Stiftsalltag gehörten häufige gemeinsame Konzert- und Theaterbesuche, das Stellen von lebenden Bildern, „tableaux vivants“, worüber das Tagebuch mit vielen Photos berichtet. Die Schülerinnen gingen aus dem Stift nach dem Abschluss der Untersekunda (10. Klasse) und der Konfirmation²⁹ im Alter von 16–17 Jahren ab. Ellen Richter war demnach eine „Quereinsteigerin“, die im Alter von ca. 14 ½ Jahren zu Ostern 1913 in die Untertertia (8. Klasse) eingeschult wurde und zwei Jahre später zu Ostern 1915 mit Absolvierung der Untersekunda (10. Klasse) wie alle anderen „Zöglinge“ das Stift verließ. Erst 1929 wurde das Kaiserin Augusta-Stift in ein Oberlyzeum umgewandelt, indem man eine Sexta (5. Klasse) vorschaltete und eine Oberstufe (Obersekunda, Unterprima und Oberprima = 11., 12. und 13. Klasse) einrichtete. 1932 erteilte das preußische „Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“ der Kaiserin Augusta-Stiftung schließlich auch die Berechtigung zur selbstständigen Abnahme der Reifeprüfung (Abitur).³⁰



Abbildung 10: Postkarte, 1913; Vorderseite; Gebäude der Kaiserin Augusta-Stiftung, errichtet 1900–1902, Potsdam, mit dem handschriftlichen Eintrag Ellen Richters, (RICHTER, 1913–1915, S. 29): „Albrecht=Straße/Mirbach=Straße“ (heute: Am Neuen Garten 29–32) unweit des Marmorpalais’.

Über den minutiös geregelten, nur selten von Abwechslungen unterbrochenen Tagesablauf im Internat, den Paula von Crousaz, die von 1915 bis 1945 im Stift als Erzieherin arbeitete und später das Stift von 1945 bis 1952 als kommissarische Oberin leitete, in ihren leider verschollenen Memoiren festgehalten hat³¹, berichtet Ellen Richter in ihrem Tagebuch quasi nichts und in ihren Briefen nach Hause nur wenig Konkretes. Ein kurzes Gedicht „Stoßseufzer“ im Tagebuch gibt einen düsteren Eindruck und lässt auf die innere Distanz Ellen Richters zur Kaiserin Augusta-Stiftung schließen. Diese Verse zirkulierten entweder unter den Schülerinnen, bevor Ellen Richter es in ihr Tagebuch aufnahm, oder sie hat es selbst verfasst, wofür die handschriftlichen Verbesserungen der Zeile 7 sprechen könnten:

„Ich wollt[,] ich wär[,] ich weiß nicht[,] wo[,]
 Nur bloß nicht hier im Stift,
 Und wenn ich hier noch bleiben muß[,]
 dann nähm ich einfach Gift.
 Da draußen tauts, der Regen rinnt,
 Es tropft und tropft vom Dach[.]
 Wenns (!) doch d. Stift nur taute auf,
 wie glücklich wär ich, ach.
 Du Zeppelin, was ratterst Du
 Form (!) Fenster draußen hin,
 O, nimm mich mit von diesem Stift,
 wo ich so traurig bin.“³²

Auf den Seiten 16–17 des Tagebuches, direkt im Anschluss an die erste Schülerliste, konnte man sich unter der Überschrift „Kinder[,] die gern im Stift sind.“ (S. 16) und „Kinder[,] die ungern hier sind.“ (S. 17) eintragen. Ellen Richter schrieb sich auf der Seite 16 ein, wo auch die meisten anderen Namen zu finden sind; eine große Anzahl freilich fand einen Kompromiss: sie setzte ihre Unterschrift über beide Seiten hinweg; nur eine kleinere Anzahl trug ihren Namen auf der Seite 17 ein.

Das „strenge Regiment“, das in der Kaiserin-Augusta-Stiftung herrschte, lieferte immerhin die Vorlage für den milieukritischen³³ Film von Leontine Sagan „Mädchen in Uniform“ von 1931.³⁴ Eine gewisse Ausnahme vom stark reglementierten Stiftsalltag könnte der Unterricht bei Pfarrer Theodor Krummacher dargestellt haben. Zwar sagt das Tagebuch Ellen Richters über das Wesen Pfarrer Krummachers und den persönlichen Umgang mit ihm direkt nichts Wesentliches aus; in mehreren Briefen nach Hause bekundet Ellen Richter lediglich, dass ihr seine Predigten sehr gefielen: „Er hat ganz wunderbar gepredigt“. Am 13. Dezember 1914 berichtet sie, dass sie zusammen mit anderen „Stiftskindern“ bei Pfarrer Krummacher und seiner Familie eingeladen war:

Krummacher habe „wunderschöne Abschiedsbriefe“ von seinem gefallenen Neffen vorgelesen, dazu eine Karte, die er von Ludendorff erhalten habe. „Dann gingen wir ins Zimmer der Gräfin [Cäcilie] Goltz, der Schwägerin von Pastor Krummacher, die immer bei ihnen wohnt. Dort war eine entzückende Weihnachtskrippe aufgebaut und Adda [= Gustav Adolf], [s]ein 6J. Sohn, sollte die Weihnachtsgeschichte aufsagen. Er weigerte sich aber und Pastor Kr. sagte: ‚Dann sing aber wenigstens dein Lied.‘ Adda begann: [.]

Mädel[,] du weißt es genau, wirst meine süße kl. Frau, worauf die ganze Pfarrersfamilie und Stiftsgemeinde in dröhnendes Gelächter ausbrachen.“

Sonst findet sich über Krummacher im Tagebuch nichts – er taucht weder in den Humoresken über verschiedene Lehrkräfte und Hausdamen³⁵ noch auf den Photos auf, die verschiedene Lehrer und „Fräuleins“ zeigen.³⁶ Namentlich wird „Pastor Krummacher“ im Tagebuch auch nur ein einziges Mal erwähnt – und zwar in der Lehrerliste: zwischen den Handarbeitslehrerinnen (Frl. Trenkmann und Frl. Radatz) und der Klavierlehrerin (Frl. Lenz).³⁷ Etwas mehr, aber eher Indirektes, findet man über Krummacher in den Erinnerungen von Albrecht Schönherr (1911–2009), der sein Vikariat vom 1.11.1933–30.9.1934 bei Krummacher ableistete.³⁸ An einer Stelle schildert er seine Erfahrungen im Vertretungsunterricht an der Kaiserin Augusta-Stiftung, die auf eine etwas abgemilderte Disziplin in den Krummacher'schen Religionsklassen schließen lassen, die sich im Laufe der Jahre bis 1934 noch weiter gelockert haben mag:

„Ich trat also am nächsten Morgen vor die Untersekunda, vor sechszehnjährige junge Damen. Ich selber war fünf Jahre älter. Vier Mädchen saßen auf ihren Bänken und schauten mich treuherzig an. Nach einer Minute erschienen die nächsten drei, und in kurzem Abstand kam wieder ein Grüppchen herein und noch eins, und nach ungefähr 20 Minuten war die Klasse endlich komplett. Das Interesse an Calvins Abendmahlslehre war offenbar gering. Jedenfalls unterhielten sich die Sekundanerinnen angelegentlich miteinander – nicht gerade über theologische Probleme, wie ich vernehmen konnte [...]. In späteren Stunden einigte ich mich mit den Schülerinnen darauf, daß sich die, die dem Unterricht folgen wollten, nach vorn setzten. Den anderen war freigestellt, sich sonstwie zu unterhalten. Was sollte ein armer Vikar machen? Die Schülerinnen zu verpetzen hätte zu einem fürchterlichen Donnerwetter durch die Direktorin geführt, mich aber bei ihnen ein für allemal unmöglich gemacht.“³⁹

Die Kaiserin besuchte von Zeit zu Zeit das Stift, nahm auch an Mahlzeiten teil, wobei es am 20. Juni 1914 Milchreis mit Stachelbeerkompott gab, welcher der Etikette gemäß mit Gabeln gegessen werden sollte. Die Kaiserin fragte jedoch nach einem Löffel.⁴⁰ Dass von Seiten des Stifts kontinuierlich Kontakt zum Potsdamer Hof gehalten wurde, dokumentiert das Tagebuch Ellen Richters mehrfach. So notiert Ellen Richter für den 13. September 1913: „Bei der Kaiserin im Garten des Neuen Palais. Wir fütterten das Lieblingspferd S. M., Ute“.⁴¹ Gleichfalls für den September 1913 findet sich die Notiz: „Spaziergang mit M^{lle} Fournier [im Park von Sanssouci]. Wir kniffen aus, um den Kaiser zu sehn und bekamen alle 2 mauwaises (!) notes.“⁴² Für den 26. Oktober 1913 verzeichnet das Tagebuch „Die Kaiserin zur Kirche hier.“⁴³ Gemeint ist die Stiftskapelle mit 120 Plätzen, Orgel, Kanzel und Altar im Erdgeschoss⁴⁴, in der Th. Krummacher neben seinem Pfarramt an der Potsdamer Pfingstkirche seit 1910 ebenfalls Gottesdienste abhielt. Im Juni 1914 (der genaue Tag ist nicht angegeben) nahmen die Schülerinnen an einem „Gartenfest der Prinzess August Wilhelm“⁴⁵ im Lustgarten zu Potsdam teil⁴⁶; usw. In ihren Briefen an ihre Eltern berichtet Ellen Richter immer wieder von Aufenthalt der Kaiserin im Stift.

Ein herausragendes Erlebnis im Kontakt mit dem Kaiserhof war, dass Ellen Richter zusammen mit anderen Zöglingen des Kaiserin-Augusta-Stifts an den Hochzeitsfeierlichkeiten anlässlich der Eheschließung von Prinzessin Viktoria Luise Adelheid Mathilde

Charlotte von Preußen (1892–1980) mit Ernst August Prinz von Hannover, Herzog von Braunschweig und Lüneburg (1887–1953) am Nachmittag des 24. Mai 1913, einem Samstag, teilgenommen hat. Von diesem Ereignis, das am Vorabend des Ersten Weltkriegs ein letztes Mal alle Herrscherdynastien des europäischen Kontinents versammelte und die Versöhnung der Hohenzollern mit der von ihnen deposierten Welfendynastie besiegelte⁴⁷, hat Ellen Richter einen umfangreichen Zeitungsausschnitt aufgehoben und in ihr Tagebuch eingeklebt.⁴⁸ Diesem Zeitungsausschnitt ist beigelegt ein Photo (s. u. Abb. 11), das zwei Hofkutschen zeigt, die durch das Portal IV (Lustgarten-, bzw. Nordseite) in den großen Schlosshof des Berliner Stadtschlusses einfahren.⁴⁹



Abbildung 11: Das ins Tagebuch eingeklebte Pressephoto vom Samstag, dem 24. Mai 1913 (RICHTER, 1913–1915a, S. 35, Original-Zeitungsausschnitt), zeigt zwei Hofkutschen mit etwa 20 weiblichen „Zöglingen“, darunter Ellen Richter, die zu den Hochzeitsfeierlichkeiten anlässlich der Eheschließung von Prinzessin Viktoria Luise Adelheid Mathilde Charlotte von Preußen (1892–1980) mit Ernst August Prinz von Hannover, Herzog von Braunschweig und Lüneburg (1887–1953) durch das Portal IV (Lustgartenseite des Königlichen Stadtschlusses in Berlin) fahren. Nach einem Brief Ellen Richters vom 1. Juni 1913 an ihre Mutter könnte sie „die 2[.] oder 3[.] rechts im hinteren Wagen“ gewesen sein.

In der hinteren der beiden Hofkutschen saßen neben einer Anzahl von weißgekleideten Zöglingen aus der Königin-Luise-Stiftung⁵⁰ auch „Stiftskinder“ der Kaiserin-Augusta-Stiftung. Wie Ellen Richter am 24. Mai 1913 an ihre Mutter schrieb, wurden unter den Schülerinnen des Kaiserin Augusta-Stiftes 25 Mädchen ausgewählt, die man bei Hofe aufgrund ihrer Ausstrahlung und ihres Auftretens präsentieren konnte. Da aus unbekannt gebliebenen Gründen von diesen 25 nur drei an den Feierlichkeiten teilnehmen durften, mussten sie sich einem Losverfahren unterziehen, bei dem „Mia von der Groeben“, „Erika von Althen“ und Ellen Richter Glück hatten. Im Nachlass Ellen Richters fand sich hierzu auch eine von ihrer Mutter geschriebene Postkarte, die am 27. Mai 1913 in Neuwied abgestempelt wurde. Auf der Bildseite sieht man die „Herzoglich-Cumberland'sche Familie mit der Kaiserin“, die das Brautpaar Ernst August von Hannover und Prinzessin Viktoria Luise in die Mitte nehmen. Auf der Rückseite heißt es:



Abbildung 12: Postkarte, 1913: „Die Herzoglich-Cumberland'sche Familie mit der Kaiserin.“ In der Mitte das am 24. Mai 1913 getraute Brautpaar Prinzessin Viktoria Luise von Preußen und Ernst August Prinz von Hannover.

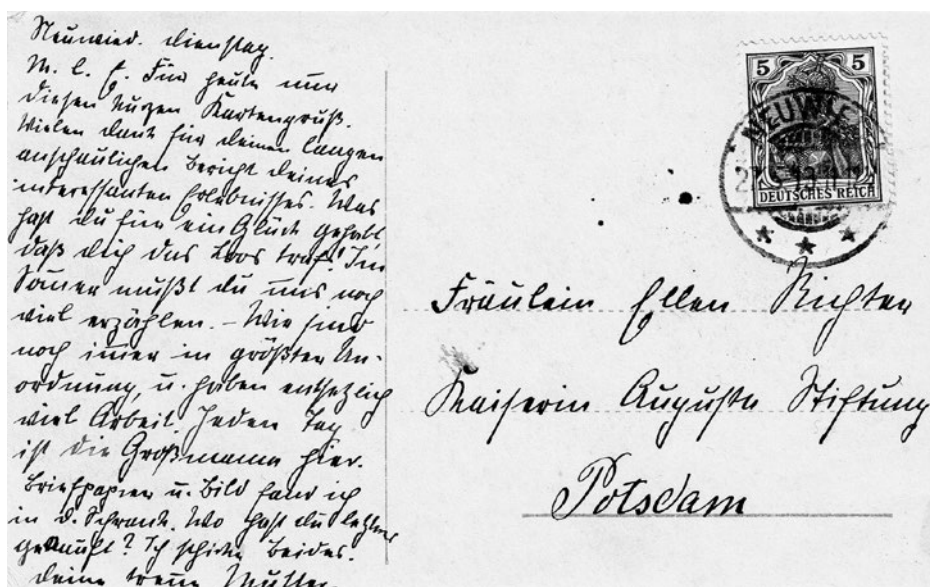


Abbildung 13: Postkarte, 1913; Rückseite von Abbildung 12. Poststempel Neuwied vom 27. Mai 1913.

„Neuwied. Dienstag. M. I. E. [= Meine liebe Ellen]. Für heute nur diesen kurzen Kartengruß. Vielen Dank für Deinen langen anschaulichen Bericht Deines interessanten Erlebnisses. Was hast Du für ein Glück gehabt, daß Dich das Loos traf! Im Sommer mußt Du uns noch viel erzählen. – Wir sind noch in der größten Unordnung, u. haben entsetzlich viel Arbeit. Jeden Tag ist die Großmama hier. Briefpapier u. Bild fand ich in D. [= Deinem] Schrank. Wo hast Du letzteres gekauft? Ich schicke Beides. Deine treue Mutter.“

Leider ist dieser „anschauliche Bericht“ Ellen Richters verschollen; er findet sich auch nicht in dem im Nachlass aufbewahrten Briefkonvolut. Vermutlich wurde gerade dieser Brief in der Verwandtschaft herumgereicht und irgendwann nicht zurückgegeben, so dass man nur noch aufgrund anderweitiger Informationen rekonstruieren kann, wozu die Anwesenheit der Schülerinnen beider Stiftungen bei den Hochzeitsfeierlichkeiten des 23. Mai 1913 diente. Die Stiftskinder nahmen im Kapitelsaal⁵¹ des Schlosses Aufstellung, wo sie mit Kränzen im Haar ein Spalier bildeten, durch welches das Hochzeitspaar und der Hofstaatszug auf dem Weg zur Schlosskapelle⁵² schritten.⁵³ – Die traditionelle öffentliche Ausstellung der Brautausstattung („*Trousseau*“) der Prinzessin Viktoria fand etwa 14 Tage später im Neuen Palais in Potsdam statt, wo sie von Freundinnen der Prinzessin und der Hofgesellschaft besichtigt werden konnte; hierzu waren auch wiederum Zöglinge der Kaiserin Augusta-Stiftung, unter ihnen Ellen Richter, geladen.⁵⁴

In ihrem Brief nach Hause vom 4. Oktober 1914 berichtet Ellen Richter von einem Besuch im Deutschen Theater, für den die Mutter ihrer Freundin Annemarie Conze „Plätze besorgt“ hatte. Gegeben wurde „unter der Regie von Max Reinhard[t]“ Wallensteins Lager, das im Stift gerade durchgenommen worden war. Der Aufführung wurde das schon oben einmal erwähnte „Kriegsvorspiel“ von Wilhelm Schmidtbonn, „1914“, vorgeschaltet, in welchem Ellen und Annemarie dem leidenschaftlichen Krieg, der Subjektvorstellung des Krieges begegnen:

„Als wir bei der Hinfahrt ins Auto stiegen, trat ein ganz ausgehungert[er] grinsender Mann an uns heran und bat uns um etwas Geld. Wir bekamen einen Schreck vor diesem förmlichen Gespenst. Man hat= /⁶ te das Gefühl, nur schleunigst geben, sonst springt er uns an die Gurgel und frisst uns auf. – Der Eindruck, den wir so bekamen, wurde noch verstärkt durch ein Vorspiel „1914“ von Schmidtbonn.⁵⁵ Wundervolle Scenerie, Sommer und eine Bäurin steht da bei der Ernte. Da tritt plötzlich ein Mann auf, halbnackt, die Brust ganz aufgespalten und blutig, eine[n] blutigen Lappen um den Kopf, die Sense in der Hand und tiefe Höhlen unter den Augen: es ist der Krieg. Mit gellender Stimme spricht er nun auf die Frau ein, spricht immer /⁷ von Blut trinken und von seinen Geiern, die auf d. Schlachtfeldern die Gefallenen zerhacken, reißt sich die Wunden auf, kurz es war so furchtbar, dass ich gar nicht mehr hingucken konnte. Die Ohren konnte ich mir leider nicht zuhalten[,] und ich könnte jetzt noch diese misstönigen Schreie hören. Nachher klang dann alles noch versöh[n]lich aus, aber ich wünschte doch, es nicht gesehn zu haben. – [...].“⁵⁶

Gegen Ende ihrer Unterrichtszeit bei Pfarrer Krummacher distanzierte sich Ellen Richter deutlich von ihm; sie bezeichnete ihn als „Salonpastor“ und kritisierte seinen Unterricht, da dieser „gerade zu dem Gegenteil führen würde, was er bezwecken sollte.“ Sie schrieb an

einem Mittwohabend (das genaue Datum des Briefes – nach dem 13. Dezember 1914 – ist leider nicht angegeben) auf rotgerändertem Papier an ihre Mutter:

„Mittwoch Abend 7.15 [Uhr]

Meine liebe, goldige Mutsch!

Wir kommen eben aus Nowawes zurück, wo wir mit Pastor Krummacher, Frau Oberin und Frl. v. Trotha waren. Wir haben uns da das große Oberlyn Haus angesehen.⁵⁷ Es ist eine Anstalt zur Ausbildung von Schwestern und damit verbunden ist ein Krüppelheim, einen [!] Blindenanstalt, eine Taubstummenblindenanstalt und ein riesiges Krankenhaus. Wir fuhrten von hier um 3 Uhr ab, ich ging mit Annemie zu= /² sammen. Dort wurden wir von der Oberin Frl. v. Saldern empfangen. Sie ist (d. ist d. Hauptsache für Pastor Krummacher) die Schwester d. Hofdame der Prinzessin. Dann kam der Leitende Pastor, der überhaupt alles ins Leben gerufen hat, alle Anstalten baute –, Pastor Hoppe. Er führte uns zuerst herum, in der Krippe, wo ganz süße kl. Wesen sind, die auch ganz gesund sind, aber deren Mütter auf Arbeit gehen. Dann gingen wir in einen Saal, wo wir uns /³ setzen mußten und Pastor Hoppe hielt uns einen Vortrag. Dieser [!] Ansprache war so wundervoll, daß ich wirklich wollte, ich wäre nie hierhin gekommen. Er erzählte[,] wie das Haus entstand. Zum Andenken an Pfarrer Oberlyn, der im Elsaß so viel Gutes stiftet[e], ist es gegründet. Das Schreckliche ist nur, daß man, wenn man einen solchen Pastor, wie Hoppe sieht, der doch alles[,] was er sagt, auch in die Tat umsetzt, das [!] man dann bei einem Salonpastor wie /⁴ Krummacher konfirmiert werden muß. Weshalb wir nach Nowawes geführt wurden, war natürlich deshalb, daß wir uns später mal da als Hilfsschwester betätigen sollen. Du glaubst gar nicht, wie gern man das möchte, wenn man alle diese armen, verkrüppelten Wesen sieht. Aber alle sind so vergnügt und selig[,] wenn Pastor Hoppe sie nur ansieht. Hätten wir doch bei ihm Konfirmandenstunden [gehabt], denn unsere Konfirmandenstunden bzw führen gerade zu d. Gegenteil, was sie bezwecken sollten [...].“⁵⁸

Am Palmsonntag 1915 wurde Ellen Richter zusammen mit den Mitschülerinnen ihres Jahrgangs in der Stiftskapelle konfirmiert.⁵⁹ Zuvor fand die obligatorische Abschlussprüfung der Stiftsausbildung statt, von der Ellen Richter in einem ausführlichen Brief vom 4. März 1915 (dem Folgetag der letzten Konfirmandenstunde) nach Hause berichtete. Die Kaiserin erschien im „blaugrünen Samtkleid“ mit „Zobelpelz“, „grünem Hut“ und „riesigen grünen Tropfen in den Ohren“ – mitsamt einigen Hofdamen, der „Exzellenz von Gersdorff“ und dem „Kammerherrn von Winterfeldt“. Auch der „1. Kurator, General[leutnant Freiherr] von Lützwow“ nahm an dieser Abschlussprüfung teil:

„Jede Klasse wurde nun in zwei Fächern geprüft, alles klappte natürlich tadellos, denn die Fragen und Antworten waren wie nicht recht gescheit gepaukt worden. Mehrere gute Witze leisteten sich einige Kinder[.] Z. B. sagte eine [Schülerin] auf d. Frage, was Friedr. v. seinem Vater geschenkt bekam[:], ‚ein Luftschiff‘ anstatt ein ‚Lustschloß‘.“

Im Verlauf dieses Prüfungstages besichtigte die Kaiserin im Zeichensaal eine Ausstellung von Malereien und Handarbeiten der „Stiftskinder“ (darunter auch Exponate von Ellen Richter)⁶⁰ und begab sich hernach in die Lehrküche, wo sie selbst einige Prüfungsfragen stellte. Ellen Richter musste der Kaiserin „erzählen, wie man Rührei macht, was ich auch zum Glück wußte.“ Im Brief an die Eltern vom 4. März heißt es dann weiter, dass

„ein endlose Reihe von vorspielen, aufsagen, vortanzen [folgte], sodaß die zwei Stunden bald vorbei waren. Die beabsichtigte, lang geplante Vorstellung der Kinder konnte deshalb leider nicht mehr stattfinden u. heute in 14 Tagen [= am Palmsonntag] wird die Kaiserin ja wieder da sein und Ihr [werdet] ihr vorgestellt werden.“

Die Konfirmationsprüfung, über die Ellen Richter leider nichts berichtet, wurde, wie im Brief vom 7. März 1915 mitgeteilt, ein paar Tage später, am 10. März 1915, abgehalten. Irgendwann vor der Einsegnung fand üblicherweise auch ein persönliches Gespräch der Kaiserin mit den Konfirmandinnen im sog. „Kaiserinzimmer“⁶¹ statt, das im Obergeschoss des Stiftes über dem Vestibül lag.⁶² Auch hierzu ist weder ein Termin, ein Bericht im Tagebuch noch ein Brief an ihre Eltern nach Hause erhalten. Möglicherweise sind auch diese Aufzeichnungen verloren gegangen. Auch von der im Brief vom 4. März 1915 angekündigten Audienz, welche die Kaiserin den Konfirmandinnen zusammen mit ihren Eltern gab, besitzen wir keine Nachricht. Sie wird im Anschluss an die Konfirmation am Palmsonntag, den 28. März, erfolgt sein. Bei dieser Gelegenheit hat Ellen Richter auch das Konfirmationsgeschenk der Kaiserin erhalten. Ein solches Geschenk war üblich und bestand, was den Jahrgang Ellen Richters betraf, aus einer mit Goldschnitt, Einlegebändchen und Verschleißriegel ausgestatteten Schmuckausgabe des Buches von Thomas a Kempis „Vier Bücher von der Nachfolge Christi“ nach der Übersetzung ins Deutsche von Johann Arndt nebst einem Anhang von Gebeten.⁶³ Auf das Vorsatzblatt dieses Büchleins ließ die Stiftsoberin in Sütterlin-Schönschrift den jeweiligen Konfirmationsspruch der Schülerinnen von einer geschulten Schreibkraft, die auch sonst bei Beurkundungen tätig wurde, eintragen.⁶⁴ Ellen Richters Konfirmationsspruch lautet „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.“ (Röm. 12, 12) Darunter setzte die Kaiserin ihre eigenhändige Unterschrift: „Auguste Victoria I[mperatrix]. R[egina].“⁶⁵ (s. u. Abb. 14).

Ihren Konfirmationsspruch hatte Ellen Richter selbst ausgewählt, wie aus einem ihrer Briefe hervorgeht; es war auch der Konfirmationsspruch ihrer Mutter.⁶⁶ Es traf sich, dass Röm. 12, 12 nicht nur der Hausspruch der Kaiserin Augusta-Stiftung⁶⁷, sondern ebenso ein in der Familie Theodor Krummachers beliebter Vers war.⁶⁸ Derselbe diente auch Wilhelm I. und seiner Frau Augusta als biblisches Leitmotiv und war sogar der Konfirmationsspruch Wilhelms II.⁶⁹

Die Konfirmation zu Palmsonntag, am 28. März 1915, stellte den Abschluss der schulischen Ausbildung in Potsdam dar. Ellen Richter kehrte nach Neuwied zurück und arbeitete dort zunächst – nach Ableistung eines Kurzlehrgangs – bis zum Kriegsende als Rote-Kreuz-Helferin. Ihre Haupttätigkeit scheint darin bestanden zu haben, gebrauchtes Verbandsmaterial (Charpie⁷⁰) auszuwaschen, auszukochen und für eine erneute Verwendung bereitzustellen. Nach dem Ende des Krieges ging sie nach Darmstadt, wo sie bei der entfernt verwandten Familie Neizert wohnte; dort holte sie in der sog. „Presse“, einer „Kompaktschule“, in Abendkursen ihr Abitur nach. In dieser Zeit lernte sie auch ihren späteren Mann Rudolf Rhodius (1899–1983) kennen, der in Darmstadt Chemie studierte und ein Cousin von Carl Neizert war. Ellen Richter begann in Darmstadt ein Medizinstudium, das sie jedoch nach ein paar Semestern abbrach, um Rudolf Rhodius zu heiraten. Die Eheschließung erfolgte am 7. Januar 1923. Die ersten gemeinsamen Jahre

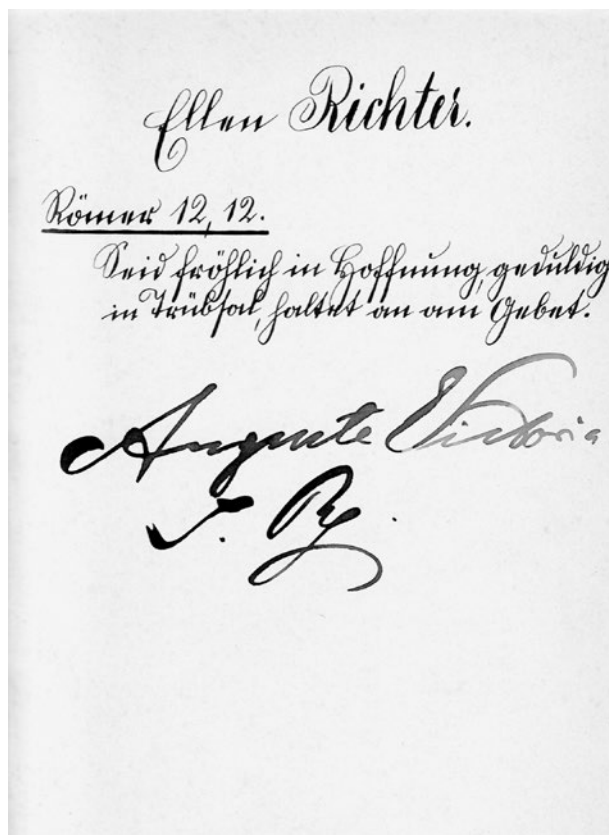


Abbildung 14: Vorsatzblatt zum Buch von Thomas a Kempis „Vier Bücher von der Nachfolge Christi“, Reutlingen, 1906, mit dem Konfirmationsspruch Ellen Richters aus Röm. 12, 12 und der Originalunterschrift „Auguste Victoria I. Rg.“.

verbrachten sie in Hamburg, wo Rudolf Rhodius nach Abschluss seines Chemiestudiums eine kaufmännische Lehre absolvierte, um danach die 1827 gegründete Firma seines Vaters Rudolf Rhodius (1862–1926) „Rhodius-Bleiweiß-Zinkweiß“ in Burgbrohl (Eifel, Landkreis Ahrweiler in Rheinland-Pfalz) zu übernehmen. In Burgbrohl wurden der jungen Ehe vier Kinder geboren: Jutta (1923–2010), Ellen (1925–2020), Manfred (1928–2021) und Caroline (geb. 1934). Etwa um die Mitte der 1920er Jahre kam Ellen Rhodius erneut mit ihrer Jugendliebe Wilhelm Ahlmann (1895–1944) in Kontakt, den sie seit ihrer Kindheit in Kiel kannte und in den sie sich während eines Tanzstundenkurses verliebt hatte. Durch Wilhelm Ahlmann wurde sie später mit einer Gruppe von Widerständlern gegen den Nationalsozialismus bekannt. Diesem ihrem besonderen Lebenskapitel werden wir uns gegen Ende des Buches widmen (s. u. Kap. XVI).

Ellen Rhodius verstarb am 2. Oktober 1994 in Essen (Augustinum) hochbetagt im Alter von 96 Jahren.

III – Aufbau und Charakteristik des Krummacher'schen Konfirmandenunterrichtes im ersten Kriegsjahr 1914–1915

1) Das Protokollbuch Ellen Richters zum Konfirmandenunterricht

Das fadengeheftete, in feste, mit schwarzem Kunstleder überzogene Buchdeckel eingebundene, mit dem Namen „Ellen Richter“ rechts unten goldgeprägte Oktavheft umfasst 128 beschriebene Seiten, bei insgesamt sieben Papierlagen von 7–8 linierten Doppelblättern (= 212 Seiten).¹ Es ist davon auszugehen, dass dieses luxuriöse Schulheft den „Zöglingen“ der Kaiserin Augusta-Stiftung zur Verfügung gestellt wurde. Ellen Richter schrieb – sehr leserlich – die damals übliche Sütterlinschrift; sie verwendete hierfür, wie das Schriftbild unschwer erkennen lässt, mehrere Schreibfedern und – wie seit der römischen Antike üblich – Eisengallus-Tinten. Die Seiteneinteilung ließ einen mit Bleistift markierten, ca. 2,5 cm breiten Rand² frei, auf dem die biblischen Belegstellen zu notieren waren, die Theodor Krummacher seinen Schülerinnen vorgab. Ausgeschriebene Bibelzitate waren mit Anführungszeichen zu versehen und mit einem Lineal zu unterstreichen.³ Die einzelnen Konfirmandenstunden waren auf Tag und Jahr zu datieren. Aus diesen sorgfältigen Datierungen geht z. B. hervor, dass am 13. Mai 1915 eine Exkursion ins Oberlyn-Haus⁴ stattfand und dass der erste Unterricht nach Kriegsausbruch am 25. August 1914 als Doppelstunde erteilt wurde. Da Ellen Richter in einem Brief vom 26. April 1914 an ihre Mutter ihr Protokollheft „das lederne Ausarbeitungsbuch“ nennt, ist davon auszugehen, dass die Stiftsschülerinnen sich während des Konfirmandenunterrichts, der von Theodor Krummacher jeweils am Dienstag und Donnerstag im Stift erteilt wurde, Notizen machten, die danach – so wenigstens die pädagogische Zielsetzung – in selbstständiger Reflektion „auszuarbeiten“ und „ins Reine“ zu übertragen waren.⁵ Der gleichmäßige, exakte „Schönschrift“-Charakter des Schriftbildes, sowie die grammatikalisch einwandfreien Ausformulierungen in ganzen Sätzen belegen zwar, dass die Aufzeichnungen Ellen Richters keine direkten, eilig verfertigten „Vorlesungsmitschriften“ sind; inhaltlich dürfte das Ergebnis jedoch eher auf ein komprimiertes Stundenprotokoll als auf eine wirklich selbstständige Erarbeitung des gesamten in der Stunde behandelten Unterrichtsstoffs hinausgelaufen sein.

2) Der Stoffverteilungsplan Krummachers nach dem Kleinen Katechismus von D. Martin Luther

Der Stoffverteilungsplan des Krummacher'schen Konfirmationsunterrichts⁶ ist, soweit man ihn anhand des Protokollheftes rekonstruieren kann, in mehrere Blöcke eingeteilt, die sich – von den ersten vier Einleitungsstunden abgesehen⁷ – in Inhalt und Abfolge weitgehend am Kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers orientieren. Wie Krummacher im Einzelnen seinen Unterricht durchführte, lässt sich daher gut im Vergleich zu den korrespondierenden Abschnitten des Lutherischen Katechismus ablesen.⁸

- Einleitungsworte zum Konfirmationsjahr (vorgeschaltete Stunde)
- Heilsnotwendigkeit des christlichen Glaubens (1.–2. Stunde)
- Die Heilige Schrift und ihr Gebrauch im Christenleben (3.–4. Stunde)
- Die Zehn Gebote = *Erstes Hauptstück* (5.–22. Stunde)
- Entfaltung: Verhältnis von Glaube und Liebe, die Liebestätigkeit einer christlichen Frau, Ethik, Gewissen und Nächstenliebe (23.–29. Stunde)
- Der Glaube = *Zweites Hauptstück*, Apostolisches Glaubensbekenntnis: Gott (1. Artikel: 30.–33. Stunde), Jesus Christus (2. Artikel: 34.–46. Stunde), Heiliger Geist (3. Artikel: 47.–53. Stunde)
- Das Vater Unser = *Drittes Hauptstück* (53.–56. Stunde)
- Taufe = *Viertes Hauptstück* (56.–57. Stunde)
- Abendmahl = *Fünftes Hauptstück* (58.–60. Stunde)

3) „Hier ist mehr als Plato, mehr als Sokrates!“ – Krummachers Unterrichtsmethode und die Reformpädagogik, seine theologischen Vorbilder und das Bildungsbürgertum

Der Katechismusunterricht am Kaiserin Augusta-Stift in Potsdam fand gleichsam als „Oberstufenunterricht“ in der 9. Klasse (Obertertia)⁹ im Anschluss an den in den unteren Klassenstufen erteilten Religionsunterricht in „biblischer Geschichte“ statt; dieser dem Konfirmandenunterricht vorgebaute Religionsunterricht behandelte über mehrere Schuljahre verteilt nicht nur die biblische Geschichte (Erzväter, David, Salomo, Christus, Paulus), sondern auch schon Sachthemen (wie Gesetz, Glaubensbekenntnis, christlicher Wandel und Gnadenmittel).¹⁰ Als Ellen Richter am 23. April 1914 mit dem Konfirmandenunterricht begann, war sie 15 ½ Jahre alt. Nach dem damals vorherrschenden religionspädagogischen Konzept Johann Friedrich Herbarts (1776–1841)¹¹, diente der Katechismus-Unterricht der „Vertiefung“ und „Besinnung“ des schon zuvor in der biblischen Geschichte Gelernten. Insbesondere war – nach allen Auseinandersetzungen um das Für und Wider, den Wert und Unwert des Kleinen Katechismus, nach allen Einwänden, die man gegen den Katechismus-Unterricht erhoben hatte¹² – ab 1900 der Coburger Schularat Dr. Richard Staude (1849–1929) in seinen „Präparationen“ wieder für den Katechismus-Unterricht eingetreten: Der Katechismus-Unterricht habe „dem durch die biblische Geschichte und die ihr entsprechende Lebenserfahrung vorgebildeten jungen Christen die ‚innere Leichtigkeit‘ zu schaffen, dereinst das allgemeine kirchliche Bekenntnis zu seinem eigenen zu machen [und] den von Luther ausgeprägten Glaubensstand und Lebensstand zum persönlichen Besitz auszugestalten“. Staude sah im Kleinen Katechismus Luthers

„die praktische Deutung und Ergänzung der biblischen Geschichte, die Zuspitzung der dort angebahnten Bekanntschaft mit Gott und Christus zum persönlichen Verhältnis mit ihnen, die Konzentration des praktischen und gemütlichen [= gemütsmäßigen] Gewinnes aus dem gesamten Gesinnungsunterricht und der religiös-sittlichen Lebenserfahrung unter die von Luther herausgehobenen und der evangelischen Kirche angenommenen Gesichtspunkte des Glaubens und der Gotteskindschaft.“¹³

Dieses Votum zeitigte unter den Religionspädagogen Wirkung, zumal gerade Staude als einer der schärfsten Katechismus-Kritiker hervorgetreten war und nun nach jahrelangem Bemühen um einen „neuen Katechismus“ vor dem Kleinen Katechismus Luthers „kapiituliert“ hatte.¹⁴ Staude's Katechismusverständnis verband sich zugleich mit einer maßvollen Orientierung an Albrecht Ritschls (1822–1889) „Unterricht in der christlichen Religion“¹⁵, der dem pädagogischen Anliegen des Herbartianismus nach Anschaulichkeit, Abkehr von abstraktem Dogmatismus, sowie Möglichkeit zu praktischer Lebensgestaltung entgegenkam.¹⁶ Eben das war ja das vordringliche Anliegen Ritschls gewesen, die „grundlegende Zusammengehörigkeit von Religion und Sittlichkeit, [...] die Entfaltung der konstitutiven Verbindung der religiösen Grundbegriffe mit den ethischen“ darzulegen.¹⁷ Den Katechismus lernen wir, schrieb Staude, „damit wir wissen, wie wir in das Reich Gottes [im präsentisch-immanenten Sinn] kommen und was wir als Bürger dieses Reiches zu thun haben.“¹⁸

Diese vom „Herbartianismus“ und einer maßvollen Anbindung an Albrecht Ritschl herrührenden Merkmale sind am Krummacher'schen Konfirmandenunterricht gut abzulesen. Krummacher legte in seiner Stoffdarbietung von Luthers Kleinem Katechismus – wie das hauptsächlich in der Behandlung der Zehn Gebote (5.–22. Stunde) zu Tage tritt – besonderen Wert auf den Bezug zum Leben Jesu. Die Katechismussätze des ersten Hauptstücks werden in ihrer Bedeutsamkeit durch den Rückgriff auf Zitate aus den Evangelien und der allgemeinen Spruchweisheit erhärtet. Krummacher dienen die gemäß der Lernmethode Herbarts im Katechismusunterricht genannten biblischen Zitate, aber auch Sprichwörter aus dem alltäglichen Erfahrungsschatz als „Deduktionsquelle für die Katechismuslehren“.¹⁹ Man konnte für diese Methode auf eine ehrwürdige Tradition verweisen. Schon 1544 hatte sich Caspar Löner (1493/95–1546) bemüht, alle Teile des Kleinen Katechismus mit *biblischem* Material zu unterfüttern.²⁰ So verfuhr auch Staude²¹ in der Absicht, mit der Anknüpfung an biblisches *und* alltägliches Spruchwissen die Wahrheit der katechetischen Sätze zu belegen und die praktische, lebensmäßige Apperzeption des im Katechismus neu zu Lernenden zu erleichtern.²² So dienten die Zitat- und Spruchzugaben, auch die außerbiblischen Volkssprichwörter und Lese Früchte, die man schon im Schulunterricht aus den Werken berühmter Dichter und Denker geerntet hatte, dazu, um die Katechismus-Wahrheit durch schon allgemein gültiges, gelerntes Anschauungsmaterial beleuchtet zu sehen und den „Apperceptionsprozeß“, den „Aneignungsprozeß“ der Schüler zu fördern.²³ Da sich bei mehreren Sprichwörtern, die Krummacher anführt, Überschneidungen zwischen ihm und Staude²⁴ ergeben, kann man davon ausgehen, dass auch Krummacher nach diesem Konzept verfahren und aus einem gleichen Fundus wie Staude geschöpft hat. Für Krummacher scheinen jedoch noch eher als Staude's „Präparationen“ die „*Katechetischen Bausteine*“ des Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen, Dr. theol. h. c. [Karl] Leopold Schultze (1827–1893) Pate gestanden zu haben. Krummacher erwähnt in seiner Autobiographie dieses Werk ausdrücklich und verbindet dies mit der Erinnerung, dass ihm der Autor der „*Katechetischen Bausteine*“ nach Bestehen des Zweiten Theologischen Examens 1892 in Magdeburg eine besondere Begabung im „Katechisieren“ bescheinigt habe.²⁵ Wie es scheint, hat sich Krummacher mit besonderer Aufmerksamkeit den „Bausteinen“ zugewandt und ist ihnen, wie zu zeigen sein wird, in Vielem gefolgt. Schon Textvergleiche der Aufzeichnungen Ellen Richters vor allem zur

5.–22. Stunde mit den neutestamentlichen Zitaten bei Schultze lassen erkennen, dass Krummacher die „Materialien“ Schultzes gerne zu Rate gezogen hat.²⁶

Auch Schultze erwies sich als Herbartianer, indem er den Kleinen Katechismus der biblischen Geschichte zuordnete; hierauf konzentrierte sich sein besonderes „Biblicitäts“-Interesse, in Sonderheit auf die Verbindung des gesamten Katechismus mit dem Leben Jesu. Dabei übernahm Schultze nicht die These Johannes Gottschicks (1847–1907) und der Ritschlianer, dass jedes Hauptstück des Katechismus schon das Ganze des Christusklaubens enthalte.²⁷ Sein „Biblicitäts“-Interesse, den „unabänderlichen Katechismus-Text“ mit biblischer Geschichte zu durchsetzen, ihn mit den in „frischer Fülle und Mannigfaltigkeit dargebotenen Bibelbildern [...] immer neu [zu] verjüngen“²⁸, ging nicht so weit, wie die Ritschl-Schule propagierte, die Aufhebung der Dialektik von Gesetz und Evangelium zu betreiben und „alles im KK [= Kleinen Katechismus] Evangelium sein zu lassen“.²⁹ Schultze beharrte vielmehr auf dem traditionellen Systemgedanken, dass in der Abfolge der drei Hauptstücke des Katechismus die „göttliche Pädagogik mit genetischer Entwicklung“ am Werk sei³⁰, wie das Luther in seiner Schrift „Eyn kurz form der zeehen gepott. Eyn kurz form des Glaubens. Eyn kurz form deß Vatter unszers“ von 1520 vertreten hatte.³¹ Dennoch neigte Schultze insoweit der Ritschl-Schule zu, als er das Beispiel Jesu Christi als prototypisch für das Wesen des ganzen Katechismus³² ansah und zog daher, insbesondere zur Erklärung des Ersten Hauptstücks des Kleinen Katechismus – anders als Luther es getan hatte³³ – das „uns [von Jesus] vorgelebte und darum lebendige Gesetz“³⁴ heran, um gleichsam bei jedem einzelnen Gebot den Konfirmanden das Konkrete und Anschaulich-Vorbildliche der „Fußstapfen Jesu [1. Petr. 2, 21] als Erfüllung der heiligen zehn Gebote“³⁵ deutlich zu machen. Durch die Einstreuung von Evangelienzitaten sollten die Schüler bereits beim Ersten Hauptstück des Katechismus „den Weg in's Zentrum der Schrift: aus dem Gesetz mitten hinein in das Evangelium, das in der Person des Heilands [...] sich verkörpert“, finden.³⁶ Indem sich Schultze also von der Ritschl-Schule absetzte und das Erste Hauptstück nicht schon als das Evangelium selbst, sondern das Gesetz als „Durchgang zum Eigentlichen“ hin, als „Vorhof“ des Evangeliums³⁷ betrachtete, ließ er auch die Funktion des Gesetzes ausführlich zur Sprache kommen, auch die Rechtfertigung und den „Irrtum der Prädestinationslehre“ (vgl. 1. Tim. 2, 4) – dies gleichwohl immer in „ausgiebiger Verwertung der in dem Leben Jesu und in Seinem Wandel liegenden Schätze der Erkenntnis.“³⁸ Krummachers 22. Konfirmandenstunde, die das Gesetz als „Zuchtmeister“ erwähnt und neben Gal. 3, 24 auch Joh. 15, 5 und Röm. 7, 18 zitiert, liegt auf derselben Linie. Hier zeigt sich auch die Verwandtschaft Krummachers mit der damit zusammenhängenden Position Schultzes, welcher der „genialen Gliederung“ des Kleinen Katechismus durch Luther, der schon oben erwähnten Vorstellung einer sich „organisch entwickelnden göttlichen Pädagogik“³⁹, verpflichtet blieb. Auf diesen lutherischen Systemgedanken zu verzichten, erschien Schultze als ein „bedenkliche[r] didaktische[r] Fehler [...]“. Der „Stachel, den das Gesetz (als ‚Spiegel‘ der Sünde) ins Gewissen graben wollte“, dürfe „nicht vor Zeit herausgezogen“ werden.⁴⁰ Das wird auch die Überzeugung Krummachers gewesen sein, wenngleich er hierin sehr behutsam vorgegangen sein muss. So hat Krummacher etwa in der 58. Konfirmandenstunde zum Thema Abendmahl den Aufzeichnungen Ellen Richters zufolge gesagt: „Es wäre unnötig[,] sich den Kopf darüber zu zerbrechen[,] auf welche Weise Gott uns die Gnadengaben mitteilt. Es ist genug,

daß wir sie an unserer Seele spüren.“⁴¹. Genau wie die Ritschl-Schule⁴², Richard Staude⁴³ und Schultze wird auch Krummacher dem Intellektualismus in der Religionspädagogik abhold gewesen sein. Er wird sich einig gewusst haben auch mit vielen anderen zeitgenössischen Religionspädagogen, die gegenüber der Abstraktheit und Unanschaulichkeit der Stoffüberladung die plastische „Lebensfülle“⁴⁴, d. h. Anschauung, Erlebnis und Handlungsorientierung im kindlichen Erfahrungshorizont in den Vordergrund rückten. Er wird daher in seinem Unterricht der „speziellsten Vorbildlichkeit des Wandels Christi“⁴⁵ und damit der ethischen Formung der noch jugendlichen Glaubenspersönlichkeit den Vorzug eingeräumt haben gegenüber der übertriebenen Erörterung der „doktrinären Gesichtspunkte“⁴⁶ der Dialektik von Gesetz und Evangelium.

Der auf diese Weise theologisch und reformpädagogisch qualifizierte Standpunkt einer kind- und jugendgemäßen Glaubenslehre, den Krummacher wohl auch von Dryanders und Seebergs Homiletik her kannte⁴⁷, zeigt sich daher bei ihm in ganz massiver Weise. Es ist sogar anzunehmen, dass ihm die praktischen Elemente des Glaubens, der Nächstenliebe und Pflichterfüllung wie bei Ritschl als innerweltliche Zeichen des personal bestimmten Reiches Gottes galten, wonach sich die Religionsgemeinde durch die einzelnen Gläubigen in der gegenseitigen Übung der Liebe zum Reiche Gottes zusammenfand.⁴⁸ Wir werden die erheblichen Auswirkungen dieser immanentistischen theologischen Position noch in der 20.–21. Unterrichtsstunde zum Achten Gebot im Kriegskontext der Gräuelpropaganda kennenlernen. Aufschlussreich hierfür sind auch die 23.–29. Unterrichtsstunde. Hier ist es kein Zufall, dass die ethische Nutzenanwendung des Glaubens im Unterricht bei Krummacher wochenlang gesteigerten Ausdruck findet. In dieser sich langstreckig hinziehenden Unterrichtseinheit werden nach Abhandlung der Zehn Gebote das Verhältnis von Glauben und Liebe als „Liebestätigkeit einer christlichen Frau, Ethik, Gewissen und Nächstenliebe“ konkretisiert.⁴⁹

Neben dem erkennbaren Einfluss Ritschls, Staudes, Schultzes u. a. auf Krummachers Religionspädagogik haben wir gerade eben noch auf zwei weitere Theologen – Reinhold Seeberg und Ernst Dryander – hingewiesen, mit denen Krummacher persönlich bekannt gewesen ist. Deren kriegstheologischer Einfluss auf seinen Konfirmandenunterricht wird im Fortschreiten des ersten Kriegsjahres spürbar werden. Die Auswirkung ihrer kriegstheologischen Position sollte sich 1916 auch auf Krummachers Homiletik zeigen. Seine Berührung mit den Vorkriegsschriften des Berliner Theologieprofessors Reinhold Seeberg lassen sich an der 3., 14., 16., 17., 20., 25., 27. und 28. Konfirmandenstunde ablesen, in denen Krummacher dieselben Spezialthemen wie Gewissen, Notlüge, Askese, Dienstbotenfrage, Legitimität der Kriegführung, Todesstrafe, Duell und Suizid abhandelt.⁵⁰ In seiner Autobiographie von 1937 verweist Krummacher auf seine enge persönliche Verbindung zu Seeberg; er schreibt, dass

„wir [oft] zusammen[kamen ...] in meinem oder in seinem Hause, denn wir hatten gleichsam einen Bund geschlossen, nach welchem er mich unterrichtete über alle wissenschaftlichen Fragen und Bücher auf theologischem Gebiete, so daß ich mich wissenschaftlich weiter bilden konnte, und ich ihm erzählen musste aus meinem praktischen Amtsleben, für welches er ein großes Interesse hatte.“⁵¹

Auch der Generalsuperintendent der Kurmark und spätere Oberhofprediger D. Ernst [von] Dryander (1843–1922) hat in der Religionspädagogik und Predigtstätigkeit Krummachers vor und im Krieg seine Spuren hinterlassen. Mit Dryander, der Krummacher in seinen Lebenserinnerungen allerdings nicht erwähnt, stand Krummacher schon seit seiner Schul- und Studentenzeit in regem Kontakt; Dryander hatte ihn später sogar gebeten, sein Hilfsprediger zu werden; er hatte in Berlin privaten Kontakt zu ihm gehalten und ihn gelegentlich auch in persönlichen Dingen sowie Angelegenheiten des Pfarramts beraten.⁵² Krummacher erzählt, dass er, als er vom Oberhofmeister der Kaiserin, D. Freiherr von Mirbach, für eine der drei neu zu besetzenden Pfarrstellen der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche vorgeschlagen worden war und Wilhelm II. seine Absicht bekundet hatte, ihn im Gottesdienst zu hören, sich darüber mit Dryander besprochen hatte, der ihm riet:

„Stellen Sie sich bei Ihrer Predigt nur unter das Kreuz Christi und denken Sie nur an ihn, dann wird er Sie halten und recht führen.“ „Dieses Wort“, schrieb Krummacher, „ging mit mir auf die Kanzel bei dieser meiner ersten Predigt in der weihvoll schönen Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, vor einer unübersehbar großen Gemeinde, welche die weiten Hallen des hehren Gotteshauses bis auf den letzten Platz füllte.“⁵³

Von Dryander wird Krummacher den apologetischen Grundzug und dabei die häufige Anwendung vieler Zitate – wir wiesen auf diesen Usus bereits oben hin – übernommen haben. Spruchzugaben zum Katechismus aus Bibel, Gesangbuch und theologischem Schrifttum waren schon seit der Reformation üblich gewesen; wir nannten oben den Namen Caspar Löner. Johann Gottlob Hauff (1800–1867) hatte 1854 ein Riesenkompandium von fast 4000 Zitaten aus Bibel- und Lehrsprüchen erstellt.⁵⁴ Bei den Herbartianern kamen vor allem Sentenzen aus der allgemeinen Sprichwortliteratur hinzu. Dryander bereicherte seine Predigten auffällig oft mit Zitaten aus Antike, Humanismus, klassischer Literatur, Philosophie und Politik⁵⁵ – häufig unter der Maßgabe des *„Hier ist mehr als Plato, mehr als Sokrates!“*⁵⁶ Im Verfolg dieses apologetischen, bildungsbürgerlichen Interesses schloss sich Krummacher – gegen Ritschl, der das Apologetische in der Theologie schärfstens ablehnte⁵⁷ – Dryander und denjenigen Theologen an, welche sowohl die gehobenen Gesellschaftsschichten als auch die Arbeiterschaft, die der christlichen Botschaft zunehmend fern, gleichgültig, zweifelnd oder gar feindlich gegenübertrat, für die kirchliche Glaubensgemeinschaft zurückgewinnen wollten. Dass sich Dryander wie Krummacher im bildungsbürgerlichen Anspruch ihrer Zitate auf den Exodus des Proletariats aus der Kirche weniger einstellten als Seeberg⁵⁸, hing mit ihrem viel stärker von Adel und Großbürgertum geprägten Wirkungskreis zusammen.

Was nun den apologetischen Grundzug Krummachers betrifft, so ist zu bedenken, dass im letzten Jahrzehnt der Vorkriegszeit sich angesichts der bis ins letzte Friedensjahr hin ansteigenden Kirchengaustrittswelle auch die Stoßrichtung der im Katechismus-Unterricht beigebrachten Zitate veränderte. Es ging da in vorderster Linie nicht mehr um eine Evidenzierung der Katechismus-Wahrheit, sondern der Katechismus selbst gewann seine alte Wehrhaftigkeit des Bekenkens⁵⁹ zurück und wurde zu einer Art „Kampfinstrument“. In dem 1907 erschienenen „Leitfaden für den Konfirmandenunterricht“ von Friedrich Penshorn, Pastor und Superintendent zu Diepholz, wurden die aus Bibel und Gesang-

buch beigebrachten Zitate ausdrücklich dazu eingesetzt, um den Katechismus auf die Abgrenzung von Materialismus und Katholizismus hin zu fokussieren.⁶⁰ Predigtreihen wie die „Moderne Predigt-Bibliothek“ erschienen und traten mit Werken wie die zwölf an die Vertreter der exakten Wissenschaft adressierten „Naturpredigten“ von Arnold Taube⁶¹, sowie mit Predigten zum „Alltagschristentum“ von Adolf Schullerus⁶² an die breitere, meist kirchenferne Öffentlichkeit. 1913 war der Höhepunkt der apologetischen Schriftenproduktion erreicht. Der fünfte Jahrgang der katholischen Zeitschrift „Theologie und Glaube“ von 1913 verwies in seiner regelmäßigen Rubrik „Apologetik“ auf ein ungewöhnlich breit gefächertes Angebot an theologischer Offensiv-Literatur.⁶³ 1914, als Ellen Richter bei Krummacher die Konfirmandenklasse besuchte, veröffentlichte dieser drei seiner apologetischen Predigten von 1913 in einem von Konsistorialrat und Hofprediger Robert Falke (1864–1948) edierten Predigtband mit dem herausfordernden Titel „Warum zweifelst du?“⁶⁴

In den Protokollen zu Krummachers Konfirmandenunterricht finden sich – dem selbstbewussten Kampftruf Dryanders „Hier ist mehr als Plato, mehr als Sokrates!“ getreu – zum einen vermehrt „Kultur-Zitate“⁶⁵, die, über die Ebene bloßer Volkssprichwörter hinausgehend, in Predigt und Seelsorge das gesellschaftliche Kulturwissen aus Antike und deutscher Klassik auffahren. Im Verbund mit ihnen soll dadurch an den Bibelsprüchen und Gesangbuchversen deutlich werden, dass die christliche Botschaft im innersten Kern auch Kulturträgerin ist und sich also nicht im Gegensatz zu einer der Humanität, Vernunft und Modernität verpflichteten, „logischen“ Geisteshaltung (vgl. 1. Petr. 3, 15) befindet. Sie präsentiert sich nicht als weltferne „dogmatische Zwangsanstalt“, sondern gerade in ihrem biblischen Impuls als weltoffen⁶⁶ und überhöht in heilsbringender Weise das, was zum Kulturbesitz der Menschheit seit dem Altertum von den angesehensten Geistesgrößen geäußert wurde. Mit diesem kulturbewussten, zugleich aber missionarischen Kurs hatte Dryander auch das christliche Denken Wilhelms II. geprägt, mit dem er seit seinem Pfarramt in Bonn und durch fortgesetzte Einladungen zu seelsorgerlichen Gesprächen nach Potsdam verbunden geblieben war.⁶⁷ Nicht von ungefähr verwies Wilhelm II. daher auf dieses Prinzip des vom Evangelium überhöhten allgemeinen und nationalen „Kulturwissens“ in seiner Ansprache anlässlich der Konfirmierung seiner Söhne August Wilhelm⁶⁸ und Oskar am 17. Oktober 1903 durch Dryander in der Friedenskirche zu Potsdam:

„Ihr habt in eurem Unterricht – und werdet es noch in Zukunft – von vielen großen Menschen gelesen und gehört, von Weisen, Staatsmännern, Königen und Fürsten, *auch* von Dichtern. Ihr habt von manchen Worte und Aussprüche gelesen, und sie haben Euch erhoben, ja sogar begeistert. Gewiß! Welcher deutsche Jüngling sollte sich nicht erhoben fühlen und fortgerissen werden von begeisternden Liedern, z. B. *von unserem Körner!* Aber trotz allem, es sind Menschenworte. Es kommen keine Menschenworte irgend einem einzigen Worte unseres Herrn gleich.“⁶⁹

IV – Der Widerhall des ersten Kriegsjahres und der protestantischen Kriegstheologie in den Stundenprotokollen Ellen Richters zum Konfirmandenunterricht

1) Krummachers Annäherung an die Kriegstheologie

Die inhaltliche Gestaltung des Konfirmandenunterrichts, die Krummacher ihm – ausweislich der Aufzeichnungen Ellen Richters – im ersten Kriegsjahr gegeben hat, zeigt noch deutlich den Übergang vom Vorkriegszustand zur kriegsbedingten Neugestaltung. Dies darzulegen wird Gegenstand dieses Kapitels sein. Die direkten Angleichungen des Lehrstoffs an die Kriegserfordernisse lassen sich in den Protokollen Ellen Richters zur 6., 15., 16.+17., 20., 21., 25., 30., 46. und 50. Konfirmandenstunde beobachten; dort ist Krummachers Eingehen auf die Kriegsverhältnisse und seine Bekanntschaft mit kriegstheologischem Ideengut deutlich zu erkennen¹; sie wird in erster Linie über die persönliche Bekanntschaft mit Reinhold Seeberg, dem damals konsequentesten deutschen Kriegstheologen, und dem Oberhofprediger Ernst Dryander zustande gekommen sein. Feststellen lässt sich hierbei aber, dass Krummacher sein Unterrichtskonzept im ersten Kriegsjahr nur zögerlich in kriegstheologischer Hinsicht ergänzt und umgearbeitet hat. Die Radikalisierung zum ausgereiften Kriegstheologen vollzog sich bei ihm erst 1916.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges nötigte das gesamte Schulwesen der wilhelminischen Gesellschaft zu einer Neuorientierung, wovon – integriert in das Bündnis von Thron und Altar – gerade die Theologie mit ihrer Religionspädagogik keine Ausnahme bilden sollte. Auch Theodor Krummacher, der in enger Zusammenarbeit mit der Kaiserin Auguste Victoria stand, der durch Einheiratung und Bekanntschaften eingebunden war in hochadlige, militärisch hochrangige, nationalkonservative Kreise, der sich überdies, wie erwähnt, in regem Gesprächskontakt mit den geltungsstärksten Kriegstheologen seiner Zeit wie Seeberg und Dryander befand, wird vor solcher Herausforderung, sich als Pfarrer sowohl in Predigt als auch Religionspädagogik kriegsorientiert zu positionieren, gestanden haben. Im Deutschen Philologenblatt 1915 verlangte Karl Hensold bezüglich der Schulen, dass in ihnen

„kein Tag vergehen [sollte], ohne daß des Krieges Erwähnung geschähe.“ Hensold zitierte die Aussage eines „vom Feld heimgekehrten Offiziers“, dass „das Erste und Wichtigste, was man [im Unterricht] verlangen könne, [...] das Vorlesen und Besprechen der Tagesberichte [sei].“²

Beim Durchstudieren des Konfirmandenprotokollheftes fällt gleichwohl auf, dass Krummacher offensichtlich *nicht* zu den Pfarrern gehörte, die dem Sog der hauptstädtischen Kriegsbegeisterung, dem patriotischen Kollektivrausch des sog. „Augusterlebnisses“ verfielen und in allen ihren pfarramtlichen Arbeitsbereichen „von jetzt auf gleich“ vollständig umschwenkten, d. h. auch im schulischen oder kirchlichen Unterricht ihr gewohntes Kon-

zept über den Haufen warfen – sei es, dass sie ihrer Kriegsbegeisterung freien Lauf ließen, sei es, dass sie in ihren Stunden kontinuierlich Bezug auf die Kriegsereignisse nahmen. Krummacher hielt sich zurück. Dafür spricht etwa, dass sich in der 20. Konfirmandenstunde vom 3. September 1914³ kein Hinweis und keinerlei Anspielung auf den am Vortag (2. September 1914) in ganz Berlin und auch im Stift⁴ gefeierten „Sedantag“ findet. Obwohl eine zentrale offizielle Feier wegen der Abwesenheit Wilhelms II. abgesagt werden musste⁵, war eine solche, wie Photos zeigen, in (spontaner?) Erregung mit Beflaggung, Paraden sowie patriotischen Chören und Ansprachen begangen worden: Vom Brandenburger Tor aus waren die kurz zuvor erbeuteten russischen, englischen und französischen Fahnen, sowie französische Geschütze mithilfe von Kosakenpferdchen zum Stadtschloss geschleppt worden.⁶ Es ging zu wie in der von Kurt Tucholsky zitierten Schilderung eines in Frankreich ansässigen Deutschen, der nach Kriegsausbruch über den Rhein kam:

„Mir blieb der Verstand stehen. Ich glaubte, ich sei auf ein Schützenfest geraten. Glockenläuten, Girlanden, Freibier, Juhu und Hurra – ein großer Rummelplatz war meine Heimat, und von dem Krieg, in den sie da hineinging, hatte sie nicht die leiseste Vorstellung.“⁷

Wie wichtig gerade dieser erste Sedantag nach Kriegsausbruch genommen wurde, zeigte auch der Buchmarkt, der die Läden mit Literatur über den glorreichen Siebziger-Krieg überschwemmte.⁸ Pünktlich zu diesem Jubiläum hatte z. B. die Münchner C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Pfarrer Karl Kleins Volksbuch „Fröschweiler Chronik – Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahr 1870“ in 34. Auflage neu aufgelegt⁹ – ein Hinweis darauf, wie sehr der Sieg über Frankreich 1870/1871 und die Erinnerung an die „geweihten Stätten der deutschen Reichswerdung“¹⁰ beschworen wurden. Auf dem Buchdeckel prangte eine lodernde Kriegsflagge mit Siegerkranz. Anna de Lagarde und Mathilde Berger gaben ebenfalls 1914 einen Sammelband „Deutscher Kriegslieder“ heraus, die aus dem Siebziger Krieg stammten.¹¹ In die Deutsch-Lesebücher wurde das Sedantag-Lesestück „Erste Siegesbeute in Berlin“ von Julius v. Pflugk-Hartung (1848–1919) aufgenommen.¹²

Aufschlussreich ist weiterhin, dass es nach den Mitschriften Ellen Richters bei Krummacher im Unterricht keine expliziten (nur indirekte) Hinweise auf die weltpolitischen Ereignisse des Sommers 1914 (Sarajewo und Kriegsausbruch), sowie auf die Anfangsgeschehnisse des ersten Weltkriegsjahres gab. Gerade was die überall im Reich auf kostenlos verteilten Extrablättern¹³ verkündeten siegreichen Schlachten bei Tannenberg (23.–31. August 1914) und an den Masurischen Seen (5.–15. September 1914 und 4.–22. Februar 1915) betrifft, hätte man erwarten können, dass Krummacher sie in seinen Stunden offen zur Sprache brachte, zumal das an den Schulen einer allgemeinen Erwartungshaltung entsprach. So schrieb etwa Martin Hartmann 1915 im „Deutschen Philologen=Blatt“:

„Denken wir uns z. B. einen Mathematiker, der etwa am Morgen des Tages, wo der Fall von Antwerpen in Deutschland bekannt wurde, in Tertia einen der Kongruenzsätze zu behandeln hätte. Wenn er da seine planmäßige Arbeit hätte beginnen wollen, ohne der großen Tat unseres Heeres in angemessener Weise zu gedenken, würde er bei seinen Schülern wahrscheinlich nicht bloß ein Gefühl des Befremdens, sondern noch eine stärkere Empfindung wachgerufen haben. So wurde glaubwürdig durch die eigene Mutter von dem Schüler

einer norddeutschen Anstalt berichtet, der am 10. Oktober d.J. ganz entrüstet nach Hause gekommen sei und erzählt habe, daß an diesem Tage seine Lehrer ebensowenig wie der Direktor auch nur ein Wort für Antworten übriggehabt hätten!¹⁴

Offensichtlich war gerade das so auch bei Krummacher. Auf einzelne Kriegsereignisse – insbesondere auf die ersten durchaus respektablen militärischen Erfolge – scheint Krummacher nicht ausdrücklich eingegangen zu sein. Er blieb offensichtlich strikt auf den jeweiligen Lehrstoff konzentriert. In anderen Unterrichtsfächern wie dem Deutschunterricht unterstützten Nachträge zu den Lesebüchern kriegsbezogene Abweichungen vom Lehrplan; die rasch herausgebrachten Addenda brachten in den Lesebüchern z. B. Frontberichte zu Tannenberg.¹⁵ Durch seine pädagogische Zurückhaltung in der direkten Kommentierung von Kriegsereignissen enthielt sich Krummacher vorerst einer der prinzipiellen Möglichkeiten schulischer Kriegsästhetisierung.

So wenig sich Krummacher offenbar von Stimmungen und Erwartungshaltungen beeinflussen ließ, so wenig ließ er sich auch intellektuell überrumpeln. Krummacher wird – wie auch andere Pfarrer während des ersten Kriegsjahres – einen langwierigen Prozess des Umdenkens durchlaufen haben. Die Textanalyse des Richter'schen Konfirmandenprotokolls zeigt, dass die theologische und religionspädagogische Neuorientierung bei Krummacher nicht schlagartig, sondern schleichend erfolgt ist. Dryanders „Evangelische Reden in ernster Zeit“¹⁶, die kriegstheologischen Schriften Seebergs¹⁷, sowie gleichgeartete universitäre Vorlesungen, Ansprachen und Broschüren anderer ihm persönlich z. T. gut bekannter Gelehrter nahm Krummacher – wie noch zu zeigen sein wird – durchaus zur Kenntnis, jedoch rezipierte er sie nicht systematisch. Die Stundenberichte Ellen Richters vermitteln da den Eindruck, dass er im ersten Kriegsjahr schließlich doch begann, einzelnen kriegstheologischen Aussagen nachzugeben – etwa nach Anhören der seit dem 27. August 1914 an der Universität Berlin gehaltenen Vorlesungen „Deutsche Reden in schwerer Zeit“. Die Universität Berlin galt damals nach einer Aussage von 1870 ihres Rektors und gleichzeitigen Präsidenten der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Emil du Bois-Reymond (1818–1896), nicht bloß zufällig als die geistige „Leibgarde“ der Hohenzollern.¹⁸

Daher vernimmt man trotz dieser anfänglichen Zurückhaltung Krummachers hin und wieder einen Widerhall der Kriegsumstände und stößt dabei sogar auf einige konstitutive Elemente des deutschen Weltkriegsprotestantismus, die erkennen lassen, dass Krummacher von den kriegstheologischen Anschauungen nicht unberührt geblieben ist. In erster Linie handelt es sich dabei um Grundaussagen der protestantischen Kriegstheologie, um konstitutive Topoi, die nicht erst auf Seeberg, Dryander u. v. a. zurückgehen, sondern die bereits in wegweisenden Vorprägungen durch Immanuel Kant¹⁹, Johann Gottlieb Fichte²⁰, Georg Friedrich Wilhelm Hegel²¹, Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803)²², Ernst Moritz Arndt²³, Heinrich Gottlieb Tzschirner (1778–1828)²⁴, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834)²⁵ sowie durch die Kriegsprediger von 1870–1871²⁶ vorgegeben waren. Krummacher wird von alledem ein Vorwissen gehabt haben, das nun, als er mit diesen im deutschen Idealismus beheimateten Rezeptionsvorgaben neuerlich konfrontiert wurde, mit der Theologie Albrecht Ritschls ein ungutes Amalgam einging.²⁷ Ritschls Theologie war Krummacher geläufig.²⁸ Diese besagte etwas, das sich zugunsten einer vom deutschen Idealismus geprägten Kriegstheologie vorzüglich, aber nur missbräuchlich²⁹

ausbeuten ließ. Ritschl vertrat den immanentistischen Standpunkt, dass sich das Reich Gottes schon im *hic et nunc* personal verwirklichen könne; Bedingung hierfür sei einzig das sittliche Handeln der sich zur Gemeinde zusammenfindenden Einzelnen, sofern dies ein Leben in Glaube, Geduld, Demut, Gebet und Nächstenliebe sei, das aus der Versöhnung mit Gott heraus und im Geist Jesu Christi geschähe.³⁰ Im ersten Kriegsjahr konnte gerade dieser Ritschlianische Immanentismus leicht über den personalen Appell Fichtes an die Deutschen, sich zum „Verflößungsmittel des Göttlichen in die Welt zu machen“³¹, mit den Aprioris des deutschen Idealismus und darwinistischen Anschauungen politisiert werden. Die Kriegstheologie Seebergs, für den in diesem Sinn das Reich Gottes realpräsent wurde, war *das* Beispiel hierfür.³² Das deutsche Reich der Reformation sollte es sein, das jetzt in nationalisierter Form ein immanentes Gottesreich in der mit dem Weltkrieg anbrechenden Endzeit aufbaute. Dass diese hybride Mixtur nicht frei von schweren theologischen Missgriffen war, fiel für die Kriegstheologen nicht ins Gewicht.

Theodor Krummacher wird sich im Laufe des ersten Kriegsjahres der Erwägung kriegstheologischer, mit Ritschls Theologie fundamentierbarer Aussagen schließlich nicht mehr entzogen haben. Die Frage war dann nur, was er davon an seine Predigthörer und Schülerinnen im Konfirmandenunterricht weitergab. Da fällt auf, dass die Aussagen der Kriegstheologie bei Krummacher niemals im Zentrum seiner Stoffbehandlung stehen, sondern den Eindruck machen, ab Kriegsausbruch eher nur am Rande in den schon vorhandenen Unterrichtsstoff eingepasst worden zu sein. Aus diesem Grund verwundert nicht, dass aufgrund dieser wenig systematischen Einfügung in den Lehrinhalt wichtige Topoi der protestantischen Kriegstheologie in den Mitschriften Ellen Richters nicht zur Geltung kommen. Deutlich wird das vor allem an der Christologie (34.–46. Konfirmandenstunde), in welcher Christus zwar als ein mit Deutschland „alliiertes“³³ Gerichtsherr (46. Stunde) erscheint, nicht aber als Kriegsheros, Kraftheld und Patriot³⁴ und auch nicht als Vorbild für Selbsthingabe und Opferwilligkeit in vaterländischer Pflichterfüllung.³⁵ Das war in der Kriegsdichtung schon anders geworden: als sich das erste Kriegsweihnachten näherte, schlug schon die lyrische Heroisierung sogar des Krippenkindes durch. Hermann Hesse nahm im November 1914 in diesem Sinn die Stimmung der ersten Kriegsweihnacht vorweg:

„*Heilands Geburtstag*“

Diesmal bist du nicht das blonde Kind
In der Krippe mit den süßen Mienen [...].

Diesmal bist du uns der Mann und Held,
Dem der Sieg aus stillen Augen strahlte,
Der sein Werk im Kampf mit einer Welt
Ruhig mit dem eignen Blut bezahlte.“³⁶

Bevor wir im Folgenden die uns im Protokollheft Ellen Richters deutlich werdenden Anklänge und Bezugnahmen auf die protestantische Weltkriegstheologie durchsprechen, ist freilich noch eine Zwischenüberlegung nötig. Es ist zu klären, in welchem Maß die von Ellen Richter von März 1914 bis März 1915 angefertigten Protokolle überhaupt Rückschlüsse auf Inhalt, Anlage und theologische Ausrichtung des von Krummacher erteilten

Konfirmandenunterrichts zulassen. Zum einen fehlen Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Stundenprotokollen desselben Konfirmationsjahrgangs³⁷, so dass wir allein auf das *Unikat* der Mitschriften Ellen Richters angewiesen sind. Zum anderen variieren diese von Unterrichtsstunde zu Unterrichtsstunde in ihrer Länge erheblich. So finden sich bei Ellen Richter, obwohl die Ausführungen Krummachers im Unterricht stofflich wesentlich umfangreicher gewesen sein müssen, von mehreren Konfirmandenstunden Notizen, die aus nur wenigen Zeilen bestehen.³⁸ Verlässliche Schlussfolgerungen sind daher oft nicht möglich. Aber auch bei den etwas umfangreicheren Stundenprotokollen ging es Ellen Richter offenbar nicht um lückenlose Mitschrift, sondern sie hat für ihre Aufzeichnungen nur das festgehalten, was ihr wissenswert erschien.³⁹ Dass zum Curriculum z. B. auch Calvins Abendmahlslehre gehörte, wissen wir nur aus Zufall durch Krummachers damaligem Vikar Albrecht Schönherr.⁴⁰ Bei der insgesamt knappen Heftführung wird daher die kriegstheologische Position Krummachers am ehesten deutlich bei einschlägigen, von Ellen Richter notierten Spitzensätzen, „Slogans“, Schlag- oder „Reizwörtern“, die Krummacher aus dem mit Kriegsausbruch wiederauflebenden kriegstheologischen Gedankengut insbesondere in Seeberg'scher Prägung zitiert hat.⁴¹ Bevorzugt von solchen Spitzenformulierungen leiten wir unsere Schlussfolgerungen ab. Daneben aber erfordern damals heftig diskutierte Ereignisse (wie der Kriegsausbruch selbst oder Zeitungsmeldungen zu Gräueltaten), zu denen zeitgleich einzelne Unterrichtsthemen gestanden haben (Fünftes und Achtes Gebot), ein genaueres Hinschauen auf den Wortlaut der jeweiligen Stundenprotokolle. Dazu kommt auf Seiten Krummachers auch ein emotionaler Tatbestand: Krummacher war durch den Tod eines Neffen seiner Frau⁴² gleich zu Kriegsbeginn am 23. August 1914 von den Kriegsereignissen persönlich mitbetroffen und war überhaupt als Seelsorger in seiner Potsdamer Gemeinde durch die schon in den ersten Tagen von der Front eintreffenden Gefallenenmeldungen⁴³ mit Trauergesprächen und Beerdigungen, außerdem mit Lazarettbesuchen befasst⁴⁴, so dass man sich nicht vorstellen kann, dass er seinen Unterricht völlig abgeschottet vom Kriegsgeschehen durchgeführt hat.

2) Der Widerhall des ersten Kriegsjahres – Kommentierung ausgewählter Einzelabschnitte aus dem Unterrichtsprotokoll Ellen Richters

Wir zitieren und analysieren zunächst im Folgenden (Punkte a–g) einige Abschnitte aus den Mitschriften Ellen Richters zum Krummacher'schen Konfirmandenunterricht 1914–1915, aus denen sich Einwirkungen der protestantischen Kriegstheologie feststellen lassen. Unter dem letzten Punkt (h) versuchen wir ein Ergebnis dieses Kapitels zu formulieren.

A) „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“ – Die 6. Konfirmandenstunde

In der 6. Konfirmandenstunde am 19. Mai 1914 – Monate vor dem Kriegsausbruch – zitiert Krummacher im Zusammenhang des Ersten Gebotes den Satz: „Möchte uns allen gelten, was Bismarck einmal aussprach: ‚Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts

auf der Welt.“ Wir geben hier zunächst den vollständigen Text des 6. Stundenprotokolls wieder als ein repräsentatives Beispiel dafür, wie peripher und assoziativ Krummacher kriegstheologisch relevante Inhalte in sein schon fertig ausgearbeitetes Unterrichtskonzept eingebracht hat.

„6. Konfirmandenstunde. 19. V. 1914.

„Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ (2. Mose 20.3). Dem Wortlaut nach glauben wir nur an einen Gott, aber im Grunde machen wir uns ebenso Götzen wie die Heiden. In der katholische[n] Kirche liegt in der Anbetung der Heiligen ein gewisser Götzendienst. Denn nirgends in der Bibel steht, daß wir sie anrufen sollen. Wenn wir auf Erden aber fromme Eltern gehabt haben, so können wir annehmen, daß ihr Flehen auch ^{/12} vor Gottes Tron (!) nicht aufhört. Die reformierte Kirche hält wörtlich an dem Gebot: „Du sollst dir kein Bildnis oder Gleichnis machen“ (2. Mose 20 4–5) fest, denn sie schmücken (!) ihre Kirche nicht aus. Wir dürfen aber unsere Bilder Kirchen mit Bildern schmücken, denn hiervon gilt dasselbe, was Jesus der Maria in Bethanien sagt, als sie ihn salbt. „Sie hat ein schönes Werk getan.“ [Matth. 26, 10; vgl. Joh. 12, 1–8]⁴⁵ Wir sollen deshalb den Armen die Gaben nicht entziehen, aber wenn wir Jesus geben, dann geben wir den Armen auch. Die heilige Kunst soll ein Werkzeug sein, uns zu Gott zu ziehen. Denn wir sollen die Bilder ja nicht anbeten, wie es die Katholiken vielfach tun. Aber auch in der evangelischen Kirche findet sich Götzendienst, denn das ist, wenn wir etwas mehr wie Gott lieben, fürchten oder vertrauen. Dazu gehören die Todesfurcht u. ^{/13} die Menschenfurcht. Möchte uns allen gelten, was Bismarck einmal aussprach: [„]Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“ In unserer Zeit wird niemand um seines Glaubens willen verfolgt, trotzdem muß aber ein Christ oft Hohn und Spott ertragen. Denn offen müssen wir unseren Glauben bekennen, denn Christus hat gesagt: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ (Matth. 10.33). Wir achten auch nur Menschen, die ihre Überzeugung offen bekennen, warum sollten wir deshalb mit unserer Meinung hinter dem Berge halten?“

In dieser sechsten Konfirmandenstunde spricht Krummacher vom Götzendienst, von den Gefahren des katholischen Bilderkultes, er zitiert Luthers Erklärung des Ersten Gebotes aus dem Kleinen Katechismus und stellt Todesfurcht und Menschenfurcht als Ausdrucksformen des Götzendienstes dar. Die direkte Fortsetzung wäre der später erfolgende Hinweis auf Matth. 10, 33 gewesen. Dieser Zusammenhang wird aber nun durch den Einschub des Bismarck-Zitates unterbrochen.

Bismarck hatte diesen oft zitierten Satz „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“ ganz am Schluss seiner zweistündigen Reichstagsrede zum Landwehr- und Landsturmgesetz vom 6. Februar 1888 gesagt und daran die (so gut wie nie mitzitierten)⁴⁶ und auch hier von Ellen Richter nicht notierten) Worte angeschlossen:

„Und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!“⁴⁷

Mit diesen Worten hatte sich Bismarck 1888 implizit gegen jede einseitige, präventive Kriegsaggression von deutscher Seite gerichtet.⁴⁸

Die Frage ist, ob Krummacher das auch schon bei G. Büchmann und F. Frhr. von Lipperheide⁴⁹ verkürzt aufgenommene, martialische Zitat des „Eisernen Kanzlers“ in einer eher beiläufigen Stichwortassoziation zu „Gottesfurcht“ einschob oder ob ihm hier nicht doch vor dem Hintergrund der im Frühjahr 1914 europaweit angespannten Gesamtsituation der Kriegserwartung⁵⁰ ein politischer Kommentar entschlüpfte. Das Bismarck-Diktum in seiner verkürzten Form war seit 1888 in aller Munde, es war auf Gläsern, Krawatten, Pantoffeln etc. verewigt.⁵¹ Angesichts der schon seit November 1912 vorherrschenden⁵² und im Mai 1914 unter der Generalität⁵³ durch eine Denkschrift Graf Waldersees⁵⁴ erheblich eskalierenden Präventivkriegsstimmung⁵⁵, von der Krummacher infolge seiner seelsorgerlichen Tätigkeit am Kaiserhof – ebenso wie Oberhofprediger Ernst Dryander⁵⁶ – durchaus Kenntnis hatte, gewinnt die Verkürzung des Bismarck-Zitates erhöhte Bedeutung. Es deutet nun nichts darauf hin, dass Krummacher sich bei seinem Stundenthema der „Gottesfurcht“ auf die zweite Hälfte des Bismarck-Zitates (Gottesfurcht, „die uns den Frieden lieben und pflegen lässt“) konzentriert hat. In Anbetracht der Tatsache, dass Ellen Richter relativ kurzfristig nach Kriegsausbruch ihre z. T. nachdenkliche-Gedichtanthologie zusammenstellte, ist deutlich, dass sie die zweite Hälfte des Bismarck-Zitates gewiss nicht von selbst weggelassen hätte, wenn Krummacher diese hervorgehoben und die sich im Mai 1914 akut verschärfende Präventivkriegsstimmung mithilfe der zur Kriegsvermeidung neigenden Haltung Bismarcks kritisiert hätte. Es ist anzunehmen, dass Krummacher genauso wie Dryander Einblick in die Stimmungsschwankungen Wilhelms II. hatte, von denen Mommsen feststellt, dass „schon lange vor Kriegsausbruch [...] sich namentlich in militärischen Kreisen die Ansicht verfestigt [hatte], dass der Kaiser einen kritischen bewaffneten Konflikt nicht durchstehen und am Ende doch zur Nachgiebigkeit raten würde.“⁵⁷ Dies zeigt die Wichtigkeit des seelsorgerlichen Einflusses der Hoftheologen. Die Grundstimmung „kampfesfreudiger Vaterlandsliebe“ innerhalb des Kaiserhauses und der Generalität bezeugt dagegen der engste Berater des US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson⁵⁸, „Colonel“ Edward House⁵⁹, der noch Ende Mai 1914 mit den führenden Hofgenerälen in Berlin zusammengetroffen war und am 1. Juni 1914 sogar mit Wilhelm II. eine halbe Stunde lang unter vier Augen hatte sprechen können. Wilhelm II. habe ihm – so telegraphierte Edward House am 3. Juni 1914 seinem Präsidenten – unmissverständlich erklärt: „Deutschland ist von allen Seiten bedroht. Die Bajonette Europas sind gegen Deutschland gerichtet [...]. Unsere Stärke liegt darin, daß wir stets auf einen ganz kurzen Wink hin kriegsbereit sind.“⁶⁰ Edward House resümierte seine Berliner Mai-Gespräche zwei Wochen später in London dem britischen Außenminister Sir Edward Grey⁶¹ gegenüber wie folgt: „die [deutsche] Armee sei militaristisch, angriffslustig und zum Kriege jederzeit bereit.“⁶² Er habe „den kriegerischen Geist niemals so gefördert und glorifiziert gesehen, wie es dort [in Berlin] geschieht.“⁶³ Die Art und Weise, in der Krummacher hier Bismarck zitiert, löst zumindest die Frage aus, ob und in welcher Richtung er sich angesichts der bekannten Unsicherheit Wilhelms II. als Theologe und dem kaiserlichen Hof in Potsdam nahestehender Seelsorger im Mai 1914 in der Frage eines Präventivkriegs geäußert hat.

B) Das Fünfte Gebot: „Du sollst nicht töten!“ –
Die 15., 16. und 17. Konfirmandenstunde

Besondere Aufmerksamkeit verdient, wie Krummacher sowohl in der 15. Stunde am 30. Juni 1914, also unmittelbar nach dem Attentat von Sarajewo vom 28. Juni 1914, als auch in der 16. und 17. Stunde am 25. August 1914, d.h. in der ersten (Doppel)stunde nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs das Fünfte Gebot „Du sollst nicht töten“ (2. Mose 20, 13) behandelt hat. Der vollständige, von Ellen Richter protokollierte Text vom 30. Juni und 25. August 1914 lautet⁶⁴:

„15. [Konfirmandenstunde] 30. Juni 1914.

Wir sollen keinen Unterschied zwischen den Ständen machen. ‚Es wird nie Frieden werden[,] bis Jesu Liebe siegt.‘ Dann wird das Band der ausgleichenden Liebe alle umschlingen. Immer wenn man mit Niedriggestellten zusammen kommt[,] soll man ihnen Liebe entgegenbringen. Wir sollen vor allen den Dienstboten freundlich entgegenkommen und uns in ihre Lage versetzen. ‚Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg’ auch keinem andern zu.‘ [Tob. 4, 15; Apg. 15, 20.29] Tut Gutes an jedermann, vor allem /³³ an Euren Glaubensgenossen (Gal. 6.10), das war Gustav Adolfs Wahlspruch. Du sollst nicht töten. (2[.] Mose 20.13). Die Gottesliebe muß sich immer in der Nächstenliebe beweisen. Wir sollen unserm Nächsten an seinem Leib und seiner Seele kein Leid tun.

Dies Gebot können wir schon durch Worte übertreten. ‚Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger.‘ (1[.] Joh. 3.15).

16[.] + 17. [Konfirmandenstunde] 25[.] Aug. 1914.

Du sollst nicht töten. Die Obrigkeit hat das Recht, das Leben zu nehmen. Ebenso ist der Krieg das heilige Verteidigungsmittel. Nur ein Verteidigungskrieg ist erlaubt.

‚Die Rache ist mein, spricht der Herr‘ (5[.] Mos. 32, 35), das Duell kann also nicht /³⁴ vor Gott bestehn. Es müßte dadurch aufgehoben werden, daß eine hohe Strafe auf Beleidigung gesetzt wird. – Niemand darf sich selbst das Leben nehmen. Im Alten Testament stürzte sich Saul in sein Schwert [1. Sam. 31.4] und im Neuen [Testament] brachte Judas Ischariot sich um. [Matth. 27, 5; vgl. Apg. 1, 18] Eine Tat, die in geistiger Umnachtung geschah, wird Gott uns wohl vergeben. Solange eine [!] Mensch lebt, kann und muß er auf Gottes Hilfe hoffen.

‚Größer als der Helfer ist die Not ja nicht‘, pflegte der alte Bodelschwing [!] zu sagen.⁶⁵ –

Bei der Beerdigung eines Selbstmörders darf kein Geistlicher den Segen sprechen, angenommen sind natürlich solche armen /³⁵ Menschen, die die Tat in geistiger Umnachtung vollbringen. Es gibt auch andere Selbstmörder; das sind solche, die durch Leichtsinn und Laster ihre Gesundheit untergraben. Wir sind Gott auch für unsern Leib Rechenschaft schuldig. ‚Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? So jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben, denn der Tempel Gottes ist heilig; der seid ihr.‘ ([1.] Kor. [3.] 16+17).“

Der Stoffverteilungsplan des Konfirmandenunterrichts lässt erkennen, dass Krummacher Ende Juni – der Abfolge des Kleinen Katechismus’ Luthers gemäß – in der zweiten Hälfte der 15. Stunde (30. Juni) *lediglich turnusmäßig* zur Besprechung des Fünften Gebotes „Du sollst nicht töten“ (Ex. 20, 13) übergang und dieses Thema nicht aufgrund des Attentats

von Sarajewo spontan einschob, um anlässlich der aufziehenden Kriegsgefahr – was sich unmittelbar angeboten hätte – das Tötungsverbot des Dekaloges zu thematisieren. Das Attentat, obgleich ein weltweit aufsehenerregendes Ereignis, wird nicht erwähnt.

Der erste Teil der 15. Konfirmandenstunde gehört noch zum Vierten Gebot („Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren ...“; 12.–15. Stunde). Nachdem Krummacher in der 14. Stunde (25. Juni) in lockerer Abfolge neben den Eltern auch Lehrer und Vertreter der Obrigkeit sowie Geschwister und Freunde⁶⁶ einbezogen hatte, geht er in der 15. Stunde auch auf die im Elternhaus tätigen Dienstboten ein. Von da aus muss Krummacher auf die Standesgesellschaft des wilhelminischen Deutschlands zu sprechen gekommen sein. Der Eingangssatz der 15. Stunde „Wir sollen keinen Unterschied zwischen den Ständen machen“ wird religiös mit einem Liedzitat⁶⁷, der *regula aurea*⁶⁸ und einem Wort Gustav Adolfs untermauert. Die Forderung, die gesellschaftlichen Trennlinien zu überwinden, steht hier noch nicht im Kontext des „nationalen Burgfriedens“ bei Kriegsbeginn⁶⁹ und der kriegswirtschaftsbedingten Massenentlassung von Dienstmädchen, Zugehfrauen, Köchinnen und Wäscherinnen aus den bürgerlichen und kleinbürgerlichen Haushalten⁷⁰, sondern gehört noch in den Zusammenhang mit dem religiös motivierten, sozialen Interesse der Kaiserin Auguste Viktoria, der Schirmherrin der Kaiserin Augusta-Stiftung.⁷¹ Doch auch der Einfluss Seebergs wird hier erkennbar. Krummachers wiederholte Einbeziehung der Dienstbotenfrage⁷² findet ihr Pendant wohl nicht nur im Anliegen der Kaiserin⁷³, sondern ebenso schon in den Vorkriegsschriften Seebergs⁷⁴, der dann nach Kriegsausbruch die Umformung der traditionellen preußisch-deutschen Ständegesellschaft zu einer nationalen Willensgemeinschaft unter Einschluss der von Entlassung bedrohten Dienstboten umso stärker einforderte.⁷⁵ Die damalige Rechtsprechung sah sich nicht befugt, „zwecks Milderung der Härten des Krieges einen Ausgleich zwischen den Vertragsparteien zu schaffen.“⁷⁶

Man sieht schon an der 15. Konfirmandenstunde, wie wenig fokussiert im Hinblick auf die welterschütternden Ereignisse Krummacher seine Unterrichtsinhalte vorgetragen haben muss. Und genauso wenig wie nach dem Protokollheft Ellen Richters in der 15. Stunde Bezug auf Sarajewo genommen wurde (lediglich der Satz: „Wir sollen unserm Nächsten an seinem Leib und seiner Seele kein Leid tun“, könnte hierauf angespielt haben), wird in der 16. und 17. Stunde der Kriegsausbruch genannt. Ellen Richter berichtet allerdings in ihrem Brief vom 28. August 1914 nach Hause, dass Krummacher in der ersten Stunde nach Unterrichtsbeginn zunächst seine „ganze Tiroler Reise erzählt“ habe und dann davon, wie er [und seine Familie] „noch gerade vorm Krieg [...] mit Gottes Hilfe“ in einem „Coupé II. Klasse“ nach Berlin untergekommen seien. Daraus ist zu schließen, dass politische Ereignisse im Unterricht durchaus erwähnt werden konnten, sie aber nicht Hauptgegenstand wurden. Daher wird der aus dem Protokoll hervorgehende Eindruck richtig sein, dass die Hauptanliegen der 15.–17. Unterrichtsstunde zunächst das Vierte und dann das Fünfte Gebot blieben; indes konnten die Zeitereignisse im Hintergrund nicht weggedacht werden.

Wir schweifen hierzu mit ein paar vergleichenden Beobachtungen ab: Wenn wir uns etwa die Morgenandacht Christoph Blumhardts d.J. (1842–1919) vom 3. Juli 1914 ansehen, die das Attentat von Sarajewo mit keinem Wort erwähnt und doch einen theologischen Kommentar zu diesem Ereignis abgibt⁷⁷, dann stoßen wir auf dasselbe Phäno-

men des Mitzudenkenden und nur indirekt Ausgesprochenen. So auch in Ricarda Huchs 1916 geschriebenem Buch „Luthers Glaube“, wenn die Rede ist vom Sich-gegenseitig-Verschlingen der modernen Staaten, das Wort aufblitzt von der „Engherzigkeit“ als „Merkmal der westeuropäischen Völker“, oder Besessenheit und intellektueller Wahnsinn beschrieben werden.⁷⁸ Dasselbe Phänomen ebenso in Ludwig Wittgensteins Tagebuch von 1914–1917, das den Entwicklungsprozess seines *Tractatus logico-philosophicus* durchscheinen lässt; auch in ihm werden Zeitereignisse nicht genannt, obschon sich Anspielungen auf Kampfhandlungen finden lassen. Wittgenstein spricht von „Paaren kämpfender Männer“ und zeichnet am 29. September 1914 sogar zwei Soldaten, die mit Säbeln aufeinander losgehen, ins Tagebuch. Auch andere Indizien – seine Erkundungen zum Sinn der Welt und zum Erleiden „aller Not dieser Welt“, zur Todesfurcht, auch die Frage eines jedes Frontsoldaten „Was liegt an meinem Leben?“ – lassen kaum einen anderen Schluss zu als den, dass Wittgenstein zu manchen Folgerungen seines *Tractatus* erst durch die Kriegserlebnisse selbst gelangt sein wird.⁷⁹ Als Freiwilliger an die Ostfront beordert und in italienische Gefangenschaft geraten, machte er außerdem eine tiefe Lebenskrise durch.⁸⁰ Und nicht viel anders wird es sich auch – viertes Beispiel – mit dem 1915–1917 entstandenen Textbuch Arnold Schönbergs zu seinem Oratorium „Jakobsleiter“ verhalten haben, dessen autobiographische Züge zu belegen sind und Ausdruck der durch den Krieg herbeigeführten „Umstürzung all dessen“ waren, „woran man früher geglaubt hat“. ⁸¹ Karl Barth schrieb 1933 in seiner Schrift „Theologische Existenz heute!“ von dem „vielleicht leise erhöhten Ton“, dass er sich

„[...] bemühe, hier in Bonn mit meinen Studenten in Vorlesungen und Übungen nach wie vor und als wäre nichts geschehen – vielleicht in leise erhöhtem Ton, aber ohne direkte Bezugnahmen – Theologie und nur Theologie zu treiben. Etwa wie der Horengesang der Benediktiner im nahen Maria Laach auch im Dritten Reich zweifellos ohne Unterbruch und Ablenkung ordnungsgemäß weitergegangen ist. Ich halte dafür, das sei auch eine Stellungnahme, jedenfalls eine kirchenpolitische und indirekt sogar eine politische Stellungnahme.“⁸²

Werner Bergengruen (1892–1964) sagte 1961 von seiner 1935/1936 entstandenen Novelle „Die drei Falken“, dass sie nur scheinbar nicht vom grauenvollen Geschehen des „verruhten Jahrzwölfts“ berührt worden sei.⁸³ Und so wie auch jede Predigt, gewollt oder nicht, nach der Reichspogromnacht vom 9. November 1938 eine politische Predigt wurde – sogar unabhängig davon, wie man sie hörte⁸⁴ –, genauso verhielt es sich zweifellos ebenso hier in der 15., 16. und 17. Konfirmandenstunde mit allem, was man in diesen Tagen von der Bibel her dazu sagen mochte. Krummachers Ausführungen zum *bellum iustum* („Ebenso ist der Krieg das heilige Verteidigungsmittel. Nur ein Verteidigungskrieg ist erlaubt“) sind daher durchaus als indirekte, aktuelle theologische Stellungnahme zum Eintritt Deutschlands in den Krieg zu verstehen. –

Zum *bellum iustum* hatte sich seit der Augsburger Konfession und Luthers Großem Katechismus anhand von biblischen Belegstellen eine theologische Politsprache herausgebildet⁸⁵, die Krummacher nach dem Protokoll Ellen Richters aber wohl nur zum Teil abgerufen hat. Das ist bei dem Sog der Zeitereignisse nicht ganz verständlich, es sei denn, dass Krummacher sich hier bewusst zurückhielt oder Ellen Richter dem Unterricht nicht

aufmerksam genug gefolgt ist. Der Hinweis auf die Kriege Davids fehlt, die Belegstellen Röm. 13, 4 und 1. Petr. 2, 14 werden nicht ausdrücklich genannt. Man vermisst in Ellen Richters Mitschrift auch diejenigen biblischen Belege wie Matth. 8, 5 ff (Parr.; „Hauptmann von Kapernaum“), Mark. 15, 39 (Par.; „Hauptmann unter dem Kreuz“) und Apg. 10, 1–48 („Hauptmann Cornelius“), die seit den Kirchenvätern⁸⁶ sonst ebenso – auch im Kriegskatholizismus⁸⁷ – zum eisernen Bestand der staatskonformen Legitimierung der Not- und Gegenwehr und damit des Verteidigungsfalls zählten.⁸⁸ Sogar Luthers Rechtfertigung des patriotischen Pflichtkriegs wird nicht erwähnt⁸⁹, obwohl sie gerade jetzt, kurz nach Kriegsausbruch, am Platz gewesen wäre. Das Stundenprotokoll enthält gleichfalls nicht die in diesem Zusammenhang fundamental wichtige Aufspaltung des Liebesgebots in Individualethik und „Volksethik“⁹⁰, wie sie etwa in den Kriegspredigten und Kriegsdichtungen ab August 1914 Usus war.⁹¹ Was Ellen Richter zum Thema des Krieges aufzeichnet, ist lediglich, dass Krummacher das Tötungsverbot (Ex. 20, 13) erwähnt und – wie bei Seeberg – diesem die Ausnahmen des Defensivkrieges und der Todesstrafe auf gleicher Ebene als legitime, pflichtgemäße, als „heilige“ obrigkeitsstaatliche Maßnahmen entgegenhält. Danach lässt Krummacher das Kriegsthema überraschend fallen und wendet sich anderen Aspekten des Fünften Gebots zu, indem er – in der Themenabfolge der Ethik Seebergs von 1911 fortfahrend⁹² – mit Hinweis auf Deut. 32, 35 das Duell und anhand von 1. Kor. 3, 16 f den Suizid als Übertretung verurteilt. Aus der Tatsache, dass Krummacher *a grosso modo* den Themenkatalog der Seeberg'schen Ethik von 1911 abarbeitet, darf freilich nicht geschlossen werden, dass er in seiner Unterrichtseinheit zum Fünften Gebot das Thema des Defensivkrieges schon in der Seeberg'schen Fassung des Kulturdarwinismus besprochen hat, mit welcher dieser die Kriegsnotwendigkeit mit den nach „Gottes Weltregierung eingetretenen Kraftverschiebungen“ in der Völkerwelt begründete.⁹³

Um noch zu einer Abschlussbeobachtung dieser beiden Stundenprotokolle zu kommen: Der von Krummacher hervorgehobenen Notwendigkeit zur „heiligen“ Verteidigungspflicht könnte es zuzuschreiben sein, dass er, nachdem er noch in der letzten Stunde vor den Sommerferien 1. Joh. 3, 15 (vgl. Matth. 5, 22) zitiert hatte, in der Doppelstunde vom 24. August keinen Anschluss an die Antithesen der Bergpredigt (Matth. 5, 38 ff. 43 ff) gesucht hat. Ellen Richter notiert auch keines der von Schultze in dessen „Katechetischen Bausteinen“ zum Fünften Gebot genannten Evangelienzitate zur „Sanftmut und Lindigkeit“ Jesu⁹⁴, obwohl sich Krummacher sonst an der „Biblicitäts“-Methode Schultzes orientiert. Das gibt Rätsel auf. Den Widerspruch von „Töten und Lieben“, den Dryander in Bezug auf den Defensivkrieg den „ungelösten Rest“ nannte⁹⁵, hat Krummacher vielleicht mit dem Heiligkeitsbegriff („ebenso ist der Krieg das heilige Verteidigungsmittel“) zu bewältigen versucht. Er definiert in der 50. Stunde: „heilig will heißen: abgesondert von der sündigen Welt“⁹⁶ und könnte damit in der 16. Konfirmandenstunde die Sündlosigkeit der Übertretung des Fünften Gebots im Defensivkrieg konzidiert haben. Dass aber bei ihm der Ausdruck „heilig“ schon im Gefälle zur „messianisch durchtränkten“⁹⁷ Vorstellung des deutschen Sendungsauftrags im Krieg zu stehen kam – wie das gleich bei Kriegsbeginn in zahllosen vaterländischen Predigten⁹⁸ sowie bei Seeberg, Dryander u. v. a. der Fall war (s. u. Abschnitte d–f) –, dafür spricht in diesem Stadium noch nichts. Zwar deuten die Ausführungen Seebergs zum Krieg und „Gottes Weltregierung“ in sei-

nem „System der Ethik“ von 1911⁹⁹ in diese Richtung. Krummacher scheint hierzu jedoch noch Distanz gewahrt zu haben.

C) „*Barbaropa*“: Das Achte Gebot „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden ...“
und der innereuropäische Nationalhass als Vehikel der Kriegsästhetisierung –
Die völkerverhetzende Gräuelpropaganda als Mahnmal: ein monströses Kapitel zu
einer monströsen Welterzeugung – Die 20. und 21. Konfirmandenstunde

Ein indirektes Eingehen Krummachers auf die Kriegsverhältnisse kommt ebenso in der 20. und 21. Konfirmandenstunde (3. und 7. September 1914) zum Ausdruck, und zwar in der Behandlung des Achten Gebotes „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.“ (Ex. 20, 16)

20. [Konfirmandenstunde] 3. Sept. 1914.

„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. (2. Mose 20[,] 16) In der Bibel finden wir falsche Zeugen gegen Jesus [Matth. 26, 59–61], Stephanus [Apg. 6, 11–14] und Nabot [1. Kön. 21, 10–13] falsche Zeugen (!) aufgestellt. Fälschlich belügen ist wissenschaftlich Unwahrheiten sagen. Man sollte schon aus Stolz nicht lügen, denn lügen ist feige. „Vor allem eins[,] mein Kind[,] sei treu und wahr!“¹⁰⁰ Nur den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. [Spr. 2, 7] „Ich bin der Weg und die ¹⁴¹Wahrheit und das Leben.“ (Joh. 14.16 [!]) „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ (Joh. 18.37) Die erste Voraussetzung für einen Christen ist es, daß er stets die Wahrheit sucht. „Wer im kleinen treu ist, der ist auch im großen treu.“ [Luk. 16, 10] Selbst der Fantasie soll man nicht erlauben[,] die Grenzen der Wahrheit zu überschreiten u. auch im Scherze nie die Unwahrheit sagen. Auch die Notlüge ist nicht erlaubt. Bei der Notlüge treffen zwei Pflichten aufeinander, die Nächstenliebe und die Wahrheitsliebe. Aber immer muß man bei der Wahrheit bleiben. Gott wird es dann schon so lenken, daß auch unserm Nächsten kein Schaden daraus erwächst. Die katholische Kirche hat die Ohren=¹⁴² beichte, wir haben die freiwillige Beichte.¹⁰¹ Bei einer jeden Beichte muß der Geistliche die strengste Verschwiegenheit üben. – Afterreden¹⁰² heißt hinter dem Rücken des anderen, Schlechtes von ihm reden. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ (Luk. 6.37) Wir {sonst} werden sonst ebenso lieblos verurteilt werden, wie wir urteilen. – Bösen Leumund machen heißt, einen Menschen verleumden. Das ist schlecht von einem reden, ohne daß es wahr ist. Solche Verleumder sind schlimmer wie Diebe, denn Diebe nehmen unser Eigentum, Verleumder aber unsere Ehre.“

Die Betrachtung der 20. und 21. Konfirmandenstunde zum Achten Gebot wird im Folgenden einen überproportional umfangreichen, ja inhaltlich wie formal monströsen, widerwärtig zu lesenden Abschnitt in unserer Untersuchung einnehmen. In den ersten Monaten des ersten Kriegsjahres konfrontierte das Unterrichtsthema „Achstes Gebot“ Pfarrer wie Konfirmandinnen zwangsläufig mit dem heiklen und schmerzlichen Gegenstand der Gräuelpropaganda im Ersten Weltkrieg, und somit stehen wir hier an einem der zentralen Punkte des antizivilisatorischen Prozesses von 1914–1918. Ein plötzlicher Riss ging durch Europa, der das Gestern und Morgen teilte. Zu erörtern ist der inner-europäische Nationalhass als Anmutung des Krieges, als Vehikel der Kriegsästhetisierung,

die eine Welt des Hasses erzeugte. Nirgendwo wird in diesem Buch die Notwendigkeit des versöhnenden *Europagedankens*, den wir weiter unten im Kapitel XVIII, 2 über Adelbert von Chamisso wieder aufnehmen, so deutlich hervortreten, wie gerade in diesem unförmigen Kapitel, das auch nicht zur Relativierung oder Entschuldigung deutscher Kriegsverbrechen dienen kann¹⁰³, sondern im Sinn von Romain Rolland als ein Mahnmal tiefer europäischer Wunden, die ins Bewusstsein eindringen müssen, gedacht ist.¹⁰⁴ Dieser schrieb 1918 in der *Revue Politique Internationale*, Vol. 9, Nr. 31 über die Sprachverbrechen der gegenseitigen Gräuelpropaganda:

„Alle Schuld liegt bei den Treibern und den Fabrikanten der Lüge, bei den Intellektuellen. Sie sind schuldig, und siebenfach schuldig, weil sie, dank ihrer Bildung und ihrer Erfahrung, die Wahrheit wissen mußten und sie verleugnen, weil sie aus Schwäche und vielfach aus Berechnung sich der banalen Meinung angeschlossen haben, statt kraft der ihnen gegebenen Autorität die Meinung zu führen. [...] Nicht nur, daß sie [= Vertreter von Politik, Kultur und Wissenschaft] nichts taten, um das wechselseitige Mißverstehen zu vermindern und den Haß zu begrenzen, im Gegenteil: mit wenigen Ausnahmen haben sie alles getan, ihn auszubreiten und zu vergiften. Zum großen Teil war dieser Krieg ihr Krieg. Mit ihren mörderischen Ideologien haben sie Tausende von Gehirnen verführt und in frevelhafter Sicherheit ihrer Wahrheit, unbelehrbar in ihrem Stolze, Millionen fremder Existenzen für die Phantome ihres Geistes in den Tod getrieben.“¹⁰⁵

Noch 1928 verübelte Kurt Tucholsky den Intellektuellen der Entente – darunter gerade den hochangesehenen Mitgliedern der *Académie Française*, der *Académie Goncourt* und des als Heiligtum verehrten *Institut de France*¹⁰⁶ – das „beschämende“ Schauspiel, das ebenso sie, „die Professoren aller Länder, also auch Frankreichs“ 1914, gleich zu Beginn des Krieges geboten hatten:

„jene in vierzehn Tagen blitzschnelle Umkehr, mit der sie aus den Kollegsälen in die geduckten, bezahlten und reklamierten Redaktionstrupps hinüberkippten.“ Tucholsky missbilligte auch bei ihnen den „vollendete[n] Wahnsinn, mit dem die eine Nation der andern das Recht auf Licht, Luft, Sonne und Zeugung abschnitt.“¹⁰⁷

Die Erinnerung an ein auch *sprachliches* „Barbaropa“ – so ein Ausdruck Albert Ehrensteins, der 1919 die als εϋ- („gut“) verstandene erste Silbe („Eu-ropa“) durch βαρβαρ- („barbarisch“) ersetzte¹⁰⁸ – steht hier obenan. Der „heilige Hass“, von dem in Verlautbarungen der Gräuelpresse auf allen Seiten, in der Kriegsyrik sowie in zahlreichen Kriegspredigten¹⁰⁹ die Rede war, alimentierte sich aus der konfliktiven europäischen Kulturgeschichte. Aus ihr hatte jede Nation für sich jahrhundertlang eklektizistisch und pauschalisierend Feind- und Hassbilder herausdestilliert, die nun, in friedlichen Zeiten schlummerten, mit Kriegausbruch aber auflebten und in Elternhaus, Schule und Kirche mit verheerendem Ergebnis verbreitet wurden. Solche mit dem ersten Flintenschuss leicht entzündbaren Rezeptionsvorgaben riefen ab 1914 die Dämonisierung des Kriegsgegners als Gräueltäter hervor. Die aus gegenseitiger Verteufelung erwachsenden Vorwürfe exorbitanter Grausamkeiten wurden dann auf allen Frontseiten den zu Recht bestehenden Anklagen beigemischt und riefen steigende Erbitterung hervor. Der Hass

unterbaute auf diese Weise überall die Kriegersrechtfertigung und trug nicht unerheblich zur Kriegersverlängerung bei.¹¹⁰ Die Gräuelpropaganda führte außerdem zu den harten Friedensbedingungen des Versailler Vertrags¹¹¹, die den Nationalsozialisten ihren Aufstieg erleichterten und dadurch – in der Folge von Folgen – mitursächlich wurden für die Ausweitung des Kriegerskontinuums bis 1945. Die Gräuelpropaganda sorgte überdies dafür, dass – aufgrund der sich später oft herausstellenden Unhaltbarkeiten gerade der extremsten Vorwürfe gegen die Deutschen – den Nachrichten über ihre singulären Holocaust-Verbrechen so gut wie kein Glauben geschenkt wurde.¹¹²

Gemäß dem Schwerpunkt unserer Untersuchung, *die Gewalttat des welterzeugenden Wortes* zu analysieren, mit welcher der Krieg gerechtfertigt, moralisch und ethisch „ästhetisiert“ werden sollte, verdient die Gräuelpropaganda besondere Aufmerksamkeit. Wir stellen den Prozess des mit äußerster Härte geführten geistigen und kulturellen „Entwertungskampfes“ – so der von Gerhart Hauptmann am 26. August 1914 in verschiedenen Zeitungen geprägte Ausdruck¹¹³ –, in zwei Abschnitten zur Vorgeschichte und in vier Eskalationsstadien dar, die nicht streng chronologisch auseinanderzuhalten sind, sondern alle ineinandergreifen. Besondere Beachtung kommt dabei dem zu, was Krummacher in diesem Entwertungskampf zum Achten Gebot theologisch im Unterricht ausgeführt hat.

* * * * *

Auch bei diesem Unterrichtsthema ist – wie bei der Behandlung des Fünften Gebots – davon auszugehen, dass Krummacher es aus aktuell gegebenem Anlass nicht spontan einschob, sondern dass Anfang September das Verbot des Falsch-Zeugnis-Gebens *turnusmäßig* zur Besprechung anstand. Genauso wie Krummacher zur aktuellen Konkretisierung des Fünften Gebots das Attentat von Sarajewo nicht erwähnte, so unterließ er offenbar auch jetzt jeden konkreten Hinweis auf den „Entwertungskampf“ selbst. Das Stundenprotokoll macht gleichfalls nicht den Eindruck, dass Krummacher den Stoff der 20. wie auch der 21. Unterrichtsstunde nur auf die Tagesereignisse und Pressemeldungen hin fokussiert hat. Dennoch ist davon auszugehen, dass durch die damals alle Gemüter erhaltende Gräuelpropaganda, die sehr bald nach Kriegsbeginn einsetzte, Krummachers Ausführungen im Unterricht erneut zur indirekten politischen Stellungnahme wurden.

Indizien dafür, dass Formulierungen aus diesen beiden Unterrichtsstunden tatsächlich *auch* als theopolitische Meinungsäußerungen zu verstehen waren, finden sich verschiedentlich. Krummacher dürfte den Zeitungsartikel Gerhart Hauptmanns „Gegen Unwahrheit“, der am Mittwoch, dem 26. August 1914 im *Berliner Tageblatt* und in der *Täglichen Rundschau* vom selben Tag abgedruckt worden war¹¹⁴, gelesen haben. Das dort hervorstechende Signalwort „Unwahrheit“ taucht in Krummachers Erläuterungen zum Achten Gebot gleich zwei Mal auf.¹¹⁵ Krummacher kann also zu der einen wie anderen Formulierung im Sinne Hauptmanns angeregt worden sein, auch wenn der Terminus „Unwahrheit“ zur sachgemäßen Auslegung des Achten Gebotes unbedingt hinzugehört und es ebenfalls dem Thema des Achten Gebots angemessen ist, dass Krummacher die kleine konkordanzartige Ansammlung von Zitaten aus Bibel und Literatur zum Begriff der „Wahrheit“ um den Begriff der „Unwahrheit“ zentriert hat. Gleichwohl fallen vor dem Hintergrund des in der Presse heftig geführten „Entwertungskampfes“ noch weitere For-

mulierungen auf, die nahelegen, dass Krummacher die Inhalte seines Unterrichts nicht völlig abgehoben von den Tagesereignissen dargeboten hat; es handelt sich um Sätze wie: „Die erste Voraussetzung für einen Christen ist es, daß er stets die Wahrheit sucht.“ / „Nur den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen“ / „Selbst der Fantasie soll man nicht erlauben[,] die Grenzen der Wahrheit zu überschreiten u. auch im Scherz nie die Unwahrheit sagen“ / „Auch die Notlüge ist nicht erlaubt“ / „Bösen Leumund machen heißt, einen Menschen verleumden“ / „Solche Verleumder sind schlimmer wie Diebe, denn Diebe nehmen unser Eigentum, Verleumder aber unsere Ehre“. Wer genau zuhörte, konnte hier im Unterricht manches wahrnehmen, was auch auf den Kriegskontext gemünzt war. Das Zitat aus Spr. 2, 7: „Nur den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen“ bekundete in vielen Kriegspredigten und theologischen Verlautbarungen die Überzeugung, dass Gott den lügnerischen Kriegsgegnern nicht den Sieg verleihen könne.¹¹⁶ Zur Gräuelpropaganda passte auch das Stichwort „Notlüge“, mit der man Front wie Heimat moralisch zu mobilisieren versuchte. Was die Notlüge betraf, so hatte ihr Reinhold Seeberg, bei welchem Krummacher oft Rat suchte, in seiner Ethik konzedierte, im Kriegszustand erlaubt zu sein.¹¹⁷ Krummacher sprach sich, wie wir noch unten sehen werden, mit gutem Grund gegen diese Auffassung Seebergs aus. Mit dem weiteren Stichwort „Scherz“ könnte Krummacher – man las damals Jean Pauls „Vorschule der Ästhetik“, wo „Scherzgedicht“ und „Scherz“ im Zusammenhang mit der Satire gebraucht werden¹¹⁸ – auf die Kriegssatiren und -karikaturen angespielt haben. Die nachfolgende Formulierung „Überschreiten der Wahrheitsgrenze durch die Fantasie“¹¹⁹ konnte sich auf das Ausschmücken, Übertreiben und Fabrizieren immer neuer Gräuelpergerüchte beziehen. Mit der schließlichen Erklärung zu „bösen Leumund machen“ konnte der Versuch gemeint sein, die Mobilisation der eigenen Bevölkerung und den internationalen Ehrverlust der jeweiligen Feindnation zu forcieren, um insbesondere auch die neutralen Mächte einzubinden. Der Satz „Die erste Voraussetzung für einen Christen ist es, daß er stets die Wahrheit sucht“, könnte die generelle Kritik an der Gräuelpropaganda enthalten haben, dass ihr nicht daran lag, die Wahrheit, sondern die Lüge zu suchen.

Dass Krummacher über die wechselseitige Gräuelpropaganda orientiert war, darf man durchaus voraussetzen. Durch die vom Deutschen Tagebucharchiv herausgegebenen Aufzeichnungen von Frontsoldaten und Zivilisten steht fest, dass die Öffentlichkeit ab Mitte August in den Zeitungen „von schauderhaften Greuelthaten der Bevölkerung in Belgien“ mehr zu lesen bekam als „vom Kriegsschauplatz“ selbst.¹²⁰ Man erfuhr auch von den Gräueltaten, die in der Auslandspresse den deutschen Invasionstruppen zugeschrieben wurden. Der Zustrom der französischen, belgischen und englischen Journale, darunter auch Boulevardpresse, war zwar durch eine Presse-Verordnung aufgrund des „Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851“ und dem „Reichspressgesetz“ vom 7. Mai 1874¹²¹, das Wilhelm II. am 31. Juli 1914 in Kraft gesetzt hatte, stark gedrosselt. Ab dem 12. August brachten die deutschen Zeitungen aber reichlich „Lese Früchte“ aus der Entente-Presse.¹²² Die *Vossische Zeitung* vom 21. August 1914 beklagte gleichwohl die „Zeitungsnot“: „Es kommen sehr wenig fremde Blätter zu uns, in die deutschen Zeitungsredaktionen, die dieses Materials jetzt dringender als je bedürfen.“¹²³ Aus der Aufforderung der „Vossischen“ an ihre Leser: „Bringt uns Zeitungen, die ihr [...], sei es als Abonnement, sei es von Freunden erhalten“, geht jedoch hervor, dass in der Anfangsphase des Krieges

ausländische Zeitungen (auch aus verfeindeten Staaten) deutschen Abonnenten, Privatpersonen und Betreibern von Lesehallen weiterhin zugestellt wurden und dass Exemplare der Feindpresse ebenso über Kontakte ins neutrale Ausland noch beschafft werden konnten.¹²⁴ Franz Kafka bat seinen Freund Max Brod brieflich noch im August 1915, für ihn aus Deutschland französische Zeitungen aufzutreiben und mitzubringen.¹²⁵ Dass dies zu Beginn des Krieges durchaus noch in nicht unerheblichem Maß möglich war, zeigt auch das Beispiel des Kieler Theologen und Herausgebers der „Evangelischen Freiheit“, Otto Baumgarten (1858–1934), der sich am 24. September 1914 über die ständigen Gräuelmeldungen in den ausländischen Gazetten beschwerte:

„[...] diese gehäuften, fast die Hälfte der Blätter füllenden Vorwürfe von brutalen Lügen und Grausamkeiten, diese ewigen Schilderungen von ausgestochenen Augen, abgehackten Händen und Füßen, geschändeten Frauen, groben Beleidigungen unseres Kaisers, niedrigen Beschuldigungen unserer Truppen.“¹²⁶

Auch Thomas Mann dürfte noch viele Meldungen aus ausländischen Zeitungen bezogen haben.¹²⁷

Wie jeder kritische Zeitungsleser wird Krummacher durch Hauptmanns Ausführungen „Gegen Unwahrheit“ zweifach alarmiert worden sein. Hauptmann hatte, ohne substantielle Hinweise zu geben, die Gräueltaten der Gegenseite pauschal als „lügnerische Märchen auf Kosten unserer Ehre“ zurückgewiesen. Im Gegenzug war er dann zu konkreten Anklagen übergegangen: Belgier hätten an den schon lange in ihrem Land lebenden, „einfachen, einsässigen deutschen Bürgern und Bürgersfrauen, grausamsten, fluchwürdigen, nichtsnutzigen, bestialischen Meuchelmord geübt“; Hauptmann versicherte, „daß wir [= Deutschen] uns [...] doch niemals dazu verstehen“ würden, „belgische Mädchen, Weiber und Kinder in unserem Lande feige unter qualvollen Martern hinzuschlachten.“¹²⁸ Bezeichnend war an dieser ganzen Darstellung Hauptmanns, dass dieser zwar den Gerüchten über Gräueltaten der Belgier an Deutschen Glauben schenkte, dagegen die Meldungen der Gegenseite über deutsche Untaten kategorisch als „Unwahrheit“ verwarf. Dass angesichts der von beiden Seiten verbreiteten Gräueltaten jedoch zunächst Skepsis geboten war, ging aus der teilweise exzessiven Grausamkeit der wechselseitig unterstellten Untaten hervor.

Die *deutschen* Zeitungen hatten – wie das Krummacher ohne weiteres zugängliche *Berliner Tageblatt* vom 7., 13., 15. August, die *Kölnische Zeitung* vom 7., 8., 15. August, sowie die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* (NAZ) vom 9., 12. August 1914¹²⁹ – übergenug von Unmenschlichkeiten gemeldet: sowohl von Ausschreitungen gegen die in Belgien ansässige deutsche Zivilbevölkerung, als auch von Gewalttaten an deutschen Verwundeten. So seien nicht nur einzelne Deutsche an den Füßen aus Cafés geschleift, Patienten aus ihren Krankenhausbetten geworfen worden, sondern, so hieß es, der „Mob“ in Antwerpen und Brüssel habe sogar Frauen und Kinder mit Äxten erschlagen oder lebendig in Stücke gerissen. Dass diese Nachrichten entweder erfunden oder hemmungslos übertrieben waren¹³⁰, konnte ein vernünftiger Mensch wie Krummacher nur ahnen. Der aus der „Hessischen Renitenz“ stammende Pfarrer Rudolf Schlunck, der in Antwerpen als Feldprediger Dienst tat, bezeugte zwar auch die „schweren Ausschreitungen“, derer sich

der „belgische Pöbel gegen die ansässigen Deutschen hat[te] zuschulden kommen lassen“, bestätigte aber in keiner Weise die „Schauergeschichten“.¹³¹ Maurice Paléologue (1859–1944), der französische Botschafter in St. Petersburg, berichtete am 4. und 11. August ähnlich von „Gewalttaten und Plünderungen“, aber von keinen derart blutigen Gräueltaten.¹³² Über Verwüstungen von Geschäften, deren Firmenname irgendwie „deutsch“ klang, wurde auch aus Paris berichtet.¹³³ Ähnliche Nachrichten über Gewalttaten gegen Deutsche kamen aus London.¹³⁴ Aber auch in Berlin¹³⁵ sah Oskar Maria Graf einmal mit an, wie ein Menschaufmarsch ein Café stürmte, „das einen fremdsprachigen Namen hatte“, und alles kurz und klein schlug; er beobachtete auch, wie „auf einem Platz [...] eine Rotte einem Menschen brüllend nach[jagte] und [...] ihn tot[schlug]“. ¹³⁶ Carl Zuckmayer war ebenso Augenzeuge von Straßensexzessen, als in Mainz Personen mit „ausländischer Physiognomie“ als „Spione“ und „Feindagenten“ beschimpft, durch die Straßen gehetzt oder mit Spazierstöcken oder Regenschirmen geschlagen wurden. Von massenhaft ausgeübter Lynchjustiz ist jedoch weder bei Graf noch bei Zuckmayer die Rede.¹³⁷ Es lag in Deutschland freilich nahe, die Klagen aus Antwerpen und Brüssel mit den Schreckensmeldungen vom September 1870 über die Vertreibung aller Deutschen aus Paris wegen Spionageverdachts zu parallelisieren, die man schon damals – unberechtigt¹³⁸ – als horrende Gräueltaten hingestellt hatte. „Nur wer den Terrorismus des Septembers 1870 in Paris mit eigenen Augen gesehen hat“, hatte es seinerzeit geheißen, „der begreift das französische Schreckensregiment von 1793“.¹³⁹ Die oben genannten deutschen Zeitungen vom August 1914 hatten ebenso verbreitet, dass man auf dem Schlachtfeld liegende hilflose deutsche Verwundete „wie zu Attilas Zeiten erwürgt“ habe, dass ihre Augen von belgischen Mädchen ausgestochen worden seien¹⁴⁰; Offizieren, die ein freundlich erscheinendes Quartier gefunden hätten, habe man im Schlaf heimtückisch die Kehlen durchgeschnitten.¹⁴¹ Aus solchen Zeitungen wird etwa auch Martin Buber (1878–1965) das am 16. Oktober 1914 brieflich an Frederik van Eeden (1860–1932) empört weitergegebene Gerücht bezogen haben, „belgische Frauen [hätten sich] damit vergnügt, verwundeten deutschen Soldaten die Augen auszustoßen und die von den Uniformen abgerissenen Knöpfe hineinzudrücken.“¹⁴² Was den Vorwurf des Franktireurwesens¹⁴³ betraf – der in Antwerpen stationierte Pfarrer Rudolf Schlunck berichtete Anfang Januar 1915 übrigens von nur einem einzigen Fall¹⁴⁴ –, hatte man auch noch den Aufruf Victor Hugos zum Widerstand, sein „*Aux Français*“ vom 17. September 1870, im Ohr. Theodor Fontane zitierte ihn im zweiten Band seines Werkes „Der Krieg gegen Frankreich“.¹⁴⁵ In den Briefen Bismarcks an seine Frau las man, dass er einen Priester, „der auf unsre Verwundeten geschossen haben sollte“, seinen Rock hatte ausziehen lassen; „u. wird er überführt“, fuhr Bismarck fort, „so kommt er in den Orden der *Cordeliers*, aber um den Hals.“¹⁴⁶ Das alles war noch aus Veteranenerzählungen und Büchern bekannt. An der Front rechnete man 1914 fest damit, dass es – auch in Belgien – „erneut“ zu solchem Franktireurkrieg kommen würde. Victor Hugo hatte 1870 alle Register seiner feurigen lateinischen Rhetorik gezogen:

„Die Straßen der Städte mögen die Feinde verschlingen; es öffne sich jedes Fenster in Wuth, es speie die Wohnung ihre Möbel und werfe das Dach seine Ziegel herab. [...] Es mögen die Gräber schreien, man höre hinter jeder Mauer das Volk und Gott, überall schlage das Feuer aus der Erde, es werde jedes Gesträuch zu einem feurigen Busche! Quälet den Feind

hier, zerschmettert ihn dort, fanget die Zufuhren ab, zerschneidet die Stränge, brechet die Brücken ab, versperrt die Straßen, unterminiert den Boden. Frankreich werde unter den Preußen zum Abgrund. [...] Führt den Krieg bei Tage und bei Nacht, auf den Bergen in den Ebenen, in den Wäldern. Erhebt Euch! Erhebt Euch! Keine Ruhe, keine Rast, kein Schlaf! Der Despotismus greift die Freiheit an, Deutschland bedroht Frankreich. Vor der düstern Gluth unseres Bodens schmelze diese kolossale Armee wie der Schnee. Kein Fuß breit unseres Landes entziehe sich seiner Pflicht. Organisiren wir die erschreckende Schlacht des Vaterlandes. O Franc tireurs, vorwärts, durchstreift das Dickicht, durchquert die Flüsse, nutzt den Schatten und die Dämmerung, durchschlängelt die Schluchten, schleicht Euch unbemerkt heran, kriecht, seid unauffällig, schießt, löscht die Invasion aus. Verteidigt Frankreich mit Heldenmuth, mit Verzweiflung, mit Liebe. Seid schrecklich, o Patrioten!¹⁴⁷

Ein der Autorengruppe „Thomas Grimm“ zugehöriger Journalist hatte mit seinem Artikel „*La Guerre des Rues*“ im *Le Petit Journal* vom 30. August 1870 sogar die Frauen von Paris zum Häuserkampf aufgerufen; auch das hatte man – zumindest als Veteran – bei Fontane gelesen oder konnte es nachschlagen und weitererzählen. Der betreffende Abschnitt begann mit dem Aufruf:

„Wir müssen Alles tödten, wir müssen morden, würgen, aus den Fenstern und Kellerlöchern schießen. Wenn wir keine Gewehre haben, nehmen wir Mistgabeln, Säbel und Piken; einerlei wie, es handelt sich nur darum, zu tödten“,

um dann mit einer drastischen Wortlautverschärfung des Aufrufs des Wohlfahrtsausschusses zur „*levée en masse*“ vom 23. August 1793¹⁴⁸ fortzufahren:

„Die Frauen werden das Charpiezupfen sein lassen und später nach den Verwundeten sehen: jetzt gilt es dem Feinde zuerst. Statt des Verbandzeuges werden sie Pflastersteine zur Hand nehmen. Die mögen sie auf die Eindringlinge niederschleudern. Auch die Weiber müssen Krieg führen, ihre Scheeren müssen zu Mordwerkzeugen dienen; statt der Kugeln mögen sie Vitriol und siedendes Oel auf die Feinde schütten.“¹⁴⁹

Die Erinnerungen an solche Aufrufe von 1870 waren auch in Frankreich selbst gepflegt worden.¹⁵⁰

Die unglaublichsten Gerüchte über die den Deutschen in Belgien zugefügten Gräueltaten wurden zudem der deutschen Öffentlichkeit gegenüber Anfang September durch eine Erklärung des Reichskanzlers Theobald von Bethmann-Hollweg (1856–1921) als Tatsachenberichte amtlich bestätigt. Dieser ließ den Vertretern der *United Press* und der *Associated Press* aus dem Großen Hauptquartier am 2. September 1914 eine offizielle Mitteilung zukommen, die dann auch in den deutschen Führungszeitschriften wie etwa der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* (NAZ) vom 7. September 1914 auf Seite 1 abgedruckt wurde und die wider jede Vernunft und Skepsis, die übrigens zunächst auch im Ausland allen Gräuelmeldungen gegenüber geteilt wurde¹⁵¹, den Eindruck erwecken musste, als habe sich das alles Punkt für Punkt wirklich ereignet:

„Man wird Ihnen [...] verschweigen, daß belgische Mädchen wehrlosen Verwundeten auf dem Schlachtfelde die Augen ausgestochen haben. Beamte belgischer Städte haben unsere Offiziere zum Essen geladen und über den Tisch hinüber erschossen. Gegen alles Völkerrecht wurde die ganze Zivilbevölkerung Belgiens aufgeboten, die sich im Rücken unserer Truppen nach anfänglich freundlichem Empfang mit versteckten Waffen und in grausamster Kampfesweise erhob. Belgische Frauen haben Soldaten, die sich, im Quartier aufgenommen, zur Ruhe niederlegten, die Häse durchgeschnitten. England wird auch nichts von den Dum=Dum=Geschossen erzählen, die von Engländern und Franzosen trotz aller Abkommen und der heuchlerisch verkündeten Humanität verwendet worden sind und die Sie hier in der Originalpackung einsehen können.“¹⁵² –

Nicht weniger alarmierend aber waren dann die Meldungen über *deutsche* Kriegsverbrechen aus der feindlichen *Alliierten-Presse* und auf Flugblättern, die man bei Kriegsgefangenen aus der Entente¹⁵³ fand. Wir betrachten nur die Nachrichten, die bis zur ersten Septemberwoche eintrafen und die Krummacher den Führungszeitungen des Auslands hat entnehmen können¹⁵⁴: Gleich am 1. August 1914 hatte eine belgische Zeitung den deutschen Einmarsch nach Luxemburg unter der Überschrift „*Honte à la barbarie*“¹⁵⁵ gemeldet, und *Le Matin* hatte am 4. August den Krieg als „Konflikt zwischen Zivilisation und Barbarei“ stilisiert.¹⁵⁶ Beim Vormarsch durch das neutrale Belgien sei es zu Massenerschießungen unter der Zivilbevölkerung, sowie zur vandalenhaften Zerstörung unersetzlicher Kulturdenkmäler¹⁵⁷ gekommen. Die Zeitungen *The Daily Telegraph* vom 7., 8. und 14. August, *Le Petit Parisien* vom 7. August, *Le Temps* vom 12., 16., 21. und 27. August sowie 1. September, *Le Matin* vom 13., 15., 17., 19. und 27. August, *Daily Mail* vom 17. August, *L'Indépendance Belge* vom 18. August 1914, *The Times* vom 28. August etc. berichteten unisono von deutschen Vergeltungsakten durch deutsche Ulanen. Zivilisten, die man des Franktireurwesens beschuldigte¹⁵⁸, seien kollektiv hingerichtet, Frauen, Kinder und Greise wahllos niedergeschossen, ihre Dörfer seien niedergebrannt worden. Auch Verwundete habe man brutal ermordet. Von aufgeschichteten Leichenbergen, die Wege und Straßen versperrten, war die Rede, von grauenvollen Torturen wie das über-den-Boden-Schleifen gefesselter Delinquenten durch die Dorfstraßen, von Vergewaltigungen, Verstümmelungen, insbesondere vom Abschlagen von Händen und Füßen bei belgischen Kindern¹⁵⁹, sowie von Brustamputationen bei stillenden Müttern. Berichtet wurde von Vierteilungen, vom Durchschneiden der Kehle, von Lebendbegraben von Gefangenen, die man zum Hohn mit ihren Köpfen zuerst wie Knollenpflanzen in Gruben versenkt habe, von kreuzigungsähnlichen Annagelungen an Haustüren, vom Aufspießen und Ins-Feuer-Werfen von Säuglingen, vom Schießen auf Ambulanzen.¹⁶⁰ Behauptet wurde ebenfalls, dass Deutsche Frauen und Kinder als lebende Schutzschilder vor ihren vorwärtsrückenden Truppen hergetrieben hätten¹⁶¹ und dass Dum-Dum-ähnliche Geschosse ebenso von den Deutschen, die sich über den Einsatz von „*les balles dum-dum*“ bei Franzosen und Engländern beschwert hatten¹⁶², verwendet worden seien. Auch hier – insbesondere in den Fällen solch' grauenerregender Verbrechen (wie gerade Kind- und Mütter-Verstümmelungen, Vergewaltigungen etc.) – konnte ein besonnener Leser (im Übrigen auch bei den Gegnern¹⁶³) zunächst nur vermuten, dass hier die Phantasie allzu oft die Grenze der Wahrheit überschritt.¹⁶⁴ Als aber ein paar Tage später gemeldet wurde, die Universitätsstadt Louvain sei durch die deutschen Truppen partiell eingeäschert worden (25.–30. August

1914), verschoben sich die Beurteilungsraster. Es sei nicht länger möglich, so brachten es *The Times* (29. August) und *Le Temps* (31. August) auf den Punkt, „to maintain an attitude of reserve toward the innumerable stories of German atrocities“. ¹⁶⁵ Joséphin Péladan (1858–1918) schrieb in *Le Figaro* vom 31. August 1914 unter der Überschrift „En plein Miracle“ über die Deutschen:

„Und wie nichtswürdig er ist, der Gegner! Das ist kein menschliches Geschöpf (*ce n'est pas un homme*), das ist ein Menschenfresser (*c'est un ogre*). Es verzehrt nicht die kleinen Kinder (*il ne mange pas les petits enfants*), es lässt sie erwürgen (*mais il ordonne de les tuer*). Es äschert nicht Rom ein, um sich in raffinierter Verkommenheit an dem Schauspiel zu weiden, es legt die Fackel an ärmliche Dörfer! Der kaiserliche Narr will das ganze All in Schrecken halten, sich brüsten vor der Welt, wie einst Alexander. Der Mazedonier nahm sich Dionysos zum Vorbild: der Preuße lauert wie der Drache auf sein Opfer. Sein Thron ersetzt ihm die Felsenhöhle. Den Franzosen und den Slawen will er zermalmen, beide zusammen, wie der chaldäische Isdubar in jedem Arm einen jungen Löwen erwürgte. Er hat ein knechtisch ergebenes, brutales Volk dressiert (*il a dressé un peuple brutal et servile au sang*), wie man Hunde abrichtet (*comme on dresse les chiens*). Diese Riesenmeute hetzt er jetzt auf uns los, und wir werden große Mühe haben, uns zu verteidigen. [...] Welch zivilisierter Geist, welche christliche Seele ist nicht in Gedanken und Gebeten mit diesem dreifachen Heer [Frankreichs, Englands, Russlands], welches wie einst Herkules, Theseus und Perseus alles daran setzt, die Erde zu säubern von dem grauenhaftesten Ungeheuer (*monstre le plus hideux*), welches sie je getragen, von dem unmenschlichen herzlosen Kaiser, für dessen asiatische Wildheit in Europa kein Platz ist.“ ¹⁶⁶

Erklärungen wie diese wurden in die Gazetten neutraler Mächte übernommen; ein Artikel betitelt mit „Boys with Hands cut off“ erschien am 2. September 1914 in der *New York Times*. ¹⁶⁷ Vor diesem Hintergrund, dass es – über die belegbaren Tatsachen brutaler Vergeltungsakte hinaus – offensichtlich keine Unterstellungen der Verruchtheit mehr gab, die man für unmöglich hielt, liest man nun die Aufzeichnungen Ellen Richters zur 20. und 21. Konfirmandenstunde mit anderen Augen. Vor allem die Verstümmelungsvorwürfe der Entente-Presse empörten nicht nur die deutsche Öffentlichkeit, sondern sie wurden auch schnell eines der gängigsten Themen der deutschen Kriegspredigten. Von Seiten der Kirche stufte man sie wie Gerhart Hauptmann schnell als „organisiertes Lügengewebe“ ein, als „Heuchelei“, „Bosheit“, „Verleumdung“, als „Verschreien der Deutschen in aller Welt als Barbaren“, das „alle Welt gegen uns aufhetzen möchte“. ¹⁶⁸ Man erinnerte sich daran, dass schon Fontane über Hasskampagnen gegen die deutschen Truppen im Siebziger Krieg berichtet hatte. ¹⁶⁹ Aus der in Deutschland hervorgerufenen allgemeinen Erregung erwuchs auch an der Kaiserin Augusta-Stiftung das schulische Bedürfnis zu reagieren. Im Februar 1915, noch auf dem Siedepunkt der Gräueltverwürfe, schrieb Ellen Richter nach Hause: „Wir haben gestern unseren Aufsatz ‚Warum sind wir den Franzosen Barbaren[?]‘ zurückbekommen. Ich habe eine 2.“ ¹⁷⁰ Sie wird aus dem Unterricht einiges von dem mitgenommen haben, was wir in einem späteren Abschnitt über die französischen Feindbilder von den Deutschen entfalten.

1) Zur Vorgeschichte des innereuropäischen Entwertungskampfes:
Die Instrumentalisierung traumatischer Menschheitserinnerung und
transnationaler Kulturgeschichte

a) *Vorgeschichte I: Traumatische Menschheitserinnerungen
als Suggestionen der Gräuelpropaganda*

Um den deutschen Umgang mit der Gräuelpropaganda nicht aus der Retrospektive heraus, mit der man die gelebte Wirklichkeit leicht verfehlt, sondern möglichst genau und umfassend aus der Innenansicht der Situation zu rekonstruieren, versetzen wir uns zunächst in Krummacher hinein! Ihm werden die mit dem völkerrechtswidrigen Einmarsch nach Belgien verbundenen Drangsale der Zivilbevölkerung, die Zerstörungen unersetzlicher Kulturwerte, die Schneisen der Verwüstung, worüber die Zeitungen berichteten¹⁷¹, deutlich gewesen sein. „Ihr zündet Rubens an. Löwen ist nichts mehr als ein Aschenhaufen“, hatte Romain Rolland an Gerhart Hauptmann am 29. August 1914 im *Journal de Genève* geschrieben, „Louvain mit seinen Schätzen der Kunst und Wissenschaft, die heilige Stadt!“ Rolland hatte gefragt: „Seid Ihr Enkel Goethes oder Attilas?“¹⁷² Dass aus einem besetzten Land Kriegsverbrechen gemeldet werden und dass sich in jedem Millionenheer – auch im deutschen – einzelne, zu Grausamkeiten und Kulturzerstörungen geneigte Unmenschen und Befehlshaber finden würden, das war auch Krummacher nicht zweifelhaft. Wie die Deutschen im August 1870 bei der Beschießung Straßburgs gehaust hatten, war jedem Deutschen, der Fontanes „Der Krieg gegen Frankreich“ gelesen hatte, wohlbekannt.¹⁷³ Die Wahrheitsfrage dürfte sich bei Krummacher nicht hier, sondern bezüglich der Berichte über ekelhafte, exorbitante Grausamkeiten gegen Frauen, Kinder, Alte, Wehrlose und Verwundete gestellt haben. Zwar gab später Stefan Zweig eine allgemeine Sentenz wieder, wenn er sagte „Das übelste Gerücht verwandelte sich sofort in Wahrheit, die absurdeste Verleumdung wurde geglaubt [...]. Die Märchen von den ausgestochenen Augen und abgeschnittenen Händen, die prompt in jedem Kriege am dritten oder vierten Tage einsetzen, füllten die Zeitungen.“¹⁷⁴ Dass bei Krieg und Umwälzung immer auch von den unerhörtesten Verbrechen, vom „Augenausbohren, Hände-, Ohren- und Nasenabhauen“ berichtet wird und sich die Bevölkerung „in eine Welt des Wahnes und Truges hineinlebt“, galt bei Historikern als eine auch für Europa immer wieder registrierte „Kulturerscheinung“¹⁷⁵, die vorderhand allerdings nicht auf bloßem Verleumdungswillen beruhte, sondern auf der propagandistischen Absicht, traumatische Fernwirkungen auszulösen. Wer Kleists „Hermannsschlacht“ in der Schule gelesen hatte, erinnerte sich an die dort dargestellte, genauso perfide inszenierte Gräuelpropaganda des Arminius.¹⁷⁶ Andererseits wusste ein Theologe wie Krummacher durch das Alte Testament auch von Schreckensnachrichten, an deren Wahrheitsgehalt man nicht zweifeln mochte. Die Philister stachen einst dem kriegsgefangenen Simson die Augen aus (Ri. 16, 21.28). Auch die Geschichte, dass feindliche Offiziere, die sich nach freundlicher Aufnahme zur Ruhe gelegt hatten, von Frauen ermordet worden waren, wie man aus Belgien berichtete, las man in der Bibel. Jael tötete den feindlichen Feldherren Sisera im Schlaf mit einem in die Schläfe getriebenen Pflock (Ri. 4, 18 ff; 5, 24 ff). Entsetzliche Massaker, die das Blut gefrieren ließen, lastete die Bibel auch den Richtern und Königen Israels an,

darunter sogar dem König David.¹⁷⁷ Die schlimmsten Dinge aber hatte man durch die unlängst im 19. Jahrhundert entzifferten Propaganda-Inschriften auf den Palastwänden und Siegesstelen Mesopotamiens erfahren. Wir wissen, dass sich Krummacher aufgrund religionsgeschichtlicher Fragestellungen für die Keilschrift Dokumente des Alten Orients interessierte.¹⁷⁸ Assurnasirpal II. (reg. 883–859 v. Chr.), den Eduard Meyer (1855–1930) als den „grausigsten assyrischen Herrscher und wohl die fürchterlichste Gestalt, von der die Weltgeschichte überhaupt Kunde bewahrt“, bezeichnete¹⁷⁹, hatte unbotmäßigen Fürstentümern und Städten auf seinen in allen Reichsteilen aufgestellten Siegesinschriften mit drakonischen Strafmaßnahmen, darunter systematischen Gesichtsverstümmelungen, gedroht. Er schürte die Gräuelpropaganda damit, dass er von sich verbreiten ließ (was er im exemplarischen Fall auch exerziert haben mochte),

„that he cut out tongues, gouged out eyes, cut off hands, arms, noses, ears and other extremities and had a special predilection for adolescent girls and boys, whom he burned alive.“¹⁸⁰

Feindpropaganda, die dagegen ein glaubwürdiges Maß einhielt, kannte man von der Schullektüre her allerdings genauso, etwa aus der bei Tacitus (Agricola, 30–31) tradierten Rede des Calgacus, eines kaledonischen Heerführers (1. Jh. v. Chr.), gegen die Römer: „Wegschaffen, Niedermetzeln und Rauben nennen sie mit falscher Bezeichnung Herrschaft, und wo sie Einöden schaffen, sprechen sie von Frieden.“¹⁸¹ Doch wie war es mit einer Feindpropaganda, die Wahres mit kaum glaublichen Gräueltaten mischte, die den Kriegsgegner als äußerst grausamen Unmenschen verunglimpfte, so wie in der von Livius überlieferten Rede des Terentius in den Punischen Kriegen, die man im Lateinunterricht vielleicht in den Ehlermann'schen Schulausgaben gelesen hatte?¹⁸² Diese bei Livius, *Ab urbe condita* (Kap. XXIII, 5), zitierte Rede des Konsuls C. Terentius Varro vor den Gesandten aus Capua war ein solches Beispiel antiker Gräuelpropaganda, die Wahres mit Falschem mischte. Die „von den äußersten Enden der Erde (*ab ultimis terrarum oris*) herangeschleppten“ Soldaten Hannibals würden „weder menschliches Recht noch Lebensformen“ kennen, geschweige denn „eine menschliche Sprache sprechen“ (*expertem omnis juris et conditionis et linguae prope humanae*); „nach Wesen und Sitte seien sie Wilde und Unholde“ (*natura et moribus inmitem ferumque*); Hannibal habe sie erst recht dadurch „zu Bestien gemacht“ (*efferavit*), dass er sie gelehrt habe, sich bei Eroberungsmaßnahmen nicht zu scheuen, aus „Menschenleichen Brücken und Dämme zu bauen“ und „sich (was man nur mit Widerwillen über die Lippen bringen kann) von Menschenfleisch zu ernähren“ (*pontibus ac molibus ex humanorum corporum strue faciendis, et (quod proloqui etiam piget) vesci humanis corporibus docendo*).¹⁸³ Nach antikarthagischen Quellen wurde auch Hannibal selbst als äußerst grausam geschildert: so soll er aus seinem „von früh an tiefeingewurzelten Römerhass“ heraus (δια το προυπαρχον αυτω μισος εμφυτον προς Ρωμαιους) heraus ekelhafte Gräueltaten angeordnet haben.¹⁸⁴ Aber auch von der Geschichte Capuas war gewiss bei Krummacher (wie bei jedem Gymnasiasten) einiges hängen geblieben; man erinnerte sich, dass auch den Römern Bestialitäten nachgesagt worden waren. Sie hatten 711 v. Chr. 70 numidische Boten und Scheinüberläufer zuerst „mit Ruten gepeitscht“ und danach „mit abgehackten Händen nach Capua zurückgetrieben“.¹⁸⁵

Man wusste also einerseits, dass schon die antiken Schriftsteller wie Polybios die journalistische Praxis der Verhetzung kritisiert hatten, „unbedeutende Dinge groß aufzubauschen“ (τα μικρα μεγαλα ποειν) und „mit vielen Worten phantastisch auszuschmücken“ (πολυν τινα πεποινηται λογον και πολλην διατεθεινται τερατειαν).¹⁸⁶ Andererseits war man sich darüber im Klaren, dass ebenso im kulturstolzen Europa derartige Gräueltaten vorgekommen waren. Die Kunstinteressierten und Italienfahrer erfuhren aus Jacob Burckhardts Buch von 1860 „Die Kultur der Renaissance in Italien“, im Abschnitt über den „Krieg als Kunstwerk“, von abscheulichen Verstümmelungen.¹⁸⁷ In Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“ hatte man gelesen, dass sich in Magdeburg u. a. „Kroaten“ damit „vergnügt [hätten], Kinder in die Flammen zu werfen“, „Pappenheims Wallonen“ damit, „Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen.“¹⁸⁸ Freunde der russischen Literatur werden sich an ein Kapitel aus Fjodor Michailowitsch Dostojewskis (1821–1881) „Brüder Karamasow“ erinnert haben; dort konnte man nachlesen, was für „lustige Streiche“ osmanische Krieger bei ihrem Einfall nach Bulgarien gegen Kinder verübt hatten.¹⁸⁹ 1848 hatten sich ähnliche Gräueltaten im Oktoberaufstand sogar in einer Zivilisationshochburg wie in Wien ereignet. Nach dem sog. „Zimmermann-Bericht“ waren dabei u. a. Schwangere aufgeschlitzt worden.¹⁹⁰ Noch ein Jahrzehnt vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatten die in Südwestrussland endemischen Judenpogrome von 1903–1906 internationale Abscheu erregt.¹⁹¹ Mit beklemmender Präzision hatte der jüdische Schriftsteller Chayyim Nachman Byaliq (1873–1934) die Vorgänge in Kishinew beschrieben; in seinen jiddischen und hebräischen Augenzeugenschaftsgedichten „Auf der Schlachtbank“ (*‘al-haš-šēhīṭāh*, 1903) und „In der Stadt des Würgens“ (*bē-‘ir ha-h^arēgāh*, „In shkhite-shtot“, 1904), hieß es:

„Wie man Frauenleiber zerriß und mit Federn sie füllte [...] /
Wie man den Säugling fand an der Brust der erstochenen Mutter /
Und das Kind zerriß, wie eben es ‚Mutter‘ noch stammelt.“¹⁹²

„*Rache far Kischinew!*“, lautete daher 1915 der Schlachtruf jüdischer Soldaten Österreich-Ungarns an der galizischen Ostfront.¹⁹³ (Das eindeutig bezeugte „Zerreißen von Kindern“ durch die SS beschäftigte später die 27. Gerichtssitzung des Eichmann Prozesses am 28. April 1961.¹⁹⁴) Da über die nur wenige Jahre zurückliegenden Pogrome in Russland gut recherchierte Berichte (nicht nur aus jüdischen Quellen) existierten, kamen daher diese Zeugnisse von der Ostfront über ausgesuchte Grausamkeiten der Russen nicht mehr als pure Erfindung daher; und so erinnerte sich manch’ ehemaliger Gymnasiast, dass über derlei Gewaltexzesse aufgeputschter Volksmassen auch schon die antiken Geschichtsschreiber wie Titus Livius verlässlich berichtet hatten.¹⁹⁵ So drehte man sich im Kreis. Es erschien daher auch nicht ratsam, die nach assyrischer Grausamkeit klingenden Gräuelberichte gleich im Vorhinein als propagandistischen Gemeinplatz abzutun. Wer im annektierten Elsass-Lothringen lebte und mit französischen Schulbüchern in Berührung kam, wurde darüber belehrt, dass die Bayern 1870 in Bazeilles 360 Häuser niedergebrannt und ungefähr einhundert Bewohner erschossen hätten, darunter einen Greis von 86 Jahren. Dazu existierte ein Holzschnitt, auf dem man sah, wie in Bazeilles ein bayrischer Soldat im Beisein seines vorgesetzten Offiziers ein Kind in einen Brunnen wirft, während ein anderer schon die jammernde Mutter an den Brunnen heranzerrt.¹⁹⁶ –

Angesichts dieser Unsicherheitslage, was nun Gräuelmärchen war oder Tatsache, kristallisierte sich als entscheidende Frage für jeden Tieferblickenden – und so kann es auch bei Krummacher gewesen sein – die folgende heraus: War dieser Krieg ausgebrochen und musste er deswegen bis zum bitteren Ende geführt werden, weil auf der anderen Seite der Front wirkliche Barbaren standen? Oder war es nicht vielmehr so, dass zur Erlangung machtpolitischer Ziele kriegsbesessener Eliten die Bevölkerung zur Kriegsästhetisierung mit Verteufelungen des Gegners planmäßig hinter Licht geführt wurde? Inwieweit diente hier der Hass als bewusst eingesetztes Vehikel der Kriegsästhetisierung? Unbedingte Wahrhaftigkeit – auch gegenüber den eigenen Verbrechen im Krieg – war also auf allen Seiten geboten. „Die erste Voraussetzung für einen Christen ist es, daß er stets die Wahrheit sucht.“ Krummacher stand hier zu seiner theologischen Verantwortung, indem er die Christusworte der Wahrheit zitierte. Trafen die Vorwürfe zu, so war das einzugestehen – der im Stundenprotokoll Ellen Richters eingeschobene Passus über die Beichte fände hier seinen Platz – und der Wiederholungsfall zu unterbinden. Trafen sie nicht zu, so war die Dämonisierung des Gegners zu unterlassen. Friedrich Wilhelm Foerster sammelte und dokumentierte zuverlässig verbürgte Zeugnisse über die gute Behandlung deutscher Gefangenen von französischer, russischer und englischer Seite.¹⁹⁷

Nicht von ungefähr wandte sich Krummacher auch gegen die Notlüge. Auf allen Seiten galt es, den Krieg zu rechtfertigen, und dazu musste die Angst vor dem grausamen „Hunnetum“ des Gegners bis zur Panik angefacht werden. Das diente außerdem dazu, den moralischen Kampfgeist an der Front wie in der Heimat anzuheben, denn auch in der Selbstvergewisserung ethischer Höherwertigkeit und der Stigmatisierung des Gegners als kulturlosem Ungeheuer war die Bevölkerung dazu zu bewegen, an der Front wie in der Heimat das Letzte an Opfern zu bringen und immer wieder neue Kriegsanleihen zu zeichnen. Nur wenn man derartig suggestiv an die fernwirkenden Menschheitstraumata, Verteidigungs- und Hassinstinkte appellierte, gelang es, die eigene Bevölkerung auf den Krieg einzuschwören und auch neutrale Mächte auf die eigene Seite zu ziehen.¹⁹⁸

Wir bezeichnen dieses Stadium hier als das erste des innereuropäischen Entwertungskampfes. Wie im folgenden Abschnitt zu zeigen sein wird, hielt sich die Propaganda an Napoleons Kalkül, „daß die moralische Stärke drei Viertel und die physische nur ein Viertel zum [militärischen] Erfolge beitrage.“¹⁹⁹ Hier also war der Ort der „Notlüge“, von welcher Krummacher sprach; sie war es, die die Büchse der Pandora der bloßen „Fantasie“ öffnete, die des „Afterredens“, des „bösen Leumund-Machens“, der Ehrabschneidung. Zehn Jahre nach dem Weltkrieg erschien das Buch Lord Arthur Ponsonbys (1871–1946) „*Falsehood in War-Time*“ (Erstauflage im Mai 1928), das genau diese Art propagandistischen Notlögens dokumentierte.²⁰⁰

Überdies spielte der Gräuelpopaganda das *fascinosum* des Grauens in die Hände. Wie jeder Theologe hatte vermutlich auch Krummacher Augustins *Confessiones* gelesen und war dort auf das Geständnis des Kirchenvaters in Buch X, im Kapitel 35 gestoßen, sich am Anblick eines zerfleischten Leichnams ergötzt zu haben („*Quid enim voluptatis habet videre in laniato cadauere quod exhorreas?*“), ja, er habe diese *voluptas* als „eitle und vorwitzige Gier der Seele“ („*inest animae [...] uana et curiosa cupiditas*“), diese „krankhafte Sucht“ („*morbus cupiditatis*“) aus seinem Herzen verscheuchen müssen.²⁰¹ Auch das kam also noch als propagandistisches Hilfsmittel der Mobilisation hinzu: diese

nicht selten pornographisch, sado-masochistisch aufgeblähte „*cupiditas*“ phantasievollen Gruselns²⁰², die dazu verleitete, die sonst gewahrte Kritikfähigkeit gegenüber spektakulären Sensationsdurchsagen hintanzustellen und sich sogar wider besseres Wissen von Horrorgeschichten ködern zu lassen.²⁰³ Thomas Mann unterstellte 1918 mit Hinweis auf die Kriegsnovellen Maupassants solche Tendenz bevorzugt den Franzosen.²⁰⁴ Nur das unbedingte Festhalten an der Wahrheit also, das „Leben aus der Wahrheit Christi“ (Joh. 14, 16; 18, 37; Luk. 16, 10 – Verse, die Krummacher nicht zufällig zitierte), war imstande, den im Krieg vorsätzlich geschürten Hass als Vehikel der Kriegsästhetisierung zu entlarven: also die schon von Polybios²⁰⁵ angeprangerte Taktik eines machtpolitisch motivierten Sprachverbrechens, mit der man die schlimmsten Anschuldigungen als Giftdosis zur stärksten Erbitterung unter die belegbaren Fakten begangener Kriegsverbrechen streute.

Und in der Tat ließ sich ein solcher Verdacht der Manipulation mitunter leicht erhärten.²⁰⁶ Wenn sich Krummacher bei seiner allwöchentlichen Lazarettseelsorge²⁰⁷ umgehört haben mochte, was er gewiss tat, konnte er die Unhaltbarkeit vieler Gräuelnachrichten feststellen. Ein so unbestechlicher Amtskollege und Augenzeuge wie Rudolf Schlunk, der als Feldprediger 1914 in Antwerpen eingesetzt war, bezeichnete die „Schauer-geschichten“ als „wie überall erfunden“.²⁰⁸ Besonnenheit, unbedingte Wahrhaftigkeit und kritisches Nachfragen richteten schon 1914 einiges, allerdings zu wenig aus. Der Insterburger Superintendent Kuhn erkannte ohne Weiteres an, dass die russische Besetzung seines Kirchenkreises – ganz entgegen anderslautender Gerüchte, die von Vergewaltigungen, aufgespießten Säuglingen, abgetrennten Händen bei Kindern und Greisen sprachen²⁰⁹ – weitgehend ohne Kriegsgräueltaten vor sich gegangen war.²¹⁰ Wilhelm Muehlon trug am 5. Oktober 1914 in sein Tagebuch ein, dass die Nachforschungen einer deutschen Kommission („mit dem Minister des Inneren, dem Oberpräsidenten etc. an der Spitze“) hinsichtlich gemeldeter russischer Gräueltaten ohne Befund geblieben seien; man habe im Gegenteil festgestellt, dass sich die Bevölkerung, Lokalbehörden und Bürgermeister häufig sehr lobend und dankbar über das Verhalten der Russen geäußert hätten.²¹¹ Alexander Solschenizyn lässt in seinem penibel faktenorientierten Roman „August 1914“ nicht erkennen, dass russische Soldaten, insbesondere Kosaken, unter der ostpreußischen Bevölkerung gewütet hätten.²¹² Karl Benno von Mechow erzählte in seinem Roman „Das Abenteuer“, dass ein Unteroffizier beim Lagerfeuer behauptet habe: „dem Schorse Hangstein von der Dritten haben die Kosaken die Augen ausgestochen.“ Die Zuhörer hätten mit dem bloßen: „Ja, ja, – so und so!“ abgewunken.²¹³ Offenbar wusste man zuweilen, dass gerade der konkret genannte Fall nicht zutraf. Genauso quittierte man die noch aus den Freiheitskriegen bekannten Ulanenfabeln²¹⁴ wie diese eines Kavalleristen, der damit prahlte, dass der Feind ihm die in der Hand gehaltene Lanze zerschossen habe, als Unsinn.²¹⁵ „Die großen Mäuler logen wie immer. Alles war Schwindel“, urteilte von Mechow über diejenigen, die mit aus der Literatur oder dem Hörensagen herausgeklauten Helden- und Gräuelmärchen prunkten.²¹⁶ „Daß manche Gräuelerzählungen sich schließlich als übertrieben herausstellen, ist wohl etwas Selbstverständliches“, notierte Carl Emil Werner in Freiburg am 29. August 1914 in seinem Tagebuch.²¹⁷ Gelogen wurde vielfach auch in den Briefen an die Heimat:

„Landwehr-Maiers Brief war eine einzige Lüge, war ein Bericht von Blutvergießen und Heldenmut, von vielfacher Tücke und einsamer Lauterkeit, – war ein Gesang von dem *einen*

Gerechten und den 9mal 99 Ungerechten, von dem einzig wackeren Landwehr-Maier, der als weißes Schäflein im schwarzen Weltbild leuchtete. ‚Ich täte mich schämen, so was an meine Frau zu schreiben‘, sagte Osterloh und spuckte aus.“²¹⁸

b) Vorgeschichte (II) und erstes Stadium des „Entwertungskampfes“:

Die Scheinwahrheiten traditioneller Feindbilder aus der „transnationalen“ Kulturgeschichte – Pauschalisierung und feindseliger Eklektizismus als Sprachverbrechen

Wir kommen damit zum *ersten Stadium* des Entwertungskampfes, in welchem es darum ging, die eigene Bevölkerung zu mobilisieren und die (noch) neutralen Nationen auf die eigene Seite zu ziehen. Dazu galt es, die angeblich stupende Veranlagung des jeweiligen Feindes zu Grausamkeit und die Kulturlosigkeit publik zu machen. Neben dem Hervorrufen traumatischer Menschheitserinnerungen trat so als zweiter Faktor der Gräuelpropaganda hinzu, was John Horne und Alan Kramer als den Appell an die wechselseitigen Erfahrungen aus der „transnationalen Kulturgeschichte“ (*transnational cultural history*) bezeichnet und in die Diskussion der Gräuelpropaganda eingebracht haben.²¹⁹

Umfangreiche, in Deutschland landauf landab bekannte, in ihrer z. T. sympathisierenden, z. T. polemischen Tendenz stark unterschiedliche Werke zur „transnationalen Kulturgeschichte“, „ethnographische Studien“ über das Verhältnis der Deutschen zu den anderen Völkern und Kulturen Europas verfassten im 19. Jahrhundert z. B. Madame de Staël (1766–1817), Victor Hugo (1802–1885), Paul Comte de Saint-Victor (1827–1881) und Bogumil Goltz (1801–1870).²²⁰ Was man dann *im Krieg* unter der Wechselwirkung der europäischen Nationalkulturen verstanden haben könnte, verhiess wenig Gutes: hierbei konnte in völlig verfehelter Weise nur der Krieg als gemeinsame europäische Aktion, als eine Art „negativen Gemeinschaftskapitals“²²¹ herauskommen: die jahrhundertelange gegenseitige Verflechtung der nationalstaatlichen Kulturentwicklungen im gemeinsamen Hass und Krieg, und schließlich als modernste kriegstechnische Entwicklung: der allen gemeinsame Front-Usus maschineller Zerfleischung und Vergasung menschlicher Körper. Das zeigte vor allem die Kriegsliteratur, die sich mit den Erfahrungen aus der „transnationalen Kulturgeschichte“ wie etwa das Tendenzgedicht „Die Flucht der Glocken aus Reims“ von Josef Werner Winckler (1881–1966) befasste. Dieses Machwerk führt vor, wie nur ein paar Einzelphasen aus der gemeinsamen Kulturgeschichte zu einem eklektizistischen Gesamtbild zusammengefügt werden, um eine lückenlose Negativ-Folie zu suggerieren, die alles Positive, was sonst an verbindender Kulturerrungenschaft da war, zerriss. Dieses Gedicht muss unmittelbar nach dem 19. September 1914 entstanden sein, dem Tag also, an welchem die Krönungskirche der französischen Könige durch deutschen Artilleriebeschuss in Flammen aufgegangen war.²²² ‚Ein verdientes Schicksal!‘ scheint da das Gedicht Winklers zu rufen, denn um Mitternacht summt „eine alte, graue Glocke“ der Kathedrale zu Reims „zeitentief“ folgende Verse, bevor sie ihre „Schwestern“ dazu auffordert, nun als Glockengeister über den Rhein bis nach Regensburg, Ulm oder ins „heilige Köln“ auszuwandern:

„Ja, wie oft ich zu Gebet, zu Andacht rief,
Sie kamen nicht, dies zuchtlos-entgöttlichte Geschlecht,

Die Königs-Schlächter, Tänzer um Guillotinen,
 Verwüster der Pfalz – mit Schimpf und Schmach
 Verfluchen euch die tausend Brandruinen
 Vom Kloster Hirsau bis zu Heisterbach!
 Wer stahl der Markuskirche eherner Pferde,
 Plünderte Säulen aus dem Aachener Chor,
 Gemälde, Fahnen, Statuen von der halben Erde,
 Aus Rom, Madrid, vom Brandenburger Tor?²²³

In diesen wenigen Zeilen – in den „Ehlermann’schen Schulausgaben“ Nr. 115 abgedruckt – wird dem Leser ein Summarium von Franzosentum präsentiert, das nur aus Gottlosigkeit, Königsmord, Terror, Eroberungsgier, Zerstörungswut und Kunsträuberei besteht, und damit ein klaffender Abgrund zwischen Deutschland und dem „Reich der Lilien“ aufgerissen, der in dieser vorgespiegelten Weise gar nicht existierte. Man muss nicht lange nach weiteren mit stärksten Ausdrücken versehenen Textbelegen suchen. Schon zur Zeit der Freiheitskriege wurde das Franzosenblut, „mit dem man die [eigenen] Schwerter röten will“, in verschiedenen Gedichten, die man zur wilhelminischen Zeit ebenfalls in der Schule durchnahm, „Henkerblut“ genannt.²²⁴ Der Lehrplan für die Elementarschulen („Volksschulen“) ab 1871 sah für die 7. Klasse den Siebziger Krieg vor; in der 8. Klasse wurden die „französischen Raubkriege“ nachgeholt.²²⁵ Wer den „Fontane“ zum Siebziger Krieg studiert hatte, erinnerte sich, dass Bismarck bei den Kapitulationsverhandlungen in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870 in Donchery dem General Emanuel Félix de Wimpffen (1811–1884) gegenüber geltend gemacht hatte, dass Frankreich „ein über die Maßen eifersüchtiges, reizbares und hochmüthiges Volk [sei, das] seit zwei Jahrhunderten [...] dreißig Mal Deutschland den Krieg erklärt“ habe.²²⁶ So auch der immer wieder nachgedruckte Brief Thomas Carlyles an die *Times* vom 11. November 1870.²²⁷ Zur Bestätigung dessen las man bei Oscar Jäger in der Lektüre für höhere Klassen, dass am 6. August 1866 Graf Benedetti im Auftrag Napoleons III. Bismarck gegenüber mit sofortiger Kriegserklärung gedroht hatte, falls nicht die bayerische Pfalz, Rheinhessen mit Mainz an Frankreich abgetreten werde.²²⁸

Solche – historisch durchaus wahren – Einzelheiten, die sich jedoch nicht an Völkern und Kulturen, sondern an einzelnen „Machthabern“ oder an singulären Phasen extremer Fanatisierung festmachten, wurden hier unter der Hand zu allein gültigen „Summarien des Welschtums“ und durchzogen als solche wie ein roter Faden die Schulliteratur und sonstige Lektüre, beginnend bei den Freiheitsdichtern und Schriftstellern wie Carl von Clausewitz²²⁹ bis hin zum Ersten Weltkrieg.²³⁰ Kein Wunder also, dass im Gegenzug, in Gegenwendung zur Gräuelpropaganda der Entente auch Thomas Mann in die Falle des Eklektizismus tappte, die Franzosen pauschal als ein „viel kriegerischeres Volk“ als die Deutschen bezeichnete und einem Romain Rolland die französischen Propaganda-Pauschalitäten erbittert vorrechnete.²³¹ Krummacher konnte – wir versetzen uns auch hier wieder in ihn hinein – also nicht ohne Berechtigung vermuten, dass diese unsinnige und irrsinnige Zurückstufung der jeweils anderen Kulturnation auf die Zivilisationslosigkeit mit einer völligen Vereinseitigung der europäischen Geschichte zu tun hatte, die jetzt im Krieg den schlafenden Minotaurus der legendären „Erbfeindschaft“ zwi-

schen allen Deutschen und Franzosen aufstachelte: auf der französischen Seite mit dem Streit um die Rheingrenze²³², mit der in Frankreich von staatswegen gepflegten „Gloire“ des napoleonischen Kriegsruhms²³³ und dem von Chauvinisten ab 1910/1911 genährten Revanchegedanken.²³⁴ Selbst der von einer für Europa unabdingbar wichtigen deutsch-französischen Kulturgemeinschaft überzeugte Victor Hugo²³⁵ hatte – auch das war im Gedächtnis haften geblieben – in Bordeaux am 1. März 1871, als die deutschen Truppen in Paris einrückten, vor der neuen französischen *Assemblée Nationale* dem siegreichen Deutschland den Volkskrieg angekündigt:

„Von morgen an [...] wird Frankreich nur noch einen Gedanken haben: sich zu sammeln, zur Ruhe zu kommen im Albtraum der Verzweiflung; seine Kräfte wiederzufinden, seine Kinder großzuziehen, die Kleinen, die nach uns kommen werden, mit heiligem Zorn zu nähren; Kanonenrohre zu schmieden und Bürger zu formen, eine Armee zu bilden, die aus dem ganzen Volk besteht; die Wissenschaft zur Unterstützung des Krieges anzurufen; den preußischen Vormarsch zu studieren, so wie Rom den punischen studiert hat; sich zu festigen, sich stärker zu machen, sich zu erneuern, wieder das große Frankreich zu werden, das Frankreich von [17]92, das Frankreich der Idee und des Degens. [...] Man wird Frankreich sich wieder erheben sehen, man wird sehen, wie es Lothringen und das Elsass wieder in Besitz nimmt.“²³⁶

Manche deutsche Lesebuchredaktoren hetzten die einseitigen Ressentiments damit auf, dass sie in der Auswahl ihrer Stoffe bis auf die Römer Drusus (38–9 v. Chr.) und Varus (46 v. Chr.–9 n. Chr.) zurückgingen.²³⁷ Andere stocherten herum in den von der deutschen Geschichtsschreibung verbreiteten vulgären Zerrbildern von „fieberhaft erregten gallischen Barbaren“.²³⁸ Es fehlte auch nicht an seriösen historischen Forschungen: Johannes Janssen (1829–1891) hatte 1883 in zweiter Auflage seine Broschüre „Frankreichs Rheingelüste und deutsch-feindliche Politik in früheren Jahrhunderten“ erscheinen lassen, in der er – mit dem Recht des Historikers, seine Leser mit einer objektiv gegebenen Fülle von Geschichtsdaten und Zitaten aus diplomatischen Schriftstücken zu konfrontieren – die These verfocht, dass die französische Kabinettpolitik „schon vor mehr als neunhundert Jahren [ihre] Blicke auf die Eroberung der westlichen Rheinlande gerichtet“ und sich zur Befriedigung ihrer Annexionsansprüche immer wieder in die konfessionellen Parteihaider Deutschlands eingemischt habe, so dass infolgedessen Frankreich „bereits im elften Jahrhundert bei uns [= den Deutschen] als Erbfeind des deutschen Reiches betrachtet“ worden sei.²³⁹

Aber genauso geschah es auf französischer Seite; auch hier datierten einzelne Autoren die Anfänge der Negativ-Erfahrungen mit allem Deutschen eklektizistisch auf die Römerzeit zurück.²⁴⁰ Die Gewalttaten, die dem Elsass „*d'outre-Rhin*“ her widerfuhren, ließ der populäre Maler und Kinderbuchautor Jean-Jacques Waltz (1873–1951), alias „L'Oncle Hansi“, ebenso schon in vorchristlicher Zeit, bei Ariovist, dem Heerkönig der Sueben (gest. um 54 v. Chr.) beginnen.²⁴¹ „Onkel Hansi“ erzählte in seinem Buch „*L'Histoire d'Alsace – racontée aux Petits Enfants d'Alsace et de France*“ (1912, 102 Seiten, Großoktav), dass bereits in der Römerzeit die Eroberungszüge der Germanen in Richtung des Elsass stattgefunden hätten. Waltz vermittelte ein Geschichtsbild schon jahrtausendewährender

Brandschatzungen und Raubzüge von jenseits des Rheins. Seit *milliers d'années*, beteuerte Waltz, seien es immer wieder diese „barbarischen Banden“ (*bandes barbares*), „Horden“ (*hordes barbares*) und „wilden Meuten“ (*meutes féroces*) der Badenser, der Bayern, Schwaben, Preußen und Sachsen gewesen, die das nach Frankreich strebende Elsass²⁴² „niedergebrannt und geplündert“ hätten²⁴³:

„Diese beständigen Einfälle wiederholten sie [die Deutschen nun] Tausende (*milliers*) von Jahren hindurch. Und wenn ihr heute euch mit elsässischen Bauern, mit Leuten aus dem Volke unterhaltet, die Vertrauen genug in euch setzen, um ihre Gedanken mitzuteilen, so werdet ihr bemerken, daß alle, alle einen instinktiven und wilden Haß (*une haine instinctive, farouche*) gegen den Badener und gegen alles haben, was von der rechten Rheinseite kommt. [...] Alles, was im Laufe der Zeiten an Unglück, Elend und Häßlichem ins Elsaß kam, das kam von der rechten Rheinseite. Nach den Alemannen die Vandalen, nach den Vandalen die Hunnen und so fort bis auf unsere Tage.“²⁴⁴

Im Weltkrieg wurde diese These dann von vielen französischen Intellektuellen – wie beispielsweise von Maurice Donnay, Mitglied der Académie Française, in *Le Figaro* vom 10. April 1915²⁴⁵ – übernommen, auch wenn sie in historiographischer Hinsicht völlig unhaltbar war. Die barbarischen Invasionen der „Deutschen“ – *die* Deutschen, gegen die sich Waltz wendete, gab es damals noch nicht – hätten, so Waltz, nach Caesars *De bello Gallico* (I, 51, 2) mit den 15.000 *Harudes*, *Marcomanos*, *Tribocos*, *Vangiones*, *Nemetes*, *Sedusios* [Eudusios] und *Suebos*²⁴⁶ eingesetzt und 1870/1871 mit dem deutsch-französischen Krieg, der Annexion und der Germanisierung Elsass-Lothringens ihren Höhepunkt erreicht. Um dieses Geschichtsbild seinen „*petits enfants*“ (9–11 Jahre) plausibel zu machen, erklärte Waltz die bei Caesar erwähnten altgermanischen Stämme zu Zeitgenossen: zu „Alemannen (*Alamans*, die heutigen Badenser, *Badois*), zu Bayern (*Boïens* = *Bavarois*), zu Schwaben (*Souabes*), zu Preußen (*Borusses*) und zu Sachsen (*Saxons*), die er dann alle in einen Topf warf mit Vandalen und Hunnen.“²⁴⁷ Mit solch' kühner Geschichtsklitterung ließ Waltz in den Köpfen seiner jungen Zuhörer ein – außerdem mit bissigen Karikaturen alles Deutschen optisch verstärktes – Geschichtsbild entstehen, aus dem heraus sich leicht ein Feindbild zurechtzimmern ließ, das alles Üble, Grausame, Alberne und Missgestaltete auf die Nachbarn jenseits des Rheins als Nachkommen der germanischen Vandalen und „Hunnen“ ablud. Selbst das Storchenvolk (*peuple des cigognes*) fliege, so erzählte Waltz seinen „*Petits*“ ad-hoc-Mythen aufdrängend, alljährlich im Frühling über den Rhein herbei, um den Kindern Frankreichs zu sagen: „Nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Brauchbares kommt von der anderen Seite des Rheins“ (*Rien de beau, de bon, ni d'utile qui ne vous vienne d'outre-Rhin*).²⁴⁸

Wenn man also damals an der deutschen wie französischen Lesestoff- und Geschichtsbuchtradition entlang ging, in Schulbüchern und in alten Zeitungen nur lange genug nach Beweisen stöberte, um den Gegner in Bausch und Bogen zum Ungeheuer abstempeln zu können, wurde man überall fündig und musste den Deutschen wie den Franzosen in gleicher Weise alles Böse zutrauen.²⁴⁹ Man hatte dann schließlich voneinander so viel an Grausamkeiten der Unkultur gehört, in der Schule gelernt, in einschlägigen Kolportage- und Schundheften aufgeschnappt, dass man das Allerschlimmste für möglich halten musste.

§ 1 – Die Deutschen und ihre propagierten Feindbilder:

Die Franzosen als „Pfalz-Verwüster“, „Königsschlächter“, „Tänzer um Guillotinen“,
„zuchtlos-entgöttlichtes Geschlecht“

Bereits in den ersten Kriegswochen war für Krummacher vorauszusehen, was dann auch tatsächlich im *ersten Stadium* der Gräuelpropaganda geschah, dass man sich zur „tat-orientierten Ästhetisierung“ des Krieges gegenseitig mit dem Vorwurf der Barbarei und der Darstellung der eigenen zivilisatorischen Überlegenheit übertrumpfte. Die Spirale des Hasses geriet außer Kontrolle und machte, was an Riss und Wunde, Dschungel und Tod in Europa geschehen war, unüberbrückbar. Am 13. Oktober 1914 schrieb der französische Dramatiker und Lyriker Jean Richepin (1849–1926), Mitglied der Académie Française, in seinem Artikel „Der Hass“ (*La Haine*) im *Le Petit Journal*: „Wir [Franzosen] gehören einer zu alten und zu edlen Kultur an,

um jemals die wilden Tiere zu werden, die *sie* [= die Deutschen] sind; haben sie sich doch bis in jene vorgeschichtlichen Zeiten hinein zurückentwickelt, wo sich der künftige Mensch, der sich damals noch im Calibanzustande²⁵⁰ befand, im Schlamm tierischer Zügellosigkeit herumwälzte. [...] Wer von uns hätte den entsetzlichen Mut, [...] die rechte Hand jenen künftigen Soldaten [d. h. Kindern] abzuhacken, wie sie es anderswo getan haben, und endlich die verstümmelten Gefangenen zurückzuschicken, wie sie es kürzlich in Rußland gemacht haben, wo man Kosaken mit ausgestochenen Augen, abgeschnittener Nase und Zunge zurückkehren sah?“²⁵¹

Bei einem belesenen wie nationalbewussten Protestanten wie Krummacher werden sich bei solchen Worten über die „wilden Tiere“ natürlich umgekehrt die den Franzosen zugeschriebenen Gravamina zu Wort gemeldet haben. Von den zunächst wachgerufenen menschheitlichen Traumata verirrte sich nun das systematisch verengte Kollektivgedächtnis tiefer und immer tiefer in die finstere Vergangenheit.

Was den Siebziger Krieg anging, dienten penibel berichtete Einzelfälle von Grausamkeit zur Verallgemeinerung: Bei dem Dorf Lavannes (in der Nähe von Reims) hätten Bauern im September 1870 einem deutschen Schwerverwundeten den Schädel eingeschlagen, einem Dragoner den Hals durchgeschnitten. Zuaven bei Petit-Bicêtre (zwischen Versailles und Paris) hätten zur selben Zeit einen deutschen Grenadier geknebelt, ihn an einen Baum geschnallt und ihm Schädel und Brustkorb zertrümmert, und so fort.²⁵² Im Januar 1871 hätten sich in Villersexel (bei Vesoul) Franzosen den preußischen Truppen ergeben, als aber diese aus der Deckung getreten seien, erneut das Gewehrfeuer auf sie eröffnet.²⁵³ – Auch der Aufstand der Pariser Commune 1871 mit seinen Geiselererschießungen im Gefängnishof von La Roquette und die systematischen Brandstiftungen in Paris, die das „gräßliche Wörterbuch der Revolution“, wie Oscar Jäger kommentierte, um die neuen Einträge „Pétroleurs“ und „Pétroleuses“ bereichert hätten²⁵⁴, dienten als Beweisstücke französischer Bestialität. Die *Neue Evangelische Kirchenzeitung* vom 29. April 1871 hatte aus diesem Anlass mit dem Editorial „Gottes Gerichte über Frankreich“ die gesamte Geschichte französischer Verdorbenheit seit 1793 aufgerollt und bekundet, der „lebendige Gott habe nun „das Verbrechen Frankreichs an die Galeere seines Elends“ geschmiedet.“²⁵⁵ – Man kramte aus der Vergangenheit auch die französischen Gräuelp

taten während der Freiheitskriege hervor wie Vergewaltigungen und Übergriffe auf die renitente Zivilbevölkerung. Davon hatten die Schul- und Jugendbücher oft mit beredten Einzelheiten berichtet. Pistorius erzählt u. a. in seinem damals vielgelesenen Abenteuerbuch „Das Volk steht auf!“, dass ein einquartierter Franzose, dem man kein Weißbrot habe vorsetzen können, „in ungebändigter Wut“ auf das deutsche Schwarzbrot uriniert habe. Der zufällig anwesende Großknecht des Hofes habe ihn darob mit einer Heugabel angegriffen und sei nach Stettin abgeführt und dort erschossen worden.²⁵⁶ – Von Plünderungen und Untaten der Franzosen im Siebenjährigen Krieg und während der Napoleonherrschaft war sogar in den deutschen Reiseführern der wilhelminischen Zeit die Rede – wie etwa in den „Heidefahrten“ von August Freudenthal (1851–1898) für Niedersachsen.²⁵⁷

Zur pauschalisierenden Verurteilung Frankreichs als Barbarentum dienten vor allem Ereignisse der *französischen Revolution*. Hier wurden alle Franzosen zu „Königsschlächtern“ und „Tänzern um Guillotinen“ erklärt. Es waren französische Historiker selbst, die seit der Regierungszeit Ludwigs XVIII. (reg. 1814–1824) die Gräueltaten der französischen Revolution aufgearbeitet hatten²⁵⁸ und nun der deutschen Propaganda als Kronzeugen dienen konnten: etwa Jules Michelet (1798–1874) in seinem monumentalen, siebenbändigen Werk von 1868 „*Histoire de la Révolution Française*“, aber auch Le Bon 1895 in seinem Bestseller „*Psychologie des Foules*“²⁵⁹; letzterer hatte – das Phänomen der Massenfanatisierung analysierend – nicht nur von stundenlangen Verstümmelungen berichtet, sondern auch davon, dass die ungefähr dreihundert „*Septembriseurs*“, die die Gefängnisse räumen mussten, zwischen den Leichnamen zum Hohn auch Tänze aufgeführt hatten: „*Pendant le massacre une aimable gaieté ne cesse de régner. Ils dansent et chantent autour des cadavres*“²⁶⁰ – ein Verhalten, das 1941 unter SS-Schergen in Kowno erneut vorkam.²⁶¹ Die deutschen Schulbücher hatten von diesen französischen Vorarbeiten profitiert. Mit Carl Wernickes populärer „Geschichte der Welt“²⁶² in der Hand erbrachte man, wenn man nur gewisse Seiten aufschlug, sehr leicht den Beweis der stupenden Barbarei Frankreichs; dort waren die Hinrichtungsarten der Französischen Revolution mit ihren zum Teil humoristisch-hohnvollen Namen sorgsam aufgezählt, die man in den aufständischen Départements angewandt hatte: u. a. die „vertikalen Deportationen“ und die „republikanischen Heiraten“. Als pauschaler Nachweis der französischen Bestialität diente auch der Höhepunkt der Schreckensherrschaft in Paris vom 10. Juni bis 27. Juli 1794, das Jauchzen der „Weiber“ am Fuß der Guillotinen, wenn Haupt um Haupt „abgemessert“ herabkollerte, die Plünderungen, Zerstörungen von Kunst und Wissenschaft, die Tempelschändungen des Heiligen, darunter 1793 der Königsgräber zu St. Denis.²⁶⁴ „Mit Schauder“, hieß es bei Wernicke,

„wenden wir den Blick von den namenlosen Gräueln ab, welche die Revolution über Frankreich brachte. [...] Daß das Streben nach Freiheit so entsetzlich ausarten mußte, war von Anfang darin begründet, daß die Masse des Volkes dem Glauben entfremdet, die Freiheit eben so unfähig wie unwürdig war. Jetzt trat die von Anfang überall durchblickende Feindschaft gegen Kirche und Christenthum mit der scheußlichsten Offenheit hervor.“²⁶⁵

Und so ging man immer weiter zurück und schwärzte zur „Kriegsästhetisierung“ die transnationale Kulturgeschichte zwischen Deutschland und Frankreich immer finsterer

ein: An die Gräueltaten der Franzosen im Pfälzischen Erbfolgekrieg wurden ebenso alle, die 1914 Theodor Fontanes „Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871“ wieder vornahmen, gleich nach den ersten hundert Seiten erinnert.²⁶⁶ Die Kriegsveteranen ihrerseits hatten Theodor Fontanes dreibändiges Werk nicht zuletzt deswegen eifrig studiert, weil hier ihre sämtlichen Armee-Korps, Divisionen, Brigaden, Regimente, Bataillone mit allen ihren strategischen Bewegungen und siegreichen Schlachten akribisch dokumentiert waren. Unteroffiziersanwärter lasen während ihrer Ausbildung das Kapitel über den Erbfolgekrieg in dem für sie 1903 vom Königlich Preußischen Kriegsministerium als Pflichtlektüre herausgegebenen „Lesebuch für die Kapitulantenschulen“.²⁶⁷

Überhaupt standen in den Grenzländern zu Frankreich die Ereignisse des Erbfolgekrieges oben an, wie einzelne Kriegspredigten zeigen²⁶⁸; doch auch in Potsdam dürfte man die Briefe der Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orléans²⁶⁹, aus den Bibliotheks-schränken der Kaiserin Augusta-Stiftung hervorgezogen haben, ebenso Carl Wernickes mehrbändige populäre „Geschichte der Welt für die Höheren Töchterschulen“. Stifts-schülerinnen wie Ellen Richter, die aus dem Rheinland stammte, oder Pfarrer wie Krum-macher, deren Dynastien in der Rheinprovinz verwurzelt waren, fanden dort vor, dass im Erbfolgekrieg von den Truppen Ludwigs XIV. unter dem Kommando des Marschalls Ezéchiél du Mas, Comte de Mélaç (1630–1704), Jahr für Jahr beiderseits des Rheins Dör-fer und Städte in Brand gesteckt und Einwohner, die sich dem zu widersetzen wagten, verstümmelt worden waren²⁷⁰ (Franz von Sickingen hatte nicht weniger übel 1515–1517 in Worms gehaust²⁷¹). In anderen Schulbüchern stand, dass schon Leopold I., 1658–1705 römisch-deutscher Kaiser in Wien, die französischen Truppen deswegen „*Geißel Attilas*“ genannt hatte.²⁷² Zur Leidensgeschichte der rheinischen Pfalz hatte auch die vorsätzliche Demolierung unersetzlicher Kulturwerte wie die Sprengung des Heidelberger Schlosses, eines der kostbarsten Renaissance-Juwelen Deutschlands, die Zerstörung des Doms zu Speyer mitsamt der Schändung des Pyramidengrabs acht deutscher Könige und Kaiser gehört. Victor Hugo (1802–1885) hatte sie in seinem Werk (eine Art von Baedeker) „*Le Rhin – Lettres à un ami*“ (1848) scharf verurteilt, in einem Buch, das nicht nur im Kon-text der damals blühenden Rheinromantik, sondern auch wegen seiner Frankreich und Deutschland zur Versöhnung aufrufenden *Conclusion IX*²⁷³ gelesen worden war. Der Weltkrieg verbannte nun die europäische Vision einer friedlichen Rheingrenze in den Orkus und auch Hugo rückte zum unfreiwilligen Kronzeugen der französischen Kultur-losigkeit auf: „*La barbarie, trouvant un passage*“, schrieb Hugo, „*se répandait de toutes parts. [...] Ils violèrent la famille, ils violèrent la religion, ils violèrent la mort*“ / „Die Bar-barei, die sich [in der Pfalz] Bahn brach, breitete sich überall aus. [...] Sie [= die franzö-sischen, von Hugo einzeln beim Namen genannten Marschälle] entheiligten die Familie, entheiligten die Religion, entheiligten den Tod“.²⁷⁴ Hugo verdankte man überdies eine präzise Darstellung der makabren Details der Plünderung und Schändung der acht deut-schen Königs- und Kaisergräber in Speyer am Pfingstdienstag, dem 31. Mai 1689²⁷⁵, die sich gegen den französischen Erbfeind propagandistisch verwerten ließ: Französische Soldaten hatten „die Särge durchwühlt, den entschlafenen Majestäten (*majestés endor-mies*) ihre goldenen Szepter entrissen, ihre juwelengeschmückten Kronen, ihre Ringe, die unter Krieg und Frieden das Siegel gedrückt hatten, geraubt (*leurs sceptres d'or, leurs couronnes de pierreries, leurs anneaux qui avaient scellé la paix et la guerre*), ihre Gebeine

schließlich bunt durcheinander in ein Loch geworfen (*ils balayèrent pêle-mêle dans un trou ces ossements*)“; betrunkene Korporale rollten die Schädel von neun Herrschern mit dem Fuß in eine gewöhnliche Grube (*„des caporaux ivres rolèrent avec le pied dans une fosse commun les crânes de neuf césars“*).²⁷⁶

So stand auch zu erwarten, dass man in Deutschland, das sich sein Staatskirchentum als Ausdruck inniger Gottesfurcht zugute hielt, mit negativen Bemerkungen zum *Lai-zismus* und seinen Auswirkungen in Frankreich nicht sparte. Es passte nun eben alles zusammen: Als moderne Tempelschändung der Franzosen bezeichnete man jetzt – wie im Gedicht Wincklers die Glocken von Reims beklagen –, dass das französische Militär „Lugposten“ und „Kanonen“ auf seine Kirchtürme gebaut und so die „Furien ins hehre Haus“ gejagt habe.²⁷⁷ – Doch auch schon von der in Frankreich herrschenden Zeit der „*triumphierenden Kirche*“ ließ sich behaupten, dass es mit ihr nicht zum Besten gestanden habe. Zum „Centenaire de Voltaire“ am 30. Mai 1878 hatte derselbe Victor Hugo die Justizpraxis unter Ludwig XV. angeprangert, gemäß welcher vorgeschrieben war, die wegen Kirchenfrevels (Entweihung des Kruzifixes, der Hostie oder heiliger Gefäße) Verurteilten zu foltern und ihnen – wie jemandem, der wegen Vatemords und Königsmords schuldig gesprochen war – vor der Hinrichtung erst noch die rechte Hand, in die man das Mordmesser presste, abzuschlagen oder zu Kohle zu verbrennen.²⁷⁸ Auch die beiden von Hugo ausführlich geschilderten Exekutionen – 1761 vollzogen an Jean Calas (1698–1762) und 1766 an Jean-François Lefèbvre, Chevalier de la Barre (1745–1766)²⁷⁹ – konnten jetzt im Zusammenhang der Gräueltverwürfe für den, der hierzu etwa bei Wernicke nachgeschaut hatte, ebenfalls zu Paradebeispielen französischer Grausamkeit avancieren.²⁸⁰ Wernicke vergaß ebenso nicht die Vierteilung des wegen seines Attentats auf Ludwig XV. verurteilten „Königsmörders“ Robert-François Damiens (1715–1757) am 28. März 1757, bei deren Prozedur alle Körperteile des Delinquenten einzeln zu bestrafen waren, sowie die Schaulust der Pariser Bevölkerung zu erwähnen.²⁸¹ In Deutschland kursierten noch lange allerlei Anekdoten über die Hinrichtung Damiens.²⁸² „Traurig“, konstatierte Wernicke, „wenn solche Gräuelt auch nur als Ausnahmen vorkommen konnten.“²⁸³ In Friedrich Christoph Schlossers populärer „Weltgeschichte für das deutsche Volk“ (die 20. Auflage des ganzen Werkes erreichte schon 1886 eine Stückzahl von rund 60.000 Exemplaren) las man dann, dass sogar noch unter Charles X Philippe (reg. 1824–1830) in der Pairskammer eine – mit knapper Not verhinderte – Gesetzesvorlage eingereicht worden war, wonach für die Hostienschändung die im Sakrilegiumsgesetz vorgesehene Form der Königs- und Vatemordstrafe erneut anzuwenden sei.²⁸⁴ Schlosser kommentierte:

„Es ist unnötig zu zeigen, wie ungeheuerlich ein solches Gesetz gerade in diesem Lande war, wo der Gegensatz gegen das katholische Kirchentum einen Voltaire und einen neuen Kultus mit Vernunftgöttinnen hervorgerufen hatte, und wo eine ganze Generation unter Anschauungen von schroffstem Gegensatze gegen alles Christliche aufgewachsen war. Das unglaubliche Gesetz rief denn auch, wie zu erwarten, heftigen Widerspruch hervor. [...] Noch greulicher womöglich als das Gesetz selbst [aber] war die Verteidigung, die es fand.“²⁸⁵

Fazit: Die auf deutscher Seite gezogene Quersumme dieser so emsig kompilierten und zusammengeflochten „transnationalen Kulturgeschichte“ von Ludwig XIV. über Napo-

leon III. bis zu dem Belgier Leopold II. hin „ornamentierte“ den Krieg als „ästhetische“ Notwendigkeit und lautete: Sie, die Franzosen (man zählte ihnen die Belgier zu), und nicht sie, die Deutschen, waren – gerade was die Verübung von Gräueltaten betraf – die wahren „Hunnen“, das eigentliche „zuchtlos entgöttlichte Geschlecht“ der europäischen Geschichte. Als nach dem 1870/1871er Krieg in Deutschland die Frage aufgekommen war, ob man für die unterlegenen Franzosen beten solle, hatten verschiedene Autoren in deutschen Kirchenzeitungen geantwortet, dass man für die Besiegten nicht einmal beten *dürfe*; man solle sie alle von ganzem Herzen und von ganzer Seele (vgl. Deut. 6, 5; Matth. 22, 37 Parr.!) hassen; man müsse gegen sie Rachepsalmen rezitieren, ihnen sogar wie dem Assyrier Sanherib „einen Ring in die Nase legen“ (2. Kön. 19, 28; Jes. 37, 29). „Hochmut, Blutdurst und Lüge“ seien die Merkmale des Antichristen (Joh. 8, 44), die in der Revolution und den beiden Bonapartes, welche die „großen Prinzipien von 1789“ gepriesen hätten, zum Ausdruck kämen.²⁸⁶

Krummacher werden wie jedem Einsichtigen die Gefahren der in ihrer Pauschalität ungerechten und scheinwahren Hintergrundlogik solch' generationenlanger Geschichtsschreibung und –pädagogik durch den Kopf gegangen sein. Er wird vielleicht die ersten deutschen Cartoons des *Kladderadatsch* in der Hand gehabt haben, die in der Nummer 41 vom 11. Oktober 1914 erschienen. Das „Dritte Beiblatt“ bestand aus einer perfekten Inszenierung des Grauens; hier hatte man an alles gedacht und neben den Franzosen auch die Engländer und Russen nicht vergessen. Die Doppelseite zum Thema „Kultur und Barbarismus“ unter der sich reimenden Oberzeile „Seht die Kultur / Und ihre Spur“ zeigte links ein von Franzosen, Russen und Engländern zerschossenes deutsches Lazarett mit zeretzter Rote-Kreuz-Flagge²⁸⁷ und verstümmelten Verwundeten, in deren Rümpfen noch Säbel und Bajonett staken; auf dem Boden davor platzierte man einen abgeschlagenen Kopf und eine abgeschnittene Hand, daneben eine umgeworfene Wiege, ein totes Kleinkind und eine noch original verschnürte Packung von „Dum-Dum“-Geschossen; im Hintergrund ließ man die verkohlten Balken eines Dachgestühls in den Himmel ragen; davor positionierte man einen mit dem Beil erschlagenen langbärtigen Greis. Als Kontrast zu den Gräueltaten der Alliierten wurde dann auf der rechten Seite des Doppelblattes (auch hier „reimte“ es sich zusammen: „Hier die Barbaren / und ihre Verfahren“) ein von den Deutschen eroberter Schützengraben gezeigt, in welchem französische Verwundete von deutschen Soldaten mit allem Nötigen versorgt wurden.

Es ist indessen nicht zu bestreiten, dass solche grauenhaften Übergriffe *auch* vorkamen. Remarque als unverdächtig Zeuge berichtete in seinem Buch „Im Westen nichts Neues“:

„Im Nachbarabschnitt sind Leute von uns [d. h. deutsche Soldaten] wiedergefunden worden, denen mit [...] Sägeseitengewehren die Nasen abgeschnitten und die Augen ausgestochen waren. Dann hatte man ihnen Mund und Nase mit Sägespänen gefüllt und sie so erstickt.“²⁸⁸

Nach allem erschien es nur folgerichtig – und hier wurde jetzt die ganze Fatalität der scheinwahren, weil pauschalisierenden Hasslogik sichtbar –, dass der Platzkommandant von Valenciennes, Major von Mehring²⁸⁹, am 27. September 1914 in einem „Avis“ (s. u. Abb. 15) an seinen Befehlsbezirk bekannt gab, dass er die nordfranzösisch-flandrische

Stadt Orchies habe „vollkommen zerstören“ lassen, weil „die schlimmsten Grausamkeiten [...] auf eine unglaubliche Art begangen [worden seien], Ohren abgeschnitten, Augen ausgerissen und andere Bestialitäten gleicher Art / *Les pires atrocités furent commises d'une manière incroyable. oreilles coupées, yeux arrachés et autres bestialités du même genre.*“²⁹⁰

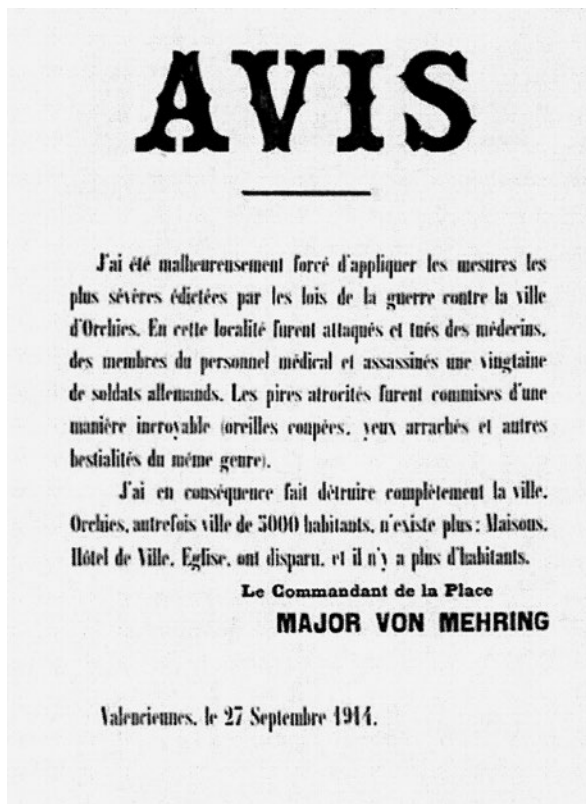


Abbildung 15: Avis des Majors von Mehring vom 27. September 1914 zur Zerstörung der nordfranzösisch-flandrischen Stadt Orchies, Plakat.

Auch im Verhältnis zu den Engländern war das Klima in Deutschland schließlich derart vergiftet, dass man auch hier das Allerschlimmste für wahrscheinlich hielt. In englischen Zeitungen hatte man in der Tat zu Gesichtsverstümmelungen aufgerufen: den Deutschen seien die Zungen herauszureißen und die Augen auszustecken. Die Londoner *Daily Graphic* druckte ein solches „assyrisches“ Hassgedicht am 20. August 1914 ab:

„Down with the Germans, down with them all!
O Army and Navy, be shure of their fall!
Spare not one of them, those deceitful spies.
Cut their tongues, pull out their eyes!
Down, down with them all!“²⁹¹

Die in Belgien eingesetzte deutsche Krankenschwester Marie Kettler mutmaßte am 17. September 1914 in ihrem Tagebuch, dass die in den Mützen gefangener Engländer „eingenähte[n] Haken aus Messing“ zu nichts anderem als „zum Bauchaufschlitzen“ dienen sollten.²⁹²

§ 2 – Die Franzosen und ihre propagierten Feindbilder:

Die Deutschen als „boches“, „hordes barbares“, „meutes féroces“, „envahisseurs“ de „l'âme incivisable et asiatique“

Nicht viel anders sah es auf *französischer* Seite mit der „tatorientierten Ästhetisierung“ des Krieges“ durch Brandmarkung alles Deutschen aus. Auch hier gilt es, um die Gräuelpropaganda nicht rein aus der Retrospektive zu verdammen, die transnationale Kulturgeschichte zu betrachten, aus derem Schoß man durch Pauschalisierung und einen nur in Wunden suchenden und bohrenden Eklektizismus genauso die scheinwahren wie verbrecherischen Feindbilder hervorbrachte.²⁹³ Diese hatten – neben dem Rückgriff bis auf die Römerzeit – in erster Linie mit dem Siebziger Krieg, dem Revanchegedanken²⁹⁴ und der konfliktiven Geschichte Elsass-Lothringens als „Reichsland“ zu tun²⁹⁵, wie vor allem Guy de Maupassants (1850–1893) Kriegsnovellen zu 1870–1871²⁹⁶ und das immer wieder nachgedruckte Buch „*Barbares et Bandites – La Prusse et la Commune*“ von Paul de Saint-Victor von 1871 nahelegen.²⁹⁷ Kriegsgräuelpersonen wie Lebendverbrennung von Menschen und Schießen auf Krankenträger hatten sich Deutsche und Franzosen gleich nach der Einäscherung von Bazeilles (1. September 1870), eines nahe Sedan an der Maas gelegenen Dorfes, vorgeworfen.²⁹⁸ Verbürgt erschien auch der im Januar 1871 bekannt gewordene Fall, dass preußische Soldaten im oberen Stockwerk des Chateau Pouilly bei Dijon einen verwundeten Mobilgarden-Unteroffizier lebendig verbrannt hatten.²⁹⁹ Größte Empörung hatte schon 1870 die Geschichte von einem etwa siebenjährigen lothringischen Bauernjungen hervorgerufen, der von einem deutschen Ulanen erschossen worden sei, weil er sein Knallkorkengewehr auf eine Gruppe von deutschen Soldaten, die in sein Dorf einmarschierten, gerichtet habe.³⁰⁰ Diese Geschichte, vielfältig abgewandelt, kam in den ersten Wochen des Weltkriegs erneut, sogar in Gedichtform, auf – so in der *Daily Mail* und im *Le Matin* vom 18. August 1914, in *Le Temps* vom 19. August, im *Bulletin des Armées de la République*, No. 9 vom 23. August.³⁰¹ Noch nach dem Weltkrieg wurde sie in französischen Schulbüchern immer neu variiert fortgeschrieben – einschließlich des Feuerkommandos, das der Junge angeblich im Spiel gegeben habe: „*En joue – feu!*“ („Legt an – Feuer!“).³⁰²

Unvergessen aber waren vor allem die Drangsale der Zivilbevölkerung bei der „Magdeburgisierung“ Straßburgs vom 18.–26. August 1870 geblieben, insbesondere die durch Granaten verursachten grauenhaften Verstümmelungen von Kindern, denen Füße oder Schenkel abgenommen werden mussten³⁰³, die Wirkung der deutschen Geschosse, die auf Spitäler und Lazarette niedergegangen waren³⁰⁴, die von den Deutschen angerichteten Verwüstungen im Straßburger Gemäldemuseum, der Neukirche, der Stadtbibliothek, deren bis zu 300.000 Bände, Tausende Manuskripte, unersetzliche Urkunden und Inkunabeln ein Raub der Flammen wurden. Selbst das Münster war nicht verschont geblieben.³⁰⁵ Hier war es in der Tat zu Zerstörungen gekommen, die sich 1914 in Löwen und Reims wiederholen sollten.³⁰⁶ Schon 1870 waren die französischen Journale angefüllt gewesen mit Erzählungen über die Grausamkeiten und den Zivilisationsmangel insbesondere

der preußischen und bayerischen Soldaten.³⁰⁷ Léon Daudet und Josephin Péladan setzten daher am 22. und 31. August mit ihren Erklärungen in *L'Action Française* und in *Le Figaro* nur fort, was der französische Novellist und Journalist Edmond François Valentin About (1828–1885) über die Deutschen schon im Siebziger Krieg geschrieben hatte:

„Wir kannten unsere Feinde nicht, wir waren unschuldig genug, zu glauben, daß sie uns einigermaßen ähnlich wären. In der Trunkenheit des Erfolges haben sie die Maske abgenommen, jetzt können wir in ihrer Seele lesen. Es sind als Soldaten verkleidete Briganti, Tartuffes in Rüstung, Basilios in Reiterstiefeln. Lügen, Bestechen, Denunciren sind ihre Lieblingswaffen. Von der modernen Civilisation haben sie sich nichts angeeignet, als die in der Zerstörungskunst gemachten Verbesserungen; die niedrigen Instinkte und unregelmäßigen Begierden des Wilden haben sie behalten; Hingebung und Heldenmuth bestrafen sie als Verbrechen und beschimpfen den Muth im Unglück. Als Söhne der Gothen, die Europa im 4. Jahrhundert geplündert, haben sie alle Sitten der Barbaren bewahrt, mit Ausnahme des Ehrgefühls.“³⁰⁸

Bereits weit vor 1914, schon in den vier Jahrzehnten zwischen dem Siebziger Krieg und dem Ersten Weltkrieg nahmen in manchen französischen Kinder-, Jugend- und Schulbüchern die gegen die deutsche Besatzungsmacht gerichteten Lese- und Bildstoffe einen wichtigen Stellenwert ein. Sie spiegelten einerseits – wie bei Saint-Victor, Émile Lavissee³⁰⁹ und speziell für das Elsass bei Antoine Chalamet³¹⁰ – die traumatischen Verletzungen wider, die den Franzosen durch den Siebziger Krieg zugefügt worden waren, dann aber auch die tiefe, von der Germanisierungspolitik im „Reichsland“ ausgelöste Verbitterung. In erster Linie dienten diese Lese- und Bildstoffe dazu, die geistigen und moralischen Rezeptionsvorgaben für die in Aussicht genommene spätere militärische Mobilisierung zur Wiedergewinnung Elsass-Lothringens zu schaffen.³¹¹ Das Lied „*Tu seras Soldat*“ von Victor de Laprade (1812–1883) lernte jeder französische Junge in der Schule.³¹² Am Schluss des Buches von Antoine Chalamet (Kap. 191, „*Vive la France!*“) heißt es in einer Ansprache an eine Sportvereinigung (*société de gymnastique*): „Am Tag der großen Prüfungen müsst Ihr besser vorbereitet sein als Eure Väter es 1870 waren.“ Ein kleiner Schulfürche nimmt seinen traurigen Großvater in den Arm und flüstert ihm ins Ohr:

„Bleibe ruhig, Großvater, habe Vertrauen. Wir sind es, die kleinen Schulfürchen von heute, die Soldaten von morgen, wir sind es, die den Preußen das Elsass wieder abnehmen werden!“³¹³

Ein uns heute extrem anmutendes Beispiel schulischer Feindbildliteratur stellte das nach Art des deutschen „Struwwelpeters“ mit ähnlich schockierendem Bildmaterial ausgestattete Schauermärchen³¹⁴ „*Monsieur le Hulan et les trois Couleurs. Conte de Noël*“ (1884, Großoktav) von Paul Déroulède (1846–1914) dar.³¹⁵ Das vorangestellte Gedicht versichert in der ersten Strophe (I), dass es sich bei dem Erzählten nicht um bloß eine Fabel handele (*n'est pas une fable*) – es sei denn, die Nachtigall, die dem Dichter diese Geschichte vorgesungen habe, wäre die schlimmste Lügnerin gewesen (*est bien le menteur le plus effroyable*), die jemals etwas vom Himmel auf die Erde herab gesungen habe. In der Schlussstrophe (XVIII); werden die Kinder aufgefordert, „in ihrem kleinen Herzen“

(*dans son petit cœur*) mit Sorgfalt selbst zu beurteilen, ob man dieser Nachtigall glauben soll oder nicht (*Le soin de juger ce qu'il faut en croire*): „War sie [= die Nachtigall] ehrlich? Hat sie sich lustig gemacht? Hat sie im Traum gesprochen oder tatsächlich aus der Erinnerung heraus gesungen? (*Était-il sincère? Était-il moqueur? / Parlait-il en rêve ou bien de mémoire?*). Déroulède erzählt:

Drei Kinder aus Elsass-Lothringen (Strophe II) finden am Weihnachtsabend an ihren Schuhen vom Jesuskind mitgebrachte Schleifen in den Farben der Trikolore (Strophe III–V und Abbildung S. 13). Sie freuen sich („*O chères couleurs, je vous reconnais!*“) und befestigen sie an ihren Mützen (Strophe VI und Abbildung S. 15). So geschmückt laufen sie am nächsten Tag zu ihren Großeltern, die sich ebenfalls über diese Farben freuen (Strophe VII und Abbildung S. 16). Danach kommen sie an einer Wirtschafft vorbei; dort sitzt vor der Tür ein rauchender Ulan. Der Herr Ulan wird als Unhold und Wüterich dargestellt, der breitbeinig mit roter Nase sich mit seinem Schleppsäbel ständig in Positur wirft. Die Farben der Trikolore machen ihn rasend. Er lässt den Kindern mit einem Beil die Köpfe abschlagen („*fait couper*“; Strophe III–IX und Abbildungen S. 17 f; neben dem Hackklotz sieht man übrigens sechs abgeschlagene Köpfe). Dann watschelt er wie eine betrunkene Ente („*comme un canard ivre*“) seiner abscheulichen Behausung zu (Strophe X). Dabei rempelt er eine Frau, die sich auf dem Weg nach Hause befindet, an. Er mustert sie, er sieht ihre blauen Augen, ihr weißes Gesicht und ihre roten Lippen. (Strophe XI und Abbildung S. 20). Er schreit: „Das Gesicht ist ja eine Kokarde!“ („*Ce visage-là n'est qu'une cocarde!*“) und lässt die Frau kurzerhand von zweien seiner Kameraden fusillieren („*fait fusiller*“; Strophe XII und Abbildung S. 22). Als im nächsten Frühjahr auf den Grabhügeln der von ihm Getöteten Kornblumen, Lilien und Klatschrosen sprießen und wie eine Trikolore die Erde bedecken³¹⁶, heult er vor lauter Hass und Wut (Strophe XIII und Abbildung S. 24). Er reißt die Blumen heraus und wirft sie auf einen brennenden Reisighaufen. Da steigen die Flammen rot, weiß und blau zum Himmel empor. Sofort lässt er die Flammen ersticken (Strophe XIV), aber der Rauch erhebt sich in des Himmels Blau, in weißen Ascheflocken zu dem roten Glanz der Sonne empor (Strophe XV und Abbildung S. 26). Der Herr Ulan verkriecht sich in sein elendes Loch, wo er wohnt, legt sich auf den Bauch und schließt die Augen. Und wie ihm die Erkenntnis kommt, dass Menschen, Erde und Himmel sich gegen ihn verschworen haben, tut er das, was er schon längst hätte tun sollen: er lässt sich begraben. Man trägt ihn in einem Sarg zum Friedhof (Strophe XVI und Abbildung S. 27). Und so kommt alles wieder ins Lot: Die Getöteten werden wieder lebendig; die Kinder setzen sich ihre Köpfe auf, die Frau läuft nach Hause und vom Himmel streut der liebe Gott Glück und Blumen herab (Strophe XVII und Abbildung S. 29).³¹⁷

Wir greifen hier noch zwei weitere Kinderbücher heraus – die schon oben erwähnte „*L'histoire d'Alsace*“ und das kurz vor dem Weltkrieg erschienene Buch „*Mon village*“ desselben Jean-Jacques Waltz, alias „L'Oncle Hansi“ –, die aus der gleichen Perspektive traumatischer Erlebnisse heraus entstanden sind und dazu bestimmt waren, das Vorhaben des Revanchekrieges mit den Wunden und Narben aus der gemeinsamen „transnationalen Kulturgeschichte“ zu ästhetisieren. Auch diese Kinderbücher sollten in der französischen Gräuelpropaganda des Ersten Weltkriegs nachwirken. Im Waltz'schen Schrifttum – Waltz darf hierfür als durchaus repräsentativ gelten – spiegeln sich lebenslang prägende Erfahrungen der Unterdrückung, Diskriminierung und Herabsetzung alles

Französischen durch die deutschen Okkupanten und deren Profosse wider, die den Hass auf alles Deutsche hervorgerufen hatten.³¹⁸ Waltz beschrieb auf den ersten Seiten seiner „Geschichte des Elsass“ seine Erlebnisse, die er als Kind in Colmar mit seinem deutschen Lehrer gemacht hatte, als „*les plus mauvais souvenirs de ma vie*“:

„Die trübsinnige Langeweile der Griechisch- und Lateinlektionen, die Härten des Deutsch-Unterrichts mit seinen geschmacklosen patriotischen Gedichten, mit denen wir vollgestopft wurden, die Beschimpfungen, mit denen sich unser Lehrer an denen von uns rächte, die er lächeln sah, wenn er sich einbildete, uns das Französische beibringen zu können, – das alles vergiftete die Jugend der kleinen Elsässer. Alle diese traurigen Erfahrungen, Demütigungen, insbesondere die Ohrfeigen, die brennenden Ohrfeigen, die auf der Stirn die Röte der Schmach und auf der Wange die Spur der enormen Pranke des Lehrers hinterließen, das war alles nichts im Vergleich zu dem, was wir im Geschichtsunterricht durchmachten. Es war hauptsächlich der mit Sarkasmus und Beschimpfungen durchtränkte Versuch, uns im Gegensatz zu allem zu germanisieren, was uns lieb war, wenn sie uns zwangen, die Geschichte Preußens, die Geschichte eines Volkes zu lernen, das uns fremd ist. [...] Mit welchem grim-migen Vergnügen, mit welchem Grinsen prügelte dieser Grobian, der glaubte, uns germanisieren zu können, mit seinen Späßen auf uns ein! Bei jeder Lektion zwang er uns, inmitten des rohen Gelächters der kleinen deutschen Mitschüler, anzuhören, wie er immer wieder sagte, dass die Franzosen Lügner und Feiglinge seien, dass sie sich stets in Sicherheit gebracht hätten, indem sie wie die Hasen ausgerissen wären, und dass „das Herrenvolk der Erde“ [= die Preußen] sie hätte ins Gras beißen und ihre Knie beugen lassen.“³¹⁹

Um seine Darstellung des Frankreich permanent bedrohenden deutschen Hunnentums zu rechtfertigen, widmete Waltz dem Siebziger Krieg, insbesondere dem schon oben angesprochenen furchtbaren Bombardement Straßburgs aus 240 Kanonen, ein eigenes Kapitel unter der Überschrift „*L'Année terrible*“.³²⁰ Die Seite 92 seines Buches, auf der u. a. die „46 armen, von deutschen Granaten zerfetzten und verstümmelten Kleinkinder“ erwähnt werden (*quarante-six pauvres petits, estropiés et mutilés par les obus allemands*), erscheint zu Recht mit schwarzem Trauerrand. Der den deutschen Truppen gemachte Vorwurf der systematischen Kindesverstümmelung durch Abhacken von Händen und Füßen kündigt sich hier an. Mit diesem „*Année terrible*“ waren aber die Leiden und Demütigungen des Elsass nicht beendet. Im Kapitel „*Depuis*“ („Seitdem“) schilderte Waltz, wie es nach der Annektierung Elsass-Lothringens weiterging. Die Elsässer emigrierten massenhaft nach Frankreich, die Alldutschen wanderten im Zug der Germanisierungspolitik – wie Waltz es bebilderte – mit all’ ihrem Krempel auf Handwagen und von Bajonettträgern eskortiert nach Frankreich ein: „*Leurs masses grouillantes rappelaient les premières invasions barbares de jadis*“ – „Ihre (wie Ungeziefer) herumkrabbelnden / wimmelnden Massen erinnerten an die ersten Invasionen der Barbaren von früher.“³²¹ Das Kapitel des Siebziger Krieges hatte Oskar Höcker (1840–1894) in seinem Buch „Im Rock des Königs“ mit einem 1870 triumphierenden Schlachtruf überschrieben: „All-Deutschland nach Frankreich hinein!“³²² Waltz kommentierte solches Triumphgeschrei:

„Immerzu diese Alldutschen (*Pangermanistes*), diese Schwachköpfe, geschwollen von Hoch-mut bis zum Platzen, diese Strohputzen, die gerne die Eroberer der Welt sein möchten, und

die nichts als gehässige Denunzianten oder lächerliche Maulhelden sind, verlangen mit großem Geschrei nach neuen Gewalttaten gegen uns.“³²³

Mit ihrer „alldeutschen“ Unart brachten die Deutschen, so Waltz, als „*seigneurs de la terre*“ eine „*nouvelle civilisation*“ ins Elsass – eine „neue Zivilisation“ mit Sieger- und Willkürjustiz, mit hohnsprechenden Schikanen, rigorosen und ungerechten Unterdrückungsmaßnahmen.³²⁴ Die „radikale Presse“ Frankreichs verglich den deutschen Statthalter, Fürst Chlodwig Carl Viktor zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1819–1901), sogar mit Herzog Alba³²⁵ – mit jenem Statthalter, der von 1567–1573 ein terroristisches Regime über die Spanischen Niederlande ausgeübt hatte und im „*Gentsch Vader-Onze*“ (im „Vater-Unser von Gent“, 1572) mit „Teufel unser, der zu Brüssel du haust, / Verflucht sei dein Name, vor dem uns graust“ geschmäht worden war.³²⁶ Die „Denkwürdigkeiten“ Hohenlohes aus den Jahren 1885–1894 hinterlassen in der Tat den Eindruck eines höchst störanfälligen Arrangements der elsass-lothringischen Bevölkerung mit ihrer neuen Situation der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich infolge der Germanisierungsmaßnahmen und der drohenden Gefahr eines von Deutschland ausgehenden Präventivkrieges.³²⁷ Zeitweise scheint man von deutscher Seite sogar die territoriale Zerschlagung des „Reichslandes“ erwogen zu haben, wonach ein Teil an Baden, ein Teil an Bayern und Lothringen an Preußen angegliedert werden sollte.³²⁸

Bei dem oben an zweiter Stelle genannten Buch handelt es sich um die kurz vor dem Weltkrieg von demselben Autor veröffentlichte Dorfidylle „*Mon village*“.³²⁹ Waltz schilderte hier das Leben in einem elsässischen Dorf mit den Feiertagen Kirchweih (*Messti*), Kaisers Geburtstag (27. Januar) und dem französischen Nationalfeiertag (14. Juli).

Das Dorfleben wird durch ungerechte und brutale Verwaltungsakte der deutschen Obrigkeit gegen alles Französische beeinträchtigt; der deutsche Gendarm ist *exécuteur de lois iniques et tracassières*.³³⁰ Wer sich etwa wie der Vater von Georges (Yerri) Klipfel am 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag, über Seine Majestät, den preußischen König, ein oder zwei nicht ganz respektvolle Worte erlaubt („un ou deux mots pas tout à fait respectueux pour S. M. le roi de Prusse“), wird verfolgt. Klipfel musste nach Frankreich entweichen, worauf ihm, weil er als Offizier der Reserve auch als Fahnenflüchtiger galt, Haus und Hof weggenommen wurde.³³¹ Auch in „*Mon Village*“ erscheint alles Deutsche in Wort und Bild als minderwertig. Waltz spricht von fremdrassig (*de race étrangère*). Der deutsche Schulmeister, rothaarig, mit Gummikragen angetan, stets prügelfähig, wird als streng, hochfahrend und töricht geschildert; vermessen wie er ist, schreibt er in Sütterlin „*Groß-Berlin ist die größte Stadt der Welt, 2 × 2 = 5*“ an die Wandtafel.³³² Paris galt für den damaligen Franzosen spätestens seit Victor Hugos Aufruf „*Aux Allemands*“ vom 9. September 1870 als das „Herz Europas, die Stadt der Städte, die Stadt der Menschen. Athen war, Rom war, Paris ist!“, hatte er gerufen. „*[Le] cœur de l'Europe. Paris est la ville des villes. Paris est la ville des hommes. Il y a eu Athènes, il y a eu Rome, et il y a Paris!*“³³³ Die Touristen von jenseits des Rheins – im Unterschied zu den immer gern gesehenen Besuchern aus Frankreich³³⁴ – erscheinen plump und hässlich, ohne jede Naturgrazie; fast ist es, als habe Waltz sich von Bogumils Goltz' selbstkritischen Bemerkungen zum garstigen Äußeren der Deutschen inspirieren lassen.³³⁵ Diese kommen überdies „komisch und grotesk gekleidet“, immer etwas greisenhaft und brilletragend³³⁶ daher, stolzieren in arroganter Manier, mit geringschätzender Miene (*dédaig-*

neux) durch das Dorf, „wie sie Parvenüs gerne aufsetzen, wenn sie vergessen machen wollen, woher sie kommen“ (*que prennent les parvenus pour faire oublier d'où ils sortent*). „Die ganze Zeit maulen und lästern sie über alles und jeden.“³³⁷ Am Kaisergeburtstagsfest sind viele der deutschen Honoratioren, feldwebelnde „Schul-, Handels-, Archiv-, Forst-, Medizinal- und Finanzräte“, schmerbäuchige, in lächerlich knapp sitzende Uniformen gezwängte „Ratsherren und Universitätsdozenten“, regelmäßig volltrunken; ihre Hochrufe klingen „gleich dem Krächzen von Raubvögeln“ schaurig in der Winternacht.³³⁸

Waltz legte in seinem Buch, das 1913, also in einer Zeit wachsender Kriegsgefahr erschien, gesteigerten Wert auf die kriegsaffirmative Vorprägung seiner kleinen Zuhörer. Er wollte sie bei der militärischen Höherwertigkeit des Französischen packen; und so erzählte er, dass alle Jungen sich die Zeit mit einem in ganz Elsass beliebten Glücksspiel vertreiben. Sie verstecken zwischen die Seiten einer alten französischen Grammatik ausgeschnittene Soldatenbildchen. Wer dann mit einer Stricknadel das zugeklappte Buch von der Seite her zufällig an einer Stelle öffnet, wo sich zwischen den Blättern der vergoldete *tambour-major* verborgen hält, schreit vor Freude. Wer dagegen einen preußischen Rekruten mit der Pickelhaube (*casque à pointe*) erwischt, erntet Hohn und Spott, denn im ganzen Elsass muss man bei der Tauschbörse für eine französische „Rothose“ (*un troupiier de pantalon rouge*) vier traurige deutsche Pickelhauben hergeben – ganz entsprechend, so Waltz, der historisch verbürgten militärischen Wertigkeit (*tout comme dans l'Histoire*).³³⁹ Der mentalen Kriegsvorbereitung, die in „Mon Village“ relativ breiten Raum einnimmt, widmete Waltz auch noch andere Kapitel. Er erzählte, dass die zehn Kinder des deutschen Gendarmen beim „Krieg-Spielen“ von ihren elsässischen Spielkameraden regelmäßig in die Flucht geschlagen werden.³⁴⁰ Die würdevoll durchs Dorf schreitenden elsässischen Veteranen schwören stellvertretend für die kommenden Generationen, das Elsass-Lothringen Bestandteil der französischen Nation bleibe (*„nous jurons, tant pour nous que pour nos enfants et leurs descendants, de revendiquer éternellement le droit des Alsaciens et des Lorrains de rester membres de la Nation française“*).³⁴¹ Am Abend des deutschen Kaisergeburtstagsfestes erträumen sich die elsässischen Kinder aus den Wolkenbildungen die Ankunft der tapferen Reiterscharen, die vom Horizont her zur Befreiung Elsass-Lothringens heraneilen (*„voir accourir du fond de l'horizon les escadrons de sabreurs héroïques“*).³⁴²

Empfindlich nachgewirkt haben dürfte bei all' diesen Feindbildern nicht zuletzt die überall zur Schau getragene deutsche Selbstdarstellung. Hermann Bahr (1863–1934) beschrieb sie in seinem Tagebucheintrag vom 18. August 1917, in der Abschrift eines persönlichen Briefes an Max Scheler zu dessen Buch „Die Ursachen des Deutschen Hasses“: Es sei eben dieser bei Carl Sternheim (1878–1942) und Heinrich Mann (1871–1950) portraitierte „friderizianisch grimassierende“, „verpöbelte“ deutsche Bourgeois gewesen, der mit seinem „Stechschritt“, „Feldwebelton“ und den „Geberden Wotans“ im Ausland den größten Widerwillen erzeuge.³⁴³ Davon scheint vieles in den Werken Waltz' durch. Ob Krummacher Bücher wie die von Déroulède oder Waltz gekannt hat, steht dahin, aber es kann sein, dass er als Gemeindepfarrer in Berlin tatsächlich mitangehört hatte, wie sich Kriegsveteranen von 1870/1871 im alkoholisierten Zustand mit Gräueltaten brüsteten, so wie man es in Heinrich Manns „Untertan“ nachlesen konnte,

dass ein gewisser „Gymnasialprofessor Kühnchen“ in seiner „dünnen Schreistimme“ bei „dröhnend lachender Tafelrunde“ damit geprunkt habe, er hätte Kinder mit seinem Bajonett aufgespießt:

„Wie’s brannte, warfen sie [= die „franzeeschen Weiber“] die Kinder aus’m Fenster [eines „Franktiröhr“-Hauses] und wollten ooch noch von uns, daß wir se auffangen sollten. Hibschnich, aber dumm! Mit unsern Bajonetten hammer die kleenen Luder uffgefangen. [...] Jeden Sedang erzähl ich die Geschichte in ädlen Worten meiner Klasse. Die Jungen solln wissen, was sie für Heldenväter gehabt haben.“³⁴⁴

Das Pflegen eines solch’ eklektizistischen und pauschalisierten und eben deswegen genauso scheinwahren Geschichtsbildes gegenüber allem Deutschen, das bewusst auch in auflagenstarken Kinder- und Jugendbüchern propagiert wurde³⁴⁵, verschaffte nun ebenfalls auf der französischen Seite der Behauptung Glaubwürdigkeit, dass der Gegner den Krieg mit wahrhaft verabscheuungswürdigen Methoden führen würde – so wie es in der Gräuelpropaganda behauptet wurde.³⁴⁶ In allem Deutschen wurde jetzt der „Boche“ manifest, den der Dramatiker Maurice Donnay (1859–1945), Mitglied der Académie Française, in seinem am 10. April 1915 im *Le Figaro* erschienenen Beitrag „Kriegsvokabeln“ (*Les Mots de Guerre*) wie folgt lexikographierte:

„Boche! das ist das Geräusch, das ein allzu fettleibiger Mann hervorbringen könnte, wenn er mit beiden Klumpfüßen zugleich in Blut und Schmutz hineinspringt. [...] Boches, das sind die gelehrten diplomierten Barbaren, die Mordpauker, die spionierenden Pedanten, die eroberrungssüchtigen Professoren und blutrünstigen Doktoren [...]. Boches, das sind Soldaten und Offiziere, die Frauen, Kinder und Greise umbringen, die, von Trunkenheit, viehischer Begierde übermannt, verstümmeln, foltern, verbrennen, ausplündern, besudeln, vergewaltigen, bestehlen und einbrechen. [Es folgt eine weitere Liste deutscher Kriegsgräuel ...] Die Boches sind zu Lande, zu Wasser und in der Luft die Urheber der scheußlichsten Verbrechen.“³⁴⁷

Schon etwas zurückliegende Untersuchungen aus den 1970er und 1980er Jahren wie etwa diejenige von Kathleen Joy Melhuish von 1984 zeigen zwar, dass eine derart aufs Abträgliche versessene Gräuelpropaganda (außer bei manchen Kolonialtruppen der Entente) nicht wirklich verfiel.³⁴⁸ Es gab Momente, in denen die traumatischen Fernwirkungen wie Albträume beim Aufwachen zerrannen. Die gelegentlichen Verbrüderungen an den Frontlinien (wie z. B. der „Weihnachtsfrieden“ 1914³⁴⁹) belegen das. Auch ein Gedicht von Wilfred Owen (1893–1918) „Strange meeting“ lässt das erkennen, insbesondere in der Zeile 15 „*Strange, friend, I said, here is no cause to mourne*“.³⁵⁰ Dennoch ist anzunehmen, dass die in Frankreich seit der Schulzeit hier und da geläufig gewordenen Schreckbilder alles ulanenhaft-Deutschen ab 1914 in Grenzsituationen plötzlich interferieren und die Wahrnehmung vor Ort lenken konnten. Franz Fühmanns (1922–1984) Erzählung vom „Judenauto“ (1962)³⁵¹ und Kriegsnovellen wie die von Richard Rief (1890–1931) „Marcel Collignon und sein Feind“³⁵² sind vielsagende Beispiele für eine solch’ unwillkürliche und zugleich selbsttäuschende Reproduktion von immer wieder vorgesagten Horror-

geschichten im Erlebnishorizont existenzieller Bedrohung. Zur „tatorientierten Kriegs-ästhetisierung“ montierte Erzählungen wie *„Monsieur l'Hulan“*, wo Kindern aus nichtigem Anlass die Köpfe abgehackt werden, wo eine zufällig vorbeikommende Frau füsiliert wird, dürften sich in der jeweiligen Situation der Panik und Drangsal unwillkürlich reinszeniert haben.³⁵³ Schon seit der Kindheit mitgeschleppte Vorstellungen zur germanischen Minderwertigkeit, brutalen Missgestalt, stupender Dummheit und gefühlloser Grausamkeit verdichteten sich zu „Erlebnissen“, die nicht der Situation selbst entsprangen, sondern sich als längst abgespeicherte Rezeptionsvorgaben in Selbsterlebtes verwandelten, so dass für manchen Soldaten aus „vier Millionen deutscher Menschen“, die im Felde standen, „eine Horde wahnsinniger Mörder“ werden konnte.³⁵⁴ Den Eindruck einer solchen grenzsituationsabhängigen Verdichtung macht auch das graphisch meisterhafte „Triptychons des Grauens“ des 12-jährigen René Santo, das als Buchillustration und Kriegspostkarte verbreitet wurde.³⁵⁵ Auf der Grundlage von sich verfestigenden Voreinstellungen, die durch eine Mischung aus wahren Schreckensnachrichten mit tausendfacher Gräuelpropaganda Bestätigung erfuhren, meinte schließlich auch ein Émile Adolphe Gustave Verhaeren (1855–1916), die Faktizität der Kindesverstümmelungen zusichern zu können. Am 1. November 1914 publizierte er im Sonntagsblatt *The Observer* und danach in der Londoner Ausgabe von *L'Écho de France* das elfstrophige Gedicht „La Belgique Sanglante“³⁵⁶, wovon am 3. November im „Hamburger Fremdenblatt“ (Jg. 86) und später in verschiedenen anderen Zeitungen der Zentralmächte – so am 10. November in der Wiener „Neuen Freien Presse“, am 14. November 1914 in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“³⁵⁷ usw. – eine deutsche Teilübersetzung durch den Hamburger Dichter Otto Ernst [Schmidt] (1862–1926)³⁵⁸ erschien; in der neunten und zehnten Strophe dieses Gedichtes heißt es da wörtlich:

„Mädchen von sechzehn Jahren, deren Körper und Seele
Jungfräulich und rein waren, erduldeten die Bisse
Und die gewaltsamen, trunkenen Küsse der Soldaten,
Und als ihr armes Fleisch nichts als Wunden war,
Schnitt man ihnen mit [Bajonett]klingen die Brüste ab [...].
Und wenn sie [= die Belgier] am Rande des Weges einen Teutonen fanden,
Den eine geschickte Kugel getroffen hatte,
Entdeckten sie oft (*souvent*) in der Tiefe seiner Tasche,
Neben goldenen Halsbändern und zerknitterter Seide,
Zwei kleine gräßlich abgeschnittene Kinderfüße.“³⁵⁹

Als skeptische Anfragen, wo die so grauenhaft zugerichteten Frauen und Kinder zu finden seien, um sie medizinisch versorgen und die Kinder adoptieren zu können³⁶⁰, erfolglos im Sande verliefen, hatte der Grad der Täuschung und Verhetzung inzwischen bei Verhaeren ein solches Ausmaß erreicht, dass er der Überzeugung war, dass die Opfer inzwischen ihren Torturen erlegen seien und man zum Nachweis der Untaten nur ihre Gräber zu öffnen brauche.³⁶¹ Seine pauschalisierende Herabstufung alles Deutschen auf die von ihm „semitisch“, „israelitisch“ (*l'esprit israélite, certitude juive*), auch „asiatisch“ (*l'âme asiatique*) genannte Barbarei eines „Cambyse, Artaxercès, Sennacherib, Nabuch-

*odonor*³⁶², gegen deren Pauschalität Stefan Zweig³⁶³ und Romain Rolland (mit Hinweis auf Gen. 18, 23 ff) protestierten³⁶⁴, bewirkte in Verhaeren überdies eine krasse Verschiebung in der Wahrnehmung des Kulturgefälles zwischen dem von ihm behaupteten deutschen Geist der Inhumanität („*l'esprit le plus effrayamment inhumaine qui ait régné sur la terre*“³⁶⁵) und der Zivilisation aller anderen europäischen Nationen einschließlich Russlands, das nicht nur in deutschen Geschichtsbüchern als „Incarnation des bösen freiheitsfeindlichen Princip“³⁶⁶ galt. Verhaeren konnte im gleichen Atemzug, mit dem er 1915 in seiner Broschüre „*La Belgique Sanglante*“ insbesondere die erweisbaren deutschen Verbrechen Punkt für Punkt aufzählte, Leopold II. (1835–1909) als *colonisateur* Afrikas rühmen, der diesem „finsteren“ (*ténébreux*) Kontinent die Zivilisation gebracht habe.³⁶⁷ Verhaeren ignorierte dabei die unter demselben belgischen König Leopold II. im Kongo verübten Kolonialverbrechen, die kaum zwei Dekaden zuvor, während des Kautschuk-Booms begangen, für internationales Entsetzen gesorgt hatten³⁶⁸ und nun – auf Gift folgte Gegengift – von den Deutschen pauschalisierend „gegengerechnet“ wurden.³⁶⁹ Ab Mitte der 1890er Jahre hatten sich Einheiten der *Force Publique* des Kongo-Freistaates und Milizionäre der *Anglo-Belgian India Rubber Company* (A.B.I.R.) Eingang in die Dörfer derjenigen Kautschuksammler verschafft, die ihre Quote nicht erfüllt hatten. Nach regelrechten Mordaktionen schlugen sie den Leichen zum Nachweis ihrer erfolgreichen Strafexpedition Hände und Füße ab; darunter auch zahllosen am Leben gebliebenen Kindern und Jugendlichen.³⁷⁰

2) Zwischenüberlegung: Der Gräuelbericht als Symbolik – Zur Horne-Kramer'schen Hypothese der „*narrative truth*“

John Horne und Alan Kramer haben 2001 in ihrem Buch „*German Atrocities, 1914 – A History of Denial*“ die Hypothese verfochten, dass die kaum zu belegenden³⁷¹, ungeheuerlichen Gräueltaten, darunter die konstant wiederholte Beschuldigung, die Deutschen würden belgischen Kindern Hände und Füße abhacken, zu einer Art von „*narrativer Wahrheit*“ („*kind of narrative truth*“) gehörten.³⁷² Die Zivilbevölkerung der von den deutschen Truppen gewaltsam überrollten Gebiete hätte – veranlasst durch einige wenige, „lokal begrenzte“ Vorfälle von Kindsverstümmelungen³⁷³ – schließlich das Symbol, das Emblem der abgeschnittenen Hand für die ihr widerfahrenen Drangsale gefunden, wobei die traumatische Fernwirkung der eigenen nationalen Verbrechen der systematischen Verstümmelung von Kindern in Belgisch-Kongo mitgespielt habe: „[...] the Belgians [were] discovering as a symbol of their own victimization the ‚severed hands‘ which they stood accused of using as punishment in the Congo.“³⁷⁴

Der Ursprung der gegen die Deutschen erhobenen Vorwürfe solch' grauenvoller Kindesmisshandlung hätte hiernach nicht in der hasserfüllten Gräuelpropaganda selbst gelegen, sondern zunächst in der sprachlichen Überforderung der Zivilbevölkerung, die ihr namenloses Entsetzen, ihre Desorientierung, Hilf- und Wehrlosigkeit nicht anders als in dieser symbolisch zusammengefassten Wahrnehmungsmetapher der Verstümmelung hätte artikulieren können. Man könnte, die Horne-Kramer'sche Hypothese akzeptierend, daher die von Eugenio Pellini (1864–1934) anfertigte Skulptur „*Fanciulla Belga*“ (1915), die in der Zeitung *La Domenica del Corriere* vom 28. März 1915 und in *Le Journal* vom

30. April 1915 abgebildet wurde und auch als Postkarte umlief³⁷⁵, als ein solch' „allegorisches Destillat“ („*allegorical destillation*“³⁷⁶) traumatischer Fernwirkung verstehen, in welcher Pellini der völlig überlasteten Artikulation des Entsetzens nun auch einen figürlich-sinnfälligen Ausdruck verschafft hätte. Diese die Auswüchse der Gräuelpropaganda erklärende Theorie Hornes und Kramers ist indes nicht neu. Schon 1914 hat der amerikanische Botschafter Brand Whitlock in einem Telegramm, das von der Übertriebenheit einschlägiger Presseberichte ausging, den Verdacht geäußert, „that the reports of German excesses were *true in spirit*, despite the *exaggerations in the published stories*.“³⁷⁷ Schon Whitlock trennte demnach scharf zwischen einer ursprünglichen Aussage (die aufgrund artikulativer Überanstrengung Wahrnehmungssymbole zu Hilfe nahm) und einer Gräuelpresse, die das Bildmaterial solcher Symbole skrupellos als Tatsachenbehauptung verwertete. Für diese scharfe Trennung Whitlocks zwischen ursprünglicher Symbolsprache der „*narrative truth*“ und dem, was die Gräuelpresse daraus machte, spricht auch eine Auskunft der deutschsprachigen New Yorker *Staatszeitung* („The Staats“) vom 21. Januar 1915, die mit Berufung auf Dr. Hendrick Willem van Loon, der 1914 vier Monate an der deutschen Front in Belgien als Korrespondent der *Associated Press* tätig gewesen war, berichtete, dass sich Belgier selbst dagegen verwahrt hätten, derartige Gräueltatsachen als Tatsachenberichte in Umlauf gesetzt zu haben.³⁷⁸

Dass man sich auf Seiten der Entente anschickte, die Faktizität der berichteten Gräueltaten zu überprüfen, zeigt übrigens, dass man den hier behaupteten Symbolcharakter des Berichteten nicht erkannte. Es wurden ministerielle Untersuchungsausschüsse gebildet, um die fieberhafte Überhitzung der Sensationspresse auf erwiesene Tatsächlichkeiten zurückzuführen. Man setzte also schon voraus, dass von Zeugen einzelne Fakten übertrieben dargestellt, bzw. dass Aussagen über Fakten von Journalisten effektiv ausgestaltet worden waren, bevor sich dann Zeichner der reißerisch klingenden Stories angenommen hatten. Die belgische Kommission legte jeweils zu den verschiedenen deutschen Einmarschgebieten am 28. und 31. August 1914 Berichte vor; im Mai und Oktober 1915 folgten zwei weitere. Anfang Januar 1915 erschien ein französischer, Anfang Mai desselben Jahres 1915 ein englischer Report (Rapport der „Bryce-Kommission“³⁷⁹), der in dreißig Sprachen übersetzt wurde. Als deutsche Entgegnung legte das Auswärtige Amt in Berlin im Mai 1915 ein „Weißbuch“ vor, das die Argumentationsstrategie verfolgte, es habe ein „völkerrechtswidriger Volkskrieg“ der Belgier gegen die deutschen Truppen stattgefunden, in welchem das deutsche Heer in großem Umfang Opfer belgischer Gräueltaten geworden sei und zu Gegenmaßnahmen habe greifen müssen.³⁸⁰ Als Replik erschien das belgische „Graubuch“ im April 1916.³⁸¹ Die alliierten Kommissionen konnten die Tatsächlichkeit der allermeisten Gewaltverbrechen wie Exekutionen und Verwüstungen verlässlich nachweisen.³⁸² Was einer genauen Überprüfung *nicht* standhielt, war in der Tat die große Anzahl gemeldeter Vorfälle aus dem „satanischen Schreckenskatalog“³⁸³: systematische Vergewaltigungen, Verstümmelungen aller Art, ins Feuer Werfen und Aufspießen von Kindern. Insgesamt 38 einigermaßen untersuchungsrelevant erscheinende Berichte hierzu wurden schließlich ausgesondert und genauer nachgeprüft; nach rigoroser Befragung bewegte sich die übrigbleibende Anzahl der trotzdem immer noch bezweifelbaren Zeugnisse im unteren einstelligen Bereich.³⁸⁴ So ergab sich ein Bild, das sich auch schon bei Fontane zeigte, der in seinen Nachforschungen die

Anzahl belegbarer Vorfälle exorbitanter Grausamkeiten gegenüber Einzelnen auf ganz wenige reduzieren konnte.³⁸⁵

Die Presseorgane aller kriegführenden Mächte – einschließlich der USA³⁸⁶ – griffen jedoch gerade die Meldungen exzessiver Grausamkeiten begierig auf und scheuten sich nicht, das Material durch immer neue Varianten zu multiplizieren.³⁸⁷ Wenn der Vorwurf der Kinder- und Mütterverstümmelung im Ursprung nur einen metaphorischen Sinn für das letztlich Unaussprechbare gehabt haben sollte, entdeckte ihn die Kriegsjournalistik nicht oder respektierte ihn vorsätzlich nicht, sondern instrumentalisierte ihn als „Ornament“ der Kriegsästhetisierung durch die Umstellung des Symbolischen ins Buchstäbliche. Der Amputationsvorwurf wurde noch 1921 in dem Nachkriegsschulbuch *„Les Lectures des Petits“* von Mathieu Fournier (1868–1963), in der 37. Lektion *„Les petits mutilés“* unverändert als Tatsache fortgeschrieben:

„5. Als wir in unseren Bänken saßen, ging die Türe auf. Ein junger Belgier aus Dinant trat ein. Wir alle erheben uns und rufen: Da ist Marcel! Guten Tag, Marcel! 6. Dem armen Kleinen, dessen Mutter zu uns geflüchtet war, waren beide Hände abgehauen (*a les deux mains coupées*) – so hatten ihn die Deutschen zugerichtet (*martyrisé*).“³⁸⁸

Gleichzeitig idealisierte man in demselben Schulbuch – im Gegensatz zu der harschen Selbstkritik an einzelnen Fehlentwicklungen des 18. und 19. Jahrhunderts in früheren französischen Schulbüchern – die Geschichte Frankreichs. In der Lektion 41 fragt ein Kind, das von der Beschießung der Kathedrale von Reims durch die Deutschen gehört hat, seine Mutter:

„4. ‚Warum haben sie [= die Deutschen] das getan? Eine Kathedrale ist doch etwas, was in der ganzen Welt heilig gehalten wird.‘ – 5. [Antwort:] ‚Diese Nichtswürdigen haben eben vor nichts Ehrerbietung mehr! Sie haben Kinder, Frauen, Greise getötet; sie haben unseren Verwundeten den Rest gegeben; sie haben die Häuser unserer Städte angezündet; sie haben Bomben auf unsere Krankenhäuser und Ambulanzen geworfen; sie sind vor keinem Verbrechen zurückgeschreckt, um uns das Schlimmste anzutun.‘ – 6. ‚So etwas würden doch die Franzosen nicht tun; sie sind doch bessere Menschen, nicht wahr, liebe Mama?‘ – 7. ‚Ja, sie sind besser [...] 9. ‚Du aber, mein Kind‘, sprach meine Mutter zu mir, indem sie mir tief in die Augen blickte, ‚Du wirst doch diese Verbrechen niemals vergessen?‘ – 10. ‚Das verspreche ich Dir, liebe Mutter.‘“³⁸⁹

Es sei an dieser Stelle ausdrücklich darauf hingewiesen, dass solche Kinder- und Schulbücher nach 1935 und 1945 aufgrund verschiedener Initiativen der französischen Lehrerschaft „entgiftet“ oder ganz aus dem Verkehr gezogen wurden.³⁹⁰ Auch kamen ab 1951 vom Europagedanken der Versöhnung getragene, gemeinsame Schulbuchkonferenzen von deutschen und französischen Lehrern zur Bereinigung der Schullektüren von pauschalisierenden Feindbildern zustande.³⁹¹

3) Der Abbruch der menschheitlich verbindenden Kulturbrücken – „Mörderische Identitäten“ auf dem Weg zur gegenseitigen Entmenschung

a) Die kulturelle Gesichtsverstümmelung des Nachbarn – Das zweite Stadium

Als Thomas Mann 1926 in Paris weilt, begegnet er am Donnerstag, den 21. Januar, im Haus der dortigen Carnegie-Stiftung, wo man ihn in der *Union Intellectuelle Française* als Geladenen erwartet, dem Germanisten, Essayisten und Dichter Maurice Boucher (1885–1977). Dieser ist bestrebt, den im Ersten Weltkrieg entstandenen kulturellen Riss zu schließen, und hält eine literarisch ausgefeilte Begrüßungsrede, in der es u. a. um die Übersetzbarkeit des Mann'schen Œuvres ins Französische geht. Im Hintergrund stand eine Stelle aus dem Briefwechsel zwischen dem in französischen Diensten befindlichen Karl-Friedrich [ab 1815 Comte de] Reinhard und Goethe. Reinhard hatte Goethe am 23. Januar 1811 geschrieben,

„Uebrigens muß man doch gestehen, daß ein Franzose, wenn er einmal vermitteln will, ein sehr bequemes Organ an seiner Sprache findet. Ich habe mich doch an gewissen Stellen gewundert, wie nahe er an uns Deutsche herantritt, selbst da, wo ihm unsere Denkweise nicht gemäß ist.“³⁹²

Während des Vortrags, in welchem Boucher beklagt, dass die jüngste Geschichte im „Geist der Verneinung“ und mit den „Kräften der Zerstörung gemacht wurde“, und von der deutschen Sprache als „einer der reichsten, vornehmsten und biegsamsten, die es gibt“, spricht, kommt Thomas Mann der an Reinhard und Madame de Staël anknüpfende Gedanke, dass da, „wo die Künstler sich verstehen, auch die Völker einander verstehen müssen.“³⁹³ Diese aufblitzende Erkenntnis traf den *nervus rerum*: Das Allerletzte und Wertvollste, das auch im Krieg dem Riss zwischen Nationen nicht geopfert werden darf, ist die „künstlerische“, d. h. die kulturelle, ethisch-ästhetische Verbindung zwischen den Völkern. Was sich aber ereignet hatte, das war die dem militärischen Konflikt aufgesetzte, zur Beförderung der physischen Auslöschung des Fremden in Szene gesetzte kulturelle Gesichtsverstümmelung des Gegners.³⁹⁴ Ernst Moritz Arndt, auch wenn er in seinem „Schlachtgesang“ von 1810 von den „franschen Affen“ sprach – er mochte sich da an Voltaire anlehnen³⁹⁵ –, hatte immerhin noch die „Höhe des Großen und Menschlichen [...], der erhabenen Einheit und Göttlichkeit der Welt in Tugend, Wissenschaft und Kunst“ respektiert, wo „die große Gemeinschaft der Völker“ beginnt. „Wer *da* noch hassen kann“, so fuhr er fort, „ist ein Barbar oder ein Thier.“³⁹⁶ Richard Dehmel vertraute noch 1915 darauf, dass „keinerlei Grund zu der Befürchtung“ vorläge,

„daß der internationale Zusammenhang der Künste und der Wissenschaften, den der große Krieg zur Zeit gelockert hat, auf die Dauer zerrissen werden könnte [...], denn dieser Zusammenhang beruht nicht auf zeitweiligen Neigungen der Nationen oder gar einzelner Persönlichkeiten, er ist ein ewiges Bedürfnis der Menschheit, ist gleichbedeutend mit der Entwicklungsgeschichte des Geistes, nicht bloß des europäischen, sondern des Menschengesistes überhaupt.“³⁹⁷

Damit sind wir nun beim zweiten Stadium des „Entwertungskampfes“ angelangt: beim kritischen Wendepunkt, an welchem die Erbitterung in die Sackgasse der gegenseitigen Entmenschung einbog. Aufgekündigt wurde jetzt das eigentlich Unzerstörbare: die unmöglich zu zerreißende europäische Kulturgemeinschaft. Schon Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich dies in kleinen, Schlimmeres ankündigenden Schritten angebahnt. Eine geplante Beteiligung französischer Künstler an einer Berliner Kunstausstellung im Frühjahr 1891 war in Paris als „Landesverrat“ gebrandmarkt worden und musste abgesagt werden.³⁹⁸ Französische Schauspieler durften im September 1892 in Straßburg nicht auftreten, weil das von der deutschen Presse als „Vordringen des Franzosentums im Elsaß“ skandalisiert worden wäre.³⁹⁹ Als dann der Weltkrieg begann, erkannten Kulturträger der Entente-Mächte anfänglich noch die Leistungen der deutschen Wissenschaft, Sprache, Musik und bildenden Kunst an – wie etwa Camille Saint-Saëns, der in seiner Artikelfolge „Germanophilie“ am 19. September 1914 in *L'Écho de Paris* in Anspielung auf Arndt schrieb:

„Es ist unnütz, die Behauptung aufzustellen, daß die Künstler Deutschlands niemals Begabung gehabt haben, daß seine Gelehrten bedeutungslos sind; das heißt die Deutschen nachahmen, die uns Franzosen ein Affenvolk (*peuple de singes*) nennen.“⁴⁰⁰

Nichtsdestoweniger brach man schließlich doch auch in der Kunst die Brücken ab und ließ sich ebenso hier zu einer „Kriegsästhetisierung“ herbei, die den Feind zum kulturunfähigen Monstrum verhässlichte. Manche der international hochangesehenen Repräsentanten der Académie Française stuften im Weltkrieg konsequent alle Verdienste der deutschen Literatur, Philosophie, Kunst und Musik herab.⁴⁰¹ Henri Lavedan (1859–1940), Mitglied der Académie Française, setzte hierzu in *L'Illustration* vom 1. Mai 1915 bei der deutschen Sprache an; er nannte sie „*la langue maudite*“, „die häßlichste, härteste, unangenehmste Sprache“; er hob die „widerspenstige Scheußlichkeit ihrer Laute“ beim Singen hervor, auch wenn er für die Erlernung des Deutschen eintrat.⁴⁰² Schon vor dem Weltkrieg hatten einige französische Vorkriegsschulbücher von den „rohen germanischen Lauten“ gesprochen.⁴⁰³ Lavedan zitierte einen Passus aus Paul de Saint-Victors Schrifttum von 1871, in welchem dieser gesagt hatte, dass der Deutsche in seiner „dunklen, unentwirrbaren Sprache“ („*langue obscure et inextricable*“) seine „haßerfüllten Pläne und Raubabsichten“ genauso verberge, wie er seine „Horden in den Abgründen von Wäldern“ versteckt halte („*elle cachait ses plans de haine et ses projets de ravage, comme elle embusque ses hordes dans le fond des bois*“).⁴⁰⁴ Er knüpfte dabei an Kleists eigene Worte in der „Hermannsschlacht“ (V, 1) an, der einen römischen Feldherrn vom „feuchten Mordgrund“ und germanischen „Greuelssystem von Worten“ reden ließ.⁴⁰⁵ Kleist seinerseits rekurrierte hier auf Plutarch, *Vitae Parallelae*, Marius, XVI, 3 [414] und XX, 2 [417].⁴⁰⁶ Für Saint-Victor galt die deutsche Sprache als Ausdruck barbarischer Unterströmungen, so als habe er die Posener Reden Heinrich Himmlers vom 4. und 6. Oktober 1943 schon gekannt und deshalb vom „Idiom der brutalen Gewalt“ („*l'idiome de la force brutale*“) gesprochen⁴⁰⁷; jene „furchtbarsten Dokumente der deutschen Sprache überhaupt“.⁴⁰⁸

Die Errungenschaften der deutschen Literatur kanzelte der Literaturhistoriker und Professor für deutsche Literatur an der *Pariser École normale supérieure*, Arthur Maxime Chuquet (1853–1925), als höchstens plumpe, wenn auch fleißige Nachahmungen ab:

„Was wäre Heinrich Heine, wenn er nicht die französische Kultur gehabt hätte? Was wäre Goethe ohne Shakespeare, der ihm ‚Götz von Berlichingen‘ eingab, und ohne Rousseau, dessen ‚Nouvelle Héloïse‘ seinen ‚Werther‘ anregte? Und was wäre Schiller ohne Shakespeare und Rousseau? Ich gehe noch weiter. Was wäre das Werkzeug, dessen sich die Deutschen bedienen, was wäre ihre Sprache, wenn ihnen nicht unser durchsichtiges und klares Idiom ein Muster geboten hätte?“ Fazit: Ein vollendetes Meisterwerk hätten die deutschen Dichter aus eigener Kraft niemals hervorgebracht.⁴⁰⁹ –

1926, in derselben Sitzung der *Union Intellectuelle Française*, kam Maurice Boucher dann auch auf die deutsche Musik zu sprechen; er überraschte Thomas Mann mit der rhetorischen Frage „In welchem fremden Lande hat die *deutsche Musik* mehr Widerhall gefunden als bei uns?“⁴¹⁰ Saint-Saëns, den wir hier *pars pro toto* etwas ausführlicher zu Wort kommen lassen, weil er die Gemüter der deutschen Musikbürgerschaft heftig erregte⁴¹¹, hatte noch in *L'Écho de Paris* am 6. Oktober 1914, die Tonkunst Richard Wagners als ein von den Deutschen und ihren Helfershelfern „bei anderen Völkern eingeträufeltes Gift“ verketzert („*les Allemands et leurs collaborateurs [...] infiltraient peu à peu chez les autres peuples le poison germanique*“). Mit der Musik Wagners, durch deren schwärmerische Lobpreisung Charles Baudelaire 1861 den französischen „Wagnerismus“ ausgelöst hatte⁴¹², habe „die Scharlatanerie Mode gemacht“ („*il [= Wagner] a inauguré et mis à la mode, malheureusement, le charlatanisme*“).⁴¹³ Am 16. Oktober 1914 schmähte Saint-Saëns in demselben Presseorgan auch die Lieder Robert Schumanns, „der im Wahnsinn enden sollte“ („*celui-ci était destiné à la folie*“). Gerade dadurch, dass Schumanns „reizvolle Musik im wesentlichen deutsch“ war, „begann sie das deutsche Gift in unsere Adern einzuspritzen“ („*Mais, par cela même que sa musique, d'une charme si profond, était essentiellement allemande, elle a commencé à glisser dans nos veines le poison germanique*“).⁴¹⁴ Die Werke eines Johannes Brahms lästerte Saint-Saëns als „von unverdaulicher Deutschheit durchtränkt“ („*Ah! ce Brahms! en voilà un dont la musique est d'un germanisme indigeste!*“). Dem Komponisten Brahms habe, spottete Saint-Saëns sogar, ein „außerordentliches Glück gelächelt“ („*chance extraordinaire*“): er werde nur darum derart hochgeschätzt, weil man entdeckt habe, dass sein Name wie bei „Bach“ und „Beethoven“ mit einem „B“ beginne („*que son nom commençait par un B, comme ceux de Bach et de Beethoven*“).⁴¹⁵ Doch nicht nur die „ernste“ deutsche Musik, sondern ebenso die Wiener und Berliner Operette beargwöhnte Saint-Saëns als „feindliches Eindringen“ Deutschlands nach Frankreich („*L'envahissement germanique*“).⁴¹⁶ Der kulturessenzialistische Vorwurf des sich „eintränkenden Germanentums“ war seit 1871, seit Saint-Victors Buch „*Barbares et Bandites*“ zum *cantus firmus* der Deutschenpolemik geworden.⁴¹⁷ Hingegen hatte Richard Wagner noch 1840 an der „höheren Klasse der [französischen] Musikfreunde [...] die Anerkennung fremden Verdienstes“ gerühmt: „sie liebt mit Enthusiasmus zu bewundern, was ihr aus dem Auslande Schönes und Ungekanntes zukommt.“⁴¹⁸ Auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden in manchen Schulbüchern Frankreichs neben Berlioz auch deutsche „*musiciens*“ wie Bach, Beethoven und Wagner als „*grands hommes*“ gewürdigt und unter die „*bienfaiteurs du monde*“ gezählt.⁴¹⁹ –

In ganz analoger Weise entwickelte sich gleichfalls in Deutschland eine feindselige Differenzsemantik: das kulturell imponierende *Œuvre* Frankreichs wurde in Arndt'scher

und Langbehn'scher Manier herabgesetzt, wobei man einige literaturkritische Ansätze bei Jean Paul hemmungslos übertrieb⁴²⁰, und führte so die Tradition der Herabwürdigung alles „Welschen“ als für die deutsche Kultur schädlich fort. Dabei hatte es noch vor dem Krieg durchaus einen massenhaften, wenn auch immer wieder kritisierten Import von übersetzter französischer Literatur gegeben, der nun aber nach dem August 1914 völlig abbrach.⁴²¹ Diesem Abbruch korrespondierte die eskalierende Abwertung aus identitär aufgeladenen Geschmacksfragen.⁴²² Hieß es jetzt in Frankreich *„Il faut dégermaniser la civilisation“*⁴²³, so lautete es in Deutschland umgekehrt genauso. Arndt hatte das „Franzosen-tum“ in Bausch und Bogen als „teuflich“ abgelehnt, da es sich „zu tief in unsere edlen Teile eingefressen“ habe. „Die Krankheit“ alles Französischen sei derart „eingewurzelt und das Übel so hartnäckig“, schrieb Arndt, „daß eher zehn andere Lügenteufel auszutreiben sind als dieser zierlichste und gauklischste von allen.“⁴²⁴ Das Französische charakterisierte Arndt geradezu als unsittlich:

„eine leichte, flatternde, tändelnde, in ewigem Halbschatten zwischen Licht und Nacht, Lüge und Wahrheit hin- und herzitternde, schwebende und spielende Sprache. [...] Schon in der welschen Sprache an sich ist eine Lüge der Eitelkeit und ein Bewußtsein der Sünde und ein Mangel der Unschuld.“⁴²⁵

Julius Langbehn hatte die französische Literatur als „Zolaismus“ verurteilt, er hatte sie als „Zuchthausarbeit“, als „akademisch steif und glatt“, als „Schreinerarbeit“, als „Triumphe der Trivialität“, als „bar jeder Genialität“ etc. geschmäht.⁴²⁶ Thomas Mann überbot dieses Negativurteil in den „Betrachtungen des Unpolitischen“ noch 1918, indem er Émile Zola als den „wichtigsten Faust- und Machtmenschen der Kunstgeschichte“ bezeichnete, ihn „einen epischen Giganten von viehischer Sinnlichkeit, stinkender Übertriebenheit, unflätiger Kraft“ schimpfte.⁴²⁷ Wie zahm klangen demgegenüber noch Richard Dehmels Bemerkungen im Kriegstagebuch über die „Hohlheit“ der französischen Lyrik, über ihre „ahnungslose Redseligkeit, ihr[en] Mangel an liedhafter Innigkeit“.⁴²⁸ Katholische Prediger wie Dr. Adam Senger, Weihbischof und Generalvikar in Bamberg, empörten sich – ebenso wie schon Arndt⁴²⁹ – vor allem über die „pikanten Ehebruchsstücke französischer frivoler Schriftsteller“:

„Unsere Unterhaltungsliteratur war ganz überwuchert von Übersetzungen französischer Romane, die in schamlosester Weise die Unsittlichkeit verteidigen und verherrlichen. In Millionen von Exemplaren haben die lüsternen Romane eines Zola, obgleich sie auf dem Index stehen, den Weg in das deutsche Haus gefunden und viele junge Herzen betört und vergiftet.“⁴³⁰

Die schon 1913 entstandenen, aber erst 1920 in den Süddeutschen Monatsheften (17. Jg., Bd. II, Heft 9) veröffentlichten „Bemerkungen zur französischen Literatur“ von Josef Hofmiller (1872–1933), die auch abfällige Werturteile zum musikalischen Schaffen Frankreichs enthalten⁴³¹, sind ein Paradebeispiel dafür, mit welcher Vehemenz identitärer Abgrenzung auch auf deutscher Seite – schon kurz vor dem Weltkrieg – die kulturellen Verbindungen zwischen Deutschland und Frankreich gekappt wurden, für die im 19. Jahrhundert euro-

päisch gesonnene Dichter und Schriftsteller wie etwa Goethe⁴³² und Germaine de Staël⁴³³ in sympathischer Ausgewogenheit eingetreten waren. Im Siebziger Krieg war dagegen der Nationalhass auf deutscher Seite noch nicht derart gestiegen, dass er Richard Wagner untersagt hätte, das musikalische Schaffen Daniel-François-Esprit Aubers (1782–1871) zu würdigen.⁴³⁴ Was Hofmiller betrifft, genügt es, eine Auswahl aus seiner (z. T. von Schopenhauer beeinflussten⁴³⁵) Kaskade gehässiger Invektiven zu zitieren:

„Durch das Abreißen und die radikale Verleugnung der mittelalterlichen [germanischen] Tradition“ [in der französischen Literatur] ist „das Dichterische im 18. Jahrhundert“ völlig abgestorben. „Das Germanische ist eliminiert, damit aber zugleich die Frische, das Lebenzeugende.“ „Die Verleugnung des germanischen Teils ihrer Vergangenheit“ zeigt ihre „tiefe Verlogenheit.“ Die französische Literatur ist damit „auf das Künstliche eingestellt, nicht auf das Künstlerische.“ „Das Französische übernimmt [...] vom Römischen zwar nicht die metrische Form, wohl aber die ganze auf diese Form zurückgehende Künstlichkeit und Zweiterhandhaftigkeit [!].“ Die Literatur besteht aus „nasal getrübt“, „verdorbenem Latein“, wird schließlich „typisch ungenial“, „unenthusiastisch“, „pedantisch-fanatisch“, „innerlich freudlos“, „klassizistisch verkümmert“, „allmählich absterbend“, „blutverarmt“, „sprachverarmt“, „wie ein Klavier, dem die untern und die obern Oktaven fehlen, und das auch in der Mittellage keine schwarzen Tasten hat.“ Die Dichter schreiben „nicht für das Volk, nicht für die Nation, sondern für ein ganz bestimmtes Salonpublikum“. „Das ‚grand siècle‘: alles aus dritter Hand: Hofliteratur, ja Kastenliteratur, [...] humorlos, phantasielos.“ „Was fehlt? Das Volkstümliche. Das Religiöse [...]. Das Mythische. Das Metaphysische. Das Musikalische.“ „Der Hauptmangel dieser Literatur: sie läßt sich von keiner größeren befruchten. Die großen Erlebnisse fehlen: das Erlebnis Bibel, das Erlebnis Shakespeare, das Erlebnis Homer.“ „Wenn die römische Literatur durchwegs aus zweiter Hand ist, aus wievielter ist dann die französische?“ „Voltaire hat etwas vom *commis voyageur*: aufdringlich, unfrein, liebt die Zote, betriebsam.“ „Eine Literatur zweiter Hand und zweiten Ranges.“ Etc.⁴³⁶ –

Mit solchen die Gemeinsamkeit der menschlichen Kultur aufkündigenden Weichenstellungen geriet man nun freilich auf eine endgültig abschüssige Bahn. Wo man „Worte und Klänge“ als „Regenbogen und Traumbrücken“ verneinte, die das „ewig Getrennte“ verbinden sollten (so Nietzsche⁴³⁷), wurden die Rezeptionsgrundlagen für weitere und noch fatalere Zurückstufungen gelegt. Der Schritt vom Vorwurf der kulturellen Minderwertigkeit war nicht weit vom nächsten entfernt, den Gegner für unfähig zu jeglicher Kulturleistung zu erklären. Ausgehend von solcher gegenseitigen Herabsetzung ging es schließlich nicht mehr nur darum, den Feind zu diskreditieren, sondern ihn als kulturlos direkt zu enthumanisieren. Aus der menschlichen Zivilisation ausgestoßen unterschied den Gegner nun nichts mehr von wilder Bestie. Das war viel mehr als das, was Stefan Zweig in seinen „Erinnerungen an Émile Verhaeren“ einen „feurigen Vorhang, der zwischen uns gefallen“ war, nennen und als Zerstörung aller kulturellen, geistigen Brücken bezeichnen sollte.⁴³⁸ Die blindwütige gegenseitige Kulturvernichtung der beiden Weltkriege, das in Schutt-und-Asche-Legen gemeineuropäischer Parthenons, hatte auch hier seinen Ursprung.⁴³⁹ Der sich nun anbahnende „Entwertungskampf“ führte zu einem Völkerhass, in welchem der Feind immer mehr sein menschliches Antlitz verlor und nur man sich selbst als identisch mit dem Humanum fühlen durfte.⁴⁴⁰ Diesem Tief-

punkt näherte man sich sehr bald auf beiden Seiten der Fronten. Léon Daudet (1867–1942), Schriftsteller und Publizist, Mitglied der Académie Goncourt, schrieb in seinem Artikel „Die deutsche Minderwertigkeit, ihre Bestialität („*L'infériorité allemande – Leur férocité*“), der am 22. August 1914 in der Tageszeitung *L'Action Française* (Jg. VII) erschien:

„In Wirklichkeit ist das deutsche Temperament von den höchsten Schichten bis in die untersten hinab ein viehisches Temperament, bei dem der Mangel an Takt von einem allgemeinen Mangel an Empfindungswärme bedingt wird. Diese Bestialität ist methodisch, als Element der völkischen Überlegenheit, der Herrschaft und der Eroberung ohne Rausch oder Katzenjammer. [...] Die Kultur erfordert, daß der Franzose, der Engländer, der Russe und der Belgier das deutsche Schwein in diesem Augenblick, in dem sie es gepackt halten, ohne Gnade auf ihrer Schlachtbank ausbluten lassen. Erst dann wird man aufatmen.“⁴⁴¹

Dass vermutlich kaum ein normal fühlender und denkender Franzose so dachte und alle oben zitierten Schmähungen französischer wie deutscher Akademiker lediglich Einzelstimmen (wenngleich publizistisch gewichtige) waren, belegt eine Notiz bei Thomas Mann in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“. Mann zitiert dort aus dem „Figaro“ die zu Anfang des Weltkrieges gefallene Äußerung eines französischen Bauern über die auf seinem Feld arbeitenden deutschen Gefangenen:

„Das Ungeziefer! Man möchte sie erschlagen, und doch kann man nicht, da sie schließlich doch auch Menschen sind.“⁴⁴²

*b) Die Entmenschung des Gegners durch Zoologisierung in Satire, Karikatur,
Cartoon und Comic – Drittes Stadium*

Wir kommen damit zum *dritten und vorletzten Stadium* des „Entwertungskampfes“. Diese Stufe brachte die ganze Entwicklung endgültig zum Kippen, denn jetzt wurde der Gegner zur Untermenschen-Rasse, zum „Vieh“, zum „Ungeziefer“. Diese gesteigerte Eskalation der Gräuelpropaganda, die den Krieg doch eigentlich als Kampf um die *Erhaltung* des Humanums ästhetisierte, brach sich vor allem im Genre der Satire und Karikatur Bahn. Zwar enthielten die bisher schon dargestellten Beispiele der Gräuelpropaganda einzelne Elemente der Satire und Karikatur in Wort und Bild; gleichwohl erfordert an dieser Stelle die speziell ikonographische Gesichtsverstümmelung des Deutschen durch Zoologisierung in der Entente-Presse eine eigene Erörterung, bevor wir auf das deutsche Pendant der rassifizierenden Gesichtsverstümmelung des Gegners zu sprechen kommen.

Krummacher könnte, wie wir schon oben gehört haben, in der Besprechung des Achten Gebots „Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“ indirekt auch auf die entmenschenden Überspitzungen der Satire und Karikatur in der Entente-Presse Bezug genommen haben. Darauf deutet sein Satz „und auch im Scherz [soll man] nie die Unwahrheit sagen“ hin. Satire, Karikatur und *Scherz*, auch darauf hatten wir schon hingewiesen, waren im deutschen Sprachgebrauch aufgrund häufiger Gattungsmischungen nahe aneinandergerückt.⁴⁴³ Ferdinand Avenarius (1856–1923) stellte noch 1918 sechs

Karikaturen aus französischen und italienischen Zeitungen als „Scherze“ zusammen, mit denen die graphische Entwürdigung alles Deutschen zur viehischen Comicfigur durch die gleichzeitige Zuschreibung von Grausamkeit und animalischer Tölpelhaftigkeit versichert wurde.⁴⁴⁴ Insbesondere stand die zoologisierende Darstellung Wilhelms II. sowohl verbal wie auch bildhaft als „*Monster of Berlin*“⁴⁴⁵ und „Antichrist“ im Vordergrund der Entente-Propaganda.⁴⁴⁶ Sie ließ in Wilhelm II. die archaischen Hassbilder von Ungeheuer und Widerchrist miteinander verschmelzen. Arthur Ponsonby urteilte später: „*The Kaiser turned out to be a most promising target for concentrated abuse.*“⁴⁴⁷ Gerhart Hauptmann hatte bereits am 26. August auf Maurice Maeterlinck (1862–1949) hingewiesen, der nach einer Notiz der *Kölnischen Zeitung* vom Tag zuvor einem seiner Freunde Gérard Harry (1856–1931) geschrieben hatte: „Kämpfen will ich gegen den Feind des menschlichen Geschlechts, das Monstrum der Welt“⁴⁴⁸, womit ohne Zweifel Wilhelm II. gemeint war. Krummacher als Theologe wird sich bei solcher Verhässlichung lebhaft an die mittelalterlichen Spott- und Schmähschriften Luthers, die Schmach- und „Famoslibellen“, Pasquille, Spottlieder und -gedichte, die Gräuelkarikaturen der Mitstreiter Luthers gegen das „Untier“ Papsttum erinnert⁴⁴⁹ und auch in den von Luther mit Reimversen versehenen Zerr- und Schmachbildern Lucas Cranachs zum „Antichristen zu Rom“⁴⁵⁰ ein Analogon zur Kampagne der Entente-Schmähung gegen seinen Kaiser gesehen haben.

Die Karikatur des Vandalen- und Germanentums fiel im Ausland traditionellerweise⁴⁵¹ affenähnlich und in diesem Sinn auch immer satirisch verwertbar aus.⁴⁵² Es war kein Zufall, dass Wilhelm II. in den Cartoons ab August 1914 in Hunderten von Varianten als ein trotz aller Schrecklichkeit auch zum Spott reizender Höhlenmensch, Gorilla oder menschenfressender „Gargantua“⁴⁵³ erschien. Aufgrund seiner mit Bartwischse nach oben gezwirbelten Schnurrbartborsten wurde Wilhelm II. keilerartig portraitiert. Das ihm zugeschriebene Menschenfressertum, das Gegenstand karikaturistischer Verhöhnung wurde, kam in Frankreich nicht zufällig zustande. Es ging auf eine Formulierung aus Revolutionszeiten zurück, die man in der Gräuelpropaganda – wie bei den in Deutschland bekannten „Krähwinkliaden“⁴⁵⁴ – ins Buchstäbliche übertrug. Der konstitutionelle Bischof des Sprengels Blois und Deputierte Abbé Henri Grégoire (1750–1831) hatte am 21. September 1792 vor dem Konvent eine Metaphorik etabliert, derzufolge die „unheilvolle Rasse der Könige“ („*la race funeste des rois*“) eigentlich zu den „Raubtierrassen“ („*races dévorantes*“) zu zählen sei, die sich von Menschenfleisch ernähre („*que vivaient de chair humaine*“). In der moralischen Ordnung seien die Vertreter königlicher Dynastien demnach dasselbe, was die Monster in der physischen seien („*Le roi est dans l'ordre moral ce qu'au physique est le monstre*“).⁴⁵⁵ Der Volksmund hatte daraus das Seinige gemacht. Auf St. Helena wurde Napoleon I. daher einmal von einem englischen Mädchen gefragt, ob es wirklich stimme, was man sich über ihn in ihrer Heimat erzähle, „dass er gerne Babys essen“ würde.⁴⁵⁶ Diese den Gegner zum Raubtier rassifizierende Metaphorik Grégoires wirkte sich nun auch im französischen Schulunterricht aus. Pädagogen, die es eigentlich besser wussten, übertrugen das Grimm'sche Märchen vom „Rotkäppchen“ 1:1 auf das Verhältnis von Franzosen und Deutschen, so dass Wilhelm II. zum „bösen Wolf“ *par excellence* mutierte. „Wisset, trotz Eures zarten Alters, warum Euer Vater abwesend ist“, wurde 1916 französischen Kindern ins Heft diktiert (ihre Schulhefte hatten deutsche Soldaten im Schutt von Bruay, Pas de Calais, aufgefunden),

„Es ist für Euch, und um Euch zu verteidigen. Dafür gibt er all sein Blut her! Liebe Kleinen! In unseren Wäldern mit den blumigen Pfaden gibt es noch mehr als einen Wolf, der auf der Lauer liegt und die Rotkäppchen überfällt und auffrißt. Da ist ein ungesittetes, grausames, blutdürstiges und neidisches Volk, das für die Kinder Eures Alters noch gefährlicher ist, als die Wölfe. Die Deutschen! So nennt sich das Volk Wilhelms II., eines Königs, der unter seiner Maske als Mensch nur ein Ungeheuer, ein scheußlicher Menschenfresser ist. Sein Gegenstück, der Kaiser von Österreich, ißt mit Vorliebe kleine Kinder, und da er sieht, wie reich und schön Frankreich ist, möchte er es den Franzosen wegnehmen.“⁴⁵⁷

Die Cartoons präsentierten Wilhelm II. mit dem Gesicht eines „ogre“, „*bête infernal*“, eines Untiers mit dem „Wolfsgefreß“; man zeigte ihn, wie er sich an der kaiserlichen Hof-tafel sitzend gütlich tat an den „Delikatessen“ abgeschlagener Köpfe, herausgerissener Augen und Zungen und sich den Teller mit sprossenähnlichen Kinderleichen volllud.⁴⁵⁸ Frei nach Abbé Gregoire zur menschenfressenden Raubtierrasse gehörig konterfeite man ihn „in seiner Menschenmaske“ als „*boucher*“. Über sein „Wolfsein“ legte man die Imagerie des Fleischers, der in seinem Metzgerladen „Wilhelm & Söhne, Schlächtermeister“ Köpfe, Füße, Därme und mit dem Seitengewehr abgeschnittene Frauenbrüste aus Verdun als Leckerbissen zum Kauf feilbot. Andere Darstellungen zeigten ihn – auf sein „Gottesgnadentum“ gemünzt – als „*L'Envoyé de Dieu*“. Unter dem biblischen Motto „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ (Matth. 19, 14 Parr.) stand er da als Metzger, angetan mit bluttriefender Schlachterschürze, eine riesenhafte Machete in der rechten Hand haltend, und hackte mit einem Schlachthofbeil Kindern reihenweise die Hände ab.⁴⁵⁹ Man erschrickt freilich vor der Tatsache, dass „des Untiers Schanze“⁴⁶⁰, die „Wolfsschanze“, nur wenige Jahrzehnte später Wirklichkeit wurde.

Ausgehend von dieser Horror-Imagerie des deutschen Kaisers kippten dann die Kaiser-Cartoons hinüber zur generellen Herabstufung aller deutschen Soldaten⁴⁶¹ und schließlich alles Deutschen zum „Schwein“ und zum „reißenden Raubtier unter der „Menschenmaske“. Eine französische Kriegspostkarte zeigte Wilhelm II. als pickelhaubentragenden Eber mit der Beschriftung: „*Il est nécessaire d'abattre 20 millions de cochons en Allemagne. [Du siehst hier] le premier de ces messieurs!*“⁴⁶² Hochgestellte Persönlichkeiten des akademischen und literarischen Lebens Frankreichs stimmten mit ein.⁴⁶³ Léon Daudet erklärte am 22. August 1914 in der Tageszeitung *L'Action Française* alle Deutschen als nicht mehr zur Gattung Mensch gehörig; er nannte sie wörtlich „dieses blutdürstige Viehzeug mit Menschengesicht“ (*ces brutes sanglantes à face humaine*).⁴⁶⁴ Auch von dieser Äußerung kann Krummacher aus den Zeitungen des Auslands erfahren haben.

Der Deutsche wurde zur wörtlich genommenen „Bestie“, zum „Ungeziefer“ („*Nous bouterons dehors cette vermine germanique!*“⁴⁶⁵); und zu diesem Vorwurf der deutschen Bestialität passte dann, dass in den Lesebüchern sogar gespottet wurde, dass der „böse Geruch der Preußen“ die Tiere vertreibe oder ein preußischer Gendarm beim Spaziergang mit seiner Familie die Vögel vom Singen abhielte („*et à l'instant les oiseaux cessent de chanter*“⁴⁶⁶). Dem „besonderen Körpergeruch der deutschen Rasse“⁴⁶⁷ widmete Edgar Bérillon (1859–1948) mit seiner Theorie zum „stinkenden Rassenschweiß“ der Deutschen („*bromidrose fétide*“) besondere Aufmerksamkeit. Bérillon hat das zweifelhafte Verdienst, 1915 mit seiner These über den deutschen Körpergeruch eine rassendiskriminierende

Urologie begründet zu haben.⁴⁶⁸ Die Deutschen wurden zu „stinkenden Tieren“ und einer „endlich auszutilgenden Rasse“, wie Thomas Mann Romain Rolland gegenüber tadelte.⁴⁶⁹ Die nationalsozialistische Untermenschen-Biologie warf ihre Schatten auch außerhalb Deutschlands voraus. Freilich konnte man bei der Zoologisierung der Preußen zum Halbtier auch Anleihen aus der Satire „Schloßlegende“ des auf dem Montmartre bestatteten Heinrich Heine (1797–1856) machen.⁴⁷⁰

*c) Der verbal vorweggenommene Holocaust als letzte Konsequenz:
Der Gegner als Untermensch – Viertes Stadium – Alte, böse Erbschaften
deutscher Theologie, zweiter Teil: das „Incipit Hitler“*

Mit dem vierten Stadium wurde das „Incipit Hitler“ erreicht. Diese vierte Stufe setzten die Deutschen fort, da sie die stärksten identitären Aprioris hatten (Luther, Hegel, Fichte, Arndt), hinter die sie nach 1918 im Unterschied zu den Entente-Mächten nicht mehr zurück konnten. Auf Seiten der Deutschen war die Propagierung der rassistischen Minderwertigkeit und Bastardisierung alles Nicht-Deutschen schon seit Ernst Moritz Arndt mit Berufung auf Tacitus’ „Germania“, Kapitel 4⁴⁷¹ vertreten worden.⁴⁷² Auch Krummacher kann sich den ursprungsmythisch motivierten Welschenhass Arndt’scher und Kleist’scher Machart⁴⁷³ nicht verhehlt haben. Er kannte Arndts Schlachtgesang von 1810 („Zu den Waffen! zu den Waffen! / Zur Hölle mit den franschen Affen!“), in welchem Arndt sein eigenes Volk gleich mit zu Bestien herabstufte: „Voll Wuth der Tiger und Hyänen; / Von diesen Augen keine Thränen, / Bis unser ist der teutsche Rhein!“ Er kannte auch die grässliche „Hermannsschlacht“, in der Kleist alle Regeln verwarf, die noch im 18. Jahrhundert den Krieg vor Ausartung zu bewahren versucht hatten, wo Kleist den Gedanken des „totalen Krieges“ vorwegnahm, „der nichts und niemanden schont, auch nicht das Eigene, und in dem jedes Mittel, auch das hinterlistigste und grausamste, gerechtfertigt“ wird.⁴⁷⁴ Bei Arndt war das Wort „Affe“ vielleicht noch halbe Redensart gewesen. Noch vergleichsweise „harmlos“ klang es bei Nietzsche, wenn er die Engländer als „unphilosophische Rasse“ ansah, wenn er behauptete, ihrem Christentum entströme der „ächt englische Nebengeruch von Spleen und alkoholischer Ausschweifung“, wenn er sie als „Vieh von Trunkenbolden“ einstufte und zur englischen Humanität verachtend hinzufügte, dass „für jenes Vieh“, das „unter der Gewalt des Methodismus und neuerdings wieder als ‚Heilsarmee‘ moralisch grunzen“ gelernt habe, „wirklich ein Busskrampf die verhältnismäßig höchste Leistung von ‚Humanität‘“ sei, „zu der es gesteigert werden“ könne.⁴⁷⁵ Später forderte aber derselbe Nietzsche schließlich „die schonungslose Vernichtung alles Entartenden und Parasitischen“.⁴⁷⁶

Die rassistisch abwertende Klangfarbe war auf der deutschen Seite auch in theologischer Schattierung zu vernehmen. Zu welcher verwerflicher Unmäßigkeit sich die Theologie des Hasses auf deutscher Seite auswuchs, werden wir noch weiter unten in den Kapiteln IV, 2 und VII anhand der darwinistisch-rassistisch geprägten Kriegsliteratur und Kriegsliturgie festzustellen haben. Im September 1914 erschien in der Berliner Tageszeitung „Welt am Morgen“ das Gedicht „Deutschland, hasse!“ von Hofrat Heinrich Vierordt (1855–1945), der sonst in Musenalmanachen mit zartfühlenden Poemen hervortrat⁴⁷⁷:

„O du Deutschland, jetzt hasse mit eisigem Blut,
Hinschlachte Millionen der teuflischen Brut,
Und türmten sich berghoch in Wolken hinein
Das rauchende Fleisch und das Menschgebein!

O du Deutschland, jetzt hasse geharnischt in Erz:
Jedem Feind einen Bajonettstich ins Herz!
Nimm keinen gefangen! Mach jeden gleich stumm,
Schaff zur Wüste den Gürtel der Länder ringsum.

O du Deutschland, jetzt hasse! Im Zorn glüht das Heil,
Und zerspalt ihre Schädel mit Kolben und Beil!
Diese Räuber sind Bestien, sind Menschen ja nicht.
Mit der Faustkraft vollstrecke des Herrgotts Gericht.“⁴⁷⁸

Es geschah dann eben in Deutschland, dass man mit der Reinhaltung eigener Identität von Kultur und Rasse wortwörtlich mörderischen Ernst machte und *ad oculos* demonstrierte, was es in mimischer Umsetzung zu bedeuten habe, wenn man Feinde zu hässlichem Gewürm erklärte, das man systematisch hinschlachten und zerstampfen musste. Der Unterschied zur Entente-Propaganda bestand auf deutscher Seite darin, dass hier, angestiftet von solchen Wortverbrechen, nur wenige Jahrzehnte später dem sprachlichen Holocaust der in die Tat umgesetzte Holocaust folgte:

„Weh den Besiegten! Härtester der Sprüche,
An ihren Nacken wird er kalt vollstreckt.
Mit Schlächterruhe ohne Haß und Flüche
Zermalmst die Brut und was sie ausgeheckt.
Der Sieger wird die Großmut unterdrücken
Und über schmähschlingel hingekrümmte Rücken
Hinstampfen wie auf häßliches Insekt.“⁴⁷⁹

In erschreckender Weise waren es auch deutsche Weltkriegsintellektuelle selbst, die das Gesicht ihres eigenen Humanismus' karikaturhaft verstümmelten, indem die den eigenen kulturellen Rückhalt niederrissen, der vor Schlimmerem hätte bewahren können. Dafür steht etwa das Gedicht „Führer“ von Ernst Lissauer (1882–1937), das am 14. September 1914 in der Vossischen Zeitung abgedruckt wurde. Dieses Elaborat – eine der törichtsten Konjunkturpoesien Lissauers überhaupt – karikierte vor der Weltöffentlichkeit die deutschen Geistesgrößen als „Generalstab der Geister“. Luther, Bach, Kant, Schiller, Beethoven und Goethe würden mit ihren jeweiligen Kulturleistungen gleichsam stiefelnknallend (wie im Generalstab üblich) an der deutschen Kriegsführung „mitwalten“. Der Nationalökonom Werner Sombart entdeckte die höchste Vereinigung von Potsdam, Weimar, Faust, Zarathustra und Beethoven-Partitur in den deutschen Schützengräben wieder; „Eroica und die Egmont-Ouvertüre“ seien „doch wohl echter Militarismus.“⁴⁸⁰ Lissauer und Sombart (sowie 1930 Friedrich Hielscher, der hier nachzog⁴⁸¹) erniedrigten damit nicht nur das deutsche Pantheon der großen Toten als Wachtparade eines – nach Vorbildern

aus der germanischen Mythologie⁴⁸² – vom Himmel herab mitkämpfenden Kriegsvolkes, sondern sie trugen mit solcher Verhunzung der deutschen Vertreter des Humanismus zu einer „im Gefecht stehenden Gedankentruppe“⁴⁸³ dazu bei, dass schließlich auch die letzten eigenen ethisch-ästhetischen Widerlager deformiert wurden, die sich noch dem „*Incipit Hitler*“⁴⁸⁴ und dem Holocaust hätten in den Weg stellen sollen:

„*Führer*

An den Grenzen im Westen und Osten
An beiden Meeren, entlang den Strand,
Erdharte Wolken lagern, Land überm Land,
Himmlische Mannschaft steht in Lüften auf Posten.

Luther, der Landsknecht Gottes, mit reisiger Bibel bewehrt,
Bach, vorbetend preisende Orgelgesänge,
Kant, gewappnet mit Pflicht, gewappnet mit Strenge,
Schiller, die mächtige Rede schwingend als malmendes Schwert,

Beethoven, von kämpfenden Erzmusiken umdröhnt,
Goethe, kaiserlich ragend, von Tagewerksonne gekrönt,
Bismarck, großhaufig, geharnischt, pallaschbereit,
Des ewigen Bundes Kanzler in Ewigkeit,

Seht sie gedrängt verdämmern in Ferneschein,
Dürer und Arndt und Hebbel, Peter Vischer und Kleist und Stein.
Rings über Deutschland stehn sie auf hoher Wacht,
Generalstab der Geister mitwaltend über der Schlacht.“⁴⁸⁵

1932, auf seiner „Goethereise“, registrierte Thomas Mann in Weimar diese selbe, aber inzwischen fortgeschrittene Karikierung deutschen Humanistentums als eigenartige „Vermischung von Hitlerismus und Goethe.“ In einer Festrede, die er sich anhörte, wurde die Iphigenie als „ein durch und durch völkisches Stück“ gekennzeichnet.⁴⁸⁶ In seinen „Tagebuchblättern“ vom März 1933 notierte Mann, dass einige Ordinarien deutscher Universitäten Goethe und Schiller zu „ersten Nationalsozialisten“ erklärt und Schiller als „einen dorisch-germanisch-friderizianischen Menschen“ dargestellt hätten.⁴⁸⁷

Als Sir Robert Vansittart (1881–1957), Unterstaatssekretär im Foreign Office, diplomatischer Chefberater Seiner Majestät Regierung, 1941 auf dem Gipfelpunkt des deutschen Holocaust-Verbrechens seinen „*Black Record*“ ausarbeitete, konnte er sich nicht nur durch unleugbare Wahrheiten deutscher Gräueltaten des Ersten Weltkriegs⁴⁸⁸ in seinem krassen Urteil über den deutschen „*butcher-bird*“ („it was steadily destroying all its fellows“)⁴⁸⁹ bestätigt fühlen, sondern auch schon durch deutsche Aussagen etwa Goethes⁴⁹⁰ oder Hölderlins⁴⁹¹ zu ihrer eigenen Kultur.⁴⁹² Er kam zu dem Schluss, den man als „Vansittartismus“ bezeichnet hat, dass Hitler kein „accident“, kein deutsches Oberflächenphänomen gewesen sei, sondern ein im geistigen Erbe des Deutschtums tief verankerter Antizivilisationsvorgang: „*the natural and continuous product of a breed which from the dawn of history has been predatory and bellicose*“⁴⁹³, der eben für Nichtdeutsche

nicht bloß auf dem arbiträren Weg eines feindseligen Eklektizismus zu eruieren ist. Ältere Autoren wie David Leslie Hoggan (1923–1988) unterstellten Vansittart antideutsche „fanatische Hassbesessenheit“.⁴⁹⁴ Olaf Rose bezeichnete Vansittart als „Haßprediger“.⁴⁹⁵ Von der Befürchtung eines ständigen, gleichsam „im [deutschen] Blut lauernden Virus“, der „plötzlich mit Giftigkeit“ hervorgebrochen sei, so als ob eine Erbkrankheit vorliege, deren proleptisch sich zeigende Symptome⁴⁹⁶ während des späteren Hitlerischen Reiches sich zur mörderischen Tollheit gesteigert hätten, wurden aber auch deutsche Intellektuelle wie Heinrich Mann, Hans Carossa, Victor Klemperer u. v. a. beschlichen.⁴⁹⁷ Rudolf Joerden (1901–1985) sah im Kleist'schen Hermannsdrama die ganze NS-Apparatur der politischen Kriegführung und vergiftenden Meinungsmache vorgebildet und hielt es für keinen abwegigen Gedanken, Hermann und seine Paladine in SS-Uniformen auftreten zu lassen.⁴⁹⁸ Die riesenhaften Mordanlagen der deutschen Massakergesellschaft⁴⁹⁹ von 1941 verliehen Vansittart ein gewisses Recht dazu, den Verweis auf das nationalsozialistische System nicht für nur boshaft eklektisch zu halten. 1947 glaubte Wolfram von Hanstein (1899–1965) – durchaus im Einklang mit einer prominent vertretenen französischen Geschichtsauffassung der Zwischenkriegszeit⁵⁰⁰ – in seinem „Abriß der deutschen Geschichte“, Hitler zum „Vollstrecker“ des „mit reisiger Bibel bewehrten“ Luther erklären zu können, indem er aus dessen Schrifttum, aus den Jahrhunderten der Reformation, aus den deutschen Freiheits- und Einigungskriegen, dem Ersten Weltkrieg bis zum Zweiten Weltkrieg hin diejenigen geistigen Errungenschaften eines alten, bösen Erbes aufzählte, die sich zu einem „geraden, folgerichtigen“ Unheilszyklus zusammenfügen würden.⁵⁰¹ Zu Luther stellte Thomas Mann in seinem Tagebucheintrag vom 19. Oktober 1937 die ähnliche Überlegung an, dass Hitler „kein Zufall, kein illegitimes Unglück, keine Entgleisung“ sei: „Von ihm fällt ‚Licht‘ auf Luther zurück, und man muß diesen weitgehend in ihm wiedererkennen. Er ist ein echtes deutsches Phänomen.“⁵⁰² Selbst Nietzsche hatte eine „Verhängnis“-Linie von Luther aus über die „deutsche Philosophie“ und die Freiheitskriege bis zu Bismarck ausgezogen.⁵⁰³ Julius Streicher (1885–1946) präsentierte sich denn auch – wie das übrigens am 17. Dezember 1941 schon sieben deutsche Landeskirchen getan hatten⁵⁰⁴ – in der Vormittagssitzung des 116. Verhandlungstags des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses als gehorsamer Schüler des Reformators mit dem Hinweis auf dessen antijüdische Schriften:

„Es wurde zum Beispiel bei mir ein Buch beschlagnahmt von Dr. Martin Luther. Dr. Martin Luther säße heute sicher an meiner Stelle auf der Anklagebank, wenn dieses Buch von der Anklagevertretung in Betracht gezogen würde. In dem Buch ‚Die Juden und ihre Lügen‘ schreibt Dr. Martin Luther, die Juden seien ein Schlangengezücht, man solle ihre Synagogen niederbrennen, man soll sie vernichten ...“⁵⁰⁵

Selbst die auch Züge des Eklektizismus tragende radikale Prophetie *ex eventu* von Hans-Heinrich von Thun war nicht ganz ohne jede Evidenz. Auch der sehr besonnene und vorsichtige Karl Barth (1886–1968) zog 1939 eine Gerade von Luther über Friedrich den Großen und Bismarck bis zu Hitler aus⁵⁰⁶ und fragte sich 1945, ob mit dem zertretenen „Schlangenkopf“ Hitler auch „Friedrich und Bismarck, auch Fichte und Treitschke tot“ seien.⁵⁰⁷ Barth hätte auch nach dem „Tode Nietzsches“ fragen können, dessen Hinterlassenschaft auf die

Holocaust-Linie gehört, weil dieser dazu riet, „ohne Mitleid [...] mit allem Ausschuß und Abfall des Lebens“ zu sein und das zu vernichten, „was für das aufsteigende Leben bloß Hemmung, Gift, Verschwörung, unterirdische Gegnerschaft sein würde.“⁵⁰⁸ Zuletzt hat Eckart Conze mit Hinweis auf neuere Autoren die These des mit schweren geistigen Hypotheken belasteten „deutschen Sonderwegs in die Moderne“ diskutiert.⁵⁰⁹ War also, wenn man den Zeitraum von 1914–1945 als ganzen betrachtet, die Gräuelpropaganda der Entente in richtiger Vorahnung und Erkenntnis des „*Incipit Hitler*“ nicht doch berechtigt, auch wenn sie sich des Eklektizismus befleißigte und zum Teil aus ungeheuerlichen Einzelügen zusammensetzte?

4) Krummachers Versöhnungsappell im europäischen Entwertungskampf:
In den Fußstapfen Jesu den Hass der Gräuelpropaganda ersetzen durch Eklektizismus und Pauschalisierung der Liebe zur Welterzeugung des Gottesreiches

Nach der Schilderung des europäischen Entwertungskampfes und seiner furchtbaren Auswüchse des Nationalhasses als Vehikel der Kriegsästhetisierung kehren wir zu Krummachers Auslegung des Achten Gebotes „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“ zurück.

21. Std. 8. September [1914]

„Es gibt unglückliche Menschen, /⁴³ die mit Augen der Lieblosigkeit durch die Welt gehen und [in] allen Menschen nur das Schlechte sehen. Andere gibt es, die alle guten Seiten eines Menschen herausfinden. Mit Liebe finden wir den Schlüssel zu jedem Herzen. Wir sollen immer das Beste von allen Menschen denken. Es gibt einen Betrug, der jeden Menschen ehrt, das ist, zu gut von jemand [zu] denken. Wie oft regen sich die Menschen über andere auf, und haben dabei dieselben Fehler nur noch größer. „Willst du dich selber erkennen, sieh wie die anderen es treiben. Willst du die anderen verstehen, blick in dein eigenes Herz.“⁵¹⁰ – Es soll uns nicht einerlei sein[,] /⁴⁴ was die anderen über uns sagen, sondern wir sollen darauf hören und die Fehler ablegen. „Das sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen.“

Der erste von Ellen Richter notierte Satz klingt wie ein Echo des Wortes, das Thomas Mann später von Maurice Boucher in Paris hörte: dass die jüngste Geschichte zwischen Frankreich und Deutschland im Geist der Verneinung und mit den Kräften der Zerstörung gemacht worden sei.⁵¹¹ Wir gehen nach allem davon aus, dass Krummacher bei der Behandlung des Achten Gebots „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“ auch die Tragweite der Sprachverbrechen der gegenseitigen Verleumdungskampagnen im Blick hatte. Es ist nur schwer vorstellbar, dass Krummacher Anfang September 1914 seinen geradezu utopisch klingenden Kommentar zum Achten Gebot „Mit Liebe finden wir den Schlüssel zu jedem Herzen“ ganz ohne den gleichzeitigen Hintergrund der in Europa brodelnden Verleumdungskultur gesprochen haben sollte. Mitten in diesem von tiefsitzendem Hass geprägten wechselseitigen Entwertungskampf hatte Krummacher dem Ablauf seiner Stoffplanung folgend dem Evangelium gemäß über das Achte Gebot zu reden. Er konnte und durfte diesem zeitgeschichtlich schwer befrachteten Thema nicht ausweichen.

Sein Appell, im Gegner das Beste zu sehen und ihm gegenüber mit Liebe in Vorleistung zu gehen, erweckt da zuerst den Eindruck kindlich-frommer, naiv-optimistischer Abgehobenheit von den obwaltenden Umständen. In seinen Memoiren von 1937 erinnert sich Krummacher, dass ihm während seiner Ausbildung am Domkandidatenstift der damalige Ephorus D. Rudolf Kögel, (1829–1896), Oberhofprediger und Generalsuperintendent der Kurmark, „oft“ eingepägt habe, „Sie können nicht oft genug predigen über die Pflicht der Versöhnlichkeit.“⁵¹² Krummacher nahm diesen Appell gewiss ernst. Daher zeigt sich hier, mehr als irgendwo sonst im Stundenprotokoll Ellen Richters, wie Krummachers Konzentration auf den curricularen Lehrstoff auch zur politischen Stellungnahme werden konnte. Er hatte in der 20. Stunde am 3. September 1914 das Achte Gebot christozentrisch ausgelegt und dazu wie etwa Leopold Schultze und Richard Staude die Verse Joh. 14, 6 und 18, 37 zitiert: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. [...] Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“.⁵¹³ Daran hatte er die Bemerkung angeschlossen: „Die erste Voraussetzung für einen Christen ist es, daß er stets die Wahrheit [d. h. nach dem Vorbild Christi] sucht“, und in der 21. Stunde hinzugefügt: „Mit Liebe finden wir den Schlüssel zu jedem Herzen. Wir sollen immer das Beste von allen Menschen denken.“ Dem *Eklektizismus und der Pauschalisierung des Hasses* hielt er den *Eklektizismus und die Pauschalisierung der Liebe* zur Welterzeugung des Gottesreiches mitten im Krieg entgegen: „Es gibt [nur] einen Betrug, der jeden Menschen ehrt, das ist, zu gut von jemand [zu] denken.“ Krummachers Gegenkurs bestand somit in dem an beide Seiten gerichteten Appell, als „Gottesmensch“ (1. Tim. 6, 11) die Wahrheit Christi auf sich selbst anzuwenden, dem Gegner aber mit friedensbereitem Eklektizismus der Liebe und aussöhnender Pauschalisierung durch Liebe entgegen zu kommen. Das Zitat aus Gottfried August Bürger (1747–1794) „Das sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen“⁵¹⁴, wendet Krummacher hiernach *auch* auf die Feinde Deutschlands an. Zwar taucht im Stundenprotokoll Ellen Richters vom 8. September kein weiteres Jesuswort oder Apostelwort (wie 1. Thess. 5, 15; 1. Tim. 6, 11; 2. Tim. 2, 22; Hebr. 12, 14) als Beleg für seinen auf Christi Wahrheits- und Liebesgebot gestützten Gegenkurs auf; doch gleichwohl ist anzunehmen, dass Krummacher, der – wie schon oben in Kapitel III, 3 dargestellt – das „[von Jesus] vorgelebte und darum lebendige Gesetz“⁵¹⁵ als pädagogisches Auslegungsprinzip heranzog, um gleichsam bei jedem einzelnen Gebot den Konfirmanden das Konkrete und Anschaulich-Vorbildliche der „Fußstapfen Jesu als Erfüllung der heiligen zehn Gebote“⁵¹⁶ deutlich zu machen, bei seinem christologischen Interpretationsansatz zum Achten Gebot geblieben ist. Sein Unterrichtskonzept lief gerade darauf hinaus, anhand der Zehn Gebote danach zu fragen, wie Jesus als Urbild echt christlichen Wesens in der Situation jeweiliger Gegenwart gehandelt hätte. Krummachers Theologie lag auf der Linie des Ritschlianischen Immanentismus, dass man durch Liebe an der Welterzeugung des Gottesreiches mitbauen könne. Nach Ablauf des ersten Kriegsmonats trat Krummacher folglich dafür ein, das Friedensreich Christi mitten im Reich des Krieges und der Lüge aufzurichten. Durch diesen auf die praktische Umsetzung zielenden Ansatz seiner christologischen Pädagogik wurde sein Votum politisch. Die ethische Forderung, inmitten der Gräuelpropaganda in die Fußstapfen Jesu zu treten, lautete, ohne Kompromiss anzuerkennen, dass das Wahrhaftigkeitsgebot Christi zugleich an das Halten von Christi Liebesgebot gebunden ist: Falsches Zeugnis gegen seinen Nächsten zu reden,

aus welchen Gründen auch immer – einschließlich der propagandistischen „Kriegsnotwendigkeit“ –, sündigt nicht nur gegen Christus, der die Wahrheit ist, sondern bedeutet Sünde auch gegen Christus, der die Liebe zu allen Menschen lebt (Joh. 13, 34 f; 15, 13).

Einem solchen, sich in die Kriegspolitik einmischendem Votum stand indes die *communis opinio* der meisten anderen Theologen seiner Zeit entgegen, demgemäß die Predigt Jesu überweltlich und von der Politik abgehoben sei. 1915 sprach sich in diesem Sinn – wie etwa im Mai 1915 auch Otto Baumgarten⁵¹⁷ – Martin Schian in seiner Abhandlung „Das deutsche Christentum im Kriege“ aus:

„Wer jenes von Christus gezeichnete Gottesreich und die Sittlichkeit dieses Reiches, wie etwa die Bergpredigt sie darstellt, unmittelbar auf dieser Erde verwirklichen will, *übersieht die Überweltlichkeit der Predigt Jesu*. [...] Dieses Gottesreich aber ist noch heute Zukunft. [...] Auf *dieser* Erde ist es überhaupt nicht zu verwirklichen. Dazu bedarf es einer *neuen* Erde. Die geschichtliche Entwicklung von Christus bis zu uns und über uns hinaus verstehen wir als Gottes Arbeit auf dieses Ziel hin. [...] In dieser Welt ist es um der Sünde willen einfach unmöglich, immer und nur die einfache Regel der Liebe, die alles Eigene preisgibt, zur Richtschnur zu nehmen. Täten wir es, wir würden nicht nur selbst scheitern, sondern auch die zum Scheitern bringen, die auf uns angewiesen sind. Zu diesen auf uns Angewiesenen gehört auch unser Volk. Wir würden, wenn wir alle jene Regel mechanisch befolgten, *die Existenz unseres Volkes aufs Spiel setzen*.“⁵¹⁸

Der religionspädagogische Ansatz Krummachers scheint dieser Auffassung am entscheidenden Punkt zu widersprechen, nämlich da, wo es bei Schian heißt:

„Aber in keinem Augenblick der Entwicklung haben wir das Recht, das Zukunftsbild, das das Ziel zeigt, einfach zum Maßstab für das Urteil über die Gegenwart, die in jener Zukunft geltende Sittlichkeit raschhin zum Maßstab für unser Handeln zu machen.“⁵¹⁹

Eben „dieses Zukunftsbild, das das Ziel zeigt“, weder gegen Christus, der die Wahrheit ist, noch gegen Christus, der die Liebe ist (Joh. 13, 34 f; 15, 13) zu sündigen, machte Krummacher hier zum Maßstab des christlichen Handelns. Es galt jetzt, sich mit unbedingter Wahrhaftigkeit der eigenen Geschichte und den eigenen Verfehlungen zu stellen und sich aus den Verstrickungen in die Historie der „transnationalen Kulturgeschichte“ und aus der Kriegsnotwendigkeit zur politischen Not- und Zweckklüge zu befreien. Von der Frage nach der Praktikabilität dieser Maxime im politischen Geschäft sah Krummacher zwar ab; aber er muss zu diesem Zeitpunkt noch den Standpunkt vertreten haben, dass die Umkehr zur Mäßigung des Tones, zur Selbstkritik, zur liebenden Versöhnlichkeit jedenfalls den Theologen besser zu Gesicht gestanden hätte, als das Klima der Verhetzung und des Hasses in Predigt und Seelsorge weiter aufzuheizen. Krummacher sträubte sich offensichtlich noch, die Subjektstellung des Krieges in der Theologie hinzunehmen und sich dem nationaltheologischen „Christum Treiben“, dem „*instaurare Christum in bello*“ in Predigt- und Seelsorge zu unterwerfen. Wenn Krummacher im Gefolge des Ritschlianischen Immanentismus tatsächlich diese politische Christopraxis des friedensbereiten Eklektizismus’ der Liebe und der aussöhnenden Pauschalisierung durch Liebe mit Nachdruck repräsentierte, dann hätte er damit auch nicht allein gestanden. Zwei Beispiele lassen sich anführen.

Christoph Blumhardt d.J. (1842–1919) vertrat schon vor dem Krieg sowie in seinen während des Krieges gehaltenen Predigten einen von Ritschls Immanentismus verschiedenen, von der Äonenlehre der jüdischen Apokalyptik beeinflussten Standpunkt, der sich ebenso als in die Politik sich einmischende Verkündigung, als politische Christopraxis verstehen ließ. Nach Blumhardt „schäumte“ im Krieg – vergleichbar den „Endzeitwehen“⁵²⁰ – das ins Irdische vordringende Gottesreich den „Schmutz aus dem Untergrund der Menschheit heraus“ und ließ „Hölle und Tod sich ausleeren.“⁵²¹ Da nun der Mensch Gottes Helfer, Mitarbeiter und Knecht sei und Gott nichts tun könne ohne den Menschen und daher Menschen als Volk Gottes auf dem Plan sein müssten, um dem Kommen seines Reiches die Bahn zu brechen⁵²², hinge es wesentlich vom Menschen ab, wie sehr sich das unaufhalt-same Kommen des Gottesreiches in diese Welt beschleunigen ließe.⁵²³ So predigte Blumhardt im Krieg den Widerspruch und politischen Protest gegen Weltlauf und Finsternis:

„Gerade jetzt sagen wir: Gott, das Reich Gottes muß in Erscheinung treten als Gegensatz gegen die Welt. [...] Wir als Jünger Jesu sollen im Gegensatz stehen, im Widerspruch gegen das Finstre, das noch in der Welt lauert. [...] Wir protestieren gegen diese Welt, die nicht von Gott ist; wir protestieren gegen alles weltliche Machthaben. Wir stehen im Kampf wider das finstre Wesen des Todes und der Hölle. [...] Denn wir Christenkinder, wir Christusmenschen sollen eine Macht werden in der Welt. [...] Komm Herr Jesu! Hilf der Welt! Hilf vor allem deinen Kindern, daß sie in dir eine Kraft haben auf Erden und daß aus ihren Kreisen ein Geist herauskomme, der die Welt bezwingen kann. Und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet – das bleibt ewig wahr. [...] Stelle dich in die Reihe derer, die im Kampf stehen fürs Reich Gottes [...] Und gerade heute in der ernstesten, wichtigsten Zeit muß ein Volk sich sammeln, das wirklich nur im Reiche Gottes ißt und trinkt. [...] Wir leben in einer finsternen Zeit; es ist eine Zeit des Todes, eine Zeit der irdischen Gewalt und nicht des Himmelreiches, und es scheint wie verloren zu sein. Aber nun steh auf, du Volk Gottes⁵²⁴ und du Mensch Gottes steh auf!“⁵²⁵

Was nun den von Krummacher propagierten friedensbereiten Eklektizismus der Liebe und die aussöhnende Pauschalisierung durch Liebe betraf, so fanden sich auch in Blumhardts Predigten Äußerungen, die die Hasspropaganda mit Christi Wahrheits- und Liebesgebot unterliefen:

„Wir denken an Engländer – pfui! wir denken an Franzosen – pfui! wir denken an Russen – pfui! [...] In unsern Herzen will gegen andre Menschen ein tödlicher Haß kommen. [...] Aber] wir sind nicht bloß Deutsche, wir sind auch Weltbürger; wir sind berufen zu Königen und Priestern in der Welt. Wir sollen beten können auch für unsere Feinde, wir sollen lieben können die ganze Menschheit, weil sie für Gott bestimmt ist in Jesus Christus. [...] Gottes Feinde sind sie ja nicht, und wir nennen sie Feinde auch nur im Vorübergehen; wenn der Krieg aus ist, müssen wir wieder Freundschaft schließen. [...] Engländer, Franzosen, Russen, Deutsche – alles miteinander fassen wir, so undenkbar groß es ist – wir fassen sie alle in *einem* zusammen: sie gehören alle Gott.“⁵²⁶ –

Ein zweites Beispiel: Von der letzten, schon auf dem Sterbebett diktierten Kundgebung des Papstes Pius X. (Pontifikat 1903–1914) vom 3. August 1914 „Ad universos orbis cat-

holicos hortatio“ hatte Krummacher gewiss gehört. Pius X. hatte die Maxime „*instaurare omnia in Christo*“ („Alles in Christus erneuern“) zu seinem Wahlspruch gemacht, um der Abspaltung der Welt von Gott, der Politik von der christlichen Ethik, bzw. der Einrichtung verschiedener „Stockwerke“ des sittlichen Lebens den Kampf anzusagen.⁵²⁷ Um die sich wechselseitig steigernde Erbitterung des Hasses zu unterbrechen, fühlte er sich in seiner Ermahnung „*Dum Europa*“ verpflichtet, „die Herzen aller Christgläubigen mit aller Eindringlichkeit dahin emporzulenken, *von wo die Hilfe kommt*“, zu Christus[,] meinen Wir, dem ‚Fürsten des Friedens‘ und dem mächtigsten ‚Mittler zwischen Gott und Menschen‘.“⁵²⁸ Auf diese Christi Mittlerschaft verweltlichende, politisierende Hortatio Pius’ X. wurde in der ersten Kundgebung („*Ubi primum*“) des neuen Papstes Benedikt XV. vom 8. September 1914 ausdrücklich Bezug genommen. Sie gipfelte in dem Appell, „alle Streitfragen dem Heile der menschlichen Gesellschaft nachzustellen [...], dem Friedensgedanken und der Aussöhnung näher zu treten.“⁵²⁹

D) „Die Bekehrung zum Vaterlande ist die Bekehrung zu Gott.“ –
Die Frauen im Krieg als Mitarbeiterinnen des Gottesreiches –
Die 25. Konfirmandenstunde

In der 25. Stunde am 22. September 1914 protokolliert Ellen Richter den durch Anführungszeichen als Zitat kenntlich gemachten Satz „*Die Bekehrung zum Vaterlande ist die Bekehrung zu Gott*“. Das Zitat stammt aus der Vorlesung „Krieg und Kultur“, die Otto von Gierke einige Tage zuvor, am 18. September 1914 im Lehrervereinshaus in Berlin im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Deutsche Reden in schwerer Zeit“ der Universität Berlin gehalten hatte.⁵³⁰ Die Vermutung liegt nahe, dass Krummacher der Vorlesung Gierkes beigewohnt hat. Die von Professoren der Berliner Universität durchgeführte Ringvorlesung beabsichtigte, ähnlich wie die Predigten nach Kriegsausbruch⁵³¹ es versuchten, die patriotische Aufbruchsstimmung und Wiederbelebung religiöser Energien, die wie ein neues Pfingstereignis gefeiert wurde⁵³², zu konservieren.⁵³³ Wohl unter dem Eindruck des von ihm angehörten Vortrags stellt Krummacher im Verlauf seiner 25. Unterrichtsstunde die Rückbesinnung der Frau auf ihre speziellen vaterländischen Pflichten als Ausdruck der Bekehrung zu Gott dar. Gottesreich und Nation mit ausnahmslos allen ihren Mitgliedern sollten zusammenwachsen. Otto von Gierke (1841–1921) hatte in seiner Rede gesagt:

„Denn wie in allen großen Epochen der deutschen Geschichte war die Bekehrung zum Vaterlande auch eine Bekehrung zu Gott. [...] Und mit den Männern wuchsen die deutschen Frauen zu heldenhafter Größe empor und wetteiferten mit ihnen an freudigem Opfermut und vaterländischer Begeisterung. Auch sie leisten an unzähligen Stellen in friedlicher Arbeit und vielseitiger Liebestätigkeit ihren Heeresdienst!“⁵³⁴

Der von Ellen Richter notierte Text lautet⁵³⁵:

„25. [Konfirmandenstunde] 22[.] Sept. 1914.

Aller Glaube hat keinen Wert ohne die Liebe (1. Kor. 13, 1–3) Kein Mensch besitzt diese Liebe von Natur. Ich bete an die Macht der Liebe[,] ^{/51} die sich in Jesus offenbart.⁵³⁶

Die Frau ist zur Liebe und Barmherzigkeit angelegt. Im ganzen deutschen Wesen liegt eine Liebe und Treue. ‚Die Bekehrung zum Vaterlande ist die Bekehrung zu Gott.‘ Wir können es so recht beobachten[,] wie hinter der barmherzigen Liebestätigkeit alles andere zurücktritt. Die Aufgaben der christlichen Frau liegen auf dem Gebiete der Nächstenliebe. Die I. Aufgabe der Frau ist die Sorge um ihr Haus. Als Gattin, Mutter und Tochter hat sie unendlich viel Pflichten. Von Jugend an sollen wir uns darin üben und im kleinen Frau sein. Alles kommt darauf an, daß man auf solche ^{/52} Arbeit im Hause Liebe verwendet. Die Heldinnen der inneren Mission haben ihre nächsten Pflichten nie vergessen. Die kleinen Tätigkeiten der Frau werden vielleicht nur gering eingeschätzt, es ist vielleicht erhebender an der Öffentlichkeit zu wirken, aber Gott bewertet die stillen Arbeiten weit höher. – Besonders der Diensthofen sollen wir uns freundlich annehmen. Christliche Liebe sollen wir auch ihnen beweisen. Man schicke sie in den Jungfrauenverein, damit sie nicht in schlechte Gesellschaft kommen. Wir sollen auch für arme Familien sorgen. Nachbarsleute, Waschfrauen, Nähmädchen, das sind alles unsere ^{/53} Nächsten. Man soll sich mit offenen Augen umsehn, wo man helfen kann. Außerhalb des Hauses kann man die Armen durch Gaben an Vereine unterstützen. Es gibt so viele Leute, die bald verdrossen werden, Gutes zu tun. Durch Besuch von Vorträgen soll man sein [!] Interesse für die Heidenmission wach halten. Der Verein[,] untern [!] den sich alle anderen Frauenvereine gruppieren[,] ist der „Frauenverein vom Roten Kreuz“. Der Verein „Frauenhilfe“ ist evangelisch. Er übernimmt Armen[-] u. Krankenpflege und gründet: Kleinkinderschulen, Krippen, Rettungsstellen. Der Vaterländische Frauen=^{/54} verein ‚sorgt für die Krieger‘, die ‚Frauenhilfe[,] für die Zurückgebliebenen. Solange uns Zeit zum Luxus und geistlosem Geschwätz übrig bleibt, ist Zeit zur Arbeiten [!] der Nächstenliebe da. Wie manches Leben wird durch Sport und Gefallsucht vergeudet!⁵³⁷ Wie manche Frauen und Mädchen könnten ihrem Leben durch solche Arbeit einen Inhalt geben! [...]“

Krummacher zitiert 1. Kor. 13, 1–3 und betont zunächst den tiefen, der deutschen Natur göttlich eingepflanzten Antrieb zur Liebe und Treue⁵³⁸, der sich auch – hier greift er den oben zitierten Satz Gierkes auf – im Wesen der deutschen Frau im Krieg zeige. Die Hochschätzung der deutschen Frau war seit vielen Generationen jedem Gymnasiasten durch das Gedicht „*Ir sult sprechen willekomen*“, Strophe IV und V, von Walther von der Vogelweide (1170–1230) geläufig.⁵³⁹ Jeder Schüler kannte auch das Kapitel „Der Frauen Opfermut“ aus dem Abenteuerbuch von Fritz Pistorius „Das Volk steht auf!“, in welchem der Einsatz der Frauen im Freiheitskrieg gegen Napoleon hervorgehoben und die Heldengeschichte der als Soldat verkleideten Eleonore Prochaska (1785–1813) erzählt wird.⁵⁴⁰ Der durchaus belesene Krummacher wird darüberhinaus ebenso wie Gierke – was den deutschen Wesenskern betrifft (auch hierzu siehe „Hör Walther“s Gedicht) – nicht nur an Hegel gedacht haben, der wie Arndt u. a. „Treue“, „Herz“ und „Ehre“ zu „Panieren der Germanen“ erklärt hatte.⁵⁴¹ Auch das 1849 speziell über die deutsche Frau gedichtete Vaterlandslied von Ernst Julius Otto (1804–1877) kann Krummacher vertraut gewesen sein, zumal es sich damals in den Schul-Liederbüchern für „Bürger- und Töchter Schulen“⁵⁴² befand:

„Ich kenn’ ein’n hellen Edelstein
von köstlich hoher Art;

in einem stillen Kämmerlein,
 /: da liegt er gut verwahrt.:/
 Kein Demant ist, der diesem gleicht,
 /: soweit der liebe Himmel reicht.:/
 Die Menschenbrust ist's Kämmerlein,
 da legte Gott so tief hinein
 den schönen, hellen Edelstein,
 das treue, das treue deutsche Herz.“⁵⁴³

Von Gierke erinnerte in seinem Vortrag an die „großen Epochen der deutschen Geschichte“, mit denen er vor allem den deutsch-französischen Krieg von 1870–1871 meinte.⁵⁴⁴ Der Kausalnexus von Vaterlands- und Gottesliebe, den Gierke hier ansprach, war schon seit Friedrich Gottlieb Klopstocks (1724–1803) pietistisch-patriotischen Oden in der deutschen Lyrik präsent⁵⁴⁵, von wo die Lyriker der Freiheitskriege ihren sakralisierten Vaterlandsbegriff übernahmen.⁵⁴⁶ Das Vaterland rückte bei Klopstock, der im Kaiserreich ebenso zur Schullektüre gehörte⁵⁴⁷, in eine zuvor nicht ausgesprochene Unmittelbarkeit zu Gott; es wurde gleichsam zum Teilhaber einer neu gestifteten Trinität namens „Gott! Freiheit! Vaterland!“⁵⁴⁸ ernannt, wie das häufig in Arndts Gedichten der Fall ist, wenn er z. B. die „Kam'raden“ auffordert, „am lautesten *Gott* zu rufen“, wenn es gilt, für „Deutschland, das heilige Land“ ins Feld zu ziehen⁵⁴⁹, oder wenn die Losung des Vaterlandskämpfers einfach nur „Gott“ lautet.⁵⁵⁰ Ganz deutlich kommt diese emotionale und spirituelle Verschmelzung von Vaterland und Gott auch in Arndts „Lied vom Siegerich“ (1817) zum Ausdruck, in welchem die „höchsten Werte patriotischen Fühlens derart mit einem erklärenden Schein des Heiligen belegt [sind], daß sich gerade in der frommen Verzückung des Patrioten eine Trennung [von Gott und Vaterland] nicht mehr ausmachen läßt“⁵⁵¹:

„Denn das, was wir nicht sehen⁵⁵²,
 Heißt Gott und Vaterland,
 Die Freiheit in den Höhen,
 Ein unsichtbares Land,
 Geliebt, geschaut im Glauben,
 Im stillen frommen Muth,
 Durch keine List zu klaben,
 Weil's ist ein hehres Gut.“⁵⁵³

Rückhaltlose Hingabe an Gott mündete daher bei Arndt ein in die rückhaltlose Hingabe an das Vaterland und umgekehrt:

„Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit, zu siegen oder zu sterben für die heilige Sache der Menschheit, die durch alle Tyrannei in Lasten und Schanden untergeht; das ist die höchste Religion, das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder; das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen; das ist die höchste Religion, mit dem teuersten Blute zu bewahren, was durch das

teuerste, freieste Blut der Väter erworben ward. Dieses heilige Kreuz der Welterlösung, diese ewige Religion der Gemeinschaft und Herrlichkeit, die auch Christus gepredigt hat, macht zu eurem Banner und nach der Rache und der Befreiung bringt unter grünen Eichen auf dem Altar des Vaterlandes dem schützenden Gotte die fröhlichen Opfer.“⁵⁵⁴

Im kriegstheologischen Diskurs nach Kriegeausbruch wurden daneben auch – wie bei Gierke spürbar – die traditionellen Mythen von der völkischen Höherwertigkeit alles Deutschen wieder aktuell. Es waren gerade die Eigenschaften der „deutschen Liebe und Treue“, die nun auch zu untrüglichen Merkmalen der „kerndeutschen“ Frau aufrückten. Im Deutschunterricht las man die vierte Strophe des „Aufrufs“ von Theodor Körner, in welcher die Frauen über ihre mangelnde körperliche Eignung klagen, deretwegen sie nicht mit der Waffe am Freiheitskrieg teilnehmen können, und eben deshalb auf die Frömmigkeit ihrer Gebete und ihre Pflicht zur Verwundetenpflege hingewiesen werden.⁵⁵⁵ In diesem Sinn entstand im Ersten Weltkrieg eine Vielzahl von hymnenartigen Gesängen auf die deutsche Frau (z. T. mit Klavierbegleitung) wie der folgende von Major Guido von Gillhausen (1870–1918) verfasste Lobgesang, dessen dritte Strophe – die Kriegsstrophe – das „Kerndeutsche“ ihrer unermüdlichen Liebe und Treue hervorhebt:

„Wer scheuchet die Sorgen mit zartem Geschick,
Wer lindert die Schmerzen mit freundlichem Blick?
Wer schließet die Wunden und schreckt nicht zurück,
Wer trägt in die Hütten gern Sonne und Glück?
Wer möchte den Menschen stets helfend sich nah'n
Und gläubig sie führen zu friedreicher Bahn?
Das sind unsre Frauen, die hold uns umfah'n,
Wenn treu ihre Pflichten sie tapfer getan;
Das sind unsre Frauen, die deutsch von Geblüt
Und kerndeutsch im Denken, kerndeutsch im Gemüt!“⁵⁵⁶

Durch den aufgezwungenen „furchtbaren Daseinskampf“ und das kollektive Pfingsterlebnis vom August 1914, so Gierke, seien jedem Deutschen gerade diese ihm von Gott eingepflanzten Wesenszüge wieder besonders ins Bewusstsein gerückt worden. Es gelte jetzt, diese germanische Liebe und Treue als Vaterlandsliebe zu bewähren, weil allein sie es ermögliche, die ungeheure Aufgabe zu bewältigen, die Gott dem deutschen Volk in dieser Welt und jetzt in diesem Krieg auferlegt habe. In der von Krummacher angehörten Ansprache Gierkes schwingt vieles von der Philosophie Fichtes mit; die Rede Gierkes, die vom Weltkulturauftrag „des unvergleichlichen deutschen Wertes“, von der Verankerung „der deutschen Kultur [...] im Ewigen“ spricht, ist von Fichtes Gedankengut durchtränkt.⁵⁵⁷ Und so liest man bei Fichte, dass die Vaterlandsliebe es in der welthistorischen Entscheidungsstunde jedem Deutschen – Mann und Frau – gebiete, sich als Abkömmlinge des „Urvolkes“ zum „Verflößungsmittel des Göttlichen in die Welt zu machen“⁵⁵⁸, um diese vom weiteren Absturz in den Abgrund zurückzureißen.

Wie ausführlich Krummacher auf alle diese Implikationen eingegangen ist, bleibt im Ungewissen. Es lässt sich jedoch hier erkennen, dass er einen Schritt vorwärts zur Natio-

nalisierung der Theologie gemacht hat und dass ihm daran lag, das Gottesreich-Denken im Immanentismus Ritschls, die Urvolk-Philosophie Fichtes und dessen Vorstellung, das Deutsche sei als „Verflöbungsmittel des Göttlichen in die Welt“ zu betrachten, mit den vaterländisch und welthistorisch anstehenden Kriegsaufgaben einer deutschen Frau zu verbinden. Krummacher setzt im weiteren Verlauf der 25. (und auch 26.) Stunde die angestoßenen Assoziationen und Gedankengänge Gierkes nicht weiter fort, sondern es geht ihm nun darum, ganz pragmatisch zu veranschaulichen, was etwa Else Torge 1916 mit dem Satz „Wir sind das Heer hinterm Heer!“⁵⁵⁹ gemeint hatte, wobei auch Schultzes pädagogisches Praxis-Konzept des „Gehens in den Fußstapfen Jesu“ eine Rolle spielt. Die kritische Bemerkung „Wie manches Leben wird durch Sport und Gefallsucht vergeudet! Wie manche Frauen und Mädchen könnten ihrem Leben durch solche Arbeit einen Inhalt geben!“, richtet sich dabei in erster Linie an die mangelnde Opferwilligkeit von Frauen aus bessergestellten Kreisen, wenngleich es woanders auch harsche Kritik an Frauen aus ärmeren Schichten hagelte.⁵⁶⁰

Ellen Richters Protokoll zeigt freilich auch hier, wie wenig Krummachers Unterricht von einer Fokussierung des Weltkriegs ausging. Es beschreibt zunächst, ohne auf die besonderen Kriegsverhältnisse einzugehen, das (dann in der 26. Konfirmandenstunde vom 24. September 1914 noch zusätzlich mit einem Lutherzitat⁵⁶¹ belegte) traditionelle Frauen-Ideal: „Die Aufgaben der christlichen Frau liegen auf dem Gebiete der Nächstenliebe“; es erwähnt die häuslichen Pflichten von Gattin, Mutter und Tochter, so als fände die Unterrichtsstunde noch vor dem Krieg statt. Gerade die von Seeberg insbesondere für die Kriegszeit stark in den Vordergrund gerückte häusliche Aufgabe der Frau als nationaler Erzieherin⁵⁶² fehlt hier ebenso wie in der Niederschrift zur 26. Stunde. Krummacher kommt danach auf die außerhalb des Hauses liegenden Tätigkeiten der Frau zu sprechen und erwähnt die Innere Mission⁵⁶³, die Armen-, Kranken- und Kinderpflege⁵⁶⁴ (mit Kindergottesdienst), die Bekämpfung des Alkoholismus⁵⁶⁵, die Einrichtung von Bücherstuben. Erst ganz zuletzt geht Krummacher auf den Krieg ein; er nennt das nach der Schlacht von Solferino (1859) von Jean-Henri Dunant 1863 gegründete Rote Kreuz⁵⁶⁶; er erwähnt den nach dem Deutsch-Österreichischen Krieg 1866 (Königgrätz) gegründeten „Vaterländischen Frauenverein“, der „für die Krieger sorgt“, und auch die mit dem Kriegsausbruch akut gewordene Notwendigkeit der Verwundetenpflege in Vereinslazaretten. Die Schullesebücher enthielten hierzu ebenso entsprechende Kapitel.⁵⁶⁷ Merkwürdig aber ist, dass gerade die im Straßenbild täglich ins Auge fallenden, etwa von Marie Kuhls für die Frauenhilfe genannten, mit Kriegsbeginn organisierten Aktivitäten wie Bahnhofsdienst, Sammlungsaktionen⁵⁶⁸, „Liebesgaben“⁵⁶⁹, die Flüchtlingsstation am Bahnhof, bzw. die Ende August angelaufene Ostpreußenhilfe⁵⁷⁰ im Protokoll nicht erwähnt werden, so auch nicht in der Mitschrift der 26. Stunde. Auch der letzte, oben nicht mehr zitierte kurze Abschnitt der 25. Stunde, listet (wie in der 26. Konfirmandenstunde) ebenfalls nur die für die Friedenszeiten bekannten Arbeitsfelder von Frauenhilfe⁵⁷¹, Kindergottesdienst, Kinderfürsorge, weibliche Gefangenenfürsorge, Innere Mission, Diakonie, Johanniter-Orden und Rotes Kreuz auf.⁵⁷² Man vermisst ferner den Hinweis, dass sich in Berlin zu Anfang August, unmittelbar nach der Mobilmachung, 70.000 Freiwillige aus allen Volksschichten und Berufen spontan gemeldet hatten, um ihre Dienste unentgeltlich dem Roten Kreuz zu Verfügung zu stellen.⁵⁷³ Auch vermisst man den Hinweis, dass auf Initiative der Kaiserin in

Berlin rund hundert Ausbildungskurse mit je 30–40 Teilnehmerinnen unter ärztlicher Leitung anliefen, um durch Hilfsschwesterinnen die staatlich examinierten Krankenpflegerinnen und Krankenwärter zu unterstützen, bzw. zu ersetzen.⁵⁷⁴ Unbedingt erwähnenswert wäre hier außerdem der von der Kaiserin am 12. August 1914 (durch den Freiherrn von Spitzemberg) verlautebarte Erlass zur Säuglingsfürsorge⁵⁷⁵, sowie die persönliche Mitwirkung der Kaiserin an der Errichtung und dem Betrieb von „Speisehallen und -Anstalten“ gerade in Berlin, Charlottenburg und Potsdam⁵⁷⁶ gewesen.⁵⁷⁷ Zudem zitiert das Protokoll lediglich die Vorkriegsaufrufe der Kaiserin Auguste Viktoria (Neues Palais, Potsdam, 1897, 1899, und Homburg v. der Höhe, 1906), mit welchen diese zur „vermehrten Liebestätigkeit“ aufgerufen und immer wieder die Wichtigkeit des sozialen Engagements der durch keine Berufstätigkeit⁵⁷⁸ eingeschränkten „Frauen und Jungfrauen“ unterstrichen hatte.⁵⁷⁹ Nicht zitiert wird der viel aktuellere und im Kriegszusammenhang wichtigere Aufruf der Kaiserin an die deutschen Frauen vom 6. August 1914⁵⁸⁰, der dann auch in manche Ergänzungslieferung zum Schullesebuch aufgenommen wurde.⁵⁸¹ Krummacher ging offenbar auch nicht auf die zu allen Kriegszeiten traditionelle Rolle der Frau als Trauernde, Allein-erziehende und –versorgerin ein, obwohl sich hierzu schon die ersten Kriegspredigten, Kriegsliturgien, Ansprachen sowie Feldpostbriefe äußern.⁵⁸² Ellen Richter hätte gerade bei diesen letztgenannten Themen mitgeschrieben, wenn Krummacher sie angeschnitten hätte, da sie in der von ihr in ihrem „Sumsbuch“ zusammengestellten Gedicht-Anthologie eben dieses Motiv der trauernden Mutter, Witwe und Schwester aufgreift.⁵⁸³

Eine Lösung dieser Auffälligkeiten ergibt sich vielleicht aus dem Stiftsalltag. Den Schülerinnen des Kaiserin Augusta-Stifts wurden schon gleich zu Unterrichtsbeginn nach dem Kriegsausbruch „Verbandsstunden“ erteilt, wie Ellen Richter in einem Brief vom 28. August 1914 berichtete. Auch lernten sie, Nachthemden für Männer zuzuschneiden und auf der Nähmaschine zusammenzunähen.⁵⁸⁴ Ein paar Monate später, am 22. November 1914, schrieb Ellen Richter in einem Brief nach Hause über einen „theoretischen Krankenkursus‘ mit acht Doppelstunden“, der von der Kaiserin für die Stiftsschülerinnen initiiert worden sei. Es kann indessen sein, dass Ellen Richter nicht alles mitprotokolliert hat. Es kann aber auch die Erklärung zutreffen, dass Krummacher, durch den Rückblick Gierkes auf „alle großen Epochen der deutschen Geschichte“ veranlasst, seinen Schülerinnen nicht nur einseitig das, was sie täglich an Liebestätigkeiten der Frau im Krieg vor Augen hatten, zeigen wollte, sondern dass er ihnen auch das „nachholen“ und nahebringen wollte, was durch Frauen schon in Friedenszeiten in beachtlichem Ausmaß zum Wachsen des Gottesreiches in Deutschland geleistet wurde.

E) „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ – Die heilsgeschichtlich-rassistische Apriorisierung – Die 30. Konfirmandenstunde

In der 30. Konfirmandenstunde vom 15. Oktober 1914, in der mit der Besprechung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses begonnen wird, verwendet Krummacher – wie damals viele andere Theologen auch – das Schiller-Wort: „*Die Weltgeschichte ist das Weltgericht*“. In der protestantischen Kriegstheologie wurde dieses – auch in Georg Büchmanns „Geflügelte Worte“ aufgenommene⁵⁸⁵ – Schiller-Zitat geradezu ein Reizwort der protes-

tantischen Kriegs- und Offenbarungstheologie.⁵⁸⁶ Krummacher könnte kurz vorher, am 9. Oktober 1914 in der Berliner Singakademie (heute Maxim Gorki-Theater), durch die Rede Wilhelm Kahls „Vom Recht zum Kriege und vom Siegespreis“⁵⁸⁷ an dieses Schillerwort erinnert worden sein. Der entsprechende Abschnitt aus dem Stundenprotokoll Ellen Richters lautet folgendermaßen:⁵⁸⁸

„15[.] Okt. [1914] 30. [Konfirmandenstunde]

[...] Das Glaubensbekenntniß enthält keine Lehr=[,] sondern Lebenssätze. Glauben heißt nach der Schrift vertrauen. Man hat keine Mittel[,] Gott zu beweisen, denn er ist größer als unser Verstand es fassen kann. Man muß Gott erleben und erfahren. Wir haben Gottes Offenbarungen in der Natur. Je mehr wir die Naturgesetze kennen lernen, fragen wir, wer sie so [auf]gestellt hat. Gott hat sich auch im Gewissen offenbart, das uns zeigt, /⁶⁶ das [!] oben ein Richter sein muß. ‚Die Weltgeschichte ist das Weltgericht‘ (Schiller). Die Menschen haben Gott nicht geglaubt[,] und am größten hat er sich deshalb in Christus offenbart. ‚Gott ist Geist‘ [2. Kor. 3, 17], er ist nicht an Zeit u. Ort gebunden. Nichts kann sein Walten hindern. ‚Gott ist die Liebe‘ [1. Joh. 4, 8.16], es waltet kein Schicksal über uns, sondern Gott hat uns je und je geliebt, darum hat er uns zu sich gezogen, aus lauter Güte [vgl. Jer. 31, 3].“

Krummacher wird gewiss nicht erst durch die Rede Wilhelm Kahls auf diese Form der Offenbarungstheologie gestoßen sein, sondern diese u. a. auch im Schrifttum Reinhold Seebergs vorgefunden haben, wo das Gewährwerden aller Offenbarung strikt auf die direkte weltliche Erlebbarkeit zurückgeführt wird.⁵⁸⁹ Krummacher zählt zunächst die graduell ansteigenden Erfahrungsmodalitäten der „natürlichen“ Offenbarung Gottes auf; es ist erstens der Zugang durch die Natur (und ihre Gesetze)⁵⁹⁰, zweitens der Zugang durch das dem Menschen anerschaffene Gewissen⁵⁹¹, und drittens – als letzte, entscheidende Erlebensmodalität, welche die beiden zuvor genannten in ihrer Wahrnehmung Gottes erst eindeutig macht – der Zugang durch die soteriologisch notwendige, im geschichtlichen Raum erfahrbare Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus als dem universalen und allmächtigen Geist (2. Kor. 3, 17) göttlicher Liebe.⁵⁹² In diese Stufenfolge baut Krummacher nun den Gedanken der Geschichte als immanent erfahrbarer Offenbarung des göttlichen Weltgerichts ein.⁵⁹³ Wenig wahrscheinlich ist, dass er das Schillerzitat lediglich mit der Gewissensfrage verknüpft hat, durch die der Mensch, von Gott als oberstem Richter dazu befähigt, selbst über sich richtet. Viel eher ist anzunehmen, dass Krummacher es in seiner damals üblich gewordenen kriegstheologischen Bedeutung, in dem „weltgerichtlichen“ Sinn besprochen hat, dass Gott die widergöttlichen Ententemächte durch einen für das Deutsche Reich siegreichen Ausgang des Krieges zur Rechenschaft ziehen wird. Ein Sieg Deutschlands über seine Feinde erschiene hiernach nicht als bloß als ein historisches Ereignis unter vielen anderen, sondern als Gottesgericht und zugleich als klarer Erweis der universalen Liebe Gottes, durch die der Unglaube in der Welt überwunden werden wird. Die siegreichen Abwehrschlachten bei Tannenberg (26.-31. August) und an den Masurischen Seen (6.-15. September) wirkten hier offenbar stärker nach als der Misserfolg der ersten Marneschlacht (5.-12. September). Das Scheitern der deutschen Offensive in Südpolen (29. September-31. Oktober 1914) war noch nicht abzusehen. Auf jeden Fall ist damit zu rechnen, dass Krummacher das Schillerwort nicht unerläutert hat

stehen lassen. Ist diese unsere Interpretation richtig, so zeigt sich, wie Krummacker in der Nationalisierung des immanentistischen Glaubens weiter voranschritt.

1) Zwischenüberlegung I: Der „metaphysische Krach“ und seine kriegstreiberischen Aprioris im deutschen Idealismus als Rezeptionsvorgaben

Wir haben schon oben in früheren Kapiteln festgestellt, dass „der Krieg, der die Theologie machte“, an die Aprioris des deutschen Idealismus anknüpfte, um in eine dialogische Verständigung mit den Rezipienten in der deutschen Bevölkerung einzutreten. Dem spielte der mythische Reichsgedanke, d. h. der „unter den Staufern aufkommende Gedanke der Weltherrschaft (*dominium mundi*), der Gedanke der *translatio imperii*, der Übertragung des römischen Kaisertums von Byzanz auf die Franken, der prätentiose Titel eines gottesunmittelbaren und vom Papst unabhängigen *imperium sacrum*“⁵⁹⁴, in die Hände. Solche Inhalte wurden auch höheren Elementarklässlern im Geschichtsunterricht beigebracht.⁵⁹⁵ Hinzu kam die durch Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) etablierte, sinnverfälschende⁵⁹⁶ Anwendung des Schillerzitates „*Die Weltgeschichte ist das Weltgericht*“.⁵⁹⁷ Nach dem Ausgang der napoleonischen Kriege (1812–1815) hatte die populäre Ausdeutung dieses Schiller-Diktums zunächst nur dies besagt, dass sich – wie auch in der zweiten Strophe des bekannten, alt-niederländischen Dankgebets⁵⁹⁸, in der Freiheitskriegslyrik und in verschiedenen Umdichtungen der vierten Strophe von Luthers „Ein feste Burg“⁵⁹⁹ immer wieder behauptet wurde – die Gerechtigkeit Gottes in der historischen Aushandlung durchsetzen würde: „Recht muss doch Recht bleiben!“ (Ps. 94, 15). So immer wieder auch Arndt.⁶⁰⁰ Schon dieses „Sprungbrett“ des Gerechtigkeitsempfindens schuf günstige Voraussetzungen für eine allgemeine Ästhetisierung des Krieges, denn so dachte man auch 1914: Wann immer in das friedliebende Deutschland die „Fackel des Völkerbrandes“ arglistig hineingeschleudert werde, müsse und werde die sittliche Vollkommenheit des „alles so herrlich regierenden“ Weltregiments Gottes (eg 317, 2) dafür sorgen, dass diesem bedrängten Deutschland der Waffensieg im Verteidigungskampf zufiele.⁶⁰¹ Als noch wesentlicher erwies sich für die Kriegstheologie jedoch, dass Hegel dieses Schillerzitat in den §§ 340 ff seines 1821 in Berlin erschienenen Grundrisses „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ nachhaltig umgedeutet hatte. Er sah im Geschichtsprozess den Vollzug der unaufhaltsamen „Verwirklichung“ der „Vernunft“, des „Bewußtseins der Freiheit“. Diesen gleichsam „ewigen Gerichtstag“ über das zum Untergang bestimmte Unvernünftige⁶⁰² verband er mit der seit der Stauferzeit tief im deutschen Denken verwurzelten deutsch-völkischen Auserwähltheitsmythik.⁶⁰³ Er definierte die Weltgeschichte in den §§ 340 ff als „Auslegung und Verwirklichung des allgemeinen Geistes“ oder „Weltgeistes“.⁶⁰⁴ Als die „Vollbringer seiner Verwirklichung“ bezeichnete er in den §§ 340.352 die „allgemeinen Völkergeister“, bzw. „Volksgeister“.⁶⁰⁵ „Völker sind Gedanken des Allmächtigen“ sprach ihm Leopold von Ranke (1795–1886) nach.⁶⁰⁶ Im § 347 bestimmte Hegel dann als „Träger der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des Weltgeistes“ immer nur ein besonderes Volk, dessen „Recht und Aufgabe“ die Realisierung jener Entwicklungsstufe sei.⁶⁰⁷ Und im § 347 deklarierte er das Recht dieses einen bestimmten Volkes, das zur „Vollstreckung des Weltgeistes“ berufen sei, als ein absolutes Recht; ihm gegenüber seien „die Geister der anderen Völker rechtlos“: „Sie, wie

die, deren Epoche vorbei ist, zählen nicht mehr in der Weltgeschichte.⁶⁰⁸ Diese hochartifizielle Systematik des Hegel'schen Völkergedankens – der ab 1914 und 1933 zur mörderischen Geschichtsprophetie eines Historizismus ausartete⁶⁰⁹ – gipfelte dann im § 358 in der heilsgeschichtlichen Rangerhöhung des Germanischen: in der Behauptung der Auserwähltheit des „germanischen Reiches“, das nun die Nachfolge des einst auserwählten Volkes Israel angetreten habe:

„Aus diesem Verluste seiner selbst und seiner Welt und dem unendlichen Schmerz desselben, als dessen Volk das *israelitische* bereitgehalten war, erfaßt der in sich zurückgedrängte Geist in dem Extreme seiner absoluten *Negativität*, dem an und für sich seienden *Wendepunkt*, die *unendliche Positivität* dieses seines Innern, das Prinzip der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, die Versöhnung als der innerhalb des Selbstbewußtseins und der Subjektivität erschienenen objektiven Wahrheit und Freiheit, welche dem nordischen Prinzip der *germanischen* Völker zu vollführen übertragen wird.“⁶¹⁰

Man kann diese Hegel'sche Geschichtsschau – um einen Ausdruck Robert Musils zu gebrauchen⁶¹¹ – gut und gerne als „metaphysische Krachschlägerei“ bezeichnen. Wenn sich dagegen bei Friedrich von Schiller die Aussage findet: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Aernte der ganzen Zeit – wenn der Zeiten Kreis sich fällt, und des Deutschen Tag wird scheinen“⁶¹², so war das noch kosmopolitisch gemeint⁶¹³ und wurde erst sekundär als „Germanengedanke“ gegen das „Romanentum“ kultiviert⁶¹⁴, um dann ins Metaphysisch-Nationalistische, Völkisch-Antieuropäische gewendet zu werden.⁶¹⁵ In dieser Weise besang dann 1908 ein Lyriker wie Gustav Schüler (1868–1938) in seinem Gedicht „Der Menschheit Erntefest“ in nationalistischer Verkennung Schillers die Deutschen als das auserwählte „Volk der Schnitter“, dem im „Erntefest der Menschheit“ alle Völker (vgl. Jes. 2, 1–5; Mi. 4, 1–3) zuzubeln müssten:

„Gib *unserem* Volk die kühne Kraft,
Die aus der Sehnsucht stürmend flackert,
Daß *unser* Volk die Menschheit schafft,
Der Menschheit heiliges Saatfeld ackert.
O, du gebenedeite Tat,
Das Korn keimt auf, die Saaten wogen,
Die goldene, große Ernte naht,
Das Volk der Schnitter kommt gezogen!

Die Menschheit jauchzt – ein Bruderschrei! –
Dem Fest der Ernte, dem erfreuten,
Und durch die Felder, selig frei,
Strömt es von heißen Dankgebeten.
Du Ernteglückstag. – Morgenglut
Kämpft zuckend mit den Nebelschleiern –
Du kommst, du Licht- und Liebesflut,
Die *ganze* Menschheit muß dich feiern!“⁶¹⁶

Paul Althaus kam in den Andachten seines „Lodzer Kriegsbüchleins“ von 1916 mehrfach auf dieses Schiller-Zitat in seiner Fehldeutung zurück.⁶¹⁷ Auf anderem, ebenso hochartificialen Erklärungswege hatte Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), der früher selbst ein Verfechter weltbürgerlicher Anschauungen gewesen war⁶¹⁸, „den Übergang zur flammenden nationalen Begeisterung [...] gefunden.“⁶¹⁹ 1808, in seinen „Reden an die deutsche Nation“, von denen jeder Schüler durch Fritz Pistorius' Abenteuer-Roman „Das Volk steht auf – Erlebnisse eines deutschen Jungen 1806–1813“ wusste⁶²⁰, hatte Fichte die Deutschen zum „Träger und Unterpfand des Ewigen und Göttlichen in der Welt“ erklärt, wobei er die Urvolk-Theorie entwickelte: Nur den Deutschen käme diese heilsgeschichtliche „Trägerrolle“ zu, weil sie das einzig verbliebene „Urvolk“ mit „Ursprache“ geblieben seien.⁶²¹ Hier spielte ein Reinheitsverständnis mit hinein, das in den alttestamentlichen Geschichtserzählungen vorgebildet war⁶²²: Israel durfte sich als „Gottesvolk“ mit den umwohnenden Völkern nicht vermischen und auch seine Götter und Lebensformen nicht übernehmen (Ex. 23, 24; Lev. 18, 3; 20, 23.26 u.ö.). Tat es das, wurde es von diesen fremden Völkern unterjocht; tat es das nicht, obsiegte es über seine Feinde (Ri. 2 ff; 2. Kön. 17, 7 ff u.ö.). Sieg und Niederlage waren Gnaden- oder Strafacte Gottes, die Israel auf heilsgeschichtlich-urvölkischem Kurs hielten. Deutschland erschien auf diese Weise mit seinen Alleinstellungsmerkmalen von „Urvolk“ und „Ursprache“ als das einzig mögliche Volk, das noch das „auserwählte“ Volk Gottes sein konnte. Die Wahrung seiner völkischen Eigenheit und Unvermischtheit gewann als Gehorsamsleistung gegenüber dem Gebot Gottes höchste heilsgeschichtliche Priorität, denn nur mithilfe dieser „Urvolkreinheit“ konnte innerhalb des immanentistischen Gesamtbildes der einstige Sieg über das Böse am Ende der Tage garantiert werden. Die vierzehnte Rede Fichtes schloss daher konsequent mit den pathetischen Worten:

„Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neuen Völkern ihr [= Deutschen] es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommenung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschrift in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde. [...] Kennen wir denn nun ein solches, dem Stammvolke der neuen Welt [= den Deutschen] ähnliches Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen ließen? Ich denke, jeder, der nur nicht bloß schwärmerisch meint und hofft, sondern gründlich untersuchend denkt, werde diese Frage mit Nein beantworten müssen. Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung.“⁶²³

Insbesondere bei Ernst Moritz Arndt kam zu diesem Heilsvolksverständnis als drittes Element das Argument der Biomythik und Rassenreinheit hinzu, wobei er an Platons *Politeia* V, 459a-d und an Tacitus' Beschreibung der Germanen in der „*Germania*“, Kap. 4 anknüpfte:

„Jedes Volk wird nur dadurch das beste und edelste werden und das Beste und Edelste hervorbringen können, daß es immer das Kräftigste und Schönste seines Stammes ausliest und mit einander zeugen lässt. [...] Diese Theorie, die in der Regel gewiß Stich hält, sollte von den

Gesetzgebern mehr ins Auge gefaßt werden, und ist von einigen alten Gesetzgebern, welche die natürlichen Dinge mehr natürlich sahen und begriffen als wir, gewiß sehr ins Auge gefaßt worden. Sie haben mehr auf reines und gleiches Blut geachtet als wir. [...] Und dieser Glücksstern der Germanen heißt: Die Deutschen sind nicht durch fremde Völker verbastardet, sie sind keine Mischlinge geworden, sie sind mehr als viele andere Völker in ihrer angeborenen Reinheit geblieben und haben sich aus dieser Reinheit ihrer Art und Anlage nach den stätigen Gesetzen der Zeit langsam und still entwickeln können; die glücklichen Deutschen sind ein ursprüngliches Volk.⁶²⁴

Solche schon vom Alten Testament her bezogenen Aprioritäten, glatte Unterschiebungen deutsch-ursprungsmythischer und geschichtstheologischer Zusammenhänge unter die Profanhistorie, waren von Fichte⁶²⁵, Hegel und Arndt in ihr antiliberalistisches Kontrastprogramm, in ihre Gegenideologie zu den „Baʿals“-Errungenschaften der französischen Revolution eingebaut worden.⁶²⁶ Die Auswirkungen sollten sich als furchtbar erweisen. Nietzsche benannte den „tiefen Ekel“ (vgl. Lev. 20, 23), mit dem sich der „deutsche Geist“ gegen die galloromanischen Freiheitsideen des achtzehnten Jahrhunderts „erhoben“ habe.⁶²⁷ Thomas Mann sprach in seinen „Tagebuchblättern“ von 1938 („Kommentar zu Bruder Hitler“) gar von einer über die Deutschen „verhängten mythischen Charakterrolle“, von einer „Ur-Renitenz“ und „ewigen Halsstarrigkeit“ gegen den „mittelmeerländischen Universalismus“, die sich schon in der Teutoburger Schlacht, in der Luther’schen Reformation, in den Freiheitskriegen gegen Napoleon und zuletzt im Krieg von 1914 gezeigt habe.⁶²⁸ Diese von Mann ebenso schon für 1914–1918 beobachtete, in der deutschen Gesellschaftselite durchaus verbreitete, unter Intellektuellen aber auch kritisierte⁶²⁹, quasi „altisraelitische“ Reinheitsmythik gegen die „Abgötterei“ alles Fremdvölkischen stellte eine nicht unerhebliche Rezeptionsvorgabe dar, auf welche sich die Theologien von 1870/1871, 1914–1918 und ab 1933 zurückberufen konnten. Freilich beruhte die gegen die Ideen von 1789 gerichtete *philosophia teutonica* – wie Thomas Mann unterstellte – auf keinem Ratschluss der Götter; hier war kein unter höherer Gewalt über die Deutschen hereingebrochen Verhängnis am Werk gewesen, sondern hier manifestierte sich ein insularer, sektenhafter, elitär sich einigender, verhärtender Machtwille („Hier stehe ich, ich kann nicht anders“) zur Abstützung des deutsch-völkischen Vorrangsrausches, der die Geschichte Europas sehr bald ins Mörderische verformen sollte.⁶³⁰

2) Zwischenüberlegung II: Die kriegstreiberischen Wortzünделеien mit dem deutschen Idealismus in fünf Stufen – Auf dem Weg zum heroisch-völkischen Realismus

So künstlich die schon im 19. Jahrhundert in die Universalgeschichte eingeschmuggelten Aprioris auch waren, es entstand durch sie unter der gesellschaftlichen Elite Preußens das, was Herbert Marcuse 1934 im Hinblick auf den Nationalsozialismus als „heroisch-völkischen Realismus“⁶³¹ skizziert hat. Fichte, Hegel und Arndt hatten das vorfindliche *realissimum* Preußens als Höchstwert, als obersten Primat gesetzt, den sie zur „Anbetung“ gleichsam mit einem „Hofstaat“ von metaphysischen Aprioris, Mythen und Theoremen der Rassenbiologie umgaben.⁶³² Gerade kraft solcher wolkenzieherischen Behauptungen – ein rhetorisch probates Mittel⁶³³ –, welche die Willenskundgebungen des „Weltgeistes“,

bzw. des „Heiligen Geistes“ ursprungsmythisch zugunsten der Germanen auslegten (Hegel), den Status der Deutschen als „Urvolk“ (Fichte), ihre Seele, ihre „Innerlichkeit“ als die dem Christentum am kernhaftesten verwandte (Hegel; Steffens)⁶³⁴, ihre Sprache als „Ursprache“ (Fichte), ihre „rassische Reinheit“ gegenüber der „Bastardierung“ anderer Völker (Arndt), kurz: taschenspielerisch „diese ganze Idealwelt mit der Welt des Tages zusammenkleisterten“⁶³⁵, wirkte dieses apriorische Einmaleins der Weltgeschichte in Bezug auf den Krieg nachhaltig ästhetisierend. Die heute von Maalouf, Trojanow und Hoskoté geschilderten aktuellen Prozesse der aus kulturellen und nationalen Ursprungsmythen generierten „mörderischen Identitäten“ erinnern in fataler Weise an die schon 1914–1918 zum Durchbruch gekommenen deutschen Denkmuster.⁶³⁶

Der von der Kriegstheologie 1914–1918 abrufbare grandiose Auserwähltheitsdünkel hatte sich an solchen immer weiter hochgezüchteten Aprioris ausgeprägt. Diese Pyromanie der Worte, gegen welche sich schon der mit dem deutschen Idealismus aufgekommene Skeptizismus gewehrt hatte⁶³⁷, war nicht zu widerrufen und persistierte deshalb, weil infolge der Vorstellung, durch den Weltgeist entfalte sich exklusiv im Wirkungsfeld der Deutschen „die beste aller Welten“, nicht nur jede rationale Geschichtsbetrachtung außer Kraft gesetzt wurde, sondern auch für das „absolute Recht“ des Deutschtums kein unabhängiges, gleichsam „von außen“ wirksames metaphysisches Korrektiv mehr existierte. Dadurch, dass alle Aushandlungen der preußisch-deutschen Geschichte nun *per definitionem* zu Manifestationen einer angeblich „von oben her“ gestifteten Heilsgeschichte in der Dialektik von Gut und Böse geworden waren, wurde die Rolle des Deutschtums in der Weltgeschichte zur absoluten Norm, für die keine Notwendigkeit mehr zu rationaler Sinnbetrachtung, Rechtfertigung und Selbstprüfung bestand. Eric Voegelin (1901–1985) brachte diese ideologische Einvernahme der Transzendenz auf die prägnante Formel, dass sich mit solch’ „prometheischer Selbstvergottung wesensnotwendig der Mord am transzendenten Gott“ vollziehe.⁶³⁸ Aus diesem Rollenverständnis der Deutschen innerhalb der universalen Heilsgeschichte entwickelte sich dann auch zwangsläufig ein dualistischer Antagonismus alles Deutschen zur übrigen Welt, den man mit Kurt Lenk als „Ausdrucksideologie“ bezeichnen kann. Es kam zu einem Abrufen und Neuinszenieren von Feindbildern, die aus der Profangeschichte nicht objektiv und sachbezogen gewonnen, sondern – übrigens paulinischer Ausdrucksweise ähnelnd (2. Thess. 2, 1–12)⁶³⁹ – ihr aufgestempelt, aufgestanzt wurden durch mythologisch-theologisch, apokalyptisch angeleitete Ressentiments. In solcher Weise wurde nun alles „Undeutsche“ umqualifiziert zu Etwas, dem jeder eigene positiv-normative Gehalt fehlte, dem man in willkürlicher Weise schon vorausgesetzt und aktuell noch gesteigerte Abwertungen aufdrückte. Das „Undeutsche“ wurde zur Inkarnation des „Bösen schlechthin“, des „Widerchristen“, des „altbösen Feindes“, des „Leviathans“, „Lindwurms“, des „Alten Drachens“, des „Teufels“ und „Satans“. Dumpfe, vom Intellekt unkontrollierte Weltbrandphantastereien aus intertestamentarischer Apokalyptik vermischten sich mit Reminiszenzen aus Ragnarök (Gylfaginning, § 51⁶⁴⁰) und Muspilli (Zeilen 37 ff⁶⁴¹), Fanatisierung und Brutalisierung des kriegserischen Denkens waren das Ergebnis.⁶⁴²

In dieser hier pointiert geschilderten Weise wurden die Aprioris 1813–1815, 1870/1871, ab 1914 (und im Nationalsozialismus erneut) von den allermeisten Intellektuellen, Philosophen und Theologen Deutschlands aufgegriffen.⁶⁴³ Es ist für das Geschichts-

kontinuum von 1914–1945 nicht ohne Belang, dass nach 1918 diese seit den Freiheitskriegen bekannten, immer noch virulenten Aprioris von französischen Schulbuchautoren als „Sturmschwalben“ klar erkannt wurden und die deshalb immer wieder zur Wachsamkeit gegenüber dem von diesen ausgehenden Gefährdungspotential aufriefen: so etwa in den Schulbüchern von Charles Schweitzer („Deutsches Lesebuch für Sekunda, Prima und Oberprima“ von 1922) und L. Beley („Choix de Lectures Allemandes 1813–1918“ von 1923).⁶⁴⁴ Im Folgenden zeichnen wir die kriegstreiberischen Wortzünделеien mit dem deutschen Idealismus in fünf Stufen (a–e) nach.

a) *„Wir müssen siegen, denn sonst hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren“*

Es galt als ausgemacht, dass dieses Deutschland von Gott dazu ausersehen sei, zum Heil der gesamten Welt den Sieg über die „Ausgeburten des Satans“, d. h. über die übrigen fehlgeleiteten europäischen Zivilisationen Frankreichs, Englands, Russlands und Italiens zu erringen. Im Prinzip gab es aus dem Lager der Entente Deutschland gegenüber ähnliche Äußerungen⁶⁴⁵, jedoch nicht in dieser Stärke und Persistenz. Noch am 7. November 1943 wiederholte der Chef des Wehrmachtsführungsstabes, General Alfred Jodl (1890–1946) in einem Vortrag eines dieser berühmtesten, wenngleich widerlegten Aprioris Fichtes: „Wir werden siegen, weil wir siegen müssen, denn sonst hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren.“⁶⁴⁶ „Man blicke über die Welt hin“, sagte Joseph Goebbels 1944, „und lege sich die Frage vor, ob das Leben für die Menschheit noch einen Sinn hätte, wenn unsere Feinde ihr Ziel erreichten.“⁶⁴⁷ Solchen Rezeptionsvorgaben, solchen ideologischen Grundgehalten folgten bei Kriegsausbruch 1914 weite Teile der protestantischen Elite⁶⁴⁸ wie auch des stärker universalistisch getönten Katholizismus.⁶⁴⁹ Im Ergebnis hieß es, dass mit dem Eintritt Deutschlands in den Weltkrieg nun die „große Entscheidungszeit“ angebrochen wäre, in welcher die Deutschen aufgrund ihres heilbringenden „deutschen Wesens“ den göttlichen Plan zur Verteidigung der menschlichen Kultur und zur Rettung des gesamten Menschengeschlechts siegreich verwirklichen würden, „einfach, weil das eine Notwendigkeit der menschlichen und göttlichen Geistesgeschichte auf dieser Erdkugel“ sei.⁶⁵⁰ D. Samuel Eck, Rektor der Landesuniversität Gießen predigte am 23. August 1914⁶⁵¹:

„Wie Ungeheures aber, meine Freunde, haben wir damit auszusprechen gewagt. Nicht wir dann rufen eigentlich ihn [= Gott] zur Hilfe, sondern er, der Herr der Weltgeschichte, nimmt und braucht das deutsche Volk, braucht uns als die Ausrichter seines Willens, als die Werkzeuge seiner Macht. Anders kann es keine ernsthafte Bitte und keinen ernsthaften Dank für uns geben in diesem Krieg, vor wilder Schlacht, nach herrlichem Sieg. Gott ist mit uns, er würdigt uns, Ausführender und Vollender seiner ungeheuren Ratschlüsse zu sein.“⁶⁵²

In der Tat vermochte sich diese Nationaltheologie mithilfe der deutschen Anfangssiege erheblich zu evidenzieren; der Wahrheitsgehalt ihrer Aprioris schien vor der gesamten Weltöffentlichkeit immanent sichtbar zu werden. Offenbar bestätigte der militärische Verlauf des Krieges die Berechtigung ihrer Ausersehungsideologie. Die Popularisierung der deutschen „Mythomotorik“⁶⁵³ vereinfachte sich mit jedem Sieg. Solange Kriegserfolge zu vermelden waren, erschien die Ästhetisierung des Krieges als Selbstläufer. Die an

Hegel, Fichte und Arndt orientierte *Apriori-Theologie* wurde zur konkret anschaubaren *Wirklichkeitstheologie*: Auch eigentlich periphere Kriegssereignisse wie die Vernichtung dreier englischer Panzerkreuzer (H.M.S. Aboukir, H.M.S. Hogue, H.M.S. Cressy) durch den Kapitänleutnant und Kommandanten von „U[nterseeboot] 9“, Otto Eduard Weddigen (1882–1915) am 22. September 1914 konnten jetzt zum Beweis der göttlichen Weltregierung mithilfe der Auserwählung Deutschlands als dem eschatologischen Sieger über das Böse stilisiert werden.⁶⁵⁴ Sogar Naturkatastrophen wie die Erdbeben von Avezzano (Januar 1915)⁶⁵⁵ oder Messina (Dezember 1908)⁶⁵⁶ wurden jetzt rückwirkend als Warnrufe Gottes an das zum „Bundesbruch“ geneigte Italien erkannt. Überall, auch in Ereignissen wie dem Tod Pius' X.⁶⁵⁷ oder in der rechtzeitigen Einsatzbereitschaft der „Dicken Bertha“⁶⁵⁸ offenbarte sich jetzt der „Finger Gottes“ (Ex. 8, 15)⁶⁵⁹:

„Dankbar muß auch der altväterlichste Fromme Gott dafür sein, daß uns durch unermüdlige und gewissenhafteste technische Arbeit der Ingenieure zur rechten Zeit die 42 cm-Mörser und die ausgezeichneten Unterseeboote als Helfer und Heilande geschenkt wurden.“⁶⁶⁰

Dieses vermeintlich so klare Evidenzerleben, an welchem sich die heilsgeschichtliche Sendung des von Gott zum „Christophorus“ ausersehenen Deutschlands gleichsam „Tag für Tag“ *ante oculos* verifizieren ließ, machte siegestrunken und hochfahrend. So hatte schon Adolf Stoecker auf den Siebziger Krieg zurückgeblickt:

„Die Dinge, welche der Arm des Allmächtigen in wenigen Monaten durch unser Volk und an unserm Volk ausgerichtet hatte, waren zu groß, als daß sie Menschenwerke sein konnten. Auch laue Menschen, denen sonst die göttliche Vorsehung eine unbekannte Größe war, erkannten in den übermenschlichen Ereignissen den waltenden Gott und stimmten ein in das Bekenntnis ernster Geister: Herr Gott, wir loben Dich!“⁶⁶¹

Das sich stabilisierende Gerüst der militärischen Anfangserfolge, sowie seine kriegspropagandistische Vermarktung führte je länger je mehr zu absoluten Festlegungen, deren Preisgabe immer schwieriger, immer unmöglicher wurde. Kriegstheologen wie Reinhold Seeberg stießen hier fortwährend nach und schürten nach Kräften ihre kriegstheologischen Axiome, um die durch den günstigen Kriegsverlauf gesteigerten Anschlussmöglichkeiten an die im Volk vorhandenen Rezeptionsvorgaben wie Glutnester anzufachen. So fasste Seeberg seine darwinistisch-heilsgeschichtlichen Thesen 1915 auch für einen Artikel in der Zeitschrift „Die Lehrerin“ unter dem Titel „Das sittliche Recht des Krieges“ zusammen – im „Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins“, das sicher auch von den weiblichen Lehrkräften des Kaiserin-Augusta-Stifts, vielleicht auch von Theodor Krummacher selbst rezipiert wurde.⁶⁶² Nach Seeberg erschien der mit seinem „Urwillen“ waltende Gott ersichtlicher denn je als „Gott der Deutschen“ – als „deutscher Gott“ (ein Begriff, der durch Ernst Moritz Arndt in aller Munde war⁶⁶³ und auch in Kriegsgottesdiensten gepflegt wurde⁶⁶⁴) insofern, als Er Deutschland zu seinem bevorzugten Gerichtsinstrument auserkoren hatte.⁶⁶⁵ Eine Niederlage Deutschlands, das – wie am 17. Oktober 1915 Harnack im Vorwort für die Feldausgabe seines Buches „Das Wesen des Christentums“ bekundete⁶⁶⁶ – „für die ganze Menschheit und ihre heiligsten Güter“

kämpfe, hätte in genau diese Denkmöglichkeit hineingeführt, dass *Gott* mit seinem Heilsplan scheitern würde.⁶⁶⁷ Max Beyer drückte in seinem Gedicht „Gott mit uns und wir mit Gott!“ (dritte Strophe) eine solche Denkmöglichkeit in blasphemisch-absurder Zuspitzung aus:

„Gott mag selber nicht mehr leben,
Schwindet Deutschland aus der Welt,
Und so wollen wir vertrauen,
Daß er selbst mit Deutschland hält.“⁶⁶⁸

Das Scheitern des göttlichen Weltplanes hätte damit nicht nur das Ende der menschlichen Kultur, sondern auch den Totalverlust des Weltenheils überhaupt nach sich gezogen, wie auch Rudolf Alexander Schröder (1878–1962)⁶⁶⁹ im Anschluss an Fichte deklamierte:

„Es ist, bei Gott, kein eitles Ziel,
Drum unsre Schwerter werben.
Ein jeder fühlt: wenn Deutschland fiel,
so geht die Welt in Scherben.“⁶⁷⁰

*b) Der deutsche „Reinwuchs“ muss sich zur Erlösung der Welt
gegen den „Misswuchs“ durchsetzen*

Die Zündelei mit Worten setzte sich jedoch noch weiter fort und überrundete die ideologischen Parallelerscheinungen, die man im Lager der Entente wahrnehmen konnte. Jetzt bahnte sich als nächste Stufe der später von Daniel Jonah Goldhagen definierte apokalyptisch-darwinistische Holocaust-Eliminationismus an.⁶⁷¹ Auf Seiten des deutschen Protestantismus wurde ab 1914 insbesondere Seeberg zum Wortführer eines von biomythischen und kulturdarwinistischen Vorstellungen geprägten Historizismus, einer rassistischen Geschichtsprophetie⁶⁷², die sich an Joseph Arthur de Gobineau (1816–1882), Friedrich Nietzsche (1844–1900)⁶⁷³ und Houston Stewart Chamberlain (1855–1927) anlehnte.⁶⁷⁴ Die Lehren Darwins waren ins militärische, politische, kulturphilosophische und theologische Denken eingedrungen. In Bezug auf das Theologische wirkten sich nun auch in fataler Weise durchaus verwandte Rezeptionsvorgaben aus Predigten der Vorkriegszeit aus. So hatte auch Friedrich Naumann das darwinistische Thema in einer seiner vielgelesenen Andachten der „Gotteshilfe“ angestoßen, indem er als Theologe die Auffassung vertrat, dass Gott selbst es gewesen sei, der eine „Welt des Kampfes“ erschaffen habe:

„[Gott] hat es in die Natur gelegt, daß ein Tier das andere frißt und daß ein Kraut das andere vertreibt. Von ihm kommt es doch, daß ganze Welten untergegangen sind. [...] Wo sind die Völker geblieben, die einst vor aller Kultur an unseren Küsten saßen? Wo sind die armen Rothäute Nordamerikas? Die Weltgeschichte hat sie zerbrochen. Ist diese Geschichte nicht von Gott? [...] Und alles Elend dieser Gegenwart: Kranke, arbeitsunfähige Männer, siehe, schmerzgequälte Weiber, arme, nur halb lebensfähige Kinder, Familien mit Nahrungs-

sorgen, Krüppel mit Stelzbeinen, Greise, die betteln müssen, ist das alles nicht auch ein Teil der Schöpfung Gottes, selbst dann, wenn menschliche Sünde manches Übel erklärt? [...] Unser wirklicher Gott, der Vater dieser Welt, in der wir leben, ist doch wohl ein harter Herr, ein starker und eifriger Gott, eine Allmacht ohne Rücksicht, ein unerbittlicher Gesetzgeber ohne Ansehen der Person. [...] Vielleicht kann es auf dieser Erde überhaupt keine andere [Welt] geben. Er warf uns alle in diesen Kampf des Daseins hinein. [...] Es ist eine etwas herbe Liebe, mit der Gott uns umgibt. Sie ist wie die Liebe des Herbstwindes zur Eiche, kein sanftes, unmerkliches Säuseln, sondern ein Anfassen und Durchrütteln, daß die Wurzeln fest, die Äste stark werden. Gott will uns nicht verzärteln, sondern alle Kräfte wecken, alle Schwachheit stärken, allen Willen rufen. Das ist seine Barmherzigkeit, daß er uns zu Personen machen will.“⁶⁷⁵

Und derselbe Naumann schrieb weiter, an anderer Stelle:

„Wenn er [= Gott] ein Volk gewogen und zu leicht befunden hat, dann läßt er es fallen. Wo er keine Lebenskraft, Schaffenskraft, keine Lust am Kindersegen und an dem Familienleben, keine Ehrlichkeit und Rechtlichkeit, kein Herz für die Armen und keine Gemeinschaftlichkeit findet, läßt er sichtbare Rückschläge eintreten. Wo er aber Treue, Pflichtbewußtsein, Kraft und Einheitlichkeit findet, segnet er den Kampf. Auch der Kampf dient in seinen Händen zum Fortschritt. Aus Kämpfen der Menschen baut sich die Weltgeschichte auf, deren Meister Gott ist. [...] Und wer dann gesiegt hat, der darf wohl danken, denn Gott hat es ihm gegeben, er darf danken, wie Deutschland vor 25 Jahren [= 1871] danken durfte.“⁶⁷⁶

Naumann ist nicht verantwortlich dafür zu machen, dass der Kriegsdarwinismus zur deutsch-nationalen Heilsprophetie wurde. Aber der Schritt war nicht entfernt genug, um von der einen Predigt, dass Gott eine Welt des Kampfes geschaffen habe, zu der anderen Predigt zu gelangen, dass der Krieg ein von Gott immanent eingerichtetes *Naturgesetz*, eine permanente Veranstaltung des göttlichen „Urwillens“⁶⁷⁷ sei, mit dem sich das Weltenheil anhand gerade des deutschblütigen „Stärkeren und Gesünderen“, des höherwertigen „Reinwuchses“ und „Blutadels“ gegen das rassistisch Mindere, den „Misswuchs“ durchsetze. Auch Militärschriftsteller wie Friedrich von Bernhardi (1849–1930) hatten schon vor 1914 vom Krieg als einer „biologischen Notwendigkeit“ gesprochen, als einem „Regulator im Leben der Menschheit, der gar nicht zu entbehren ist, weil sich ohne ihn eine ungesunde, jede Förderung der Gattung und daher auch jede wirkliche Kultur ausschließende Entwicklung ergeben müßte“.⁶⁷⁸ Noch 1941 las man mit Berufung auf Luthers Geschichtsverständnis⁶⁷⁹ eine ähnlich historizistische Kriegsästhetisierung bei Hanns Lilje (1899–1977), nach welcher ein Krieg, „in der strengsten möglichen Weise [gebunden] an diesen hintergründigen, metaphysischen Zusammenhang mit Gottes Wirken [...], aus den großen Zusammenhängen des Geschichtsverlaufs je und je notwendig“ sei, „um einer neuen geschichtlichen Ordnung Raum zu schaffen“, ja dass darin seine, des Krieges „Würde“ bestehe, „dem Werden einer neuen geschichtlichen Ordnung“ zu dienen.⁶⁸⁰ Immer war hierbei das kriegerische Emporkommen des Deutschen als universales Heilsbringertum mitgemeint. Dieses den Krieg zum Geschichtssubjekt machende vitalistisch-darwinistische Denkmuster stieg dann bei Ludwig Ganghofer (1855–1920) endgültig in die tiefsten Niederungen einer rassistisch verächtlichmachenden „Kriegsberichterstattung“ herab:

So werden in den Kriegsberichterstattungen des ersten Kriegsjahres bei Ludwig Ganghofer die Engländer noch als „Germanenvettern“ bezeichnet; ihnen wird sogar „höchste Zivilisation“ zuerkannt.⁶⁸¹ Dem „gesunden Schlag“ des „frischen, gut genährten, kraftvollen, strammen, hochgewachsenen“ deutschen Soldatenjahrgangs von 1914, der „straff und strack“ mit „festen deutschen Beinen“ marschiert⁶⁸², stellt Ganghofer dann aber den überwiegend „kleinen, zarten, schwächlichen“, bisweilen „zwerghaft zurückgebliebenen Kleinwuchs“ der Franzosen „unterhalb unseres Militärmaßes“⁶⁸³ gegenüber. Er erwähnt ihre feminine Empfindlichkeit und Wehleidigkeit, weil sie beim Verbundenwerden – wie 1903 die „Aschanti-Mädchen auf der Münchner Theresienwiese“⁶⁸⁴ – „Ooooohlala, oohlala, oohlala“ schreien, anstatt männlich wie „die Unsern die Zähne übereinander zu beißen“.⁶⁸⁵ 1870 lobte schon Fontane die „stoische Ruhe, mit der diese breitschultrigen, blonden, sympathischen Deutschen ihre Schmerzen und die sich ankündigende Nähe des Todes ertrugen“.⁶⁸⁶ Ganghofer ignorierte jedoch, dass derselbe Fontane auch die Franzosen als „lauter schöne, überaus kräftige, martialisch aussehende Männer“⁶⁸⁷ beschrieben hatte. Anerkennend hatte sich außerdem Prinz Friedrich Karl von Preußen (1828–1885) in seiner militärischen Denkschrift *„L'Art de combattre l'Armée Française“* von 1860 über das todesmutige Vorgehen der französischen Truppen geäußert, „sich beim Angriff selbst nicht mit Schießen aufzuhalten, weil derselbe sonst an Ungestüm und Frische verliert, auch die Verluste größer werden. [...] *Le soldat français marche toujours en avant, en avant*“.⁶⁸⁸ Gerade der französische Soldat rückte zum Angriff vor, wie das bei dem heroischen „*en avant*“ der Deutschen in Langemarck eben noch mit höchsten Tönen gepriesen worden war. Auch die „spiegelblanke französische Glatze“ ist Thema bei Ganghofer – er hält sich seine „ziemlich dicke Mähne auf dem Hirndach“ als Beweis seiner höheren, vitaleren Rassenqualität zugute.⁶⁸⁹ Hinzu kommt „der französische Mist in den Dörfern und Häusern“ (ein Feldgrauer wird mit dem Refrain „So a Sauvolk auf der Welt!“ zitiert), das sich überall bietende „Bild von Verwahrlosung“, von „Schmutz und Unordnung in Nordfrankreich“, „in einem Land, das Anspruch auf Kultur erhebt [...]“. Wohin die Deutschen da kommen, müssen sie erst Ordnung schaffen und fegen und scheuern, bevor sie sich auf einen Sessel niedersetzen oder in einer Stube ruhen können.⁶⁹⁰ In ethischer Hinsicht „ergrimmt“ den deutschen Feldgrauen ganz besonders die „Pietätlosigkeit“ der französischen Soldaten, „die viele ihrer gefallenen Kameraden seit Monaten unbestattet vor ihren Schützengräben liegen lassen.“⁶⁹¹ Ganghofer zieht die rassen- und volksideologisch typische Schlussfolgerung: „Wie zwischen einzelnen Menschen, so gibt es auch zwischen Völkern sieghafte Unterschiede. Aber wir, natürlich wir, sind die ‚Barbaren‘, und Frankreich ‚marschiert an der Spitze der Zivilisation!‘“⁶⁹² Gleichartige kulturdarwinistische Äußerungen zu „Reinwuchs und Misswuchs“ lassen sich auch für die Berichtsliteratur über die Ostfront belegen. –

Der Krieg fungiere als „große Prüfung“, behauptete Seeberg, als „Korrektur“, als Geschichtstribunal⁶⁹³, als schöpfungsmäßiger, gottgewollter Völkerprozess⁶⁹⁴, in welchem die „Flecken der mangelhaften Menschheit verzehrt“ würden.⁶⁹⁵ Die aufgrund ihrer rassisch-höherwertigen „Völkerindividualität“, ihrer zivilisatorisch-kulturellen Leistungsfähigkeit stärkere Nation, nämlich Deutschland, sei, so konstatierte Seeberg, von Gott dazu auserwählt, sich „zum besten der gesamten Weltentwicklung“ zur Welterlösung gegen die schwächeren Nationen militärisch durchzusetzen.⁶⁹⁶ So schrieb etwa Reinhard Volker in seinem Gedicht „O Deutsches Volk, halt' aus!“:

„Der ganzen Menschheit bist Du Hort und Heil:
 Drum segnet Gott Dir Schwert und Donnerkeil,
 Sein heilig Feuer goß er Dir ins Blut,
 Was Dir das Herz durchloht, ist Himmelsglut!

Dir ward der Völker Kronschatz anvertraut,
 Du bist der Held, der neue Tempel baut,
 Von Deinem Hauche auferglüht der Gral,
 Und Frühlingssonne sprüht von Deinem Stahl.“⁶⁹⁷

c) Die Deutschen müssen „für das Herz der Weltgeschichte kämpfen“

Der Seeberg'schen Auffassung spielten nicht nur die militärischen Anfangserfolge der Deutschen, sondern auch die Berichte von an den Deutschen begangenen Kriegsgräueln in die Hände.⁶⁹⁸ Auch hier ließ sich die Evidenzierung der deutschen Aprioris in gesteigertem Maße vollziehen, wenn man die gleich zu Kriegsbeginn von den Fronten eintreffenden Berichte über die an der deutschen Zivilbevölkerung in Ostpreußen⁶⁹⁹ und an den deutschen Invasionstruppen an der Westfront verübten Gräueltaten einseitig verwertete. So wies schon das Editorial der Süddeutschen Monatshefte „An die im Feld Stehenden“ vom Oktober 1914, das den 12. Jahrgang einleitete, darauf hin, dass „wohl noch nie [...] ein Krieg geführt worden [sei], bei dem *jeder Einzelne so* [d.h. in solch' deutlichem Maß] *verstand, worum es geht*“⁷⁰⁰ Der aus der Feder Paul Nikolaus Cossmanns stammende Text definierte, „worum“ es ging und was „jeder Einzelne verstand“: „Der Soldat aus dem Volk, der erlebt hat, daß Franzosen in Frankreich plündern, daß Belgier Verwundeten die Augen ausstechen, daß Russen unsere Rekruten verstümmeln, daß Engländer auf unsere Ärzte schießen, der weiß, daß es um die Kultur geht, auch wenn er das Wort Kultur nicht kennt.“⁷⁰¹ Dieter und Ruth Glatzer zitieren hierzu Hellmuth von Gerlach (1866–1935), der von „förmlich systematischer Organisation“ der Gräuelpropaganda „in der Schürung des Hasses durch erfundene Geschichten“ sprach; „auf alle Fälle ist auch bei uns das Menschenmögliche und zugleich Menschenunwürdigste geleistet worden“⁷⁰²:

„Den Russen wurde vor allem vorgeworfen, daß sie den Männern Arme und Beine abschnitten, den Frauen die Brüste. Die Franzosen und Belgier wurden beschuldigt, die Augen auszustechen. Es gab Varianten und Kombinationen. Aber das Leitmotiv blieb immer: Im Osten wird gehackt, im Westen wird gestochen ... Da berichtet Herr von Koschützki, Kriegsberichterstatte der Vossischen Zeitung in seinem Blatt vom 11. September 1914, die Russen hätten geschworen, jedem deutschen Radfahrer-Soldaten die Augen auszustechen. Und am 17. September bemüht derselbe Herr einen Oberleutnant von Tiedemann und einen Rittmeister de la Croix als Zeugen, um seinen Lesern zu erhärten, die Russen hätten 21 deutschen Rekruten je eine Hand oder ein Bein abgehackt, 9 Frauen die Brüste ab- und die Bäuche aufgeschnitten, außerdem verschiedenen Kindern die Hände abgehackt.“⁷⁰³

Die schockierenden Berichte von Grausamkeiten⁷⁰⁴ veranschaulichten und verdeutlichten auf solche Weise für die aufgeschreckte deutsche Öffentlichkeit – auch in den schuli-

schen Lesebüchern wurde über Gräueltaten an Deutschen berichtet⁷⁰⁵ – einmal mehr die „Richtigkeit“ dieser rassistisch-völkisch eingefärbten protestantischen Kriegstheologie Seebergs u. a., d. h. die Stufe der welterlösenden Notwendigkeit eines sich als Kampf des Edleren, Guten mit dem Minderwertigen, Bösen naturhaft aushandelnden Kriegsprozesses.⁷⁰⁶ Im Oktober 1914 konnte Rudolf G. Binding in seinem Tagebuch den Krieg als „gräßlichen Aberwitz der Völker, [...] als Gegenbeweis gegen alle Kultur“ brandmarken und dabei selbst unverblümt bekennen: „Ich ließ zwei Leute, die ich in zwei Häusern[,] aus denen geschossen wurde[,] vorfind, erschießen. Dies wirkte.“⁷⁰⁷ In letzter Instanz fungiere, so Seeberg, der Krieg daher als das notwendigste Werk der göttlichen Liebe⁷⁰⁸, da der letztlich zwar unterlegene, aber trotzdem immer noch höchst gefährliche, Verderben und Tod bringende Widerpart des Guten durch ihn zugunsten des gesamtgesellschaftlichen Kulturfortschritts liquidiert und damit der Sieg über „das Böse“⁷⁰⁹, über „Barbarismus“, über „Unkultur und Kulturmord“⁷¹⁰ garantiert werde.⁷¹¹ Seeberg stellte diese der deutschen Nation von Gott und seiner Schöpfungsordnung her zugefallene weltgeschichtliche Heilsaufgabe mit dem Pathos der Unumstößlichkeit dar:

„Es ist so, daß wir für das Herz der Weltgeschichte kämpfen (...). In dem großen Kampfe, der durch die Welt hingeht, treten wir nicht bloß für deutsche Art ein, sondern für die Freiheit des menschlichen Geistes, sich in echter Kultur zu entfalten.“⁷¹² – „Wir Deutschen ringen *in der Tat* in diesem gewaltigen Kampfe nicht nur um unseren Bestand, sondern auch um die Erhaltung von Wahrheit, Recht, Innerlichkeit und Kraft in dem Menschengeschlecht. Das *gibt* unseren Waffen die Weihe und das läßt uns hoffen, daß Gott ihnen den Sieg schenken wird.“⁷¹³

Mit solchem Pathos sprach auch Ernst Dryander; der Krieg sei ein „regulierender Faktor im Getriebe der Weltgeschichte“, der Deutschland den Sieg garantiere:

„[Ein solches Volk] ist siegreich. Es ist das Volk der Kraft und des Geistes, der geborene Führer der Nationen.“⁷¹⁴

Seeberg und Dryander (auch andere Prediger und Theologen wie Paul Althaus wären hier einzuordnen⁷¹⁵) drückten ihre völker-mythischen, theologisch-darwinistischen Anschauungen im Vergleich zu dem, was man in der zeitgenössischen Kriegsdichtung sonst zu lesen bekam, noch einigermaßen „zivilisiert“ aus.⁷¹⁶ Im Sog der darwinistischen Wortzündelei, vom heilbringenden „Reinwuchs“ der Deutschen und dem weltverderbenden „Misswuchs“ seiner Feinde zu sprechen, eskalierten jedoch die Worte in unzumutbarer Weise. So entstanden lyrische Exzesse wie die im vierten Heft der „Deutschen Kriegslieder 1914“ erschienenen Verse, die die Vernichtung der Feinde Deutschlands als Schädlingsbekämpfung verstanden:

„Und aus dem Wahnsinn wird der Geist sich lösen,
Der streng der Menschheit neue Ordnung schafft.
Und aus der Not des allgemeinen Bösen,
Erhebt das Gute sich mit klarer Kraft.
Was faul und tückisch, finster und verwachsen,

Verliert die Steuerung, bricht die Achsen
Und wird vom heil'gen Sturm hinweggerafft.

Weh den Besiegten! Härtester der Sprüche,
An ihren Nacken wird er kalt vollstreckt.
Mit Schlächterruhe ohne Haß und Flüche
Zermalmst die Brut und was sie ausgeheckt.
Der Sieger wird die Großmut unterdrücken
Und über schmachlich hingedrückte Rücken
Hinstampfen wie auf häßliches Insekt.

Und das ist recht so und ist wahre Güte!
Mitschuldig wird, wer Niedertracht vergibt.
Wer gegen Wut gefeit sein will, der wüte!
Den Wolf verdirbt, wer seine Lämmer liebt! [...]

Ein neu Geschlecht mit ungeahnten Nerven
Wird sie erbarmungslos zu Boden werfen
Nach ehernem Gesetze der Natur [...].⁷¹⁷

Vor dem darwinistischen Hintergrund des von Hegel erklärten „absoluten Rechts“ des Deutschen bat man Gott schließlich sogar um Vergebung, wenn man mit „seinen“, d. h. Gottes Feinden „allzu milde“ umgegangen war. Paul Ebert veröffentlichte 1916 dazu eine Kriegspredigt über 1. Sam. 15, 1–35 mit dem Titel „Agag, der geschonte Feind“. Die Argumentation Eberts, bei der er sich sogar auf Luthers „Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern“ von 1525 hätte berufen können⁷¹⁸, verwies darauf, dass der Amalekiterkönig Agag von Saul erschlagen werden sollte (1. Sam. 15, 3), von ihm und den Israeliten aber aus Mitleid verschont wurde (1. Sam. 15, 9; vgl. Num. 31, 14 ff). Eben dafür wurde Saul von Gott verworfen (1. Sam. 15, 11.23 ff.35). Ihn und das Volk traf das göttliche Strafgericht (1. Sam. 31, 1–13). Aus diesem Beispiel schlussfolgerte Ebert, dass die Deutschen die Verantwortung trügen, die Feinde Gottes schonungslos und nicht bloß „nachlässig“ zu vernichten. Wie mit den Feinden Gottes und der Menschheit umgegangen werden müsse, hätte Samuel dem Saul vorexerziert, als er den Agag am Altar von Gilgal vor Gottes Angesicht persönlich in Stücke hieb (1. Sam. 15, 33): „Die Deutschen sind von Gott dazu ausersehen, an ihren Feinden das Strafgericht Gottes zu vollziehen und nicht zu verschonen.“⁷¹⁹ „Rüste dich und rase und richte“, hatte man in den Schwertleitegottesdiensten Franz Koehlers gehört. Ähnliche Beispiele von brutalen, aus dem Darwinismus sich herleitenden Anwandlungen trifft man in der Kriegsliteratur zuhauf an. Der evangelische Pfarrer und Pädagoge Karl Wilhelm Dietrich Vorwerk (1870–1942) scheute sich nicht, in der dritten Strophe seines „Kriegsvaterunser“ von 1914 die fünfte und sechste Vaterunser-Bitte „Und vergib uns unsere Schuld“, „und führe uns nicht in Versuchung“ von Matth. 6, 12 f auf die darwinistisch konsequente Ausmerzungen der Feinde zu beziehen:

„In barmherziger Langmut vergib
Jede Kugel und jeden Hieb,

Die wir vorbeigesendet!
 In die Versuchung führe uns nicht,
 Daß unser Zorn dein Gottesgericht
 Allzu milde vollendet!“⁷²⁰

*d) Die welterlösende Kulturmission Deutschlands wider Tod und Teufel –
 Der Krieg der Deutschen im Horizont von Drachen-Apokalyptik und Heils-Eschatologie*

So ließ sich auf deutscher Seite die durch die Propagandaschlacht mit der Entente⁷²¹ 1914 provozierte Kultur-Frage, wer von den kriegführenden Nationen der eigentliche Barbar sei, leicht in das Endzeitgefühl vom apokalyptischen Kampf des Guten gegen das absolute „Böse“ ummünzen. Auch hier ergab wieder ein Wort das andere. Hieß es zunächst noch: „Uns ist ja auch auf geistigem und sittlichem Gebiete ein Kampf von gewaltiger Größe auferlegt“⁷²², so wurde jetzt mehr und mehr – wie schon in den Freiheitskriegen⁷²³ – die Zäsur einer Welten- und Zeitenwende, eines Äonenwechsels gesetzt, wie wir weiter unten im nächsten Abschnitt (e) sehen werden. Von „Weltwende“, einer „blutig-geschichtliche[n] Markierung“, einem „Erdereignis“ redeten viele Intellektuelle wie damals auch Thomas Mann ohnehin.⁷²⁴ Mit Seeberg läutete man jetzt eine weitere Eskalationsstufe des kosmischen Begleitgefühls der deutschen Kriegstheologie ein. Nun ging es nicht mehr bloß um die weltrettende Kulturmission Deutschlands innerhalb einer wie bisher fortlaufenden Weltgeschichte (Hegel hatte die Auserwähltheit der „Volksgeister“ noch in jeweilige Epochen eingegrenzt gesehen⁷²⁵), sondern jetzt expandierte der Horizont des Weltkrieges endgültig ins Kosmisch-Eschatologische, in die vom Offenbarer Johannes verheißene Welterlösung (Offb. 19, 11; 20, 7 ff).⁷²⁶ Die apokalyptisch-darwinistische Weltanschauung, die später zur Motivationslage des Holocaust-Eliminationismus mit all’ seinen Grausamkeiten – der Jude ist der Satan⁷²⁷ – gehörte, wie ihn Daniel Jonah Goldhagen definiert hat⁷²⁸, nahm bereits hier erste Konturen an. Schon Karl Friedrich Gottlob Wetzel (1779–1819), Friedrich Rückert (1788–1866)⁷²⁹ und Arndt hatten in solcher Weise Napoleon I. als den „Satan“ ausgerufen, der „sich [...] gegen Gott empören und im schnöden Frevelmut die Werke seiner Herrlichkeit zerstören wollte.“⁷³⁰ Wetzel dichtete 1813:

„Denn dieser Krieg, er ist gewiß
 Kein Krieg wie andre Kriege,
 Hie streitet Licht und Finsterniß,
 Die Wahrheit mit der Lüge,
 Hie tritt Gott selber auf den Plan,
 Und bindet mit dem Teufel an,
 Das will der Krieg bedeuten,
 Darin wir jetzo streiten.“⁷³¹

Genauso besang Arndt den Sieg über Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig:

„Doch Gott vom hohen Himmel
 Sah mit ins Schlachtgewimmel,

Von ihm sind die Getümmel,
 Von ihm kommt Pest und Krieg.
 Er sprach den Spruch der Rache:
Heut falle, falscher Drache!
Heut steh, gerechte Sache!
Heut jauchze, deutscher Sieg! [...]

 Es floh die giftige Schlange
 Im Lauf und nicht im Gange.“⁷³²

Diese apokalyptische Tonlage Arndts⁷³³ nahm im Siebziger Krieg auch Emanuel Geibel, Predigersohn aus Lübeck, in seinem Gedicht „Am dritten September 1870“⁷³⁴ auf – ein Gedicht, das 1914 auch in einem Kriegstagebuch zitiert wurde mit der Absicht, es jedes Mal hinzuschreiben, „wenn ein Sieg da ist.“⁷³⁵ Auch wenn Geibels nationalistischer Über-schwang über den Patriotismus eines deutschen Oberlehrers im Zeitalter des Nationalis-mus von Sänger-, Turner- und Schützenvereinen wohl kaum hinausging⁷³⁶, tat er doch 1914 seine verhängnisvolle Wirkung. Der Ausdruck „Erbfeind“ („*erbevint*“), der vor 1870 in der Bevölkerung lediglich mit der in den Schulbüchern sorgsam gepflegten Vorstellung verbunden war, dass Frankreich seit langem der mächtigste Gegner Deutschlands sei⁷³⁷, war nun durch Arndt und Geibel endgültig in der diffamierenden mittelhochdeutschen Bedeutung als „Satan“ und „Teufel“⁷³⁸ etabliert:

„Am dritten September 1870
 Nun laßt die Glocken / Von Thurm zu Thurm
 Durch's Land frohlocken / Im Jubelsturm!
 Des Flammenstoßes / Geleucht facht an!
 Der Herr hat Großes / An uns gethan.
 Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen / Der Unhold aus,
 Sein Reich zu festen / In Blut und Graus;
 Mit allen Mächten / Der Höll' im Bund
 Die Welt zu knechten, / Das schwur sein Mund.
 Furchtbar dräute der Erbfeind.“⁷³⁹

Vom Rhein gefahren / Kam fromm und stark
 Mit Deutschlands Schaaren / Der Held der Mark.
 Die Banner flogen / Und über ihm
 In Wolken zogen / Die Cherubim.“⁷⁴⁰
 Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte / Die Völkerschlacht.
 Ihr Blutrauch hüllte / Die Sonn' in Nacht.
 Drei Tage rauschte / Der Würfel Fall,
 und bangend lauschte / Der Erdenball.
 Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage / Des Weltgerichts⁷⁴¹
 Am dritten Tage / Der Herr des Lichts
 Und warf den Drachen / Vom güldnen Stuhl
 Mit Donnerkrachen / Hinab zum Pfuhl.
 Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes / Und Deutschlands Schwert
 Die Stadt des Spottes⁷⁴², / Der Blutschuld Heerd;
 Ihr Blendwerk lodert / Wie bald! zu Staub,
 Und heimgefordert / Wird all' ihr Raub.
 Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken / Von Thurm zu Thurm
 Durch's Land frohlocken / Im Jubelsturm!
 Des Flammenstoßes / Geleucht facht an!
 Der Herr hat Großes / An uns gethan.
 Ehre sei Gott in der Höhe!⁷⁴³

An Heinrich Lersch lässt sich ermessen, wie diese die Gegner diffamierende Apokalyp-
 tisierung auch auf die deutsche Vorstellung des Kreuzfahrtertums übergreifen und an ihr
 günstige Rezeptionsvorgaben sogar innerhalb der Sozialdemokratie anknüpfen konnte:

„Ich will ein Roß zwischen den Knien, ein Schwert in der Faust,
 Ich will dieses erfrorne Deutschland aufbauen! Mir graust
 Vor diesen kalten Zahlenmenschen, denen versklavt ist das ganze Land.
 Ich suche Gesellen verwegen und kühn,
 Die mit mir den *eisernen Drachen* erschlagen. [...]
 Mein Volk, versklavt und erniedrigt, steh auf!
 Zerschlage die Ketten, befreie dich aus der *Gewalt des Bösen!*
 O Proletariervolk, was strömt du dröhnend zuhauf?
Gott will es, du sollst dich selbst erlösen!“⁷⁴⁴

*e) Der Weltkrieg als deutscher Advent – Der göttliche Auftrag an Deutschland,
 die Inkarnationen des Satans zur Beschleunigung der Welterlösung zu kreuzigen*

Gemäß dieser apokalyptischen, endzeitlichen Dichtertradition der Freiheitskriege und des
 Siebziger Krieges rückte das Weltende mit Jüngstem Gericht und Welterlösung gleich-
 sam „adventlich“ näher, wobei unter der Ewigkeitsperspektive Gottes (Ps. 90, 4) alle diese
 Kriegseignisse koinzidieren würden mit dem einen Zeitpunkt der germanischen Epoche
 als vorläufigen Schlusspunkt der teleologisch verlaufenden Welt-, Gerichts- und Heils-
 geschichte. Aufgrund solcher Rezeptionsvorgaben galt es 1914–1918 – nach 1813–1815,
 1870–1871 – erneut, nun aber endgültig, die Inkarnationen des Bösen zu „kreuzigen“ und
 damit die bevorstehende, in der Johannesapokalypse verheißene absolut endzeitliche Zer-
 malmung des Satans in der Geschichte zu vollstrecken. Unter manch' anderen Theologen
 predigte in dieser Art und Weise auch der Pastor D. Philipp:

„So wie der Allmächtige seinen Sohn zur Erlösung kreuzigen ließ, ist Deutschland dazu berufen, die Menschheit zu kreuzigen, um sie erneut zu erlösen. Das Menschengeschlecht muß durch Blut, Feuer und Schwert erlöst werden. Die deutschen Soldaten vergießen das Blut anderer Nationen höchst ungern, aber sie tun es als ihre heilige Pflicht, die sie nicht zu vernachlässigen wagen, ohne eine Sünde zu begehen [...]. Der göttliche Auftrag Deutschlands lautet, die Menschheit zu kreuzigen. [...] Der Satan selbst, der in Gestalt einer Großmacht (England) in die Welt gekommen ist, muß zermalmt werden, und Deutschland wurde die unerhört heilige Pflicht anvertraut, jene Verkörperung des Bösen zu zerstören. Ist dieses Werk vollbracht, dann werden Feuer und Schwert nicht umsonst gekommen sein. Die Menschheit wird gerettet sein; die Herrschaft der Gerechtigkeit wird sich auf die Welt niedersenken, wobei Deutschland ihr Erzeuger und bewaffneter Beschützer sein wird.“⁷⁴⁵

Von dieser „adventlich“-apokalyptischen Kriegsästhetisierung ist dann die 46. Unterrichtsstunde Krummachers beherrscht.

F) Die Deutschen als Erfüller der Heilsgeschichte –

Die nationalistische Apokalyptisierung der Weltgeschichte als Sprachverbrechen – Die 46. Konfirmandenstunde

In der 46. Stunde am 14. Januar 1915 schreibt Ellen Richter bei der Besprechung des Zweiten Glaubensartikels (34.–46. Stunde) hinsichtlich des „Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten“ die folgenden Sätze in ihr Heft:⁷⁴⁶

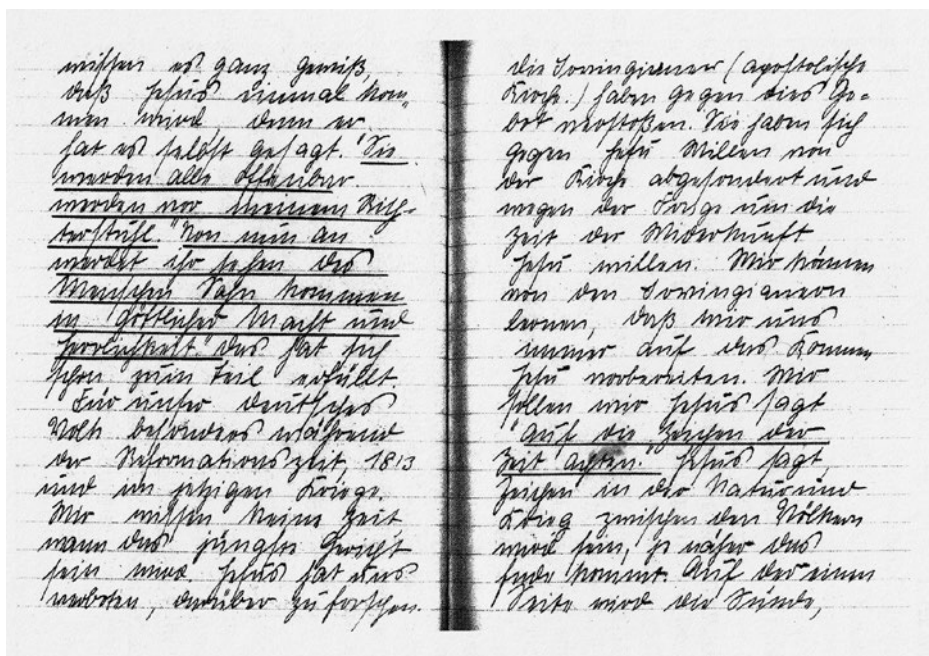


Abbildung 16: Seite 94–95 des Konfirmandenheftes (46. Stunde): Die Reformation Martin Luthers, der Freiheitskrieg 1813 und der Erste Weltkrieg erscheinen auf ein- und derselben heilsgeschichtlichen Linie; RICHTER (1914–1915), Potsdam.

„46. [Konfirmandenstunde] 14. Januar 1915

„Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebenden und die toten (!).“ Wir ^{/94} wissen es ganz gewiß, daß Jesus einmal kommen wird, denn er hat es selbst gesagt. „Sie werden alle offenbar werden vor meinem Richterstuhl.“ [vgl. 2. Kor. 5, 10] „Von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn kommen in göttlicher Macht und Herrlichkeit.“ [vgl. Matth. 24, 30 Parr.; 25, 31 etc.] Das hat sich schon zum Teil erfüllt. Für unser deutsches Volk besonders während der Reformationszeit, 1813 und im jetzigen Kriege. Wir wissen keine Zeit[,], wann das jüngste Gericht sein wird. Jesus hat uns verboten, darüber zu forschen. ^{/95} Die Irvingianer (apostolische Kirche) haben gegen dieses Gebot verstoßen.⁷⁴⁷ Sie haben sich gegen Jesu Willen von der Kirche abgesondert und wegen der Frage um die Zeit der Wiederkunft Jesu willen. Wir können von den Irvingianern lernen, daß wir uns immer auf das Kommen Jesu vorbereiten. Wir sollen[,], wie Jesus sagt[,], „Auf die Zeichen der Zeit achten.“ [vgl. Matth. 24, 3 ff Parr.] Jesus sagt[,], Zeichen in der Natur [werden geschehen] und Krieg zwischen den Völkern wird sein, je näher das Ende kommt. [vgl. Matth. 24, 6–7.29 Parr.] Auf der einen Seite wird die Sünde, ^{/96} auf der anderen Seite der Glaube zunehmen. Wir sollen auch in dieser Zeit den Ruf des Herrn hören, daß wir uns in jeder Stunde bereit halten. Wir sollen uns nicht fürchten vor Jesu Wiederkunft, sondern frohlocken.“

In dem von Ellen Richter am 14. Januar 1915 mitgeschriebenen Text erscheinen – wie bei vielen anderen Kriegstheologen auch⁷⁴⁸ – das Auftreten Luthers während der Reformation, die Entscheidungsschlacht der Freiheitskriege 1813 *und* aktuell der ausgebrochene Weltkrieg als heilsgeschichtliche Teiletappen auf ein-und-demselben Weg zur endzeitlichen Wiederkunft Christi. Durch die Bezugnahme auf 2. Kor. 5, 10 und Matth. 24, 30; 25, 31, sowie durch den Hinweis auf die Irvingianer, an deren Behauptung zu Kriegsbeginn, dass sich das messianische Kommen Christi in der Person des Kaisers zeichenhaft ankündige⁷⁴⁹, er vermutlich anknüpft, hebt Krummacher den für die protestantische Kriegstheologie charakteristischen endzeitlichen Aspekt hervor, der mit der dualistisch-apokalyptischen Polarisierung („Auf der einen Seite wird die Sünde, auf der anderen Seite der Glaube zunehmen“) einherging. „Wir sollen auch in dieser Zeit den Ruf des Herrn hören, daß wir uns in jeder Stunde bereit halten“, notiert Ellen Richter. Indem Krummacher das Auftreten Martin Luthers, die Rolle Preußens in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813⁷⁵⁰ und den „jetzigen Krieg“ als Teilerfüllung des Jüngsten Tags (2. Kor. 5, 10) und der Parusie des Menschensohnes (Matth. 25, 31) wertet, gibt er zu verstehen, dass es „besonders“ das deutsche Volk sei, das Gott in den soteriologisch notwendigen, eschatologischen Kampf gerufen habe. Durch dieses verwirklichte sich das in der gegenwärtigen Weltgeschichte schon teilweise sichtbar werdende Endgericht des Menschensohns, die Vernichtung des Bösen (vgl. unten die 47. Stunde) durch das „Gute“ und die Vollendung der Heilsgeschichte.⁷⁵¹ Bei diesen Sätzen hat sich Krummacher nun zweifellos zu einer massiven, geschichtspositivistisch und nationalistisch verengten, sowie endzeitlich akzentuierten Umdeutung der christlichen Botschaft hinreißen lassen. Damit vollzog er im Vergleich zu seiner früheren Zurückhaltung der Kriegstheologie gegenüber unvermutet eine bedeutsame innere Wandlung, über deren Hintergrund – Begegnungen mit Seeberg und Dryander, die erfolgreiche Abwehrschlacht in den Karpanten im Winter 1914? – wir nichts Genaueres wissen. Die Möglichkeit ist allerdings nicht von der Hand zu weisen, dass Krummacher hier Gedankengänge wiedergibt, die Seeberg gerade zu Anfang Januar 1915 geäußert hat. Dafür kommt hier zunächst ein

Aufsatz unter dem Titel „Die weltgeschichtliche Bedeutung des gegenwärtigen Krieges“ in Betracht, den Seeberg in der Zeitschrift „Die Reformation“ veröffentlicht hatte.⁷⁵² Um dieselben Grundideen kreist auch Seebergs frei gesprochene Rede vom 15. Januar 1915 (also vom Tag *nach* Krummachers 46. Konfirmandenstunde) „Krieg und Kulturfortschritt“.⁷⁵³ Zumindest in diesen beiden Fällen spitzt Seeberg, mit dem Krummacher um die Jahreswende herum vielleicht in intensiverem Austausch als sonst gestanden hat, historizistische Gedanken der deutschen Geschichtsteologie zu, die er auch schon in früheren Reden – wie in der Kaisergeburtstagsrede von 1913 „Vom Sinn der Weltgeschichte“⁷⁵⁴ – vorgetragen hatte. Diese kulminieren in der Aussage, dass die vergangenen und künftigen Generationen „auf unser Geschlecht schauen“, ob dieses fähig sei, „der Aufgabe der weltgeschichtlichen Stunde“ zu entsprechen.⁷⁵⁵ Diese teleologisch-eschatologische Grundeinstellung Seebergs u. v. a.⁷⁵⁶ wird auch schon durch einen Blick auf seine „Ethik“ von 1911 deutlich.⁷⁵⁷ Dasselbe Gedankengut bemächtigte sich dann auch der Kriegsslyrik. Leo Sternberg beschrieb in einem Gedicht die „Deutsche Heerfahrt“ als einen von verheißungsvollen überirdischen Zeichen und Wundern begleiteten eschatologischen Vorgang:

„Die Völker sind reif zum Tod – sie fühlen kein Verbrechen.
 Uns aber leuchten nachts die Lanzenspitzen ... Die Waffen
 an unserer Hüfte fangen an zu glüh'n.
 Die Rosen göttlichen Zornes auf unsren Wangen blüh'n.
 Das ganze Vaterland durchkreist ein Strom,
 davon sich unsre Sehnen mit Riesenkräften straffen
 zum Kampf gegen Sodom,
 die vertierte Welt,
 die Frauen in brennende Öfen stößt, die Kinder zerschellt
 auf dem Pflaster der Straßen.
 Sie wollen in kannibalischem Rasen
 mit Pestkeimen, Bomben und Giften
 und Königsmord einen feigen Krieg anstiften,
 der schon vor Gott verloren ist.
 Wir aber fahren zur Schlacht als wie zu Tanz und Fest,
 daß du es bist,
 Deutschland, das Gott für seine Sache kämpfen lässt [...].
 Das Himmelslicht
 ging auf, das mit der Hölle ficht.
 All unsre Stirnen strahlen von unsichtbaren Kränzen.“⁷⁵⁸

Von diesen geschichtsteologischen Gedankengängen kann auch der Beginn der 47. Stunde vom 19. Januar 1915 mit dem Hinweis auf Offb. 20, 5 beeinflusst sein, wenn – auf Deutschland bezogen, was allerdings in der Mitschrift nicht ausdrücklich gesagt wird – von „besonderen Entscheidungszeiten im Leben der Völker“ die Rede ist. Ellen Richter protokollierte:

„Durch die Schrift geht eine Prophezeiung vom 1000jährigen Reich. (Offenb. 20, 5): Vor dem Jüngsten Gericht soll eine Zeit der Vollendung kommen, wo die Sünde gebunden sein

wird.⁷⁵⁹ Dann wird nocheinmal ein Kampf losbrechen zwischen dem Guten und Bösen. Die Hoffnung auf bessere Zeiten lebt ja in jedem Menschen. Dies Zukunftsbild wird /⁹⁸ nie durch Menschen, sondern durch Gott herbeigeführt werden [...]. Es gibt immer besondere Entscheidungszeiten im Leben der Völker und Menschen.“⁷⁶⁰

Die immanente Realisierung des Gottesreiches durch Deutschland ist demnach gottgeführt, so könnte Krummacher im Hinblick auf die Kriegseignisse dargelegt haben; sie ist nicht in die Hand des Deutschen Reichs selbst gelegt. Mit diesem Reich beginne zwar das Eschaton, aber der qualitative Umschlag am Scheitelpunkt der Geschichte vom alten zum neuen Äon werde durch Gott allein bewirkt. Die gedankliche Konsequenz dieses in den Immanentismus eingebauten eschatologischen Vorbehalts lautete dann, dass Deutschlands militärische Siege in dieser „besonderen Entscheidungszeit“ mit übernatürlichen Kräften ausgefochten wurden.

G) Der Weihnachtsfrieden 1914 als Vorzeichen des Völkerfriedens unter deutscher Vorherrschaft – Die 50. Konfirmandenstunde

In der 50. Stunde am 29. Januar 1915, die zur Behandlung des Dritten Glaubensartikels gehört (47.–53. Stunde), protokolliert Ellen Richter den Satz: „Wahres Christentum [...] ist die Macht, die auch während des Krieges Brücken zu unseren Feinden baut. Es wird nicht Frieden werden, bis Jesu Liebe siegt.“ Auch hier zitieren wir zunächst das vollständige Stundenprotokoll⁷⁶¹:

„50. [Konfirmandenstunde] 29. Jan. 1915.

„Heilig“ heißt die Kirche im III. Artikel nach dem heiligen Geiste, der am Pfingsttage über die erste Gemeinde der Jünger ausgegossen wurde. [Apg. 2, 1–13.37–47] Gemeinschaft der „Heiligen“ ist gemeint im Sinne des Wortes Gottes. Die Apostel reden in ihren Briefen die Leute oft mit ‚Heiligen‘ an [1. Kor. 1, 2; 2. Kor. 1, 1]. Heilig will heißen: abgesondert von der sündigen Welt. Die ‚Heiligen‘ sind die innerlich Bekehrten, die aufrichtig Gläubigen. Sie heißen ‚Heilige‘ im Gegensatz zu den Namen[s]= /¹⁰⁷ christen. Die sichtbare Kirche ist die Christenheit auf Erden, die unsichtbare Kirche die Gemeinschaft der Heiligen. Die Heiligen sind untereinander durch die Liebe zu Jesus verbunden. Wahres Christentum gleicht den Unterschied der Stände aus. Es ist die Macht, die auch während des Krieges Brücken zu unseren Feinden baut. „Es wird nicht Frieden werden, bis Jesu Liebe siegt.“

Krummacher behandelt in dieser Stunde zunächst den Unterschied zwischen der äußerlich sichtbaren Kirche einerseits, als „Christenheit auf Erden“ bezeichnet, der auch viele Personen als „Namen[s]christen“ nur äußerlich zugehören, und andererseits der in ihr verborgenen Gemeinschaft der „aufrichtig Gläubigen“, „Heiligen“.⁷⁶² Sie sind es, die nicht nur bestehende Standesgrenzen ausgleichen, sondern auch trotz des Krieges über die Gegnerschaften und Fronten hinweg miteinander in der Liebe Jesu verbunden bleiben.

Darüber, welche „Brücken“ Krummacher hier im Januar 1915 konkret genannt haben könnte, lassen sich nur Vermutungen anstellen. Einen Hinweis gibt seine Predigt über 2. Tim. 1, 7, die er am zweiten Sonntag nach Trinitatis, am 2. Juli 1916 nach seiner Rück-

kehr von einer Frontreise im Westen gehalten hat.⁷⁶³ Dort findet sich die Formulierung: „Seht, das ist die heilige Liebe, die einst nach diesem blutigen Ringen wieder Brücken schlagen wird zwischen den feindlichen Völkern und die uns alle draußen im Felde wie hier in der Heimat durchdringen soll.“⁷⁶⁴ Das Beispiel „heiliger Liebe“, das Krummacher in seiner Predigt von 1916 an erster Stelle nennt, ist die Arbeit des schon in der 25. und 26. Unterrichtsstunde erwähnten Roten Kreuzes, d. h. die „*inter arma caritas*“, „die nicht fragt [,] *ob Freund ob Feind*“.⁷⁶⁵ Schon vor Ausbruch des Weltkriegs kursierten Hymnen zu Ehren des Roten Kreuzes wie der für „eine Feier zum 25 jährigen Jubelfeste des Roten Kreuzes am 10. Mai 1914“⁷⁶⁶ in Berlin von Raimund Hermann Siegfried Moltke (1869–1958) vorgetragene „Prolog“; aus ihm könnte Krummacher, wie der Wortlaut nahelegt, in seiner späteren Predigt zitiert haben:

„[...] Um die ganze Welt
War bald das Marterkreuz, das blutig rote,
Als *heil'ger Liebe* Zeichen aufgestellt [...].

Ob Freund, ob Feind, gleichviel: Im Allerbarmen
Übt seiner Diener Schar sich unentwegt,
Wenn sie auf krafterprobten Helfersarmen
Totwunde Helden von der Walstatt trägt [...].

Du Rotes Kreuz, *heiliger Liebe* Zeichen,
Du Tilger namenlosen, schweren Leids,
Du Trostverkünder, Helfer sondergleichen,
Du Segensspender, stolzes Rotes Kreuz [...].“⁷⁶⁷

Es mag sein, dass Krummacher auch den Artikel Romain Rollands „*Inter arma caritas*“ im Journal de Genève vom 30. Oktober 1914 gelesen hatte.⁷⁶⁸ Die Möglichkeit zur Einsichtnahme in Zeitschriften des neutralen Auslands war ja über Abonnements und Lesehallen in den ersten Kriegsmonaten noch erhalten geblieben. Überdies hatte Krummacher gewiss in demselben Journal vom 18. Oktober 1914 Kenntnis auch von den Offenen Briefen zwischen dem Pfarrer der *Église Réformée Évangélique* (Nîmes), Charles-Edmond Babut (1835–1916), und Ernst Dryander genommen.⁷⁶⁹ In diesem Schriftwechsel war es um Babuts Appell zur „barmherzigen Kriegführung“ vom 4. August 1914 gegangen, dessen Mitunterzeichnung Dryander zusammen mit dem Generalsuperintendenten Friedrich Lahusen (1851–1927) und dem Missionsdirektor Karl Axenfeld (1869–1924) am 15. September 1914 abgelehnt hatte.⁷⁷⁰ Krummacher könnte im Unterricht die Losung des Roten Kreuzes „*inter arma caritas*“ aber noch weiter ausgeführt haben. Durch Soldatenbriefe und mündliche Erzählungen war seit längerem bekannt, dass die gegenseitige Verschonung und Bergung Verwundeter auf allen Frontseiten von Anfang an durchaus praktiziert wurde, sofern sich vor Ort die Gelegenheit dazu bot.⁷⁷¹

Diesem „Brückenbau“ *inter arma* gesellte sich nun in der Weihnachtszeit über die Fronten hinweg eine neue, erstaunliche Solidaritätsbewegung unter den Soldaten hinzu, die sich noch über den Jahreswechsel hinaus einige Wochen lang hinzog: der sog „Weihnachtsfrieden 1914“, von welchem trotz der Brief- und Pressezensur die Öffentlichkeit

durch Feldpost⁷⁷² und noch Ende 1914 durch gedruckte Erbauungsbroschüren⁷⁷³ unterrichtet wurde. Von diesen Weihnachtsverbrüderungen liefen auch einzelne, von Frontsoldaten angefertigte Zeichnungen um.⁷⁷⁴ Infolge des gemeinsamen Singens von Weihnachtsliedern wie „Stille Nacht, heilige Nacht“⁷⁷⁵ war es zu spontanen Fraternisierungen und Feuerpausen entlang der 700 km langen Westfront gekommen, bei denen man nicht nur im Sinn der „*inter arma caritas*“ Verwundete geborgen und Gefallene bestattet, sondern auch Geschenke und Souvenirs (z. B. Kommissbrot, Fleischkonserven, Marmelade, Zigaretten, Rum, Bierfässer, Zucker, Uniformknöpfe, Handschuhe, Mützen, Rasiermesser, Seife, Zeitungen u. v. a. m.) ausgetauscht und sogar gemeinsame Picknicks und Fußballspiele veranstaltet hatte.⁷⁷⁶ „Man warf statt Handgranaten Päckchen mit Wurst oder Schokolade über die Drahtverhaue“, berichtet Carl Zuckmayer.⁷⁷⁷ Feldpostbriefe erzählten sogar von gemeinsamen, mehrsprachigen Fest- und Bestattungsgottesdiensten zwischen den Fronten.⁷⁷⁸ Man ließ sich gemeinsam photographieren.⁷⁷⁹

Die gewaltsam hervorgerufenen Risse, die Europa zu „*Barbaropa*“ gemacht hatten, waren allen Bemühungen der Kriegshetze zum Trotz dabei, friedlich zu verwachsen, sich zu schließen. Nicht nur, dass dieser „Weihnachtsfriede“ allen aggressiven Eklektizismus widerlegte und jegliche Pauschalisierung des Feindes Lügen strafte, sondern hier offenbarte sich überdies die Machtlosigkeit des verbrecherischen Kriegsästhetizismus einiger Weniger gegenüber der reinen, einfachen, vernünftigen Menschlichkeit. 1915 wurde jedoch gegen dieses „Symptom der Vernunft“, das bewies, „es ist kein Sinn mehr in der Sache“⁷⁸⁰ der falschen Welterzeugung, vor den Militärgerichtshöfen beider Seiten Anklage wegen Landesverrats erhoben.⁷⁸¹ Am 10. Januar 1915 fanden dann, von offizieller staatlicher wie kirchlicher Seite unterstützt, beiderseits der Westfront die Herz-Jesu-Weihen⁷⁸² statt, an denen teilzunehmen, allen deutschen und französischen Katholiken an der Front, sowie in der Etappe Gelegenheit gegeben wurde.⁷⁸³ Diese Weihen wurden allerdings nationalistisch missbraucht und bellifiziert durch das traditionelle Aufziehen der jeweiligen Nationalflaggen.⁷⁸⁴ Das vom Vatikan eigens am selben Januartag publizierte, von Benedikt XV. persönlich verfasste und verordnete, strikt *transnational* ausgerichtete Gebet um sofortigen Friedensschluss⁷⁸⁵ wurde somit trickreich hintertrieben. Angesichts der deutschen Geländegewinne⁷⁸⁶ empörte sich außerdem die französische Öffentlichkeit über dieses päpstliche Gebet um sofortigen Friedensschluss und unterstellte sogar eine *entente secrète entre Berlin et le Vatican*.⁷⁸⁷ Ein sofortiger „Sieg der Liebe Christi“ hätte den Deutschen zu diesem Zeitpunkt bei Friedensverhandlungen das Faustpfand des Territorialvorteils verschafft.

Krummacher wird angesichts dieses höchst bemerkenswerten Weihnachtsfriedens – wie sein Zitat der endzeitlich gefärbte Liedzeile „Es wird nicht Frieden werden, bis Jesu Liebe siegt“⁷⁸⁸ nahelegt – die Aufhebung der Kriegsnotwendigkeit erst für das eingetroffene Eschaton vertreten haben (vgl. o. Abschnitt F). Er vermochte auf diesem theologischen Umweg, das Festhalten am Krieg mit dem Gebot der Feindesliebe zu vereinbaren und im „brückenbauenden“, „wahren Christentum“ die Zeichen und Vorboten der die Endzeit vorbereitenden Verwirklichung des Reiches Gottes zu erkennen: eines sich „nach diesem blutigen Ringen“ realisierenden Völkerfriedens unter der von Gott hierfür bestimmten deutschen Vorherrschaft.

H) Schlussfolgerungen aus A–G:

Es ließ sich zeigen, dass Krummacher mit seinen theologischen Überzeugungen und dem Verständnis seiner pfarramtlichen Aufgaben zu Beginn des ersten Kriegsjahres noch nicht völlig auf den tatorientierten ästhetizistischen Kurs der Kriegstheologie einschwenkte. Sein Umdenkungsprozess, der gleichwohl schleichend in Gang kam, vollzog sich aufgrund gegenteiliger Rezeptionsvorgaben, einerseits im Zusammenhang mit Alterhergebrachtem aus Elternhaus, Schulbildung, aus dem soliden Studium der Exegese und der lutherischen Dogmatik, andererseits bedingt durch Einflussnahmen seiner kriegstheologischen Lehrer. Die Protokolle Ellen Richters aus dem Konfirmandenunterricht lassen erkennen, wie zögerlich Krummacher sein Unterrichtsmaterial umbaute, wie sporadisch und unsystematisch er kriegstheologische Topoi und Slogans einfließen ließ, wie er vor allem die Christologie noch unbeschadet ließ und in der Regel auf den Bibel- und Katechismustext konzentriert blieb. Krummacher wird sich in den ersten Wochen und Monaten nach Kriegsausbruch – trotz seiner intimen Nähe zum Kaiserhof und zu deutsch-national gesonnenen Kreisen – in seiner abwartenden Einstellung zum Krieg noch wie die große Masse der „Durchschnittspfarrer“ verhalten haben, so wie sie Martin Schian geschildert hat: Der Notwehrkrieg galt als eine verpflichtende, gerechte Sache, der Krieg selbst als Gericht und Erziehungsmittel Gottes, als Aufruf zur Buße.⁷⁸⁹ Der Umbau seines Denkens in Richtung zur apokalyptisch-darwinistisch-nationalistischen Kriegstheologie, dass Deutschland in der Heilsgeschichte eine eschatologische Kulturmission zur Weltrettung und –erlösung durch Ausmerzungen des Bösen zu erfüllen habe, erfolgte erst allmählich im weiteren Verlauf des ersten Kriegsjahres. Krummacher verzichtete in seinem Unterricht weitgehend darauf, direkte politische Kommentare abzugeben, seine Stellungnahmen beschränkten sich eher auf die Zitierung der Bibel „mit leicht erhöhter Stimme“; auf spektakuläre Kriegseignisse wie die Tannenberg- und Masurenschlacht ging er nicht ausdrücklich ein, auf das triumphierende Verlesen von Kriegsdepeschen verzichtete er; an patriotische Massenveranstaltungen im Großraum Berlins wie den Sedantag 1914 im Unterricht anzuknüpfen, vermied er; nur indirekt wird er innen- und außenpolitische Entwicklungen – wie etwa die Gräuelpropaganda – zur Sprache gebracht und theologische Denkanstöße gegeben haben. Offenbar blieb sich ein Pfarrer wie Krummacher anfangs noch dessen bewusst, dass gerade die Theologie von ihrem eigenen Anspruch her, etwas unbedingt „Göttliches“ zu meinen, ihr Wächteramt nicht aufgeben dürfe gegenüber dem kriegsideologischen Deutungstotalitarismus, der den Weltkrieg zum Anbruch deutsch-heiliger Zeit ästhetisierte. Auch in seinen ersten Predigten nach Kriegsausbruch, die uns erhalten geblieben sind, zeigt Krummacher eher noch ein unausgeglichenes Bild. Die von Krummacher Ende 1914 gehaltene „Gedächtnisrede am Sarge des gefallenen Majors Eduard Vogel von Falckenstein“⁷⁹⁰ in Dolzig (Kreis Sorau, [Brandenburg])⁷⁹¹ spricht nur in nicht näher spezifizierten Allgemeinplätzen vom Krieg. Vom „heiligen Krieg unseres Vaterlandes“ ist die Rede, sowie von „diese[r] große[n], eiserne[n] Zeit“. Über das hinaus, was die Protokolle des Konfirmandenbuchs zu erkennen geben, werden Offb. 2, 10 und Joh. 15, 13 allerdings schon in der üblichen Weise der Kriegstheologie in den Zusammenhang der Nachfolge und der Verdienstlichkeit des opferwilligen Heldentods Christi gebracht.⁷⁹² Kriegstheologisch ganz untypisch ist dagegen wiederum

Krummachers im Dezember 1914 gehaltene Trauerpredigt⁷⁹³ anlässlich der Beerdigung des Generals der Infanterie a. D., August Wilhelm Julius von Seebeck (1834–1914), des ersten Kurators des Kaiserin Augusta-Stifts⁷⁹⁴; von dieser Predigt hat Ellen Richter einen Sonderdruck ihrem Tagebuch beigelegt.⁷⁹⁵

Erste Anzeichen eines allmählichen Umschwenkens in die Kriegstheologie finden sich in der 25. Konfirmandenstunde vom 22. September, eindeutiger noch ab der 30. Stunde am 15. Oktober 1914; ab der 46. Konfirmandenstunde Ende Januar 1915 ist ein Gleichstand mit der protestantischen Kriegstheologie nicht mehr allzuweit entfernt. Krummachers spätere Kriegspredigten von 1916, die wir im Kapitel IX, 1 kennenlernen werden, lassen ihn dann als einen konsequenten „Wortemacher des Krieges“ erscheinen.⁷⁹⁶ Die Unterrichtsprotokolle zeigen mithin, wie ein Pfarrer wie Theodor Krummacher trotz aller persönlichen Herzensbildung und intellektuellen Befähigung, trotz Schulung und Inspiration durch ein literarisch und kulturell hochgebildetes Elternhaus (zudem der Tradition einer verzweigten, angesehenen Pfarrerdynastie verpflichtet), trotz fundierter theologisch-universitärer Ausbildung, wie seine 1913 gehaltenen „apologetischen Predigten“ zu erkennen geben⁷⁹⁷, dennoch in die Fehlspur der „Tempelhüter der Dea Germania“ geraten konnte. Krummacher erlag hier schon nach den ersten Kriegsmonaten mehreren Faktoren. Hatte Krummacher Anfang September 1914 in den Unterrichtsstunden zum Achten Gebot seine Schülerinnen noch in die „Fußstapfen Jesu treten“ lassen und das Kriegsgeschehen nach der transzendenten Wahrheitsforderung Christi von einer christlich-übernationalen Warte aus beurteilt, so wirkte sich nun der theologische Immanentismus des deutschen Idealismus und der (kriegstheologisch missbrauchten) Ritschlianischen Theologie nicht zuletzt deswegen verhängnisvoll aus, weil die Grundannahme der göttlichen Erwählung Deutschlands durch den im ersten Kriegsjahr verheißungsvollen Auftakt eines im Ganzen grandiosen Siegeslaufes bezeugt erschien. Im Sog der immer beliebter und populärer werdenden Immanentismus-Theologie wurden christlicher Glaube und geschichtlicher Fortgang auch dort einander angepasst, wo Rückschläge erfolgten, und – auch in späteren Krisenjahren noch – zu bloß trügerischer Deckung gebracht. Verderblich waren für Krummacher – wie sich aus seiner Autobiographie „Erinnerungen aus Amt und Haus“ von 1937⁷⁹⁸ vermuten lässt – wohl vor allem die prägenden Begegnungen mit einigen wenigen, von ihm hochverehrten, aber unverantwortlichen theologischen Ratgebern, welche die – wie bei jedem „wilhelminisch“ erzogenen Deutschen – auch bei Krummacher abrufbar gewesenen nationalen, kriegsaffirmativen Rezeptionsvorgaben verstärkten. Genauso negativen Einfluss übten einige von ihm unmittelbar nach Kriegsausbruch besuchte Vorlesungen wie die „Deutschen Reden in schwerer Zeit“ an der Universität Berlin aus. Hinzu kam der „soziale Druck“ hochkonservativer, deutschnational orientierter Kreise, in die er eingeheiratet hatte, sowie der kontinuierliche Kontakt zum kaiserlichen Hof und der Generalität in Potsdam.

Zur genaueren Einordnung des Krummacher'schen Konfirmandenunterrichts von 1914–1915 stellen wir im folgenden Kapitel die schulische und kirchliche „Kriegspädagogik“ von 1914–1918 dar. Es sind uns in dieser Breite des Richter'schen Stundenprotokolls zum Vergleich zwar keine anderen originalen und derart ausführlichen Unterrichtsmitschriften überliefert, die eine Einsicht in den pädagogischen Umgang mit kriegstheologischem

Gedankengut bei anderen Religionspädagogen ermöglichen. Es existieren aber aus den Jahren 1914–1918 in genügender Anzahl authentische Berichte und religionspädagogische Handreichungen⁷⁹⁹ – wie etwa Heinrich Spanuths Beitrag in dem 1915 erschienenen Buch „Der Weltkrieg im Unterricht“⁸⁰⁰ –, aus denen hervorgeht, wie massiv und systematisch in allen gymnasialen Schulfächern, den geisteswissenschaftlichen (inkl. Religion) wie auch den mathematisch-naturwissenschaftlichen⁸⁰¹, derjenige Kriegsbezug hergestellt wurde, der zuletzt 1912 noch von Friedrich von Bernhardi (1849–1930) in seinem Buch „Deutschland und der nächste Krieg“ gefordert worden war. Bernhardi hatte besonderes Augenmerk gerade auf die in den Religionsstunden zu vermittelnde kriegsbezogene, opferwillige und vaterländische Gesinnung gerichtet.⁸⁰² Die mit Kriegsbeginn publizierten Konfirmationsgeschenkbücher, von denen das bekannteste das bis in die nationalsozialistische Zeit hinein immer wieder aufgelegte „Vater, du führe mich! Ein Konfirmandenbuch fürs Leben“ war⁸⁰³, zeigen diese konsequent indoktrinierende Einbeziehung von Kriegsthemen. Die Vermutung ist angebracht, dass in diesen Entlass-Büchern nur fortgesetzt wurde, was bereits ab 1914 im Konfirmandenunterricht selbst pädagogischer Usus geworden war, so dass die im Vergleich deutlich stärkere Zurückhaltung Krummachers im Unterricht der ersten Kriegsmonate einigermaßen erstaunlich ist. Krummacher gehörte anfangs noch nicht zu jenen „Erziehern in den Mädchenstiften“, denen Kurt Tucholsky eine besondere „Verherrlichung der Nationalbesoffenheit“ nachsagte.⁸⁰⁴

V – Krummachers Religionspädagogik im Vergleich

1) Vom „alten, bösen Erbe“ der theologischen Wort-Pyromanie im Krieg – Was ist „Ideologie“? – Bildungspolitik als Sprachverbrechen

Als Johann Gottlieb Fichte sich einst der preußischen Armee als Feldprediger antrug, ermahnte er sich selbst zur Besonnenheit: „Es ist schwierig“, schrieb er; „hüte dich vor dem Ergriffenwerden von der Phantasie.“¹ Adolf [von] Harnack warnte 1912 in seiner Schrift zur Dienstentlassung des Pfarrers Lic. Gottfried Traub (1869–1959) ebenso vor genau diesem seit der Alten Kirche herrschenden Grundübel der Theologen, einem „alten, bösen Erbe“.

a) Alte, böse Erbschaften deutscher Theologie, dritter Teil: das Wortzündeln

„[...] es ist ein altes, böses Erbe, welches wir erhalten haben, und jetzt erst machen sich seine Wirkungen deutlich fühlbar. Aus einem langjährigen Studium der Dogmengeschichte und Konfessionskunde heraus habe ich das Fazit gewonnen: es hat in der Kirche, schon etwa vom 4. und 5. Jahrhundert her, nie volle Wahrhaftigkeit geherrscht, zuoberst keine volle Wahrhaftigkeit im objektiven Sinn und sehr häufig und durch alle Jahrhunderte hindurch auch keine solche im subjektiven. Zu allen Zeiten hat man als Glaubensausdruck mehr und Gesteigerteres gesagt, als man verantworten konnte; immer drückte man sich in den dogmatischen Formeln exzentrischer aus als man wirklich glaubte und im Leben durchzuführen entschlossen war, und immer ging man in der Befestigung durch liturgische Formeln weiter, als man durfte. [...] So ist es geblieben durch die Jahrhunderte hindurch. Ein Absolutes, welches man empfand, sollte auf Erkenntnisformeln gezogen werden, die doch alle relativ und begrenzt sind. Ohne Verstörungen der Wirklichkeit und Wahrheit ging es nicht ab, und allmählich wurden die Augen blöde, und eine Art von theologischer Alchimie erlangte die Herrschaft. Die Reformation hat hier einen starken Ansatz zum Besseren gebracht; aber wie bald war er durch die alte Gewohnheit dogmatischer Lehren und liturgischer Formeln, die ein ganz veraltetes Weltbild vorschrieben, wieder verschlungen!“²

Dieser Vorwurf der theologischen Wortmeisterei, immer mehr zu sagen, als man letztlich verantworten konnte und selbst glaubte, wuchs sich in der Kriegstheologie aus zu einer Berausung an einer „höheren Wirklichkeit der Dinge“; gedankliche Erfindungen wurden ins Gigantische hochgerechnet, man litt am „übertriebenen Dozieren“, zeigte sich „zu jeder Torheit fähig“ – „denn der Deutsche ist nun einmal zum Übertreiben geneigt“ – und verlor Wirklichkeits- und Wahrheitssinn; so schon das Urteil Julius Langbehns.³ Selbst Harnack, der als theologischer Lehrbuchschreiber die Mysterien als „superstitio“ kritisierte⁴, der die Dogmen der Unbefleckten Empfängnis (1854)⁵ und der Infallibilität des *ex cathedra* sprechenden Papstes (1870) als Ergebnisse theologischer Exzentrik dicht vor

Augen hatte, fiel dem „alten, bösen Erbe“, dem „unruhigen Übel der Zunge“ (Jak. 3, 8) anheim, als ihm 1915 im Vorwort der Feldausgabe seines Buches „Das Wesen des Christentums“ der vorausschweifende Satz entschlüpfte: „Und der Sieg *ist* durch Gottes Gnade schon unser!“⁶ Das war mitten im Krieg, als dem Kriegsteilnehmer Wittgenstein an der Ostfront im Tractatus die Erkenntnis kam: „Wie die Welt ist, ist für das Höhere vollkommen gleichgültig. Gott offenbart sich nicht *in* der Welt“ (§ 6.432).⁷ Krummacher hatte mit ausufernder Wortkunst an einer Stelle seiner 46. Konfirmandenstunde das Auftreten Luthers während der Reformation, die Entscheidungsschlacht der Freiheitskriege 1813 – das Datum von 1870/1871 wird mitgemeint gewesen sein – und aktuell den begonnenen Weltkrieg zu von Gott zielgerichteten Teiletappen hin zur Wiederkunft Christi erklärt. In der Übernahme dieses kriegstheologischen Konstruktes hatte auch er „mehr und Gesteigerteres“ gesagt, als er guten Gewissens verantworten durfte. Mit solchem Einschmuggeln und Höherklettern von Phantastereien, die man als Stilisierung in Operettenlibretti dulden darf („Wenn die Liebe will, / stehn die Sterne still“⁸), die man in der Theologie aber nicht als unumstößliche Heilstatsachen inthronisieren kann, agiert auch jeder Totalitarismus, jede Ideologie. Bevorzugtes Objekt solcher von Wortpyromanien überhitzten Spekulationen ist der Aufbau von teleologischen Geschichtszyklen. Johann Gottlieb Fichte wurde bei solchem Zusammenreimen hochspekulativer Ideen – Nietzsche sprach von „Fichte’s verlogne[n], aber patriotische[n] Schmeicheleien und Übertreibungen“⁹ – zum Propheten eines deutsch-nationalen Heilszyklus. Ein Beispiel, das sich bis in den Ersten Weltkrieg hinein fortschrieb: Fichte zitierte am Ende seiner dritten „Rede an die deutsche Nation“ die Auferstehungsvision des Propheten Hesekiel (Hes. 37, 1–10) und legte sie – über ihre ursprüngliche Kontextverwurzelung hinweg – auf die Wiederauferstehung des deutschen Volkes hin aus: Dieser selbe göttliche „Odem“, der **רוח אלהים** *Ru^aḥ ʾĀlōhīm*, dieser selbe Geist Gottes, der einst die vertrockneten Gebeine Israels neu zum Leben erweckt habe, behauptete Fichte, sei es, der nun auch „die erstorbenen Gebeine unsers [deutschen] Nationalkörpers ergreifen und aneinanderfügen werde“, so „daß sie herrlich dastehen in neuem und verklärtem Leben. [...] Der belebende Odem der Geisterwelt hat noch nicht aufgehört zu wehen.“¹⁰ Dass von Fichte die Bezugnahme auf Hesekiel wirklich als Hinweis auf einen sich real ereignenden Heilszyklus genommen wurde, legen auch die Hesekiel-Anspielungen bei Ernst Moritz Arndt von 1815 nahe:

„Und du [= Deutschland] sollst wieder ein mächtiges und stolzes und christliches Volk werden, und den hohen Geist darstellen, den ich durch dich den Völkern verkündigen will. Das ist aber der Geist, wovon ich rede, ein Geist, der lebendiger und geschäftiger und gewaltiger ist, als er war in den Tagen deiner Väter, der Geist, den die vergangenen Jahrhunderte nicht ahndeten und der auch vor deinen Augen nur wie ein dunkler Traum schwebt. [...] Diese Begeisterung ward dir versprochen in den Jahrhunderten der Verheißung, und nun wisse, daß die Erfüllung näher kömmt. Und wann ich dir diesen Athem in die Brust geblasen, und diese Liebe dir in das Herz gebrannt habe, dann wirst du wirklich ein freies und unvergängliches Volk seyn und in dem Irdischen für das Ueberirdische, in dem Sterblichen für das Unsterbliche leben und wirken. Denn ich will dich zum Haupt machen und nicht zum Schwanz, und sollst oben schweben und nicht unten liegen.“¹¹

Auch im Siebziger Krieg erschien Deutschland daher als das aus den „zerrissenen Gliedern“ pfingstlich wiedererstandene Israel des Neuen Bundes.¹² Und auch im Jubiläumsjahr 1913 baute Gerhart Hauptmann die Fichte'sche Gleichsetzung in sein „Festspiel in deutschen Reimen“ ein, indem er den Philosophen mit gerade diesem Prophetenzitat am Pult dozierend auftreten ließ.¹³ Hauptmann wird beim Arrangement dieses Festspiels als Drahtpuppenspiel – ein wesentlicher Einzelaspekt dieses vielschichtigen Bühnenwerkes¹⁴ – die Betrachtung Heinrich von Kleists über das Marionettentheater (1810)¹⁵ berücksichtigt haben. Kleist hatte in seiner Betrachtung gezeigt, dass die sich mühelos von selbst einstellende, unnachahmliche Leichtigkeit und „Grazie“ der Marionette nur durch das Waltenlassen der puren Mechanik zustande komme, sich aber nicht durch die Zutat von Eigenreflexion, selbstständigen Antrieben und Eingriffen in das Schwunggeschehen oder den Versuch der Nachahmung erzielen lasse.¹⁶ Mit der diesem Aufsatz zugrundeliegenden hegelianisch-geschichtsästhetizistischen Idee ließ sich anlässlich der Jahrhundertfeier der Freiheitskriege und des 25-jährigen Thronjubiläums des „Friedenskaisers“¹⁷ veranschaulichen, weshalb und womit der Durchbruch der von Fichte und Hegel in Anspruch genommenen germanischen Heilsgeschichte, der Weg zu dem „letzte[n] Kapitel von der Geschichte der Welt“ zuwege gekommen sei: dadurch nämlich, dass sich Deutschland – wie ein mechanisches Spielzeug den natürlichen Drehwirkungen von Stoß und Gegenstoß – den im „unendlichen Bewusstsein“, im göttlichen „Geistesrauschen“ aufgehobenen „Schwunggesetzen“ der Heilsgeschichte überlassen und ohne Eigenwillen gefügt habe. Mit dieser von Kleist inspirierten Analogie hatte Hauptmann sein Festspiel, Deutschland brauche sich gleichsam als Spielpuppe des ewigen Geistesrauschens nur von den Drähten der Heilsgeschichte ziehen zu lassen, in „ironischer Distanz“ als Marionettenspiel mit Knittelversen konzipiert. Und wie Hauptmann es karikiert hatte, erklang es dann auch im Jubiläumsjahr überall von den Kanzeln der Kirche herab. Pfarrer Heinrich Stuhmann predigte am 1. Advent 1913 zu Hes. 37, 1–14:

„Und als vor hundert Jahren aus der Schmach heraus der neue Sturm durch unser Volk brauste – gewiß, es war vieles, was der großen herrlichen Erhebung vorgearbeitet – soziale und wirtschaftliche und militärische Reform –, aber letzten Endes war's doch nichts anderes als ein Rauschen heiligen Geistes durch verdorrtes Gebein in der Kraftwirkung des Wortes Gottes.“¹⁸

1915 berief sich Generalsuperintendent D. Blau in Posen in seiner Osterpredigt auf „die gnädige Führung unseres Gottes in der Geschichte unseres Volkes“; er erinnerte an 1815, 1864, 1866 und 1870/1871 und verkündete mithilfe des Hesekieltextes die Fortführung desselben heilsgeschichtlichen Mechanismus:

„Der Prophet Hesekiel hat einmal sein Volk im Gesicht geschaut als ein Feld von Totengebeinen, aber der Herr ließ seinen Lebensodem über ihnen wehen – und siehe, da rauschte es, und siehe, es regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebein – und der Odem kam in sie, und sie wurden wieder lebendig und richteten sich auf ihre Füße. Ist das nicht auch Osterhoffnung für *unser Volk*? Über seine Todesgegenwart schauen wir in eine lebendige Zukunft. Ob es heute auch in seinen Söhnen einen

tausendfachen Tod sterben muß – aus ihrem Tode erblüht ihm neues Leben. [...] Das ist unsere Osterfreude, daß wir gewiß sein dürfen, daß unser Volk aus der Tiefe, in die Gott es geführt hat mit seinem unsäglichem Leid, auferstehen wird zu neuer Kraft, neuer Größe, neuem Leben. Wir dürfen hoffen ein deutsches Ostern – wir dürfen es hoffen! – Gott ist der Herr der Geschichte.“¹⁹

Perfide war solche Heilsrhetorik in jedem einzelnen Fall, wenn für den Zuhörer oder Leser eine klare Unterscheidung, was man von den Heilsankündigungen buchstäblich oder doch nur als Stilisierung zu verstehen hatte, nur schwer zu treffen war. Admiral von Tirpitz, der im Großen Hauptquartier in Charleville-Mézières zu Neujahr 1915 eine Predigt des Feldpropstes des Westheeres, Georg Goens²⁰ angehört hatte, äußerte sich über diese Mixtur aus überirdisch-stilisierender, aber doch zugleich irdisch-dingfest machender Rhetorik skeptisch. „Heute Kirche, Predigt etwas sehr rhetorisch und mir kaum etwas gebend.“²¹ Vielen Predigern genügte schon das „anrühlich Rednerische“, Sprüchemachende, delphisch „Umnebelnde“²², der unausdrückliche Doppelton, die suggestiv nachwirkende Andeutung, deren geschickt angelegte Wortgarnitur aus Gesangbuchliedern, liturgischen Abschnitten, Hegel-, Fichte-, Arndt- und Freiheitsdichter-Zitaten, aus klassischer und konjunktureller Kriegsliteratur – nicht zuletzt auch durch den zunächst vielversprechenden Siegeslauf 1914–1915 – den Hörer oder Leser in die heilstheologisch gewünschte Richtung zur ergänzenden Illusionsbildung und Eigenkonkretisierung provozierte. Nur ein Teil der Feldprediger und in der Heimat verbliebenen Pfarrer²³ wagte wie Seeberg und Dryander – in ihrem Gefolge zeitweilig auch Theodor Krummacher in seinen Kriegspredigten vom Mai und Juli 1916²⁴ – die frontale, direkte Behauptung. Das Ergebnis war durchweg, dass die Kriegstheologie mit ihrem traditionell begrifflichen Übertreiben, ihren Assoziationsofferten, ihrem manipulativen Überstrapazieren biblischer Belegstellen und geschichtstheologischen „Wolken-schiebereien“ von der verantwortbaren Rede abkam und auf die abschüssige Bahn einer gefährlich schwadronierenden Ideologie geriet. So sprach Robert Musil im „Mann ohne Eigenschaften“ von einer „sprachwissenschaftlich nicht ganz durchleuchteten Gruppe der ‚geschwollenen Worte‘“ und identifizierte diese pars pro toto mit der „Wortgruppe Erlösen“.²⁵ Er machte wiederum für 1936 in den „Unfreundlichen Betrachtungen“ auf die diesem Verfahren innewohnende „Schwarze Magie“ aufmerksam:

„Als solcher stellt er [= der jeweilige Autor oder Sprecher] geistige Kurzschlüsse her. Er ruft Mensch, Gott, Geist, Güte, Chaos und spritzt aus solchen Vokabeln gebildete Sätze aus. Wenn er die volle Vorstellung oder wenigstens die volle Unvorstellbarkeit mit ihnen verbände, so könnte er das gar nicht tun. Aber die Worte sind lang vor ihm in Büchern und Zeitungen schon sinnvolle und sinnlose Verbindungen eingegangen, er hat sie oft beisammen gesehen, und schon bei kleinster Ladung mit Bedeutung zuckt zwischen ihnen der Funke. Das ist aber nur die Folge davon, dass er nicht an erlebten Vorstellungen denken gelernt hat, sondern schon an den von ihnen abgezogenen Begriffen.“²⁶

b) Was ist „Ideologie“ und was macht sie? –
Keine Seele darf unbewacht gelassen werden

In richtiger Einschätzung des damaligen Zeitgefühls²⁷ hat Reinhard Rürup 1984 den von Deutschland geführten Ersten Weltkrieg als einen Krieg beschrieben, der von einer Vielzahl von Ideologien als beherrscht wurde: von der Ideologie der Heiligkeit, der Sittlichkeit des Verteidigungskrieges; der Prüfung, Reinigung, Befreiung und Zusammenfassung der Deutsheit im Zusammenspiel von Individuum-Volk-Nation-Welt-Gott, der geschichtsteleologischen Vollendung der deutschen Nation zur Übernahme einer welthistorischen Erlösungsmission.²⁸ Was aber *ist* Ideologie, worin besteht ihre Stärke als „Kraftakkumulator“, die Macht ihrer Verhetzung?

Die Ideologie schneidet in angemessener Allwissenheit aus dem Weltleben des Geistes eine einzig bevorzugte, spezialisierte und von ihr allein zugelassene gedankliche Position als Subjekt des Denkprozesses heraus. Sie ist zwar per se – darin liegt ihre Schwäche – nur eine „Froschperspektive“, sie präsentiert diese aber als ein unbegrenztes Anwendungsfeld, als einzig passenden Schlüssel für alles andere²⁹ und gewinnt dadurch gerade im Krieg die Fähigkeit, tiefe existentielle „Ängste zu überbauen“. ³⁰ Unter solcher Verführungsgewalt entfaltet dann „alles, was an Wissen und Können, an Wollen und Glauben, an geschichtlicher Leistung und Vorbildlichkeit sich aufbieten läßt“, seinen letzten Sinn nur „in der Erhärtung“ dieser einzigen, ganz bestimmten Gewissheitsposition. Der Jurist und Rechtsphilosoph Fritz von Hippel (1897–1991) beschrieb 1947 aus seiner rezenten Erfahrung des Nationalsozialismus heraus die Eigenart der Ideologie anhand eines konstitutiven Merkmals, das uns hier vorrangig interessiert: des Fanatismus, mit welchem die Ideologie alles übrige Denken in das ihrige aufsaugt, „das Letzte aus dem Letzten presst.“³¹ Das „alle denkbaren Inhalte für sich ausplückende System“ der Ideologie bringt dann mit sich, so heißt es bei Hippel, dass in seinem Macht- und Einflussbereich nichts geduldet wird, was noch „*sich selbst meint*“ und Eigenfinalität besitzt.

Schon an vielen, zunächst bloß äußerlich wirkenden Erscheinungen ließ sich die ideologische Erkrankung der deutschen Kriegsgesellschaft ablesen. Was für die Ideologie im geistigen Bereich gilt, hatte Bedeutung auch in allen gegenständlichen Bereichen des Alltags. So umgab sich die Kriegsideologie 1914–1918 mit optischer Ubiquität, indem sie sich in allen nur möglichen Artefakten des Kunstgewerbes widerspiegelte: auf Militärtellern, Siegestöpfen, „Durchhaltecaffeeekannen“, die u. a. mit dem in Gold aufgetragenen Schriftzug „Gott strafe England“ bemalt wurden.³² Victor Klemperer entdeckte später in einem Spielzeugladen einen Kinderball mit aufgedrucktem Hakenkreuz.³³ Hans Erich Nossak schrieb 1947 im Rückblick auf die Verhältnisse der NS-Zeit: „Keine Seele [durfte] unbewacht gelassen“ werden, „um ihre eigene Straße zu finden“.³⁴ Das ideologische Bestreben nach Lückenlosigkeit drang im Ersten Weltkrieg auch in die mathematisch-naturwissenschaftlichen und technischen Schulfächer ein – so z. B. im „Kriegsrechnen“ mit „Kriegszahlen“:

„Ein Deutscher bringt drei Engländer und 6 Franzosen = 9 Gefangene.“ –

„Da droben marschieren 10 Russen; wir schießen erst 3 weg und dann noch 5 weg und dann noch 1 weg ...“³⁵

In der Methodik der Ideologie, „das Letzte aus dem Letzten zu pressen“, „alle denkbaren Inhalte für sich auszupflücken“, entwickelten sich Schulfächer wie „Kriegsnaturkunde“³⁶ und „Kriegsschemie“³⁷. Die Umwandlung vom Sachfach in ein Gesinnungsfach, die tendenziöse Befrachtung, Umprofilierung, Instrumentalisierung und Ausplünderung des wissenschaftlichen Fundus’ wurde 1914–1918 auch hier geübt. Nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, knapp zwei Jahrzehnte später – wir gestatten uns hier einen Vorblick –, 1935, erschien bereits in dritter Auflage ein von Dr. Ernst Herrmann herausgegebenes „Ergänzungsheft für den Rechenunterricht“ mit dem Titel „Deutschlands Wiederaufbau im Spiegel der Zahlen“, das diese politische Indoktrination qua Mathematik fortsetzte. Hier bereitete man das Zahlenmaterial statistischer Erhebungen zur „Deutschen Volksnot“, „Deutschen Volkskraft“, „Deutschen Volksgemeinschaft“ und „Deutschen Volkswirtschaft“ für schulische Rechenaufgaben auf. In der Rubrik „Deutsche Volksnot“ waren verschiedene Tabellen zu den Heeresstärken und Verlusten 1914–1918 zu vervollständigen („Wieviel[e] Tote verloren die Mittelmächte, wieviel[e] unsere Gegner?“). Ähnliche Tabellen waren zu ergänzen für die abgetretenen Gebiete („Was uns in Versailles entrissen wurde“), die Reparationszahlungen („Der Wahnsinn der Kriegsbribute“), zum „Vormarsch der Tschechen auf deutschem Volksboden“, zu „Fremdkörper[n] in der Volksgemeinschaft (Juden)“, zur „Historische[n] Reichstagswahl vom 5. März 1933 („Doch Adolf Hitler siegt“). In der Rubrik „Deutsche Volkskraft“ war u. a. mathematisch zu erfassen „Warum erbkrankter Nachwuchs verhütet werden muß.“

Hans Carossa erwähnt in „Ungleiche Welten“ das „neue Arithmetikbüchlein unserer kleinen Tochter“, in dem Aufgaben zu rechnen waren wie: „Ein Geisteskranker kostet jährlich dem Staate so und so viel, – was kosten drei Geisteskranke? Was kosten dreißig? [...] Bald hörte man, die unheilbaren Geisteskranken würden in bestimmte Lager verbracht und dort auf ähnliche Weise, wie man in geeigneten Anstalten kranken Hunden und Katzen den Garaus macht, mit irgendeinem giftigen Gas hinübergeschláfert.“³⁸

In der Rubrik „Deutsche Volkswirtschaft“ war 1935 auszurechnen, warum „wir bald kein ausländisches Gemüse mehr brauchen.“³⁹ Siegfried Lenz lässt in „Deutschstunde“ Siggie Jepsen vom Naturkundeunterricht an seiner Schule erzählen, der selbst 1945 noch stattfindet, als unten auf dem Schulhof ein staubiger Panzerspähwagen der Engländer vorfährt. Die Arbeit am Mikroskop sollte gerade den Lehrsatz erweisen: Unwertes Leben muß zugrunde gehen, damit wertenes Leben bestehen und bleiben kann. [...] Wenn der Kampf beginnt, bleibt der Nichtwürdige [...] auf der Strecke.“⁴⁰

Handelte es sich bei solchen Inanspruchnahmen mathematisch-naturwissenschaftlicher Verfahrensweisen zunächst nur um eine plumpe, eher äußerliche Befrachtung mit ideologischen Inhalten, so drang man in den 1930er Jahren unter dem Einfluss der Rassenlehre Rosenbergs, dass „wirklich alles [...], alle Formen und Formungen nur in Bezug auf die Rassen- und Blutbindung“ zu deuten seien⁴¹, schließlich in den Bereich der Meta-Mathematik und Meta-Physik selbst vor. Nach 1933 verschärfte sich der ideologische Ton erheblich; die schon zuvor betretenen Areale der Verhetzung weitete man aus. 1936 erschien im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Theodor Vahlen (1869–1945) eine Publikation zum Thema „Deutsche Mathematik“, in der die Auffassung einer „arteigenen“ Mathematik, eines „rassegebundenen mathematischen Schaffens“ vertreten und – im Anschluss an den Rosenberg’schen Blut-Mythus⁴² – die „gefährliche

und verfängliche“ Meinung zurückgewiesen wurde, dass die Mathematik der „Prototyp der reinen, voraussetzungslosen und internationalen Wissenschaft“ sei, die „sich nicht in die engen ‚Fesseln‘ der Abhängigkeit von dem geschichtlichen Ort ihrer Entstehung, dem Charakter, der Weltanschauung und der Rasse ihres Schöpfers zwingen“ lasse.⁴³ So lag die Folgerung nahe, dass, weil das Griechentum der nordischen Rasse zugerechnet wurde (s. u.), auch der Satz des Pythagoras als Ausdruck der genuin deutschen Mathematik zu gelten hätte. Ähnliche Auswüchse des Rassenwahns kennzeichnete die 1936 in vier Bänden veröffentlichte – wie es bei Brecht heißt⁴⁴ – „arisch gesichtige / Genehmigte deutsche Physik“ des Nobelpreisträgers für Physik (1905), Philipp Eduard Anton [von] Lenard[is] (1862–1947). Lenard erklärte den Buchtitel im Vorwort:

„*Deutsche Physik?*“ wird man fragen. – Ich hätte auch arische Physik oder Physik der nordisch gearteten Menschen sagen können, Physik der Wirklichkeits-Ergründer, der Wahrheit-Suchenden, Physik derjenigen, die Naturforschung begründet haben. – ‚Die Wissenschaft ist und bleibt international!‘ wird man mir einwenden wollen. Dem liegt aber immer ein Irrtum zugrunde. In Wirklichkeit ist die Wissenschaft, wie alles, was Menschen hervorbringen, rassisch, blutmäßig bedingt. Ein Anschein von Internationalität kann entstehen, wenn aus der Allgemeingültigkeit der *Ergebnisse* der Naturwissenschaft zu Unrecht auf allgemeinen *Ursprung* geschlossen wird oder wenn übersehen wird, daß die Völker verschiedener Länder, die Wissenschaft gleicher oder verwandter Art geliefert haben wie das deutsche Volk, dies nur deshalb und insofern konnten, weil sie ebenfalls vorwiegend nordischer Rassenmischung sind oder waren. Völker anderer Rassenmischung haben eine andere Art, Wissenschaft zu treiben. Naturforschung allerdings hat kein Volk überhaupt je begonnen, ohne auf dem Nährboden schon vorhandener Errungenschaften von Ariern zu fußen.“⁴⁵

Kennzeichnend für diesen Fanatismus der Ideologie ist in der Tat, dass sich im ideologisch vermittelten Weltbild *nirgendwo* eine Leerstelle auftun darf. Der sowjetische Physiker Dmitri Iwanowitsch Blochinzew (1908–1979) sah sich daher gezwungen, in seinem Lehrbuch zur Quantenmechanik einen Paragraphen einzuschieben, in welchem er mit Bezug auf Lenins Ausführungen zur elektromagnetischen Natur der stofflichen Materie⁴⁶ gegen die „von den philosophierenden Reaktionären [...] gepredigte Krise“ des dialektischen Materialismus Stellung nahm.⁴⁷

Nach allem ist deutlich, dass ideologisch auch im Religiösen „keine Seele unbewacht gelassen werden“ durfte. Vor allem biblische Inhalte, die man zur geistlichen Ästhetisierung des Krieges zu verwerten trachtete, mussten der Kriegsideologie gefügig gemacht werden; sie wurden – wie wir schon oben gesehen haben – 1914–1918 in der ideologischen Falschbeugung ihrer ursprünglichen Intention und Bedeutung planmäßig umgedeutet, zerstückt, ausgeweidet, beschnitten, gewaltsam integriert und fehlbezogen. Nur so konnte „Christi Wein“ – wie bei Walter Flex – als aus „deutschem Soldatenblut bereitet“ erscheinen.⁴⁸ 1914–1918 spielte sich diese hermeneutisch illegitime, systematische „Ausplückung“ selbst sperrigen biblischen Gedankenguts zugunsten der Kriegsideologie auch außerhalb Deutschlands ab. Beispiele hierfür findet man 1914–1918 (auch auf Kriegspostkarten⁴⁹) ebenso im katholischen Italien: Im krassen Widerspruch zur jesuanischen Seligpreisung der „Sanftmütigen“ und „Friedfertigen“ (Matth. 5, 5.9) ahmte im Frühjahr 1915 Gabriele D’Annunzio die Kreuzzugsprediger aus der Zeit Gregors VII. (gest. 1085)

nach⁵⁰, die schon vor ihm die Makarismen der neutestamentlichen Bergpredigt (Matth. 5, 3–11; Luk. 6, 20–23) missbraucht hatten, um zum Heiligen Krieg zu trommeln. Auch schon im 16. Jahrhundert wandte man solche Travestierungen in Predigten zur rhetorischen Übertölpelung der Adressaten an.⁵¹ D’Annunzio rief ausgerechnet mit der den Frieden propagierenden Bergpredigt zum Krieg des „*sacro egoismo*“⁵² auf. Die kriegsideo-logische Tyranisierung des ursprünglichen Textsinns wird deutlich, wenn man einige der Makarismen D’Annunzios versweise mit dem Originaltext der Seligpreisungen aus dem Matthäusevangelium konfrontiert:

„[Alles, was ihr seid, alles was ihr habt, und euch selber, – gebt es dem flammenden Italien!] O selig jene, die mehr haben, denn desto mehr werden sie geben können, desto mehr werden sie entbrannt sein können! [vgl. Luk. 12, 48]

Selig jene, die zwanzig Jahre, einen reinen Geist, einen gestählten Körper, eine mutige Mutter haben!

Selig jene, die wartend und vertrauend ihre Kraft nicht vergeudet, sondern sie wahrten in der Zucht des Kriegers!

Selig jene, die unfruchtbare Liebeleien verschmähten, um jungfräulich zu sein für diese erste und

letzte Liebe!

Selig jene, die einen in der Brust festgewurzelten Hass⁵³ sich ausreißen mit ihren eigenen Händen, und dann ihr Opfer darbringen werden! [vgl. Matth. 5, 5: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Land erben.“]

Selig jene, die zwar gestern noch gegen das Ereignis⁵⁴ sich sträubten, nunmehr aber die tiefe Notwendigkeit stillschweigend hinnehmen werden und nicht mehr die letzten, sondern die ersten sein wollen! [vgl. Matth. 19, 30; 20, 16; Mark. 10, 31; Luk. 13, 30]

Selig die Jünglinge, die nach Ruhm hungern und dürsten, denn sie werden gesättigt werden. [vgl. Matth. 5, 6: „Selig sind, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten, denn sie sollen satt werden.“]

Selig die Barmherzigen, denn sie werden ein glänzendes Blut wegzuwischen, einen strahlenden Schmerz zu verbinden haben! [vgl. Matth. 5, 7: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“]

Selig, die reinen Herzens sind, selig, die mit den Siegen wiederkehren; denn sie werden das neue Antlitz Roms sehen, die wiederbekränzte Stirne Dantes, die triumphierende Schönheit Italiens.“ [vgl. Matth. 5, 8: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie sollen Gott schauen.“]⁵⁵

Nicht weniger ideologisierend ging D’Annunzio auch bei der Ehrung der Kriegstoten Italiens 1918 vor, als er das „Vater-Unser“ (Matth. 6, 9–13; Luk. 11, 2–4)⁵⁶ und das Apostolikum zerstückelte und für seine kriegstreiberischen Zwecke einsetzte:

„O Tote, die ihr auf Erden wie im Himmel seid, geheiligt werden eure Namen [vgl. Matth. 6, 9: „Unser Vater im Himmel! Dein Name werde geheiligt.“], das Reich eures Geistes komme [vgl. Matth. 6, 10a: „Dein Reich komme.“], euer Wille geschehe auf Erden [vgl. Matth. 6, 10b: „Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.“],

Das tägliche Brot gebt unserem Glauben [vgl. Matth. 6, 11: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“].

Haltet brennend in uns den heiligen Hass, wie auch wir niemals verleugnen werden eure Liebe [vgl. Matth. 6, 12: „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“].

Erlöst uns von jeder ehrlosen Versuchung.

Befreit uns von allem feigen Zweifel [vgl. Matth. 6, 13: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.“].

Und wenn es sein muss, werden wir kämpfen, nicht bloß bis zum letzten Tropfen unseres Blutes,

sondern mit euch bis zum letzten Körnchen unserer Asche.

Wenn es sein muss, werden wir kämpfen, bis dass der gerechte Herrgott wiederkommt, um zu richten

die Lebenden und die Toten. So soll es geschehen.“⁵⁷ [vgl. Apostolikum und 2. Tim. 4, 1; 1. Petr. 4, 5]

Die denkwürdigen Knittelverse Carl Spittellers (1845–1924) aus seinem „Prometheus der Dulder“ lassen den unbarmherzigen Druck totalitärer Systeme erahnen⁵⁸; die heiligen Überzeugungen, die früheren „Herzens-Kinder“, seien zu „erwürgen“; es gelte ein neues Gesetz und Recht:

„Hernach vom Pfostennagel raff herab den heiligen Lehricht

Der zwölf Gebote⁵⁹, wirf den Unrat in den Kehrlicht!

Denn Allmendware ist. Kein Ding ist unerlaubt

Dem, der mir dient und der an meine Gottheit glaubt.

Aus meinem Munde ziehe dein Gesetz und Recht.

Was mir beliebt, ist gut; was ich verneine, schlecht.

Nur eine einzige Sünde kenn ich, unverzeihlich:

Mir ungehorchen. Alles übrige ist freilich.“⁶⁰

„*Lebe dem Führer nach!*“, hieß es in den „Zehn Gesetzen der nationalsozialistischen Erziehung“ vom 9. September 1937.⁶¹

c) – „Die Teufelsmusik muss früh genug beginnen“ – Die Auswirkungen der Kriegsideologie auf die Pädagogik – Bildungspolitik als Sprachverbrechen

Alle Systeme, die sich auf irgendeine Weise ideologisch definieren, Staaten und Kirchen, achten strikt darauf, dass sich ihrer Kuratel vor allem familiäre und schulische Erziehungs-institutionen, die den *status quo* der Gesellschaft stabilisieren und reproduzieren sollen, nicht entziehen.⁶² Tucholsky prägte oder zitierte 1919 das Wort: „Wer die Schule hat, hat das Land“.⁶³ Handelt es sich um nationalistische und militaristische Systeme (dazu gehörte seit dem 18. Jahrhundert in Europa nicht nur Deutschland⁶⁴), muss die den Krieg vorbereitende „*Teufelsmusik*“ früh genug aufgespielt werden, damit die „jungen Leute“ zeitig lernen, „nach ihr zu tanzen.“⁶⁵ Schon der nicht einmal dreijährige „König von Rom“

(1811–1832) „lieferte“ zur Freude seiner Mutter, der Kaiserin Marie-Louise (1791–1847), im Spiel „Schlachten“, ritt „prächtige Kavallerieangriffe mit seinem Pferd aus Papp“, eroberte russische Fahnen, nahm Generäle und Soldaten gefangen und erbeutete Kriegsgepäck.⁶⁶ Ein Extrembeispiel solcher Auffassung, dass man mit militärischer Erziehung nicht früh genug beginnen kann, findet sich bei Walter Flex. In seinem von ihm selbst auf ein Quasi-Offenbarungserlebnis zurückgeführten⁶⁷ „Weihnachtsmärchen des fünfzigsten Regiments“ schilderte er 1914 seine Jenseitsvision, dass sich die Seelen der ungeborenen deutschen Kinder, „bis sie ins Leben treten“, in der himmlischen „Zwiesprache“ mit den im Krieg gefallenen deutschen Soldaten befänden.⁶⁸ Gezielt legte es auch in Deutschland bereits die kriegsideologische Früherziehung darauf an, geschlechtsspezifische Neigungen und auch erzieherisch früh angelegte Rezeptionsvorgaben (wie insbesondere Feindbilder) bei Kindern für ihre Ziele zu instrumentalisieren. So präsentierten Reimverse und Bilder etwa des Kinderbuches „Hurra!“ (1915) schon im ersten Kriegsjahr die kriegspädagogische Idealgeschichte von „Klein Willi“, der in seinem Kinderbettchen von Kriegsabenteuern träumt:

„Klein Willi hörte viel vom Krieg,
 Von Schlachtendonner, Kampf und Sieg.
 Da ward ihm oft das Herzlein schwer:
 Ach, wenn ich ein Soldat doch wär!
 Da kämpft' ich auch für's Vaterland
 Mit einem Säbel in der Hand.
 Und hätt' ich noch ein Schießgewehr
 Und einen Mörser, groß und schwer,
 Schöss' ich mit Kugeln und mit Schrot
 Die Feinde alle mausetot!“

Das Christkind beschert Klein-Willi mit Uniform, Pickelhaube und Schießgewehr. In der darauffolgenden Nacht träumt Klein-Willi, wie er zusammen mit seinem Hündchen „Butzi“ an allen Fronten siegreiche Kämpfe besteht. Sein Freund an der Ostfront heißt bezeichnenderweise „Franz“. Klein-Willi ist im Traum u. a. mit einem U-Boot unterwegs; die Illustration zeigt, wie er gerade zwei britische Kreuzer versenkt (auf dem Meeresgrund liegt bereits ein dritter); die Anspielung auf „U 9“ ist deutlich.⁶⁹ Auf einem anderen Bild wirft Klein Willi, assistiert von seinem Hündchen „Butzi“, von einem Zeppelin herab Bomben auf London hinunter:

„Klein Willi aber kann nicht ruh'n,
 Er hat noch auf dem Meer zu tun.
 Mit seinem Unterwasserboot
 Macht er den Briten große Not.
 Dann steuert er geschickt und kühn
 In hoher Luft den ‚Zeppelin‘.
 Und überall geht's kunterbunter,
 Wirft seine Bomben er hinunter!“⁷⁰

Tucholsky verwies später darauf, wie leicht Jungen anhand von militärischen Großgeräten zu begeistern sind; man hatte 1927 in Kopenhagen Schulklassen auf ein englisches Kriegsschiff geführt. „Das ganze Kriegsschiff“, schrieb Tucholsky, war [für die Knaben] ein einziges Spielzeug [...]. Hat man schon je erlebt, daß ein richtiger Junge vor einem so herrlich blinkenden Apparat nach der sittlichen Idee des Ganzen fragt? [...] Und das bleibt fürs Leben; Kindereindrücke haften.“⁷¹ Ab 1914 wurde das literarische Genos des Kinderbuchs⁷² zur Ideologisierung bewusst eingesetzt, wie Karl Kraus beanstandete.⁷³ Kinderbücher wurden zum „unlauteren Medium“⁷⁴ der Kriegskonditionierung; sie erzählten mit bunten Bildern, wie Jungen im gedrillten Kinderspalier als Soldaten und Mädchen als Rote-Kreuz-Schwestern „Weltkrieg spielten“.⁷⁵ Illustrationen am Seitenrand wie „Stacheldrahtgirlanden“ oder „fallende Bomben“ dienten dabei als schmückende Randornamente.⁷⁶ Großen Anklang fand 1916 das „Nesthäkchen“-Buch zum Weltkrieg der am 12. Januar 1943 in Auschwitz ermordeten jüdischen Schriftstellerin Else Ury (1877–1943). Die Ideologisierung schlug auch bis auf das Kindertheater durch. Karl Kraus wohnte einem Märchenspiel „Königin Schneewittchen und ihre sieben tapferen Kinder“ bei, das man 1916 in der Wiener Volksoper in der Bearbeitung von Anna Ethel (1850–1939) und der Inszenierung von Karl Schreder (1863–1924) gab. Zu den *dramatis personae* dieses Märchenspiels gehörten u. a. der „Rotbart“ aus dem Kyffhäuser, „Wilhelm der Starke“ und der deutsche Michel. Zu den Requisiten des Bühnenbildes zählten 42er Haubitzen, Zeppeline, Unterseeboote, feldgraue Uniformen und blaue Matrosenanzüge. Weil dieses Märchenspiel als Weihnachtsstück gedacht war, traten daneben auch die Elefanten und Kamele der drei Heiligen Könige auf.⁷⁷ Den Fibeln und Kindertheatern sekundierte das Kriegsspielzeug und „belehrende“ Würfelspiele wie „Russentod“ oder „Weltkriegsspiel Dum-Dum“. Weit vor dem Weltkrieg schon waren Zinnsoldaten und Waffen (Schwerter, Gewehre, Pistolen) als Spielzeuge üblich. Ab 1912 brachte man dann in den deutschen Kinderzimmern Spielkanonen gegen den Erbfeind in Stellung, mit denen man als Artillerie-Munition winzige Gummigranaten, getrocknete Erbsen und Holzkügelchen verschießen konnte.⁷⁸

Dichter wie Gustav Schüler unterstützten nach Kräften die Heranführung von Kindern an das Thema von Krieg und Tod wie in dem Gedicht „Die Beiden“:

„Landwehrmänner. Forscher Schritt.
Ein kurzbeiniges Bübchen mitten mit.
Ein Krieger das kleine Fäustchen faßt –
Wie beider Gesicht zueinander paßt!

Sonnenfunkeln nistet sich fein
Ins gelbe Wuschelköpfchen ein.
Die Füßchen trommeln im taktenden Lauf,
Er hält sich stramm und sein Kopf fliegt auf,
Das Auge blitzt, und das Mündchen ist rot –
Wie nahe sind sich Leben und Tod!“⁷⁹ –

„Mütter, sprecht's vor: England, wir hassen dich!
Die Kleinsten üben's nach mit lallendem Munde,

Mit eisernen Ketten binde sich
Der Fluch in ihre erste Seelenstunde!

Kinder, sagt's oft: England, wir hassen dich!
Denn eure Kinder müssen's von euch lernen –
Verflucht die Stunde, wo der Haß verblich,
Wo wir uns wieder von dem Schwur entfernen.“⁸⁰

Nach der kriegsideologisch-militaristischen Vorschulpädagogik in Kinderspielzeug, Kinderbüchern, Kindertheatern kamen die nationalkriegerisch redigierten Schulbücher zum Zuge. In einem früheren Kapitel dieses Buches nannten wir Beispiele hierfür auch aus französischen Lesebüchern.⁸¹ Walter Benjamin erzählt in seinem Buch „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“ von den „Kasematten der vaterländischen Gedichte[,] wo jedwede Zeile eine Zelle war“, von „jenen Bänden ‚Aus vaterländischer Vergangenheit‘, die sich so massenhaft in Sexta angesammelt hatten.“⁸² Vermutlich gehörte zu seinem Unterrichtspensum in Deutsch auch ein Buch wie das „Lesebuch zur Pflege nationaler Bildung von Dr. Wübbe Jütting und Hugo Weber, das in der Neubearbeitung von Dr. Karl Lange 1901 in der 30. Auflage erschien und einen hohen Anteil an idealisierten Helden- und Militärgeschichten sowie an Lyrik der Freiheitskriege enthielt, dazu einen Blattweiser für den Religionsunterricht, der den fünf Hauptstücken des Lutherischen Katechismus rund 70 der 245 meist vaterländischen Erzählungen und Gedichten zuordnete.“⁸³ Unter der Rubrik „Das Leben im Berufe“ findet sich dort auch eine Geschichte von „Alfred Krupp, dem Kanonenkönig“. ⁸⁴ Auf solchen Rezeptionsvorgaben sollte man im Krieg aufbauen können. Die kriegsideologische Pädagogik war überdies ganzheitlich. Die Neuredaktionen der Schulbücher gingen Hand in Hand mit praktischen Übungen. Nach Kriegsausbruch wurde an den Gymnasien überall – wie übrigens in Frankreich mithilfe der „*bataillons scolaires*“ schon vor dem Krieg⁸⁵ – vom Kriegsministerium im Zusammenwirken mit dem Unterrichtsministerium“ eine „Jugendwehr zum Zweck militärischer Vorbildung der männlichen Jugend eingerichtet. Deutsche Waffenfabriken wie Mayer&Grammelpacher (Rastatt) priesen im Dezember 1914 in Zeitungsannoncen ihre Luftgewehre an: „Deutsche Jungen müssen schießen lernen [...]. Jeder Vater sollte seinem Sohne ein Diana-Luftgewehr als Weihnachtsgeschenk kaufen.“⁸⁶ Das Celler Gymnasium Ernestinum⁸⁷ – als willkürlich herausgegriffenes Beispiel – verfügte Ende August 1914 bereits über eine Jugendwehr von 60 Teilnehmern, die jeweils am Mittwoch nachmittags anderthalb Stunden lang auf dem Exerzierplatz des III. Bataillons und im Exerzierhaus des Infanterie-Regiments Nr. 77 „Kompagnie-, Zug- und Einzelexerzieren“ durchführten. Sonnabendnachmittags fanden schulische Felddienstübungen statt; für den „Aus- und Rückmarsch“ hatte sich „ein freiwilliges Trommler- und Pfeifer-Korps“ gebildet.⁸⁸ Zur Durchführung solcher militärischen Aktionen war es in der Tat notwendig, dass man die Schüler gleichzeitig ideologisch aufrüstete. Karl Kraus sprach von „Fibelverbrechern“⁸⁹, die es europaweit gab.⁹⁰

Bezeichnend für das kriegsideologische Prozedere in Deutschlands Schulen waren die „Zehn Gebote einer Kriegspädagogik“ von Theobald Ziegler (1846–1918), die gleich nach Kriegsausbruch im *Schwäbischen Merkur* erschienen und in der *Frankfurter Zeitung* und im *Deutschen Philologenblatt* nachgedruckt wurden⁹¹; dort heißt es im „vierten Gebot“:

„Setze allen Unterricht in Beziehung zu den Ereignissen des Tages und der Stunde. Wo es sich leicht macht, da laß dir die Gelegenheit ja nicht entgehen; wo es schwer ist, da *ziehe sie getrost an den Haaren herbei*.“⁹²

Bemerkenswert ist bei alledem, wie begierig die ideologische Durcharbeitung des Curriculums von Lehrern selbst als Chance für das Ideal der Reformpädagogik, die erlebnismäßig mitgetragene und gegenwartsrelevante Belebung des Lehrstoffes im Klassenraum aufgegriffen wurde. Ohne den synergistischen Anschluss der Pädagogen an die Ideologen wären die Durchdringung des Denkens mit kriegsideologischem Gedankengut und die Verstärkung von kriegsaffinen Rezeptionsvorgaben für den späteren Fronteinsatz nicht möglich gewesen:

„Wie warm und lebensvoll wird der Religionsunterricht! Wie viele Beziehungen zur Gegenwart deckt der Geschichtsunterricht auf! Mit welchem Eifer arbeitet die Jugend für die deutsche Sprachlehre! Welche Fülle des Stoffes bietet sich für Erdkunde, Naturwissenschaften, Mathematik und Zeichnen! Wie eifrig wird geturnt, wie frisch gesungen! Wie erstrebenswert erscheint den Schülern die Herrschaft über die französische und englische Sprache!⁹³ Wieviel Gegenwartswert bekommen auf einmal die Kämpfe vor Troja, die griechischen Tragödien, die Reden des Demosthenes, die Berichte von Herodot, Thucydides, Livius, Sallust, Cäsar! Vorbei ist die Stoffnot für Haus- und Klassenarbeiten, Vorträge, Übungssätze, Vokabelsammlungen, Dichtungsversuche und Gesprächsübungen.“⁹⁴

Eine empirische Untersuchung, die Marx Lobsien 1915 zu den Kriegskenntnissen zwölfjähriger Schüler aus Kiel anstellte, berichtet mit Stolz von ihren „einwandfreien Antworten“ zu Fragen der deutschen Kriegsbewaffnung, die schon in Kinderbüchern Gegenstand war⁹⁵, und belegt damit die an den Schulen geleistete Durchdringung des Lernstoffs „Waffenkunde“:

„Wir erkundigen uns, was der Schüler von Dum-Dum-Geschossen, von Bomben, Handgranaten, Flatterminen, Haubitzen, Mörsern und Maschinengewehren, was er vom Unterstand, von den Sappen⁹⁶, den Horchposten, den Schützengräben, dem Beobachtungsstand und den Scheinwerfern weiß. Er muß uns berichten über die Bedeutung des Schanzzeugs. [...]“ Die Prüflinge wussten „genau, wer unser Hauptgegner ist, sie kennen seine Kampfmittel – und wissen sie zu beurteilen [...]“.“⁹⁷

Die Gefahr der Verkürzung und Verkümmern des Sachinhaltes der jeweiligen Schulfächer sowie der Überfütterung mit negativen Emotionen wie „Haß, Rachedurst, Verachtung und Schadenfreude“ wurde nur von einzelnen problematisiert.⁹⁸ Generell hieß man einen solchen ideologischen Vorspanndienst in der pädagogischen Fachliteratur gut.⁹⁹ Dem folgten rasch die Neuformulierungen von Lehrplänen und Ergänzungen, bzw. Neuredaktionen von Schulbüchern. So schrieb Spanuth 1914:

„Am Beneidenswertesten ist heute im Rahmen der Schularbeit die Tätigkeit des Geschichtslehrers, wenn er unmittelbar den jungen Köpfen das Verständnis all dessen, was mit den Zeit-

ereignissen zusammenhängt, der Vorgeschichte des Krieges, der Kampfplätze, der Heeresverfassung, der feindlichen Mächte, der Heeresbewegungen erleichtern oder erschließen kann oder rückwärts schauend die Erinnerung an große Zeiten der Vergangenheit lebendig macht. Nächst ihm hat den dankbarsten Boden für seine Arbeit der Lehrer des Deutschen. Die vaterländische Dichtung, die patriotische Prosa, das Kriegslied findet niemals den gleichen Widerhall wie jetzt.“¹⁰⁰

Die kriegsideologische Durchdringung und Umformulierung der Schulbücher, die ab 1914 erst schrittweise durch Ergänzungslieferungen erfolgte, begründete man wie folgt:

„Wenn Behörden und Lehrer darin übereinstimmen, daß es Pflicht der Schule sei, ihre Zöglinge nach Möglichkeit die große Gegenwart mit erleben zu lassen, damit sie nicht spurlos vorübergehe, sondern Samenkörner in die Kinderherzen senke, die keimen und dereinst goldene Früchte tragen, dann müssen der deutsche Unterricht und der Geschichtsunterricht die Führung übernehmen. Die dazu nötigen Stoffe sind vorhanden, aber naturgemäß in keinem der vorhandenen Lesebücher enthalten, da Neubearbeitungen selbstverständlich erst nach dem Kriege ausgeführt werden können.“¹⁰¹

Es ist nicht anzunehmen, dass man an der Kaiserin Augusta-Stiftung 1914–1918 grundsätzlich andere für den Gebrauch an Mädchenschulen zugelassene Lehrmaterialien verwendete als an den normalen staatlichen Mädchenschulen des Wilhelminischen Reiches und dass dort die Curricula wie Unterrichtsabläufe dauerhaft auf dem Vorkriegsstand blieben, während an anderen Schulen vor allem der Geschichts- und Deutsch-Unterricht zum „Exerzierfeld der Kriegspädagogik“ wurde. Allerdings benutzte Ellen Richter, 1913 an der Kaiserin Augusta-Stiftung eingeschult, im Deutschunterricht zunächst noch die vor Kriegsausbruch 1914 in Berlin unverändert nachgedruckte „Geschichte der deutschen Dichtung“ von Oberlehrer Dr. Hans Röhl aus Berlin-Charlottenburg, die 1913 als Erstauflage bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen war und keinerlei kriegspädagogische Tendenzen erkennen lässt.¹⁰² Erst ab 1915 wurden separat zu den Deutsch-Lehrbüchern „Lesestücke zum Weltkrieg“ als Ergänzung herausgegeben: z. B. 1915 von Heinrich Kappey und Hermann Koch, Direktoren in Hildesheim, „Gedichte, Erlasse, Briefe und Schilderungen aus dem ersten Jahre des Krieges“, 1916 als Beigabe zur 25. Auflage des „Deutschen Lesebuchs für höhere Lehranstalten, Dritte Abteilung für Quarta“ ein von Professor Dr. Alfred Biese zusammengestelltes, 32-seitiges Supplement „Lesestücke aus der Kriegsliteratur“. Solche Lieferungen enthielten Auszüge aus der offiziellen Kriegsberichterstattung anhand verschiedener Zeitungen (*Kreuz-Zeitung*, *Tägliche Rundschau*, *Coblenzer Zeitung*), dazu einzelne „Heldenbeschreibungen“, Erzählungen, Gedichte und Spottlieder anlässlich siegreicher Gefechte und Schlachten.¹⁰³ Eindeutige Belege für die Ideologisierung des Deutschunterrichts gibt es aber schon für 1914, wenn Aufsatzthemen wie „Antwerpen ist gefallen“ vorgegeben wurden.¹⁰⁴ Die Eroberung von Antwerpen fand vom 17.9.–10.10.1914 statt. Ellen Richter berichtete in ihren Briefen nach Hause, dass ihr solche kriegsbezogenen Aufsatzthemen im Kaiserin Augusta-Stift gestellt wurden.¹⁰⁵ Karl Kraus besprach 1917 in der „Fackel“ eine Serie von vergleichbaren Aufsatzthemen aus der Wiener Kaiser-Karls-Realschule.¹⁰⁶ In der Sprachlehre wurden die Schulen schon kurz nach Kriegsausbruch von den Provinzialregierungen angewiesen, im

Unterricht fremdsprachliche Ausdrücke und Redewendungen zu vermeiden.¹⁰⁷ Man führte eine „Fremdwortkasse“ ein, in die bei jedem benutzten Fremdwort fünf Pfennige Bußgeld zu entrichten waren.¹⁰⁸ „Prozent“ war durch „vom Hundert“, „interessant“ durch „fesselnd“, „Terrine“ durch „Suppenschüssel“, „Soße“ durch „Tunke“, sogar „Mama“ durch „Mutter“ zu ersetzen.¹⁰⁹ Karl Kraus spießte aus deutschen Zeitungen „Trottweg“ statt „Trottoir“, „Leitmann“ statt „Leutnant“ auf.¹¹⁰ Im Nationalsozialismus verfuhr man dann genauso. Man vermied das Wort „Automat“, ein „Zigaretten-Automat“ wurde deshalb zum „Streifenselb“, zu „Smoking“ sagte man „Rauchjacke“.¹¹¹ Eingeebnet wurde ab 1914 auch das „Soldaten-deutsch“ der Front¹¹²: Gewehr-kugeln hießen „Liebesperlen“, Handgranaten „Nürnberger Lebkuchen“.¹¹³ Im Rahmen des Deutschunterrichts legte man „Schulkriegschroniken“ und „Kriegstagebücher“ an.¹¹⁴ Auch die Rechtschreibstoffe wurden „feldgrau“, d. h. man diktierte im Unterricht Kriegsgeschichten aller Art, in denen vor allem Hindenburg auftrat.¹¹⁵ In den Lehr- und Lektüreplänen bevorzugte man Literaturstoffe – wie Schillers „Maria Stuart“ oder „Die Braut von Messina“¹¹⁶, die in irgendeiner Weise kriegsnah interpretiert werden und mit aktuellen Kriegsereignissen sowie Beispielen von Heldenethik („Vaterlandsliebe“, „Selbstüberwindung“, „uneingeschränkte Opferbereitschaft“) in Verbindung gebracht werden konnten. Zur Indoktrination durch aktuelle Kriegsliteratur, der im Deutschunterricht besondere Beachtung geschenkt wurde, listete Franz Pfemferts (1879–1954) oppositionelle Wochenschrift „Die Aktion“ – nach Carl Zuckmayer „die Heimstätte aller Kriegsgegner, Rebellen und kompromißlosen Poeten“ im wilhelminischen Deutschland¹¹⁷ – eine Reihe von Belegen aus diversen Schulen auf. Die folgenden beiden Beispiele datieren vom Februar und März 1915. In der kaufmännischen Fortbildungsschule für Mädchen, Berlin-Mitte, Weinmeisterstraße 16/17, wurde den Schülerinnen der achte und elfte Vers des nach „O Tannenbaum“ singbaren Gedichts „O Grey“¹¹⁸ ins Heft diktiert:

„O Grey, o Grey, o Grey, [o Grey],
Du König aller Lumpen!
Sobald dich einer von uns fängt,
Dann wirst verkehrt du aufgehängt,
O Grey, o Grey, o Grey,
Du König aller Lumpen!

O Engeland, du Schwindelland,
Wie hass' ich dich von Herzen!
Wenn dieser Krieg vorüber ist,
Haßt alles dich, was menschlich ist.
O Engeland, du Schwindelland,
Wie hass' ich dich von Herzen!“¹¹⁹

In der 8. Mädchen-Gemeindeschule zu Berlin-Neukölln, Mahlower Straße 29/30, ließ der Rektor die Schülerinnen der Klasse 10 das folgende holprige Couplet auswendig lernen und hersagen:

„Ihr marschieret gegen Westen in das Frankreich hinein,
Und da ist es schon am besten, ihr schießt alles kurz und klein.

Denkt alle noch an Siebzig,
Kinder, was sich neckt, das liebt sich.
Heute kriegt die rote Büxe
Grade so wie damals Wichse.

Ihr marschieret gegen Osten in das Rußland hinein.
Seid gehörig auf dem Posten und schlagt mörderlich darein,
Daß den Russen mit der Knute
Ganz erbärmlich wird zumute,
Haut sie feste auf die Tatzen,
Haut in die Kosakenfratzen!

Und auch ihr, ihr blauen Jungen, nun hinaus auf das Meer!
Euch kommt mit seinen Schiffen gar das England in die Quer!
Mit den frechen Angelsachsen
Macht nur nicht so lange Faxen,
Schießt die Kähne übern Haufen,
Daß sie allesamt ersaufen!
Immer ran, immer ran usw.¹²⁰

1917 gab die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin ein „Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten“ heraus, in dem sich unter den „Lesestücken für die Unter=klassen Sexta bis Quarta“ die von Pfemfert beanstandeten Verse „Wunsch eines deutschen Knaben“ von Walter Flex befanden. In diesem Gedicht pries man gymnasialen Unterstufenschülern im Alter von 10 bis 13 Jahren – „*children ardent for some desperate glory*“ (Wilfred Owen)¹²¹ – den „hohen [d. h. aus luftiger Höhe stammenden] Heldentod“ eines Jagdfliegers an. Solch' ein Heldentod galt als sportlich-ritterliche Variante¹²² des auch in Vorkriegszeiten als „herrlichstes Menschenlos“¹²³ belobigten „*dulce et decorum est pro patria mori*“:

„Ich will ein Boelcke¹²⁴ werden,
ein Boelcke so wie er,
dann flög' ich ob der Erden
im Luftmeer hin und her,
und kreuzte meine Wege
ein Feind, den ich entdeckt,
nicht ruht' ich, bis er läge,
von mir dahingestreckt.

Ich will ein Boelcke werden,
ein Boelcke so wie er,
und stürzt' ich ab zur Erden
jährlings von ungefähr,
ich wollte gerne sterben,
was hätt' es denn für Not?
Nichts Schön'res als zu werben
um hohen Heldentod!“¹²⁵

Diese Verse boten offenbar eine für den Unterstufengebrauch aktuellere und „passendere“ Geschichte als die Durchnahme des sonst beim Thema *„dulce et decorum est“* besprochenen Hölderlin'schen Gedichts von 1799 „Der Tod fürs Vaterland“. ¹²⁶ Karl Kraus brachte in der Fackel Nr. 426–430 vom Juni 1916 eine Auswahl ähnlich reißerischer Kriegsgedichte in Schulbüchern, die z. T. – wie der folgende Refrainvers aus dem Gedicht „Regiment greift an“ – sogar auf Intervention des Oberkommandos aus den Lesebüchern wieder entfernt werden mussten:

„Da drüben, da droben, da liegt der Feind
in feigen Schützengräben.
wir greifen ihn an, und ein Hund, wer meint,
heut' würde Pardon gegeben.
Schlagt alles tot, was um Gnade fleht,
schießt alles nieder wie Hunde,
mehr Feinde, mehr Feinde, sei euer Gebet
in dieser Vergeltungsstunde!“ ¹²⁷

Der Erfolg solch' intensiver pädagogischen Bemühungen ließ nicht auf sich warten. Der Pädagoge W. Knebel berichtete im „Deutschen Philologenblatt“ von 1914 zum schon mit rassistischen Tönen untermalten „Kriegsunterricht“ in den Klassischen Sprachen:

„Wir lesen in dem ‚Kriegstagebuche‘ des römischen Feldherrn und Schriftstellers Julius Caesar dessen Feldzug gegen den durch die burgundische Pforte in Gallien eingedrungenen germanischen Heerkönig Ariovist. Die Entscheidung fiel im Oberelsaß in der Nähe der heutigen Stadt Mülhausen. Mülhausen! Der Name allein genügt, um uns mitten in den Gang der jetzigen Kriegsergebnisse zu versetzen, und im Nu hat sich die friedliche Klasse in einen Stab von Kriegsstrategen verwandelt, die ohne Schwierigkeit ganze Heere verschieben, Festungen erstürmen und feindliche Armeen umzingeln lassen. Das Wertvolle für unseren Zweck ergibt sich dabei von selbst: gemeinsam besprechen wir in zusammenfassender Weise die zahlreichen Zusammenstöße zwischen der romanisch-französischen und der germanisch-deutschen Nation im Laufe der Geschichte, indem wir sie möglichst als Ergebnis historisch gewordener Gegensätze zu ergründen suchen.“ ¹²⁸

Überhaupt war es üblich, dass in der gebildeten Öffentlichkeit einzelne „Hindenburgsche Maßnahmen“ (wie der „Rückgang an der Somme aus taktischen Gründen“) anhand von Beispielen des klassischen Altertums gerechtfertigt wurden. ¹²⁹ Es verwundert angesichts solcher Belege nicht ¹³⁰, dass auch die Abiturklausuren in den „klassischen Sprachen“ Latein und Griechisch nach den Kriegserfordernissen ausgesucht wurden. Im Krisenjahr 1916 gab man in Bayern als Abiturklausur einen Auszug aus Florus, Epitome, Buch I, Kap. 31, § 7–9 (Die Eroberung Karthagos), wo an der Verzweiflung der Karthager (gedacht ist an die Ententemächte) die noch größere Tapferkeit der Römer (d. h. der Deutschen) aufgezeigt wird. ¹³¹ Noch im Januar 1933 scheint sich Joseph Goebbels in einer Rede an die Topik seiner Schulaufsätze zu erinnern. Der amerikanische Gewerkschaftssekretär Abraham Plotkin (1892–1988), der sich vom November 1932 bis zum Mai 1933 in Berlin aufhielt, zitierte am Donnerstag, den 5. Januar 1933, in seinem Tagebuch aus einer Rede Goebbels':

„We have the strenght of the old Romans who year after year fought their battles against Carthage until Carthage was destroyed. We will not stop working day and night until our battle is won. To that end we consecrate our lives.“¹³²

1918 lag den bayerischen Abiturienten ein Text zum „Untergang Sagunts“ aus Augustinus, *Civitas Dei* Buch III, § 20 und Florus, *Epitome* Buch I, § 22, 7 zur Übersetzung vor. Bei Augustinus geht es um den Gegensatz zwischen Weltstaat (assoziiert wird das laizistische Frankreich) und Gottesstaat (gemeint ist das vom Gottesgnadentum regierte Deutschland), aus dem sich die geschichtlichen Entwicklungen ableiten. Nur die sittliche Kraft der christlichen Bevölkerung kann dem erschütterten Zeitgeist Hoffnung verleihen.¹³³ Zug um Zug verlor damit die Pädagogik im Staat ihre Eigenfinalität und kam schließlich immer weniger über die Rolle eines ideologischen „Instandhalters“ hinaus.¹³⁴ Verantwortlich waren hierfür auch die Fortbildungsveranstaltungen für die schulischen Lehrkräfte.

d) Kriegsideologische Fortbildungsveranstaltungen für Lehrer – Das Beispiel des Geographieunterrichts: „Der Sumpf ist Trumpf“

Großer Wert wurde ebenso auf die Lehrerfortbildung im Krieg gelegt. 1917 referierte Prof. Dr. Hermann Hahn im offiziellen „Bericht über die Tätigkeit der Königlich Preußischen Hauptstelle für den *naturwissenschaftlichen* Unterricht für die Zeit vom 1. Oktober 1914 bis zum 1. Oktober 1916“¹³⁵ ausführlich über die Tätigkeiten dieses Instituts. Beim Tagesordnungspunkt „Krieg und Schule“ kam er u. a. auf die im Frühjahr 1915 absolvierten Fortbildungskurse für Lehrkräfte der Mathematik, Naturwissenschaften und Erdkunde zu sprechen¹³⁶, die in den Räumen der „Königlich Preußischen Hauptstelle für den naturwissenschaftlichen Unterricht“, Berlin W 40, Invalidenstraße 57/60, stattgefunden hatten¹³⁷:

„Donnerstag, den 15. April 1915: Prof. W. Stahlberg: Krieg und Schule.

Montag, den 19. April 1915: Geh. Reg.=Rat Prof. Dr. E. Lampe: Beziehungen zwischen dem mathematischen Unterricht und dem täglichen Leben, insbesondere den Erscheinungen des Krieges.

Donnerstag, den 22. April 1915: Prof. Dr. R. von Hanstein: Welche neuen Gesichtspunkte für den biologischen Unterricht ergeben sich aus dem Kriege?

Montag, den 26. April 1915: Prof. Dr. P. Spies: Krieg und physikalischer Unterricht.

Donnerstag, den 29. April 1915: Prof. Dr. F. Lampe: Der Weltkrieg im erdkundlichen Unterricht.

Montag, den 3. Mai 1915: Oberlehrer Dr. A. Franz: Chemie, Krieg und Schule.

Donnerstag, den 6. Mai 1915: Prof. W. Masche: Wie läßt sich das Verständnis für artilleristische Dinge fördern?“¹³⁸

Um hier hinsichtlich der Kriegsrelevanz des Unterrichtsfachs „Erdkunde“ einen konkreten Einblick zu geben¹³⁹: In der populären, 1914 in 34. Auflage erschienenen „Fröschweiler Chronik“ des elsässischen Pfarrers Karl Klein war für die Niederlage Frankreichs gegen Preußen und seine Verbündeten 1870 die französische Unkenntnis der Geographie

des Elsass und Süddeutschlands verantwortlich gemacht worden.¹⁴⁰ Diese Erfahrungen aus dem Siebziger Krieg mochten mitgespielt haben, dass man noch gesteigerteren Wert als sonst auf den Geographie-Unterricht legte. In seinem oben erwähnten Vortrag vom 29. April 1915 „Der Weltkrieg im erdkundlichen Unterricht“, der später in Gotha 1915 abgedruckt wurde, sprach Felix Lampe über die Unabdingbarkeit des präzisen erdkundlichen Wissens bei der militär-strategischen Planung. Dieses Thema im Geographieunterricht zu besprechen, diene einerseits dazu, „unsere[n] Knaben und echt deutsche[n] Mädchen“ verständlich zu machen, „weshalb es in den Argonnen so schwer für unsere lieben Streiter draußen gewesen sei.“¹⁴¹ Sie könnten andererseits auch ermessen, warum es gerade die geographischen Kenntnisse zur Bodengestaltung waren (ein Thema auch in den Ergänzungslieferungen für die Deutschlesebücher¹⁴²), die bei Tannenberg und in den Masuren zum vollständigen Sieg Hindenburgs über die zaristischen Truppen geführt hätten:

„In diese Welt von Block- und Lehm Boden, von Sandhügeln und Seeflächen, Sümpfen und Morast trieb die überlegene Kriegführung Hindenburgs bei den Tannenberger Schlachten die flüchtigen Russen, und wo sonst im menschenarmen Gelände die stillen Stimmen einer einsamen Natur tönten, summende Insekten und zwitschernde Vögel, da gellten nervenzerreißend die Todesschreie versinkender Männer und Rosse; denn Moorpflanzen und Wasser töteten, was den rächenden Händen des Heeres zu entgehen trachtete.“¹⁴³

Dieser Thematik nahm sich auch die Kriegsslyrik an:

„Herr von Hindenburg spüret den Ostwind wehn.
Er reitet ums Land der masurischen Seen.
Sein Leben lang streicht er im Schritt und Trab
Um die Seen und die Sümpfe und – mißt sie ab.
Er kennt im Sumpf jedwedes Rohr,
Und neigt er bodenwärts das Ohr,
So hört er es geistern und gurgeln dumpf:
Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf.
Er schluckt die Russen mit Rumpf und Stumpf.“¹⁴⁴

Erich Ludendorff (1865–1937) enthüllte allerdings später: „Die weitverbreitete Erzählung, daß die Russen zu Tausenden in Sümpfe getrieben und dort umgekommen seien, ist Sage. Weit und breit war kein Sumpf.“¹⁴⁵ Gleichwohl: Der erdkundliche Unterricht nahm während des Krieges eine wichtige Stellung im schulischen Lehrplan ein: er sollte den „Raumbegriff aus dem rein Topographischen hinüberschiller[n] lassen] ins Politische und Wirtschaftliche“ und so den Schülern auch zum Verständnis der deutschen Annexionsforderungen verhelfen, mit denen man die Landkarte Europas zu revidieren wünschte. Die Geographie mache in ihren „vielfältigen Betrachtungsreihen“ erst richtig begreiflich, weshalb „das [deutsche] Reich Weltreich sein muß, breiteren Boden braucht und ein Volk, das weitere Räume übersieht.“¹⁴⁶ Gründliche geographische Kenntnisse zu den seit 1914 von den deutschen Armeen in Ost und

West okkupierten Territorien seien dann auch bei der zukünftigen wirtschaftlichen Nutzung dieser Gebiete unabdingbar:

„Mit den Waffen mögen wir sie [= unsere Gegner] zwingen. Das Erkämpfte in deutscher Gründlichkeit festhalten werden wir nur, wenn wir es lernen [...], die Staaten zu betrachten nicht als die gesammelte und geordnete Kraft der Untertanen, sondern als die Machtfülle, die aus der innigen Verbindung zwischen Volk und Land hervorgeht. Je klarer sich ein Volk über den Reichtum und die Armut seines Landes ist, desto zweckvoller wird es die Hilfsquellen der Heimat auswerten, desto verständnisvoller nach Ersatz aus dem Auslande streben für das, was fehlt und doch gebraucht wird.“¹⁴⁷



Abbildung 17: „Neu-Geographie“, 1915; Postkarte 1. Weltkrieg.

Außerdem wurden sehr bald nach den ersten deutschen Raumgewinnen zur Kriegs-ästhetisierung entsprechende Propagandapostkarten verbreitet (s. o. Abb. 17), die die unmäßigen Annexionsforderungen widerspiegeln.¹⁴⁸ Gleichartige Ansprüche territorialer Vergrößerungsgier existierten indessen auch auf der Gegenseite.¹⁴⁹



Abbildung 18: „Le Partage d’Allemagne – L’Échéance de Demain“ = „Die Teilung von Deutschland – Entscheidungstermin in Kürze“, 1915 (?); Postkarte 1. Weltkrieg.

Interessant ist hier ein Vergleich mit dem deutschen Schulatlas vom September 1942, der zur schulischen Kriegsästhetisierung auch für die nächsten Kriegsjahre die vormals gewaltigen Territorialgewinne des Hitlerischen Reiches dokumentierte. Victor Klemperer beschreibt in seinem Buch „LTI“ (= Lingua Tertii Imperii) „[Den Schulatlas], den

Philipp Bouhler, der Mann der Reichskanzlei, mit faksimilierter Unterschrift [...] für die Gesamtheit der deutschen Schulen herausgegeben hat, und der bis ins letzte Dorf verbreitet wurde“, folgendermaßen:

„Schon ist der erträumte deutsche Sieg zur Unmöglichkeit geworden, schon kann es nur noch darum gehen, die volle Niederlage zu vermeiden, da gibt man den Kindern ein Kartenwerk an die Hand, worin ‚Großdeutschland als Lebensraum‘ das ‚Generalgouvernement mit Warschau und dem Distrikt Lemberg‘, das ‚Reichskommissariat Ostland‘ und das ‚Reichskommissariat Ukraine‘ umfaßt, worin die Tschechoslowakei als ‚Protektorat Böhmen und Mähren‘ und ‚Sudetenland‘ durch besondere Farbe als unmittelbarer Reichsbesitz bezeichnet werden, worin die deutschen Städte mit ihren nazistischen Ehrentiteln prunken, neben der Hauptstadt der Bewegung und der Stadt der Parteitage auch ‚Graz, die Stadt der Volks-erhebung‘, ‚Stuttgart, Stadt der Auslandsdeutschen‘, ‚Reichserbhofgericht Celle‘, usw., worin es statt Jugoslawiens ein ‚Gebiet des Militärbefehlshabers Serbien‘ gibt, worin eine Karte die nazistischen Gaue darstellt, eine andere die deutschen Kolonien, und nirgends auf diesem Blatt selber, nur winzig klein am unteren Rande befindet sich die (wohlgemerkt eingeklammerte) Notiz: ‚unter Mandatsverwaltung‘.“¹⁵⁰

e) „So wird der Katechismus lebendig!“ – Ministerial verordnete Ideologie und der Religionsunterricht im Ersten Weltkrieg

Wir kommen damit auf die Kriegstheologie und ihre *Religionspädagogik* zurück. Es liegt auf der Hand, dass kriegsrelevantes Gedankengut großflächig ebenso in den kirchlichen und schulischen Religionsunterricht eindrang.¹⁵¹ Pfarrer Rudolf Schlunck erinnerte sich in einer Predigt zu Beginn des Weltkrieges: „Nicht mehr Brüder waren und sind die christlichen Völker, sondern Erbfeinde. [...] Wie haben wir das von Jugend auf in der Schule gelernt.“¹⁵² Auch in der Religionspädagogik sprudelte eine der Quellen der Kriegs-ästhetisierung durch Haß-Propaganda und Verhetzung. Tucholsky stellte dasselbe auch für das Wirken des französischen Klerus’ heraus.¹⁵³ Auch die deutschen Religionslehrer mochten sich in „einer so hochernsten Zeit“ nicht dem Vorwurf und Spott aussetzen, „von dem Lebenspfade der Nation“¹⁵⁴ abseits zu stehen, zumal gerade sie wegen der wöchentlichen Schulandachten, bei denen Kriegsfreiwillige feierlich ausgesandt und Gefallene betrauert wurden¹⁵⁵, besonders im Zentrum der schulöffentlichen Aufmerksamkeit standen. Der Hameler Lyzeumsdirektor Heinrich Spanuth kommentierte in einem Artikel von 1914 in den „Monatsblättern für den Evangelischen Religionsunterricht“ nach kurzer Einleitung zustimmend einen preußischen Ministerialerlass aus dem August 1914:

„Unsere Aufgabe, die des Religionslehrers, [liegt ...] gleich offen zu Tage. Wir haben mit aller Kraft und Hingabe daran zu bauen, daß der erhebende Aufschwung der Gemüter, der jetzt in den Tagen der ersten Begeisterung von selbst vorhält, nicht wieder in sich zusammen-sinke und ermatte. [...] Es folgt das Zitat aus dem Ministerialerlass: ‚Im Religionsunterricht sollen die Kinder hören von der Pflichttreue und dem Gehorsam der Einggerufenen, von der Gewissenhaftigkeit und der Ordnungsfürsorge der Heeresverwaltung, von der Hoherzigkeit der Fürsten und Führer, vom Heldenmut der Offiziere und Soldaten, vom Opfer-

sinn und Gottvertrauen des ganzen Volkes, und all den sittlichen und religiösen Tugenden, die heute vor unser aller Auge stehen. So wird der Katechismus lebendig. Die Herzen der Jugend sind heute ein offenes Ackerland. Graben wir tief! Die Zukunft braucht auch reine und tapfere Menschen! Laßt die Jugend die große Zeit erleben!“¹⁵⁶

Pastor J. Wessel, katholischer Pfarrer aus Solingen, setzte im dritten Kriegsjahr die Vorgabe des Ministerialerlasses in konkrete Fragen und Hinweise um:

„Welcher Priester ginge nicht gerade jetzt gern zu unsern Kleinen in die Schule! [...] Wie herrlich läßt sich da der Religionsunterricht verwerten bezüglich unserer Kinder! [...] Fragen, die hier in Betracht kommen, wären zum Beispiel: Wie zeigt der liebe Gott auch im Kriege und trotz des Krieges, daß er unser guter Vater ist? Warum hat er wohl zugelassen, daß die Granate dir deinen Vater genommen hat? Warum müssen die Menschenkinder jetzt so viel Blut und so viel Tränen vergießen? Wie kann der Krieg auch aus dir einen Helden machen? Warum mußt du deiner Mutter jetzt ganz besonders gehorsam sein? Was kannst du von den tapferen Soldaten im Schützengraben alles lernen? Diese und ähnliche packende Fragen setzen den Katecheten instand, alte Wahrheiten in neuer Aufmachung und Beleuchtung zu behandeln. Dadurch wird ganz besonderes Interesse geweckt. Die erzeugten Eindrücke sind unauslöschlich. Aufgabe des Katecheten scheint es uns dann auch zu sein, seinerseits dazu beizutragen, daß die Kinder die jetzige gewaltige und große Zeit erleben und in der rechten Weise erleben. Der Weltkrieg hat sicherlich eine schreckliche Not herbeigeführt, aber auch eine große Zeit. Daran müssen die Kinder auch im Religionsunterrichte erinnert werden. Vergleiche mit der großen Zeit der Freiheitskriege sind in hohem Maße berechtigt und zugleich ein vortreffliches Lehr- und Illustrationsmittel. Namentlich die großen Ereignisse unserer Zeit (ein Sieg, der Fall einer Festung, die Eroberung eines ganzen Landes, der Widerstand unserer Truppen, z. B. an der Somme) geben dem Katecheten Anlaß, die weltgeschichtliche Größe der Gegenwart in das Bewußtsein der Kinder hineinzuhämmern [!] und sie das Gewaltige und Wichtige dieser Zeit mit persönlichem Bewußtsein voll und ganz durchleben zu lassen. Auf diesem Grunde sprossen dann die schönen Blüten und Früchte der Dankbarkeit gegen Gott und auch gegen unsere Krieger, der Begeisterung für alles Schöne und Gute, und auch jene echte Vaterlandsliebe wie von selbst hervor, die sich so grell abhebt von allem künstlich gezüchteten und darum so widerwärtigen Hurra-Patriotismus.“¹⁵⁷

Etwaige sachlich, stundenplanerisch¹⁵⁸ oder gewissensmäßig begründete Vorbehalte gegen die ministerielle Auflage, das Pensum des Religions- und Katechismusunterrichts so umzugestalten, dass es künftig zur patriotischen Erziehungsmaßnahme und Glorifizierung des Nationalkriegs diene, wiesen Heinrich Spanuth (1873–1958) und Friedrich Niebergall (1866–1932) sogleich nach Kriegsbeginn kategorisch ab. Der oberste Auftrag des Religionsunterrichts hatte aufgrund der Kriegserfordernisse zu lauten, den künftigen Rekruten *Zuversicht einzugeben* und beizubringen, *Verantwortung abzugeben*.¹⁵⁹ Für die evangelischen und katholischen Kriegsprediger an der Front bildete die Soldatensprache nicht zufällig in genau diesem Sinn die Bezeichnungen „Sündenabwehrkanone“ („ESAK“ und „KaSAK“) heraus: das Töten im Krieg war von den Kriegstheologen als „Phantom-sünde“ zu deklarieren; die Sündhaftigkeit war zu negieren, „abzuwehren“.¹⁶⁰

Es existiert von Jacques Vaché (1895–1919) zu seinen „*Lettres de guerre*“ (1919) ein herausragender Cartoon, betitelt „TOTH“ (entstanden 1917). Man sieht, wie ein Zigarette rauchender Offizier, vor einem Leichenhaufen stehend, mit abgewandtem Gesicht einem Gefangenen in den Kopf schießt. Hinter dem Offizier steht ein segnender Priester mit Albe und weißer Kappe (Pileolus). Es ist windig. Und so, wie der Wind den zum Himmel hinaufkringelnden Zigarettenrauch davonträgt und die Stola des Priesters zur Seite weht, wird auch die Schuld fortgeblasen.¹⁶¹

Zur raschen Durchsetzung solchen Lernzieles entschloss man sich den ethischen „Ballast“ als überflüssig abzuwerfen. Spanuth verschob die sich aufdrängende ethische Grundsatzdebatte namentlich in den höheren Schulklassen kurzerhand auf später und wollte eine etwaig aufkommende Diskussion biblisch-ethischer Einwände gegen jegliche Kriegshandlung höchstens auf die Lektüre von „Luthers Sermon vom Kriegführen“ beschränkt wissen.¹⁶² Für die nationalisierende Umstellung des religionsunterrichtlichen Pensums auf das Kriegsprogramm empfahl er vorzugsweise die Lektüre von Texten aus der Zeit der Freiheitskriege:

„Unbedingt auszuschneiden hat in dieser Zeit die sonst namentlich für höhere Schulen sehr notwendige und wertvolle grundsätzliche Besprechung des Krieges als ethisches Problem. Dazu mag hinterher Raum sein. Jetzt kann es sich nur darum handeln, mit der Tatsache [des Krieges] zu rechnen. Höchstens wird man etwa Luthers Sermon vom Kriegführen im Auszug lesen lassen können. Unbedingt aber werde, in höheren und niederen Schulen, eine Schrift wie E. M. Arndts „*Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann*“ im R.=U. gelesen. Wem Schleiermacher zu Gebote steht, lese die eine oder andere von seinen patriotischen Predigten. Fichtes Reden ‚An die deutsche Nation‘ sind so zeitgemäß wie je.“¹⁶³

Niebergall erklärte, da die übernationale Weite des NTs dem angeblich kriegsfordernden Gottesbild des ATs im Wege stand¹⁶⁴, das neutestamentliche Pensum des bisherigen Religionsunterrichtes in der Kriegsfrage kurzerhand für unzuständig.¹⁶⁵ Hatte sich Spanuth auf Luther bezogen, konnte sich Niebergall auf schon vor dem Krieg gepredigte Rezeptionsvorgaben, auf geistliche Grundlageninhalte berufen. So hatte Naumann vor dem Krieg in der „Gotteshilfe“ geschrieben:

„Gott ist auch im Sturm, Erdbeben, wenn die Berge mitten ins Meer sinken, im Zerstören, wenn er Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennet, aber dieses Wirken Gottes wird als göttlich doch nur von denen begriffen, die vorher in der Stille seine Nähe fanden. Den anderen ist alles Kämpfen und Stürmen nur wildes Drängen natürlicher Gewalten ohne heimliches Ziel und endlichen Zweck. Erst wer im Stillen zum Glauben an eine Weltordnung gekommen ist, kann sich die einzelnen Stöße und Brüche im Zusammenhang erklären. Ihm wird das Gewoge durchsichtig, und hinter allem Wirbel weiß er den Vater der Dinge.“¹⁶⁶

Das Neue Testament habe sich, so Niebergall, mit dem „seelischen und ewigen Leben“ beschäftigt und nur wenig um „nationale Fragen und Aufgaben“ gekümmert. Jesus selbst habe „über den Krieg nichts gesagt“, und es sei daher falsch, „von Jesus eine [ethische]

Antwort über den Krieg holen“ zu wollen. Ähnlich argumentierte Bischof Dr. Faulhaber.¹⁶⁷ Zuständig sei für die jetzt erforderliche Kriegsethik das Alte Testament – „besonders sind es die Propheten“¹⁶⁸, die Niebergall wie viele andere Autoren einseitig in die national-kriegerische Richtung und als sich offenbarende Kriegsraserei Gottes ausdeutete.¹⁶⁹ Auffällig ist hier, wie rasch sich der Wind aus aktuellen kriegstheologischen Rücksichten heraus in der Wertung der beiden Testamente drehen konnte. Denn trotz solcher Verdikte wie die Friedrich Schleiermachers in seinem zweiten Sendschreiben an Friedrich Lücke von 1829, dass „der Glaube an die Offenbarung Gottes in Christo von jenem Glauben [= dem des Alten Testaments] auf keine Weise irgend abhängig ist“¹⁷⁰, erlebte das Alte Testament im Krieg eine Renaissance. Sogar der international anerkannte Assyriologe Friedrich Delitzsch, der in seinen Babel-Bibel-Vorträgen ab 1903 dem Alten Testament die Offenbarungsqualität und Relevanz für das Christentum in Bausch und Bogen bestritten hatte¹⁷¹, schwenkte um und hielt am 15. Dezember 1915 einen vaterländischen Kriegsvortrag aufgrund ausgesuchter Psalterworte.¹⁷² Infolge der kriegstheologischen Bevorzugung des Alten erfuhr das Neue Testament im Krieg eine dramatische Abwertung und die Gestalt Jesu eine drastische Umwertung als Kriegsmann. Das AT rückte so zur maßgeblichen Instanz der Kriegspredigt auf. Die plötzlich behauptete Unzuständigkeit des Neuen Testaments im Krieg verursachte dem englischen „War Poet“ Wilfred Owen (1893–1918) Alpträume. In seinem Gedicht „*Soldier's Dream*“ beschreibt er, wie Gottvater selbst das Liebesgebot seines Sohnes sabotiert und dafür sorgt, dass sich der Krieg fortsetzt:

„Ich träumte, lieb Jesulein habe die Getriebe der Großkaliber verstopft;
und alle Bolzen für immer blockiert;
und abgehalftert mit einem Lächeln Mauser und Colts;
und zum Rosten gebracht mit seinen Tränen jedes Bajonett.

Und es gab keine Bomben mehr, weder unsere noch ihre,
nicht einmal eine alte Flinte, nicht einmal einen Speer.
Allerdings war Gott alsdann beleidigt und gab alle Macht an Michael;
und als ich erwachte, hatte er unsere Reparaturen besorgt.“¹⁷³

Das Eigentliche jedoch, worauf es Theologen wie Niebergall ankam, war der Satz: „*Wenn Gott spricht, muß auch das Pensum schweigen*“ und die Folgerung: „diese Sprache Gottes in der Menschheitsgeschichte auszulegen und tief einzuprägen, wird die Aufgabe sein.“¹⁷⁴ Niebergall und die meisten anderen Kriegstheologen gingen aufgrund des „Augusterlebnisses“, dem sie die pfingstliche Qualität von Joel 2 und Apg. 2 zumaßen, davon aus, dass sich die Stimme Gottes erneut in der Geschichte manifestiert und dadurch Früheres außer Kraft gesetzt habe. Angesichts dieses als gewaltig empfundenen August-Ereignisses sei vieles, was man bisher aus der Bibel als schriftgemäß herausgelesen habe, abrogiert. Bewusst bezeichnete Niebergall daher Ernst Moritz Arndt, Reichsfreiherr vom und zum Stein und „andere Sänger“ jener Zeit [der Freiheitskriege]“ als „Propheten“¹⁷⁵; in ihnen sei die Stimme Gottes in ähnlich neuer, revolutionärer Weise hörbar geworden.

Damit ist nun auch der theologisch wunde Punkt bezeichnet und angedeutet, was die Kirchen für die nationalkriegerische Ideologisierung ihrer Verkündigung und Pädagogik

derart folgsam machte. Das Defensivbündnis zwischen „Thron und Altar“, das beide Seiten stabilisierte und legitimierte und im Fall eines verlorenen Krieges zusammen mit in den Abgrund reißen konnte, war es letztlich nicht allein, was die Kirche für die Kriegstheologie derart anfällig machte. Es war das Empfinden, dass im Augusterlebnis, im wieder Hinstürmen der Menschen zur Kirche und in den militärisch grandiosen Anfangssiegen Gott wieder zu den Deutschen gesprochen und mit neuer Stimme die Barriere bisheriger Schriftgemäßheit in der Auslegung des Neuen Testaments umgestoßen habe.¹⁷⁶ Für diesen eigentlichen, diesen tiefer liegenden Grund – eine neu erklungene „Sprache Gottes in der Menschheitsgeschichte“ nun *gegen* das bislang Gültige, Überholte auslegen zu müssen – lohnt es sich jetzt, etwas weiter auszuholen.

f) Zwischenüberlegung: „Wir fühlen, wir erleben Ihn, Sein Hauch geht durch unsre Brust“ – Die tieferen Gründe für die kriegstheologische Schwarmgeisterei der Kirche

Gewiss waren Staat und Kirche nach Kriegsausbruch mehr denn je durch die Gefährdung ihres Selbsterhaltes aneinander gefesselt. Was aber war es, was die Nationalisierung der Theologie jetzt so ungeheuer beflügelte? Auch im Siebziger Krieg hatte es einen geistlichen An Schub gegeben. Doch waren damals schon die religiös-patriotischen Sprachmuster der Freiheitskriege, die noch auf dem inbrünstigen Glauben beruht hatten, dass die Befreiung Deutschlands ein realer gottgewirkter Vorgang der Weltgeschichte sei, dem Geist eines gefühligen Vaterlands- und Heimatbegriffs gewichen.¹⁷⁷ Schon 1870 und 1871 hatten Kriegspredigt und Kriegssyrik die Höchstwerte des christlichen Glaubens eher nur noch epigonal zur sentimental, weihervollen Stilisierung und Drapierung des Krieges mit Frankreich herangezogen.¹⁷⁸ Echte Volksfrömmigkeit im Krieg, das wussten die Theologen, hätte anders ausgesehen. Die mehr als 40jährige Zwischenkriegszeit hatte danach in Hinsicht auf die allgemeine Abschwächung der Kirchlichkeit ein Übriges getan. Es kam die Zeit der „Kirchenkrise“, der „Austrittsbewegung“. Den Theologen hatte sich um die Jahrhundertwende daher der Eindruck aufgedrängt, dass die „Gottesstimme“ der Freiheitskriege, die in den geschichtlichen Ereignissen und durch Arndt, den „Propheten“ hörbar gewesen war, für Jahrzehnte ausgeblieben sei. Den zumeist nationalkirchlich eingestellten Pfarrern und Religionspädagogen des beginnenden 20. Jahrhunderts war jedoch die ursprungsmythische Vorstellung, dass Gott als „*deutscher Gott*“ in der Geschichte rede und, weil er so in den Freiheits- und Einigungskriegen geredet habe, immer wieder neu zu den Deutschen als auserwähltes Ur-Volk reden müsse, unaufgebar geworden.

Indes hatte es nach 1870/1871 durch den „Hype“ der religionsgeschichtlichen Forschung am Alten und Neuen Testament¹⁷⁹ und die historisch-kritische Wendung gegen die Bibelfrömmigkeit einen starken Einbruch in die Glaubenssicherheit gegeben. Ergebnisse dieser modernen Forschung hatten freilich schon zeitig Furore gemacht. Einem Friedrich von Schiller mochte man es noch nachsehen, dass er in seiner (mit Manethos Schmähungen¹⁸⁰ und freimaurerischen Erkenntnissen gelehrsam durchmischten) aufklärerischen Schrift „Die Sendung Moses“ (1789) behauptet hatte, Monotheismus und Unsterblichkeitsglauben Israels seien von den ägyptischen Isismysterien abzuleiten und die Ent-

stehung der „mosaischen“ Religion sei aus der bewussten Anpassung dieses Stoffes an die Fassungskraft der israelitischen Menge zu erklären.¹⁸¹ Auch einem Goethe ließ man noch den Aufsatz „Israel in der Wüste“ durchgehen, der solch 'wunderliche Resultate' wie dieses gezeitigt hatte, dass Mose von Josua und Kaleb ermordet worden wäre.¹⁸² Aber schon anders zerstritt man sich wegen Ernest Renans (1823–1892) mehrbändigem Werk *„Histoire du Christianisme“* und Paul de Lagardes (1827–1891) „Deutschen Schriften“, in denen u. a. die Unvereinbarkeit der ursprünglichen Botschaft Jesu mit der Theologie des Paulus herausgearbeitet worden war.¹⁸³ Dass dann ausgewiesene Theologen wie David Friedrich Strauß (1808–1874), Bruno Bauer (1809–1882) und andere manches Liebgewonnene an glaubensmäßigen Grundgewissheiten wie die Gottessohnschaft Jesu ins Wanken brachten¹⁸⁴, das gehörte für viele zu dem „finsternen Geist des Verderbens und der Lüge“, der sich – so konstatierte 1847 Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) anlässlich der Eröffnung des „Vereinigten Preußischen Landtages“ in Berlin – „in die Kirche eingeschlichen habe“, weswegen es ihn dränge, das Bekenntnis abzulegen: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ (Jos. 24, 15)¹⁸⁵ Die vielen Einzelheiten, die Ernst Dronke (1822–1891) im Abschnitt „Geschichte der fünf Jahre 1840–1845“ seines Buches „Berlin“ von 1846 zusammengetragen hat, gehören zum Instruktivsten, was man über das hysterische Klima religiöser Denunziationen und klerikaler Gegenmaßnahmen im Deutschland des 19. Jahrhunderts lesen kann.¹⁸⁶ Johann Hinrich Wichern, der 1848 auf dem ersten „Allgemeinen Deutschen Evangelischen Kirchentag“ in Wittenberg nicht zufällig die „Innere Mission“ begründete, sprach genauso von einem „die ganze Kirche durchziehenden Verderben“.¹⁸⁷ Solch 'finsterner Geist' ließ sich jedoch schon längst nicht mehr aufhalten, wie Ludwig Feuerbachs (1804–1872) Schriften, sowie die 1838 begründeten „Halle'schen Jahrbücher“ u. a. zeigten.¹⁸⁸ August Bebel (1840–1913) reagierte im Februar 1874 unter dem Titel „Christentum und Sozialismus“ in der sozialdemokratischen Zeitschrift „Der Volksstaat“ auf einen Artikel des „roten Pastors“ Kaplan Wilhelm Hohoff (1848–1923) im selben Presseorgan¹⁸⁹ und wiederholte die grundsätzlichen Zweifel an der Verlässlichkeit der Bibel, wofür er die Gründungs- und Entwicklungsgeschichte des Christentums ins Feld führte.¹⁹⁰ Bebels Schrift erlebte als selbstständige, stark nachgefragte Publikation elf Auflagen.¹⁹¹ 1894–1895 folgte Friedrich Engels' Traktat „Zur Geschichte des Urchristentums“.¹⁹² Insbesondere buchstabierte dann der „Babel-Bibel“-Streit, der Panbabylonismus der Assyriologen Friedrich Delitzsch (ab 1899)¹⁹³ und Peter Jensen (ab 1906)¹⁹⁴ dem Kirchenvolk in populärwissenschaftlichen Büchern und Broschüren vor, wie wenig die Bibel selbst durch Offenbarung, sondern viel eher durch Überlagerung und Ineinandervuchern von außerisraelitischen Traditionen aus Polytheismus, Astral- und Naturmythik, Gnosis und Mysterienkulten, parsischem Dualismus, indischen Legenden, hellenistischer Philosophie zustande gekommen und dann im Schriftwerdungsprozess der Bibel notdürftig monotheisiert worden war. Von Theodor Krummacker ist verbürgt, dass ihn die Religionsgeschichte stark beschäftigte und er den „Babel-Bibel“-Streit mitverfolgte. So nahm er am 2. Februar 1902 an dem bis dato spektakulärsten „Babel-Bibel“-Vortrag Friedrich Delitzschs im Elisabethsaal¹⁹⁵ des Berliner Stadtschlusses teil.¹⁹⁶ Delitzschs weitere Vorträge, die den Ton gegenüber seinem Vortrag von 1902 noch erheblich verschärften, insbesondere sein zweiter, vor der „Orientgesellschaft“ gehaltener Vortrag im Weißen Saal des Berliner Stadtschlusses vom 12. Januar 1903¹⁹⁷, riefen Wilhelm II. als

summus episkopus der Preußischen Union auf den Plan. In einem an Admiral Paul Hollmann gerichteten Brief vom 15. Februar 1903 bemängelte er, Delitzsch habe schließlich behauptet, „die hebräische Bibel sei weitestgehend der babylonischen Kultur entlehnt und deshalb für den christlichen Glauben gegenstandslos geworden“¹⁹⁸, Delitzsch „erkenne die Gottheit Christi nicht an“ und habe „als Rückschluß auf das Alte Testament“ gesagt, dass „dieses [...] auch] keine Offenbarung auf denselben als Messias“ enthalte. „Er hat in sehr polemischer Weise sich an die Offenbarungsfrage herangemacht und dieselbe mehr oder minder verneint. [...] Das war ein schwerer Fehler.“¹⁹⁹

Hinsichtlich des Neuen Testaments erschien 1909–1911 im Diederichs-Verlag die von Artur Drews (1865–1935) verfasste zweiteilige Schrift „Die Christusmythe“, durch welche „der Kampf auf allen Punkten entbrannte“.²⁰⁰ Drews hatte – aufbauend auf Einzelkenntnissen anderer, die auch schon Bebel zur Verfügung gestanden hatten – die Person Jesu enthistorisiert und ihn als materialisierten Sammelpunkt aller möglichen Hoffnungen und Erwartungen der vorderorientalischen Religionsgeschichte erklärt; er hatte zu belegen versucht, dass die Vorstellung der Person Jesu auf purer Fiktion beruhe; sie sei lediglich personifiziertes Ergebnis „religiösen Massegeistes“ und von Paulus erlösungs-metaphysisch umgedeutet worden.²⁰¹ (Der bei Drews und anderen immerhin zum Ausdruck kommende kosmopolitische Ansatz, in einer nationalistischen Epoche schärfster „identitärer“ Abgrenzungen Glaube und Kultur als Zusammenfluss zu verstehen²⁰², wurde indessen nicht erkannt). Gegen die Jesus fiktionalisierende These hielt Krummacher am 12. Januar 1913, am 1. Sonntag nach Epiphanias, eine seiner apologetischen Predigten²⁰³; er leitete sie damit ein, dass er sagte:

„Vor wenigen Jahren machte in Berlin und sonst überall ein Vortrag viel Aufsehen. ‚Hat Jesus überhaupt gelebt?‘ So hieß das Thema, und der den Vortrag hielt, suchte nachzuweisen, daß eine solche Persönlichkeit wie die Jesu Christi gar nicht existiert haben könne, sondern nur aus der Phantasie der Menschen entstanden sei.“²⁰⁴

Konnte man diese spektakulären Entdeckungen noch mit dem Hinweis auf Übersteigerung, Dilettantismus, ausschweifende Phantasie und dubiose Methoden als Scharlatanerie abtun²⁰⁵, so lagen die Dinge bei Albert Schweitzers ersten beiden Auflagen seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ (1906, zweite Auflage 1913) erheblich anders. Mit wissenschaftlicher Akribie hatte Schweitzer das „Urbild Jesu“ unter den Ablagerungen der Dogmatik und historisierender Beimischungen hervorgezogen und nachgewiesen, dass der „heute“ geglaubte Jesus als *solcher* „nie existiert“ habe; Schweitzer gestand ein, dass Jesus dadurch dem Menschen nicht näher kommen, sondern ihm fremder erscheinen würde.²⁰⁶ „Der historische Jesus“, schrieb Schweitzer in der ersten Auflage,

„wird unserer Zeit ein Fremdling oder ein Rätsel sein. [...] Wir müssen uns darein finden, daß die historische Erkenntnis des Wesens und des Lebens Jesu der Welt nicht eine Förderung, sondern vielleicht ein Ärgernis zur Religion sein wird.“²⁰⁷

So erregte Schweitzer auch Anstoß mit seiner Behauptung der „Irrtumsfähigkeit“ Jesu.²⁰⁸ Eine Fülle anderer seriöser Forschungen hatte überdies gezeigt, in wie viele verschiedene

Richtungen sich allein die Botschaft Jesu in den Evangelien und bei Paulus verzweigt hatte.²⁰⁹ Verwirrung und Irritation stiftete auch der Nachweis der Multiformität der Christologie, die sich aus dem Übergang von der ersten zur zweiten Generation des Christentums, insbesondere zu der „den ganzen Weltkreis erregenden“ (Apg. 17, 6) paulinischen Kreuzestheologie ergeben hatte. Befremdend klang, dass es einen Überschnitt des ursprünglich aramäischen Christentums ins Griechische gegeben haben sollte, ein synkretistisches Eintauchen des frühchristlichen Glaubens in die religiöse Vielfalt des Mittelmeerraumes und des Vorderen Orients. Einen Eklat in christlichen Gemeinschaftskreisen verursachte Adolf von Harnack (1851–1930) auf dem Berliner „Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt“ im August 1910 mit seiner These vom „doppelten Evangelium im Neuen Testamente“²¹⁰ und William Wrede (1859–1906) mit seiner immer wieder erneuerten Behauptung, diese „beiden Evangelien“ hätten kaum etwas miteinander zu tun: Das Markusevangelium „als Gesamtdarstellung“ biete „keine historische Anschauung mehr vom wirklichen Leben Jesu. Nur blasse Reste einer solchen“ seien „in eine übergeschichtliche Glaubensauffassung übergegangen“; das Markusevangelium gehöre in diesem Sinne „in die Dogmengeschichte.“²¹¹ Harnack, der den kirchlichen Liberalismus und Modernismus durch seine Schrift „Das Wesen des Christentums“ nicht unbeträchtlich gefördert hatte, räumte ein, dass die „christologische Frage“ durchaus „ein großes Problem“ darstelle und „schwere Beunruhigungen hervorrufen“ könne²¹², war aber bemüht, diese Irritationen auf die Ebene „von theologischen Zänkereien, von Schulstreitigkeiten, von aufgebauchten Quisquilien und von ernsten wissenschaftlichen Fragen, die die Gelehrten unter sich ausmachen mögen“²¹³, herunterzuspielen. Aber gerade an der Christologie wurde – wie dann der Apostolikumsstreit²¹⁴ und die Dienstentlassungen der liberal-theologischen Pfarrer Carl Wilhelm Jatho (1851–1913) und Lic. Gottfried Traub (1869–1959) offenkundig machten²¹⁵ – die grundsätzliche Frage akut, was denn eigentlich noch die Stimme Gottes oder was eher menschliche Konstruktion, bzw. was Umdeutung oder gar Fälschung war.

Gegen die religionsgeschichtliche Forschung erhoben sich freilich auch zahlreiche Stimmen wie die von Fritz Binde (1867–1921), um nur einen der lautstärksten Protestler zu nennen. Binde, der nach SPD-Mitgliedschaft und Anarchistentum zum Prediger der Gemeinschaftsbewegung konvertiert war, wandte sich 1914 schließlich gegen jedwedes religionsgeschichtliches „Christum-Treiben“, das er mit den Passionsbildern aus Matth. 27, 27 ff und Mark. 15, 17 ff beschrieb:

„Ja die Menge unsres Volkes weiß nicht mehr, was sie mit Jesus von Nazareth anfangen soll! Sie hat jedes Verhältnis zu Ihm verloren. In armseliger Vernünftlei ist sie unfähig geworden, den stellvertretenden Opfertod Christi, die blutige Sühne unsrer Sündenschuld am Kreuz von Golgatha zu begreifen und zu ergreifen. Stattdessen treibt sie bunten Mißbrauch mit der Person Jesu von Nazareth, bindet Ihn an die Säule des modernen Wissensdünkels, blendet Ihm das Gottesauge, mißhandelt Ihn mit den Schlägen ihrer stolzen modernen Klugheit, bespeit seine Gottessohnschaft mit unerhört frechen Behauptungen, die sie gegen Ihn schleudert, und blitzt Ihn an mit dem hassenden Auge der Hoffahrt des menschlichen Geistes, die *nicht will, daß Er über uns herrsche*. Nachher drapiert man Ihn wieder mit dem Mantel der eigenen Partei oder Weltanschauung und macht Ihn zum Strohkönig irgend einer modernen Gedankenverwirrung. Allen voran unsere *sogenannten ‚Gebildeten‘*, die von

wirklicher Christuserkenntnis so weit entfernt sind, daß sie nicht einmal mehr den Umriss Seiner Erlösergröße kennen! Die Erlösung durch Sein Blut, die Vergebung unsrer Sünden, ist etwas, das ihnen so ferne liegt wie das Verständnis eines Vaterunsers in Hottentotisch. Stattdessen berauschen sie sich mit den Worten *Entwicklung und Selbsterlösung*.²¹⁶

Es mag sein, dass nicht jeder Pfarrer und Religionspädagoge der wilhelminischen Zeit die Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Forschung, die vielen Frommen Angstträume bereiteten und auch die damalige Kirchenaustrittsbewegung²¹⁷ beförderten, die aber auch nicht völlig von der Hand zu weisen waren, für bare Münze nahm und sich verunsichern ließ.²¹⁸ Man registrierte ja auch Gegenbewegungen im Kirchenvolk, „die Sehnsucht der Seelen nach dem Übernatürlichen“. Wie aus den Zeitstimmen – darunter Rudolf Eucken²¹⁹ – hervorgeht, die Franz Zach 1913 in seiner Broschüre „Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit“ eifrig zusammengetragen hatte²²⁰, kam es um die Jahrhundertwende nach religionsgeschichtlicher Aufklärung, nach Monismus, Materialismus und Skeptizismus unter den Intellektuellen²²¹ europaweit wieder zu einem deutlichen Hervortreten religiöser Bedürfnisse, die allerdings teilweise in eine unkirchliche esoterisch-pantheistische Richtung abzudriften drohten.²²² Otto Dibelius erwähnte für 1904 das in allen Schaufenstern von Buchhandlungen ausliegende Buch des Amerikaners Ralph Waldo Trine (1866–1958) „In Harmonie mit dem Unendlichen“, das mit seinen Auflagenziffern Harnacks „Wesen des Christentums“ weit übertraf; ebenso das schnell vergriffene „Büchlein vom vollkommenen Leben – Eine deutsche Theologie“, das sogar auf japanischem Büttenpapier gedruckt zu haben war.²²³ Friedrich Naumann schrieb in der „Gotteshilfe“:

„Wir klopfen an die Tür des Materialismus. Da schaut ein alter müder Kopf heraus. Seine Zeit ist vorbei. Man glaubt ihm nicht mehr, daß es nichts gibt als Kraft und Stoff. Vor einem Menschenalter war er so stolz, da fuhr er daher über den Wahn des Glaubens, aber nun hat er keine Wärme mehr. Der Unglaube hat sich ausgelebt, er hat seine Zeit gehabt, und nun fragen die Menschen wieder, ob es nicht doch etwas Höheres gibt als die arme irdische Welt, sie wissen aber noch nicht recht, wo sie es suchen sollen. [...] Je tiefer in unserer Zeit die Sehnsucht nach einem wahren, großen Glauben wird, desto mehr steigt die Person Jesu Christi aus der Vergessenheit in die Höhe. Er hat eine ewige Gewalt über die Seelen der Menschen. Man kann von ihm nicht los.“²²⁴

Gustav Schüler dichtete:

„All unsere Zeit ist ein Geschrei nach Gott.
Wer Ohren hat, der muß das Tosen hören.
Ein Rufen, untermischt mit gellem Spott,
Ein Sturm von Stimmen, Welten zu empören. [...]

Die Menschheit fiebert, Geister glühn empor,
Mit Schwung getränkt, mit Kräften, stürmisch großen.
Schon stehn sie hin bis an der Himmel Tor,
Mit Lustgeschrei die Pforten einzustoßen.“²²⁵

Insbesondere rückte die Person Jesu in den Mittelpunkt allgemeinen Interesses; Wissenschaft und Dichtung reagierten auf diese neue Zeitströmung.²²⁶ Ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam es zu einer Schwemme apologetischer Stellungnahmen; so etwa im Jahrbuch der von den konservativ-lutherischen Theologen Julius Pentzlin (1837–1917) und Hugo Johannes Bestmann (1854–1925) geleiteten theologischen Lehrkonferenz in Mölln 1913, wo man theologische Standfestigkeit zur Messianität Jesu demonstrierte und die exegetische Unhaltbarkeit des „Satyrspiels“ neuerer Forschungsergebnisse kritisierte.²²⁷ Überhaupt schien sich die Neigung zur Apologetik gerade in den allerletzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg (vor allem auf Seiten des Katholizismus) stark zusammenzuballen. Handbücher der Apologetik, ganze Serien wie die „Apologetischen Vorträge“ sowie die rund 60 Schriften der „Gesammelten apologetischen Volksbibliothek“ u. v. a. m. füllten die Bibliotheken und Regale der Buchläden.²²⁸ Einen Höhepunkt der katholischen Apologetik kurz vor dem Ersten Weltkrieg stellte der fünfte Jahrgang der Zeitschrift des katholischen Klerus „Theologie und Glaube“ aus dem Jahr 1913 dar²²⁹, nachdem es auf evangelischer Seite schon seit einiger Zeit Predigtbände zur Unkirchlichkeit der Gegenwart gegeben hatte.²³⁰ Auf evangelischer Seite erschien 1914 eine Sammlung von 61 apologetischen Predigten²³¹ aus dem Jahr 1913, an der sich auch Theodor Krummacher mit drei Beiträgen beteiligte.²³² Die jeweiligen Predigtautorenen, die „auf positivem Glaubensgrund, man wird kaum sagen können: auf modern-positivem“²³³, standen, waren dabei – ebenso wie ihre katholischen Mitbrüder und die Teilnehmer der Möllner Lehrkonferenz – durchaus gut vertraut mit den historisch-kritischen Argumenten zu Brüchen im literarischen Werdegang des Alten wie des Neuen Testaments. Während sich die 1913 in Mölln versammelten Konferenzteilnehmer mit minutiöser Kritik an der Quellenforschung der „Antilegenten“ gegenseitig bestärkten, schlugen die Apologeten des Falke'schen Predigtbandes den Weg vaterländischer Homiletik ein.²³⁴ Es bot sich im Jubiläumsjahr der Freiheitskriege geradezu an, dass man auf protestantischer Seite die weit verbreiteten Zweifel an den christlichen Grundgewissheiten hauptsächlich mit dem immanentistischen Hinweis zu übertönen versuchte, dass sich der „Finger Gottes“ (Ex. 8, 15) in der preußischen Geschichte oft genug gezeigt habe²³⁵:

„Wenn *ein* Volk Grund hat, von erlebten Wundern und von tatsächlichen Eingriffen Gottes in den Gang der Geschichte zu reden, dann hat dazu unser deutsches Volk Veranlassung. [...] Immer ist es die Hand Gottes gewesen, die wunderbar in unsere Geschichte eingegriffen hat. Was Emanuel Geibel 1870 sang: ‚Der Herr hat Großes an uns getan. Ehre sei Gott in der Höhe!‘, das ist der Klang, der von Anfang an durch unsere brandenburgisch-preußisch-deutsche Geschichte schallt. Ich müßte den Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes verlieren, wenn ich nicht mehr an Wunder glaubte, an das Eingreifen Gottes in die Geschehnisse eines Volkes. Jede Sendung eines großen Mannes zur rechten Zeit, der sein Volk weiterführt auf der Bahn zu dem gottgewollten Ziele, ist ein Wunder. Wenn ein Luther uns geschenkt wurde und ein Bismarck, so ist deren Geburt gewiß ganz natürlich geschehen, aber daß diese Männer da waren, als die Zeit erfüllet war, *das* ist das Wunder der Weltregierung Gottes. Die gottgesandten Männer haben dann auch selbst Wunder tun können, denn sie haben, wie unser Text [= Matth. 17, 20] sagt, Berge von Schwierigkeiten versetzt und das unmöglich Scheinende möglich gemacht. Unser deutsches Volk ist verloren, wenn die alte Preußen-Devise keine Wahrheit mehr wäre: ‚Gott mit uns. Wenn Gott nicht mehr eingreift

in unsere Geschichte, uns keine großen Männer mehr zur rechten Zeit schickt und unsere Waffen im Kriege nicht segnet, dann ist unsere Zukunft dunkel, dann neigt sich unser Tag, und es wird Nacht.“²³⁶

Als nun in der „brausenden Pfingsterfahrung“ vom August 1914 „der Finger Gottes“ erneut sichtbar, im Weltkrieg die Stimme Gottes wiederum hörbar zu werden schien, fühlten sich viele der deutschen Theologen plötzlich und unerwartet befreit von dieser „dunklen Zukunft“ Deutschlands, dem „sich neigenden Tag“, der drohenden „Nacht“. Sie sahen sich hineingerissen in den „Sturm und Drang“ eines grandiosen geistlichen Aufbruchs, als sich die Kirchen wieder füllten. Der Krieg hatte anfänglich in weiten Teilen der Bevölkerung tatsächlich etwas von einem kollektiven religiösen Großereignis.²³⁷ Mit Inbrunst griffen die Theologen die im Siebziger Krieg bloß epigonal gebrauchten Glaubensformeln der Freiheitskriege wieder auf. Sie sahen in der „Augustbegeisterung“ etwas „Gottentstammtes“²³⁸, ein mit Händen zu greifendes Ineinander von Vaterländisch-Geschichtlichem, Völkischem und Göttlichem, wo man das „Unbedingte“ im „Bedingten“ eines geschichtlich Konkreten derart anschauen und dieses „Bedingte“ mit dem „Unbedingten“ derart identifizieren durfte, so als wäre dieses „Unbedingte“ im „Bedingten“ selbst präsent.²³⁹ Ähnlich erlebten es dann später wiederum evangelisch-lutherische Theologen wie Emanuel Hirsch (1888–1972), Julius Leutheuser (1900–1942) oder Siegfried Leffler (1900–1983) in Thüringen anlässlich der „deutschen Wende“, des Geschichtsumbruchs 1933, den sie als „das brausende Neue“ zu erfahren meinten.²⁴⁰ Martin Schian, dessen Schilderung der 1914er Auguststimmung einen repräsentativen Eindruck des damaligen Theologenempfindens vermittelt, schwärmte in Anlehnung an die Berufung des Mose in Ex. 3, 5 noch 1915: „Vergegenwärtige ich mir die Stimmungen jener Monate, so wird die Empfindung in mir stark: Hier [d. h. auf deutschem Boden] ist heiliges Land!“²⁴¹ Die in den Freiheitskriegen unentwegt gepredigte Einheit von deutscher Nation und geist-erfülltem Gottesstreitertum, die man im Siebziger Krieg noch eher als religiöse Stilisierung der Wirklichkeit aufgefasst hatte²⁴², schien sich in *diesem* „Brausejahr“ wieder als tatsächlich gegeben herauszustellen.²⁴³ 1914 sah sich die Theologie aus allen ihren Existenzängsten und Selbstzweifeln erlöst. Ihre Erkenntnis lautete: Die heiß ersehnte, geschichtsmächtige Himmelsstimme war keine Chimäre; sie gab es; sie war wieder erklungen: „Gott reckte aus der verhüllenden Wolke seinen Arm“ (Ex. 6, 6 Parr.; Jes. 30, 30), hieß es, „er legte mit seinem gewaltigen Hammerschlag alles Große bloß“ (Jer. 23, 29), „wir hörten seine Stimme, wir spürten seinen Arm, wir faßten seine Hand“ (Jes. 42, 6), „er geht durchs Land, durch unser deutsches Volk und durch unsere Herzen“, „wir fühlen, wir erleben ihn, sein Hauch geht durch unsre Brust“, „er ist uns im Krieg erschienen, in seinen Wettern als Heerfürst“ (Ps. 46, 10; Joel 2, 11), „er offenbart seinen Namen neu in der Welt“, „sein Herz schlägt im Zentrum der Wirklichkeit“.²⁴⁴ Und diese Stimme war – wie offenkundig auch in den früheren *Kairoi* der irritierenden religionsgeschichtlichen Entwicklungs- und Umbruchsschübe des biblischen Glaubens (vgl. Hebr. 1, 1–2) – wirklich eine Gottesstimme, die Verlautbarung des in der Entfaltung unveränderlichen, aber doch wandlungskräftigen Weltgeistes, in der das Vorher nicht notwendig in Ursache und Wirkung das Folgende erzeugt. Hier war sie wieder: die schöpferische, souveräne pneumatische Urkraft des göttlichen Logos, der sich auch in abrupten Schüben und Brüchen

kundtun konnte, und sich *nun* in einer neuerlichen deutschen Wiedergeburt – schon früher ergangene Gottesworte überholend – manifestierte.²⁴⁵

Jetzt schien sich also zu bewahrheiten, was (schon seit Jacob Boehme angedacht²⁴⁶) so hervorragende wie vielgelesene Prediger wie Friedrich Naumann längst und öfter vertreten hatten, dass auch die religionsgeschichtlichen Umstürze in Wahrheit heilsbringende, von Menschen auszufüllende Vorgänge seien, im Zuge derer aus „alten Welten und Heilswegen“ notwendigerweise neue würden.²⁴⁷ Sogar für das wie Bethlehem-Ephrata (Mi. 5, 1; Matth. 2, 6) unscheinbare Möttlingen und Bad Boll hatte Christoph Blumhardt d.J. ähnlich revolutionäre, traditionsbrechende Ideen entwickelt und zum Thema des fortschreitenden Gottesreiches 1895 die Schrift „Gedanken aus dem Reiche Gottes“ erscheinen lassen.²⁴⁸ In der im „August-Sturm“ von 1914 angebrochenen „Weltenstunde“ sah es nun so aus, als entspräche dem Überschrift des Evangeliums vom Babylonischen ins Aramäische, vom Aramäischen ins Griechische – wie der „Prophet“ Hegel geweissagt hatte²⁴⁹: – jetzt sein endgültiger Überschrift vom Griechischen ins Germanische.²⁵⁰ Die Theologen überkam der Schauer einer beginnenden Weltverwandlung, einer Weitung und Verjüngung der Weltkirche durch Offenbarung. Nach dem Krieg sollte der auf Herder und Schleiermacher zurückgehende Religions-Entwicklungsgedanke²⁵¹ dann erneut zugunsten eines arteigenen, deutsch-völkischen Glaubens aufgegriffen werden.²⁵² Hierbei war zweifellos Schwarmgeisterei und kollektivmystisches Erleben im Spiel, vor dem Luther einst gewarnt hatte.²⁵³ Doch man fragte: Dieser Übergang der Auserwählung ins Germanische – hatte er sich nicht bereits in der Reformation zu vollziehen begonnen, schon bei Luther, der – so seine Selbstbezeichnung von 1522 – als „von Gotis gnaden Ecclesiastes zu Wittenberg“ aufgetreten war und sich auf Titelholzschnitten verschiedener seiner Schriften von 1521–1523 mit dem Glorienschein eines Heiligen oder mit der Taube des Heiligen Geistes über seinem Haupt hatte konterfeien lassen?²⁵⁴ Und war dasselbe nicht minder in den Freiheitskriegen in der Wirksamkeit Arnolds geschehen, der sich ebenso für einen echten Propheten mit Berufungsvision und Offenbarungsempfang gehalten hatte?²⁵⁵ Und wie war es in den deutschen Einigungskriegen durch die militärischen Erfolge gewesen, in denen, wie der „greise Heldenkaiser“ selbst bestätigt hatte²⁵⁶, Deutschland das von Gott „gesegnete“, „ausersehene Werkzeug“ geworden war, um die „falschen Drachen“, die Napoleonen, von ihren „gülden Stühlen hinab zum Pfuhl“ (Offb. 20, 10) zu werfen?²⁵⁷ Die Gottesstimme mochte zwar – wie zu biblischen Zeiten auch (vgl. Ps. 74, 9) – immer wieder unterbrochen gewesen ein, jetzt aber, *hic et nunc*, im August 1914 war „Jakobs Stern“ (Num. 24, 17; Matth. 2, 2; Luk. 1, 78) wieder über Deutschland aufgeflammt:

„Jakobs Stern ist aufgegangen,
stillt das sehnliche Verlangen,
bricht den Kopf der Alten Schlangen
und zerstört der Höllen Reich.“²⁵⁸

„Es *schien*, als hätte Gott unserer gar vergessen“, predigte man,

„weil wir so plan- und ziellos lebten, jetzt aber schreitet er wieder wie einst zu unseren besten Zeiten [= Reformation; Freiheitskriege; Einigungskriege] allgewaltig durch die Lande;

er ist in den so oft nur träumenden Deutschen wieder erwacht und redet zu ihnen in dieser großen Zeit, wie er nur in Weltwenden zu der Menschheit redet.“²⁵⁹

Die Kontinuität der von der Vorsehung seit Luther den Deutschen in besonderer Weise zugedachten Gottesstimme schien wiederhergestellt. Rudolf Wustmann (1872–1916) konstruierte sogar – noch viel weiter vor der Reformation ansetzend – von dem Jahrhundertabstand der Leipziger Schlacht und 1914 her zurückrechnend eine Säkulum-„Verwandtschaft der Zeiträume“. Vor seinem geistigen Auge entstand eine sich im 100-Jahr-Rhythmus vorwärtsschiebende deutsch-heilsgeschichtliche Ereignisreihe, die sich bis auf das Jahr 914 zurückverfolgen ließ – 914, 1014, 1114, 1214 usw. – und zu dem Ergebnis führte, „dass wir in einer der größten Zeiten Deutschlands leben, ja, was geschlossene Macht und Bedeutung des Deutschtums angeht, wohl in der größten aller bisher beobachteten.“²⁶⁰

Der Alldruck der Theologen löste sich in dem Maße, wie sich die leeren Kirchenbänke füllten. Auch wenn diese religiöse Flutwelle, in der sich „Erweckung“ und „Rausch“ mischten, an der Front wie in der Heimat sehr bald wieder abebbte²⁶¹, lag es nahe, „die Zeit“ für wiederum „erfüllt“ zu halten (vgl. Gal. 4, 4; Eph. 1, 10) – *erfüllt* für eine „von oben“ gesandte Bestätigung, dass es sich tatsächlich so verhielt, wie die „Propheten“ Hegel, Fichte, Arndt²⁶², Schleiermacher u. v. a. (mehr oder weniger deutlich, aber immer doch so verstehbar) verkündet hatten: dass das deutsche Volk – „Germanien“, wie es Hegel im § 358 seiner Grundlinien der Philosophie des Rechts mit unüberhörbar „alldeutschem“ Beiklang genannt hatte – von Gott, dem Vater Jesu Christi, dazu glücklich heimgesucht worden sei, um in seinem „Großen Fahrplan“ universalen Heils als auserwähltes Volk die Nachfolge Israels anzutreten. Und das hieß auch: Die „Ekklesia“ Deutschland war in dieser „Erfüllung der Zeiten“ keine ihrem Wesen nach bloß unsichtbare Gemeinschaft der Heiligen mehr, die man nur glaubend erfahren konnte, sondern sie war als „göttliches Mundstück und Gefäß“ hier und jetzt zu einer empirischen Tatsache geworden.²⁶³ Und eben dieser immanente *kairos* war es jetzt, der Antwort erforderte in konsequentem Handeln. Die unvermutet zuteil gewordene Offenbarungsgewissheit, diese unzweideutig konkrete und unmittelbar wie ungebrochen anschauliche Verwirklichung des unbedingt Heiligen in der deutschen Geschichte verlangte von allen Deutschen gebieterisch den lebensmäßigen Nachvollzug als Heilsgeschehen, erzwang rückhaltlose Gefolgschaft, Begeisterung und Hingabe in allen Lebensbereichen der Kriegszeit. Vom Heiligen Geist „herausgeboren“ in eine neue Weltepoche hatte die christliche Verkündigung jetzt für eine neue, eine deutsche Theologie im Krieg zu sorgen. Die erklungene Gottesstimme war normoffenbarende Umwälzung alles Alten und befahl in vielerlei Hinsicht den Abbruch augenblicklich herrschender Glaubensformen. Alles der „hohen Politik Gottes“ Widersprechende war zu verwerfen. Die sich von oben her neu ergießenden „lebendigen Ströme“ mussten ihren Weg finden in die Ebene des kriegsmäßigen Alltags. Für die „hehre Aufgabe der evangelischen Kriegspredigt“ galt daher:

„Nur keine beziehungslosen Predigten in dieser Kriegszeit, die alles ins Ungemeine²⁶⁴ erhebt, nur keine Monotonie und Benutzung alter Gleise! In einer Zeit, wo Gott selbst seine hohe Politik treibt, müssen auch die frommen Gemüter sich mit ihrem lebhaftesten Interesse an den Entwicklungsphasen des Weltgeschehens beteiligen [...] Die Kriegspredigt im protes-

tantischen Geist muß das evangelische Christenvolk lehren, daß es für alle einen Kriegsdienst Gottes gibt, der zugleich ein Gottesdienst selber ist.“²⁶⁵

Und eben das war nun auch für die Religionspädagogik zur „heiligen Pflicht“ geworden. Das in der Wirklichkeit und Wahrheit der erneuernden Gottesrede obsolet gewordene Pensum im Religions- und Konfirmandenunterricht hatte zu „schweigen“. Es galt nun, ebenso im pädagogischen „Kriegsdienst Gottes“ die in der Menschheitsgeschichte jüngst erschollene Sprache des deutschen Gottes jungen Menschen „gehorsam auszulegen“ und ihnen „tief einzuprägen.“

g) Die praktischen Konsequenzen im schulischen Alltagsleben im Vergleich zu Krummachers Religionspädagogik

Wie dicht und konsequent dann die kriegstheologischen Um- und Verformungen ab 1914 in der Religionspädagogik der neu erklingenden Stimme Gottes folgten, zeigt etwa der Beitrag Heinrich Spanuths in dem Handbuch „Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule“ vom Februar 1915.²⁶⁶ Von besonderem Interesse ist hier – im Vergleich zum Konfirmandenunterricht Krummachers – was Spanuth vom „Subjekt Krieg“ her im Abschnitt über den Katechismusunterricht sagte:

„Fast alle Gebote des Dekalogs sind irgendwie zum Kriege in Beziehung zu setzen (1. Gebot: Gottvertrauen und Gottesfurcht der Krieger, der Daheimgebliebenen; Amulette, Schutzbriefe) – 2. Gebot: der Fahneneid, Aberglaube der Soldaten (vgl. 1. Gebot); Gebet um Sieg und Frieden – 3. Gebot: Gottesdienst im Felde, die Kirchen im Kriege – 4. Gebot: Obrigkeit und Staat, die Pflichten des Bürgers und Soldaten gegen König und Staat, der Segen der Ordnung und Zucht – 5. Gebot: das gebotene Töten der Feinde im Kriege, Menschlichkeit im Kriege; die Hingabe des Lebens im Kampfe fürs Vaterland; Kriegshilfe, Verwundetenpflege, Rotes Kreuz – 6. Gebot: von dem Opfer der Frauen, die ihre Ehegatten dahingeben – 7. Gebot: das Eigentum im Kriege (nicht vogelfrei, auch nicht in Feindesland usw.) – 8. Gebot: der Lügenfeldzug der Gegner, List im Kriege, Gerechtigkeit im Urteil auch über den Feind – Beschluß der Gebote: der starke, eifrige Gott richtet die Völker auch im Kriege nach ihrer Tüchtigkeit ...). Der erste Glaubensartikel bietet Anlaß, von Gott, dem Herrn über Leben und Tod, dem Lenker unseres eigenen Schicksals, und dem unseres Volkes zu sprechen, – der dritte Artikel von der Hoffnung des ewigen Lebens (im Blick auf die Gefallenen). Daß beim 3. Hauptstück (Gebet) auf allen Stufen des Unterrichts mancherlei aus der Zeit und für die Zeit zu sagen ist, sei gleichfalls nur angedeutet.“²⁶⁷

Werfen wir auch hier wieder zum Vergleich einen Blick zurück auf den Unterricht Krummachers! Das Protokoll der 15. bis 22. Konfirmandenstunde zeigt – trotz des oben generell geäußerten Verdachts lückenhafter Niederschrift durch Ellen Richter – ein deutliches Gefälle zu Spanuths massiv „bellozentrischer“ Empfehlung der „auf Schritt und Tritt herzustellende[n] Beziehung [des Dekalogs] zum großen Kriege der Gegenwart“.²⁶⁸ Krummacher scheint auch nach Kriegsausbruch weiterhin ohne Fokussierung auf den Krieg

auf die biblische Aussage des Dekalogs selbst konzentriert geblieben zu sein, auch wenn sich aus der Art und Weise seiner Stoffbehandlung indirekte politische Stellungnahmen ergaben. Besonders auffällig ist der Gegensatz zu Spanuths Kommentar zum „Beschluß der Gebote“ (vgl. Luthers Kleiner Katechismus: „Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen?“). Luther zitiert hier Ex. 20, 5.²⁶⁹ Diesen Vers – „Ich, der Herr, bin ein eifriger [= eifernder] Gott, der über die, die mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied; aber denen, die mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl bis in tausendste Glied“ – interpretiert Spanuth kulturdarwinistisch als: „Der starke, eifrige Gott richtet die Völker auch im Kriege nach ihrer Tüchtigkeit“.²⁷⁰ Spanuths pro-deutsches biomythisches Deutungsmuster²⁷¹ für den gesamten Komplex der Zehn Gebote kommt hier ans Licht. Wie tief Spanuths religionspädagogisches Denken überhaupt von dem schon um die Jahrhundertwende herrschenden Populärdarwinismus angesteckt ist, zeigen auch seine Äußerungen zum Gewaltproblem:

„Aber heute (im gegenwärtigen Kriege!) bedeutet ein Krieg tatsächlich die Zusammenfassung *aller* in einem Volke vorhandenen, geübten und schlummernden, materiellen und ideellen, physischen und seelischen Kräfte (Nachweis!!). So wird der Krieg im vollsten Sinne zur *Kraftprobe*. Er entscheidet wirklich, was an *innerer und äußerer Tüchtigkeit* in einer Nation steckt, ob ihre Ansprüche oder Einsprüche *innerlich* berechtigt waren oder nicht. Dabei ist vorausgesetzt, daß nur das *Tüchtige* Daseinsrecht hat, – daß der *Tüchtigere* aber auch gegenüber dem *weniger Tüchtigen* stets ‚*Recht*‘ hat (im höchsten, nicht juristischen Sinne). [...] Wir empfinden die Erhebung des Vaterlandes als etwas Heiliges. Gott ging durch unsere Mitte. [...] Wir glauben – an den Gott der Liebe und Barmherzigkeit. Und: wir glauben auch – an den Gott, der im Schlachtendonner spricht und durch den Krieg das Gerichtsurteil über Wert und Unwert von Nationen spricht. [...] Sorgen *wir*, daß wir in seiner Hand Hammer, Axt – und nicht Amboß, Baum seien!“²⁷²

Krummachers 22. Unterrichtsstunde verweist da im Hinblick auf die in Ex. 20, 5 genannte Generationenfolge *nicht* auf das minderwertige, „untüchtige“ Erbgut von Völkern, den genetischen Misswuchs mangelhafter Menschheit, sondern auf die an falschen familiären Vorbildern orientierte Erziehungspraxis²⁷³; er schließt die Unterrichtsstunde wie Luther im Kleinen Katechismus mit dem Hinweis auf die unterschiedslose Sündhaftigkeit aller Menschen (Röm. 7, 18; Joh. 15, 5) und die verheißene Gnade Gottes: „Wir haben alle den Heiland nötig.“

Auch sonst wird sich Krummachers Konfirmationsunterricht im ersten Kriegsjahr noch vom Usus anderer Religionspädagogen abgesetzt haben. Zwar ist Krummacher vor allem dem Vorbild Dryanders gefolgt, Merksätze, Sprichwörter und Zitate nicht nur aus Bibel, Gesangbuch und Theologie, sondern auch aus Weltliteratur, Philosophie und Politik in den Unterricht einzustreuen.²⁷⁴ Dabei ist Krummacher aber doch nicht so weit gegangen, wie Spanuth 1915 an anderer Stelle anregte, „Homerische Aussprüche zur Kriegsethik“, „Sophokleische Worte vom hehren Menschentum“, den Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk“ vom 17. März 1813, etliche Auszüge aus seinen Tagebüchern und Briefen, Zitate aus Heeresberichten²⁷⁵ und zeitgenössischer Kriegsslyrik²⁷⁶ zum Gegenstand des Katechismus-Unterrichts zu machen.²⁷⁷ Er ist offensichtlich auch nicht dem naheliegenden Ratschlag Spanuths nachgekommen, hierfür die von Karl Arper und

Alfred Zillesen 1914/1915 für den Gottesdienstgebrauch ausgearbeitete „Kriegsagende“²⁷⁸ mit ihrer „Schatzkammer deutscher Dichter-Denker“, die vor allem Texte des „deutschen Propheten“ Ernst Moritz Arndt und Gedichte aus der Hochflut der Kriegsslyrik des ersten Kriegsjahres enthält, im Katechismus-Unterricht einzusetzen.²⁷⁹ Über andere Rituale in den Unterrichtsstunden wie das laute Siegesgebrüll bei Bekanntgabe neuer deutscher Triumphe, die „wildes Hurra-Gebete“²⁸⁰, das Fähnchenstecken auf Landkarten im Erdkunde-Unterricht, um den rasanten deutschen Vormarsch anschaulich zu machen²⁸¹, ist hinsichtlich der Kaiserin Augusta-Stiftung nichts bekannt. Tagebuch und Briefe Ellen Richters berichten nichts davon, auch nichts vom vaterländischen „Sockenstricken für den heiligen Krieg“ im Handarbeitsunterricht.²⁸² Die Kriegsnagelungen²⁸³, die besonders an Schulen (auch an Lyceen²⁸⁴) propagiert und – unterstützt von Schulbehörden und Lehrerverbänden²⁸⁵ – zur Massenbewegung wurden²⁸⁶, setzten erst im April 1915 ein.²⁸⁷ In ihren Briefen nach Hause und in ihrem Tagebuch notiert Ellen Richter auch keine Erfahrungen mit Pfarrer Krummacher, wie sie beispielsweise Margarete Thüring (später Buber-Neumann) während der Kriegsjahre bei ihrem Deutsch- und Religionslehrer Professor Thüm machte:

„Er benutzte den Deutschunterricht ausgiebig, um uns mit der Lage auf den Kriegsschauplätzen vertraut zu machen. An und für sich interessierte mich dieses Thema sehr, und ich begeisterte mich für jeden deutschen Sieg, nicht nur, weil wir dann schulfrei bekamen, sondern weil man sich als Kind der patriotischen Atmosphäre einfach nicht entziehen kann, noch dazu, wenn sie so massiv auf einen eindringt wie im damaligen Preußen. Aber es müssen wohl die Kommentare des Herrn Divisionspfarrers gewesen sein, die in mir einen dumpfen Widerstand gegen solche Art von Hurrapatriotismus auslösten.“²⁸⁸

2) „Das Friedele“ und „das Leni“, die „Hohenzollernnäugigkeit“ Alexanders des Großen – Einzelbeispiele ideologisierender Schulpädagogik von 1915 und 1933 zum Vergleich

In diesem Abschnitt wenden wir uns zwei speziellen Methoden der Ideologisierung zu: Textrahmung, bzw. -überlagerung und thematische Priorisierung.

a) „Ich muss dasein! Leben kann man jetzt nur, wenn man sich opfert.“ – Ideologische Umdeutung durch Textüberlagerung: Ein Konfirmandenbuch fürs Leben (1915)

Neben Spanuths Beitrag zu dem Handbuch „Der Weltkrieg im Unterricht“ sei hier zum Vergleich mit dem Krummacher’schen Konfirmandenunterricht noch ein *zweites* instruktives Lehrstück für die kriegsideologische Beschlagnahme christlichen Traditionsstoffes in der Religionspädagogik beschrieben – und zwar das damals weitverbreitete und immer wieder bis in die nationalsozialistische Zeit hinein neu redigierte und aufgelegte „Konfirmandenbuch fürs Leben. Vater, du führe mich!“²⁸⁹ Schon der Titel des Buches

„Vater, du führe mich!“ setzte einen bedeutsamen Akzent, indem er die erste Zeile der zweiten Strophe des Körner'schen „Gebets während der Schlacht“ (1813) zitiert.²⁹⁰ Bei diesem Konfirmandenbuch handelte es sich um ein „Entlassungsbuch“, das sich gezielt an eine noch sehr jugendliche Altersgruppe richtete, für welche die kirchliche Beaufsichtigung gerade in dem Augenblick endete, in welchem die wohl entscheidendste Reifungsphase zum Erwachsensein, sozusagen die „Schlacht“ des Lebens begann. Insbesondere in Kriegzeiten wie 1914–1918, in der es auf die Nachhaltigkeit von anerzogener Kirchlichkeit, Disziplin, Einsatz- und Opferbereitschaft von Heranwachsenden ankam, war besondere pädagogische Aufsicht vonnöten. Kirchliche wie säkulare Schulentlassungsbücher wie auch Schulentlass-Reden²⁹¹ standen da in der Pflicht, den Jugendlichen noch einen kräftigen vaterländischen Motivationsschub mit auf den Weg zu geben.

Wie bei den Deutsch-Lesebüchern²⁹² ist die Gegenüberstellung von verschiedenen Auflagen des Konfirmandenbuches „fürs Leben“, die zur Einsegnung *vor* und *nach* dem Kriegsausbruch verschenkt wurden, aufschlussreich.²⁹³ Der auffälligste Unterschied zwischen diesen beiden Fassungen besteht in zwei redaktionellen Veränderungen. Zunächst wird in der Neubearbeitung von 1915 im ersten Teil („Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“ 1. Kor. 16, 13) der christliche Pflicht-, Verzicht- und Selbstaufgabe-Gedanken massiv kriegsbezogen aufgeladen. Das Kapitel „Auf zum Kampf unter Jesu Fahne!“ von Paul Fischer²⁹⁴ wird ersetzt durch die martialische Ansprache „Über alles meine Pflicht“ von Hofprediger Pfarrer [Johannes] Keßler.²⁹⁵ Dieses Kapitel erinnert an gleichartige Ansprachen aus den Unteroffizierslehrgängen.²⁹⁶ Weiter hinten, im zweiten Teil des Konfirmanden-Entlassbuches (überschrieben mit „Ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit!“ Kol. 3, 14), wird – wie in den damaligen Lesebüchern der Kapitulantenschulen üblich²⁹⁷ – ein zusätzliches „Kriegskapitel“ eingefügt. In der Kriegsausgabe von 1915 ist es noch deutlich von den Ereignissen des ersten Halbjahres des Weltkriegs geprägt.²⁹⁸ Diese mit „Aus großer Zeit“ übertitelte Interpolation²⁹⁹ bringt altbekannte „Lutherworte zum Krieg“³⁰⁰, Arndt- und Bismarckzitate³⁰¹, aber auch rezente, aufreizende Beispiele von Kriegsliteratur („Gebet vor den Schlachten“, „Freiwillige vor!“)³⁰², Auszüge aus offiziellen Kriegsberichterstattungen („Fliegertod“)³⁰³, Exzerpte aus Tagebuchblättern („Aus dem belagerten Tsingtau“)³⁰⁴, aus Feldpostbriefen von 18-jährigen Kriegsfreiwilligen („Freut euch, dass wir in den Krieg gehen“)³⁰⁵, gefallener Studenten („Letzter Brief“)³⁰⁶, sowie aus Lazarettandachten („Ein Sonntag im Lazarett“).³⁰⁷ Zu den schon vor 1914 in dieses Buch aufgenommenen Kurzbiographien über den „Waffenschmied“ Alfred Krupp³⁰⁸, über den Grafen Zeppelin³⁰⁹, Kaiser Wilhelm I. und II.³¹⁰ kommt 1915 das Kapitel „Unser Hindenburg“³¹¹ hinzu. Das Kapitel über „Graf Zeppelin“ wird durch eine Passage ergänzt, die das Luftschiff als höchst effektives „Kampfmittel“ zum „Bombenwerfen“³¹² würdigt. Diese Materialanreicherung von 1915 bewegt sich im Umfeld dessen, was auch sonst in den aktualisierten Deutschlesebüchern für den Gebrauch an staatlichen Schulen vorkam und analog ebenso im kirchlichen Unterricht vermittelt wurde.

Wir versuchen auch hier, die Methodik der Ideologisierung offenzulegen. Was infolge der beiden redaktionellen Rahmungen in der Auflage von 1915 insbesondere hervorsteicht, ist die Art und Weise, mit der das schon vor dem Weltkrieg im Buch abgedruckte Erzählgut ideologisch überlagert und umgebogen wird³¹³ – und zwar in eine Richtung, die auch in der ab 1914 entstehenden Romanliteratur eines der Hauptanliegen darstellt. Norbert

Bachleitner hat in seiner Untersuchung zum deutschen Feuilletonroman die ideologische Tendenz- und Indoktrinationsfunktion solcher Romane herausgearbeitet.³¹⁴ Das vorherrschende Thema ist die Lobpreisung des stillen, unauffälligen Heroismus in Verzicht und Opferwilligkeit, ein Heldentum, das aus Liebe und Verantwortung für Familie und Vaterland bis an das Äußerste der Selbstaufgabe geht. Das entsprechende Kapitel „Nesthäkchen lernt Opfer bringen“ im vierten Band der Nesthäkchen-Kinderbuchserie von Else Ury klingt dagegen noch durchaus moderat und kindgerecht.³¹⁵ Das Kriegsoffer-Motiv durchzog sowohl Kinder- und Jugendbücher – man denke an die reich bebilderten „Erlebnisse eines deutschen Jungen 1806–1813“ von Fritz Pistorius³¹⁶ –, als auch Novellen und Romane für Erwachsene in gleicher Weise. Um noch ein anderes, willkürlich aufgegriffenes Beispiel zu nennen: Das von Heinrich Sohnrey (1859–1948) herausgegebene „Jugendbuch für Stadt und Land – Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung“ enthält im siebten Jahrgang von 1903 für 8–12 jährige Jungen die Erzählung „Ein Opfertod“ (von Franz Blanckmeister), für gleichaltrige Mädchen die Erzählung „Warum's Eierbethli nicht geheiratet hat“ (von Georg Baumberger). In der für Jungen spannend erzählten Geschichte stirbt am 1. Oktober 1542 der Page Sebastian von Reibisch „mit freudigem Mute den Opfertod für seinen Herrn“, den Herzog Moritz von Sachsen, der sich auf einem Erkundungsritt bei Pest in Ungarn ohne Gefährten, ohne Bedeckung, nur von seinem Pagen begleitet, zu nah an die Schanzen der Sarazenen vorgewagt hatte.

Von einem Schwarm türkischer Reiter gestellt, der vom Herzog und seinem Pagen niedergehauen wird, von einer weiteren Türkenschar unter Osman Kahlik hart bedrängt, geht der mörderische Kampf auf Leben und Tod. Als der alte Reiteroberst von Arnim schließlich zur Rettung des Herzogs mit seinen wackeren Kürassieren herangesprengt kommt, der letzte Türke zu Boden gestreckt wird, auf dem Schlachtfeld die Türkenleichen wie Berge aufeinandergetürmt liegen, findet man den Herzog nur leicht verwundet unter dem von siebenundvierzig Säbelhieben zerfleischten Körper seines Pagen, dessen letzter Blick, bevor seine Augen brechen, seinem Herrn gilt.³¹⁷ –

Wir lassen hier noch ein weiteres, erzieherisches Beispiel folgen: Im Jugendbuch von Fritz Pistorius (eigentl. Robert Eule) „Das Volk steht auf!“ liest der Student der Rechte Traugott Pistorius an einem Fenster in Großschocher stehend nach dem Selbstopfer Theodor Körners vom 17. Juni 1813 aus dessen Notizbuch das nach schwerer Verwundung mit zitternder Bleifeder geschriebene Sonett:

„Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben.
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage –
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben [...]“

Pistorius lässt das Blatt sinken; zwei große Tränen rollen ihm über die bleichen Wangen. „Ja“, haucht er leise [– ohne allerdings darüber nachzudenken, ob der Schlachtentod auch wirklich dem Willen Gottes entspricht –], „so müsste es schön sein zu sterben!“ [... Sein Freund Wilhelm Stüver fügt hinzu:] „Was du hier gelesen hast, das ist unser aller Empfinden, das könnte jetzt nach dem Waffenstillstand unser Korps, nein, das könnte das ganze preußische Volk beten.“³¹⁸

Ein Aufopferungsschicksal erleidet auch das „Eierbethli“. Ihre Mutter stirbt und lässt den Vater mit ihren sieben Geschwistern zurück; das „Eierbethli“ pflegt schließlich auch ihren Vater bis zum Tode; und so wird aus ihr ein „abgeschafftes Menschlein, das einem schönen Mann nicht mehr gefallen kann.“³¹⁹ In der für Erwachsene bestimmten Kriegsnovellensammlung „Stille Opfer“ – wir greifen auch hier aus zahllosen Beispielen eines heraus – erzählt Helene Christaller (1876–1937)³²⁰ die Geschichte einer seit fünfundzwanzig Jahren in Saint Dié-des-Vosges (Frankreich) lebenden, aus Heidelberg gebürtigen Witwe (Madame Claire Dubois, einst Clara Haußmann), die 1914, bei Kriegsausbruch, ihre Liebe zum deutschen „Mutterland“ wiederentdeckt und mit der Vaterlandsliebe ihres in Frankreich geborenen Sohnes Léon in inneren Konflikt gerät. Sie kehrt über Basel nach Heidelberg zurück, wo sie in einem Lazarett arbeitet und für verwundete Franzosen dolmetscht. Dort hört sie von einem Freund ihres Sohnes, dass dieser vor Reims gefallen ist. Aufschlussreich für die Programmatik dieser ganzen Literaturgattung „Opfertod“, „Stille Opfer“ u. ä. ist nun die folgende Charakterzeichnung des „Repräsentationstyps“ des Opferwilligen.³²¹ Helene Christaller portraitiert die Zentralfigur ihrer Novelle „Die Deutsche“ wie folgt:

„Ihr Unglück wob eine unsichtbare Glorie um ihr Haupt. Leben konnte sie jetzt nur noch, wenn sie sich opferte. Dies machte ihre Hände so lind, ihre Arbeit so unermüdlich, ihre Stimme so gütig, ihre Augen so tief und still, ihr Herz so geduldig. Daß sie gar nichts mehr für sich wollte, nicht einmal das Leben ihres Sohnes, das Wiedersehen mit ihrer [in Paris verheirateten] Tochter ... Wenn nur das Vaterland gerettet wurde. Sie kannte nur noch *eine* Freude: Siegen, Vorwärtsdringen, deutsches Heldentum. Und nur noch *einen* Schmerz: Wenn das Volk oder der einzelne der Größe der Zeit nicht gewachsen war, wenn selbstische Ziele verfolgt wurden, die Deutschland schaden.“³²²

Mit dem Satz „Leben konnte sie jetzt nur noch, wenn sie sich opferte“, ist exakt der springende Punkt bezeichnet, auf den sich das Erzählgut zum Opferthema nicht nur in Kinder- und Jugendbüchern, in Novellen und Romanen, sondern auch in Konfirmandenbüchern fokussierte. So auch in dem „Konfirmandenbuch fürs Leben. Vater, du führe mich!“ in seiner kriegsorientierten Neuredaktion. Zwar blieb der Großteil der Vorkriegsausgabe von 1914 für die Fassung von 1915 im Textbestand unverändert, er wurde aber als Ganzer durch die Tendenz seiner selbstopferideologischen Rahmung umgedeutet. Erkennbar wird das an den beiden biographischen Erzählungen „Friedele“ und „Das Leni“.

„Friedele“ (von Karl Emil Franzos)³²³ ist eine Geschichte, mit der Konfirmanden, „Das Leni“ (von Ernst Zahn)³²⁴ eine andere, mit der Konfirmandinnen direkt angesprochen werden sollen. Die geschlechtsspezifische und altersmäßige Adressierung dieses Erzählgutes ist deutlich. Beide Erzählungen, die der Heimat- und Bauernroman-Belletristik zugehören³²⁵ und z. T. sogar auf realen Biographien beruhen könnten³²⁶, entstanden weit vor 1914 und wurden zunächst nicht in der Absicht verfasst, der mentalen Kriegsertüchtigung von Jugendlichen dienstbar zu sein. Beide kommen nun aber im rahmenden Kriegsarrangement des Konfirmandenbuches von 1915 an entscheidender Stelle zu stehen: Sie bilden den Höhepunkt des zweiten Teils (überschrieben mit: „Zieh an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit!“, Kol. 3, 14), der dem ersten Teil („Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!“, 1. Kor. 16, 13) folgt, in welchem die oben erwähnte

„Kriegsansprache“ Keßlers das Generalthema höchster Pflichterfüllung intoniert wurde. Den beiden Erzählungen schließt sich unmittelbar ein in den zweiten Teil neu eingefügter Textblock („Aus großer Zeit“) an, mit dem die Nutzenanwendung auf den aktuellen Kriegseinsatz vollzogen wird.

Die innere Logik der Geschichten des „Friedele“ und „des Leni“ selbst basiert – ohne daß dies ausdrücklich gesagt würde – auf der biblisch-paulinischen Einsicht von 2. Kor. 12, 9, dass „Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist.“ Insofern ist ihre Aufnahme in ein Konfirmandenbuch durchaus gerechtfertigt. Beide Vorbild-Charaktere stammen aus ärmlichen, kleinen Verhältnissen tiefster Provinz. Nach dem jeweils frühen Tod der Mutter übernehmen beide – obschon ihnen Verwandte, Nachbarn, Freunde und sogar der Dorfpfarrer mit vernünftigen Gegengründen davon abraten – die Verantwortung für ihre zahlreichen Geschwister unter völliger Zurückstellung eigener Bedürfnisse und Lebensentwürfe. „Friedele“, ein Junge, wird aufgrund seiner Aufopferungsbereitschaft „’s Pelikänle“ (in Anspielung auf das Pelikan-Kapitel des Physiologus)³²⁷ genannt; er gibt später mehrfach für das Überleben seiner Geschwister sein mühsam Erspartes hin, das er sich mit „Stunden-geben“ eigentlich für ein Universitätsstudium zur Seite gelegt hat, und entsagt damit immer wieder der Verwirklichung seines Lebenstraumes. „Das Leni“, ein Mädchen, verzichtet nach dem Tod ihrer Mutter mit der Begründung, dass kein Geld vorhanden sei, um eine Magd einzustellen („Ich muß dasein“) zugunsten ihrer Geschwister auf ihre Schulbildung und versorgt den vielköpfigen Haushalt jahrelang über ihre Kraft hinaus. Beide, „Friedele“ wie „das Leni“, gehen schließlich durch physische wie seelische Entbehrung und Überlastung an der Schwindsucht zugrunde (während das „Eierbethli“ in der ganz ähnlichen Genre-erzählung auf sein Lebensglück, ihre Liebe zu Anton von Oberberg zugunsten ihrer jüngeren Schwester Marieli, verzichtet³²⁸). Den Geschichten vom „Friedele“ und „Leni“ wird in beiden Auflagen (von 1914 wie 1915) unmittelbar ein Luther-Wort angefügt, das auf den Himmelslohn hinweist, der dem Glaubenden schon im Diesseits entgegenleuchtet: „Gott ist ein Meister in folgender Kunst: was uns hindern und schaden will, muß uns fördern und nützen; was uns töten will, muß uns zum Leben dienen.“³²⁹

Das Problem solcher Geschichten ist nicht dies, dass sie in einem Konfirmandenbuch stehen. Es sollte nur gewährleistet sein, dass solche selbstgewählten Schicksale herzergreifender Selbstentsagung in der *imitatio Christi* nicht deshalb erzählt werden, um mit ihnen im Rahmen des christlichen Selbstopfer- und Pflichtgedankens religiösen Druck auszuüben. Es müsste im konkreten Fall Raum bleiben für die Frage, ob solche Opfergänge nicht da unangebracht sind, wo auch andere beteiligte Personen zur Bewältigung von Notsituationen stärker herangezogen werden könnten.³³⁰ Vollends problematisch wird es aber, wenn – wie hier – ein zum Altruismus neigender Menschenschlag als heroischer Repräsentationstyp für den *Kriegskontext* vereinnahmt und ideologisch instrumentalisiert wird, wie das durch die Hereinnahme der Kriegsansprache Keßlers und des „Kriegskapitels“ in der Auflage des Konfirmandenbuchs von 1915 geschieht. Hier werden für die Konfirmanden unter der Hand „Friedele“ und „das Leni“ unterschwellig hochstilisiert zu Vorbildern auch vaterländischer, vorbehaltloser Selbsthingabe („Ich muß dasein!“ / „Leben kann man jetzt nur, wenn man sich opfert“), so als bezöge sich der christliche Selbstopfer- und Pflichtgedanke in erster Linie darauf, ein im Krieg zu erbringendes Soll an Verwundung und Tod zu erfüllen – wie das auch der Page des Sachsenkönigs tut. Es ist

eine erschütternde Tatsache, dass schon während der Freiheitskriege mit solchen Vorbildgeschichten etwa die Feld-Zeitung der Preußischen Armee arbeitete³³¹ und dass es ab 1914 analog zu „Friedele“ und „Leni“, „Sebastian von Reibisch“ und „Eierbethli“ eine Menge von übertriebenen, z. T. widersprüchlich berichteten, z. T. massiv gefälschten³³² Vorbildgeschichten gab, in denen man sich aufopfernde Minderjährige als Kriegshelden präsentierte – freilich keine Einzelercheinung nur der Zentralmächte, wie etwa der Bericht „*Un Héros de 15 ans*“ im *L'Écho de Paris* vom 12. Oktober 1914 zeigt.³³³ Ihre Geschichten wurden zu Heldenepen umfrisiert³³⁴, als „Musicals“³³⁵ vertont und auf Kriegspostkarten, sowie auf Briefmarken zu Propagandazwecken vermarktet. Auf Zeitungsphotos und Postkarten posierten feldmarschmäßig ausgerüstet 1914 der noch nicht 15jährige Halbweise Hans von Menning als „jüngster Freiwilliger des deutschen Heeres“³³⁶ und 1915 der „jüngste Soldat der IV. Armee“, der 13jährige „Tirolerbub“ Josef Kaswurm“ mit dem Armeekommandanten Erzherzog Joseph Ferdinand von Österreich-Toskana (1872–1942).³³⁷ Auf einer anderen, 1914 verbreiteten K.u.K. Kriegspostkarte, die die Portraits eines Jungen (Fritz Lehmann, 14 Jahre) und eines Mädchen (Rosa Zenoch, 12 Jahre) zeigt – also praktisch ein „Kriegs-Friedele“, ein „Kriegs-Sebastian“ und eine „Kriegs-Leni“, ein „Kriegs-Eierbethli“ – heißt es:



Abbildung 19: „Fritz Lehmann und Rosa Zenoch – Die Jüngsten der Jugend im heiligen Krieg“, 1914; Postkarte 1. Weltkrieg.

„Fritz Lehmann, unser jüngster Vaterlandsverteidiger, geb. zu Leipzig am 4. Jan. 1900[,] wurde bei einer Heldentat bei Dinant in Belgien verwundet. Rosa Zenoch, die 12jährige Heldin, brachte in heißer Schlacht den Soldaten Trinkwasser in die Feuerlinie und wurde dabei schwer verwundet, so daß ihr ein Bein³³⁸ amputiert werden mußte. Sie wurde vom Kaiser Franz Joseph hoch ausgezeichnet.“ Am unteren Bildrand prangt der Reimspruch:

„Die Jüngsten der Jugend im heiligen Krieg –, sie wollen mitringen um edlen Sieg! / Ob in Mannesbrust –, ob im Kindesherzen –, dem Vaterland, Treu' in Blut und Schmerzen!“³³⁹

Die österreichische Tageszeitung „Reichspost“ brachte am 28. Oktober 1914 zu Rosa Zenoch das weniger bekannt gewordene Gedicht von Wigbert Reith, das literarisch in der Tradition des Rückert'schen Gedichtes über das „Heldenmädchen von Lüneburg“ steht³⁴⁰:

„Dem Heldenmädchen Rosa Zenoch

Ihr Mütter und Frauen und Jungfräulein!
Ich seh' euch sitzen beim Lampenschein.
Die Nadeln klirren, ihr strickt behende
Den braven Soldaten als Liebesspende
Fein warme Binden, Socken und Stauchen,
Daß sie im Krieg nicht [zu] frieren brauchen.
Die Kleinen selbst mit den süßen Mäulchen
Hantieren mit Nadeln und Strickwollknäulchen.
Nur hurtig! Und während die Nadeln klingen,
Will ich von Rosa Zenoch euch singen.

An Oesterreichs Grenze wogt die Schlacht,
Um Rawaruska, schon Tag und Nacht.
Mit Rußlands teuflischen Horden.
Es ist ein greuliches Menschenmorden.
Bei Kugelregen, Granatengeheule
Hält tapfer sich Oesterreichs Heeressäule.
Und im Feuer vorn, wo die Schützen steh'n,
Da sieht man Mädchenkleider weh'n.
Ein Kind, zwölf Jahre knapp –, vom Kopf
Hängt ihm zerzaust der schwarze Zopf.
Das ist die Rosa, das Bauernkind,
Wie ein Engel schön und schnell wie der Wind,
Trägt Wasser den lechzenden Krieger herbei,
Trotz Pulverdampf und tödlichem Blei.
,Kind, bleibe zurück, um Himmels willen!'
Es eilt schon wieder, den Becher zu füllen.
,Kind, hüte deine zarten Glieder!'
Da – ein Schrapnell! – die Kugeln fliegen –
Getroffen bleibt Klein=Rosa liegen.
Wie rinnt das Blut so rot und warm!
Ein Schütze trägt auf starkem Arm
Die Heldin aus der Schar der Streiter.
Und donnernd tobt die Feldschlacht weiter.

In Wien, auf blütenweißem Bett,
liegt Rosa Zenoch im Lazarett,
mit Blumen, Edelstein und Gold
Hat Kaiser Franz ihr Ehre gezollt.

Doch über Gold und Edelgestein
 Wird Rosas Name gepriesen sein.
 In Oesterreich und im deutschen Land,
 Vom Rheines= bis zum Donaustrand,
 Wo hochgesinnte Herzen brennen,
 Wird man Dich, kleine Heldin, nennen!³⁴¹

Die wie im Falle von „Leni“, „Friedele“, „Eierbethli“ oft nichteinmal *expressis verbis* kenntlich gemachte, sondern sich aus der kriegsideologischen Rahmung und Textüberlagerung ergebende Hochstilisierung des Selbstopfer- und Pflichtgedankens zum kriegsnormativen *Über-Ich* rückt außerdem jede wohlmeinende, vernünftige Kritik in die Nähe von „Defätismus“ und „Friedenshetze“. Ihren Vertretern warf man anhand der legendenhaft überhöhten „Jüngsten der Jugend im heiligem Krieg“ Mangel an Patriotismus und Opfersinn vor, wenn sie sich mit Weitsicht und Menschlichkeit nicht nur gegen das Ausstaffieren von Kleinkindern mit Mini-Uniformen und Pickelhauben, Holzschertern und Knallkorkengewehren³⁴², sondern auch gegen das liedersingende Massensterben von blutjungen Burschenschaftlern und Gymnasiasten aussprachen, kaum dass diese notmaturiert waren. Arnold Zweig (1887–1968) erzählt in seinem Roman „Junge Frau von 1914“, dass durch den Einfluss von „Paukern“ eine Unterprima „nur noch acht Jungs“ gezählt habe; alle anderen hätten „dem Druck schon nachgegeben“.³⁴³ –

Nicht weniger bedenklich ist in der Neurahmung des „Konfirmandenbuchs fürs Leben“ von 1915 weiterhin, dass die kontinuierlich eingestreuten Bibelverse (die Seligpreisungen, Matth. 5, 3–10; das Hohelied der Liebe, 1. Kor. 13, 1–13; Röm. 8, 28; 1. Joh. 3, 18; 2. Tim. 4, 7 f; Offb. 2, 10; etc.) sowie sorgsam ausgesuchte Zitate aus Martin Luther, Matthias Claudius und Gerhard Tersteegen³⁴⁴ unter der Hand kriegsideologisch aussagbar wurden. Der Konfirmand erhielt schließlich so den Eindruck, als würden alle diese ehrwürdigen Verse und Zitate nichts anderes mehr intendieren, als gerade dieser kriegsideologischen Orientierung am soldatischen Über-Ich von schrankenloser Opferwilligkeit beizupflichten, so als ob mit dem welterschütternden Ausbruch des Krieges erst hier ihr innerster Sinn und ihre tiefste Bedeutung aufleuchteten. Insgesamt dürfte das Konfirmandenbuch von 1915 widerspiegeln, dass man in den Kriegsjahren schon vor Abschluss des kirchlichen Unterrichts den Konfirmanden „einen Hauch der Pulverluft des Schlachtfeldes entgegenwehen“ ließ.³⁴⁵ Auch Sohnreys „Jugendbuch für Stadt und Land“ von 1903, sowie Pistorius' Abenteuergeschichte „Das Volk steht auf!“ von 1905 enthalten für die 8–12 Jährigen entsprechende „Pulverdampf und Blei“-Kapitel.³⁴⁶ In den „Lesestücken zum Weltkrieg“, im Schulbuch von Heinrich Kappey und Hermann Koch (1915) werden auf 2/3 aller Seiten nach Kriegsschauplätzen und Waffengattungen geordnete Kriegsbuletins und persönliche Kampfschilderungen geboten, die an Drastik nichts zu wünschen übrig lassen.³⁴⁷ Schon Platons „Politeia“ enthält übrigens die Empfehlung, dass es am Geeignetesten sei, die Jugend „als berittene Zuschauer mit in den Krieg [zu] nehmen. Wenn die Lage ungefährlich sei, solle man sie ganz nahe an das Geschehen heranzuführen und Blut kosten lassen wie junge Jagdhunde.“³⁴⁸ In der Massivität und Dichte solcher Kriegsbezogenheit ist dagegen die Zurückhaltung Theodor Krummachers im Konfirmanden-Unterricht von 1914–1915 durchaus auffällig.

b) „Aus den Ursäften des Blutes steigt es plötzlich ins Bewußtsein auf“ –
Ideologische Umdeutung durch Priorisierung des Schulfachs
„lebendige Germanenkunde“ (1933 ff)

Wir stellten schon oben gelegentlich fest, dass der nach 1933 in der Theologie und den Kulturwissenschaften vernehmbare destruktive Ton rassistischer Ideen mehr war als bloß ein Weiterklingen der schon im frühen 19. Jahrhundert aufgekommenen völkischen Sozialromantik, die sich dann zuletzt im Ersten Weltkrieg radikalisiert und mit enormer Schubkraft nach vorn gedrängt hatte.³⁴⁹ Das zeigte sich nun auch an der Schulpolitik im NS-Staat. 1934 sprach Albert O. A. Lampe (1898–?) in einem Zeitschriftenaufsatz zum Geschichtsunterricht das völkisch-rassische Konzept der NS-Pädagogik offen aus:

„Der Teufel hole alle Wissenschaft, die nicht immer und ausschließlich – bei aller Weltweite des Ausblicks – vom eigenen Volkstum ausgeht und in diesem auch ihr letztes Ziel sieht!“³⁵⁰

Werfen wir also anhangsweise, zum Abschluss dieses Kapitels noch einen Blick auf ein „Lehrstück“ für die Ideologisierung des Schulunterrichts nach 1933, um das kontinuierliche Ansteigen des ideologischen Drucks in der deutschen Pädagogik zu erkennen. Das ab 1935 an Grundschulen und Gymnasien eingeführte Unterrichtsfach „Rassenkunde“ verfolgte das Ziel, jedem Schulkind die Notwendigkeit der Reinhaltung des Ariertums bewusst zu machen, und begann, alle anderen Schulfächer einschließlich des Religionsunterrichts zu dominieren. Die sich schon vor 1914 präfigurierende Ideologie Alfred Rosenbergs (1893–1946)³⁵¹ drang mit Massivität in Schulunterricht und Lehrbücher ein. Als am 29. Januar 1938 der „Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“, Bernhard Rust (1883–1945)³⁵², unter dem Aktenzeichen E III a 245/38 (a) in einer „Amtlichen Ausgabe“ zur Nazifizierung der schulischen Lehrpläne auf insgesamt 265 Druckseiten detaillierte Richtlinien für „Erziehung und Unterricht in der Höheren Schule“ erließ, wurde lediglich offiziell, was inzwischen längst als Unterrichtspraxis galt: Der alle Schulfächer umdeutende Hauptgegenstand war die Rassenkunde geworden. Rust erließ lediglich im Nachhinein lückenlose Lehrplanverordnungen für alle Schulfächer: für Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Kunsterziehung, Musik, Sport, Biologie, Alte Sprachen (Latein, Griechisch), lebende Fremdsprachen (Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch, andere lebende Fremdsprachen), sowie für die „Fächer des Frauenschaffens“ (Handarbeit, Hauswirtschaft, Pflege), aber auch für Wissenschaftsdisziplinen wie Chemie, Physik, Rechnen und Mathematik, Naturwissenschaftlich-Mathematische Arbeitsgemeinschaften.³⁵³ Für das Fach Religion wurden zwar keine neuen Religionslehrpläne vorgeschrieben – traditionell war in der Lehrordnung Religion das einzige Unterrichtsfach, für das weder Lehrziel noch Lehrverfahren angegeben wurden³⁵⁴ –, jedoch hatten dort auf Anweisung Rusts „alle Stoffe aus[z]uscheiden, die geeignet sind, die Einheitlichkeit der [rassenkundlichen] Erziehung zu gefährden.“³⁵⁵ Der Religionsunterricht an Schulen (ab März 1940 wurde er ganz untersagt), sowie der Konfirmandenunterricht³⁵⁶ mussten sich folglich auch an der antijüdisch-arischen Rassenkunde ausrichten. Das von Landesjugendpfarrer Lic. Walter Schäfer (Kassel) verfasste Religionsbuch „Glaubst du, so hast du – Gespräche mit jungem Volk“ reflektierte schon den Ist-Zustand von 1934.

So behandelte Schäfers Buch in der Schöpfungslehre unter dem Thema „Die Krone der Schöpfung“ u. a. auch das „Untermenschentum“ und regte ein Unterrichtsgespräch über „minderwertige Rassen“ an.³⁵⁷ Ein anderes Kapitel weiter hinten im Buch, „Junge Nation vor Gott“, bearbeitete das Thema „Evangelium und Volkstum“ und vertrat die etwas sperrig formulierte These: „Die germanisch-deutsche Rassenseele ist reformatorisch wachgerufen.“³⁵⁸ Emanuel Hirschs Broschüre „Deutsches Volkstum und evangelischer Glaube“ war im selben Jahr erschienen und erläuterte die „zwifache“ Offenbarung.³⁵⁹ Für 1933–1934 sind zur Zusammengehörigkeit von Volkstum und Glaube auch verschiedene Schriften Friedrich Gogartens (1887–1967), Wilhelm Stapels (1882–1954) u. v. a. zu nennen.³⁶⁰ Unter „Gegenwartsfragen“ wurde bei Schäfer auch die „Stellung unseres Volkes“ zur Bibel, insbesondere zum Alten Testament besprochen; letzteres sei „ein altes Judenbuch“, dessen jüdisch-„völkische Geprägtheit“ hervorgehoben wurde. Wegen seiner „schonungslosen“ Ehrlichkeit der alttestamentlichen Propheten gegenüber „der Sünde des eigenen Volkes und seiner Führer“ sei es als Dokument des „erschütternden Gerichts über allem jüdischen Geist“ zu lesen und bleibe auf diese Weise „als Gottesbuch [...] auch für den Neuen Bund in Kraft.“³⁶¹ In der Christologie wurden bei Schäfer auch „Christi Abstammung, Blut- und Rassezugehörigkeit“ erörtert; Schäfer verwies dazu auf die wunderhafte, aus dem Überirdischen stammende Geburt Jesu, so als ob Jesus kein Jude gewesen sei.³⁶²

1935 veröffentlichte Detlef Cölln (1876–1961), Mittelschulrektor und Mitbegründer der Hebbelgesellschaft e. V., seine Richtlinien für den „Lehrplan“ eines deutschgläubigen Religionsunterrichts, in denen das AT und die Paulusbotschaft gestrichen und Jesus Christus dem Maßstab deutscher Art unterworfen wurde. Zu diesen Richtlinien bekannten sich zu Ostern 1935 dreihundert Religionslehrer.³⁶³ Die „Denkschrift der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche zur Frage des evang. Religionsunterrichts an den Volks-, Mittel und höheren Schulen“ vom September (?) 1935 hält jedenfalls das Faktum solch' völkisch-rasseideologischen Religionsunterrichts eindeutig fest.³⁶⁴ Schulungskurse im nationalkirchlichen Sinn wurden überall angeboten und durchgeführt.³⁶⁵ Ohne Wirkung waren gewiss auch nicht die „deutschgläubigen Bekenntnisse“ zu Jesus als Helden und „Baldur, dem Schönen“ geblieben, die von den einschlägigen kirchlichen Presseorganen verbreitet worden waren.³⁶⁶ Es ist daher zu vermuten, dass u. a. die Edda und germanische Märchen neben der Bibel als Offenbarungsquelle interpretiert, der „Heliand“, „Ottfrieds Evangelienharmonie“, die Lutherbibel und die Passionsspiele rassenkundlich gelesen³⁶⁷, zum Thema der Christologie das Buch von Pongratz Rudolf Eichelster (1873–1926) „Jesus, der Galiläer – ein arisches Evangelium“ (Leipzig, 1922) oder Hans Hauptmanns (1865–1946) „Jesus der Arier – Ein Heldenleben“ (München, 1930) durchgenommen und dazu das eine oder das andere Evangelium in der Ausgabe Artur Dinters, die Bergpredigt in der „Verdeutschung“ des Reichsbischofs Müller, das Johannes-evangelium in der völkisch-bereinigten Ausgabe Emanuel Hirschs oder in der Bearbeitung Heinrich Weidemanns besprochen wurden.³⁶⁸ 1936 nahm der Neutestamentler Johannes Leipoldt (1880–1965) die zwar militärisch klingende, aber als „militia Christi“ spirituell gemeinte Bildersprache des Apostels Paulus (vgl. etwa Eph. 6, 10 ff etc.) zum Anlass für die Behauptung, dass die Botschaft des Apostels „Paulus dem [nationalsozialistischen] Geiste der Zeit und der deutschen Art gemäß“ sei.³⁶⁹

Für den *Deutschunterricht* wurden unter der Überschrift „Erziehung durch das Schrifttum“ folgende Gesichtspunkte geltend gemacht: 1) „Das Volk als Blutsgemeinschaft (Der Rassen- und Vererbungsgedanke, Familien- und Ahnenkunde, Volkskunde)“, 2) Das Volk als Schicksals- und Kampfsgemeinschaft, 3) Das Volk als Arbeitsgemeinschaft, 4) Das Volk als Gesinnungsgemeinschaft.³⁷⁰ Zu Punkt 1 gab Rust zum Deutschunterricht folgende Richtlinien aus:

„Der rassenkundliche Gedanke wird am stärksten in einer lebendigen Germanenkunde hervortreten. Wo sonst Dichtungen unmittelbar zu rassenkundlicher Betrachtung aufordern, ist die Rassenkunde als leitender Gedanke einzusetzen. Die Beschäftigung mit den Erscheinungen der volkstümlichen Überlieferung und ebenso die Kunde von den Vorfahren des Volkes wie des Einzelnen läßt die Schüler den unmittelbaren Zusammenhang mit ihren Ahnen erleben. Sie führt zur Ehrfurcht vor der Macht der Vergangenheit, vor dem Erbgut der Vorfahren, und erzieht dadurch zum Volksbewußtsein. Sie hilft weiter das Wesen des deutschen Menschen deuten; denn Versenkung in unser Volkstum und die durch Überlieferung, Gemeinschaft und Landschaft bestimmten Lebensformen lassen den deutschen Menschen in seiner nordisch-germanischen Grundlage auch heute noch lebendig erstehen. Da die Volkskunde nicht als Sonderfach auf der höheren Schule erscheinen kann, müssen ihre Arbeitsgebiete je nach den stofflichen Gegebenheiten auf einzelne Fächer verteilt werden. In den Bereich des Deutschunterrichts gehören die eigentlichen schrifttümlichen Stoffe der Volkskunde, wie Redensarten und Sprichwörter, Volkssagen, Märchen und Schwänke, sowie die Schöpfungen der Gemeinschaft im Volksspiel und Volkslied, im Landsknechts- und Soldatenlied bis zu den Kampfliedern der [nationalsozialistischen] Bewegung. Auf diese Weise bildet die Volkskunde den natürlichen Hintergrund für den gesamten Deutschunterricht. Im Schrifttumsunterricht aber sollte vom Sprachgut der Volkskunde nur das herangezogen werden, was in seiner Art vollendete Gestalt gewonnen hat, mithin auch Urzeugnisse der Volksdichtung, die als wertvolle Prägungen gelten können. Für die Oberstufe tritt hinzu eine zusammenfassende Übersicht als Wesensschau des schaffenden Volksgeistes, damit an einer Stelle wenigstens die aus der Arbeit der einzelnen Fächer gewonnenen Kenntnisse von der Volkstumskunde zusammenfließen.“³⁷¹

Aus dem hier zitierten Passus geht unmittelbar hervor, wie man etwa ein Fach wie „Deutsch“ – und das traf dann auch auf den Religionsunterricht zu – aus ideologischen Gründen einem ganz anderen „Fach“, nämlich der Volkstums- und Rassenkunde dienstbar machte.³⁷² Vorläufer waren schon ab den frühen 1920er Jahren Unterrichtsmaterialien für die Hand des Lehrers gewesen wie etwa das Buch „Volkstumskunde im Unterricht“ von Friedrich Lüers. Dieser ordnete die Fächer Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Kunst, fremde Sprachen, Gesang und Musik, sowie das Fach Religion der Volkstums- und Rassenkunde als „Bindeglied für unsern gesamten Unterricht“ unter und strich hierbei im Hinblick auf „Volksempfinden“ und zumeist religiös qualifiziertes „Brauchtum“ insbesondere die Rolle des Theologen heraus, da „gleichsam bei ihm alle Fäden zusammenlaufen, die zur Poesie des Christenglaubens, zum deutschen Volksglauben und zum Urwesen deutscher Volksart führen.“³⁷³ Zu Diensten stand auf diese Weise auch der Lateinunterricht, der Humanisten wie Aeneas Silvius Piccolomini (1405–1464, von 1458 bis 1464 Papst Pius II.), den „deutschen Erzhumanisten“ Konrad Celtis Protucius (1459–1508) und Joannes Boemus (1485–1535) wieder zu Ehren brachte, wie etwa der bei Teubner 1926

erschienene Faszikel Nr. 15 „Auswahl aus den Humanisten zur deutschen Volkskunde“ aus der Sammlung „Eclogae Graecolatinae“ belegt.³⁷⁴ In dieser Schulausgabe lasen die Gymnasiasten allerlei Wissenswertes über die deutsche Sprache und ihre Mundarten, über körperliche und geistige Eigenarten, Erfindungen, soziale Einrichtungen, Volksbräuche (wie Feme) und Lustbarkeiten verschiedener deutscher Stämme (Westfalen, Sachsen, Franken, Siebenbürger) und Städte (Halberstadt, Basel, Wien, Nürnberg). – Lehrpläne zur Volkskunde setzte man bereits einige Jahre vor 1933 in Thüringen um.³⁷⁵ Die „Monatschrift für höhere Schulen“ veröffentlichte dann in den Jahrgängen ab 1933 rassen-programmatische Aufsätze zu fast allen Schulfächern wie etwa: „Die erdkundliche Wertung des deutschen Ostens – Die Volkstumsfrage im deutschen Ostraum“³⁷⁶, „Rassefragen im Musikunterricht“³⁷⁷, „Der Biologieunterricht als Grundlage für die Wertung von Volkstum und Rasse“³⁷⁸, „Rassenpflege im Biologieunterricht“³⁷⁹, „Volkstum und Rasse im Geschichtsunterricht“³⁸⁰, „Pflege des Rasseempfindens im Kunstunterricht“³⁸¹ etc. In der „Zeitschrift für Deutschkunde 1935“ wurden Literaturlisten erstellt wie etwa „Germanisches Altertum in Darstellungen für die Schule“³⁸², „Lektüreplan auf der Grundlage des Lehrplans eines Gymnasiums für den *Deutschunterricht* in den Klassen Untertertia bis Oberprima“; dort empfahl der badische Pädagoge und Philologe Franz Eckstein (1890–1965?) z. B. für die Obertertia:

„Hand in Hand mit dem Geschichtsunterricht steht im Vordergrund die farbige Schilderung des deutschen Menschen in seinem allmählichen Sichfinden und Sichbesinnen auf die Wurzeln des wahren Volkstumes und der arteigenen Literatur nach dem Zusammenbruch im 30 jährigen Krieg und durch dessen Folgen; Erleben des deutschen Schicksals – wenn die Zeit reicht: das erste vertiefte Erfassen des Weltkrieges und des Frontgeistes – Einleben in die Welt des Frontkämpfers – in die Seele des heimkehrenden Soldaten, dem die Welt und der schmalzige Optimismus des Heimkriegers ein Greuel ist; Verständnis für die Ostkolonisation und das Westringen um den arelatisch-lotharingischen Grenzsaum.“³⁸³

Bezüglich der Untersekunda forderte Eckstein:

„Was irgendwie zum vertieften Verständnis des 19. und 20. Jahrhunderts an wertvoller völkischer Literatur vorhanden ist, muß aufgeboten werden, um dem werdenden Deutschen zum erstenmal in seinem Leben ein auf eigener Lektüre beruhendes, lebendiges Einleben in diese Schicksalszeit des deutschen Volkes zu vermitteln. Vor allem ist sehr wichtig *die erste systematische Einführung in die Volkskunde* [...] und das gedankliche Erfassen der Ideenwelt der NSDAP, nachdem der Tertianer sich mehr gefühlsmäßig für die Führer begeistert hatte.“³⁸⁴

Für die Obersekunda bis Oberprima erklärte Eckstein:

„Ich betone hier ausdrücklich, daß ich es für falsch halte, das ganze erste Tertia das Buch des Führers ‚Mein Kampf‘ zu lesen und in Referaten durcharbeiten; die Lektüre dieses Werkes wird auf die drei Oberklassen im Deutschunterricht verteilt auf der Basis von Hauptthemen und Kurzreferaten; man wird außerdem bei jeder Gelegenheit im Geschichts- und Deutschunterricht auf das Standardwerk des Führers zu sprechen kommen, teils von ihm

aus projizierend, teils es beleuchtend von der Basis Klassik-Romantik-Naturalismus. Man kann ja für die drei Oberklassen etwa an Behandlungsthemen auswählen: Obersekunda: Hitler und die Antike. Unterprima: Hitler und das deutsche Schicksal. Oberprima: Hitler und die Rassenfrage. Hitler und der Marxismus, Intellektualismus und Individualismus.³⁸⁵

Auch sehr spezielle Einzelthemen wurden zur Behandlung im Deutschunterricht vorgeschlagen und in ihrer Unterordnung unter die Volkskunde näher erläutert: „Deutschkunde als politische Volkskunde“³⁸⁶, „Der nordische Mensch und die Landschaft in Hans Grimms Dichtungen“³⁸⁷, „Thomas Manns außerdeutsche Entwicklung“³⁸⁸, „Die völkische Lyrik unserer Zeit – Von George bis zur jüngsten nationalsozialistischen Dichtung“³⁸⁹, „Der deutsche Mensch in der staufischen Dichtung“³⁹⁰, „Jean Paul als Dichter des deutschen Volkstums“.³⁹¹ Theologisch relevant war vor allem das Thema: „Germanisches Frühchristentum im Heliand.“³⁹² Immerhin wirken die z. B. im „Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder“ vom 5. Juni 1943 als „pflichtgemäß“ angesehenen oder „empfohlenen Klassenlesestoffe für den Deutschunterricht“ insofern auffällig moderat, als sie keine prononciert nationalsozialistischen Schriftsteller vorschrieben, sondern nur „klassische“ Autoren angaben.³⁹³ Das ab 1934 in Halle von Werner Koch und Paul Striewe herausgegebene Schulbuch „Deutschland muß leben – Sammlung nationaler Gedichte für die Schule des Dritten Reiches“³⁹⁴ basierte dagegen auf NS-Autoren.

Die Notwendigkeit, den *Geschichtsunterricht* am Volkskundeunterricht zu orientieren, begründete Willy Becker 1936 in seinem Artikel „Volkstumskunde im Geschichtsunterricht“ wie folgt:

„Sich selbst zu kennen, ist höchste Pflicht für ein Volk. Fraglos können fremde Kräfte der Seele eines Volkes fremde Züge aufprägen, fraglos können Not und Elend das Gesicht eines Volkes entstellen, Raub und Gewalt es verzerren und verstümmeln. Aber nie gelingt es, die ihm allein gehörigen Eigenheiten leiblicher und seelischer Art aufzuheben und durch andere zu ersetzen. Wollen wir deshalb unseres Volkes Art, deutsches Volkstum bis zum Grund erkennen, müssen wir in den Spiegel seiner Vergangenheit schauen. Er kann uns zeigen, wie wir gewesen und wie wir geworden sind, aber auch wie wir nicht sein sollen und wie wir sein können. Wer in ihm zu lesen weiß, wird als Erzieher lernen, Geschichte allein zum Zweck unseres Lebens zu treiben!“³⁹⁵

Im Geschichtsunterricht der 1. Klasse sollten daher nur Geschichtserzählungen geboten werden, „in deren Mittelpunkt eine große volkstümliche Persönlichkeit aus der deutschen Geschichte, namentlich der neueren Zeit und der Gegenwart zu stellen“ sei; genannt wurden hierfür:

„Adolf Hitler, Hindenburg, Helden nationalsozialistischen Erhebung und des Weltkriegs (Flieger, U-Boot-Führer u. a.), Bismarck, Andreas Hofer und Schill, Königin Luise, Blücher, Nettelbeck, Friedrich der Große, Maria Theresia, Friedrich Wilhelm I., Prinz Eugen, der Große Kurfürst, hansische Seehelden, Ordensritter, Friedrich Rotbart, Heinrich der Löwe, Otto I., Heinrich I., Kaiser Karl, Widukind, Armin.“³⁹⁶

Das Geschichtsbuch „Volkwerden der Deutschen“ für die Klasse 6 der Höheren Schulen, das die „Vorgeschichte bis zum Ende der Stauferzeit“ behandelte, bezeichnete die Vorgeschichte nach dem Archäologen Gustaf Kossinna (1856–1931) als „eine hervorragend nationale Wissenschaft“. Die Bearbeiter des Lehrbuchs behaupteten schon für die „Jahrtausende vor der Zeitenwende“ die Überlegenheit der nordischen Rasse, „mit der die größten Leistungen der weißen Menschheit untrennbar verbunden“ seien:

„Für unser deutsches Volk [...] zeigt sie [= die Vorgeschichte], daß in ihm seit seinen frühesten Anfängen die nordische Rasse immer die führende war [...]. Die großen Kulturen des Altertums, die altindische, die persische und vor allem die griechische und römische, sind ebenso wie die abendländische Kultur des heutigen Europa im Entscheidenden das Werk der nordischen Rasse. [...] So ist heute die Vorgeschichte ein wichtiges Glied der nationalpolitischen Erziehung. Sie ist ein Glaubensbekenntnis zu Rasse, Heimat und Volk.“³⁹⁷

Für die Klasse 7 der höheren Schulen gliederte dasselbe Unterrichtswerk den Unterrichtsstoff ebenfalls in die „Volkstums- und Rassenkunde“ ein, wie sich am „Sachweiser“ im Anhang dieses Lehrbuches zeigen lässt.³⁹⁸ Der „Sachweiser“ (Index) des Geschichtsbuchs nennt als allererstes, oberstes Stichwort I „Rasse und Volkstum“ in den Sparten „Aufbauende Kräfte, Zersetzende Kräfte, Rassenlehre und Rassengesetzgebung, Volkstumsfragen, Bevölkerungspolitik, Judentum, Außereuropäische Rassen und Völker“, bevor unter II Stichwörter wie „Der deutsche Lebensraum“ (ebd., S. 272 f), III „Das Reich und die Einzelstaaten“ (ebd., S. 273 f), IV „Volksordnung und Wirtschaftsleben“ (ebd., S. 276 f), V „Außenpolitik“ (ebd., S. 277 f), VI „Wehrwesen“ (ebd., S. 278), VII „Geistiges Leben“ (ebd., S. 279 f) aufgeführt werden. Der Religionsunterricht erscheint unter dem Stichwort VIII „Religion und Kirche“ (ebd., S. 280 f); dort heißt es im Text, ebd., S. 102:

„Luther vollendet die Befreiung der nordischen Seele von dem südlichen Zwangsglauben. Überall wo noch nordisches Rassegefühl stark ist, breitet sich daher die Lehre Luthers gewaltig aus, in allen nordeuropäischen Ländern, aber auch nach Siebenbürgen, nach Oberitalien, nach Frankreich und bis in einzelne Gegenden Spaniens.“

Unter der Ziffer IX folgen „Fremde Völker, Länder und Staaten“ (ebd., S. 281 f).

Besondere Aufmerksamkeit galt in völkisch-rassistischer Hinsicht auch dem *Geographieunterricht*, soweit er sich den skandinavischen Ländern und dem Baltikum, sowie dem „reichsdeutschen Volksstaat“ widmen sollte; so enthalten die im Verlag Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M. erschienenen „Erdkundebücher für höhere Schulen“ von Emil Hinrichs jeweils ausführliche Einleitungen zum Thema „Nordgermanen“ und „Das deutsche Volk“³⁹⁹. Der Geographie-Stoffplan Bernhard Rusts von 1938 sah für in der Sektion „Erdkunde die Unterthemen „Urdeutschland“, „Volksdeutschland“ (dort z. B. „das rassische Gefüge“), „Das arbeitende Deutschland“ und „Der reichsdeutsche Volksstaat“ vor; zu letzterem heißt es im ersten Absatz:

„Die politische Gliederung des Reiches. Die geopolitische Gliederung des Reiches, ihre Vorzüge und Gefahren. Verluste durch die Friedensdikate: Rumpfdeutschland. Das Recht auf

Kolonien. Die Grenzziehung in ihrer völkischen, wirtschaftlichen und politischen Unzulänglichkeit. Erfordernis einer starken Verteidigungsmacht zu Lande, zur See und in der Luft sowie des Luftschutzes.“⁴⁰⁰

c) Analyse einer nationalsozialistischen Griechischstunde zum Thema „Versailles und Langemarck“ von 1933 – Pädagogik als Mahnmal des Ungeheuerlichen

In Ermangelung eines detaillierten, bis in Einzelheiten schriftlich fixierten Beispiels für die ideologische Methodik des Religionsunterrichts in der NS-Zeit wenden wir uns damit zum *altsprachlichen Unterricht* und einer hier näher zu analysierenden Schulstunde des Breslauer Studienrates Dr. Max[imilian] Schlossarek (25.9.1884–?) zu. Dieses Exempel – wiederum ein Mahnmal des Ungeheuerlichen (hier angesichts des in Europa erneut anhebenden Rechtsradikalismus völkisch-rassistischer Prägung) – lässt erahnen, mit welchen hermeneutischen Mitteln und welcher ideologischen Konsequenz von einzelnen Lehrern auch Stunden des Fachs Religion durchgeführt worden sein könnten. Einige Bemerkungen zu der Griechischstunde Schlossareks seien vorausgeschickt.

Die in Breslau am 28. Juni 1933 abgehaltene Stunde Schlossareks ist bereits in auffälliger Weise dem Rassegedanken verpflichtet, ohne dass damals für den Bereich „Alte Sprachen“ die Priorisierung der Volkstums- und Rassenkunde bereits behördlich vorgeschrieben gewesen wäre; dies geschah erst in der „Amtlichen Ausgabe“ der Richtlinien für „Erziehung und Unterricht in der Höheren Schule“ vom 29. Januar 1938 und wurde dort wie folgt begründet:

„Die Schule [...] muß aus einer im Laufe der Bildungsgeschichte scheinbar natürlich zusammengewachsenen Antike zur ausschließlich hellenischen und wesenhaft altrömischen Kultur und bei diesen wiederum bis zum nordisch-hellenischen und nordisch-römischen Träger dieser Kultur zurückgehen; sie muß seine dem nordisch-germanischen Menschen verwandten Züge wiedererkennen lehren und seine echten Schöpfungen, aber auch nur diese, für die Bildung der deutschen Jugend fruchtbar machen. Dann werden wir in der deutschen höheren Schule, auch im Gymnasium, keineswegs junge Griechen und Römer erziehen, sondern durch Erweiterung des geschichtlichen Bildes durch Schöpfungen von zwei nordischen Kulturvölkern, die das Antlitz Europas mit haben bilden helfen, die nordische Geistesrichtung der deutschen Jugend klären und stärken. Das *griechische* Erbe zu wahren, ist eine Aufgabe, die allen Völkern Europas gestellt ist; es ist im besonderen die Aufgabe und das Vorrecht der Deutschen. Wohl hatte die im europäischen Humanismus vom 15. und 16. Jahrhundert in das Blickfeld gerückte Antike nicht nur einen römischen, sondern auch einen griechischen Sinn. Aber in tieferem Sinne wurde Hellas erst von den Deutschen des 18. Jahrhunderts entdeckt. Durch diese Tat wurde offenbar, daß im deutschen Geist ein Gefühl der Verwandtschaft sich zu regen begann, das heute durch die Erkenntnis von der gemeinsamen nordischen Herkunft eine besondere Klärung gefunden hat. In ganz anderer Weise, als der Neuhumanismus es vermochte, hat die nationalsozialistische Revolution uns Hellas, seinen Begriff vom Leibe, von der Kunst, vom politischen Leben nahegerückt.“⁴⁰¹

Es ist durchaus bedeutsam, dass auf diese Linie des Nationalsozialismus schon ab 1933 die einschlägigen Fachzeitschriften der Altphilologie in vorauseilendem Gehorsam eingeschwenkt waren. Im 69. Band der „Bayerischen Blätter für das Gymnasial-Schulwesen“ veröffentlichte der Verein bayerischer Philologen „Leitsätze“ zum „humanistischen Gymnasium im nationalsozialistischen Staat“. Dort lautete es unter Punkt 1:

„Das humanistische Gymnasium im nationalsozialistischen Staat leitet die Berechtigung seines Daseins her aus der *Art- und Rassenverbundenheit des antiken und des germanisch-deutschen Menschen*.“ – In den insgesamt 22 Leitsätzen wird dann unter Nr. III, VI und VII direkt aus Hitlers „Mein Kampf“ zitiert.⁴⁰²

Schlossareks Griechischstunde fand nur wenige Monate vor der „großen Kulturrede“⁴⁰³ Adolf Hitlers auf dem „Reichsparteitag des Sieges“ in Nürnberg (30.8.–3.9.1933) statt. Hitler sollte dort den dominierenden „arischen Rassebestandteil“ des deutschen Volkes hervorheben⁴⁰⁴, der das deutsche Volk „überhaupt erst geschaffen“ habe und der daher allein zur weltanschaulichen und kulturellen Formung dieses Volkes aufgerufen sei. Da nun in Griechenland und Deutschland „über alle zeitlichen und sprachlichen Entfernungen hinweg ein und dieselbe rassische Wurzel vorhanden sei“, so Hitler, empfinde es der Nationalsozialismus im gegenwärtigen „politisch heroischen Zeitalter“ als Verpflichtung, das weltanschauliche und kulturelle Dasein des Deutschen gemäß dieser seiner rassisch „besten Bestandteile“ zu formen und für die Durchsetzung des heroisch-griechischen Ideals „auf fast sämtlichen Gebieten des völkischen Lebens“ einzutreten:

„Griechen und Römer werden dann plötzlich den Germanen so nahe, weil [wir] alle ihre Wurzeln in einer Grundrasse zu suchen haben, und daher üben auch die unsterblichen Leistungen der alten Völker immer wieder ihre anziehende Wirkung aus auf die ihnen rassisch verwandten Nachkommen. Da es aber besser ist, Gutes nachzuahmen, als neues Schlechtes zu produzieren, können die vorliegenden intuitiven Schöpfungen dieser Völker heute als Stil ohne Zweifel ihre erziehende und führende Mission erfüllen. In eben dem Maße aber, in dem der nordische Geist seine bewußte Wiederauferstehung erlebt, wird er die kulturellen Aufgaben der heutigen Zeit mit nicht minder großer Klarheit und damit in ästhetischer Schönheit zu lösen haben, wie seine rassischen Vorfahren die ihnen gestellten Probleme meisterten. [...] Es ist daher auch überhaupt falsch, von einem zu suchenden ‚neuen Stil‘ zu reden, sondern man kann nur hoffen, daß unser bestes Menschentum von der Vorsehung erwählt werden möge, aus dem blutmäßig bewegten inneren Wesen heraus die uns gestellte Aufgabe genauso souverän zu lösen, wie dies z. B. den arischen Völkern des Altertums gelungen war.“⁴⁰⁵

Aber nicht erst seit dieser Rede, sondern schon weit vorher hatte sich unter den deutschen Altphilologen die Meinung verfestigt, dass „Hitler die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums für das sich im Dritten Reich erfüllende Schicksal der Deutschen erkannt“ habe⁴⁰⁶; Hitler sei der Überzeugung, dass sich im Nationalsozialismus die Wiedergeburt der Antike vollziehe.⁴⁰⁷ In der Tat enthält bereits sein Buch „Mein Kampf“ Passagen, die vor allem in die Richtung der Rassengemeinschaft zwischen Griechenland und Germanentum weisen.⁴⁰⁸ Diese Abschnitte wurden von den Altphilologen mantraartig

rezitiert.⁴⁰⁹ Der vorausseilende Gehorsam der altphilologischen Zunft erklärt sich daraus, dass der schon lange fraglich gewordene Erhalt der Alten Sprachen im gymnasialen Fächerkanon⁴¹⁰ nun unter der nationalsozialistischen Herrschaft zu garantieren war. Die Altphilologie forcierte nach der „Machtergreifung“ deshalb Ansätze, die sie schon vor und in den Zeiten des Ersten Weltkriegs verfolgt hatte.⁴¹¹ Die ideologische Vereinnahmung von Griechen- und Römertum nahm sprunghaft zu⁴¹² – wir nennen hierfür u. a. Altphilologen wie Helmut Berve (1896–1979) und Richard Harder (1896–1957), verstiegene Einzelüberlegungen hierzu fanden sich auch bei Heidegger⁴¹³ –, wobei es zu teilweise grotesken Gleichsetzungen von „artverwandtem“ Griechentum⁴¹⁴ und nationalsozialistisch verstandenem Deutschtum kam.⁴¹⁵ Man entwickelte Verfahren, wie man mit der Überordnung eines pseudowissenschaftlichen Dogmas rassistischer Überlegenheit ein humanistisches Schulfach wie den Griechisch-Unterricht in ein Agitationspodium nationalsozialistischer Ideologie „veredelte“. Heraklit etwa rückte so zum „Stammvater der deutschen Lebensphilosophie“ auf.⁴¹⁶ Gleich nach der politischen Machtübernahme durch den Nationalsozialismus erhoben fast alle führenden Vertreter des Humanismus in Deutschland die Erziehung zum Rassebewusstsein zu ihrem Bildungsziel. Der Humanismus sollte nicht mehr nach seinem höheren Standpunkt des *Humanum*, d. h. (wie etwa bei Herder 1788⁴¹⁷ und noch 1905 bei Adolf Harnack⁴¹⁸) nach seiner übernationalen, völkerverbindenden Mission und universalen Werthaltigkeit definiert werden. Im 19. Jahrhundert hatte der Humanismus die Deutschen noch ohne allen Nationalitätenwahn dazu erzogen, sich nicht im Telos eines Staates auszuleben⁴¹⁹, sondern sich als Kosmopoliten, als Universalmenschen zu bewähren.⁴²⁰ Jetzt aber versuchte man, die hohen Werte des Humanismus innerhalb seiner jeweiligen geschichtlich-nationalen Manifestationen und damit verbunden auch in seinen aktuellen politischen, deutsch-völkischen Lebensäußerungen zu verankern, wobei der „artverwandten“ Anlage zu Tugend und Heroismus besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden sollte. „Schon lange vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich die Feier eines neuen Menschentypus durchgesetzt“, schrieb Herbert Marcuse 1934,

„[...] zusammengemischt aus den Farben der Wikingerzeit, der deutschen Mystik, der Renaissance und des preußischen Soldatentums: der heldische Mensch, gebunden an die Mächte des Blutes und der Erde, – der Mensch, der durch Himmel und Hölle geht, der sich fraglos ‚einsetzt‘ und opfert, nicht zu irgendeinem Zweck, sondern demütig gehorsam den dunklen Kräften, aus denen er lebt.“⁴²¹

Dieses Nationalgefühl der Deutschen⁴²² wurde schon im Ersten Weltkrieg – im Vergleich zu demjenigen der Engländer und Franzosen – am ehesten als „vom Griechentum durchtränkt“ angesehen.⁴²³ „Das Verhältnis zu der großen Kulturscheinung des klassischen Altertums“, hieß es, habe sich als „integrierender Teil [...] unseres [= deutschen] nationalen Erlebens und Schaffens [...] bewiesen.“⁴²⁴ Von Seiten der *Académie française* hatte solcher Inanspruchnahme des Humanismus gleich zu Beginn des Krieges der Philosoph und Humanist Étienne Émile Boutroux (1845–1921) mit dem Hinweis auf die Nationalphilosophie Fichtes widersprochen.⁴²⁵ 1933 läutete dann aber Werner Wilhelm Jaeger (1888–1961) mit dem ersten Band seiner „Paideia“ – nach dem Humanismus der Renais-

sance und Reformation und dem Neu-Humanismus der Goethe-Humboldt-Zeit⁴²⁶ – einen „Dritten Humanismus“ ein⁴²⁷, mit welchem er den humanistischen Erziehungsgedanken in der Politik verankerte und hierbei – dem klassischen Griechentum folgend – die enge Anbindung der Erziehung an die „Staatsgesinnung“ und an den jeweiligen Staat als „Quelle aller geltenden Lebensnormen für die Bürger betonte. „Der Wert des Menschen und seines Tuns“, so führte Jaeger aus, werde „im Griechentum ausschließlich an ihrem [= der Polis] Wohl und Wehe gemessen. [...] Mit gewaltiger Rücksichtslosigkeit“ setze sich „das Ganze der bürgerlichen Gemeinschaft [...] gegenüber den Individuen durch.“⁴²⁸ Daher sprach er im Vorwort vom Oktober 1933, dem Jahr der sog. Machtergreifung, vielsagend „vom Kampfe unserer Zeit um den Bestand unserer mehrtausendjährigen Kultur“ und von der „Wesenserkenntnis des griechischen Bildungsphänomens“ als „unentbehrlicher Grundlage auch für jedes gegenwärtige erzieherische Wissen und Wollen.“⁴²⁹ Gerade die Deutschen würden aktuell die „dauernden Werte der Antike“, ihren „maßgebenden Gehalt und ihre formende Macht“, die sich „immer nur als wirkende Kräfte im geschichtlichen Leben offenbaren“, an sich selbst erfahren.⁴³⁰ Bei Jaeger wurden auf diese Weise die Zeitereignisse zum hermeneutischen Zugang für das Verstehen des Griechentums. Er formulierte: „Unsere eigene geistige Bewegung zum Staate hin hat uns wieder die Augen geöffnet für die Tatsache, daß ein staatsfremder Geist dem Hellenen der besseren Zeit ebenso unbekannt war wie ein geistfremder Staat.“⁴³¹ Nicht von ungefähr geriet Jaeger nun auch in den Strudel von Begrifflichkeiten wie „Natur, Blut, Rasse, Boden und Volkstum“ hinein.⁴³² Selbst wenn hier bei Jaeger vielleicht auch ein naturphilosophischer Rückgriff vorliegt⁴³³, wirkten seine Metaphern 1933 doch verdächtig rassistisch. Schon den Erziehungsgedanken an sich fasste er als „naturhaft-organischen Sachverhalt“ auf⁴³⁴, als geistigen Ausläufer des „plastischen und zeugerischen Lebenswillens der Natur“, der „zur Erhaltung und Übertragung“ der eigenen „Artform“ „spontan jede lebendige Art in ihrer Form fortzupflanzen und zu erhalten strebt.“⁴³⁵ Jaeger sprach im Hinblick auf die griechische Jugenderziehung von „bewußter Züchtung“ und erwähnte, dass Platon sie mit der „Züchtung der edlen Hunderassen“ verglichen habe.⁴³⁶ Er propagierte überdies das „Nähegefühl rassistischer Verwandtschaft“ mit dem Griechentum, er redete vom „artverwandten Geist des griechischen Volkes“ und gebrauchte Formulierungen wie: „Entstehung eines bestimmten Bildes des höheren Menschen, zu dem die Auslese der Rasse emporgezüchtet wird.“⁴³⁷ Jaeger stellte außerdem, auf die griechischen Epen verweisend, das Vorbild des sich heroisch im Kampf für Volk und Staat aufopfernden Mannes als ein für den humanistischen Erziehungsgedanken höchstes Maß und Ziel heraus.⁴³⁸ Den nationalsozialistisch eingestellten Pädagogen an den Gymnasien mussten alle diese von Jaeger so kundig ausgebreiteten politischen und „naturhaft organischen Sachverhalte“ als Rechtfertigung ihres rassistisch orientierten Gesellschafts- und Erziehungsmodells erscheinen.⁴³⁹ Jaegers Paideia setzte sich der Gefahr aus, dass durch ihn der „Zauber Platons“⁴⁴⁰, „Platon's göttlicher Fittig“⁴⁴¹ für die Nazi-Ideologie ästhetizistisch ausgeplückt wurde. Hier liegt die *eigentliche* Berechtigung von Bruno Snells Bemerkung von 1962 zu Jaegers erstem Band der „Paideia“ von 1934: „So wurde es denn in der Zeit des beginnenden Nationalsozialismus besonders gefährlich.“⁴⁴² Es muss schließlich nachhaltig irritieren, dass Jaeger – seit 1936 als Emigrant in den USA lebend⁴⁴³, was ihm den Ruf als Widerständler eintrug⁴⁴⁴ – auch später noch, 1944, zeitgleich mit dem Höhepunkt des (wie Hitler in

einem Tischgespräch vortrug) biologischen „Ausmistungsprozesses“ in Ungarn⁴⁴⁵, dem platonischen „Züchtungs- und Paarungszauber“⁴⁴⁶, dem „Ideal des hellenischen Rassenadels“, dem „unerschütterlichen Glauben an das Blut“, „seiner Reinerhaltung als höchste Pflicht“, der „Rassenauslese und Erziehung der Besten“ im Griechentum so bedenkenlose Aufmerksamkeit widmete.⁴⁴⁷

Im „neudeutschen Humanismus“ als vierter Stufe, dessen Gründung Max Schlossarek in demselben Jahr 1933 für sich in Anspruch nahm⁴⁴⁸, rückte dann die Parole „Deutsch sein heißt alles“ als Hauptinhalt der humanistischen Erziehung ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Im Gefolge Alfred Rosenbergs⁴⁴⁹ nationalisierte Schlossarek „das Griechentum“ als arteigenes „Erbe innerhalb der Geschichte der *nordischen* Rasse, das uns [als Deutsche] mitgegeben worden ist“.⁴⁵⁰ Über Thesen zur „indogermanischen Sprachverwandtschaft“⁴⁵¹ und Völkerwanderungen⁴⁵² kristallisierte sich jetzt die gemeinsame rassische Wurzel als bedeutsamster und damit auch als tragender schulrelevanter Faktor heraus. Die „überzeitlichen Gedankenschöpfungen“ des Humanismus träten aufgrund der biologischen Artverwandtschaft der Deutschen mit den Griechen aktuell am reinsten im deutschen Volk zu Tage.⁴⁵³ Aus diesem Erbe leite sich der Auftrag und die Verpflichtung ab, den Humanismus, also die mit dem Griechentum gemeinsamen „Momente der nordischen Rasse“, worunter auch Schlossarek vor allem das „Heroische“ und die „nationalsozialistische Revolution“ als Ausdruck des „ganzen deutschen Lebens“ verstand⁴⁵⁴, an den deutschen Gymnasien „als schöpferische und zukunftstragende Kräfte“ zu lehren und zu fördern.⁴⁵⁵

Diese rassisch-völkische Hervorkehrung der Schulrelevanz diene allerdings nicht allein dazu, den Stellenwert des humanistischen Sprachunterrichts im Deutschland nach der Machtergreifung zu klären. Zugleich empfahl man sich dem Nationalsozialismus gegenüber damit, dass der humanistische Schulunterricht nun auch zur ästhetizistischen Rezeptionsvorgabe für die politischen Agitationsmittel der aggressiven NS-Ideologie gemacht werden konnte. Es galt nachzuweisen, dass der Humanismus keinen bloß geistigen, akademischen, bzw. ausschließlich im übernational Philologischen, Literarischen und Künstlerischen angesiedelten und daher vom nationalsozialistischen „Leben“ und „Staat“ abgelösten Eigenbereich darstellte⁴⁵⁶, sondern für die Stabilisierung des Nationalsozialismus ganz praktische, gesellschaftsrelevante, weil explizit politisch-völkische Gestaltungskräfte entbinden konnte. Aufschlussreich ist deswegen auch der Kontext der jetzt zu besprechenden Schlossarek'schen Vorführstunde: Sie gehört in den Zusammenhang der „Langemarck-Weihestunden“, die etwa ab 1933/1934 im gymnasialen Deutsch- und Geschichtsunterricht durchgeführt wurden.⁴⁵⁷ Anfang 1933 war gerade die erste Auflage des Buches von Wilhelm Ziegler „Versailles – die Geschichte eines mißglückten Friedens“ auf dem Buchmarkt erschienen, das mit einem ironisch abgewandelten Satz Émile Zolas zur Dreyfus-Affäre schloss: „*La revision est en marche, rien ne l'arrêtera!*“⁴⁵⁸ Nachdem seit 1928 an deutschen Gymnasien ein Langemarck-Gedenktag offiziell eingeführt worden war, erlebten die Jahre 1933–1934 einen Hype des Langemarck-Mythos, der inzwischen ins Völkische umgeschlagen war. Langemarck war zur Wiedergeburtstunde des völkischen Deutschland umfunktioniert worden.⁴⁵⁹ In diesen Jahren entstanden gleich mehrere Bühnenstücke zu Langemarck und wurden auf verschiedenen deutschen Bühnen uraufgeführt. Der Besuch dieser Stücke wurde allen deutschen Schulen emp-

fohlen.⁴⁶⁰ Da „der Jude“ als Urheber des Vertrags von Versailles galt⁴⁶¹, ist auch die antisemitische Spitze der „Langemarck-Stunden“ nicht zu verkennen.

* * * * *

Die von Max Schlossarek in der „Vorfürstunde“ behandelten Lektionen stammen aus dem von ihm schon 1929 mitherausgegebenen Lehrbuch „Schola Graeca“ – einem „Griechischen Unterrichtswerk“ für die Untertertia „auf sprachwissenschaftlicher sowie deutsch- und kulturgeschichtlicher Grundlage“. Schon dieser Untertitel zeigt die bereits in den 1920er Jahren für alle Schulfächer geforderte generelle Tendenz⁴⁶² dieses Lehrbuches an; und so finden sich über das ganze Buch verstreut Übungssätze und Übungsstücke, die mit dem Thema der rassischen Verwandtschaft zwischen Griechen und Deutschen zu tun haben – so etwa in den Lektionen 17 und 35. Im Vokabularium zur Lektion 17 werden die Lexeme το εθνος und το γένος unter „Rasse“ geführt⁴⁶³; το μέγεθος („Größe“) wird für verwandt mit „Michel“ und „Mecklenburg“ erklärt.⁴⁶⁴ Wir werfen einen kurzen Blick auch auf diese Lektionen: Die beiden ins Griechische zu übersetzenden, frei formulierten deutschen Vorlagen lauten:

„Durch Abstammung unserem Volke ähnlich, haben die edelsten der Griechen dieselbe Größe und Schönheit des Leibes (Plur.), dieselbe Kraft und den gleichen Mut. Ihre Schönheit wird von vielen Künstlern dargestellt. Die Höhe der Berge und die Weite des Meeres bewirkten Erhabenheit und Tiefe der Gedanken. Die Griechen unterschieden sich von der Masse der Nachbarn, die sie Barbaren nannten. [...] Wir fühlen uns (werden) zu den alten Griechen hingezogen nicht nur wegen der Schönheit ihrer Sprache, wegen ihrer Kunstwerke, und wegen ihrer Weisheit, sondern auch, weil wir [mit] ihnen verwandt sind. Erinnert doch vieles von dem, was uns schon Homer erzählt, an unsere Vorfahren.“⁴⁶⁵

Der in Lektion 17 befindliche griechische Übungstext „Über die Rasse der Germanen“ (Περὶ τοῦ τῶν Γερμανῶν ἐθνοῦς) lautet in deutscher Übersetzung, wobei hier die im beigefügten Vokabelverzeichnis die angegebenen Wortbedeutungen berücksichtigt sind:

„Von vielen Griechen wird unsere Rasse (ἐθνός) erwähnt. Alle aber bewundern die Sitten und die Größe und Stärke der Leiber. Daher wird der Ruhm d[ies]es Volkes / d[ies]er Rasse (γένος) überall besungen. Hinsichtlich der Schönheit übertrafen die Germanen viele Rassen (ἐθνῶν). Und am meisten hat der Römer Tacitus über die Sitten der Germanen geschrieben.⁴⁶⁶ Wenige Jahre zuvor hat Josephus⁴⁶⁷ über unsere Vorfahren gesagt: ‚Wer hat nicht von der Rasse (ἐθνός) der Germanen gehört? Denn Kraft und Größe der Leiber kennt ihr doch wohl, da die Römer überall die Kriegsgefangenen d[ies]er Rasse (ἐθνός) [bei sich] halten. Unermessliches Land bewohnen sie und besitzen starkes Durchhaltevermögen beim [Ertragen von] Schmerz, ungestümere Leidenschaften als die wildesten Tiere. Der Rhein bildet die Grenze [= Ausgangspunkt] ihrer Wanderung / Angriffs.‘“⁴⁶⁸

Der von Schlossarek in der „Monatsschrift für höhere Schulen“, Jg. 32, erschienene Bericht über eine von ihm am 28. Juni 1933 in der Untertertia III, 2 des Breslauer Matthiasgymna-

siums abgehaltene Griechischstunde⁴⁶⁹, bezieht sich auf die ideologisch vorformulierten, also – mit Ausnahme von Lektion 5G (Ende) – nicht auf historischen Vorlagetexten fußenden Übungsstücke 5G, 5D und 6G. Schlossarek macht aus diesen Vorgaben eine zeitgemäß staatskonforme und rassenfromme „Stunde der Erinnerung an den Versailler Vertrag“; wir folgen dem Bericht Schlossareks:

Nach Übersetzung des Übungsstücks 5G („Über die Thermopylenschlacht“)⁴⁷⁰ arbeiten die Schüler mithilfe von Suggestivfragen ihres Lehrers zunächst heraus, dass der Opfer- und Heldentod der 300 Spartaner nicht vergeblich gewesen sei, sondern den späteren Sieg der Griechen unter Alexander d. Gr. über ihren Erbfeind, die Perser, „mitvorbereitet“ habe. Das „Wesentliche und Bleibende“ an der Thermopylenschlacht sei gewesen, dass „ihr Geist noch heute fortlebe“, denn es heiße ja am Schluss des Übungsstückes: „Das berühmte Ende der Dreihundert aber wird auf Säulen und in Gesängen glücklich gepriesen (μακαρίζεται), und noch bis jetzt (και επι νυν) bestaunen wir (θαυμάζομεν) die Tugend der Lakedämonier.“ Die Niederlage der Griechen bei den Thermopylen erinnere an die Niederlage der Deutschen im Weltkrieg.⁴⁷¹ Aber auch diese Niederlage sei nicht vergeblich gewesen, denn bis heute lebe ja auch unter den Deutschen der mit dem Geist der Thermopylenschlacht vergleichbare „Geist des deutschen Frontkämpfers“ fort, der sich am klarsten im „Geist von Langemarck“ gezeigt habe. Die von der Schulbuchredaktion arrangierte Zusammenstellung von Sprüchen am Ende des Lesestückes 5G – „[Die] Schicksale fallen verschiedenartig aus“ (Τυχαι παντοιοι πιπτουσιν) / Eines Friedens Geschenk ist nicht immer die Gerechtigkeit (Ειρηνης δωρον ουκ αι η δικαιοσυνη – verwendet Schlossarek nun dazu, die Schüler den „Vertrag von Versailles“ als „ungerechten“ Schandvertrag interpretieren zu lassen: Während die Besiegten die Folgen des verlorenen Krieges tragen müssen, ernsten die Sieger die Früchte des Sieges. Schlossarek fragt: „Wie kann aber ein Frieden sein?“ Schüler: „Ungerecht. Es ist der ungerechteste und grausamste Frieden, der jemals einem tapferen Volke von seinen Feinden diktiert worden ist.“ – Es folgt die Übersetzung des Übungsstücks 5D („Alexanderschlacht“).⁴⁷² Der gehorsame, disziplinierte Kampfgeist der Griechen wird der Feigheit der Perser gegenübergestellt. Mit der Betrachtung der „Abbildung der Alexanderschlacht hinten im Buch“, insbesondere des (im Druck sehr klein geratenen) Alexanderkopfes⁴⁷³ rückt Schlossarek dann die von den einschlägigen Kunsthistorikern behauptete kulturmorphologisch-rassische „Verschlungenheit der griechischen Kunst mit dem deutschen Wesen“⁴⁷⁴ in den Vordergrund: Die Betrachtung ergibt, dass die „großen und scharfen Augen“ des Makedonenkönigs „unwillkürlich“ an die Augen Friedrichs den Großen „denken lassen“. Alexander der Große habe mit Friedrich dem Großen gemeinsam, dass beide „zu den größten Feldherrn der Welt“ gehörten. – Vom „Geist der Thermopylen“ und der offenbar artverwandten Hohenzollernnägigkeit⁴⁷⁵ Alexanders d.Gr., der „nordischen Führerpersönlichkeit im Altertum“ ausgehend⁴⁷⁶, geht das Unterrichtsgespräch nun über zu den modernen „nordischen Führerpersönlichkeiten“ Friedrichs d. Gr., Bismarcks, Hindenburgs und Hitlers: Hauptverdienst Friedrichs d.Gr. sei, Preußen groß gemacht, Bismarcks Hauptverdienst, das „zweite Deutsche Reich geschaffen“ zu haben. „Hindenburg und Hitler arbeiten heute an der Schaffung eines neuen, des Dritten Reiches“. Die Deutschen erhofften sich nun von „dieser Heldenarbeit“ die „Befreiung von den Fesseln des Versailler Schandvertrages“, wodurch Deutschland „Ehre und Freiheit auch nach außen“ wiedererlangen werde. – Gegen Schluss der Stunde

wendet sich der Unterricht der Lektion 6G („Über Tugenden und Schlechtigkeiten“)⁴⁷⁷ zu, in der die erarbeiteten Unterrichtsinhalte auf das Leben der Schüler angewendet werden. Der Lehrer klärt zuerst die Begriffe: „Tugend“ (αρετη) bedeute im Griechischen auch „Heldentat“, und „Schlechtigkeit“ (κακια) heiße auch „Frevel“. Auf Nachfrage bestätigen die Schüler noch einmal, dass der größte Frevel, der jemals an den Deutschen begangen wurde, worunter „die Welt überhaupt leide“, der „Schandvertrag von Versailles“ sei. An den zu Beginn herausgearbeiteten „bis heute fortlebenden Geist“ der Thermopylen und Langemarcks anknüpfend, werden von den Schülern danach als „Haupttugenden“ der Deutschen „Heldenmut, Ehre, Freiheit“ genannt. Hierauf werden die drei ersten Sätze des Übungsstücks 6G übersetzt. Der erste Satz lautet: „Es ziemt sich für die Jugend, die mannigfachen Tugenden sorgfältig zu pflegen (θεραπευειν).“ Daraus ergibt sich, dass es zu den Aufgaben „gerade der Jugend im Dritten Reiche“ gehöre, sich der humanistisch orientierten Tugendpflege „bei dem Kampfe gegen den Versailler Vertrag“ zu widmen. Der nächste Satz lautet: Auch „die Perser lehrten ihre Kinder nichts als die Wahrhaftigkeit (μονην την αληθειαν).“⁴⁷⁸ Daraus folge, dass, wenn schon die Erbfeinde der Griechen ihre Jugend zur „Wahrhaftigkeit, Wirklichkeit, Richtigkeit“ erzogen hätten, umso mehr die deutsche Jugend zur Wahrhaftigkeit gegenüber der Wirklichkeit des Versailler Vertrags als „Schandvertrag“ verpflichtet sei und also ihre Tugenden „Heldenmut, Ehre, Freiheit“ pflegen müsste. (Der Widerspruch, dass die sonst als artverwandte „Arier“ geltenden Perser⁴⁷⁹ eben noch als Feiglinge bezeichnet wurden, fällt hier nicht ins Gewicht). Mit dem dritten Satz: „Denn aus der Wahrheit (εκ της γαρ αληθειας) entstehen [alle] anderen Tugenden, zum Beispiel die Freiheit (ελευθερια)“ ist dann das angestrebte Lernziel der Griechischstunde erreicht. Der Lehrer (!) fasst zusammen „Jawohl! ‚Durch Wahrheit zur Freiheit‘ sei unsere Losung im Kampf gegen den Versailler Schandvertrag!“ – Damit mündet die Stunde in fast wörtlicher Übereinstimmung in denjenigen Satz ein, den Wilhelm Ziegler am Schluss des Vorwortes zu seinem oben genannten Buch „Versailles“ formuliert hatte: „Nur die Wahrheit kann Deutschland und die Welt endlich frei machen.“⁴⁸⁰

In der Literatur findet man nicht oft, dass ein Pädagoge sein agitatorisches, manipulatives Unterrichtsverfahren Schritt für Schritt derart ungeniert offenlegt⁴⁸¹ und ohne jede Scham vorführt, wie er selbst die in der „Schola Graeca“ als Interpretamente tendenziös ausgesuchten Literaturzitate⁴⁸² nationalisiert und für seine Rassenideologie ausbeutet. Die argumentativ als entscheidende Weichenstellung fungierende, absolut willkürliche Festlegung des pompejanischen Alexanderportraits auf das heroisch-nordische Rassenideal, als deren neuzeitlicher Repräsentant Friedrich der Große präsentiert wird, sollte übrigens kein Einzelfall bleiben; solche Entgleisungen gestatteten sich auch andere Humanisten wie Bernhard Schweitzer:

„Vergessen wir nicht die Jahrtausende, wenn wir uns plötzlich Auge in Auge mit griechischen Bildnissen finden? Den nach lebendigen Idealen geformten Zügen homerischer Helden? Dem Bilde Alexanders, dem Urbild des von weltweitem Tatendrang beseelten Jünglings? [...] Nicht erst die letzten Jahrhunderte haben diese Nähe zum Griechentum und seiner Kunst geschaffen. Sie ist mit dem Deutschen geboren. [...] Der Meister des herrlichen Reiters im Bamberger Dom hat in Frankreich gelernt und wohl auch römische Antiken gekannt. Und doch ist unter seinen Händen ein Werk entstanden, das in seinem strengen Bau, in seinen

großen Linien und in seiner adligen Art sein eigenes, unvergleichbares Wesen atmet. Wir empfinden es als eine der reinsten Blüten deutscher mittelalterlicher Kunst. [...] Man hat den Kopf des Reiters mit dem Bildnis Alexanders des Großen zusammengestellt.“⁴⁸³

Poschenrieder verwies in seiner Abhandlung „Humanistisches Gymnasium und Nationalsozialismus“ von 1933, in welcher er ebenfalls aus Hitlers „Mein Kampf“ zitierte, auf August Julius Langbehn⁴⁸⁴, dem aufgefallen sei, dass

„man unter allen Menschenrassen und Stämmen allein bei den Niederdeutschen jenen schlichten, gerade geschnittenen, ruhigblickenden männlichen Typ mit vollem Bart noch gattungsmäßig vertreten finde, welcher künstlerisch im Zeus des Phidias liegt.“ Poschenrieder fuhr fort: Sokrates zeigt allerdings nicht diesen Typ und vielleicht erscheint die Stellung des Sokrates dadurch in neuem Licht.“⁴⁸⁵

Was Schlossarek mit seiner „Griechischstunde“ zu demonstrieren beabsichtigte, hat er dann noch einmal in seiner Broschüre „Nationalsozialistische Revolution in der humanistischen Bildung“ (1933) ausführlich dargelegt.⁴⁸⁶ Es ging ihm darum zu zeigen, wie hilfreich humanistische Ideale, wenn man sie in ihrer „ganzen arisch-germanischen Tiefe“ erfasst⁴⁸⁷ gerade bei der politischen Gestaltung von Existenzfragen des Deutschen Reiches sein können. Hierfür rückte er die „Grundkräfte der deutschen Volksseele“ („Heroismus“ – der tyrtaiische Gesang wurde von Jaeger als „allgemeines Ich“ des Griechentums gewertet⁴⁸⁸ –, „Humanismus“ und Christentum⁴⁸⁹) als genuin griechisch-deutsche Rassemerkmale in den Vordergrund, um – wie es z. B. auch Kurt Hunger ausdrückte – im „neuen Deutschland, das sich auf das große Erlebnis des Kriegs gründet“, den „deutsch-völkischen Menschen aktivistisch-heroischer Prägung“ als authentische Verwirklichung des Humanismus zu formen.⁴⁹⁰ Der NS-Pädagogik kam es hierbei – wie bei jeder Ideologie grundsätzlich – nicht nur auf kognitive Vermittlung, sondern auf existentielles, fanatisches Mittragen ihres Gedankenguts an. Die im Unterricht hergestellte Superposition von Rassemerkmalen (identisches Blut) und nationalgeschichtlichen Ereignissen (Thermopylenschlacht / Langemarck, Versailles) sollte den Schülern eine über die Jahrtausende hin wirksame Interaktion zwischen demselben rassisch-blutmäßig begründeten heroischen Humanismus⁴⁹¹ von einst und jetzt suggerieren. Somit bestand das Lernziel Schlossareks weniger in der Übung des Griechischen selbst als darin, den Untertertianern am Ende dieser Unterrichtsstunde das Gefühl zu geben, dass bei ihrem Protest gegen Versailles das heroische Blut der Thermopylen und Langemarck in ihren eigenen Adern rausche. 1930 hatte Werner Best (1903–1989) in einem Aufsatz sogar die These aufgestellt, dass das Blut von Unterworfenen auch dann noch „den Kampf fortführe“, wenn das „Bewusstsein ihn aufgegeben“ habe.⁴⁹² Die an den Schulen 1933 aufgeführten Langemarck-Stücke beruhten auf eben derselben Blut-Hermeneutik. Insbesondere in Heinrich Zerkauens (1892–1954) 1933 entstandenem Stück „Jugend von Langemarck“ (Zweiter Akt, Notquartier in einem flandrischen Dorf) kam dieses völkische Leitthema deutlich zum Ausdruck:

„Ja, Brüder – es rauscht in uns. In mir und in Dir, und in Dir (*immer mehr sich steigernd*) in uns allen – allen. Das Blut der Väter rauscht in uns von Jahrhunderten her. Alle, die sie ihr

Leben ließen für die Heimerde, die von Fehrbellin, die von Roßbach, von Leuthen, Jena, die von Sedan – bei uns sind sie – *in* uns! Ihr Vermächtnis, das Geheimnis ihres Blutes, das liegt wie ein Anker in uns, wir wußten es nur nicht. Aber jetzt, da unserer Erde ein Unrecht geschieht, da unsere Fahnen wehen im Wind, da die Trommel geht an unseren Grenzen – da zerzt er auf einmal, der Anker. Das Blut der Väter, ihr Wille, ihr Sterben um die Ehre und die Freiheit Deutschlands – das alles *rauscht* in uns. Kinder, da *müssen* wir doch mit! Da müssen wir doch stürmen. Und wenn es in die Hölle geht, Kinder. Und wenn wir in Fetzen ankommen. Aber ankommen – ankommen werden wir! (*Ekstatisch*) Schon, damit es einst in denen wieder rauscht, die nach uns kommen. *Wir* werden dann rauschen – in ihnen! Über Jahrhunderte hinweg – aus der Unendlichkeit rauschen *wir* in *ihrem* Blut.“⁴⁹³

Schon in seinem Essay von 1924 „Der ‚Untergang‘ des Theaters“ warnte Robert Musil vor dem Geist des „von Blut gezeugten Wissens“.⁴⁹⁴ „*True Germans*“, zitierte der sich 1932–1933 in Berlin aufhaltende US-amerikanische Journalist Edgar Ansel Mowrer (1892–1977) eine offenbar geläufige Redensart, „*think with their blood*“.⁴⁹⁵ In Verlautbarungen des deutschen Neuheidentums propagierte man sogar das Dogma, dass die „Stimme des Göttlichen im Blut zu vernehmen“ sei; der Glaube werde „aus dem Blut geboren“.⁴⁹⁶ Mit der Formulierung „Aus den Ursäften des Blutes steigt es plötzlich ins Bewußtsein auf“, brachte dann 1936 Hermann Eduard Pongs (1889–1979) in der Zeitschrift „Das Innere Reich“ den Rassenwahn des Nationalsozialismus auf eine einprägsame „organische“ Formel.⁴⁹⁷ Pate stand für diese Formel Pongs ein Gedicht Gerhard Schumanns (1911–1995), dessen zweite Strophe lautet:

„Da wurde Strömung alten Blutes wach,
Die in den dunklen Schächten schlief und schwieg,
Erschauerte und wuchs und schwoll und stieg,
Fuhr durch die Adern hin, ein Flammenbach.“⁴⁹⁸

Für den gymnasialen Unterricht in den klassischen Sprachen bedeutete solches „Blutlied“⁴⁹⁹ im Ergebnis, dass die griechisch-römische Kultur sich nicht mehr selbst, sondern ihre völkisch-rassische Verleiblichung im „deutschen“ Wesen meinte: also im deutschen Blut „rausche“. Der griechische Jüngling sollte, so Rudolf G. Binding nach der Olympiade von 1936 in Berlin, vor dem deutschen „in den Schatten treten“.⁵⁰⁰ In dieser Weise überlagerte und verformte die nationalsozialistische Priorisierung der Rassen- und Volkstumskunde den Eigengehalt auch aller übrigen gymnasialen Unterrichtsdisziplinen. Ihre ideologische Vereinnahmung sorgte an den Gymnasien nach Kräften dafür, dass alles, was sich bis dato an geschichtlicher Leistung und Vorbildlichkeit des universalen Humanismus aufbieten ließ, in der ideologischen Einfärbung des nationalsozialistischen Rassenwahns untergehen sollte.

VI – Ellen Richters Tagebuch und die „Kriegsgedichte 1914“

1) Das „Sumsbuch“

Wir kehren wieder nach Potsdam und ins Jahr 1914 zurück, in das Kaiserin Augusta-Stift, Ecke Albrecht-/Mirbach-Straße, wo Ellen Richter auf den Seiten einer in schwarze Pappendeckel eingebundenen, fadengehefteten Kladde im Oktavformat ihre Erinnerungen festhält. Ihr Tagebuch, „Sumsbuch“ genannt, besteht aus sechs Papierlagen von jeweils 5 unlinierten Doppelblättern ($6 \times 5 \times 4 = 120$ Seiten). Eingelegt sind vorne (S. 1–20) und weiter hinten zusätzlich je eine Papierlage von 5 liniierten Doppelblättern ($2 \times 5 \times 4 = 40$ Seiten). Aus der dritten Papierlage hat Ellen Richter irgendwann ein Doppelblatt von 4 Seiten herausgerissen. Von den insgesamt 156 Seiten beschreibt oder beklebt sie 115 mit Postkarten, Photos und anderen Dokumenten wie Zeugnissen, Abrechnungen, Quittungen, Konzertprogrammen und Zeitungsausschnitten. 41 Seiten bleiben leer (S. 1.18–20.74–76.79–96.115–116.143–156). Die Seite 66 hat sie mit einem zusätzlichen Papier überklebt, um den Photos auf Seite 65 stärkeren Halt zu geben. Gegenüber dem Konfirmandenheft fällt ihre Sütterlinschrift weniger sorgsam aus, bleibt jedoch durchweg leserlich. Zwischen den Seiten 62 und 63 verwahrt sie einen Sonderdruck der Gedächtnisrede Pfarrer Theodor Krummachers vom 1. Dezember 1914 zum Tode des „Ersten Kurators des Kaiserin Augusta-Stifts, Seiner Exzellenz des Generals der Infanterie von Seebeck“. Offenbar hat Ellen Richter die weißhaarige „Exzellenz“ mit dem mächtigen Bart in ihr Herz geschlossen, nachdem sie auf seinem 80. Geburtstag am 18. April 1914 vormittags zusammen mit „Wanda“ und „Echen“ zugegen gewesen war.¹

2) Schülerische Opposition in der Nähe zum Kaiserhof? – Das „Sumsbuch“ und sein Inhalt

Wir wissen nicht, wie Ellen Richter, damals 15 Jahre alt, den Kriegsausbruch erlebte. Sie hielt sich zu diesem Zeitpunkt vermutlich noch an einem Ferienort oder schon in ihrem Elternhaus in Neuwed auf, weshalb sich in ihrem Stiftstagebuch und in ihren Briefen nach Hause keine Notiz zum Kriegsausbruch findet. Hören wir daher, was Margarete Buber-Neumann, geb. Thüring (1901–1989), die zu diesem Zeitpunkt 12 Jahre alt war, in ihren Erinnerungen „Von Potsdam nach Moskau“ (1957) schrieb, wie sie den Tag des Kriegsausbruchs erlebte und was in ihr vorging:

„Von jenseits der Grenze, von Böhmen herüber, hörten wir die aufgeregten Glocken bis in das kleine oberfränkische Dorf, wo wir im Jahre 1914, wie in allen anderen Sommern meiner Kindheit, die Ferien verbrachten. Diese Glocken verkündeten den Ausbruch des Krieges, ihr Klang beendete eine lange Friedenszeit. Krieg! Für mich, die Zwölfjährige, war es nur ein Wort, nur ein Lieblingsthema des Geschichtsunterrichts. Ich begriff nicht, daß Krieg etwas Gegenwärtiges sein konnte, etwas, das die Welt, in der ich lebte, zu beherrschen und

zu vernichten drohte. Ich begriff auch die tränenüberströmten Gesichter der Bauersfrauen nicht. Ich fragte: ‚Werden denn heute in einem Krieg noch Menschen getötet? Das kann doch nicht möglich sein!‘ Die traurige Stimme meiner Mutter belehrte mich eines anderen. Ich sah, daß sie litt, und mit dem Instinkt eines Kindes verstand ich plötzlich, und mit diesem Verstehen begann ich selber eine dumpfe, schmerzliche Furcht zu empfinden. Krieg mußte etwas Schreckliches sein, auch jetzt noch, in dieser klaren Welt meiner Kindheit, die ich bis dahin so gut zu kennen geglaubt hatte. [...] Zwanzig Stunden dauerte die Heimfahrt. An uns vorüber rollten unablässig die Züge mit singenden Soldaten. Es war, als ob sie alle nur ein einziges Lied gelernt hätten: ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall!‘ Die Leute in unserem Abteil schienen von einem seltsamen Tummel erfaßt. Aus allen Fenstern des Zuges schrien aufgeregte Stimmen den singenden Soldaten Antwort, Abschiedsgrüße, Glückwünsche zu. Ich sah das bedrückte Gesicht meiner Mutter, und zum erstenmal, wenn ich es auch nicht hätte ausdrücken können, ergriff mich ein Schauer vor dem nationalistischen Rausch. Als wir erschöpft in Potsdam ankamen, verkündeten die Extrablätter: ‚Die ersten russischen Verluste! Die ersten russischen Verluste!‘⁴²

Ellen Richter kam infolge der allgemeinen Mobilmachung und der Beschlagnahme der Eisenbahnzüge durch die Militärverwaltung erst ca. drei Wochen später wieder nach Potsdam zurück. Ein geregelter Schulbetrieb scheint aufgrund dieser Kriegsumstände und der Truppentransporte an die West- und Ostfront erst wieder gegen Mitte/Ende August aufgenommen worden zu sein. So setzte sich ihr Konfirmandenunterricht mit einer den Stoff nachholenden Doppelstunde erst wieder am 25. August fort.

In seiner Autobiographie schildert Krummacher, wie er den Kriegsausbruch erlebte, wie die Fahrt „im sommerheißen Wirrwarr der verstopften Bahnhöfe“ und im „Gebrodel einer aufgewühlten, in Angst und Begeisterung gerissenen Menschheit“⁴³ verlief:

Er habe sich, so schreibt er, aufgrund beunruhigender Nachrichten mit seiner Familie – in einer „unübersehbaren Menge“ von aufgeschreckten Kurgästen – schon am 31. Juli 1914 von St. Moritz aus per Bahn, deren endlose Waggonkolonnen von mehreren Berglokomotiven gezogen werden mussten, zur Rückreise nach Berlin aufgemacht. Als er durch immer größere Verspätungen verursacht schließlich am Hauptbahnhof in München eingetroffen sei, habe er von der Mobilmachung und der Kriegserklärung Deutschlands an das Russische Reich gehört. Die ersten Soldaten seien bereits verladen worden, die Militärverwaltung habe „für längere Zeit“ alle Züge für die Truppentransporte beschlagnahmt. Nur durch eine „Gebets-erhöhung“ sei es ihm möglich gewesen, noch einen Platz in dem allerletzten freien Zug nach Berlin zu bekommen.⁴⁴ Krummacher selbst beschreibt seine Stimmung als von jedem Kriegsjubel weit entfernt. Er habe seinen fünf kleinen Kindern beim Abschied von Celerina, nahe bei St. Moritz gesagt: „Prägt euch das Bild ein für euer ganzes Leben, denn das sehen wir nicht wieder! Wenn auch der Krieg für Deutschland glücklich verlaufen sollte, dann sind wir doch ein so armes Volk geworden, daß wir nicht mehr in die Schweiz reisen können.“⁴⁵

Schon ein paar Jahre älter als damals Margarete Thüning, wird auch Ellen Richter bei Kriegsausbruch ein Schauer ergriffen haben. Und ebenso sie erwies sich – trotz ihres jugendlichen Alters, ihrer unmittelbaren Nähe zu Preußens Gloria im Neuen Palais, trotz der durch das Stift institutionalisierten Kontakte zum Kaiserhof – der hauptstädtischen Kriegseuphorie der ersten Kriegsmomente gegenüber als zurückhaltend, wie ihr Tagebuch

erkennen lässt. Dort befinden sich in einer „Kriegsgedichte 1914“ genannten Anthologie (S. 103–114) drei Gedichte, die sich von der damals weit verbreiteten kriegsverherrlichenden Frauenliteratur⁶ deutlich abheben.

Die Tatsache, dass Ellen Richter überhaupt ein Tagebuch anlegte, geschah vermutlich nicht zufällig. Robert Musil hatte im Februar 1902 das Tagebuch noch abschätzig ein „Zeichen der Zeit“ genannt, nämlich „die bequemste, zuchtloseste Form“ der Schriftstellerei.⁷ In Zeiten ideologischer Meinungsbeeinflussung und entprivatisierter Gesellschaft wurde das am Ende des 19. Jahrhunderts zur Literaturform gewandelte „*journal intime*“ zum Refugium.⁸ 2009 entdeckte man in einem mittelalterlichen Château in Picomtal/Hautes Alpes, ein Tagebuch tabulosen Inhalts von etwa 4000 Wörtern wieder, das ein Schreiner namens Joachim Martin (1842–1897), während er von 1880 bis 1881 das Schlossparkett renovierte, auf die Unterseite von 72 Fußbodenhölzern gekritzelt hatte.⁹ Kindertagebücher, eigentlich Kindertagebuch-Romane gab es schon im 18. Jahrhundert; sie gaben Muster, Entwürfe und Denkanstöße für die eigene subjektive Selbstformulierung des Kindes vor. Unter den Burgbrohler Kinderbüchern befand sich 1983 auch ein Exemplar des jahrzehntelang immer neu aufgelegten „Tagebuchs dreier Kinder – 52 Sonntage“ von Anna Stein (= Margarethe Wulff) in der 32. Auflage von 1894, das nach dem Eintrag innen auf dem Buchdeckel am 25. Februar 1911 ins Haus gelangt war.¹⁰

Ellen Richters Tagebuch aus dem Kaiserin Augusta-Stift trägt freilich schon deswegen einen „schulamtlichen“ Charakter, da es pünktlich mit Unterrichtsbeginn Anfang April 1913 einsetzt und auf den ersten Seiten die vollständigen Listen ihrer Mitschülerinnen enthält, in die sich dort – einschließlich ihrer Person selbst¹¹ – alle handschriftlich einzutragen hatten. Dazu kam eine Namenliste aller Lehrkräfte des Kaiserin Augusta-Stifts.¹² Zu dokumentieren waren auch die Zeugnisergebnisse und die genauen Angaben ihres Leistungsstandes innerhalb ihrer Klasse.¹³ Es ist daher davon auszugehen, dass die Führung ihres Tagebuchs zunächst auf Maßgabe der Stiftsleitung beruhte. Ab 1914, nach Kriegsausbruch, trat dann eine wesentliche Direktive hinzu: das Führen eines Tagebuchs gehörte nun zum Konzept des Deutschunterrichts – vor allem an staatlichen Schulen. Hier mag die preußische Tradition des „Feldkalenders“ aus den Freiheitskriegen mitgespielt haben, nach welcher den Soldaten nahegelegt wurde, „die wichtigsten Ereignisse des Feldlebens aufzuzeichnen.“¹⁴ Die Schüler wurden nach diesem preußischen Vorbild verpflichtet, ein „Kriegstagebuch“ zu führen. In diesem „Kriegstagebuch“ sollten alle die wichtigen Kriegereignisse der „historischen Epoche“, der „großen, eisernen Zeit“ festgehalten werden, die man im Geschichtsunterricht behandelt hatte, dazu auch Texte aktueller „Kriegslyrik“, die im Deutschunterricht durchgenommen worden waren.¹⁵ Es spricht nichts dagegen anzunehmen, dass man auch im Kaiserin Augusta-Stift nach diesem Regelkonzept verfuhr und dafür beim Jahrgang 1913/1914 auf die bereits angelegten „schulamtlichen“ Tagebücher zurückgriff.

Vor diesem Hintergrund fallen nun drei Dinge auf:

Erstens: Wenn in den Stundenprotokollen des Konfirmandenunterrichts keinerlei Kriegereignisse erwähnt werden, so hatte das damit zu tun, dass, wie wir schon oben gesehen haben, Krummacher sich strikt auf den katechetischen Lehrstoff konzentrierte, wovon er nur ganz vereinzelt, jedoch bibelbezogen abwich – wie etwa auch im Fall des Vorwurfs

gegen Ernst Freiherr von Mirbach wegen der zu aufwendigen Ausstattung neuerrichteter Kirchen (6. Konfirmandenstunde, zu Matth. 26, 16)¹⁶ oder des Theaterstücks „Johannes der Täufer“ von Hermann Sudermann (38. Konfirmandenstunde, zu Matth. 3, 13–17).¹⁷ Wenn aber Kriegsnachrichten im Tagebuch, das ja zugleich „Kriegstagebuch“ sein sollte, nicht festgehalten wurden, so lag das an Ellen Richter selbst. Im Geschichtsunterricht waren die wichtigsten Kriegsereignisse, zumal militärische Erfolge, gewiss zur Sprache gekommen. Gelegenheit zu Einträgen – wie gerade die siegreichen Tannenberg- und Masuren-Schlachten Hindenburgs – hätte es reichlich gegeben. Obwohl Ellen Richter durch ihre Freundin Annemarie Conze enge, „familiär“ zu nennende Verbindungen nach Conzenau in Südposen¹⁸ unterhielt, unterblieb hier jeder „Kriegseintrag“; die Anfangs-siege im Osten, sowie die Leiden der dortigen Bevölkerung kommen dagegen in ihren Briefen nach Hause zur Sprache:

„Gestern kam Excellenz von Seebeck zu uns [in] die Stunde und erklärte uns die Kriegslage. Außer den 5 russischen Armeekorps, die wir geschlagen haben, sollen noch 9 andere vor Königsberg liegen. Einige der Stiftskinder, Goltzens, Perbandts und Platens, haben ihre Eltern da oben und können nun gar keine Nachricht von ihnen bekommen.“¹⁹

Zweitens: Ellen Richter hat wohl nicht ohne Absicht ihr Tagebuch rheinisch-mundartlich „Sumsbuch“ (= „Geschwätz, Palaver, Heckmeck, Schnickschnack, Unsinn“) genannt und nach Kriegsausbruch an dieser leicht „aufmüpfigen“ Bezeichnung festgehalten. Ihre Tagebuchführung behielt Aspekte des „*journal intime*“ bei. Falls tatsächlich auch am Kaiserin Augusta-Stift – wie an gleichartigen Einrichtungen üblich gewesen – Wert darauf gelegt worden sein sollte, dass die Zöglinge ein „Kriegstagebuch“ führten, würde nach Kriegs-ausbruch die Bezeichnung „Sumsbuch“²⁰ und das völlige Fehlen von „Siegesdepeschen“ ins Oppositionelle hineingespielt haben. Dieser Eindruck gewissen Dissidententums verstärkt sich, wenn man die in ihr Tagebuch ganz auf den hinteren Seiten etwas verschämt eingetragene, schon erwähnte Anthologie „Kriegsgedichte 1914“²¹ näher betrachtet. In das Kriegstagebuch waren nicht nur Siegesmeldungen, sondern – wie schon oben angemerkt – auch Gedichte aus der Zeit der Freiheitskriege sowie Erzeugnisse der üppig wuchernen Konjunkturpoesie zum Krieg hineinzuschreiben, die im Deutschunterricht Thema gewesen waren. Von Letzterem findet sich im Tagebuch vergleichsweise wenig wieder. Es mischen sich kriegsaffirmative mit leise kriegskritischen Gedichten, denen wir uns im Folgenden zuwenden. In den Briefen an ihre Eltern äußert sich Ellen Richter mehrfach reserviert zum Krieg; sie berichtet immer wieder von ihren zufälligen Begegnungen mit Verwundeten. So etwa schon in einem Brief vom 24. August 1914, als die hauptstädtische Kriegseuphorie noch ungebrochen schien:

„Nebenan von uns [im Abteil] saßen 5 verwundete Offiziere. Einer war ein Leutnant Arnim von den Pasewalker Kürassieren. Ihm war der Musikantenknochen am Ellbogen fortgeschossen und dadurch die ganze Hand lahm. Väti war noch dabei, wie er mich bat, ihm das Fenster zu öffnen. Dann war noch ein Graf Bülow drin, der einen Armen- [!] und einen Beinschuß hatte[,] und noch 2 andere junge Kerle. Im andern Abteil saß ein Offizier[,] der einen Knieschuß durch beide Beine hatte, er zuckte bei jedem Stoß der Bahn zusammen.

Väti sah ihn auch, als er rauf geführt wurde. Weißt du, wenn man noch so sehr für den Krieg begeistert ist, wenn man mal ein paar Verwundete sieht, dann verfliegt ein großer Teil davon. [...] In Braunschweig stieg ich aus und kaufte mir eine Tasse Kaffee. Da sah ich, wie der Offizier mit d[en] durchschossenen Knien am Fenster saß und doch nicht rüber kommen konnte[,] und so kaufte ich noch eine Tasse Kaffee und gab sie ihm. Er nahm sie auch gleich an und dachte sicher, ich wäre jemand vom Roten Kreuz.“²²

3) Ein Doppelpunkt verändert[e] alles – Die „Kriegsgedichte 1914“ in Ellen Richters Tagebuch

a) Die Schwurhand des Kaisers auf dem Altar der Pfingstkirche, gedichtet „Von einem, d. ins Feld gezogen“

„In der Friedenskirche zu Potsdam steht
Der deutsche Kaiser in stillem Gebet,
Er denkt seines Vaters, des Siegers von Wörth,
des Großvaters, den er so hoch verehrt.
Denkt an die Schlacht bei Gravelotte
Und an sein Heer, seine Flotte.

Mich treibt, o Vater, nicht Ruhmsucht u. Ehr
Durch Kriege zu glänzen war nie mein Begehrt.
Ich trachtet['] auf friedlichen Wegen
Nach deinem Göttlichen Segen.
Der Russe schnaubt und der Welsche droht.
Auch England brächte uns gerne den Tod[.]

Mein deutsches, mein heiliges Vaterland!
Auf den Altar hier leg' ich die Kaiserhand,
Und schwöre: Nichts soll mir d. Glauben
an deine Herrlichkeit rauben.
Wir fehlten und irrten. Du strafst uns mit Krieg[,]
Vergib uns und schenke uns Ehre und Sieg!

Ein leises Grüßen den Kaiser umweht,
ein sanftes Tönen, der Herrscher geht:
Er schreitet dahin mit erhobenem Haupt.
,Der Feind hätt uns gern unsere Lorbeern geraubt.
Wir stehen zusammen, mein Volk u. ich[,]
Die Brüder helfen uns ritterlich.
Wir wollen getrost unsere Seelen
Dem Lenker der Schlachten befehlen.“²³

Dieses Gedicht wird von einem „ins Feld gezogenen“ Mitglied der Potsdamer Pfingstkirchen-Gemeinde stammen und im Schulunterricht allen Zöglingen des Kaiserin Augusta-Stiftes ins „Kriegstagebuch“ diktiert worden sein. Es ist – neben dem „Haß-

gesang gegen England“ (s. u.) – übrigens das einzige Gedicht der Anthologie „Kriegsgedichte 1914“, das nicht aus einer Frauenperspektive heraus verfasst wurde.

b) Ein Doppelpunkt verändert[e] alles: „Einem Gefallenen“

„Junge, mein Junge, wie kurz ist's her,
daß wir zusammensaßen:
Juli wars; und von Sonne schwer
flimmerten Straßburgs²⁴ Straßen.

Herrlich wie du so rank u. so schlang [!] /¹⁰⁶
Und mit klingenden Worten
Uns erzähltest, daß – Gott sei Dank [–]
Du ein Leutnant geworden.

Leutnant – potz Blitz – das war schon was
Auf der strategischen Leiter.
Und wir hoben das Rotweinglas:
„Vorwärts, mein Junge, so weiter.[“]

Heute? Ich presse aufs Herz die Hand,
Bringt die Post mir die Kunde,
daß dir drüben in Feindesland
Wurde die Todesstunde.

Bei Verdun – wer weiß[,] wo im Feld [–]
Betteten sie dich nieder[,]
Während die Schlacht dir, mein tapferer Held,
Sang die Totenlieder.

Junge, mein Junge, so geht es halt jetzt[.]
Keiner darf zittern und zagen[.] /¹⁰⁷
Weiß ja, du hättest dir selbst zuletzt
Noch verboten das Klagen.

Vorwärts, heißt es. Auch über dein Grab
Müssen wir singend schreiten[.]
Was ich an Liebe für dich hab'[.]
Bleibt dir für alle Zeiten.“²⁵ –

Dieses zweite Gedicht, das zum Genre der „Gedenktafeln“ gehört²⁶, ist ein kriegskritisches Gedicht. Es ist namentlich nicht gezeichnet, enthält aber biographische Züge, die nicht auf Ellen Richter zurückgehen. Die Zeilen 3–4 erinnern zunächst an den „Traumsommer“ vom Juli 1914, der dann auch so genannt wurde: es habe eine „warme Phase“ gegeben, die „deutschlandweit“ um den 8. Juli 1914 begonnen hatte und etwa bis zum 23. Juli anhielt;

„das Wort vom ‚Traumsommer‘ hatte also für diese Tage seine erste meteorologische Berechtigung.“²⁷ Das landläufige Bild, das man sich vom sprichwörtlichen „Traumsommer“ macht²⁸, kippt dann aber rasch ins Gegenteil um. Denn in den Zeilen 6–8 wird der Topos sommerlicher Harmonie und Sorglosigkeit verlassen; jemand erzählt seinen Eltern unter der bedrohlichen „schweren Sonne“ eines Julitages im Jahr 1914 in Straßburg, dass er – „Gott sei Dank“ – zum Leutnant befördert worden sei. „Schwere Sonne“ und „Gott sei Dank“ stehen somit in einem ironisch-hintergründigen Widerspruchsverhältnis, das die konventionelle Erzählschablone gleich in den beiden ersten Strophen aufhebt und sich auf das ganze Gedicht auswirkt.²⁹

Das Gedicht erregt Aufmerksamkeit durch seine bedeutsame Wortkunst wechselseitiger terminologischer Bezüge. Inhaltlich ist der gesamte Text von einem grauenhaften „Vorwärts“ beherrscht: zunächst durch den raschen Stimmungsumschwung von Stolz und Feierstimmung zu der kurz darauf erfolgenden Verzweiflung und Trauer, dem das zweimal gebrauchte Wort „*vorwärts*“ entspricht: sowohl bei der Beförderung zum Leutnant („Vorwärts, mein Junge, so weiter“) als auch dem „*Vorwärts*“-Schreiten-Müssen über sein Grab. Der onomatopoeische Ausdruck „*potz-Blitz*“ und das *Rot-Wein-Glas* in der Feierstunde nehmen symbolhaft das Verduner Schlachtfeld mit seinen *feuerspeienden* Geschützen, seinem geflossenen Blut, aber auch die *rot-geweinten Tränen* der Hinterbliebenen vorweg. Der „strategischen Leiter“ des *Aufstiegs* zum „das-war-schon was“-Leutnant entspricht außerdem das ins tragische Gegenteil umkippende „*Niederbetten*“ seines *vergänglichen* Lebens im „wer-weiß-wo“-Niemandland. Die einzige Brücke, die noch über das kurz-Hintereinander von einst und „heute“ hinwegführt, ist das Gespräch mit dem Gefallenen selbst, das sich über die Vertauschung seiner einst so „*klingenden Worte*“ in die jetzt *klanglose* Nachricht des Todesbriefes hinwegsetzt: Die von der Unglücksnachricht heimgesuchten Hinterbliebenen setzen das im Anfang wiedergegebene Gespräch mit dem Gefallenen in einer Weise fort, als säße er direkt vor ihnen.

Schon bis hierher stellt das Gedicht eine bemerkenswerte Leistung dar – sowohl in den doppelbödigen Wortbezügen als auch in seiner Imaginationskraft. Man könnte sich mit dieser Anerkennung als Antikriegsgedicht zufriedengeben, wenn da nicht noch etwas wäre, das zu noch ernsterem Nachdenken Anlass gäbe. Das Gedicht ist von dem schon oben genannten „grauenhaften Vorwärts“ geprägt, so dass man sich fragt, ob es nicht irgendwo auch ein „Halt“ gibt. Ist es die „für alle Zeiten“ *bleibende* Liebe, die das Gedicht beschließt? Das ist durchaus möglich, zumal von diesem „Bleiben“ der Liebe (1. Kor. 13, 13) auch ganz am Ende, wo das Gedicht selbst „anhält“, die Rede ist. Trotzdem erfordert die Tatsache erhöhte Aufmerksamkeit, dass das Wort „*halt*“ in der ersten Zeile der vorletzten Strophe auftaucht: „so-geht-es-*halt*-jetzt.“ Bei der durchweg kunstvollen Binnen-Bezogenheit des Gedichts wird das kein Zufall sein, dass an einer Stelle dem „Vorwärts“ gegenüber das Wort „Halt“ gerufen wird. So wird gerade diese Zeile zum Höhepunkt des Gedichtes, indem sie sich als eine doppelsinnige Redensart der Heimatbevölkerung erweist. Diese gebietet in der Verborgenheit eines Wort-Vexierspiels, womöglich einem Berliner Sprachwitz³⁰ folgend, dem *Vorwärts* des Krieges „*Einhalt*“. Dies kommt freilich nur in einer klandestinen Neubetonung des Satzes zum Ausdruck, in der Sinnverschiebung von dem scheinbar resignierenden „Junge, mein Junge, so-geht-es-*halt*-jetzt“ in die widerständige Synkope „Junge, mein Junge, *so geht es: halt jetzt!*“ hinein. Ellen Rich-

ter setzt auf Seite 106 (vorletzte Zeile) hinter das Wort „es“ zwar keinen graphisch deutlich zu erkennenden Doppelpunkt, kein „Distinctionszeichen“, von denen Schiller in den „Xenien“ behauptet hatte, dass durch sie aus unbedeutenden „Gedichtgen“ bedeutende werden könnten³¹; doch erfordert die oben festgestellte Wortkunst des Gedichtes, durch ins grausige Gegenteil umschlagende terminologische Bezüge zu einer kriegskritischen Aussage zu gelangen, hier kaum eine graphisch sichtbare „Distinction“, die die Redensart „so geht es halt jetzt“ synkopisch unterteilt. Der feinsinnige Begriffsaufbau des Gedichtes erfordert es gerade, dass ein ausdrücklich gesetzter Doppelpunkt hier überflüssig wird. Dem „Vorwärts“ sowohl bei der Beförderung zum Leutnant als auch dem „Vorwärts“-Schreiten-Müssen über die Gräber entspricht das „Halt“ auch so. Daher ist hier ein gedankliches „Distinctionszeichen“ zu setzen, mit dem die unbedeutende Phrase „so geht es halt jetzt“ in den hochbedeutsamen, zugleich klandestinen Protestruf „So geht es: Halt jetzt!“ umkippt. Lassen wir diese überraschende Wendung des Gedichts einmal gelten: „Nein!“, so scheint diese vorletzte Zeile auf Seite 106 des „Sumsbuches“ auszuruhen: im Trott der folgenden Verse darf es nicht so weitergehen. Das unaufhaltsame „Vorwärts-Schreiten-Müssen“, das „Weiter-So“ marschierender Kolonnen auch über Gräber hinweg, das Verbot des Klagens, Zitterns und Zagens, das den Müttern auferlegt wird, das „Singen“, mit dem sie gleichsam in den nicht enden wollenden *cantus firmus* des Geschützdonners zu Verdun mit einstimmen sollen, muss ein Ende haben, muss ein „Halt!“ erfahren. Es muss anders „vorwärtsgehen“, nämlich: SO geht es – Atempause, gedanklicher „Doppelpunkt“: – HALT jetzt!

Alle diese Beobachtungen lassen fragen, wie dieses Gedicht in Ellen Richters Tagebuch hineinkam. Wurde es im Deutschunterricht besprochen und dann ins Heft diktiert? Dafür spricht nicht eben viel. Kriegstypische Lesebuch-Gedichte wie das von Therese Resa (eigentl. Gröhe) „Wir Mütter!“, das den triumphierenden Refrain enthält: „Meiner ist auch dabei!“, ob der Sohn nun „blutet und stirbt“ oder „lorbeergekrönt, von Jubel umbraust“ heimkehrt, gehen in die entgegengesetzte Richtung.³² Arnold Zweig klagte in seinem Buch „Junge Frau von 1914“: „Die Mütter schrien nicht halt, die Frauen nicht, die Bräute nicht.“³³ Hat Ellen Richter ihr Gedicht irgendwo anders gehört oder gelesen? Oder hat sie es unter dem Eindruck von Gefallenennachrichten und Erzählungen aus ihrem Familien-, Bekannten- und Mitschülerinnenkreis selbst verfasst? Verschiedene Briefe nach Hause³⁴ lassen auch an diese Möglichkeit denken. So schrieb Ellen Richter etwa am 13. September 1914 an ihre Mutter:

„Der Tod von Martha Semys Vater tut mir furchtbar leid, ich habe ihr eben geschrieben. Vorgestern wurde Elisabeth Waldow plötzlich aus der Schulstunde herausgeholt und ihr mitgeteilt, daß ihr ältester Bruder bei einem Patrouillenritt bei Lemberg gefallen ist. Es war ganz großartig, wie Echen sich benahm. Am Tag vorher hatte sie noch Pulswärmer aus Hasenwolle an ihn abgeschickt, weil er geschrieben hatte, es wäre dort so kalt.“³⁵

c) In der Endlosschleife des Lazarettendienstes: „Jemandes Liebling“

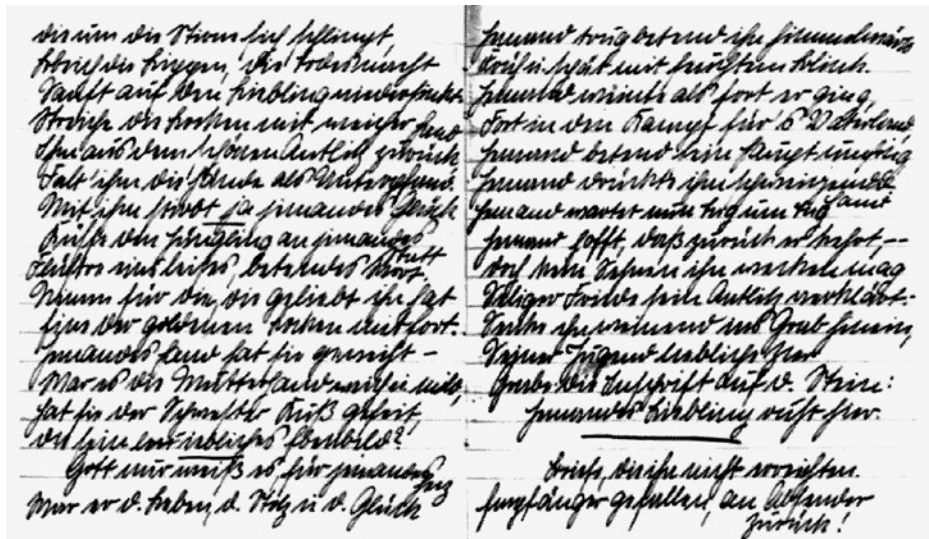


Abbildung 20: Seite 108–109 des Tagebuches von Ellen Richter mit Ausschnitten der kriegskritischen Gedichte „Jemandes Liebling“ und „Briefe, die ihn nicht erreichten.“

RICHTER (1913–1915a), Potsdam.

„Dort in dem weiten, hellen Saal[,] / Wo sich an Tote die Sterbenden reihn[,] /
Niedergestreckt vom feindlichen Strahl, / trägt man jemandes Liebling hinein. /
Jemandes Liebling, so jung, so brav, / Sieh, auf dem bleichen, stillen Gesicht, /
Während er schlummert d. letzten Schlaf[,] / Leucht[et] noch rosig d. Kindheit Licht. //

Wirr und feucht ist der Locken Pracht[,] /¹⁰⁸ Die um die Stirn sich schlingt, /
Bleich die Lippen, die Todesnacht / Sanft auf den Liebling niedersinkt. /
Streiche die Locken mit weicher Hand / Ihm aus dem schönen Antlitz zurück, /
Falt' ihm die Hände als Unterpfand. / Mit ihm stirbt ja jemandes Glück. //

Küsse den Jüngling an jemandes Statt[,] Flüstere eins leises, betendes Wort. /
Nimm [= Nehme] für die, die geliebt ihn hat[,] / Eine der goldenen Locken mit fort. /
Jemandes Hand hat sie geweiht – / War es die Mutterhand weich und mild, /
Hat sie der Schwester Kuß gefeilt, / die sein leüebliches Ebenbild? //

Gott nur weiß es, für jemandes Herz / War er d. Leben, d. Stolz u. d. Glück[,] /¹⁰⁹
Jemand trug betend ihn himmelwärts / Früh u. spät mit feuchtem Blick. /
Jemand weinte[,] als fort er ging, / Fort in den Kampf für's Vaterland, /
Jemand betend sein Haupt umfing, / Jemand drückte ihm schweigend die Hand. //

Jemand wartet nun Tag um Tag[,] / Jemand hofft, daß zurück er kehrt, – – /
doch kein Sehnen ihn wecken mag[,] / Seliger Friede sein Antlitz verklärt. – /
Senke ihn weinend ins Grab hinein, / Seiner Jugend liebliche Zier[,] /
Grabe die Inschrift auf d. Stein: / Jemandes Liebling ruht hier.“³⁶

Ellen Richter notierte sich diese Verse ebenso ohne Namensnennung – Verse, die auch von einer Rote-Kreuz-Schwester in einem Lazarett verfasst sein könnten (s. o. Abb. 20). In ihren Briefen nach Hause ist der Dienst in Lazaretten ein häufig wiederkehrendes Thema.³⁷ An diesem Gedicht ist das Beachtenswerte gleichfalls die durchgeformte Wortkunst und die den Leser stark berührende Imaginationskraft, die zwar typischerweise das knirschende, heulende Elend so mancher tödlich Verwundeten zurückdrängt³⁸, dafür aber die Zärtlichkeit, welche die Krankenschwester dem Gefallenen entgegenbringt, in den Vordergrund rückt: sie streicht ihm die Lockenpracht aus der noch kindlichen Stirn, sie faltet ihm die Hände, sie entnimmt eine Haarsträhne zur Erinnerung für die Hinterbliebenen, sie küsst ihn in stellvertretender Zuneigung und Liebe, sie beweint ihn sogar und widmet ihm eine Grabinschrift. Das Ganze hat in seiner Stimmung etwas über die bloß „mütterliche“ Zuwendung hinaus – zwei Zeilen dieses Gedichtes erinnern fast wörtlich an das Gedicht von Börries von Münchhausen „Meiner Mutter“.³⁹ Die Motive der Pietà, der Grablegung und Beweinung Christi, der „schmerzreichen Mutter“, des „Stabat Mater Dolorosa“ klingen nur von Ferne an. Der Imitatio-Gedanke, dass der Gefallene wie der Gekreuzigte stirbt, liegt diesem Gedicht jedoch fern. Das Dissidente des dichterischen Ansatzes besteht gerade darin, dass er in die Heilsperspektive der „*imitatio Christi*“ nicht einbiegt, wie sie in der Kriegstheologie und in zahllosen Beispielen der Kriegsgedichte und Gefallenendarstellung⁴⁰ immer wieder als höhere Trost- und Sinngebung für das reale, harte und grausame Massensterben angeboten wurde: dass nämlich jeder dieser Gefallenen im Kampf für das Vaterland genauso gestritten und gelitten habe, wie das Jesus in der Passion des heiligen Gotteskrieges „gegen Hölle und Teufel“ getan habe (Joh. 15, 13; Offb. 2, 10), und also auch der Gefallene sein Leben zur Welterlösung dahingegeben hätte.⁴¹ Der Rahmen des Gedichtes bereitet dies nichteinmal unterschwellig vor. Man könnte sich nun mit dem Ergebnis dieser Analyse zufrieden geben und es bei der Klassifizierung als immerhin „nachdenkliches Gedicht“ belassen. Doch erneut gibt es ein Detail, das zu weiterem Nachdenken herausfordert. Erschöpft sich der Sinn dieses Gedichtes wirklich nur darin, dass es eine eindruckliche Beschreibung einer über die normale Sterbebegleitung hinausreichenden Zuwendung bietet und das Imitatio-Thema nicht eigens anschlägt?

Einen Hinweis darauf, dass vermutlich doch mehr in diesem Gedicht angelegt ist, gibt die variationsfähige Textgliederung, die daran erkennbar wird, dass man – wie bei vielen anderen Gedichten gleicher Zeilen- und Reimstruktur auch – die ersten und zweiten Zeilenhälften, die untereinander stehen, jeweils für sich fortlaufend lesen kann, woraus dann zwei Gedichte entstehen. Anschaulich wird das, wenn man das Gedicht graphisch etwas anders anordnet, also z. B. jeweils die ersten Hälften und zweiten Hälften blockweise zusammenstellt. Aus den ersten vier Zeilen –

„Dort in dem weiten, hellen Saal[,] / Wo sich an Tote die Sterbenden reihn[,] /
Niedergestreckt vom feindlichen Strahl, / trägt man jemandes Liebling hinein. /
Jemandes Liebling, so jung, so brav, / Sieh, auf dem bleichen, stillen Gesicht, /
Während er schlummert d. letzten Schlaf[,] / Leucht[et] noch rosig d. Kindheit Licht. // –

werden dann durch blockweises Untereinanderstellen der Vershälften *zwei* sich aus dem Ganzen herauslösende Gedichte:

Gedicht I

„Dort in dem weiten, hellen Saal[,] /
 Niedergestreckt vom feindlichen Strahl, /
 [sieh'] jemandes Liebling, so jung, so brav, /
 Während er schlummert d. letzten Schlaf[,] /
 Usw.

Gedicht II

Wo sich an Tote die Sterbenden reihn[,] /
 trägt man jemandes Liebling hinein. /
 Sieh, auf dem bleichen, stillen Gesicht, /
 Leucht[et] noch rosig d. Kindheit Licht. //
 Usw.

So etwa auch am Ende des Gedichts, in der fünften Strophe:

Gedicht I

Jemand wartet nun Tag um Tag[,] /
 doch kein Sehnen ihn wecken mag[,] /
 Senke ihn weinend ins Grab hinein, /
 Grabe die Inschrift auf d. Stein: /

Gedicht II

Jemand hofft, daß zurück er kehrt, – –
 Seliger Friede sein Antlitz verklärt. – /
 Seiner Jugend liebliche Zier[,] /
 Jemandes Liebling ruht hier.“

Gehen wir einmal davon aus, dass Ellen Richter tatsächlich die Autorin dieses Gedichtes ist. Die Frage ist dann, warum Ellen Richter gerade in diesem Gedicht und bei dieser Thematik solch' eine „Multiplikativ-Struktur“ anlegte. Geschah es rein zufällig? Anzunehmen ist eher, dass es sich hier um eine Stilübung im vaterländischen Deutschunterricht handelte. Vorbild könnten Lazarett-Gedichte gewesen sein, die des Öfteren genau einen solchen multiplikativen Zeilenaufbau bevorzugten – wie etwa das Gedicht „Schwer verwundete“ von Frida Schanz oder das Gedicht „Er schleppte sich ...“ von Alfred Kerr, wobei letzteres die Multiplikativ-Struktur durch das Einrücken der jeweils zweiten und vierten Zeile kenntlich macht.⁴² Interessant ist in dieser Hinsicht auch das Gedicht „Die Krankenschwestern“ bei Karl Kraus.⁴³ Ellen Richter hätte dann dieses Genre der Strukturlyrik, wo das Formelement – stärker als bei anderen Gedichtstypen – zum Sinnträger wird⁴⁴, einigermaßen virtuos angewendet, da man aus der ersten Strophe auch den zweiten Reimblock, aus der zweiten Strophe den ersten Reimblock, aus der dritten Strophe den zweiten Reimblock nehmen und so in diesem Wechsel die Reimblöcke bis zur Endstrophe „aneinander reihen“ konnte, wie das nicht bloß zufällig auch schon in der ersten Zeile von den Toten und Sterbenden gesagt wird:

Wo sich an Tote die Sterbenden reihn[,] /
trägt man jemandes Liebling hinein. /
Sieh, auf dem bleichen, stillen Gesicht, /
Leucht[et] noch rosig d. Kindheit Licht. //

Wirr und feucht ist der Locken Pracht[,]
Bleich die Lippen, die Todesnacht /
Streiche die Locken mit weicher Hand
Falt' ihm die Hände als Unterpfand. /

Flüstere eins leises, betendes Wort. /
[Nehm'] eine der goldenen Locken mit fort. /
War es die Mutterhand weich und mild, /
die [streichelt] sein liebliches Ebenbild? //

Gott nur weiß es, für jemandes Herz /
Trug jemand betend ihn himmelwärts /
Jemand weinte[,] als fort er ging, /
Jemand betend sein Haupt umfing, /

Jemand hofft, daß zurück er kehrt, – – /
Seliger Friede sein Antlitz verklärt. – /
[O], seiner Jugend liebliche Zier[!] /
Jemandes Liebling ruht hier.⁴⁴⁵

Aber mit welcher inhaltlichen Absicht sollte man diese Multiplikativ-Struktur angewandt haben? Und warum verband man diesen immer neu zu fügenden Kettengesang ausgerechnet mit der Lazarett-Thematik? Einen Hinweis kann vielleicht die verwandte Textstruktur von Baudelaires Gedicht *„Harmonie du Soir“*⁴⁶ geben. Heutzutage denkt man bezüglich des „multiplikativen“ Aufbaus eher an Paul Celans „Todesfuge“ (zunächst in rumänischer Sprache unter dem Titel *„Tangoul Mortii“*, „Todes-Tango“, 1947) und Hans Magnus Enzensbergers „wortbildungslehre“, die auch einen Totentanz darstellt.⁴⁷ Baudelaire, Celan und Enzensberger kombinieren immer wieder dieselben, leicht variierten Textfragmente zu neuen Konstellationen, wie man das mit den Bausteinen der oben genannten Lazarett-Gedichte auch tun könnte, um eine Kettenstruktur zu entwickeln. Bei Baudelaire scheint dadurch die Harmonie nicht enden zu wollen; bei Celan und Enzensberger vervielfältigt sich dasselbe Geschehen in einem unendlichen „Toten-Tanz“, „Toten-Reigen“ und lässt so die Endlosschleife infiniten Grauens, unaufhörlicher Qual wiedererstehen.

„O, die schlaflosen Nächte der Qual, endlos in ihrer Dunkelheit, die gellende Schlacht noch im Gehirn, Schmerzen, Schmerzen, Schmerzen, wie lang waren sie?“⁴⁸

Ebenso bewirkt die im Gedicht Ellen Richters zu mannigfachen Synchronisierungen fähige Textstruktur den Eindruck einer quasi unbegrenzten Folge von Gedichten und damit den Eindruck eines nicht enden wollenden Lazarett-Geschehens. Auch wenn für das Gedicht „Jemandes Liebling“ letztlich diese Aussageabsicht nicht einwandfrei zu klären ist: der Ein-

druck bleibt, dass die Autorin dieses Gedichtes – es mag Ellen Richter gewesen sein oder nicht – mit dieser Variationsstruktur folgende Aussage intendiert hat: Das, was die Rote-Kreuz-Schwester hier an Pflege und Sterbebegleitung leistet, droht im Wettlauf mit dem unersättlichen Moloch des Krieges, der das Kostbarste und Liebste anderer in unendlichen Reihen verschlingt, schließlich – trotz aller Aufopferung, individueller Liebeszuwendung und Totenehrung – zur grauenhaften Fließband-Arbeit zu werden. Einen Eindruck solchen Erlebens gaben die Diakonissen Margarete Ackermann und Marie Nock, die am 14. September 1915 aus Turkowice an ihre Oberin im Mutterhaus Salem schrieben:

„Sehr liebe Mutter [...] Wie hat uns der treue Herr durchgeholfen. Wir durften die Gebete in der Heimat merken. Die Arbeit erwuchs, immer voller + voller wurde es hier, täglich Tote, oft 4 am Tag. Die einen starben, die anderen Zugänge standen auf Tragbahnen im Gang + warteten auf die Betten. Die schlimmste Zeit über hatten wir 25–30 Kochsalzinfusionen am Tag. Wenn ich sage: Unsere Herzen bluteten oft, ist es nicht zuviel gesagt. Ringsum dieses Sterben, es waren so schreckliche Anblicke + die viele Arbeit, rennen von einem zum anderen, 20 Stimmen riefen oft auf einmal: Schwester, Schwester! Die beiden Diakonieschwestern, die mit uns hier arbeiteten, waren die schwerste Zeit über krank. Wir hatten so wenig Zeit an den Herrn zu denken, aber wie war er uns nahe! [...] Wir möchten weiter hier sein, solange unsere Arbeit hier ist.“⁴⁹

d) Das bis zuletzt Ungesagte im Vielgesagten: „Briefe, die ihn nicht erreichten“

„Empfänger gefallen, an Absender zurück! /¹¹⁰
Fassungslos liest der liebende Blick
Die kalten Worte von fremder Hand.
Auf seiner letzten Karte stand:
„Ich hab noch kein Wort von meinen Lieben[,]
Ich weiß, ihr habt sehr oft geschrieben.

Ihr denkt an mich zu jeder Stunde.
Doch hätt' ich gerne eine Kunde,
Hätt' gerne eine Zeile gesehn[,]
Bevor wir dem Feind entgegengehn.[“]
Kein Wort der Liebe! Eher den Tod
Für uns erlitten in Kampfesnot.

Sei stille, du blutendes Mutterherz[,]
Jetzt gehen deine Grüße himmelwärts.
Kein menschliches Unvermögen mehr
Stört Eurer heißer Liebe Verkehr.⁵⁰
Weit über Schranken, Raum und Zeit
Erreicht ihn jedes Wort in Ewigkeit.“⁵¹

Dieses vierte Gedicht ist namentlich gezeichnet; Ellen Richter gibt als Autorin Anna [Stieler] von Heydekampff (1875–1958) an. Auch dieses Gedicht klingt nicht kriegs-

affirmativ. Von Machart und künstlerischem Niveau her fällt es allerdings stark ab gegenüber den vorangegangenen zwei Dichtungen. Hier ist es ein Soldat, der bis zuletzt vergeblich auf ein „Wort“, eine „Kunde“, eine „Zeile“ seiner „Lieben“ hofft. Er ist davon überzeugt, dass sie ihm „oft geschrieben“ haben und „stündlich“ an ihn denken. Aber ihre Briefe erreichten ihn nicht. So fällt er schließlich, bevor der ersehnte Brief seiner Mutter, bzw. seiner Familie eintrifft.

Auch mit diesem Gedicht hat es seine besondere Bewandnis, die zum Nachfragen anregt. Die hier entworfene Brief-Szene „Empfänger gefallen, an Absender zurück“ ist zunächst konventionell und artikuliert eines der am häufigsten wiederkehrenden Motive der Weltkriegslyrik; die Mütter oder Ehefrauen, die „schüchtern dem Boten entgegen-sehn und fragen“⁵², erhalten eines Tages per Brief die Gewissheit, dass ihr Sohn, ihr Mann gefallen ist. Entweder ist es eine offizielle Gefallenennachricht von der Front, oder ein zurückkommender, nicht mehr zustellbarer Brief. So beginnt auch das Gedicht „Gefallen! – gefallen in Gottes Hand (nach den Gedanken einer Mutter)“ von Magdalene Stahn:

„Nun halt’ ich in Händen die Zeilen von Lieb’,
Die ich vor zwei Wochen nach Frankreich schrieb.
Ich sah es mit einem einzigen Blick,
Es ist mein Brief, er kommt zurück.
Es stand darauf mit fremder Hand:
,Gefallen!’ – gefallen fürs Vaterland.“⁵³

„Viele Angehörige daheim werden an diese Gefallenen noch Brief der Liebe und des Wiedersehens schreiben, bis sie dann die traurige Gewißheit erfahren“, notierte Karl Wend (1889–1915) am 16. November 1914, der in Sevekote vor einem Massengrab gestanden hatte. „Es kommt öfter vor, daß Briefe [an den Gefallenen] noch 14 Tage nach dem Tode eintreffen.“⁵⁴ Das Dissidente des Gedichtes „Briefe, die ihn nicht erreichten“ liegt darin, dass hier aus dem feststehenden Motivkanon der „Hiobspost-Szene“ (Hi. 1, 14 ff) ein wichtiges, tragendes Element herausgebrochen ist: das vaterländische Bekenntnis der Mutter zur Kriegsnotwendigkeit des Sohnesopfers, so wie es z. B. in dem Gedicht „Gefallen – gefallen in Gottes Hand“ abgelegt wird:

„Er starb für die Heimat. – Still hab ich genickt,
Und in die wehenden Fahnen geblickt.
Aus Leiden und Sterben – ein heiliger Krieg –
Ersteht wie da draußen, so drinnen der Sieg.
Ich bin eine Mutter, er war mein Glück.
Ich geb ihn der Heimat, dem Heiland zurück.
,Gefallen!’ – gefallen fürs Vaterland,
,Gefallen!’ – gefallen in Gottes Hand.“⁵⁵

Dieses Bekenntnis-Motiv erinnert an die Logik des Verlusterlebens Hiobs, an das „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen: der Name des Herrn sei gelobt.“

(Hiob 1, 21).⁵⁶ Eine ähnliche Ergebung unter die Kriegsnotwendigkeit findet sich etwa auch bei Martha Martius:

„Mein Junge fiel in der Schlacht
In seiner Jugend Reinheit und Pracht.
Die Kugel hat ihm die Stirn zerschnitten,
Dann hat er noch drei Tage gelitten,
Bis sie ihn haben
In fremder Erde begraben.
Sein Blut ist so kostbar, so gut und treu,
Das macht gewiß Deutschland von Feinden frei,
Das muß dem Siege zu Gute kommen,
Aber mir hat's meinen Jungen genommen.“⁵⁷

Else Torge, die in ihrem Gedichtband „Kaiser, Volk und Totentanz“ das Verlustelend der Frauen anspricht, es aber ebenso der Kriegsnotwendigkeit unterordnet⁵⁸, durchmischt es am Schluss ihrer Gedichte außerdem – wie fast ausnahmslos alle anderen ihrer Zunftgenossinnen – mit heroisierenden Durchhalteparolen und definiert auf diese Weise den idealen patriotischen Umgang mit Verlust, Trauer und Leid.⁵⁹ „Und [ich werde] deinen Tod noch benedeln[,] / Wenn nur der Feind geschlagen“, notiert sich Ellen Richter in dem fünften, ihr wohl ins Tagebuch diktierten Gedicht. Solche Parolen konnten allerdings noch gesteigert werden („Ich bedaure nur, nicht noch einen Sohn zu haben, damit ich ihn dem Vaterlande geben kann“⁶⁰):

„Höre nicht der Weiber Jammern!
Zähle nicht die leeren Kammern!
Schaudre nicht vor deiner Grenzen Wüste!
Nimm den letzten Atem unsrer Brüste,
Gib dem Moloch, gib ihm, was er will – – –
Nur – *erreiche* unser großes Ziel!“⁶¹

„Sieben Söhne wuchsen wie Eichen um mich her.
Unser Kaiser rief sie ins Feld, mein Haus steht leer.
Kühn und tapfer schieden meine Sieben von mir,
drei schwere Reiter, drei Jäger, ein Pionier. [...]
Siegeskunde kam von den Unsern Schlag auf Schlag.
Sechs meiner Söhne nahm mir der Krieg an einem Tag. [...]
An des Hauses Schwelle will ich nun wartend steh'n,
mein Letzter, der siegend heimkehrt, soll mich lächelnd seh'n
Auf meine brennenden Wunden drücke ich fest die Hand.
So dient eine deutsche Mutter dem Vaterland.“⁶²

In den Kirchen klang es nicht viel anders:

„Vor meinen Augen steht eine Mutter, die drei Söhne an einem Tage ins Feld ziehen lassen mußte. Als ich ihr ein Wort des Trostes sagte, schaute sie mich verwundert an, und durch die in ihren Augen schimmernden Tränen sah ich ein stilles, großes Leuchten, den Stolz einer deutschen Mutter, die spricht: ich darf sie geben.“⁶³

„Dazu haben deutsche Mütter, deutsche Gattinnen, deutsche Bräute es noch von je und je als ihren Stolz angesehen, die liebsten Menschen hinziehen zu lassen, ohne ihnen durch unnütze Klage das Herz schwer zu machen.“⁶⁴

„Da war eine deutsche Mutter, die sandte ihren Sohn ins Feld. Nach einiger Zeit kam die Nachricht: Er ist tot. Und auch der zweite Sohn mußte hinaus, und ihm legte die Mutter beim Abschied die Hand auf die Schulter: Räche deinen Bruder! Deutschland, unser aller Mutter Germania, ruft euch zu: Rächt eure Brüder!“⁶⁵

„Zwölf wackere Söhne hatte eine Tiroler Familie in den Krieg gegeben. Alle waren Kaiserjäger und standen in den Jahren von 18 bis 40. Sie kämpften wie die Löwen und starben als Helden. Das Mutterherz will zerspringen, jeder neue Bote ist ein Bote des Todes. Wird nicht der letzte Sohn am Leben bleiben? Da kommt die düstere Botschaft: Auch der letzte ist gefallen. Arme Mutter! Wie die Tränen fließen über die abgehärmten Wangen! Aber gläubig faltet das arme Weib die mageren Hände, und tapfer beten die Lippen: ‚Herr Jesu Christ, Du weißt, noch sechs gäb’ ich, wenn nur der Sieg auf unsere Seite fällt!‘“⁶⁶

Eben dieses – übrigens bei Kriegsteilnehmern nicht unumstrittene⁶⁷ – Bekenntnis zum Krieg, zum Mannes- und Kinderopfer, das trotzige „Jetzt erst recht!“, fehlt auffälligerweise im Gedicht Anna von Heydekampfs. Es ist zwar belegt, dass Äußerungen des Schmerzes und der Trauer durchaus zugelassen wurden und schulische Aufsatzthemen waren⁶⁸; von daher ist denkbar, dass auch dieses *in toto* nicht kriegsaffirmative Gedicht im Deutschunterricht besprochen und ins Heft einzutragen war. Nicht auszuschließen ist aber auch, dass Ellen Richter es sich selbstständig notiert hat.

Indessen fällt auch bei diesem eigentlich unscheinbaren Gedicht von Anna von Heydekampf eine zweite, wesentlichere Besonderheit ins Auge: Es ist die Gedicht-Überschrift: „Briefe, die ihn nicht erreichten.“ Auch das Motiv, dass Briefe an der Front nicht eintrafen, wurde 1914–1918 in der Kriegsliteratur häufig angewandt.⁶⁹ Zwei Dinge sind nun bemerkenswert: Anna von Heydekampf wählte als Überschrift den Titel eines 1902 in der „Täglichen Rundschau“ (Berlin) zuerst anonym als Vorabdruck erschienenen, überaus erfolgreichen Fortsetzungsromans von Baronin Elisabeth von Heyking (1861–1925). Und zweitens: im Nachlass Ellen Rhodius’ befand sich dieser Roman – und zwar in der noch anonym veröffentlichten, bibliophilen, goldgeprägten 48. Auflage aus dem Jahr 1903 –, so dass man annehmen kann, dass sie das Buch gelesen hatte. Teil der Erfolgsstory dieses Buches war, dass der Titel ab der sechsten Fortsetzung schon zum geflügelten Wort wurde⁷⁰ und die Buchausgabe binnen Jahresfrist spektakuläre 64 (!) Auflagen erlebte.⁷¹ Dadurch gehörte dieser Roman zu der meistgelesenen Frauen-Literatur des wilhelminischen Reiches. Mit ihrem Kunstgriff der Titelübernahme weckte Anna von Heydekampf ganz bewusst die Erinnerung an den populären Buchtitel. Sie konnte davon ausgehen, dass ihr Gedicht damit mehr Aufmerksamkeit erregte, als wenn sie dieses ohne eine sol-

che Überschrift gelassen hätte. Worin bestand aber nun die Aussage dieses Bestsellers und inwieweit spielt sie dann auch in die Deutung des Gedichtes hinein, die Ellen Richter interessiert haben muss?

Elisabeth von Heykings Buch ist ein *Briefroman*. Eine namentlich nicht genannte, verheiratete⁷² Amerikanerin hat in Peking einen Mann kennengelernt, in den sie sich „unsterblich“ verliebt, dem sie sich jedoch in den drei Jahren ihrer Bekanntschaft⁷³ nicht offenbart. Die Liebesneigung scheint auf Gegenseitigkeit zu beruhen⁷⁴; aber auch der Mann erklärt sich nicht. Die Frau, inzwischen nach Amerika zurückgekehrt, schreibt ihm nun an seine Adresse in Shanghai insgesamt 66 Briefe, in denen sie das beim Abschied Ungesagte trotz vieler Anläufe letztlich nicht eindeutig zu machen wagt. Das Unglück will es, dass alle ihre nach Shanghai gesandten Briefe⁷⁵ aufgrund der Wirren des Boxerkrieges (1899–1901)⁷⁶ nicht ihr Ziel erreichen; sie werden von Shanghai aus nicht mehr nach Peking weitergeleitet, wohin sich ihr Empfänger unmittelbar vor dem Übergreifen der Kampfhandlungen auf die Hauptstadt begeben hat.⁷⁷ Eingeschlossen im Gesandtschaftsviertel Pekings kommt er bei einem Angriff am 13. August 1900 ums Leben.⁷⁸ In ihren Briefen kehrt die Frau nun immer wieder zu der in ihr tief nachwirkenden Begegnung, die sie mit dem Adressaten ihrer Briefe hatte, zurück.⁷⁹ Dies tut sie anfangs noch unbetont, verschlüsselt⁸⁰, im Unverbindlichen eines „nuancierten“, „freundschaftlichen Erinnerns“⁸¹ bleibend, weil sich auch ihr Briefpartner nicht unmissverständlich erklärt hat. Da ihre Briefe niemals beantwortet werden (auch nicht durch Telegramme)⁸², gibt sie allmählich ihre Zurückhaltung auf. Während sie in der Hauptsache immer noch Seite um Seite ihrer Briefe mit sehr anschaulichen und lebendigen Beobachtungen und Reflexionen zur Politik und Kultur Chinas, Amerikas und Deutschlands füllt, geht sie mehr und mehr dazu über, das Ungesagte ihrer Liebe immer deutlicher zu bekunden.⁸³ Das Buch endet damit, dass sie beim Schreiben des 67. Briefes mitten im wohl entscheidenden Liebesbekenntnis „Er [= dieser Brief] soll Ihnen sagen ...“⁸⁴ von der Todesnachricht überrascht wird. Das eigentliche Thema des Buches sind somit nicht die den Empfänger postalisch verfehlenden Briefe, sondern es ist das bis zuletzt – unter einer Menge von eigentlich Belanglosem – ungesagt Bleibende, das Hintansetzen des wahren Anliegens, bis es auf irgendeine tragische Art und Weise zum eindeutigen und endgültigen Bekenntnis zu spät ist:

Aus den Briefen 47, 49 und 65: „Von der Bettlerbrücke bogen wir rechts in kleine Straßen ein. Ich weiß nicht, ob der Blick all des Jammers um uns her uns darauf gebracht hatte, aber ich entsinne mich, daß wir auf dem Weg von dem geringen Maß an Glück sprachen, das auf Erden zu finden ist, und daß ich sagte: ‚und diesem bißchen Glück vermögen wir auch nicht mal voll ins Gesicht zu schauen, immer erscheint es uns im Profil, zurück in die Vergangenheit, oder hinaus in die Zukunft schauend.‘ ‚War es denn wirklich gar nicht möglich, dem Glück in der Gegenwart kühn und entschlossen, voll ins Antlitz zu schauen?‘ sagten Sie leise vor sich hin, und der Klang Ihrer Stimme erschien mir plötzlich beinahe fremd, bebend, als benähme Ihnen die eisige Luft den Atem. Ihre leisen Worte enthielten eine Frage. Aber ich vermochte nicht zu antworten – fürchtete das Zittern der eigenen Stimme. Fühlte Ihre Augen auf mir ruhen und wagte nicht aufzuschauen. Ich schüttelte nur schweigend den Kopf. [...] Eilend, wie vor Gespenstern fliehend, schritten wir weiter. Wir sprachen beide nicht mehr. [...] Wir haben es uns nie so ganz gesagt – aber wir beide wußten es doch wohl immer. So vieles lag zwischen uns, hemmend und trennend. – Wozu da noch reden? Und

sind wir nordische Menschen nicht alles etwas Stumme des Himmels? Es ist, als hindere uns eine gewisse Scheu, unsere tiefsten Gefühle auszusprechen. [...] Nicht wahr, Du hast es doch immer gewußt, wie sehr ich Dich geliebt?“⁸⁵

Anna von Heydekampf rief mit der Übernahme des Buchtitels bewusst die Assoziation an den Inhalt des Heyking'schen Buches wach. Im Gedicht übertrug sie damit die Problematik des bis zuletzt Ungesagten auf die Kriegslage und wechselte die Perspektive: jetzt ist es der Mann, der Postkarten schreibt und sehnsüchtig auf Briefe wartet, die ihm etwas ungesagt Gebliebenes oder sehnsüchtig Erhofftes mitteilen sollen, die ihn aufgrund widriger Kriegsumstände aber nicht erreichen. Heydekampf erweiterte auf diese Weise den gewohnten Rahmen der Todesbriefszene um eine neue Dimension. Ihr Gedicht variierte nicht bloß ein weiteres Mal das Entsetzen, das ein an den Absender von der Front zurückkehrender Brief auslöste, sondern jetzt ging es auch um ein zumindest ebenso bewegendes und im Krieg akut gewordenes Problem. Der tiefere Sinn des Sprichworts und uralten Liedguts zu „*Scheiden und Meiden*“ wird hier offenbar⁸⁶: „das mächtige zum unmittelbaren Ausdruck unfähige Gefühl des Abschieds“, wie es Theodor W. Adorno einmal beschrieben hat.⁸⁷ Kriegsprediger rieten den Abschied Nehmenden: „Es ist nicht not, sie [= die tiefsten Abschiedsgedanken] auszusprechen“⁸⁸, und bestärkten die voneinander Scheidenden sogar darin, im Unvermögen des Abschieds, die angemessenen Worte zu finden, lieber von den gleichgültigsten und entlegensten Dingen zu reden. Typisch war auch die Aussage in Abschiedsbriefen: „Ich habe nicht so viel zu sagen – oder besser, ich habe so viel zu sagen, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll.“⁸⁹ „[...] Oh hätt' ich“, dichtete auch Hermann Hesse an einen Freund,

„Hätt ich dir einmal noch am letzten Tag,
Hätt ich dir etwas noch gezeigt, gesagt
Von meiner Liebe, die zu schüchtern war! [...]
Und keiner sagt ein Wort von seiner Angst,
Von seiner Angst und Zärtlichkeit bei Nacht im Feld,
Von seiner Liebe. Und mit einem Witz
Schreckst du die Angst, den Krieg, die bangen Nächte,
Das Wetterleuchten scheuer Männerfreundschaft
Ins kühle Nie und Nimmermehr zurück.“⁹⁰

Bertolt Brecht (1898–1956) schrieb an seine verstorbene Mutter:

„Oh, warum sagen wir das Wichtige nicht, es wäre so leicht und wir werden verdammt darum. Leichte Worte waren es, dicht hinter den Zähnen, waren herausgefallen beim Lachen, und wir ersticken daran in unsrem Halse.“⁹¹

Der Tod war schon auf dem Bahnsteig gegenwärtig – trotz aller auf den Waggons mit Kreide angebrachten, angstüberbauenden, kontrapunktischen Siegesinschriften⁹² und den angeheitert oder schon betrunken gegröhlten Abschiedsliedern.⁹³ Thomas Mann portraitierte im „Doktor Faustus“ dagegen auch einen „blutjungen Offizier“, der

„in feldmarschmäßiger Ausrüstung auf der rückwärtigen Plattform eines Trambahnwagens“ stand, „das Gesicht nach hinten gewandt, und, offenbar mit dem Gedanken an sein junges Leben beschäftigt, vor sich hin und in sich hinein“ starrte, „worauf er sich kurz zusammennahm und mit eiligem Lächeln um sich blickte, ob ihn jemand beobachtet habe.“⁹⁴

Insbesondere französischen Soldaten konnte es beim Einwaggonieren im wörtlichen Sinn „*bleumourant*“, „sterbeblau“ (ein Wort aus dem 30jährigen Krieg⁹⁵), werden, wenn sie vor einem Zugabteil mit der Außenaufschrift „*FUMEURS*“ standen, deren erster oder beiden ersten Buchstaben zufällig von einem Pfosten verdeckt wurden, wodurch die Lesung „[je/tu] *meurs*“ entstand.⁹⁶ Im Hinblick auf ungelöste Konflikte berichtete man von vielen Soldaten, dass sie, bevor sie von Zuhause Abschied nahmen, sich überwandten und die Gelegenheit ergriffen, um noch zu diesem und jenem persönlich hinzugehen und Ungesagtes, Belastendes, Versöhnliches zu aussprechen, etwa: „Es soll vergessen [d.h. vergeben] sein, was zwischen uns war.“⁹⁷ In gewisser Weise räumte Anna von Heyde-



Abbildung 21: „Muß I denn, muß I denn zum Städtele hinaus“; 1914 (?); Postkarte 1. Weltkrieg.

kampf in dieser subtilen Weise mit der versimpelnden, biedermeierlichen Romantik des Soldatenabschieds („Muß I denn, muß I denn zum Städtele hinaus ...“) auf, wie sie auf ungezählten, leicht kitschig kolorierten Kriegspostkarten dargestellt wurde.

Von diesen Voraussetzungen her, der Übertragung des Heyking'schen Motivs auf den Kriegskontext, erfährt das Gedicht Anna von Heydekampfs nun seine eigentliche Sinngebung. Dieses Thema des Ungesagten stellt sich ein, wenn man etwa die unbestimmten Artikel der zweiten Strophe besonders betont – „Doch hätt' ich gerne *eine* Kunde, / Hätt' gerne *eine* Zeile gesehn[,] / Bevor wir dem Feind entgegengehn.[“] – und sie nicht im Sinn von „irgendeiner“, sondern dem Duktus des Briefromans entsprechend von einer ganz bestimmten „Kunde“ oder „Zeile“ versteht, die bis zum Abschied unausgesprochen blieb. „Ich lausche, ob durch das tiefe Schweigen nicht doch eine einzige Stimme dringt, die mir Kunde brächte“, heißt es im Briefroman, „[...] nun warte ich – o, wie ich warte! – auf die erste Kunde.“⁹⁸ Im Roman ist deutlich, um welche Kunde – nämlich die der ungesagten Liebe – es sich handelt. Das Motiv des Ungesagten verbirgt sich auch in dem auffälligen Ausdruck „*menschliches* Unvermögen“, der nicht bloß auf den mangelhaften Feldpostverkehr oder eine längerfristige Briefsperrung⁹⁹, sondern auf die Unfähigkeit zu beziehen ist, sich in den beklemmenden Momenten des Abschieds, von dem man nicht weiß, ob er endgültig ist, gegenseitig das Herz auszusprechen. Auch lässt die Formulierung „eurer heißer Liebe Verkehr“, die für das Verhältnis von Mutter und Sohn etwas deplaziert klingt, eher an den Heyking'schen „Liebesroman“ denken. Zuletzt erinnert die Formulierung „Weit über Schranken, Raum und Zeit / Erreicht ihn jedes Wort in Ewigkeit“ an die Schlussworte des 66. Briefes, die an das biblische Wort „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch“ (Ruth 1, 16) erinnern:

„Nun bist Du noch viel weiter fortgezogen zu allerfernsten Stätten. Aber auch dahin folg ich Dir. Ich muß Dir durch alle Zeiten schon so gefolgt sein, seit es Leben und Willen gab. Und geht Dein Weg durch die Weltenräume, zu anderen Erden, Monden und Sonnen, durch tiefe Nacht und weiß glühende Helle – ich folge Dir – ich kann nicht anders!“¹⁰⁰

Es mag sein, dass Ellen Richters Zugang zu diesem Gedicht darauf beruhte, dass sie im Internat selbst auf Briefe von Zuhause wartete und bei ihrem Abschied von Neuwied gerne mehr gesagt hätte. Die Anredeformulierungen in ihren Briefen nach Hause¹⁰¹ lassen ein ganz enges Verhältnis zu ihrer Mutter vermuten. Wahrscheinlicher ist jedoch noch eine andere, viel tiefer gehende Erklärung: die Trennung von ihrer Jugendliebe, von dem schon oben (Kap. II) erwähnten Wilhelm Ahlmann, einem späteren Widerständler gegen das Hitler-Regime, den sie 1913 (im Alter von 14–15 Jahren) bei dem Umzug ihrer Familie von Kiel nach Neuwied zurücklassen musste und erst nach ihrer Vermählung mit Rudolf Rhodius 1923, Mitte der 1920er Jahre, wiedertraf (s. u. Kap. XVI). Vermutlich hatte sie während ihres Stiftsaufenthaltes den Briefroman Heykings gelesen und konnte sich in dem Seelenschmerz des ungesagt und unausgesprochen Gelassenen, der auch sie wie Wilhelm Ahlmann betraf, wiederfinden. Daneben wird sie auch durch Stiftsschülerinnen, die aus Offiziersfamilien stammten, von dem einen oder anderen Kriegstrauerfall erfahren haben und kannte aus Erzählungen den Schreckensmoment der postalischen Nachricht „Empfänger gefallen, an Absender zurück“.

e) Die Romantiker obenauf: Das „Opfer“

„Noch fühl ich den Druck seiner lieben Hand,
 Er reichte sie lachend vom Pferde!
 Den Strauß, den ich an d. Speer ihm band[,]
 Er nahm ihn mit in Feindesland – – –
 Und mit in die kühle Erde!
 Und bin ich nun auf der Welt allein[,]
 So will ich doch nicht klagen;
 Ich will, wie du, auch tapfer sein[,]
 Und deinen Tod noch benedein[,]
 Wenn nur der Feind geschlagen.“¹⁰²

Das Motiv des Opfers, das in den beiden letzten Zeilen anklingt, wurde in den vorangegangenen Abschnitten (b und Anfang d) besprochen. Erwähnenswert ist hier, im fünften Gedicht, das wohl ebenso im Unterricht besprochen und ins „Kriegstagebuch“ diktiert worden sein wird, eine weitere zeittypische Erscheinung der Kriegslyrik: die Umdeutung der „maschinellen Schande“¹⁰³ des mechanisierten Massentötungskriegs zu einem mit Schild und Lanze geführten Ritterkampf. Es ist genau diese Art des anachronistisch etikettierenden Kriegsästhetizismus, die nicht nur in den Schwertleitegottesdiensten¹⁰⁴, sondern auch in vielen Schulbuchillustrationen und zeitgenössischen Schlachtengemälden¹⁰⁵ gepflegt wurde und der frontfernen Heimatbevölkerung die Illusion vorspiegelte, der Weltkrieg werde noch wie ein vornehmes Ritterturnier in schmucker Uniform zu Pferde geführt.¹⁰⁶ Binding pflegte dieses Image in seinem schon oben zitierten Gedicht vom „heiligen Reiter“:

„Ich zieh in einen heiligen Krieg,
 frag nicht nach Lohn, frag nicht nach Sieg.
 Ich bin ein heiliger Reiter.
 Kein Kreuz such ich und keinen Gral
 und bin doch heilig tausendmal
 als meiner Sache Streiter.“¹⁰⁷

„Und so werden immer diese Romantiker obenauf sein, die zum Schwerte greifen, das eine Handgranate ist, und zu den Fahnen rufen, welche Flammen[werfer] sind“, kommentierte Karl Kraus.¹⁰⁸ Die deutsche Luftwaffe wurde „Luftschwert“ oder „Schwert am Himmel“ genannt, so als ob es auch im Luftkrieg nur ritterliche Waffen gäbe.¹⁰⁹ Churchill nannte noch im Zweiten Weltkrieg die britischen Bomberkommandos, die „Wohnzentren wegzüaschern“ hatten¹¹⁰, „die leuchtende Spitze unseres Speers“.¹¹¹ Die erbarmungslose Todestechnik wurde von der heuchlerischen Gloriole eines ritterlichen Kampfes „unsichtbar gemacht.“¹¹² Genretypische Beispiele hiervon sind etwa „Bruder Willrams“ (Anton Müller, 1870–1939) Kriegslieder- und Kriegsgedichtbücher „Der heilige Kampf“, „Das blutige Jahr“. In seinem Gedicht „Husarenritt“ etwa mähren Husaren mit ihren Säbeln „wie beim Weizenschnitt“ ganze Artillerieeinheiten nieder.¹¹³ Den friedlichen landwirtschaftlichen Vergleich pflegte auch Colmar Freiherr von der Goltz (1843–1916), als er in

seinem Buch „Das Volk in Waffen“ vom Siebziger Krieg her denkend, über eine effektivere Artillerie nachsann: „Man möchte am liebsten Maschinen haben, welche unaufhörlich Geschosse streuen, wie eine Säemaschine Körner.“¹¹⁴ Karl Benno von Mechows (1897–1960) erst 1930 erschienener „Reiterroman aus dem Großen Krieg“ mit dem beredten Titel „Abenteuer“, zerstörte dagegen den schönen Schein eines „romantisch sauber gebürsteten Krieges“¹¹⁵:

„Das Abenteuer stieg herauf, weiß und weich wie Watte, ein Bild voll Stimmung und Musik, ein Stück süßes Leben, andächtig zu genießen aus sicherem Polsterstuhl, lockend und geruh-sam, friedlich und allgemein! Das Abenteuer reißt [jedoch] den Wattebausch vom Antlitz und zeigt eine grinsende Fresse. Es nimmt den Dämpfer ab und bellt dem Menschen einen krachenden Huster in die Ohren: die Schrapnells, sie stehen nicht mehr fern über dem Hügel, sondern vor dem Wege, über der Abteilung. Sie sind nicht mehr weiße Wolkenbällchen, sondern grelle Blitze und schwarzer Rauch, sie spucken mit hohlem Plautz einen eisernen Dreck herunter und jagen ihn zwischen Bäume und Pferde. Es prasselt wie Hagel in den Blättern, Äste fallen zu Boden, an den Stämmen spritzen helle Stellen auf. Das Abenteuer ist nah, ist da, es sperrt den Rachen auf, speit Eisen und Feuer, sieht aus wie der Tod.“¹¹⁶

Kurt Tucholsky:

„Es war eine Fabrik der Schlacht, eine Mechanisierung der Schlacht, überpersönlich, unpersönlich. Die Division wurde eingesetzt, hineingeworfen – die Werfer blieben draußen –, sie wurde wieder herausgezogen. Achilles und Hektor kämpften noch miteinander; dieser Krieg wurde von der Stange gekauft. Und archaisch war nur noch die Terminologie, mit der man ihn umlog: das blitzende Schwert, die flatternden Fahnen, die gekreuzten Klingen. Landsknechte? Fabrikarbeiter des Todes.“¹¹⁷

Auch auf Gefallenendenkmälern verknüpfte man Antike und Gegenwart: so stellte man bisweilen Gladiatoren mit Stahlhelm und Karabiner dar oder zeigte einen nackten griechischen Jüngling, der einen Stahlhelm trägt und in der wurfbereiten Hand eine Handgranate bereithält.¹¹⁸ Das von Ellen Richter notierte Gedicht schließt mit dem, was oben im Gedicht Anna von Heydekampfs auffälligerweise fehlt: mit einem Bekenntnis zur Kriegsnotwendigkeit des Selbstopfers. – „O Schönheit des Sterbens, in Marmor gehauen / Nein, hier ist nichts als das kalte Grauen“, dichtete Erich Weinert.¹¹⁹

f) Das frühe Werk einer adligen Rebellin: „Meine Brüder“

„Es war in duftender Sommernacht –
Ich hatte im Hause d. Kerzen entfacht –
Es glühte der Wein im Pokale. –
Wir waren einander im Frieden nicht hold,
Nun leuchtet die Brüderliebe wie Gold.
Beim festlichen Abschiedsmahle.

Es lachte der Hüne, der Kürassier:
 „Nun laß das Zagen u. glaube mir,
 Mein Pallasch wurde geschliffen,
 Und wo der hinhaut, da wächst kein Gras[,]
 Es fließt in Strömen das rote Naß[,]
 Der Franzmann hat ausgepiffen.[‘]

Es lächelt fein der Füselier,
 Der schlanke, der hohe, „Glaube mir,
 Wir sind gar treffliche Schützen,
 Wir bringen den Russen die große Not,
 Wir sind das Verderben, wir sind der Tod,
 Da kann keine Übermacht nützen.[‘]

Ihr Jungens aus blondem Märkergeschlecht,
 Nun seid ihr Helden, so seid ihr recht,
 Der Ahnen würdige Erben!
 Rings lodert erschreckend der wilde Brand,
 Doch ihr, ihr rettet das Vaterland!
 Im Siegen und im Sterben!“

Ellen Richter schreibt dieses Gedicht, das wie das vorige den Einsatz an der West- wie Ostfront mit den Requisiten des Ritterkampfes ästhetisiert, „Annemarie v. Nathusius“ zu. Der „Pallasch“ war ein über ein Meter langer ungarischer Adelssäbel mit leicht gebogener Klinge, der am Griff in einen korbähnlichen Handschutz auslief.¹²⁰ Offenbar handelt es sich bei diesem Gedicht um ein frühes Werk der später so bezeichneten „adligen Rebellin“, die Ellen Richter in Potsdam im Kontakt mit der Pfingst-Kirchengemeinde sogar persönlich kennengelernt haben wird.¹²¹ Annemarie von Nathusius hatte dieses Gedicht noch in ihrer anfangs romantischen Kriegsbegeisterung („duftende Sommernacht“, „Kerzen“) verfasst, von der sie sich jedoch sehr bald löste.

g) Es wälzt sich durch alle Schulen fort: Der „Haßgesang gegen England“

„Was schießt uns Russe und Franzos’!
 Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
 Wir lieben sie nicht,
 Wir hassen sie nicht,
 Wir schützen Weichsel und Wasgaupaß, –
 Wir haben nur einen einzigen Haß.
 Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
 Wir haben nur einen einzigen Feind:
 Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt,
 Er sitzt geduckt hinter der grauen Flut,
 Voll Neid, voll Wut, voll Schläue, voll List,
 Durch Wasser getrennt, die sind dicker als Blut.

Wir wollen treten in ein Gericht,
 Einen Schwur zu schwören, Gesicht in Gesicht,
 Einen Schwur von Erz, den verbläst kein Wind,
 Einen Schwur von Kind und Kindeskind,
 Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
 Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
 Wir wollen nicht lassen von unserm Haß,
 Wir haben alle nur einen Haß,
 Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
 Wir haben alle nur einen Feind:
 England.“¹²²

Von den im Tagebuch enthaltenen „Kriegsgedichten 1914“ ist Ernst Lissauers (1882–1937) „Haßgesang gegen England“ vielleicht dasjenige, das in keinem „Kriegstagebuch“ fehlen durfte.¹²³ Dieser „Hassgesang“ wurde damals an allen Schulen bei feierlichen Anlässen vorgetragen und überall in die Deutschhefte und „Kriegstagebücher“ diktiert; so gewiss auch am Kaiserin Augusta-Stift. Ellen Richter schrieb bezeichnenderweise nur die erste Strophe mit.

h) Die letzte Wiener Operette: „Schirme den Fürsten dort“

„Schirme den Fürsten dort
 Und seine Schar;
 Sei der Albanier Hort
 In Not und Gefahr.
 Schlag der Rebellen Heer,
 Weck der Albanier Ehr;
 Gott sei des Fürsten, des Heeres Schutz!

Gott sei Durazzos¹²⁴ Schutz!
 Mächtig und stark
 Biet' den Feinden w [?] ¹²⁵ Trutz;
 Treff [!] sie bis ins Mark.
 Schirme die Flagge rot,
 Gib Sieg oder Tod;
 Gott sei Durazzos, Durazzos Schutz!“
 („zu singen auf die russische Nationalhymne“) ¹²⁶

Dieses auf Seite 70 f ins Tagebuch eingeklebte Gedicht scheint ad hoc entstanden zu sein und ist – wie die Handschrift zeigt – auch von Ellen Richter nicht selbst eingetragen worden. Ellen Richter schreibt es handschriftlich ihren Mitschülerinnen „Wanda“ (= Wanda Gräfin von Goetzen)¹²⁷ und „Echen“ (= Elisabeth von Waldow)¹²⁸ zu. Das Gedicht bezieht sich auf Fürst Wilhelm I. von Albanien, den Prinzen zu Wied (1876–1945). Es ist auf Linienpapier geschrieben und zusammen mit einem aus einer Zeitung ausgeschnittenen Photo des Prinzen im Tagebuch verwahrt. Man sieht dort den Fürsten in seiner von ihm

selbst entworfenen albanischen Uniform. Die eingeklammerte Zeile („zu singen auf die russische Nationalhymne“) ist in der Handschrift Ellen Richters hinzugefügt.

Bei diesem Poem wird es sich um eine spontane Freundschaftsgabe der beiden Mitschülerinnen gehandelt haben, denen Ellen Richter wohl von der Bekanntschaft ihrer Eltern mit dem Wied'schen Fürstenhof, darunter auch zum Prinzen Wilhelm Friedrich Heinrich selbst, erzählt hat. Wie der Ortspfarrer, der niedergelassene Arzt, der Apotheker, der Rechtsanwalt und der Fabrikant Rhodius wurde auch ihr Vater als Landgerichtsdirektor zu den lokalen Honoratioren gehörig hin und wieder zur Abendtafel der Fürstenfamilie zu Wied geladen.¹²⁹ Das Gedicht kann im Zusammenhang einer Stilübung mit vaterländisch klingenden Versatzstücken im Deutschunterricht entstanden sein, bei der man sich wie die Dichter der Freiheitskriege auch an bekannten Melodien auszurichten hatte.¹³⁰ So ist der Wortlaut der 3. Zeile der 2. Strophe einerseits von Zeilen des sog. „Kaisergeburtstagslieds“ von Wilhelm Hülseman (1781–1865), „Vater, kröne du mit Segen ...“ inspiriert¹³¹, der Textrhythmus andererseits der kaiserlich-russischen Nationalhymne entlehnt. Zur seltsamen Auswahl gerade dieser Feindhymne kam es vermutlich deswegen, weil die Fürsten zu Wied seit 1898 durch Einheiratung in das württembergische Königshaus im weitesten Sinn auch mit den Romanows verwandt wurden.¹³² Die kurze Regierungszeit des Prinzen zu Wied, der nur von März bis September 1914 „Mbret“ (= *imperator*) von Albanien war, kann überdies auch Gegenstand des kriegsbedingten Geschichtsunterrichts gewesen sein. Da der Prinz am 3. September 1914 Albanien fluchtartig zu Schiff verließ, muss das Gedicht noch vor diesem Datum entstanden sein. Michael Schmidt-Neke bezeichnet die ganze Wied-Affäre als „Aufführen der letzten Wiener Operette“.¹³³ Wenn der für sich stehende rätselhafte Buchstabe in der zweiten Strophe, dritte Zeile, tatsächlich ein als ein „w“ zu lesen sein sollte, dann läge hier mit der Zeile „Biet' den Feinden w[itte'schen] Trutz“ eine ironische Anspielung auf jene unglaubliche Posse vor, die ein Jahr zuvor in Berlin ein Schausteller namens Otto Witte (1871–1958) aus Pankow von sich verbreitet hatte. Dieser hatte behauptet, in Albanien als türkischer Prinz Halim Eddine aufgetreten und am 15. Februar 1913 in Tirana feierlich zum König von Albanien gekrönt worden zu sein. In den fünf Tagen seiner Regentschaft hätte er nach eigenen Angaben sogar Montenegro den Krieg erklärt. Die Hamburger Ordnungsbehörde erkannte Witte später immerhin das Recht zu, den Titel eines „ehem.: König von Albanien“ in seinen Ausweispapieren zu führen.¹³⁴

i) Zusammenfassung

Kommen wir hiermit zu einer Bewertung der kleinen Anthologie „Kriegsgedichte 1914“ des Tagebuches. Die drei kriegsnachdenklichen Gedichte (Nr. 2–4), die dissidente Motive aus Feldpostbriefen und Lazarettberichten aufgreifen¹³⁵, passen nicht in die Kategorie der lyrischen Kriegsverherrlichung, mit der man es sonst im Deutschunterricht zu tun hatte. Ellen Richter notierte sich in ihrem „*journal intime*“ zwischen den schulmäßig-kriegsaffirmativen Gedichten also auch solche, die im Gegensatz zur damaligen patriotischen „Hurra-Stimmung“ der Haupt- und Residenzstadt standen und die Kehrseiten des Kriegsgeschehens offenlegten: die Todesschrecken und seelischen Nöte der Frontsoldaten und

Lazarettsschwestern, sowie Trauer und Wehmut von Wartenden und Hinterbliebenen. Es ist nicht zu erweisen, dass gerade diese ohne Autorennamen notierten Gedichte von Ellen Richter persönlich stammen. Sie hat auch bei den kriegsaffirmativen Dichtungen die Verfasser/in nicht genannt wie etwa oben bei Nr. (e) „Opfer“, das unter „Fr. Br.“ in der Berliner Halbmonatsschrift „Das literarische Echo“ publiziert worden war.¹³⁶ Außerdem gilt es, sich den weiten Abstand zu anderer kriegskritischer Literatur der ersten Kriegsmomente zu vergegenwärtigen: Diese drei leise „kriegskritischen“ Gedichte sind nicht mit der z. B. von Susanne Leonhard (1895–1985), einer drei Jahre älteren Internatsschülerin, gesammelten „unterirdischen Literatur“ vergleichbar.¹³⁷ So klingt etwa das von Leonhard auf ihren Blättern zitierte, an den „Sozialisten-Marsch“ von Max Kegel¹³⁸ angelehnte Flugblatt aus Niederbarnim und Neukölln¹³⁹ – man vergleiche auch die bei Otto Herpel und Wolfgang Steinitz gesammelte Antikriegsdichtung 1914–1918, darunter mehrere Gedichte Hedwig Lachmanns (1865–1918) und Ina Seidels (1885–1974)¹⁴⁰ – erheblich anders als die Gedichte Nr. (b), (c), (d) im Richter’schen Tagebuch. Susanne Leonhard zitiert 1914 als ein „Kriegsgedicht“ den „neuen Sozialistenmarsch“:

„Auf Sozialisten, schließt die Reihen¹⁴¹,
Die Trommel ruft, die Banner weh’n.
Wir woll’n uns neuen Zielen weihen:
Die Monarchie soll neu erstehn!
Der Schuß dem Ruß! Stoß dem Franzos’!
Der Tritt dem Brit! Der Klapps dem Japs!
Vom deutschen Volke sei’s gegeben!
Das ist das Ziel, das wir erstreben!
Das nennt man jetzt den heiligen Krieg!
Wir sind das Volk! Mit uns der Sieg!

Ihr ungezählten Millionen,
Aus Schacht und Feld, aus Stadt und Land,
Ihr seid nun Futter für Kanonen,
Die schuf des Proletariats Hand!
Jetzt schießt man auf den Bruder gern,
Weil es der Wunsch der hohen Herrn!
Vernichtung vieler Menschenleben,
Das ist das Ziel, das wir erstreben,
Das nennt man jetzt den heiligen Krieg!
Wir sind das Volk! Mit uns der Sieg!

Nicht mit dem Rüstzeug der Barbaren,
Mit Flint’ und Speer man nicht mehr haut,
Nein, Motorbatterien fahren,
Und Bomben wirft der Aeronaut!
Die Mittel gern bewill’gen wir,
Und mancher wird noch Unt’roff’zier!
Auch Orden wird es schließlich geben,
Das ist das Ziel, das wir erstreben!

Vorbei der Arbeit heiliger Krieg!
Und schließlich büßt das Volk den Sieg!“

Mit Susanne Leonhard, die zwar auch „aus erzkonservativem, christlichem, kleinstädtischem Milieu“ stammte, die zuerst in einer Schülerpension in Chemnitz lebte, sich dann als Krankenpflegerin zur Verfügung stellte und danach ab 1915 in Göttingen studierte, hatte Ellen Richter auch weltanschaulich kaum etwas gemeinsam. Susanne Leonhard schloss sich der antichauvinistischen, antimilitaristischen Jugendbewegung an und gründete wie Ernst Toller (1893–1939) eine „Freistudentenschaft“. ¹⁴² Ellen Richter wird in Berlin ohnehin nicht die Gelegenheit gehabt haben, während der ersten Kriegsmonate Kenntnis von den durch Karl Liebknecht (1871–1919) ¹⁴³ inspirierten oppositionellen Jugendorganisationen zu erhalten, geschweige denn in direkten Kontakt mit ihnen zu treten, die ihre propagandistische Tätigkeit besonders in Niederbarnim und Neukölln („Das Proletarierviertel schrie es aus all seinen Höfen und Mietskasernen: Es gibt keinen Gott oder er müßte ein Scheusal sein!“ ¹⁴⁴) entfalteten. ¹⁴⁵ Dazu war sie im Potsdamer Kaiserin Augusta-Stift viel zu sehr abgeschottet und selbst – auch weltanschaulich – innerlich nicht vorbereitet. Es ist ebenso zu bezweifeln, dass Ellen Richter später, im Alter von Susanne Leonhard so weit zu gehen bereit gewesen wäre, sich – etwa während ihrer medizinischen Studiensemester 1921/1922 in Darmstadt – gleichartigen politischen Gruppierungen anzuschließen.

Zu überlegen ist schließlich noch, ob die Gedichte Nr. 2–4 ihres Tagebuchs mit einer im Stift vorhandenen Skepsis und oppositionellen Haltung dem Krieg gegenüber – trotz der in Potsdam unmittelbar zu spürenden Präsenz von „Preußens Gloria“ – zu tun hatten und ob diese Haltung von Teilen der durchweg weiblichen Lehrer- und Schülerschaft mitgetragen wurde. Dies könnte erklären, woher die kriegskritischen Gedichte im Tagebuch Ellen Richters kamen. Entscheidend wäre hier die – schwer abzuschätzende – Einstellung der das Stiftsleben nachhaltig prägenden Persönlichkeit der Oberin, Bertha Eugenie Emilie von Moeller ¹⁴⁶ (1877–1942) gewesen. Es spricht für das kritische Bewusstsein dieser zeit lebens kaisertreuen Oberin, dass sie 1935 auf Betreiben der Reichsfrauenführerin Gertrud-Scholtz-Klink (1902–1999) vorzeitig pensioniert wurde ¹⁴⁷ und später (1934–1942) dem Bruderrat der Bekennenden Kirche (BK) in Potsdam als stellvertretende Vorsitzende und Schriftführerin angehörte. ¹⁴⁸ Andererseits ist zu bedenken, dass es sehr bald nach Kriegsausbruch von Seiten der Unterrichtsministerien verschiedener deutscher Bundesstaaten Leitsätze gab, welche die Schulen zur unterrichtlichen Anpassung an ihre patriotische Aufgabe aufriefen. Gymnasial- und Realschulverbände hatten dazu praktische Vorgaben ausgearbeitet. Man hatte sogar nach einem pädagogischen „Generalstäbler im Inneren“ gerufen, „der mit kühner, sicherer Hand die Schule auf den Hauptnenner ‚Krieg‘ bringen“ sollte. ¹⁴⁹ Nach einem Appell vom 15. August 1914, der in der Zeitschrift „Die Lehrer“, dem „Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins“ abgedruckt wurde, waren gerade auch die Mädchenschulen, Mädcheninternate und Lyzeen mit Nachdruck dazu angehalten worden, vaterländische „Vermittler“ zu sein:

„[...] Vermittler des Geistes, der jetzt unser Volk erfüllt. Es kommt so viel auf die Erhaltung des Mutes, der Freudigkeit, der guten, opferbereiten, stolzen Gesinnung an, die jetzt in so überwältigender Größe da ist, und die uns allein durch kommende ernste Zeiten tragen kann.“ ¹⁵⁰

Es ist daher nicht auszuschließen, dass – wie an anderen Mädchenschulen – der Lehrplan auch des Kaiserin-Augusta-Stiftes mehr oder weniger das vom Unterrichtsministerium im Krieg pädagogisch für erforderlich Gehaltene umsetzte, um die weiblichen Zöglinge auf ihre vaterländische Rolle an der Heimatfront einzuschwören. Die 23.–29. Stunde des Krummacher'schen Konfirmandenunterrichts – so unsere Analyse dieser Stunden – machen allerdings nicht den Eindruck allzu starker ideologischer Überfrachtung; vorauszusetzen ist, dass das Thema der „Liebestätigkeit einer christlichen Frau“ auch schon in Vorkriegszeiten, zum naturgegebenen Bestandteil des Curriculums der Kaiserin Augusta-Stiftung gehört haben wird.¹⁵¹ Nach allem ist davon auszugehen, dass im Rahmen des im Deutschunterricht zu führenden Kriegstagebuches die drei kriegskritischen Gedichte (Nr. 2–4) von Ellen Richter selbst – darunter zwei eigenständig redigiert oder nicht – in ihr Tagebuch aufgenommen wurden. Viel später, 1944, sollte Ellen Richter, veranlasst durch ihre Liebesbeziehung zu dem schon oben erwähnten Wilhelm Ahlmann, der sich dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus angeschlossen hatte, das Genre einer dissidenten Gedichtanthologie erneut aufgreifen.

4) Die „eisenbeschlagenen Jungfrauen“ im göttlichen Weltenplan und die Brutalisierung der weiblichen Erotik – Frauengedichte aus der Kriegszeit zum Vergleich

Der Kontrast, in welchem die Tagebuchgedichte Nr. 2–4 Ellen Richters zum Gros der damals gedruckten, von Frauen verfassten Kriegssyrik stehen, ist deutlich bemerkbar. Dieses Gefälle wollen wir uns im Folgenden noch eingehender vergegenwärtigen. Seit 1870/1871 wurde der deutsche Buchmarkt mit patriotischer, säbelrasselnder Volks-, Jugend- und Schulbuchliteratur überschwemmt.¹⁵² Einsetzend mit dem Kriegeausbruch 1914 folgte dann eine Phase gesteigerter pathetischer Erregung, in welcher die Bellifizierung der Lyrik mit allerstärksten Ausdrücken vorangetrieben wurde.¹⁵³ Im Klima solchen „patriotischen Industrieschunds“¹⁵⁴ (Kriegslieder, Kriegsnovellen, Kriegskalender, Kriegstagebücher, „feldgrauen Humoresken“¹⁵⁵), entstand ab 1914 – neben einer verschwindend geringen Zahl kriegskritischer Frauenlyrik¹⁵⁶ – auch eine Unzahl von bellikosen Frauengedichten und -Novellen¹⁵⁷, die dem kriegstheologischen Mainstream in allen Punkten folgte. Frauen griffen schon gleich im ersten Kriegsjahr alle die Motive auf, die auch ihre Dichterkollegen verwendeten: „Lüttich“, „Metz“, „Antwerpen“, „U 9“, „Zeppelin“, „Tsingtau“, „Emden“.¹⁵⁸ In der Frauenliteratur fehlte aufs Ganze gesehen die deutliche Distanzierung vom Krieg auf der Grundlage christlicher Nächstenliebe ebenso wie jeglicher Ansatz zur Kritik am Krieg, an Anlass, an Durchführung und Ziel der deutschen Kriegsführung.¹⁵⁹ Auch wenn in der Frauenlyrik Not und Drangsal des Krieges vergleichsweise häufiger und stärker hervorgehoben wurden als bei ihren männlichen Dichterkollegen üblich, galt hier genauso die Nationalisierung Gottes als Letztwert, wurde der Krieg der Deutschen ebenso als notwendig zur Kulturerhaltung und Welterziehung, sowie als heiliges Gottesgericht der Endzeit angesehen, hinter dem sich die segensreiche Liebe Gottes für alle Welt offenbaren würde.

Ab 1914 wurde die Rolle der Frau im Krieg – analog zur Rolle des Mannes im Krieg – in mehrerer Hinsicht militarisiert. Dass man die Frau in der Kriegssyrik als opfer- und hin-

gabebereite Mutter, als Ehefrau und Schwester stilisierte, die in karitativer Pflichterfüllung zum Werkzeug Gottes wurde und ihre im Krieg erforderlichen Opfer in der Rolle der Märtyrermutter aus 2. Makk. 7, 20 ff. 27 ff und der „*Mater dolorosa*“¹⁶⁰, war nicht neu. Neu waren jedoch zwei weitere Entwicklungen in der kriegsaffirmativen Frauenliteratur: Die „Metallisierung“ und „Maschinisierung“ ihrer Rolle und die Brutalisierung ihrer Erotik.

A) Die Metallisierung und Maschinisierung der Frau

Die Metallisierung und Maschinisierung der Kriegsgesellschaft schlug sich sprachlich auch in der kriegsaffirmativen Frauenlyrik nieder.¹⁶¹ Es formte sich eine Sprachwelt aus, in welcher Frauen selbst ihren weiblichen Organismus und ihre mütterliche Gefühlswelt bellifizierten. U-Boote wurden zu Mutterleibern und Kanonenkugeln zu Neugeborenen – wie etwa in der fast futuristisch / surrealistisch anmutenden Gedichtsammlung „Kriegslieder“ von Amalie Senninger; dort mutiert in ihrem Gedicht „U 9“ – das am 22. September 1914 siegreiche U-Boot¹⁶² – zum „gesegneten“ Mutterleib, das die U 9-Helden sicher trägt; die ästhetizistische Anspielung auf das Ave-Maria: „*benedicta tu in mulieribus, et benedictus fructus ventris tui*“¹⁶³ ist deutlich:

a) *Benedicta tu in mulieribus: U 9*

„Es zogen drei englische Schiffe daher,
Es brandete um ihre Leiber das Meer,
Es prahlten die Flaggen zu höchst vom Mast:
,Wir sind hier die Herren und nicht zu Gast,
Das Meer ist unser!‘ Wer’s ihnen verschrieben?
Die Antwort wären sie schuldig geblieben.

Es naht eine Schar sich, die nur *ein* Leib,
Es trägt sie das Boot, ein gesegnetes Weib,
Sie sind *ein* Wille nur, *ein* Wort,
Sie holen für Deutschland die Beute dort,
Die stolze! Doch hat von dem Edelwild
Nicht eins fremder Augen Neugier gestillt.
Drei Namen nur werden als fehlend genannt
Im Flottenregister von Engeland.“¹⁶⁴

In einem anderen Gedicht wird die Kanone zur leidenden Mutter, zur „*Mater dolorosa*“¹⁶⁵ erklärt, die ihre „in Wehen geborenen Kinder“, d.h. Kanonenkugeln, in die Welt entlässt und schmerzenseich mit ansehen muss, wie alle ihre „Kinder“ sterben, nachdem diese „verzitternd wie ein Gebet“ ihr Werk „vollbracht“ (Joh. 19, 30) haben; auffällig ist auch das Passions-Motiv, dass „Blut zu Rosen gerinnt“. Nach der Legende, entsprossen den Blutstropfen Christi Rosen.¹⁶⁶ Dieses Motiv könnte sich auf den Blutverlust beim Geburtsvorgang beziehen.

b) Mater dolorosa: *Die Kanone*

„Weh' mir, wo ist mein Kind,
 Das ich in Wehen geboren?
 Geboren und wieder verloren;
 Daß Mütter so elend sind!“

„Dein Kind“, spricht darauf die Wacht,
 „Ist nicht wie ein Menschenkind,
 Das zum Gehen sich Monde besinnt
 Und zum Reden tut sehr bedacht.“

Kaum ist's deinem Schoß entronnen,
 Ein Daseinsschrei – schon stürmt es fort,
 Sein Atem ist Mord, ist Mord,
 Und Blut scheint zu Rosen geronnen.

Ihm wächst die Kraft wie dem Wind,
 Wie dem Wellenschlag am Bug,
 Dem nie es des Kampfes genug.
 Und wenn es sich endlich besinnt,

Hat es mit grausamer Macht
 Heiliges, Unheiliges versehrt.
 Nun ist seine Kraft verzehrt,
 Nun ist sein Weg vollbracht.

Mutter, dort stirbt dein Kind!
 Leis es in Weiten verweht,
 Verzitternd wie ein Gebet
 Verklingt es versöhnend und lind.“¹⁶⁷

Sogar in der von Franz Pfemfert herausgegebenen, kriegsoppositionellen Aktions-Lyrik findet sich dieses Motiv. Auch Kurd Adler (1892–1916) verwandte in seinem Gedicht „das Geschütz“ diesen, den Geburtsvorgang mörderisch metallisierenden Vergleich:

c) Mutterwehen: *Das Geschütz*

„Breit, klotzig, hart schaut es über lehmige Erde.
 Des Rohres Länge ist weisende Gebärde [...].
 So droht es zum Mensch, droht es zum Land,
 droht es zum Himmel.
 Steht gleich einem gebundenen Wildtier in Schlingen,
 bis es gelöst. Und es im Schoße ein Kind
 sich wachsen fühlt.
 Einen Augenblick spielt

es mit ihm. Hält es ehernheiß
 in seinem Leib. Es weiß:
 Jetzt springen die Ringe.
 Dann kreischt es auf wie in Mutterwehen
 Und speit die wilde Geburt hoch in das Land. [...]
 Und gebiert nach Tag und Nacht, Nacht und Tag
 neue blutlüsterne Brut.“¹⁶⁸

Der katholische Priester „Bruder Willram“ machte in seinem Gedicht „Berta (Der 42 Zentimeter=Mörser)“ aus einem Steilfeuergeschütz eine Frau, eine Nonne, die heimlich nach Liebe schreie:

Die Nonne: *Berta*
 „Verborgen gleich einer Nonne steht
 Sie hinter Schanzen und Gittern;
 Und wenn ihr flammender Odem weht
 In Schlachtenungewittern,
 Ist's wie ein donnerndes Stoßgebet,
 vor dem die Teufel zittern. [...]

Und dennoch hegt die stählerne Maid
 In der Brust ein heimliches Minnen,
 Das brüllend um Erhörung schreit
 Mit lohen, lodernden Sinnen: –
 Hurra! Wer ist's, der die Stolze freit –
 Wer möchte die Braut gewinnen?“¹⁶⁹

Diese bizarre Ineinssetzung von Mutterleibern und U-Booten, von Kindern und Kanonenkugeln, von nonnenhaftem, „heimlichem Minnen“ und 42 cm Mörsern ist nicht zufälliger und bloß skurriler Ausdruck kriegerischer Verwilderung des Denkens unter einer der Lyrik übergestülpten Pickelhaube. Mehrere Faktoren waren für diese zeitkonforme Ästhetisierung des Krieges durch die „Metallisierung“ der Frauenrolle verantwortlich geworden. Zum einen die gesamtgesellschaftliche Entwicklung hin zur Ubiquität des Metalls. Brückenbauten („Kaiser Wilhelm Brücke“) ¹⁷⁰, „Eisenbahnen“ (Schienen, Bahnhofshallen, Lokomotiven, Waggons), der „Schein der Glühöfen“ und „das Funkenlied der Trambahnen“ hatten Symbolcharakter für die Moderne angenommen. Vollends im Krieg rückte das Metall – durch das Transportwesen, durch Rüstung und schwere Artillerie, durch Flugzeuge, Schlachtschiffe ¹⁷¹, U-Boote und Tanks (deutscher A7V-Panzer) – mit erneutem und verstärktem Ruck ins Blickfeld. ¹⁷² Schulbücher ¹⁷³ wie Jahrbücher berichteten regelmäßig über den in diesem Maße „noch niemals verzeichneten Aufschwung“ der Kriegswirtschaft in „Bergwerks- und Hüttenunternehmungen“, in „Kriegsmaterial-, Metall- und Maschinenfabriken“, in „Schiffswerften“, „Automobil- und Fahrradwerken“. ¹⁷⁴ Einfluss übte auch das futuristische Anliegen der Metallisierung des menschlichen Körpers aus, das wir schon oben kennenlernten („Der Krieg ist schön, weil er die erträumte Metallisierung des menschlichen Körpers inauguriert“ ¹⁷⁵).

Zwei Faktoren trugen zur Akzeptanz dieser „Metallisierung“ auch der Frau bei. Zunächst der allgemeine Faktor der „mental Panzerung“. Trotz aller Beschwerden übertrug sich der metallisierte Kriegsdienst, das ständige Arbeiten mit unnachgiebigen Werkstoffen auf das Durchhaltevermögen der Gesellschaft.¹⁷⁶ Man sprach von der „eisernen Zeit“ und ästhetisierte die Epoche der Krupp-Werke mit der Zeitalterlehre der Bibel (Dan. 2, 31 ff) und der klassischen Literatur (Hesiod, Werke und Tage, 109–201; Ovid, Metamorphosen I, 89–150), nach welcher man sich in der metallischen Ära der Kriege befand.¹⁷⁷ Das wichtigste metallische Symbol im Krieg, das „Eiserne Kreuz“ – die Ordenszeichen vor 1813 hatten aus aufzunäherender Wolle bestanden; der Wandel vom „weichem Tuch“ zum „harten Eisen“ war aussagekräftig genug¹⁷⁸ –, richtete sich an Männer wie Frauen gleichermaßen, auch wenn Frauen nur selten das Eiserne Kreuz erhielten.¹⁷⁹

Dieses Eiserne Kreuz, das „für Beweise edeln Muthes und standhafter Beharrlichkeit sowol im Felde als daheim“ verliehen wurde, hatte im Ursprung mit der Frau zu tun. Den Stiftungstag des „Eisernen Kreuzes“ hatte Friedrich Wilhelm III. 1813 bewusst auf den Geburtstag seiner Frau Luise (10. März), „der unser Beginnen aus Sternenhöhen herab segnenden Königin“¹⁸⁰, zurückdatiert; sie wurde posthum auch die erste Ordensträgerin.¹⁸¹ Anton de Nora nahm das „Eiserne Kreuz“ als Ausgangsmotiv für ein Lobgedicht auf das „ganze Volk im Eisen“.¹⁸² Zu Symbolen der metallischen Zeit wurden daneben die Pickelhaube und der „Stahlhelm“, die auf vielen Postkarten und Plakaten erschienen und die Metallisierung des Körpers anzeigten. Am Symbolischsten und Sinnfälligsten zeigte sich die Metallisierung des Körpers, die Metamorphose in unbelebte, wehrhaft unempfindliche Natur, bei den sog. Hindenburg-„Nagelungen“. Dessen Holzstatuen – „auch in der kalten Jahreszeit, bei schönem Wetter mit Militärkonzert“¹⁸³ –, verwandelten ihn in einen eisengepanzten Mann, der mit jedem neu eingeschlagenen Nagel unangreifbarer wurde. Zum „Gefreiten in Ritterrüstung“ wurde nur wenige Jahrzehnte später auch Hitler metallisiert¹⁸⁴; ein ähnlicher Prozess vollzog sich mit dem Kopf Mussolinis.¹⁸⁵ Zur Weihnachtszeit metallisierten sich im Ersten Weltkrieg bisweilen sogar die Krippenfiguren, indem sie zu „Eisernen Rolanden“ mutierten.¹⁸⁶ Wilhelm Nelle metallisierte gar die kirchlichen Gesangbuchlieder: „Wie in Erz gegossene Gestalten standen diese Lieder da, starke Helden, die Gottes Befehle ausrichten“, schrieb er im Oktober 1918, noch kurz vor Kriegsende, im Vorwort zu seinem „Schlüssel zum Evangelischen Gesangbuch“.¹⁸⁷ In dem Gedicht „Das Volk in Eisen“ von Walter Flex (1887–1917) erschien schließlich das ganze Volk „im grauen Eisenkleid“:

d) Zu Gottes Schildamt geschaffen: *Das Volk in Eisen*

„Mein Volk im grauen Eisenkleid,
Zu Gottes Schildamt geschaffen.
Nun starren Fluren und Fluten weit
Von deinen heiligen Waffen!
Das ganze Volk *ein* eherner Schild!
Und auf dem Schilde der Kaiser!
Schildschmuck, dem unser Trachten gilt,

sind Blut und Eisenreiser. [...]
 Es dröhnt das Land vom ehernen Tritt
 Der tausend reisigen Haufen. [...]
 Du Volk im grauen Eisenkleid,
 Du trutz'ge, lebendige Mauer ... [...].
 Komm' an, Gesindel! Komm' an zu Hauf
 Und stürme die Mauer von Eisen.[...]“¹⁸⁸

Es war daher nur konsequent, dass sich in der Lyrik schließlich auch Frauen in Erze verwandelten, deren Uterus nicht nur Kriegsembryonen austrug, sondern auch Munition ausspie.

Für die Kriegszeit erwies sich – zweitens – die theologische Behauptung, die von Friedrich Naumann schon weit vor dem Krieg in den Andachten seiner „Gotteshilfe“ geäußert worden war¹⁸⁹, als nicht unerheblich, dass die Metallisierung der Gesellschaft Ausdruck des göttlichen Weltenplans sei. Naumann hatte in einer Andacht zu Gen. 28, 16 („Im Eisenwerk“) den feuersprühenden Gottesberg vom Sinai mit der „glühenden Majestät“ der Hochöfen verglichen und gepredigt, dass Gott, der „seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen macht“ (Psalm 104, 4), „in dem Hochofen nicht weniger allgegenwärtig ist als im [Altarfeuer des] Hain Mamre“ (Gen. 13, 18); das Leben der Metallarbeiter sei „an Bäche fließenden Eisens gepflanzt“ (vgl. Ps. 1, 3). Josef Winckler verglich die Arbeiter der Krupp-Werke mit den drei „Jünglingen im Feuerofen“ (Dan. 3, 20 ff).¹⁹⁰ Naumann hatte den „in schweißgebleichte blaue Kutten“ Gekleideten zugerufen: „Euer Beruf ist Gottesdienst“¹⁹¹ und den Fabrikarbeitern sogar unterstellt: „Wie aber ist es möglich, daß der Blaugekleidete gelegentlich in seiner Arbeit die [gleiche] Empfindung hat, die der Hirte auf sonniger Halde so leicht bekommt: Gott ist gegenwärtig?“¹⁹² – eine Empfindung, die sich sogar auch mit der Berufungsgeschichte des Moses beim brennenden Dornbusch vereinbaren ließ: „Der Ort, darauf du stehst [= die Eisenhütte], ist heiliges Land.“ (Ex. 3, 5). Als nun die Frau entgegen aller Vorbehalte, dass dies nicht der Schöpfungsordnung entspreche, im Krieg als zunächst noch abfällig belächelte „Fabrikerin“ in die metallenen Männerberufe nachrückte, galt auch für sie diese Verheißung, eine Rolle im göttlichen Heilsplan wahrzunehmen. Wie wichtig für die damaligen Begriffe diese theologische Rechtfertigung der Frauenrolle in der kriegsbedingten Metallisierung des Arbeitslebens war, wird erst deutlich, wenn man sich den Produktionsprozess genauer ansieht, in den die Frau eingespannt wurde.

In der Berliner Metallindustrie stieg nach den Angaben von Dieter und Ruth Glatzer (Erhebungen vom August/September 1916)¹⁹³ die Zahl der weiblichen Arbeitskräfte innerhalb von zwei Jahren von 8.300 (1914) auf 44.500 (1916) an. Eine Liste der von diesen Metallarbeiterinnen abzuleistenden Tätigkeiten umfasst nach Glatzer 250 verschiedene Rubriken, darunter ausgesprochene Schwer- und Schwerstarbeit; hier seien die Rubriken 14 bis 24 vornehmlich aus der Munitionsbranche zitiert, wobei der Einsatz von Frauen in der Chemie-, Pulver- und Sprengstoffindustrie¹⁹⁴ (Herstellung von Gasgeschossen und Säuregranaten, bei deren Ausdünstungen sich die Haare gelb färbten) nur bei Krieger erwähnt wird:

- „14. Formen, ausstoßen, Arbeit an Rüttelmaschinen, Kerne brennen, Kerne machen, Lehm bearbeiten, Lehm mahlen, Maschinen formen, Platten formen, Sand fahren, Sand schaufeln, Sand sieben, Ausmauern der Kokillen, Masse machen, leeren.
 15. Fräsen, Muttern fräsen, schlitzen.
 16. Gewinde schneiden, Schrauben schneiden und drehen.
 17. Gießen, flüssiges Eisen fahren und setzen, Füllen des Schmelzofens, Kugeln gießen, kühlen, Pfannen tragen, schmelzen.
 18. Gläser bearbeiten, abdichten, abziehen, facettieren, kitten, schleifen, waschen, zurichten.
 19. Glühen, tempern, wärmen.
 20. Granaten bearbeiten, abrunden, abstechen, anstreichen, abnehmen, bohren, drehen, einfetten, fräsen, füllen, gießen, glühen, Gewinde schneiden, hobeln, Kerne machen, kontrollieren, pressen, putzen, packen, reinigen, schlichten, schmirgeln, schrappen, stoßen, transportieren, verladen, zentrieren.
 21. Gravieren (mit Maschine), stechen, stempeln, prägen.
 22. Gummieren, Klebstoff rühren.
 23. Guß putzen, abgraten, bestoßen.
 24. Hammer führen ...“¹⁹⁵

Die theologische Romantisierung des Metalls als Präsenz Gottes, die übrigens auch schon im Hesekielbuch nachzulesen war (Hes. 1, 4 ff), wurde trotzdem nicht überall hingenommen. Die Metallisierung der Gesellschaft und ihres Arbeitslebens in einem kalt glänzenden, sterilen Universum löste schon Jahre vor dem Krieg Beklemmungen aus. Dafür stehen Heinrich Lerschs industriekritische Dichtungen „Mensch im Eisen“¹⁹⁶, insbesondere ein Gedicht aus dem Jahr 1907:

„Mensch! Wo bist du? Wie ein Käfertier
 Im Bernstein eingeschlossen, hockst im Eisen
 Du, das fest dich preßt im stählernen Gewirr.“¹⁹⁷

Im Krieg erschien Heinrich Lersch dann der Stellungskrieg wie eine „große Kesselschmiede“.¹⁹⁸ Ernst Toller opponierte 1921 in seinem Nachkriegsdrama „Masse – Mensch“ im Sprechchor einer „Gruppe junger Arbeiterinnen“ auch gegen die metallisierte Frauenrolle:

„Maschinen pressen uns wie Vieh im Schlachthaus.
 Maschinen klemmen uns in Schraubstock,
 Maschinen hämmern unsre Leiber Tag für Tag
 Zu Nieten ... Schrauben ...
 Schrauben ... drei Millimeter ... Schrauben ... fünf Millimeter,
 Dörren unsre Augen, lassen Hände uns verwesen
 Bei lebendigem Leibe ...
 Nieder die Fabriken, nieder die Maschinen! [...]“ –
 „Fabriken dürfen nicht mehr Herr
 Und Menschen Mittel sein.
 Fabrik sei Diener würdigen Lebens!
 Seele des Menschen bezwinde Fabrik!“¹⁹⁹

Gleichwohl verharmloste man im Krieg die Frauenrolle in der „Welt im Eisen“. Die Feminisierung der Metallarbeit im Weltenplan Gottes wurde nach Kräften abgemildert. Das „Illustrierte Jahrbuch – Kalender für das Jahr 1917“ brachte für fast jedes Monatsblatt des Jahres eine heiter-beschwingte Bebilderung, auf der gezeigt wurde, mit welch' tänzelnder Leichtigkeit und damenhafter Eleganz Frauen männliche Berufe in der Maschinenkultur ausübten. In den Fabrikhallen liefen Grammophonplatten, deren schwungvolle Melodien „die Hände in schnelleren Rhythmus rissen“.²⁰⁰



Abbildung 22: „Ehr' und Preis' unseren Frauen! 1914–1916“, Feldpostkarte 1. Weltkrieg. (Poststempel: Köln, 8.1.17 3–4 N, 11).

„Das deutsche Werk geht stetig seinen Gang! / Der Frauen-Arbeit töne Lob und Sang. Die deutsche Frau schafft jetzt an Mannes Stell! / Voll Kraft und Mut blitzt ihr das Auge hell!“
Rechts unten wird eine Frau mit „Küchenschürze“ beim „Granaten drehen“ dargestellt.

Auf den Bildern wurde nur der ohnehin ins Straßenbild eingedrungene Einsatz von Frauen im öffentlichen Straßen- und Schienenverkehr gezeigt: „Die Straßenbahnfahrerin“ (Januar), „Der weibliche Postillon“ (März), „Die Fahrdienstleiterin“ (April), „Die Weichenstellerin“ (Juni), „Die Bahnsteigschaffnerin“ (August)²⁰¹, „Ist noch jemand ohne Fahrschein?“ (Oktober).²⁰² Selbst „im Dienste der Müllabfuhr“ (Juli) brauchten Frauen auf ihre hohen Absätze nicht zu verzichten.²⁰³ Seltener, aber nicht unüblich waren Kriegspostkarten wie die oben gezeigte (Abb. 22), die Frauen u. a. auch beim „Kußhandgranatendrehen“²⁰⁴ abbildeten. Was tunlichst unterlassen wurde zu zeigen, waren etwa Arbeiterinnen in einer Munitionsfabrik an einer 125 Tonnen-Ziehpresse.²⁰⁵

Jedoch nicht immer fiel die Darstellung von Frauen in den metallenen Berufen derart harmlos aus. Alfred Otto Stolze (1889–1954), ebenfalls Kolumnist in der „Hilfe“ schrieb 1917 in seiner Textcollage „Auf Posten in der Munitionsfabrik“:

„Nah dem Eingang [der Munitionsfabrik] schaffen zwei Frauen. Stundenlang schaffen sie schon. Schweiß rinnt ihnen über schmutziges Gesicht, Haare kleben wirr an der Stirn. Sie schauen mit stieren brennenden Augen, aber die öligen Arme greifen stark ein im stoßenden Rhythmus der Maschine und sind selbst lebende Wesen. Sie schaffen Brot und Leben, und sie schaffen Tod. [...] Die Mädchen singen und geben die Zünder von Hand zu Hand, sie schaffen Tod, und sie glühen noch Leben. Und ich wandere mit den Eisenstücken und sehe, wie sie sich runden und vollenden und wie sie sich einschrauben in schwere Granaten, und jetzt wollen sie leben und einmal jauchzen und in Lust zergehen. Zwei Männer liegen zerrissen im Sterben. [...] Und die Blonde heftet mit ihren kleinen todschaffenden Händen an ihre Brust den zarten Kirschblütenzweig, und ihre Augen sind voll stiller Frömmigkeit, aber ihr Mund ist süß und lüstern. Und sie ist wie das Rätsel von Leben und Tod.“²⁰⁶

Erst nach dem Krieg widmete der Bibliothekar der kaiserlichen Bibliothek in Potsdam, Bogdan Krieger (1863–1931), in seinem 1919 erschienenen Buch „Kaiserin Auguste Viktoria als Landesmutter im Kriege“ der Tätigkeit von Frauen in der Schwerindustrie, Waffen- und Munitionsproduktion ein an der Realität angemessen orientiertes Kapitel²⁰⁷, das den innerhalb der Kriegswirtschaft herrschenden, oft prekären Arbeitsbedingungen der Frau in der Waffen- und Munitionsproduktion Rechnung trug.²⁰⁸ Krieger berichtete:

„Das Hantieren mit den glühenden Stahlblöcken, die Bedienung der großen hydraulischen Pressen, die Weiterbeförderung der gepreßten, glühenden Granaten interessierte die Kaiserin ungemein. Sie ließ sich von einer Arbeiterin eine Zange mit einer glühenden Granate reichen, um sich über den für die Arbeit erforderlichen Kraftaufwand zu unterrichten. [...] Auf dem Rundgang sprach die Kaiserin fortgesetzt Arbeiterinnen an, auch solche aus der Werkstatt der Piktinsprengkörper. Selbst von diesen, deren Tätigkeit die unangenehmste im ganzen Betrieb ist – Gesicht und Hände der Arbeiterinnen werden durch die gelbe Pikrinsäure gefärbt –, konnte die Kaiserin hören, daß sie die Arbeit gern und willig ausführten, um dem Mangel an männlichen Arbeitern abzuhelpen. Sie regte an, für die Arbeiterinnen Milch zu verausgaben und zu dem Zweck Stallungen für Kühe einzurichten. Der Anregung wurde von der Direktion Folge gegeben; die Arbeiterinnen erhielten seitdem kostenlos täglich ein Liter Milch. Im Fabrikationsraum für Gasgranaten ließ die Kaiserin die Personalien einiger Frauen, deren persönliche Verhältnisse sie im Gespräch mit ihnen festgestellt hatte, vermerken. Später gingen diesen Arbeiterinnen Geldbeträge aus ihrem Kabinett zu. [...] Die Kaiserin sah dem Arbeitsverlauf beim Gießen von Kupfer und Messing, der Herstellung von Messingstangen aus glühenden Bolzen mittels hydraulischer Pressen, der Anfertigung von Zünderkörpern aus glühendem Metall in der Warmpresserei und anderen Verrichtungen mit trotz des vierstündigen Aufenthalts in der Fabrik unverminderter Aufmerksamkeit und Teilnahme zu.“²⁰⁹

B) Die Brutalisierung der weiblichen Erotik

Neben der Metallisierung der Frau im Kriegsgeschehen – Friedrich Wilhelm Foerster sprach von den „eisenbeschlagenen Jungfrauen“²¹⁰ – fand auch eine Brutalisierung ihrer Erotik statt, wobei – wie im schon anfangs zitierten „Schwertlied“ Theodor Körners – Kampfgeschehen und Liebesakt, Frauenleib und Schwert austauschbar wurden.²¹¹ Die Brutalisierung der weiblichen Erotik fand sich auch schon 1870–1871 in der sogenannten

„Brautstädte-Motivik“, auf die der Germanist Philipp Witkop anhand der „alten kriegsrischen Volks- und Landsknechtslieder“ des 15. Jahrhunderts aufmerksam machte.²¹² Schon die blutige Eroberung Magdeburgs vom 20. Mai 1631, der „unbefleckten Magd Gottes“, des Symbols protestantischer Glaubensreinheit, war „Magdeburgische Hochzeit“ genannt worden.²¹³ Zwei Gedichtbeispiele dieser „Minnetradition von Schwert und Eisenarm“ aus dem Siebziger Krieg mögen hier genügen, bevor wir uns zwei weiteren aus der Weltkriegslyrik zuwenden:

a) Das Minnen um Straßburg und Metz

Straßburg

„Du [= Straßburg] standst im Wittwenschleier
Betrübt und ungeehrt;
Jetzt kommt ein alter Freier,
Der wirbt dich mit dem Schwert.

Er wird dich wohl erwerben
Mit seiner tapfern Hand,
Und müßt' auch roth sich färben
Dein Schleier und dein Gewand.

Er kommt, um dich zu minnen
Mit scharfem Schwertesstreich;
Er wird dich neu gewinnen
Dem neu erstandnen Reich.“²¹⁴ –

Prinz Friedrich Karl

„Dann warb er kühn um Metz, die hohe Veste,
Hei, wie er die mit Eisenarm umfing!
Rings lud er seine Helden all' als Gäste
Und gab der Jungfrau eh'rnen Hochzeitring.
Wohl über *siebzig Tage*²¹⁵
Turnier und Festgelage:
Dann führt er heim, die er als Braut ersah –
Heil Friedrich Karl! Prinz Friedrich Karl Hurrah!“²¹⁶

Die Eroberung von Städten mit einer Brautwerbung zu vergleichen, war üblich, und das wurde auch in der Lyrik des Siebziger Krieges und des Ersten Weltkriegs so gehandhabt. Oskar Höcker (1840–1894) überschrieb 1889 in seinem Buch „Im Rock des Königs“ das Kapitel der Eroberung der Festung Metz im Oktober 1870²¹⁷ mit dem Titel „Der Kranz um die Jungfrau“. Metz wurde wegen der Uneinnehmbarkeit seines Festungs rings traditionellerweise „Jungfrauenkranz“ genannt; Stadt und Festung konnten weder 1444 noch 1552 erobert werden²¹⁸ und hatten sich 318 Jahre in französischem Besitz befunden.²¹⁹ Da diese Art von „Brautwerbung“ aber nicht ohne Gewalt abging, kam der Aspekt der Vergewaltigung, sowie die sexuelle Motivik der „Entjungferung“ hinzu. In diese „kriegerische Volks- und

Landsknechtslieder-Tradition“ stellte Witkop – ebenso wie damals Julius Bab ein „Konjunkturgermanist“ – nun auch das 1914 entstandene Gedicht „Jungfer Lüttich“ des Feldgeistlichen Pater Ansgar Theodor Pöllmann (1871–1933), der einen ganzen Gedichtband („Die Lieder vom Eisernen Kreuze“) veröffentlichte. Bei dem Benediktiner-Pater setzte sich bei aller „Blümlein“-Metaphorik die Brutalisierung des Erotischen in derber Weise fort:

b) „Was Männern Freude macht“: *Jungfer Lüttich*

„Und das war der Herr von Emmich,
Dieser sprach: ‚Die Festung nehm‘ ich,
Jungfer, mach‘ den Laden auf.
Heißgeliebte Jungfer Lüttich,
Laß mich ein zu dir, ich bitt‘ dich,
Hochzeitsgäste warten drauf.“

Doch die Jungfer Lüttich süße,
Wollte nicht Herrn Emmichs Grüße,
Wollt‘ ein ander Ehgemahl;
Einen andern, einen Franzen,
Wollt‘ nur mit dem Schranzen tanzen,
Der sich durch das Pfortlein stahl.

„Aber“, sprach der Herr vom Emmich,
„Deine Hochzeitstüre stemm‘ ich“,
Gab das Zeichen zu dem Tanz.
Und mit Fetzen und mit Scherben
Tat er um die Jungfrau werben,
Schoß ihr ab den Hochzeitskranz.

Blümlein warf er an die Mauer,
Rosen blühten rot, mit Schauer
Zuckten Hochzeitsfackeln auf.
Ja, das war ein herzhaft Schießen
Und ein großes Blutvergießen
Bei der Hochzeit und der Tauf‘.

Herr von Emmich mag nicht spaßen,
Tat sie um die Taille fassen;
Fräulein Lüttich schrie vor Lust,
Und sie hat sich ihm ergeben
In dem Jahr, indem wir leben,
An dem siebenten August.“²²⁰

Die Eroberung Lüttichs (Belgien, 14.–16. August 1914) wird hier durch eine Reihe von Brautwerbungs- und Hochzeitsmetaphern – das bisschen Uhland und „Graf Eberstein“ zugestanden²²¹ – ganz unzweideutig ins Grob-Sexuelle gewendet. Während der „Franze“

als Ehegemahl sich heimlich durch ein „Pfortlein“ ins Brautgemach gestohlen hat²²², erweist sich Herr Emmich – gemeint ist der preußische General der Infanterie, Albert Theodor Otto von Emmich (1848–1915)²²³ – zunächst als anständiger Kavalier, der sich nicht hineinschleicht, sondern erst höflich anklopft. Hier scheint Pater Pöllmann allerdings eine Verwechslung mit Generalmajor Erich Ludendorff unterlaufen zu sein, der in der Tat mit seinem Degenknauf gegen das Tor der alten Zitadelle Lüttichs geschlagen hatte, um Einlass zu begehren.²²⁴ Die danach ausgemalten Hochzeitsfeierlichkeiten beginnen mit der zweideutigen Ankündigung des „Türaufstimmens“, es gibt Tanz und Polterabend, bei dem die „Fetzen“ fliegen und „Scherben“ klirren, der Beschuss durch Artillerie wird als Blumenregen und Werfen von Rosensträußchen kaschiert. Als Höhepunkt erfolgt dann die Brautnacht mit „herzhaft Schießen“ und „Blutvergießen“, bei welcher sich die „Jungfer Lüttich“ „ergibt“ und schließlich „vor Lust schreit“. Im Herbst 1914, bald nach der Erstürmung Lüttichs (16. August 1914), kam es in der Wiener „Neuen Freien Presse“ aus Anlass der Belagerung Przemyßls durch die Russen (Mitte September bis Mitte Oktober 1914) zur Neubildung des Verbuns „lüttichieren“ – ein Terminus, der für die bisher nicht erreichte technische Perfektion des deutschen „Blumenwerfens“ stand.²²⁵ Die „blutrote[n] Orchidee[n], mit goldenen Feuerstreifen geflammt“, begegneten uns schon oben bei Tomasso Marinetti und Ernst Jünger²²⁶, bei letzterem mit der Bemerkung: „das ist ein Kunstwerk, wie es Männern Freude macht.“ Die Verschmelzung von Krieg und blutig-entjungferndem Machterlebnis wird von Pater Pöllmann als Männlichkeitsübung aus echtem Schrot und Korn gepriesen. Das ins Militärische übertragene neutestamentliche Motiv der „Feuertaufe“ (vgl. Matth. 3, 11 Parr.), hier *flaminis et sanguinis*, passt zwar nicht so recht zur Hochzeitsnacht, will aber so viel wie die ähnliche Verwendung des Motivs im Siebziger Krieg²²⁷ besagen, dass Lüttich durch den Heiligen Geist und mit Gottes Willen zur deutschen Stadt patriotisch „entflammt“ wurde.²²⁸ Die wollüstigen Verzotungen Pöllmanns sind allerdings, was Witkop in seiner literarischen Formanalyse entgangen sein mag, nicht ohne Vorbild; sie begegnen schon in der „Vagantenpoesie“ des Mittelalters, den Schwänken entlaufener Mönche und wandernder Scholaren.²²⁹ Relikte von „Fräulein Lüttich schrie vor Lust, / Und sie hat sich ihm ergeben“ befinden sich auch in Gesangsbuchliedern des 17. bis 19. Jahrhunderts, in welchen die Hochzeitsnacht mit dem Seelenbräutigam Christi geschildert wird. Wilhelm Nelle zitiert eine als anstößig empfundene und später wieder gestrichene Strophe aus dem Abendmahlslied „Schmücke dich, o liebe Seele“, welche die *unio mystica* mit Christus beim Genuss der Sakramente mit dem Ausdruck kaum verblümter Erotik beschreibt:

„Eile, wie Verlobte pflegen,
deinem Bräutigam entgegen,
der da mit dem Gnadenhammer
klopft an deine Herzenskammer.
Öffn' ihm bald die Geistesporten,
red' ihn an mit schönen Worten:
komm, mein Liebster, laß dich küssen,
laß mich deiner nicht mehr missen.“²³⁰

Wie bei Pater Pöllmann wird auch in den folgenden Versen Amalie Senningers die gewaltsame Erstürmung von Städten mithilfe blumiger Hochzeits-Metaphorik verharmlost: Das vom 17.9.–10.10.1914 nicht mit Reiskörnern, sondern mit metallenen Geschosshagel überschüttete Antwerpen – in der Kriegspropaganda oft als „eigentlich durch und durch deutsche Stadt“²³¹ apostrophiert – erscheint wie die „Tochter Zion“ als „reine Braut“, der die deutschen Soldaten mit „keuschem Verlangen“ und mit „blumengeschmückter Brust“ entgegengehen, obwohl in Wirklichkeit ein brutaler Gewaltakt vorlag.

c) Das keusche Verlangen: *An Antwerpen*

„Glaub’ nicht, daß wir gezogen
Leichtmütig in dir ein,
Glaub’ nicht, daß wir getrunken
Frevelnd von deinem Wein.

Von deinem Wein, dem alten²³²,
Der tausend Werte führt.
Dich hat mit heiligem Schauer
Die deutsche Brust berührt.

Wie vor der Braut, der reinen,
So standen wir vor dir,
Als aus den Brautgemächern
Du endlich gingst herfür.

Und keusch war das Verlangen,
Als wir ins Aug’ dir sahn,
Die Brust geschmückt mit Blumen
So wollten wir dir nahn.

Heut bist du nun erstritten!
So ist des Schicksals Lauf,
Du gingst als Sterne schönster
Am deutschen Himmel auf! –

So lang die Erde währet,
Währt wechselndes Gescheh’n;
Nur Himmels Sterne bleiben
Bei *einem* Herren steh’n.“²³³

Das Thema der deutschen Beschießung, Erstürmung und teilweisen Zerstörung Antwerpens²³⁴ – Gegenstand auch in den deutschen Lese- und Geschichtsbüchern²³⁵ – sowie anderer belgischer und nordfranzösischer Städte wie Löwen²³⁶ wird hier mit romantisierender Scheinheiligkeit angefasst. Die Bewerbung des Antwerpener „Brautgemaches“ war kein „keusches“ Verlangen, sie geschah nicht mit Blumensträußen, sondern mit modernster Artillerie furchtbarer Wirkung. Der schon oben erwähnte Offene Brief Romain Rollands

an Gerhart Hauptmann anlässlich der Beschießung Löwens zerreißt den Schleier dieser zur Schau getragenen Heuchelei.²³⁷ „Löwen ist nichts mehr als ein Aschenhaufen“, schrieb Romain Rolland an Gerhart Hauptmann am 29. August 1914, „Löwen mit seinen Schätzen der Kunst und Wissenschaft, die heilige Stadt!“ Ähnliche Worte des Entsetzens hatte man schon im Siebziger Krieg nach der Bombardierung Straßburgs gebraucht.²³⁸ „Seid Ihr Enkel Goethes oder Attilas?“, hatte Rolland 1914 gefragt.²³⁹ Hauptmann, der 1945 in seiner „Totenklage auf Dresden“ gleiche Töne wie Rolland anschlagen sollte²⁴⁰, antwortete diesem eher achselzuckend als bedauernd: „Krieg ist Krieg“ – ein Satz, der dann auch in die Schulbücher Eingang fand²⁴¹ – „[...] Gewiß ist es schlimm, wenn im Durcheinander des Kampfes ein unersetzlicher Rubens zugrunde geht, aber – Rubens in Ehren! – ich gehöre zu jenen, denen die zerschossene Brust eines Menschenbruders einen weit tieferen Schmerz abnötigt.“²⁴² Die ihm offenbar bekannte (und peinliche) Pflanzenmetapher deutscher Brautstädte-Motivik quittierte Hauptmann mit der Bemerkung:

„Und, Herr Rolland, es geht nicht an, dass Sie einen Ton annehmen, als ob Ihre Landsleute, die Franzosen, mit *Palmwedeln* gegen uns zögen, wie sie doch in Wahrheit mit Kanonen, Kartätschen, ja sogar mit Dum-Dum-Kugeln reichlich versehen sind.“²⁴³

Bei Amalie Senninger erscheint dann – letztes Beispiel – umgekehrt die siegreiche Belagerung Tsingtaus (Qingdao) durch vereinigte japanische und britische Truppen (13.9.–7.11.1914)²⁴⁴ nicht mehr als „Brautwerbung“ und „keusches Verlangen“, sondern nun wird – im erzwungenen Perspektivwechsel vom Angreifer zum Angegriffenen – die Städteeroberung zum „geilen, gierigen Würgegriff“ (sechste Strophe), zur Vergewaltigung durch das „gelbe Gejaid“²⁴⁵. Der brutale Angriff auf eine Stadt, der, wenn es sich um deutsche Eroberer handelt, als Blumenwurf stilisiert und bei Pater Pöhlmann als derbe und männlich-erlaubte Brautwerbung kennerisch beschmunzelt wurde, wird jetzt als ein Gewaltakt verwerflicher Geilheit beschrieben. Tsingtau wird dargestellt als „stolz erblühtes Mägdlein im holden Gewand“, „edles Jungfräulein“, als „holde Maid“ und „Märchenbraut“, als ein reines, madonnenhaftes Kind, das sich weder wie „Fräulein Lüttich“ hingibt noch „vor Lust“ kreischt, sondern wie ein „Dornröschen“ rechtzeitig in Ohnmacht fällt und einschläft, bis es einst von der „funkelnden Waffenwehr“ des Prinzen Deutschland wieder „eingeholt“ werden wird:

d) „Im geilen Würgegriff des gelben Gejaid“: *Tsingtau*

„Wir hatten ein liebes, ein holdes Kind,
Es wogt ihm zu Füßen das Meer,
Es brachte ihm unser Grüßen der Wind,
Hell schimmerte seine Wehr!

Wir gaben das Kind in treue Hut,
Ein Eckart stand ihm zur Seit’,
Und Pagen trugen die Schleppe gut
Und waren ihm treu Geleit.

Da nahte sich ihm eine gelbe Hand,
Die reckte darnach sich kühn,
Sie konnt' es nicht leiden das holde Gewand,
Des Mädgleins stolzes Erblüh'n.

Schon ward uns auf zitterndem Drahte kund:
,Herr Kaiser, ich stehe ein
Bis zum letzten' – so sprach ein stolzer Mund²⁴⁶ –
,Für mein edles Jungfräulein!'

Das Häuflein hielt die holde Maid
So lang es ging im Arm,
Da brauste heran das gelbe Gejaid,
Vieltausend, daß Gott erbarm!

Und würgte mit geiler Gier am Wall.
Ganz Deutschland tat einen Schrei,
Sein Herz stund still, eine Träne rann
Auf der Helden sinkende Reih'.

Wohl fiel mit wehem Abschiedslaut
Tsingtau in fremde Hand,
Doch sank es wie eine Märchenbraut
Im deutschen Märchenland,

Wo all die Bräute sich holt ein Prinz
Aus Dornengezweige und Not!
Auch Tsingtau du, schlaf wohl! Indes
Du schläfst nur, bist nicht tot.

Dich holt in funkelnder Waffen Wehr
Einst Deutschland wieder ein,
Für dich auch kämpft das deutsche Heer
Im Ost und über'm Rhein!²⁴⁷

Dritter Teil – Gottesdienstliches Leben und Kriegstheologie

„Die Religion ist keine Kirchenparade des Staats, sondern sie ist das Herz selber und soll also, angehörig der Unsterblichkeit, höchstens *gegen* das Irdische siegen, nicht *für* dasselbe; der Himmel kann nicht der Lakai der Erde werden, oder ein Sakrarium und Sanktuarium sich zu einer Garküche des Staats ausbauen.“
Jean Paul¹

VII – Die politische Unterjochung des Pfarrerwortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Erster Teil: Kriegsliturgien

Mit diesem dritten Teil unserer Darstellung der Kriegstheologie betreten wir eine weitere der zivilisatorischen „Trümmerlandschaften“ des Krieges, die Karl Kraus mit dem in seiner Präzision erschreckenden Epitheton „Blutbereitschaft des Wortes“² versehen hat. Wir wenden uns im Folgenden dem gottesdienstlichen Leben zu, das sich ab 1914 unter freiem Himmel an der Front, in den Höhlen und Grüften der Schützengräben, in den Kapellen, Kirchen und Kathedralen der Heimat und den Quartieren der Etappe abspielte. Der Krieg als Subjekt der Theologie hatte auch hier seinen Einzug gehalten, indem er die transzendentalen Inhalte der Liturgie, der gottesdienstlichen Lesungen, Gebete und Lieder, auch die geistliche Melodik und Ikonographie politisierte und die Exegese der Perikopentexte sowie die Predigtsprache dem Diktat seiner „Blutbereitschaft“ unterjochte. August Hermann Francke (1663–1727) hatte sich dem „Soldatenkönig“ Friedrich Wilhelm I. (1688–1740) gegenüber noch geziert, als dieser ihn am 12. April 1713 anlässlich seines Besuches der Francke'schen Stiftungen gefragt hatte: „Was hält er vom Kriege?“ Francke wies zunächst jegliche „Blutbereitschaft“ der Theologie zurück: „Ew. Königliche Majestät muß das Land schützen, ich aber bin berufen zu predigen: Selig sind die Friedfertigen.“ Auf genaueres Nachbohren des Königs jedoch – „Aber die Jungens, machet er denen nicht weis, daß sie der Teufel holen mögte, wenn sie Soldaten werden?“ – knickte Francke vor den „roth anlauffenden Minen Seiner Majestät“ ein und verwies, um sich nicht „um Kopf und Kragen zu reden“, auf die im Alten Testament genannten „frommen Könige“, die auf Geheiß Gottes Kriege geführt hätten, sowie auf Paulus, der im Röm. 13 gelehrt habe, „dass die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trage [...]. Wann die Noth ihn fordert, sey der Krieg nicht wider Gottes Wort.“ Zufrieden rüstete Seine Majestät daraufhin zum Aufbruch.³

1) Gott und Krieg – „Als Poesie gut“ – Gneisenau und Arndt

Die uralte Verbindung von „Gott und Krieg“, schon in der Bibel und in pietistischen Gesangbüchern gut zu belegen⁴, scheint in Preußen, im August 1811 von August Neithardt von Gneisenau (1760–1831), dem preußischen Generalfeldmarschall und Heeresreformer, ad hoc ins Spiel gebracht worden zu sein. Er reichte bei Friedrich Wilhelm III. eine Denkschrift, einen „Plan zur Vorbereitung eines Volksaufstandes“ ein, in welchem er in den „Weiteren Bemerkungen zu dem Aufsatz über die Milizen“ seinem König den Vorschlag unterbreitete, die Geistlichen – dem biblischen Vorbild von Deut. 20, 2 gemäß – darauf zu verpflichten, von den Kanzeln gegen den Feind zu predigen:

„Schon jetzt möchte bei der Sektion für den Kultus und den Unterricht die Veranstaltung getroffen werden, daß Befehle an sämtliche Geistliche aller christlichen Konfessionen bereit-

liegen, wonach diese, bei ausgebrochenem Kriege, die Gemeinden in der Kirche versammeln, über einen passenden Text predigen, Frankreichs Unterjochungsplan mit schwarzen Farben schildern, an das jüdische Volk unter den Makkabäern erinnern, das gleicher Bedrückung widerstanden und dessen Beispiel uns anfeuern müsse, auf gleichen Widerstand zu denken. [...] Der Prediger rede von den nicht zurückgegebenen Festungen, obgleich man mit Anstrengung die Kontributionszahlungen geleistet habe; von ungerechten Nachrechnungen [...]. Er rede von des Kaisers Napoleon nie rastender Eroberungssucht, wie er friedliche Völker mit Heeresmacht überzogen und sie Frankreich einverleibt habe, wo sie unter einer Last von Abgaben erliegen. [...] Für diesen Zweck lassen sich Data genug angeben, um das Volk für die Sache des Throns zu gewinnen und gegen Frankreich zu erbittern. Nach dem Gottesdienst werde nun der Gemeinde der Eid der Treue für den König, der Folgsamkeit gegen die zur Landesverteidigung nötigen Maßregeln und der Schwur, daß sie dem Feinde keine Lieferung anders, als durch Waffengewalt dazu gezwungen, leisten wollen, abgenommen. Man kann nicht genug Feierlichkeit in diesen an und für sich schon erhabenen Akt legen.“⁵

Neben allerlei anderen Einwendungen, die der König am Rand des längeren Schriftstücks notierte, hatte ihm wohl auch diese direkte Verbindung von Kirche, Volk und Staat im Krieg zunächst nicht eingeleuchtet. Wahrscheinlich gab er ihr vor dem Hintergrund von Rationalismus und Aufklärung wenig Kredit. Die Einstellung der bürgerlichen Schichten zur Religion hatte sich vor der Zeit Arndts durch den Aufklärungsgedanken gelockert: zum Lebensideal des Bildungsbürgers gehörten gegen Ende des 18. Jahrhunderts das vernunftorientierte Handeln, die geistige Befreiung von mythisch unterbauten Selbstverständlichkeiten. Im Lektüreplan des Kleinbürgertums und im „einfachen Volk“ waren jedoch Bibel und Gesangbuch immer noch präsent geblieben.⁶ Außerdem erstarkte gerade in den 1800er Jahren als Reaktion auf den Rationalismus unter den Gebildeten in Preußen das Christentum wieder.⁷ Dennoch schrieb Friedrich Wilhelm III. die etwas spöttische Bemerkung an den Rand „Als Poesie gut“, womit er den Ratschlag Gneisenaus zunächst als zu lyrisch gedacht, als zu wenig realitätsbezogen abkanzelte. Die spröde Reaktion des Königs, den Vorstoß Gneisenaus ausgerechnet „Poesie“ zu nennen, wird damit zusammenhängen, dass sich letzterer erlaubt hatte, seiner Majestät mithilfe eines Gedichtes von Friedrich Matthisson (1761–1831) das Monitum zugehen zu lassen, nun doch endlich „kühn, wie Cäsar, in den Kahn“ zu springen. Dieses Gedicht, „Zuruf“ betitelt, hatte Gneisenau in seinem Anschreiben vom 8. August 1811 zitiert, das er an den Staatskanzler Carl August von Hardenberg (1750–1822) gerichtet hatte, über den er seine Eingaben an den König einreichen musste. In dem Gedicht hieß es, von Matthisson an Friedrich Wilhelm III. adressiert: „Steig trotz Wogendrang und Wetter / Kühn wie Cäsar, in den Kahn.“⁸ Auch wenn der sich düpiert fühlende König dann in der folgenden Randbemerkung hinsichtlich des Einsatzes der Geistlichen eingelenkt und sogar zugestanden hatte: „Das alles ist recht zweckmäßig“⁹, sah sich Gneisenau in seinen Glossen zu den Randbemerkungen, die er in eine weitere Denkschrift vom September 1811 an den König übertrug, veranlasst, auf die Bemerkung „Als Poesie gut“ noch einmal zurückzukommen:

„Ew. Majestät werden mir, indem ich dies sage[,] abermals Poesie Schuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland

[, zur Tugend] sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet.“¹⁰

Den Vorschlag, sich im Krieg der kirchlichen „Poesie“ zu bedienen, machte sich dann Ernst Moritz Arndt – er lernte Gneisenau im Winter 1812 persönlich kennen und konnte sich sogar Abschriften von den Randglossen des Königs machen¹¹ – in seinem Traktat „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ vom Januar 1813 zu eigen¹²; er schrieb:

„Wenn also der Landsturm die Glocken läutet gegen den Feind und auszieht, so soll das große Werk mit Gottesdienst und Gebet begonnen werden; denn die Herzen gehen desto mutiger in den Streit. Bei der Landwehr aber wäre folgende Zucht wohl löblich: Sowie die junge Mannschaft eines Kreises versammelt ist, wird feierlicher Gottesdienst gehalten, und es wird den Jünglingen ausgelegt, was Krieg überhaupt und Krieg für das Vaterland und gegen die Franzosen bedeutet, und wie sie ein viel besseres und edleres Volk sind als die Franzosen und also nicht leiden dürfen, daß diese ihre Herren bleiben. [...] Es wird ihnen eingeschärft, daß der Tod für das Vaterland im Himmel und auf Erden ein großes Lob ist; es wird durch Reden und Predigten und durch geistliche und kriegerische Lieder ihr Gemüt zu Treue, Ruhm und Tugend entzündet. Das auch ist eine fromme und christliche Sitte, daß jeden Tag nach geschehenen Kriegsübungen die Mannschaft sich feierlich in Reihen stellt und, ehe sie auseinandergeht, ein geistliches Lied singt; das geschehe auch vor und nach der Schlacht unter offenem Himmel. [...] Auch werden die Fahnen mit christlichem Gebet und erster Andacht eingeweiht. Zieht eine Landwehr aus der Heimat gegen den Feind, so ist feierlicher Gottesdienst und Einsegnung, die ganze Mannschaft empfängt das heilige Abendmahl zum christlichen Gedächtnis und zu christlicher Freudigkeit und geht so mit Gott, wie er es will, in den Sieg oder in den Tod. [...] Doch muß ein gemeinsames Zeichen sein, woran alle Teutsche, welche für das Vaterland ausziehen, sich erkennen mögen. Da sind neben dem Zeichen jeder Landschaft zwei Zeichen die besten: 1. ein Kreuz, woran ein Schwert hängt; das Kreuz weist auf die Heiligkeit der Sache, das Schwert auf den Rachekrieg gegen die fremden Unterdrücker. – 2. Ein bloßes Schwert mit Eichenblättern, Eichenlaub war weiland der Lorbeerkrantz der freien Teutschen, die Eiche ist Teutschlands rechter Baum, das Schwert bedeutet Krieg gegen die Fremdlinge.“¹³

Theodor Körner berichtete in einem seiner Briefe von einem solchen Gottesdienst.¹⁴ Arndt funktionalisierte auf diese Weise die Kirche zu einem mächtigen Kommunikator für nationale Kriegsinteressen um, mit dem sich die öffentliche Meinung lenken lassen und machtpolitischen Zielsetzungen zum Durchbruch verholfen werden sollte. Die Kirchlichkeit wurde Teil seiner Agitationsstrategie, um nicht nur kriegsaffirmative Gesinnungen zu verstärken, sondern auch kriegswidersetzliche Voreinstellungen mit dem Hinweis auf höhere, göttliche Ziele des Weltgerichts, auf die ursprungsmythische Auserwählung alles Deutschen im Kampf des Guten gegen das Böse zur Welterlösung „umzudrehen“. Arndt, der sich fortan mit der Aura umgab, von Gott berufen „wie einst Mose zu den Kindern Israels“ zu den deutschen Männern zu reden¹⁵, kleidete sein Programm zur Ästhetisierung des Krieges in ein hochlautendes, prophetisch-pastorales Gewand. Indem er seinen Diskurs mit biblischen Inhalten durchsetzte, sowie die oftmals wie im „blinkenden Harnisch einherschreitende“¹⁶ Sprache Luthers (wie das vor allem in den beiden Kriegsmann-„Kate-

chismen“ geschah¹⁷) adaptierte und auch die geistlich-poetische Diktion des Kirchenlieds anwandte, verengte er den Gebrauch der biblischen und kirchlichen Sprache sowie seine Auslegung auf die meist militärischen Ziele einer bestimmten politischen Stunde. Er hob die Distanz zum göttlich-„autoritären Wort“ auf und erlaubte sich die „freie Aneignung und Assimilation“ an sein eigenes Wort.¹⁸ In diesem Stil kam es in Deutschland durch Ernst Moritz Arndt zur Etablierung äquivokativer Redeweise zu kriegerischen Zwecken, durch die vor allem spirituell gemeinte Termini direkt in die aktuelle politische Aussage umgefälscht wurden. Diese „Schamlosigkeit“ der Äquivokation hatte schon Friedrich Nietzsche beargwöhnt, da bei einer solchen „christliche[n] Heerführung [...] der ‚Gott der Heerscharen‘ als Generalstabschef behandelt“ wird.¹⁹ Die bereits bei Tertullian (155–220 n. Chr.) zu beobachtenden Anfänge²⁰ nahmen dann in der Arndt’schen Tradition im Ersten Weltkrieg vollends groteske Ausmaße an und führten durch die bellifizierende Verwilderung der Glaubenssprache zu einer Theologie im Kasernenhofjargon. Auch wenn das eine oder andere solcher Rede für manchen Predigthörer vielleicht noch amüsant klingen mochte, waren doch die toderntesten theologischen Implikationen nicht zu leugnen. Es ist kein Zweifel, welches Christentum – nämlich die Deutschland von Gott befohlene Waffenpflicht – Direktor P. Heinrich Stuhmann (1869–1940) aus Bad Godesberg 1914 meinte, wenn er predigte:

„Allgemeine christliche Dienstpflicht – allgemeine sittliche Wehrpflicht ist proklamiert, und jeder von uns wird ausgemustert und einberufen zum ‚Dienst mit der Waffe‘. Weg mit allem Ersatzreserve-Christentum! Hier gibt’s keine Überzähligen und Überflüssigen! O nur heraus aus der Reserve und hinein in die Front, damit die Gotteslinie immer breiter und immer geschlossener und immer stoßkräftiger werde! [...] Ja, zum Siegen! [...] Diese göttliche Willensdisziplin unter dem Kommando: ‚Stillgestanden! Stillgehalten!‘ schafft das große Können des Krieges und das starke gewisse Wollen des Sieges!“²¹

Der militaristische Verfall der Predigtsprache fand 1914–1918 ebenso im katholischen Raum statt. Bischof Wilhelm von Keppeler nannte in seiner Silvesterpredigt (1916/1917) den christlichen Glauben einen „Brückenkopf, „der gehalten werden muß um jeden Preis gegen die schweren Geschütze des Unglaubens, gegen die Handgranaten der Spötter, gegen die Gasangriffe der Zweifler.“²² Fronleichnamsprozessionen wurden als „Truppenbewegung[en]“ bezeichnet, die Katakomben als „Schützengräben der ersten Christenheit“, die „Drei Weisen aus dem Morgenland“ erschienen als „Aufklärungspatrouille für den Anmarsch der Heidenwelt zum Reiche Gottes“; nach Phil. 2, 7, so Bischof Michael von Faulhaber (1869–1952), zog der „ewige Sohn des ewigen Vaters [...] in der Menschwerdung die erdgraue Uniform des Menschenleibes“ an, u. v. a. m.²³ Der Sprachduktus erinnerte zunächst noch an den Abschnitt Eph. 6, 10 ff, in der Lutherbibel von 1914 überschrieben mit „Die geistliche Waffenrüstung“. ²⁴ Die fortschreitende Aufhebung der Gleichnishaftigkeit verriet sich aber damit, dass derselbe Bischof Faulhaber dann 1917 die deutschen „Kanonen des Krieges [...] Sprachrohre der rufenden Gnade“²⁵ nannte. Die Gleichnishaftigkeit kippte um in ihre Aufhebung. Aus dem Verglichenen wurde das buchstäblich zu Nehmende. Bei solchen rhetorischen „Triumphen“ des Kriegsästhetizismus’ verkam die Predigt zum materialisierenden Wortspiel, weil durch diese prägnant

militaristischen Umakzentuierungen das *verbum alienum* der Bibel von der mit ihm verbundenen spirituellen Wirklichkeit allmählich immer konsequenter abgelöst wurde, sein Charakter der Unverfügbarkeit immer mehr zu Schaden kam und seine Botschaft bis zur völligen Entstellung und Verdrehung verkümmerte.²⁶

Darüber hinaus guckte sich Arndt bei der Reformation sowie der Französischen Revolution ab, dass man gerade die Emotionalität und Erlebnishaftigkeit singbarer Lyrik zur öffentlichen Meinungs- und Willensbildung höchst effektiv einsetzen konnte. Arndt – und andere Lyriker der Freiheitskriege machten es ihm nach – legte großen Wert auf die Kantabilität seiner Dichtungen und versifizierte sie in Rhythmus, Versmaß und Strophenaufbau bevorzugt nach beliebten Kirchenmelodien, mit denen man neue Inhalte als vertraute und anerkannte Glaubenswerte vorgaukeln konnte. Arndt begründete damit, zweitens, auch in Deutschland den Krieg als manipulative Singbewegung.²⁷ Im Ganzen unterwanderte Arndt terminologisch und formgeschichtlich das traditionelle Sprach- und Liedgut des einfachen Kirchenvolkes und schuf damit, drittens, in Preußen und in ganz Deutschland die Grundlagen für eine zukünftige missbräuchliche Bellifizierung der Liturgik, Homiletik und geistlichen Liederdichtung. Dieses als vom Subjekt „Krieg“ dominierte kirchliche Agitationsmedium sollte sich dann als generationenlang gültige Rezeptionsvorgabe über die Einigungskriege, den Siebziger Krieg, bis hin zu den Weltkriegen 1914–1918²⁸ und 1939–1945 auswirken; im letzteren Krieg auch in der deutsch-christlichen Sakralisierung der Ideologeme „Führer“, „Reich“ und „Volk“.²⁹

2) Kriegsliturgik 1914–1918 – Zur Entstehungsgeschichte und Akzeptanz der Kriegsagende von Karl Arper und Alfred Zillesen

a) „Uns Pfarrern zumal fällt in dieser außerordentlichen Zeit die bedeutsame Aufgabe zu ...“

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs entsprach die Erstellung einer „Kriegsagende“ für den Gebrauch im Gemeindepfarramt, aber auch an der Front³⁰ einem praktischen und theologischen Bedürfnis.³¹ Eine spezielle Feldagende war von den Landeskirchen nicht in Auftrag gegeben worden.³² Die kurzlebige, bildungsbürgerliche Kriegsbegeisterung, vor allem aber die allgemeine Verunsicherung und die spaltenreichen Verlustlisten in den Zeitungen und an den Litfaßsäulen hatten die Menschen in die Kirche getrieben. Die von mehreren landesfürstlichen Kirchenregierungen „dem Pfarrer zugeworfenen Rettungsplanken“ – „Einschaltungen zum allgemeinen Kirchengebet“ auf Einlagebögen – wurden schnell als unbefriedigend empfunden.³³ Schon ab Oktober 1914 druckte die von Otto Baumgarten (1858–1934) herausgegebene Zeitschrift „Evangelische Freiheit“ vereinzelte Entwürfe für „Kriegsbet- und Bibelstunden“, „Kriegspredigten und Kriegsandachten“ ab.³⁴ Ende Oktober 1914 kam dann im Taschenformat der erste Band der „Kriegsagende“ von Karl Gotthilf Arper (1864–1936)³⁵ und Franz Alfred Julius Zillesen (1871–1937)³⁶ auf den Buchmarkt.³⁷ Schon nach vier Wochen war der Band vergriffen.³⁸ Nach nur drei Monaten, Ende Januar 1915, erschien er bereits in der 4. Auflage, von verschiedenen Kirchenbehörden zur gottesdienstlichen Verwendung empfohlen.³⁹ Über den

Entstehungsprozess dieser „Kriegsagende“ – eine nicht-amtliche Privatarbeit, die als optional zu gebrauchende Stoffsammlung zu verstehen war – sind wir einigermaßen orientiert. Arper und Zillessen hatten sich mitten in der Neubearbeitung der von Richard Bürker und Karl Arper selbst herausgegebenen „Liturgien=Sammlung für evangelische Gottesdienste“ von 1910 befunden, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Die Arbeit an der Neuauflage, die „fromm klingende Phrasen und flache Süßlichkeiten, Worte und Wendungen, die durch Übergebrauch matt geworden“ waren, „durch kräftigen Gebetston“ ersetzen sollte, „wie es ernsthafte Frömmigkeit verlangt“, wurde zunächst für zwei Jahre zurückgestellt, um das weitgehend schon fertig redigierte liturgische Material zu einer Kriegsagende umzugestalten.⁴⁰ Textvergleiche mit der dann im Frühjahr 1917 unter dem Titel „Evangelisches Kirchenbuch“⁴¹ publizierten zweiten Auflage der „Liturgien=Sammlung“ von 1910 erlauben einen relativ guten Einblick in die Redaktionsarbeit, der das schon 1914 vorliegende liturgische Material unterworfen wurde.

Dem ersten Band der Kriegsagende vom Oktober 1914 merkt man an, dass er – in einigen formalen Aspekten am „Elsässischen Kirchenbuch“ von Julius Smend (1857–1930) orientiert⁴² – spontan zu Kriegsbeginn entstand. Er enthält – wohl aus dokumentarischem Beweggrund heraus – noch eine Gottesdienstordnung vom „ersten Mobilmachungstag“, zwei weitere für den „Beginn des Krieges“, eine weitere zur Feier des nationalen Burgfriedens „aller Kreise und Klassen des Volkes“ und eine Gottesdienstordnung zur Feier „einer ersten Siegeskunde“. Da Kaiser Wilhelm II. dem Berliner Garde-Füsilierr Regiment „Maikäfer“ zugerufen hatte: „Wenn die Blätter fallen, sind wir wieder bei Mutter“⁴³ (der französische Oberbefehlshaber Joffre hatte seinen Soldaten versprochen, der Krieg würde bis Weihnachten gewonnen sein⁴⁴), wurde vorsorglich auch eine Gottesdienstordnung für die „Siegesfeier am Ende des Krieges“⁴⁵ entworfen. Die letzten von Preußen und dem Deutschen Reich siegreich beendeten Kriege waren nur kurze Feldzüge gewesen. Alfred Tirpitz schrieb 1919 in seinen Erinnerungen, dass 1914 im Großen Hauptquartier in Charleville niemand außer ihm geglaubt habe, dass sich der Krieg noch über den 1. April 1915 hinaus hinziehen werde.⁴⁶ Rücksicht nahm die Kriegsagende schon im ersten Anlauf auch auf viele neue theologische wie praktische Erfordernisse der ersten Kriegsmonate. Arper und Zillessen bewältigten diesen Anspruch inhaltlich dadurch, dass sie von dem sonst üblichen, kirchenamtlichen Schema der Sonntagsliturgien mit ihrer festgelegten Perikopenordnung abwichen und an ihrer Stelle, zur aktuellen Auswahl bestimmt, thematisch geordnete „Allgemeine Liturgien“ ausarbeiteten. In der Heimat wie an der Front sollte jeder, der „in ernster Kriegszeit zur Kirche kommt“, Antwort auf seine „Kriegsanliegen“, „seine Sorgen und Nöte“ erhalten und „Stärkung, Klärung, Erhebung in aller Unruhe der Zeit mit davon nehmen“ können.⁴⁷ So wird auch aus der Gemeinde Pfarrer Krummachers 1914 berichtet, dass „ein verstärkter Andrang der Gemeindeglieder zu den Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern gerade in den [ersten] Kriegsmonaten [...] deutlich spürbar [war]“. ⁴⁸

Die sich meist noch aus dem Kriegsbeginn ergebenden Sinnfragen wurden von Arper und Zillessen teils thematisch sortiert in Gottesdienstordnungen wie: „Bei Beginn des Krieges“, „Der lebendige Gott“, „Ein einzig Volk von Brüdern“, „In Kriegszeit“, „In den Zeiten des Hangens“, „Nach einer großen Siegesnachricht“, „In Hoffnung auf weitere Siege“, „In schwerer Zeit“, „Nach schwerer Zeit“, „Deutsche Treue“. ⁴⁹ Diese Fragen wurden anhand

einiger Bibelverse oder Gesangbuchstrophen in Kriegsbetstunden (mit kurzer Ansprache⁵⁰) oder predigtfreien musikalischen Andachten aufgenommen, die für die Heimat entworfen wurden.⁵¹ Aus der Gemeinde Krummachers wird für das Jahr 1915 berichtet, dass

„Die Künstler, die sonst an den Familienabenden mitwirkten, [...] ihre musikalischen Darbietungen in die Lazarette [verlegten ...]. Die Frauenhilfe, die Pfarrfrau, insbesondere auch der Armenvorsteher Geh. Rechnungsrat Richter setzten den bereits 1914 begonnenen Besuchsdienst bei Familien fort, die unter den Kriegsfolgen besonders zu leiden hatten. [...] Die allwöchentlichen Gottesdienste nebst den zahlreichen seelsorgerlichen Besuchen in den Lazaretten brachten für das Pfarramt größere Arbeitsbelastung aber auch viel Segen.“⁵²

Auch für die an der Front notwendig gewordenen Erweiterungen der Kasualpraxis boten Arper und Zillessen liturgische Ordnungen und Textvorschläge an: so für Lazarettseelsorge und Lazarettandachten, Gebete an Kranken- und Sterbebetten (insbesondere für Schwerverwundete: „In Angst und Schmerzen“, „In Todesnot“), aber auch für Kriegstaufen und -trauungen, Abendmahlsfeiern an der Front, Einzelbegräbnisse für Soldaten und Liturgieentwürfe für die Kollektivbestattung „mehrerer Krieger“.⁵³

Als sich der Krieg nun doch länger hinzog als erwartet⁵⁴, erwies sich die Ausarbeitung eines zweiten Bandes – einer „Fest=Agende für Kriegszeiten“ – als unumgänglich, die ebenfalls aus praktischem Bedürfnis heraus die hohen kirchlichen Feiertage zumindest eines ganzen Kriegsjahres umfassen sollte⁵⁵, um „die Beziehung zum Krieg im Festgedanken soweit anklingen zu lassen, als es jeweils sachlich begründet und gefordert schien.“⁵⁶ Hierfür legten Arper und Zillessen 1915 die schon ausgearbeiteten Stücke des „Evangelischen Kirchenbuchs“, Bd. I: Gottesdienste, Teil I: „Die Feste und Festzeiten“⁵⁷ zugrunde „mit zum Teil kräftigen Änderungen.“⁵⁸ Ein großer Teil von Eingangsworten, Bußworten, Gnadenworten, „Schriftverlesungen“ und Gebeten wurde im Hinblick auf die Kriegssituation durch neu formulierte Texte ersetzt.

Gerade in Bezug auf diese sehr umsichtige praktische Ausrichtung spendeten die Rezensenten vor allem dem ersten Teil der Kriegsagende viel Lob. So schrieb z. B. Martin Schian (1869–1944) in theologischen Fachzeitschriften: „Darüber, daß diese Agende, rasch erscheinend, den verschiedensten Bedürfnissen der Praxis Rechnung tragend, Mannigfaltiges und viel Gutes bietend, dringend notwendig und vielen höchst wertvoll war, kann kein Zweifel sein.“⁵⁹ „Wenn irgendeine Handreichung für Pfarrer in der Kriegszeit nötig war, so diese. Jedenfalls ist sie in viel höherem Grad ein Bedürfnis als Predigtsammlungen.“⁶⁰ Schian rühmte – wie alle anderen Rezensenten auch – das praktische, „durchaus richtig lautende Prinzip“, „möglichst allen Bedürfnissen entgegenzukommen“, die „Rücksichtnahme auf verschiedenartige Gottesdienstordnungen und auf alle denkbaren gottesdienstlichen Situationen, auch auf Kriegsgebetstunden, Lazarettandachten, kirchliche Handlungen, Lazarettseelsorge.“⁶¹ Die von Otto Baumgarten redigierte Zeitschrift „Evangelische Freiheit“ publizierte vor allem im Jahrgang 15 (1915) ebenfalls eine Anzahl positiver Kurzrezensionen.⁶² So schrieb dort der Stettiner Pastor Hans Hoppe:

„Beide Herausgeber haben, unterstützt und beraten von anderen Pastoren, mit Sachkenntnis und Feingefühl aus Agenden, Blättern, Predigten, Gebet- und Erbauungsbüchlein *nur*

Gutes zusammengetragen: Biblisches, schlicht Menschliches und Dichterisches. Jeder Stimmung und Lage ist Rechnung getragen. Wer die Schemata der Gottesdienstordnungen des Anfangs, die sich an sich schon den Wechselfällen des Krieges anschmiegen, noch ergänzt durch die in der Folge angeführten Gebete und Lesungen, kann als Liturg der jeweiligen Stimmung immer entgegenkommen.“⁶³

Die Verlagswerbung von Vandenhoeck & Ruprecht sprach nicht nur von dem „außerordentlichen Erfolg“ und der „glänzenden Bewährung“⁶⁴ der *Kriegsagende*; sie vermeldete nicht nur, dass die „Beschaffung *auf Kosten der Kirchenkasse* wohl überall angängig“ sei⁶⁵; sondern sie druckte im Anhang späterer Auflagen auch Auszüge von begeisterten Rezensionen aus verschiedenen Kirchenblättern ab, so etwa aus dem Rezensionsteil des „Han-nover’schen Pfarrvereinsblattes“ eine Empfehlung von „Pastor [Karl Adolf Diedrich] Oberdieck“, der bekundete, dass wohl

„kein Pfarrer [existiere], dem das Büchlein nicht eine brauchbare Handhabe für diese Kriegs-zeit wäre, und *kein* Fall, in welchem es den Suchenden im Stich ließe. Nicht oft kommt mir ein Buch in die Hand, dem ich nicht nur im ganzen, sondern auch in all seinen einzelnen Teilen so rückhaltloses, uneingeschränktes Lob spenden möchte.“⁶⁶

Der Göttinger Verlag informierte auch über die äußerst positiven Reaktionen, welche die *Kriegsagende* im verbündeten Ausland erfuhr: „Wie sehr unsre *Kriegsagende* *auch bei den germanischen Nachbarstämmen Aufsehen gemacht hat*, beweist auch das Erscheinen einer vom k. k. Evangelischen Oberkirchenrat in Wien genehmigten österreichischen Ausgabe von Tl. [= Teil] 1 und 2 in einem Bande u.d.T. [= unter dem Titel]: *Evangelische Kriegsagende für Österreich*.“⁶⁷ Sogar auf eine im „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, 1915, [S.] 8“ erschienene Besprechung wurde hingewiesen:

„Es ist der Initiative einiger Theologen und dem Wagemut eines tapferen Verlegers [= *Gustav Ruprecht* (1860–1950)]⁶⁸ gelungen, nach knapp drei Monaten [seit Kriegsbeginn] eine sehr brauchbare Liturgie für Kriegszeiten herauszugeben, die auf 164 Seiten alles bringt, was man billigerweise von einem solchen Buche verlangen kann [...]. Ich wünsche dem Büch-lein unter meinen Kollegen viele aufmerksame Leser. Wir können aus ihm lernen, wie man eine große Zeit groß auffaßt und verwertet [...]. Alles in allem ein *prächtiges Werk*, das uns Schweizer Pfarrern, mit Auswahl benutzt, große Dienste leisten kann.“⁶⁹

Als Italien dann am 23. Mai 1915 aus unverhohlenem „*sacro egoismo*“⁷⁰ heraus auf Sei-ten der Entente in den Krieg gegen Österreich-Ungarn eintrat, wurde im Zusammen-hang allgemeiner Empörung über den „Verrat“ am „Dreibund“⁷¹, aufgrund der erhöhten Bedrohung und der Gefahr „kippende Stimmung“ ein dritter Band notwendig. Diesen dritten Teilband der *Kriegsagende* ließen Arper und Zillesen noch im Juni desselben Jahres (das Vorwort stammt vom Ende Mai⁷²) unter dem Titel „Durchhalten“ erscheinen, in welchem sich deutlich spürbar der kriegstheologische Ton dadurch verschärfte, dass – wie noch zu zeigen sein wird – neben der Beschwörung der Reformation, der Freiheits-kriege, der göttlichen Auserwähltheit Deutschlands, der Glorifizierung von Opfermut

und Heldentod, nun auch der Verteufelung der Gegner und dem Schüren des Fremdenhasses das Wort geredet wurde.

Das Vorwort zu diesem letzten Teilband der Kriegsgagende, der als Titel die Parole der deutschen Kriegsführung „Durchhalten!“⁷³ trägt, belegt vielleicht am deutlichsten, worum es Arper und Zillesen im dritten Band zu tun war. Nachdem Arper und Zillesen noch im ersten Teil – ähnlich wie Otto Baumgarten (1858–1934) am 10. Mai 1915 im Kammersaal, Berlin, in seinem Vortrag „Der Krieg und die Bergpredigt“ (und später in seiner Vorlesungsreihe „Christentum und Weltkrieg“ vom Sommer 1917) – zu „besonderer Vorsicht“ geraten und vor „falschem [nationalen] Auserwähltseinsdünkel, naivem Pharisäertum und [alld deutschem] Chauvinismus“⁷⁴ gewarnt hatten, schlugen sie jetzt im nationalen Interesse den großen Generalmarsch der Kirche; es ging ihnen nun um die rückhaltlose geistliche Mobilmachung des deutschen Volkes. Im Vorwort dieses dritten Bandes hieß es:

„Wir stehen in der bittersten Notwehr; es geht ums Ganze, um Bestand und Zukunft unseres deutschen Volkes. Sieben Mächte hatten sich bisher zum Kampfe gegen Deutschland und das verbündete Österreich zusammengefunden und alles aufgeboten, ehrliche und unehrliche Mittel, um uns niederzuringen. Es ist ihnen nicht gelungen. Unsere Heere sind von Erfolg zu Erfolg geschritten. Nun erhalten die Feinde wesentliche Verstärkung durch den Hinzutritt des bundesbrüchigen Italien. Wir sehen dem Ernste der Lage voll ins Auge, aber ein Appell an die Furcht findet in unseren Herzen kein Echo. Wir bauen auf Gott und auf den Geist unseres Volkes, gestählt durch die eherne Notwendigkeit: Durchhalten um jeden Preis! *Uns Pfarrern zumal fällt in dieser außerordentlichen Zeit die bedeutsame Aufgabe zu, den Geist restloser Pflichterfüllung und unwandelbarer Treue bis in den Tod zu pflegen und zu stärken.* Das vorliegende Büchlein möchte hierzu Handreichung tun.“⁷⁵

In einem Gebet nach der Predigt anlässlich eines Trauergottesdienstes für Gefallene hieß es im selben Band dementsprechend:

„Großer, unergründlicher Gott und Herr! Du hast deine Gemeinde dem Tod ins Auge schauen lassen, hast sie vor den unerbittlichen Ernst deiner Forderung, daß wir uns selbst zum Opfer geben sollen, gestellt. Gib uns denn freudige Entschlossenheit, rückhaltslos bis zum letzten Rest Gut und Blut für unser teures Vaterland darzubringen, mache uns frei von aller Weichlichkeit und Weltlichkeit und lehre uns, dein Wirken in unserer großen entscheidenden Schicksalsstunde entschlossen zu bejahen. Gib, daß Alle sich erwecken und ergeben lassen durch die hehren Vorbilder der Treue, des Mutes, der Brüderlichkeit und Aufopferung. Laß uns alle für das Edelste und Beste, was wir haben, für die Güter deines Reiches und die Segnungen unserer gesamten Lande eintreten bis zum letzten Blutstropfen. Stärke die Überzeugung, daß wir siegen oder untergehen müssen. Und gib uns den Sieg, den Lohn der Treue, daß das Gute überlebe und siege, daß unsere Waffen einen ehrenhaften und dauernden Frieden erkämpfen zum Heil deiner Christenheit und zum Aufbau deines Reiches in ihr. Amen.“⁷⁶

Nachdem diese „Inanspruchnahme Gottes für die deutsche Sache“ – in Deutschland seit dem Schmalkaldischen Krieg (1546–1547) als „Politik aus der Bibel“ mit spezieller „Grammatik“ und spezifischen Vokabular etabliert⁷⁷ – schon in zahllosen Kriegspredigten

betrieben worden war, fiel genau dieses Bestreben jetzt auch in die Kernkompetenz der Liturgik, wie das Martin Schian konstatierte.⁷⁸ Die – wohl zuerst von Gustav II. Adolf für ein stehendes Volksheer eingeführten⁷⁹ – militärgeistlichen Gebetbücher stellten bis dato sowohl im Liturgie-, Gebet- und Gesangbucheil nicht speziell auf Nationalität und Politik, sondern auf christliche Berufsethik⁸⁰ auch im Krieg hin bedachte soldatische „Standesgebetbücher“ dar.⁸¹ Dasselbe belegt ein Blick in die verschiedenen Handbücher für die Feldgeistlichen aus dem 17. Jahrhundert, die sich – wie schon die Titelpuffer und breit ausformulierten Titelseiten bezeugen – vor allem auf die Kasualien, auf Katechismus und Ethik im Krieg konzentrierten⁸² – eine Tradition, die im Ersten Weltkrieg übrigens katholische Feldprediger fortführten.⁸³ Der Vaterlandsbegriff (*patria*) taucht zwar bereits bei Luther und lutherischen Theologen des 17. Jahrhunderts („Teutsches Vaterland“) auf⁸⁴; zu Beginn des 17. Jahrhunderts auch schon im Zusammenhang mit der Bereitstellung von Truppen in den österreichischen Erbländen.⁸⁵ Wirklich gängig wurde der Begriff beim Militär jedoch erst, als mit Beginn des 18. Jahrhunderts die jeweiligen Landesfürsten die bestehenden Milizen und Bürgerheere in Volksheere umwandelten, die Organisation strafften und für Ausrüstung, Bewaffnung und Besoldung sorgten.⁸⁶ Trotzdem hinkten die Militärgesangbücher mit vaterländischem Liedgut deutlich hinter der weltlich-politischen Lyrik her.⁸⁷ Dagegen war die nationale Kriegshetze in den Predigten schon weit vorher üblich. Liselotte von der Pfalz (1652–1722) beklagte sich über sie in ihrem Brief vom 5. Juni 1689 aus St. Cloud:

„Ich muß gestehen, seitdem ich sehe, daß die Pfaffen so gar unchristlich sein und überall nichts als Barbareien begehen machen oder auf wenigst nicht abwehren, wo sie es tun sollten, kann ich sie nicht mehr vertragen und seind mir alle ein solcher Abscheu worden [...]“⁸⁸

Vollends setzte sich in Abwehr der französischen Revolution in den deutschen Feldpredigten die kulturelle und geistige Herabsetzung nationaler Gegner durch.⁸⁹ Jedoch blieb bis in das 20. Jahrhundert hinein die landeskirchliche Liturgie für den Haupt- und Abendmahlsgottesdienst in den militärgeistlichen Büchern von nationalistischen, militaristischen und kriegshetzerischen Äußerungen frei.⁹⁰ Vaterländische Sentenzen – wie im Gebet für Königshaus und Vaterland und in vier Liedern der Freiheitskriege – finden sich in den „Kirchenbüchern für das Königlich Preußische Kriegsheer“ 1850–1885 und 1885–1906⁹¹, im „Evangelischen Militär= Gesang= und Gebetbuch“ von 1906, sowie im „Feldgesangbuch für die evangelischen Mannschaften des Heeres“ (1897 / 1914) nur in ganz moderater Weise.⁹² Die massive Übertragung der seit den Freiheitskriegen in der Lyrik und Homiletik üblich gewordenen Nationalisierung Gottes auf die Liturgik durch Arper und Zillessen war also ein Novum, das nun aber kirchlicherseits durchaus auf breite Zustimmung stieß. Während in Bezug auf die Kriegshomiletik von der theologischen Fachwelt vereinzelt schon früh kritische Analysen der um sich greifenden, kaum mehr wissenschaftlich zu nennenden „Kriegsexegese“ von Perikopentexten in die Diskussion geworfen wurden – Hans Windisch (1881–1935) hatte eine Artikelserie hierzu veröffentlicht⁹³, Otto Baumgarten in Berlin eine Aufsehen erregende Rede „Der Krieg und die Bergpredigt“ gehalten⁹⁴ –, erfolgten gleichartige Reaktionen auf die unmäßige kriegstheologische Aufladung standardisierter liturgischer Elemente durch Arper und Zillessen so

gut wie gar nicht. Lediglich zaghafte, völlig im Ungefähren bleibende Stimmen, die mehr das Stilwidrige und Unausgereifte im Formalen beklagten, wurden jetzt zum dritten Teilband der Kriagsagende laut.⁹⁵ Kritisch, weil sich der liturgischen Illegitimität von Väterzitate und Liedern aus den Freiheitskriegen im Gottesdienst gewiss, meldeten sich dagegen Nicht-Theologen wie Karl Kraus zu Wort: „Die ‚Preußische Kirchenzeitung‘ schreibt: In einer Berliner Kirche soll am 1. August ein Gottesdienst mit folgender Ordnung stattgefunden haben: I. Gemeinde: ‚Wir treten zum Beten vor Gott dem Gerechten‘ usw. II. Geistlicher: Eingangsgebet. Schriftverlesung: 2. Kön. 23, 1–3. III. Gemeinde: Ein Lied von E. M. Arndt und ‚Eine feste Burg‘. IV. Geistlicher: Verlesung der Botschaft des Kaisers an das deutsche Volk. Predigt über Sam. 7, 12. V. Gemeinde: Vaterunser. VI. Gemeinde: ‚Die Wacht am Rhein.‘ VII. Zum Schluß: Ein dreimalig gewaltig durch die ehrwürdigen Räume des Gotteshauses brausendes Hoch auf den Kaiser.“⁹⁶

b) „Die Sache ist von der Sprache angefault“ – Die Äquivokations-Methodik der nationalkriegerischen Aufladung der Liturgie

Arper und Zillessen setzten nicht zufällig bei der Liturgik an. Liturgie und Kirchengesangbuch genossen als erwartungsfeste sakrale Größen einen erheblichen Vertrauensvorsprung im Kirchenvolk und erwiesen sich gerade deshalb in manipulierter Form als höchst effektive Multiplikatoren der Kriegstheologie. In der Tat wurden in diesem Teilband „Durchhalten!“ manipulative Mittel zur nationalisierenden Sprachlenkung der Liturgie in einer bislang unbekannten Intensität angewandt. Obwohl es im Protestantismus immer einen gewissen Spielraum für Textzuwachs in der Liturgik gab⁹⁷, waren Liturgie und der Grundstock des Gemeindegesangbuchs Bastionen konstanter, verlässlicher Glaubensnorm geblieben und daher Veränderungen gegenüber erratisch und sperrig, wogegen der Predigt – vor allem in der Form der Themapredigt – schon wesentlich mehr Flexibilität für individuelle Gestaltung, exegetischer Spielraum und Subjektivität zugestanden wurde.

Dass man Sachverhalte „von der Sprache her anfaulen“ konnte – so 1911 eine Formulierung von Karl Kraus⁹⁸ – hatte man schon immer beobachtet. Die Äquivokation war dafür ein probates Mittel. In französischen Schulbüchern wurde damals die „*doctrine des équivoques*“, nach welcher es erlaubt sei, doppel sinnige Termini (*termes ambigus*) zu benutzen, um taschenspielerhaft etwas Falsches zu verstehen zu geben, als unredlich getadelt.⁹⁹ Im Spanischen und Portugiesischen steht das Wort „*equivoco*“ sogar direkt für „Irrtum“. Äquivokationen unterliefen den Pastoren nicht selten und gehörten zu den zwar dubiosen, aber mitunter beliebten Kunstgriffen der Predigtrhetorik, mit denen sich eine Brücke zwischen Alltagsgeschehen und Predigttext herstellen ließ. Tucholsky kritisierte, dass ein Pfarrer bei einer Beerdigungspredigt für eine ertrunkene Familie den Psalm 69, 2 f („Das Wasser geht mir bis an die Seele ...“) ausgelegt hatte.¹⁰⁰ Man mochte das noch als harmlos und geschmacklos durchgehen lassen. Untragbar wurde es, wenn die ideologisierende Wortkunst der kriegstheologischen Homiletik sich solcher Mittel systematisch bediente und so anhand von heilsgeschichtlich gemeinten Analogsetzungen das deutsche Volk Wort für Wort in die von Hegel proklamierte Rechtsnachfolge des auserwählten

Volkes treten ließ¹⁰¹ – wie etwa: „Im Schilfmeer kamen die Ägypter um, in den masurischen Seen die Russen“, oder wenn man die Namensgleichheit des vom Hirtenknaben David besiegten Goliath (1. Sam. 17, 4 ff) mit der am 13. Mai 1915 von einem winzigen türkischen Torpedoboot versenkten *HMS Goliath* als göttlichen Wink verstand.¹⁰² Bischof Michael von Faulhaber brachte auf diese Weise sogar die deutsche Aviatik im Krieg in einen Zusammenhang mit 1. Thess. 4, 17 („auf den Wolken, in die Luft dem Herrn entgegen“) und dem göttlichen Kulturauftrag von Gen. 1, 28 („zu herrschen über die Vögel des Himmels“).¹⁰³ Das „Gott mit uns“ im Krieg wurde auf ebendemselben äquivokativen Weg mit Röm. 8, 31 („Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein?“) begründet.¹⁰⁴ Schon die Kriegshomiletik von 1870/1871 war solcher äquivokativen Versuchung erlegen.¹⁰⁵

Für die *Liturgie* wurde wegen der in ihrem Vollzug fehlenden Möglichkeit, die im Wortlaut festgelegten Texte, die Lektionare und Gesangbuchlieder, auslegend zu kommentieren, ein manipulativ anderes, aber letztlich genauso äquivokatives Verfahren notwendig, das nun im Wesentlichen daraus bestand, die althergebrachten liturgischen Abschnitte mit zusätzlich in die Rezitation eingebrachten vaterländischen „Fremdtexten“ (Kriegsgebeten, -liederversen, patriotischen „Väterstimmen“) zu glossieren, um die doppelsinnig klingenden Termini der ur- und frühchristlichen *militia spiritualis* (vgl. z. B. Eph. 6, 10–18 etc.¹⁰⁶) sich mit kriegsrelevanten, wörtlich zu verstehenden Reizwörtern wie „Streit“, „Kampf“, „Schwert“, „Waffen“, „Opfer“, „Sieg“ etc. äquivokativ überschneiden zu lassen. Die den liturgischen Formeln, Schriftlesungen und Gesangbuchliedern zugesellten Fahnenworte der Freiheitskriege, die dem liturgischen Ablauf angehängten „bells and whistles“¹⁰⁷, „Edelsubstantive“ eines Jargons¹⁰⁸ von deutscher Auserwähltheit im Endzeitkampf gegen alles Böse, wirkten sich dadurch sinnverändernd auf die nur bildhaft gemeinten Begriffe aus. Auch sie hoben die spirituelle Sachverschiedenheit, die sie in der urchristlichen Gleichnisrede dem buchstäblich-Militärischen gegenüber besaßen, zugunsten des Nationalkriegerischen auf und gewannen so die Oberhand über das ursprünglich liturgisch ganz anders Gemeinte. Da die Dichter der Freiheitskriege überdies zur normalen Schullektüre gehörten¹⁰⁹, rief der Rückgriff auf sie die Erinnerung an Bekanntes, schon in der Schule Gelerntes wach und deutete das in der Liturgie Gehörte gewaltsam um. In den von Arper und Zillessen zusammengestellten Texten wandte man bewusst diese „unmoralische Doktrin“ redetaktischer Verfremdung durch Äquivokationen an.¹¹⁰ Die Unlauterkeit solchen Verfahrens musste jedem wachen Gymnasiasten und Altphilologen klar sein, der Ovids von militärischen Termini strotzenden Abschnitt „*Militat omnis amans* ...“ („Jeder Liebende leistet Kriegsdienst“) aus den „*Amores*“, Buch I, Kap. 9, 1–45¹¹¹ gelesen hatte. Und wem wäre damals nicht auch das Kriegssubstrat der Normalsprache, worauf Karl Kraus aufmerksam machte¹¹² – hierzulande kommen jetzt in Politikerreden „*Bazooka*“ und „*Luftthoheit*“ in Kurs¹¹³ –, bewusst gewesen? Nach Otto Baumgartens Interpretation von Luk. 22, 38 hätte sich schon Jesus gegen den äquivokativen Versuch seiner Jünger gewehrt, den bildhaften Wortsinn des Glaubenskampfes in den Bereich des jüdischen Nationalkrieges herüberzuziehen.¹¹⁴ Dieses generelle Bestreben der Kriegsexegese, die Amphibolien, Zwielfichtigkeiten der Sprache¹¹⁵, Äquivokitäten aller Art als Helfershelfer, als Wort-„Wechselbälger“ zur Täuschung einzusetzen und die sich dadurch anbahnenden Missverständnisse konstant zu etablieren¹¹⁶, kritisierte Hans Windisch schon bald nach Kriegsbeginn. Er konzedierte zwar, dass „Worte, die dem Missionar und Märtyrer gel-

ten, *mutatis mutandis* auch den patriotischen Krieger stärken können“.¹¹⁷ Es bleibe aber dabei, so Windisch, dass etwa Jesu „Opfermut“, zu dem in Kriegspredigten aufgerufen werde¹¹⁸, nicht das Vaterland, sondern das Reich Gottes zum Ziel hatte.¹¹⁹ Jesu Selbstopfer dennoch als ein „in Gott verankertes“¹²⁰ kriegspatriotisches Selbstopfer Vorbild zu predigen, hieße zu missachten, dass Jesus Reich Gottes und Vaterland (Deutsches Reich) nicht gleichsetzte.¹²¹ Die kriegspropagandistische Sprache der Liturgie verdrehte aber so die klaren Worte der Verkündigung und warf damit über die Wirklichkeit des Krieges ein sie entstellendes, kriegsornamentales Netz.¹²² In Bezug auf den Gottesreichsbegriff bekannte Ernst von Dryander in einer Nachkriegspredigt vom 23. Februar 1919 über 2. Tim. 1, 7 schließlich, dass – übrigens auch im katholischen Bereich¹²³ – solche äquivokativen Glaubensfälschungen durchaus an der Tagesordnung waren:

„Als wir im Vertrauen auf unsere gerechte Sache auszogen, da redeten wir uns ein, Gott müsse auf unserer Seite stehen, wenn er ein gerechter sei [...]. Daß *sein Reich* siegen müsse, das *Reich* der Gerechtigkeit und des Heils und des Friedens, das war Gottes Verheißung, wir aber hatten vielleicht unbewußt an die Stelle des *Reiches Gottes* das *Deutsche Reich* untergeschoben und sangen in diesem Sinne: ‚Das *Reich* muß uns doch bleiben.‘ Das müssen wir uns einfach eingestehen, wir müssen uns selbst korrigieren.“¹²⁴

In der Tat wurden solche Verfälschungen des Gottesreichsbegriffs gepredigt, als hätte keiner von den doch an den Schriften des Reformators geschulten deutschen Theologen je dessen Traktat „Das Diese wort Christi (Das ist mein leib etce) noch fest stehen widder die Schwermgeister“ von 1527 gelesen, in der es vom Gottesreich heißt:

„Die schriftt aber leret vns, das Gotts rechte hand nicht sey ein sonderlicher ort, Da ein leib solle odder muge sein als auff eym gulden stüel, Sondern sey die allmechtige gewalt Gotts, wilche zü gleich nyrgent sein kan vnd doch an allen orten sein müs, Nyrgent kan sie an einigem ort sein (spreche ich.) Denn wo sie yrgent an ettlichem ort were, muste sie daselbs begreifflich vnd vmbschlossen sein, wie alles das Jenige so an einem ort ist, müs an Dem selbigen ort beschlossen vnd abgemessen sein, also das es die weil an keinem andern ort sein kann, Die gottliche gewalt aber mag und kan nicht also beschlossen vnd abgemessen sein, Denn sie ist vnbegreifflich vnd vnmesslich, ausser vnd uber alles das da ist vnd sein kan[.] Widerumb mus sie an allen orten wesentlich vnd vnd gegenwertig seyn, auch ynn dem geringesten bawmblat, Vrsach ist die, Denn Gott ists, der alle ding schafft, wirckt vnd enthellet durch seine allmechtige gewalt vnd rechte hand wie vnser glaube bekennet.“¹²⁵

Gleichwohl predigte man Deutschland als „*gulden stüel*“, auf dem die „rechte Hand Gottes“ ruhe, und also Deutschland als Ort des Gottesreiches:

„Man kann es wohl hören, daß mancher es beinahe so ansieht: ‚Gott verläßt keinen Deutschen!‘ Aber das ist nichts als leerer Wortschwall und hohles Gerede des Hochmutes. Aber wird Deutschland Gottes Reich, wohl an, so soll es wohl unverlassen sein. Und wenn je in seiner Geschichte, so arbeitet, so zieht Gott jetzt in Tod und Not, in Erfolg und Sieg an ihm, daß es das werde.“¹²⁶

„Aber das alles bleibt doch unvollkommen, wenn wir nicht spüren, daß es unser Vater im Himmel ist, der [zu] uns redet bei allen den Opfern und auf sein Reich hinweist, das durch uns gebaut werden soll.“¹²⁷

„Das gute Gewissen, mit dem wir, und unser Kaiser voran, zu diesem uns aufgedrungenen und aufgezwungenen Kriege hinausgezogen sind, gibt uns das Recht der Überzeugung, daß der Kampf, in dem wir für den Fortbestand des Deutschen Reichs, für die Ehre und Wohlfahrt des deutschen Volkes stehen, zugleich ein Kampf für das Reich Gottes ist.“¹²⁸

Es klingt wenig glaubhaft, dass solche äquivokativen Begriffsmaskeraden und -verwirrungen, mit denen man den Kern der christlichen Botschaft an die Kriegsbedürfnisse verriet, unbewusst unterliefen. Dryander hatte selbst anhand der Missdeutung eines Lutherliedes in dieser unbesonnen schiefen und vermessenen Häretik des Schwärmeriums gepredigt, obgleich er Joh. 18, 36 („Mein Reich ist nicht von dieser Welt“) kannte und genau wissen musste, dass Luther mit dem Reichsbegriff nicht das Deutsche Reich, sondern nur das Gottesreich gemeint haben konnte:

„Sie [die Deutschen] können mit Luther nicht nur vom göttlichen, nein auch vom *deutschen* Reiche singen: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, / Laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn! / Das Reich muß uns doch bleiben.“¹²⁹

Nicht alle – wie etwa Christoph Blumhardt d.J., der Gottesreich und Deutsches Reich strikt auseinanderhielt¹³⁰ –, aber durchaus die meisten kriegstheologischen Mobilisierungsprediger waren, diesen Sprachzerfall willig in Kauf nehmend, von solch' terminologischer Desorganisation des Kriegsjargons geprägt.¹³¹

Auch ikonographisch wurden ab 1914 diese zwie- und schieflichtigen Begriffsüberlappungen der Schwarmgeisterei auf Kriegspostkarten gezielt herbeigeführt. So neigt sich der am Kreuz hängende Jesus zu einem direkt vor ihm stehenden Soldaten herab, legt ihm seinen Arm um die Schulter und spricht zu ihm: „Sei getreu bis in den Tod!“ Im Hintergrund erkennt man fahnschwingende, vorwärtsstürmende Truppen mit Pickelhauben (s. u. Abb. 23). Unberücksichtigt bleibt hierbei – wie in den häufigen Kriegspredigten mit dem gleichen Motiv der Kreuzträgerschaft¹³² –, dass mit Offb. 2, 10 etc. an die Märtyrertreue im christlichen Glaubenskampf gedacht ist, nicht aber an einen Schlachtentod für ein politisches Heil, der mit der *imitatio Christi* nichts zu tun hat. Daher steht etwa bei Christoph Blumhardt d.J. der Soldatentod im Weltkrieg nicht im deutsch-nationalen Horizont – „das ist nicht das Ziel, auf das wir losgehen dürfen“ –, sondern im übernationalen Zusammenhang der eschatologischen Wehen, die das Kommen des Gottesreiches ankündigen.¹³³ Auf anderen Kriegspostkarten erscheinen die vor der Licht-Epiphanie Christi auf die Knie sinkenden und „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen!“ betenden deutschen Truppen nicht mehr nur als „Feldgrau“ des deutschen Reiches (am unteren Bildrand sieht man eine Pickelhaube), sondern zugleich als Gottesreichskrieger des Auferstandenen vor flammend erleuchtetem Hintergrund einer von Deutschen in Brand geschossenen Stadt (s. u. Abb. 24).¹³⁴

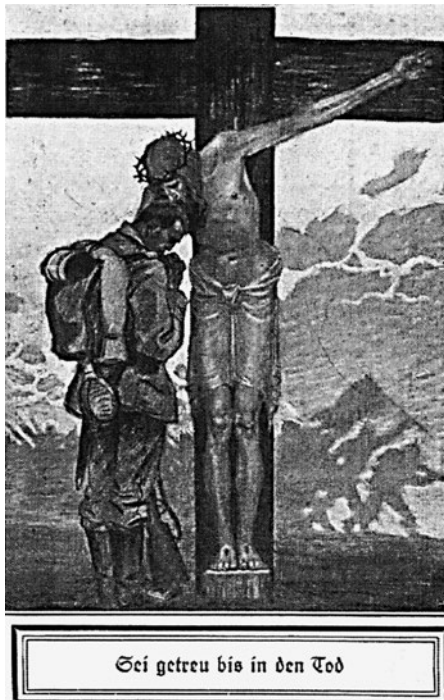


Abbildung 23 (links): „Sei getreu bis in den Tod“; 1914 (?); Postkarte 1. Weltkrieg.

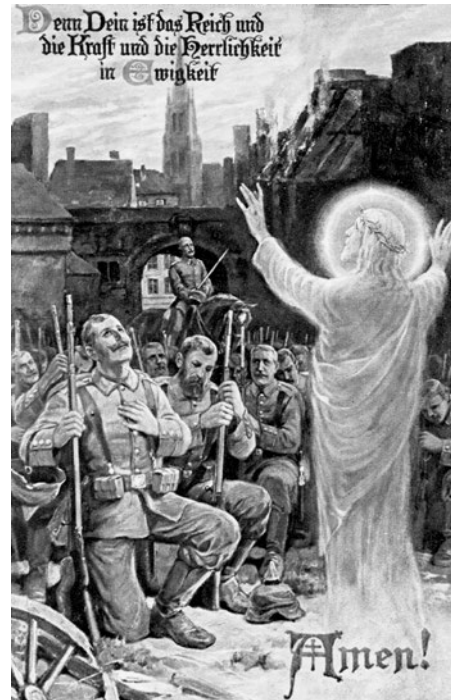


Abbildung 24 (rechts): „Denn Dein ist das Reich“, 1914; Postkarte 1. Weltkrieg.

Auf wiederum anderen Kriegspostkarten sieht man auf der rechten Seite einen deutschen Grenzpfahl mit der Aufschrift „Deutsches Reich“ und dem Reichswappen, in der Mitte den deutschen Aar und links aus Luthers „Ein feste Burg“ (eg 362, 4) den Vers: „Das Wort sie sollen lassen stahn“ in der verfälschenden Umdichtung als „Das Reich [!] sie sollen lassen stahn“ (s. u. Abb. 25).



Abbildung 25: „Das Reich sie sollen lassen stahn!“, 1914; Postkarte 1. Weltkrieg.

Den Reichsbegriff vermeidend, aber Deutschland meinend las man es ähnlich in den 1813 wohl von Ernst Moritz Arndt anonym herausgegebenen „Kriegs=Gesängen für freie Deutsche“, Nr. 1 („An alle wackere Deutsche“), Strophe 7:

„Sie sollen Deutschland lassen stehn,
 Gott hob die gute Sache.
 Der Franken Macht soll untergehn!
 Viel Blutschuld schrie um Rache.
 Schaut Deutschlands Noth:
 Sieg oder Tod!
 Im Busen schwillt's!
 Der Rettung gilt's,
 Der Freiheit Deutscher Männer!“¹³⁵

Die analoge Umdichtung im Gesang- und Liederbuch für die Braunschweigischen Truppen von 1814, Nr. 1, Strophe 4, scheint von der Version Arndts inspiriert worden zu sein, wobei ebenso der Reichsbegriff vermieden wurde:

„Sie sollen das Land wohl lassen stehn;
 Gott hob die gute Sache!
 Des Feindes Trotz müß untergehn,
 viel Blutschuld schrie um Rache;
 der Herr hält Weltgericht,
 er schont den Sünder nicht,
 und ob er pocht und dräut,
 der Herr ist's, der befreit;
 sein Recht wird er behalten.“¹³⁶

Die Gleichsetzungen des Reichsbegriffs wurden auch nach 1918 noch fortgeschrieben¹³⁷; die Deutschen Christen führten solche trügerischen Sinneinebnungen gerade am Gottesreichsbegriff von Gesangbuchliedern aktiv herbei.¹³⁸ Hitler schloss am 10. Februar 1933 seine erste öffentliche Rede als Reichskanzler im Berliner Sportpalast mit dem sog. „nationalsozialistischen Vater-Unser“ ab. Politische Reden mit einem Gebetsruf, darunter auch der letzten Vater-Unser-Zeile zu beschließen, war im Ersten Weltkrieg nicht unüblich gewesen.¹³⁹ Hitler mochte daran gedacht haben, als er seine Rede in der Ausrufung des deutschen Gottesreiches im billigen *Simili* von Matth. 6, 13 gipfeln ließ:

„Denn ich kann mich nicht lösen von dem Glauben an mein Volk, kann mich nicht lossagen von der Überzeugung, dass diese Nation wieder einst auferstehen wird, kann mich nicht entfernen von der Liebe zu diesem meinem Volk und hege felsenfest die Überzeugung, dass eben doch einmal die Stunde kommt, in der die Millionen, die uns heute hassen, hinter uns stehen und mit uns dann begrüßen werden das gemeinsam geschaffene, mühsam erkämpfte, bitter erworbene neue deutsche Reich der Größe und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit. Amen.“¹⁴⁰

Die Strategie der kriegstheologischen Aufrüstung durch äquivokative Begriffsüberlappungen und stilistische Angleichungen an die *Vox Christi*, die durch die Überfremdung spiritueller Metaphern mit buchstäblich den Nationalkrieg meinenden Fremdtexen bewerkstelligt wurde, ist in den Arper-Zillessen'schen Kriegsliturgien an vielen Stellen nachweisbar. Sie zeigt sich an Einfügungen in die Altarlektionen, an den neuen Perikopen-Überschriften, vor allem aber in den systematischen Vermengungen von nach Metall klingenden Spruchbelegen wie z. B. Ps. 18, 30 („Mit dir kann ich Kriegsvolk zerschlagen“¹⁴¹) und Kirchenliedern („Rüstet euch, ihr Christenleute“)¹⁴² mit liturgiefremden „Vaterländischen Worten“ (meist Zitaten aus Arndts „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“¹⁴³), nationalistischen Kriegsgebeten und älterer sowie zeitgenössischer Kriegsliteratur (z. B. Karl Friedrich von Gerok's oft auf Kriegspostkarten abgedruckter¹⁴⁴ „Seligster Soldatentod“, Anton de Noras „Eiserne Kreuze“¹⁴⁵). Solche glossierenden Textmosaiken wirkten zweifellos sinnverfremdend, hoben die Sachverschiedenheit der gleichklingenden Begriffe auf und drängten die Altarlektionen, Perikopentexte und Gesangbuchlieder – und in diesem liturgischen Sog auch die Predigten – in die national-kriegstheologische Verstehensrichtung ab.¹⁴⁶

3) Einzelanalysen der verwüsteten Textkategorien

Wir geben im Folgenden eine Analyse von fünf Textkategorien der Arper-Zillessen'schen Kriegssagende, um die in ihnen angewandte Hermeneutik im Einzelnen genauer zu betrachten. Auch an dieser Stelle unserer Untersuchung ist also genau der – schon in den Prolegomena A beschriebene – Prozess konkret aufzuweisen, wie die den Krieg rechtfertigende und verheilende, „ästhetisierende“ Theologie im Dialog mit dem Rezipienten die ihr passenden Sinnkontinua aus Hergebrachtem, aus Prämissen und Ressentiments einerseits abrief, stimulierte, sie überreizend okkupierte, andererseits aber widersprechende Rezeptionsvorgaben, Gesinnungen und Voreinstellungen mit Wort-, Bild- und Melodiekunst unterhöhlte, indem sie deren „Textur“ umdeutete und verfälschte, um damit ihre eigenen trügerisch kriegsästhetisierenden Vorgaben konkurrenzlos zu machen und insgesamt zu einer möglichst breiten kriegsaffirmativen Massenmobilisation an der Front und in der Heimat zu gelangen.

a) „So sage Israel, so sage auch Deutschland“ – Perikopentexte der „Germanenbibel“

Bibelübersetzungen zur Meinungslenkung einzusetzen, sie als „wächserne Nase“ anzusehen, die man drehen und wenden könne¹⁴⁷, entspricht alteingesessener Propagandapraxis. Sogar Luther musste sich den Vorwurf allzu freier Behandlung des heiligen Textes (insbesondere der Paulusbriefe) gefallen lassen: Man warf ihm noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts vor, zugunsten seiner Rechtfertigungslehre Zuflucht zu tendenziöser Wortwahl, absichtlicher Entstellung, handgreiflicher Fälschung, Einschlebung und Glossierung genommen zu haben (man addierte ca. 3000 solcher Verstöße).¹⁴⁸ Dieses Urteil

über das selbstbewusste „Doctor Martinus Luther wils also haben“¹⁴⁹, der in Röm. 3, 28 zum „πιστει“ (Glauben) das „sola“ ergänzte, war in dieser kontroverstheologischen Pauschalität ungerecht. Ein Verstoß war es aber, als in der Gewissheit der pfingstlichen Augustbegeisterung sich die Kriegstheologen in ihrer Schriftbehandlung als Nachfolger des Reformators ansahen und gar behaupteten, dass die alles Ältere abrogierende, „neue“ Stimme Gottes gesprochen habe und sich die autonome, souveräne pneumatische Kraft des göttlichen Logos in Weiterentwicklung, Erneuerung und *nun* in der deutschen Wiedergeburt manifestiere (s. o. Kap. V, 1, f).¹⁵⁰ In dieser „reformatorischen“ Anmaßung wurden in den 1930er Jahren auch völkische Bibelübersetzungen geschaffen, von denen Martin Leutzsch für den Zeitraum von 1902 bis 1941 ein gutes Dutzend gezählt hat (s. u.).¹⁵¹ Zu den Anfängen solcher Schriftbehandlung gehören nun auch die in den drei Teilbänden der Kriegsgagende von Arper und Zillessen enthaltenen Altarlektionen vor allem aus dem Alten Testament¹⁵², die „im vollen Wortlaut“, aber – so die vielsagende Selbstaussage der Herausgeber – „mit Freiheit vom Buchstaben“ wiedergegeben wurden.¹⁵³ Was unter dieser „Freiheit“ zu verstehen war, zeigt sich im ersten Teilband unter der Rubrik „Bearbeitete Stücke (Propheten- und Psalmenbeispiele)“¹⁵⁴, wo aus vielen aus dem Zusammenhang gelösten Spruchbelegen – wohl nach dem Vorbild des sog. „Elsässischen Kirchenbuchs“ von Julius Smend (1857–1930)¹⁵⁵ – ein Mosaik biblischer Worte entstand. Diese Methode, aus zusammengewürfelten Spruchbelegen die biblische Meinung zu erzeugen¹⁵⁶, bot den Vorteil der zielstrebigsten Aussagereduktion und des „In-Reih-und-Glied-Stellens“ mehrerer Textfragmente auf einen gewünschten Fokus hin, während der volle, sinngemäße Wortlaut der jeweiligen Schriftlesung oft gegen die ihm angetragene Deutung gefeit war.¹⁵⁷ Immerhin kamen Arper und Zillessen hierbei einem Bedürfnis der Frontsoldaten nach, ihnen das Zuhören und Verstehen dadurch zu erleichtern, dass man auf die Darbietung eines längeren Leseabschnitts verzichtete und sogar statt einer Predigt nur eine Reihe kurzer, einprägsamer, nach bestimmten Gesichtspunkten sortierter biblischer „Kernsprüche“ bot.¹⁵⁸ Hinzukam, dass Arper und Zillessen außerdem in die Verlesung eingriffen. So heißt es z. B. bei der „Schriftverlesung“ Nr. 12 in Abänderung des ersten Verses von Ps. 129: „Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf, so sage Israel (so sage auch Deutschland).“¹⁵⁹ Man baute in die Lektio Aussagen berühmter Prediger ein, so dass sich Bibeltext und Predigtelemente also in der Textlesung mischten. Vermutlich knüpften Arper und Zillessen hier an eine Andacht Friedrich Naumanns in der vielgelesenen „Gotteshilfe“ an, die ihnen als Vorlage diente. Dort hatte Naumann im Rückblick auf den Dreißigjährigen Krieg geschrieben: „Auch das deutsche Volk kann sagen wie Israel: ‚Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht.‘ Auch auf deutschem Rücken haben fremde Pflüger geackert und ihre Furchen lang gezogen. [...] Kein neueres Volk hat es so schwer gehabt wie das unsrige.“¹⁶⁰ Bei Arper und Zillessen war jedoch, die Naumannsche Auslegung überstrapazierend, mehr im Spiel als nur eine veranschaulichende Gegenüberstellung Deutschlands mit Israel. Das erweist sich daran, dass gleich zu Beginn des dritten Bandes der Kriegsgagende bei den gottesdienstlichen Lektionen aus Jes. 43, 22; 45, 25 Jakob und Israel durch zwar für den Liturgen eingeklammerte Appositionen ein für alle Mal mit Deutschland identifiziert wurden: „Nicht daß du mich hättest gerufen, Jakob (Deutschland), oder daß du um mich gearbeitet hättest, Israel (deutsches Volk).“ „Denn nur im Herrn wird gerecht,

was Israels (den deutschen) Namen trägt.¹⁶¹ Solche liturgischen *Textinterventionen* statt predigtartige Textinterpretationen waren keineswegs Petitessen, denn als auserwähltes Volk und „Knecht Gottes“ erschien jetzt nicht mehr Jakob / Israel, sondern das deutsche Volk. Dass man „an Stelle des auserwählten Volkes in den alten Texten ganz einfach das deutsche Volk“ setzte, hatte Otto Baumgarten 1915 noch mit der Vaterlandsliebe zu entschuldigen versucht.¹⁶² Arper und Zillessen führten mit solchen Eingriffen in den Vortrag der Lektio – wie damals viele Kriegstheologen¹⁶³ – nur die Vorgaben der Dichter der Freiheitskriege wie Arndt, Friedrich Gottlob Wetzel, Max von Schenkendorf¹⁶⁴ fort, hinter denen Georg Wilhelm Friedrich Hegels Völkerphilosophie stand, in welcher er 1821 den deutschen Ursprungsmythos formuliert hatte, demzufolge Gott den „germanischen Völkern“ die heilsgeschichtliche Berufung anstelle des „israelitischen Volkes“ übertragen habe.¹⁶⁵ Das Alte Testament, dessen Wortlaut zu dieser Auffassung im Widerspruch stand (Ex. 19, 5 f; Deut. 7, 6 ff; 10, 15; 28, 9 f; Jes. 34, 1 u.ö.), wurde im „Joel-Sturm“ der August-erweckung dennoch zur „Germanenbibel“¹⁶⁶ gemacht.

* * * * *

Wir halten einen Augenblick für einen Exkurs inne. Nach dem verlorenen Weltkrieg wurden die Schleusen, durch Textänderungen und Einbau von Elementen der Textauslegung eine „germanische“ Bibel zu schaffen, weiter geöffnet. Es lag vor Augen, wohin das zielte.

1923 redigierte Artur Dinter (1876–1948) eine völkisch-rassische Neuübersetzung und -kommentierung der vier Evangelien.¹⁶⁷ Reichsbischof Ludwig Müller legte 1936 für seine „Volksgenossen im „Dritten Reich“ ausdrücklich keine Übersetzung, sondern eine „Verdeutschung“ der Bergpredigt unter dem Titel „Deutsche Gottesworte“ vor.¹⁶⁸ Die Bergpredigt verstand er als „einen einzigen, gewaltigen Gottes-Ruf zum Dienst für Gott und für die Kameradschaft im Volk“.¹⁶⁹ „Sanftmut“ (Matth. 5, 5) und „Liebe“ (Matth. 5, 44) verstand er daher als „Kameradschaft“, „Bruder“ gab er mit „Kamerad“, „Kampfkamerad“ oder „Volksgenosse“ wieder, die Väter-Überlieferungen nannte er „Volksgesetze“, die man „im Blut trage“, den „Nächsten“ deutete er als „Freund“ (Matth. 5, 43); die Antithesen zur Vergeltung und Feindesliebe (Matth. 5, 38 ff. 43 ff) spielten sich bei Müller ausschließlich auf der Ebene der Kameradschaft ab, wobei auch der Gegner kameradschaftlich, „vornehm und ruhig“ behandelt werden sollte.¹⁷⁰ Müller stellte dann angesichts der historischen Autorschaft Jesu und des „heutzutage oft gehörten Ausspruch[s]: Christus war ein Jude“ „mit aller Entschiedenheit“ fest,

„daß das Christentum *nicht* aus dem Judentum gewachsen ist, wie ein Baum aus der Wurzel wächst, sondern es ist vielmehr so, daß das Christentum *im Kampf gegen* das Judentum geworden ist, sodaß Christ und Jude einander gegenüber stehen, wie Feuer und Wasser. Jedenfalls ist der Jude der älteste und erbitter[t]ste Feind christlicher Gesinnung und Gesittung, und er wird es bleiben bis an das Ende der Tage.“¹⁷¹

Das vierte Evangelium rückte nicht allein deshalb in den Fokus manipulativer Textbehandlung, weil man den „großen deutschen Idealisten“ wie Fichte, Schleiermacher, Schelling und Hegel eine besondere Vorliebe für das Johannesevangelium nachsagte¹⁷²,

sondern weil sich bisweilen auch Hitler selbst auf dessen „Antijudaismus“ berufen hatte.¹⁷³ Emanuel Hirsch veröffentlichte in demselben Jahr 1936 eine braunhemdfarben eingebundene Ausgabe des Johannesevangeliums, in welcher er durch zahlreiche Kürzungen im Text¹⁷⁴ (insbesondere von Joh. 4, 22¹⁷⁵) eine ursprüngliche, kompromisslos anti-jüdische¹⁷⁶, „vorkirchliche“ Fassung¹⁷⁷ dieses Evangeliums wiederherzustellen versuchte. Das Johannesevangelium entpuppte sich auf diese Weise als antijüdisches, „wahrhaft paulinisches Evangelium“¹⁷⁸ und zugleich als Tragödie unsemitischen, klassisch-griechischen Zuschnitts.¹⁷⁹ Im Einzelnen behauptete Hirsch, Johannes verneine als „radikaler Paulusschüler“ durchweg den jüdischen Anspruch, das Gottesvolk zu sein.¹⁸⁰ Durch Hirschs Texteingriffe zu Joh. 8, 44 (vgl. 1. Joh. 3, 8–12) erschienen die Juden als „Kainssöhne“, als „Urmörder und Urlügner“.¹⁸¹ Aus solchen Konjekturen¹⁸² leitete sich dann auch der Vorwurf „jüdischer Erbkriminalität“ her.¹⁸³ Eine wichtige Rolle spielte ebenso Hirschs exegetische Auskunft zum Johannesprolog und zur Herkunft Jesu aus Galiläa: dass in der vorkirchlichen Fassung Jesus „gar nicht mehr als Jude empfunden“ worden wäre.¹⁸⁴ So lieferte das Johannes-Evangelium eines der Argumente dafür, dass Jesus als Galiläer arischer Abstammung sein müsse. Zu Joh. 19, 16 versuchte Hirsch (entgegen der Verse Joh. 18, 31 und 19, 23, die als Bestandteile der „kirchlichen Redaktion“ ausschieden) zu beweisen, dass es nicht römische Kriegsknechte, sondern Juden selbst gewesen wären, die Jesus exekutiert hätten¹⁸⁵, was den Vorwurf, die Juden seien „Christusmörder“, bestätigen sollte. Bedeutungsvoll sind überdies einige Kleinigkeiten wie diese, dass Hirsch in Joh. 12, 13 das εὐλογημενος („gelobt sei!“) und in Joh. 19, 3 das χαίρει („sei gegrüßt“) mit dem aus Parteiveranstaltungen bekannten „Heil!“ übersetzte.¹⁸⁶ Die Zurufe der Menge in Joh. 12, 13 und in den übrigen Evangelien (Matth. 21, 9; Mark. 11, 9 f; Luk. 19, 38) bezeichnete er im Kommentar mehrfach als „Heil-Ruf“.¹⁸⁷ Als Fazit seiner Exegese forderte Hirsch, das Alte Testament (das „Judenbuch“) als Offenbarungsbuch nicht länger neben das Neue Testament zu stellen.¹⁸⁸

Gleichfalls 1936 erschien das vom „Landesbischof und Bremischem Staatsrat“ Lic. Dr. phil. Heinrich Weidemann (1895–1976) redigierte und unter der Mitarbeit eines „Bremmer Kreises“, dem u. a. Pastor Karl Refer (1883–1954) und der Direktor der Bremischen Staatsbibliothek Dr. Hinrich Knittermeyer (1891–1958) angehörten, entstandene „Evangelium Johannes deutsch“. „Alle ‚Buchstablisten‘“, ließ man den Leser im Vorwort wissen, „dürfen sich über uns ärgern; dem Wahrheit Suchenden wollen wir finden helfen. Der Deutsche des dritten Reiches muß wissen, was es um Christus ist, den der Jude ans Kreuz schlug.“ Auch in Weidemanns Verdeutschung wird die jüdische Abkunft Jesu bestritten; die Übersetzung zu Joh. 1, 46 lautet: „Seit wann kommt das Heil von den Heiden?“ statt: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Das galiläische Nazareth erklärt Weidemann als von „Heiden“, d. h. von Nichtjuden bewohnt, woraus wiederum die Arierschaft Jesu zu folgern sei.¹⁸⁹ Judäa erscheint regelmäßig als „Judenland“¹⁹⁰, während Galiläa als „Heidengau“ und „sein [d. h. Jesu] Heimatland Galiläa“ bezeichnet wird.¹⁹¹ Joh. 4, 22 („denn das Heil kommt von den Juden“) formuliert Weidemann um in den Satz „Die Juden wissen wenigstens um den Gott, von dem allein das Heil kommt.“¹⁹² Eine zentrale Rolle spielt auch die Wiedergabe der Verse Joh. 8, 37 ff. 49 ff; die Juden gelten dort als Abkömmlinge des Teufels, des „Menschenmörders“ und des „Vaters der Lüge“.¹⁹³ Zu Joh. 19, 16 suggeriert Weidemann – wie Hirsch ebenso – den direkten Henkersdienst der Juden bei der Hin-

richtung Jesu: „Da gab er [= Pilatus] ihnen [= den Juden] nach und bestätigte das Todesurteil. Sie [= die Juden] übernahmen Jesus, und er trug sein Kreuz und ging den Weg nach Golgatha. Dort kreuzigten sie ihn.“ Die Widersprüche zu Joh. 18, 31 f und Joh. 19, 23 ließ Weidemann unbeantwortet.¹⁹⁴ Die von Luther gebrauchten Bezeichnungen „Meister“ und „Jünger“ glich er offenbar dem Heliand'schen Sprachgebrauch von „Gefolgschaft-Herzog-Getreue“ an.¹⁹⁵ Kleinere Eigenheiten sind „Kirche“ statt „Tempel“ und „Synagoge“¹⁹⁶, „Judenbande“ statt „Knechte von Hohenpriestern und Pharisäern“ (Joh. 18, 3; 19, 6)¹⁹⁷ und schließlich – wie bei Hirsch – Heilsrufe statt „Osannah“ (Joh. 12, 13).¹⁹⁸ Joh. 21, 1–25 wurde nicht mitübersetzt wie auch einzelne Verse, in denen man einige als zu kompliziert empfundene theologische Begriffe wie „Gnade“ (Joh. 1, 14.16 f)¹⁹⁹ ideologisch umbog („Kraft zum Leben“). Christologische Titel wie „Menschensohn“ (Joh. 1, 21; 3, 13 ff; 5, 27 etc.)²⁰⁰, „Lamm Gottes“ (Joh. 1, 29)²⁰¹, oder obsolet Klingendes wie „Heiliger Geist“ und „Sünde“ (Joh. 20, 22 f)²⁰² wurden entweder fortgelassen, verkürzt oder stark abgeflacht. Weidemann sandte seine „volkstümliche Übertragung“ an verschiedene NS-Größen wie Reinhardt Heydrich. In seinem Begleitschreiben vom 20. Januar 1936 an den SS-Führer Heinrich Himmler hieß es: „Schon aus den ersten Worten werden Sie ersehen, daß wir als Christen aus deutschem Blut und deutscher Rasse den Antijuden Christus zeichnen.“²⁰³ – Dem entsprach, dass ein deutsch-christlicher Theologiestudent aus Sachsen 1935 während seines 1. Theologischen Examens im Beisein seines deutsch-christlichen Landesbischofs die ersten Worte des Johannesevangeliums unwidersprochen mit: „Im Anfang war das Volk, und das Volk war bei Gott, und Gott war das Volk!“ übersetzte.²⁰⁴ Er reproduzierte wortwörtlich das, was er 1934 in einer deutsch-christlichen Versammlung in Hohenstein-Ernstthal aufgeschnappt haben dürfte, bei welcher derselbe Landesbischof, ohne Einspruch zu erheben, anwesend gewesen war.²⁰⁵ –

* * * * *

Der ideologisierenden Linie, Israel und Deutschland unter heilsgeschichtlichem Vorzeichen zu identifizieren, folgten in der Kriegssagende Arpers und Zillessens auch Perikopen-Überschriften, die gegenüber der Lutherbibel von 1914²⁰⁶ nationalistisch abgeändert wurden und damit die Weichen zur kriegstheologischen „Neulesung“ stellten: Psalm 129, 1–4 und Psalm 145 wurden mit „Der alte Gott, der deutsche Gott“²⁰⁷ betitelt; 1914 hieß es noch: „Die Dränger Israels müssen zu Schanden werden / Die Gnade und Gerechtigkeit Gottes in seinem Reich“. Die Überschrift zu Jes. 43 lautete jetzt: „Unsres Volkes neues Erstehen – Gottes Werk zu seiner Ehre“²⁰⁸ statt wie zuvor: „Gott erlöst sein Volk, wie er verheißen hat, und vergibt ihm seine Schuld aus lauter Gnade.“ Über Jona 2 stand nun: „Dankgebet des Volkes [gemeint ist das deutsche] nach schwerer Kriegsnot“²⁰⁹ anstatt des älteren: „Des Jona Gebet und Erlösung“. Über Jes. 42 (49) prangte jetzt Emanuel Geibels (1815–1884) Spruch: „Und es mag an deutschem Wesen / einmal noch die Welt genesen“²¹⁰ gegenüber der älteren Überschrift von 1914: „Der Knecht Gottes (Messias) in seiner Sanftmut ein Licht der Heiden und ein Führer des verblendeten Volkes / Der Knecht Gottes das Licht der Heiden und das Heil Israels“.²¹¹

Schon 1903, ein gutes Jahrzehnt vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, hatte in seinen „Briefen über Religion“ Friedrich Naumann die in derartigen Textänderungen zum Aus-

druck kommende, seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland um sich greifende Verirrung des Völkerglaubens, mit dem jeder Krieg Deutschlands theologisch zu ästhetisieren war, kritisiert:

„Man macht den [deutschen] Staat mit allen seinen Kanonen und Kerkern zu einem Bestandteil und Hilfsmittel des Reiches Gottes. [...] Wie soll ich nun sagen, daß Bismarcks Vorbereitung des schleswig-holsteinischen Kriegeres [1863–1864] ein Dienst des Reiches (!) Christi sei? Das bringe ich nicht fertig.“²¹²

1915, schon mitten im Krieg, wiederholte Naumann seine grundsätzlichen Bedenken: „Es ist nicht zu leugnen, daß die Einsetzung des Völkerglaubens in die allgemeine Gottesidee zu den dunkelsten Problemen einer schulgerechten, logisch gedachten Theologie gehört.“²¹³ Widerspruch kam Ende 1915 auch von Karl Kraus, der von hier von einer „Verstaatlichung Gottes“ sprach.²¹⁴ Gleichwohl wurde gerade dieser „Völkerglaube“, eine Nation könne das zur Welterlösung bestimmte „Gefäß Gottes“ sein, zum Dreh- und Angelpunkt der deutschen Kriegstheologie. Im Geschichtsunterricht an den „Unteroffizierschulen und -vorschulen“ zitierte man im „Leitfaden“ aus einem Brief des späteren Wilhelm I., der seiner Gemahlin nach der Gefangennahme Napoleons III. geschrieben hatte:

„Ich beuge Mich vor Gott, der allein Mich, Mein Heer und Meine Verbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag Ich das Werk aufzufassen und in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen.“²¹⁵

In der theologischen Abhandlung des schon weiter oben öfter zitierten Berliner Pfarrers, Franz Koehler, wurde dieser theologische Ursprungsmythos folgendermaßen dargelegt:

„Aus der grauenhaften Verschuldung eines Haufens zusammengerotteter Völker ist uns [Deutschen] der Krieg zu dem Mittel Gottes geworden, in Gnade und Gericht seine Herrlichkeit zu offenbaren. [...] Wir glauben, daß sich die ewige Vorsehung diesmal unseres Volkes bedient, um ein Weltgericht an unseren Feinden zu vollziehen. [...] Gott hat mit uns etwas Besonderes vor, er verfolgt mit uns seine Ziele. So wahr es nun Gottes Ziele sind, für die wir kämpfen, so wahr ist all unsre Kriegsarbeit nicht vergeblich. Ist Gott aber jetzt nicht in unsrer deutschen Christenheit – wo ist er denn sonst zu finden in der Welt? [...] Wir kämpfen jetzt für Gott und den Sieg seiner gerechten Sache in der Welt gegen seine ärgsten Feinde. [...] Wenn irgendein Volk der Welt berufen und befähigt ist, die Religion des lauterer Evangeliums fruchtbar zu machen für die Welt, ein Christophorus, ein Christträger zu sein für alle Völker, ein Bannerträger des Evangeliums und damit ein Hort der Gesittung und der Kultur, so ist es das deutsche Volk, das mit diesem Beruf nur den Sinn seiner eigenen Geschichte vollendet. [...] Unser deutsches Volk muß sich nun opfern und opfert sich, damit Heil und Segen kommen über alle Völker, die nicht so stark sind, durch gleiche Opferkraft gleiche Segenskraft zu entbinden. Ein gottbegnadeter Märtyrer, so steht unser deutsches Volk in diesem Kriege da, ein auserwähltes Rüstzeug in Gottes Hand. [...] Ohne Kriege, ohne diesen seinen furchtbarsten Krieg hätte Gott aus unserem Volk nicht das machen können, wozu er es in seinem weisheitsvollen Liebesrat ersehnt und geschaffen,

auf dem Wege seiner Leiden die anderen Völker zu gesegnetem Frieden zu führen. [...] Von innen heraus gestaltet Gott jetzt neue Welten. Und merken, wie in uns und in unserem Volke eine neue Welt wird, das ist Fortschritt der Religion.“²¹⁶

b) „Höret, wie E. A. Arndt in seinem Katechismus ...“ –
Die Lektio „vaterländischer Worte“

Der zweite weitgehende und ebenso anfechtbare Eingriff in die Liturgie, der ebenfalls „ursprungsmythisch“ motiviert war, bestand in der gottesdienstlichen Verlesung „Vaterländischer Worte“.²¹⁷ Im ersten Band Kriegsagende erschienen diese Texte noch als Beiordnung zum oder als Ersetzung des Apostolikums²¹⁸ mit der Einführungsformel „Höret ein vaterländische Zeugnis und Bekenntnis“²¹⁹, „Wir bekennen uns zu einem Väterzeugnis aus großer Zeit.“²²⁰ Das hatte einen Vorläufer. Als „Wettbewerb“ zum Apostolikum hatte auch Julius Smend in seinem „Elsässischen Kirchenbuch“ bei den Festtagsgottesdiensten und Kasualien die Rezitation von Glaubensbekenntnissen mehrerer Kirchenväter und Reformatoren²²¹ mit einer „möglichst schlichten“ Formel eingeführt.²²² Im dritten Band der Kriegsagende kamen dann aber die „Vaterländischen Worte“ im liturgisch verkürzten Ablauf der „Kriegsgottesdienste“²²³ unter die „Schriftverlesungen“ zu stehen. So weit war Smend nicht gegangen. Was Arper und Zillessen dazu bewogen haben mag, die „Väterstimmen“ nun als Schriftlesungen rezitieren zu lassen, erklärt sich daraus, dass die für wichtig erachteten Lutherzitate, Aussprüche Friedrichs II., Fichtes, Treitschkes, Marcks²²⁴, vor allem Verse aus der nationaltheologische Kriegsslyrik Arndts, Körners, von Schenkendorfs, Geibels, Geroks, etc., dazu auch Konjunkturpoesien²²⁵, nicht dem literarischen Genos eines Glaubensbekenntnisses entsprachen. Zwar gab es Bedenken, die auf „gewisse unumstößliche Rechte [...] des evangelischen Kultus [...] vor allem gegen die formale Gleichsetzung des Gotteswortes der Bibel und des deutschen Dichterworts“ verwiesen.²²⁶ Trotzdem setzten sich auch andere Liturgiker darüber hinweg und nahmen wie z. B. Karl Kühner die vaterländischen „Dichterzeugnisse“ unter die Schriftlesungen mit einer „kleinen liturgischen Formel“ auf.²²⁷ Der Stettiner Pastor Hans Hoppe z. B. empfahl sogar, die „vaterländischen Worte nach Fichte, Arndt, Schiller, Geibel [...] als vollberechtigte[n] und vollgültige[n] Ersatz“ den Schriftlesungen gleichzustellen.²²⁸ Der in Weimar ansässige Pfarrersohn und Kunstmaler Friedrich Schmidt (1846–1916) trat für das „zu Worte Kommen“ der „deutschen Propheten“, zu denen er auch Bismarck und Paul de Lagarde (1827–1891) rechnete, mit der Begründung ein, dass sie an „religiöser Gedankentiefe und wuchtiger Sprache so oft nicht hinter jenen [= den alttestamentlichen Propheten] zurückbleiben, dabei aber die Christlichkeit ihres Empfindens vor jenen voraus haben.“²²⁹ 1933 wurde diese Forderung in den „Grundsätzen und Zielen für die Arbeit der Glaubensbewegung ‚Deutsche Christen‘ in Mecklenburg“ erneut erhoben.²³⁰

* * * * *

Wir unterbrechen ein weiteres Mal. Eine *exkursartige* Zwischenbemerkung zu Ernst Moritz Arndt sei hier eingeschoben, da vor allem die Worte Arndts Eingang in die „Väterstimmen“ der Arper-Zillesen'schen Kriegsagende fanden. Bevor wir unsere Analyse fortsetzen, ist es daher an dieser Stelle angebracht, einige wenige Beobachtungen zur Rezeptionsgeschichte der Lyrik der Freiheitskriege einzufügen, insbesondere zur stark gefilterten, instrumentalisierenden Darstellung Arndts in der agitatorischen Publizistik des Siebziger und des Ersten und Zweiten Weltkriegs, die bis heute das landläufige Vorverständnis Arndts und seines Schrifttums prägt.²³¹

Als Kurt Tucholsky beim Herunterwerfen von Büchern von seinem Nachttisch das Buch Egon Erwin Kischs von 1923, „Klassischer Journalismus – Meisterwerke der Zeitung“ wiederentdeckte, fand er darin unvermutet auch „ein paar prachtvolle Aufsätze von Ernst Moritz Arndt“. Sein unverdächtiges Urteil lautete: „Herrschaften, wie haben sie uns die guten deutschen Patrioten verfälscht!“²³² Uns sei das hier Veranlassung genug, das Schrifttum Ernst Moritz Arndts noch einmal genauer zu betrachten. In den Vordergrund gerückt wurden stets Arndts völkisch-rassistische Anschauungen zur Überlegenheit alles Deutschen, die wir schon oben erwähnt haben²³³; seine chauvinistische Ursprungsmythik, sein glühender Franzosenhass²³⁴, seine blutrünstigen Kriegsgedichte – vergleichbar den Kleist'schen Kriegsoden²³⁵ –, die er ursprünglich als Liedanhang dem „Kleinen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ beigelegt hatte.²³⁶ Die Hervorkehrung dieser schon zu Lebzeiten Arndts gegen ihn geltend gemachten Facetten seines Denkens ließ – nach dem Scheitern der Revolution von 1848/1849 – die in seinen Schriften, insbesondere in seinen beiden Katechismen *auch* geäußerten, zur Zeit der Freiheitskriege revolutionär-modernen, insurrektionalen Gesellschaftsüberzeugungen allzu stark in den Hintergrund treten. Arndt hatte sich nicht an einem Krieg beteiligt, „von dem die Kronen wissen.“²³⁷ Russische Stimmen etwa, die Ludwig Börne in seinem „Menzel[,] der Franzosenfresser“ (1837) zitierte, konstatierten noch 1834: „Nach dem Kriege zeigten politische Ansprüche, die sich in den meisten Staaten kund gaben, augenscheinlich genug, daß, als die Deutschen die Waffen ergriffen, sie nicht bloß Napoleon, sondern auch ihre eignen Regierungen treffen wollten.“²³⁸

Was schon bald nach 1848/1849 die Arndt-Rezeption tunlichst zu erwähnen unterließ, war Arndts Verlangen nach staatlicher Gerechtigkeit, nach Meinungsfreiheit, nach demokratischer Emanzipation, nach allgemein zugänglichem Bildungsgut ebenso wie sein Protest gegen die gewissen- und verantwortungslose, egoistische, das eigene Volk „verratende“ Willkürherrschaft der Fürsten. Im Machtkampf zwischen restaurativen und gesellschaftserneuernden Kräften ging in der allgemeinen Arndt-Rezeption auch seine Kritik am Kadavergehorsam des Soldaten unter, durch den dieser zur „seelenlosen Spielpuppe“, zum blinden Werkzeug brutaler Gewalt herabgewürdigt wurde.²³⁹ Zu erinnern ist hier an Arndts Appell an die Autonomie des Bürger-Soldaten, der mit einer christlichen Sittenpredigt verbunden war, die zu Bescheidenheit, zu Demut, Milde und Güte, zur Selbstdisziplin, Einschränkung von Zügellosigkeit und zur Frömmigkeit aufrief. Sein Appell an die vaterländischen Gefühle und die vom Franzosenhass getragene Bereitschaft zur Hingabe im Krieg war somit nur *ein* Anliegen unter mehreren anderen. Es ist bezeichnend für die Strategie der Kriegspropaganda im Wilhelminischen Reich (die sich im NS-Staat noch skrupelloser fortsetzen sollte²⁴⁰), dass gerade die revolutio-

nären, der Wertordnung der „Heiligen Allianz“ hinderlichen Aspekte der Arndt'schen Freiheitskriegslyrik redaktionell ausgeschieden wurden. So entstand ein selektives, nach innen „staatsfromm“ und nach außen hochaggressiv wirkendes Zerrbild des literarischen Schaffens Arndts, das man schon 1870–1871 und im Ersten Weltkrieg insbesondere in der protestantischen Kriegstheologie zur deutsch-nationalen „Selbstbestätigungsliteratur“ trivialisierte. In genau diesem zurechtgestutzten, auch von Tucholsky beklagten Sinn wurde es dann dem Gottesdienstteilnehmer in der Arper-Zillensen'sche Kriegsagende, wie wir oben gesehen haben, präsentiert. Es war wegen der *auch* übernationalen, im Grundsatz antidynastischen und sozialreformerischen Rezeptionsvorgaben kein Zufall, dass die sozialistische Literaturwissenschaft – Friedrich Engels' Arndt-Rezeption folgend²⁴¹ – die 1812–1815 entstandene Freiheitskriegslyrik, auch wenn sie das Produkt höherer Standesdichtung war²⁴², als literarisches Abbild eines umfassenden politischen Plebiszits bejahte, also letztlich als hervorgewachsen aus dem Denk- und Redestoff unterdrückter, entrechteter Volksschichten ansah.

* * * * *

Ernst Moritz Arndts Worte ließen sich für den kirchlich-liturgischen Gebrauch am komfortabelsten verwerten, wenn man sie seinen beiden Katechismen entnahm. In Anlehnung an den „Spanischen Bürger-Katechismus“ von 1808²⁴³ hatte Heinrich von Kleist (1777–1811) einen „Katechismus der Deutschen“ 1809 geschrieben.²⁴⁴ 1809 druckte man in Leipzig einen anonym verfassten „Katechismus für Soldaten“, der von einem „Königl. Sächsischen Offizier“ stammte.²⁴⁵ Das Frage- und Antwort-Schema der Katechismus-Form gehörte damals zur politischen Bewusstseinsbildungsstrategie.²⁴⁶ Aber erst Arndt konzipierte seine beiden nationaltheologischen Katechismen „für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ von 1812 und 1813²⁴⁷ gezielt in sprachlicher Nachahmung und Analogie zum Großen und Kleinen Katechismus Martin Luthers und verlieh auf diese Weise seinen Worten über den deutschen Volkskrieg die Aura einer theologischen Reformationsschrift.

Gerade das mit dem Katechismusbegriff verbundene, die Kindheit prägende Gefühl des erhabenen Kontextes²⁴⁸ konnten sich Arper und Zillensen im Land des Reformators zur Akzeptanz ihrer kriegstheologischen Überfremdung der Liturgie zunutze machen. 1916 bediente sich dieser Methode auch Karl Dunkmann (1868–1932) in seinem „Katechismus der Feldgrauen“²⁴⁹, und 1934 eskalierte dieses Verfahren schließlich im „Kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers für den braunen Mann“ von Werner Betcke (1902–1939).²⁵⁰ Es waren also nicht bloß zufällig insbesondere die Katechismusworte Arndts (neben anderen „Väterstimmen“), die nun von Arper und Zillensen, ohne allzu großen Anstoß zu erregen, für den liturgischen Gebrauch mit den auch für gottesdienstliche Schriftlesungen üblichen Einführungsformeln²⁵¹ „kanonisiert“ werden konnten. Diese Formeln lauteten: „Wir hören, was E. M. Arndt in seinem ‚Katechismus ...‘ sagt.“ / „Höret, wie E. M. Arndt in seinem ‚Katechismus ...‘ seinem deutschen Volke Trost und Siegeszuversicht ins Herz gegeben hat.“ / „So lehrt uns E. M. Arndt in seinem ‚Katechismus ...‘“ / „Wir hören, was uns der deutsche Prophet E. M. Arndt in seinem ‚Katechismus ...‘ von der Gottesfurcht zu sagen hat.“²⁵² Bezeichnend ist, dass Arper und Zillensen sich dabei nicht scheuten,

gleichrangig zur Schriftlesung auch ein erst 1915 entstandenes Arndt-Imitat als katechetische „Väterstimme“ rezitieren zu lassen, in welchem der Arndt'sche Fremdenhass gegen Frankreich auch auf Russland und England ausgedehnt wurde.²⁵³ Arper und Zillessen versicherten zwar gegenüber kritischen Stimmen, „daß an eine Ersetzung und Verdrängung des Bibelwortes natürlich nicht gedacht“ sei.²⁵⁴ Mit dieser Einlassung nahmen sie selbst aber keinerlei Abstriche an der eigenen Überzeugung vor, dass die Nebeneinanderstellung von Bibelworten und „vaterländischen Stimmen“ des 19. (und 20.) Jahrhunderts legitim sei. Man muss sich bei der Strittigkeit solchen Verfahrens vergegenwärtigen, dass noch Friedrich Naumann sich dafür rechtfertigte, in den Andachten seiner „Gotteshilfe“ (1895–1902) nicht ohne Skrupel auch über außerbiblische Texte – neben Gesangbuchstrophen und Worten Luthers, auch über Sentenzen von Schlegel, Schopenhauer, Lessing, Schleiermacher, Geibel, Paul de Lagarde, Goethe, Pestalozzi, Carlyle – gepredigt zu haben, wobei er jedes Mal den Anschluss an einen Bibelvers gesucht hatte.²⁵⁵

c) Siegesbulletins, Feinddiskriminierung, Sabotageabwehr – Dank- und Bußgebete

In den Dank- und Bußgebeten stellten Arper und Zillessen in massiver Weise den Bezug zum Kriegsgeschehen her und propagierten in ihnen die sich seit der Zeit der Freiheitskriege vermeintlich offenbarende Übereinstimmung des göttlichen Willens mit der „deutschen Sache“.²⁵⁶ Diese Gebetstexte, die im liturgischen Ablauf nach der Predigt zu sprechen waren, fielen z. T. sehr breit aus²⁵⁷; die Dankgebete wurden häufiger zum Forum von siegesprangenden Bulletins.²⁵⁸ Weil permanente militärische Erfolge am Ehesten dazu geeignet waren, Faktizität, Evidenz und Kontinuität der behaupteten Übereinstimmung des göttlichen Willens mit der „deutschen Sache“ seit der Reformation, den Freiheitskriegen und der stolzen Kette militärischer Triumphe Preußens 1864, 1866 und 1870/1871 unter Beweis zu stellen²⁵⁹, musste auf sie in der Kriegsgagende immer wieder Bezug genommen werden.²⁶⁰ In dieses Gebetsforum gehörte als wichtiges „Anliegen“ außerdem die apologetische Diskriminierung der Gegner Deutschlands als Kriegsauslöser, „Lügenbrut“ und Kriegstreiber hinein²⁶¹, weil hiermit der deutsche Rechtsanspruch auf das – unsachgemäß von Gustav II. Adolf hergeleitete²⁶² – siegverbürgende „Gott mit uns!“ nach Ethik und Moral zementiert werden konnte. Wohl durch Fronterzählungen verschiedener Kriegsberichterstatter veranlasst, die immer wieder Engherzigkeit, Eigennutz, Kleinmut, Ungeduld, Drückebergertum etc. der Heimat beklagten²⁶³, galt es ferner, Gott in den Sündenbekenntnissen und Bußgebeten zu bitten, allen „kleinlichen“ Kritikern und Zögerlichen „den Mund zu stopfen.“ „Irdischer Sinn und kalte Selbstsucht“, „verkehrtes Herz“, „Eigenliebe und Selbstgenügsamkeit“, „Weltsinn“, „Glaubensträgheit und Sündenliebe“, „das Murren, das sich regen will“²⁶⁴ erschienen als Sabotage am heilsgeschichtlichen Sendungsauftrag der Deutschen, als Hochverrat an dem sich doch so sichtbar anbahnenden Weltenheil.²⁶⁵ Man zitierte das „zornmütige Wort“ Theodor Körners:

„Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
unter den Schranzen und unter den Zofen!

Bist doch ein ehrlos, erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht.“²⁶⁶

Der eigentliche Sinn der Bußgebete in der Arper-Zillesen'schen Kriegsagende lag daher nicht so sehr in der Umkehr zu Gott; ihr Zweck bestand vielmehr darin zu verhindern, dass durch solche „Schilfrohnaturen und Weichlinge [...], weichliche Naturen ohne Stahlgehalt und Erzgehalt“²⁶⁷ das deutsche Volk an der ihm von Gott gestellten weltgeschichtlichen Bewährungsprobe scheitern würde. Das Ziel der Buße war identisch mit der *metanoia* zum „Kerndeutschen“, das so viel hieß wie, als Werkzeug und Vollstrecker des göttlichen Weltgerichts gegen „Höll' und Teufel“ zu streiten.²⁶⁸

d) Der „Heilige Hass“: von Gott und Natur geboten und vom Heiligen Geist entzündet – Gebetslieder

Die Überschriften und Inhalte dieser Textgruppe nahmen die Züge militärischer Durchhalteparolen an wie: „Vertrauen auf Sieg“, „Und sie kommt, die Sonne, der ich doch geglaubt“, „Höchster Dienst“, „Opferwille“, „Glaubenskampf“, „Der starke und treue Gott“, „Durchhalten!“, „Nur treu!“, „Nicht Furcht, sondern Kraft, Liebe, Zucht“, „Opfer und Liebe“, „Gebet vor der Schlacht“, „Dankgebet nach der Schlacht“, „Siegesdank“, „Der Siegeszug“.²⁶⁹ Insbesondere fällt hier ein zum liturgischen Gebrauch von Arper und Zillesen vorgesehenes Gebet „*Heiliger Haß*“ auf, das für einem ebenso übertitelten Kriegsgottesdienst²⁷⁰ formuliert wurde und dessen Inhalt hier genauer besprochen werden muss:

„Herr, Heiliger, Unbegreiflicher, du Kenner der Herzen, du unfehlbarer Lenker der Menschen- und Völkergeschicke. Wir nahen dir mit unsern Herzen voll Zorn, Furcht, Lust und Schmerzen. Leuchte du hinein und läutere all den Sturm und Drang. Scheide reine und unreine Glut, zerbrich alles unechte Vertrauen. Zeige uns *deine* Feinde, die wir in aller Welt und bei uns mit rechtem Ernst hassen sollen. Führe uns selbst auf den festen und reinen Grund, wo wir allein aus dir und für dich rechten Mut bekommen zu Kampf und Sieg. – Wir erbitten das auch für die Unsern im Feld. Mach du all die tapferen Herzen rein, tief, klar und groß. Hilf in solchem Sinn den Streit führen, die Mühsal tragen, die Schmerzen erdulden, den Tod bestehen, den Sieg ergreifen. Hilf unserm Volk nach außen und innen Front machen gegen die wahren Feinde und schenke ihm den hohen, heiligen Mut, wenn es dann die Hand in deine Hand legt. Du hast ihn schon gegeben; gib ihn immer neu. So wollen wir weiter laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist, bis wir durch dich alles wohl ausrichten und das Feld behalten. Amen.“²⁷¹

Mit dem Motiv des „Heiligen Hasses“ kommen wir noch einmal auf das schon oben (Kap. IV, 1, C) erörterte Thema der Kriegsanmutung durch den Nationalhass zurück. Die Gottesdienst- und Gebetsüberschrift „*Heiliger Haß*“ lässt aufgrund des vorgeschlagenen Predigttextes (Ps. 139, 21 f und 2. Chr. 14, 10) an die Tradition alttestamentlicher Feindpsalmen (wie Ps. 35; 69; 109 etc.) denken. In der Tat erscheinen im Gebet „*Heiliger Haß*“ die Feinde des Gottesvolkes (= Deutschlands) als die Feinde Gottes. Ebenso argumentierte der Arndt'sche Franzosenhass. Arndt hatte dazu verschiedentlich, so 1813 in seiner Schrift

„Was müssen die Deutschen jetzt tun?“, den Ausdruck „heiliger Haß“, d. h. den „heiligen und von Gott und Natur gebotenen Haß“ für den Nationalhass gegen Frankreich geprägt.²⁷² Arndt diene dieser von ihm als „heilig“ gepriesene Nationalhass als „Aufschüttler“ und immerwährender „Vereinigungspunkt“²⁷³ aller Deutschen gegen die Franzosen. Arper und Zillessen werden – wie viele andere²⁷⁴ – diesen Hassbegriff von Arndt übernommen haben, denn sie bringen als für den Gottesdienst rezitierfähiges „Vaterländisches Wort Nr. 22“ im selben Band der Kriegsgagende eine Passage aus Arndts Schrifttum, aus seinem „Letzten Wort an die Deutschen“ vom Herbst 1808, in dem Arndt zu eben solchem Hass „im Namen Gottes“²⁷⁵ aufrief, von dem Vaterlandsiebe und Kampf notwendigerweise beseelt werden müssten:

„Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vergehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsre Kinder ein freies Land bewohnen! Männer auf und seid gerüstet! Ihr dürft nicht leben als Sklaven!“²⁷⁶

Dort rechtfertigt Arndt seine immer wieder²⁷⁷ bekräftigten, für heutige Maßstäbe pathologisch erscheinenden Hassgefühle gegen die Franzosen mit seiner Vaterlandsiebe.²⁷⁸

Positioniert ist das Gebet „Heiliger Haß“ im Entwurf des Kriegsgottesdienstes, den wir hier pars pro toto für die Arper-Zillessen'sche Vorgehensweise darstellen, als Abschlussgebet vor dem Schlusslied („Ach bleib mit deiner Gnade“, fünfte und sechste Strophe: „Ach bleib mit deinem Schutze“ / „Ach bleib mit deiner Treue“).²⁷⁹ Dem Gebet voraus geht eine thematisch wohlüberlegte Staffellung liturgischer Elemente zum Thema des „heiligen Hasses“. Dem Eingangslied „Christe, der du bist Tag und Licht“²⁸⁰, das in der dritten Strophe Gott um die Vertreibung des „schweren Schlags“ (als Metapher für Zögerlichkeit und Glaubensträgheit im Krieg gedacht) bittet, folgen Eingangsworte (Ps. 101, 1; 2. Thess. 1, 11 f), die das „redliche“ und „treuliche“ Tun der Christen im gerechten Krieg als „Werk des Glaubens“ zur Verherrlichung Christi und zur sieghaften Vollendung Deutschlands durch die Gnade Gottes aufwerten sollen; diese Aussageabsicht wird bestätigt durch das den Eingangsworten angefügte, nach der Melodie „Befiehl du deine Wege“ singbare Gebet „Gott hilf!“ von Paul Blau (1861–1944):

„Du läßt kein Recht zerbrechen
Von frevler Menschenhand;
Du wirst das Recht selbst sprechen.
Herr, rette Volk und Land.
[...]
Es gilt ja deine Ehre,
Es ist gerechter Krieg.
Herr, zieh mit unsrem Heere
Und führe uns zum Sieg!“²⁸¹

Der Gottesdienstentwurf fährt fort mit einer Schriftwortkollage aus Nah. 1–2, die von Gott als dem Rächer und der Schutzmacht der Seinen spricht.²⁸² Hierauf schließen sich zur Verlesung bestimmt zwei als „vaterländisch“ betitelte Worte Martin Luthers an: eines aus sei-

ner „*Auslegung deutsch des Vater unnser fuer dye einfeltigen leyen, Die Vierde Bit*“ (1519), das zur Furchtlosigkeit vor Tod und Leiden aufruft²⁸³, ein zweites aus seiner Schrift „*Ob kriegsleutte auch ynn seligem stande seyn künden*“ (1526), das den Krieg als „*werck der liebe*“ und „*köstlich und Göttlich [...] werck*“ bezeichnet.²⁸⁴ Der Kriegsgottesdienst-Entwurf fährt dann fort mit dem an Eph. 6, 10 ff anknüpfenden „Waffenlied der Kinder Gottes“ „Rüset euch, ihr Christenleute“ von Wilhelm Erasmus Arends (1677–1721), Strophe 1, 2 und 4²⁸⁵, wobei die geistliche / kriegerische Doppelsinnigkeit des Wortes „rüsten“ – „die religiöse und militärische Vorbereitung für den Krieg“²⁸⁶ – nicht von ungefähr mitschwingt.²⁸⁷ Danach ist eine Ansprache vorgesehen, die über Ps. 139, 21 f („Sollte ich nicht hassen, Herr, die dich hassen?“) und 2. Chr. 14, 10 gehen soll, wo der militärische Erfolg König Asas über die Ägypter geschildert wird. Unschwer zu erkennen ist, dass Arper und Zillesen dem jeweiligen Prediger zumuten, dass er der Gemeinde das alttestamentliche Vorbild gottgehorsamer militärischer wie mentaler Kriegsvorbereitung predigt. Den Gesamtaufbau des Gottesdienstes berücksichtigend soll der deutsche Kriegseinsatz als ein „furchtloses“, „köstliches“ und „göttliches“ Tun erscheinen, als ein Christus und Deutschland „verherrlichendes Werk der Liebe“, das vor allem als religiöse Rüstung den „heiligen Haß“ gegen die Feinde Deutschlands, die *per definitionem* die Feinde Gottes sind, voraussetzt.

Das Thema des Hasses geriet nicht durch Zufall mehrfach in den Liturgie-Entwurf Arpers und Zillesens hinein. Hass wurde 1914 zum europaweiten Phänomen.²⁸⁸ Gabriele D’Annunzio betete in seiner „*La Preghiera di Aquileia*“, einem häretisch verfremdeten Vater-Unser, die Kriegstoten Italiens an: „Haltet brennend in uns den heiligen Hass“²⁸⁹ Auch die Engländer versagten sich solchen Hassgefühlen genauso wenig wie die Franzosen (in dem Gedicht „Die Stunde der Züchtigung“):

„We mean to trash these Prussians Pups,
We’ll bag their ships, we’ll smash old Krupps,
We loathe them all, the dirty swine,
We’ll drown the whole lote in the Rhine.“

(„Wir machen es fertig, das Preußengelump,
versenken die Schiffe, haun die Krupps zu Klump,
wir hassen die Preußen, das dreckige Schwein,
wir ersäufen die ganze Bande im Rhein.“)²⁹⁰

„Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen,
Wenn unsere Soldaten, trunken vom Ruhm
Euren zitternden Kriegsknechten nachjagen,
Wenn die Siegesfanfaren
Euch die Stunde der Züchtigung ankündigen.

Deutsche, wir werden Eure Töchter besitzen!
Ihre Flachsmähnen
Werden schleppen in Blut.
Sie werden sich damit das Gesicht verhüllen,
Wenn sie Euch schlägt, die Stunde der Züchtigung.“²⁹¹

In Deutschland hatte Ernst Lissauer (1882–1937) sehr bald nach Kriegsausbruch mit seinem „Haßgesang gegen England“²⁹² eine anti-englische Massentollheit ausgelöst, wobei er aus dem Fundus des immer noch lebendigen Arndt’schen Franzosenhasses schöpfte.²⁹³ Rudolf Rotheit rechnete diesen Gesang unter die „Kernworte des Weltkriegs“.²⁹⁴ Stefan Zweig urteilte: „Nie vielleicht hat ein Gedicht in Deutschland, selbst die ‚Wacht am Rhein‘ nicht, so rasch die Runde gemacht wie dieser berüchtigte ‚Haßgesang gegen England‘.“²⁹⁵ Diese Hassfanfare, die in allen Zeitungen nachgedruckt, an Schulen deklamiert, durch Armeebefehl verbreitet und daher von Offizieren an der Front rezitiert, von Männerchören gesungen und sogar mit fünf (inoffiziellen) Gedenkmünzen gewürdigt wurde²⁹⁶, war für viele Theologen Grund genug, sich dieser „durch ganz Deutschland fortwälzenden“ Hasswelle gegen England²⁹⁷ nicht zu entziehen. Für so manchen Theologen galt solch’ exaltierter Tonfall als Form legitimer „geistiger Notwehr“.²⁹⁸ Besonnenere Stimmen, die sich in Deutschland²⁹⁹ gegen die „seelische Vergiftung einer ganzen Nation“ gemeldet hatten³⁰⁰, u. a. der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg (1856–1921)³⁰¹ und Otto Baumgarten³⁰², gingen schon zeitig im ersten Kriegsjahr unter. Nach dem Kriegseintritt Italiens sprang die Hassstimmung erneut auf. Emanuel von Bodman dichtete:

„Nun wollen wir in dem [= „im Leben und im Sterben“] vereint
Die treue Wehr umfassen.
Von Tag zu Tag wächst unser Feind,
Das gibt ein stolzes Hassen.
Was auf der Erde ficht uns an?
Wir stehen eisern, Mann für Mann.
Helm auf und hoch die Fahnen!“³⁰³

Der Divisionspfarrer und Privatdozent August Pott (1870–1926) predigte jetzt über den vom *Heiligen Geist entzündeten* „Heiligen Haß“ gegen England.³⁰⁴ Im Krisenjahr 1916 schrieb die „Liller Kriegszeitung“ während der Somme-Schlacht am 5. August: „Wir brauchen hier draussen den heiligen Hass!“³⁰⁵ Es mag sogar sein, dass in Lille jemand den Artikel von Paul de Saint-Victor vom 4. Juli 1871 über den heiligen Hass (*La Haine Sante*) gegen Preußen gelesen hatte und nun daraus diesen Satz gegen Frankreich wandte: „Pour vaincre notre ennemi, sachons le haïr.“ / „Um unseren Feind zu besiegen, müssen wir hassen!“³⁰⁶ Karl Dunkmann setzte 1916 in seinem „Katechismus der Feldgrauen“ den Hass gegen England in ein Entsprechungsverhältnis zum „Hass Gottes gegen Lüge und Gemeinheit“³⁰⁷ In der Arper-Zillessen’schen Kriegsagende trifft man das Hassgebot sogar als direkte Gottesrede an; dort wird „Oberpfarrer [Franz] Horn aus Halberstadt“ mit dem Gedicht „Herzvolk Europas!“ zitiert:

„Herzvolk Europas, zittre nicht!
Der große Gott im Himmel spricht:
Durch Kampf zum Sieg, durch Haß zur Ehr!
Ich bin dein Schild und starke Wehr.“³⁰⁸

e) Das „Heilige Muss“: „unser Leben ist verschlungen in den Sieg“ – Zeitlieder

Aufnahme in die Kriagsagende fanden auch Texte vieler anderer, heute meist unbekannter Konjunkturpoeten, die ebenso zum Durchhalten aufrufen, wie: „Kriegslosung“, „Ein Mahnwort“, „Feldmarschbereit“, „Zuversicht“, „Aushalten!“, „Frisch auf, ihr deutschen Scharen“³⁰⁹, „Mit Gott!“, „Das deutsche Muß“, „Ganzer Wille“, „Landsturm“, „Vorwärts!“, „Dein Reich komme“, „Um Sieg“, „Siegedank“, „Deutsche Pflicht“, „Beim deutschen Gott!“, „Wir wollen Helden sein!“, „Wir sind stärker als der Tod“, „Wer sein Leben verliert, der wird's finden“, „Kriegsweihesang“.³¹⁰ Auch hier lohnt sich der Blick auf einen die Arper-Zillenssen'sche Kriagsagende bezeichnenden Einzeltext: „Das deutsche Muß“, der von dem evangelischen Pfarrer Artur Brausewetter (1864–1946) stammt.

Ähnlich wie das „Hassthema“ war der Begriff des „Muss“ des Krieges europaweit in aller Munde. Auch Otto Baumgarten sprach im August 1914 vom „heiligen Müssen, [...] das [...] aus tiefer Ergriffenheit von der Gegenwart als der Gegenwart Gottes, wie sie Jesus hatte und wie seine Jünger sie haben sollen, [erwächst].“³¹¹

Feldpropst Georg Goens (1859–1918) predigte im Großen Hauptquartier:

„Nun wissen wir alle, daß hinter diesem Dienste mit der Waffe zum Schutze des Vaterlandes ein ehernes Muß steht. Wir müssen dienen, es gibt eine unerbittliche Dienstpflicht für jeden wehrfähigen Mann. Aber aus diesem Müssen ist ein fröhliches Wollen, ein Dürfen geworden: Weit über die Pflicht hinaus wird der Dienst gesucht. Unsere Jugend – und so darf ich mit Stolz sagen, auch unsere geistliche – irrt umher[,] um einen Platz, um eine Waffe zu gewinnen, Knaben und Greise haben gerufen: ‚Nehmt mich mit!‘ Wir bedauern die, welche aus äußeren Gründen daheim bleiben müssen. – Und ebenso die deutschen Frauen, denen das Gesetz und die christliche Sitte verbieten, zu kämpfen, die keine Gewalt zwingt, dem Vaterlande zu dienen: sie haben sich in edler Freiwilligkeit zu den Taten der Barmherzigkeit herzugedrängt, und ihnen ist wohl die Träne in die Augen gekommen, wenn es hieß: ‚Die Ernte ist groß, aber viel zu viele sind der Arbeiterinnen im Ackerfelde Gottes‘, ‚Warten, warten, bis die Stunde, bis die Reihe auch an dich kommt.‘“³¹²

Ebenso Friedrich Naumann noch 1915 in seinem Artikel „Der Kriegsglaube“:

„Unser Volk nimmt den gewaltigen Tod mit tapferer innerer Ruhe auf, nicht etwa bloß mit stummer Fügsamkeit, sondern mit einer Grundstimmung, die nur als Glaube bezeichnet werden kann: es muß sein, es muß!“³¹³

Der Anlass für die erschütternde Anklage Piero Jahiers (1884–1966) in seinem Gedicht „Wir müssen“ war ein Bericht über Massenerschießungen belgischer Zivilisten: Die Opfer flehten um ihr Leben, und die deutschen Soldaten riefen ihnen – sich im Blickkontakt bei ihren Offizieren vergewissernd – zu: „Wir müssen!“

„Denjenigen, die sie [= um Gnade] anflehten – am Ort des Gemetzels –, antworteten die Soldaten:

WIR MÜSSEN [*siamo obbligati*],

während sie zu ihren Befehlshabern hinschauten; – und die Befehlshaber antworteten,

während sie zu den Soldaten hinschauten: SIE MÜSSEN [*essi sono obbligati*].“ (Belgische Untersuchung).³¹⁴

Ähnliches beteuerten die deutschen Soldaten schon im Siebziger Krieg den Zivilisten gegenüber, wie Pfarrer Klein in seiner „Fröschweiler Chronik“ berichtete; er zitierte sie mit der Aussage: „Es tut uns leid genug, daß wir brennen und zerstören *müssen*!“³¹⁵ Heinrich Lersch dichtete im Ersten Weltkrieg:

„Und wir stehen hier, in den arbeitssehnenden Fäusten
Mordgewehre, Schüsse klingen im Ohr, Sterbegeschrei!
Tun eine Pflicht, die kaum noch von uns geglaubt,
Aus der alles Menschliche
Hinausgepeitscht wurde ...“³¹⁶

Als die Kriegseuphorie auch in Deutschland spürbar nachließ, schob sich die Klage über das „Muss“ in den Vordergrund des Alltags, wie an vielen Feldpostbriefen deutlich wird. So schreibt Hans Zellmer (1893–1915, stud. arch., Berlin-Charlottenburg) am 8. März 1915: „Damals trieb Begeisterung uns alle dem Feinde entgegen; die Besten zogen hinaus. Heute sehe ich lauter Muß-Soldaten.“³¹⁷ Ähnlich heißt es im Front-Tagebuch von Paul Lotz (1885–1915, Wertheim):

„I. Heldentod! Ein Schützengraben vor Antwerpen. Furchtbares Granatfeuer! Im Graben lauter bleiche, verstörte Gesichter! Stiere, angstvolle Augen, kein Kopf wagt sich, der Granatsplitter wegen über den Rand des Grabens. Alles an die Wand geschmiegt, als wollten sie in den Erdboden kriechen. Ein Volltreffer. Heftiger Schlag! Markdurchdringende Aufschreie! 2 bis 3 tot, ebenso viele verwundet! Wo bleibt da die Poesie vom Heldentod? II. Habe ich belgische und französische Zivilisten und Soldaten gefragt! Nicht ein einziger wünschte den Krieg, oder hätte Interesse an dem Krieg! Im Gegenteil, allen war es von der ersten Minute an ein unbequemes MUSS! III. Man betrachte die Gesichter meiner (leider sehr zusammengeschmolzenen) Kameraden, wenn Befehl kommt: zurück in Reserve! Man betrachte die Mienen wieder, wenn es heißt an die Front. Schon aus den Bemerkungen, die auch von Offizieren fallen, hört man daß alles nur dem MUSS gehorcht! Wo bleibt da die Heldenpoesie?“³¹⁸

Anton Schnack (1892–1973) schilderte in der „Aktions-Lyrik“ den schreienden Kontrast, den „ein Bäuerischer Soldat“ gegenüber dem „Muss“ des Krieges empfand. Der „Groll der Schlacht“ habe ihn von den „Wiesenblumen und den sanften Hügelrücken“ seiner Heimat, vom „Sonnenwiderschein im Fenster und dem Tanz der Mücken“, vom „Wiegenlied der Mutter und frischem Mädchenlachen“ fortgerufen zum Muss des „Mörserschlag[s]“, des „spitzen Drahtverhau[s]“, des „Feuerrauch[s] der Dörfer“. Am meisten empörte ihn, wie in der Steigerung des grauenhaften Zwangs zu erkennen, das Muss des „entsetzlichen Stahl[s] des Bajonetts, getaucht in eines Menschen pochend Herz, / Getaucht in seiner Mutter Herz, in seiner Liebsten Herz, in seiner Kinder kleine Herzenshämmer“. Das Gedicht endet mit der Frage: „Wann wird mein Blut erlöst von der Entsetzlichkeit: Du mußt! –?“³¹⁹

Je länger der Krieg andauerte, umso unerträglicher wurde diese Beklemmung des „Muß“: Helmut Zschuppe (1898–1917, stud. phil., Leipzig) schildert am 10. September 1917 die ganze unausweichliche Sequenz seines Muss:

„Ich *muß* zur Front. *Muß* wieder hören, wie die Geschosse röhrend emporsteilen und im Tal der Verödung verhallen. Ich *muß* zu meiner Kompanie, sie sind jetzt alle sehr geschwächt. Vorn *müssen* sie die ganze Zeit Posten stehen, übermüdet, verzehrt. Ich *muß* Fühlung mit dem Feind nehmen. Ich kenne übertrieben deutlich die Gefahr. Ich *muß* aber wieder unter dem Tode leben.“³²⁰

Johannes Philippsen (1893–1917, stud. phil., Kiel) schrieb am 22. Juli 1917: „Der Tod ist das Härteste nicht, was einen treffen kann. All dessen voll bewußt sein und dennoch – nicht dem Muß sich fügend – sondern bereitwillig und gerne hinausgehen, das ist nicht leicht.“³²¹ Paul Boelicke (1898–1918, stud. theol., Berlin) klagte am 9. August 1917: „O, dies furchtbare Entgegengehen-Müssen dem, was kommt!“³²² „Bilder, ich vergesse sie nie. Ekelhaft, ekelhaft, kann man nur sagen. Aber es muß sein!“³²³ Michel Corday, 45 Jahre, französischer Beamter, hörte am 18. Januar 1916 einen Infanteristen in der Metro zum Gare de l’Est sagen: „Ich würde meinen linken Arm dafür hergeben, dass ich nicht mehr zurück muss.“³²⁴ Hermann Hesse schrieb ein Gedicht mit dem Titel „Am Ende eines Urlaubs in der Kriegszeit“ über dieses „Muss“ der Rückkehr an die Front:

„[...] Muß wieder mich bequemen,
Muß wieder Abschied nehmen,
Tun, was mir nicht gefällt. [...] Muß wieder mich bescheiden,
Muß wieder Sehnsucht leiden
Und fremde Dinge tun. [...] Ich spucke still in ein Gesträuch:
Ihr, denen ich muß dienen, allzumal,
Minister, Exzellenzen, General,
Der Teufel hole euch!“³²⁵

Die Aufzählung solcher Brief- und Erinnerungszeugnisse, in denen Frontsoldaten ihre seelischen Nöte offenlegten, ließe sich beliebig fortsetzen. Johannes Haas (1892–1916), stud. theol., Leipzig, schrieb am 24. März 1915:

„Bei uns hier bleibt der Konflikt zwischen dem jedem innewohnenden ‚Du sollst nicht töten‘ und dem heiligen ‚Es muß sein fürs Vaterland‘ bestehen; er schläft ja bisweilen, aber er lebt fort. Schon manchen Abend hat er mich beschäftigt in der Stunde der Einkehr.“³²⁶

Walter Petrausch, an der Westfront als Sanitäter eingesetzt, schreibt 1936 aus der Erinnerung heraus: „Werden sie auf uns schießen? [...] Die Pflicht packt uns ins Genick [...]. Furchtbare Augenblicke.“³²⁷ Edlef Köppen:

„Einen Tag lang in Stille untergehen!
 Einen Tag lang den Kopf in Blumen kühlen
 Und die Hände fallen lassen
 Und träumen: diesen schwarzsamtnen, singenden Traum:
 Einen Tag lang nicht töten.“³²⁸

Ein Einschreiten gegen solche „defaitistisch“ genannte Muss-Stimmung, die nun gerade dieses Muss ästhetisierte, wurde, je länger sich der Krieg hinzog, desto notwendiger erachtet. Im Krisenjahr 1916 lernte der Frontsoldat durch den „Katechismus der Feldgrauen“ von Karl Dunkmann auf die Katechismusfrage: „Fühlst du’s also gar nicht als Zwang oder bitteres Muß?“ zu antworten:

„Es ist wohl höhere Gewalt, die mich zwingt und die nicht fragt, ob ich will oder nicht. Ich aber muß nicht bloß ihr folgen, ich fühle auch das *innere* heilige Muß, *willig* zu folgen, ja diese höhere Gewalt zu *lieben*.“³²⁹

Dem „heiligen Haß“ trat das „heilige Muß“ (vgl. Mark. 13, 7: *δεῖ*) an die Seite. Arper und Zillesen sahen sich veranlasst, neben dem schon oben erwähnten Gebetslied von Julius Burggraf³³⁰, welches das widersinnige Muss des „Liebens mit dem Schwerte“ intoniert, auch das „Zeitlied“ Artur Brausewitters „Das deutsche Muß“ in ihre Kriegssagende aufzunehmen.³³¹

In der ersten Strophe dieses Liedes ist zunächst von einem „Muß auf tönernen Fuß“ („Koloß auf tönernen Füßen“ wurde Russland genannt³³²) und vom „hohlen Muß der Mietlinge und Knechte“ (womit auch englische und französische Söldnertruppen aus den Kolonien gemeint sein könnten³³³) die Rede.

„Es gibt ein Muß auf tönern Fuß,
 Das hohle Muß der Mietlinge und Knechte,
 Sein Tun ist Mühsal und Verdruß,
 Es peitscht der Zwang, doch adeln’s keine Rechte.“

Ein solch’ unedles Muss aus „Mühsal und Verdruß“, hinter dem die „Peitsche des Zwangs“ geschwungen werde, könne das Adelsrecht auf den Sieg nicht erzwingen und somit nur Misserfolge zeitigen. Dem stellt Brausewetter nun – wohl aus eigener Anschauung an der Westfront heraus³³⁴ – in der zweiten, dritten und vierten Strophe das „deutsche Muß“ als Prädestination zum Sieg gegenüber:

„Es gibt ein Muß wie Eisenguß,
 Es ruft den Teufel selber in die Schranken.
 Geweiht wie heller Himmelsgruß
 Versetzt es Berge und läßt Hügel wanken.“

Es ist ein Muß von Schöpferkraft,
 Ein unaufhörlich quellend Stirb und Werde.

Und wenn die Hundert hingerafft,
Stampft es sich tausend Männer aus der Erde.

Das ist dein Muß, mein Vaterland,
Es heißt, mein Volk, dich opfern, bluten, siegen,
Stählt dich zu Wundern, nie geahnt,
Läßt sterben dich, doch niemals unterliegen.“³³⁵

Die dualistische Ausrichtung dieser Strophen ist deutlich: Während die gegen Deutschland kriegführenden Nationen Teufelsmächte sind („Und wenn die Welt voll’ Teufel wär’ ...“)³³⁶, verfügen die Deutschen über himmlische Wunderkräfte. Diese äußern sich in zweifacher Hinsicht von völkischer Überlegenheit: im wissenschaftlichen, technischen Können und in der hohen Geburtenrate (ein Seitenhieb übrigens gegen Frankreich als „abgelebte“ Weltmacht, das sich gegen das „heilige Gesetz Gottes der Kinderfreude“ versündigt).³³⁷ „Wir aber sind nicht angefault“, lässt Heinrich Mann im „Untertan“ Diederich Heßling sagen, „wir erfreuen uns eines unerschöpflichen Nachwuchses.“³³⁸



Abbildung 26: „Ein deutscher Gruß aus Essen“; 1914 (?); Postkarte 1. Weltkrieg.

Mit dem „Muß wie Eisenguß“ assoziiert Brausewetter die „Dicke Bertha“ aus der Krupp’schen Firma in Essen, deren „heller Himmelsgruß“ auch zum verbreiteten Motiv in der Kriegsliteratur³³⁹ und auf Postkarten³⁴⁰ (s. o. Abb. 26) wurde: ein 42 cm-Steilfeuergeschütz, welches das „nie geahnte“ Wunder vollbrachte, „Berge zu versetzen und Hügel wanken zu lassen“ (s. u. Abb. 27).



Abbildung 27: „Die ‚faule Grete‘ und die ‚fleissige Berta‘“, 1914 (?); Postkarte 1. Weltkrieg.
 Der Text ist nach der Melodie von „O Tannenbaum, o Tannenbaum“ singbar.

Das, was sonst der Wunderkraft Gottes vorbehalten ist (Hi. 9, 5; Jes. 40, 4 ff; 49, 11; 51, 10; 54, 10) und an Christi Wort gebunden erst der Glaube vollbringen sollte³⁴¹, wird hier durch die den Deutschen verliehene Völkerqualität als „Feldherrn der Explosion“³⁴² erreicht (vgl. 1. Kor. 13, 2³⁴³). „Diese Kanonen [...] sind stahlgewordene Gedanken [...], Zeugnisse von Germanentreue“, notierte Franz Koehler in seiner Abhandlung zur deutsch-protestantischen Kriegspredigt.³⁴⁴ Über die Distanz von 15 Kilometern hinweg schuf die

„Dicke Bertha“ in Belgien und Frankreich enorme Trichterfelder; mit *Drachengebrüll* ließ sie Bergkuppen hinter riesigen Qualm- und Gesteinsstaubwolken verschwinden, durchschlug stärkste Fortifikationen und brachte bis zu 14 Meter tief die gegnerischen Verteidigungssysteme zum Bersten.³⁴⁵

„Wißt ihr’s, wer zwanzig Zentner wiegt
Und doch wie ’ne Rakete fliegt?
Beim Fallen macht’s ein Mordsgetos,
Als wären hundert Höllen los –
Vom Fest die beste Nummer: unsere Brummer!

Den Belgiern muckerte der Zahn
Von diesem deutschen Grobian.
Es spritzten von seinem Wutgeschnauf
Die Forts wie Seifenblasen auf. –
Da wußt es selbst ein Dummer: „Die Brummer!“³⁴⁶

Diese „Brummer“ machten solchen Eindruck, dass auch die Firma „Oetker Marmeladen“ Ansichtspostkarten davon in Umlauf brachte (s. u. Abb. 28). Allerdings standen dem die Alliierten in Nichts nach. Die Briten erwiesen sich ebenso als „Feldherrn der Explosion“ (nur dass sie sich nicht anmaßen, schon deswegen höherer Völkerqualität anzugehören), als sie am 7. Juni 1917 bei Messines (Nähe Ypern) sechshundert Tonnen Dynamit unter den deutschen Stellungen zur Detonation brachten und damit die deutschen Stellungen in riesigen Kratern verschwinden ließen; die tektonischen Beben konnte man bis nach London spüren.³⁴⁷

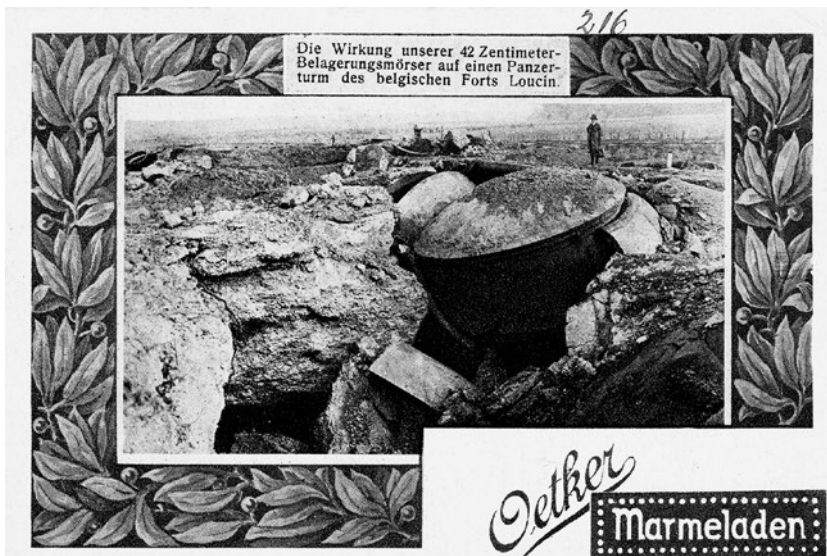


Abbildung 28: „Die Wirkung unserer 42 Zentimeter-Belagerungsmörser auf einen Panzerturm des belgischen Forts Loucin“; 1915; Feldpostkarte 1. Weltkrieg.

Das „Muß von Schöpferkraft“ umschreibt Brausewetter mit dem ab 1914 öfter bemühten³⁴⁸ Goethe'schen Wortpaar aus dem west-östlichen Diwan „Stirb und werde!“ und schmückt damit den rasanten Bevölkerungsanstieg des Wilhelminischen Reiches³⁴⁹ mit dem Diktum eines der hervorragendsten deutschen Klassiker.³⁵⁰ Das, was zur exklusiven Prärogative Gottes gehört, Menschen sterben zu lassen und zu rufen „Kommt wieder, Menschenkinder!“ (Ps. 90, 3), wird hier durch den unerschöpflichen Born deutscher Volkskraft, den selbst Friedrich Naumann mit dem Hinweis auf „kinderbringende Mütter“ anhand von Zahlenspielen rühmte³⁵¹, erreicht. Naturwissenschaftler wie Carl Ludwig Schleich zogen zum Vergleich der deutschen Überkompensation durch Geburtenüberschuss im Krieg sogar Analogien aus dem Tierreich heran wie die Vermehrungsfähigkeit der Auster unter dezimierenden Lebensbedingungen.³⁵² Der deutsche, der „unerschöpflichste aller Menschenbrunnen“³⁵³ kann, so ist die Botschaft Brausewetters, den großen Menschenverschleiß an der Front – angeblich im „unaufhörlich quellenden“ Verhältnis eins zu zehn (vgl. dazu eine bei Magnus Hirschfeld abgedruckte englische Kriegskarikatur³⁵⁴) – immer wieder wettmachen. So verhielt es sich schon 1870:

„Hundertdreißigtausend deutsche Männer fielen dem unersättlichen Kriege zum Opfer, endlos schienen die Züge der nachrückenden alten Landwehrmänner, mehr als eine Million unserer Krieger überschritten nach und nach die französische Grenze. Alle kamen, es mußte sein.“³⁵⁵

Die Metapher des „aus der Erde Stampfens“ neuer Tausendschaften ist nach dem Goethe-Zitat eine weitere Anleihe aus der deutschen Klassik, diesmal aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ (I, 3): „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen? / Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?“³⁵⁶ „Vermehrung zwecks Kriegsstärke“, resumierte Musil 1937 später, „man züchtet, um zu vernichten.“³⁵⁷ – „Deutschland muß bald leer sein“, sagte man dagegen an der Front.³⁵⁸ Das summarische Abschlachten an der Front nannte man auf der französischen Seite „*Noria*“ = „Schöpfgrad, Paternoster des Todes“.³⁵⁹ Diese Endlosschleife des Verladens immer neuer „Schlachtschafe“, des Zuführens unverbrauchter, „feldfrischer“ Opferungsmannschaften an ausgeblutete Frontabschnitte ästhetisierte Brausewetter mit zynischen Anspielungen auf Bibelverse und die deutschen Klassiker als heiliges „Muß“. Zwei Argumente völkischer Höherwertigkeit alles Deutschen dienten ihm hierzu: zum einen pries er die den Deutschen von Gott verliehene Schöpferkraft, im Bunde mit chthonischer Macht Menschen aus dem Boden stampfen zu können; zum anderen lobte er die deutsche Wunderkraft der Technik, weil sie wie Gott Berge zu versetzen imstande wäre.

Der nachlassenden Kriegseuphorie, dem aufkommenden Defaitismus begegnete Brausewetter mit einem „deutschen Muß“, das die geschöpfliche Prädestination zum Sieg verkündigte. Deutschland, wenn es seiner einzigartigen rassisch-völkischen Höchstbegabung, in der sich seine Auserwähltheit durch Gott zeige, treu bleibe, könne gar nicht anders als siegen. Der deutsche Sieg beruhe letztlich auf göttlichem Schöpfungszwang; der Sieg sei biologisch verbürgt und irreversibel. „Der Sieg ist unser Schicksal, dem wir entgegenreifen“, schrieb der Philosoph Leopold Ziegler (1881–1958) am Sonntag, dem 10. Januar 1915 im Ersten Morgenblatt der Frankfurter Zeitung; seine der Biologie entlehnte Terminologie verrät, dass er an keine geistigen Kräfte dachte, sondern an einen

rein physisch-zwangsläufigen, unwiderruflichen Wachstumsprozess des Deutschen in den Sieg hinein:

„Er [= der Sieg] wird unsern Weg kreuzen, nachdem wir ihm seit tausend Jahren in dunkelm Drang zugeeilt sind. Nicht der Tod, wie die eigensinnige Weisheit des Apostels will [1. Kor. 15, 54], sondern unser Leben ist verschlungen in den Sieg. Er [= der Sieg] wird gleichsam nur die Versichtbarung eines innerlichen Aufbauprozesses, der Geburtsakt für eine bereits vollendete organische Neubildung sein.“³⁶⁰

Ludwig Ganghofer stellte aus der gleichen Perspektive darwinistischer Vorsehung heraus die rhetorische Frage: „Solch' ein Volk? Und untergehen? Nicht Sieger und Lebensgärtner auf Erden bleiben? Dieser Gedanke wäre Irrsinn oder verbrecherischer Zweifel an Gottes logischem Schöpferwillen!“³⁶¹ In der Endstrophe seines Zeitliedes mischt Brausewetter dann in seinen völkischen Darwinismus noch eschatologischen, apokalyptischen Bombast mit ein: Deutschland wird zum immanenten Vollbringer des Endheils verklärt. Dieses „deutsche Muß“

„[...] führet dich, mein Heldenland,
zum letzten, heil'gen, ruhmgekrönten Streiten.
Dann schreibt es dich mit lichter Hand
Ins Buch des Lebens ein für ew'ge Zeiten.“

Am „Zeitlied“ Brausewetters lässt sich pars pro toto zeigen, dass es Arper und Zillessen zur Revitalisierung und Aufputschung der nachlassenden „Augustbegeisterung“ auf sachgemäße und schlüssige Durchdringung ausgeplückter Textfragmente nicht ankam. Es ging ihnen in der Zirkularität mit den Adressaten um die Mobilisierung schon vorhandener kriegsaffirmativer Voreinstellungen, auf deren Überlieferungen sie gezielt zurückgriffen, und um die präventive Schwächung und Aushöhlung aller dem Krieg distanziert gegenüberstehenden geistigen Gegenkräfte klarer Rationalität und echter Bildung.

VIII – Die politische Unterjochung des Pfarrerwortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Zweiter Teil: Kriegslieder- und Kriegsgesangbücher

In dem Lied „Frommer Soldaten seligster Tod“ aus „des Knaben Wunderhorn“ heißt es in den ersten vier Zeilen, dass Gott „dem Krieg die Musik zugesellt“ habe, um „ihn zu loben“¹, wobei offen bleibt, ob sich dieses „ihn“ auf Gott oder auf den Krieg bezieht. Möglich ist auch beides zusammen. In seiner Rezension von „Des Knaben Wunderhorn“ von 1806 merkte Goethe zur Theologie und Ambivalenz solchen Liedgutes kritisch an:

„[Dieses Lied] möchte vielleicht im Frieden und beym Ausmarsch erbaulich zu singen seyn. Im Krieg und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas gräulich wie das neuerlich belobte Lied: *Der Krieg ist gut*.“²

1) Die Kriegszeit als Singbewegung – Der kriegsagendarische Umgang mit dem kirchlichen Liedgut bei Arper und Zillessen

Ausgespart haben wir bisher den liturgischen Anteil, der den Gesangbuchliedern in der Arper-Zillessen'schen Kriegsagende zukam. Unsere Untersuchung wäre hier in der Tat unvollständig, wenn wir nicht auch ein spezielles Augenmerk darauf richten würden, wie der kriegsagendarische Umgang Arpers und Zillessens mit dem kirchlichen Liedgut aussah, weil beide Autoren auch hier spezifischen Techniken zur nationalkriegerischen Aufladung folgten.

„*Kriegszeit ist Sangeszeit geworden*“, schrieb Major a.D. Ernst Moraht 1914 in der Einführung zu dem von ihm herausgegebenen „Unser Liederbuch“, er zitierte als Motto einige Zeilen aus Joseph Freiherr von Eichendorffs vaterländischem Gedicht „Treue“³ und verwies auf die schmissigen Marschlieder, durch welche schon die Grenadiere des Alten Fritz in Kampf Stimmung versetzt worden seien.⁴ Franz Werfel sprach von der „*Wut der Märsche*“.⁵ Ludwig Ganghofer beschrieb, wie er an der Westfront mitten in der Nacht von Soldatenchören und glossolalischer Gesangsekstase überrascht wurde:

„Es war um die elfte Nachtstunde. Und plötzlich hörte ich ein Lied von vielen Soldaten, hörte den stahlfesten Hammerschlag marschierender Schritte, warf die Feder weg und sprang an das Fenster und riß die Scheiben auf. Über der laternenlosen Straße hing eine schwarze, finstere Nacht, in der mein Blick nur mühsam die Umrisse der gegenüberliegenden Hausdächer unterschied. Und ein heulender Sturmwind peitschte mir den Regen ins Gesicht. In solcher Nacht kamen sie heranmarschiert und sangen, kamen aus der Stadt und stampften hinaus zu den Schützengräben. Es müssen zwei Bataillone des *Leibregiments* gewesen sein. So finster war es, daß ich einzelne Gestalten nicht auszunehmen vermochte. Nur die großen, dichten Menschenklumpen unterschied ich. Das einzig Helle und deutlich Sichtbare

waren die wehenden Glutfunken, die von den Zigarren oder aus den brennenden Pfeifen im Sturmwind davonflogen. Immer wieder sangen die Soldaten, immer das gleiche Lied: *„In der Heimat, in der Heimat, / Da gibt's ein Wiedersehn!“* Und dann kam etwas, was ich von singenden Soldaten noch nie gehört habe: als sie schon außerhalb der Stadt waren, außerhalb der alten, zerbrochenen Festungswerke, verwandelte sich das Ende ihres Liedes in ein mit wirren und hohen Stimmen durcheinanderklingendes Jauchzen und Jodeln, wie wir es kennen von unseren Hochlandsfesten bei strahlender Morgensonne. Ein Gedanke sagte mir noch: Du irrst dich, es hat nur der Sturmwind ihr Lied zerrissen, und drum tönt es so, wie wirr durcheinanderklingende Schreie! – Aber nein! Ganz deutlich, jeder Täuschung entrückt, wahr und wirklich, klang es nun abermals durch die Finsternis aus der Ferne zu mir! Sie jauchzten und jodelten wie junge Menschen in froher Trunkenheit! Und da war es in mir wie ein klares Sehen, wie ein festes und heiliges Wissen: daß Soldaten, die mit solchem Liede und mit solchem Jauchzen in eine stürmische Nacht hinausmarschieren, der Gefahr und dem drohenden Tod entgegen – daß solche Soldaten siegen *müssen!* Gleichviel, wann!“⁶

In der Tat eignet sich das Liedgut – mehr noch als Liturgie, Katechismus und Gebetbuch – als propagandistischer Multiplikator und Verfestiger von Überzeugungen, weil das Singen eine tiefergehende Wirkung ausübt als das bloß gesprochene Wort.⁷ Schon die Reformation mobilisierte sich als Singbewegung: „Mit Gesang schlug Luther den Teufel!“ dichtete Johann Heinrich Voß (1751–1826) in der „Luise“.⁸ Luther erkannte das Kirchenlied als höchst geeignetes Mittel zur Schaffung von Massenloyalität und Verbreitung der neuen Glaubenssätze, wobei er auch überkommenes Textgut – wie etwa bei den Liedern „Wir glauben all' an einen Gott“ (eg 183) und „Aus tiefer Not“ (eg 299) – im reformatorischen Sinn überarbeitete⁹, was ihm und den protestantischen Liederdichtern von katholischer Seite schnell den Vorwurf der „ideologisierenden“ Manipulation eintrug: sie hätten mit „feinen Melodien und zierlichen Worten die Einfältigen jämmerlich betrogen“ und würden „das Gift ihrer Häresie den Herzen der Einfältigen sanft eintröpfeln“.¹⁰ Mit Gesang vollzog sich auch die Mobilisation in den Freiheitskriegen; und so knüpfte man auch 1914 zielstrebig an diesen Brauch an. Das gemeinsame Singen uniformierte die Massen zu „*dichten Menschenklumpen*“, es schuf „eine mit Blick auf Tonlage und Rhythmus“ gleichgeschaltete „Handlungs- bzw. Kommunikationsgemeinschaft [...]“. An der Front stürmte dem „Langemarck-Mythos“ zufolge am 10. November 1914 ein Heerbann aus kriegsfreiwilligen Gymnasiasten und Burschenschaftlern (es handelte sich eher um Reserveregimenter im Yperner Bogen) mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in den Tod.¹¹ Auch wenn in der Forschung umstritten ist, ob beim Ansturm vom 10. November wirklich das Deutschlandlied gesungen werden konnte und wurde¹², schilderte Franz Herwig (1880–1931) in seinem Gedicht „Den Freiwilligen“ durchaus richtig die Wirkung des Gesangs:

„Und sie gingen vor, und einer hub an:
 ‚Deutschland über alles‘ –, und jeden Mann
 Durchzuckte des Weihegesanges Feuer,
 Und sie fielen ein, und ungeheuer
 Erhob sich das Lied von Deutschlands Ehre
 Und übertönte die donnernden Chöre,

Das Brüllen der Schlacht. Falle, was fällt!
Deutschland über alles in der Welt!¹³

„Frischer Gesang giebt Muth auch dem Zärtlinge“, hexameterte der schon zitierte Johann Heinrich Voß.¹⁴ Auch in der Heimat bildeten sich „sangesfreudige Menschenansammlungen [...] zumeist auf zentralen Plätzen der Städte, vor Residenzschlössern und unter Denkmälern.“¹⁵ Firmen, die „Einreibemittel“ gegen Rheuma, Ischias und Hexenschuss verkauften, boten den Gratisversand von kostenlosen Pröbchen an, denen ein Soldatenliederbuch beilag.¹⁶ Allgemein erzeugen und prolongieren Musik und Gesang nicht nur Uniformierung, Solidarität und Gemeinschaftsgefühl, sondern gerade in den Ausnahmezuständen von Kriegszeiten lassen sie sich auch hervorragend einsetzen als Stimulanzien zu kollektiver Erregung und Verzückung.¹⁷ Schon Johannes Calvin (1509–1564) hatte in Anknüpfung an Augustin¹⁸ daher vor unkontrolliertem Liedgut und Gesang gewarnt:

„Wir wissen aus Erfahrung, daß der Gesang eine gewaltige Macht hat, der Menschen Herzen zu heftigem und brennendem Eifer in der Anrufung und dem Lob Gottes zu bewegen und zu begeistern [...].¹⁹ Es ist wahr, dass jedes schlechte Wort, wie Paulus sagt, gute Sitten verdirbt. Aber wenn die Melodie dazukommt, so dringt es noch viel tiefer ins Herz und geht ein, wie durch einen Trichter der Wein in ein Gefäß gegossen wird. Ja, das Gift und die Verderbnis wird ins Innerste der Seele eingeträufelt durch die Melodie!“²⁰

Josef Birnbeck (1897–1915) schreibt am 29. Mai 1915 über seinen Ausmarsch aus Hamburg:

„Und nun setzte die Regimentsmusik ein. Man mag sich sträuben, wie man will, das fährt so krieglerisch durch die aufgeregten Straßen, trompetet von den Häuserwänden zurück, das quirlt so hell im Blut und treibt die Nachtgespenster aus dem Kopf. Da beleben sich die Muskeln, der Kopf geht in den Nacken und die Beine stolzieren in geintem Takt. Und dieser Takt geht durch die ganze Menge und ist wie elektrisiert. Sie winken vom Bürgersteig, aus den Fenstern werden Tücher geschwenkt, und nun fängt es von vorn zu singen an; es wächst die Melodie, bis sie sich Bahn gebrochen hat und als ein Sturmwind über unseren Köpfen braust, die Nationalhymne. Die Regimentsmusik hat vor dem alles hinreißenden Liede kapituliert. Jetzt aber fällt sie ein in feierlicher Größe, die Menge entblößt ihre Köpfe und nichts als leuchtende Gesichter, gebannt marschierende Gestalten, ein lodernd Volk, entzündet vor Begeisterung. Über solch ein Empfinden läßt sich nicht mehr schreiben, ich weiß nur, wir alle hatten nasse Augen, war es vor Weh oder Freude. Als wir im Zuge waren und wir durch fruchtbares Land und Industriestädte fuhren, da war es uns gewiß: Ja, Deutschland ist groß und schön und wert, daß man sein Blut vergießt.“²¹

Und Hans Carossa notiert am 11. November 1916 in sein „Tagebuch im Kriege“ über die Marschmusik:

„Jedesmal, ehe sie [die Rumänen] [zum Sturm] ansetzen, hört man, wie drüben ein Führer eine Rede hält, worauf ein wilder Marsch ertönt, bei dessen Klängen sie heranrasen wie Trunkene. So wird Musik, die reine Kunst, zu einem Fluidum, das den Menschen über

seine Grenzen hinaustreibt und mit dem Gefühl des Lebens dermaßen überlädt, daß er sich sehnt, es abzuwerfen.“²²

Tucholsky erinnert sich im Gedicht „Unser Militär“ (1919), als er noch ein kleiner Junge war, wie er mit dem Ranzen zur Schule ging und das „Tschinderingsching“ von fern hörte:

„Und wenn dann die Trommeln und die Pfeifen
übergingen zum Preußenmarsch,
fiel ich vor Freude fast auf den Boden –
die Augen glänzten – zum Himmel stieg
Militärmusik! Militärmusik!“²³

Madame de Staël (1766–1813) warnte in ihrem Buch „De l’Allemagne“ im gleichen Sinn vor der Wirkung der deutschen Militärmusik. „Die Kriegsmusik treibt zur Aufopferung des Daseins“, schrieb sie („*La musique militaire porte à sacrifier l’existence*“).²⁴

Ein Blick auf alle großen geistlichen Liedkompendien zeigt, dass Kriegs- und Friedenslieder von jeher zu ihrem traditionellen Bestand gehörten²⁵, genauso wie geistliche Lieder bei Landplagen, Seuchen und allgemeinen Notsituationen wie Dürreperioden oder Hochwasserkatastrophen.²⁶ Es verwundert also nicht, dass man auch in der theologischen Agitationsstrategie des Kriegsprotestantismus’ daran interessiert war, den Krieg zu einer „Singbewegung“ ähnlich wie in der Reformation und in den Freiheitskriegen umzugestalten. Der Rückgriff auf das archaische Muster von „Schwert und Leier“, das „Emporbrausen eiserner Lerchen“²⁷, das Schlagen auf „eiserne Zithern“²⁸, die Verwandlung von Gesang in Schlagkraft nahm einen wichtigen Stellenwert ein, zumal – wie Carl Zuckmayer berichtet – später bei den großen Vernichtungsschlachten vor Verdun (21.2.–9.9.1916), an der Somme (24.6.–26.11.1916) und in Flandern (27.5.–3.12.1917) das Singen mehr und mehr erstarb.²⁹ Für den Liederschatz des Gesangbuchs, zumindest für seine „Kernlieder“, seine „Siebengestirne“³⁰, traf derselbe Vertrauensvorschuss zu, der man der Liturgie entgegenbrachte.

Im Synergismus mit der Melodie spielten natürlich auch die Texte aus bekannten und gern gesungenen Gesangbuchliedern, die man mit Wackernagel als „verklärte Volkslieder“³¹ bezeichnen kann, eine wichtige Rolle. Für die Kriegsgottesdienste und -andachten boten sich hier vor allem kirchliche Kampflieder an, deren Vokabular ohnehin im realen Krieg wurzelt und beim Singen auf der Zunge einen Geschmack von Eisen hinterlässt. So ist z. B. Huldrych Zwingli (1484–1531) „Herr, nun selbst den Wagen halt!“ 1525 im Feldlager von Kappel entstanden.³² Ältere Forschungen vermuten sogar, dass das Lied „Verzage nicht, du Häuflein klein“ (vgl. Luk. 12, 32) nicht vom Hof- und Feldprediger im Heer Gustav II. Adolfs (1594–1631), Jakob Fabricius (1584–1640), sondern vom Schwedenkönig höchstpersönlich am 17. September 1631, nach der Schlacht auf dem Breiten Feld bei Leipzig gedichtet und danach von seinen Truppen in der Schlacht bei Lützen (16.11.1632) gesungen worden sei.³³ Zur Verfügung standen außerdem die traditionell ins Gemeindegesangbuch aufgenommenen soldatischen Berufs- und Ständeslieder wie „Es zieh’n, o Gott, die Kriegeswetter“³⁴ oder „Treuer Wächter Israel“³⁵ und „Gottlob, nun ist erschollen“.³⁶ Zur Verbreitung und Verfestigung kriegstheologischer Überzeugungen

bediente man sich aber auch der terminologischen Griffkraft der *militia spiritualis* aus dem großen Schatz der sog. „Heiligungslieder“, also der Lieder „Vom geistlichen Kampf und Streit“⁴³⁷, die mit militaristischem Sprachgut reichlich durchsetzt waren, aber zweifellos den Glaubenskampf meinten – wie etwa in der folgenden Strophe:

„Gedenke, daß du zu der Fahn'
Dein's Feldherrn [= Christus] hast geschworen,
Gedenke, daß du als ein Mann
Zum Streit bist auserkoren;
Ja, denke, daß ohn' Streit und Sieg
Nie Einer zum Triumph aufstieg.“⁴³⁸

In den allermeisten Fällen war das militaristische Vokabular in Gesangbuchliedern spirituell, im übertragenden Sinn zu verstehen. In der liturgischen Mischung mit echten Kampfliedern aber wurden die Grenzen zwischen den Sprachebenen fließend. Oft war dann für den einfachen Gottesdienstteilnehmer im Krieg kaum noch zu durchschauen, wie er beim Singen das im Lied verwendete militaristische Sprachgut aufzufassen hatte: „nur“ spirituell oder doch wörtlich oder gar im Doppelsinn. Wir stellen im Folgenden vier Methoden der kriegstheologischen Ideologisierung des kirchlichen Liedschatzes in der Arper-Zillessen'schen Kriegsagende vor.

a) Aufmunterungslieder für die Schlacht – Die Militarisierung des Liedgutes

Spirituell gemeint sind die meisten kämpferisch klingenden Glaubenslieder, auch gerade das Lied „Verzage nicht, du kleine Schar!“⁴³⁹ oder „Ein Christ, ein tapfrer Kriegesheld“⁴⁴⁰, von denen einige in die Kriegsagende Aufnahme fanden. Wie die Altarlektionen wurden sie allerdings von Arper und Zillessen in der liturgischen Abfolge oft in den glossierenden Zusammenhang eines vaterländischen Fahnenwortes gestellt, so dass ihre spirituelle Metaphorik, ohne dass man eine Textänderung vornehmen musste, zum Aufmunterungslied für die Schlacht, zum kriegesischen „Hochgesang“⁴⁴¹ mutierte. Ein Beispiel hierfür ist das in der ersten Zeile Jes. 51, 9 zitierte Kreuz- und Trostlied von Friedrich Heinrich Oser (1820–1891) „Zeuch an die Macht, du Arm des Herrn, / wohlauf und hilf uns streiten“ (1865), das Arper und Zillessen mit der unmissverständlichen Überschrift „Um Sieg“⁴⁴² in ihre Kriegsgottesdienstentwürfe eingliederten. Der Wortlaut dieses Liedes enthält in beinahe jeder Zeile die Diktion der *militia spiritualis* – „Macht“, „streiten“ / „Streit“ (4 ×) und „Kampf“ (2 ×) (vgl. 1. Tim. 6, 12; 2. Tim. 4, 7), „starker Heiland“, „Sieg“, „Mut“, „Volk“, „Land“, „Bund“, „drängt uns der Feind auch um und um“, „widerstehen bis aufs Blut“ (vgl. Hebr. 12, 4), „freudig“ (ursprünglich „freidig“ = „wild, schrecklich, tapfer“⁴⁴³). In das „irdisch-kriegerische“ Missverständnis hinein geriet das Lied erst durch die sekundäre Hinzufügung der vierten Strophe⁴⁴⁴, die aus einem vaterländischen Lied Osers herübergenommen wurde.⁴⁴⁵ Eingespeist in die kriegstheologische Textkollage einer Kriegsbetstunde, in der Arndts Worte „Von den großen Feinden“, vom „Koloß im Osten“ (= Russland), vom „Volk ohne Kaiser“ (= Frankreich) und vom „Inselvolk“ (= England) rezitiert

wurden⁴⁶, „passte“ das Lied nahtlos zur Überschrift „Um Sieg“ durch die sich suggestionsbedingt einstellenden Wortbrücken.⁴⁷ So auch in der letzten Strophe: „Herr, du bist Gott! In deine Hand / o laß getrost uns fallen.“ Der „Feldgraue“ an der Front, der sein Ende täglich vor Augen hatte, konnte, dieses „Fallen“ gar nicht mehr anders verstehen als sein „Fallen auf dem Feld der Ehre für König und Vaterland“ im Kampf gegen die „Feinde um und um“.⁴⁸

Aus der Fülle der Belege sei hier noch ein weiteres Beispiel für die kriegstheologische Hermeneutik der Sinneinebnung sachverschiedener Wortverwendung analysiert – und zwar anhand des Wortarsenals der achten Strophe des an Mi. 2, 13 anknüpfenden Liedes von Gottfried Arnold „O Durchbrecher aller Bande“ (1698)⁴⁹, das bei Arper und Zillessen in zwei Kriegsliturgieentwürfen in Verbindung mit markigen „vaterländischen Worten“ von Arndt, Paul Blau und Anton de Nora (gebürtig Anton Alfred Noder, 1864–1936) auftaucht.⁵⁰ Die erste „Väterstimme“ zitiert Arndts Prophezeiung zu Deutschlands Zukunft (aus seiner Schrift „Geist der Zeit“, IV, 13): „Hat [das Edle und Freie] in seiner unsichtbaren Majestät den eisernen Napoleon zerknirscht und zermalmt, so wird es siebenund-siebenzig Napoleone zerknirschen und zermalmen“.⁵¹ Dazu stellten Arper und Zillessen diejenige Strophe Arnolds, die mit der Zeile „Herr, *zermalm*e, *brich*, vernichte / alle Macht der Finsternis“ beginnt.⁵² Es kann, wenn man das gesamte Zitat aus Arndts „Geist der Zeit“ liest und noch die beiden anderen zugegrupperten Weltkriegstexte von Blau und de Nora berücksichtigt, nicht mehr zweifelhaft sein, wie man auch das übrige Vokabular des Liedes unter Aufgabe seiner spirituellen Sachnähe zu verstehen hat: „Bande“, „Kreuzes Niedrigkeit“, „Kerker“ (2 ×), „Ketten“, „bedrücken“, „Schlangenbrut“, „Sklaverei“, „Last“ auf der einen und „herausführen zu der süßen Ruhestatt“, „Erlösung“ (2 ×), „*erheb* die matten Kräfte“, „sich losreißen“, „*durchbrechen*“, „Sieg“, „wahre Freiheit“ (2 ×), „die ersten Stufen der gebrochnen Freiheitsbahn“, „Paradies“ auf der anderen Seite, obwohl Arnold diese Begriffe völlig anders gemeint hat. Das beigegebene Gedicht Blaus glorifiziert die Helden in den „Schützengräben“, die „keine Schlacht verloren geben und *durch die Reihen der Feinde brechen*.“ Das ebenfalls hinzugesellte „Zeitlied“ de Noras preist das „Volk aus Eisen, das sich erneut *erhebt* und ohne Beben dem gewaltigen Gebot folgt“. Die Beendigung der „Sklaverei“ wird daher nicht mehr – wie von Arnold gedacht – als Erlösung von geistlicher „Ermattung“, von „Eitelkeit“, „Menschenfurcht“ und „Vernunftbedenklichkeit“, von der „Scheu“, um des Glaubens willen zu leiden, begriffen, sondern – wie bei Arndt aufgefasst – als Befreiung zu den „schönsten Zierden des deutschen Mannes“, zu militanter Freiheits- und Vaterlandsliebe, damit – wie bei Blau und de Nora insinuiert – die „Befreiung eines ganzen Volkes von Eisen aus tiefer Not“⁵³ stattfinden kann.

* * * * *

Wir schieben hier zur skurrilen Auswirkung von Äquivokationen noch eine kurze Bemerkung zu Ernst Moritz Arndt ein, der für fast zwei Jahrzehnte wegen „demagogischer Umtriebe“ als Geschichtsprofessor der Universität Bonn seines Lehrstuhls enthoben war. Arndt hatte sich gegen die reaktionäre Politik der Kleinstaatserei, für Pressefreiheit und für einen deutschen Nationalstaat mit eigener Verfassung unter der Suprematie Preußens engagiert und hierzu 1815 in Frankfurt anonym eine Schrift drucken lassen,

sowie 1818 weitere hinterhergeschickt.⁵⁴ Diese brachten ihm im Januar 1819 eine Rüge Friedrich Wilhelms III. ein.⁵⁵ Am 23. März 1819 wurde August von Kotzebue (1761–1819) von dem Burschenschaftler Karl August Sand (1795–1820) erstochen; am 1. Juli 1819 erfolgte das Attentat auf Carl Friedrich von Ibell (1780–1834).⁵⁶ In diesem Zusammenhang wurde Arndt nicht nur die Deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815⁵⁷ gefährlich, die im Artikel 2 die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit „der fast 40 Souveränitäten, die dem Besen Napoleons entgangen waren“⁵⁷, zusicherte⁵⁸, sondern auch das „*Edict De Dato Berlin, den 20sten October 1798*“ Friedrich Wilhelms III., das „wegen Verhütung und Bestrafung geheimer Verbindungen, welche der allgemeinen Sicherheit nachtheilig werden könnten“ erlassen worden war.⁵⁹ Man verdächtigte Arndt staatsgefährdender Subversion und Geheimbündelei⁶⁰ und ordnete eine Durchsuchung seines Hauses in Bonn an. Dort fand man am 14. Juli 1819 unter seinen Papieren „belastendes Material“⁶¹, darunter einen Brief, dem der Text des gerade oben besprochenen Arnold'schen Liedes beilag. Hauptmann Hans Rudolf von Plehwe (1794–1835)⁶² hatte es im April 1818 aus dem Gesangbuch Johann Porsts (Provinz Brandenburg, Lied Nr. 802⁶³) für Arndts Sohn „Karl Treu“ (1801–1885) abgeschrieben.⁶⁴ Plehwe war einer der Wartburgfest-Randalierer vom 18. Oktober 1817, war also dabei gewesen, als der Berliner Student Hans Ferdinand Maßmann Buchmakulaturen reaktionärer Schriften, einen preußischen Gardeschnürleib, einen hessischen Soldatenzopf und einen österreichischen Korporalstock verbrannte, um den Bruch mit der „alten Zeit“ einzuläuten⁶⁵; Plehwe war außerdem mit Karl August Sand bekannt.⁶⁶ Die achte Liedstrophe war es dann, die Arndt aufgrund einer Äquivokation zum Verhängnis wurde. Nach dem vom Kammergerichtsreferendarius Dambach für die Untersuchungskommission angefertigten Protokoll lautete die inkriminierte Strophe:

„Herrscher herrsche, Sieger siege,
König brauch Dein Regiment,
Führe Deines Reiches Kriege,
Mach der Sklaverei ein End!
Laß doch aus der Grub die Seelen
Durch des neuen Bundes Blut:
Laß uns länger nicht so quälen,
Denn Du meinst's mit uns ja gut!“⁶⁷

Die rein spirituell gemeinten Begriffe „Herrscher“, „Sieger“, „König“ und „neuer Bund“ gerieten ins Zwielficht politischer Tarnsprache. Wegen der Zeile „durch des neuen Bundes Blut“ mutmaßte der Königliche Spezial-Commissarius Hofgerichtsrat Pape, Arndt gehöre einem konspirativen Geheimbund an, er habe den Text selbst verfasst und mit „Herrscher“ den preußischen König (inklusive seiner „Regimenter“) und mit „Sklaverei“ die Verfassung des Deutschen Bundes gemeint. Arndt wurde im November 1820 zunächst von seinem Amt suspendiert und musste es von 1826 bis 1840 ganz niederlegen.

Eine hübsche Geschichte darüber, wie weit die Hysterie solcher „Demagogenriecherei“ gedeihen konnte, erzählt Ludwig Börne 1832 im 76. Brief aus Paris: Man habe in Mailand zwei österreichische Offiziere vor die Polizei geladen und ihnen vorgehalten, sie seien Revo-

lutionäre, Carbonari oder Liberale. Der Vorwurf des Denunzianten, eines Spions, lautete: sie hätten im Kaffeehaus „*Liberté*“ gerufen. Es stellte sich heraus, dass einer der Offiziere statt *Chocolade* „*lieber Thee*“ zu trinken begehrt hatte. Am nächsten Morgen wurde vor dem Officier=Corps die offizielle Anweisung ausgegeben, künftig im Kaffeehaus zu sagen „Ich trinke *Thee lieber*.“⁶⁸

b) „Drum, ihr frischen blauen Jungen, / Lustig darauf losgesungen!“ –
Die Melodie als Vehikel der Kriegspropaganda

Neben dieser Strategie, den Wortlaut der *militia spiritualis* in Gesangbuchliedern militaristisch einzuspannen, gab es auf dem Gebiet der Kriegsliederdichtung weitere Suggestiv-Verfahren, die sich die Texte und Melodien populärer geistlicher und weltlicher Lieder als propagandistische Vehikel zunutze machten. Die erste dieser Methoden bestand darin, geläufigen Sangesweisen neue, kriegstheologische Texte zu unterlegen. Das Verfahren selbst war durch die Spottverse Dr. Wolrad Kreuslers (1816–1901) zur Emser Depesche („König Wilhelm saß ganz heiter“⁶⁹) ganz populär geworden. Kreusler hatte seine Verse nach „alten Melodei“ von „Prinz Eugen, der edle Ritter“ gedichtet; in der ersten Strophe heißt es⁷⁰:

„Ein Füsilier von drei-und-achtzig“⁷¹
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.
Drum, ihr frischen, blauen Jungen⁷²,
Lustig darauf losgesungen!
Denn wir waren auch dabei.“⁷³

Solche Entlehnung von Melodien für neue Gesangstexte ist aus Altertum und Moderne bekannt. Schon eine Reihe von alttestamentlichen Psalmen gibt im ersten Vers an, dass ihr Text nach einer bestimmten Volksweise zu singen sei.⁷⁴ Dasselbe uralte Verfahren, sich im Strophenbau nach populären Melodien zu richten, wurde auch für die vielen in der Reformationszeit überarbeiteten oder neuentstandenen Liedtexte angewendet, wobei man Luthers Anteil an eigenen Melodieschöpfungen lange Zeit erheblich überschätzt hat.⁷⁵ Hierbei wurden nicht nur aus alten lateinischen Hymnen und Sequenzen Sangesweisen entlehnt oder leicht modifiziert⁷⁶, sondern auch auf bekannte Volksgesänge, geistliche⁷⁷ wie weltliche⁷⁸ zurückgegriffen. So scheint der Strophenbau von „Jesu, meine Freude“ aus dem Lied „Flora, meine Freude, meiner Seele Weide“ (1645)⁷⁹ und „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ aus „Angelika, die schöne Schäfrin zart“ (1607) zu stammen.⁸⁰ Auch in den Freiheitskriegen oder in den Erinnerungen an sie, die eine Textflut hervorbrachten⁸¹, bediente man sich dieser Methode, wofür die von Ernst Moritz Arndt gedichteten Lieder in seinem „Katechismus für den deutschen Kriegsmann und Wehrmann“ (1814)⁸² und u. a. auch Emanuel Geibels „Thürmerlied“ Beispiele sind. Letzteres wurde nach der Melodie von „Wachet auf“, ruft uns die Stimme“ gedichtet.⁸³ Neue Texte kolorierten und beflügelten sich mit alten Melodien und entwickelten sich so zu Selbstläufern.

Es lag auf der Hand, dass sich ebenso der enorme Schub von kriegsaffirmativer Poesie aus den Jahren 1914–1918 zur Popularisierung seiner Inhalte den Vorrat von gewohnten geistlichen und weltlichen Melodien zunutze machte. Die Sturzflut neuer Texte – bis Ende 1914 wurden 235 Kriegsslyrikbände produziert⁸⁴ – enthielt einen hohen Prozentsatz von Gedichten, die man nach Kirchenliederart singen konnte. Um ein Beispiel herauszugreifen: Von den 48 Gedichten des Lyrikbandes „Das blutige Jahr“ (1915) des Tiroler Bruder Willram lassen sich allein 19 nach der Melodie „Befehl du deine Wege“ singen.⁸⁵ Die traditionellen Sangesweisen trogen indes; das Melodie-Ornat suggerierte Altvertrautes und Verlässliches auch für die theologisch abwegigen Massenfabrikate. „Melodien können Texte übertölpeln, so dass man Unsinn oder Böses singt, nur weil die Melodie so verführerisch ist.“⁸⁶ Auch der dritte Teil der Kriegssagende „Durchhalten!“ enthält daher nicht zufällig einen umfangreichen Abschnitt von nach alten Melodien singbaren kriegstheologischen „Gebets-“ und „Zeitliedern“.⁸⁷ Dort finden sich z. B. zwei zu Anfang August 1914 von Richard Zoozmann (1863–1934) verfasste Gebete, die separat zu einem günstigen Abnahmepreis (1000 Blatt, 5 Reichsmark) auch als formatgerechte Einlageblätter in das offizielle Kirchengesangbuch zu beziehen waren.⁸⁸ Diese beiden Gebete – genannt „Gebet vor der Schlacht“ (verfasst am 7. August 1914) und „Gebet nach der Schlacht“ (verfasst am 11. August 1914)⁸⁹ – besingen die Kapitulation der alten Zitadelle von Lüttich vom 7. August 1914⁹⁰ nach der wohl populärsten Melodie des evangelischen Kirchengesangbuches, nach Joachim Neanders: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ (1680).⁹¹ Die beiden ersten Strophen des „Dankgebetes nach der Schlacht“, das auch in den Kriegslieder-Anhang des Sächsisch-Coburg'schen Gesangbuchs aufgenommen wurde (Nr. 565 und 584), lauten:

„Mächtiger Führer und Füger im Himmel hoch droben,
Vater der Menschen, den rühmend wir feiern und loben:
Nimm unsern Dank,
Daß du im blutigen Gang
Schützend die Hand hieltst erhoben!

Nimm all die Braven zu dir, die im Kampfe geblieben,
Trockne die Tränen und tröste den Schmerz unsrer Lieben;
Laß dir zur Ehr
Siegreich bestehn unser Heer,
Und Neid und Bosheit zerstieben.“⁹²

Aus aktuellem Anlass dichtete derselbe Richard Zoozmann auch das auf den 25. August 1914 datierte Zeitlied⁹³ „Ein Mahnwort“, das ebenso bei Arper und Zillessen für den gottesdienstlichen Gebrauch vorgesehen war und sich irgendwie auch nach der Melodie „O daß doch bald dein Feuer brennte“ (1812) singen ließ.⁹⁴ Die Datierung des Liedes „Herr, der gerecht und mächtig droben waltet“ erinnert an die systematische Brandschatzung der Stadt Löwen (Belgien), bei welcher die Universitätsbibliothek mit tausend Handschriften, achthundert Inkunabeln und fast 300.000 Büchern während mehrerer Tage vollständig ausbrannte.⁹⁵ Die kriegstheologische Obsession, die Geschichte Israels in der Auserwähltheit Deutschlands fortgesetzt zu sehen, veranlasste Zoozmann

zu seinen pyromanischen Worten, die Einäscherung der Löwener Bibliothek mit dem Glutqualm und der Brandsäule Gottes ineins zu setzen, die einst beim Exodus Israel voranzogen:

„Wohl zog noch nie in seiner Feuerwolke
Vorüber und voran dem deutschen Volke,
Im Glanze seines heiligen Himmelslichts,
So nah, so nah der Herr des Weltgerichts.“⁹⁶

Ein Beispiel für solche Melodieverwendung sind auch die „Kriegschoräle nach bekannten Melodien“ von Dietrich Vorwerk. Abbildung 30 zeigt das Lied „Siegesdank“, das auch wieder dem Choralatz von „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ angepasst wurde und dessen erste Strophe so lautet:



Abbildung 29 (oben links): Titelblatt der Broschüre von Dietrich Vorwerk, Heiliger Krieg – Kriegschoräle nach bekannten Melodien, Schwerin, 1915.

Abbildung 30 (oben rechts): Jesus als „Heerführer“ und der Krieg als „Gottesknecht“. Seite 15 der Broschüre von Dietrich Vorwerk, Heiliger Krieg – Kriegschoräle nach bekannten Melodien, Schwerin 1915, mit dem Choral „Siegesdank“ nach der Melodie „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ (vgl. eg, 1994, Nr. 317).

„Heerkönig Jesus, du Herzog der himmlischen Heere,
Dein ist die Macht und die Stärke, der Ruhm und die Ehre.
Mit Feuerbrand
Und geißelschwingender Hand
Wardst du uns Waffe und Ehre.“

Ein anderes Beispiel aus dieser Broschüre Vorwerks, „Bußlied“ genannt, lautet:

„Herr, Gott, du schreitest durch die Weltgeschichte
Und kommst mit Ernst und Zorn zum Blutgerichte,
Den Feind durch uns und uns durch ihn zu strafen,
Mit scharfen Waffen [...]

Da kamst du, Herr, mit deines Zornes Rute,
Mit Krieg und Strömen von vergoßnem Blute.
Du ließest uns in Mörsern und Haubitzen
Dein Licht aufblitzen.“⁹⁷

Dieses Lied ist nach der Melodie des Passionsliedes „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“⁹⁸ zu singen.⁹⁹

Viele andere, oft spontan entstandene Kriegsdichtungen wurden nach allseits bekannten Marschrhythmen oder vaterländischen Gesängen zurechtgetextet¹⁰⁰, wie z. B. das Lied „3. August“ nach „Ich bin ein Preuße“, „7. August“ nach „Deutschland, Deutschland über alles“, „Die Wacht am Weichselstrand“ nach „Die Wacht am Rhein“, „Der Fall von Namur“ nach „Was blasen die Trompeten“, „28. August“ nach „Hipp, Hipp, Hurra!“, „U 9“ nach „Deutsches Flaggenlied (der Kriegsmarine)“¹⁰¹ – letzteres war eine populäre Operettennummer aus „Unsere Marine“ von Richard Linderer und Robert Thiele (1886).¹⁰² Hier wirkte sich die militaristische Melodie wiederum als Glosse aus, indem sie vaterländische Gefühle verstärkte und Erinnerungen an glorreiche Ereignisse weckte. Heinrich Mann machte 1933 die Beobachtung, dass „die Leute Hitlers“ sogar die Melodien kommunistischer Gesänge für die Feiern „ihrer blutgierigen [...] Gottheit“ stahlen.¹⁰³ Umgekehrt verwendeten deutsche Arbeiterdichter die Melodien der Marseillaise oder „Zu Mantua in Banden“ für ihre Kampfdichtungen.¹⁰⁴ Bertolt Brecht dichtete seine sechs kontrafaktischen „Hitler-Choräle“ nach Kirchenmelodien wie „Nun danket alle Gott“, „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“.¹⁰⁵ – Falls sich die eine oder andere moderne Textschöpfung in gar keine der bekannten Sangesweisen einfügte, schuf man für sie eigens ein neues Tonwerk, in Einzelfällen sogar eine ganze Motette, die in Notensonderdrucken für Kriegsgebetstunden und Gedächtnisfeiern angeboten wurden. Der dritte Teil der Kriegssagende von Karl Arper und Alfred Zillesen „Durchhalten!“ enthält eine Reihe solcher Stücke wie z. B. den „Kriegerweihegesang Pfingsten 1915“, für den der Münchener Althilologe Otto Crusius (1857–1918) eine Choralmelodie schuf¹⁰⁶, oder die Motette „Wie sind die Helden gefallen!“ (2. Sam. 1, 19) von Elias Oechsler (1850–1917).¹⁰⁷

c) Geklautes und zerstücktes Geistesgut – Das Zitat als Dekoration der Kriegspropaganda

Ein ebenso wirkungsvolles, gleichfalls in der Kriegsagende von Arper und Zillessen anzutreffendes Verfahren zur geistlichen Übertölpelung bestand darin, dass einzelne Dichter in die Anfangszeile ihrer kriegerischen Neudichtungen zitatähnliche Anklänge aus beliebten Gesangbuch-, Vaterlands- und Volksliedern einfügten. Harmlos war es, wenn Verliebte im 17. Jahrhundert aus dem Lied „Wie schön leuchtet der Morgenstern / voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn“ das Liebeslied „Wie schön leuchten die Äugelein / der Schönen und der Zarten mein“ machten.¹⁰⁸ Anders liegt der Fall schon bei Theodor Körners „Lied zur feierlichen Einsegnung des Preußischen Freikorps“ (Einsegnungsparaade vom 28. März 1813), das bei Arper / Zillessen abgedruckt wurde.¹⁰⁹ Die zweite Strophe des Liedes verwendet als Kopfzeile die Formulierung „Der Herr ist unsre Zuversicht“ und knüpft damit bewusst an das Lied Christoph Christian Sturms (1740–1786) „Der Herr ist meine Zuversicht“ an.¹¹⁰ Dessen Gottesbegriff ist indessen ein anderer und nicht derjenige des Körner'schen Liedes, in welchem der „Herr“ als Kriegsgott erscheint („Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht, / Hat Gott ja selber angefacht“). Ähnliches gilt für das bei Arper und Zillessen ebenfalls abgedruckte „Thürmerlied“ Geibels, dessen erste Strophe fast wörtlich die beiden ersten Zeilen von „Wachet auf“, ruft uns die Stimme“ kopiert¹¹¹; ein Ableger davon findet sich später bei Dietrich Eckart.¹¹² In Albrecht Schaeffers Gedicht „Schlacht!“ beginnt die zehnte Strophe mit der Anspielung auf eines der bekanntesten Passionslieder Paul Gerhardts (1656; eg 85): „Oh Haupt voll Blut! o Haupt voll Spott und Wunden“¹¹³, wodurch Deutschlands Kriegsdrangsale auf die Ebene der Passion Christi gerückt werden sollten. Arper und Zillessen nahmen in ihre Kriegsagende auch das Zeitlied Otto Raupps „Geh aus, mein Herz, und werde weit!“¹¹⁴ auf, das an Paul Gerhardts volksliedhaften Sommergesang „Geh' aus, mein Herz und suche Freud“ (1656, eg 503)¹¹⁵ anklingt, obwohl es inhaltlich den heftigsten Kontrast dazu bildet. Ebenso das Lied Emanuel von Bodmans (1874–1946) „Und wenn die Welt von Feinden starrt!“¹¹⁶, das Martin Luthers „Und wenn die Welt voll Teufel wär“ (1529, eg 362)¹¹⁷ intoniert.

Überhaupt wurden Versatzstücke¹¹⁸ aus Luthers im Krieg national und „konfessionslos gewordenem“ Lied „Ein feste Burg“¹¹⁹ gerne zum Dekor ganz anderer Aussagen benutzt.¹²⁰ Georg Merkels (1881–1976) „Herr Gott, nun schließ den Himmel auf“ sollte am Totensonntag in der Anlehnung an „O Heiland reiß die Himmel auf!“¹²¹ Adventsstimmungen auf den nahen Sieg hervorrufen.¹²² Auch das Pfingstlied der „Trutznachtigall“¹²³ Martin Luther „Nun bitten wir den Heiligen Geist“¹²⁴ wurde unter Beibehaltung der Kopfzeile Objekt einer kriegstheologischen Umdichtung.¹²⁵ Carl Beyer (1847–1923) übernahm die Kopfzeilen aller vier Strophen von Joachim Neanders Lied „Lobe den Herrn“ in die Abschlusszeilen seiner vierstrophigen Kriegsdichtung „Loblied“: „Der Schlachten Graus“ wird hier zur Manifestation des „Der alles so herrlich regieret“, die Fähigkeit zum „Führen des Schwertes“ zum Ausdruck des „Der künstlich und fein dich bereitet.“¹²⁶ Ein Vorbild für diese strophige Kopfzeilen-Methode ist unter der Nr. 1 die anti-französische Umdichtung von Luthers „Ein feste Burg“ durch Johann Jakob Römer¹²⁷ im „Gesang= und Liederbuch für die Braunschweigischen Truppen“ von 1814. Es ließen sich unschwer

noch weitere Belege dafür anführen, dass solche Anleihen auch aus Volkslied und Klassik gemacht wurden, wie das unfreiwillig komische „Stille Wacht, heilige Wacht“ von Max Brewer (1861–1921)¹²⁸ oder das Zeitlied „Die heilige Not“ von Otto Crusius zeigen. Letzteres hält sich an „Des Knaben Wunderhorn“ („Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, / hat Gewalt vom höchsten Gott“¹²⁹) und an Goethes „Erlekönig“ („*Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir*“¹³⁰) fest, um trotz der Dürftigkeit eigener Inhalte auf dem zerstückten Geistesgut bekannter Geistesgrößen zu stehen zu kommen:

„Sie brach herein, die heil'ge Not,
Sie hat Gewalt vom höchsten Gott,
Hart harte Hände, ernsten Blick –
Willkommen! Ich bebe nicht zurück.

„Du Menschenkind! So ring mit mir;
Gar große Gaben verleiht' ich dir,
Stählerne Glieder, stählernen Sinn,
weil ich des Lebens König bin.“¹³¹

Bemerkenswert ist, dass 1914–1918 gerade das Verfahren, die Kopfzeilen bekannter Lieder zu zitieren und zum Ausgangspunkt von Neudichtungen zu nehmen, auch ein äußerst beliebtes Mittel von Travestie und Persiflage wurde, um gegen Krieg und Hunger zu protestieren.¹³² Solche Liedparodien wurden mit Kreide an die Bretterwände von Latrinen, Konservenschuppen oder an die Kammertüren von Kommandanten geschrieben, in Eisenbahnwaggons als Inschrift verewigt, in Herrenhuter Losungsheftchen gekritzelt oder von marschierenden Kolonnen geschmettert. Hier eine kleine Auswahl solcher Spottlieder von der Front¹³³, deren Motivik sich auch in ironisch-oppositionellen Kriegspostkarten niederschlug:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
In Mannem [= Mannheim] sin die Kartoffle all.
Eier, Butter, Schinke, Speck
Fresse uns die Reiche weg,
Und füttern uns wie's liebe Vieh
Mit Rübe und Kohlrabibrüh.“¹³⁴

(Im Zweiten Weltkrieg setzte man die erste Zeile dann anders fort:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
In Deutschland sind die Zwiebeln all.
Der Göring sprach vor kurzem,
Man kann auch ohne Zwiebeln furzen.“¹³⁵)

„O Deutschland hoch in Ehren,
Wir sind gar arme Säu',

Du kannst uns nicht ernähren,
Du heiliges Land der Treu.“¹³⁶

Sehr häufig waren die Hungerparodien auf Wilhelm Hauffs (1802–1827) „Reiters Morgen-
gesang“¹³⁷:

„Morgenrot, Morgenrot,
Deutschland, nein, dir hilft kein Gott.
Frankreich hat noch Schinkenbrötchen,
England hat noch Schweinepötchen,
Deutschland hat nur Marmelade.“¹³⁸

Bertolt Brecht bediente sich ebenso dieses Verfahrens, wenn er die erste Strophe des Horst-Wessel-Liedes zum Refrain seines „Kälbermarsches“ machte und zur Wahrheitsaussage verfremdete:

„Der Metzger ruft. Die Augen fest geschlossen
Das Kalb marschierst mit ruhig festem Tritt.
Die Kälber, deren Blut im Schlachthof schon geflossen
Sie ziehn im Geist in seinen Reihen mit.“¹³⁹ –

2) Das offizielle kirchliche Liedgut von 1850 bis 1918 zum Vergleich

Nachdem wir schon oben hinsichtlich der hochkirchlich-liturgischen Selbstinszenierung (Kap. I, 2–4 und VII, 2–3), sowie der Religionspädagogik (Kap. IV–V) gesehen hatten, mit welchen Veränderungen die Kriegstheologie in das Gemeindeleben eindrang, wollen wir uns hier noch zu Kap. VIII, 1 den deutlichen Abstand vergegenwärtigen, in welchem sich ab 1914 die kriegstheologische Umdeutung und Manipulation älteren und die Bildung neueren Liedgutes vollzog. Dazu ist es nötig, die Arper-Zillesen'schen Kriegsgesängen mit der jahrhundertelangen deutschen Gesangbuchtradition zu vergleichen und dabei einen kurzen Blick auf die Entwicklung zu werfen, die von der Bollert'schen Gesangbuchreform des preußischen Kirchenbuches von 1850–1885 ausging und bis zu den Redaktionen der „Militär“-Gesangbücher von 1885–1906 und der Evangelischen „Militär“-Gesangbücher“ von 1918 verlief.

In allen diesen Heeres-Gesangbüchern macht sich eine von der preußischen Staatsspitze angewiesene Liedgut-Ideologie bemerkbar, die sich zuerst in der Bollert'schen Gesangbuchreform von 1850 niederschlug und „für die nächsten einhundert Jahre Maßstäbe“ etablierte, die „gelegentlich erweitert, aber nie mehr unterschritten“ wurden.¹⁴⁰ Drei prinzipielle Ausrichtungen sind für das Militär-„Kirchenbuch“ von 1850 charakteristisch: Gegenüber der Vorgängerfassung von 1822, die noch der Bischof und Hofprediger Friedrich Rulemann Eylert (1770–1859) verantwortet hatte¹⁴¹, wurde erstens der Liederanteil aus der Zeit der Aufklärung stark reduziert; die aufklärerischen, rationalistischen Textveränderungen, die 1822 ins Gesangbuch hineingekommen waren, wurden rückgängig

gemacht.¹⁴² Zweitens wurden die militaristischen und drittens die nationalistischen Töne der Freiheitslyrik, die inzwischen schon in anderen Militärgesangbüchern – Andreas Wittenberg nennt als früheste Belege das Schweriner und Mecklenburgische Militärgesangbuch von 1814¹⁴³, Hermann Kurzke das Gesang- und Liederbuch für die Braunschweigischen Truppen desselben Jahres¹⁴⁴ – Fuß gefasst hatten, strikt gemieden¹⁴⁵, da sie – wie man wusste – mit liberal-demokratischen, antifeudalen, sozialreformerischen Ambitionen und der nationalen Einheitsbestrebung einhergegangen waren.¹⁴⁶ Damit drehte Feldpropst Ludwig August Bollert (1801–1861) sehr bald nach den Revolutionsjahren 1848–1849 im Liedgut der Militärgesangbücher das „Rad rückwärts“ und setzte Schwerpunkte, die unter dem Deckel der Repression von 1848 bis auf die spätmittelalterliche soldatische Standesethik und auf pietistische Ausdrucksformen regredierten. Andreas Wittenberg spricht hinsichtlich der „Neuen Auflage“ des Eylert’schen Gesangbuches, die auf Rückkehr zum Pietismus hinauslief und sich dem inzwischen in anderen Militärgesangbüchern eingeschlagenen Kurs der Militarisierung und des deutschen Einheitsgedankens verschloss, von einer „Gesangbuchrestauration“.¹⁴⁷

a) Unter dem Deckel der Repression: Ludwig August Bollerts restauratives „Kirchenbuch“ von 1850–1885

Die Ursachen dafür, warum in der Neuredaktion des Militärgesangbuchs das preußische „Kirchenbuch“ von 1850–1885 im Liedgut zur zivilen, pietistischen und obrigkeitsstabilisierenden Gemeindefrömmigkeit aus dem 16. und 17. Jahrhundert zurückkehrte, kein einziges Lied aus der Zeit der Freiheitskriege enthielt, das Liedgut entmilitarisierte und den nationalen Einheitsgedanken unterdrückte, liegen auf der Hand. Schon der 1822er Edition des preußischen Kirchenbuchs durch Eylert erschien in Anbetracht der Karlsbader Beschlüsse (1819)¹⁴⁸ die Freiheitslyrik verdächtig; vollends erwies sich nach 1848–1849¹⁴⁹ die Freiheitslyrik unvereinbar mit der legitimistischen preußischen Werteordnung. Die Vaterlandsvorstellung der Freiheitskriegslyrik, die mit ihrem Einheitsgedanken den territorialstaatlichen Partikularismus zu überwinden bestrebt war, lief den Konventionen der „Heiligen Allianz“, die schon 1818 bis zur „Pentarchie“¹⁵⁰ expandiert war und eine Serie von gewaltsamen Unterdrückungsmaßnahmen gegen bürgerlich-nationale Bewegungen im Gefolge gehabt hatte, zuwider und passte nicht in die politischen Rahmenbedingungen Europas.¹⁵¹ So ist es zu verstehen, dass sich die Bollert’sche Gesangbuchreform bis auf ganz wenige Ausnahmen nur auf rein zivile Gemeindelieder und Gebete des Pietismus stützte. Die Lieder 1–150 sind „Allgemeine Lob- und Dank-Lieder“ (Nr. 1–9), „Sonntagslieder“ (Nr. 10–16), „Festlieder“ zu den Feiertagen des Kirchenjahres (Nr. 17–66), „Vom christlichen Glauben und Leben“ (Nr. 67–127), „Für besondere Zustände“ (Nr. 128–150), worunter „Morgen- und Abendlieder“ (Nr. 128–134), Lieder „In Krankheit“ (Nr. 135–140) zu verstehen sind. Nur zum geringsten Anteil enthält die Bollert’sche Fassung Lieder „Im Kriege“ (Nr. 141–149). Außer den Nummern 141, 4 („Heeresfahne“) und 146, 5 klingt nur noch ein Lied vaterländisch und nationalistisch: das Lied „An des Königs [später „Kaisers“] Geburtstage“ (Nr. 150), das den Monarchen als Gesalbten und Werkzeug Gottes feiert.¹⁵² Auch der Gebetsteil¹⁵³ formuliert hauptsächlich zivile, unmilitärische Anliegen:

„Morgengebete“ (Nr. 1–2), „Abendgebete“ (Nr. 3–4), „Sonntagsgebet“ (Nr. 5), „Bußgebet“ (Nr. 6), „Beichte“ (Nr. 7), „Vor dem Abendmahle“ (Nr. 8–9), „Nach dem Abendmahle“ (Nr. 10), „Krankengebete“ statt Gebete von und für Verwundete (Nr. 11–17). Nur ein Viertel des Gebetsteils machen kriegsbezogene Gebete aus: „In Kriegszeiten“ (Nr. 18–19), „Vor einer Schlacht“ (Nr. 20–21), „Nach einem unglücklichen Treffen“ (Nr. 22), „Nach einer gewonnenen Schlacht“ (Nr. 23). Dem Gebetsteil werden mit eigener Paginierung (S. 1–148) „Die Psalmen Davids nach der Uebersetzung Dr. Martin Luthers“ angehängt.

Der Eindruck der pietistischen Entpolitisierung, der Entmilitarisierung, sowie der Entnationalisierung des Liedgutes im Sinne der Vermeidung des deutschen Einheitsgedankens und damit der *status quo*-Stabilisierung des vielstaatlichen Partikularismus verstärkt sich, wenn wir uns noch den Kriegslieder- und den Kriegsgebetsteil des 1850–1885er „Kirchenbuchs“ gesondert anschauen. Der *Kriegsliederteil* bringt in der mir vorliegenden, vor 1885 zu datierenden Neuauflage¹⁵⁴ neun Lieder: „Auf, auf mit frohem Lobgesang den Höchsten zu erheben!“ (Nr. 141), „Auf Dein Gebot, mein Gott, soll ich und will ich gehen“ (Nr. 142), „Herr, unser Gott, laß nicht zuschanden werden die, so in ihren Nöthen und Beschwerden“ (Nr. 143), „Ich heb’ mein’ Augen sehnlich auf und seh’ die Berge hoch hinauf“ (Nr. 144), „Ich zieh’ durch fremde Lande, ein Christ in meinem Stande“ (Nr. 145), „In uns’rer Kriegesnoth trau’n wir allein auf Gott“ (Nr. 146), „Sei mit mir, mein getreuer Gott! da wir zu Felde gehen“ (Nr. 147), „Verzage nicht, du Häuflein klein, obschon die Feinde Willens sein“ (Nr. 148), „Wenn wir in höchsten Nöthen sein und wissen weder aus noch ein“ (Nr. 149). Bei den Liedern Nr. 144 („Ich heb’ mein’ Augen sehnlich auf und seh’ die Berge hoch hinauf“ = Ps. 121) und Nr. 149 („Wenn wir in höchsten Nöthen sein und wissen weder aus noch ein“) ist ersichtlich, dass es sich um zu allen Notzeiten gesungene, allgemeine Bittlieder handelt, die nicht kriegsspezifisch sind. In den verbleibenden Liedern (Nr. 141–143, 145–148) beziehen sich nur vereinzelte Strophen direkt auf den Kriegseinsatz: Nr. 141, 3–6; Nr. 142, 4–5; Nr. 143, 5 (wenn der Ausdruck „das bedrängte kleine Häuflein“ tatsächlich die Analogie zum Lied „Verzage nicht, du Häuflein klein“ herstellen soll); Nr. 145, 1–3.5; Nr. 146, 5; Nr. 147, 1.4–5; Nr. 148, 2.4. Die übrigen Strophen dieser Lieder entsprechen wiederum nur allgemeinen Gebetsanliegen, die sowohl für Friedens- wie Kriegszeiten gelten konnten: Gottvertrauen, Bitte um Bewahrung vor Unfall und Gefahr, um Trost im Sterben, um Fürsprache Christi, um Sündenvergebung, um Friedenshoffnung.¹⁵⁵ Bei den Liedern Nr. 141 („Auf, auf, zum frohen Lobgesang den Höchsten zu erheben!“)¹⁵⁶, Nr. 142 („Auf Dein Gebot, mein Gott, soll ich und will ich gehen“)¹⁵⁷ und Nr. 145 („Ich zieh durch fremde Lande, ein Christ in meinem Stande“) fällt auf, dass man sie notdürftig zu Soldatenliedern umgestaltet hat.¹⁵⁸ So hat letzteres (Nr. 145) der Garnisonspfarrer Gottlieb Friedrich Ziehe 1878 aus Paul Flemmings Reiselied „Ich zieh in ferne Lande, zu nützen meinem Stande“ umgearbeitet.¹⁵⁹ Solche Umgestaltungen zum soldatischen Ständeslied kehrten zu den Inhalten der vorauflärerischen Söldner- und Landsknechtslieder des 16. und 17. Jahrhunderts zurück. In diesen Liedern wurde die Truppe zu Gottvertrauen und unhinterfragtem Gehorsam¹⁶⁰ gegenüber ihrer jeweiligen Obrigkeit ermahnt, weil sie den Krieg nach göttlichem Gebot verordnet führe. Aufgerufen wurde der Soldat auch zur *imitatio Christi* in Hingabe und Opferbereitschaft, zu christlich vorbildhaftem Verhalten gegenüber Wehrlosen, zu Mut und Bewährung beim soldatischem Tagewerk als göttlichem Strafinstrument. Als Beispiel

für diese inhaltliche Ausrichtung sei die Nr. 142 zitiert, die eine „soldatische“ Bearbeitung des Liedes von Johann Friedrich Tiede (1732–1795) „Dies ist mein heut'ger Weg“ (1772) darstellt:

„Auf Dein Gebot, mein Gott, soll ich und will ich gehen;
noch eh' ich war, hast Du mir diesen Tag ersehen.
Ich murre nicht, wird gleich mein Tagewerk mir schwer;
kein Seufzen und kein Schritt geschieht von ungefähr.

Ein Dir ergeb'nes Herz bleibt ruhig beim Getümmel,
durch Mühsal geht der Christ an Deiner Hand zum Himmel.
Mein Heiland ging für mich des Lebens schmalen Pfad,
kein Weg ist je so rauh, den er nicht selbst betrat.

Die Last, die mich jetzt drückt, wird mich nicht immer drücken;
Gott wird den müden Knecht am Ende auch erquicken.
Sind mir gleich Weg und Ziel und Gegend unbekannt,
den Frommen leitet Gott an seiner Vaterhand.

Zwar gehet vor uns her aus Schlünden Blitz und Feuer;
man flieht in Angst vor uns, wir scheinen Ungeheuer.
Wehrlose! Flieht uns nicht! Wir fürchten Gott wie ihr!
Wehrlosen sind wir Schutz, nur Kriegern trotzen wir.

Du strafst, o Gott, durch uns den, der Dein Recht verachtet
und uns in Frevelmuth zu untertreten trachtet.
Dein sei die Waffenmacht; kein Greuel sie entweih',
daß nicht unschuldig Blut zu Dir um Rache schrei'.

Hilf uns durch diesen Kampf hindurch zum Siege dringen
und richte uns're Weg', den Frieden zu erringen.
Wir ziehen Pilgern gleich, ob Feind und Wetter droh'n;
am Ziele winket uns von Dir die Ehrenkron'.¹⁶¹

Ein analoges Bild bieten die in dem „Kirchenbuch“ von 1850–1885 enthaltenen „*Kriegsgebete*“ (Nr. 18–23), die ebenso jeden Anklang an die Freiheitskriege und den nationalen Einheitsgedanken vermeiden und in pietistischer Manier die in der Aufklärung aufgekommenen kritischen Nachfragen zu Sinn und Notwendigkeit obrigkeitlich verordneter Kriegshandlungen durch den Appell an rückhaltloses Gottvertrauen neutralisieren. Die Bollert'sche Gesangbuchreform bedient sich hierfür einer Vielzahl von eingestreuten Sprüchen aus dem Alten (vor allem Psalmenverse) und Neuen Testament. Als „Kriegsgebete“ machen sie den Eindruck, als habe man in ihren ursprünglich kriegsfernen Text sekundär kriegsrelevante Einschübe gemacht. An den Kriegszusammenhang erinnern nur wenige Sätze: „Siehe! Ich bin in fremden Landen und ziehe mit dem Kriegsheer unter Deinem Geleite“ im Gebet Nr. 19 (In Kriegszeiten“); „Wenn sich schon ein Heer wider mich legt, so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht; wenn sich Krieg wider mich erhebt, so verlasse

ich mich auf ihn“ (Ps. 27, 3) im Gebet Nr. 20 („Vor einer Schlacht“); „Ob tausend fallen zu meiner Rechten, und zehntausend zu meiner Linken, so fürchte ich doch kein Unglück“ (Ps. 91, 7) im Gebet Nr. 21 („Vor einer Schlacht“); „Wie sind die Helden gefallen im Streit und die Kämpfer umgekommen ohne Erbarmen“ (2. Sam. 1, 19) und „Mann und Rosse werden zum Schlachttag bereitet, aber der Sieg kommt von Dir“ (Spr. 21, 31) im Gebet Nr. 22 („Nach einem unglücklichen Treffen“); „Zu unserer Rechten und zu unserer Linken sind sie gefallen [...]. Viele der Unsern haben mit ihrem Leben und Blut den Sieg erkaufte, und bedecken mit den gefallenen Feinden den Wahlplatz. [...] Den verwundeten Brüdern sei Arzt und Tröster“ im Gebet Nr. 23 („Nach einer gewonnenen Schlacht“).¹⁶² Die z. T. sehr langen „Krankengebete“ Nr. 11–17 sprechen hingegen überhaupt nicht vom Krieg und von Verwundungen und sind ebenso aus vielen Psalmenziten und Sprüchen des Alten und Neuen Testaments zusammengesetzt.¹⁶³

Aus diesem allen ergibt sich, dass das Bollert'sche Kirchenbuch ganz offensichtlich nicht nur für den militärischen Gottesdienstgebrauch konzipiert gewesen ist, sondern zunächst auch als ziviles Gesang- und Gebetbuch angelegt wurde. Es diente als „ideales Vehikel, um emanzipatorisches, soziales und demokratisches Gedankengut zu bekämpfen.“¹⁶⁴ Seine Aufgabe war, in den Kirchengemeinden Preußens als Übergangsgesangbuch zu fungieren, bis sich die politisch restaurative Tendenz nach 1848/1849 auch in den Zivilgesangbüchern durchgesetzt hatte, weswegen es auch in jährlichen Neuauflagen verbreitet wurde.¹⁶⁵ Wie man sich denken kann, sahen in dieser Hinsicht auch die Militärliederbücher der anderen deutschen Staaten nicht viel anders aus.¹⁶⁶

b) Vom Bollert'schen „Kirchenbuch“ zum „Militär“/„Militär“-Gesangbuch und zu den Evangelischen Militärgesangbüchern bis 1918

Als dann die preußischen und übrigen deutschen Truppen gegen Napoleon III. in den Siebziger Krieg zogen, stellte sich freilich heraus, dass diese kein Gesangbuch zur Hand hatten, das auch nur ein einziges der damaligen Freiheitslieder gegen Napoleon I. enthielt. Mithilfe der im Siebziger Krieg gehaltenen Predigten lässt sich erschließen, welche Gesangbuchlieder bei Feldgottesdiensten gesungen wurden: es waren oftmals genau diejenigen, die sowohl im Bollert'schen Gesangbuch als auch in den Gemeindeliederbüchern standen.¹⁶⁷ Da es aber kaum einen Pfarrer gab, der 1870/1871 in seinen Predigten nicht den Geist von 1813 beschworen hätte,¹⁶⁸ sollten nun auch wieder Lieder der Freiheitskriege angestimmt werden können. Es spricht viel dafür, dass man sich wegen fehlender Textausgaben damit behelf, dass die jeweiligen Strophen von den Pastoren vorgesagt wurden – so wie man das auch schon im 17. Jahrhundert praktiziert hatte.¹⁶⁹ In der Weise wird es 1870 etwa der Archidiakonus am Dom zu Lübeck, Friedrich Luger (1813–1890), gehandhabt haben, nachdem er in seiner Predigt über Ps. 20, 6 aus Theodor Körners Lied zur feierlichen Einsegnung der preußischen Freikorps zitiert hatte:

„Wie es war in den Tagen unserer Väter, da der jugendliche, früh im Kampfe für die Freiheit seines Volkes vollendete Sänger unserer vaterländischen Lieder [= Theodor Körner] den Anderen voransingen durfte: ‚Drum retten wir das Vaterland, so that's der Herr durch

unsre Hand, dem Herrn allein die Ehre“, so soll er [= der Herr] auch heute und alle Zeit unter uns sein, meine Theuern!¹⁶¹⁷⁰

Genauso wird Luger auch am Sonntag Reminiscere, am 5. März 1871 (nach Bekanntwerden der Genehmigung des Präliminarfriedens durch die französische Nationalversammlung zu Bordeaux) nicht darauf verzichtet haben, das in seiner Predigt über Jes. Sir. 50, 24 erwähnte „Bundeslied“ Ernst Moritz Arndts anzustimmen:

„Aber vergesst *des* Dankes nicht, welchen ihr dem schuldig seid, dem doch wie der erste so der letzte Dank gebührt, heute, wie einst, da der edle vaterländische Dichter [= Ernst Moritz Arndt] sang: ‚Wem soll der erste Dank erschallen? / Dem Gott, der groß und wunderbar / Aus langer Schande, Macht uns Allen / In Flammen aufgegangen war, / Der unsrer Feinde Trotz zerblitzt / Der unsre Kraft uns schön erneut, / Und auf den Sternen waltend sitzt / Von Ewigkeit zu Ewigkeit.‘“¹⁷¹

Um den Anschluss an die Freiheitskriege im Liedgut herzustellen, zitierte auch Heinrich Köstlin, „königl. württemb. ev. Feldprediger“ in seiner Gedächtnisrede über 1. Kor. 15, 55.57, die er zu Ehren der „in den Kämpfen vor Paris (30. Nov.–4. Dec. 1870) gefallenen deutschen Krieger“ hielt, einige Zeilen aus Körners „Bundeslied vor der Schlacht“, worauf vermutlich auch das ganze Lied gesungen wurde:

„Alle Lippen, die für uns beten, / Alle die Herzen, die wir zertreten, / Tröste und schütze sie, ewiger Gott!“¹⁷²

1885 wurde dann eine Neufassung des Bollert'schen „Kirchenbuches“ erstellt, die als „Evangelisches *Militär*= Gesang= und Gebetbuch“ von 1885 bis 1906 gültig war – und zwar als erstes einheitliches Militärgesangbuch für alle Streitkräfte des deutschen Reiches.¹⁷³ In diese revidierte Auflage ging eine kleinere Anzahl der 1822 und 1850 noch verpönt gewesenen Dichtungen der Freiheitskriege unter der Rubrik „Geistliche Volkslieder“ ein: das „Vater, ich rufe Dich!“ (1813) Theodor Körners (Nr. 9), das „Erhebt euch von der Erde“ (1813) Max von Schenkendorfs (Nr. 10), das „Wer ist ein Mann? Wer beten kann!“ (1813) von Ernst Moritz Arndt (Nr. 11) und das „Ich hab' mich ergeben / Mit Herz und mit Hand“ (1820) Hans Ferdinand Maßmanns (Nr. 14). Das übrige Corpus blieb fast unverändert.¹⁷⁴ An dieser Ordnung hielt man auch in der „Neuen Ausgabe“ des Evangelischen *Militär*= Gesang= und Gebetbuchs von 1906¹⁷⁵ fest. Der ausformulierte Gebetsteil wurde gekürzt (insbesondere die Krankengebete) und leicht umformuliert; dafür kamen neue Psalmentexte hinzu. Das Feldgesangbuch von 1897/1914¹⁷⁶ stellte eine für die Brusttasche stark gekürzte Fassung dar. Die Auswahl gerade dieser wenigen Lieder aus den Freiheitskriegen erklärt sich durch ihre inhaltliche Passformigkeit in den noch von Bollert gesetzten Rahmen; sie vermieden Aussagen von „Aggressivität und Militanz“ und beschränkten sich auf allgemein-christliche Maximen wie „Hingabe an Gott und des Vertrauens auf ihn, die Ergebung in seinen Willen, die Gewissheit der Sündenvergebung und des ewigen Lebens sowie des Trostes in Angst und Todesnot.“¹⁷⁷ Das einheitliche Militärgesangbuch als solches sollte auch jetzt noch den für den zivilen Gemeindegebrauch geeigneten Charakter

seines Vorläufers bewahren. Von den insgesamt 155 Liedern des Evangelischen Militär=Gesang= und Gebetbuchs (Neuausgabe von 1906¹⁷⁸) fanden sich auf diese Weise 153 Lieder auch im Evangelischen Gesangbuch für Rheinland und Westfalen.¹⁷⁹ Die deutschen Militärgesangbücher, die 1914 mit ins Feld genommen wurden, lassen sich daher mit Fug und Recht als unmilitaristisch und wenig kriegstheologisch bezeichnen.

c) 1914: Die Anfänge eines „Vaterländischen Gesangbuchs“ als Antwort auf die Bollert'sche Gesangbuchtradition in den Militärgesangbüchern

Das eigentlich „zivile“ Militärgesangbuch Bollert'scher Prägung stieß 1914 auf eine völlig gewandelte Interessenlage. Angesichts der Härte und Erbitterung des Krieges gleich in den ersten Wochen, des Mehrfrontenkrieges, des festgefahrenen Stellungskrieges an der Westfront, der Gräuelpromaganda, des abebbenden Enthusiasmus, der Gefallenenlisten, der Vielzahl von Schwerverwundeten, andererseits der nationalen Erinnerungen an die Freiheitskriege, der darwinistischen Überlegenheitsgefühle infolge der sich noch immer wieder einstellenden Siege, der idealistischen Aprioris deutscher Welterlösungsbeauftragung, erschien das Gesangbuch sowohl für die Bedürfnisse an der Front wie in der Heimat überholt. Daher wurde immer häufiger die Klage laut, dass der überkommene kirchliche Schatz an Liedern und Liturgien nicht ausreiche, ja Front wie Heimatgemeinde im Stich lasse, so dass es notwendig sei, wegen der – so wörtlich – „Armut unsrer Gesangbücher für patriotische Feiern“ ein „neues deutsches kirchliches vaterländisches Gesangbuch“, zumindest einen Anhang zum offiziellen Gesangbuch, zu schaffen, der auch Lieder wie „unser Deutschland, Deutschland über alles“ und „Heil Dir im Siegerkranz“ enthalten sollte.¹⁸⁰ Dem kamen die landesfürstlichen Kirchenregierungen nur zögernd und mit geringen Ergänzungen nach (erst in den 1920er Jahren begann das Nationale in den kirchenamtlichen Gemeindegeseangbüchern überhaupt eine bemerkbare Rolle zu spielen¹⁸¹). „Inoffiziell“ / „halboffiziell“ von den Kirchenleitungen geduldet, erschienen aber schon gegen Ende 1914 und dann 1915 vermehrt als Anhänge zum Gesangbuch verschiedene Liederhefte mit einer kleinen Anzahl vaterländischer Choräle (z. B. „Niederländisches Dankgebet“, Geibels „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, usw.) und patriotischen Volksliedern. Was letzteres betrifft, so notierte Pfarrer Schlunck in seinem Brief vom 9. August 1915, dass er in einem Soldatenheim in Beverloo bei einer Abendandacht auch das Andreas-Hofer Lied „Zu Mantua in Banden“ gehört habe; auf seine Nachfrage hin, habe man ihm geantwortet: „Ja, sie hätten jetzt beschlossen, auch patriotische Lieder bei den Andachten zu singen.“¹⁸² An „halboffiziellen“ Sammlungen sind hier etwa kleinere Hefte zu nennen wie: „Lieder für die Kriegezeit“ (Weimar, 27 Lieder), „Lieder für die Kriegezeit“ (Sachsen-Coburg, 26 Lieder; s. u. Abb. 31), „Kirchenlieder für die Kriegezeit“ (Berlin, 18 Lieder), „Vaterländische Choräle“ (Eupen, 7 Choräle), „Kriegslieder zum Gebrauch für Gemeindegottesdienst, Betstunde und Versammlungen“ (Potsdam, 24 Lieder), „Neue Kriege= und Friedens=Kirchenlieder, aus der Not der Zeit geboren“ (Märk.-Friedland), „Zwölf neue Kriegslieder für Gottesdienste und Andachten in der Kriegezeit“ (Frankfurt).¹⁸³ An Feier- oder Gedenktage angelehnt wurden auch spontan neue Lieder als Ergänzung zu den Gesangbüchern auch auf Einzelblättern (z. B. zum Totensonntag

1915, usw.) herausgegeben, was des Öfteren auch den ungewohnten Vortrag von Sologesängen im Gottesdienst nötig machte.¹⁸⁴



Abbildung 31: S. 1 des Lied-Anhangs „Lieder für die Kriegszeit“ zum Sächsisch-Coburg'schen Gesangbuch, Verlag Julius Völker, Scheuerfeld, S.-C., 1914, mit dem Alt-Niederländischen Dankgebet.

Die Anhänge zum offiziellen Weimarschen (W) und Sächsisch-Coburg'schen (SC) Gesangbuch, an dem auch Karl Arper selbst mitarbeitete¹⁸⁵, schritten in vaterländischer Hinsicht am weitgehendsten fort, indem sie auch Freiheitslieder – gesungene „Väterstimmen“ – wie „Ich hab mich ergeben“ (W), „Treue Liebe bis zum Grabe“ (W), ferner das Lied „Morgenrot, Morgenrot“ (W), „Wir treten zum Beten“ (W), „Frisch auf, ihr deutschen Scharen“ (SC), „Durch, Brüder, durch!“ (SC), „Gott, du bist meine Zuversicht“ (SC),

„Auf! danket Gott und betet an“ (SC), „Wer ist ein Mann?“ (SC) usw. einreichten – Lieder, die sich bislang eher nur in Soldaten- und allgemeinen Kriegsliederheften befunden hatten. Diese wiederum nahmen in ihre Kompendien neben Marsch-, Wander- und Wachtfeuerliedern, Kriegsliederdichtungen, die aus der Zeit der Reformation, der Religions-, Staats-¹⁸⁶ und Freiheitskriege stammten und schon damals bewusst nach den populären Weisen der kirchlichen Gesangbücher getextet worden waren¹⁸⁷, auch eine kleinere Zahl von bekannten Gemeindegesangbuchliedern auf wie „Ein feste Burg“, „Nun danket alle Gott“, „Großer Gott, wir loben dich!“ Mit all’ diesen Liedern sollten der Geist und der militärische Erfolg vor allem der Freiheitskriege beschworen werden, wie das z. B. mit dem folgenden „Gebet 1815“ von Gottlob Ferdinand Maximilian von Schenkendorf (1783–1817) „Du läßt dich wieder sehen“¹⁸⁸ der Fall ist, das auch im Kriegsgottesdienstentwurf und Gebetsliederteil der Arper-Zillessen’schen Kriegsagende nicht fehlen durfte.¹⁸⁹ Dieses Lied entstand während der „einhundert Tage“ zwischen der Rückkehr Napoleons I. von Elba nach Frankreich (1. März 1815) und dem endgültigen Sieg der Allianz bei Waterloo (18. Juni 1815).¹⁹⁰ Die zweite Strophe fleht zu Gott, den 1813 in der Völkerschlacht bei Leipzig errungenen Sieg Deutschland erneut zu verleihen, eine Bitte, die auch für die 1914 begonnene „Völkerschlacht“ zweckmäßig erschien:

„O Herr, wir sinken nieder
Vor deiner Herrlichkeit,
Noch einmal sende wieder
Die letzte Gnadenzeit.“

Für dieses Lied boten sich auch gleich mehrere gängige kirchliche Gesangbuchweisen an: die Melodien von „Befehl du deine Wege“¹⁹¹, „Ich weiß woran ich glaube“¹⁹², „Oh Haupt voll Blut und Wunden!“¹⁹³, „Es kennt der Herr die Seinen“¹⁹⁴, „O König aller Ehren“.¹⁹⁵ Daneben enthielten diese Kriegesliederhefte aber auch stets einige der „offiziellen“ Kirchenlieder (wie „Ein feste Burg ist unser Gott“¹⁹⁶, „Großer Gott, wir loben dich!“, „Nun danket alle Gott“). Die Kriegsagende von Arper und Zillessen entsprach mit ihren vaterländischen Liedvorschlägen somit durchaus dem Wunsch eines patriotischen Anhangs an das offizielle Gemeindegesangbuch als erstem Schritt einer „vaterländischen Gesangbuchreform“.¹⁹⁷

Als dann zum Jahresschluss 1914 durch den festgefahrenen Stellungskrieg im Westen und den Bündniswechsel Italiens im Mai 1915 die anfängliche Siegesgewissheit dahinschwand und die Existenzbedrohung Deutschlands von Monat zu Monat deutlicher wurde, empfand man in nationalkonservativen, kriegsaffinen kirchlichen Kreisen immer dringlicher die Notwendigkeit mentaler Nachrüstung in Liturgie und Gesangbuch mit stärksten Mitteln: mit endzeitvisionärem Gedankengut von Apokalyptik, Darwinismus und deutscher Welterlösungssendung. So kam es zu einer inoffiziellen „vaterländischen Gesangbuchreform“. Eine Flut von in die Gemeindegesangbücher formatgerecht einzulegender Ergänzungen, von Einzeldrucken mit singbaren Neudichtungen, Motetten, Gebetstexten etc. setzte ein. Eine „Kommission für das kaiserliche Volksliederbuch“ gab ein „Kriegsliederbuch für das deutsche Heer von 1914“ heraus, dessen chauvinistische Tendenz von fast jeder Seite abzulesen ist.¹⁹⁸ Den Höhepunkt dieser Entwicklung stellte

dann die von Arper und Zillessen redigierte dreibändige Kriagsagende dar, deren „Liedteil“ alter und neuer Lieder („Gebets-Lieder“, „Zeitlieder“) im dritten Band besonders hervorsticht.¹⁹⁹ Auch den Mangel an kriegsbezogenen Gebeten in den Militärgesangbüchern versuchten Arper und Zillessen mit einer Fülle von drastischen kriegstheologischen Neuformulierungen zu beheben.²⁰⁰

IX – Die politische Unterjochung des Pfarrerwortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Dritter Teil: Kriegshomiletik – Beispiele aus Potsdam und dem Großen Hauptquartier

Nach unseren Untersuchungen zum Eindringen der Kriegstheologie in die hochkirchlich-liturgische Selbstinszenierung der Kirche, in die Religionspädagogik und in den Gemeindegesang wenden wir uns nun den kriegsaffinen Veränderungen in der Homiletik zu. Wir betreten die Predigtstätte Krummachers, einen roten Ziegelbau auf der Großen Weinmeisterstraße 49 in Potsdam¹ und schauen uns, bevor der Gottesdienst beginnt und Krummacher für eine seiner Predigten im Krieg die Kanzel betritt, die Fensterkulisse an, vor welcher er predigt. In dem Bleirutennetz der bunten Glasfenster erblicken wir zunächst nur Engel, Propheten, Apostel und Heilige, rote und blaue Gewänder und mittelalterliche Säulen, doch weist uns der Archivar der Kirchengemeinde auf die besondere Bilderpredigt dieser Kirchenfenster hin, die seit dem 16. Jahrhundert vor allem bei den oberen Ständen Europas nicht unüblich war, nämlich sich in Bildern als Heilige verewigen zu lassen.² Die Potsdamer Kirchenfenster, die noch heute zu besichtigen sind, zeigen uns in den Gesichtern der Heiligen die abkonterfeiten Köpfe des kaiserlichen Paares, ihrer Familie und einiger ihrer höchsten Potsdamer Hofchargen.³ Diese Kanonisierung als Heilige auf den Bleiglasscheiben geschah aufgrund von Verdiensten, mit welchen die kaiserliche Familie und hohe Beamte des Hofes die Evangelische Pfingstgemeinde und ihre Sozialprojekte (Pfingsthaus, Rettungsanstalt) bedacht hatten. Die Kirchenfenster sind somit dem Genre der Stifterbilder zuzuordnen und entstanden zwischen 1894–1900. Auch Ellen Richter muss diese spezielle Heiligsprechung wahrgenommen haben. Wilhelm II. ist als „Heiliger Georg“ (280–303) portraitiert. Kaiserin Auguste Viktoria bringt ihre drei ältesten Söhne Wilhelm, Eitel Friedrich und Adalbert zu Jesus in der Szene der Kindersegnung (Matth. 19, 13–15 Parr.); sie ist auch als die Heilige Hedwig von Schlesien (oder Polen) (1174–1243) kostümiert. Die Schwester der Kaiserin, Prinzessin Louise Sophie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg hat man als Heilige Elisabeth von Thüringen (1207–1231) dargestellt. Ernst Freiherr von Mirbach, Oberhofmeister der Kaiserin, wurde wie Kaiserin Auguste-Viktoria gleich zwei Mal auf den Kirchenfenstern abgebildet: als Jünger Jesu und als Heiliger Martin von Tours (316/317–397). Gabriele (1873–1875), die frühverstorbene Tochter des Ehepaars Mirbach erscheint als Engel. Gräfin Gabriele von Geldern-Egmont, geb. Freiin von Mirbach, figuriert als Heilige Monika von Tagaste (geb. 332). Hofprediger Albrecht Wilhelm Heym (1808–1878) tritt als Heiliger Augustinus von Hippo (354–430) auf. Man würde diese Bilderpredigt heute als eher harmlos und lässliche Autoapotheose belächeln, wenn sich nicht doch in der Darstellung der Kreuztragung, die traditionell – wie bei Hieronymus Bosch⁴ – auch Aspekte von Hohn, Hass und Grausamkeit enthielt, unter den Henkersknechten, die dem kreuztragenden Jesus folgen, auch der Kopf August Bebel (1840–1913) erkennen ließe. Bebel, Vorsitzender der SPD und Reichstagsabgeordneter, war seit 1866 für die Trennung von Kirche und Staat eingetreten.⁵ Der Heiligsprechung der höchsten Hofränge Potsdams entsprach die

öffentliche Verdammung eines der herausragendsten SPD-Politiker als Christusmörder. Der politischen Unterjochung der Verkündigungssprache korrelierte die politische Unterjochung der Kirchenkunst. Dieses Regelwerk fungierte im Kirchenraum als stummer Wächter darüber, was den Predigern, auch Theodor Krummacher, von den Lippen floss.

1) Ungebrochene Siegeszuversicht im Krisenjahr – Theodor Krummachers Kriegspredigten vom Mai und Juli 1916

Von Theodor Krummacher sind zwei, in der Forschung bislang unberücksichtigt gebliebene Kriegspredigten erhalten.⁶ Zu der ersten, 1916 im Druck erschienenen Predigt „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat“⁷ erschien sogar eine lobende Kurzrezension von Wilhelm Treblin in der „Evangelischen Freiheit“:

„Kr. [= Krummacher“] berichtet in dieser Predigt über seine Reise an die Front und weiß viel Erfreuliches von den Tapferen da draußen zu erzählen. Ganz prächtig versteht er aber auch[,] den Klageweibern und Kopfhängern daheim den Kopf zu waschen. Auch das wirklich Religiöse kommt darüber nicht zu kurz.“⁸

Die beiden Predigten, die Krummacher unmittelbar nach seinen Frontreisen 1916⁹ hielt, zeigen gegenüber den Protokollen seines Konfirmandenunterrichts aus dem ersten Kriegsjahr eine ideologische Radikalisierung, zu der er sich als Patriot wohl angesichts der militärischen Krisenlage der Zentralmächte 1916¹⁰ und der spürbar nachlassenden Kriegseuphorie an der „Heimatfront“ verpflichtet gefühlt hat. Krummacher scheint sich hier dem nationalkirchlichen „*mainstream*“ gefügt zu haben¹¹, den Günter Jacob 1938 im Rückblick auf die Kriegshomiletik und Kriegsliturgik von 1914–1918 „*schauerliche kirchliche Pseudoprophete*“ genannt hat.¹²

Vor allem die hermeneutische Technik der Äquivokation, der manipulativen Wortassoziation und Wortbrückenbildung durch Sinneinebnung bei sachverschiedenen Homonymen, die wir in Koehlers Schwertsegen und in der Arper-Zillesen'schen Kriegssagende beobachtet haben, mithin die Ausstaffierung der politischen Rede mit biblischen Bildern von Kampf und Sieg, deren Spiritualität äquivokativ missbraucht wurde, hatte sich inzwischen – auch bei Krummacher – als grundlegendes Prinzip der protestantischen *Kriegshomiletik* eingenistet. Nur einzelne Prediger wie etwa Christoph Blumhardt d.J. erklärten sich, soweit man das anhand der gedruckten Weltkriegspredigten zur „geistlichen Waffenrüstung“ (Röm. 13, 11 ff oder Eph. 6, 10 ff) verfolgen kann, ausdrücklich gegen diese Methode:

„Wie sich die Welt rüstet zu Krieg und Kriegsgeschrei und wie alle Welt sich heute mit Waffen rüstet und meint, mit Waffen allein könne man etwas Gutes erlangen, so muß auch das Volk Gottes Waffen anlegen, aber nicht Waffen der Finsternis, nicht Waffen des Todes, [... sondern] wir verlassen uns auf den Herrn, unsern Gott und legen die Waffen des Lichts an.“¹³

Die Predigtpraxis Krummachers dagegen – von seinen Kriegspredigten liegen im Druck leider nur seine beiden vom Mai und Juli 1916 vor – gibt zu erkennen, dass er sich nicht

allein von den inhaltlichen Maximen der protestantischen Kriegstheologie hat verführen lassen, sondern auch vom „alten, bösen Erbe“ ihrer Hermeneutik übernahm, mehr und Gesteigerteres zu sagen, als man verantworten konnte.

Jeweils im ersten Teil überbringt Krummacher zunächst Grüße von der Front. Er schildert in diesen Einleitungsabschnitten die unverändert siegesgewisse Hochstimmung des Oberkommandos – im Gegensatz übrigens zu den Erinnerungen Hindenburgs an 1916¹⁴ und den Kriegsbriefen Alfred Tirpitz' aus dem Großen Hauptquartier noch zur Zeit der überragenden Anfangserfolge (1914–1915).¹⁵ Krummacher behauptet, ungebrochene Siegeszuversicht herrsche auch unter allen, sogar den schwerstverwundeten Frontsoldaten vor: „Gerade je näher man der vordersten Front und der Schützenlinie des Feindes kommt“, „je ernster die Lage“ wird, „um so erhebender“, „um so furchtloser und kraftvoller [ist] die Stimmung“, so „[...] als ob sie ihr ganzes Leben dort [= an der Front] bleiben wollten.“¹⁶ Krummacher zitiert einige Aussagen der Frontsoldaten wie z. B. „S' ist ja hier wie in einer Sommerfrische“,¹⁷ „Ob's Eisen regnet, Feuer speit: – / S' immer eine lust'ge Zeit / In unserm Schützengraben“, dichtete auch aus sicherer Frontferne „Bruder Willram“.¹⁸ – Im Hauptteil seiner beiden Predigten legt Krummacher dann die jeweiligen Predigttexte (1. Kor. 15, 57–58 und 2. Tim. 1, 7) als Weissagungen der militärischen Erfolgsserie bis 1916 aus: und zwar direkt als auch für die deutschen Truppen ergangene Prophezeiungen, deren schrittweise Erfüllung für alle Welt sichtbar vor Augen stehe. Obwohl die Chronik der Pfingstkirchen-Gemeinde für 1916 ausdrücklich festhielt, daß „die Opferfreudigkeit der Gemeinde [...] trotz des Krieges von Jahr zu Jahr größer geworden ist“¹⁹, kontrastiert Krummacher dennoch den kämpferischen Enthusiasmus in den Schützengräben mit dem „Sorgengeist“, dem „Kleinglauben und der Verzagtheit“ der „Klageweiber und Kopfhänger“ in der Heimat, die er dann zur „ernsten Selbstprüfung“ aufruft. Krummacher rekurriert hier auf das schon bei Luther belegte²⁰ „Kopfhänger-Motiv“, das 1914–1918 auch in vielen anderen Kriegspredigten²¹, in der Feldpostliteratur²² und im Kriegslieder- gut in z. T. aggressiven Formulierungen immer wieder verwendet wurde:

„Wer darf da im pochenden Herzen verzagen,
Verdammt sei das Nörgeln und Winseln und Klagen,
Zu jeglichem Opfer sei jeder bereit,
Denn groß ist die Zeit!

Den Kopf hoch voll Mut für die heilige Sache,
Den Friedensstörern die blutigste Rache,
Und dem, der feig von Gefahren jetzt spricht,
Die Faust vors Gesicht!“²³

Die Schlusspassagen der Predigten kehren jeweils zur Siegeszuversicht zurück.

Im Einzelnen: In hermeneutischer wie theologischer Hinsicht weisen die Krummacher'schen Kriegspredigten durchaus Parallelen zu der sonst üblichen Kriegshomiletik auf, die mit transzendental bestimmten, in die politische Sprache überführten Wortornamenten die Schuld und furchtbare Wahrheit des Krieges übermalte. Hermeneutisch besteht die Parallelität darin, dass nicht mehr die eigentliche Aussage des Perikopen-

textes die Predigt bestimmt, sondern dass diejenigen Textelemente aus dem Arsenal von Bibelsprüchen oder Gesangbuchversen aufgegriffen werden, die zum Gegenwartsgeschehen – wie Heeresdienst, Kriegslage, Kriegserleben, Sieg und vaterländischem Heldentod – irgendeine assoziative Äquivokation oder Anspielung bieten und damit die „entscheidende Formel“ liefern, mit welcher die religiöse Relevanz des augenblicklichen Kriegsgeschehens dargelegt werden kann. Wie in den Kriegspredigten Dryanders, die zur geistlichen Mobilmachung „den Text oft nur zur Gabe des ‚Stichworts‘ nutzten“²⁴, wurde wie in der von Karl Arper und Alfred Zillesen redigierten Kriegsagende nun auch bei Krummacher die „Textur“ des Krieges zur eigentlichen Verkündigerin. Die aktuellen Kriegereignisse dienten als „Schlüssel“ für ein neues Verstehen, so als kämen die biblischen Grundwahrheiten erst jetzt, nachdem man sie als aktuell-politische Wahrheit erkannt hatte, in ihrer vollen und eigentlichen Gültigkeit zum Tragen. Im Verfolg solcher Hermeneutik „eigenmächtiger“, vom biblischen Heilsgeschehen abgelöster, den Dialog mit der Schrift verweigernder „Heilszusagen“²⁵ überträgt Krummacher die spirituellen Begrifflichkeiten der Paulusworte – 1. Kor. 15, 57–58: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum“ und 2. Tim. 1, 7: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht“ – in gewaltsamen äquivokativen Stichwort-Gleichsetzungen direkt auf die Waffensiege und den Kampfgeist an der Front. Die Wörter „το νικος“ / „Sieg“ und „διδοντι“ (das schon bei Luther mit der deutschen Perfektform „gegeben *hat*“ übersetzt wird²⁶) werden von Krummacher unmittelbar auf die Siege bei Tannenberg (August 1914), an den Masurischen Seen (September 1914) und am Narocz-See (Weißrussland, März 1916) bezogen und damit transzendental wie immanent evidenziert.²⁷ Durch die Beseitigung der spirituellen Sachebene des paulinischen Textes erscheinen sie als militärische Manifestationen des aus der Transzendenz in die Immanenz hereingebrochenen „größten Sieg[es], der je gewonnen ward“, des „österlichen Sieg[es] Christi über den Tod“.²⁸ Demselben Verfahren ebenbürtig erscheint Hindenburg in der Predigt Krummachers – wie ein Kyros (Jes. 44, 24 ff; 45, 1 ff) oder ein Gustav II. Adolf – als „Geschenk“ Gottes und als ein „unter dem Segen Gottes“ stehendes „Werkzeug in Gottes Hand“.²⁹ In diesem Sinn dichtete 1917 auch Artur Dinter (1876–1948), 1927 Gründer der Deutschen Volkskirche e. V., 1934 Autor des Buches „Die Volkskirche als Dienerin des nationalsozialistischen Volksstaates“:

„Zum Herrgott und Hindenburg wollen wir flehen,
Daß wir bleiben in Flandern stehen!
Daß wir nimmermehr weichen vom Meer,
Unsrer schimmernden Zukunftwehr!

Zum Herrgott und Hindenburg wollen wir rufen,
Daß wir behalten die ehernen Stufen,
Die sie uns schlugen ins Lothringer Land:
Für Erz und Kohlen ein Unterpand!

Wozu habt ihr beide denn Kurland genommen?
Bei euch heißt ‚gewonnen‘ doch nicht ‚zerronnen‘?

Da lachte der Herrgott und Hindenburg:
Beruhigt euch nur, wir kommen schon durch!³⁰

Von der eigentlichen Bedeutung des Sieges Christi über Tod und Gesetz ist in solch' äquivokativen Wortverschiebungen vom Spirituellen, Transzendentalen ins immanent Aktuell-Politische nicht mehr die Rede.³¹ Auch Dinge, die von Paulus nicht als Ausdruck der von ihm gemeinten Glaubensstärke und unerschrockenen Zeugnisgabe von Christus gewertet würden, erscheinen jetzt als „Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht“: Tapferkeit und „Heldenmut unserer Truppen“, die „furchtlos fröhliche Stimmung“ in den „prachtvoll angelegten Schützengraben“ und den „behaglich und gemütvoll“ ausgestatteten Unterkünften³², die „prachtvolle, herzugewinnende Art“ des Kronprinzen bei Verdun³³ (nach einigen Berichten winkte er weit hinter der Front den an ihm vorbeimarschierenden Soldaten mit seinem Tennistracket zu³⁴). Genauso den paulinischen Textsinn verwässernd verhält es sich, wenn Krummacher der Zeugnisgabe von Christus gleichstellt, dass im Zuge der deutschen Besetzung Belgiens ein beinamputierter „junger [deutscher] Universitätslehrer“ die „herrlichen Kunstschatze Belgiens“ in „sorgfältige[r] Ausgrabung einer alten Merovingerpfalz“ birgt³⁵, und dass 1914 in Frankreich und Belgien 12.000 neue Arbeitsplätze geschaffen und dadurch Not und Unzucht bekämpft wurden.³⁶ Krummacher nennt freilich auch die „heilige Liebe“ ehrender Kriegsgräberpflege, die ebenso den Gegnern zugutekommt³⁷, die „*inter arma caritas*“ des Roten Kreuzes und nicht zuletzt die sittlich einwandfreie „militärische Zucht [...] unserer Feldgrauen“.³⁸ Krummacher, der noch zwei Jahre zuvor im Konfirmandenunterricht auf der strikten Einhaltung der Ethik Jesu geachtet hatte³⁹, lässt jetzt außer Betracht, dass der nun beschworene „Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht“ erst gar nicht die Invasion nach Belgien, Deportationen und die Brutalität mehrerer Massaker an belgischen Zivilisten⁴⁰ zugelassen hätte. Die nachklappenden, das Unrecht beschönigenden Maßnahmen können daher auch schwerlich beanspruchen, wahrer Ausdruck der Zeugnisgabe von Christus zu sein.

Der kriegstheologische Ansatz beider Predigten kommt neben der äquivokativen ein-zu-eins-Gleichsetzung auch durch die Schwarz-Weiß-Gegenüberstellung zur Geltung. Krummacher fordert seine Predigthörer auf, die „bösen Geister des Kleinmuts und der Kleinlichkeit“ im Hinterland in die Zucht der „heiligen Vaterlandspflicht“ zu nehmen und sich wie die heldenhaften Soldaten an der Front „von dem heiligen Geist unserer Zeit“⁴¹ durchdringen zu lassen. Das Feuilleton der Deutschen Tageszeitung kreierte – offenbar schon 1914⁴² – die „in keine andere Sprache der Welt übersetzbare“ Bezeichnung „*Friedenshetzer*“.⁴³ Solche Schwarz-Weiß-Malerei beherrschte auch viele Kriegsgedichte wie das folgende von Dietrich Vorwerk, das in fast jeder Doppelzeile von diesem Stil geprägt ist:

„Ein Hochverräter, wer in dieser Zeit
Die deutschen Herzen stimmt zu Furcht und Leid,
Wer zagen Zweifel in die Seele trägt
Und nicht des Sieges sichere Hoffnung hegt,
Wer würdelos gefangene Feinde ehrt,
Wer mitleidlos des Volkes Nöte mehrt,
Wer weichlich weint um kleinen eignen Schmerz,

Wer nicht den Willen stählt zu hartem Erz,
 Wer praßt und prunkt und träge abseits steht,
 Wer nicht zu Gott um Sieg und Segen fleht.⁴⁴

Der psychologische Druck auf die Heimat wird von Krummacher außerdem dadurch erhöht, dass er die „Parusieverzögerung“ des deutschen Waffensieges mit der geschichtstheologischen Spekulation erklärt, dass wegen des in der Heimat vorherrschenden Geistes der „Unzucht und der Unsittlichkeit, der Genußsucht und der Oberflächlichkeit [...] Gott der Herr diesem furchtbaren Kriege immer noch nicht ein Ende macht, sondern wartet, bis wir uns alle immer mehr durchdringen lassen von dem Geist heiliger Zucht.“⁴⁵ Der Geist des Durchhaltens wird hier gleichgesetzt mit dem von Paulus in 1. Kor. 15, 57–58 und 2. Tim. 1, 7 geforderten sittlichen Geist; erst in dieser Weise verstanden und praktiziert verbürge dieser den militärischen Sieg. Auch hier bewegt sich Krummacher auf der allgemeinen Linie kriegstheologischer Hermeneutik und Anschauung:

„Reifen müssen alle Schichten
 Unsres Volks in diesem Krieg,
 Reifen muß das deutsche Wesen,
 reifen erst zum deutschen Sieg!“⁴⁶

Die sich hieraus für den Predigthörer ergebende Schlussfolgerung, die z. B. auch Dryander, Althaus, Doehring u. v. a. in ihren Predigten vollzogen, lautet, dass die militärische Übermacht der Feinde nichts zu bewirken vermag (vgl. Deut. 20, 1–4), wenn die Deutschen nur den gemäß 1. Kor. 15, 57–58 und 2. Tim. 1, 7 erforderlichen „Geist, den sittlichen Ernst des Willens und der Opferfreudigkeit“ aufbringen.⁴⁷ Hier, in diesem nicht quantifizierbaren Kriterium der Kampfkraft des christlichen, weil vaterländischen Durchhaltewillens liegt das Geheimnis des Sieges. Schon vor dem Krieg hatte Friedrich Naumann in einer seiner Andachten der „Gotteshilfe“ anhand von 1. Chr. 22, 1 ff diese Überzeugung vertreten: „Zahlen sind gleichgültig in den Kriegen des Herrn“⁴⁸ – eine seit Friedrich dem Großen gängige Argumentationsstruktur, die zuletzt auch im Führerbunker wiederauflebte.⁴⁹

„Hoffst du [= ‚perfides Albion‘ = England] mit Rechenkünsten zu erraffen,
 Was Überzahl verheißt?
 So wisse: Unsre Schiffe, unsre Waffen
 Vervielfacht deutscher Geist!“⁵⁰

„Bis zum Ende auszuharren
 Muß und soll die Losung sein,
 daß die kommenden Geschlechter
 Nicht des frevlen Spiels uns zeih’n [...].
 Währet auch der Krieg noch Jahre, –
 Speit er auch Millionentod –
 Halte aus! Werd’ nicht Verräter
 Deiner Sache, deinem Gott! –“⁵¹

Es galt also, wie es in Krummachers Predigt nach Rückkehr von der Westfront heißt: „Aushalten und durchhalten bis zu dem siegreichen Ziel, welches Gott für unser geliebtes deutsches Vaterland bereit hält, wenn wir ein jeder an seinem Teil es recht bewahren und bewähren.“⁵² Der Sieg sei den Deutschen trotz aller feindlichen Übermacht sicher, wenn sie ihn nicht selbst durch ihr Nachlassen im „Geist“ in Gefahr brächten und infolgedessen die weltgeschichtliche wie weltgerichtliche Prüfung durch Gott nicht bestünden (s. o. Kapitel IV, D). –

Bei der hier zu erkennenden Radikalisierung Krummachers, die auch ihn zu den „Wortemachern des Krieges“ machte, werden verschiedene Ursachen eine Rolle gespielt haben. Zunächst ist der Einfluss der von der Pfarrerschaft sehr nachgefragten Kriegsgagenden zu berücksichtigen, die Krummacher sicherlich gekannt und auch zumindest in Teilen verwendet haben dürfte; sie schufen den gottesdienstlichen Rahmen für eine kontinuierlich ausufernde Kriegshomiletik. Wer sich im Sonntagsgottesdienst der Kriegsliturgien bediente, vermochte sich in seiner Predigt kaum dem Sog der Kriegstheologie zu entziehen. Zweitens werden auch die beiden Frontreisen, die Krummacher im Frühjahr 1916 unternommen hatte, nicht ohne Wirkung geblieben sein. Deren Hauptzweck hatte eigentlich in der Abhaltung von Feldgottesdiensten und in der seelsorgerlichen Betreuung einstiger Konfirmanden auf den vordersten Linien sowie in Feldlazaretten und Soldatenheimen bestanden.⁵³ Soweit Gefallene aus seiner Gemeinde zu beklagen waren, sollte Krummacher außerdem auch deren Grabstätten auf verschiedenen „Heldenfriedhöfen“ aufsuchen.⁵⁴ Dieses Hauptanliegen, dem Krummacher durchaus auch entsprochen haben mag, wurde vermutlich von den Interessen der Obersten Heeresleitung (OHL) überlagert. Das zeigen Krummachers Schilderungen der 1916 „empfangenen unvergeßlichen Fronteindrücke“⁵⁵, die sich im Wesentlichen *nicht* auf direkte Fronterlebnisse bezogen. Ähnlich wie das bei den Erinnerungen des Oberhofprediger Ernst Dryanders der Fall ist, beschreibt Krummacher in seinen „Erinnerungen aus Amt und Haus“ von 1937 eher die für einen normalen Feldgeistlichen, bzw. Gemeindepfarrer ungewöhnlichen und häufigen Begegnungen mit ranghöchsten Vertretern der jeweiligen Oberkommandos an der Ost- und Westfront.⁵⁶ Gerade die Darstellung solcher Kontakte nimmt – im Unterschied zu den viel kürzeren, eher summarischen Bemerkungen über Front- und Lazarettbesuche – unverhältnismäßig breiten Raum ein. Der ständige, enge Kontakt mit höchsten Dienststellen dürfte das direkte seelsorgerliche Gespräch mit den Frontsoldaten erschwert haben und widersprach übrigens auch einer allgemeinen Verhaltensregel für Feldgeistliche.⁵⁷ Doch weil dasselbe „Herumgereichtwerden“ auf oberster Ebene auch bei dem – kirchenhierarchisch allerdings wesentlich höhergestellten – Oberhofprediger Ernst Dryander geschah⁵⁸, ist zu vermuten, dass dieser „Umlauf“ auch bei Krummacher im Interesse der OHL lag, um dem Informationsbedürfnis des mit Hofadel und der Generalität bekannten und oft auch verwandtschaftlich verbundenen Potsdamer Kirchenpublikums zu entsprechen.⁵⁹

Drittens ist auch der Kontext dieser beiden Kriegspredigten Krummachers zu beachten: die gesamtpolitische Lage des Deutschen Reiches im zweiten Kriegsjahr, die nun auch einen Krummacher „mit der Peitsche knallen“ ließ. Das Erfolgsjahr 1914/1915, das für die Deutschen zunächst noch einige unerwartete militärische Fortschritte gebracht hatte, wechselte mit dem Krisenjahr 1915/1916 ab, das von militärischen Rückschlägen und dem

im Mai 1915 und im August 1916 erfolgenden Kriegseintritten Italiens und Rumäniens auf Seiten der Entente geprägt war. Wie Dryander wird auch Krummacher in den verschiedenen Hauptquartieren von Hindenburg, Ludendorff sowie anderen Mitgliedern der Generalität ein ungeschminkt ernstes Bild der Frontlage erhalten und sich angesichts der drastischen Stimmungsverschlechterung im Mai und Juni 1916 in der Heimat (die Seeblockade machte sich stark bemerkbar)⁶⁰ gedrängt gefühlt haben, seine Kanzeltätigkeit zur Verstärkung des unbedingten Durchhaltewillens einzusetzen. Krummacher nahm dafür in Kauf, Wesentliches von dem, was er im universitären Studium an nüchterner, wissenschaftlicher Methodik, Exegese und Hermeneutik, sowie vom Schriftverständnis Luthers gelernt hatte, hintan zu setzen. Hatte es noch 1915 wie bei Marie Diers (1867–1949) siegesgewiss geheißt:

„Wir wollen keinen Friedensschluß,
Der weichlich, sanft und gut,
Damit die Welt im Liebeskuß
Für hundert Jahre ruht.
Daß wieder Tangotänze
Das Wichtigste auf Erden,
Daß wieder wir die Schwänze
Der fremden Völker werden.“⁶¹, –

so fürchteten die evangelischen Theologen bereits im Folgejahr nichts mehr als einen verlorenen Krieg.⁶² Die von ihnen seit August 1914 so vollmundig verkündete Sache Deutschlands stand auf dem Spiel. Mit Deutschland sollte Gott seine „großen Taten“ vollbringen, dem „Kampf des Lichtes gegen die Finsternis zum Sieg verhelfen“, die Welt von Tod und Teufel erlösen. Es konnte nicht sein, dass die gegen Deutschland verbündete satanische Macht den von Gott auserwählten Heilsbringer plötzlich würde niedertreten dürfen. Es war für viele Kriegsprediger kaum möglich, theologisch „zurückzurudern“. „Denke doch niemand“, predigte daher Wilhelm Laible, der Schriftleiter der „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ (Jg. 51), noch Ende 1918:

„[...] daß Gott einen Fehler macht. Nein, je tiefer es hinabgeht, desto höher dann hinauf. Sollte die Niederlage wirklich eintreten, dann wird dies das Ende der Weltgeschichte sein.“⁶³

Der spätere Bischof von Berlin, Otto Dibelius, ließ noch im Oktober 1918 einen Vortrag in ein liturgieartiges, renunziatorisches Schlussbekenntnis einmünden (so als gälte es, sich vom Teufel loszusagen), wobei er gezielt das Pathos der Freiheitskriege einsetzte, indem er in Inhalt und liturgischem Stil an die 1812 entstandene „Bekenntnis-Denkschrift“ von Carl von Clausewitz⁶⁴ anknüpfte:

„Ich sage mich los von dem Geist der Müdigkeit, dem ein schmachvoller Friede lieber ist als ein Kämpfen und Opfern bis zum Sieg [...] Ich bekenne mich zu der Gewißheit, daß das deutsche Volk, wenn es glaubt, an seinen Sieg, unüberwindlich ist im Kampf um die Freiheit!“⁶⁵

„Kriegsmüde“, kommentierte Karl Kraus in der Ausgabe der „Fackel“ vom Mai 1918 derlei Aufrufe sarkastisch,

„– das ist das dümmste von allen Worten, die die Zeit hat. Kriegsmüde sein das heißt müde sein des Mordes, müde des Raubes, müde der Lüge, müde der Dummheit, müde des Hungers, müde der Krankheit, müde des Schmutzes, müde des Chaos. War man je zu all dem frisch und munter? So wäre Kriegsmüdigkeit wahrlich ein Zustand, der keine Rettung verdient. Kriegsmüde hat man immer zu sein, das heißt, nicht nachdem, sondern ehe man den Krieg begonnen hat. Aus Kriegsmüdigkeit werde der Krieg nicht beendet, sondern unterlassen. Staaten, die im vierten Jahr der Kriegführung kriegsmüde sind, haben nichts Besseres verdient als – durchhalten!“⁶⁶

1916 galt es allerdings noch zu verhindern, dass aus der aufkommenden „Kriegsmüdigkeit“, aus „schmählichem Unglauben“ heraus es zu einem Verzichtfrieden, zu einem „Frieden um jeden Preis“ kam. Daher auch Krummachers Ausruf in seiner Predigt vom 2. Juli 1916: „Nur kein halber, fauler Friede!“⁶⁷ Dem spürbaren Nachlassen der Kriegsbegeisterung in der Heimat musste – mithilfe welcher hermeneutischen Fallgruben auch immer – Einhalt geboten werden.

2) Die deutschen Soldaten als „Heilige drei Könige“ – Eine Predigt im Großen Hauptquartier von Feldpropst D. Georg Goens zum Vergleich

Über die Gottesdienste und Predigten im Großen Hauptquartier berichteten Zeitschriften und Frontreportagen immer wieder. Wilhelm II., Kaiser von Gottes Gnaden, oberster Heerführer und *summus episcopus* seiner Kirche vollzog und garantierte durch seine Frömmigkeit und regelmäßigen Gottesdienstbesuche auf höchster Ebene die unlösbare Verbindung zwischen Gott und deutschem Volk im Krieg.

„Das Harmonium setzt zum Vorspiel ein. Der Kaiser hat Platz genommen unter den Offizieren, in der Hand, wie jeder einfache Soldat, das kleine Soldatengesangbuch, um mit einzustimmen in den Eingangschoral: Jesu, geh voran ... Mit gespannter Aufmerksamkeit lauscht der hohe Kriegsherr der Predigt über das Evangelium von Christi Seelenkampf in Gethsemane: Jeder deutsche Kämpfer draußen in der Front ist gleich dem Heiland, der einst im Anblick des Todes gebetet: Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, aber nicht wie ich will, sondern wie du willst. Jesus war damals allein, wie jetzt das deutsche Volk, umgeben von dem flutenden Hasse der Feinde. Dieser Krieg ist das Gethsemane des deutschen Volkes. Wache und bete, deutsches Volk, für deine Helden, die für dich kämpfen und sterben, für dich in den Lazaretten leiden. – Diese Gedanken waren der Höhepunkt der Predigt. Jeder stand unter dem Banne dieser göttlichen Worte; man spürte das geheimnisvolle Wehen der gewaltigen Kriegszeit, man musste unwillkürlich auf die erlauchte Person blicken, in der unser Volk im Ringen um sein Dasein den schönsten Ausdruck seiner Einheit hat.“⁶⁸

Um einen Vergleich der beiden oben besprochenen Predigten Krummachers mit anderen Predigten zu ermöglichen, fügen wir eine Predigt über Matth. 2, 1–12 bei, die von

dem geheimen Konsistorialrat, Militäroberpfarrer des Garde-Korps, Hofprediger und Feldpropst des Westtheeres Georg Goens herrührt. Kriegsberichterstatte Ludwig Ganghofer (1855–1920), für den man an der K.u.K.-Front sogar extra einmal ein Gefecht veranstaltete⁶⁹, berichtet in seinem Buch „Reise zur deutschen Front“ über einen in Gegenwart des Kaisers und der Garnison des Großen Hauptquartiers in Charleville-Mézières (Ardennen, Frankreich) gehaltenen Gottesdienst vom 19. Januar 1915. Diese Predigt als Beispiel zu nehmen, ist deswegen rezeptionsästhetisch interessant, weil wir hier Original⁷⁰ und Rezeption miteinander vergleichen können. Ganghofer schreibt:

„Harmonium und Bläser beginnen den Choral, und Feldprediger Goens – eine Gestalt wie aus einem Holzschnitt des 17. Jahrhunderts in das Leben von heute herausgetreten – steigt zum Altar empor. Mit gewaltiger, Herz und Nerven durchbrausender Tonwelle schwillt aus zweitausend deutschen Soldatenkehlen das alte fromme Kirchenlied durch die goldenen Sonnenbänder empor in das klingende Hallengewölbe. Und noch weiter, noch höher wird es tönen. Solch ein gläubiges Lied voll Kraft und Christentreue und Inbrunst muß der Himmel erhören. Der schöne machtvolle Klang erschüttert mich bis in die tiefste Seele, und alles Denken in mir ist deutsche Andacht. – Der Prediger liest das Epiphanias-Evangelium, die Geschichte der morgenländischen Magier, die in gläubiger Sehnsucht auszogen, geführt von ihrem Sterne, und in Redlichkeit alle Tücke und Hinterlist des Herodes zuschanden machten und wieder heimkehrten in ihr Land, den gefundenen Gott im Herzen. Tief und warm, in einer ebenso zum anspruchsvollsten Verstande wie zu aller Einfalt der Volksseele sprechenden Weise, deutet der Prediger die biblische Überlieferung zuerst in christlichem Sinne. Dann hebt er das Ewig-Menschliche aus dem schönen Gleichnis hervor: das ruhelose Wandern und Streben der irdischen Hoffnung nach allem Höheren und Besseren. Aus der wachsenden Flamme seines Wortes steigen die großen Bilder eines in Sehnsucht und Gottvertrauen suchenden Volkes empor, das in unübersehbaren Scharen und im Gefunkel seiner gesegneten Waffen auszog und Heimat und Herd verließ, um die Freiheit seines bedrohten Lebens zu beschützen. Geführt vom leuchtenden Stern der deutschen Hoffnung, von Wahrheit und Treue geleitet, wird dieses Volk durch Kampf und Prüfung einer Zeit der Blüte und Ernte entgegenschreiten und jede feindliche Tücke und herodianische Hinterlist zuschanden machen. Und heimkehren wird es in ein Land, mit dem Glauben an Gottes Kraft in der Seele, mit der Freude des gewährten Rechts im Herzen, mit den Kränzen des Sieges an seinen Fahnen. – Die heilige Verheißung, die von den Stufen des Altars hinausklang über den weiten, von Feldgrauen dicht erfüllten Raum, scheint wie ein frohes Feuer in diese zweitausend deutschen Soldatenbrüste zu fallen. Ihr Danklied braust wie das feierliche Spiel einer riesigen Orgel, und aus diesem machtvoll schwingenden Seelenliede hör' ich außer Andacht und Gottvertrauen noch andere Klänge heraus: heiße Sehnsucht nach der Heimat, zärtliche Grüße der Söhne an Väter und Mütter, dürstende Liebesträume junger Herzen, glühende Segenswünsche der Graubärtigen für ihre Kinder.“⁷¹

Die schon oben bei Krummacher beobachtete Hermeneutik mit ihrer „wachsenden Flamme des Wortes“, welche die transzendentalen Inhalte ins Politische überführt und die Sachverschiedenheit spirituellen und buchstäblichen Verständnisses auslöscht, lässt sich auch hier in ihren widerlogischen, unpassenden Gleichsetzungen ablesen. Die Ideologisierung des Perikopentextes wird auch im Goens'schen Original der Predigt deutlich: Der biblische Text meint in der kriegsbezogenen Auslegung nicht mehr sich selbst;

die „Textur“ der Kriegseignisse zerlegt die Ganzheit der Perikope in Einzelteile, in auf Reizwörter einschnappende Assoziationen; Bruchstücke der Perikope werden gegen ihren Textsinn ideologisch zu redetaktischen „Ornamenten“ umkonfiguriert, damit sie kriegstheologisch passen. Auch wenn sich Goens differenzierter und vorsichtiger ausdrückt als Ganghofer, aber doch Halbausgesprochenes hereinspielt⁷², versteht dieser sehr wohl, was von Goens im Gesamten gemeint ist. Ganghofer benennt als Zuhörer die Aussage-Intention direkter und konkreter und zeigt, was beim Zuhörer schließlich „ankommen“ soll.

Goens entwickelt in seiner Predigt die Drei-Königs-Geschichte in drei Stufen. Zuerst gibt er das „kindliche, naive“ Verständnis der Geschichte wieder. Das angeblich „Kindlich-Naive“ treibt er dadurch auf die Spitze, dass er die nüchterne biblische Erzählung mit Märchenhaftigkeiten phantastisch ausmalt („dämmernde Morgenstunde“, „goldene Kronen“, „milchweiße Kamele mit großem Troß“, „Tore der Stadt“, „bescheidener First des Hauses“, „hellstrahlender Komet mit seinem goldschimmernden Schweif“), die im Urtext (Matth. 2, 1 f) so nicht dastehen, weil er nicht als Märchen gemeint ist. Goens erzählt, wie zu

„dämmernder Morgenstunde drei Könige mit goldenen Kronen auf dem Haupte, reitend auf hohen milchweißen Kamelen mit großem Troß zu den Toren der Stadt [Bethlehem] eingeritten seien und geradenwegs sich zu der Herberge von Maria und Josef begeben hätten. Dort habe man über dem bescheidenen First des Hauses den hellstrahlenden Kometen mit seinem goldschimmernden Schweif sich herniedersenken sehen; die drei Könige seien abgestiegen, haben [!] sich niedergeworfen, das Christkind angebetet und ihm, dem Armen, für die Flucht nach Ägypten und seine erste Erziehung Gold, Weihrauch und Myrrhen zu Füßen gelegt.“⁷³

Diese Überzeichnung als Märchenhaftigkeit dient Goens dazu, sich von dem im Evangelium historisch gemeinten Sinn des Urtextes, dass den Fremdvölkern das Heil Christi verkündigt wird und sie dieses annehmen⁷⁴, zu entfernen und eine andere Aussage in den Vordergrund zu rücken. Goens geht über das „Kindliche und Naive“ hinaus und verschiebt in einem zweiten Schritt die Geschichte ins Gleichnishafte, um schließlich die homiletische Brücke zur aktuellen Kriegssituation schlagen zu können. In der sterblichen Hülle des „Kindlich-Naiven“ sei etwas „Unsterbliches“ enthalten. Es gelte, „das Unsterbliche“ dieser Geschichte, aus seiner märchenhaften, „sterblichen Hülle“ herauszulösen. Der „unsterbliche“ Kern dieser Geschichte bestehe in der

„Sehnsucht [des Menschen] nach etwas Höherem und Größerem. [...] Der Mensch sehnt sich nach Gott zurück. [...] In diesem Sehnen nach etwas Höherem und Größerem, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, war auch zu den Magiern die Kunde gedrungen, von den Verheißungen des alten Israel, welche damals bereits den Orient erfüllten: von der Hoffnung auf einen König, der da zur Errettung der ganzen Welt sollte geboren werden. Und als dann noch eine seltsame Himmelserscheinung, ein Zeugnis, das ihnen die natürliche Beschäftigung mit ihrem Berufe darbot, hinzukam, da wuchs das alles zusammen, Menschliches und Göttliches, zu einem gewaltigen Antriebe, der ihnen keine Ruhe ließ. [...] In jedem Falle führt sie der Stern zum Ziel. Aber nicht ohne Hindernis.“⁷⁵

Aus den mit „Kronen geschmückten Königen auf milchweißen Kamelen“ werden jetzt „Magier“, „Astrologen“. Das entspricht zwar dem griechischen Urtext (μαγοι); mit der textgemäßen terminologischen Korrektur vollzieht Goens aber zugleich eine inhaltliche Aufweichung: die Magier sind nicht mehr Repräsentanten der im Alten Testament geweisagten Völkerwallfahrt zum Zion, die von „Königen“ und ihren Gaben reden (Ps. 72, 10 f; Jes. 60, 3,5 f; vgl. Ps. Sal. 17, 34; Apk. 21, 23 ff) – so trotz des Terminus „Magier“⁷⁶ der ursprüngliche Textsinn von Matth. 2, 1–12⁷⁷ –, sondern sie werden von Goens zu Symbolgestalten allgemeinen Sehns nach Höherem und Größerem gemacht. Ähnlich ergeht es ihrem Antipoden Herodes. Dem Textsinn nach (Matth. 2, 17 f) ist die Untat des um seinen dynastischen Machterhalt besorgten Tyrannen die Erfüllung einer Unheilsverheißung aus Jer. 31, 15 f, mit der sich der Genozid des Pharaos von Ex. 1, 15 ff.22 wiederholt, um die Heilsweissagung von Mi. 5, 2 zunichte zu machen.⁷⁸ List und Heuchelei des Herodes gegen Christus – eine redaktionelle Erweiterung des Evangelisten in Matth. 2, 8 – bleiben bei Goens aber nicht als Textaussage bestehen, sondern bieten sich ihm an, um Herodes „äquivokativ“ zur Symbolgestalt der gegen Deutschland gerichteten „herodianischen“⁷⁹ Entente-Mächte zu machen, die um ihren Erhalt, der „nicht nach Gottes Willen ist, sondern zu Unrecht besteht“, fürchten und die „nicht mit ehrlichen Mitteln [...] die drohende Gefahr“ ihres Machtverlustes „bann[en], sondern“ dies „auf dem Wege der Heuchelei“ tun. Die „Weisen“ hingegen – und damit rücken diese unter der Hand ebenso „äquivokativ“ zu Symbolgestalten für die Deutschen im Weltkrieg auf – lassen sich jedoch in ihrem Streben nach dem „Unsterblichen“, nach Christus, nicht irre machen,

„sie gehen ihren Weg, den Gott und fromme Menschen und das eigene Gewissen sie gewiesen hat, und vollenden ihren Lauf mit Freuden: ‚Sie fanden das Kindelein und fielen nieder und taten ihre Schätze auf‘ und kehrten reich und glücklich – freilich auf einem anderen Wege – zurück in ihre Heimat.“⁸⁰

Um zu zeigen, wie der Überschnitt zum „Höheren und Größeren“, „Unsterblichen“, dann zu „Christus“ und schließlich zum christusbestimmten deutschen Kriegseinsatz aussieht, bringt sich Goens an dieser Stelle auch persönlich ein, indem er sich selbst mit den Magiern vergleicht. Während diese erst in den „gestirnten Himmel“ geschaut haben, geht er bisweilen, wenn er seinen Gottesdienst vorbereitet, zunächst „in den schönen Wald“; er hört „die Vögel singen“ und freut sich „über die blühenden Blumen und dergleichen.“ Aber wie den Magiern der bloße „Stern“ nicht ausreichte, so genügte auch ihm, Goens (wie allen ernsthaft suchenden Christen), das „Studium des Buches der Natur“ nicht. Die Sehnsucht nach dem „Größeren, Höheren, Ewigen“, sagt Goens, führt über die bloß naturhaft-religiöse Stimmung hinaus, sie strebt nach Christus selbst, zu dem „unsere Sterne und frommen Propheten“ trotz aller „herodianischen Mächte“ hinleiten:

„Wer je im Leben angefaßt ist, so ernst, daß alle Stützen, auf die wir uns verlassen, brechen, der weiß auch, daß dann das, was man eine ‚religiöse Stimmung‘ nennt, nicht genügt, dann ruft, dann schreit unsere Seele nach einem persönlichen, barmherzigen Gott, der gefunden wird dann, wenn wir Christum finden, seinen eingeborenen Sohn. Auf dem oft beschwerlichen Weg dahin gibt es gute Hilfen: Wir haben auch unseren Stern, wenn nicht über uns,

so doch in uns, wir haben auch fromme Propheten, die uns den Weg weisen und in unseren unbestimmten Gefühlen Klarheit bringen. – Aber wir haben auch Feinde, wie Herodes, die uns in den Weg treten und mit heuchlerischem Wohlmeinen uns verwirren. Nun, da laß dir gesagt sein, mein Christ, folge du deinem guten Stern und er wird auch dich hinführen, wohin du gehörst, zu denen, die vor dem Heiland ihre Knie beugen, an ihn glauben und ihn über alles verehren.“⁸¹

Damit sind die Weichen für die kriegstheologische Auslegung der Perikope gestellt. Es muss nun – nach allen zum „Unsterblichkeitskern“ des Textes vordringenden Überlegungen – konkretisiert werden, wo hier „Menschliches und Göttliches zusammenwachsen“: wer im Krieg die „Magier“ sind, woraus ihr „Weg nach Jerusalem und Bethlechem“ besteht; welches jetzt der „gute Stern in uns [= den Deutschen]“ ist; wer *unsere* „frommen Propheten“, wer *unser* „Herodes“, wer *unsere* Feinde sind, von denen man sich nicht beirren lassen darf, um schließlich vor dem Krippenkind selbst die Knie beugen zu können. Dadurch, dass Goens im zweiten Schritt sich von der urtextlichen Darstellung, die er als „kindlich und naiv“ zurückdrängte, löst und den Text auf den allgemeineren Kern der „Unsterblichkeit“ reduziert hat, mit welchem trotz aller Hindernisse sehnsuchtsvoll nach dem „Höheren und Größeren in Christus“ zu streben ist, hat er freie Hand gewonnen, das, was im Urtext als „Völkerwallfahrt zum Zion“ und Suche nach Christus in Bethlehems Stall gemeint war, in eine Aussage für das genuin deutsche Streben nach Höherem, nach Christus im Krieg umzumünzen. Die einzelnen, neu auszudeutenden Bruchstücke des Perikopentextes sind dann – drittens – rasch zusammengesetzt. An dieser Stelle wird Goens nun auch überraschend deutlich: „Menschliches und Göttliches“ wachsen zusammen in der Verbindung von Germanen- und Christentum:

„Aber laßt uns nie vergessen, das Germanentum gehört mit dem Christentum nach seiner ganzen Geschichte auf das engste zusammen. Das Christentum hat dem Germanentum erst seinen Glanz und das Germanentum dem Christentum erst seine Blüte in der Welt gegeben.“⁸²

Goens ruft hier – wie viele andere Weltkriegspfarrer⁸³ – prägende Rezeptionsvorgaben ab: er assoziiert die von Hegel formulierte⁸⁴ und von Autoren wie Heinrich Steffens (1773–1845) übernommene These, dass die germanische Seele das Christentum in seinem innersten Kern am besten erfasst habe.⁸⁵ Am Epiphania-Tag musste jeder Zuhörer im Großen Hauptquartier da an das Reliquiar des Dreikönigsschreins im Kölner Dom denken. Man hat den Eindruck, als rufe Goens hier auch eine These Steffens in Erinnerung: dieser hatte sein zweiteiliges Geschichtswerk von 1817 „Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden – mit besonderer Rücksicht auf Deutschland“ in den Rahmen der Epiphania-Legende gestellt und geschrieben: „Die Weisen hatten den Stern erkannt, der auf deine [= auf Deutschlands] Ankunft deutete.“⁸⁶ Assoziieren musste man auch die von der Schullektüre her bekannte altsächsische Dichtung „Heliand“, in der die altgermanische Mannes-treue besungen wird, wonach der „sturmerprobte Heerführer“ Christus als „Dienstherr“ seiner „Degen“ (= Krieger) erscheint, die ihm treu ergeben im Kampf gegen seine Feinde sogar bis in den Tod nachfolgen:

„[...] Aber einer der Zwölfe
 Thomas versetzte, der treffliche Mann:
 ‚Tadeln wir sein [= Christi] Thun nicht,‘ sprach der theure Degen,
 ‚Oder wehren seinem Willen, sondern weilen bei ihm,
 Dulden mit dem Dienstherrn: das ist des Degens Ruhm,
 Daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe
 Und standhaft mit ihm sterbe. Stehn wir all ihm bei,
 Folgen seiner Fahrt, laßen Freiheit und Leben
 Uns wenig werth sein, wenn wir im Volk mit ihm
 Erliegen, dem lieben Herrn: dann bleibt uns noch lange
 Bei den Guten guter Nachruhm.‘ So wurden die Jünger Christ,
 Die Edelgeborenen, einmüthigen Sinnes
 Dem Herrn zu Willen.“⁸⁷

Auch wenn alle diese Bezugnahmen und Anspielungen logisch nicht ganz zusammenpassen, entsteht im Endergebnis doch ein Gesamtbild: Aus den Magiern, die den „neugeborenen König der Juden“, „das Höhere und Größere“ auf friedlicher Pilgerfahrt suchen, wird bei Goens das Germanenvolk, das – nach „Höherem und Ewigem“ strebend – auf seinem militärisch-pilgerhaften Siegeszug seinem Christus im buchstäblichen Sinn „Heeresnachfolge“ gegen dessen Feinde leistet. Die echt germanische Spiritualität sei es, die es erlaube, den Pilgerzug der Magier zum Krippenkind mit dem militärischen Vormarsch der Deutschen zu Ewig-Höherem, zu Christus, in eins setzen zu können:

„Wie die einzelnen [Christen], so ist auch unser ganzes Volk gerade jetzt in diesen Tagen auf ähnlichen Wegen, wie die ‚heiligen drei Könige‘.“

Ganghofer für seinen Teil begreift und macht in seinem Bericht deutlich, was Goens sagen will: Es ist das deutsche Volk, das sich im jetzigen Krieg „in übersehbaren Scharen“ nicht mit den Gaben aus „Weihrauch, Myrrhen und Gold“ (Matth. 2, 11) aufmachte, sondern mit den Gaben des „Gefunkel[s] gesegneter Waffen [...], um“ das Höhere und Bessere“ des deutschen Nationalheils zugunsten der ganzen Welt zu suchen und zu erkämpfen. Aus dem friedlichen Pilgerzug der Magier, um „die Knie vor dem Krippenkind zu beugen“, ist jetzt der krieglerisch-siegreiche Eroberungszug deutscher Armeen geworden. Nun kann auch das Motiv des „Sterns“ und des „Herodes“ näher ausgedeutet werden: Der Stern zu Bethlehem „in uns“ ist, wie Goens ausführt,

„Eine Erinnerung, [die] wir alle [...] im Herzen [tragen – die Erinnerung] von einer einstigen Herrlichkeit des Deutschen Reiches. Wer die Geschichte kennt, der kennt sie, die hehren Gestalten Karls des Großen, Friedrichs Barbarossa und anderer⁸⁸ und weiß, daß wir einst in Europa das Herz, das geistige Leben, die beherrschende Macht waren, und jeder Deutsche sehnt sich dahin zurück. [...] Und in diesem Wunsche haben wir all unsere Kräfte angespannt, viele gute Geister haben uns geholfen: Der Geist der Eintracht ist unsere Wehr und unsere Tapferkeit ist unsere Waffe und unser Glaube an unseren unsterblichen Beruf ist uns der Stern gewesen, der uns voran leuchtete. [...] Bei all unserem Streben nach Höherem und Größerem muß nicht die Geltung in der Welt das letzte sein, sondern die Geltung im

Reich Gottes. Denn am Ende gibt es nur einen Sieger, und das ist Christus, unser Herr, wer sich zum ihm hält, wird mit ihm siegen, und wer sich von ihm loslöst, wird ohne ihn fallen.“⁸⁹

Ganghofer versteht und drückt auch das deutlich aus: Aus dem zum Krippenkind hinleitenden Stern (Matth. 2, 2.9 f) ist der „leuchtende Stern“ deutscher „Wahrheit und Treue“, das „Germanentum“ (wie es bei Goens heißt) geworden. Bei Goens werden als Sterne auch die „fromme[n] Propheten“ genannt, die „wir nicht über uns, so doch in uns [haben], die uns den Weg weisen und in unseren unbestimmten Gefühlen Klarheit bringen.“⁹⁰ Auch wenn weder Goens noch Ganghofer diese Rezeptionsvorgaben konkret machen, so stehen sie doch deutlich im Raum: Mit den „frommen Propheten“ können neben Martin Luther, nur Fichte mit seinen „Reden an die deutsche Nation“⁹¹ gemeint sein, Hegel mit seinem Anspruch, das Wirken des Weltgeistes in der Weltgeschichte enthüllt zu haben⁹², wodurch Deutschland die Nachfolge des auserwählten Volkes angetreten hat (und nun „Geltung im Reich Gottes“ beanspruchen darf), und schließlich Arndt, der sich selbst als Prophet empfand.⁹³ Bei Goens wird auch das Herodes-Motiv, das Motiv der Feinde, die Deutschland an dieser seiner „Wanderschaft“ mit „Gewalt, Heuchelei und List“ hindern wollen, ebenso nicht genau spezifiziert, obwohl deutlich ist, wer gemeint ist:

„Aber wir haben auch Feinde, wie Herodes, die uns in den Weg treten und mit heuchlerischem Wohlmeinen uns verwirren. Nun, da laß dir gesagt sein, mein Christ, folge Du deinem guten Stern und er wird auch dich hinführen, wohin du gehörs, zu denen, die vor dem Heiland ihre Knie beugen, an ihn glauben und ihn über alles verehren. [...] Wir sind wie die Weisen gerade jetzt in Jerusalem angekommen. Da tritt auch uns unser Herodes entgegen und hemmt unseren Lauf. Nun gilt es, daß wir uns nicht hemmen lassen: Weder durch Gewalt, noch durch Heuchelei, noch durch List – nein, liebe Brüder, weiter, weiter bis ans Ziel! – Den größten Teil unserer Wanderschaft haben wir, so hofft man, hinter uns, laßt uns auf der letzten Strecke nicht erlahmen.“⁹⁴

Aus der Heimtücke des Königs Herodes, den Welterlöser meucheln zu wollen (Matth. 2, 8.16), wird jetzt unschwer das hinterlistige „Wohlmeinen“ der Entente-Mächte, die schon immer für die wahren Güter der menschlichen Kultur einzutreten vorgeben, aber die Wallfahrer- und Kreuzfahrernation Deutschland, die schon bis „Jerusalem“ vorgerückt ist, an ihrem weiteren Vormarsch nach dem Ziel, nach „Bethlehem“, zu hindern versuchen.⁹⁵ Auch die Rückwanderung der Magier in ihre Heimat („Sie zogen wieder in ihr Land“) wird von Goens angedeutet. Er bezieht es auf die triumphalen Heimkehr der deutschen Truppen nach dem Sieg, auch wenn bei Goens der militärische Sieg nur das äußere Zeichen für den viel höheren Sieg ist, den „Heiland“ gewonnen zu haben und zur innerlichen Läuterung, Reifung und Stärkung gelangt zu sein:

„Und wenn es dann am Schluß von den Weisen heißt: Sie zogen wieder in ihr Land, dann mag das auch bei uns gelten. Aber auch bei uns wie bei ihnen [mag es] heißen, sie zogen durch einen *anderen* Weg; als andere, als geläuterte und gereifte, innerlich gestärkte Männer, die nicht nur den Sieg neu gewonnen haben, sondern auch ihren Heiland. Und dahin leite und leuchte uns alle, du lieber, heller, freundlicher Weihnachtsstern!“⁹⁶

Ganghofer erkennt und spricht hierzu ein drittes Mal unverhohlener aus, was Goens zu sagen beabsichtigt: Er bezeichnet den Weltkrieg als „heiligen deutschen Erlöserkrieg“.⁹⁷ Aus der Heimkehr der Magier ins Morgenland (Matth. 2, 12) wird daher auch die Heimkehr der deutschen Armeen unter den mit Siegeskränzen geschmückten Heeresfahnen. Ganghofer hat die Predigt Goens' richtig verstanden: Der militärische Sieg der Deutschen ist, weil er zugleich der Sieg des Glaubens, das Gefundenhaben des „Höheren, Größeren, Ewigen“ und der „Gewinn“ des Krippenkindes ist, auch die Erfüllung der „heiligen Verheißung“ an das „bis Bethlehem“ vorrückende, welterobernde Deutschland.

Der Ausgang der Perikope (Matth. 2, 13 ff. 16 ff), den Goens nicht mehr auslegt, erweist jedoch die ganze Widersinnigkeit und Unlogik der feldpröpstlichen Epiphantias-Predigt. Goens kann das für seine Auslegung katastrophale Ende der Geschichte nicht unterbringen. Weder die Flucht des schutzlosen, vor Herodes zu rettenden Krippenkindes nach Ägypten (Matth. 2, 13 ff) noch der „Herodianische Kindermord“ (Matth. 2, 16 ff) wird verhindert. Aus einer konsequenten kriegstheologischen Weiterführung der bis hierher beschrittenen Exegese ergäbe sich, dass der sieg- und heilbringende Pilgerzug der „germanischen Kraft und deutschen Art“ bis zum vermeintlichen „Endsieg in Bethlehem“ scheitert. Er kann die Welt weder befrieden noch erlösen. Um dies zu verdecken, deutet Goens die Epiphantias-Geschichte wohlweislich nur bis Vers 12 aus; er müsste denn zugeben, dass zumindest an Deutschlands Siegen in diesem Weltkrieg „die Welt“ nicht wird „genesen“ können.

3) Vom falschen „Wortgefüge“ ins falsche „Weltgefüge“:

Der Gottesdienst gefangen im Kriegsästhetizismus – Summa summarum der Kriegstheologie – Eine Bilanz

Einer der Leitsätze, die wir über dieses Buch gestellt haben, war der von Erich Heller zitierte Abschnitt aus der Staatslehre des Konfuzius, in welchem die Richtigstellung der Begriffe gefordert wird. Diese Korrektur der korrumpierten „Begriffe“, des Satz- und Gedankengefüges, zumal in der tatorientierten Polit-Sprache – so Heller und Karl Kraus⁹⁸ – ist deshalb notwendig, weil ein Zusammenhang besteht „zwischen Phrase und Massenmord“. Ein fehlerhaftes, verantwortungsloses, verhetzendes Wort- und Gedankengefüge bringt das Weltgefüge in Unordnung. Die Gefährlichkeit dieses Zusammenspiels von Wort und Welterzeugung ist nach obiger Analyse der hermeneutischen Methoden der protestantischen (wie katholischen) Kriegstheologie offensichtlich. Die nationaltheologischen Phrasen und ihre Ornamente des Kriegsästhetizismus, die Ethik und Ästhetik auseinandergerissen, waren 1914–1918 zweifellos mitverantwortlich für den Tod von Millionen von Menschen.

Zusammenfassend ist als Ergebnis unserer Analyse der Kriegsliturgie, des Kriegsgesangs, der Kriegsslyrik und Kriegshomiletik festzuhalten, dass Arper und Zillessen, die zitierten Autoren der „Konjunkturpoesie“, sowie Krummacher und Goens für ihre „Blutbereitschaft des Wortes“ spezielle Methoden zur kriegstheologischen Aufladung, insbesondere die Verfälschungstaktik der Äquivokation anwandten. Arper und Zillessen versahen ausgesuchte Schriftlesungen mit kommentierenden Überschriften, die sie mit

z. T. massiven Textinterventionen oder Neuformulierungen bearbeiteten. Für den liturgischen Ablauf stellten sie diesen *lectiones* dann als gleichberechtigte „Schriftverlesungen“ nationaltheologische Kriegs- und Fahnenworte („Väterworte“) des 19. Jahrhunderts an die Seite. Die manipulatorische Ausrichtung der Lesungen wurde noch verstärkt durch agitatorisch ausformulierte Gebetstexte; hinzukamen „Zeitlieder und -gedichte“, in die man Luther-, Goethezitate und das Geistesgut hochwertiger Volksdichtung einschrirte.⁹⁹ Mit den gleichen Methoden der Äquivokation, Überreizung und politischen Überführung der biblischen Texte und Begriffe zur transzendentalen Ornamentierung des deutschen Weltkriegsengagements gingen auch die Kriegshomileten (wie Krummacher und Goens) zu Werke. Daraus entstand ein dicht geknüpftes Netz von kriegsaffirmativer nationaltheologischer Sinngebung, für die alle Elemente eines traditionellen Gemeindegottesdienstes in Beschlag genommen wurden. In der öffentlichen Selbstinszenierung der Kirche wie in den Schwertleite-Ritualen, die wir schon anfangs besprochen haben, in der Liturgik sowie in der Homiletik ballte sich die Ornamentik der kriegsästhetizistischen Topoi zur Summe wie folgt zusammen¹⁰⁰:

- a) Gott ist Gott der Deutschen¹⁰¹; er ist auch in diesem Krieg ihr Bundesgenosse¹⁰², Schlachtenlenker, Kriegsmann und Rächer.¹⁰³ Sie sind das neue Gottesvolk.
- b) Gott hat den Deutschen zum Heil der gesamten Menschheit „ein Pfund“ anvertraut (vgl. Luk. 19, 12 ff), an welchem die Welt „genesen“ wird.¹⁰⁴
- c) Der Krieg ist den Deutschen frevelhaft aufgezwungen worden; er ist dadurch für sie ein heiliger und gerechter Krieg.¹⁰⁵
- d) Der Frevel der Feindmächte an Deutschland rechtfertigt den Waffensegen und den Appell an den gerechten Gott, sowie die unerschütterliche Erwartungsgewissheit auf den Sieg.¹⁰⁶
- e) Gottes Offenbarungsstimme redet durch den Krieg, vor allem durch die in der deutschen Geschichte sowie im aktuellen Kriegsverlauf schon zahlreich errungenen Siege der deutschen Armeen.¹⁰⁷
- f) Für den militärischen Erfolg Deutschlands ist nicht die „Stärke der Rosse“ entscheidend, sondern das „Leuchten seiner Rassenkraft“ in Glaube und Siegeszuversicht.¹⁰⁸
- g) Der Krieg ist Gottes Gericht, das auch das deutsche Volk in die Bewährungsprobe stellt.¹⁰⁹
- h) Das deutsche Volk ist auf dem rechten Weg, die ihnen von Gott zugedachte weltgeschichtliche Bewährungsprobe zu bestehen, wenn es sich, ohne zu murren und in Selbstsucht schwankend zu werden, vom Geist Gottes ergreifen lässt.¹¹⁰
- i) Der aktuelle Krieg besitzt darin eine besondere Qualität, dass er nach allen vorangegangenen Kriegen nun die weltgeschichtlich große, ernste Entscheidungsstunde bringt.¹¹¹
- j) Die Weltgeschichte ist das Weltgericht¹¹², das erweisen wird, dass der gerechte Gott im jetzigen Krieg die militärische Heilsgeschichte der Deutschen seit 1813 bis zum Eschaton fortsetzt.¹¹³
- k) Der Kriegsausgang muss, bzw. wird zu einem dauerhaften, für das Deutsche Reich und damit für die ganze Welt segensreichen Frieden führen.¹¹⁴
- l) Dieser Friede, der mit dem Siege des deutschen „Michael“ über den „Lindwurm“, den Satan anbricht, kündigt zugleich die endzeitliche, universale Weltvollendung an.¹¹⁵

Das Gedicht „Ums Deutsche“ von Reinhold Braun (1879–1959), das in der Kriagsagende Arpers und Zillessens unter den Zeitliedern zitiert wird, fasst die Kernsätze der deutschen Weltkriegstheologie in konzentrierter Form wie folgt zusammen:

„Sie wollen das Deutsche zerschlagen / In Wut und Haß und Neid;
 Sie wollen es zermalmen / Im blinden, blutwildem Streit!
 Es war ihnen zuviel Segen / In seinem Menschentum,
 Zuviel Kraft und Leuchten / In seinem Ringen und Ruhm! –
 Sie nehmen die Sonne dem Himmel, / Ihr heiliges Ziel der Welt[,]
 Und wissen nicht, daß mit dem Deutschen / Das Gute steht und fällt,
 Doch wissen auch nicht, daß mit ihm / Sein Gott im Himmel geht,
 Daß er in Kampf und Wetter / Bei *ihm* nur steht! –
 Er führt sein Deutsches / Durch Sturm und Streit
 Zu unvergänglicher / Herrlichkeit!
 Aus heiligen Nöten / Hebt er's empor,
 Auf daß es lebe, / Wie nie zuvor!
 Gott und das Deutsche! / Der Adler fliegt!
Gott und das Deutsche! / Es siegt! Es siegt!“¹¹⁶

Das, was Franz Werfel in seinem im August 1914 entstandenen Gedicht „Der Krieg“ allgemein als „Sturm von falschen Worten“, „prahlend von Opfern“, als „scheußliches Gewitter / Der eitlen Rede“, als „der geschwätzigen Gemeinschaft / Vergiftetes, eitles Recht“ bezeichnete¹¹⁷, hatte damit auch Einzug in die Kirchenräume und Schützengräben gehalten. Alarmierte, kritische Zeitgenossen sparten nicht mit Beschreibungen dieses hermeneutischen Vorgangs. Sie nannten die gedanklichen und sprachlichen Mogeleyen „falsche Perlen“, die zwar „in der Kunstseide der Sätze blinken“¹¹⁸, aber doch Verse sind, die schließlich „lange Trauermäntel nachschleppen, [...] die in Galgengerüste ausladen“, „Brüllaffen- und Schießprügelverse“, „Verse, ganz klein wie winzige Krankheitserreger“.¹¹⁹ „Worte wie falsche Zähne“ im Mund – so sollte Rolf Hochhuth später in anderem Kontext formulieren.¹²⁰ Werfel, Kraus, Kästner, Pfemfert u. v. a. meinten damit die Schablonisierungen und Simplifikationen, die eklektizistischen Produktionsweisen von überspitzten Feindbildern, die Kalküls auf Angstmechanismen, die sich der Realität verweigernden Konvergierungen des Denkens auf ausschließlich aggressive Reaktionsmöglichkeiten hin, die demagogischen Komplexitätsreduktionen von Sachverhalten, die Ausblendungen, Verschandelungen und Diffamierungen friedfertiger Denkalternativen, die gesinnungsmäßig verabredeten, selbstverordneten Abstiege zu starren, konventionellen, klischeehaften Banalisierungen, die Entfesselungen und Kultivierungen verrohter, hasserfüllter Reflexionsstufen. Es gelang somit bei solchem „Kanonenauftrag“ der Worte 1914–1918 keine theologische Sprache, die, sobald sie aus dem Schatten ihres Subjektes „Krieg“ hätte heraustreten sollen, sich nicht vor schwere innere Widersprüche mit dem eigentlichen, wahren Wortsinn der ihr aufgetragenen Botschaft würde gestellt gesehen haben. Der ehemalige Theologiestudent und Oberleutnant im Reichsheer (3. Sanitätsabteilung) Georg Pick¹²¹ sprach im Januar 1918 treffend vom „logischen *salto mortale*“, durch welchen man den „absolut, übernationalen Charakter“ des christlichen Gottesbegriffs mit „den an nationalen Gütern geweckten Ideen der gegenwärtigen religiösen [Kriegs]stim-

mung in Berührung“ bringe, wobei die eigentliche Bedeutung der christlichen Liebe „wie niemals zuvor dem unter dem Gesichtspunkt einer ethischen Forderung auftretenden Hasse schnurstracks“ zuwiderlaufe.¹²² Das kriegsästhetizistische Zusammenbetteln und hermeneutisch illegitime Ausdreschen von dürrtig zusammengekratzten Versatzstücken aus Bibel, Gesangbuch und christlicher Dogmatik, die knäuelartigen Kombinationen von Aprioris des deutschem Idealismus', von messianisch-sendungsbewussten Wahnvorstellungen deutscher Vortrefflichkeit mit germanischen Mythen und Schwert-Zereemonien, mit Schlachtrufversen aus der Arndt'schen Freiheitskriegslyrik, darwinistischen und rassistischen Denkmustern, sowie apokalyptisierenden Endzeitspekulationen führte im Ersten Weltkrieg zum Umstülpen der christlichen Glaubensartikel¹²³ und offenbarte zuletzt, wie sich ab 1933 zeigen sollte, den von Erich Heller, Karl Kraus u. v. a. dingfest gemachten Zusammenhang zwischen mumienhafter Verzweigung, ideologischer Eintrocknung der Sprache und barbarischer Verwilderung des Tuns, zwischen Denken und Sprechen und dem Tun des „Massenmords“.¹²⁴

X – „In deutschen Dingen deutsch, in jüdischen Dingen jüdisch“ – Die jüdische Theologie 1914–1918 im Schlepptau der deutschen Kriegstheologie? – Synagogales Kriegserleben zum Vergleich

Auch die jüdischen Gemeinden beteten um Segen für ihre Kaiser. Berühmt geworden ist die mysteriöse Szene aus dem Roman „Radetzkymarsch“. Joseph Roth (1894–1939), der die Symbiose des Hauses Habsburg mit den jüdischen und slawischen Minderheiten des K.u.K.-Reiches beschwor¹, schildert dort eine Begegnung zwischen Kaiser Franz Joseph I. (1830–1916) und der jüdischen Abordnung eines galizischen Dorfes nahe der russischen Grenze. Der Gemeindeälteste, der die Torahrolle trägt, segnet den Kaiser² und prophezeit ihm als dem „König von Jerusalem“³, dass er das Ende seines Reiches, den „Weltuntergang“, nicht miterleben werde – so wie das einst auch dem frommen König Josia (639–608 v. Chr.) geweissagt worden war (2. Kön. 22, 20⁴). Franz Joseph I. ergreift die Hand des Rabbiners und scheint auf geheimnisvolle Weise das den übrigen Angehörigen seiner Suite unverständliche Hebräisch und Jiddisch verstanden zu haben:

„Wie ein Feld voll seltsamer, schwarzer Ähren im Wind neigte sich die Gemeinde der Juden vor dem Kaiser. [...] Franz Joseph neigte den Kopf. Über seine schwarze Mütze zog ein feiner, silberner Altweibersommer, in den Lüften schrien die wilden Enten, ein Hahn schmetterte in einem fernen Gehöft. Sonst war es ganz still. Aus dem Haufen der Juden stieg ein dunkles Gemurmel empor. Noch tiefer beugten sich ihre Rücken. Wolkenlos, unendlich spannte sich der silberblaue Himmel über der Erde. ‚Gesegnet bist du!‘, sagte der Jude zum Kaiser. ‚Den Untergang der Welt wirst du nicht erleben!‘ Ich weiß es! dachte Franz Joseph. Er gab dem Alten die Hand. Er wandte sich um. Er bestieg seinen Schimmel. Er trabte nach links über die harten Schollen der herbstlichen Felder, gefolgt von seiner Suite. Der Wind trug ihm die Worte zu, die Rittmeister Kaunitz zu seinem Freund an der Seite sprach: ‚Ich hab’ keinen Ton von dem Juden verstanden!‘ Der Kaiser wandte sich im Sattel um und sagte: ‚Er hat auch nur zu mir gesprochen, lieber Kaunitz!‘ und ritt weiter.“⁵ –

1) Pflichterfüllung als Chance? – Das jüdische Überlebensrezept im Krieg

Kurt Tucholsky nahm die jüdische Theologie im Ersten Weltkrieg von seiner scharfzüngigen Kritik an der kriegstheologischen Einstellung der „Feldprediger und Feldpastoren“ nicht aus. 1926 zählte er ebenso die Feldrabbinen zu denjenigen, welche die „Lehren der Bibel gefälscht“ hätten. Im selben Atemzug kritisierte er den „unsäglichsten Reichsbund jüdischer Frontsoldaten“ oder wie das Monstrum heißt, wo sich geprügelte Deutsche an prügelnde Deutsche anmeiern.“⁶ Die von Tucholsky gewählte Bezeichnung „Anmeierei geprügelter Deutscher“ macht allerdings auf eine spezielle Problemlage aufmerksam. Vor dem Hintergrund jahrhundertelanger Judendiskriminierung, zu der im wilhelminischen Reich auch einflussreiche Theologen beigetragen hatten⁷, weckte der vom deutschen Kaiser bei Kriegsausbruch verkündete „Burgfriede“ unter der jüdischen Bevölkerung die Hoff-

nung auf eine verbesserte innerdeutsche Integration und Gleichstellung.⁸ Nun galt es, die Chance patriotischer Bewährung zu nutzen – im Inland und vor allem an der Front in Fortführung der makabäischen Heldentradition. Der jüdische Dermatologe und Feldarzt Dr. Felix Aaron Theilhaber (1884–1956) erzählte in seinen „Schlichten Kriegserlebnissen“ vom Herbst 1914:

„In der 6. Kompanie diente der Zugführer S., Bankbeamter aus Düsseldorf. S. wollte als Jude zeigen, daß er besonders tapfer sei. Mehrfach war er mutige Patrouillen gegangen, in den Gefechten war er mit seinem Zuge stets voraus. Wir waren gut Bekannte, weil er mir sein Leid geklagt hatte. ‚Sie werden sehen‘, sagte er, ‚heute zeige ich, daß ein Jude Schneid hat.‘“⁹

In den Zeitungen berichtete man von deutschstämmigen, in Palästina ansässigen Juden, die aus Patriotismus unmittelbar nach Kriegsausbruch aufgebrochen waren und sich bis nach Deutschland durchgeschlagen hatten, um sich dort freiwillig zu den Fahnen zu melden.¹⁰ Neben patriotischem Pflichtbewusstsein waren auch Befreiungshoffnungen wirksam für das im Zarenreich schutzlos Pogromen ausgelieferte Judentum, ebenso innerjüdische Erneuerungsbestrebungen, die im Fall territorialer deutscher Eroberungen im Osten zu einer Brückenbildung zwischen Ost- und Westjudentum und so zur Revitalisierung des jüdischen Gemeinschaftsgefühls beitrugen. Es bestand die Aussicht, dass zwischen Ost- und Westjudentum neue Verbindungen geschaffen wurden und in solcher wechselseitigen Erstarkung das jiddisch sprechende Ostjudentum – im Zusammenhang konsequenter deutscher Annexionspolitik – zum „Pionier des Deutschtums“ im Osten aufrücken konnte.¹¹ – „*In deutschen Dingen deutsch, in jüdischen jüdisch!*“ – so lautete die Parole, mit der gleich zu Kriegsbeginn die jüdische Reichsbevölkerung in der zionistisch geprägten „Juedischen Rundschau“ zu Patriotismus und aktiver Kriegsbeteiligung aufgerufen wurde.¹² Jüdischen Patriotismus hatte es bereits 1813 gegeben.¹³ Die schon unmittelbar nach Kriegsausbruch erscheinende Ausgabe der Juedischen Rundschau (Organ der Zionistischen Organisation in Deutschland), vom 7. August 1914 (Jg. XIX, Nr. 32) veröffentlichte auf dem Titelblatt mehrere Aufrufe jüdischer Organisationen zur vaterländischen Pflichterfüllung.¹⁴ Fast gleichlautende Aufrufe erschienen auch in der Allgemeinen Jüdischen Zeitung am selben Tag (Jg. LXXVIII, Nr. 32).¹⁵

Verschiedene theologische Motive und gesellschaftliche Interessen trafen hier zusammen.¹⁶ Beginnen wir bei der jüdischen *Orthodoxie*. Grundsätzlich galt die Aufforderung des Propheten Jeremias in seinem Brief an die Exulanten des sechsten Jahrhunderts v. Chr. in Babylon: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch euch wohl.“ (Jer. 29, 7) Darüber hinaus sah die Orthodoxie im Kriegsausbruch ein bewusstes Walten Gottes und befürwortete den staatstreuen Kriegseinsatz der Juden (so verhielt es sich auch in Russland¹⁷): Das Wesen der jüdischen Gesetzestreue erfordere den vorbehaltlosen Einsatz für das angegriffene Vaterland. Da man als deutscher Jude auf der Seite des Rechtes kämpfe, sei die jüdische Beteiligung am Kriegseinsatz auch als „jüdischer heiliger Krieg“ zu verstehen.¹⁸ Der Abwehrkrieg sei – ausgehend von Deut. 32, 8; Sir. 17, 17; (s. a. Apg. 17, 26) – „sittliches Gebot“¹⁹:

„Diese Frage ist im Judentum klipp und klar beantwortet. Die Verteilung der Erde unter den Völkern – lehrt es – ist das Werk Gottes. Gott teilt den einzelnen Nationen ihre Länder zu, und die Auffassung der Völker als Lehnsmänner Gottes hat im Judentum eine größere Bedeutung als die eines Bildes. Mithin ist der faktische Besitzstand der Völker auch der von Gott gewollte, also auch der ethisch sanktionierte. Jeder Versuch, ihn willkürlich zu ändern, ist ein Frevel; jede Abwehr eines solchen Versuches also eine Pflicht. Damit haben wir aber das Kriterium für die ethische Wertung des Krieges gefunden: Eroberungskrieg – lehrt das Judentum – sind vom ethischen Standpunkt verwerflich, Verteidigungs=Abwehrkriege jedoch nicht nur berechtigt, sondern geboten. Das ihm zugeteilte Land zu behaupten, ist jedes Volk geradezu verpflichtet; ein feiger Verzicht auf seine Rechte wäre ein Frevel; die Selbstverteidigung ist eine sittliche Pflicht. [...] So verwerflich der Eroberungskrieg ist, so geboten und heilig [ist] auch der Verteidigungskrieg [...].“²⁰

Damit wandte man sich auch gegen die pauschale Unterstellung der eroberungssüchtigen Kriegaaffinität (vgl. Jes. 54, 3), die der judenfeindliche Arthur Schopenhauer (1788–1860) in seinen *Parerga und Paralipomena* II, Kap. 15 gegen das Judentum erhoben, dann aber auch vorausschauend gegen Deutschland gerichtet hatte:

„Wenn einmal im Lauf der Zeiten wieder ein Volk erstehn sollte, welches sich einen Gott hält, der ihm die Nachbarländer schenkt, die sodann als Länder der ‚Verheißung‘ zu erobern sind, so rate ich den Nachbarn solches Volkes, beizeiten dazuzutun und nicht abzuwarten, daß nach Jahrhunderten endlich ein edler König Nebukadnezar komme, die verspätete Gerechtigkeit auszuüben, sondern solchem Volke zeitig die Verheißungen auszutreiben, wie auch den Tempel des so großmütig die Nachbarländer verschenkenden Gottes bis auf den letzten Stein zu zermahlen, und das von Rechtswegen.“²¹

Im *liberalen* Judentum – stärker als im orthodoxen Judentum²² – verband sich die jüdische Bereitschaft zum patriotischen Kriegseinsatz mit einer Anzahl sozialstrategischer Überlegungen und innerdeutscher Integrationshoffnungen. So wurde – wie schon 1870/1871 – auch 1914 die vaterländische Pflichterfüllung im Krieg als Chance begriffen, um spätestens in der deutschen Nachkriegsgesellschaft zu einer definitiven und im deutschen Bewusstsein besser verankerten Gleichstellung der Juden zu gelangen.²³ Dr. Samson Hochfeld (1871–1921), Mitglied der Vereinigung der liberalen Rabbiner Deutschlands²⁴, betonte hier in erster Linie die Not- und Schicksalsgemeinschaft der deutschen und jüdischen Bevölkerung im Krieg.²⁵ In seiner Predigt vom 5. September „Die ersten Siege“, sowie seiner „Kriegsbetrachtung“, die am 11. September 1914 in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“ (Jg. LXXVIII, Nr. 37) erschien, verwies er zunächst – an den Vorwurf der Einkreisungspolitik anknüpfend – auf die Prophezeiung aus Jes. 54, 3: „Rechts und links wirst du dich ausbreiten, / deine Kinder werden Völker vertreiben / und zerstörte Städte besetzen.“ Die eigentliche Bedeutung dieses Verses lag für Hochfeld jedoch woanders: Die Verheißung Jesajas gelte nicht bezahlten Söldnertruppen – ein Seitenhieb auf den Einsatz von Kolonialtruppen durch die Entente, die der Rekrutierungspraxis Babels folge –, sondern denen, die im gerechten Krieg „Haus und Heimat“ mit ihrem eigenen Fleisch und Blut verteidigten.²⁶ Das gemeinsam für das Vaterland eingesetzte Blut sei es, das alle Deutschen „zusammenkitte“ und die Juden nicht länger als Fremdkörper erscheinen lasse:

„Rechts und links, im Osten und Westen dröhnt der Kampf, von rechts und links, von Osten und Westen kommt frohe Siegeskunde. Wo gibt es in der Weltgeschichte einen Kampf, vergleichbar diesem Ringen, wo gibt es Siege, ähnlich solchen Triumphen? Heimlich hatten sie sich zusammengetan, seit Jahren hatten sie ihre Netze gesponnen, mit ihrer Uebermacht wollten sie uns überfallen und im ersten Ansturm erdrücken – aber siehe da, an Gottes Hilfe brach sich der Sturm, vor seinem ausgestreckten Arm wichen sie eilends zurück. [...] Nun, wenn wir auch die äußere Rüstung unserer Heere, ihre Schlagfertigkeit, ihre trefflichen Waffen, gewiß nicht unterschätzen, das dürfen wir ruhig behaupten, ihre innere Rüstung war noch besser: Gott, den sie im Herzen trugen, die Begeisterung, mit der sie hinauszuogen, die haben sie erst so recht unbesieglich gemacht. [...] Als vor Jahrtausenden die siegverkündenden Worte unserer Haftara [= Prophetenlesung²⁷] gesprochen wurden, auch damals lag Israel gedemütigt am Boden, das stolze Babel hatte den Fuß auf seinen Nacken gesetzt, und seine Lebenskraft schien erstorben. Da aber kam die Vergeltung durch Gottes Hand, es entbrannte der Krieg, der Babels Thron stürzte. [...] *„Deine Kinder werden Völker vertreiben und zerstörte Städte besetzen.“* [Jes. 54, 3] Wir wollen daran denken, daß auch unsere Kinder dabei sind, wo es nun gilt, das Vaterland zu retten aus der größten Gefahr, die ihm jemals erstand, und wir wollen die Zuversicht hegen, daß ihr Blut ein neuer Kitt ist, der sie [= die Deutschen] und uns unzerreißbar mit dem Vaterland verbindet. Sie und uns. [...] Daß aber noch heute eine Partei die Beschuldigung erheben könnte, wir seien ein Fremdkörper im deutschen Volke, und daß diese Beschuldigung in unserer Mitte irgendein Echo finden möchte, diese Möglichkeit erscheint angesichts der Einmütigkeit, die alle Bekenntnisunterschiede überbrückt, vorderhand undenkbar. [...] Noch ist nicht die letzte Schlacht geschlagen, noch ruht das Schwert nicht in der Scheide, aber Gott im Herzen, brüderlich einig, für Recht und Freiheit kämpfend, so sind wir unbesieglich.“²⁸

Die „Kriegsbegeisterung“ war indessen unter den *zionistisch* eingestellten Intellektuellen am stärksten, obwohl gerade sie als Nationaljudentum sich der deutschen Kriegsbegeisterung hätten am ehesten versagen müssen. Hier kam es jedoch zu einem Bewusstseinswandel, weil sich das deutsche Kriegsziel der Expansion nach Osten mit der Befreiung der Ostjuden, die überdies unmittelbar nach Kriegsausbruch der Kollaboration mit deutschen Truppen beschuldigt wurden²⁹, vom zaristischen Joch verbinden ließ, und so – wie etwa auch in England³⁰ – die Erinnerungen an die makkabäischen Freiheitskriege (166/165 v. Chr.)³¹ am entschiedensten wiederauflebten³²:

„[...] Noch ist nicht die Zeit vollendet,
Noch ist nicht das Land gereinigt,
Noch wird unser Volk gesteinigt,
Unsere Tempel sind geschändet.

Keiner festlich hellen Stuben
Siebenarmig Lichterschimmern,
Ueber Scherben, Schutt und Trümmern
Raufen sich zerlumpte Buben. [...]

In die harten Fäuste pressen
Sollt ihr fest zwei Erdenbrocken,

Meine Rechte werde trocken,
Könnt ich deiner je vergessen. [vgl. Ps. 137, 5]

Deiner Seufzen, deiner Tränen,
Deiner Schwären, deiner Schande,
Judenvolk im Polenlande,
In dem Rachen der Hyänen. [...]

[Wir heischen] Euer Leben, daß nicht sterbe
Väterart und Vätererbe.
Macht den Tempel wieder rein,
Laßt uns *Makkabäer* sein.“³³

Auch Heinrich [Eljakim] Loewe (1869–1951) nahm in der „Juedischen Rundschau“, Jg. XIX gleich auf der Titelseite des oben genannten 32. Heftes vom 7. August 1914 mit seinem Aufruf „Feinde ringsum!“ Bezug auf die wichtigste regierungsamtlich verbreitete Schuldzuweisung an die Adresse der Entente, dass sie den Weltkrieg durch ihre Einkreisungspolitik entfesselt habe. Entscheidend war aber auch hier der Rekurs auf die an „makkabäische“ Verhältnisse unter Antiochus IV. Epiphanes (215–164 v. Chr.) erinnernde Situation des Ostjudentums unter dem zaristischen Hauptfeind.³⁴ Die öffentliche Selbstidentifizierung der Zionisten als Makkabäer, die in den Kriegsbriefen gefallener deutscher Juden mitgetragen wurde³⁵, konnte sich öffentlichkeitswirksam nicht nur auf eine heroische Erfolgsgeschichte, sondern auch auf Neithardt von Gneisenau berufen, der in seinem „Plan zur Vorbereitung eines Volksaufstandes“ vom August 1811 die jüdische Erhebung unter den Hasmonäern ein „anfeuerndes“ Vorbild für den deutschen Freiheitskampf gegen Napoleon I. genannt hatte.³⁶ Auch katholische Kriegspredigten verwiesen öfter auf die Makkabäer.³⁷ Loewe schrieb auf das Vorbild der makkabäischen Freiheitskriege zurückkommend:

„Wir Juden, wir Zionisten, die wir in den Zeiten des Friedens uns scheuten, mit Patriotismus zu punkten, die wir allen Nachdruck auf unser *Judentum* legten, das der Betonung mehr bedurfte als unsere selbstverständliche Treue zum deutschen Vaterlande, wir werden heute als deutsche Bürger freudig alle Forderungen an Hab und Gut, an Leben und Blut erfüllen. Es bedarf sicherlich nicht erst unseres Aufrufes an unsere jungen Gesinnungsfreunde, in die Reihen der Kämpfer zu treten. *Alle* unseren jungen Hasmonäer und V.J.St.er. [= Vereine jüdischer Studierender], *alle* Bar-Kochbaner³⁸ und Makkabäer stehen bereits in den Reihen der Kriegsfreiwilligen. Nicht mit lärmendem Geschrei und nicht mit leeren Demonstrationen, sondern in ernster Lebensauffassung und ruhiger Entschlossenheit greifen wir mit Alldeutschland zu den Waffen, um für das Vaterland zu tun, was jeder an seiner Stelle vermag. Wir deutschen Juden kennen trotz aller Anfeindungen in den Zeiten des Friedens heute keinen Unterschied gegenüber andern Deutschen. Brüderlich stehen wir mit allen im Kampfe zusammen. [...] Wenn wir als Bürger unseres Vaterlandes kämpfen, so leuchtet uns die Tapferkeit unserer Ahnen, der Todesmut der Makkabäer, der Riesenkampf eines Bar Kochba und der Heldentod Hunderttausender unseres Volkes in allen Zeiten als glorreiches Beispiel voran! Wir werden siegen.“³⁹

So fanden sich schließlich nach Kriegsausbruch alle drei zentrifugalen Parteien – Orthodoxie, liberales Judentum und Zionismus – zu einem deutsch-patriotischen Konsens zusammen.⁴⁰

2) „Im Krieg gesundet etwa die Menschheit?“ – War der „Kriegsbuber“ wirklich ein „Kriegsbuber“?

In dem *ganz eigenen* Denkansatz versuchten Martin Buber (1878–1965), in seinem Gefolge Heinrich Margulies (1890–1989), Samuel Hugo Bergmann (1883–1975) u. a. in mehreren Anläufen, den Krieg, bzw. das mit ihm verbundene patriotische Kriegserlebnis der jüdischen Bevölkerung in der Heimat wie an der Front als einen – trotz aller Widerwärtigkeit des Blutvergießens – nützlichen Katalysator aufzufassen.⁴¹ Dies beruhte, wie Bubers Vorträge von 1911, die „Drei Reden über das Judentum“⁴² zeigen würden, nach Gershom Scholem,

„auf dem aufwallenden Gefühl eines jungen Romantikers und Revolutionärs, der die Wiedergeburt seines im Exil erstarrten und unreal gewordenen Volkes zu befördern [wünschte] und deshalb Wege suchte, diese seine Sehnsucht nach einem ‚neuen Judentum‘ einer ‚jüdischen Moderne‘ oder ‚jüdischen Renaissance‘ zu begründen.“ Diese Erneuerung sollte, „aus der Tiefe seiner [= des Judentums] uralten Eigenart heraus, aus der eigenartigen, unvergleichlichen Kraft seines Blutes heraus“ geschehen, „die so furchtbar lange [im Exil, in der Diaspora, in der „hohl-längigen Heimatlosigkeit“] in die Fesseln der Unproduktivität geschlagen war.“ Es galt, „jenes innerste Judentum“ zurückzugewinnen „wiederzubeleben“, „dem wir untreu geworden sind“, was allerdings für Buber keine „Rückkehr zu den alten, im Volkstum wurzelnden Gefühlstraditionen und zu deren sprachlichem, sittlichem, gedanklichem Ausdruck“ bedeutete, sondern – im neugestaltenden⁴³, neuschaffenden Rückgriff auf die biblische Zeit des „Urjüdischen“, auf „die klassische Zeit des Judentums“ – *Befreiung* – „Befreiung“ von einer „unfreien Geistigkeit und dem Zwang einer ihres Sinnes entkleideten Tradition [= das „Grübeln über die Bücher des Gesetzes und die Tausende von Büchern der Deutung jener Deutungsbücher“] [...]. Nur durch einen Kampf gegen diese Mächte“, [...] „die Aktualisierung ‚latenter Energien‘ und Eigenschaften [...]“ kann das jüdische Volk wiedergeboren werden.⁴⁴

Ohne den Hintergrund der umstrittenen⁴⁵ „nietzscheanischen Junghebräer“, welche die gegen das Torahjudentum gerichtete Formel Nietzsches von der „Umwertung aller Werte“⁴⁶ zum revolutionären Programm der jüdischen Renaissance umgedreht hatten, wäre solch „aufwallendes Gefühl“ des „jungen Romantikers und Revolutionärs“ namens Buber nicht denkbar gewesen. Margarete Buber-Neumann rechnet ihn für die Nachkriegszeit politisch zu den Mit-„Vorbereiter[n] der anarchistisch-sozialistischen Münchener Räterepublik.“⁴⁷ Buber hatte sich nach eigenen Aussagen nicht unwesentlich durch den persönlichen Kontakt mit Micha Josef Berdyczewski (1865–1921, alias Micha Josef bin Gorion), einem der „junghebräischen“ Bannerträger, „anregen“ lassen.⁴⁸ Wenn dieser mit seinem vitalistischen Neuentwurf Israels gleichsam die „*Ersetzung des Buches durch das Schwert*“⁴⁹ gefordert hatte, so dürfte das bei Buber in der Formulierung nachklingen, dass „wir unsern alten Schild *Nicht mit Gewalt, sondern mit Geist* [vgl. Sach. 4, 6] nicht mehr

brauchen, da Kraft und Geist nun eines werden sollen. Incipit vita nova!“⁵⁰ Wie die erst 1926 aus seinem Nachlass herausgegebenen Schriften erkennen lassen, hatte Berdyczewski anhand detaillierter Hexateuchexegese aufgrund rabbinischer Quellen die dem Vorwurf Nietzsches entsprechende Auffassung gewonnen, dass der Garizim-Bund, mit welchem Josua seinem Volk die Rechtssatzungen und Normen einer weltlichen Kultur, eines sesshaften und wehrhaften Staatswesens gegeben habe, älter und ursprünglicher sei als der Sinai-Bund, der das jüdische Volk zur „talmudischen Ghetto-Kultur spiritualisiert“ und „vom Leben, der Natur und der Welt“ abgesondert habe. Josua sei als der eigentliche Stifter Israels anzusehen. Dem auf ihn zurückzuführenden Dodekalog (Deut. 27, 11–26) und dem Garizim Bund (Jos. 8, 30–35), den Garizim-Texten des Deuteronomiums und des Buches Josua, komme daher Vorrang und Priorität vor allen mosaischen Traditionen und Werten des Judentums zu.⁵¹ Berdyczewski folgte daraus für den Zionismus:

„Weil aber der Zionismus sich gleich mit dem starren Rabbinertum verbunden hat, hat er bewiesen, wie rein *künstlich* er sich konstruiert und wie er das, was ihn hätte tragen können, aus dem Auge gelassen hat. – Der Zionismus sollte ein Volk, dessen Heimat die Synagoge geworden war, wieder auf seinen Boden zurückbringen; das hätte er nur bewerkstelligen können, wenn er sich von der Synagoge abgewandt hätte, und nicht dadurch, daß er sich mit ihr verband. Der Grundfehler des Zionismus war, daß er sein *neues* Wollen mit dem *Alten* verquickte. Der Zionismus hätte Satz für Satz *nein* sagen sollen zu allem, was ihm vorangegangen war. Auch das, was sich im Exil als erhaltend erwiesen hat, würde auf dem neuen Boden das Gegenteil hervorbringen. [...] Was Israel einst vermochte, vermag das rabbinische Volk nicht mehr.“⁵²

„Schwert und Buch“, ethische Religion der Propheten und vitalistischer Nationalismus der kriegerrischen Hebräer, Jabne und Jerusalem, Jochanan ben Sakkai und Zeloten traten damit in Gegensatz zueinander. „Der heimatlose Jude“ sollte „wieder ein eingeborener, bodenständiger, wehrhafter Hebräer werden.“⁵³ Freilich war Berdyczewskis schon 1905 vertretene Position⁵⁴ „ein tragischer Grenzfall des Judentums“, wie Max Brod konstatierte.⁵⁵ Dem entspricht auch die heutige Bewertung: Krochmalnik nennt die „Counter-History“ der jüdischen Nietzscheaner „eine extreme Erscheinung der nationalistischen Umwertung aller jüdischen Werte.“⁵⁶

Im Zusammenhang dieser nietzscheanisch-junghebräischen Gärung innerhalb des Judentums, „alte Tafeln zu brechen“, überlieferte Werte entweder abzuschütteln oder radikal umwertend an sie anzuknüpfen, ist auch Bubers zionistisch geprägte Chanukka-Rede „Die Tempelweihe“ vom 19. Dezember 1914 zu verstehen, die in der „Juedischen Rundschau“, Jg. XX, Nr. 1, Berlin, 1915, abgedruckt wurde⁵⁷ und die Gershom Scholem (1897–1982) als „Schandrede“⁵⁸ und „Elaborat“⁵⁹ verurteilte. Bubers Rede rief wegen ihres Vergleichs des deutschen Krieges mit den Makkabäerkriegen – Buber zitierte 2. Makk. 10, 5–8 – und der daran anschließenden These, dass die Juden „im Sturm dieser Begebenheit“ des gegenwärtigen Krieges mit „elementarer Gewalt erführen“, was „Gemeinschaftsgefühl“ sei, nicht nur bei Gustav Landauer und Gershom Scholem starke Bedenken hervor.⁶⁰ Buber war es jedoch um mehr als nur um eine „bellikose“ Revitalisierung des innerjüdischen Gemeinschaftsgefühls auf deutscher Seite gegangen. Die Behauptung,

Buber habe den Weltkrieg lediglich als Chance für den jüdischen Freiheitskrieg, gleichsam als „Makkabäeraufstand“ insbesondere für die Belange des unterdrückten Ostjudentums beschworen⁶¹, beruht auf verkürzter Wahrnehmung, an deren Zustandekommen der Mangel an Klarheit und Zielsicherheit der Buber'schen Rede nicht unbeteiligt war.⁶² Der tragende Gedanke der Chanukka-Rede ist folgender: Bubers Ausgangspunkt war der im Weltkrieg offen zu Tage tretende Konflikt doppelter Identität und Loyalität der jüdischen Kriegsteilnehmer beiderseits aller Fronten. Dieser ergab sich einerseits aus der glaubensmäßigen Zugehörigkeit zu der kosmopolitischen, die Fronten überschreitenden Diaspora; andererseits aus der im Krieg zwangsläufig eingeübten patriotischen Bindung an das jeweilige Heimatland. Durch das jeweilige nationale Gemeinschaftserlebnis mache der Weltkrieg dem europäischen Judentum den schmerzlichen *Riss* gespaltenen Loyalitäten in einer solchen Stärke bewusst, dass hieraus eine jüdische Renaissance des Zionismus entstehen müsse. In der Tat gibt Buber hier eine durchaus in all' seiner Schwere empfundene Stimmungslage wieder, wie sie ein anonym bleibender Autor⁶³ schilderte. Neben allen „tröstlichen und erhebenden Gedanken“ zum Chanukka-Fest 1914 werden, so schrieb dieser Anonymus,

„[...] noch andere Gedanken in uns wach [gerufen], Gedanken quälender, peiniger Art. Wieder steht ein großer Teil aller kriegsfähigen Männer unseres Volkes auf den Schlachtfeldern. [...] Aber, aber wo kämpfen wir, wofür kämpfen wir? Damals stritten wir in unserem Lande für unser Dasein, auf jüdischem Boden für das jüdische Volk; ein Volk, geschlossen und geeinigt gegen den übermächtigen Feind. Und heute? Zerstreut durch alle Länder hin kämpfen wir in allen Armeen, sind wir getrennt und zerrissen, kämpfen Brüder gegen Brüder, Juden gegen Juden. Und wofür kämpfen wir? Gewiß, uns deutschen Juden ist das Glück zuteil geworden, für ein Vaterland streiten zu dürfen, dem wir Wohlstand und Sicherheit, Bildung und Wissen, Freiheit und Kultur verdanken; aber vergessen wir nicht, daß wir nur einen geringen Teil unseres Volkes ausmachen. Die Mehrzahl der jüdischen Krieger aber, sie kämpfen für Rußland, für das Land, das wie kein anderes uns entwürdigt und gedemütigt, gepeinigt und verfolgt hat. Wir kämpften damals unter Juda Makkabis Führung gegen Antiochus, den schlimmsten unserer Feinde. Und Tausende unserer Brüder kämpfen heute unter dem Oberbefehl eines Nikolai Nikolajewitsch für das Zarentum, den blutdürstigsten unserer Hasser und Verfolger. Fürwahr, quälender, rasender Schmerz will uns ergreifen, wenn wir unsere Chanukahlichtlein anzünden und ihr milder, ergreifender Glanz uns das in Erinnerung ruft, was einst gewesen, und an das gemahnt, was heute ist. [...] Wir halten den Ländern, deren Bürger wir sind, die Treue, und selbst, wenn sie uns nicht immer unser Recht zugestehen, selbst wenn sie uns als Parias behandeln, als Sklaven verfolgen und peinigern; wir kämpfen mit Mut, auch wenn wir für Ziele streiten, die wir nicht billigen, für ungerechte Herrscher, die wir nicht lieben können. Und endlich: wir bewahren unser Gottvertrauen auch in schweren trüben Zeiten dieses Krieges.“⁶⁴

Bubers Überlegungen führten über diesen „toten Punkt“ des bloßen Aushaltens hinaus: Die „Revitalisierung“ der jüdischen Gemeinschaft, die Renaissance des Judentums, das „*incipit vita nova*“⁶⁵ verlaufe – angestoßen durch den Weltkrieg – evolutiv in drei Phasen: Das dem West-Judentum in der Assimilation zur „Luftwurzel“⁶⁶ verflüchtigte und abhanden gekommene Gemeinschaftsgefühl werde durch den Krieg zunächst in der

patriotischen Loyalitätserfahrung mit dem jeweiligen Heimatland wieder eingeübt und zurückgewonnen. Aus dieser notwendigen Erfahrung, zu welcher der Krieg verhelfe, ergebe sich aber umso schärfer die Einsicht in das Problem der innerjüdischen Zerrissenheit. Durch den Krieg werde dem Judentum das „Aufgeteiltsein“ unter die Völker schließlich in einer solchen Schmerzhaftigkeit klar, dass es sich als unumgänglich herausstelle, diesem Zustand im Sinn einer zionistischen Lösung, d. h. einer jüdisch-nationalen Befreiung, Abhilfe zu schaffen.⁶⁷ Um die ideologische Position Bubers klar und deutlich zum Vorschein kommen zu lassen⁶⁸, ist es angesichts dessen Schreibstils nicht zu vermeiden, den betreffenden Abschnitt in voller Länge zu dokumentieren:

„Wenn die Losung dieser erschütterten Zeit Bewährung heißt, so heißt sie es dreifach und siebenfach für den Juden. Tiefer als je hat der Jude heute seine Problematik zu spüren bekommen; tiefer als je erkennt das Judentum, was es bedeutet, unter die Völker aufgeteilt, den Völkern verhaftet zu sein. Aber die Zeit hat nicht bloß die Frage, sondern auch die Antwort verstärkt. Im Sturm der Begebenheit hat der Jude mit elementarer Gewalt erfahren, was Gemeinschaft ist. Er hat es nicht allein gesehen, er hat es an sich selber erfahren. War doch nicht das die wesentlichste Schwäche insbesondere des westlichen Juden, daß er ‚assimiliert‘, sondern daß er atomisiert war; daß er ohne Zusammenhang war; daß sein Herz nicht mehr dem Herzschlag einer lebendigen Gemeinschaft einstimmte, sondern dem Willkürtakt seiner abgesonderten Wünsche folgte; daß er von dem wahren Menschenleben, von dem Mit-einander- und Ineinanderleben der Menschen in heiliger Volksgemeinde ausgeschlossen war. Sein Judentum war nicht mehr wurzelhaft, und die Luftwurzeln seiner Assimilation waren ohne nährenden Kraft. Jetzt aber hat der Jude in dem katastrophalen Vorgang, den er in den Völkern miterlebte, bestürzend und erleuchtend das große Leben der Gemeinschaft entdeckt. Und es hat ihn erfaßt. Er blieb nicht Atom; er wurde mitgerissen; er schloß sich glühend der Gemeinschaft an, die ihm so ihr Leben offenbarte, – der Gemeinschaft, *die ihn in diesem Augenblick am stärksten brauchte*. Wird ihn das der Gemeinschaft, *die ihn in der Ewigkeit braucht*, der tiefen Gemeinschaft seines Blutes und seiner Art weiter entfremden? Ich glaube, daß es ihn ihr wiederbringen wird. Gemeinschaftsgefühl ist in ihm erglommen, er fühlte in sich etwas entbrennen, wovor aller Nutzzweck zusammenfiel, er erlebte den Zusammenhang. Er hat den ersten Schritt der inneren Befreiung getan. Wenn dem Augenblick sein Recht geschehen sein wird, wird er nicht wieder ins Leben des Atoms zurückfinden, und der Ruf der tiefen Gemeinschaft seines Blutes und seiner Art, den wir ihm zutragen werden, wird ein wacheres Ohr treffen als zuvor. Ja, wir werden dann rufen, wie wir noch nicht gerufen haben, was Matathija zu Modin rief: ‚Wer den Bund halten will, ziehe aus, uns nach!‘ Und ich meine, es werden uns welche, werden uns viele folgen, die uns noch nicht gefolgt waren – vielmehr, sie werden sich selber folgen. Denn sie haben den Weg der inneren Befreiung betreten, und sie werden erkennen, daß es für den sich befreienden Juden keine Wege gibt, sondern nur *einen* Weg. Sie werden in die erschütterten Schollen ihrer Seele den Samen der lebendigen Wahrheit empfangen. Sie werden ihre Einheit als Juden fühlen und erkennen lernen. Sie werden ihr Gemeinschaftserlebnis vertiefen und aus ihm ihr Judentum neu aufbauen. Sie haben in Blut und Tränen die Zerrissenheit des Judentums geschaut, und die Sehnsucht wird über sie kommen, sie zu heilen. Sie werden danach Verlangen tragen, daß aus ihrem kranken Volke ein heiles und aufrechtes Volkswesen werde wie das, dessen Glut sie in jenem Augenblick miterfaßte. Sie werden an sich arbeiten, daß sie an dem neuen Leben teilnehmen dürfen. So werden sie die wahre Befreiung und Tempelweihe vollziehen. Ja, wir fühlen heute wie nie zuvor, daß wir unter die Völker aufgeteilt sind. Aber wir fühlen

auch mit großer Macht, daß wir einen Tag der Wende, einen Tag Jahwes durchleben, und die Ahnung wird in uns rege, daß wir bald eingesammelt werden.“⁶⁹

Im Jahr 1916 sah sich Buber in diesem speziellen, vielfach auch zustimmend aufgenommenen Deutungsmuster, das den Krieg nur in der Begrenzung durch ganz spezifische jüdische Kautelen befürwortete, bestätigt.⁷⁰ In seinem Artikel „Die Losung“ in der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Der Jude“, Jg. 1, Nr. 1, Berlin, 1916, äußerte sich Buber (auch hier ist der Wortlaut möglichst vollständig zu geben) wie folgt:

„Hunderttausende von Juden kämpfen gegeneinander; und das Entscheidende ist: sie kämpfen nicht aus Zwang, sondern aus Gefühl der übermächtigen Pflicht. [...] Mannhaftigkeit und Bewährung, Gemeinschaft und Hingabe – der Ruf, zu dem sich die Völker im Frieden nicht aufrafften, ist nun zum Krieg ergangen, und mit den anderen sind ihm die Juden gefolgt, aus dem leidenschaftlichen Verlangen, die Schicksalsstunde Europas als ein Stück, nein, als Stücke Europas mit ihrem Blute mitzuerleben und mitzuerleiden. [...] Die Völker sind untereinander, die Judenheit ist in sich selbst geschieden; jedes Volk setzt dem eindringenden Chaos seine feste, durch kein Unterliegen zu zersetzende Gestalt entgegen, das jüdische in seiner schwankenden, selber chaotischen Erscheinung scheint ihm verfallen zu sein. Es sieht so aus, als ob es nur noch Juden, aufgeteilte Juden, und kein Judentum gäbe. Und doch ist dem nicht so. Vielmehr darf daran geglaubt werden, daß diese Zeit der schwersten Prüfung für das Judentum eine tiefe Selbstbesinnung und damit den Beginn einer wahrhaften Sammlung und Einigung bedeutet. Es sei mir gestattet, hier zu wiederholen, was ich 1914 in einer Rede äußerte. [...]“⁷¹ Was ich damals sagte, hat sich mir seither bestätigt. Um nur von denen zu sprechen, die den Krieg unmittelbar erfahren haben: aus allen Briefen vom Felde, aus allen Gesprächen mit Heimgekehrten empfang ich den gleichen Eindruck⁷² – den einer Stärkung des Verhältnisses zum Judentum durch Klärung des Blicks und Festigung des Willens. Der oder jener wird vom Judentum abfallen; wer das heute vermag, hat ihm nie angehört. Wer ihm aber treu bleibt, wird ihm stärker anhängen als zuvor: ernster, tätiger, verantwortlicher. Die Illusion, man könne in einer Zeit wie diese[r] wahrhaft leben, indem man dem Leben der Gemeinschaft von außen zuschaut, oder man könne am Leben der Gemeinschaft teilnehmen, indem man sich bloß zu ihr bekennt, ist zerstört. Wer überhaupt mit seinem Dasein auf der Erde Ernst machen will, muß mit seinem Verhältnis zur Gemeinschaft Ernst machen: indem er sich *verantwortlich fühlt*. In den durch das jüdische Erlebnis dieses Krieges erschütterten Juden, die sich für das Schicksal ihrer Gemeinschaft verantwortlich fühlten, stellt sich die neue Einheit des Judentums dar.“⁷³

Ähnlich argumentierte Heinrich Margulies in seinem in der Juedischen Rundschau Jg. XX, Heft Nr. 6 vom 5. Februar 1915 veröffentlichten Artikel „Der Krieg der Zurückbleibenden“:

„Wie aber, geht die Rede manches Mißgünstigen, können wir, deren Streben von je über die Grenze dieses Landes [= Deutschland] hinausging, diesen Krieg zu dem unseren machen? Selten enthüllte sich Assimilation so nackt wie in diesem Vorwurf. Sie jubelte, daß dieser Krieg unseren Zionismus vernichten müsse, denn er brachte Haß von Grenzpfahl zu Grenzpfahl. Sie frohlockte, wir würden unser Lebensziel vergessen, denn es galt jetzt den Kampf für Länder und nicht für das Land unserer Ziele. – Wie konnte Assimilation so irren? Sie *wußte nicht, was Krieg bedeutet*. [...] Sprachen wir nicht von dem Opfer des eigensüchtigen

Strebens, von der restlosen Hingabe der Seele an die Gesamtheit? [...] Spürten wir nicht, daß wir nur Einzelne waren, die verloren gingen? [...] Da kam der Krieg. Und plötzlich packte es die Welt und Millionen wurden, wie wir es seit Jahren erhofft. In dem Brausen der Menge vernahmen wir unsere Melodie und plötzlich umgab uns *Gemeinschaft*. Denn der Mensch war erwacht. Wie uns dies Erlebnis vertraut war! Sollten wir nicht eine Stärkung auch darin finden, daß wir nicht mehr vereinzelt waren, daß alles, was bisher an uns, den Wenigen, geschmährt wurde, nun zum religiösen Erleben von Millionen wurde? War es ein Wunder, daß *unsere* Brüder, *unsere* Freunde unter den Ersten waren, die freiwillig dem Rufe folgten, der längst in ihrer Seele lebte? – So kam es, daß wir in den Krieg zogen, weil wir Zionisten waren, nicht aber: obwohl wir Juden sind!“⁷⁴ –

Zu nennen ist hier auch Samuel Hugo Bergmann (1883–1975), der noch kurz vor Kriegsausbruch dem Anliegen Berdyczewskis zur Reinhaltung des Zionismus durch die „Umwertung aller Werte“ des Judentums beigespflichtet hatte⁷⁵; er folgte Buber in der schon zitierten Zeitschrift „Der Jude“, Jg. I, Heft 1 vom April 1916:

„Für unsere Zukunft wird es von der allerentscheidendsten Bedeutung sein, ob die jüdischen Menschen diesen ersten Krieg, an dem sie in solchen Massen mitkämpfen, *aktiv* erlebt haben oder nicht, ob sie diese Zeit nur erlebt haben als etwas, das mit ihnen geschah und ihnen widerfuhr, oder ob sie, mit ihrem ganzen Sein in ein großes, überpersönliches Ganze eingestellt, den Sinn verstanden haben: daß da auf einmal die Gemeinschaften der Menschen als etwas Wirkliches aufstanden, dem gegenüber der Einzelne ins Nichts versank; daß der Staat, dieses frühere Nichts, das Allerrealste ward und das früher scheinbar allein reale Individuum wesenlos; daß die Einzelnen fallen, abgehen, wechseln konnten und das Ganze blieb. Das Ganze, das ist: der Zusammenhang der Einzelnen. Er ist das Allerwirklichste. Erst wer dieses erfühlt hat, weiß, was Geschichte ist. Und es müßte die große, erzieherische Bedeutung des Krieges für uns sein, daß in uns das Bewußtsein davon erwacht, welche Kräfte die Geschichte gestalten, auf daß wir wiederum wert werden, ein Volk zu sein und eine wirkliche, das Geschehen bewegende Kraft. [...] Ich werde nie jenes jüdischen Soldaten vergessen, dem ich, als wir August 1914 gegen Lublin marschierten, klar zu machen suchte, was ein Kampf gegen Rußland für uns Juden bedeute und der, als er alles verstanden hatte, schließlich doch nur meinte: ‚Schade um das jüdische Blut.‘ Er sah keinen über uns allen schwebenden Zusammenhang, er sah nur die Einzelnen, die verbluten. Ein Volk mit solcher Psychologie, mit einem solchen Individualismus, wäre zum Tode verurteilt. [...] Jenes nicht mehr ins Leben verankerte Judentum ist nur noch ein Wort. [...] Mag das auch noch in der Ferne liegen: für uns hängt alles davon ab, ob wir durch den Krieg gelernt haben, Schein von Sein zu unterscheiden, und ob wir die Kraft haben werden, eine *wirkliche* jüdische Volksbewegung zu schaffen.“⁷⁶

Bubers Argumentation – mit dem von Gershom Scholem prinzipiell kritisierten Umweg, über „Berlin“ nach „Zion“ zu gelangen⁷⁷, sich gleichsam in den Gussofen eines Krieges zu werfen, um von ihm das Judentum zu neuer Gestalt umschmelzen zu lassen, – war allerdings nicht ohne Gefahren. Mit ihm wurde Martin Buber zwar nicht zum prinzipiellen Kriegsbefürworter⁷⁸, aber er begriff den Krieg als Chance. „Die Zeit ist freilich wunderschön“, schrieb er sogar an Ernst Elijah Rapoport (1889–1952), „mit der Gewalt ihrer Wirklichkeit und mit dieser ihrer Forderung an jeden von uns.“⁷⁹ Die Kritik an dieser

durchaus heiklen Perspektive, ausgerechnet einen Krieg als „über uns schwebendes“, wirkendes Subjekt zur Wiedergewinnung der jüdischen Identitäts- und Gemeinschaftsempfindung anzusehen, ließ nicht lange auf sich warten. Gustav Landauer (1870–1919), der die Gedankenführung abwegig und „sehr schmerzlich, widerwärtig und nahe an der Unbegreiflichkeit“⁸⁰ empfand, entrüstete sich insbesondere über die Idee Bubers, einem zur nationalen Solidarität zwingenden Ereignis wie einem Weltkrieg nichts weniger als die entscheidende Mitwirkung an der Renaissance des Judentums anzutragen. Buber hatte 1914 zur nationalen deutsch-jüdischen Solidarität gedichtet:

„Wolke stieg aus Millionen Tropfen,
Was im Volk sich ballt, ersteht aus allen,
Die Entscheidungen des Krieges fallen
Denen nach, die heut dein Herz durchklopfen.“⁸¹

Landauer widersprach heftig; ihm „koche das Blut“⁸²; er schrieb Buber am 12. Mai 1916:

„Nur überhaupt Gemeinschaft? – das ist für Sie, was dieser Krieg gebracht hat, den Menschen im allgemeinen und den Juden im besonderen. Und eben das nenne ich *ästhetisch* und formalistisch. Kein lebendiger Mensch empfindet so und braucht solche Umwege [...]. Die Gemeinschaft, die wir brauchen, entzieht sich von vornherein all dem, was heute Krieg heißt und was nach Entstehung und Wesensart durchaus zu erkennen ist, keiner Deutung bedarf und keine verträgt.“⁸³

3) Zwischenüberlegung: „Fruchtbarkeit aus Blut und Schmerzen“ – Jüdische Kriegstheologie im Schlepptau deutscher Rezeptionsvorgaben?

Diese höchst heikle Bewertung des Krieges durch Buber und andere jüdische Intellektuelle erweckt den Verdacht, dass diese sich im Schlepptau einer damals in Deutschland weit verbreiteten Überdrussstimmung befand. Es war keine Frage, dass in einer nationalistisch-echauffierten Empfindungsstörung von Kriegsästhetik, im Ennui kulturpessimistischen Ekels sich damals eine erkleckliche Anzahl von Künstlern, Schriftstellern, Kulturphilosophen und Theologen das Ende des saturierten, „verweichlichten“ Friedenszustandes herbeiwünschten⁸⁴, wobei nicht zuletzt auch das individuelle Eigeninteresse an grandioser Lebenssteigerung mitschwang. Man war, wie Robert Musil formulierte, auf der „Flucht vor dem Frieden“⁸⁵. „Propheten der Irrationalität, der Unbürgerlichkeit, des heroischen Kämpfertums [...], Verächter der feigen Intelligenz“⁸⁶ standen überall auf gegen die „Welt-Stagnation“⁸⁷. Dichter, Intellektuelle, Vertreter aller wissenschaftlichen und künstlerischen Disziplinen. Jürgen Brokoff hat in dieser Hinsicht auf die Kriegsliteraturproduktion auch deutsch-jüdischer Autoren wie Julius Bab, Ernst Lissauer, Hugo Zuckermann (1881–1914) und Walt(h)er Heymann (1882–1915) aufmerksam gemacht, deren Duktus von „Zukunftsbegeisterung, Appell an Pflicht und Mannheit, kurz, [...] heroische[r] Festivität“⁸⁸ sich trotz offensichtlicher Parallelen indessen nicht ganz mit der sonstigen deutschen verrechnen lässt.⁸⁹ Der evangelische Theologe Florens Christian Rang

(1864–1924) schrieb am 18. September 1914 an Martin Buber – durchaus in der nicht unbegründeten Überzeugung, hierin mit Buber übereinzustimmen –:

„Jetzt aber wird das Wort des alten Heraklit wieder wahr πολεμος αρχη παντων – und die bloße (immer Glück, Friedens-Wohlstand meinende) Liebes-Moraligkeit liegt am Boden, dafür aber erhebt sich im Völkerbewußtsein das Eine, alles Durchdringende: die Aufopferungsbereitschaft. Wofür? wer weiß es? Aber sicher nicht für irgend etwas, das als Zweck angesprochen werden könnte; insbesondere nicht etwa zum Zweck der Wiedergewinnung des Friedens, Wohlstands u. dergl. Denn solche Ziele der Explosion zu setzen, die heute Europa, ja mehr von der Erde, hinreißt, hieße ihre Tiefe und Höhe verkennen. Vielmehr: die Neuzeit des Glaubens bricht an; wo man glaubt, was man tut, weil man tut, was Gott will, nicht was der eigene Menschenwohlwille will. [...] das Göttliche ist der eigentliche Kern.“⁹⁰

Berthold Viertel (1885–1953) kennzeichnete die intellektuelle Szene rückblickend als „blutigen Sumpf [...], in dem so viele Denker und Dichter der Epoche steckengeblieben sind [...]“, als „die kleinste aller kleinen Zeiten [...]“, in der

„alle Welt den Kopf verlor. Als der ganze öffentliche Geist jene Begeisterung erzeugte, für die man geistverlassen ins Massengrab übersiedelte; als die Seelsorge zum Gasangriff auf die Religion übergang, die Medizin sich als die Kunst der Menschenverstümmelung betätigte und die Justiz Gewalt vor das lapidarste Menschenrecht setzte.“⁹¹

Dieser in Deutschland „öffentliche Geist“ entsprach einer ebenso in ganz Europa – wie Jens Junggren, Geert Buelens, Peter Englund u. a. neuerdings wieder gezeigt haben⁹² – unter den Intellektuellen lautstark vertretenen Stimmung⁹³, die jedoch längst nicht von allen geteilt wurde. In krassstem Gegensatz hierzu beurteilte Stefan Zweig – etwa wie Friedrich Meinecke auch⁹⁴ – das damalige Weltgefühl unter der friedlich empfindenden Mehrheit als zuversichtlich, wunderbar unbesorgt, beschwingt, zukunfts offen, sogar „weltbrüder-schaftlich“.⁹⁵ Darin glichen die 1880er Jahre übrigens unserer heutigen Bundesrepublik, die sich – entgegen aller schadenfrohen Nörgeleien und Provokationen – demokratischen, universalen Werten bleibend verpflichtet sieht.⁹⁶ Man hatte auch damals, und zwar europaweit, trotz allen weltpolitischen Widereinanders ein „europäisches Gemein-gefühl“, eine Weltbürgerlichkeit verspürt, die „in dieser Stärke zuvor niemals, selbst nicht in den Zeiten der Erhebung gegen Napoleons Universalreich, dagewesen war.“⁹⁷ Bis kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges gab es Zeitstimmen, wie sie etwa in den Predigten von Christoph Blumhardt d.J. häufiger zu hören waren, dass die Gefahr, Konflikte krie-gerisch zu lösen, vorüber sei:

„Es kann kein Eroberer mehr wie ein Napoleon nach seinem Willen auftreten und die Völ-ker zusammenwerfen, – das geht nicht mehr, wir sind weiter gekommen. Jetzt müssen auch Könige und Fürsten zittern: ‚Wie wird’s gehen?‘ und man schreit: ‚Um Gottes willen keinen Krieg!‘ Kein Mensch denkt wie früher: ‚Ja, Krieg muß sein!‘ – o nein, auch die Gewaltigsten müssen demütigt werden und sagen: ‚Nein, nein, nur nicht töten, nicht Krieg führen!‘ – das hat alles ziemlich aufgehört.“⁹⁸

„Man redet gegenwärtig in der ganzen europäischen Welt vom Frieden – warum redet man denn heute vom Frieden? Wer kann das erklären? Seit die Menschheit besteht, hat man noch nie [so viel] vom Frieden geredet, heute redet man davon, daß doch einmal sich die Völker besinnen möchten, ob es sich nicht ohne Krieg machen ließe. Das war in den vergangenen Jahrtausenden ausgeschlossen. Da haben wir also etwas Gutes, da ist eine Finsternis weggedrückt.“⁹⁹

Auch zu den oft kritisierten zentrifugalen Spannungen im deutschen Reich meldeten sich Gegenstimmen. Längst nicht jeder hoffte auf Krieg als dem Allheilmittel, mit welchem alle Gegensätzlichkeiten und Zersplitterungen der deutschen Gesellschaft schlagartig beseitigt werden sollten, wie etwa die Äußerungen von Zeitgenossen wie Emil Fuchs (1874–1971) und Siegfried Dyk belegen. Dezentralismus, Provinzialität und Lokalismus in einem „mannigfach nuancierten“ und letztlich doch „in sich einheitlichen Volkscharakter“ Deutschlands hatten durch Julius Langbehn's Buch „Rembrandt als Erzieher“¹⁰⁰ auch ihre Lobredner gefunden.¹⁰¹ Der in Deutschland tief eingewurzelte kantonale Geist wurde im Gegenteil – so noch Emil Fuchs 1917 – als Ausdruck des „germanischen Genius“, als wertvolles Ich-Bewusstsein gewürdigt, das sich am deutlichsten in Martin Luther verkörpert habe und als „Kraftentfaltung“, als „ewiger Werkeltag zwischen Vogesen und Weichsel“¹⁰² im vielgestaltigen „Wettstreit individuellen Fühlens, Denkens und Schaffens“ anzuerkennen sei; nach Kriegsbeginn habe sich gerade diese Grundgefasstheit Deutschlands als unverzichtbare Ressource dafür herausgestellt, dass

„aus tausend Rinnsalen, aus Bächen und aus Flüssen individuellen Schaffens, der starke Strom [wurde], der heute sich auch von der Überzahl der Feinde nicht dämmen läßt, der alles mit sich fortreißt, was sich ihm hindernd in den Weg stellt. So wird das Wunder unseres ersten Kriegsjahres verständlich, das nicht erst neue Menschen zu schaffen hatte, das nur zu einem Ziel das Streben, die Fähigkeiten, die Arbeit und die Kämpfe aller in einem Bette einte, die schon im Frieden, ein jeder nur in seiner Art, für Deutschlands Größe kämpften. [...] Darum soll man heute uns den Individualismus nicht schelten. Er ist Erbauer und Erhalter des deutschen Reiches. Verhängnis wäre es uns, wenn sich der Wille des einzelnen zur vollen Kraftentfaltung nach seinen Fähigkeiten wirklich gewandelt hätte zur willenlosen Unterordnung unter fremde Lenkung. Wir wären dann aus einem aktiven, lebensvollen Volke zu einem passiven geworden, das sterben müßte, weil ihm die Triebkräfte zur weiteren Entwicklung fehlen. [...] Staatsbewußtsein und Individualismus ist dann, bewußt und unbewußt, kein Gegensatz, vielmehr die reinere Einheit, die unser Vaterland zur Höhe führt.“¹⁰³

a) Der Faktor *Ennui* – „Das Leben wurde mit Wollust in die Flammen geworfen“

Der französische Botschafter Maurice Paléologue (1859–1944) gab in seinem Buch „*La Russie des Tsars pendant la Grande Guerre*“ (1921) einen Einblick in den *Ennui* der russischen Oberschicht. La Princesse Sophie Dolgorouky bekannte ihm am 22. Januar 1916 in ihrem Boudoir:

„Neugierig? ... O ja! Wir sind neugierig. Wir möchten alles sehen, alles kennenlernen, alles versuchen. Wir forschen überall nach neuen Gesichtern, neuen Reizen, neuen Begierden ...

Wir sind nie ganz wach; wir wissen weder sehr gut, was wir tun, noch welche Stunde es geschlagen hat (*nous ne savons jamais très bien ce que nous faisons ni l'heure qu'il est*) ... Wir irren im Leben umher, wie Schatten im Mondschein. ... Das Wort des Dichters Tjutschew sagt sehr richtig: Wir haben nächtliche Seelen. ... Die Langeweile vergiftet unser Leben. Wir sind immer gleich ermüdet, übersättigt, angewidert, angeekelt (*L'ennui empoisonne notre vie. Nous arrivons tout de suite à la fatigue, à la satiété, au dégoût, à l'écœurement ...*). ... Wir sind nur anfallsweise (*par accès*) fromm, in der Erwartung eines großen Glücks oder unter der Androhung eines großen Unglücks. Da stürzen auch die weniger Gläubigen unter uns in die Kirche. ... Und dann zur Wahrsagerin. ... [...] Wir vergessen ziemlich schnell und vollständig; für die meisten von uns ist das Vergangene so gut wie gestorben, oder hat überhaupt niemals gelebt (*Nous oublions assez vite et complètement. Pour la plupart de nous, ce qui est passé est mort ou plutôt n'a jamais existé*). ... Haben Sie bemerkt, wenn Sie einen *izvochtchik* nehmen, der Kutscher immer in vollem Galopp davonsprengt, noch ehe er weiß, wohin Sie fahren wollen? So geht es uns; wenn wir uns in ein Abenteuer einlassen, sausen wir in voller Eile davon, ohne zu fragen, wohin wir gehen (*sans même nous demander où nous allons*). Übrigens ist das ohne Bedeutung; denn unsere Abenteuer verlaufen immer in nichts, führen uns nirgends hin. ... Alle unsere Romane enden mit einem Zusammenbruch. Schließlich lachen wir selbst über unsere eigenen Träume.“¹⁰⁴

Nun stand aber an der Front ein weit größeres Abenteuer als bloß eine Schlittenfahrt oder eine „Affäre“ an, sondern *das* große Abenteuer des Krieges, *der* Krieg! Alfred Lichtenstein (1889–1914) ließ im Mai 1914 in einem seiner Gedichte einen deutschen Generalleutnant singen:

„[...] Frauen, Theater, Musik
Interessieren mich wenig.
Was ist das alles gegen
Parademärsche, Gefechte.
Wäre doch endlich ein Krieg
Mit blutigen, brüllenden Winden.
Das gewöhnliche Leben
Hat für mich keine Reize.“¹⁰⁵

In dieser heute schwer zu begreifenden, europaweiten¹⁰⁶ „Mentalitätsverschiebung“ wortführender, politisch einflussreicher Intellektueller hin zum Kriegswunsch¹⁰⁷, die zur öffentlich stärksten Macht wurde, trugen in Deutschland die kriegsaffirmativen Rezeptionsvorgaben, Anschauungen vom Krieg als therapeutischem Heilmittel, die durch Hegel, Kant, von Clausewitz u. v. a. gleichsam kanonisiert worden waren, erheblich bei. Sogar Intellektuelle wie Thomas Mann (1875–1955) wurden vom Überdruß erfasst – jenen Überdruß, den Charles Baudelaire treffend als destruktiv beschrieben hatte: „*C'est l'Ennui!* [...] *Il ferait volontiers de la terre un débris*“ = „Es ist der Überdruß [...]. Zerfetzte er doch gern den Fug der ganzen Welt!“¹⁰⁸ Thomas Mann – nicht nur er, sondern auch Schulpädagogen¹⁰⁹ – schmückte die auflodernde Kriegslust mit dem zum kriegsaffirmativen Topos gewordenen, oben schon einmal zitierten Vers aus Friedrich von Schillers „Die Braut von Messina“ (I, 7¹¹⁰), der in poetischer Sprache zusammenfasste, was Dichter und

Philosophen über den Krieg als Medium der gesellschaftlichen Erneuerung und persönlichen Selbststeigerung verlaublich hatten¹¹¹:

„[...] Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.“¹¹²

Im November 1914 formulierte Thomas Mann in der Neuen Rundschau Jg. XXV, Heft 11, die folgenden Zeilen, die wegen ihres „*accès de délire d'orgueil et de fanatisme irrité*“, wie Romain Rolland schrieb¹¹³, noch immer lesenswert sind:

„Wir [= die Künstler] kannten sie ja, diese Welt des Friedens und der cancanierenden Gesittung – besser, quälend viel besser, als die Männer, deren furchtbare, weit über ihre persönliche Größe hinausgehende Sendung es war, den Brand zu entfesseln: Mit unseren Nerven, mit unserer Seele hatten wir tiefer an dieser Welt zu leiden vermocht, als sie. Gräßliche Welt, die nun nicht mehr ist – oder doch nicht mehr sein wird, wenn das große Wetter vorüberzog! Wimmelte sie nicht von dem Ungeziefer des Geistes wie von Maden? Gor und stank sie nicht von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation?¹¹⁴ [...] Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte! Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung. Hiervon sagten die Dichter, nur hiervon. Was ist ihnen Imperium, was Handelsherrschaft, was überhaupt der Sieg? Unsere Siege, die Siege Deutschlands – mögen sie uns auch die Tränen in die Augen treiben und uns Nachts vor Glück nicht schlafen lassen, so sind doch nicht sie bisher besungen worden, man achte darauf, es gab noch kein Siegeslied. Was die Dichter begeisterte, war der Krieg an sich selbst, als Heimsuchung, als sittliche Not. Es war der nie erhörte, der gewaltige und schwärmerische Zusammenschluß der Nation in der Bereitschaft zu tiefster Prüfung – einer Bereitschaft, einem Radikalismus der Entschlossenheit, wie die Geschichte der Völker sie vielleicht bisher nicht kannte. Aller innere Haß, den der Komfort des Friedens hatte giftig werden lassen – wo war er nun?“¹¹⁵

Der damals vielgelesene Gustav Schüller gehörte zu denjenigen Dichtern, die gleich Thomas Mann „wie im Wettstreit den Krieg“ besangen, „frohlockend, mit tief aufquellendem Jauchzen – als hätte ihnen und dem Volke, dessen Stimme sie sind, in aller Welt nichts Besseres, Schöneres, Glücklicheres widerfahren können“¹¹⁶:

„Wir sind hindurch! Durch Wust und Schleppenschwänze,
Durch Staub und Dunst und eine Moderwelt,
Durch schönheitsfreche, grelle Narrentänze,
Durch Geist, der wie vor Jahrmarktsbuden schellt,
Durch Siegesgetöse, das die lauten Kränze
Dem zuwirft, der den Sieg im Munde hält –
O schlimme Zeit voll Totenwürmer-Bohren,
So groß und wirr, so heiß und so verloren!

Wir sind hindurch! Durch kreischendes Verneinen,
 Durch düsterschwere Gottverlorenheit,
 Durch Herzvereisen und durch Weltversteinen
 (Dem rauschend aufgeprunkten Nessuskleid),
 Durch hohles, kaltes, klügelndes Verkleinen,
 Durch lebenüberlogne Sterbezeit –
 Die Kriegssturmwagen durch die Lande rollen,
 Und Tod und Leben nicht mehr lügen wollen! [...]“¹¹⁷

„Das Leben wurde mit Wollust in die Flammen geworfen“, schrieb Robert Musil 1922.¹¹⁸ Das Gros der ennuierten Intellektuellen (so auch Hermann Hesse¹¹⁹) erwartete vom Krieg, dass sich dieser zur „Gesundung“ wie ein „Gewittersturm der Neuschöpfung, Weltbefreiung, Weltverjüngung, Weltveredelung“, wie ein „luftreinigendes Sturmgewitter“ auswirken, „die Miasmen der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit hinwegfegen“, das „Schwächliche, Unfruchtbare, Sentimentale“ überwinden, „den hochgespannten Individualismus“ und seine „zentrifugalen“, die Gesellschaft fragmentierenden „Kräfte“ besiegen würde. Hier sprach sich der destruktive Überdruß an einer „morschen Vorkriegswelt“, wie sie Thomas Mann im „Zauberberg“ geschildert hatte¹²⁰, deutlich aus. Der Krieg sei ein probates Mittel zur Kurierung vorgeblich unhaltbar gewordener maroder, malader, morbider Zustände, ein segensreiches Zucht- und Gnadenmittel der Liebe Gottes am deutschen Volk. Selbst ein erklärter Gegner der Kriegstheologie wie der „renitente“ Pfarrer Rudolf Schlunck stand solchen Überlegungen nicht fern; er verband mit dem „Friedenselend“ allerdings nicht den gesellschaftlichen Ennui, sondern eher die sittlichen Missstände.¹²¹ In der protestantischen Kriegstheologie waren die „Missstände“ jedoch nicht die einzigen Argumente, mit denen der Krieg zur theologischen Notwendigkeit erklärt wurde. Zu seiner Veredelung bediente sich der Überdruß der schon oben dargestellten Aprioris des deutschen Idealismus: Die Erneuerung des deutschen Volkes durch Krieg sollte dieses zu den höheren Aufgaben der Heilsgeschichte qualifizieren: Durch den 44-jährigen, „langandauernden, erschlaffenden Friedenszustand [habe sich]“ das deutsche Volk – so Franz Koehler gestützt auf viele Einzelzitate¹²² – noch „nicht als das geeignete Gefäß erwiesen, in das Gott alle seine Pläne und Gedanken, die er mit uns [= dem deutschen Volk] hatte, bergen konnte. [...] Darum mußte uns nun Gott die Not dieses Krieges schicken als eine Hilfe zum Sieg über viel Böses in unserem Volk.“ Der Krieg wirke gegen den Parteienhader, die Klüfte und Abgründe von Standesinteressen und Bildungsgraden, gegen die Zersplitterung des deutschen Reiches, gegen Eigenbrödelei, Neid, Eigennutz, Individualismus und Persönlichkeits-Kult, gegen Verweichlichung und Wehleidigkeit“ wie eine Medizin, die den inneren Frieden Deutschlands und seine nach außen gerichtete Wehrhaftigkeit wiederherstelle. Der Krieg böte dem deutschen Volk jetzt die Chance zur Genesung, zur Selbsterneuerung, mit ihm nahe sich der „große Augenblick“ zur Buße, zur „Wiedergeburt und Lebensheiligung“, die notwendig seien, um sich für den weltgeschichtlichen Auftrag der Welterlösung zu rüsten.

„Im Krieg gesundet [etwa] die Menschheit?“, fragte Kraus und warnte ironisch: „Wenn sie [mal bloß] nicht den Krieg ansteckt!“¹²³ Als Gymnasiast hatte man vom Ausspruch des

Herodot gehört, dass niemand so unverständlich (ανοητος) sei, den Krieg dem Frieden vorzuziehen, da in diesem die Kinder ihre Eltern, in jenem die Eltern ihre Kinder beerdigten.¹²⁴ Und vielleicht hatten auch manche den Hinweis des Polybios gelesen, dass es eine simple Schülerweisheit sei, auf die schon jeder aufsatzschreibende Erstklässler kommen könne, dass der Krieg der Krankheit (τον μὲν πόλεμον τη νόσῳ), der Friede aber der Gesundheit gliche (την δ' εἰρηνην τη υγίειᾳ), denn dieser heile auch die Kranken, während jener den Gesunden Tod bringe.¹²⁵ Die zur vorgeblichen „Gesundung“ der Gesellschaft nötige Anzettelung eines Krieges wurde gleichwohl nach außen hin als heilbringende Aufbauarbeit verbrämt. „Aus den realen Toten“, die dabei auf der Strecke blieben, „wurden mythische Opfer, von denen man sich einen politischen Neubeginn erwarten durfte.“¹²⁶ Dass Martin Buber von solcher Stimmung nicht weit entfernt war, zeigen gelegentliche Äußerungen in Briefen, die von der „Offenbarung des Absoluten“, von „Freiheit“ und „Vollendung [...] im Opfer für einen absoluten Wert“ sprechen, wo man im Augenblick einer „Weltepoche“, „im Sprung, in der Wende in der Wandlung“ mit „Inbrunst“ „das Vertraute, das Sichere, das Bedingte“ hinwirft. „Wir hier in Deutschland“, heißt es da, „haben es staunend und mitten im tausendfachen Grauen beglückt erkannt, daß wir in ein Zeitalter der Kinesis getreten sind. [...] Des- sen haben wir uns in den Schrecken und bitteren Schmerzen dieses Krieges [...] zu freuen. Es ist eine furchtbare Gnade; es ist die Gnade der neuen Geburt.“¹²⁷ Buber verfasste im Geist der Umwertung traditioneller jüdischer Werte, im Geist der Wiedergeburt des vitalistischen Nationalismus' ein Gedicht wie das folgende von 1914, das er seinen jüdischen Volksgenossen „ins Stammbuch“ schrieb; die beiden ersten Strophen dieses Gedichtes lauten:

„In ein Stammbuch

Krieg der Völker heißt des Blitzes Flamme,
Doch aus dem sie brach, das Reich der Wolke
Ist der Krieg tief drin in jedem Volke,
Eingeboren jedem echten Stamme.

Aber jetzt aufwallend an der Wende:
Krieg der Freien mit dem Eingewöhnten,
Krieg der Wagenden mit den Versöhnten,
Der im Anfang wider die im Ende. [...]"¹²⁸

Es ist nun die Frage, ob man – vor dem Hintergrund von kämpferischen Ideen der jüdischen Nietzscheaner und Michael Berdyczewskis – Martin Buber und seinen kriegstheologischen Denkansatz tatsächlich so ohne Weiteres mit in die Kriegsschwelgerei deutscher Kriegstheologen, Intellektuellen und Akademiker einordnen kann. Reicht dafür seine Anschauung hin, dass sich „im Krieg eine Kultur erneuern“ lasse, und dass das „verflüchtigte und abhanden gekommene jüdische Gemeinschaftsgefühl“ durch die auf alle Fronten verteilte patriotische Loyalitätserfahrung im Krieg wiederauferstehen könne?

b) Der „Kriegsbuber“ im Schlepptau der deutschen Kriegstheologie? – Eine Legende als Antwort

Martin Buber erzählte 1915 in der Juedischen Rundschau eine „den Freunden im Felde gewidmete“ Legende, die auf den Rabbiner Yisroel Fridman von Ruzšin (im Gouvernement Kiew) (1796–1850) zurückgeht¹²⁹, mit dem Titel „Der Engel und die Weltherrschaft“:

„Es war zu einer Zeit, da aus dem Willen des Herrn, in dessen Hand eines jeglichen Dinges Ursprung und Ende ist, ungemessen Pein und Siechtum sich über die Welt ergoß. [...] Wehmut und Trauer lag selbst über den Heerscharen, die den Thron umstehen. Unter ihnen aber war einer, dem war das Herz ganz verstört von all dem zehrenden Leiden, auf das er niederblickte. [...] Er reckte sich auf und trat vor den Herrn hin. [...] Er hub] zu reden an und begehrte mit freien und kühnen Worten, daß Gott die Führung der Erde für eines Jahres Frist in seine Hände geben möge; er wolle sie zum Guten führen. Die Scharen um den Thron erzitterten in Scham und Bangen um den Vermessenen. Dann aber erstrahlten die Himmel unter Gottes gütigem Lächeln. Er blickte den Heischenden liebevoll an und sprach die Gewährung aus. [...] Nun kam ein Jahr der Wonne und der Anmut über die Erde. Der lichte Engel schüttete den ganzen Ueberfluß seines gnadenseligen Herzens auf die verängstigten, in Nöten erstarrten Kinder der Welt hiernieder. Kein Schrei des Siechtums und des Sterbens störte die rauschenden Harmonien[,] und der dunkle Genoß in der stählernen Rüstung, der vor kurzem noch brausend durch die Lüfte geeilt war, stand mit gesenktem Schwerte, seines Amtes entsetzt, in verdrossenem Warten bei Seite. So schwebte die Erde erst in einem Blütenhimmel, dann stand sie schwer und gebeugt unter ihrer Früchtelast. [...] Dann kam die Ernte und es schien, als ob die Mauern bersten und die Dächer sich heben müßten, um all der Fülle Raum zu bieten. [...] Nun] ging die Herrschaft an dem Tage, da der erste Winterschnee die Felder deckte, wieder in des Herrn Hände über. [...] Es kam aber ein kühler, später Tag im Jahr, da scholl ein tausendstimmiges Wehgeschrei zum Himmel. In jähem, staunendem Erschrecken fuhr der Engel zur Erde nieder und trat, als Pilger angetan, in das erste Haus am Wege. Sie hatten das Korn gedroschen, zu Mehl gemahlen und zu Brot gebacken – aber wehe, das Brot, das aus der Glut kam, zerfiel in Stücke[,] und die Stücke waren ungenießbar und erfüllten den Mund mit widerlichem, rauhem Erdgeschmack. Und so war es im zweiten Haus und im dritten und überall, wo der Engel seinen Fuß hinsetzte. Die Menschen aber lagen am Boden, rissen sich die Haare und fluchten dem Herrn der Welten, der ihre armen Herzen mit seinem falschen Segen genarrt habe. Der Engel flog hinweg und stürzte vernichtet Gott zu Füßen. ‚O Herr‘, schrie er auf, ‚laß mich verstehen, worin der Mangel lag in meiner Kraft und Aufsicht!‘ Da erhob der Herr seine Stimme und sprach: ‚Es ist ein Ding bei mir, und bei mir allein seit Anbeginn, zu schwer und zu grausig für deine sanften Geberhände, mein freundlicher Gesell, – das heißt, die Erde mit Fäulnis nähren und mit Schatten decken, daß sie aus dem Samen gebäre, – das heißt, die Seelen mit Blut und Schmerzen fruchtbar machen, daß das Werk aus ihnen erstehe.‘¹³⁰

Diese Legende Bubers, bewusst für die „Freunde im Felde“ verfasst, ist für unsere Frage in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll. Sie versetzt einerseits in der „Anmaßung“ literarischer Erfindung den Krieg als Unumgänglichkeit in den höheren Bereich unhinterfragbarer Kultur- und Glaubensweisheit. Das Ergebnis dieser in Gott zu verankernden, frommen Sinnstiftung lautet: Zuviel „Wonne und Anmut über der Erde“ (= Frieden) sind

schlecht; die Erde aber von Zeit zu Zeit „mit Fäulnis [zu] nähren und mit Schatten [zu] decken“ (= Krieg), um die Seelen „mit Blut und Schmerzen fruchtbar machen“ (= Leid), ist gut. Dieses Motiv taucht mitunter auch sonst in Weltkriegspredigten auf – sogar bei Christoph Blumhardt d.J. zu Matth. 16, 24 ff.¹³¹ Insofern geht diese Legende konform mit dem weit verbreiteten Gefühl des Kultur-Ennui, dass in der Kriegsnotwendigkeit etwas Positives liege, nämlich die Aussicht, dass der Krieg mithilfe all' seiner Opfer, die er der Menschheit abverlange, eine von Zeit zu Zeit dringend erforderliche „Veredelung, Verinnerlichung, Läuterung“ des Einzelnen wie der Gesamtgesellschaft hervorbringe, so dass auch aus „Blut und Schmerzen“ zuletzt ein „fruchtbares Werk“, etwas unbedingt Heilvolles entstehe. Aber auch die Soldaten an der Front, die „Opfer“ der Kriegsqualen, bedienten sich der Motivik dieses „Märchens“ – wenngleich aus der Perspektive der von Buber erzählten Geschichtsunterbrechung heraus, mit welcher der mitfühlende Engel das Leid anhält. Vielleicht hatte Buber davon gehört, dass sich auch Soldaten an der Front mit der Idee der Geschichtsunterbrechung befassten. Erich Maria Remarque schilderte im „Schweigen um Verdun“, wie in den Granattrichtern „schüchtern mitten aus dem Abfall hervor“ Sträucher, Mohnblumen und Kamille wuchsen, und dass sich daran die Vorstellung knüpfte,

„[...] als ob an diesem Ort ein Loch im Laufband der Ereignisse sei, als ob die Zeit hier stille stehe; als ob die Zeit, die nicht nur Vergangenheit mit sich führt, sondern auch Zukünftiges, hier aus Mitgefühl ihren Motor abstelle.“¹³²

Dass Martin Buber mitten im Krieg eine solche Engel-Legende erzählte, zeigt, dass er und andere jüdische Intellektuelle einer solchen ästhetisierenden Kriegsapologetik, solchen irrationalen Sinnfindungsversuchen nicht fernstanden. Andererseits pointiert die Legende jedoch einen kategorialen Unterschied zur deutschen Kriegstheologie. Dass der Krieg von Gott auf eine abgründige Weise zugelassen, gutgeheißen und legitimiert werden muss, versteht die Erzählung – und hier tritt ein gravierender Unterschied zur damals „aufjauchenden“ Kriegsbegeisterung eines Georg Heym, Thomas Mann u. v. a. zu Tage – als etwas keiner Menschengeneration Wünschbares, Ersehnbares. Die Stimmung der Legende kontrastiert damit die oben zitierten anderslautenden Äußerungen Bubers der Genugtuung und „Freude“, in einem Zeitalter der „Kinesis“ zu leben. Die Engel-Legende ist von Trauer beherrscht und dadurch ohne diejenige Frivolität, die das kriegsenthusiastische Empfinden der meisten Intellektuellen Europas prägte. Es ist hier, als ob Gott selbst unter jenem geheimnisvollen, schicksalhaften, nicht genau benennbaren, sich aber subjektiv gerierenden „Ding“ (hebr. דָּבָר „dāḇār“)¹³³, durch das „Blut und Schmerzen“ von Zeit zu Zeit unvermeidbar würden, litte und seufzte. Gott widerstrebt der Krieg – wie auch in anderen jüdischen Legenden, in denen er den Jubel der Dienstengel über den Tod der Ägypter im Schilfmeer zurückweist¹³⁴; er erscheint gar nicht als der sonst von deutschen Kriegstheologen so gerühmte „rechte Kriegsmann“ (Ex. 15, 3). Auch bei Blumhardt tritt das Motiv der Trauer Gottes über den Krieg in den Vordergrund.¹³⁵

Der Zwiespalt Gottes wird aber noch an einem anderen, eigentlich noch stärkeren Detail deutlich. Es ist möglich, dass Buber mit dem ersten Satz der von ihm bearbeiteten Legende „Es war zu einer Zeit, da aus dem Willen des Herrn, in dessen Hand eines jeden Dinges (דָּבָר „dāḇār“) Ursprung und Ende ist, ungemessen Pein und Siechtum sich über die Welt ergoß“,

einen Vers aus den Makkabäerkriegen (2. Makk. 1, 24) anklingen lässt, in welchem Gott als Schöpfer und unbeschränkter Herr *aller* Dinge angerufen wird: „Herr, Herr, Gott, der du alle Dinge geschaffen hast (ο παντων κτιστης) und furchterregend, stark und gerecht bist und barmherzig und allein der rechte König und Wohltäter [...]“. Buber betont im ersten Satz den Monotheismus des jüdischen Glaubens. Im weiteren Verlauf der Legende erscheint dann jedoch der „dunkle Genoß in der stählernen Rüstung“, womit hier wohl eine Personifizierung des Krieges gemeint ist, als Widerpart, als böser Antipode, der – wie etwa nach Spr. 8, 22–31 auch die חכמה, die „Sophia“, die Weisheit – „seit Anbeginn bei Gott“ lagert. Das bringt in die Legende einen dualistischen Aspekt hinein. Um den Widerwillen Gottes gegen den Krieg deutlich zu machen und jedwede Ästhetisierung des Krieges als gottwohlgefällig zu vermeiden, erzählt Buber die Legende also nicht streng monotheistisch (Jes. 45, 7), sondern weicht – übrigens wiederum ähnlich wie Blumhardt¹³⁶ – auf den Dualismus einer Volkserzählung aus: Der „Schöpfer aller Dinge“ vermag den Krieg, seinen „dunklen [Thron]genoß“, zwar zeitweise „seines Amtes“ zu entheben, kann aber letztlich nicht verhindern, dass dieser nach der glücklichen, leidfreien Feenzeit „sein Schwert“ wieder „erhebt“. Die Bezeichnung „Genoß“ suggeriert – wie der „Reiter des feuerroten Pferdes“, dem in der Offenbarung des Johannes (Offb. 6 4) „die Macht gegeben“ wird –, dass es sich um ein eigenständig handelndes, gottnahes Gegenüber handelt. Dennoch erscheint der „dunkle Genoß“ wiederum so selbstständig agierend nicht, denn Gott gestattet ihm nur von Zeit zu Zeit, sein Schwert zu ziehen, ohne das der von Gott selbst beschlossene Weg des Geschichtsfortschritts, die Weltvollendung, nicht erreicht werden kann.

Die tiefsinnige Düsternis dieser dualistisch eingefärbten Erzählung, der in ihr zum Ausdruck kommende Widerwille Gottes gegen seinen unumgänglich notwendigen Widerpart im „eisernen Harnisch“, den Krieg, zeigt Bubers (wie Blumhardts¹³⁷) prinzipiellen Abstand zu dem in Deutschland 1914–1918 herrschenden Kriegsästhetizismus. Dieser sah in Gott den „rechten Kriegsmann“ (איש מלחמה) von Ex. 15, 3 und machte den Antipoden Adonais, den „dunklen Genoß“ der Legende gleichsam zum „hellen Genoß“; den Christus der Bergpredigt, den Friedefürsten der Feindesliebe, Sanftmut und Versöhnungsbereitschaft (Matth. 5, 5.8.21 ff.38 ff.43 ff) verdüsterte er aber zum *generalissimus* des Weltkriegs, indem er ihn mit den blutigen apokalyptischen Farben des „zornigen Lamms“ der Johannesoffenbarung überstrich. – Es überrascht freilich, dass Martin Buber, der zum revolutionär-pazifistischen „Forte-Kreis“ zählte und die Thesen zu dessen Gründungstagung vom 9.–12. Juni 1914 in Potsdam formulierte, der sich allen Vorstellungen von Nationalität und Krieg entgegenstellte und die „Einung der Menschheitsvölker“ forderte¹³⁸, sich dennoch in eine solche, wenngleich trauernde und anti-ästhetizistische Kriegslegitimierung verstricken konnte. Gustav Landauer blieb offenbar der einzige aus dem Forte-Kreis, der sich jeglicher irgendwie kriegsrechtfertigenden Denkrichtung entzog.

4) Beispiele jüdischer Predigten im Weltkrieg – „Bibelfälschung“?

Neben Martin Buber existierte eine Anzahl von deutsch-national eingestellten jüdischen Theologen, die zwar ebenso *volens nolens* den Krieg als „Chance“ begriffen, die eine gewisse „Allianz mit dem Zeitgeist der deutschen Kriegsideologie“ eingingen, indem sie eine Auswahl aus deren Topoi judaisierten¹³⁹, die wie Buber auch den Einmarsch nach Belgien rechtfertigten, sich über die Franc tireurs empörten, die die Gräueltaten belgischer Frauen brandmarkten, die Entente presse der „Teilwahrheiten“, des „Schürens von Lügennachrichten“ bezichtigten und die Zerstörungen in Louvain herunterspielten.¹⁴⁰ Dennoch konnten sie bei allem Patriotismus, mitunter sogar das Neue Testament einbeziehend, auch kritische Stimmen zu Gehör bringen und Stellung beziehen gegen die deutsche Immanenz-Eschatologie¹⁴¹, den Nationalismus und preußischen Militarismus, sowie die Heiligsprechung des Krieges, die „Kreuzzugsideologie“¹⁴² und den Glauben an einen „deutschen Gott“¹⁴³, wie das etwa Rabbiner Dr. Salomon Samuel mit Bezug auf Martin Rade (1857–1940) während der im ersten Kriegswinter in Essen stattfindenden „Akademischen Kurse“ tat; wir geben hier nur einige wenige Spitzensätze aus seiner zweiten und vierten Vorlesung wieder:

„Die dringendste Frage ist: gibt es in der Bibel einen heiligen Krieg? Und unsere Antwort ohne Umschweif, es gibt keinen! [...] Der Gott der Bibel ist kein Ares, den Zeus walten lassen muß ohne Einsprache, oder ein Odhin-Wotan, der Freude am Männerkampf hat, gleichviel, was Ursache oder Preis sei, der seine Waljungfrauen herabsendet, die Streiter zu erhitzen und die Gefallenen nach Walhall zu führen, um sich weiter am Kampfe zu ergötzen. Er ist nicht der Gott des Kampfes, sondern der Gott, der auch über den Kampf gesetzt ist und über diesen richtet. [...] Von hier aus begreift es sich, daß die wahren Absichten der Bibel den gewöhnlichen Eroberungs- oder Raubkriegen selbst den Krieg ansagen, der Gott der Bibel den blutigen Völkerfeinden seinen Namen entzieht, sie zu sühnebedürftigen, widergöttlichen Ausbrüchen der niederen Natürlichkeit herabsetzt. [...] Die Bibel [...] müsste sich selber verleugnen, wenn sie einem irdischen Reiche, und sei es Israel, die Palme der sittlichen Vorherrschaft reichte; nein, das letzte ist eben das Gottesreich. [...] Israel [so die Botschaft seiner Propheten] muß als Volk den Anfang machen, in seiner Mitte die schnellen Rosse tilgen, die Sinnbilder des Krieges und seine Sache, auch seine Streitigkeiten mit der Welt, ganz allein Gott anheimstellen (Jes. 2, 2). [...] Ist Christentum nur die Lebens- und Leidensgeschichte der Person Jesu oder gar nur Ethik, wie er sie lehrte und betätigte, dann tritt der Krieg wie ein schreiender Mißklang auf. [...] In seiner politischen Flugschrift ‚Der Krieg und das Christentum‘ nennt Martin Rade drei Eigenschaften dieser Religion [= Christentum], die es für jeden Krieg so unbequem machen: seine Bußfertigkeit, seine Friedfertigkeit und seinen Internationalismus. [...] Aber hier ist kein Unterschied mehr zwischen christlichem und jüdischem Glauben; denn wenn der letztere verkündet, daß die Menschen ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden sollen und ihre Lanzen zu Rebmessern, den Krieg aber nicht mehr erlernen, so hat die Menschenliebe die Richtung bestimmt, die auch ‚nicht Jude, nicht Grieche‘ kennt, sondern nur Gottes Kinder.“¹⁴⁴

Es lohnt sich nun auch hier, einen Augenblick innezuhalten und einen vergleichenden Blick hinüber zur jüdischen „Kriegstheologie“ zu werfen, zu ihren von Tucholsky pau-

schal als „Bibelfälschung“ missbilligten¹⁴⁵, ab 1914 gehaltenen jüdischen Kriegspredigten, Vorträgen und publizierten Broschüren. (Gegen dieses Urteil Tucholskys erhob sich vehementer Protest von jüdischer Seite.¹⁴⁶) Angesichts der starken Bevorzugung des Alten Testaments durch die deutsche Kriegstheologie ist im Hinblick auf die jüdische Kriegshomiletik von besonderem Interesse die Frage, ob die jüdischen Feldgeistlichen und Prediger¹⁴⁷ ihren Tanach¹⁴⁸ tatsächlich in den Dienst am Deutschen Reich stellten – gelegentlich anzutreffende Kurzrezensionen zu den von Rabbinen verfassten Kriegspredigten behaupteten das¹⁴⁹ –, ob und in welchem Maße sie hierbei den Gedanken Hegels, Fichtes, Arndts, den Auffassungen des Darwinismus, der Apokalyptik, sowie des Endzeitauftrags an Deutschland Folge leisteten, wie das in der protestantischen Kriegstheologie eines Seeberg oder Dryander u. v. a. üblich war.¹⁵⁰ Besondere Nachprüfung verdient ebenso die Frage, ob die jüdischen Theologen des Ersten Weltkriegs auch die gleichen, schon oben bei den christlichen Kriegsliturgien und -predigten beanstandeten exegetischen Kunstgriffe zur Kriegsästhetisierung anwandten.

a) Vorspann: Die Predigten von Rabbiner Dr. Siegmund Salfeld im Siebziger Krieg

Nationaltheologische Kriegspredigten waren von Feldrabbinen schon während der Freiheitskriege und auch 1870/1871 gehalten worden. Die etwa von Rabbiner Dr. Siegmund Salfeld (1843–1926) im Druck erschienenen Predigten¹⁵¹ entsprechen durchaus denen seiner damaligen protestantischen Amtskollegen, wie ein Vergleich mit der von Paul Piechowsky vorgelegten Analyse der Homiletik im deutsch-französischen Krieg zeigt.¹⁵² Ein grundsätzlicher Unterschied in der Textbehandlung – außer der Festlegung auf ausschließlich alttestamentliche Einzelverse (wie Ex. 17, 8; Num. 32, 6; Deut. 3, 22; 2. Sam. 22, 3 f; Ps. 18, 1 ff; 28, 8; 88, 11–13; 126, 5; Hohesl. 5, 2; Jer. 2, 4; 6, 14; 49, 11; Sach. 4, 8; Spr. 22, 23 etc.), sowie gelegentliche Bezugnahmen auf die Midraschim (z. B. Midr. Rabbot zu Deut. 20, 1 und Midr. Tanchuma zu Ex. 13, 17) und den babylonischen Talmud (Babyl. Talmud, Yoma) – ist nicht zu erkennen. Die Hauptaussage der Predigten Salfelds lautet: Preußen und die mit ihm verbündeten deutschen „Völkerschaften“, die sich im Verteidigungskampf zu einem Volk zusammengefunden und ihren „Parteihader“ beendet hätten, führten einen gerechten Krieg um ihren „Fortbestand“. Gott werde ihnen daher den Sieg über die Feinde verleihen, die den Krieg mit „despotischer Willkür“ nicht nur gegen Deutschland, sondern letztlich „gegen Gott und das Göttliche heraufbeschworen“ hätten. Das Deutsche Reich führe auf diese Weise einen „heiligen“ Verteidigungskrieg für Gott gegen seine Feinde, so wie dereinst Israel gegen Amalek gestritten habe (Ex. 17, 8–16).¹⁵³ Der grundlegende theologische Unterschied zu den deutschen Kriegspredigten besteht darin, dass Salfeld von der heilsgeschichtlichen Ersetzung Israels durch Deutschland nicht ausgeht. Die von ihm gezogenen Vergleiche der altisraelitischen Geschichte Israels mit der Geschichte Deutschlands begründen auch keine innere heilsgeschichtliche Verwandtschaft, d. h. keine – wie jedoch auf Seiten der protestantischen Kriegstheologie immer unterstellt – deutsche Fortführung der Geschichte Israels, sondern dienen lediglich der Erläuterung mithilfe äußerer Analogien, die der universale Geschichtsgott Israels durchaus in verheißungsvoller Weise herbeiführen kann. Die Metaphorik Salfelds, wenn

er etwa davon spricht, dass Gott den Deutschen in der „Fluth des Unglücks“ so zum „Retter“ wurde wie er einst Israel am Schilfmeer „einen Weg durch die mächtigen Wasserfluthen“ gebahnt habe (Ex. 14, 1–15, 21)¹⁵⁴, ist tatsächlich nur äußerlich veranschaulichende Metaphorik, die dazu dient, seine jüdischen Zuhörer zu erreichen, nicht aber um ihnen die innere Verbindung einer gemeinsamen Heilsgeschichte aufzudrängen. Wie distanziert zur jüdischen Heilsgeschichte diese Vergleiche gemeint sind, wird daran erkennbar, dass Salfeld für die deutsche Reichseinigung nicht nur auf das Vorbild der altisraelitischen Stämmekoalition (Num. 32, 6), aus der im Kampf ein einiges Volk gewachsen sei, verweist, sondern auch den „Rütlischwur“ aus Schillers „Wilhelm Tell“ (II, 2) zitiert.¹⁵⁵ Dass Salfeld allerdings auch eine deutsche Heilsgeschichte in den Blick nimmt, wird daran erkennbar, dass er ebenso wie seine christlichen Amtsbrüder die glorreichen Erinnerungen an die Freiheitskriege gegen Napoleon I. wachruft und der deutschen Nation eine Sendung als „Licht der Völker“ wünscht.¹⁵⁶ Damit respektiert er aber nur die Tradition des Propheten Amos, der Am. 9, 7 auch den Ägyptern und Philistern eine Heilsgeschichte zuspricht, oder Deuterоjesajas, der dem Perserkönig Kyros eine heilsgeschichtliche Sendung als „Gesalbter“ Yhwhs (Jes. 44, 24–45, 7) und „Hirte“ (Jes. 44, 28) innerhalb der Universalität des Königtums Gottes zuerkennt.¹⁵⁷ Auf diese Weise vermag Salfeld sogar 1888 auf die Person Friedrichs III. gemünzt, den er Ende der 1860er Jahre persönlich kennengelernt hatte, von einem Vorblick auf die „messianische Zeit“ zu reden.¹⁵⁸ Allgemeine Betrachtungen zur Frevelhaftigkeit Frankreichs, zur Gewissheit, dass Gott Gerechtigkeit schafft, zur Bitternis und Herbigkeit des Krieges, wie auch in deutschen Predigten gewöhnlich, Aufrufe, über alle Konfessionsunterschiede hinweg auf Gott zu vertrauen, seinem Ratschluss in Demut zu folgen, sich in seinen Willen zu ergeben, im Kampf zum Opfer des eigenen Lebens bereit zu sein, schließlich die Genugtuung über die Rückkehr Elsass-Lothringens und Friedenswunsch durchziehen seine Kriegspredigten und Gebete.¹⁵⁹ Äquivalente Zusammenführungen verschiedener Sprach- und Sachebenen finden sich nicht; sie treten dagegen 1870/1871 in deutschen Kriegspredigten massiv auf.¹⁶⁰ Parallelen zur Identifizierung des Soldatentodes mit der Passion Jesu, wie 1870/1871 bei den christlichen Amtsbrüdern üblich¹⁶¹, trifft man bei Salfeld nicht an; bei Salfeld fehlt jeder Bezug auf die ^ʿqēḏāh („Opferung“ Isaaks; Gen. 22, 1–10) und den Gottesknecht (Jes. 52, 13–53, 12). Erwähnenswert ist noch, dass Salfeld durchweg als Vaterländer predigte und sogar als patriotischer Dichter hervortrat; so entstammt seiner Feder der Siegeshymnus, der unter dem großformatigen Kupferstich zur siegreichen Schlacht bei Wörth (s. u. Abb. 32, S. 510) abgedruckt wurde.

„Melodie: ‚Heil Dir im Siegerkranz‘

Heil Dir, mein einig Volk,
Wie eine Wetterwolke
Braust Du heran!
Hurraruf, Pulverdampf,
Schwerterklang, Roßgestamp
Künden Dich an.

Mac Mahon, Frankreichs Glanz,
Knickst Du den Ruhmeskranz
In erster Schlacht.
Spahis- und Turkospack
Schlägst Du mit Sack und Pack!
Hei, wie das kracht!

Magenta's Herzog steht,
Wie's deutsche Herz erglüht
Im grimmen Haß.
Fränkischem Uebermuth
Schreiben wir kurz und gut
Heute den Paß.

Huldigt dem Königsohn,
Der sich die Lorbeerkrone
Pflückte bei Wörth.
Brüder aus Süd' und Nord'
Schwinget so fort und fort
Siegreich das Schwert!

S. Salfeld“

b) Jüdischer Patriotismus im Ersten Weltkrieg – Predigten und „Besinnungen“ verschiedener Rabbiner

Deutsch-patriotisch äußerten sich im Ersten Weltkrieg durchweg alle Feldrabbiner, so z. B. Martin Salomonski (1881–1944)¹⁶² in einem Bericht vom 28. Oktober 1916 über die Feier der jüdischen Herbstfeste im Kampfgebiet der Somme:

„Jedes Schriftwort, viele Gebete gewannen einen neuen, tiefen und für uns bestimmten Sinn und rüsteten uns aus mit unbeugsamer Entschlossenheit, treu zu bleiben unserem Kaiser und dem deutschen Vaterlande, Blut und Leben weiter willig zu opfern und an Gottes gnadenvoller Führung nicht zu verzweifeln.“¹⁶³

Für die in den Feldgottesdiensten gehaltenen – oft nur kurzen¹⁶⁴ – vaterländischen Predigten mag etwa der folgende Hauptteil einer Ansprache des Feldrabbiners Dr. Georg Salzberger (1882–1975)¹⁶⁵ zum Passah-Fest als repräsentativ gelten:

„Ein Brot der Not sind die Mazzan's¹⁶⁶, die unsere Väter bei der Flucht aus Egypten gegessen haben und die wir in pietätvoller Erinnerung und Verehrung noch heute jeden Pesach genießen. Ein Brot, hergestellt in Stunden höchster Not[,] gegessen mit Gefühlen unauslöschlichster Dankbarkeit gegen den Herrn, der die Häuser der Kinder Israels schonend hatte

„überschreiten“ lassen!¹⁶⁷ Und was ist unser heutiges ‚Kriegsbrot‘ im Vergleich dazu? – Das Gleiche! Ein Brot der schwersten Stunden, geschaffen in der Not und verzehrt mit tiefstem Dank gegen Gott, der unser deutsches Volk und Vaterland gnädig behütet hat. Eine Welt von Feinden, kämpfend mit Mitteln, die jeder kulturellen Gesinnung Hohn sprechen, steht gegen uns, nie aber hat sich besser wie jetzt das ‚deutsche Wort‘ bewiesen: ‚Gott mit uns!‘ Möchten wir nie vergessen[,] wie Gott unserer Feinde ruchloses Tun gestraft hat, wie aber auch wir diese Zeit als eine Prüfung zu betrachten haben. [Möge daher] ein ‚Brot der Not‘, das ‚Kriegsbrot‘[,] ein heilig‘ Geschenk sein, stets erinnernd und ermahnend[,] in welch‘ wunderbarer Weise ‚Gott mit uns‘ war!¹⁶⁸

Ein in der Passah-Woche vom 18.–24. April 1916 gehaltener vaterländischer Gottesdienst des Feldrabbiners Dr. Salzberger endete mit dem

„[...] gemeinsam gesprochene[n] Kaddisch für die im Kampf für’s Vaterland gefallenen Brüder [und] bildete den Höhepunkt unseres Gottesdienstes, der ausklang in das machtvolle, vaterländische Lied: ‚Deutschland über alles‘, das würdiger Abschluß und gleichzeitig Ermahnung war, nächst Gott unser deutsches Vaterland heilig zu halten.“¹⁶⁹

Die Richtlinien für die Feldpredigt, welche die vierte Konferenz der Feldrabbiner des Ostens in Bialystock vom 5. März 1917 aufstellte, klingen in Hinsicht auf den Patriotismus allerdings erheblich zurückhaltender. Das Konferenzprotokoll hält folgende Eckpunkte fest, deren erster darin auffällt, dass er dem Wort „Gesinnung“ ein Adjektiv wie „vaterländisch“ nicht beifügt. Das lässt vermuten, dass die Konferenzteilnehmer der Meinung entgegneten wollten, die soldatische Gesinnung im Krieg erschöpfe sich lediglich in der Vaterlandsliebe und habe mit dem jüdischen Glauben und jüdischer Identität nur wenig oder gar nichts zu tun. Dem Duktus des Protokolls ist eher zu entnehmen, dass die Sätze 2 bis 5 den Satz 1 erläutern sollen.

- „1) Die Feldpredigt wirke auf die Gesinnung des Soldaten, stärke seinen Optimismus und seine Zukunftsfreude.
- 2) Sie stütze gegen Antisemitismus.
- 3) Sie vertiefe das jüdische Bewus[s]tsein und stärke den Halt in der Religion.
- 4) Sie bereite zum Friedenszustand vor, indem sie der im Krieg empfundenen religiösen Erhebung zur Dauer ver helfe und gegen Oberflächlichkeiten und Materialismus wappne.
- 5) Sie mache das religiöse Leben der Ostjuden und ihre Auffassung vom jüdischen Leben und der jüdischen Lehre für die Westjuden nutzbar.“¹⁷⁰

Wir greifen hier im Folgenden *pars pro toto* die in Berlin gehaltenen „Kriegspredigten“ des schon oben zitierten Rabbiners Dr. Samson Hochfeld und eine summarische „Kriegsbetrachtung“ von Rabbiner Dr. Moritz Güdemann (1835–1918) aus Wien „Der jetzige Weltkrieg und die Bibel“ (Januar 1915) – beide waren keine Feldrabbiner¹⁷¹ – heraus.

* * * * *

Die „Kriegspredigten“ Dr. Samson Hochfelds, Berlin

Um es vorwegzunehmen: Die noch 1918 in Berlin gedruckten 32 „Kriegspredigten“ Hochfelds von 1914–1917 – eine der wenigen zugänglichen jüdischen Predigtsammlungen aus dem Ersten Weltkrieg – enthalten keine eigentliche Kriegstheologie, die man mit der deutsch-protestantischen / katholischen auf eine Stufe stellen könnte. Von den oben in der „Summe“ (Kap. IX, 3) als konstitutiv zusammengestellten Merkmalen fehlen gerade diejenigen entscheidenden Elemente (a, b, e, h, i, k, l), die den „harten“ Kern der darwinistisch-endzeitlichen Welterlösungstheologie vor allem Seeberg'scher Prägung ausmachen. Das Spezifikum der Kriegspredigten Hochfelds – und darin dürfte er repräsentativ für die jüdische Homiletik im Ersten Weltkrieg gewesen sein – liegt woanders. Zwar spricht auch er – wie seine christlichen Amtskollegen – vom Krieg als „Läuterung“¹⁷²; aus dem Kriegsausbruch hört auch er die Stimme Gottes heraus (Ps. 118, 23)¹⁷³; ebenso er preist Opferwilligkeit in der Heimat und Todesverachtung an der Front¹⁷⁴; er teilt die Anklagen und Vorurteile gegen England, Frankreich und Russland¹⁷⁵; er prangert die „Einkreisung“ Deutschlands, seine Blockade, sowie deren verderbliche Folgewirkungen auf die Zivilbevölkerung an¹⁷⁶; auch er sieht die Kriegsursache in „Scheelsucht und Neid“ der Feinde¹⁷⁷; er verurteilt die Gräuelpropaganda und das „Lügendewebe“, mit dem man Deutschland überzogen habe¹⁷⁸; ebenso wendet er sich gegen einen „faulen Frieden“¹⁷⁹; er behandelt seelsorgerliche Anliegen wie Trauer, Sorge, Aberglaube, Mutlosigkeit u. a. m.¹⁸⁰, ruft zum Durchhalten¹⁸¹ auf, bekundet die Königs- und Hohenzollerntreue der jüdischen Kultusgemeinde¹⁸² und definiert vor allem in den Predigten Nr. 1 und 30 den Krieg Deutschlands gegen seine Feinde als einen gerechten, heiligen Pflichtkrieg.¹⁸³ Aber die eigentlichen Schwerpunkte, die Hochfeld in seinen Kriegspredigten setzt, sind andere. Hochfeld hat seine „Kriegspredigten“ in Berliner Synagogen gehalten und seine Ansprachen an die ihm dort zuströmenden Erwartungen adressiert. Daher reflektieren seine Predigten in erster Linie die Situation und Rolle der Juden Deutschlands im Weltkrieg: Wie ist es um ihre Integration in die deutsche Gesellschaft bestellt? Leisten nicht auch sie Heroisches im Krieg? Doch wie wird ihre Leistung gewürdigt? So beanstandet Hochfeld immer wieder die auch noch im Krieg persistierenden Vorurteile gegen Juden, die Verleumdungen, Verdächtigungen und Zurücksetzungen sowohl im Zivilleben, als auch an der Front (z. B. bei Ordensverleihungen)¹⁸⁴; er drückt die Befürchtung seiner Gemeinden aus, dass sich nach dem Krieg die augenblicklich etwas abflauende Diskriminierung wieder verschärfen könnte.¹⁸⁵ Dem allen setzt Hochfeld nun anhand seiner Predigten die These entgegen, dass die Juden durch die ihnen eigenen „Stammestugenden“ ihrem Vaterland wertvolle Hilfe leisten können.¹⁸⁶

Gleich in der ersten Predigt legt Hochfeld sein Schriftverständnis offen. Im Krieg sei es erforderlich, in einer neuen Art und Weise die Bibel zu lesen.¹⁸⁷ Der Mensch darf, was ihn im Krieg erschüttert, in der „ehrwürdigen Urkunde“ suchen und wiederfinden. Die Worte der Bibel sind daher nicht allein aus ihrer eigenen Verwurzelung im historischen Kontext heraus zu deuten, sondern auch auf die Verhältnisse der Gegenwart hin auszulegen. In der Predigt Nr. 6 lautet es: Die Bibel sei im Krieg zu einem „Gegenwartsbuch“ geworden, das von „unsren eignen Nöten und Kämpfen“ im Krieg berichte.¹⁸⁸ Mehr als in Friedenszeiten habe sich im Krieg herausgestellt, dass „unsere Heilige Schrift nicht nur ein Trostbuch, sondern zugleich ein Kampfbuch“ sei, „das [uns] zeigt, wie wir gegen Niedertracht

und Haß, gegen Überfall und Hinterlist rechtschaffen streiten sollen.“¹⁸⁹ Dieses Schriftverständnis setzt Hochfeld nun in ein konkretes Exegese- und Predigtprogramm um: Die Erzväter Israels sind als Vorbilder und die an ihnen offenbar gewordenen „Stammes-tugenden“¹⁹⁰ des israelitischen Volkes sind als geistig und geistlich wertvolle Aktivposten im deutschen Defensivkrieg geltend zu machen.¹⁹¹ Hochfeld verweist in Bezug auf diese „Stammes-tugenden“ auf den Patriotismus der Juden¹⁹², auf ihre grundsätzliche Friedensbereitschaft, auf ihren Verzicht auf Länderraub, auf den Heldenmut der Makkabäer¹⁹³, auf Geduld und Ausharrungsvermögen, auf Opferwille und Einsatzbereitschaft, auf das Verständnis des Krieges als Verteidigungs- und Pflichtkrieg, auf den von Gott an Abraham ergangenen Segensauftrag des jüdischen Volkes in der Weltgeschichte (den er sogar mit dem Sendungsauftrag an die Hohenzollern vergleicht)¹⁹⁴, ja schließlich sogar auf die „Geistesverwandtschaft“ von Deutschtum und Judentum.¹⁹⁵ Er meint, mit diesem Konzept der Selbstdeutung Israels, die nahe an Überidentifikation grenzen mag¹⁹⁶, auch die deutschen Hörer erreichen zu können, da ja gerade jetzt im Krieg das Alte Testament, die Heilige Schrift der Juden, zur Grundlage der deutschen Nationaltheologie geworden sei.¹⁹⁷ Man gewinnt deshalb beim Lesen der Predigten Hochfelds den Eindruck, als seien zu seinen Gottesdiensten in Berlin auch andere Kreise als nur jüdische gekommen. Hochfeld legt in seinen Predigten eine Reihe von biblischen Geschichten, Gesetzen, Psalmengebeten und Weisheitssprüchen als Dokumente der Vorzüge, der „Stammes- und Erbtugenden“ des jüdischen Volkes aus, um dieses als idealen, weil geistesverwandten, unbedingt treuen und hilfreichen Bündnispartner des Deutschen Reiches zu empfehlen. Wir gehen im Folgenden nur einige Beispiele aus den ersten der insgesamt 32 Predigten durch, um damit ein Gesamtbild zu entwerfen.

Zur inneren Kriegsrüstung Israels gehört die Zuversicht, sich mit seinem Gott einig zu wissen, wenn es für eine gute und gerechte Sache das Schwert zieht. Hierfür zitiert Hochfeld in der Predigt Nr. 1 vom 5. September 1914 den Ausspruch des jungen David aus 1. Sam. 17, 45, mit dem dieser dem Goliath entgegentritt: „Du kommst zu mir mit Schwert und Speer, ich aber komme zu dir im Namen des lebendigen Gottes.“ Hochfeld verweist auf Friedrich d.Gr., der gesagt habe, Gott sei „mit den stärksten Bataillonen“. Sein Nachkomme, der greise Heldenkönig, Wilhelm I., aber habe 1870 richtiger – und israelitischer – gesagt: „Welch’ eine Wendung durch Gottes Führung.“¹⁹⁸

Die Erzählung von Abrahams Opfer (Gen. 22, 1–10) und das Klagen der Stammutter Rahel (Jer. 31, 15) ist Thema der Predigt Nr. 3 vom 22. September 1914 zum Thema des Opfers. Abrahams und Rahels Geschichte könne man, so Hochfeld, nicht hören, ohne dass im Herzen der Gedanke an die eigenen Sohnesopfer im Krieg aufsteige. Hier spielt Hochfeld auf den christlichen „Imitatio“-Gedanken an, der in vielen protestantischen wie katholischen Weltkriegspredigten artikuliert wurde, „Nachfolger Christi im blutigsten Wortsinn“ zu sein¹⁹⁹, wobei das Opfer Isaaks bei Hochfeld allerdings nicht die Tragweite eines Welterlösungsopfers erreicht. „Abrahams und Rahels Stimmung“ sei „in uns lebendig“, fährt er fort, denn Opfersinn sei eine „jüdische Erbtugend“. „Unsere Väter haben uns gelehrt, wie man Entsagung“ übe, denn „ohne Entsagung der Besten steht die Welt still.“ Auch die Juden lebten für etwas Höheres. Dieses ihr ureigenes Prinzip durchziehe ihre gesamte Geschichte. Hochfeld erinnert an die Juden Palästinas, die dem Syrerkönig ihren Leib darboten, [...] die jüdischen Untertanen Roms, die erschlagen wurden, [...]

die Juden Spaniens, die in das Elend zogen, [...] unsere Väter in Deutschland, weil sie den Tod einem unwürdigen Leben vorzogen.“ Und dieser alte Opfermut Israels, als Märtyrer für etwas Höheres leben (und sterben) zu können, setze sich auch heute noch in ihnen fort. Jüdische Väter wie jüdische Mütter erwiesen sich „ihrer Ahnen wert“; ihr Opfermut laute wie der Spruch Hiobs (Hi. 1, 21) und die Aussage eines tapferen [vermutlich deutschen] Heerführers, der vor Jahren geschrieben habe:

„Wenn unsere Söhne in den Krieg ziehen, sind sie bereits dem Tode geweiht; wenn sie lebend zurückkommen, müssen wir sie von Gott hinnehmen, als wären sie uns zum zweiten Male geschenkt.“²⁰⁰ –

Die Predigt Nr. 4 („Macht und Frieden“) vom 5. Oktober 1914 pflichtet einer damals weitverbreiteten Einstellung in der Kriegszieldebatte bei. Dass man in Deutschland keinen „faulen Frieden“ erstrebe, sondern einen dauerhaften und ehrenvollen, der sich für die Menschheit segensreich auswirken solle, entspreche ebenfalls jüdischem Denken. In Psalm 29, 11 heiÙe es: „Der Ewige verleihe seinem Volke Macht, der Ewige segne sein Volk mit Frieden!“ Die politische Erfahrung zeige, dass dieser Wunsch, Gott möge es so fügen, dass sich Friede mit Macht verbinde, auf einer weisen jüdischen Erkenntnis beruhe.

Die Predigt Nr. 5 beschäftigt sich am 12. Oktober 1914 mit dem Thema der Gräuelpopaganda: „Der Kampf gegen die Lüge“. Hochfeld zitiert Ps. 144, 10 f, dessen zweite Zeile er übersetzt: „Befreie mich aus der Hand der fremden Völker, deren Mund Lügen redet und deren Rechte Falschheit ist.“ Wir Juden, bekundet Hochfeld, haben Verständnis „für die Gefährlichkeit dieses Lügenkampfes, weil wir ihn seit Urzeiten zu bestehen gewohnt sind. [...] Kaum eine Untat gibt es, die man uns nicht angedichtet hätte: wir sollen Brunnen vergiftet, Hostien geschändet, Menschenblut zu rituellen Zwecken vergossen“ haben. Weil die Juden nun wüssten, „wie denen zumute ist, die den Kampf gegen die Lüge zu führen haben“, da sie sich ja selbst „seit Jahrtausenden gegen die Verkennung und Verleumdung zu wehren“ hätten, würden sie ihr „Vaterland in diesem Kampfe besonders kräftig unterstützen.“ Deutschlands Schicksal sei ihr Schicksal. Jüdischer „Erbtugend“ entspreche es in diesem Fall, das einzige Mittel anzuwenden, mit dem man der Lüge beikommen könne: es gelte, mit Geduld und Ausharren standzuhalten, „auf Gott [zu] vertrauen, der ein Gott der Wahrheit ist.“²⁰¹

Die Predigt Nr. 8 („Geduld“) vom 21. November 1914 entwirft das Bild des Patriarchen Isaak, der viel habe ertragen müssen: als Kind sollte er „auf dem Altar für Gott sein Leben lassen“; seine eigenen Söhne, Jakob und Esau, vertrugen sich nicht; seine Frau Rebekka habe „den Zwist zwischen beiden sogar noch geschürt“; im Alter habe dieser „vielgeprüfte Mann“ sogar noch sein Augenlicht verloren. Doch sei kein Vorwurf über seine Lippen gekommen; sein Ausharren wäre schließlich „durch die Versöhnung seiner Kinder und [durch] ein glückliches Ende reich belohnt“ worden (Gen. 25, 19–27, 40; 33, 1–16; 35, 27–29). Diese Tugend Isaaks sei nun, so Hochfeld, auch in Deutschland „die Tugend des Tages“ geworden, wo man aus dem ersten Siegesrausch erwacht sei, wo man die Verlustlisten mit ihren grausigen Zahlen lese, Ernüchterung um sich gegriffen habe, wirtschaftliche Krisen nicht ausgeblieben seien. Auf das geduldige Ausharren, das Durchhalten in Prüfungen komme es jetzt in erster Linie an: „Nicht murren und nicht

zweifeln, ruhig warten und die Hoffnung nicht verlieren.“ Die Stimmung nachlassender Triebkräfte, abbröckelnder Siegeshoffnung, Zweifelns am endgültigen Erfolg, müsse man jetzt mit „Isaaks Tugend“ zu überwinden versuchen. „Die Geduld liegt uns tief im Blute, wir sind mit ihr ausgerüstet seit Urzeiten“, ruft Hochfeld seinem Vaterland zu; „wer zuerst den Mut verliert, wird der Besiegte sein; wer unbeugsam bleibt, wird triumphieren.“ Mit der „Stammestugend“ eines Isaak müsse Deutschland durchhalten, ruhig und unerschütterlich bleiben.²⁰²

In der folgenden Predigt Nr. 9 vom 28. November 1914 („Einigkeit und Heimatliebe“) behandelt Hochfeld dasselbe Thema des Durchhaltens; jetzt geht es um das Problem des sich unerwartet lang hinziehenden Krieges. Hochfeld fragt angesichts seiner Dauer: „Wird sie nicht allmählich unsere Widerstandskraft zermürben? Wird nicht mit der Zeit Mattigkeit uns befallen, Unlust uns ergreifen [...], unsere Freudigkeit gelähmt und zuletzt völlig erstickt?“ Eine Hilfestellung versucht Hochfeld anhand der Liebesgeschichte von Jakob und Rahel zu geben (Gen. 29, 20–30). Er legt dar, wie Jakob, „wenn er auf Rahel blickte, der Jahre nicht achtete.“ So wie Jakob sich aus Liebe zu Rahel über viele Jahre hin abmühte, müsste nun auch Deutschland seine Ungeduld bezähmen; Hingebung verkürze jede Arbeit und lasse sie nicht zu viel werden; so sei es auch mit der Liebe zum Vaterland beschaffen. Er fragt: Habe sich in Deutschland die Liebe der Bürger untereinander nicht schon glänzend bewährt? Habe Deutschland nicht bereits Proben dieses „Geistes gegenseitiger Verbundenheit und freudiger Hilfe“ gegeben? Ergänze und stütze nicht auch diese jüdische Erbtugend von Einigkeit und Treue den deutschen Zusammenhalt, mit dem man über die Länge der Zeit hinwegkomme?²⁰³

Die „Ursachen und Folgen des Krieges“ erörtert Hochfeld in der Predigt Nr. 12 vom 9. Januar 1915. Mit Deutschland habe sich dasjenige wiederholt, „was vor Jahrtausenden in Ägypten sich [mit den Israeliten] abgespielt“ habe. Das Volk der Kinder Israels sei Ägyptenland „zu zahlreich und zu mächtig“ geworden. Der Pharaon habe gesagt: „Wohlan denn, wir wollen klug handeln und ihm beikommen, daß es sich nicht vermehre.“ (Ex. 1, 9 ff) In genau derselben Weise habe sich in Europa der Widerstand gegen das Wachstum Deutschlands gezeigt; Deutschland habe „so viel Neid und Furcht bei andern erregt.“ Es wäre die innere Kraft der Israeliten gewesen, die dem „greisenhaften Pharaonenreiche“ zur Gefahr geworden sei. Und genauso seien es jetzt die jugendlichen Lebensenergien, die „in unserem Vaterlande aufgespeichert sind“ und nach Entfaltung drängten – „die Güte deutscher Arbeit, die Verlässlichkeit des deutschen Kaufmanns [...], die Leistungen deutscher Wissenschaft und die Gebilde deutscher Kunst“ –, die zum Krieg geführt hätten. Denn „je mehr man sie [= die Israeliten in Ägypten] zu unterdrücken suchte, desto mehr nahmen sie zu und breiteten sich aus.“ (Ex. 1, 12).²⁰⁴ Auch hier zeige sich also eine tiefe Seinsverwandtschaft zwischen Israels und Deutschlands „Tugenden“: denen des Pflichtgefühls, des Fleißes, des Unternehmungsgeistes seiner „Söhne und ihres wehrhaften Armes“. Auch „Preußen habe sich groß gehungert“, wie ein oft zitiertes Wort „aus Königsmunde“ (Wilhelm II.) laute.²⁰⁵

Wir brechen an dieser Stelle ab, um Bilanz zu ziehen und eine Abgrenzung zur deutschen Kriegspredigt vorzunehmen. Die Hereinnahme biblischer Geschichten in den Kriegsdiskurs dient auch bei Hochfeld nicht dazu, sie in schwärmerischer Vaterlandsiebe zur heilsgeschichtlichen Erhöhung der deutschen Historie in dem Hegel'schen Sinn nutzbar

zu machen, dass Deutschland die Erwählungsnachfolge Israels angetreten hätte. In Hochfelds 32 Predigten werden die biblischen Geschichten durchaus sachgemäß ausgelegt; in ihnen finden sich keine äquivokative Ausdeutungen von Bibelversen, die etwa das Königstum Yhwhs mit dem Deutschen Reich in eins setzten. Überhaupt scheint in den jüdischen Predigten der Kriegszeit die bildhafte Sachverschiedenheit der „*militia spiritualis*“ genau beachtet worden zu sein, wie etwa die vierte „Kriegsvorlesung“ von Salomon Samuel mit seiner Bezugnahme auf Harnacks Schrift „*Militia Christi*“ zeigt.²⁰⁶ Wenn Hochfeld biblische Verse und historische Analogien zur deutschen Geschichte anführt – wie etwa in der Predigt Nr. 21 zur Hohenzollernfeier, die über Gen. 12, 3 und die „Auserwählung“ und „göttliche Sendung“ der Hohenzollern geht²⁰⁷ – dann liegt das auf der Linie der alttestamentlichen Theologie, wie wir das schon bei Salfeld beobachtet haben, nach welcher die Rolle Deutschlands innerhalb der universalen Geschichtsmächtigkeit Yhwhs begriffen wird und daher auch ein Hohenzollernkaiser wie der Perserkönig Kyros zur Rolle eines „Gesalbten“ und „Völkerhirten“ berufen werden kann.²⁰⁸ Im Übrigen ist Hochfeld deutlich bemüht, den gegenwärtigen Krieg, den Deutschland gegen seine Feinde führt, theologisch nicht allzu sehr aufzuladen. Hochfeld beschreibt ihn ohne explizit heilsgeschichtliche, apokalyptische, eschatologische Dimensionen. Er betont – auf die Friedensliebe Deutschland verweisend – zunächst die Friedfertigkeit des Erzvaters Abraham, der den Streit um Weideflächen und Landbesitz nicht zum Anlass nahm, um zur Waffe zu greifen (Gen. 13, 6 ff). Erst als vier fremde Könige (man hört die „Einkreisungsängste“ Deutschlands heraus) nach Kanaan raubend und plündernd einfielen und Lot, seinen Brudersohn, mit seinen Knechten gefangen nahmen, habe er sich zum „Krieg“ entschlossen und seine Leute bewaffnet, um den vier Königen die Gefangenen und ihre Beute wieder abzuführen (Gen. 14, 12 ff). Auch ein Abraham handelte also nach Hochfeld nicht im Auftrag göttlicher Vorherbestimmung zum Heiligen Krieg, zur Welterlösung, sondern verfuhr in einer Situation der Notwehr *volens nolens* der weisheitlichen Alltagsregel gemäß: „Es ist eine Zeit zu lieben und eine Zeit zu hassen, es ist eine Zeit des Krieges und des Friedens“ (Pred. 3, 9).²⁰⁹

* * * * *

Ein Querschnitt aus Predigtthemen des Weltkriegs anhand von Hochfelds Predigten und dem Vortrag „Der jetzige Weltkrieg und die Bibel“ von Rabbiner Dr. Moritz Güdemann, Wien
Im Folgenden stellen wir neben die Kriegspredigten Hochfelds den Vortrag des Rabbiners Dr. Moritz Güdemann (1835–1918).²¹⁰ Mit dieser Zusammenschau geben wir eine Übersicht über die am häufigsten berührten Themen der deutsch-jüdischen Kriegstheologie. Es ergeben sich zwischen Hochfeld und Güdemann weitgehende Parallelen; mit der deutschen Kriegstheologie gemeinsame Übereinstimmungen, ihr gegenüber aber auch gemeinsame Unterschiede.

Erstens: So begegnet bei Hochfeld²¹¹ wie Güdemann²¹² der Krieg als Läuterungs- und Erneuerungsgeschehen, als „Gotteskraft“, die den inneren Verfall der Gesellschaft gebannt und sittliche Gesundung gebracht habe, eine „große innere Wandlung“ zu Heldentum, Opfersinn und Einigkeit. Hochfeld zitiert Gen. 50, 20 („Ihr zwar gedachtet, es böse zu machen; Gott aber gedachte, es zum Guten zu wenden“) und sieht Übel, Freveltaten und

Niedertracht der Feinde zu dem positiven Ergebnis führen, dass sie Ansporn geworden sind, „der Wahrheit, dem Fortschritt, dem Heil“ den Weg zu ebnen. Widerstände, die überwunden werden müssen, sind letztlich nur die „Reizmittel“ zu Kampf und Sieg für das Bessere.²¹³ – Güdemann²¹⁴ beschreibt von der „Augustbegeisterung“ ausgehend, dass sich in Deutschland „von Haus zu Haus die Feuersäule der Kriegsbegeisterung, der Kriegsfürsorge und Opferwilligkeit fortgewälzt“ habe. Güdemann spricht vom „geistigen Funken“, der zur „mächtigen Feuersäule“ geworden sei. Für die Bibel, sagt er, sei der Krieg „die Betätigung einer Idee“, einer „sittlichen Potenz“, „eine Offenbarung des Göttlichen in uns“, insofern man für sie das Leben hinzugeben bereit ist. Da mit der „Feuersäule“ (Ex. 13, 17 ff; 40, 36 ff; Num. 9, 15 ff; Ps. 78, 14) ein genuin israelitisches Motiv der Heilsgeschichte ist, rückt Güdemann das „Augusterlebnis“ tatsächlich in die Nähe eines heilsgeschichtlichen Ereignisses. So „dunkel“ der Weltkrieg auch sei, „in so tiefe Schatten der Trauer und Sorge er Hunderttausende eingehüllt habe“: es sei doch vor dem Hintergrund dessen, dass sich im Weltkrieg auch unter den Christen derselbe Geist offenbare, den auch die Makkabäer einst „entfesselten“, „ein Lichtmeer der edelsten Herzenskundgebungen“ aus ihm hervorgegangen, „das die Nacht erleuchtete“. Güdemann weist darauf hin, dass auch die orthodoxe und katholische Kirche die Makkabäer verehrten (1. August).²¹⁵ Die „rührende Geschichte von der Mutter mit ihren sieben Söhnen“ aus 2. Makk. 7, 1–42 habe die Veranlassung zur Stiftung des einzigen vorchristlichen Festes im christlichen Kalender gegeben. Die Erinnerung an die Makkabäer, das Chanukka-Fest mit seinen Lichtern habe nun wunderbar auch hierzulande „den Geist der Aufopferungsfähigkeit für das Vaterland entflammt“, jenen Geist, der sich jetzt „in unseren gemeinsamen Heeren so wunderbar bewährt.“ Güdemann sieht das makkabäische Lichterspiel „sich wiederholen; seine Funken auf das Heute überspringen; sie hätten die „die mächtige Feuersäule der Begeisterung für Freiheit und Vaterland hervorgezaubert.“

Zweitens: Das Hingabe- und Selbstopfer-Motiv bringt Hochfeld zunächst mit der „*qēdāh*“, mit der „Fesselung“ Isaaks (Gen. 22, 9) zusammen. Diese dient ihm nicht als vergleichbar mit der „*imitatio Christi*“, sondern nur als Vorbild für die „willige“ und „wortlose“ Unterwerfung der Elternliebe unter den Ruf zum Opfer, als Beispiel für die „großen Umwälzungen in den Seelen“, und außerdem als Zeichen dafür, dass sich Gott bisweilen nur mit der Prüfung begnüge, so dass man „seine Kinder“ – so wie Abraham seinen Sohn – auch zurückerhalten könne.²¹⁶ Opfer seien aber „die Bausteine für den Tempel der Menschheit“: „Die Menschheit bedarf der unschuldigen Opfer, um vorwärts zu kommen und zu höheren Stufen aufzusteigen.“ Der Krieg der Deutschen sei ein „Friedenskrieg“, der alle Schrecken und Opfer rechtfertige.²¹⁷ Da es jedoch für diese Opfermystik, „die Zukunft“ gleichsam „mit Blut zu düngen“²¹⁸, nur jüdische Belege gebe, wo sie explizit als Gräuel verurteilt und verboten würden²¹⁹, rekuriert Hochfeld, um an der Notwendigkeit des Selbstopfers von Leib und Leben im Krieg festhalten zu können, auf den „altheidnischen Brauch“, in das Fundament eines Hauses ein lebendes Wesen einzumauern. Diesen Brauch „verabscheut“ er zwar und „brandmarkt“ ihn, will ihn aber als gültiges Sinnbild und Gleichnis jüdischen Märtyrertums verstanden wissen, weil „in den Weltenebau [...] viel unschuldiges Leben eingemauert worden“ sei.²²⁰ – Güdemann sieht in der Opferbereitschaft von Deutschen und Österreichern, sich von der „Idee“ des Heils – wie

David „im Namen des Ewigen“ (1. Sam. 17, 45) – leiten zu lassen“ und dafür auch bereit zu sein, das eigene Leben hinzugeben, den Beweis dafür, dass der Krieg eine „sittliche Potenz von einer alles überragenden Hoheit“ darstellt, „eine Offenbarung des Göttlichen in uns, das zur Verwirklichung drängt.“

Drittens: Die Abwertung der Kriegsgegner geschieht bei Hochfeld wie Güdemann auf ähnliche Weise wie in der sonstigen deutschen Kriegstheologie auch, wobei hier nun oft auf Ereignisse aus der Antike oder der Gegenwart jüdischer Leidensgeschichte angespielt wird. In der Charakterisierung der Feinde Deutschlands sind sich aber Hochfeld und Güdemann mit ihren christlichen Kollegen einig. Nach Hochfeld wiederhole sich mit Deutschland, was sich mit Israel in Ägypten zugetragen habe: sein Wachstum habe in England und Frankreich Neid und Furcht erregt. Hochfeld prangert vor allem Russland, „das Babel unserer Tage“ wegen „seiner entmenschten Barbarei“ an, die „unsere heiligsten Güter bedrohe“, womit auch die antijüdische Pogromstimmung im russischen Reich gemeint ist.²²¹ Frankreich und Belgien „hetzten“ ihre Bevölkerung auf „brave“ deutsche Soldaten. Größter Frevel sei jedoch die „englische Scheinheiligkeit“: Das „Volk der neidischen Krämer“, das sich als Hort der Unterdrückten und Verfolgten aufspiele, stelle sich nun auf die Seite der „Barbaren“. Hochfeld bezeichnet die Gegner Deutschlands als „Frevler“ und „Gottlose“, die dem göttlichen Gericht verfallen würden: „Wenn [aber] das Wetter daherfährt, ist der Gottlose nicht mehr; der Gerechte aber steht auf ewigem Grund.“ (Spr. 10, 25).²²² – Auch Güdemann wendet sich gegen die „habsüchtigen und neidischen“ Ententemächte England und Frankreich, die – ihre Ideale der „Freiheit und Humanität“ verratend – sich mit dem „Prototyp der Reaktion und Inhumanität“ verbündet hätten. Er bezeichnet Russland als „den nordischen Riesen“ Goliath, der sich anschicke, mit seiner „ungeschlachten Massigkeit“ „die Keime und Blüten alles Edlen und Erhabenen“ zu zertreten, und die „blühenden Fluren der Natur und Intelligenz in eine Wüstenei“ zu verwandeln drohe. Güdemann sieht Deutschland hier nach 1. Sam. 17, 45 in der Rolle Davids; auch Deutschland (neben Österreich-Ungarn) gebe sich als Träger einer „großen Idee“ zu erkennen. Daher sei der Weltkrieg zwischen Zweibund und Entente als ein Kampf zwischen „großer göttlicher Idee“ und „Reaktion und Inhumanität“ zu verstehen. Schon dies allein zeige unwiderleglich, „wem die Schuld an dem Weltkrieg“ zuzurechnen sei.

Viertens: Auch der Vorwurf an die Entente, Kolonialtruppen gegen die Zentralmächte einzusetzen, wiederholt sich bei Hochfeld und Güdemann. Hochfeld klagt England dafür an, dass es gottlose „Söldnertruppen“, die für Geld „blutigen Mord“ verübten, gegen Deutschland in den Kampf schicke, „stumpfe, von Eroberungsgier und Plünderungssucht getriebene Massen“.²²³ – Auch Güdemann wirft England vor, dass es mit „aus aller Welt zusammengewürfelten Kriegern“ gegen Deutschland kämpfe. In diesem „großen Farbentopf von Söldnern und Sklaven“ finde sich jedoch keine „Gottesflamme, die von einer großen Idee entzündet und unterhalten“ werde, keine „Flamme der Begeisterung für die heiligsten Güter“, für „die große Liebe zur selbstgeschaffenen Kultur und den höchsten geistigen Errungenschaften.“ Daher würde ihnen der Sieg über die Zentralmächte auch nicht zufallen.

Fünftens: Hochfeld und Güdemann relativieren wie die christlichen Amtsbrüder das Tötungsverbot (Ex. 20, 13). Hochfeld nennt das Alte Testament ein „Kampfbuch“, das die Soldaten dazu ansporne, ihr Leben für die „höchsten Güter der Nation“ aufzubieten, und zulasse, dass im Krieg die Einhaltung des Tötungsverbots zeitweilig ausgesetzt werde. Er thematisiert die Verletzung der Zehn Gebote im Krieg ausführlich: „Du sollst töten, ist nun die Forderung des Tages; du sollst schnell und gründlich töten. Dann wirst du dich verdient machen und hochgeehrt sein.“ Deutschland führe den Krieg aber nur deswegen, um einen „dauernden, ehrenvollen Frieden“ zu erlangen: „Kämpften wir nicht um des Friedens willen, dann wäre in der Tat dieses Morden, Zerstören, Vernichten sinnlos, sündhaft, gottwidrig“. Hochfeld argumentiert, dass nur unter bestimmten Voraussetzungen – wie der hier gegebenen legitimen Selbstverteidigung sowie der Todesstrafe für Schwerverbrecher – die Übertretung des „heiligen“ Tötungsverbots erlaubt sei. Er stellt hierbei das „nützliche Leben und die Gesamtheit“ dem „schädlichen Leben eines Verbrechers“ gegenüber. Man habe im Krieg, „wenn er geführt werden muß“, „der höheren Pflicht [zu] folgen“ und dürfe die „niedere mit klarer Überlegung verletzen“, um nicht zum „unklaren Schwärmer“ und „Phantasten“ zu werden. Weil Staat, Vaterland und Gemeinschaft höheres Recht und höhere Pflicht darstellten (auch hier also die Aufspaltung zwischen Individualethik und „Volks-ethik“²²⁴), gäbe es in der Tat „ein Recht des Tötens.“²²⁵ – Güdemann verweist darauf, dass die Bibel neben dem „hochgepriesenen Frieden“ auch dem Krieg „seine berechnete Stellung, seine sittliche, ja geradezu göttliche Bedeutung“ zuerkannt habe. Güdemann erinnert an das Mirjam-Lied und den „Triumphgesang“ des Moses (Ex. 15, 1–21), in welchem Gott als „Kriegsmann“ (Ex. 15, 3) „gefeiert“ werde. In den Psalmen werde Gott sogar mitunter als „Lehrmeister des Krieges“ besungen: „Er übt meine Hände für den Kampf, meine Finger für den Krieg“ (Ps. 18, 35). Die Bibel sei also „die älteste Kriegsschule“ und bewerte den Krieg, wenn er notwendig werde, „ebenso hoch wie den Frieden.“

Sechstens: Hochfeld wie Güdemann bekräftigen gleichfalls die Gerechtigkeit der „deutschen Sache“. Hochfeld, der sich hierzu ebenso wie Güdemann auf 1. Sam. 17, 45 bezieht, schreibt, dass sich Deutschland in seinem „gerechten Krieg“, wie einst David „mit Gott eins“ wisse.²²⁶ – Güdemann formuliert ähnlich: Im „Erfolg der Zentralmächte“, in ihrer „besseren Kriegskunst“ offenbare sich der „Kriegsgeist der Bibel“, „der Geist Davids“: „Die bewunderungswürdige Haltung unserer Heere ist nicht die Haltung von Truppen in einem mutwilligen Kriege. So unvergleichlich kämpft man nur, so unvergleichlich stirbt man nur für eine Idee. *Unsere Heere wissen, daß ihr ganzer Lebensinhalt auf dem Spiele steht.*“

Siebtens: Anklänge finden sich bei Hochfeld und Güdemann auch an die „Kriegsziel-debatte“, in der ein durch Annexionen territorial erheblich vergrößertes Nachkriegs-deutschland gefordert wurde, das sich aller Angriffe künftig souverän erwehren könne.²²⁷ So ersehnt Hochfeld einen starken deutschen Staat und hofft, dass dieser Krieg durch die Erlangung eines „besseren Friedens“ der letzte Krieg sein werde. „Für den Frieden kämpfen wir, und zwar für einen dauernden, ehrenvollen, nicht für einen trügerischen, demütigenden.“²²⁸ – Im Rückgriff auf die Bedeutung des hebräischen Urtext-Wortes שלום „Schalom“ betont Güdemann, dass der durch den Krieg herzustellende Friede nur etwas „Vollkommenes“, „Vollendetes“ sein könne, in dem „das ganze Bazillengift der unehr-

lichen Rivalitäten, der schlaun Einkreisungsbestrebungen, der verleumderischen Ehrabschneidungen und sonstigen Hinterlistigkeiten – alles made in England – abgetötet“ sei. „Wenn uns nach diesem ungeheuren Weltkrieg so ein halber, kleiner Friede beschieden wäre, aus dem, wie bei einem alten Rock, der Krieg bei jeder Naht wieder ausbrechen könnte – das wäre ein Geschenk der Hölle. Der Himmel aber rät: nur ein ganzer Friede oder keiner [...] *Möge durch den Sieg und im Sinne Österreich-Ungarns und Deutschlands dem Weltkrieg bald der Weltfriede folgen!*“ –

Ergebnis: Der fundamentale Unterschied der jüdischen zur deutschen Kriegstheologie ist auch nach dieser Synopse zu Hochfeld und Güdemann noch einmal deutlich hervorzuheben. In der jüdischen Kriegstheologie findet sich kein Pendant zum aggressiven Darwinismus des Krieges als Geschichtstribunal und Völkerprozess, der den „Reinwuchs“ vom „Misswuchs“ trenne.²²⁹ Bei Hochfeld gab es zwar Anklänge an die apriorische Setzung eines göttlichen Heilsplans, demzufolge die Hohenzollern wie Israel (Gen. 12, 3) auserwählt seien, um zur Rettung der Menschheit immanent ein Weltenheil herbeizuführen; aber weder bei Hochfeld noch bei Güdemann zeigt sich eine Parallele zu der ins Kosmisch-Eschatologische hinüberspielenden Apokalyptik des welterlösenden deutschen Sendungsauftrags, als Erzengel Michael den „Satan“ selbst zu „zermalmen“. Gegenüber der militaristisch-kriegstheologischen Aussage, Jesus sei der *generalissimus* der deutschen Armeen, Gott sei der „große Alliierte“ Deutschlands, fällt in den jüdischen Predigten die Zurückhaltung auf, mit der man von sich selbst – anhand der Patriarchen-, Davids- und Makkabäergeschichten, sowie einzelner Psalmverse – als dem auserwählten Volk spricht. Was die jüdischen Kriegspredigten mit der protestantischen gemeinsam hatten, waren in patriotischer Hinsicht konstitutive Elemente, die mit der Anklage der Kriegsgegner, der Mobilisierung und Unterstützung vaterländischer Solidarität zu tun hatten, in theologischer Hinsicht jedoch lediglich „Mitteldinge“ (*Adiaphora*), eher periphere Aspekte, aber *keine* die protestantische Kriegstheologie Seeberg'scher oder Dryander'scher Prägung definierenden Denkkategorien.

5) Die jüdischen „Kriegsagenden“ und Leo Baecks Zurückhaltung gegenüber der „Zeitgeist-Allianz“

Die jüdischen Feldgottesdienste orientierten sich an der „gerade fälligen Wochensidreh“ (Leseabschnitt), verwarfen also nicht die liturgisch vorgeschriebene Perikopenordnung und verfuhrten auch nicht nach der Arper-Zillessen'schen „Flickenteppich“-Methode, gemäß der man zu bestimmten kriegstheologischen Anliegen „passende“, meinungserzeugende Textmosaike etwa aus dem Exodusbuch oder den Makkabäerbüchern hätte zusammenleimen können. Man überschwemmte ebenso wenig die halachisch vorgeschriebenen Perikopenordnungen mit kriegstheologischen Fremdtexen aus der Zeit der Freiheitskriege.²³⁰ Der gewöhnliche, vom (reformjüdischen) Liturgie-Schema kaum abweichende²³¹ Verlauf eines Feldgottesdienstes am Vormittag²³² sah so aus, wie ihn etwa der Feldrabbiner Dr. Heymann Chone (1874–1946)²³³ am 16. Dezember 1914 an den Verband der deutschen Juden in Berlin rückmeldete²³⁴:

„Lied der Kapelle
 Sabbat Morgengebet (gekürzt)²³⁵
 Neumondweihe²³⁶
 Erklärung des Thoraabschnitts²³⁷
 Predigt²³⁸
 Lied aus Makabäus²³⁹
 Musaf²⁴⁰
 Deutscher und hebräischer Psalm²⁴¹
 Kaddisch²⁴²
 Niederländisches Gebet²⁴³
 Es braust ein Ruf²⁴⁴ ...“

Ein solch' liturgisch konservatives Bild bietet sich auch, wenn wir uns die jüdischen Feldgebetbücher anschauen und sie der zu Mobilisationszwecken liturgierevidierenden Arper-Zillessen'schen Kriegsagenda gegenüberstellen. Wie von den protestantischen Feldpredigern war allerdings auch von den Feldrabbinen die Herausgabe eines für abgekürzte Gottesdienste geeigneten Feldgebetbuches als dringende Notwendigkeit empfunden worden.²⁴⁵ Außerdem verspürten die jüdischen „Feldgrauen“ wie ihre christlichen Kameraden das Bedürfnis nach „spiritueller Nahrung“ und geistlicher Orientierung in Eigenlektüre. Wie aus den Berichten und Sitzungsprotokollen der Feldrabbinenkonferenzen an der West- und Ostfront hervorgeht, war die Nachfrage nach Feldgebetbüchern und Gebetbüchern für die Feiertage (Neujahr und Versöhnungstag) sehr hoch.²⁴⁶

Am bekanntesten geworden sind die beiden von Leo Baeck (1873–1956)²⁴⁷ in Hebräisch und Deutsch redigierten liberal-reformjüdischen Editionen: das „Feldgebetbuch für die jüdischen Mannschaften des Heeres“ (Berlin, 1914) und das „Feldgebetbuch für Rosch ha-Schana und Jom Kippur“ (Berlin, 1915). Die im Brusttaschenformat mit robustem Leinen eingebundenen²⁴⁸ „Feldgebetbücher“ (etwa im selben Format wie die Arper-Zillessen'schen Kriegsagenden) hielten sich im Gebets- und Psalmenteil von jeglichen konkreten Zeitbezügen und kriegstheologischen Aussagen fern; d. h. sie nahmen keinerlei überarbeitenden Texteingriffe, überschriftartige Kurzkomentierungen, sowie Einfügungen von „Fremdtexten“ vor. Wenn „Väterstimmen“ zitiert wurden, waren es die sog. „Pirqē Ābōt“ („Aussprüche der Väter“), Zitate aus einer weisheitlichen Sentenzensammlung der ältesten Schriftgelehrten, die bis auf Hillel und Schammai (vor 70 n. Chr.) zurückgingen. Diese Sammlung gehört zur vierten Ordnung der Mischna, N^eziqin, und bildet dort den neunten Traktat, galt also seit jeher im Judentum als „kanonisch“ und war in Auszügen traditioneller Bestandteil aller jüdischen Andachtsbücher.

So beschränkt sich etwa das erstgenannte „Feldgebetbuch“ Leo Baecks auf die Zitierung von 22 Psalmen und auf eine reduzierte Auswahl für die im synagogalen Gottesdienst auch sonst üblicherweise vorgesehenen Morgen- und Abendgebete, auf Nachtgebet, Tischgebet, Sabbatgebet, Neumondgebet, Festgebet, Bußtaggebet sowie das Qaddisch.²⁴⁹ Den jüdischen Soldaten, die sich regelmäßig Chanukka-Schriften, sowie Chanukka-Leuchter und -Kerzen an die Front schicken ließen²⁵⁰, kam Baeck nur insoweit entgegen, als er in seinem Feldgebetbuch im Hinblick auf die makkabäischen Freiheitskriege lediglich die erste Chanukka-Liedstrophe abdruckte – und diese in reformjüdischer Gestalt,

die gegenüber der ursprünglichen Fassung der fünf Mardochay-Strophen den Wortlaut erheblich entschärft:

„Schirm und Schutz in Sturm und Gaus,
Dir erschall’ ein Jubellied;
Schütz, o Herr, dein heilig Haus,
Drin Dir Lob und Preis erblüht.
Doch wenn einst verstummt der Feind,
Dem Dein Volk ein Spott erscheint,
Dann erschall’ allüberall
Liebessang, der uns vereint.“²⁵¹

Dass Baeck das „Chanukalied“ in so erheblich abgeschwächter und auf eine Strophe zusammengestricherener Fassung ins „Feldgebetbuch“ aufnahm, mag damit zusammenhängen, dass die Aussagen der ursprünglichen Vollversion durchaus Ansätze dafür geboten hätten, sie im kriegstheologischen Sinn einer heilsgeschichtlichen Neuinterpretation zu verwerten. Es wäre ein Leichtes gewesen, aus den einzelnen Anspielungen des Liedes auf die Historie Israels Parallelen zu den Freiheitskriegen, den besiegten Napoleonen, sowie den aktuellen Kriegsbedrängnissen durch die Feindnationen zu konstruieren. Dazu wollte Baeck offenbar keinerlei Anlass bieten.²⁵² Der vollständige Text lautet in der Übersetzung von Raphael Jacob Fürstenthal (1781–1855)²⁵³ wie folgt:

„Meine Veste, Hort meines Heils! Dich zu preisen geziemt sich’s; o, daß mein Andachtshaus wieder fest stünde, und wir dort Dank Dir opferten! – Einst wenn Du ein Blutbad bereitest ob dem bellenden, wüthenden Tyrann (Antiochus Epiphanes²⁵⁴), werde ich wieder unter Psalmliedern des Altars Weihe vollenden.

Meine Seele war der Leiden satt, im Kummer zehrte meine Kraft sich auf; einst haben sie mein Leben verbittert durch schwere Arbeit in der Sklaverei des Reiches Egypten. Aber mit seiner großen Macht führte er heraus das Volk, das sein Eigenthum war; doch Pharaos Heer und sein ganzes Geschlecht sanken wie ein Stein in des Meeres Tiefe.²⁵⁵

Nach seines Heiligthums heiligster Stätte brachte er mich, aber auch dort fand ich nicht Ruhe; es kam der Dränger (Nebuchadnezar), und trieb mich ins Elend, weil ich fremden Göttern gedient und berausenden Wein ihnen gespendet. Doch kaum als ich weggezogen war, nahte Babels Ende, kam Serubabel, und nach Verlauf von 70 Jahren ward mir wieder geholfen.²⁵⁶

Fällen wollte die hochragende Ceder (Israel) Agagi, der Sohn des Hamdatha; aber es gereichte ihm selbst zum Fallstrick und sein Hochmuth ward vernichtet; Du erhobest des Benjaminiten Haupt (Mordechai), und vertilgtest des Feindes Stamm; Du ließest es zu, daß, umgeben von Kindern und der Güter Fülle, er und sie am Pfahl gehängt wurden.²⁵⁷

Auch die Griechen rotteten sich zusammen wider mich, in den Tagen der Hasmonäer (Maccabäer), und rissen nieder die Mauern meiner Festungsthürme, und entweihten das heilige Oel des Tempels. Doch bei der Oelkrüge letztem geschah den Rosen (Israel) ein Wun-

der. – Damals bestimmten die einsichtsvollen Männer diese acht Tage zu Dankliedern und Lobgesängen.²⁵⁸

Eindeutig deutsch-vaterländische Töne enthalten im „Feldgebetbuch“ Baecks lediglich die drei beigegebenen „Volkslieder“.²⁵⁹ Diese finden sich auch in den ab 1914 erscheinenden deutschen und österreichischen Kriegsliederbüchern wieder und sind nicht bloß als Zugeständnis Baecks an das Kriegsliedergut der Zentralmächte zu werten: „Ich hab’ mich ergeben mit Herz und mit Hand“ (fünf Strophen)²⁶⁰, „Vater, ich rufe Dich“ (sechs Strophen)²⁶¹ sowie das altniederländische Dankgebet „Wir treten zum Beten“ (drei Strophen).²⁶² Das letztgenannte Lied in der Übersetzung des Librettisten Josef Aloys Peter Weyl (1821–1895), der in seiner freien Übertragung aus dem Holländischen den von Gott erwirkten Sieg der gerechten Sache über die Ungerechtigkeit noch eigens betonte²⁶³, ließ Baeck in jedem Feldgottesdienst singen, weil auch er als Patriot an die gerechte Sache Deutschlands glaubte.²⁶⁴ Andere jüdische Feldgebetbücher verfuhrten in Textauswahl und Traditionswahrung ähnlich wie Baeck – so z. B. die vom Deutsch-Israelitischen Synagogenverband in Hamburg 1915 herausgegebene und von dem Hamburger Oberrabbiner Dr. Abraham Samuel Benjamin Spitzer (1872–1934)²⁶⁵ mit einem Neujahrsgruß eingeleitete Gebetsammlung „Für unsere jüdischen Soldaten“, die nur an einer einzigen Stelle ein Gebet für die „Deutsche Streitmacht und das Deutsche Reich“ enthält; in diesem Gebet sticht lediglich eine Zeile mit der Bitte: „Möge unser Land geehrt dastehen wie seither und zu noch größerer Machtfülle gelangen!“ hervor.²⁶⁶ Ebenso beschränkt sich das vom Armeerabbiner Dr. Sali Levi zum Passahfest 1918 redigierte „Jüdische Feldgebetbuch“ auf die üblicherweise im synagogalen Gottesdienst rezitierten Psalmen und Gebete und druckt als einzigen Bezug zum „Vaterland“ ebenfalls das altniederländische Dankgebet ab.²⁶⁷ Dr. Bernhard Koenigsberger (1866–1927), Rabbiner in Berlin²⁶⁸, brachte 1916 die „Hagadah für Peßach“ im Brusttaschenformat heraus.²⁶⁹ Allen diesen Feldgebetbüchern ist gemein, dass in ihnen das sonst für die christliche Liturgie vorgesehene „Kaisergebet“ und die Nationalhymne fehlen. Gegen ihre von einigen Rabbinern angeregte Aufnahme in den Neudruck von 1916 sprach sich Leo Baeck in einem Brief an den „Verband der deutschen Juden in Berlin“ am 26. April 1916 aus Gründen der Praxis wie der inneren Überzeugung aus:

„Das Kaisergebet gehört in das Feldgebetbuch nicht hinein, da dies ein Andachtsbuch für den Soldaten, aber nicht eine Liturgie für den Rabbiner ist; auch in den Feldgebetbüchern der anderen Bekenntnisse ist ein Kaisergebet nicht enthalten. Es muß dem Geistlichen im Felde immer überlassen bleiben, für dieses Gebet die, jedesmal geeignete, Form selbst zu finden. Die Neigung, die in unseren Gebetbüchern und Gottesdiensten hervortritt, von dem Kaisergebet einen etwas extensiven Gebrauch zu machen, verdient keine Nachahmung, schon wegen des ungünstigen Eindrucks einer markierten Absichtlichkeit. [...] Die Nationalhymne gehört in das Feldgebetbuch nicht hinein, schon deshalb, weil es vorauszusetzen ist, daß jeder Soldat sie auswendig kennt. Eine aus dem Buche abgesungene Nationalhymne ist keine Nationalhymne mehr. Auch bei ihr ist übrigens vor allzu ausgedehntem Gebrauche zu warnen; sie soll etwas Festtägliches bleiben.“²⁷⁰

Die Behauptung Baecks²⁷¹, dass die Feldgebetbücher anderer Konfessionen ein „Kaisergebet“ nicht umfassten, trifft nur teilweise zu. Das 36-seitige „Feldgesangbuch für die evangelischen Mannschaften des Heeres“²⁷² enthielt in der Tat kein Kaisergebet. Es existierte jedoch daneben das offizielle Evangelische Militär- Gesang- und Gebetbuch, das auch für den normalen Gottesdienstgebrauch im Frieden vorgesehen war und ein entsprechendes „Gebet für Kaiser und Reich“ einschloss.²⁷³ Aus diesem Buch wurde – auch in Kriegszeiten – im Gottesdienst entweder vom Geistlichen allein oder – wie beim Fahneneid üblich²⁷⁴ – zusammen mit der Militärgemeinde beim „Allgemeinen Gebet nach der Predigt“ das Gebet „Für den Kaiser oder den Landesherrn“ gesprochen.²⁷⁵ Die Aufzeichnungen der Feldrabbiner über die Abhaltung ihrer Gottesdienste belegen überdies, dass man sowohl die deutschen vaterländischen Lieder sang als auch das „Gebet für Kaiser und Heer“ sprach.²⁷⁶ Die aus dem K.u.K.-Reich stammenden Siddur-Ausgaben (Brusttaschenformat mit 640 Seiten) verzeichnen dagegen ein vergleichbares Standesgebet „Für den Landesregenten [Franz Joseph I.] und das ganze Regentenhaus“, das nach dem Herausheben der „Gesetzrolle“ gesprochen wurde.²⁷⁷

Als Bilanz lässt sich damit in Bezug auf das Verhältnis der jüdischen „Feldgebetbücher“ zu den Arper-Zillessen'schen Agenden ziehen, dass – wie in den jüdischen Kriegspredigten – die eigentlichen Schwerpunkte der deutschen protestantischen Kriegstheologie, insbesondere die Denkmuster Seebergs und Dryanders, keinerlei Niederschlag fanden. Die jüdischen Feldgebetbücher gehen über das literarische Genos eines soldatischen Standesgebetbuches nicht hinaus, ja bleiben sogar noch dahinter zurück.

Ein liturgisch-konservatives Bild bot auch das in England in mehrfach überarbeiteten und ergänzten Auflagen seit 1914 erschienene „Prayer Book for Jewish sailors and soldiers in the British army with English translation“.²⁷⁸ Allerdings gab es auch hier ein paar Zusätze. Nach den „Daily Services“ und den „Sabbath Services“ folgen Gebete, die Nationalhymne (auch auf Hebräisch) und politische Stellungnahmen: „Prayer for the King and the Royal Family“, „Prayer composed by the Chief Rabbi on the Declaration of War (August 1914)“, „The National Anthem“, „Special Prayers“ („Grace before Meals“, „Grace after Meals“, „Prayers for the Sick and Wounded“, „Confession on a Death Bed“, „The Burial Service“, „After the Burial“); danach Textlesungen: „Psalms“ (1; 3; 16; 19; 20; 23; 25; 27; 28; 42; 43; 46; 51; 56; 61; 64; 86; 90; 91; 103; 121; 124; 144; 145), „Readings from the First Book of the Maccabees“ (Chapter 2, 49–70; 3, 1–26.55–60; 4, 1–25), im Anschluss daran wieder politische Stellungnahmen: „Message from the King, George, R.I., 9th August, 1914“, „Message from Lord Kitchener, Field-Marshal“.

Das vom Chef-Rabbiner im August 1914 gesprochene Gebet enthält die Passage:

„The shout of the warrior and the roar of battle resound to the ends of the earth because of the fury of the oppressor. The terrors of war are upon us; they have come close to our gates.“²⁷⁹

In der mir nicht mehr zugänglich gewordenen, vermehrten Auflage von 1917 heißt es dann nach der Beschreibung Nathan Mose Nathans in dem sich anschließenden „prayer of intercession“ im Hinblick auf den Neutralitätsbruch Belgiens durch die deutschen Truppen:

„Offenbar und bekannt ist es, vor dem Thron Deiner Herrlichkeit, dass wir hinaus gezogen sind in den Krieg wegen einer wahren und gerechten Angelegenheit. Nicht, um Land zu erobern, das uns nicht gehört, hat sich das Volk geopfert aus allen Staaten unseres Königreiches. Wahrhaftig, um den Vertrag zu erfüllen, überschritten die Pioniere der Streitmacht die Pfade der Meere und achteten ihr Leben gering zum Tode [Ri. 5, 18], um dem Feind ein Ende zu bereiten und um Vergeltung zu üben, und um ein gerechtes (oder: schuldloses) Volk [= Belgien] von dem, der stärker ist als es selbst, sowie ein armes [d. h. beraubtes] Volk [= Frankreich] von seinem Gewalttäter zu befreien.“²⁸⁰

Im Unterschied zu den jüdischen Feldgebetbüchern in Deutschland bringt das englisch-jüdische „Prayer Book“ danach eine hebräische Übersetzung der Nationalhymne.²⁸¹ Ebenso abgedruckt wird die königliche Botschaft („Message from H.M. the King to the troops“) an die englischen Streitkräfte vom 9. August 1914 (Buckingham Palace), die als Grund für den Kriegseintritt ebenfalls die gewaltsame Besetzung Belgiens und die drohende Invasion Frankreichs durch Deutschland nennt: „Belgium, whose country we are pledged to defend, has been attacked and France is about to be invaded by the same powerful foe.“²⁸²



Abbildung 32: Plakat (32,5 × 41,5 cm, Original): Bilder aus dem Deutsch=französischen Krieg 1870, Nr. 2: Die Schlacht bei Wörth am 6. August 1870. Telegramm: „Siegreiche Schlacht bei Wörth. Mac Mahon mit dem größten Theil seiner Armee vollständig geschlagen. Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen. Auf dem Schlachtfelde bei Wörth, 4 ½ Uhr Nachmittags. *Friedrich Wilhelm*, Kronprinz.“ Ganz unten rechts: „S. Salfeld“. Schnellpressendruck von F. Neubürger jun. in Dessau, Verlag von Hugo Kastner in Berlin, 1870.

Vierter Teil – Meinungslenkung und Resonanz der Protestantischen Kriegstheologie

„Das Sterbehemd der Menschheit ist aus Papier.“
Karl Kraus¹

XI – Zur Hypertrophie der deutschen Kriegstheologie – Die Theologie im Sog literarischer Springflut: die Vorgeschichten 1812–1815 und 1870–1871

1) Vorgeschichte I: Die theologischen Rede-, Lese- und Bildstoffe der Freiheitskriege 1812–1815 – Die erste Plebiszit-Legende

Das Phänomen der zeitweise auftretenden „literarischen Springflut“ als ein besonderes, für Deutschland auch im Theologischen auffälliges Charakteristikum verzeichnete schon Johannes Janssen aufgrund der „Meßcataloge“ der Frankfurter Buchmessen von 1564–1600.² Dasselbe ergibt sich seit dieser Zeit auch aus Mess-Memorialen und Buchhändlerabrechnungen zu den Titeln unterhaltender und belehrender Literatur. Es war demnach nichts Außergewöhnliches, wenn Ernst Moritz Arndt und mit ihm die übrigen Freiheitsdichter über den Büchermarkt versuchten, eine öffentliche Sogwirkung aufzubauen, wobei zur politischen Meinungslenkung die Strategie, die Emotionalität der Freiheitslyrik mit kirchlich-eingängiger Sprachlichkeit zu verbinden, eine tragende Rolle spielte. Indessen darf man nicht verkennen, dass es sich – im Unterschied zu manchen gesellschaftskritischen Volksbüchern (wie „Till Eulenspiegel“ mit den zahlreichsten Auflagen)³ – bei *diesem* agitatorischen Verfahren um die „Überredungsstrategie“ lediglich einer „insurrektionellen Reformelite“ handelte⁴, auch wenn sich Arndt auf der sprachlichen Ebene mit seiner Nachahmung des Luther-Deutschen in etwa den unteren Schichten anpasste, die noch im „Altdeutschen“ lebten.⁵ Es stellte sich daher trotz ihrer Flugblatt- und Broschürenschwemme aufs Ganze gesehen die Frage nach der Effektivität und Publikumswirksamkeit der Arndt’schen Strategie. Konnte der Kirchlichkeit seiner Katechismen und Liederdichtungen der Zugriff auf das Denken und Fühlen weiter Bevölkerungskreise gelingen?⁶ Deren Lesekost – bis in die Kinderbücher hinein⁷ – bestand vielfach aus „auf Unterhaltung und Gefühlseffecte berechnete[n]“ Kolportagestoffen, aus Totschlage-Geschichten, aus „Verbrecher-Zeitungen und -Liedern“, aus „Strickstrumpf- und Frauenzimmerlesereien“, körnigen Schwänken (auch die 1812 erstmals erschienenen Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm enthielten eine beträchtliche Anzahl von ihnen⁸), aus Ritter- und Räubergeschichten, die in den Volksbüchern, in gefalzten Heften aus Löschpapier mit stumpfen Drucktypen und zahlreichen rohen Holzschnitten zum Preis von ein paar Kreuzern vertrieben wurden: „Werkzeuge des rohsten Aberglaubens, der Dummheit und des Betrugs“, wie der Prälat Johann Gottfried von Pahl (1768–1839) in seinen „Denkwürdigkeiten“ beklagte; es handelte sich um

„[...] schauerliche Mord- und Hinrichtungsgeschichten, Erzählungen von Gespenstererscheinungen, gräßlichen Naturbegebenheiten, Wunder- und Himmelszeichen, sichtbaren göttlichen Straferichten, von Hexen- und Unholdenwerk, Prophezeiungen von großen Landplagen und Unglücksfällen, oder gar von dem nahe bevorstehenden Ende der Welt, Anpreisungen von unfehlbaren Arzneimitteln und von mannigfaltigen Kunststücken, um

auf mühelose Weise viel Geld zu erwerben, Formeln, um Geister zu beschwören, und die in der Erde liegenden Schätze zu eröffnen, Gebete und Lieder voll gotteslästerlichen Unsinn, – und dieß alles in einer rohen, gemeinen Sprache, selbst mit Vernachlässigung der ersten Regeln der Orthographie.“⁹

Man darf freilich die heroisierend-pathetische Gegenströmung zu der meist fatalistisch, resignativ eingefärbten, empfindsam-schauervollen Trivialliteratur nicht unterschätzen. Die in Mode gekommenen Ritter- und Räuberromane (Veit Weber, „Sagen der Vorzeit“, 7 Bände, 1787–1798; Christian August Vulpius, Rinaldo Rinaldini, 6 Bände, 1799–1801 u. a.)¹⁰ arbeiteten mit ihrer optimistisch-kämpferischen Grundtendenz und ihrem Tatmenschenum zweifellos dem Arndt'schen Aktionsprogramm zu. Außerdem gab es zur Qualität der „Lese- und Studierfreude der Deutschen“ unter Zeitgenossen wie Madame de Staël auch positivere Einschätzungen.¹¹ Trotzdem: Mit dem kritischen Hinweis auf nur „einige Tausend gebildeter Jünglinge und Männer“, für die auch die Freiheitsdichtungen in der „Feld-Zeitung der Preußischen Armee“ gedacht waren¹², widersprach kein Geringerer als Goethe den Postulaten der liederdichtenden Deutungselite; Goethe stellte dem Historiker Heinrich Luden (1778–1847) gegenüber am 21. November 1813 fest:

„Sie [= Heinrich Luden] sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Glut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es denn, was es will und was es vermag? [...] Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttlung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen und gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen – nämlich Befreiung nicht vom Joch der Fremden, sondern von *einem* fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren.“¹³

Goethe, dessen einziger Sohn August sich im Januar 1814 noch als Freiwilliger zu den Sächsisch-Weimarischen Jägern melden sollte¹⁴, durchschaute bereits zum Jahresende 1813 die mit Blick auf den „gemeinen Mann“, auf Arbeiter und Bauern hin ausgeschmückten Legenden und Erzählungen, wie etwa die Loblieder Friedrich Rückerts auf das „Heldenmädchen von Lüneburg“ Johanna Stegen (1793–1841) als „Engel“ und den „Unteroffizier Auguste Friederike Krüger“ als „Wunder Gottes“.¹⁵ Der sogenannte „Freiheitskrieg“ als „Volkskrieg“ war ein trügerisches Traumbild. Der Freiheitskrieg war kein Volksaufstand, sondern ein „militärisches Unternehmen verbündeter Kabinette“, die ihre Truppen entsandten.¹⁶ Die von der Freiheitskriegslyrik vorgetragenen Vaterlands- und Freiheitsideen waren – und dies musste Goethe, dem Vertreter des „Weltdeutschtums“, ebenso missbehagen¹⁷ – durch Arndt „barbarisch-völkisch“ eingefärbt und nur ornamental theologisch. Seine gesellschaftlich-emanzipatorischen, antidynastischen und antifeudalen Ideale, die nun in den Freiheitskrieg gegen den Willkürherrscher Napoleon utopisch überhöht einfließen¹⁸, spiegelten auch nur das Denken der höheren Klassen, insbesondere der

Kreise des gebildeten, reformwilligen Bürgertums wider.¹⁹ Diese Tendenzen verharrten im Selbstreferentiellen und wirkten sich nicht als beherrschende Meinungsnorm aus; sie schufen sich keine Massenbasis im Volk, sondern erfassten nur literarisch-akademische Zirkel, die „Teetische“ und patriotischen „Salons“.²⁰ In den unteren Volksklassen griff auch der theologisch verbrämte, deutsch-ursprungsmythisch motivierte Franzosenhass Arndts nicht – im Linksrheinischen auch deswegen nicht, weil ihnen hier die französische Vorherrschaft einige wirtschaftliche Vorteile beschert hatte durch den Fortfall von alters her bestehender Feudallasten, durch die Beseitigung der rechtlichen Vorzugstellung des Adels und des Zunftzwanges sowie die Vereinfachung der Verwaltung.²¹ Die Ansicht Clausewitz', dass mit der schließlichen Erhebung gegen Napoleon I. „der König und seine Minister [...] die Stimme des Volkes [verstanden] und [...] seine Gefühl [teilten]“²², gehörte zu den patriotischen Selbsttäuschungen der verherrlichenden Geschichtsschreibung. Der entscheidende Umschwung zu einer nennenswerten Mobilisierung vollzog sich erst, als Friedrich Wilhelm III. Frankreich am 16. März 1813 den Krieg erklärte²³ und am Tag darauf den Aufruf „An mein Volk“ erließ²⁴, nachdem er zuvor durch Gerhard von Scharnhorst (1755–1813) mit Kaiser Alexander von Russland in Kalisch am 28. Februar 1813 ein „Off= und Defensiv=Bündniß“ geschlossen²⁵ und am 3. und 9. desselben Monats die Verordnungen über die Bildung von freiwilligen Jäger-Detachements erlassen hatte.²⁶ Die Landwehrordnung erfolgte am 17. März 1813.²⁷ Erst jetzt meldeten sich neben den Angehörigen höherer Stände und der akademischen Jugend auch solche aus mittleren und unteren Schichten freiwillig zu den Fahnen.²⁸ Hierfür wird man die theologisch ornamentierte Freiheitskriegslyrik aber kaum als Taktgeber ansprechen können. Pate stand hier viel eher die angestammte „lutherisch-altpreußische Gehorsamsgesinnung“, in der man wie zum Löschen einer Feuersbrunst herbeieilt; so schrieb Theodor Schmalz (1760–1831), Berliner Jura-Professor und Schwager von Scharnhorst:

„Alles eilte zu den Waffen, und zu jeder Thätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt.“²⁹

Dazu kam die „dynastische Anhänglichkeit“³⁰, die Arndt seinem Volk gerade austreiben wollte, wie sein „Kurzer Katechismus“ in aller Deutlichkeit zeigt.³¹ Es war tatsächlich so, dass erst der lange zaudernde und „zweigleisig“ fahrende König³² rufen musste, bevor – wie es dann übertreibend hieß – „alle, alle kamen, die Waffen mutig in der Hand“.³³ Die satirische Umkehrung, dass „alle, alle riefen und der König endlich kam“ trifft den Sachverhalt kaum.³⁴ Bezeichnend ist, dass von den rund 30.000 Freiwilligen, die sich immerhin meldeten, nur 12 % den gebildeten, vermögenderen Ständen angehörten³⁵; ca. 40 % waren Heim- und Manufakturarbeiter, ca. 15 % Bauern und Waldarbeiter.³⁶ Aber selbst dieses ihr Pflichtgefühl und die angestammte Anhänglichkeit an das Herrscherhaus waren brüchig, was daran erkennbar wird, dass von den 280.000 Bewaffneten (11 % der männlichen Bevölkerung) viele nur durch Androhung von Strafe oder mit Gewalt zum Heeresdienst gepresst werden konnten.³⁷ Zur Intellektuellen-Lyrik der Freiheitskriege gab es eine widerständige Gegenlyrik, die Wolfgang Steinitz anhand von Soldatenliedern dokumentiert hat.³⁸ Robert Eduard Prutz (1816–1872), der dieses Auseinanderklaffen beobachtete, führte es in seiner Schrift von 1845 „Die politische Poesie der Deutschen“ auf den Kriegs-

ästhetizismus der Intellektuellen zurück. Die bekannten Freiheitskriegs-Dichter hätten die Politiker mit der Anwendung „gewisse[r] ästhetische[r] Principien“ unterstützt, indem sie die Poesie als „selig unbefangene[n] Genuß des Schönen“ verstünden und die „häßlichen Erscheinungen der Tagsgeschichte“, die „Wirklichkeit“, „ihr[en] schlimmste[n] und unversöhnlichste[n] Feind [...]“ damit zu „überwinden“ trachteten, dass „sie ihn ignorir[en]“, so dass die Politiker ihre wahre Macht erst durch die „ästhetischen Verächter“ der „politischen Bildung und Betheiligung des Volkes“ erlangten.³⁹ Fritz Pistorius idealisiert in seinem Jugendbuch „Das Volk steht auf!“ eine solche „ästhetische“ Szene, in welcher Theodor Körner beim Wachtfeuer einer Freischar zwei seiner Lieder vorträgt und prompt einen Begeisterungsturm auslöst.⁴⁰ Auch zahllose Schulbücher gerieten beim Thema der preußischen Erhebung ins Schwärmen – wie etwa das Lehrbuch „Erzählungen aus der preußischen Geschichte, Sagen und Geschichten für den ersten Geschichtsunterricht, dritter Teil“ von Dr. Johannes Buschmann, Direktor des Königl. Gymnasiums zu Bonn, 1887.⁴¹ Amalie von Béguelin (1778–1848) schilderte dagegen in ihren „Denkwürdigkeiten“, wie sie Ende März 1813 in Warmbrunn „Zeuge des Loosens der Mannschaften“ wurde, „die zur Landwehr gingen“. Sie sprach vorsichtig von einem bloß „mehrheitlichen“ Enthusiasmus⁴² und vermochte „nicht [zu] begreifen“, wie so mancher „trübe oder traurig“ aussehen konnte, „dem das herrliche Loos fiel, nun als Vaterlandsvertheidiger zu fechten, vielleicht zu sterben. Freilich“, so fügte sie hinzu, „hatte ich damals noch kein Lazareth und Schwerverwundete von nahem gesehen.“⁴³ Unter den Freiwilligenverbänden lag schließlich die Desertionsziffer von 20 % empfindlich hoch⁴⁴, was nicht nur an mangelhafter Ausbildung, fehlendem Zusammenhalt der Bataillone, an Panikanfälligkeit, menschenwindendem Drill (ein häufiges Motiv in Widerstandsliedern⁴⁵) und eintönigem „Gamaschendienst bei der Linie“ gelegen haben kann.⁴⁶ Dies alles deutet darauf hin, dass auch die Lesestoffe der Freiheitskriegslyrik keine wirkliche Mobilisierung zur „Volkserhebung“ hatten hervorrufen können, auch nicht ihre nach Kirchenliederart singbaren und katechetisch überformten Inhalte. Selbst die theologische Ästhetisierung des Krieges als Kreuz- und Freiheitskrieg eines gottbegnadeten deutschen Volkes verfiel nicht, weil sie für das Volk weder lebensdienlich noch identitätsstützend war.

2) Vorgeschichte II: Die Rede-, Lese- und Bildstoffe des Siebziger Krieges (1870–1871) – Die zweite Plebiszit-Legende

a) Erneute Emporschwindelung eines Plebiszits und der „Frevel“ am Weltbürgertum der Deutschen

Am 18. Januar 2021 jährte sich der Tag der Kaiserproklamation in Versailles zum 150. Mal. Dieses Datum war geeignet, sich angesichts des deutschen Geschichtsverlaufs von 1870/1871 bis 1945 ernsten Rückbesinnungen zu widmen⁴⁷, von denen einige auch hier und weiter unten im Kap. XVIII, 4, c angestellt werden sollen.

Hans Ulrich Wehler hat die Kanzlerschaft Bismarcks als ein „plebiszitär gekräftigtes, bonapartistisches Diktatorialregime im Gehäuse einer [...] Militärmonarchie“ bezeichnet.⁴⁸ Zu fragen ist, ob auch die Anfänge der erfolgreich zustandegebrachten Reichseinigung

1870/1871 als „plebiszitär gekräftigt“ gelten konnten.⁴⁹ Oberflächlich betrachtet sah es nach breiter Zustimmung aus: Nach der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen vom 19. Juli 1870 wiederholte sich – bei sprunghaft angestiegener Alphabetisierung⁵⁰ – das aus den Freiheitskriegen bekannte Phänomen der literarischen „Flutwelle“. In Zahlen ausgedrückt waren es diesmal – wie Rudolf von Gottschall (1823–1909) am 25. August 1870 in den von ihm herausgegebenen „Blättern für literarische Unterhaltung“ vermeldete⁵¹ – sogar „Myriaden von Liedern und Gedichten“ aus allen Volksschichten, die „bei den Redactionen der deutschen Hauptzeitungen einliefen“, so dass man im Unterschied zu den Freiheitskriegen tatsächlich den Eindruck einer wirklichen Volkserhebung, eines „reichsweit“ ungeteilten Plebiszits gewinnen konnte. Dieses blieb jedoch, genauer besehen, auf das Votum für den Verteidigungskrieg aller Deutschen beschränkt, auch wenn Gottschall hierin schon Weitergehendes – die reichsweit bekundete Absicht zur nationalen Reichseinigung – am Werke sah:

„Die Einmüthigkeit der deutsch-nationalen Gesinnung, von der sich nur die Vertreter des engherzigsten Particularismus ausschließen, und die gerechte Entrüstung über den Übermuth, mit dem Frankreich einen so furchtbaren Krieg vom Zaun brach, wurden alsbald zu inspirierenden Musen der deutschen Nationallyrik.“⁵²

Was die vielen Gelegenheitsdichter aus dem Volk hauptsächlich (und natürlich auch die Poeten von Profession) hatte zur Feder greifen lassen, war indessen zunächst nur die Empörung über die „frevelhafte“ Kriegserklärung Napoleons III., des „grimmen Corsenwolfs“, an Preußen⁵³ gewesen, die zugleich die Erinnerung an die Freiheitskriege gegen Napoleon I. wachrief:

„Und was wir dem Ersten gewiesen,
Das wird auch dem Dritten gewiß nicht erspart.“ –
„Wer droht uns denn wieder? Wer spricht uns denn Hohn?
Das ist wieder ein Kaiser Napoleon!“
„Wie dem Onkel geh's dem Erben!“ usw.⁵⁴

Es gab „kaum einen Publizisten, Literaten, Historiker oder Pfarrer, der nicht den Heldengeist von 1813 beschworen hätte.“⁵⁵ So schrieb Oskar von Redwitz (1823–1891) in seinem Gedicht „An Napoleon“:

„[...] Der Heldengeist der Freiheitskriege,
Er braust durch's Volk mit auferstandner Macht,
Wenn jetzt ein Arndt und Körner niederstiege,
Sie glaubten, ihre Zeit sei neu erwacht.
Wie über Deinen Ohm und Namensvetter [= Napoleon I.]
Wird Fluch um Fluch auch über *Dich* ergeh'n;
Und wie bei Leipzig einst ein Schlachtenwetter,
Das Dich vernichtet, das ist unser Fleh'n!“⁵⁶

Auch Friedrich Engels, der von England aus die Ereignisse mithilfe der deutschen Presse verfolgte, verband in einem am 22. Juli 1870 von Manchester aus an Karl Marx gerichteten Brief das anti-napoleonische Nationalgefühl mit der Notwendigkeit eines Defensivkrieges. Engels schrieb:

„Es ist den Herren⁵⁷ offenbar gelungen, in Deutschland *einen vollständigen Nationalkrieg* hervorzurufen. Die vielen tâtonnements [= vorsichtig tastenden Versuche], von wegen deutscher Gebietsabtretung, Luxemburg pp.⁵⁸, wodurch L. Bonaparte, wie üblich, das Publikum schon vorher an das bevorstehende fait accompli gewöhnen wollte, haben beim deutschen Michel ganz umgekehrt gewirkt. Er [= der deutsche Michel] ist offenbar diesmal ganz mit sich einig darüber, daß diesem Schwindel ein für allemal ein Ende gemacht werden muß.“⁵⁹

In einem zweiten Artikel „Über den Krieg I“ in der *Pall Mall Gazette*, Nr. 1703 vom 29. Juli 1870 sprach Engels ebenfalls von einem „plötzlichen und ungestümen Ausbruch des deutschen Nationalgefühls“⁶⁰; aber auch hier ist ersichtlich, dass er – wie Marx – den Siebziger Krieg zunächst als einen stämmeübergreifenden Abwehrkampf und nur in diesem anti-napoleonischen Sinn als *national* verstand.

Die Themen dieser zweiten literarischen Flutwelle nach den Freiheitskriegen waren überdies vielfältig; zu ihnen zählten durchaus national verbindende Motive wie etwa das der wehrhaften Mutter „Germania“⁶¹, der Unverletzlichkeit der Rheingrenze⁶², der Liebes- und Herzengemeinschaft aller Deutschen unter der gemeinsamen militärischen Notlage⁶³; hinzu kam der aus den Freiheitskriegen überkommene sakrale Vaterlandsbegriff („O Deutschland, heil’ges Vaterland!“).⁶⁴ Daneben aber hatte man seine Freude auch an Schlachtgesängen, die an biblische Vorbilder wie Ex. 15 und Ri. 5 erinnerten und militärische Triumphe ausmalten.⁶⁵ Als häufiger Erzählstoff faszinierte ebenso ein stark exotisch wirkendes, pittoreskes Stimmungsrequisit: der Einsatz der „Turkos“ und „Zuaven“⁶⁶ auf Seiten der Franzosen⁶⁷, ein Motiv, das häufig auch als Randzierde in die opulenten, plakatahnlichen, von „Schnellpressen“ verbreiteten Illustrationen der Siege von 1870–1871 einging.⁶⁸ Das lyrische Spektrum ergänzten zudem amüsante, kriegstypische Spottlieder, von denen die „Kriegslieder des Füsiliers August Kutschke“ und „Doctor Wolrad Kreuslers Soldatenlied“ hohen Popularitätswert errangen.⁶⁹

Zu untersuchen ist daher, um was es bei dieser von kriegerischen „Musen inspirierten“ Nationallyrik in Wahrheit ging, bzw. worum nicht. Die überwältigende Zustimmung zum Waffengang aller deutschen Stämme gegen die bonapartistische Provokation war nicht zu leugnen, wenngleich sich zur allgemeinen Defensivbereitschaft mehrere sozialdemokratische Blätter auch kritisch äußerten, und es vereinzelt sogar zu Unruhen gekommen war. Das sozialdemokratische Zentralorgan „Der Volksstaat“ schrieb am 3. August 1870:

„Begeisterung herrscht wohl nur unter den reichen Kaufleuten und Fabrikanten oder Rentiers [...]. Und wie sieht es nun mit der Begeisterung unter Denen aus, die ins Feld müssen? Wie sieht es mit der Begeisterung aus unter Denen, die ihrem Mann oder Vater das – vielleicht letzte – Geleit geben? Man urtheile nicht nach den Hurrahs und Bravos, welche ‚unter den Linden‘ und in den Biergärten der Bourgeoisie gelegentlich ertönen; man gehe einfach in die entlegeneren Viertel der Stadt, des Morgens, und beobachte, wie die amtlichen

Anschläge an den Säulen aufgenommen werden. Schweigend bleibt man stehen, schweigend liest man sie, Keiner spricht zu seinem Nachbar ein Wort, schweigend schleicht man fort. – Ist das Begeisterung?“⁷⁰

Im Kohlengebiet des (heute saarländischen) St. Ingbert kam es schon Ende Juli 1870 zu einem Tumult von Arbeitern gegen preußische Ulanen.⁷¹ Theodor Fontane berichtete von „Insubordinationen“ und Verweigerungen von Landwehrpflichtigen auch im Bezirksamt Traunstein (Oberbayern).⁷² Ebenso bezeugen die von Fontane aus den Abgeordneten-debatten Sachsens, Nord- und Süddeutschlands zusammengestellten „particularistischen“ und „antipreußischen“ Stimmen⁷³, dass die Behauptung der Kriegsnotwendigkeit – trotz aller spontanen und politischen Kriegsergebenheitsadressen von offizieller Seite⁷⁴ – nicht unumstritten war. Die Mehrheit des in Bayern eingesetzten Ausschusses, der über die Bewilligung eines „außerordentlichen Militaircredits“ beraten sollte, stimmte lediglich für die „Aufrechterhaltung bewaffneter Neutralität“. Den Kern der im Volk ebenso verbreiteten Kritik am Kriegseintritt dürfte der Referent des bayerischen Ausschusses, Dr. Jörg formuliert haben; er führte am 19. Juli 1870 aus, dass es in Bad Ems „dem König von Preußen [...] nur ein *einziges* Wort“ in dieser dynastischen „Etiquettenfrage“ gekostet hätte „und den Völkern wären Ströme von Blut erspart worden.“⁷⁵ Von der noch von Golo Mann behaupteten „Berauschung“ durch ein zu erwartendes „frisch-fröhlichen Kriegserlebnisses“⁷⁶ konnte gerade in den süddeutschen Staaten kaum die Rede sein. Im Norddeutschen Reichstag enthielten sich Karl Liebknecht und August Bebel am 21. Juli 1870 bei der Verabschiedung der 120-Millionen-Kriegsanleihe der Stimme.⁷⁷

Die kriegskritische Linie der Sozialdemokratie verschärfte sich nach dem Sieg bei Sedan und der Absetzung Napoleons III. erheblich. In der Sozialdemokratie war man sich zwar mehrheitlich mit den übrigen Parteien in der Auffassung einig gewesen, zu einem gerechten und notwendigen Verteidigungskrieg gezwungen worden zu sein, nicht jedoch darin, dass der Krieg nach Sedan fortzusetzen wäre.⁷⁸ Mit dem Argument, vom Verteidigungskrieg in einen Eroberungskrieg hineinzuschlittern, verweigerten Liebknecht und Bebel am 26. November 1870 daher die Kredite für den weiteren Feldzug und klagten die deutsche Politik der Kriegstreiberei gegen Frankreich und der Verletzung des Selbstbestimmungsrechts der Elsaß-Lothringischen Bevölkerung an.⁷⁹ Ludwig Börne hatte schon 1836 ungläubig angefragt, ob die „Elsasser“ denn je einwilligen würden, „wieder Deutsche zu werden.“⁸⁰ Als dann am 25. Mai 1871 im Reichstag der Gesetzentwurf für die Eingliederung von Elsaß-Lothringen in das Reich debattiert wurde, meldete sich Bebel als Sprecher der Sozialdemokratie erneut zu Wort und nannte die Annexion von Elsaß-Lothringen ausdrücklich „ein Verbrechen gegen das Völkerrecht“.⁸¹ Dass Bebel mit dieser Auffassung auch an der Parteibasis sowie in der Bevölkerung nicht allein stand, beweisen Bemerkungen aus seiner Parlamentsrede vom 10. März 1876, in welcher er von den „Tausenden seiner Parteigenossen“ sprach, die mit dem [Eroberungs-]Krieg nicht einverstanden gewesen, aber aus Furcht vor dem Kriegsgericht „mitgegangen“ waren.⁸² Auch in seinem Rechenschaftsbericht über „die parlamentarische Tätigkeit [...] und die Sozialdemokratie“ von 1874–1876 konnte Bebel auf die „zahllosen schweren Verurteilungen deutscher Soldaten“ verweisen, die nach dem Sieg bei Sedan wegen Insubordination erfolgten.⁸³ Das bei Wolfgang Steinitz gesammelte, 1870 „scharfe Aktuali-

tät“ gewinnende Soldatenlied „Ich bin Soldat, doch bin ich es nicht gerne“, das auch in der sozialdemokratischen Zeitung „Der Volksstaat“ abgedruckt wurde, bezeugt eine beredete Opposition gegen den deutschen Eroberungskrieg innerhalb der Sozialdemokratie.⁸⁴ Eine „Gegenlyrik“, wie wir sie schon oben anlässlich der literarischen Flutwelle von 1813–1815 erwähnten, existierte also auch 1870–1871.

Zur Frage der imperialistischen Reichseinigung meldete sich nun eine weitere, noch erheblich mehr ins Gewicht fallende und durchaus weit verbreitete Einrede⁸⁵, die die Bildung einer neuen zentraleuropäischen Militärmacht unter der Führung Preußens geradezu als Frevel am deutschen Weltbürgertum empfand. Für die Vertreter dieses Widerspruchs – Wilhelm Mommsen hat eine Auswahl ihrer Stimmen bis 1862 (freilich deutsch-national kommentiert) in seiner Anthologie „Die deutsche Einheitsbewegung“ zusammengestellt⁸⁶ – galt es nicht als ausgemacht, dass, wie dann 1875 ein Populär- und Schulbuchhistoriker wie Oscar Jäger behauptete, „der glänzende und beispiellose Sieg [der deutschen Stämme] über die gefürchtetste Militärmacht Europas“ [= Frankreich] und „die neue Position Deutschlands die Möglichkeit eines dauernden Friedens“ schaffen und dass dies „im Herzen eine Europas eine Wohlthat für den ganzen Weltteil“ bedeuten würde.⁸⁷ Auch ein neuerer Autor wie Klaus-Jürgen Bremm wertet das Bismarck-Deutschland heute noch als einen „bemerkenswerten, wenn auch nicht ungetrübten Glücksfall.“⁸⁸ Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte dagegen Bogumil Goltz (1801–1870) – wir bringen hier vorzugsweise kritische Stimmen zu Gehör, die bei Mommsen nicht erwähnt werden – die Weltbürgerlichkeit als konstitutiv für das deutsche Wesen erklärt und von dem Abbiegen in einen sich „einseitig und borniert ausgestaltenden Nationalcharakter“ dringend abgeraten.⁸⁹ Aufgrund dieser dem Kosmopolitismus verpflichteten Haltung erkannten Constantin Frantz (1817–1891)⁹⁰ und Karl Christian Planck (1819–1880)⁹¹ die Gefahren einer geistigen und militaristischen Verpreußung Deutschlands zum „Großpreußen unter dem Namen des deutschen Reichs“⁹² – schon Robert Blum (1807–1848) hatte 1848 in der Frankfurter Nationalversammlung hiervor gewarnt⁹³ – und forderten nach 1870 eine *Eindeutschung Preußens* im Sinn der altdeutschen Tradition eines weltbürgerlich eingestimmten „europäischen Herzvolkes“. Dieser universale Grundzug des Deutschen als einem „Volk der Mitte“, der nach Jahrhunderten der Entwicklung zur Hochkultur der „Deutschen Klassik“, zur „großen Epoche humanistischer, kosmopolitischer Gesinnung“ geführt habe, dürfe nicht einem neu sich nationalegoistisch isolierenden Machtzentrum, in dem sich das preußische Militärwesen auslebe, geopfert werden. Nietzsche prägte in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ von 1873 die antipreußische Wendung von der „*Extirpation des deutschen Geistes zugunsten des ‚deutschen Reiches‘*.“⁹⁴ Planck, der – naturphilosophisch und „europapolitisch“ vom Denken Jacob Boehmes (1575–1624), des *philosophus teutonicus* beeinflusst⁹⁵ – sich in seinem erst 1881 posthum herausgegebenem Werk „Testament eines Deutschen“ wie Fichte in direkter Rede „an die deutsche Nation“ wandte⁹⁶, sah sich veranlasst, angesichts der zu erwartenden fatalen Folgen des „selbstischen“ Bismarck’schen „Frevels“ am deutschen Weltbürgertum und der sich aus dem Sieg von 1870/1871 ergebenden weiteren kriegerischen Verwicklungen Alarm zu schlagen.

„Ein scharfes Gefühl geht jetzt durch die Völker, daß jener frühere menschlich-kosmopolitische Mittelpunkt verschwunden ist, daß auch der Deutsche zum scharf und spröde nationalen Gan-

zen sich zusammengeschlossen hat, [...] und daß so gerade der Deutsche zum Anlaß geworden ist für die einseitigste, gesteigertste und drückendste Form militärisch-nationaler Zusammenfassung. [...] Ein ganz anderes menschlich erneuendes Rechtsbewußtsein, das die Wiedergeburt der ganzen Kultur in sich birgt, das nicht mehr selbstisch äußerlicher und weltlicher Art ist, sondern der Rechtsausdruck des menschlich universellen Zweckes, soll der Deutsche den Völkern bringen. [...] Denn gerade darin wird die für immer abschließende Bedeutung dieser Kämpfe liegen, daß es [= das deutsche Volk] das vor andern zu universeller Bestimmung angelegte Volk ist. [...] Denn gleich keiner andern Nation sind ja wir Deutsche das centrale Volk, das durch die ganze Natur seiner Geschichte nach allen Seiten hin durch Übergangsglieder mit dem Fremden verknüpft ist, mit einer ganzen Reihe von Nationalitäten. [...] Unendlich tiefere Rechtsaufgaben, als dieser euer Nationalstaat kennt, sind seit Jahrzehnten schon dem deutschen Geist vorgelegt, und nur Ihr in Eurer hohlen und selbstzufriedenen Verständigkeit habt keinen Sinn dafür und drückt selbst Euren Begriffen von Recht und Staat das Brandmal auf, indem Ihr die höchsten Rechtsverhältnisse der Menschheit, die ihrer gebildetsten Nationen, in Eine Reihe stellt mit der Nothwendigkeit blinder Naturprocesse, und den Krieg so natürlich und unvermeidlich findet, wie den Ausbruch des tobenden Gewitters!“⁹⁷

Deutschland habe, so Planck, an seinem althergebrachten universalen Nationsverständnis festzuhalten, das verbunden sei mit dem System allgemein geltenden Rechts, mit der Synthese des Entgegengesetzten, der Gewinnung von Vertrauen, der Weckung guten Willens, der Noblesse im Arrangement gegenläufiger Interessen, mit einer freiheitlichen Völkerordnung, „in der die Völker dereinst sicher wohnen“ (Hes. 34, 28) sollten.⁹⁸ Er sah – wie Bismarck selbst, der sich im Frühjahr 1870 auf vier Folgekriege gefasst machte⁹⁹ und dem französischen Botschafter im August 1875 ausrichten ließ, es sei „politisch und christlich“, mit Frankreich den Krieg anzufangen¹⁰⁰ – die kommenden militärischen Entwicklungen in Europa voraus:

„Wenn nun ein derartig universalistisches, schon seiner natürlichen Lage nach zentrales Volk im schärfsten Gegensatz zu seiner früheren Geschichte sich zum reinen Nationalstaat zusammenfaßt und für alle anderen zum Vorgang gesteigertster militärischer Rüstung wird, was anderes kann in einer Zeit erhöhtesten Nationalstrebens die Folge sein, als schließlich der umfassendste Zusammenstoß? [...] Aufgehen wird unter Blut und Tränen die Einsicht, daß nimmer der bloße Nationalstaat und seine Erwerbsgesellschaft Frieden und Versöhnung zu geben vermag.“¹⁰¹

War es da nichts weiter als ein merkwürdiger Zufall, dass ausgerechnet 1871 durch den kritisch-liberalen Germanisten Karl Goedeke (er gehörte zum Umkreis der „Göttinger Sieben“ und war eng mit Jacob Grimm befreundet¹⁰²) ein Textfragment Schillers bekannt wurde, das die Zeile enthielt: „Das ist Ø [= nicht] des Deutschen Grösse, / Obsiegen mit dem Schwert“?¹⁰³ Henri Bergson (1859–1941) urteilte später im Ersten Weltkrieg, dass Deutschland „sich [nach 1870/1871] eine neue Seele zurecht gemacht“ habe, die ihm Bismarck verordnet“ hätte.¹⁰⁴ Es gab nicht wenige kritische Deutsche, die das im Ersten Weltkrieg ähnlich beurteilten – wie etwa der „renitente“ Pfarrer Rudolf Schlunck.¹⁰⁵

Nicht sonderlich überraschend ist indessen, dass sich sonst in dieser zweiten literarischen Flutwelle an kritischen Einwänden gegen den Krieg – außer gelegentlichen Hin-

weisen auf das Ungeheuerliche der Kriegsfurie¹⁰⁶ – nichts findet. So scheint es, dass die schließlich zum Druck beförderten Anthologien der 1870/1871er Kriegsslyrik der preußenfreundlichen Sichtweise angepasst wurden. Insbesondere die 1871 von Franz Joseph Freiherrn von Lipperheide (1838–1906) veranstaltete 214-seitige Brusttaschenedition, aus der wir oben schon mehrfach zitiert haben, weist in diese Richtung. Ein Blick ins Autorenverzeichnis zeigt auch, warum das so ist, dass es sich nämlich bei dieser „Auswahl für Schule, Volk und Heer“ um die Kriegsslyrik der preußisch orientierten Deutungselite handelte, mithin um ein sorgsam erzeugtes Destillat aus dem von Ernst Hensing, Ferdinand Metzger u. v. a. herausgegebenen sechsbändigen Kompendium der Kriegsdichtung 1870/1871¹⁰⁷, das selbst wiederum schon eine tendenziöse, pro-preußische Begrädigung aus dem Gesamtkonvolut der literarischen Hochflut darstellte. Um zunächst auf das Äußere dieser nicht unwichtigen Edition Lipperheides einzugehen: Die Verbreitung gerade seiner Redaktionsarbeit wurde von besonderen Werbemaßnahmen flankiert. Die Ausgabe, die bis zum Ende der 1870er Jahre immer wieder nachgedruckt wurde, kam außerordentlich preisgünstig auf den Buchmarkt; die schlichteste Ausstattung kostete 1871 nur 2 ½ preußische Silber Groschen (30 Pfennige) oder 9 Kreuzer (à 4 Pfennige). Die aufwändigere „cartonnierte“ Version auf „feinerem Papier“ brachte auf ihrem braunvioletten Buchdeckel ein in Gold reliefiertes ovales Amulett oder Kultbild von Kaiser Wilhelm I.; ihr Preis belief sich auf immer noch günstige fünf Silber Groschen (60 Pfennige) oder 18 Kreuzer; allein diese kleinere Schmuck-Edition wurde 1871 mit insgesamt 65.000 Exemplaren in Umlauf gesetzt. Angeboten wurde auch noch eine großformatigere, „elegant gebundene Prachtausgabe“ mit Goldschnitt zu 12 ½ Silber Groschen oder 45 Kreuzer. Die Breitenwirkung auch dieses Büchleins erhöhte man außerdem durch einen Werbetext auf den Innenseiten der Buchdeckel, demzufolge der monetäre Ertrag der Lipperheide'schen Ausgabe für die deutsche Invalidenstiftung bestimmt war („Für unsre Lieder ein offnes Herz, und offne Hand für unsre Krieger“). Auch bat man freundlich um Weitergabe und Empfehlung in Bekanntenkreisen. Über Subskriptionslisten bestellte Exemplare wurden von den Buchhandlungen sogar „franco“ verschickt. Der Versuch, mit dieser wohlfeilen Volksausgabe die öffentliche Meinung pro-preußisch einzustimmen, wird vollends ersichtlich, wenn man sich die Redaktionsarbeit Lipperheides näher anschaut. Zwei Hauptanliegen dominierten hier: es galt erstens, die Reichseinigung unter preußischer Flagge als politisches Erfordernis auszugeben und zweitens, mit dem Hinweis auf die Freiheitskriege den kriegerischen Weg zur Verpreußung Deutschlands als gottgewolltem Heilsweg zu verheiligen.

1) Den ersten Punkt betrifft die in den gedruckten Anthologien deutlich werdende Präponderanz von Dichtungen, die sich auf den Reichseinigungsgedanken unter der Führung Preußens bezogen.¹⁰⁸ Für den Druck in praktisch allen Anthologien berücksichtigt wurden in erster Linie bekanntere, zum großen Teil erst kürzlich zur Preußenhymne bekehrte Dichter von Rang und Namen¹⁰⁹ – wie etwa Ferdinand Freiligrath (1810–1876) –, denen an der Verpreußung Deutschlands lag, jedoch weniger Poeten „aus dem Volk“ selbst. 1870 hatten sich auffällig viele prominente Vertreter einer einst radikalen, liberalen Parteilung gesinnungsmäßig neu auf das Preußentum hin sortiert und waren, ihre vormaligen Ideale umstoßend, „von Revolutionslyrik zu Kaiser- und Reichshymnik“ umgeschwenkt¹¹⁰, was in Bezug auf Freiligrath ein anderer Wendehals, Rudolf von Gottschall, freudig begrüßte.¹¹¹ Gerade Freiligrath hatte noch Anfang Juni 1848 in seinem

Gedicht „Trotz alledem“ den „Kartätschenprinz“, den späteren König und Kaiser Wilhelm I., als „ehelos“ bezeichnet¹¹² und versichert, „fest am Zorne zu halten“.¹¹³ In den Schulbüchern zur deutschen Literaturgeschichte wurde sein radikaler Positionswechsel sorgsam kaschiert.¹¹⁴ Die schriftstellernde Intelligenz hatte jedoch

„ihre 1812/15 ausgeübte Rolle, den sozialen Integrations- und politischen Bewußtwerdungsprozeß zu befördern, [...] nach 1849 aufgegeben zugunsten eines die eigenen Klasseninteressen sichernden Arrangements mit dem auf den Prinzipien des Gottesgnadentums und des Untertanengehorsams gründenden Obrigkeitsstaat.“¹¹⁵

Dies alles zeigte, dass schon 1870 stark direktive, publizistische Lenkungsakte nötig geworden waren, um quer durch alle Bevölkerungsschichten die Stimmung zugunsten einer „Verpreußung“ Deutschlands umzukehren. Dafür eignete sich am besten eine Manipulation der „literarischen Springflut“, weil man sie zum Plesbiszit umgestalten konnte. Das geschah dadurch, dass man den ursprünglich vorwaltenden Motiven – Empörung über den Frevel eines weiteren Napoleons, Defensivkrieg aller deutschen Stämme, Herzens- und Liebesgemeinschaft aller Deutschen, Heiligkeit des Vaterlands, Triumph- und Spottlieder – redaktionell das vitale preußische Machtinteresse der Reichseinigung zur Zementierung ihres Führungsanspruchs aufpfropfte. Die eilig herausgegebenen Lyrikbände¹¹⁶ – wie insbesondere die Lipperheide'sche Ausgabe „Für Schule, Volk und Heer“ – erfüllten damit die Funktion, aus den rund 10.000 Titeln, die zunächst in den ebenso auf die pro-preußische Linie eingeschwenkten Presseorganen publiziert worden waren, eine tendenziöse Auswahl zu treffen in der Absicht, die „Lyrikproduktion als Plebiszit für die preußische Machtpolitik aus[zugeben ...]“.¹¹⁷

2) Propagiert wurde der preußische Führungsanspruch dann damit, dass man die Kriegspoesie von 1870–1871 auf einen Nenner mit der Dichtung von 1812–1815 brachte, d. h. den Siebziger Krieg verheiligte, indem man ihn – wie etwa Karl Wilhelm Osterwald (1820–1887) es tat (Strophe 3 und 4 seines Gedichts „Das Vaterland ruft, und wir alle sind da“) – zur Fortführung der „heiligen Zeit“ der Freiheitskriege verklärte.¹¹⁸

„[...] Es stand mir zur Seit'
Ein Greis wohl mit silbernen Haaren,
Das eiserne Kreuz auf dem einfachen Kleid
Aus des heiligen Krieges Jahren; [...]

Ich sprach zu dem Greis: ‚Ihr habt sie erlebt
Die heilige Zeit der Befreiung [...].
Nun saget mir selbst: ist die heutige Zeit
Von gleichem Geist, o Vater, geweiht,
Wie jene gepriesene, die uns befreit?‘ –
Er fuhr mit der Hand sich über's Gesicht
Und wischt' aus dem Aug' eine Thräne so licht,
Und wie ein Prophet, der die Wahrheit spricht,
So sprach er: ‚Sie ist's mit Gott und Hurrah!

Das Vaterland ruft, und alle sind da
 Von den Alpen zum Belt, vom Niemen zum Rhein,
 Ja die Zeit ist wie jene geweiht,
 Ich hätt's nicht geglaubt, daß es möglich könnt' sein,
 Und doppelt ist Deutschland gefeiet.'

Ich drückt' ihm die Hand, ging fromm dann nach Haus
 Und wünschte mir selber die Jahre,
 Daß ich mit in den Krieg könnt' ziehen hinaus
 Und folgen dem preußischem [!] Aare.¹¹⁹

Die „heilige Zeit der Freiheitskriege“ prolongierte man sodann dadurch nach rückwärts, dass man zugunsten der preußischen Suprematie zusätzlich auf ebenfalls geläufige Rezeptionsvorgaben aus der deutschen Reichsmythologie, aus der nationalen Ursprungsmythik rekurrierte: insbesondere auf den Kyffhäuser-Mythos.¹²⁰ Karl August Mayer (1808–1894) schrieb in der 12.–16. Strophe seines Gedichts „Rothbarts Abschied“:

„Lang schaut zu Thal der Rothbart,
 Das Haupt gedankenschwer;
 Dann nimmt er ab die Krone,
 Den Herold winkt er her

Und spricht: ‚Die Krone sendet
Der Stauf dem Zoller [= dem Hohenzollern] dort.
 In ihm hat Deutschland endlich
 Gefunden seinen Hort.

Mit starkem Arm zusammen
 Hat *er* das Reich gerafft,
 Indeß *ich* bei den Wälschen
 Zersplittert meine Kraft.

Ich war ein *röm'scher* Kaiser;
 Er wird ein *deutscher* sein.
 Sein Aar steigt nach der Sonne;
 Mich lockte Irrlichtschein.

Ich nahm aus Papstes Händen
 Die Gottesgnadenkron';
 Auf freien Volkes Liebe
 Erbaut sich Wilhelms Thron.¹²¹

Diese beiden Gedichte Karl Wilhelm Osterwalds und Karl August Mayers sind beispielhaft dafür, mit welchen Mitteln die dichtende Deutungselite die hochgepriesene Kriegsbeteiligung aller Deutschen zum pro-preußischen Plebiszit umzudeuten und in der Öffentlichkeit zu festigen verstand. Mithilfe des Anschlusses an den „religiös legierten Patriotismus“¹²² der Freiheitskriegslyrik und die Kooperation und Mobilisation stif-

tende sowie festigende Kaiser-Mythik¹²³ wurde – auch generationenlang in den Schulbüchern – nichts weniger behauptet als dies, dass die innere Entwicklung Deutschlands seit dem Mittelalter „teleologisch“, also gemäß göttlicher Zielsetzung auf die Reichsgründung unter einem preußischen Kaiser zugelaufen sei.¹²⁴ In dieser monumentalisierenden Manier Osterwalds, Mayers u. v. a. präsentierten sich 1871 die edierten Gedichtanthologien als authentische Volksstimme und verfasste auch ein Historiker wie Heinrich von Sybel (1817–1895) seine siebenbändige Geschichte Deutschlands von den Anfängen bis zur Reichsgründung.¹²⁵ Solcher Spur folgte auch die popularisierende Geschichtsschreibung in Deutschland – so etwa „Fr. Chr. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk“.¹²⁶ Obwohl die Reichseinigung auf einem „politisch-militärischen Hoheitsakt“ Preußens beruhte, redete, schrieb und dichtete man ad hoc und für die Nachwelt ein Scheinplebiszit herbei, um den machtpolitisch durchgesetzten Verpreußungsprozess als aus einem im heiligen Krieg geborenen Volkswillen hervorgehend zu legitimieren, der sich schon in den Freiheitskriegen manifestiert habe.¹²⁷ Der pressekritische Historiker Johann Carl Heinrich Wuttke (1818–1876) hob den Widersinn dieses publizistischen Manövers wenige Jahre später wie folgt hervor:

„Die Zeitungen [...] faselten von einem ‚heiligen Kriege‘!¹²⁸ Ihr Geschrei verfiel [...] und das Volk gerieth in Bewegung. Machte es sich doch die große Verschiedenheit von 1813 und 1870 nicht entfernt klar[;] nicht klar, daß Napoleon keine Eroberung der Rheinlande (aus sehr gewichtigen Gründen), sondern nur den Sturz der preußischen Vorherrschaft im Sinne trug, nicht klar, daß heute der Bestand des deutschen Volkes gar nicht in Frage kam wie damals, nicht klar, daß 1813 ein sehr schwieriges und mißliches Unterfangen kühn gewagt werden mußte, jetzt ein sicheres Kriegsspiel gezogen wurde. Die preußische Heereskraft war jetzt groß und stark genug. Die Volkserhebung von 1870 könnte daher beinahe wie ein Zerrbild von der unserer Väter in der Nothzeit von 1813 erscheinen, aber bei der Rede vom ‚heiligen Kriege ist's gleichwol geblieben.“¹²⁹

Im Rückblick legte Wuttke dann offen, wie mithilfe von preußischen „Preßknechten“ schon seit gut einem Jahrzehnt die öffentliche Meinung in Deutschland beeinflusst und gesteuert worden war. So bei der Unterwerfung Schleswig-Holsteins zum preußischen Vasallenstaat¹³⁰; so 1866, als die kampfunwilligen preußischen Soldaten (sie hatten erst kürzlich mit den Österreichern verbündet um Schleswig-Holstein gefochten) durch einen in der Breslauer Zeitung erschienenen gefälschten Armeebefehl Benedeks zur Eroberung Schlesiens zum Bruderkrieg motiviert wurden¹³¹; so 1870, als man die Zudringlichkeit und schroffe Abfertigung des französischen Botschafters Benedetti am Brunnen zu Bad Ems erfand¹³² (Oscar Jäger sprach noch 1875 von Benedetti als gleichsam „frechem Geschmeise, [...] das] den König Wilhelm umschwärmt“ hätte¹³³; Benedetti selbst berichtete von keinerlei unfreundlicher Abfuhr¹³⁴); so als man wegen des angeblichen Vandalismus der Franzosen 1870 bei Saarbrücken die deutschlandweite Kriegsstimmung weiter hochpeitschte¹³⁵; so als man Zeitungen wie das „dresdener Blatt, welches den preußischen Bestrebungen schon geraume Zeit nicht günstig gewesen war“, unterdrückte.¹³⁶ Wuttke fasste abschließend die zahlreichen Beispiele der meinungslenkenden Rolle des „berliner Preßbüreaus“ in folgenden Worten zusammen:¹³⁷

„An schlagenden Beispielen habe ich *dargelegt, welche ungeheure Macht* die Tagespresse über die Gemüther ausübt, vermochte sie doch eine die Dinge theilweise auf den Kopf stellende Einbildung herrschend zu machen, wobei noch zu bedenken ist, daß nicht einmal alle Blätter aus einem Horne bliesen, sondern um dies auszurichten schon die weit überwiegende Mehrzahl der Blätter und namentlich die größeren Zeitungen hinreichten, ohngeachtet immer noch eine Anzahl kleiner widerstreitender Blätter vorhanden war, welche die Dinge zeigten, wie sie wirklich waren. Allein diese wurden überschrien und wirkten nur in engen Kreisen, jene führten das große Wort und redeten den Lesern ihre Einbildungen in den Kopf, brachten eine Trübung des Urtheils, Verduselung zu Wege.“¹³⁸

Die öffentliche Meinung wurde – so auch Bebel – mittels folgsamer Presseorgane im preußischen Sinn „aufgestachelt“¹³⁹; die oppositionelle Presse unterdrückt¹⁴⁰; Dissidenten, die sich öffentlich äußerten, verhaftete man.¹⁴¹ Alles das zeigte, dass das Motiv des aufgezwungenen Verteidigungskrieges in der deutschen Bevölkerung, auch nicht der von den Freiheitskriegen her überlieferte sakrale Vaterlandsbegriff zur Reichseinigung ausgereicht hätte. Zwar hatten sich am Krieg alle deutschen „Stämme“, „vom Fels zum Meer“¹⁴², beteiligt; man war plötzlich aus der Arndt'schen Innerlichkeit, seiner „Spiritualität“ des „Was ist des Deutschen Vaterland?“ (1813¹⁴³) herausgetreten; alles das war anschaulich und real geworden:

„Was ist des Deutschen Vaterland, –
Wir fragen's heut' nicht mehr.
Ein Geist, Ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut'!“¹⁴⁴ –

Aber das genügte nicht, um eine Deutschland *verpreußende* Reichseinigung zu rechtfertigen. Indem man aber die zweite literarische Flutwelle (1870–1871) mit der ersten sowie mit der Kaisermithik zu verbinden wusste, schuf man sich die nötige „Bestätigungsliteratur“¹⁴⁵ für den preußischen Reichsgründungsmythos. Doch nicht die „göttliche Vorsehung“, nicht die schöpfungsmäßig angelegte „Geschichtsteologie“, nicht die angeblich aus ihr hervorgewachsene „Volksbewegung“¹⁴⁶ zur Reichseinigung, sondern der preußische „Säbel“ war der „Geburtshelfer des Reichs“ gewesen.¹⁴⁷ 1919, in der Retrospektive schrieb Heinrich Mann:

„[...] der deutsche Drang nach Einheit war in die Hände von Gewaltmenschen geraten, und sie stampften hinweg über das langsame Reifen einer friedlichen Demokratie. Er war schlau nicht weniger als gewalttätig, dieser Bismarck. Die deutsche Einheit wurde von ihm, im Interesse seiner Klasse, auf das Internationale hinübergespielt. Deutsche, aber auch Franzosen mußten für sie bluten. Nicht aus uns selbst, auf Kosten anderer mußte sie erstehen. Der äußere Friede dauernd gebrochen, im Inneren eine segensbringende Entwicklung zerstört, aber gerettet alle, die von der Gewalt leben: bis heute galt eine solche Reichsgründung als Meisterwerk. Sie war ein ephemärer Handstreich, im Wesen verwandt mit jenem, der Napoleon den Dritten auf den Thron hob.“¹⁴⁸

Angesichts dieses Befundes bleibt nun noch zu erörtern, wann eigentlich der Umschlag erfolgte, dass aus dem Defensivkrieg ein Reichseinigungskrieg wurde, dass sich aus dem

mehrheitlichen Konsens, gegen den französischen Aggressor „zu Schutz und Trutz“ die Waffen ergreifen zu müssen, der Plan zur Vorspiegelung eines Plebiszits für die Reichseinigung unter preußischer Hegemonie ergab. So unerwartet es zunächst klingen mag: es wird so gewesen sein, dass anfangs sowohl König Wilhelm als auch Bismarck selbst – gezögert hatten, den Schritt zum „Handstreich“ zu vollziehen. Als treibende Kraft scheint hier der Kronprinz, der spätere Kaiser Friedrich III., in Frage zu kommen. Heinrich Geffcken (1830–1896), Freund des 99-Tage Kaisers und Gegner Bismarcks, deckte dies im Oktober 1888 auf.¹⁴⁹ Er edierte Exzerpte aus dem Kriegstagebuch (1870/1871) des damaligen Kronprinzen, die geeignet waren, den „Reichsgründer“ nicht unerheblich zu kompromittieren. Aus den privaten Tagebucheinträgen, denen zu misstrauen keinerlei Anlass besteht, ging hervor, dass es als erster der Kronprinz gewesen sein muss, der auf preußischer Seite ab dem 2. September 1870 die machtpolitische Umwidmung des Sieges über Frankreich zur Reichseinigung betrieb¹⁵⁰, wohingegen es der Reichskanzler gewesen war, der sich – aus konstitutionellen Bedenken heraus, über welche sich der Kronprinz mit dem Entwurf einer neuen Reichsverfassung einfach hinwegsetzte¹⁵¹ – diesem Ansinnen gegenüber noch ablehnend gezeigt hatte.¹⁵² In der Tat hatte Bismarck noch im August 1870 den preußischen Innenminister angewiesen, gegen eine Reihe von Zeitungen vorzugehen, die Propaganda für die deutsche Kaiserwürde des preußischen Königs machte.¹⁵³ Friedrich hatte in seinem Tagebuch notiert:

„Der Kaiseridee wurde kaum gedacht, ich merkte, daß er [=Bismarck] ihr nur bedingt zugehan sei, und nahm mich in Acht, nicht zu drängen, obwohl ich überzeugt bin, daß es dazu kommen muß, die Entwicklung drängt dahin und kann nicht günstiger kommen als durch diesen Sieg [...]. Meine Sorge [war], daß das Resultat des Krieges den gerechten Erwartungen des deutschen Volkes nicht entspreche.“ (3. September 1870)¹⁵⁴ – „In Versailles, in der Praefectur [...]. Beim Betrachten der Prunkgemächer, in welchen so viel Unheil für Deutschland beschlossen wurde und in denen die Verhöhnung seines Zerfalles bildlich dargestellt ist, hege ich die feste Hoffnung, daß gerade hier die Wiederherstellung von Kaiser und Reich gefeiert werden werde.“ (19. September 1870)¹⁵⁵ – „Ich rede Se. Majestät auf die Kaiserfrage an, die im Anrücken begriffen; er betrachtet sie gar nicht in Aussicht stehend, beruft sich auf du Bois-Reymond's Aeußerung, der Imperialismus liege zu Boden, so daß es in Deutschland künftig nur einen König von Preußen, Herzog der Deutschen geben könne. Ich zeige dagegen, daß die drei Könige uns nöthigen, den Supremat durch den Kaiser zu ergreifen, daß die tausendjährige Kaiser= oder Königskrone nichts mit dem modernen Imperialismus zu thun habe, schließlich wird sein Widerspruch schwächer.“ (30. September 1870)¹⁵⁶ – „Bismarck faßt die Kaiserfrage ins Auge, sagt mir, er habe 1866 gefehlt, sie gleichgiltig behandelt zu haben, er habe nicht geglaubt, daß das Verlangen im deutschen Volke nach der Kaiserkrone so mächtig sei, als es sich jetzt herausstelle, und besorgt nur Entfaltung großen Hofglanzes, worüber ich ihn beruhige.“ (9. Oktober 1870).¹⁵⁷

Hiernach sieht es so aus, als hätten sich Bismarck und König Wilhelm erst durch intensives Zureden des damaligen Kronprinzen von der „geschichtlichen Notwendigkeit“ der Reichseinigung unter preußischer Kaiserschaft überzeugen lassen und sich einer vom Kronprinzen angeführten Bewegung, die publizistisch reichsweit geschürt wurde, gebeugt. Der Ursprung der zweiten Plebiszit-Legende, dass die Zustimmung zum Siebziger

Krieg ein Votum für die Verpreußung Deutschlands gewesen wäre, scheint also mit dem Engagement des damaligen Kronprinzen zu tun gehabt zu haben. Man wird hier schwer unterscheiden können: entweder war dieser auf eine seit Arndt virulente preußeneifrige Stimmung schriftstellernder Intellektueller aufgesprungen oder letztere hatten sich einem „allerhöchsten“ Imperialinteresse angeschlossen.

b) Die „aus Gott seiende“ Reichseinigung – Zur neuheidnischen Nationalitätsrolle der Theologie und Kirche 1870–1871

Wir haben den Beitrag der Kirche innerhalb der literarischen Flutwelle von 1870–1871 bisher ausgespart. Die Theologie spielte auch jetzt im Bemühen, die Kriegsbereitschaft durch allerlei ästhetisierende Argumente der deutschen Ursprungsmythik zu steigern, ihn als vaterländisches, anti-französisches und pro-preußisches Plebiszit aufzuwerten, eine ebenfalls nicht unbeachtliche Rolle. Wie in den publizierten Kriegsanthologien betrieb auch sie die Verheiligung des Krieges mithilfe des inzwischen auf Arndt, Körner und Schenkendorf reduzierten Kanons von Freiheitslyrik; darin unterschied sie sich verbal nicht grundlegend von Autoren wie vor allem Emanuel Geibel, der sich als Erbe der 1813er Dichtung ansah.

Allerdings waren die Kirchen zunächst sogar am Dissens zu der in Szene gesetzten Reichshymnik, der Staatsvergötterung und dem „neuheidnischen Nationalitätswesen“¹⁵⁸ nicht unbeteiligt gewesen. Dies geschah freilich eher aus der Sorge, an Macht und Einfluss zu verlieren, als aus rein glaubensmäßigen Beweggründen heraus. Von lutherischer Seite erhoben sich warnende Stimmen, die bei einer Annexion Elsass-Lothringens durch Preußen¹⁵⁹ eine weitere Zurückdrängung des lutherischen Glaubens durch die preußische Union befürchteten.¹⁶⁰ Der katholische Klerus Süddeutschlands argwöhnte eine Expansion des „protestantischen Reichs.“¹⁶¹ Die hiervon motivierten „reichsfeindlichen“ Nachwirkungen des bayrischen Partikularismus waren bis in die Mitte der 1870er Jahre zu spüren.¹⁶² Zu Anfang des Krieges noch theologisch bei ihrer Sache geblieben, musste sich in Preußen die Kirche sogar gegen den Vorwurf des „Vaterlandsverrates“ zur Wehr setzen, da sie an dem von Wilhelm I. für Preußen verordneten „außerordentlichen Bettag“ (27. Juli 1870) die Bevölkerung nicht bloß an die Unumstößlichkeit des „Gott mit uns“ erinnert, sondern trotz des mit „reinem Gewissen“¹⁶³ begonnenen Verteidigungskrieges auch zur Einkehr und Buße aufgerufen hatte.¹⁶⁴ Furore hatte an diesem Bettag die in der St. Martini-Kirche in Bremen gehaltene Bußpredigt über Luk. 18, 14: „Erhöhung durch Selbsterniedrigung“ des in Paris aufgewachsenen und 1866 an der Universität in Straßburg promovierten Pfarrers Moritz Schwalb (1833–1916) gemacht, der die Kirchen, protestantische wie katholische, dafür tadelte, dass sie „nichts zur Abwendung dieses fürchterlichen, unchristlichen Krieges getan“ hätten, sondern „neutral geblieben“ seien.¹⁶⁵

Der Beitrag der Kirchen hätte 1870–1871 in Wahrheit nur darin bestehen sollen, den vom Königlichen Konsistorium zu Königsberg i.Pr. am 21. Juli 1870 publizierten kirchenamtlichen Erlass König Wilhelms, des preußischen *summus episcopus*, auch in der Folgezeit homiletisch zu paraphrasieren – und zwar in der von Wilhelm vorgegebenen Richtung des „reinen Gewissens über den Ursprung dieses Krieges“ und der Gewissheit, „daß

Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde.“ Nachdem der ursprüngliche Auftrag mit den oben genannten Irritationen über die Bühne gegangen war, sahen sich die Kirchen aber für Weiteres ins Spiel gebracht; sie unterzogen angesichts dirigierter pro-preußischer Stimmung, sowie sich rasch einstellender militärischer Siege die biblischen Texte durchweg einer kriegsbejahenden Nationalisierung und stellten die Analogie zu den Freiheitskriegen, in denen sich schon einmal der „Fingerzeig Gottes“ (Ex 8, 15) gegen einen Napoleon erwiesen hatte, ausdrücklich her. Im Feldlager vor Paris predigte so etwa P. Dr. Engler, „königl. Sächs. Divisionsprediger aus Dresden“, über Ps. 33:

„O, wie können wir Ihm, dem allmächtigen, gnadenreichen Gott, je genugsam danken für das, was Er in diesen Tagen wieder an uns und an unserm Volke gethan hat? – an unserm deutschen Volke, das Er vor einem halben Jahrhundert befreit hat aus der schmachvollen Knechtschaft unter diesem selben Volke, gegen das ihr jetzt in Waffen steht, und das Er nun endlich einig und dadurch stark genug gemacht hat, den alten Erbfeind deutschen Namens und deutschen Wesens siegreich in seinem eignen Lande aufzusuchen. [...] O daß unser liebes deutsches Volk aus diesem gegenwärtigen blutigen Ringen hervorgehen möchte, wie neu geboren, o daß wieder, wie nach den ersten schweren Kämpfen vor fünfzig Jahren, ein Hauch neuen religiösen, sittlichen Lebens durch die Gaue unsers theuern Vaterlandes wehen [...] möchte [...]. O daß unser Volk wieder ernster sich besinnen möchte auf den hohen edeln Beruf, den der Herr ihm insonderheit gegeben, nachdem sein Volk Israel sich wider ihn verstocket und von Ihm abgefallen, nachdem die Herrlichkeit Griechenlands und Roms in den Staub gesunken, – den hohen, edeln Beruf, den Völkern vorzuleuchten als ein Vorbild christlicher Zucht und Sitte, christlicher Gottesfurcht und Frömmigkeit, ein Träger Seines Wortes und des Evangelii von der Gnade Gottes in Christo Jesu zu sein.“¹⁶⁶

Fast einhellig schwenkten die Kirchen mit ihren Predigten und Broschüren auch in die pro-preußische Meinungslenkung zur Reichseinigung unter preußischer Vorherrschaft ein.¹⁶⁷ Die Reichsgründung unter preußischer Flagge erschien hiernach als ein von Gott gewollter historischer Entwicklungsprozess. Nach dem Sieg bei Wörth am 6. August 1870 zitierte Archidiakonus Fr. Luger in seiner Predigt über Ps. 20, 6 die vierte Strophe aus dem „Thürmerlied“ Geibels, das nach der Melodie „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ singbar ist. Mit dem Zitat der Zeile 6 spielte er auf die Reichseinigung an:

„Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben;
Sei gnädig unserm deutschen Land!
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke;
Vereine sie mit starker Hand!
Sei Du uns Schild und Burg;
Du führst uns wohl hindurch.
Halleluja!
Denn Dein ist heut
Und allezeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit!“¹⁶⁸

Wie in der gleichzeitigen Kriegsliteratur unterstützte man den preußischen Führungsanspruch auf ein einiges deutsches Reich ebenso nicht nur mit Anleihen aus der Kyffhäuser-Sage¹⁶⁹, sondern in den „Sedanspredigten“ auch mit Motiven aus der spätjüdischen Messianologie und Apokalyptik.¹⁷⁰ Am massivsten zeigte sich die Verwendung messianisch-apokalyptischer Bilder bei Emanuel Geibel (1815–1884) in seinem schon oben¹⁷¹ zitierten Hymnus „Am dritten September 1870“. In diesem Gedicht tritt der spätere Kaiser Wilhelm I., der in der gedruckten 1870/1871er Lyrik auffallend oft als „greiser Helden-“ und „Heerkönig“ verherrlicht ins Feld geführt wird¹⁷², als endzeitliche Retterfigur auf, mit der sich – an die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 erinnernd – die Weltgeschichte überragend, gottgewirkt, ja welterlösend der Sieg Deutschlands über den „Erbfeind“, den Satan Napoleon III., als Weltgericht vollzieht. Wir zitieren hier die Strophen 2 bis 5:

„Es zog von Westen / Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen / In Blut und Graus;
Mit allen Mächten / Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten, / Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

*Vom Rhein gefahren / Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Schaaren / Der Held der Mark.
Die Banner flogen / Und über ihm
In Wolken zogen / Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!*

Drei Tage brüllte / Die Völkerschlacht.
Ihr Blutrauch hüllte / Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte / Der Würfel Fall,
und bangend lauschte / Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage / Des Weltgerichts
Am dritten Tage / Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen / Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen / Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!¹⁷³

Manche Pfarrer wandten sich in ihren Feldpredigten auch direkt gegen oppositionelle Meinungen wie etwa Wilhelm Engelhardt, „Pfarrer in Weiden, K. Baiern“, der nach der Kapitulation von Paris und dem abgeschlossenen Waffenstillstand in seiner „Friedenspredigt“ über Ps. 144, 9–15 die Invektive „vaterlandslose Verräther“ gebrauchte und zugleich das Werk der Reichseinigung als unmittelbar „aus Gott seiend“ anpries:

„Es erfüllte uns mit tiefem Weh, daß selbst im deutschen Volke solche vaterlandslose Verräther sich fanden, die einen Sieg unsrer Feinde mit Sehnsucht wünschten, die den vollendeten Heuchler auf dem Throne, der seine Sprache nur brauchte, um seine teuflischen Gedanken zu verhüllen, als Befreier Deutschlands warm begrüßten, die lieber auf den Ruinen eines

zerrissenen und zertrümmerten Vaterlandes Jubellieder sängen, denn daß sie am Strom der deutschen Eintracht sich mit allen deutschen Brüdern niederließen und einstimmig ein Loblied nach dem andern anstimmten dem höchsten Herrn und König zu Ehren, dessen Gedanken ganz andere waren, als ihre Gedanken, dessen Wege nur Gnadenwege für unser deutsches Volk gewesen sind. [...] So wartet unser Aller doch noch eine große Aufgabe, darin bestehend, daß wir im Frieden an des Volkes Wohl und Glück weiterbauen, daß wir über dem Errungenen wachen den Feinden gegenüber, denen der Einheitsgedanke ein Dorn im Auge ist, die mit verbissenem Groll sich von der Mitarbeit fern halten oder gar die Arbeit an dem Werk des Friedens stören und hindern wollen. Da gilt es, gleich den Kindern Israel mit der einen Hand die Arbeit zu thun und mit der andern die Waffen zu halten (Neh. 4, 17.). Denn das Werk der deutschen Einigung ist aus Gott, und dieses Werk unterstützen und fördern, heißt sich in die Gedanken Gottes freudig fügen.“¹⁷⁴

In der Tat aber erhoben sich nicht wenige, im Ganzen jedoch nur Stimmen einer Minderheit, die sich gegen die nationale Engführung, Verflachung und Verkümmern der Theologie zur Wehr setzten, weil in ihr das vaterländische Empfinden zum Prüfstein des christlichen Glaubens gemacht wurde, die Predigt eine rein patriotische, nationalpolitische Rede wurde, das Nationale als das Absolute galt, so als ob nur derjenige Mensch gläubig und christlich sein könne, der auch national denke. Prediger wie Adolf Kleophas Zahn u. a. bemühten sich da, den der christlichen Botschaft eigenen Kosmopolitismus offen zu halten, auf das hohe Ethos der von Planck u. a. v. beschriebenen Völkergemeinschaft hinzuwirken¹⁷⁵ und ein homiletisches Gegengewicht zu bilden: zum einen gegen die auch in der Kriegsliteratur jener Tage stattfindende Ersetzung Gottes durch die Nation¹⁷⁶, zum anderen gegen den isolierenden Nationalisierungsprozess im Aufschwung feindlicher Leidenschaften in Europa. Mit diesem nationalistischen Engagement der Kirche im Krieg 1870–1871 gingen auch Nichttheologen wie etwa der österreichische Politiker und Publizist Carl Freiherr von Vogelsang (1818–1890) ins Gericht – speziell mit der von den preußischen „Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland“ am 12. Februar 1876 in Umlauf gebrachten Redensart „Wir im Reich‘ haben eine strenge Kur [zur Läuterung und Gesundung] durchgemacht“¹⁷⁷:

„Eine ‚Kur‘ nennt das Blatt der preußischen Katholiken das, was mit ihnen unter den Händen Bismarck's vorgegangen ist. [...] Und wir fürchten: die Lympe, welche der Borussismus den preußischen Katholiken injiziert, verfehlt ihre giftige Wirkung nicht. Der Glaube an die Kirche, die Treue zu ihr mag gerettet sein, aber der sittigende Einfluß, den dieselbe auch auf das öffentliche Leben haben, der Ausdruck, den sie namentlich auch in den politischen Ueberzeugungen gewinnen soll, erscheint tief beschädigt. An Stelle der pietätvollen Traditionen – eines der wichtigsten nationalen Heiligtümer – ist, echt preußisch, der Kultus des Augenblicks, der rohen Gewalt getreten. Wer nicht bis an die Zähne gerüstet dasteht, um der ganzen Welt bewaffnet Trotz zu bieten; wer nicht so kampfbereit ist, daß er gleichzeitig mit zwei ebenbürtigen Gegnern auf Leben und Tod ringen kann: der hat sein Existenzrecht verwirkt. Das Reich, welches nicht mit der Expansionskraft seines Monstre-Hinterladers gegen die Nachbarvölker wirken kann und will, das ist zur Annexion reif für das neue ‚Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte‘. So lautet *in nuce* der neueste politische Katechismus des von Bismarck erzeugten preußischen Katholizismus! Nichts als ein fanatischer Glaube an die brutale Gewalt; nichts als eine fanatische Nationalitätsliebe.“¹⁷⁸

Ergänzt wird dieses Urteil Vogelsangs durch eine aufschlussreiche Beobachtung, die Franz Mehring (1846–1919) 1874 hinsichtlich der 1870er Kriegsslyrik machte, in deren preußenfromme Tendenz sich die Kirchen einordneten:

„Überblickt man die lange Reihe, überall die gleiche Physiognomie, regelmäßige wohlgebildete Gesichter, nirgends die Spur eines originalen Gepräges, jedem hat die gebildete Sprache, die für ihn dichtet und denkt, die Züge geformt“.¹⁷⁹

Mehring meinte damit in erster Linie nicht die von Gottschall wegen mangelhafter künstlerischer Eignung aussortierte „ungeheure Masse gutgemeinter lyrischer Maculatur“ des poetischen „Trosses“¹⁸⁰, sondern die klischeehaften Produkte „jene[r] bekannteren Dichter [...], von deren Kaiser-, Kanzler- und Reichsliedern, von deren Streitklängen gegen Frankreich und Rom uns täglich die Ohren dröhnen.“¹⁸¹ An dieser konventionellen, die 1813er Dichtung imitierenden 1870er Kriegsslyrik fiel auf, dass sie in ihrer epigonalen Aufbereitung der religiös-patriotischen Sprachmuster eher nur christlich überformt, drapiert und aufgehöhlt klang, als dass sie – wie noch in den Freiheitskriegen selbst – von ernstzunehmender religiöser Inbrunst durchströmt war. Ähnlich den profanen Kriegsslyrikern von 1870–1871 arbeiteten auch die Theologen unisono und uniform mit altbekannten Versatzstücken aus dem frommen Arsenal der Freiheitskriege. Theologisch auffällig und bedenklich erschien, dass jetzt nicht mehr (wie noch 1812–1815) Gott als das „Heiligste“ genannt wurde, sondern zunehmend das „Vaterland“, die „Nation“, die „Herzens-“ und „Kampfgemeine“, der „Lenzodem“, der alle deutschen Seelen verband, die „deutsche Kraft“, die „Taten ihrer Krieger“, der preußische König als „Vater“. Patriotismus und Religion hatten sich weitgehend entkoppelt.¹⁸² Das christlich an der Oberfläche Bleibende des nationalen Enthusiasmus verriet sich schon äußerlich durch den Umstand, dass abweichend von der Praxis der Freiheitskriege die singbaren Texte (z. B. 46 von 108 in der Lipperheide'schen Edition) nicht mehr nach Kirchenmelodien, sondern nach der Vorlage von allseits bekannten preußisch-vaterländischen Gesängen oder neuen, aber rasch populär gewordenen Tonsetzungen zurechtgetextet worden waren.¹⁸³ Viele Gesangsbuchweisen, die 1812 ff noch als gewusst vorausgesetzt werden konnten, waren nicht mehr geläufig. Es hatte seit den Freiheitskriegen in der Bevölkerung einen enormen Rückgang der Kirchenfrömmigkeit gegeben. Pastor Walther stellte 1871 in seiner Feldpredigt über Luk. 19, 41–48 zum Vorkriegs-Kirchenbesuch fest:

„Will man nach Zahlen rechnen: In Berlin besuchen von 100 Gemeindegliedern ungefähr zwei die Kirche; der Haufe der nicht die Kirche Besuchenden wäre also 50 mal größer als jener. Nun frage man, wie viele unter den Zweien das rechte Wort, Jesu Wort hören; und frage, wie viele unter diesen nicht nur Hörer, sondern auch Thäter sind[;] subtrahire – so hat man das Facit.“¹⁸⁴

Wie es um die Religiosität bestellt war, zeigte sich auch in den „beutepreußischen“ Provinzen¹⁸⁵. Nach dem Sieg bei Sedan beklagte sich Pastor adj. Wilhelm Walther in Ritzebüttel bei Cuxhaven (französische Schiffe hatten von Helgoland aus die deutsche Nordseeküste blockiert) in einer Predigt über Luk. 19, 41–48 darüber, dass die

Bevölkerung „die Zeichen der Zeit nicht erkannt“ und die Heimsuchungen Gottes nicht ernstgenommen habe:

„Ein hamburger Blatt witzelt: Da Napoleon auch einen Bußtag ansetzen wolle¹⁸⁶, habe der liebe Gott beschlossen, neutral zu bleiben; hannoversche Zeitungen schütteten ihren Geifer aus über die ‚Buß‘-tagspredigten; in Hessen wirft man den ‚Bußpredigern‘ die Fenster ein.“¹⁸⁷

Das Bemühen der Kirchen 1870–1871, in zahllosen gottesdienstlichen Predigten und Gebeten sowie mithilfe religiöser Aufrufe in den führenden Pressorganen wie „Staatsbürgerzeitung“, „Nationalzeitung“ u. v. a.¹⁸⁸ die Erinnerung an die Freiheitskriege im Volk zu wecken, um mit dieser auch eine religiöse Erneuerung, wenngleich nun im Gewand preußisch-deutsch-nationaler Einigung, aufleben zu lassen, schlug fehl, auch wenn die Kriegssituation anfangs vorübergehend die Kirchen füllte. Es war kein wahrer Ernst mehr in solchen Stoffen. So musste sich Adolf Stoecker trotz aller Bemühungen, für die Folgejahre das Gegenteil zu erweisen¹⁸⁹, 1876 eingestehen, dass

„[...] in der That [...] die Broschüren und Berichte der damaligen Zeit [1870/1871] mehr den Charakter des Patriotismus [tragen]; in den Tausenden von Liedern, die in der Kriegszeit erschienen, suchen wir vergebens den starken, vollen Glaubensklang Arnolds oder den innigen frommen Ton Schenkendorfs. Nur vereinzelt weht durch die Kriegsgesänge der Hauch lebendigen Christentums. Meist bleiben die Dichter, auch wo sie religiöse Accente gebrauchen, an der Peripherie der Religion. [...] Daß der tiefe, christlich-poetische Geist der Freiheitskriege nicht aufwachte, lag in den Verhältnissen. Das Glück wird selten die Seele so andächtig stimmen wie das Unglück.“¹⁹⁰

Stoecker übersah bei seiner Erklärung für diesen Fehlschlag, dass nur die Not den Glauben stark mache, der Sieg ihn aber schwäche, gleichwohl, dass die Träger der schon in den Freiheitskriegen aufgekommenen Erweckungsbewegung in erster Linie nur Adel und preußisches Beamtentum gewesen waren.¹⁹¹ Der Neupietismus hatte sich in der Zwischenkriegszeit in Preußen mehr und mehr mit dem antiliberalen, konservativ-legitimistischen System Friedrich Wilhelms IV. (1795–1861) verbunden, einem Vertreter der pietistischen Orthodoxie.¹⁹² Deren Angst vor einem „jakobinischen Umsturz“ hatte die Kirche zum Parteigänger der herrschenden Ordnung und damit zur tragenden Säule der Reaktion gemacht. Durch die heftigen sozialen Verwerfungen infolge der Frühindustrialisierung, durch die geistige Gegenbewegung des aufklärerischen Rationalismus nach der Juli-Revolution von 1830 in Frankreich und der gescheiterten Revolution von 1848/1849 verschärfte sich nicht nur die Entfremdung von Teilen des gebildeten Bürgertums, sondern auch der unteren Volksschichten von der politisch diskreditierten Kirche. Diesen „Ingrimm und verbissene[n] Zorn des Sklaven, der der Gelegenheit harret, um hochauflodernd seine Dränger zu vernichten“, beklagte schon 1849 Johann Hinrich Wichern (1808–1881) in seiner Denkschrift zur „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“¹⁹³ und sprach damit eine konfliktive Entwicklung an, welche sich fortsetzte und auch durch die militärischen Siege 1870–1871 nur zeitweise übertrücht werden konnte.

Die Kirche, die vom Krieg nur vorübergehend profitierte, vermochte diese Entfremdung nicht rückgängig zu machen, wie sich in der 1870er Nachkriegszeit allzu deutlich erwies.¹⁹⁴ Gerade die mit Auserwähltheits- und Kreuzzugstheologie, mit dualistischer Erlösmythik überladene apokalyptische Darstellung einer seit 1813 von pfingstlicher Herzensgemeinschaft des Volkes getragenen Geschichtsdynamik unter preußischer Führung, wie sie sich Emanuel Geibel in seinem schon oben zitierten Hymnus „Am dritten September 1870“ gestattete, verpuffte nicht nur bei den unteren Volksschichten wirkungslos. Es ist auffällig, dass in den Briefen und den Randbemerkungen Bismarcks zu den „Täglichen Erquickungen für gläubige Christen“¹⁹⁵ und den Herrenhuter Losungen von 1870–1871 sich keine einzige Äußerung im Sinn der den Krieg überhöhenden apokalyptischen Weltmission findet, wie sie von Emanuel Geibel dem Deutschen Reich angedichtet wurde.¹⁹⁶ „Für Bismarck“, schreibt Gerhard Ritter, „war der Krieg in keinem Sinn ein Kreuzzug – weder für die Sache Gottes noch für die der Nation, sondern einfach ein Ringen politischer Kräfte zur Feststellung der überlegenen Macht.“¹⁹⁷ Stilistisch wie gedanklich handelte es sich bei der 1870–1871er Dichtung um einen schmückenden Triumph-Diskurs, der „in den Rahmen der dynastisch-staatlichen Ordnung gebannt“¹⁹⁸ seinen Platz hatte, aber im toten Winkel echter religiöser Wahrnehmungsgrundlagen zu stehen kam. Hinzutrat der Hass, den das einfache Volk und Teile des Bürgertums dem reaktionären preußischen Regime entgegenbrachte, das sich von seinen Hofsängern vergottet ließ und den Herrn der Heerscharen zum „Portier“ seines Hotels machte.¹⁹⁹ Dieser mentale Widerstand wirkte sich zwangsläufig auch auf die diesem System dienende Kirche aus, das zugunsten der Reichen auch noch die Industrie zum Gott werden ließ.²⁰⁰ Die von Bruno Kaiser 1958 herausgegebenen Arbeitergedichte über die Pariser Kommune²⁰¹, sowie die von Adolf Stoecker (1835–1909) gehaltenen Berliner Reden aus den 1870–1880er Jahren geben mit den von ihm zusammengestellten Zitaten aus proletarischen Liederbüchern²⁰² einen höchst beredten Eindruck dieser Opposition. Die Anklageverse solcher Liederbücher zitierten später auch viele andere Redner der wilhelminischen Zeit:

„Fluch dem Gott, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir vergeblich gefleht im Glauben;
Wir haben gehofft und haben geharrt,
Er hat uns gefoppt, er hat uns genarrt.“²⁰³

Der Sozialdemokrat, so konstatierte z. B. Pfarrer Böckh aus Schwabach in der Zwischenkriegszeit:

„[...] wird Weib und Kind hineinzerren in den Kampf, darin er steht; er wird Weib und Kind mit dem Gifte des Hasses tränken gegen die Bourgeois, er wird Feindschaft säen gegen Staat und Kirche, er wird die nimmersatte Unzufriedenheit austreuen in die Herzen der Seinen.“²⁰⁴

Die wachsenden Massen des vierten Standes, die trotz aller Überflutung durch systemkonforme, kriegsästhetisierende Lesestoffe gegenüber dieser sich autobyzantinistisch²⁰⁵ zelebrierenden Kultur resistent blieben, nahmen ihren Weg entweder ins kirchlich Indifferente oder direkt in den „Radikalismus und Atheismus.“²⁰⁶ Hiermit hatten wir

uns schon oben befasst²⁰⁷, und dies wird uns auch noch (vor allem in Kap. XIV, 1, c) weiter beschäftigen. Es bleibt als Fazit dieses Kapitels festzuhalten: Trotz der überall nachgeschriebenen regierungsamtlichen Communiqués, trotz ihrer Presseberichte, trotz der manipulativen redaktionellen Zusammenstellung von Kriegsgedicht-Anthologien, trotz aller propreußischen Kriegspredigten gelang der preußennahen Publizistik und Kirchenpropaganda keine durchgreifende Meinungshegemonie durch die Überproduktion von Rede- und Lesestoffen.

XII – Die dritte literarische Springflut: 1914–1918 – „Das ganze Phraseninventar wird ausgekramt!“

1) Zur Hypertrophie der deutschen Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg – Was waren ihre Beweggründe?

a) Gab es ein drittes Plebiszit? – Das „August-Erlebnis“ und die Zahl „Einemillionfünfhunderttausendeins“

Die „August-Begeisterung“ 1914, das oben schon erwähnte sog. „August-Erlebnis“ (Kap. V, 1, f) ergriff nach neueren Forschungen vornehmlich das haupt- und garnisonsstädtische Bildungsbürgertum, das weniger als 1 % der damaligen Reichsbevölkerung gegenüber der überwältigenden Mehrheit der städtischen Lohnarbeiterschaft und der kleinbäuerlichen Gesellschaft ausmachte¹, während die ländliche Bevölkerung, die Industriearbeiterschaft und geringere Teile der „Intelligenzia“ viel eher von Sorge und Zukunftsangst erfüllt waren. Neben vielen anderen Zeitzeugnissen hierzu, welche die eher verhaltene Reaktion des Gros der Zivilbevölkerung bestätigen², erhärten auch die „verborgenen Chroniken“, die privaten, dem öffentlichen Begeisterungsdruck nicht ausgesetzten Tagebuchaufzeichnungen diese Wahrnehmung. Ernst Eberlein aus Schweidnitz in Schlesien notierte am Freitag, den 31. Juli:

„Um 5 ½ Uhr nachmittags Verkündung des Kriegszustandes durch einen Offizier und vier Begleiter. Der Marktplatz hatte sich gefüllt. Nach Verlesung des ersten Teils brauste ein kräftiges Hurra durch die Luft, angestimmt durch einen alten weißbärtigen Herrn. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, war das Stadtleben ein unverändertes. [...] Am Bahnhof reges Leben, die Sommerfrischler kehren zurück, die eingezogenen Reservisten füllten die Straßen. Bei der Zivilbevölkerung teilweise Freude, teilweise Betrübnis insbesondere beim besonnenen Publikum, das den Ernst der Situation mehr übersah. Bei den Offizieren wider Erwarten viele ernste Gesichter und oft nur gezwungenes Lächeln.“³

Pfarrer Rudolf Schlunck in Melsungen vertraute seinem Tagebuch an:

„Die Leute waren ernst und bedenklich“ (1.8.1914), „Alle waren bedrückt und voll Jammer und Ernst“ (2.8.1914), „Die Leute waren erschreckt“ (3.8.1914), „Ach, es war viel Trostbedürftigkeit in der Gemeinde, die Nachrichten von den Söhnen in der Front lauteten besorgniserregend, und manchem gingen bittere Sorgen und Schmerzen durchs Gemüt“ (13.8.1914), „Das war ein Schrecken, als am 1. August 1914 in Schemmern der Bauer zu mir sprach: ‚Herr Pfarrer, nun wirds Ernst‘, und gesenkten Hauptes kopfschüttelnd in sein Haus ging“ (15.8.1914); u. ö.⁴

Kurt Tucholsky schrieb rückblickend in den „Leichenreden“: „Wir haben den Krieg nicht gewollt, wie wir eure Welt nicht wollen, die noch heute – 1919 – fest und treu glaubt, ein

halbes Jahr Blutvergießen mehr hätte uns genützt, noch weiter, durchhalten, noch zwei Monate, drei, vier ...“⁵ Die „dritte Plesbiszit-Legende“ stützte sich auch 1914 nicht nur auf die vorgeblich allgemeine, quasi pfingstliche Kriegsbegeisterung, die vor allem von Theologen beschworen wurde⁶, sondern wie 1870 auch auf eine erneute literarische Generalmobilmachung.⁷ Julius Bab, Dramatiker und Theaterkritiker, archivierte die mit Kriegsbeginn entstehende Kriegsliteratur und moderierte ihren Druck, indem er eine ständig sich verändernde Auswahl in Einzelheften und schließlich alle in einem mehrbändigen Kompendium „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht“ herausgab.⁸ Bab kalkulierte, dass zwischen August und Dezember 1914 bei den deutschen Zeitungsredaktionen insgesamt pro Tag etwa 50.000 patriotische Kriegsgedichte aus der Bevölkerung eingegangen seien⁹ – eine maßlos übertriebene Schätzung, wie man inzwischen weiß.¹⁰ Ein Unbekannter nahm Babs Angaben am 15. Oktober 1914 in der *Stettiner Abendpost* jedoch zum Anlass, ironisch sein „unsägliches“ Minoritätenleid zu klagen, nicht mitdichten zu können:

„1 500 000

Anderthalb Millionen Kriegsgedichte,
Also rechnet aus Herr Julius Bab
(Nachzuprüfen solches ich verzichte),
Es seit Kriegsbeginn in Deutschland gab.

Hundert wurden im August tagtäglich
Durch den Zeitungsdruck bekannt gemacht.
Ja! Der Krieg hat wirklich ganz unsäglich
Viele Leiden unserm Volk gebracht!

Ach! Ich kann nicht dichten, welcher Kummer!
Denn Talent zum Dichten hab' ich keins;
Könnst' ich's aber, würd' ich dichten Nummer
Einmillionfünfhunderttausendeins.“¹¹

Hans-Ulrich Wehler kommt auf dieselbe Zahl wie Bab – allerdings für den Zeitraum bis 1918, wobei er nur die gedruckten Kriegsgedichte zählt. Allein bis Ende 1915 erschienen nach den Berechnungen Wehlers nicht weniger als 235 Kriegsliteraturbände, dazu etwa 1.000 in Broschüren herausgegebene Kriegspredigten in hohen Auflagezahlen und achttausend Bände allgemeiner Kriegsliteratur.¹² „Auch wenn es so aussehen mochte, dass „die Anfertigung von Kriegsgedichten [...] Schritt [hielt] mit der Produktion von Granaten“¹³, konnte man daraus kaum ein schlüssiges Plebiszit für den Kriegseintritt Deutschlands ableiten, höchstens ein lautstarkes Votum von beträchtlichem Umfang. Auch jetzt ignorierte und unterdrückte man hier wieder die sich gleichfalls manifestierende „Gegenliteratur“: die gegen Krieg und Hunger erneut angestimmte Liedtradition aus den Freiheitskriegen und dem Siebziger Krieg.¹⁴ Bezeugt ist das Singen einzelner Antikriegslieder bereits für den 1. August 1914:

„Wie ist doch die Falschheit [= Kriegslust]
So groß auf der Welt,

Daß wir alle junge Burschen
Müssen ziehen in's Feld [...].¹⁵

Schon am Ende der Juli-Krise, vor allem ab dem 25. Juli 1914 war es in vielen deutschen Städten zu großen Straßendemonstrationen der Sozialdemokratie gegen den Krieg gekommen.¹⁶ Wilhelm II. schrieb am 29. Juli 1914 an den Rand einer zur Deeskalation der Kriegsgefahr mahnenden Depesche, die Nikolaus' II. aus Petersburg geschickt hatte:

„Die Sozen machen Antimilit. Umtriebe in den Straßen, das darf nicht geduldet werden, jetzt auf keinen Fall; im Wiederholungsfalle werde ich Belagerungszustand proklamieren und die Führer samt und sonders tutti quanti einsperren lassen. Loebell und Jagow dahin instruieren. Wir können jetzt keine Soz. Propaganda mehr dulden!“¹⁷

Es stand fest, dass sich die Basis der Sozialdemokratie für keinen Krieg vereinnahmen ließ, den man aus expansivem Machtkalkül und Kriegsrisiko-Politik heraus beginnen würde.¹⁸ Selbst spezifisch sozialdemokratische Erwägungen zur etwaigen Kriegsnotwendigkeit in Bezug auf Russland verfielen bei ihrem eigentlichen Unterbau in der Bevölkerung nicht. Im Oktober 1891 hatte zwar Engels vertreten, dass die deutschen Sozialisten bei einem Krieg Russlands und Frankreichs gegen Deutschland „die jetzige Regierung“ geradezu zwingen müssten, die Revolution gegen den zaristischen Despotismus zu entfesseln.¹⁹ Das war auch die Position der SPD gewesen, an der August Bebel bis zu seinem Tod 1913 festhielt.²⁰ Bebel hatte schon 1907 bekräftigt, dass er „als alter Knabe“ „in bezug auf einen Krieg mit Rußland“ „die Flinte auf den Buckel zu nehmen“ bereit wäre, um als Freiwilliger im Abwehrkampf gegen den Zarismus, den „Feind aller Kultur und aller Unterdrückten [...], den gefährlichsten Feind von Europa und speziell für uns Deutsche“ mitzutun.²¹ Aber weder der damalige Appell seitens Marx' und Engels' an das „revolutionäre Deutschland“, einen Krieg mit Russland zum Sturz der russischen Autokratie, des Hauptbollwerks der feudalistisch-absolutistischen Reaktion, zu nutzen²², noch der Appell Bebels griffen in der Arbeiterschaft, geschweige denn, dass sie dort debattiert wurden.²³ Auch die offiziellen Verlautbarungen des „Außerordentlichen Kongresses der Internationale zu Basel“ zum Thema „Krieg dem Kriege“ vom 24.-25. November 1912 hatten sich zu gerade diesem Anliegen nicht geäußert.²⁴

Deutschland musste also als der Angegriffene dastehen, weswegen Reichskanzler von Bethmann-Hollweg – gestützt auf Propagandalügen, mit denen französische Grenzverletzungen vom Vortag gemeldet wurden („Die Franzosen überschreiten die deutsche Grenze“ / „Französische Flieger werfen Bomben bei Nürnberg“ etc.²⁵) – am 3. August 1914 die Kriegserklärung an Frankreich hinausgehen ließ.²⁶ Bethmann-Hollweg hatte sich hierzu von zwei Interessen leiten lassen: es galt einerseits, sich der Zustimmung der Sozialdemokratie zu versichern, und andererseits, mithilfe des „eingetretene[n] Kriegszustand[es] mit Frankreich denjenigen Notstand für Deutschland verständlich“ zu machen, der dazu berechtigen sollte, „belgisches Gebiet zu betreten.“²⁷ Ein nicht unerwünschter Nebeneffekt der Falschmeldungen zu Feindfliegern war, dass sich die Bevölkerung nicht nur im Grenzgebiet, sondern auch im Reichsinneren²⁸ in Panik versetzen und auf diese Weise leichter zur Kriegszustimmung mobilisieren ließ:

„Am meisten wurde in [der] Kriegserklärung Gewicht gelegt auf die Flieger. [...] Nun hatte in jenen Tagen eine seltsame Manie die Masse der Bevölkerung ergriffen. Bei Nacht sah sie überall Flieger und Luftschiffe über sich und hörte sie Bomben platzen. Der Stuttgarter Polizeidirektor erließ damals eine Mahnung zur Nüchternheit und Besonnenheit, in der er sagte: ‚Wolken werden für Flieger, Sterne für Luftschiffe, Fahrradlenkstangen für Bomben gehalten.‘“²⁹

Den Ausschlag dazu, dass die nationalen Bindungen sich als stärker erwiesen als alle übernationalen und universalen Ideale, gab allerdings nicht nur die gemeinsame Gefahr der existentiellen Bedrohung, sondern auch die Überlegung der Sozialdemokratie, dass nach Verhängung des Belagerungszustands vom 31. Juli 1914³⁰ durch Wilhelm II. der militärischen Führung die rechtliche Handhabe zu Verfügung gestanden hätte, die Organisationen jedweder oppositionellen Partei zu vernichten.³¹

b) Die hypertrophe Kriegstheologie: alleinverantwortlich für die Kriegsrechtfertigung? – Überlegungen zu einer These Herfried Münklers

Herfried Munkler hat in seinem Bestseller „Der große Krieg – Die Welt 1914–1918“ für die Hypertrophie der deutschen Kriegsliteratur eine andere – eine *theologische* Erklärung gefunden. Er beobachtete, dass „in Deutschland eine theologisch-philosophische Deutung des Krieges in Gang gesetzt wurde wie in keinem anderen Land“.³² Zur Erklärung dieser Tatsache, dass der theologische Anteil des Schrifttums wesentlich höher ausgefallen sei als in den Ländern der Entente, hat er die These verfochten, dass die Hypertrophie der deutschen Kriegsphilosophie und Kriegstheologie als Verlegenheitslösung, quasi als Notbehelf gedient habe: Die führenden Kreise Deutschlands hätten 1914 im Gegensatz zu 1870 – und auch im Unterschied zu den Ententemächten – ihrer Bevölkerung keinen plausiblen Grund zum Kriegseintritt offerieren können. Philosophen und Theologen hätten daher, um zu diesem Krieg in geeigneter Weise zu motivieren, dieses Defizit im theologischen Sinn sinnstiftend ausfüllen müssen, und zwar in dem Sinn, dass sie der Reichsbevölkerung hätten vorspiegeln müssen, dass es in diesem Krieg letztlich nicht um reale politische Interessenkonflikte gehe, deretwegen man den Waffengang wagen müsse, sondern in Wahrheit um den apokalyptischen Entscheidungs- und Endkampf zwischen Gut und Böse schlechthin. Wir zitieren auch hier in gebotener Ausführlichkeit:

„Die Deutschen hatten von allen beteiligten Großmächten die größten Schwierigkeiten, auf die Frage nach dem Sinn des Krieges eine angemessene Antwort zu finden. Im Gegensatz zum verbündeten Österreich-Ungarn, das immerhin die Ermordung des Thronfolgers anführen und den Kampf gegen die serbische Herausforderung geltend machen konnte, hatten sie nichts vorzuweisen, was den Einsatz militärischer Gewalt zwingend erfordert hätte. Sie mussten nach einem Sinn des Krieges suchen und Kriegsziele finden oder erfinden. Die Sinnsuche trieb vor allem Theologen und Philosophen sowie Geisteswissenschaftler im weiteren Sinne um. In keinem anderen Land hat die Literatur über die Deutung des Krieges ein solches Ausmaß angenommen wie in Deutschland. Die besondere Rolle der Theo-

logen in dieser Debatte – seien es Universitätsprofessoren oder Gemeindepfarrer – erklärt sich auch aus der Tatsache, dass Kaiser Wilhelm als preußischer König das Oberhaupt der evangelischen Kirche in Preußen war. Zudem fühlten sich die Theologen von Hause aus berufen, den Opfergedanken auf das militärische Geschehen anzuwenden. Für die Philosophen dagegen war das Erbe des deutschen Idealismus bedeutsam [...]. Das alles ist in Rechnung zu stellen, war aber doch bloß die Voraussetzung dafür, dass in Deutschland eine theologisch-philosophische Deutung des Krieges in Gang gesetzt wurde wie in keinem anderen Land. Die Ursache dieser Sinnsuche war der Mangel an politisch (oder ökonomisch) überzeugenden Gründen, überhaupt einen Krieg zu führen. Die theologisch-philosophischen Sinnkonstruktionen sollten diesen Mangel ausgleichen, indem sie unter dem Anspruch der ‚Eigentlichkeit‘ alle konkreten Begründungen in den Hintergrund schoben und den Krieg zum Selbstzweck erklärten. Wer allerdings in dieser Weise vom Sinn des Krieges an sich überzeugt war, hielt nicht nach politischen Kompromissen Ausschau, um ihn zu beenden. Da gab es nichts zu verhandeln, stattdessen ging es um die Verwirklichung eines höheren Plans, das Werk Gottes, die Verteidigung der Kultur oder die Rettung des Menschengeschlechts.“³³

Nun fällt allerdings auf, dass sich – wie 1917 Hans Müller, Pfarrer in Röcknitz, festgestellt hat – die damaligen deutschen Politiker „einer Orientierung auf kirchlichem Gebiete“ enthielten und „sich das als Vorzug anzurechnen“ pflegten. „Vollends die Reichspolitik von kirchlichen Angelegenheiten freizuhalten“, galt „wenigstens bei [den] evangelischen [Reichstagsabgeordneten] geradezu als Grundsatz.“³⁴ Es existiert darüberhinaus auch kein Beleg dafür, dass zu Beginn des Krieges von staatlicher Seite her bei den Kirchen nachgesucht worden wäre, ihr bei der Rechtfertigung des Kriegseintritts theologisch aus der Verlegenheit zu helfen. Zudem ist auffällig, wie nahezu vollständig Kriegserinnerungen wie diejenige Erich Ludendorffs den kirchlichen „Zuschuß an sittlicher Kraft“ übergehen.³⁵ Zwar lässt sich – hier ist Münkler zunächst Recht zu geben – eine deutliche Hypertrophie der deutschen Kriegstheologie im Unterschied zur alliierten Kriegspropaganda feststellen, und zwar anhand zweier konstitutiver Alleinstellungsmerkmale, die zuerst zu besprechen sind (Kap. XII, 1, c und d). Diese deckten jedoch, wie später zu zeigen sein wird, kein Sinndefizit für den Kriegseintritt. Für diesen selbst waren andere Ursachen und Beweggründe ausschlaggebend – profane, gefährliche Halbwahrheiten, was übrigens ebenso für die Alliierten galt (Kap. XII, 2, b).

c) Die Erneuerung des Sakraments des welterlösenden Eisernen Kreuzes

Das Sinnkontinuum der theologischen Verklärungsart des Krieges war in Deutschland – wie in dieser Untersuchung schon des Öfteren dargelegt – Ursprungsmythisch qualifiziert und datierte sich bis auf die Zeit altgermanischer Traditionen und ihrer Verchristlichung zurück. Die Schüler lernten das aus Gedichten wie Felix Dahns „Siegesgesang nach der Varusschlacht“³⁶ und Karl Simrocks „Die Schlacht bei Zülrich“, einem Gedicht über die Bekehrung Chlodwigs (466–511), des Gründers des Frankenreichs, zum Christentum: Der Christengott habe sich dem Frankenkönig 496 bei Zülrich im Sieg über die Alemannen als „Gott der Schlachten, der in Schrecken niederfährt“, geoffenbart.³⁷ Diese Vorstellung

wurde dann in den Kreuzzügen wirksam. Hierzu las man Karl von Geroks Gedicht „Die Kreuzfahrer“.³⁸ Gustav Freytag kommentierte:

„Jetzt aber rief der Gott selbst zum Kriege, er begehrte für sich dieselbe Arbeit, die dem Deutschen immer noch die preiswürdigste Arbeit war: irdisches Heldentum, Krieg und Schlachtenmut, und allen Völkern aus Germanenblut schwoll das Herz in Entzücken, in Begeisterung und Erhebung. [...] Jetzt forderte sein [= des Deutschen] Gott statt Buße und Spenden von ihm kräftige Hiebe, der große König des Himmels ließ selbst ihn laden zum Streit, wenn er seine Gnade erwerben wolle. Das war Hunderttausenden ein unwiderstehlicher Ruf. [...] Der Christengott war ein Schlachtengott geworden, wie einst der deutsche Heidengott, er fuhr vor den wandernden Scharen daher, er blendete mit seinem Lichtglanz die Augen der Feinde und führte durch seine Engel die gefallenen Krieger hinauf in seine strahlende Himmelsburg.“³⁹

Mit der ursprünglich nur für den Freiheitskrieg gegen Napoleon I. gedachten, einmaligen Stiftung des „Eisernen Kreuzes“ vom 10. März 1813 griff Friedrich Wilhelm III.⁴⁰ die Ästhetik dieses Kreuzzugsgedankens auf. Das „Kreuz des Vaterlandes“ verschmolz den germanischen Schlachtengott mit dem Christengott und das Martyrium der Kreuzesnachfolge (Mark. 8, 34) mit der im Krieg Leib und Leben einsetzenden Bezeugung des Patriotismus.⁴¹ Ein Gedicht Karl Friedrich Gottlob Wetzels „Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achtzehnhundert Dreyzehn – Vierzig Lieder nebst Anhang“ (1815) drückt die dem Eisernen Kreuz mitgegebene Sakramentalität und welterlösende Kraft unmissverständlich aus:

„Wohlauf! ihr Streiter Gottes, auf,
Zu Siegen oder Sterben,
Ihr nahmt den Leib des Herrn darauf,
Nun könnt ihr nicht verderben,
Gezeichnet mit dem heil'gen Kreuz,
Wohlauf ins Feld, der Herr gebeut's,
Und kämpfet unverdrossen,
Als Gottes Bundsgenossen.

Denn dieser Krieg, er ist gewiß
Kein Krieg wie andre Kriege,
Hie streitet Licht und Finsterniß,
Die Wahrheit mit der Lüge,
Hie tritt Gott selber auf den Plan,
Und bindet mit dem Teufel an,
Das will der Krieg bedeuten,
Darin wir jetzo streiten.

Fürwahr um kein vergänglich Gut
Hier unsre Schwerdter blitzen,
Für's Höchste fließet unser Blut,
Das Reich des Herrn zu schützen,

Ja Gott, Gott hat das Heil der Welt
In dein' und meine Hand gestellt,
Kreuzfahrer sind wir alle,
Und Märtyrer im Falle.

Für alle künft'gen Zeiten sind
Wir Brüder hier verbündet,
Hier wird für Kind und Kindeskind
Des Segens Bau gegründet,
Drum, wer da fällt, der fällt dem Herrn,
Und leuchtet als ein Morgenstern,
Das Blut so hier vergossen,
Ist nicht umsonst geflossen.

So haltet fest! Es ist kein Spiel!
Und laßt uns mannhaft ringen,
Beharren führt gewiß zum Ziel,
Es muß uns doch gelingen,
So wahr Gott lebt, wir fechten's durch!
Stark in dem Herrn! Gott unsre Burg!
Sie schlägt des Höchsten Rache
Und ihre böse Sache.

Drum, lieben Brüder, lasset uns
Nicht weichen und nicht wanken,
Und träte selber wider uns
Die Hölle in die Schranken,
Der Herr, der Herr ist unsre Burg!
So wahr Gott lebt, wir fechten's durch!
Wohlauf, in seinem Namen!
Gott ruft – hie sind wir. Amen.⁴²

In diesem Sinn erneuerte auch Wilhelm I. am 19. Juli 1870, am Vorabend des Siebziger Krieges, die erste Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes vom 10. März 1813.⁴³ Träger des in Silber eingefassten Eisernen Kreuzes wurden gemäß dieser Stiftungsabsicht „Kreuzritter“ genannt.⁴⁴ In den Kriegsmonaten von 1870 berichteten Einzelne sogar von der übernatürlichen Schutzmacht dieses Dekorums, mit der tödliche Kugeln abgewehrt worden wären. Das sah nach einer nachträglich sich herausstellenden überweltlichen Bestätigung der als Welterlösung theologisch verbrämten Machtpolitik aus, weswegen Wilhelm I. das erste von einer Kugel getroffene Eisenerne Kreuz einforderte und den beschädigten Kreuzflügel durch Silber ersetzen und die Gewehrku­gel in Gold fassen ließ.⁴⁵ 1870 dichtete man Verse wie „Unsern Kreuzfahrern“ und „Eisernes Kreuz“:

„*Unsern Kreuzfahrern*
Die, würdig ihr der Helden=Ahnen,
Des Korsen Frevelmuth gedämpft –

Weht auch kein Kreuz von euren Fahnen,
 Ein *Kreuzzug* ist's, in dem ihr kämpft,
 Der Heil'ge Kampf: ob euch zu Leichen,
 Zu Krüppeln schlägt des Feindes Hand,
 Ob *ihr* ihn schlägt – als Siegeszeichen
 Wird stets – ein Kreuz euch zuerkannt!
 So harrt denn aus im heil'gen Kriege,
 Genüber Lug und Trug und Spott:
 Das Kreuz geleitet euch zum Siege,
 Denn mit Dem Kreuz ist unser Gott. [...]

Die, keck ihr durch des Feindes Masse,
 Kaum zuckend mit dem Augenlid,
 Der Freiheit bahntet eine Gasse,
 Mit eurer Brust wie *Winkelried*:
 Euch winkt der Ruhm im hehrsten Glanze –
 Euch ehrt – am schwarz und weißen Band,
 Umgrünt von frischem Lorbeerkranze,
 Ein – *eisern Kreuz* aus Königshand!
 So lebt denn fort auch im Gedichte,
Kreuzfahrer ihr der neuen Zeit,
 Ein *Kreuzheer*, das die Weltgeschichte
 In ihre Ruhmeshallen reiht!⁴⁶

„Eisernes Kreuz

Das Kreuz, das eiserne, das ist der Orden,
 Der einzig nur für solchen Krieger paßt,
 Der seinen Sinn in tiefster Seele faßt, –
 Vom heil'gen Geiste ist erleuchtet worden! [...]

Der aus der reinsten Liebe zu den Seinen,
 Das Schwert ergriffen für das Vaterland,
 Sein Leben hingiebt als der Liebe Pfand. [...]⁴⁷

Diese aus der Zeit der Kreuzzüge und der Freiheitskriege herrührenden religiösen Traditionen, die an Preußens Staatsspitze wachgehalten wurden, und die man bis hinunter in die Heimatgemeinden bei Entsendungsgottesdiensten verbreitete⁴⁸, wurden offenbar jedesmal zur ethischen Motivierung der Truppe und der Bevölkerung bemüht, selbst wenn – wie etwa in der preußisch-österreichischen „Bundesexekution“ gegen Dänemark 1863–1864 – ein militärischer Konflikt vergleichsweise geringerer Tragweite zur Erledigung anstand.⁴⁹ Das zeigt aber, dass auf die Vorstellung der sich im Himmel permanent vollziehenden Investitur des deutschen Reiches zum Kreuzzügler und Heilsbringer⁵⁰ grundsätzlich und jederzeit zurückgegriffen wurde, um sogar bloß periphere Scharmützel mit Kreuzfahrertum und deutschem Welterlösungsauftrag zu ästhetisieren, aber nicht zu rechtfertigen. Die Rechtfertigung zum Kriegseintritt ergab sich jedesmal aus machtpolitischen Erwägungen. Am 5. August 1914 wurde die Stiftungsurkunde des Eisernen Kreuzes durch Wilhelm II.

ein weiteres Mal erneuert.⁵¹ Das von Gabriele D'Annunzio wohl ad hoc „gestiftete“ *avia-tische* Kreuzessymbol⁵², Tragflächen und Rumpf der Kampfflugzeuge als Elemente des Kalvarienberges zu deuten und damit auch dem Luftkrieg Italiens die höhere Weihe eines christlichen Nachfolge- und Selbstopfermartyriums zu geben⁵³, meldete da ebenso als Sinnkontinuum einen kriegsästhetischen Anspruch auf Welterlösung an, der den nackten irdischen *sacro egoismo*⁵⁴ nicht erst induzierte, sondern theologisch bloß überhöhen sollte.

d) Der Byzantinismus des wilhelminischen Herrscherlobs – Christus und Wilhelm II. in der Schlacht

Für die in der Tat auffallende Hypertrophie der deutschen Kriegstheologie 1914–1918 selbst lässt sich als zweites Merkmal der Byzantinismus der wilhelminischen Zeit nennen, den Autoren wie Constantin Frantz auf russischen Einfluss zurückführten.⁵⁵ Um hier ein Wort Richard Wagners abzuwandeln: Das deutsch-byzantinische Kaisertum war nun einmal da „wie die Oper“, und ganz wie diese bestand es fort, so lange auch seine unnatürlichen Bedingungen anhielten.⁵⁶ Und dass diese Umstände verschärft fort dauerten, dafür sorgte Wilhelm II. nach Kräften. Die in Preußen durch das Luthertum geförderte⁵⁷, sakralrechtliche Stellung des Königs, wie sie etwa in den schmückenden Skulpturen des Berliner Stadtschlösses für jedermann anschaulich war⁵⁸, hatte Wilhelm II. in seinen Reden bei Nationalfeiertagen, Brandenburgischen Provinziallandtagen sowie bei Enthüllungen von Denkmälern seines Großvaters Wilhelm I. auf die Spitze getrieben.⁵⁹ Mit seiner Thronbesteigung hatte er außerdem die Kaisergeburtstagsfeier in den Ritus einer jährlich zu erneuernden Einsetzung in die Statthalter- und Mitherrscherschaft mit Christus umgeformt. Die Kaisergeburtstagsfeier begann nun mit einem Gottesdienst, in welchem einleitend der Psalm 20 rezitiert wurde; die Gemeinde akklamierte dem *vicarius Dei* doppeldeutig mit dem Lied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“, worauf sich zur Besiegelung der erneuerten Einsetzung ein Handschlag von Prediger und Kaiser anschloss (vgl. Ps. 20, 7).⁶⁰ Man durfte sich für diese Apotheose zum „Gesalbten des Herrn“ (vgl. wiederum Ps. 20, 7) auch auf eine Psalmenauslegung Luthers von 1530 selbst berufen, auf die Exegese von Ps. 82, 1, nach welcher Gott insofern „ynn der gemeine“ stehe, als er die Herrscher gleichsam „zu Göttern gesetzt“ habe.⁶¹ Es verwundert daher nicht, dass es seit Wilhelms II. Thronbesteigung sowohl in politischen Reden und Druckschriften als auch in hoftheologischen Predigten, die ihn, seine Vorfahren oder Verwandten mit dem Nimbus des Göttlichen umgaben⁶², zu einer „geradezu erschreckenden Zunahme“ schwülstiger „Wortfreudigkeit“ gekommen war⁶³, zu der man den Automatismus des byzantinischen Kaiserthrones assoziiert, der von mechanischen Löwen und Vögeln umgeben war, die brüllten und zwischerten.⁶⁴ Ernst Graf [zu] Reventlow (1869–1943)⁶⁵ hielt diese „Wortfreudigkeit für den Ausdruck von „Unzurechnungsfähigkeit“:

„Sie [= die Byzantiner] fangen an mit Zungen zu reden, das ganze Phraseninventar wird ausgekramt, und die Schilderung, ob zusammenhängend oder nicht, zum wilden Dithyrambus. Mir drängt sich dabei immer die Vorstellung von der Pythia auf, die auf einem Dreifuß sitzend von üblen Dämpfen umnebelt in unzurechnungsfähigen Zustand versetzt wird.“⁶⁶

Das „Rauschgold“ des divinisierten Herrschertums wirkte sich zwangsläufig auch auf die Sakralisierung der Kaiserperson im Weltkrieg aus. Auch hierzu trug Wilhelm II. selbst erheblich durch seine fortwährende Bezugnahme auf Gott bei allen Kriegseignissen bei. „Kein Telegramm, in dem der Kaiser nicht sagte, Gott hat geholfen, er möge weiterhelfen, er wird weiterhelfen, der Christengott, der deutsche Gott, der Schlachtengott, der die gerechte Sache nicht im Stiche läßt.“⁶⁷ Die vergottende Huldigungsrede an Wilhelm II. mündete schließlich in die Vorstellung seines heilsgeschichtlichen Synergismus mit Christus ein, wie z. B. der Gedichtzyklus Leo Sternbergs „Christus in der Schlacht“ erweist. Sternberg stellt Wilhelm II. in seiner messianischen Mittlerfunktion als „leidenden Gottesknecht“ dar, der von Christus persönlich die Siegesverheißung empfängt. Dieser Gedichtzyklus, der im Stil nicht eben zufällig an Klopstocks Gesänge im „Messias“ erinnert⁶⁸, beginnt damit, dass Gottvater an seiner sündigen Schöpfung verzweifelt.⁶⁹ Dies erkennend wirft sich der [deutsche] Kaiser „mitten auf zerschossenem Feld“ nieder und kündigt ihm an, zum Gericht über diese Welt „weinend das Opfer der Schlachten“ zu bringen, um „diesen Brand zu löschen mit einem Krieg“, damit Gott wieder wandeln könne auf seiner Erde:

„Christus in der Schlacht

[...] Und der große Kaiser allein erblickte den leidenden Gott,
umnebelt vom Blutdampf der Schlacht, im Raume ragen
und warf sich nieder mitten auf zerschossenem Feld,
das Haupt entblößend von dem Adlerhelm,
und siehe – sein Haar war plötzlich grau geworden! [und sprach:]
,Um Dich, mit dem Stern des Friedens über dem Scheitel,
um Dich, mit der wunden Liebe in der Brust,
bringen wir weinend, Herr, das Opfer der Schlachten!
Doch löschen will ich diesen Brand mit einem Krieg,
daß ewig alle schauern vor dem Schwert
und dir aus Herzen einen Weg bereiten,
damit du wieder wandelst auf der Erde
und deine Hütte bei den Völkern hast!‘

Und Christus dehnte seine Arme weit ...
Der Kaiser aber ging
und betete weinend mit den sterbenden Soldaten am Grabenrand;
und streichelte kniend Verwundeten das Haar;
geleitete die Blinden mit den ausgeschossenen Augen;
ließ die auf Stelzen humpeln,
die ohne Arm im leeren Ärmel gehen
zu seinem Zelt kommen.
Er gab den Heimatlosen Dach und Linnen
und den Gefangenen Brot von seinem Brot
und sagte allen, nach dem Kreuze weisend,
das hoch am Himmel stand, dasselbe Wort:
,Geht hin, ihr seid die seligen Boten seines Reichs!‘⁷⁰

Der „Wahnsinnschrei der [vom Krieg verheerten] Erde“ dringt nun bis zum Himmel empor, wo Christus sich anschickt, sein Wort der Feindesliebe (Matth. 5, 44 f) zu zitieren. Die „Hölle des Schlachtfeldes“ bewirkt jedoch, dass die „heiligen, reinen Füße des Heilands“ plötzlich in „fließendem Blut“ waten, so dass Christus sich betend an seinen himmlischen Vater wendet und fragt: „Soll ich auch diesen gegenüber“ – gemeint sind die „von sengenden [russischen] Horden überrittenen“ Deutschen, die nun ihre „Mörser und mähenden Gewehre laden“ – „sagen: ‚Liebt [eure Feinde]‘?“ Die Antwort Gottvaters lautet offenbar „Nein“. Christus streckt nun „beschwichtigend“ seine Arme aus, „weit über das schwanige Gewoge des Wolkenhaufens“ hinaus, und spricht – die biblischen „Antithesen“ der Bergpredigt („Ich aber sage euch!“), sowie die johanneischen „Ich-Worte“ revolutionierend – ein neues Wort der Liebe:

„Es lenkt die Hand der Liebe auch die mordenden Rohre ...
Engel des Sieges seid von mir geheißten,
ihr todverspritzenden!
Denn der Sieg – ist das Gericht,
und das Gericht bin ich, der immer waltende!“⁷¹

Danach lässt sich Christus von einer „Engelswolke“ an die Spitze des [deutschen] Heeres hintragen und schwebt „als Feldherr oben vor der Schlacht [...]“. Im Rausch der Freude stürmen sie [gemeint sind wieder die deutschen Heere] nun dahin“ und „ihnen voran aus dem Tor des Todes schwenkt ein Heiland der Freude die neue Fahne ...“⁷² Die Anspielungen auf die zweite Strophe des Osterlieds „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden“ sind unübersehbar.⁷³ Übrigens fällt an diesem Beispiel auf, dass die Kriegstheologie 1914–1918 im Unterschied zur Kriegsliteratur einzelner (wie etwa Gustav Schuler) und zur faschistischen⁷⁴ Sprache traditionsbezogen blieb und kaum neue Wortschöpfungen hervorrief, sondern beinahe ausschließlich mit biblischen und liturgischen Versatzstücken, die ideologisch umgewidmet wurden, arbeitete.

2) Die deutsche Kriegstheologie als Notbehelf für fehlenden Kriegsgrund? – Ein vergleichender Blick über die Fronten hinweg

a) „Alle heiligten die Raserei des Mords“

Wenn die Kap. XII, 1, b zitierte These Münklers zuträfe, dann hätte 1914 in Deutschland die Kriegstheologie, das Dekor, der schmückende Missbrauch des Gottesnamens, bei real fehlendem Anlass zum Krieg die alleinige Last der Kriegsrechtfertigung und Kampfmotivierung tragen müssen. Diesen Umstand hätte man sogar mit in die Erörterung der deutschen Kriegsschuldfrage hineinzunehmen, wenn man denn unterstellte, dass die 1915 von Friedrich Naumann konstatierte „peinliche Mischung von Bethlehem und Potsdam“⁷⁵, die Ideologie des göttlichen Sendungsauftrags an das deutsche Volk, in der militärischen Führungsspitze nicht nur für die Leichtfertigkeit der Kriegseröffnung gesorgt hätte, sondern auch das treibende Moment der kriegsverlängernden Durchhalteparolen gewesen

wäre.⁷⁶ Kriegstheologie und Kriegsphilosophie als Extrakt aus dem deutschen Idealismus, mithin die Propagierung des deutschen Ursprungs- und Endzeitmythos hätten hiernach, um dem Notstand eines sachlich fehlenden Beweggrundes abzuhelpfen, in Deutschland 1914–1918 als eine Art oberster Taktgeber für die Kriegslust des preußischen Militärs fungieren und in diesem Sinn auch das Meinungsmonopol ausüben müssen. Ja, ohne eine so qualifizierte publizistische Massenwirkung kriegserischer Glaubensindustrie hätte, so darf man folgern, in der deutschen Bevölkerung auch schon die anfängliche „August-Begeisterung“ nicht zustande gebracht werden können.

Nun ist es eine erwiesene Tatsache, dass es in der Epoche des Nationalismus gemeineuropäischem Usus entsprach, dass – wie Wilfried Owen dichtete *„The scribes on all the people shove / And bawl allegiance to the state“*⁷⁷ – sich bei Ausbruch eines Krieges Philosophen, Theologen wie Künstler „mit ihrem Gebrüll von Staatstreue“ in den apologetischen Dienst des eigenen Staates stellten, wobei es üblich war, dem Krieg über die Rechtfertigung vitaler nationaler Machtinteressen hinaus zur Mobilisierung auch die ästhetizistische Weihe moralischer Überlegenheit zu verleihen, die in den Rahmen eines universellen Kampfes zur Rettung der Welt gestellt wurde.⁷⁸ Gleichfalls ist es eine bis heute zu beobachtende Tatsache, dass sich Menschenmassen in gesellschaftlichen Grenzsituationen leicht mit dem Dekor nationaler wie religiöser Inhalte (Flaggen, Paraden, Ikonen) identifizieren.⁷⁹ Daher wurde eine der unerfreulichsten Erscheinungen im Weltkrieg die konformistische Haltung der Intellektuellen. Emil Lederer (1882–1939) konstatierte 1915:

„Wie weit diese suggestive Macht des Staates in seiner Aktion im Kriege geht, zeigt u. a. auch der Mangel an Standfestigkeit innerhalb der modernen Intellektualität (aller Länder) und die völlige Instinktilosigkeit der Wirklichkeit gegenüber. Eine spätere Zeit wird kaum begreifen können, mit welcher Willenlosigkeit, um nicht zu sagen welcher Unterwürfigkeit sich alle Strömungen in der Tatsache des Krieges selbst verloren haben und in ihr zu neuem Leben wiederzufinden können glaubten. Es gibt keine geistige und keine kulturelle Strömung in Deutschland und außerhalb desselben, welche nicht bereit gewesen wäre, dem Kriege als Ideologie zu dienen. Jede möchte den Krieg als Kraftquelle benutzen. Anschauungen, welche den Sinn aller Entwicklung in dem Erscheinen und Auswirken von Helden sahen, ebenso wie solche, die von einem Erwachen des ‚Volkes‘ träumen; die Geschichtsphilosophie des nationalen Staats, wie die einer Ablösung in der ‚Weltharmonie‘ [...] möchten den Krieg als Vehikel ihrer Anschauungen, ja als höchste Erfüllung, erleben. Ins Groteske wachsen diese Bemühungen, wenn sie von den kirchlichen Strömungen [...] unserer Zeit ausgehen; sie erblicken im Kriege ‚einen heiligen Kampf für Gott, für das Kommen und Herrschen seines Reiches auf Erden.‘“⁸⁰

Bertrand Russel (1872–1970) beklagte in der „Internationalen Rundschau“ vom August 1915:

„In unserer Zeit sind Philosophen, Professoren und Intellektuelle gemeinlich gerne bereit, ihre jeweiligen Regierungen mit jenen ingeniosen Verdrehungen, jenen feinen Sophismen zu versehen, durch welche der Schein erzeugt wird, daß alles Gute auf der einen, alle Schlechtigkeit auf der anderen Seite zu finden ist. Die gelehrtesten Männer der verschiedenen Natio-

nen bekennen sich hemmungslos zu den Vorurteilen ihres Volkes; sie sind eben so unfähig, gerecht zu sehen, wie die erste beste Winkelzeitung; jeder verteidigt seine Sache und modelt die Geschichte in ihrem Sinn um.“⁸¹

Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966), der im dritten Kriegsjahr den Militarismus der politisch einflussreichen Kreise und die Bismarck'sche Politik kritisiert hatte und deswegen für ein Jahr von seiner Lehrtätigkeit an der Ludwig-Maximilians-Universität beurlaubt wurde⁸², resumierte im August 1918:

„Weit entfernt davon, daß die Universitäten ein Asyl der Gerechtigkeit und der Besonnenheit hoch über dem europäischen Delirium gewesen wären, sind ihre Vertreter vielmehr in allen beteiligten Ländern der großen Mehrzahl nach ganz in den nationalen Leidenschaften und Urteilstürbungen aufgegangen, ja eine große Reihe von führenden ‚Intellektmenschen‘ haben sich als zügelloseste Affektmenschen erwiesen, sind geradezu als Wortführer der Völker-verhetzung aufgetreten, und haben der ‚Gewalttat des Wortes‘ in einer Weise gefrönt, die dem Glauben an die Gesittungsmacht der Wissenschaft bedenklichen Eintrag getan hat.“⁸³

Der als Vertreter der Obersten Heeresleitung ins kaiserliche Gefolge abgeordnete Generalstabsoffizier Oberstleutnant Alfred Niemann (1876–1946)⁸⁴ stellte noch 1928 fest:

„Unsere Gegner stempelten den Krieg zum Kreuzzug gegen die Barbarei Mitteleuropas und namentlich Preußen-Deutschlands, gaben ihrem nationalen Egoismus einen universellen Zug. Den Völkern Britanniens wurde nicht allein gesagt, sondern sie glaubten, daß ‚das britische Weltreich nach dem Willen der Vorsehung das gewaltigste Werkzeug Gottes zur Förderung des Guten ist, das die Welt gesehen hat.‘⁸⁵ Der Franzose trug die Phrase von seiner kulturellen Sendung als Überzeugung im Herzen.⁸⁶ Und wie der Russe im messianischen⁸⁷, so fühlte der Amerikaner im utilitaristischen Sinne sich dazu berufen, durch seine Kriegsoffer dem Fortschritt der Menschheit zu dienen.“⁸⁸

Und Erich Weinert (1890–1953) dichtete 1935 rückblickend:

„Als aus Europas Leib das Fieber brach
Des großen Krieges, das die Herrschenden
Mit Giften, die betäuben, angestiftet,
Und selbst die Dichter von den Blumenlagern
Aufstanden und als Helden sich maskierten,
Und heiligten die Raserei des Mords [...]“⁸⁹

Darin machte keine in den Krieg involvierte Gesellschaft eine Ausnahme. In ganz Europa wurde in den kriegführenden Nationen eine Welle von philosophisch-ethisch, kirchlich-theologisch, bellikos-poetisch aufgeladener „Rauflust“ geschürt, ein aggressives Selbstbewusstsein von Geschichtsprogress und Weltmission⁹⁰ „erpicht auf Blut, Raub und Macht.“⁹¹ Solchen „Kriegsdienst mit Stimme, Feder und Pinsel“ zu leisten, hatte freilich auf allen europäischen Frontseiten mit dem Fehlen objektiver Kriegsgründe nichts zu

tun. Im Gegenteil. Die Durchsetzung „objektiver Kriegsgründe“ stand oben an; und zur Mobilisierung der Bevölkerung für diese Kriegsgründe bedurfte es der Verhetzung. Was speziell die Kirchen aller kriegführenden Mächte hierzu beitragen sollten, war nicht ein Begründungsorakel, sondern das von ihnen erwartete und „pflichtgemäß“ ausgeführte metaphysische Verschönerungshandwerk, das auf die jeweilige Kriegsbeteiligung schon vorab den göttlichen Glorienschein der Rechtfertigung und des Sieges herabsenkte:

„In diesem Weltkriege haben nun weite christliche Kreise aller kriegführenden Völker ihre religiöse Verpflichtung, auch innerhalb der Völkerentzweiung dem christlichen Empfinden und Denken seine unveräußerlichen Rechte zu wahren, in geradezu erstaunlichem Grade verleugnet, ja sie haben sogar die nichtchristlichen Kreise mehrfach an hetzerischer Sprache und an Härte und Selbstsicherheit der nationalen Tonart übertroffen – bei uns und bei den anderen.“⁹²

Insbesondere *hier*, in der theologischen Verbrämung, wurde das Kriegs-*Ornament* zum Verbrechen.⁹³ Max Bürck zitiert aus einem Feldpostbrief vom Mai 1916:

„Noch nie wurden alltäglich solche Gotteslästerungen in die Welt hinausposaunt; jeder Staat übertönt den anderen im Vollbewußtsein seiner Welterlösungsmission. Unter diesem heiligen Banner toben sich die materialistischen Machtinstinkte der Modernen aus. Der Fluch der ersten Lüge gebiert tausend neue, schwerere, unsühnbarere. Und auch die ‚Kleinen im Lande‘ erliegen der Macht der allgewaltigen Lüge: bis in die schlichten Worte des Dorfpredigers, der so leichthin tröstend vom guten Herrgott erzählt, der uns Deutsche nicht verläßt, geht die Macht der Lüge. Und wie erst erliegen die Paladine der Throne dieser Lüge.“⁹⁴

Gerade also die eigentlich kosmopolitisch-versöhnende Kraft des Christentums erwies sich als begrenzt. Ihr in der europäischen Geisteskultur tief verwurzeltes Sinnkontinuum reichte nicht aus, um in Europa als Hemmschuh gegen den Weltkrieg zu wirken. Das genaue Gegenteil trat ein: im deutschen Protestantismus verstärkte die Erinnerung an Luther und die Reformation die nationale Bellifizierung⁹⁵, so wie das etwa der russisch-orthodoxe Glaube in Russland tat.⁹⁶ Aber auch Katholizismus und Judentum in Deutschland – beide eher als der deutsche Protestantismus einer Nationalisierung gegenüber für immun zu halten – ließen sich zur nationalistischen Kriegsrechtfertigung herbei.⁹⁷ Zum deutschen Katholizismus, sowie dem Judentum mit seinen doppelten, nationenübergreifenden Loyalitäten wurde schon oben das Nötige gesagt.⁹⁸ Im läizistischen Frankreich entstand eine „neuchristliche“ Bewegung⁹⁹, der die Regierung damit entgegenkam, dass sie die abgeschaffte Feldseelsorge wieder einführte.¹⁰⁰ In Italien beutete die Kriegsrhetorik eines D’Annunzio skrupellos das katholische Symbolreservoir aus.¹⁰¹ Ausnahmslos an allen europäischen Fronten glättete man den grausamen Widersinn des Krieges mit dem üppig-schönen Bombast nationalisierter christlicher Metaphysik. Romain Rolland ließ dementsprechend seiner Bitterkeit freien Lauf:

„Was die Vertreter des Friedensfürsten angeht, die Priester, Pfarrer, Bischöfe, so werden sie zu Tausenden im Kampfgetümmel mit dem Gewehr in der Faust das göttliche Wort in

die Tat umsetzen: „Du sollst nicht töten!“, und „Liebet einander!“ Jede Siegesmeldung der deutschen, der österreichischen oder der russischen Armeen sagt dem ‚Feldmarschall Gott‘ Dank, – *unser alter Gott, notre Dieu*, – so wie es Wilhelm II. oder M[onsieur] Arthur Meyer¹⁰² gesagt haben. Denn ein jeder hat den seinen. Und jeder dieser Götter, [sei er] alt oder jung, hat seine Leviten, um sich zu verteidigen und den Gott der anderen zu zerschmettern.“¹⁰³

Beachtlich ist dann, dass in dem Kinderbuch „Nesthäkchen und der Weltkrieg“ (1916) von Else Ury sogar einem Kind beim Gute-Nacht-Gebet der Widersinn deutlich wird, der darin besteht, dass letztlich alle kriegführenden Völker zu demselben Gott um Sieg beten. Nesthäkchen korrigiert daraufhin sein Gebet; „[es] setzte [...] schnell noch hinzu: ‚Und wenn du uns nicht helfen willst, dann hilf, bitte, den anderen doch auch nicht – bleibe wenigstens neutral, lieber Gott. – Amen.‘“¹⁰⁴

Üblich war auch auf Seiten der Entente – wie in Deutschland – die Verbreitung von kriegstheologischen Bildpostkarten 1914–1918:



Abbildung 33 (links): „Vers la Victoire“, 1915; Postkarte 1. Weltkrieg.

Abbildung 34 (rechts): „Confiance – Pour le Retour [d’Alsace] ... Pour la Victoire [de France] ...“, 1916; Postkarte 1. Weltkrieg.

Auf der ersten dieser beiden, hier als Beispiel gezeigten Postkarten (oben links) „Vers la Victoire“ sieht man Christus im Voranschritt mit den marschierenden Truppen der Entente, zu denen seit Mai 1915 auch Italien gehörte (s. o. Abb. 33). Auf der zweiten Post-

karte (oben rechts) „*Pour le Retour* [d'Alsace] ... *Pour la Victoire* [de France] ...“ (s.o. Abb. 34) erkennt man französische Soldaten, über denen Christus mit ausgebreiteten Armen erscheint; im Vordergrund reichen sich Joseph Joffre, General und Chef des französischen Generalstabes im 1. Weltkrieg, und Henri-Pierre-Abdon Castelnau¹⁰⁵, General und Generaladjutant Napoleons III., die Hände. Es gilt, im Vertrauen („*confiance*“) auf den die französischen Truppen, Waffen und Fahnen segnenden Christus für die Rückkehr („*retour*“) des 1870/1871 verlorenen Elsass', für den Sieg („*victoire*“) Frankreichs über Deutschland zu kämpfen. In einem Hirtenbrief des Erzbischofs von Cambrai wurden die französischen Soldaten als „*les soldats du Christ et de Marie*“ bezeichnet.¹⁰⁶

Überall in Europa also kam es zu nationalkirchlicher Einigkeit darüber, im jeweiligen Kriegsgegner den „altbösen Feind“, den Satan, inkarniert zu sehen, wurden Kriegseintritt und Kriegshandeln der eigenen Nation als dem Willen Gottes entsprechend dargestellt, um die Gewissheit himmlischer Unterstützung im Militärischen glaubhaft machen zu können.

Schließlich verhinderte auch der Sozialismus nicht die kriegerische Nationalisierung des Proletariats¹⁰⁷, auch wenn noch Ende November 1912 in Basel anlässlich des Balkankrieges 555 Delegierte aus etwa zwanzig Ländern auf dem „Internationalen Sozialistischen Kongress“ zusammengekommen waren und sich 10.000–15.000 Straßendemonstranten hinzugesellt hatten.¹⁰⁸ Man verabschiedete feierlich die Weigerung, als Arbeiterklasse jemals die Waffen gegeneinander zu richten¹⁰⁹, Hugo Haase (1863–1919) hatte ausgerufen:

„*Das internationale Proletariat verabscheut den Krieg aus tiefster Seele und keine Gewalt der Erde wird es dahin bringen, daß es mit Begeisterung auf die schießt, die es liebt als seine proletarischen Brüder.* (Stürmischer, langanhaltender Beifall) [...] Die Versuche, die Proletarier Englands, Deutschlands und Frankreichs zu verhetzen, müssen, wenn wir unsere Pflicht und Schuldigkeit in jedem Lande tun, *abprallen an der ehernen Solidarität der Arbeitermassen der Internationale.* (Stürmischer Beifall).“¹¹⁰

Von August Bebel, der auf demselben Kongress dem bürgerlichen Lager der „Drei- und Vierbünde“ den „Einbund der Arbeiter aller Welt“ entgegenstellte, hörte man Worte wie:

„Ich bin freilich der Ueberzeugung, daß, wenn heute der Heiland wieder auf die Erde käme und diese vielen christlichen Gemeinden, diese Hunderte von Millionen sähe, die sich heute Christen nennen, daß er dann nicht in ihren Reihen, *sondern in unserem Heere stehen würde.* (Stürmischer Beifall) ‚Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!‘ Davon werden in den nächsten Wochen wieder Hunderttausende von Altären der christlichen Kirche widerhallen und doch ist es in Wahrheit die größte Heuchelei, denn dieselben Männer, die so predigen, würden vielleicht mit noch größerer Wollust auf die Kanzeln steigen und die Völker zu einem mörderischen, menschenvernichtenden, alles zerstörenden Krieg zu begeistern trachten. Bevor wir auseinandergehen, stimmen wir [daher] noch einmal unseren Kampf an: „Es lebe die Internationale der Arbeit!“¹¹¹

b) Die gefährlichen Halbwahrheiten für Deutschlands Kriegseintritt

Die hypertrophe Nationalisierung der Theologie traf also mehr oder weniger auf alle europäischen Mächte zu, und es darf außerdem bezweifelt werden, dass die Deutschen tatsächlich weniger „zwingende“ Gründe als die Franzosen, Engländer und Russen hatten, um in den Weltkrieg einzutreten¹¹², so dass sie wegen vager Motive und schwankender Ziele hätten „mit fetten, wohlschmeckenden Reden“ kompensatorisch auf die Kriegstheologie ausweichen müssen.¹¹³ Wir schließen uns hier der schon weiter oben erwähnten Theorie Albrecht Koschorkes an, dass identitäre Differenzbildungen (Religion, Kultur), zu denen auch die Konfliktsemantik der deutschen, insbesondere protestantisch-preußischen Weltkriegstheologie gehört, zur unmittelbaren ökonomisch fundierten Kriegsmotivation erst sekundär oder gar tertiär hinzutreten.¹¹⁴

Die expansive Weltpolitik des Deutschen Reiches stand im Dienst einer sozialdefensiven Strategie; sie hatte starke innenpolitische Implikate, die nach außen hin zum Krieg reizend wirkten. Die soziale Frage, der gewaltige Populationsanstieg¹¹⁵ – Frankreich wurde wegen seines bevölkerungspolitischen Modells der zwei-Kind-Ehe als dekadent gebrandmarkt¹¹⁶ – und der emanzipatorische Anspruch der Volksmassen, die den status quo des inneren Machtgefüges bedrohten, sollte durch einen außenpolitisch aggressiven, wirtschaftlichen und militärischen Expansionismus und Ländererwerb gelöst werden.¹¹⁷ Die hierauf erfolgenden Reaktionen der umliegenden europäischen Großmächte führten zwangsläufig zur deutschen Klaustrophobie.¹¹⁸ Bei letzterer handelte es sich nicht nur um „Legenden“, wie Deutschland bisweilen unterstellt wurde¹¹⁹, sondern um Beobachtungen realer, zielgerichteter Reaktionen der europäischen Nachbarn – Einschätzungen, die auch von anderen Diplomaten Europas durchaus geteilt wurden.¹²⁰ Von verheerender Nachwirkung waren zudem nicht bloß das von der deutschen Propaganda aufgebauschte „*Germaniam esse delendam*“ aus der Saturday Revue vom 11. September 1897¹²¹ oder andere isolierte, bärbeißige Drohungen englischer Militaristen¹²² (den bramarbasierenden Kaiserreden¹²³ vergleichbar), sondern auch die Entdeckung der gegen das Deutsche Reich gerichteten (vor Kriegsbeginn allerdings noch nicht ratifizierten) Marinekonvention vom Mai 1914, nach welcher englische Großkampfschiffe eine Anlandung russischer Marine-Infanterie an der pommer'schen Küste zu decken hatten, womit im Kriegsfall eine dritte Front gegen Deutschland eröffnet werden sollte.¹²⁴ Es waren insbesondere belgische Diplomaten, die vor dem Krieg „die schweren Gefahren“, die sich für Deutschland aus solch' komplottmäßigem Kesseltreiben ergeben hatten, erkannten und einen durch ihr Territorium hindurch geführten deutschen Präventivschlag befürchten mussten.¹²⁵ Die in Deutschland auch existierenden, ganz gegenteiligen Einschätzungen der europäischen Spannungslage, die auf die mäßigenden Stimmen innerhalb der Entente verwiesen¹²⁶, gerieten hoffnungslos in die Minderheit.

Münkler *überschätzt* demnach die Rolle der Kriegstheologie und *unterschätzt* die Bedeutungsschwere der „objektiven“ Motive für den deutschen Kriegseintritt. Letztere wurden seit 1912 im Zusammenhang eines Erstschlags, der genauso auf Seiten der Ententemächte gegen Deutschland erwogen wurde¹²⁷, verstärkt erörtert.¹²⁸ Sie ergaben sich aus einer Reihe von für „objektiv“ gehaltenen Fakten und angesichts mancher Anzeichen tatsächlicher Einkreisungspolitik aus nachteilig empfundenen Sachlagen, die umso mehr als

existenzbedrohend interpretiert wurden, als man sie in thukydidischer Tradition bevorzugt aus geographischen, biologischen, schicksals- und naturhaft wirkenden Faktoren permanenter Natur und nicht aus politischen, temporären Stimmungslagen herleitete. Der von Thukydides gewählte Ausdruck *προφασις* für die Ursache des Peloponnesischen Krieges ist ein Terminus aus der ärztlichen Diagnostik, der die Entstehung des Krieges aus der Sphäre des frei gewollten Aktes und des Rechtlich-Moralischen herausnimmt und voreilig als naturgegeben und unumstößlich festschreibt, wo man noch politisieren könnte.¹²⁹ Aus der subjektiven Perspektive der deutschen militärischen Führung, die im Folgenden geschildert wird, waren es unabänderliche „Unterlegenheiten“, auch wenn es sich hierbei im Hinblick auf die Kriegsnotwendigkeit um „gefährliche *Halbwahrheiten*“ handelte.¹³⁰ J. J. Ruedorffer (Kurt Riezler) entlarvte sie 1914 in seinem Buch „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart“.¹³¹ In falsche Hände geraten würde man von ihnen früher oder später Deutschlands Notwendigkeit zum Kriegshandeln ableiten, da – so war die kriegsaffine Überzeugung – alle diplomatischen Mittel ja doch versagen müssten. Daher könne Deutschland also gar nicht anders handeln als durch Krieg, wenn es die eigenen innereuropäischen Sicherheitsbedürfnisse befriedigen und seine Teilhaberechte als bevölkerungsmäßig stark anwachsendes und industriell wie wirtschaftlich aufstrebendes Land an der globalen Macht angemessen garantieren wolle.¹³² Wir zählen im Folgenden die immer wieder genannten „Unterlegenheiten“ Deutschlands auf.

Geographische Unterlegenheit sowohl durch eine schlecht zu verteidigende kontinentale Mittelstellung (zwei-Fronten-Lage) des deutschen Habitats¹³³ ohne die Vorteile natürlicher Grenzen, als auch durch einen Küstenverlauf, der das Risiko von Handelsblockaden bei gleichzeitiger Importabhängigkeit von Rohstoffen mit sich brachte. Diese Unterlegenheit wurde noch verstärkt empfunden infolge des gewaltigen, agrarisch auf längere Sicht nicht mehr ausreichend zu ernährenden Geburtenüberschusses¹³⁴, für den – im Gegensatz zu Russland – kein weiteres „Neuland“ zum Siedlungsraum zur Verfügung stand, was den deutschen „Raum- und Landhunger“ weiter vorantrieb.¹³⁵ Mit der Überbevölkerung und der drohenden Unterversorgung verband man die Gefahr innerer Destabilisierung.¹³⁶ Deshalb sollten – statt einer Intensivierung der Landwirtschaft durch technischen Fortschritt¹³⁷ – beträchtliche Gebietsgewinne aus strategisch-militärischen sowie wirtschaftlichen Notwendigkeiten heraus angestrebt werden.

Diplomatische Unterlegenheit durch politische Isolierung infolge des Zusammenspiels von „französischem Chauvinismus“, „panslawistischer Erbitterung“ und „kriegstreiberischem Wirtschaftsneid Englands“.¹³⁸ Europa, insbesondere das „germanische Brudervolk“ England, so die allgemeine Sichtweise, war keineswegs bereit gewesen, die Bildung eines neuen großen Nationalstaates in seiner Mitte widerspruchslös hinzunehmen.¹³⁹ Man entsann sich an die gymnasiale Thukydides-Lektüre¹⁴⁰ und interpretierte die damaligen Rollen dergestalt, dass man die Rolle der Spartaner den Engländern, die Rolle der Athener den Deutschen zuwies. Denn bei Thukydides stand so geschrieben: Der Peloponnesische Krieg war durch das „Wachstum Athens“ entstanden, durch das das Brudervolk der „erschreckten Spartaner zum Kriege gezwungen“ worden sei.¹⁴¹ Gewiss erinnerte sich manch' einer ebenso an die Festrede des Isokrates, der zum friedlichen Ausgleich geraten hatte, und deutete dessen „Panegyrikos“ wie folgt: Die Griechen (= Euro-

päer) sollten wie in den Kriegen der Vorväter (§§ 85–99) ihre Streitigkeiten beilegen und erneut unter der gemeinsamen Hegemonie (ισομοιρησαι, § 17) Athens (= Deutschlands) und Spartas (= England) – zweier Völker gleicher politischer Hochkultur (§§ 75–81) – um die gemeinsame Rettung Griechenlands (= Europas) vor den persischen Barbaren (= Russland) wetteifern (§§ 80–81.85.91).¹⁴² Doch die politische Führung Deutschlands hätte, wenn in ihren Etagen diese sich ebenfalls anbietende Parallele je ernsthaft bedacht worden wäre, diese als abwegig empfunden, fühlte man sich doch in einer ständigen Defensivrolle, da Deutschland infolge seiner expandierenden Militär- und Wirtschaftsmacht, seines vehementen Flottenbauprogramms, seines Bedürfnisses nach Kolonien, sowie seiner Siedlungspolitik im Osten in der Tat als Störenfried und als Sicherheitsrisiko Europas gelten musste.¹⁴³ Bereits Friedrich der Große hatte, als er noch Kronprinz war, vor dem Gefahrenpotential einer in Zentraleuropa neu entstehenden Macht gewarnt:

„Die Ruhe Europas ist in erster Linie bedingt durch die Erhaltung eines weissen Gleichgewichts, das darin besteht, daß dem Übergewichte einzelner Herrscher die vereinigten Kräfte der anderen Mächte die Wage halten. Jede Störung dieses Gleichgewichtes beschwört die Gefahr einer allgemeinen Umwälzung herauf und des Emporkommens einer neuen Monarchie auf den Trümmern der Fürstentümer, die ihre Uneinigkeit schwach und kraftlos machte. So scheint es eine Lebensfrage für die Fürsten Europas, niemals die Verhandlungen, Verträge und Bündnisse aus den Augen zu verlieren, durch die die Aufrechterhaltung eines gewissen Gleichgewichts unter den machtvollsten Herrschern ermöglicht wird, und ängstlich alles zu vermeiden, was das Unkraut der Zwietracht zwischen ihnen aussäen könnte; denn früher oder später würde es sich zu ihrem Verderben auswachsen. [...] Da heißt es, den Blick auf das Ganze richten und der Hauptsache ohne Zaudern Nebendinge zum Opfer bringen.“¹⁴⁴

Wirtschaftliche Unterlegenheit durch zunehmende Behinderung der eigenen sprunghaft angewachsenen Bedeutung im Welthandel mithilfe diplomatischen Kesseltreibens aus „Handelseifersucht“. Man klagte über die sich für Deutschland unvorteilhaft auswirkenden Verträge, über die mit ihm konkurrierenden Handelsabkommen anderer Nationen, über Einschüchterungsversuche, handelspolitische Schikane und Einschnürungen seiner Handelswege¹⁴⁵ und damit über die sich mittelfristig abzeichnende Zurückdrängung seiner eben erst angetretenen wirtschaftlichen Weltgeltungsrolle. Man berief sich dabei auf Schillers Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ von 1801, insbesondere auf die fünfte Strophe:

„Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.“¹⁴⁶

Als nachträgliche Bestätigung hierfür erschien 1914 das Buch Sidney Whitmans „The War on German Trade – Hints for a Plan of Campaign“.¹⁴⁷ Die dort edierten, aus dem Zeitraum vom August bis zum Oktober 1914 stammenden Artikel aus den „Evening News“ begriffen den ausgebrochenen Weltkrieg als Chance zur Wiedergewinnung der an Deutschland verlorenen Absatzmärkte und riefen zur endgültigen Verdrängung von

Deutschlands und Österreichs Welthandel und Industrie durch allerlei Maßnahmen auf. Eine deutsche Übersetzung gab Anton Kirchrath, Chefredakteur der „Magdeburgischen Zeitung“, 1915 heraus¹⁴⁸ und ergänzte diese Sammlung noch im selben Jahr durch eine „Neue Folge“ englischer Zeitungsartikel, die in der Zeit von Mitte August 1914 bis Ende April 1915 zeitgleich zur ersten Sammlung in anderen englischen Presseorganen („Daily Mail“, „The Times“, „British Trade Review“, „The Times Russian Supplement“) erschienen waren.¹⁴⁹

Militärische Unterlegenheit infolge ansteigender Kriegsbedrohung durch den „eisernen Ring“ der Einkreisungspolitik (*encerclement*)¹⁵⁰; zu ihr hätten sich die ebenfalls militärisch und wirtschaftlich größer werdenden Mächte potentieller Kriegsgegner (insbesondere Russland¹⁵¹) zusammengefunden. Über ein solch’ feindliches Ineinandergreifen von Bündnissen hatte Thukydides ebenfalls berichtet.¹⁵² Deutschland sah sich mit einem kontinuierlich sich verschärfenden Wettrüsten untereinander verbündeter Gegner konfrontiert¹⁵³, wobei es hieß, Frankreich und Russland gingen „bis an die Grenze ihrer Leistungskraft“ („Frankreich sogar in gewissem Sinn darüber hinaus“¹⁵⁴), während sich Deutschland und Österreich-Ungarn immer wieder durch innenpolitische Umstände gehindert fühlten, ihre Kräfte voll auszuschöpfen, um Schritt zu halten.¹⁵⁵

Soweit diese aus diplomatischen Akten, den Erinnerungswerken Bülow’s, Tirpitz’, Hindenburgs und den Broschüren anderer, hier einstimmender Politiker und Militärschriftsteller wie Bernhardi zusammengetragenen Kriegsgründe¹⁵⁶, die dann den Ausschlag gaben für das eindeutig sichtbare Kriegsbegehren¹⁵⁷ und den Kriegseintritt Deutschlands 1914. Ein wesentlicher Teil der genannten Kriegsgründe sollte später, wie das „Hoßbach-Protokoll“ vom 5. November 1937 ausweist, in geringfügig veränderter Form erneut vorgetragen werden.¹⁵⁸ Ideologisch-theologische Motive wurden hierbei nicht genannt.

Betrachten wir noch kurz die Situation Deutschlands *im* Krieg und fragen auch hier nach der Notwendigkeit einer theologischen Rechtfertigung zur Fortsetzung der Kampfhandlungen. Durch die relativ zu Anfang des Krieges in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Dokumente des angeblichen Neutralitätsbruchs in Belgien (man fand offenbar von England und Frankreich verabredete Operationspläne in Belgien¹⁵⁹) erschien es plausibel, dass man einem beabsichtigten Einmarsch und Völkerrechtsbruch Frankreichs und Englands in Belgien habe zuvorkommen müssen.¹⁶⁰ Immerhin räumte General Alexandre Percin (1846–1928) am 26. Januar 1925 in der Zeitung „l’ère nouvelle“ ein, dass „alle in der französischen Armee [...] Parteigänger der taktischen Offensive“ gewesen wären. Diese hätte „die Verletzung der belgischen Neutralität“ mit sich gebracht, „denn wir kannten die Absichten der Deutschen.“¹⁶¹ Von Kriegsjahr zu Kriegsjahr steigerte sich die Anzahl der Kriegsgegner – man vergleiche Rudyard Kiplings (1865–1936) doppelseitige Skizze „*La race humaine contra la race allemande / 23 peuples contre un*“ vom August 1917.¹⁶² Hinzu kam die sich immer bedrohlicher auswirkende Hungerblockade¹⁶³, die das Gefühl existentieller Bedrohung weiter verstärkte.¹⁶⁴ Das gezielte, genozidale Ausmaße annehmende Aushungern Deutschlands wurde auf Betreiben Englands sogar bis zum Brüsseler Abkommen vom 14. März 1919 aufrechterhalten.¹⁶⁵ Durch all’ dies erschienen Flottenbau, Kriegseintritt und Einmarsch in Belgien rückwirkend immer stärker gerechtfertigt, und daher bedurfte es auch nach Fortschreiten des Krieges kaum

eines theologischen Lückenfüllers, um die Weiterführung des Krieges bis 1918 zu rechtfertigen. – Ebenso erst sekundär lagerten sich um die handfesten wirtschaftlichen Interessen der Ententestaaten identitäre „Motivationsringe“ (wie etwa in Russland der Panlawismus) an. Russland ging es um die Kontrolle über den Bosphorus, Frankreich um die Revanche für 1870/1871, die Rückgewinnung Elsass-Lothringens und die Sorge, durch den Bevölkerungsüberschuss in Deutschland machtpolitisch marginalisiert zu werden¹⁶⁶, England um die Verhinderung eines Dominoeffektes, wonach die militärische Besetzung Belgiens die Okkupation auch anderer neutraler Kleinstaaten Europas (Holland, Dänemark) durch Deutschland nach sich ziehen könnte.¹⁶⁷ Hinzukam die Absicherung der Weltmachtrolle des Empires gegen den *status quo* der bedrohlichen militärischen und ökonomischen Machtstellung des deutschen „Nebenbuhlers“¹⁶⁸ und die Befürchtung, nach einem Sieg Deutschlands über Frankreich und Russland, einer übermächtigen militaristischen Kontinentalmacht zum Schaden für ganz Europa gegenüber zu stehen.¹⁶⁹ Die ethische Erklärung, zur Verteidigung der Neutralität Belgiens im Interesse Europas verpflichtet zu sein¹⁷⁰, klang übrigens für eine Reihe englischer Politiker als den eigentlichen ökonomischen Interessen sekundär aufgesetzt.¹⁷¹

Zusammenfassend lässt sich konstatieren: Der von Münkler beobachtete Unterschied in der Anwendung kriegstheologischer / –ideologischer Argumente für den Kriegseintritt ist somit nur ein gradueller und kein essentieller. Von der Suche nach einem „sinnvollen“ Kriegsgrund 1914–1918 ist die Rolle der Theologen im Krieg auf deutscher wie auf allen anderen Frontseiten strikt zu trennen. In Deutschland schlossen die apriorischen Setzungen des deutschen Idealismus, die Erinnerungen an die Freiheitskriege, der kulturdarwinistische Dünkel rassistischer Überlegenheit keineswegs ein verbliebenes Sinnvakuum des Krieges. Entscheidend blieben für den militärischen Konflikt die auf allen Seiten als „objektiv“ empfundenen Kriegsgründe – und zwar diejenigen, um deretwillen man seit geraumer Zeit in allen Generalstäben Europas fähnchensteckende Präventivschlag-Planspiele veranstaltet hatte. Weder in Deutschland noch in den anderen weltkriegsbeteiligten Mächten ging das Kriegsbegehren primär von kulturellen, religiösen, identitären und ursprungsmythischen Beweggründen aus. Feindtheologie und Mordphilosophie kamen erst nach Kriegsausbruch bei allen kriegführenden Mächten ins Spiel. Erst jetzt, nachdem die materiellen Konflikte eskaliert waren, schäumten die bis dahin in den Hintergrund gedrängten Ursprungsmythen, die identitären Aprioris, die kulturell wie darwinistisch sich feindlich abgrenzenden Narrative aus der Tiefe wieder nach oben. Erst jetzt rührte sich das „Verbrechen der Ornamentik“¹⁷² und machte sich die Ästhetisierung des Kriegselends und das Verschönerungshandwerk an seine schamlose und zynische Arbeit – und dies umso mehr, desto unerträglicher im Krieg die wirtschaftlichen Überlebensnöte im Inland und an der Front wurden, die zu erreichenden imperialistischen Kriegsziele in weitere Ferne rückten und die eigenen Leichenberge sich auf türmten.

XIII – Die „Kriegsgebetbuch m.b.H.“ im „papiernen Jahrhundert“ – Die Druckerei als „*summum et postremum donum*“ der Kriegstreiberei

1) „Das Sterbehemd der Menschheit ist aus Papier“ – Manipulative Meinungslenkung durch literarische und ikonographische Massenproduktion

Robert Musil lässt in seiner Erzählung „Pension Nimmermehr“ eine gewisse Madame Gervais mit „lieblichem Lächeln“ die wahrhaft simple These vertreten:

„Wenn die Diplomaten und die Zeitungen nicht wären, hätten wir den ewigen Frieden!“ – „Excellent, vraiment excellent!“ – stimmte ihr der alte Herr [...] zu.“⁴¹

Karl Kraus erwähnt 1916 eine ähnliche Gesprächsszene, in der eine „deutsche Frau“ die Überlegung anstellte, dass man „nur zehntausend hetzerische Zeitungsschreiber aus allen Ländern rechtzeitig [hätte] zusammentreiben und henken [müssen]“: „O wie viel wertvolle, hoffnungsvolle Menschen wären in all diesen Ländern heute am Leben!“⁴² Kraus fügt allerdings die kritische Bemerkung zu den Rezeptionsvorgaben der Adressaten hinzu, dass nämlich die Verhetzung durch die Presse keinen Erfolg gezeitigt hätte, „wenn es nicht schon längst gelungen wäre, durch falschen Geist das Volk zu verderben.“⁴³ Kraus stellte auch die Berechnung an, dass die Erfindung des Schießpulvers „im progressivem Verhältnis zu den Erfindungen der Buchdruckerkunst“ stehe. 1917 entdeckte er in einer Berliner Zeitung ein für Bestattungsinstitute gedachtes Inserat zu „Sterbehemden aus Papier“⁴⁴; daraus folgerte Kraus: „Wohl, das Sterbehemd der Menschheit ist aus Papier“. Um dem kriegsbedingten Papiermangel in Österreich abzuhelfen, schlug er außerdem vor, das Zeitungspapier zu fiskalisieren – am besten, bevor es bedruckt werde; „da wären wir fein heraus.“⁴⁵

Wir haben oben im ersten Teil unserer Untersuchung gesehen, wie der günstige Kriegsverlauf in den ersten beiden Kriegsjahren vorhandene kriegsaffine Rezeptionsvorgaben aufgreifen und nutzen konnte (Kap. IV, 2, E, 2, a). Nach den Anfangserfolgen und der Zuspitzung durch den Kriegseintritt Italiens sowie den sich ab 1916 bemerkbar machenden Krisen genügte es jedoch nicht mehr, allein auf die meist im Wertereservoir der national-konservativen Klasse beheimateten Grundeinstellungen zu vertrauen. Insbesondere zur Steigerung des Durchhaltewillens in den einfacheren Volksschichten, die an der Front oder in der Heimat die Hauptlast des Krieges zu tragen hatten, bedurfte es zur Ästhetisierung des Krieges schließlich zusätzlicher Strategien wie der „einheitlichen Presseführung“, der „straffen Propaganda-Organisation“ und des „Vaterländischen Unterrichts“.⁴⁶

Seit jeher beschränkte sich die Verbreitung von Ideen nicht bloß auf das gesprochene Wort. Idee und Materialisation der Idee, mit der man gezielt die bestehenden Ohnmachtsverhältnisse weiter verstärkte und zur manipulativen Einschüchterung ausnutzte⁴⁷, gingen Hand in Hand. Im kaiserlichen Deutschland verstofflichte sich das kognitiv hörbare

Dekor der Ansprachen durch das sichtbare, mit allen Sinnen erlebbare Dekor. Es gab nicht nur kirchliche und bürgerliche Versammlungen mit Ansprachen, Orgelkonzerten und Blaskapellen, Gottesdienste und Hochämter, Glockenläuten, Veranstaltungen in Bürger-, Volks- und Männer-Vereinen, sondern hinzukam der hochbewürdete Nimbus⁸ besternter, ordenszacken-, frackdegen- und talartragender Redner auf blumen- und fahngeschmückten Tribünen. Das kriegerische Wort wurde ornamental aufgewertet durch Professoren- und Adelstitel, Abendtoiletten aus schimmerndem Atlas, Samt und Seide, durch opulente Inszenierungen von martialischen Paraden mit bewimpelten Rössern, Ordensmäntelträgern und wallenden Helmbüschchen, funkelnden Rüstungen, durch sporenklirrenden Prunk und Putz, marschierende Blechmusik mit Pauken- und Trompetenschall⁹, Vorführung erbeuteter Schaustücke, durch Denkmalsenthüllungen. Eine eminente Rolle spielte die pseudolegitimierende Fassade der steinernen Kundgebungs- und Verkündigungsarchitektur auf Schloss- und Aufmarschplätzen, die Spektakularität stuckverzierter Auditorien mit lorbeerbekränzten Büsten¹⁰, oft ausstaffiert mit Hellebarden an den Wänden, durch Nationalfarben¹¹ und Girlandenschmuck in Fabrikhallen sowie in festlich illuminierten Kathedralbauten. Die narkotisch, aufpeitschend formulierten Inhalte verfehlten ihre ungeheure Wirkung nicht durch das Erlebnisprogramm der zusammenkommandierten, brausenden, willig respondierenden und skandierenden Volksmassen, durch wirkungsvolle Dosierung frenetischen Hurrah-Geschreis, das Beiwerk der Begeisterungstürme (Hitler ließ sie später durch Aufnahmen heller Kinderstimmen, die mit Lautsprechern übertragen wurden, noch künstlich anheizen¹²), durch dichtgestaffelte, zum Zwang werdende Mitmach-Aktionen, Mobilisierungskampagnen und Ankurbelungsmaßnahmen wie Sammlungen, Hilfsdienste, Ferienlager, patriotische Feste und Gedenkfeiern (an Schulen für gefallene Schüler und Lehrer¹³), Wohltätigkeitsveranstaltungen, Siegesfeiern und „Nagelungen“, nicht zuletzt durch Theater und „Wagnereien“¹⁴, auch durch Variétéveranstaltungen und Kriegs-„Tingeltangel“¹⁵ im Rahmen der Feindpolemik. Der Journalist Ulrich Karl Paul Rauscher (1884–1930) verglich diesen totalen Synergismus 1914 mit „Grammophonplatten“, die dem „Stammpublikum patriotischer Caféhauskonzerte [...] mit sämtlichen Superlativen bespuckt“ aufspielten.¹⁶

Wir beschäftigen uns in diesem Kapitel jedoch mit dem damals wohl wichtigsten Modus der Ideen-Materialisation, der Papieranbetung durch *auflagenstarke Wort-Bild-Druckerzeugnisse* im Dienst ubiquitärer Überredungsstrategie. Schon für das Fortkommen der Reformation war – wie Luther in einer Tischrede von 1532 formulierte¹⁷ – die „*Druckerey*“ das „*sumum et postremum donum*“. Dasselbe galt seit jeher auch für die Faulbütten, die Papiermühlen und Druckereien der Kriegstreiberei. „Etwa seit 1500 erfährt das Volk Neuigkeiten durch die Presse“, schrieb Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der Deutschen Vergangenheit“:

„[...] Es sind entweder einzelne Bogen, auf einer Seite bedruckt, fast immer mit einem Holzschnitt, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mit einem Kupferstich verziert, unter welchem der erklärende Text, häufig in Versen steht. Durch solche fliegende Blätter werden Himmelserscheinungen, Kometen, Mißgeburten, bald auch Schlachten zu Land und zur See, Bildnisse von Tagesberühmtheiten und ähnliches verbreitet. [...] Die andere Form waren kleine Druckschriften, vorzugsweise in Quart, oft ebenfalls mit Holzschnitten geziert. Sie verkündeten

zunächst alles Neue: Krönungen, Schlachten, entdeckte Länder; jedes auffällige Ereignis flatterte in ihnen durch das Land. Seit der Reformation wuchs ihre Zahl ins Ungeheure.“¹⁸

Johannes Janssen verwies für das ausgehende Mittelalter in seinem Buch über die „Culturzustände des deutschen Volkes“ insbesondere auf den Morast an „Schand- und Schundliteratur“: Flugblätter, Broschüren, Bücher¹⁹, auch Predigtbände²⁰, in der das gedruckte Wort von Anfang mit dem *Bildstoff* sich gegenseitig verstärkend Hand in Hand ging. In der Tat spielten Bildstoffe schon zur Zeit Luthers bei der Massenbeeinflussung durch Druckwerke eine erhebliche Rolle, wie die Menge der „illustrierten Flugblätter“ und Bilderbögen (Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen) seit dem 16. Jahrhundert belegt.²¹ Die Magie des „*In effigie*“ in verleumderischen Spott- und Fratzenbildern hatte auch Luther schon beschrieben und z. B. durch Lucas Cranach in dessen „Passional Christi und Antichristi“ (1521) und „Abbildung des Papstthums“ (1545) auch selbst methodisch anwenden lassen, wobei er zu den Holzschnitten die nicht eben zimperlichen Reime beitrug.²² Um religionspolitische Interessen durchzusetzen, kam es auch während des Schmalkaldischen Krieges und des kaiserlichen Religionsgesetzes (sog. „*Interim*“) von 1547/1548 mithilfe von gedruckten Lese- und Bildstoffen zu einer ausgesprochenen „Medienkampagne“, die aus aufeinander abgestimmten Druckschriften, Predigten, Gutachten und Neu-Editionen von Luthertexten bestand.²³ Unterstützt wurde diese Kampagne durch eine zusätzliche „Bildtheologie“, die auf den in öffentlichen Räumen ausgestellten Druckgraphiken und Gemälden zu sehen war.²⁴

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in der Ära der napoleonischen Kriege, kam der damalige Buchhandel der „Lesewuth“ (so lautete das zeitgenössische Schlagwort; man darf „Schauwuth“ hinzufügen) dem enorm gestiegenen Lektürebedürfnis aller bürgerlichen Schichten (auch mithilfe von Raubdrucken) geschäftstüchtig entgegen.²⁵ Hier brachte man ebenso eine Bildkampagne ins Rollen; man ließ eine Menge von einprägsamen Bildstoffen (s. u. Abb. 35) zirkulieren, welche die Arndt'sche Verteufelung Napoleons I. als endzeitliche Ausgeburt des Satans illustrierten.

Ernst Weber hat für den Zeitraum von 1812–1815 etwa 5.000 Titel der Freiheitsbewegung gegen Napoleon gezählt, die z. T. auch im Ausland wiederholt abgedruckt, von Hand zu Hand eingeschmuggelt und nicht nur an literarische und akademische Kreise weitergegeben wurden.²⁶ Tausende von privater Seite finanzierte Flugblätter (auch mit neuen schwungvollen Liedern) kursierten – die napoleonische Pressezensur umgehend²⁷ – im Land. Achim von Arnim verteilte sie 1806 an ausmarschierende Soldaten. Die Seelenführung der Kirche und ihre Schwertleitegottesdienste im Freiheitskrieg unterstützte Arndt mit der umgearbeiteten Fassung des „Kurzen Katechismus“. Um fünf Kapitel vermehrt und fast auf die doppelte Seitenzahl des ursprünglichen Textumfangs angewachsen, wurde aus dem agitatorischen „Kurzen Katechismus“ von 1812 und 1813, der zunächst nur den Napoleonischen Fahneneid aufheben und sich an die wenigen Deutschen und preußischen Revolutionäre im russischen Exil richten sollte, der „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ aller Preußen und Deutschen im Freiheitskampf. 1813 wurde er (zuerst ohne die Liedanhänge) im Hauptquartier der Alliierten in Reichenbach in der „Fliegenden Feldbuchdruckerei“ Gottfried Hayns in 10.000–15.000 Exemplaren



Abbildung 35: Napoleon Bonaparte als Tricolore-Wickelkind in den Armen des Satans, Originaldruck von 1815.

„Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ (Matth. 3, 17 Parr.).

gedruckt. Den fehlerhaften Erstdruck verschenkte man direkt an die Soldaten; zwei weitere, korrigierte Auflagen gingen in den Buchhandel.²⁸ Allein von der dritten Auflage kamen schließlich elf u. a. in Breslau, Leipzig, Frankfurt a. M. und Köln (dann meist mit Liedanhang) hergestellte Nachdrucke von insgesamt 60.000–80.000 Exemplaren in Umlauf.²⁹ Hierzu visierte man sogar die buchhändlerisch günstigsten Erscheinungstermine an: Broschüren und Hefte mit Freiheitskriegslyrik erschienen 1815 fast ausschließlich zu den Messezeiten.³⁰ 1849 trat zur Förderung einer christlichen Gesellschaftsreform auch Johann Hinrich Wichern für eine solch' hochbezahlte Lesestoff-Verbreitung ein.³¹

1870–1871, zum Einstimmen in den Chor der Verpreußung Deutschlands, standen auch den Kirchen Printmedien in erstaunlichem Maß zur Verfügung. Die Kirche setzte in dem „papiernen Jahrhundert“ (wie das neunzehnte bereits genannt wurde) eine gewaltige Pressemaschinerie in Gang. Am Ende dieses Saeculums druckten die Inneren Missionen und christlichen Zeitschriftenvereine im deutschen Reich nicht weniger als drei Millionen auflagenstarker bebildeter Blätter, Kalender und Broschüren: Auflagenstärken von bis zu 800.000 Exemplaren erreichten Sonntagsblätter wie der „Berliner Sonntagsfreund“, der „Stuttgarter Christenbote“, das Duisburger, das Hannover'sche Sonntagsblatt, „Martha“, „Feierstunden“, Pfennigpredigten, aber auch weltliche Zeitungen wie der Hamburger „Nachbar“, Wochenblätter, Kolportageblätter, illustrierte Wochenblätter wie „Deutscher

Arbeiterfreund“, „Ländlicher Arbeiterfreund“, „Illustrierter Familienfreund“, Kalender wie „Vaterlandskalender“, „Arbeiterkalender“, „Hauskalender“, „Fleißige Hände“, „Neue Volksbücher“, die christlich-patriotische Lebens- und Geschichtsbilder enthielten, „Kolorierte Kinderbibliothek“³², Flugblätter zu Gedenktagen, Volksfesten, Wahlen, wichtigen politischen Ereignissen.³³ Zu den „preußischen Preßknechten“ gehörten – trotz des ab 1871 eskalierenden Kulturkampfes – auch katholische Zeitschriften.

Ab August 1914 entfaltete sich in der emotionalen Aufwühltheit des Kriegsbeginns wiederum eine fieberhafte literarische Tätigkeit. 1915 wurde der absolute Höhepunkt mit weit über tausend Buchtiteln – darunter Romane, Dramen und Lyrikbände, Erlebnisberichte, Memoiren, Gedichtanthologien, Feldpostbriefsammlungen, Text-/Bildbände, Tagebücher, Regimentsgeschichten, Feldzugsberichte, etc. – erreicht.³⁴ In hoher Text-Bild-Interferenz erschienen parallel zu den zivilen Führungszeitschriften, Lokalblättern und Jugendzeitschriften (wie „Der gute Kamerad“³⁵) meist unentgeltlich verteilte oder in Postwurfsendungen verschickte, mit Photos oder Zeichnungen illustrierte Kriegszeitungen³⁶, Kriegsflugblätter³⁷, abenteuerhaft-unterhaltsame und reich bebilderte „Augenschein-Reportagen“³⁸ wie etwa Sven Hedins „Ein Volk in Waffen“ (1915; 535 Seiten) oder „Nach Osten!“ (1916; 511 Seiten) – voluminöse Bücher, die auch stark gekürzt als tornistergerechte „Soldatenausgaben“ zu haben waren. Das mannigfache Schriftenspektrum ergänzten bebilderte vaterländische Billig-Broschüren (eine photographisch illustrierte Massenpresse kam erst in den 1920er Jahren auf³⁹), Kriegsliederbücher, die mit Portraitskizzen verdienter Generäle reichlich ausgestattet worden waren⁴⁰, Neu-Redaktionen von Schullesebüchern⁴¹, mehrbändige Kompendien neuester Konjunkturpoesie⁴², Kriegsalmanache⁴³, Monatshefte⁴⁴, sich wissenschaftlich gebende Kriegsaufsatzbände⁴⁵, auch berufsspezifische Fachzeitschriften (wie z. B. das schon oben erwähnte Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins „Die Lehrerin“). Der Ubiquität der Idee dienten außerdem öffentliche Verlesungen der Druckerzeugnisse. Schon Luther „ordinierte“ Buchdruckerei-Gesellen für die Mark Brandenburg als „Prediger“, die seine gedruckten Schriften dem Volk vorzulesen hatten.⁴⁶

Erst durch eine solch' konsequente allgegenwärtige Materialisation der Idee (und nicht durch diese selbst) ließen sich am effektivsten die „Felsmassen“ von Gedrucktem in den Ablauf der Geschichte „schleudern“⁴⁷, ließ sich „dem Bestehenden Gewalt antun“⁴⁸, ließ sich „Worldmaking“ (Nelson Goodman) betreiben. „Mehr als das Gold hat das Blei die Welt verändert. Und mehr als das Blei in der Flinte das Blei im Setzkasten“, lautet ein Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) zugeschriebener Aphorismus.⁴⁹ Dass allein die blanke Tatsache des Gedrucktseins von inhaltlich oft flachen Broschüren gerade auf bildungsfernere Schichten „überzeugend“, „magisch“ einwirken konnte, beobachtete 1920 Karl Ullrich, ein junger Autodidakt aus dem Arbeiterstand.⁵⁰ Die Durchschlagskraft quasi omnipräsenter Druckerzeugnisse auch auf Transparenten und Litfaßsäulen (hinzukamen die Straßengesänge der Zeitungsfrauen) lässt sich daran ermesen, dass Lenin 1917 in Russland der auffällig rasche Übertritt von Front und Heimat zur Kriegsverweigerung kaum ohne die ca. acht Millionen Goldmark-Subventionen gelungen wäre, mit denen die deutsche Regierung Weltanschauungsbroschüren der Partei sowie täglich erscheinende Prawda-Blätter (Zentralorgan, Garnisons-Prawda, Matrosen-Prawda, Frontsoldaten-Prawda) zu auflagenstarken Presseorganen machte.

„Alles in allem sollen die Pressen der [kommunistischen] Partei im Juli 1917 bereits 41 Zeitungen in mehreren Sprachen mit einer täglichen Gesamtauflage von 320 Tausend Exemplaren gedruckt haben, dazu Massen von Broschüren, Flugblättern und Plakaten für den jeweiligen aktuellen Bedarf. Keine andere russische Partei dürfte über einen derart schlagkräftigen Propagandaapparat verfügt haben. Gerade wenn man der bolschewistischen Agitation eine die spontanen Massenstimmungen verstärkende und legitimierende Wirkung zuschreibt, dürfte das publizistisch kompakte Auftreten der Partei für ihren Sieg im Oktober/November von mitentscheidender Bedeutung gewesen sein.“⁵¹

Alle Lesestoffe erfuhren nun 1812–1815, 1870–1871 und 1914–1918 durch die modernen Techniken der Reproduzierbarkeit beigegebener Bilder eine gewaltige Funktionserhöhung, zumal als außerdem das Photo als „drittes Auge der Beglaubigung“⁵² hinzukam, sich die Glaubwürdigkeit, wo Worte allein nicht mehr als genügend empfunden wurden, mehr und mehr auf die Bildebene verlagerte und zur Meinungslenkung zusätzlich, wenn Photos nicht zur Verfügung standen, „Zeichnungen [...] unter Photographien geschmuggelt [wurden] und [...] ein einziges Bildmaterial [bildeten].“⁵³ Im Ersten Weltkrieg überführte man diese Synthese in die politische Praxis sowohl der Gräuelpropaganda als auch der Ästhetisierung des Kriegsgrausens. Realistische Bilder oder Photos von eigenen Toten oder Schwerverwundeten wurden nur selten präsentiert, eigene Gefallene in der Regel nur in ruhevoller, heroischer Pose gezeigt⁵⁴, der Gegner jedoch in Karikaturen (in einer Art Kriegsästhetisierung *e contrario*) zur Bestie entstellt⁵⁵ – das Ganze von entsprechenden Begleittexten umrahmt. Auf diese Weise vereinigte sich die Wort- und Bildpublikation zu einem höchst kompakten und effizienten Herrschaftsinstrument der Manipulation.⁵⁶ Die hybride Kombination von Wort, Zeichnung und Photo konnte damit nicht nur die kollektiven Rezeptionsvorgaben aus nationalen Erinnerungswissen, dem Wissensvorrat an deutscher Heldenepik, dem Bildgedächtnis aus den Freiheitskriegen und dem Siebziger Krieg abrufen, sondern auch im Zusammenfluss mit aktuellen Meldungen ihren Appell auf einem einzigen Blatt kognitiv wie affektiv als alternativloses Sinnangebot präsentieren.⁵⁷ Darunter spielten eben die Bildstoffe, „visuelle Attacken“ wie Kunstpropaganda, politische Karikaturen und Photomontagen, großflächige Bild- und Schriftplakate⁵⁸ auf Litfaß-Säulen mit Signal- und Symbolfarben, Kriegspostkarten – Georg Mosse schätzt ihre monatliche Produktion in Deutschland auf neun Millionen⁵⁹ –, ad-hoc-Photographien, Lichtbilder, „Meßter“-Wochenschauen und tonunterlegte Kriegsfilme⁶⁰ (die Karl Kraus zu der Bemerkung veranlassten: „Unsere Sturmtrupps rücken vor, unmittelbar gefolgt von den Filmtrupps“⁶¹) eine immer dominierendere Rolle. In Bezug auf die mechanisierte Reproduktion von Bildstoffen nannte Walter Benjamin in einem Aufsatz von 1936 gerade den Krieg, der die Aufmerksamkeit der Bevölkerung sich unter ein einziges Thema zu versammeln zwingt, als den *casus supremus* erfolgverheißender Publizistik.⁶² Karl Kraus brachte in den „Letzten Tagen der Menschheit“ zu diesem „casus supremus“ eigens eine satirische Photo-Szene: „Nur noch – bisserl – soo – machen Exzellenz ein feindliches Gesicht! – jetzt – ich danke!“⁶³

Insbesondere im Gebrauch der Kriegsverhetzung erwies sich, wie sehr Bildstoffe die Sprache durch ihre optische Mächtigkeit und Selbstevidenz überbieten. Bilder haften stärker im Gedächtnis, sie werden generell müheloser aufgenommen, kritikloser rezipiert und dringen tiefer ins Unterbewusstsein ein, da Formulierungen in der Erinnerung leicht

verblassen. Bilderläuterungen können sich auf wenige Worte beschränken, wie der 1916 in Deutschland verbreitete Cartoon von Paul Gustave Doré (1832–1883) zeigt, dessen Inhalt man mit der nicht von Doré selbst stammenden Textierung „Die englische Zivilisation bei der Arbeit“ oder „Englands Kulturmission in Indien“ ins Gegenteil verdreht hatte. Man sah u. a. zwei Soldaten, die auf Lanzen gespießte Kleinkinder triumphierend durch die Luft schwenken. Doré hatte das Blatt im Dezember 1857 im Zusammenhang des sog. Sepoy-Aufstandes gegen die englische Besatzungsmacht angefertigt (s. u. Abb. 36) und mit „*Massacre des Anglais par les Indous révoltés*“ untertitelt.⁶⁴ Der von der deutschen Kriegspropaganda 1916 veranstaltete Nachdruck streute aber die Information aus, dass die von Doré dargestellten Gräueltaten nicht von Indern an Engländern, sondern von Engländern an Indern verübt worden seien.⁶⁵ Wer allerdings genau hinsah, dem konnte die plumpe Umfälschung nicht verborgen bleiben.

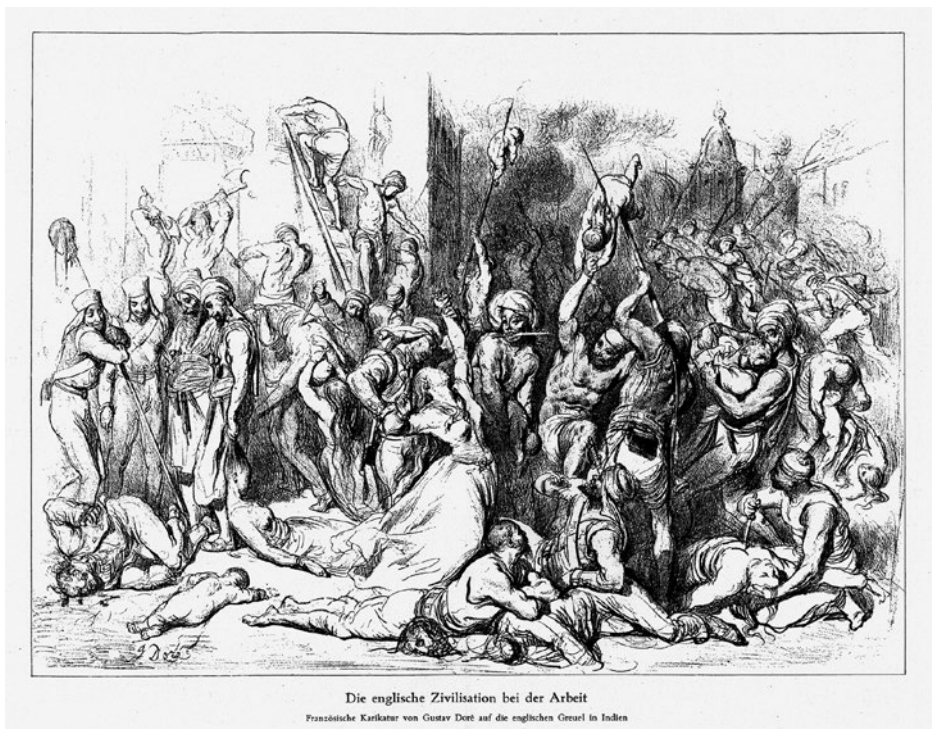


Abbildung 36: „Die englische Zivilisation bei der Arbeit – Französische Karikatur von Gustave Doré auf die englischen Greuel in Indien“, 1916. Verfälschende Untertitelung des Cartoons; die ursprüngliche Beischrift lautete: „*Massacre des Anglais par les Indous révoltés*. Decembre 1857.“

Derart massive Fälschungen wies Ferdinand Avenarius, der selbst in seinem Buch „Das Bild als Narr“ die Doré'sche Graphik mit dem falschen Untertitel übernommen hatte⁶⁶, 1915 auch der Entente in Stichproben nach.⁶⁷ So kursierte ein angeblich unwiderleglicher photo-

graphischer Beweis „deutscher Schandtaten in Lodz“ unter dem 14. November 1915 im *Le Miroir – hebdomadaire photographique*⁶⁸ mit dem Titel „*Les Crimes des Hordes Allemandes en Pologne*“ (danach auch in Illustrierten neutraler Mächte wie etwa Argentinien publiziert). Ursprünglich handelte es sich jedoch um eine Photographie, die 1905 nach einem Judenpogrom in Odessa aufgenommen und als Postkarte mit der russischen Beischrift „Mutter und Kind von Banden grausam erschlagen zu Odessa“ verbreitet worden war.⁶⁹ Alain Jaubert hat 1989 eine Galerie von „Fotos, die lügen – Wie man Politik mit gefälschten Fotos macht“, vorgelegt: angefangen bei den von der sowjetischen Presseagentur offiziellisierten Photos vom „Roten Sonntag“ im Januar 1905 (sie stammen aus einem 1925 im Leningrad gedrehten Film), dem „Sturm auf das Winterpalais“ am 25. Oktober 1917 (eine erst 1920 nachgespielte Szene), über filmische Szenen vom Vergnügungsleben im KZ-Theresienstadt (die Komparsen wurden anschließend in Auschwitz vergast), Lenin-, Stalin-, Mussolini-, Hitler- und Mao-Imagerien usw., bis hin zum „Veitstanz“ Hitlers am 17. Juni 1940 in Bruly-de-Pesche. Hier handelt es sich um satirische Bearbeitung des authentischen Filmstreifens der deutschen „Wochenschau“ durch kanadische Trickfilmer der „*Wartime Information for the Dominion of Canada*“, die dann von der britischen und US-amerikanischen Wochenschau in Umlauf gesetzt wurde.⁷⁰ Selbst ein so kritischer Historiker wie Joachim Fest ließ sich davon täuschen.⁷¹ Propagandabilder verfahren und verführen wegen der lenkenden Präponderanz des Bildhaften oft nach der Parole: „*Denk nicht, sondern schau!*“⁷² – so auch in Joseph Goebbels „Aufstand der Bilder“⁷³, wo Bildmaterialien zur „Abkürzung der Beweisführung“ dienen und nach der Volksweisheit verfahren: „Was ihm die Schrift nicht sagen kann, / Das ist das G'mäl' für den g'meinen Mann.“⁷⁴ Goebbels ließ noch Jahre später den Fackelzug der SA durch das Brandenburger Tor am Abend der Machtergreifung Hitlers vom 30.1.1933 für Filmaufnahmen nachstellen.⁷⁵ 1941 ließ er auch zwei Zeichnungen Paul Webers, die Leichenhaufen zeigten, aus ihrem historischen Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg herauslösen und durch die Untertitelung „Bolschewistische Greuelthaten“ propagandistisch missbrauchen.⁷⁶

Die Kunst im Widerstand wandte ähnliche Mittel an. Die in der Arbeiter-Illustrierten Zeitung (AIZ) publizierten John Heartfield'schen Photomontagen versuchten in der Verfremdung von systemstützendem Bildmaterial internalisierte Sehgewohnheiten aufzubrechen und einen ideologiekritischen „Denkblick“ auszulösen.⁷⁷ In diesem Sinn trat Tucholsky selbst für die „Tendenzfotographie“ ein. Das Photo, schrieb er 1926 im Ullsteinmagazin *UHU*, sage „mehr als hunderttausend Worte“, es greife „direkt an das Gefühlszentrum“, es „schlägt zu, boxt, pfeift, schießt in die Herzen und sagt, wenn's gut ausgewählt ist, eine neue Wahrheit und immer nur eine.“⁷⁸

2) Zwischenüberlegung I: Wie erfolgreich kann die Massenpräsenz von Text-Bild-Druckerzeugnissen sein?

Der wesentlichste Aspekt der Präsenz von Text-Bild-Druckerzeugnissen im Ersten Weltkrieg ist damit aber noch nicht berührt: die Gewalt der Überproduktion, durch welche jeglicher Protest gegen den Krieg mithilfe der oben geschilderten offensiven Schrift-Bild-Synthese gebannt werden sollte. Das wilhelminische Kriegsregime, das über die nötigen

Finanzmittel verfügte, um geschickte Zeichner, Karikaturisten, Photographen und Regisseure zu korrumpieren, Papierrotationsmaschinen in Gang zu setzen und Kinosäle zu betreiben (1914 gab es davon 2446 in Deutschland), versuchte, durch Überproduktion von Medienerzeugnissen zu einer einseitig ausgerichteten Meinungsherrschaft zu gelangen. Jaeggi hat 1969 diese schon 1914–1918 angewandte Methode der Überproduktion mit einem Bonmot von Paul Sethe (1901–1967) zugespitzt so formuliert: „Meinungsfreiheit bedeute[t] in der Bundesrepublik die Freiheit von etwa 200 reichen Leuten, ihre Meinung an den Mann zu bringen.“⁷⁹ „*Dans la presse, comme à la guerre*“ – schreibt schon Balzac in seinen „*Illusions perdues*“ – „*la victoire se trouvera du côté des gros bataillons!*“ = „Bei der Presse wie im Krieg wird der Sieg auf der Seite der stärksten Bataillone sein.“⁸⁰ Brecht lässt in den „Flüchtlingsgesprächen“ einen gewissen „Kalle (Winter)“ sagen,

„Zuerst müßt ich doch imstand gesetzt werden, daß ich mir eine Meinung bilde. Wenn es aber Leute gibt, die dagegen sind und die Druckerpressen, den Nachrichtenapparat, die Schreiber und das Papier besitzen, nützt es mir nicht, wenn mir erlaubt wird, daß ich eine Meinung aussprechen darf.“⁸¹

Dass nicht die Presse, sondern – wie Le Bon noch gemeint hatte – die Massen selbst die eigentlichen „Meinungsmacher“ sind, denen die Zeitungen jedesmal hinterherzulaufen hätten⁸², womit jeder Versuch der Meinungslenkung unausweichlich an den Rückbezug auf den Adressaten gebunden ist⁸³, stellt zumindest nur Hälfte der Wahrheit dar. Im Krieg versuchte ab 1914 die kompromisslos auf militärischen Erfolg und Sieg hindrängende Klasse, die ihr entgleitende Rückkopplung an widerständige Rezeptionsvorgaben durch Überproduktion von Erzeugnissen ihres Gedankengutes kompensieren zu können, indem sie es auf immer stärker dosierte Sinn- und Tabubrüche ankommen ließ. Sie bemühte sich, die ihrer Idee widersetzlichen humanen Sinnkontinua und Rezeptionsvorgaben durch eine möglichst unlimitierte Fabrikation von *textes et images de rupture*⁸⁴ zu übertrumpfen, um für ihren Ungeist so etwas wie einen materiellen „Boden der Tatsachen“ zu schaffen. Diese Maßnahmen blieben in der Tat nicht ganz ohne Erfolg. Solche, der Kriegskunst abgelauchten Methoden, „das Gewebe [des Gegners] durch rohe Gewalt zu zerreißen und das verlorene Gleichgewicht wieder herzustellen“⁸⁵, fand nun auch Eingang in die deutsche Publizistik durch massive Interventionen mit „brachialen“ ästhetizistischen Sinnbrüchen. Die in italienischen Tageszeitungen abgedruckten pseudo-biblischen Hetzreden D'Annunzios und die in Gazetten (wie „*Le Figaro*“) und in Kunstbroschüren veröffentlichten Futuristischen Manifeste eines Medienmoguls wie Marinetti stellen Parallelerscheinungen dar. Nicht die sachliche Information, nicht die noch irgendwie auf Plausibilität abgestimmte Rückkopplung, sondern im Gegenteil: krasse Trugparolen und bizarre Sinnverdrehungen, ubiquitäre, nun immer tiefer zu niedrigen Instinkten und unbewältigten Aggressionen hinabsteigende Soliloquien der herrschenden Meinungsklasse bescherten ihrem publizistischen Gewaltmonopol zunächst noch einen durchaus beachtlichen Erfolg. Kurt Tucholsky registrierte noch 1927 den Effekt der so hergestellten, bereits 1914 „schaudernd erlebte[n] Uniformität des Denkens“, die „beim Deutschen bis zur Lebensgefährlichkeit ausgebildet“ worden sei.⁸⁶ Edgar Ansel Mowrer konstatierte für 1932–1933 erneut: „*German newspapers were not written to inform rea-*

ders, but to create opinions.“⁸⁷ An der antisemitischen Hetzpropaganda des „Stürmers“ ab 1933 lässt sich zeigen, wie rasant solche Methodik die Auflagenziffern steigen lässt (bis auf 800.000 Abonnenten), wenn mit irrationalen wie schockartigen *textes et images de rupture* generationenlang nicht ausgetretene Glutnester, schlummernde hysterische Volksstimmungen (basierend etwa auf Bibelversen wie Joh. 8, 44 und 1. Joh. 3, 8–12, sowie Luthers antijüdische Schriften) reanimiert und gegen jede ethische Rücksicht und natürliche Realitätsempfindung zum Auflodern gebracht werden sollen.⁸⁸

Auch hier konnte die „Teufelsmusik“ nicht früh genug aufzuspielen beginnen. Elvira Bauer kam 1936 in ihrem „für jeden Weihnachtstisch im neuen Reich“⁸⁹ empfohlenen, mit knalligen Farben kindgemäß ausgestatteten Kinderbuch „Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid“ gerade auf diesen Bibelvers zurück: „Ihr [= Juden] seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr tun.“⁹⁰

„Der Vater des Juden ist der Teufel

Als Gott der Herr die Welt gemacht,
Hat er die Rassen sich erdacht:
Indianer, Neger und Chinesen
Und Juden auch, die bösen Wesen. [...].
Von Anfang an der Jude ist
Ein Mörder schon sagt Jesu Christ [Joh. 8, 44].
Und als Herr Jesu sterben muß,
Da hat der Herr kein Volk gewußt,
Das ihn zu tot könnt quälen
Die Juden tat er wählen.
Drum bilden sich die Juden ein,
Das auserwählte Volk zu sein.⁹¹

Auf die verderbliche Wirkung der antisemitisch orientierten protestantischen Sonntagsblätter im Dritten Reich, die zwischen 1918–1933 „insgesamt eine Auflage von 1,8 Millionen Exemplaren hatten und, vorsichtig beziffert, eine dreimal so hohe Leserzahl erreichten“, machte Daniel Jonah Goldhagen aufmerksam.⁹²

Das von Urs Jaeggi stammende⁹³, von Marx und Engels⁹⁴ inspirierte Wortspiel: „Die herrschende Literatur ist die Literatur der Herrschenden“ hat also einiges für sich. Rudolf Schenda wandelte es in die Formulierung um: „Die Lesestoffe der Beherrschten sind die herrschende Literatur“. Diese Wortspiele tragen der Erfahrungstatsache des „papiernen Jahrhunderts“ Rechnung, dass – offenbar mehr als bloß mündlich vorgetragene Redestoffe es vermögen – die Materialisation einer Idee durch massenhafte Papierformate und hohe Verbreitungsdichte entsprechender Bilder und Tonsätze „vorherrschend“ werden kann. „Das Papier hat das Gefühl erstickt“, konstatierte Alfred Hermann Fried im Januar 1916.⁹⁵ Ein brachial gewordener, tabubrechender Lesestoff inkl. beigegebener Bild- und Musikstoffe kann in Masse die Gewähr dafür bieten, auch widerständige Rezeptionsvorgaben und die sich an ihnen festmachenden ethischen Habitualisierungen aufzubrechen.⁹⁶ Ob aber dieses Konzept 1914–1918 letztlich aufging, werden wir weiter unten in einer zweiten Zwischenüberlegung zu beantworten haben.

3) Die manipulative Meinungslenkung durch Überproduktion von Text- und Bild-Stoffen in der Theologie

Die allgemeine Ableistung des schriftstellerischen Kriegsdienstes⁹⁷ fand auch an der theologischen, protestantischen wie katholischen „Schreibtischfront“ statt. Auch hier gab es papierne „Sterbehemden“ und tauchten die „Federn [...] in Blut und [die] Schwerter in Tinte“.⁹⁸ Martin Schian nannte dazu 1921 und 1925 einige Zahlen: „In Hildesheim wurden 1914 in einem Pfarrbezirk 1500 Stück eines Kriegsgebetbüchleins den Familien umsonst eingehändigt. Allein in der Synode Berlin-Köln-Stadt verteilte man im Jahr 1915/16 rd. 350.000 Kalender, 150.000 Weihnachtsbücher, 6.342.000 Predigten, 10.134.000 ‚Frohe Botschaften‘, über 4.000.000 Stück ‚Sonntagsfreund‘ und ‚Glockenklänge‘, sowie über 4.000.000 Exemplare von ‚Kraft und Licht‘ und ‚Wohin?‘. Davon wurden erhebliche Teile auch ins Feld gesandt.“⁹⁹ Die Summe der Neuen Testamente oder Bibelteile, die man 1914–1918 in die Schützengräben schickte, belief sich auf insgesamt 6.865.026 Exemplare.¹⁰⁰

Die kriegstheologische Verkündigung der evangelischen Kirche¹⁰¹ – man darf für 1914–1918 davon ausgehen, dass oppositionell-theologische Äußerungen gegen den Krieg kaum zum Papierformat gelangten – vollzog sich ebenso als lebhaft tätige Kriegspropaganda. Dazu gehörten neben einfach gestalteten Erbauungsbroschüren luxuriös bebilderte Predigt-kompendien in Quart-Folianten (wie z. B. Bruno Doehring's „Ein feste Burg“¹⁰²), kriegs-aktualisierte Gesangbücher und Liturgieentwürfe, für den Kriegseinsatz vorsorglich überarbeitete Konfirmationsgeschenkbücher, martialische „Konfirmanden- und Christenlehr=Entlass=Blätter“ mit „jungmännlichen, germanisch dreinblickenden Gestalten“¹⁰³, außerdem kirchenamtliche, zur Mithilfe aufrufende Kriegsplakate, für deren Druck nicht unerhebliche Summen aus den Kirchenkassen und aus Privatspenden zusammenflossen¹⁰⁴, Denkschriften, theologische, das Kriegsgeschehen kommentierende Fachzeitschriften wie Friedrich Naumanns „Die Hilfe“ oder Otto Baumgartens „Evangelische Freiheit“, sowie außer ungezählten kleineren Themenheften¹⁰⁵ auch wissenschaftliche Vortrags- und Aufsatzsammlungen wie Reinhold Seebergs „Geschichte, Krieg und Seele“.¹⁰⁶ Man gab heimische Gemeindeblätter heraus, verteilte von Haus zu Haus Durchhalte- und Trostpostillen, verschenkte Gebetbücher und Abreißkalender, verschickte ins Feld Periodika wie etwa den „Sonntagsgruß für unsere Krieger“, die „Feldpost“ oder die „Kriegsblätter des evangelischen Preßverbandes“. Schier unübersehbar wurde die Flut der Druckerzeugnisse sowohl für die Heimat als auch für die Front. Es gelingt nicht, sie alle namentlich aufzuzählen, die in der Qualität von Text und Aufmachung stark unterschiedlich ausfielen; sie hießen: „Vorwärts zum Sieg, Kriegszeitschrift für unsere Soldaten im Felde“, kirchliche „Kriegszeitung für unsere lieben Vaterlands=Verteidiger“, „Kriegs=Brot“, „Durch Kampf zum Sieg“, „Briefe in die Front“, „Feldbriefe an deutsche Soldaten“, „Kriegsbetbüchlein im Felde“, „Für stille Minuten im Felde“, „Schulter an Schulter“, „In eiserner Zeit“, Weihnachts- und Ostergrüße, „Ein feste Burg ist unser Gott“, „Felsengrund eiserner Zeit“, „Daheim und Draußen“. Relative Berühmtheit errangen die „Eisernen Blätter“, die von dem Pfarrer und Reichstagsabgeordneten Gottfried Traub in Naumanns „Die Hilfe“ redigiert wurden.

Wie zu Beginn des Siebziger Krieges hatte sich auch 1914 wieder aus der Bevölkerung selbst ein „poetischer Tross“ herausgebildet (an dem auch Sozialdemokraten beteiligt waren,

wie Adolf von Harnack zufrieden attestierte¹⁰⁷). Auch dieser illiterate „Tross“ verstand zuweilen durchaus, theologisch zu argumentieren, indem er – wie etwa der Katholik Heinrich Lersch¹⁰⁸ – seine Kriegssyrik mit dem kirchlichen Symbolreservoir schmückte, kaum aber mit echten Reminiszenzen aus Fichte'scher, Arndt'scher, Schleiermacher'scher Nationaltheologie und Ursprungsmythik. Otto Herpel (1886–1925), der 1917 eine systematische Untersuchung zur Theologie der kriegsaffinen deutschen Kriegssyrik vorlegte (sich aber noch im selben Jahr als Garnisonspfarrer von Metz zum Pazifisten wandelte), hob allerdings den vorherrschend kritischen sozialdemokratischen Beitrag zur Kriegssyrik hervor.¹⁰⁹

Einen immer höheren Stellenwert nahmen schließlich auch die Bildstoffe ein; in den Heimatgemeinden fand man sich zu Lichtbildervorträgen zusammen¹¹⁰; auch kamen Lichtbildergottesdienste in Gebrauch.¹¹¹ Auf diese Weise organisierte die Kirche – nicht anders als die staatliche Kriegspropaganda – eine intensive kriegsaffirmativ-vaterländische Meinungslenkung in großem Stil. Als ideologische Großlieferanten für diese Papierlawinen traten 1914–1918 nicht nur viele der literarisch produktivsten und versiertesten Theologen der 37 evangelischen Landeskirchen in Erscheinung, sondern auch Gemeindepfarrer in erheblicher Zahlenstärke. Im Hinblick auf letztere schätzt Hans-Ulrich Wehler, dass

„mehr als 80 Prozent aller evangelischen Pastoren [...] zum konservativ-nationalen Lager [gehörten]“. Sofern sie sich nicht zur Übernahme eines Feldpredigeramts meldeten, „stellten [sie] sich in den Dienst des ‚Vaterländischen Unterrichts‘“¹¹² von Gnaden der OHL [= Obersten Heeresleitung], strömten in die ‚Vaterlandspartei‘, verfochten die Kriegsziele, insistierten bis zuletzt auf einem ‚Siegfrieden‘.“¹¹³

Das Literaturlexikon von Günter Brakelmann zur protestantischen Kriegstheologie spiegelt die starke Beteiligung der Theologen an der Produktion kriegsfrommer Literatur deutlich wider.¹¹⁴ Die nationale Haltung des subalternen Staatskirchentums und seine – auch an den theologischen Fakultäten vertretene – kriegsbejahende Einstellung zur sittlichen Rechtmäßigkeit eines aufgezwungenen Verteidigungskrieges waren unmissverständlich und eindeutig. Schon 1913 hatte sich die Offizialkirche an der hundertjährigen Gedenkfeier der Freiheitskriege intensiv beteiligt. Sie segnete nun die deutschen Waffen, feierte die Siege der deutschen Heere mit, ermahnte Heimat wie Front zum „Durchhalten“ und unterstützte die staatlich verordneten Maßnahmen.¹¹⁵

Auch für die katholische Kirche¹¹⁶ und das Judentum in Deutschland wurde der Krieg zum theologischen „Text- und Medienereignis“. Neben kiloschweren, monumentalen Sammelbänden mit Goldprägung wie Johann Leichts „Sankt Michael – Ein Buch aus eherner Kriegszeit“¹¹⁷, das mit einer Vielfalt von kriegerischen Kunstblättern und Federzeichnungen ausgestattet wurde¹¹⁸, brachte etwa Bischof Michael von Faulhaber (1869–1952) in mehreren Auflagen eine eigene Serie von „Kriegsreden“ („Waffen des Lichts“ im tornistergerechten Taschenbuchformat) und in Verbindung mit anderen Bischöfen und Dompredigern eine über 500-seitige Sammlung von Feldpredigten heraus.¹¹⁹ Die Bischöfliche philosophisch-theologische Fakultät zu Paderborn 1915 veröffentlichte eine separate Auswahl „Gesammelter Kriegsaufsätze“, die den Jahrgängen 6 (1914) und 7 (1915) der Zeitschrift „Theologie und Glaube“ entnommen waren.¹²⁰ Spezielle, für die Front bestimmte

Lesestoffe wurden ebenso katholischerseits als „geistliches Kommißbrot“ gedruckt und verteilt¹²¹ – wie etwa die „Feldbriefe“ von Heinrich Mohr (1874–1951), die, jeweils 16 Seiten stark, innerhalb eines halben Jahres in einer Auflage von 600.000 erschienen; dazu Mohrs „Stimme der Heimat“, die 1915 zwischen Septuagesima (Februar) und Advent (Dezember) mit mehr als sechs Millionen Exemplaren ins Feld versandt wurde.¹²² Über das ungeheure Volumen der von Dr. Carl Sonnenschein herausgegebenen und an die Fronten verschickten Schriften des katholischen Sekretariats sozialer Studentenarbeit (=SSS) gibt Ernst Thrasolt eine Übersicht.¹²³ –

Gleichfalls mit Kriegsbeginn publizierten auch jüdische Verlage eigene Kriegsbücher-Reihen wie etwa die „Jüdische Feldbücherei“ des Louis Lamm-Verlages Berlin.¹²⁴ Neuerscheinungen wie die „Neuen Jüdischen Monatshefte“ und „Der Jude“ fanden ihre Leserschaft und trieben – wie die etablierten jüdischen Presse-Organen in Deutschland und Österreich: „Allgemeine Zeitung des Judentums“, „Juedische Rundschau“, „Im Deutschen Reich“, „Wiener Jüdische Volksstimme“, „Welt“ etc. – die theologisch-vaterländische „Diskursivierung“ des Krieges „besonders intensiv“ voran.¹²⁵

„Eine 1800jährige Märtyrergeschichte hat uns dazu erzogen, für das uns Heilige und Teure mit Freuden und Stolz unser Leben hingeben zu können. Und selten hat es einen Krieg gegeben, in dem um heiligere Güter gekämpft wurde als diesen. Niemals aber ist ein Land um einer gerechteren Sache willen in den Krieg gezogen, als in diesen gewaltigen Tagen unser deutsches Vaterland. [...] Wenn je in einem Krieg die Mächte des Bösen sich zusammengerottet haben, gegen die Kräfte des Guten, wenn je in einem Kampf sich die Parteien der Kultur und der Barbarei gegenüberstanden, so ist es in diesem Krieg. Und wer könnte begeisterter und zuversichtlicher in einen solchen Kampf ziehen als wir Juden! Der Glaube an den Sieg des Gerechten, der Glaube an die sittliche Weltordnung ist die heiligste Ueberzeugung, die unser Volk seit Jahrtausenden in sich trägt. Und an den Sieg der Gerechten in der Welt glauben und von dem Sieg unseres Vaterlandes überzeugt sein, bedeutet in diesem Kriege ein und dasselbe. [...] Heilig wie der Tag der Versöhnung ist dieser Krieg der Verteidigung. Denn die Sache des göttlichen Rechts ist unser. In einem gotterleuchteten Erfassen des Augenblicks hat unser großer, begnadeter Kaiser unserem Volke zugerufen: Seid ruhig, bewahrt die Ruhe dessen, auf dessen Seite die Sache des göttlichen Rechts ist, vertrauet auf Gott, er wird uns zur Seite stehen! Und so ziehen unsere Heerscharen mit dem Vertrauen auf ihre gute Sache und mit dem Aufblick zu Gott in den Kampf, dessen Ausgang in Gottes Ratschluß liegt. Folgen wir alle dem Rufe unseres Kaisers, es verzage das Herz keines von uns, es lege jeder die Engherzigkeit und Kleingeistigkeit seiner vergangenen Tage ab und suche würdig zu werden des großen Augenblicks –, dann hat unser Volk bereits vor den Schlachten den ersten großen Sieg errungen.“¹²⁶

4) Zwischenüberlegung II: Wie erfolgreich kann eine Massenpublikation von „*textes et images de rupture*“ sein?

Als „*textes et images de rupture*“ hatten wir bereits oben in den Prolegomena A diejenigen kriegsaffirmativen Text- und Bildzeugnisse definiert, die den „Urgrund“ menschlichen Fühlens, den „Schrei des Herzens“, die „Indignation der Welt“ mit manipulativer Ästhetizistik gewaltsam umbiegen mussten, um zur kollektiven Akzeptanz zu gelangen.¹²⁷ Wenn

1914–1918 auch nicht jede gehörte Predigt, jeder mündliche Vortrag, jeder gelesene Text, jedes angeschaute Bild oder Photo alle Grundaussagen der Kriegsideologie und –theologie in geballter Form enthielt, so setzte sich doch durch die immense Fülle politischer und kirchlicher Rede-, Lese- und Bildstoffe ein schließlich brachial klingender *mainstream* kriegsideologischer Meinung zusammen. Gerade die suggestivsten Plakate, Reden, Ansprachen, Dichterlesungen, Predigten, Gebete und Liedstrophen schälten sich rasch heraus. Hinzu kamen musikalische „Hörstoffe“¹²⁸: Komponisten wetteiferten darum, kriegslyrische Texte „schmissig“ vertonen zu dürfen, so dass man sich das Anrecht darauf vom Autor zugkräftiger Wortlaute verbriefen lassen musste.¹²⁹ Die wichtigsten Reden und Ansprachen, die schwungvollsten Hymnen und Kriegschoräle, die markantesten bildlichen Darstellungen von Heroismus und „jesuanischem“ Opfermut wurden nachgedruckt. Ernst Toller lässt in seinem Kriegsdrama „Masse – Mensch“ (Zweites Bild), im „Saal der Effektenbörse“ zwischen „Flammenwerfer Trust“ und „Giftgaswerke“ – was das brutale, brachialische Interesse dieser „Börse“ hervorhebt – auch die „Kriegsgebetbuch m.b.H.“ ausrufen.¹³⁰

Bei den oben zitierten Wortspielen Jaeggis und Schendas ist jedoch in Rechnung zu stellen, dass der ideologische Kampfwert massenhaft verbreiteter, sogar simultan eingesetzter Lese- und Bild-, Leinwand- und Tonstoffe begrenzt bleibt. Sein ästhetizistischer Aufputz, auch sein brachial gewordener „Überredungskrieg“ vermag letztlich nicht zu gewinnen, wie dies auch damals noch das jedem Gymnasiasten geläufige Diktum des Tacitus im „Agricola“ zu den Bücherverbrennungen besagt – „*Memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere*“ = „[Mitsamt] der [freien] Rede hätte man uns sogar das Gedächtnis geraubt, wäre es uns nur möglich gewesen, so gut zu vergessen, wie wir schweigen lernten.“¹³¹ Auch das Symbol der „unsichtbaren Bilder“ aus Siegfried Lenz's „Deutschstunde“ zeigt es: „Im Kopf jedenfalls kann man keine Haussuchung machen. Was da hängt, hängt sicher. Aus dem Kopf, da könnt ihr nichts konfiszieren.“¹³² Hierfür standen die Friedensdemonstrationen, Streiks und Revolten in Bremen, Danzig, in den Städten des Rheinlandes, Oberschlesiens und Ostpreußens vom Sommer 1917; überall arbeiteten die Kriegsgerichte und verhängten Urteile von bis zu sechs Jahren Zuchthaus.¹³³ Zwei ausgedehntere Überlegungen (a, b) mögen hierzu angebracht werden.

a) *Zum einen* können die mit Papierrotationsmaschinen bekämpften und überschriebenen Rezeptionsvorgaben oppositioneller Kreise – 1912 rief Clara Zetkin (1857–1933) zur sozialistischen Anti-Kriegs-Früherziehung auf¹³⁴ – durchaus persistieren, weil ihre erzieherischen Quellen in dem milieumäßig bereits ererbten und nicht so einfach verblassenden Kanon eigener Literatur- und Kunstrichtungen ebenfalls gedruckt vorliegen. Dazu sind in religiöser Hinsicht auch Bilderbibeln, Gesangs- und Erbauungsbücher zu rechnen. Dem publizistischen „Druck“ stürzender Werte gegenüber lässt sich daher sehr wohl ein erzieherischer und publizistischer „Gegendruck“ aufbauen. Auch die Kriegstheologie hatte 1914–1918 eine ihr zuwiderlaufende Gegenpublizistik zu gewärtigen.¹³⁵

Im Hinblick auf solchen erzieherischen und publizistischen „Gegendruck“ hatten sich bereits Bismarck¹³⁶, Adolf Stoecker¹³⁷ und Vertreter des Katholizismus¹³⁸ immer wieder verärgert an der – bis 1914 noch relativ auflagenschwachen¹³⁹ – sozialdemokratischen

Presse und ihrem autonomen Abonnement- und Inseratwesen¹⁴⁰ gerieben. Eine planmäßige Bildungsarbeit innerhalb der sozialdemokratischen Organisationen gegen die „Klassenerziehung“ der Arbeiterjugend in den Volksschulen, insbesondere gegen den „dogmatischen Religions- und „byzantinistischen Geschichtsunterricht“ hatte 1906 eingesetzt.¹⁴¹ Im Ersten Weltkrieg stellte dann die seit dem Mai 1916 in Berlin erscheinende, in wichtigen Detailfragen dissident bleibende „Sozialdemokratische Feldpost“¹⁴² eine respektable Ausnahmeerscheinung innerhalb der allgemeinen Feldpresse dar, während an der Front alle anderen zwischen 1914 und 1918 erscheinenden, etwa 110 sonstigen Feldzeitungen (Schützengraben- und Armeezeitungen) über die Feldpressestelle von der Obersten Heeresleitung für den meinungslenkenden Durchhaltediskurs instrumentalisiert wurden.¹⁴³ Im Inland blieben kriegsdissidente Zeitschriften eher von staatlichen Eingriffen verschont: so Franz Pfemferts kriegskritische Zeitschrift „Die Aktion – Wochenschrift für Politik, Literatur Kunst“, gedruckt in Berlin-Wilmersdorf.¹⁴⁴ Die Zeitschrift „Die Internationale – eine Monatsschrift für Praxis und Theorie des Marxismus“, herausgegeben von Rosa Luxemburg und Franz Mehring, drang nur mit einer Nummer und 5000 ausgelieferten Exemplaren an die Öffentlichkeit, wohingegen es „Die Neue Jugend“, ebenfalls eine oppositionelle Monatsschrift (unter der Schriftleitung von Wieland Herzfelde), 1916–1917 bis zu mehreren Ausgaben brachte.¹⁴⁵ Die „Gegenpublizistik“ wandte sich auch eigens gegen die „Bewußtseinsverkleisterung“ durch die Photos der auflagenstarken kriegsaffirmativen bürgerlichen Massen-Illustrierten¹⁴⁶; hier trat die zunächst nur alle vierzehn Tage erscheinende „Arbeiter-Illustrierten-Zeitung“ mit einer Auflage von 280–500.000 Exemplaren an; sie arbeitete speziell mit Kontrastbildstoffen (Photos und Photomontagen), um schon verinnerlichte visuelle Wahrnehmungsraster abzubauen und die realen Tatbestände wiederherzustellen.¹⁴⁷ Aufschlussreich ist auch ein Blick auf die Lesestoffe; nach dem Ersten Weltkrieg, 1927, listete Paul Piechowski die Lektüren der „Proletarier“ aufgrund von Umfragen auf.¹⁴⁸ Die Resultate seiner Erhebungen lassen ebenfalls Rückschlüsse auf eine grundsätzliche Resistenz gegenüber der Kriegstheologie und -ideologie schon weit vor 1914 zu.¹⁴⁹ Otto Herpel hatte schon 1917, in seinem Kompendium „Die Frömmigkeit der deutschen Kriegsslyrik“ eine Auswahl kriegskritischer pazifistischer Dichtungen aus der Sozialdemokratie zusammengestellt¹⁵⁰, darunter Gedichte von Ernst Preczang (1870–1949), Alfons Petzold (1882–1923) und Hedwig Lachmann (1865–1918)¹⁵¹ – auch von Ina Seidel (1885–1974)¹⁵² und Max Barthel (1893–1975), die sich allerdings später in die nationalsozialistische Kulturpolitik verstrickten.¹⁵³

Derselbe kaum restlos zu überwindende erzieherische wie publizistische Widerstand zeigte sich dann auch in der Zeit des Nationalsozialismus. Für die 1930er Jahre ist eine Literaturübersicht über das, was man im Berliner Stadtteil Wedding in den Nebenräumen einer Gemeinschaftsküche, in einer von Arbeitslosen eingerichteten Leihbibliothek einsehen konnte, aufschlussreich. Abraham Plotkin hielt die dort vorgefundene Auswahl an Büchern in einem Tagebucheintrag vom Samstag, den 24. Dezember 1932 fest:

„Even the books in the library have been rebound; and their library is not to be sneezed at. Between Goethe and Schiller and Heine, without which no German library is complete, there is Thomas and Heinrich Mann, translations of Dostoyevsky, Dickens, Upton Sinclair and Sinclair Lewis.“¹⁵⁴

Für die Zeit des beginnenden Nationalsozialismus berichtete Margarete Buber-Neumann 1957 über die auf „Inprekorr-Rotationsapparaten“ vervielfältigten kommunistischen „Häuserblockzeitungen“ und „Arbeiterkorrespondenzen“.¹⁵⁵ Nachdem der ideologische Druck des Nationalsozialismus durch Verhaftungen, Rede- und Publikationsverbote sich erheblich verstärkt hatte, kam dennoch der Widerstand nicht zum Erliegen. Erich Weinert (1890–1953) erzählte 1947, wie partisanenhafte Kampfzeitungen, Broschüren, Flugblätter¹⁵⁶ und Manifeste nach Deutschland eingeschmuggelt und in Widerstandskreisen vertrieben wurden; Berliner Studenten reisten eigens zu ihm nach Lothringen, besuchten ihn in seiner Waldwohnung bei Forbach (im Département Moselle, Frankreich) und lernten seine Gedichte auswendig.¹⁵⁷ An Egon Erwin Kisch (1885–1948) schrieb Erich Weinert 1935 über sich von Paris aus:

„Sie wollten nicht mehr denken, nur noch henken.
 Sie warfen dich aus ihren Bücherschränken. [...]
 Ich hab von einem armen Mann gehört,
 Der drüben nächtigt in verlass'nen Lauben,
 Ein Hochverräter, der den braunen Glauben
 Mit illegalen Manifesten stört.
 Der lächelt, wenn er deinen Namen hört.
 Denn der hat deine Bücher eingegraben,
 Da wo er heimlich haust, und wo noch nicht
 Die schwarzen Spürer ihn erschnüffelt haben.
 Er holt sie oft und liest bei kleinem Licht
 Und füllt an dir sein Herz mit Zuversicht.“¹⁵⁸

Hans Carossa (1878–1956) hat in genau diesem Sinn für dieselbe Zeit beschrieben, wie man sich wie „das Meisenvolk im Winter die verstecktesten Körnlein“ aus älteren Zeitschriften und Almanachen, aus der „Korona“ oder dem „Inselsschiff“ u. v. a. zusammensuchte.¹⁵⁹ 1937 setzten sich die im Widerstand wesentlich komfortabler gestellten Diözesen Deutschlands gegen die nationalsozialistische Indoktrination mit Sonderdrucken und hektographierten Abzügen der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ Pius' XI. in hohen Auflagenziffern zur Wehr; etwa 300.000 Exemplare hiervon konnten allein im Monat März 1937 durch „hauseigene“ Verteilernetze verbreitet werden.¹⁶⁰ –

Erziehungs- und Schriftkulturen sind also in ihrer Meinungs- und Willensbildung nie restlos totalisierbar. Das gilt auch, wenn sich die tendenziöse Überflutung durch Lese- und Bildstoffe in willig gemachten Blättern, die „sich platt auf den Bauch werfen“¹⁶¹, nicht als ausreichend erweisen sollte und ergänzt wird durch eine noch umfassendere Palette von Maßnahmen, als da sind: Zerschlagung oder Fusionszwang von Zeitungs- und Zeitschriftenverlagen¹⁶², „standrechtliche Beseitigung“ von Zeitungen¹⁶³, Einschüchterung, Drangsalierung, Korumpierung, Zwangsorganisation, Entlassung und Verhaftung von Schriftstellern, Schauspielern, Pressezeichnern und Journalisten, Ausübung von Emigrationsdruck – Heinrich Mann und Sebastian Haffner haben diesen Vorgang für die 1930er Jahre Deutschlands mit beklemmenden Worten beschrieben¹⁶⁴ –, polizeiliche Zerstörung von Druckerpressen¹⁶⁵, öffentliche Bücherverbrennungen (hatten Goebbels und die am 10. Mai 1933 in Berlin beteiligten Korpsstudenten¹⁶⁶ niemals das Proömium

in Tacitus' *Agricola* gelesen?), Schandpfahlannagelungen¹⁶⁷, „marktbereinigende“ Zwangsaufkäufe von Büchern, rigorose Schrifttumsführung, befohlene Bühnenspektakel systemwillfähriger Werke, Konfiskationen sämtlicher systemabweichender Druckwerke aus Schul- und Stadtbibliotheken¹⁶⁸ und – wie bei Mao Tse Tung – sogar aus privaten Bücherbeständen.¹⁶⁹ Letzteres war übrigens nicht ohne Vorbild aus der Reformationszeit: Päpstliche Bullen von 1520 und 1521 wiesen die Geistlichen an, alle Schriften Luthers „fleißig aufsuchen zu lassen und öffentlich und feierlich durch Henkershand zu verbrennen“. Sogar im Beichtstuhl sollte nach dem Besitz lutherischer Schriften gefahndet und von deren Auslieferung die Gewährung des Sakraments und der Absolution abhängig gemacht werden.¹⁷⁰ Der Katalog der Maßnahmen zur „Zungensperre“ erscheint schier endlos.

Eine resistenzfähige Vororientierung kann sich dennoch immer durch eindruckliche, erinnerte, haften gebliebene Bildungserlebnisse aller Art integer erhalten. Nicht selten sind es sogar nur die Lektüre eines einzigen Buches oder das Anschauen eines einzigen Bildes, was sich lebensbestimmend auswirkt. Wie stark Bilder und Romane die gesamte affektive wie intellektuelle Lebenseinstellung und damit auch spätere Leseakte sowie Bewertungen von Bildstoffen für alle Lebensphasen vorprogrammieren können, hört man schon bei Erasmus („*lectio transit in mores*“)¹⁷¹; man liest es auch in den sog. „Bildungsromanen“ von Goethe oder Karl Philipp Moritz.¹⁷² Charles-Frédéric Comte de Reinhard (1761–1837) schrieb am 28. Oktober 1829 von Frankfurt a. M. aus an Goethe, dass

„seit fünf und fünfzig Jahren, wo ich Ihren Werther zum erstenmal las [...], Sie [...] meiner Bildungsgeschichte, seit zwei und zwanzig Jahren meinem Leben und meinen innersten Gefühlen an[gehören].“¹⁷³

Auch ein einziges Musikstück vermag diese lebensgestaltende Wirkung zu entfalten, wie man in Bezug auf Wagners Musik an Ludwig II. (1845–1886), an Hitler und auch an Thomas Mann zeigen kann.¹⁷⁴ (Heutzutage bringen musikunterlegte Filmstoffe ein ungleich größeres Prägungspotential mit sich). Im kirchlichen Bereich gehörten (und gehören) dazu Erlebnisse der Seelsorge, Erfahrungen mit schriftgemäßer Verkündigung im Kindergottesdienst, im Konfirmanden- und Kommuniionsunterricht, bei Predigtgottesdiensten, sowie der private Zugriff auf Bibel, Gesangbuch und bebilderte Erbauungsschriften (wie von früh an auch Kindergottesdienstblättchen). Für die Arbeiterschaft verwies Paul Piechowski 1927 ebenso auf ein lebenslang vorhaltendes, oppositionell einstimmendes Bildungserlebnis.¹⁷⁵

Fazit: Durch den je eigenen, autonomen Wertekanon durch Schrift, Bild und Musik geschützt lassen sich daher Individuen wie bestehende Meinungskollektive selbst durch eine Flut von „*textes et images de rupture*“ nicht restlos umdirigieren. Man kann sie für ihre eigenen, angestammten Sinnkontinua – auch mithilfe einer gegnerischen publizistischen Übermacht – nicht restlos wertblind machen, in ihren Verhaltensdispositionen nicht restlos verformen und sie zu kollektiv blinder Gefolgs- und Komplizenschaft gegenläufiger Positionen uniformieren, wenn sie nicht ganz bewusst das vollziehen, was Carl Spitteler im „Prometheus der Dulder“ das „Erwürgen der Herzens Kinder“ genannt hat.¹⁷⁶

Die Umpolung dissidenter Meinungen erschwerte zudem – das sei noch nachgetragen –, dass die intellektuell „hochwertigeren“ Rede- und Lesestoffe bildungsbürgerlichen Ursprungs

waren (rohe Bildstoffe erlauben dagegen eine unmittelbarere und kompaktere Beeinflussung ohne besondere Bildungsvoraussetzungen¹⁷⁷), also großenteils „Elitenphänomene“ darstellten und gleichsam in den „toten Winkel“ des Diskurses „kleiner“, bildungsferner Leute gerieten. Allzu plumpe, simplizistische Darstellungen wurden trotzdem rasch durchschaut. Das akademische Konvolut an „enthusiastisch triumphierender wie verblendeter“ Kriegsliteratur in z. T. bibliophiler Aufmachung entstammte hauptsächlich dem städtischen, gehobenen bildungsbürgerlichen Milieu¹⁷⁸ und war auch an dasselbe adressiert – also an die konservative, obrigkeitlich orientierte Offiziers- und Beamtenkaste, an die staatskonform eingestellte Lehrer- und Professorenschaft, an die Gilde der patriotisch gesonnenen Schriftsteller und darwinistischen Kulturphilosophen, nicht zuletzt an den Cercle ennuyierter Weltbrand-Intellektueller. (Vor den zu hoch angesetzten Bildungshürden in eigenen Zeitungen hatte übrigens auch August Bebel in Bezug auf die „sozialistische“ Literaturproduktion gewarnt¹⁷⁹). Dieser zahlenmäßig nicht überwiegende konservativ-großbürgerliche Bevölkerungsanteil übte über die von ihm bevorzugten Publikationsorgane nur eine eher selbstreferentielle Sogwirkung aus. Dass diese Sogwirkung dort gespürt, in ihrer Wirkung auf das Ganze der Bevölkerung aber überschätzt wurde, lässt sich z. B. anhand der Feldpost belegen. Stud. rer. pol. Eduard Offenbacher (1895–1916) schrieb am 14. Juli 1916 „im Felde“:

„Noch währt der Kampf an allen Fronten mit großer Heftigkeit. [...] Und man steht mit-ten drin, wundert sich gar nicht weiter, daß man ein willenloses Rädchen in der Hand der Führer ist, die [...] Tausende von Männern ins Feuer schicken, Tausenden die Stunde ihrer handelnden, todesverachtenden Treue diktieren! Um was geht es denn eigentlich noch [...]? Geht es um den Stolz, um den Ehrgeiz einzelner Männer, die ganze Völker durch die Macht der Presse verhetzen? [...] Das Volk, die große Maschine, läuft, geschmiert von dem Schmutz der Presse.“¹⁸⁰

b) *Zum anderen*: Die gedruckte Rede-, Lesestoff- und Bildstoffüberflutung, auch wenn sie brachial ausfällt, kann die nackte, die real erlebte widerständige Faktizität, den unkontrollierbaren Tatsachenhintergrund – zumal im akkumulierten Grauen des Kriegs – nicht gleichsam „vernüllen“. Die These, dass sich durch Papierrotationsmaschinen und Filmspulen (im Nationalsozialismus kam die Rundfunkpropaganda hinzu¹⁸¹) auf die Dauer auch widersprechende Erfahrungswerte übertölpeln lassen, ist eine zu simplizistische Fabel.¹⁸² Ein hermetisch geschlossener, unausweichlicher Referenzrahmen für die Verübung des Ungeheuerlichen kann niemals ganz hergestellt werden. Der Adressat, auch der Soldat, der im Frontgeschehen nur phasenweise abstumpft, aber auch der Kriegstreiber selbst, der Redner, der Schriftsteller, der Hymnenkomponist und Heroenmaler, wird die schöne Verlogenheit seiner eigenen Worte, Texte, Töne und Bilder schließlich an dem erkennen, was er selbst an dem sich ihm verweigernden Wahrspruch der Realität erlebt; im Extremfall erst dann, wenn sich der Demagoge mit einer Zyankali-Kapsel in den eigenen Kriegerhimmel beißt. Le Bon erkannte hier richtig: „Die Erfahrung ist so ziemlich das einzige wirksame Mittel, um der Massenseele eine Wahrheit fest einzupflanzen und zu gefährlich gewordene Täuschungen zu zerstören. Dazu muss die Erfahrung allerdings auf einer breiten Basis stehen und oft wiederholt werden.“¹⁸³ Im Grunde spielt sich hierbei dasselbe Phänomen ab, was ebenso für den Konsum von Trivialliteratur und von Simplifikationskarikaturen gilt: Deren meinungs- und verhaltensbildender „Tinten- und Pinselkampf“ gegen Leben und Moralität ist auf das Ganze gesehen aussichtslos. Die konstante Empiriesättigung, deren Evidenz sich auf lange Sicht keiner – weder Adressat noch

Autor – entziehen kann, sorgt dafür, dass irgendwann jeder Flucht aus der Realität auch eine Rückkehr in dieselbe folgt.¹⁸⁴ So lässt sich der letztthin stärkere, der noch „brachiale-“ wirkende Subtext der Kriegswirklichkeit, die „volle, nackte, verlaust-blutige Wahrheit“ wohl zeitweise als notwendiger Umweg zu einem höheren Ideal hin umgelügen, lassen sich momentane Stimmungsflauten umerzählen, „Herzensnöte“ einschläfern, die an den Operationssälen und Lazarettwänden „klebenden Schreie“ übertünchen¹⁸⁵, aber die dem Ganzen innewohnende Verlogenheit nicht völlig gegen die Empirie abdichten. Helmut Fries hat dazu in einem kleinen Abschnitt „Der Schock der Realität“ einige erschütternde Textzeugnisse aus dem Ersten Weltkrieg zusammengestellt¹⁸⁶, wie sich die Wahrheit ins Bewusstsein „hineinquälte“ – die eigentliche Wahrheit des verrottende[n], verfallende[n], verelendende[n], [des ...] von Zeit zu Zeit in trügerischen, die Hoffnung fristenden Halbsiegen aufleuchtende[n]“ Krieges.¹⁸⁷ Arnold Zweig hat den Vorgang der Rückbesinnung auf die Wirklichkeit in seinem Roman „Junge Frau von 1914“ anhand zweier Gestalten eindrucksvoll geschildert.¹⁸⁸ Auch bei dem jüdischen Dichter Uriel Birnbaum (1894–1956) wandelten sich die anfänglich hochgestimmten idealistischen Vorstellungen vom Krieg als glorreicher Realisierung der Messianität Gottes schließlich in Abscheu und Ekel:

„Der große Krieg

Krieg! Großer Krieg! Wie schienst Du heldenstark!
Ein Cherub warst Du, groß von Gottes Glut!
Jetzt überquillt Dich widrig Knochenmark
Und Augengallert, Samen, Eiter, Blut –

Zerstückeln Krähen Dich und Würmerbrut –
Geht Ungeziefer von Dir aus in Horden –
Krieg! Großer Krieg! Wie schienst Du göttlich gut:
Zum Alp und Scheusal bist Du jetzt geworden!“ [...]

Krieg! Großer Krieg! Du schienst Gottes Kleid ...
Gestürzter Cherub: Satan bist du heut!“¹⁸⁹

Yuval Noah Harari (2016) demonstriert den Wandel der Einstellung zum Krieg durch Erfahrung anhand von Bildern von Otto Dix (1891–1969) und Thomas Lea (1907–2001).¹⁹⁰ Sich „sinnschaffend“ über die Wirklichkeit dauerhaft zu betrügen, ist weder den Ideologen noch den Ideologisierten möglich. So verwies Martin Schian, der sich hierzu noch auf direkte Frontberichte berufen konnte, darauf, dass die Frömmigkeit und Euphorie der ersten Kriegszeit eine erheblich höhere war als bei Fortgang des Krieges, dass bei den Soldaten die Aufnahmebereitschaft für dieselben kriegstheologischen oder vaterländischen Inhalte zu Beginn viel größer war als zum Ende des Krieges hin. Schian zitierte sogar Berichte über starke Wechselstimmungen innerhalb kürzester Frist, dass für die Akzeptanz derselben kriegstheologischen Aussagen der jeweils aktuelle Kontakt mit der Realität den Ausschlag gab: Es war stets entscheidend, ob der Soldat dieselbe Botschaft vor einem Sturmangriff oder nach dem Kampf hörte oder las, ob er an der vordersten Linie in Stellung ging oder sich in der Reserve befand, ob er gut oder zu schlecht und einförmig verpflegt war, ob er an einem neuen unbekannten Kriegsschauplatz oder in vertrauter

Stellung Posten bezog, ob der kriegsästhetisierende Rede-, Lese- und Bildstoff ihn nach glücklicher Bewahrung im Gefecht oder im Lazarett liegend nach Schwerverwundung oder nach Genesung erreichte.¹⁹¹ Und ebenso ging es den Kriegspredigern selbst, wenn sie an der Front entweder vor oder nach einem Angriff, nach einem Sieg oder einer Niederlage ihre Worte wählen mussten. In zunehmendem Maß hatten sich auch die schriftstellernden Kriegstheologen, die sich vom Schreibtisch aus in „brachialer“ Sinnstiftung gegen die habituellen oder die jeweils momentanen Rezeptionsvorgaben ihrer Adressaten durchzusetzen versuchten, der validen Wirklichkeit zu beugen. Kontinuierlich schwankte überall, so Schian, der Grad der Illusionierung oder Desillusionierung im (wenn auch oft stark verzögerten) Gleichklang mit der Konfrontation durch die Ereignisse selbst. Karl Kraus konstatierte, dass nach 1916, dem Höhepunkt der massenhaften Produktion kriegsaffirmativer Lesestoffe¹⁹², „das Kuschen“ einsetzte.¹⁹³

Fazit: Bei vorherrschend gewordenen Rede-, Lese- und Bildstoffen ist also jedesmal zu fragen, ob diese auch tatsächlich beherrschende in dem Sinn sind, dass sich der Rezipient ihre Ideologiefracht aneignet, indem er sie als realistische Angebote für die Aktualisierung seiner eigenen Meinung- und Willenshaltung partiell oder ganz ausschöpft und dabei sein älteres Bildungswissen samt aktueller Realitätserfahrung außer Kraft setzt. Auch wenn das der Kriegstheologie 1914–1918 nicht gelang, ist mit den oben zitierten Wortspielen Jaeggis und Schendas, dass „die herrschende Literatur die Literatur der Herrschenden“ sei, bzw. „die Lesestoffe der Beherrschten die herrschende Literatur“ seien, die Rolle der Kriegstheologie gleichwohl zutreffend beschrieben – insofern nämlich, als die Kirche, von dem für sie profitablen Bündnis von Thron und Altar beherrscht¹⁹⁴, das ihr vom Evangelium anvertraute Wort (ohne Rücksicht auf dessen schriftgemäße Bedeutung) zum „Jargon“¹⁹⁵ verballhornte und sich in den schon durch massenhafte Verbreitung vorherrschenden kriegsaffirmativen Rede-, Lese- und Bildstoff einpasste, freilich ohne damit ihre Adressaten beherrschen zu können. Die Kriegstheologie ließ sich wie die Wissenschaft und Kunst die Pickelhaube überstülpen, aber es gelang ihr nicht, dasselbe mit gleichen Erfolg auch dem ihr anvertrauten Kirchenvolk anzutun. Wer von den Theologen damals Honoré de Balzacs „*Illusions perdues*“ gelesen hatte (man las und sprach damals unter den Gebildeten noch viel mehr französisch als heute das Englische, das an den damaligen Schulen oft nur als Fakultativfach vorgesehen war¹⁹⁶), erkannte im Problem Etienne Lousteaus die niedrige Fügsamkeit seiner Kirche wieder. Lousteau wollte als Journalist Karriere machen und war bereit dafür seine Überzeugung zu opfern; ihm riet man:

„Entehren Sie sich nicht, wie ich es tue, um zu leben. [...] Ich war gut! Ich hatte ein reines Herz! [...] Die so begehrte Reputation ist fast immer eine gekrönte Prostituierte. Ja, für die niederen Werke der Literatur verkörpert sie das arme Mädchen, das an den Straßenecken friert; für die zweitrangige Literatur ist sie die ausgehaltene Frau, die aus den verrufenen Stätten des Journalismus kommt und der ich als Zuhälter diene; und für die vom Glück begünstigte Literatur ist sie die glänzende, übermütige Kurtisane, die ihre Möbel hat. [...] Jene Männer [aber], deren Intellekt in stählernen Banden gehalten ist, deren Herzen noch heiß sind unter den Schneefällen der Erfahrung, sie sind selten in dem Lande, das sie zu unseren Füßen sehen. [...] Wir haben uns einen famosen religiösen und monarchistischen

Rausch angetrunken, sagte auf der Schwelle der Tür einer der berühmtesten Schriftsteller der romantischen Literatur.“¹⁹⁷

„*Nous nous sommes donné une fameuse culotte monarchique et de la theologie belliqueuse*“ – möchte man die Aussage des „romantischen“ Schriftstellers bei Balzac umformulieren: „Wir haben uns einen famosen monarchistischen und kriegstheologischen Rausch angetrunken.“ Die Kirche, von den „stählernen Banden“ (*à cervelle cerclée de bronze*) ihres Glaubens nicht gehalten, war nicht *in toto* davon freizusprechen, dass sie sich in ihrer Domäne der Spiritualität gegen ihre ureigenen Glaubenswerte ausbeuten ließ; submiss und devot „gab [sie] ihren Mund her“¹⁹⁸, oder – wie das Bertolt Brecht in seinem Aufsatz „Die Horst-Wessel-Legende“ (1935) als politisches „Zuhältertum“ angeprangert hat¹⁹⁹: – sie trieb „der ausbeutenden Klasse die auszubeutende“ zu. Gleiches galt freilich in eingeschränkterem Maße auch für den kirchlichen Servilismus in der Entente.²⁰⁰ Auch dieses „Zutreiben“ gehörte zu ihrem „Christus-Treiben“: „*Comme ils poussent Christum!*“²⁰¹ Die Theologie erniedrigte sich 1914–1918 mit ihrem Kanzelpathos zu einem „nach innen gerichteten Zwangsmittel [...]“ des Kaiserreichs, mit dem „die auf ihrem Territorium beheimatete Bevölkerung zu disziplinieren“, und „als Ressource des Machterhalts einzusetzen und zu verbrauchen“ war.²⁰²

XIV – Das Scheitern der „Kriegsgebetbuch m.b.H.“ und der kriegstreiberischen Medienpolitik

Schon Jean Paul Richter konstatierte in der „Levana“ die schließliche Ineffizienz des zur Kriegsmobilisierung eingesetzten Dekors. Die „*indignation du monde*“, der „Urgrund“ menschlicher Gefühle, auf den wir schon ganz zu Beginn unserer Arbeit hingewiesen haben, würde früher oder später die Hohlheit der Ornamente erweisen. Jean Paul fragte:

„Kann ein Fürst in die Nachwelt mit nichts als mit den schönen Tigerflecken der Eroberer strahlen wollen, womit ihn die Timurs, Attilas, Dessalines und andre Geißeln Gottes oder Knuten des Teufels überbieten? Wie kalt geht man in der Geschichte über die unzähligen Schlachtfelder, welche die Erde mit Todesbeeten umziehen? Und mit welchen Flüchen eilt man vor der Krone vorüber, welche wie sogenannte Ajüstagen oder Blechaufsätze nur auf dem fortspritzenden Wasserstrahl der Fontänen, ebenso nur auf emporspringenden Blutströmen in der Höhe sich erhält!“¹

Bei vielen Feldgrauen des Ersten Weltkriegs musste man nicht lange darauf warten, bis sie die eigentliche Belanglosigkeit der Kriegspropaganda, –ansprachen, und –predigten erkannten.

1) „Sieh, ich möchte gern noch leben, Kühe melken [...], mich noch manches Mal besaufen ...“ – Die fehlende Resonanz kriegstheologischer Rede-, Lese- und Bildstoffe an der Front und in der Heimat

Die kriegstheologischen Rede-, Lese-, Melodie- und Bildstoffe waren nicht die herrschende „Textur“ der Beherrschten. Um hierfür ein wichtiges Indiz gleich vorweg zu nehmen: Das Sich-Ausschweigen über die Kriegstheologie sowohl in der Feldpost- und Tagebuchliteratur 1914–1918, als auch in der Erinnerungsliteratur der 1930er Jahre, ist zu generell, zu durchgängig, um bloß zufällig zu sein. Es gilt also, den Ursachen für dieses Phänomen nachzugehen. Resultierte dieses Sichausschweigen wirklich daraus, dass sich, wie schon oben verschiedentlich vermutet wurde, die Kriegstheologie 1914–1918 im Konflikt zu den elementaren ethischen und christlichen Rezeptionsvorgaben der Bevölkerung befand? War dies der entscheidende Punkt, an dem sich festmachen lässt, warum dem Ästhetizismus der Kriegstheologie im Dialog mit den Rezeptionsvorgaben die Herstellung einer zugleich ethischen Synthese missriet und die Kriegstheologie dadurch im „Duell“, das zwischen ihrer an die preußische Staatserzählung gebundenen Forderung und dem „privatem Ich und seiner privaten Ehre“ ausgetragen wurde², vermutlich schon gegen Ende des ersten Kriegsjahres völlig unterlag? Eine Antwort darauf, *warum* die Kriegstheologie im Denken der Frontsoldaten und der Heimatbevölkerung kaum Fuß fasste, aufgrund welcher Inhalte dies geschah, ist allerdings nicht so einfach zu finden. Aribert Reimann verwies auf die dünne Quellenlage:

„Die deutschen Soldaten scheinen die Predigten ihrer Feldgeistlichen eher schweigend ertragen zu haben, was eine Deutung ihrer Einstellungen zu den etablierten Religionsangeboten nahezu unmöglich macht. Die Predigten der Feldgeistlichen waren kein Thema für die private Korrespondenz [...], entweder weil ihr Inhalt und Ton als Selbstverständlichkeit akzeptiert wurde, weil die Sphäre des religiösen Ritus üblicherweise nicht kommentiert wurde oder weil die Predigten stumm abgelehnt wurden.“³

Die Frage ist jedoch, ob man mit Reimann eine Entscheidung in dieser Sache derart offen lassen muss, oder ob sich nicht doch – neben einem Ensemble rein äußerlicher, organisatorischer Faktoren, die gleichfalls mitbedacht werden müssen – ganz bestimmte inhaltliche Ursachen für die auffällige Marginalität der Kriegstheologie benennen lassen. Wir zählen in den folgenden Abschnitten (a–g) sieben Gründe dafür auf, warum an der Front und in der Heimat für die „Summe der Kriegstheologie“, wie wir sie in Kap. IX, 3 zusammengefasst haben, keine wirkliche Resonanz zustande kam.

Alfred Lichtenstein deckte „ohne falsches Sentiment“ in seinem Gedicht „Gebet vor der Schlacht“ auf, was den Soldaten eigentlich durch den Kopf ging. Wenn sie mit vaterländischem Gesang in die vordersten Linien marschierten, waren Deutschlands Auftrag zur Welterlösung, „Ehre und Opferbereitschaft [...] längst nicht ihre wichtigste Sorge“. Sein Gedicht kann man als Anti-Gedicht lesen zu *dem* „Gebet vor den Schlachten“ von Gustav Schüler, das 1915 auch in das Konfirmandengeschenkbuch „Vater, du führe mich!“ übernommen wurde.⁴ Die meisten Feldgrauen sehnten sich einfach in ihr gewohntes Alltagsleben zurück⁵; und – wie Dalton Trumbo (1905–1976) in seinem Roman „*Johnny got his Gun*“ (1939) schrieb⁶ – mit dem Seufzer nach Leben starben sie auch:

„Inbrünstig singt die Mannschaft, jeder für sich:
Gott behüte mich vor Unglück,
Vater, Sohn und heiliger Geist,
Daß mich nicht Granaten treffen,
Daß die Luder, unsre Feinde,
Mich nicht fangen, nicht erschießen,
Daß ich nicht wie'n Hund verrecke
Für das teure Vaterland.

Sieh, ich möchte gern noch leben,
Kühe melken, Mädchen stopfen⁷
Und den Schuft, den Sepp, verprügeln,
Mich noch manches Mal besaufen
Bis zu meinem selgen Ende.
Sieh, ich bete gut und gerne
Täglich sieben Rosenkränze,
Wenn du, Gott, in deiner Gnade
Meinen Freund, den Huber oder
Meier, tötest, mich verschonst.

Aber muß ich doch dran glauben,
Laß mich nicht zu schwer verwunden.
Schick mir einen leichten Beinschuß,
Eine kleine Armverletzung,
Daß ich als ein Held zurückkehr,
Der etwas erzählen kann.“⁸

Alfred Lichtenstein verfasste dieses Gedicht gleich zu Beginn des Krieges. Er fiel am 25. September 1914 bei Vermandovillers im Département Somme. Das altersspezifische „Begeisterungsgift“ von Schwertleitegottesdiensten, das selbstwertgefühlsteigernde Rollenangebot sakraler Mission und auserwählter Ritterschaft, in einem neuen Kreuzzug „für Gott, Christentum und Kirche“, ja für eine von Deutschland ausgehende Welterlösung zu streiten, wirkte offensichtlich schon kurz nach Kriegsbeginn nicht mehr bei allen. Das mag einerseits daran liegen, dass solche Rituale in nicht allzuvielen Kirchengemeinden durchgeführt wurden und dass man diese bloß in der ersten Phase der Kriegsbegeisterung abhielt. Allerdings erwähnt noch für 1915 der Militäroberpfarrer des IV. Armee korps, Konsistorialrat Schlegel, anlässlich eines Fahneneids von Kriegsfreiwilligen im Dom zu Magdeburg, die „Schwertleite“ noch als ganz selbstverständliches Requisit der Vereidigung.⁹ Die anfängliche Hochstimmung flaute zwar, wie wir wissen, durch die Erfahrung der Kriegsschrecken bald ab. Gleichwohl lässt sich aber der Schwertleitegottesdienst Pfarrer Koehlers noch auf den 10. Monat des ersten Kriegsjahres datieren, auf die Zeit nach dem Kriegseintritt Italiens gegen Österreich-Ungarn im Mai 1915. Offenbar wurde also dieser spezielle Vereidigungsritus nicht nur zu Beginn des Krieges in relativer Häufigkeit und Regelmäßigkeit durchgeführt, so dass man hätte durchaus erwarten können, im Verlauf des Weltkriegs genau jenem Typ von „heiligem Krieger“, „heiligem Reiter“ aus dem „*heilig-unsterblich-unsträflichen Geschlecht*“ öfter zu begegnen – in irgendeinem Feldpostbrief, einer Kriegsberichterstattung, in einem Soldatengedicht von der Front, in einer Erzählung der Erinnerungsliteratur aus den 1920er oder 1930er Jahren –, einem „Gottesstreiter“, der so glühend seinen Eid geschworen hatte, wie es bei Arndt beschrieben wird:

„Ich schwöre dir, o Vaterland,
Mit blankem Schwerdt in fester Hand,
An des Altares heil'gem Schrein,
Bis in den Tod dir hold zu seyn.

Ich schwöre dir, o Freyheit, auch
Zu dienen bis zum letzten Hauch,
Mit Herz und Seele, Muth und Blut;
Du bist des Menschen höchstes Gut.“¹⁰

Von dem Pathos „geheiligter, mutentflammter Schwertmänner“, die dem Aufruf „rüste dich, rase und richte“ gefolgt wären, die von der strahlenden Imago der Kreuzritter begeistert sich aufgemacht hätten, um „im Namen des Herrn“ in den endzeitlichen Völkerbewegungen von Matth. 24, 6 f (Parr.) schwertgewaltig die „antichristliche Drachensaat

zu zerhauen“, entdecken wir jedoch kaum etwas, auch wenn Diedrich Bischoff noch 1917 versicherte:

„Die idealistische Geschichtsauffassung hat sich wieder tief in das Sinnen und Trachten unseres Volkes hineingelebt. In all unserem Sorgen und Kämpfen draußen und daheim regt sich mit neuer, gewaltiger Macht das Empfinden, daß hoch über der Zeit und dem Raume lebendig ein höchster Gedanke webt. [...] In dieser Entwicklung unseres Volksgeistes gewinnen die alten idealistischen Grundwerte deutscher Lebensdeutung neue, machtvolle Geltung. Da ringt sich ein Lebensglaube durch, der in der Geschichte nicht einen sinnlosen Kampf bloßer Daseins- und Profitinteressen, vielmehr – mit Hegel – die ‚Selbstbewegung der Wahrheit‘, den ‚Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit‘ erkennt. In einem vielfach noch ungeklärten Werten und Wollen bekundet sich jenes theistische Bewußtsein des deutschen Idealismus, das – mit Kant – das moralische Gesetz in uns in Beziehung setzt zur Ordnung des gestirnten Himmels über uns. Dabei aber enthüllt sich dem tiefer Fühlenden und Forschenden das Vaterland, dem er sich mit allem, was er einzusetzen hat, kategorisch verpflichtet weiß, als Träger und Werkzeug der sittlichen Weltordnung und ihres Schöpfungstums. Er erblickt in ihm – mit Fichte – eine ‚Hülle des Ewigen‘. Das neue Deutschland, das unserem Volk als feste Burg und wahres Heiligtum erbaut werden soll, stellt sich ihm im Geiste Lagardes dar als ‚irdischer Leib einer Idee‘, einer Idee jedoch, die weit über den Standpunkt und Umkreis des bloßen nationalen Nützlichkeits- und Reichtumsinteresses hinausreicht.“¹¹

Was wir von den derart eingestimmten, vom „pfingstlichen Schwertgeist“ blindselighingerissenen, „gotthaltigen, starkmütigen Gottesstreitern“, den von Wagnermusik umspielten Schwanenrittern gegen Tod und Teufel, den Gralsgenossen, den „Heiligen Reitern“, die sich das hochlautende Gedicht Rudolf G. Bindings verzückt über die Brust geheftet haben sollen¹², in der Feldpostbrief- und Erinnerungsliteratur finden, sind aber nur höchst seltene Selbstauskünfte: Etwa das Gedicht Heinrich Lerschs: „Ich will ein Roß zwischen den Knien“¹³, die Schilderung des „Gottesstudenten“ Ernst Wurches, „dem die Augen brannten“, durch Walter Flex¹⁴, vereinzelte, mit Kreuzfahrerresponsorien „Gott will es!“ / „Ja, wir wollen es!“ in Feldgottesdiensten durchmischte Stimmungsbilder, wie etwa die von Ernst Dryander an der russischen Front¹⁵ oder die von Eugen Ruga (1894–1917) gezeichneten, der am 13. Februar 1915 von Ferme la Busche aus schreibt:

„Um 9 Uhr antreten zur Kirche. Orgel, schallender Soldatenchor, ernste Melodien! Es ist ein merkwürdiges Volk, diese deutschen Soldaten – wahrhaft gottesfürchtig ohne Zweifel. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, daß der Feind zum selben Gott betet. Gott ist ihnen ein unbestimmter Begriff, an den sie sich halten wie an einen ewigen Fels. Ihr Gott ist nicht das Letzte, Allvereinende, sondern sie beten zum deutschen Gott. Wenn man über die Widersprüche nachdenkt, so wird man ganz wirr, und ich weiß selbst nicht, ob ich den Krieg als eine große, dem eisernen Naturgesetz entsprungene Notwendigkeit ansehen soll, oder ob über all dem wimmelnden Leben und Tun in fernen Höhen etwas Erhabenes ist, das wir nur als matten Glanz ahnen, weit, weit erhaben darüber – Gott, der Versöhnende, Vereinende. Diese Zweifel kennen diese Soldaten nicht, sie sind Gottesstreiter, heilige Streiter, und ihr Gesang dröhnt machtvoll aus überzeugter Brust.“¹⁶ –

a) Das „Gottesdienstschweigen“ und die Marginalität kriegstheologischer Äußerungen in der Feldpost- und Erinnerungsliteratur

Zu einer einigermaßen verlässlichen Schlussfolgerung zum geringen Bedeutungsgrad der Kriegstheologie kommt man nun – *erstens* – schon aufgrund *quantifizierender Analyse*¹⁷ der Feldpostbriefe¹⁸ und der Erinnerungsliteratur¹⁹ zum Ersten Weltkrieg (wie sie etwa in den 1930er Jahren in der nationalkonservativen Veteranen-Zeitschrift „Der Frontsoldat erzählt“ publiziert wurde²⁰), wobei es zur inhaltlichen Verlässlichkeit auch dieser Literaturgattung gut begründete positive Einschätzungen gibt.²¹ In allen diesen Dokumenten tauchen aufs Ganze gesehen Auskünfte über Gottesdienste mit expliziten, persönliche Zustimmung signalisierenden Aussagen zur idealistischen, apokalyptisch-darwinistisch-völkischen Kriegstheologie in Liturgie und Predigt (ebenso auf katholischer Seite²²), auch beipflichtende Auskünfte zu kriegstheologisch argumentierenden Broschüren höchst selten auf. Als eine Erklärung für solche Randständigkeit bietet sich an, dass an der Front aufgrund der geringen Anzahl der Feldgeistlichen – Martin Schian (1869–1944) konnte lediglich 1045 protestantische Pfarrer für die insgesamt zehn Millionen Frontsoldaten auflisten²³ –, bei Weitem nicht jeder Feldgrau (selbst nicht zu hohen kirchlichen Feiertagen) an einem Feldgottesdienst teilnehmen konnte. Am ehesten kam der Soldat in der Lazarettseelsorge mit einem Geistlichen in Kontakt und hatte dann die Möglichkeit, zustimmend oder ablehnend über einen Gottesdienst zu berichten. Die Hypertrophie der kriegstheologischen Literaturproduktion – wir nannten oben die hohen Auflagenzahlen – ist nicht zuletzt dadurch zu erklären, dass die Feldpropstei über den Schriftenzustrom versuchte, das krasse Missverhältnis zwischen der geringen Pfarrerzahl und der seelsorgerlich kaum zu bewältigenden Heeresstärke auszugleichen. Aber auch hierzu hat schon Martin Greschat wie viele andere vor ihm geurteilt:

„Generell gilt, dass die Artikel und Broschüren, die Proklamationen und Predigten, mit denen die geistige Elite der Professoren ebenso wie der Kirchenführer und Prediger beider Konfessionen den Krieg begleiteten und Einfluss auf die Bevölkerung zu nehmen versuchten, recht wenig bewirkten. Sie selbst überschätzten ihren Einfluss maßlos.“²⁴

So ist also auffallend, dass die Anzahl der Soldaten, die sich in Anspielung auf Rudolf G. Bindings Gedicht als „heiliger Reiter“ bezeichneten²⁵, überschaubar bleibt. Woran lag das? Es hatte damit zu tun, wie Friedrich Wilhelm Foerster feststellte, dass man „inmitten der Granaten [...] alle Phrasen verlernte“, dass die „elende Spielerei zusammenbrach“, dass das angepredigte protzige Selbstgefühl, als ob nur der Deutsche „Heiliges und Gerechtes in die Welt setze“, verschwand.²⁶ Auffällig ist zudem, dass die Soldaten überhaupt weitgehend auf die Erwähnung und inhaltliche Wiedergabe von Gottesdiensten, Feldpredigten und Liturgien verzichteten. Werden einmal Gottesdienste, selten genug, vermerkt, dann sind die positiven Charakterisierungen – wie: „sehr ergreifende Feier“, „wirklich erbauender Gottesdienst“, „Der Pfarrer sprach in so warmer, unmittelbarer und vaterländischer Weise“, „Wir hörten eine sehr schöne Predigt“²⁷ – kriegstheologisch immer ganz und gar unspezifisch und Ausnahme von der Regel der Nichterwähnung.²⁸ Bekundungen des deutschen „Gottesstreitertums“, seines germanischem Kulturauftrags und seiner endzeitlichen Weltgerichts-

und Weltrettungsmission kommen nur ganz spärlich zum Ausdruck und gehen auf eher insulare Offiziers-, Intellektuellen- und Burschenschaftskreise zurück. Im Vergleich zur Brief-Anthologie von Jens Ebert²⁹ und der jüdischen von Julius Schoeps³⁰, in denen sich überhaupt keine konzisen kriegstheologischen Aussagen vorfinden, ist zu bedenken, dass in den tendenziös redigierten Textkompendien von Rudolf Hoffmann und Philipp Witkop, die meist Studentenbriefe reproduzieren, die hochidealisierten Vorstellungen von Deutschlands weltrettender Kriegsmission eher überproportional in den Vordergrund geschoben wurden.³¹ Trotz dieser redaktionellen Tendenz konnten jedoch beide Editoren kaum mehr als eine oder zwei Handvoll von Belegen beibringen, in welchen die protestantische Kriegstheologie mit einigen ihrer konstitutiven Merkmale, wie wir sie oben am Schluss des Kapitels IX als „Summe“ zusammengestellt haben, in Erscheinung tritt:

„Wir leben in einer großen Zeit, der größten wohl, die Deutschland je gesehen hat. [...] Unser Sieg ermöglicht Europas Fortbestehen mit einem neuen Aufschwung in germanischer Kultur zu nie gesehener Blüte. Der Sieg wird uns nicht leicht werden. Aber wenn es je eine Gerechtigkeit und göttliche Führung in der Geschichte gab – und es gibt eine, das sagt mir mein klarer Blick – dann muß der Sieg unser sein, früher oder später. Und wir haben mitgeopfert Gut und Blut in diesem Kreuzzuge des deutschen Volkes. Gott mit uns!“ – „Die Sorge um sich selbst bleibt zurück. Man gehört nicht sich selbst, sondern als Glied eines Ganzen dem Vaterlande, wir alle, auch Ihr. Wir sind eine große Familie, die für ihr Dasein kämpft. Einige müssen sich opfern, damit das Ganze leben bleibt. Wer den Tod stirbt für eine gerechte Sache – in diesem heiligen Kriege stirbt, hat keine Schuld mehr auf Erden. Hat man denn überhaupt einen Verlust, wenn man das irdische Leben durch den Tod verliert? Gewinnt man nicht vielmehr durch den Tod das Kostlichste, das ewige Weiterleben?“ – „Es liegt an uns, daß aus dem großen Opfersterben ein höheres, reineres Leben erwächst. [...] Dieser Krieg hat mir offenbart, daß der Sieg der Wahrheit nicht nur eine sittliche Forderung, sondern auch eine Naturgesetzlichkeit ist. Der innerste Wert der Dinge und Gedanken setzt sich durch, darauf wird sich eine neue Religion aufbauen.“ – „Ich glaube an deutsche Ostern.“³²

„[Ich] bin stolz, mitwirken zu dürfen, kämpfen zu dürfen für Eltern, Geschwister, fürs liebe Vaterland, für alles; was mir bisher das Höchste war. Für Dichtung, Kunst, Philosophie, Kultur geht ja der Kampf. Er ist traurig, aber groß.“ – „Wenn nur unser Kampf den rechten Erfolg hat. Wenn er nur zum Segen des Vaterlandes ausläuft und schließlich der Menschheit.“ – „Was ich erlebe, das ist die Gewißheit und die Tatsache: die Weltgeschichte als das Weltgericht walten zu sehen und das Urteil zu hören über diese Kriegsgeneration, die die Fehler ihrer Väter und Ahnen nun auf einmal büßen muß. [...] Was mich gefaßt und ruhig in die Zukunft blicken läßt, ist die Überzeugung, daß in allem und jedem das Schicksal Gott schafft und daß auch das kleinste Weltgeschehen dazu bedacht und bestimmt ist, dem Endziele der Menschheit, dem Reiche Gottes zu dienen. Dieser einfache Glaube verleiht Kraft, Leiden- und Weltüberwindung, da der Weg der Menschheit nicht zur Finsternis, sondern zum Licht führt. Wie ich zu meinem kleinen Teil dazu beitrage, ob durch Leben oder Tod, ist gleich. Nur daß ich bewußt und selbstlos dieses Ziel allein ins Auge fasse, bringt Sinn in dieses Daseins Wirrnis und läßt den wahren Wert des Lebens richtig ermessen. Meine Seele ist unbeschwert, ich sterbe gern, wenn Gott es mit mir so beschlossen hat.“ – „Da saßen sie beieinander, Katholiken und Protestanten, die doch nur einen Glauben haben sollten, den deutschen Glauben. Und wie Eisen und Erz klangen die Worte über das Wesen des Deut-

schen, dessen Höchstes die Treue und Liebe ist, aber nicht eine kindische Liebe, sondern die Liebe zur Rasse und zum Volk, das sein Recht mit dem Eisen in der Faust verteidigt bis zum Tode.“ – „Gott ist ja doch der Gott der Geschichte. Und wir sind alle kleine Mitwirker in der großen Weltgeschichte. So groß ist das!“ – „Vergleichen wir die einzelnen Kulturen der miteinander ringenden Völker und forschen wir nach, ob ‚Deutsch‘ tatsächlich das Wertvollste und vor allem von der Gottheit Gewollte auf der Welt ist – ach, bisher haben wir das alles doch mehr geglaubt als gewußt und gefühlt!“ [...] Du kannst in vollsten Zügen aus immer wieder gefüllten Pokalen das Deutsche schlürfen und so eine ungeheure Sehnsucht in Dir danach entfachen, nach dem Kriege Deinen Beruf allein darin zu finden, ein Verkündiger des Deutschtums zu sein.“ – „Ich glaubte und glaube es noch, daß in unserm Volke der Kern und die ganze Entwicklungslinie auf den Friedensgedanken und das Weltbürgertum hingeht. Werden wir vernichtet, ist es mit diesen Blüten der Kultur aus.“ – „Manchmal scheint es mir, als müßte die allgemeine Friedenssehnsucht aller Völker schließlich doch das Ende des Mordens notwendig herbeiführen. [...] Dann endete freilich der Weltkrieg, der mit so unerhörten Sturmfluten nationaler Begeisterung einsetzte, wie eine Farce, aber ich glaube, die Weltgeschichte kennt mehr solcher Tragikomödien und wohl nicht jeder große Geist hat in ihr das Weltgericht gesehen; es gibt Skeptiker, die ein scharfes Auge für die Widersinnigkeiten, Grotesken und Ironien haben und sich nicht die Mühe geben wollen, sie hinwegzustellen.“ – „Ja, der Krieg freut mich als großes persönliches Erlebnis, als entscheidendes geschichtliches Erlebnis für unser Volk. Muß doch unser Volk das alles leiden, um zu erfüllen, was ihm beschieden ist! Ich wollte diesen Krieg nicht mehr ungeschehen machen. Gewiß ist der Krieg nicht mit der Deutung des reinigenden Gewitters abzumachen; er ist und bleibt etwas Gräßliches. Nur sub *specie aeternitatis* betrachtet läßt er sich seines Schreckensgewandes entkleiden. Das meine ich eben mit meiner Freude über den Krieg als als ein Erlebnis für unser Volk. Ich glaube, schon der Gedanke Krieg wäre mir unerträglich, wenn es nicht einen gäbe, der allen Jammer stillen und alle Tränen trocknen kann, der all das von Menschen an Bösem Erdachte in Gutes wandelt.“³³

Erwähnt sei hier noch das sehr vereinzelte Beispiel des Hauptmanns Reinhold Eichacker, der in seinem Buch „Briefe an das Leben“ von 1916, im Kapitel „Etwas von Zeit und Ewigkeit“, uns heute noch nachvollziehen läßt, wie Kriegsphilosophie und Kriegstheologie schließlich auf dem denkerischen Niveau eines bildungsfernen, aber intelligenten und geistig sehr aufnahmebereiten Feldgrauen durch Feldpredigten oder die Massenproduktion einschlägiger Lesestoffe angekommen sein mochte. In einem Gespräch mit seinem Oberleutnant Finder, der die „endlosen Opfer beklagt, der das Volk sinnlos leiden und Deutschlands Blüte sterben“ sieht und nach dem Warum dieses entsetzlichen Ganzen fragt, kommt Eichacker auf den Opfergedanken und die weltgeschichtliche Bedeutung und Größe der deutschen Auserwähltheit und Aufgabe im Krieg zu sprechen:

„Der Preis?! Er ist zu gewaltig, um ihn jetzt schon schätzen, um ihn mit wenigen Worten nennen zu können. Du mußt ihn *fühlen*. Du mußt sie in dir haben, die heilige Gewißheit, daß wir Deutsche zur Größe berufen sind! Nicht zur Größe an Land, an Macht, an Reichum. Zur Größe des Geistes, zur Größe der Pflichten! Daß wir auf unserer Erde eine Aufgabe zu lösen haben, wie kein zweites Volk dieser Welt. Daß wir bestimmt sind, durch unser Leiden und Kämpfen die Entwicklung der Welt zu ermöglichen und zu fördern. Daß wir Deutsche *auserwählt* sind unter den Völkern! Ist das kein Preis, groß genug für alle Opfer?“³⁴

Zu dem gleichartigen Ergebnis der Marginalität kriegstheologischer Äußerungen gelangt man, wenn man das Auftauchen einzelner Motive der Kriegstheologie einer quantifizierenden Analyse unterwirft. Friedrich Naumann, der in seiner weitverbreiteten und vielgelesenen „Gotteshilfe“ auf an ihn herangetragene Probleme reagierte³⁵, hatte einige Zeit vor dem Krieg, in verschiedenen Andachten über Luk. 12, 4 und Phil. 1, 21 die Ideale des „Märtyrerbluts“ und der „Todesfreudigkeit“, sich zugunsten höherer Heilssdinge dem Tod gegenüber unempfindlich verhalten zu sollen, propagiert. Indessen hatte er in anderen Andachten auch an Jesu Grauen vor dem Tod in Gethsemane erinnert (Matth. 26, 42).³⁶ Aber mit Bezug auf Schleiermacher, auf die Freiheitskriege sowie auf den Burenkrieg in Südafrika hatte er gesagt, dass es Aufgabe der Militärgeistlichen sei, „junge Menschengötter dem Tode gegenüber fest zu machen“. Er hatte gepredigt: „Der alte Gott lebt noch, der Gott, der in den Seelen wohnt, und sie hart und froh macht, daß sie des Sterbens spotten lernen!“ [...] „Froh in den Tod hinein gehen nur die Lebensgläubigen, die Menschen, die an ein höheres, ewiges Dasein glauben, das hinter dem Tode wartend liegt.“³⁷ Es ist anzunehmen, dass auch mancher Feldgeistliche im Ersten Weltkrieg von Naumann beeinflusst so predigte. Dass ein solcher tyrantischer Appell zur Todesverachtung dann an der Front tatsächlich Wirkung gezeigt habe, behauptete der hochgeschwindelte Mythos von Langemarck. Der Langemarck-Narrativ war ein Konstrukt, das die verhängnisvollen Versäumnisse und Fehler der militärischen Führung für die Reichsöffentlichkeit „in schicksalhafte Fügung oder unabwendbaren Anlaß zu heldenmütigem Verhalten der Truppe um[...]münzen“ sollte³⁸ und hatte sich dann unter „Verlust seiner historischen Referenz“ sehr rasch zu einem Symbol, einem Topos von „Poesie“ und „Festrede“ zum Thema „Jugend, Nation und Opfer“ verselbstständigt.³⁹ Zur Frontwirklichkeit gehörte aber nicht vorrangig der schmückend propagierte Heroenwille zur Todesverachtung, sondern gehörten die gegenteiligen Äußerungen des Wunsches, am Leben zu bleiben. (Ein Bismarck hatte den deutschen Soldaten im Siebzigerkrieg hingegen noch „zu große Todesverachtung“ vorgeworfen.⁴⁰) Alfred E. Vaeth (1889–1915) schrieb im ersten Kriegsjahr, am 22. Juli 1915 aus Sennelager:

„Man liest so viel von Todesverachtung, das gibt es überhaupt nicht, wir hängen jetzt alle fester am Leben als jemals, viel fester, direkt krampfartig oft. [...] Im Kriegsalmanach des Inselverlags [1915] findet sich ein Aufsatz ‚Den Gefallenen‘, von einem sehr bekannten Schriftsteller, darin die Worte: ‚Durch die Nation geht es wie ein Rausch der Todeslust, das Leben wird von Hunderttausenden hingeworfen, als sei es ein Nichts.‘ Das ist Literatur. Wenn wir den Tod erwarten, so erfolgt das aus nüchternen Überlegungen heraus. [...] So überlegt man ganz ruhig. Leben wollen, o das wollen wir, bewußt und unbewußt, mit unerhörter Intensität. Woher sonst schon die wilde Energie auch völlig erschöpfter Truppen in den Nahkämpfen!“⁴¹

Wogegen sich Vaeth wandte, waren folgende Sätze des Kunstkritikers und Publizisten Karl Scheffler von 1915:

„Über das defensive Bedürfnis hinaus werden unerhörte Opfer gebracht. Durch die Nation geht es wie ein Rausch der Todeslust. Das Leben wird von Hunderttausenden hingeworfen,

als sei es nichts. Und doch will alle Kreatur sonst nichts als leben (...). Diese bange Lebensgier und Todesfurcht ist auf einen Schlag nun verschwunden. Der beste Teil des Volkes sieht festen Blickes jenem Opfer ins Auge, das nur einmal gebracht werden kann; singend und begeistert geht die Jugend dem Tode entgegen. Es ist nicht wahr, daß die Krieger von der Staatsgewalt, von der Konvention zu ihrem Opfer gezwungen würden; ihr Müssen ist auch ein freies Wollen. Sie sehnen sich nach Wunden, Leiden und Tod und nach dem Sieg.“⁴²

Auch Adolf Witte (1890–1915) widersprach am 11. Juni 1915 von Laszky in Galizien aus der Idealisierung des Märtyrerblutes und der Todesfreudigkeit:

„Ich sehe meine gesunden Glieder, höre das Krachen der Schrapnells, das Surren der Sprengstücke und komme unwillkürlich zu der Vorstellung, daß auch mich solch Ding zerreißen kann. Ich habe die Verwundungen gesehen, die solche Geschosse beibringen können. Eisen gegen Menschenfleisch! Der Angst nebenher läuft das süß-gruselige Todesahnen, das man nicht glauben möchte, dem man aber nicht entgehen kann. [...] Ich will doch noch leben!“⁴³

Eben so auch Hans Martens (1892–1915), der am 13. Juli 1915, noch am Vorabend seines Todes, in Rudnicki an der Szłota Lipa notierte:

„Die Lust, zu leben, und der Mut, zu leben, werden täglich größer, ich kenne das große Leben noch zu wenig, um es achtlos von mir schenken zu können – aber Todesverachtung, Heldentum, ich gestehe es mit Scham – das könnte bei mir nur im Rausche der überspannten, betäubten Sinne, in der höchsten Erregung eines Gefechtes kommen.“⁴⁴

Eugen Gura (1894–1917) bekannte am 7. August 1916:

„O Mutter, die Welt ist doch so schön, so schön – warum soll man nicht leben wollen? Dunkel sind die Pfade, wer weiß, woher? wer weiß, wohin? wer weiß, warum? – Aber die Welt ist schön und ihre Schönheit erkennen, heißt leben.“⁴⁵

Sogar die Identifikations- und Selbstästimations-Möglichkeiten wie Verteidigung der Freiheit des Vaterlandes und Schutz der Familie unter Einsatz des Lebens, von denen man am ehesten erwartet hätte, dass sie von den Feldgrauen traditionellerweise anerkannt worden wären, geraten im „Gebet vor der Schlacht“ von Alfred Lichtenstein in den Hintergrund. Auch hierzu finden sich Äußerungen in der Feldpost- und Erinnerungsliteratur. Der noch weiter unten ausführlich zu Wort kommende Theologiestudent Heinz von Rohden schreibt in einem Feldpostbrief vom 4. Juli 1915:

„Daher ist z. B. der Gedanke vom Kämpfen, Leben und Sterben fürs Vaterland [...] ein verhältnismäßig ferner Gedanke, wenigstens spielt er keine große Rolle unter den praktischen Motiven der einzelnen. Er ist zu abstrakt und unanschaulich.“⁴⁶

In der zweiten Kriegshälfte, am 4. Juli 1917, richtete Ludwig Becker von der Front an den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg den folgenden Brief:

„Seine Hochwohllebliche Hoheit Reichskanzler Behtman von Hollweg! Hiermit möchte ich mir erlauben zu dürfen zu fragen, wie lange wier alle hier im Schützengraben noch liegen sollen bis der Ersehnte Friede komt, denn wier haben jetzt nahzu 3 Jahre mit gemacht und jeden Tag daselbe Granattenkonzert, wier möchten jetzt auch wieder mahl in die Heimahrt zu unseren lieben Frauen und Kinder Vatter und Mutter. [...] Wenn Herr Reichskansler da mahl dabei wärn bei dem Pfeiferkonzert, würde er davon laufen, aber wier arme Luftschnaper müßen warten und stehen bis so ein Stahlvogel komt und pfeift das schöne Liedt jetzt gest du mit mir. Nun will ich schließen und vielmahls Grüßen von Allen aus dem Schützengraben. Ihr untergebenster Landsturmmann Ludwig Becker[,] Kgl. Bayr. Reserve Inf. Rgt. 8[,] 1. Komp. 1. Battl.“⁴⁷

„Als exemplarisch [...] darf die Aufzeichnung eines jungen Soldaten aus dem Jahr 1917 gelten“, schreibt Martin Greschat, der bei dieser Gelegenheit auch aus anderen Quellen zitiert und kommentiert:

„Des Mittags fand ein Feldgottesdienst statt, in welchem wohl die wenigsten Trost und Stärke gefunden hatten.‘ Was die Kirchen boten, war eine religiöse ‚Stimmung‘, die angesichts der brutalen Realität immer weniger half. Vor einem Sturmangriff ‚hilft wahrhaftig eine Zigarette mehr als die Bibel, Kant und Fichte.‘ [...] Die Masse der Soldaten wollte nur noch Frieden, Frieden um jeden Preis. ‚Religiöse Gedanken, Gefühle und Strebungen hatten keinen Platz mehr‘ im Leben der Menschen, schrieb im Herbst 1918 ein evangelischer Divisionspfarrer. ‚Zum Besuch der angesetzten und vereinbarten Gottesdienste war häufig keine Lust mehr vorhanden.‘“⁴⁸

Aus diesen häufigen, ganz elementaren Kundgebungen zur Kriegsunlust, die auch aus dem Zweiten Weltkrieg bekannt ist⁴⁹ – Bertolt Brecht: „Die Oberen sagen: / Es geht in den Ruhm. / Die Unteren sagen: / Es geht ins Grab.“⁵⁰ – geht jedenfalls schon numerisch hervor, dass die seit den Freiheitskriegen und dem Siebziger Krieg gelegten Rezeptionsvorgaben der Kriegstheologie im Horizont der Fronterfahrungen ihre Wirkungskraft, falls sie je eine erwähnenswerte besessen haben sollten, rasch einbüßten. Was zweitens hervorsteht, ist, dass diese Rezeptionsvorgaben, ihre Inhalte kaum in das kollektive Bewusstsein eingedrungen waren. Das lässt sich zeigen, wenn man sich den Sonderfall der beiden Marburger Theologiestudenten, der Gebrüder von Rohden ansieht. Sie stellen den vielleicht klarsten Beleg aus der Feldpostliteratur für die Bekanntschaft mit Fichte'schem Ideengut dar, wobei auffällt, dass hier nur einige, aber längst nicht alle Topoi der protestantischen Kriegstheologie zum Zuge kommen, dafür aber neuheidnische Elemente aus dem mit Ernst Jüngers Gedankengut verwandten „Schützengrabengeist“.

Exkurs: Der Sonderfall der beiden Marburger Theologiestudenten Gotthold (1895–1915) und Heinz von Rohden (1892–1916)

Der schriftliche Nachlass dieser beiden Brüder⁵¹, Feldpostbriefe und Tagebuchblätter, ist von ihrem Vater, dem Konsistorialrat Dr. Gustav Heinrich von Rohden (1855–1942), gesammelt und noch 1917 ediert worden.⁵² Diese Aufzeichnungen stellen m.W. insofern

in der gesamten dokumentierten Feldpostliteratur einen höchst seltenen und interessanten Ausnahmefall dar, als man nirgendwo sonst derartig deutlich eine vertiefte Bekanntschaft mit der Kriegstheologie erkennen kann. Heinz von Rohden schreibt am 5. Mai 1915 aus dem Feldlazarett in C[ambrai]:

„Außerdem habe ich hier auch fleißig gelesen, vor allem Fichtes Reden. [...] Es hat mich wirklich selten ein Buch so gepackt und hingerissen wie dieses. Wie das deutsche Volk berufen ist, ein ‚Urvolk‘ zu sein, das aus den ‚ursprünglichen‘ Tiefen heraus lebt, die toten überkommenen Stützen [...] immer wieder bekämpft und abbricht, und in ewiger Bewegung nicht von diesen äußeren Dingen ausgehend oder nach ihnen sich richtend, sondern dem Urgesetz des Lebens folgend und ihm vertrauend schafft, überwindet und wieder neu bildet – während das Ausland an seinem Fetisch, an irgendwelchen *Dingen* hängt, um deretwillen alles tut und von ihnen abhängt. Daß wir das tiefste Recht in diesem Kriege haben, weil wir den Kampf letztlich um eine Menschheitskultur führen, wie sie tiefer und wahrer kein anderes Volk herbeigebracht hat oder der Gesinnung nach gewillt ist durchzuführen, das hat Fichte als erster ausgesprochen, und wenn wir es tun, so greifen wir immer auf ihn zurück. [...].“⁵³

Deutlich wird an diesen Aufzeichnungen die motivierende Wirkung, welche die Fichte'sche Philosophie auf Intellektuelle auszuüben vermochte. Heinz von Rohden hatte, wie sein zweiter Brief vom selben Tag vermuten lässt, Fichtes Reden offenbar schon vor dem Krieg – wohl aufgrund eigener Affinität zum deutschen Idealismus – „gründlich studiert“; er verstand sie philosophiegeschichtlich einzuordnen und entdeckte sie jetzt, insbesondere die siebte, zwölfte und vierzehnte „Rede an die Deutsche Nation“⁵⁴, wieder, was ihn so begeisterte, dass er – nach eigener Aussage – Nachts kaum schlafen konnte. Im Lazarett las er die Reden aufgrund seiner bereits in der Vorkriegszeit erarbeiteten Rezeptionsvorgaben ganz neu unter kriegsästhetizistischem Gesichtspunkt. Sein Brief zeigt auch, für wie wesentlich und notwendig er die Fichte'sche Sinnstiftung unter den jeden Kampfgeist lähmenden Bedingungen des auslaugenden Kriegsalltags hielt:

„Fichtes Reden studierte ich gründlich. Seine eigentümliche Stellung in der Geschichte der Philosophie, sein Verhältnis zu Kant und vor allem das Große, Neue, ganz Einzigartige, das er bringt und in tiefer Wucht darzustellen weiß. Das hat mich die Nächte nicht schlafen lassen und mir Wege gezeigt in die Geisteswelt, in die wir gehören. Und die Sehnsucht wird groß nach neuem, großem, tätigem Aufbau. Uns aber scheint es, als ob unsere Hände hier draußen gelähmt wären, und das lastet furchtbar auf den Gemütern. Aber wir wissen, es muß durchgehalten werden, und ich werde für mich die Kraft sammeln in diesen stillen Tagen, die mir helfen soll, durch Wüsteneien frohen Mutes zu gehen.“⁵⁵

Auch wenn wir hier sicherlich nur einen Bruchteil aus dem Denken Heinz von Rohdens darbieten können – die Berufung auf Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ –, reicht dieses eine Zeugnis aus, um zu erkennen, dass bei einzelnen Soldaten mit bestimmtem, zumal theologischem Bildungsgrad Einflussnahmen des Fichte'schen Denkens zu konstatieren sind. Man darf bei dem Grad der Vertiefung Rohdens in Fichtes Reden nun durchaus voraussetzen, dass seine Fichte-Kenntnis nicht das Einzige war, was dieser junge Theo-

loge von der deutschen Kriegstheologie wusste. In einem Wochen später abgesandten Brief vom 21. März 1915, den er von Bullecourt (Frankreich) aus schreibt, kommt auch seine Nähe zum Seeberg'schen „Voluntarismus“, der These des „göttlichen Urwillens“ zum Ausdruck, wodurch für ihn das nur vordergründig säkulare Geschehen auf einen metaphysischen Ursprung zurückgeführt wird.⁵⁶ Diesem göttlichen Urwillen, der sich in den letztlich doch vernunftgemäßen, weil gottgewollten Naturprozessen äußere, zu denen auch das kriegerische „Menschengeschehen“ gehöre, dürfe man sich als „Werkzeug“ nicht verweigern, sondern müsse sich diesem vernünftigen Gesamtwillen mit „Sicherheit und Ruhe“ unterordnen:

„Aber das große menschliche Leben ist auch Schicksal, jetzt mehr wie je. Der Krieg ist nicht entstanden aus diesem oder jenem menschlichen Willen, auch letzten Endes nicht aus dem Willen großer Völkergruppen, sondern als ein Akt im geschichtlichen Verlauf, jetzt entstanden aus dem bestimmten Nebeneinander politischer Bildungen. Unser Treiben ist also ebenso gesollt, wie das der Natur. Wenn also die Vernünftigkeit in der Gesetzlichkeit liegt, so muß auch unsere Welt vernünftig sein, weil sie doch gesetzlich ist. Nur ist die große Gesetzlichkeit des geschichtlichen Verlaufs nicht übersehbar, wie die der Natur. Wir sehen nur immer Ausschnitte aus dem großen Geschehen und nicht seine Ganzheit, wie in der Natur. In der Natur ist im einzelnen auch viel Leiden, Vergehen und Zerstören. Aber wir können auch einen Blickpunkt einnehmen, von dem aus man dieses zugunsten der gesamten Schöpfung, zugunsten der beruhigten Selbstverständlichkeit, mit der alles geschieht, übersehen kann. Wenn wir also einen einheitlichen Willen auch im Menschengeschehen erblicken können, wenn wir uns in allem unsern Tun des Zerstörens und Tötens als Werkzeuge einer göttlichen Schöpfungstat fühlen, so dürfen wir mit derselben Sicherheit und Ruhe unserer Aufgabe, als der Erfüllung des göttlichen Willens nachgehn, wie die Natur, wenn sie ihrem Meister gehorcht.“⁵⁷

Nicht weniger aufschlussreich ist in diesem Sinn auch seine Predigt vom 4. Advent 1915 in Varna, in welcher er den Voluntarismus Gottes im Welt- und damit im Kriegsgeschehen auf die lukanische Fassung der Geschichte vom Hauptmann von Kapernaum (Luk. 7, 2–10) hin auslegt: Von diesem Hauptmann könne man lernen, wie man sich dem Willen Gottes, „der die Macht ist in allem Weltgeschehen, das jeden einzelnen umschließt“, gehorsam, furchtlos und festen Mutes hingeben soll:

„Der Soldat horcht auf das, was sein Hauptmann ihm aufträgt; er geht hin und führt den Auftrag aus, ohne danach zu fragen, ob dies für ihn selbst nützlich oder gefährlich ist. Er tut es einfach, weil ihm sein Hauptmann das aufgetragen hat. Und er weiß, daß sein Hauptmann für ihn sorgt; darum tut er es gern, mag auch kommen, was da kommen will, mag er selbst auch sein Leben verlieren. Sein Herr gibt keinen sinnlosen Befehl; er hat vielleicht einen tieferen Sinn im Auge, als der Soldat ahnt. Wie der Soldat seinem Hauptmann gehorcht und ihm vertraut, so gehorcht der Hauptmann auch seiner Obrigkeit. Doch nicht nur dem Befehl seiner menschlichen Vorgesetzten, sondern auch der Macht, die über uns herrscht in all den Dingen, von denen wir abhängig sind. Dieser Macht können wir nicht entrinnen. Sie regiert in unserem kleinen Einzelschicksal und in dem großen gewaltigen Weltgeschehen, in dem dieses verhaftet ist. Hat ein Einzelner von uns den Krieg gewollt? Kein einziger! Er ist dazu gezwungen worden, einfach weil er ein Sohn Deutschlands war. Hat Deutschland den Krieg

gewollt? Nein. Es ist dazu gezwungen worden, weil seine Feinde es zu vernichten drohten. Haben unsere Feinde den Krieg gewollt? Einzelne von ihnen sicher! Ihnen paßte ein Krieg gegen Deutschland in ihren Kram. Aber hätte es zum Krieg kommen können, wenn nicht der Charakter ihrer Völker, die Geschichte ihrer Entwicklung und die Beziehungen der Völker untereinander in eine solche Richtung gezwungen wäre, daß es schließlich zum Kriege kommen mußte? Wir sind nicht verantwortlich für das Weltgeschehen, in dem wir verhaftet sind. Für uns kommt es nur darauf an, wie wir uns dieser Gewalt gegenüber, die über uns herrscht, stellen. [...] Der Hauptmann von Kapernaum und seine Soldaten hatten gehorchen gelernt [...]. An diesem Gehorsam hatten sie auch das weit Schwerere gelernt, den Glauben und die Hingabe an Gott, der die Macht ist in allem Weltgeschehen, das jeden Einzelnen umschließt. Wenn wir uns unserm Schicksal hingeben freien Herzens, wenn wir nichts von ihm fürchten, wenn wir festen Mutes stolz unserem Beruf leben, zu dem wir berufen sind und ihn mit *ganzer Seele* ausfüllen, dann haben wir Glauben; einen Glauben, der die tiefsten Wurzeln unserer Seele erfaßt und ein Leben erweckt, das über alle Vernichtung, alles Elend, allen Tod siegen wird.“⁵⁸

Von Belang ist nun aber, dass auch bei Heinz von Rohden eine Reihe von etablierten kriegstheologischen Topoi nicht ausdrücklich abgerufen wird. In seinen Darlegungen zum Schöpfungswillen Gottes und dem „Logos“ der Naturgesetzlichkeit des Krieges fehlt die schon bei Arndt, Fichte und Hegel, sodann bei Seeberg vorhandene Verquickung von darwinistischen Vorstellungen mit der eschatologisch-universalheilsgeschichtlichen Komponente, die gerade im „Weltberuf“ des von Gott auserwählten Germaniens zum Ausdruck gelangt. Bei der insgesamt dünnen Quellenlage ist nicht klar zu erkennen, ob und inwieweit Heinz von Rohden dem ganzen Vorstellungskomplex der Hegel'schen Auserwähltheitsphilosophie alles Germanischen gefolgt ist. Hat er sich davon ausgehend auch zu dem gegen Tod und Teufel streitenden Kreuzrittertum bekannt, zu welchem Deutschland durch seine höhere Völkerqualität qualifiziert sei? Hat er in den Dimensionen des seit den Freiheitskriegen üblich gewordenen apokalyptischen Dualismus' gedacht? Hat er in der „Germania“ die immanente Endzeitstreiterin des Guten gegen das minderwertige Böse, verkörpert durch Deutschlands Kriegsgegner, gesehen, den noch auszufechtenden Kampf „Germanias“ als Kampf um die Welterlösung verstanden? Einige Abgrenzungen sind immerhin sichtbar, wenn er sich etwa in einem Brief vom 16. Mai 1916 aus Varna (Bulgarien) an eine Marburger Kommilitonin ausdrücklich gegen die „Rassentheorie“ Gobineaus⁵⁹ wendet, so dass man hier durchaus auf eine Distanz zum Kulturdarwinismus Arndts und Seebergs schließen darf. Dazu passt, dass bei Heinz von Rohden auch die „Macht“-Idee auftaucht, die er aus Max Schelers Traktat „Der Genius des Kriegs“ übernommen zu haben scheint, in welchem ebenso die Kriegsrelevanz darwinistischer Anschauungen bestritten wird.⁶⁰ Nicht abgegrenzt erscheint Heinz von Rohden von der national-christlich eingefärbten Opferideologie, die wiederum an die oben erwähnten apokalyptisch-dualistischen Denkmuster erinnert. In Anlehnung an das eschatologische Pauluswort von 1. Kor. 15, 55 spricht er davon, dass der Tod seines Bruders Harald „verschlungen ist in den Sieg“.⁶¹ Heinz von Rohden könnte dabei den Terminus „Sieg“ Christi – nach Art vieler anderer Kriegsexegetiker – auch äquivokativ mit dem militärisch-endzeitlichen Sieg Deutschlands über „Tod und Teufel“ verbunden haben, so als ob dieser deutsche Sieg auf dem Schlachtfeld das immanente Unterpfand der Welterlösung sei.

Heinz von Rohden ist an diesem Angelpunkt der protestantischen Kriegstheologie einmal deutlich geworden. Er schreibt am 13. Juni 1915 von Cambari und am 15. April 1916 von Varna aus, dass, „wenn das Fleisch auch noch so sehr schreit und die Seele erschreckt“, im Grunde die „Gewißheit [nicht] schwindet [...], dass wir doch die Sieger bleiben“, ja dass alles dieser „Sache“ Deutschlands „und ihrer Erfüllung auf diesem Stern dienen“ muss, dass die „Leiber der Gefallenen“ für die „Neugründung eines starken geschlosseneren neuen Deutschlands“ ein „starkes Fundament“ bilden, dass solcher „Opfersinn“ wie ein „Sauerteig“ die Massen durchdringt und „unsere Toten“ durch ihr Opfer „vom einzelnen endlichen Ich [...] zum Leben des Reiches Gottes“ aufsteigen.⁶² –

Viel weniger deutlich als Heinz von Rohden hat sich der drei Jahre jüngere Bruder, Gotthold von Rohden, geäußert. Man muss ihn schon, was jedoch weder empfehlenswert noch zwingend ist, mit seinem Bruder zusammendenken, wenn man ihn als Kriegstheologen verstehen will. Gewiss ist er durch sein Elternhaus und als Theologiestudent – er hat in Marburg frühestens 1913 zu studieren begonnen – ebenso mit Hegel, Fichte, Schleiermacher, Arndt und Seeberg bekannt geworden, jedoch nicht in der Tiefe wie sein älterer Bruder Heinz. Er wird bis zum Ende September 1915 verschiedentlich kriegstheologische Predigten gehört, kriegstheologische Broschüren im Feld gelesen haben. Aber davon spiegelt sich auch in seinen Feldpostbriefen und seinem Tagebuch wenig wider.⁶³ Am 10. Dezember 1914 schreibt er von M. (? vor Arras) aus, dass Gott als der „große Schlachtenlenker [...] jeder Kugel ihre Richtung gibt“, es aber „diesmal bei einer leichten Schramme [habe] bewenden lassen“.⁶⁴ Heißt das aber schon, dass Gotthold von Rohden hinter dem Krieg eine dem menschlichen Willen nicht unterworfenen gottgewollten Naturgesetzlichkeit des Krieges stehen sieht, in welcher sich der Urwille Gottes manifestiere? So fehlen bei ihm – in welchem Maß das lediglich abhängig ist von der dünnen Quellenlage, ist nicht zu sagen – fast alle konstitutiven Elemente der protestantischen Kriegstheologie, es sei denn, man fände bei ihm Anklänge zur Vorstellung Seebergs vom göttlichen Voluntarismus und zöge diese Linie bis zur Kriegstheologie Seebergs aus. Heinrich von Rohden, sein Vater, bezeugt, dass sich Gotthold an dem Kriegsflugblatt Nr. 5 „Gottesruhe im Kampf“⁶⁵, „erquickt“ habe, aus dem er 1917 folgende Sätze zitiert:

„Der Mensch steht ohnmächtig unter dem Eindruck absoluter Vernichtung. Und doch kann ein Gedanke diesen Eindruck völlig beherrschen: jedes dieser Geschosse fliegt seine Bahn nach *einem Willen*, nach dem Willen Gottes, keines wirkt anders, als *er* beschlossen hat, schon ehe du geboren warst; diese ungeheure Vernichtungskraft ist gegenüber Gottes Macht schwächer als das Haften eines Staubeilchens, das des Menschen Atem verweht, ohne dass er es gewahr wird. Dieser Gedanke gibt Kraft; nicht den Nerven, aber dem Herzen. – – Eine Stunde lagen wir so; weit über hundertmal spieen die Batterien ihre Geschosse zu uns herüber. Wie anderen zumute war, weiß ich nicht. Ich aber war in diesem Gedanken völlig ruhig; wenn ich als Kind Tadel erwartete, hat mich das oft in größere Sorge versetzt als dies drohende Unheil, dies Erwarten der Vernichtung. Es ist eine ungeheure Kraft, dies Bewußtsein in Gotteshand zu ruhen. – – Gebetet habe ich in dieser Stunde nicht, aber nie im Leben hatte ich *so* das Gefühl, in Gottes Arm zu liegen, wie ein neugeborenes Kindchen im Arm des Vaters ruht. Ich glaube nicht, dass mich dieses Gefühl je wieder verlassen wird. – – “⁶⁶

Das reimt sich durchaus mit Äußerungen aus seinen Briefen zusammen („aber Gott hat es anders vorgehabt mit uns“, oder, „weil ich mich in einer höheren Hand wußte“)⁶⁷, hat aber noch nicht unbedingt etwas mit „Kriegstheologie“ zu tun. Allerdings kommt der national-christliche Opfergedanke – in Verbindung mit der Vorstellung vom göttlichen Willen – bei Gotthold von Rohden einmal unmissverständlich zum Ausdruck; und das hat an dieser Stelle kriegstheologische Qualität. Er verteidigt sich in einem Brief vom 8. Juli 1915 gegen den „Vorwurf der zu großen Opferbereitschaft“.⁶⁸ Womit aber hing diese „zu große Opferbereitschaft“ zusammen? Die Antwort auf diese Frage kann ein früherer Brief vom 11. Dezember 1914, geschrieben bei Arras (Nordfrankreich), geben. In diesem Brief bekennt er – und das ist die einzig verlässliche Stelle, anhand derer man bei Gotthold von Rohden wirklich von „Kriegstheologie“ sprechen kann, weil hier vom Willen Gottes „zum Heile Deutschlands“ die Rede ist –:

„Ich bin nicht mehr ich, sondern ein Teil der Volkskraft, die sich für das Vaterland aufbrauchen und aufopfern muß. Darum weg mit der ängstlichen Sorge um meine Person, Ihr müßt schon längst abgeschlossen haben wie ich; komme, was kommen mag, es geschieht Gottes Wille, zum Heile Deutschlands.“⁶⁹

Gotthold von Rohden fiel am 26. September 1915 in der Champagne. Es gibt zu denken, dass er gegen Ende seines Lebens am Sinn des Krieges zunehmend zweifelte. Ihm wurde durch die Kriegserfahrung alles „unfaßbar, unerklärbar, schlechthin irrational.“ Er schreibt am 23. Juli 1915:

„Manch’ ‚schönes Gedicht‘, in der warmen Stube in Begeisterung vielleicht geschrieben, vom Heldentod und vom schönen Sterben berichtend, liest man jetzt mit bitterem Lächeln.“⁷⁰ –

Man wird nicht ganz falschliegen, wenn man von den Ausführungen der Gebrüder Rohden her weiterfolgert, dass sich auch bei den im Gefecht stehenden Studenten der Theologie die spezifisch protestantische Kriegstheologie mit all’ ihren Facetten generell nicht durchsetzte. Das wird schon allein die Schreckenserfahrung des Kriegsalltags verhindert haben. Wer seinen Glauben nicht verlor, wird eher zu seinem „Kinderglauben“ vom „ewigen Wert des Christenglaubens“, der durch nichts in Frage gestellt zu werden vermag, zurückgekehrt sein. Wer ihn verlor, wird sich dem Einfluss der neuheidnischen Grundgedanken Max Schelers⁷¹ und Ernst Jüngers geöffnet haben. Direkte Bezüge in Form von Zitaten lassen sich zwar nicht nachweisen, doch ein gewisser intellektueller „Schützengrabengeist“, in dem man über Sinn und Zweck des Krieges nachdachte, dürfte zumindest allen Nationalkonservativen gemeinsam gewesen sein: Der Krieg ist eine „gottgewollte“ dauernde Welteinrichtung im Wachsens- und Werdensprozess der Völker und Staaten, in der Machtsteigerung des Lebens, der Kulturschaffung und Höherentwicklung des Weltgeistes. Abschnitte aus Ernst Jüngers späterem Buch von 1925 „Feuer und Blut“⁷² und das Schrifttum des rechtsintellektuellen Juniklubs⁷³ zeigen das umso deutlicher. Hier fehlen die spezifisch prägenden geschichtstheologischen, apokalyptisierenden Konstitutiven der protestantischen Kriegstheologie, sowie das vom Bösen welterlösende, schon *hic et nunc* eschatologisch wirksame Kreuzrittertum. Dafür finden sich pseudo-religiös phan-

tasierte Kern-Überzeugungen des Heroismus, die Bejahung eines permanenten, unbarmherzigen Kampfes, die später – die Jünger'sche Intention völkisch prolongierend – in der Brutalität des Nationalsozialismus erneut die Züge eines germanisch-rassisch motivierten Vollstreckungsrechts der „Besten, Kühnsten, Würdigsten“ annehmen.⁷⁴ Ernst Jünger schrieb 1925 (auch hier müssen wir ausführlicher zitieren, um seine ideologische Position abzubilden⁷⁵):

„Daß wir wie Blumen, die erblühen, und wie Früchte, die reifen und abfallen, nicht Selbstzweck sind, sondern einer tieferen Verbindung unterworfen, und daß ein mächtiger, unpersönlicher Wille durch uns spricht. Wer das erkennt und anerkennt, der besitzt Religion, und wenn er zugleich ein Mensch des tätigen Lebens ist, dann lebt er in einer heroischen Welt. [...] Denn hier sehen wir uns einer Auferstehung des Rechtes gegenüber, nicht jenen Rechtes, das in Satzungen gebunden ist, sondern des absoluten Rechtes, das aus sich selbst heraus neue Wertungen und neue Gesetze schafft. Hier sollen neue, bündige Siegel gedrückt werden in das flüssige Wachs der Welt. [...] Und daher ist es auch sie, die uns wegwerfen wird wie ein schlechtes Werkzeug, wenn wir die große Probe nicht bestehen. Die Menschheit stellt sich einem großen, gerechten Urteilsspruch, an dem sich nichts drehen und nichts deuteln läßt. Auf rauchenden Feldern wird die Erde den Sieger empfangen, den Besten, den Kühnsten, den Würdigsten. Der, welcher sein Schicksal am besten zu führen versteht, wird auch das ihre lenken dürfen. Da wird sich erweisen, ob wir zu jenen härtesten Völkern gehören, denen sie sich willig ergibt. [...] Es geschieht für die Erde selbst, die den Kampfhaften liebt. [...] In den Waffen der Menschen hat sich die Härte und Unbarmherzigkeit der das Leben treibenden Kräfte trefflich auszudrücken gewußt. [...] Was im Tierreich am lebendigen Leibe durch die Krallen und Zähne des Stärkeren geschieht – hier wird es durch die Granate zustande gebracht. [...] Jeder wird mit Notwendigkeit zum organischen Teil einer größeren Kraft. Hier kann man sich nur treiben lassen und formen unter dem Zugriff des Weltgeistes selbst. Hier wird Geschichte in ihrem Brennpunkt erlebt. [...] Hier ist der Lebenswille übersprungen vom einzelnen auf die Nation, und der einzelne steht vor der Tat, geheimnisvoll gerichtet und regiert, mit jeder Faser seines Lebens in einen unwiderstehlichen Kraftstrom gespannt [...] und dem Sinne eines höheren Seins oder Nichtseins unterstellt. [...] Und furchtbar stehen wir hier, als Vollstrecker eines absoluten Rechtes, das sich aus sich selbst heraus seine Gesetze schafft, und sie durchsetzt gegen den härtesten Willen einer feindlichen Welt. [...] *Wer das beobachtet und für sein ganzes Leben nicht von der Idee den Begriff des höchsten und tätigsten Faktors der Wirklichkeit als Gewinn nach Hause nimmt, der ist ein verlorener Mensch.* [...] Darum hat jeder große und harte Wille auch unsere Gefolgschaft gefunden, soweit die Geschichte reicht. Und überall, wo es später auch sei, wo dieser Wille sich erhebt, wird er Leute von unserem Schlage finden, deren Glück es bedeutet, durch ihn für die gemeinsame Idee zu siegen oder unterzugehen. Die für ihn handeln und leiden wollen. Die nicht geschont sein wollen. [...]“⁷⁶

Es war nicht von ungefähr, dass Thomas Mann den Nihilismus, den Nietzsche „als unabwendbar angekündigt habe“, in den Schriften Ernst Jüngers „fix und fertig“ präsent wiederentdeckte und etwas Gleichwertiges auch im Nationalsozialismus als der „Revolution des Nihilismus“ erkannte.⁷⁷

b) „Haben Sie denn keinen Feldkuraten, der die Leute aufpulvern könnte?“ –
Nationale Verflachung und Verkümmern der eigentlichen Glaubensinhalte

Was – *zweitens* (wir knüpfen damit nach dem Exkurs zu den Gebrüder Rohden wieder oben an Kap. XIV, 1, a an) – die inneren, mentalen sowie spirituellen Motive betrifft, aufgrund derer man vermuten könnte, dass die Kriegstheologie abgelehnt wurde, gilt es zunächst nachzufragen, ob die Inhalte, die von den Divisionspfarrern an der Front gepredigt wurden, tatsächlich immer auch übereinstimmten mit dem, was die Kirchen an ideologisch lautstarker Kriegstheologie etwa in den Kriegsliturgien von Arper und Zillessen, sowie in manchen Feldbroschüren verbreiteten. Martin Schian, der bereits 1916 vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuss beauftragt worden war, eine Geschichte der Arbeit der deutschen evangelischen Kirchen während des Weltkrieges zu schreiben⁷⁸, charakterisierte relativ kurz nach dem Ersten Weltkrieg die Predigt- und Andachtspraxis an der Front und in den Lazaretten aufgrund verschiedener Mitteilungen⁷⁹ und Eigenerfahrungen in der folgenden Weise: Die an den Fronten eingesetzten Feldgeistlichen hätten auf die ersten großen militärischen Erfolge im Westen wie im Osten, aber auch auf lokale Ereignisse eingehen und patriotische Töne anschlagen müssen. Selbst noch nach 1916 habe es sich so verhalten, um auch die der evangelischen Wortverkündigung entfremdeten Hörer erreichen zu können. Predigten rein evangelischen Charakters ohne vaterländischen Bezug zum Krieg wären in der ersten Kriegshälfte allgemein auf wenig Interesse gestoßen. Schian fügte jedoch hinzu, dass Predigten, welche die religiösen Gedanken gänzlich „durch nationale verflacht[en], verdrängt[en] oder verkürzt[en]“, schon zu Kriegsbeginn genauso abgelehnt worden seien:

„Wenn z. B. in der Passionszeit das große ‚Für uns‘ des Opfertodes Christi zurückgedrängt wird durch übermäßige Betonung der unbestreitbaren Opferwilligkeit, die in dem ‚Für uns‘ des Heldentodes unserer tapferen Feldgrauen liegt, so muß das als eine nationale Rede gelten, ist aber eben keine evangelische Predigt. Oder wenn die Ostergewißheit der Auferstehung Christi nur umgedeutet wird zu einem ‚deutschen Ostern‘, oder Pfingsten zu einem Gedenktag neuen deutschen Geistes umgestempelt wird, so vergißt der Prediger, mag er es noch so gut meinen, Beruf und Aufgabe.“⁸⁰

In der Tat wird es jedoch solche „umstempelnden“ Predigten bis weit in den Krieg hinein „reichlich“ gegeben haben. Karl Kraus hat in seinem Drama „Die letzten Tage der Menschheit“ zwei zusammenfassende Ausschnitte aus solchen kriegsaffirmativen Ansprachen geliefert, die nach dem Motto „Haben Sie den[n] keinen Feldkuraten, der die Leute aufpulvern könnte? Die Offensive darf um keinen Preis verzögert werden!“ gehalten wurden.⁸¹ Der „renitente“ Pfarrer Rudolf Schlunck beklagte am 15. Dezember 1918 in einem Vortrag, dass die Kirche „in die staatliche Knechtschaft versunken“ gewesen sei:

„Zu Beginn des Krieges sei das erschütterte Volk fragend und trostbedürftig zur Kirche gekommen. Aber sie konnte ihm nicht den wahren Gott bieten, sondern bot ihm den nationalen Gott. Die befreiend und erlösend wirkende Bußpredigt wurde durch eine nationale Religion ersetzt, die, wie er [= Schlunck] durch Beispiele aus seiner eigenen Kriegserfahrung nachwies, oft die gröbsten und schließlich lächerlichsten Formen annahm.“⁸²

Die Beanstandungen von „Entgleisungen schwerster Art“ müssen schließlich derart „zahlreich und lebhaft“ gewesen sein⁸³, dass sich der preußische Feldpropst D. Max Wölfling (1847–1928)⁸⁴ gezwungen sah, am 25. Februar 1916 folgende Verfügung zu erlassen:

„Es ist bei mir darüber Klage geführt worden, daß namentlich jüngere in der Heeresseelsorge stehende Geistliche in ihren Predigten und Ansprachen die Verkündigung des Evangeliums gegenüber vaterländischen Gedanken zurücktreten lassen. Obwohl ich aus den Berichten der Geistlichen mit Befriedigung ersehe, daß die Notwendigkeit religiöser Vertiefung der Amtsreden desto mehr empfunden wird, je länger der Krieg dauert, so nehme ich doch Veranlassung, daran zu erinnern, daß auch gerade im Kriege die Darbietung des unverkürzten Evangeliums die Hauptaufgabe der Seelsorge ist und daß die Verkündigung der Heilsbotschaft zwar den Verhältnissen des Krieges Rechnung tragen soll, aber unter keinen Umständen in ihrem Inhalte verflüchtigt oder durch die Anpreisung vaterländischer Gesinnung und soldatischer Tugenden verdrängt werden darf.“⁸⁵

Auch katholischerseits sah man sich veranlasst, theologisch gravierenden Abirrungen gegenüber einzuschreiten. So sagte der von schwersten theologischen Entgleisungen nicht freie Bischof Michael von Faulhaber⁸⁶ 1917 in einer Kreuzwegsandacht: „Wir dürfen das gotteslästerliche Wort nicht wiederholen, unser Volk sei selber der Welterlöser auf dem Kreuzweg.“⁸⁷

Andererseits predigten in dieser vehement nationalistischen Weise längst nicht alle Feldgeistlichen, wie etwa Erich Stange (1888–1972) an einer Auswahl aus zahlreichen Beispielen nachgewiesen hat.⁸⁸ Inwieweit die insbesondere auf den Protest des pietistischen „Gemeinschaftschristentums“ Rücksicht nehmende Vermahnung des Feldpropstes respektiert wurde, steht aufgrund gegenläufiger Tendenzen dahin. Bis ins Frühjahr 1918 hinein verpflichtete man den größten Teil der Feldgeistlichen dienstlich zur Absolvierung theologischer Lehrgänge; diese fanden in Warschau, Wilna, Lemberg, Riga und Brüssel statt; deren Leitung oblag niemand anderem als Reinhold Seeberg, der während dieser Fortbildungsveranstaltungen als einer der radikalsten, auf die völkisch-darwinistische Kriegstheologie eingeschworenen *hardliner* mehrfach referierte.⁸⁹ Die einschlägigen Themen, die von einer Reihe von Theologieprofessoren abgehandelt wurden, lauteten beispielsweise: „Deutsche Art“, „Altes Testament und Kriegsfrömmigkeit“, „Tragende und stählende Kräfte des Neuen Testaments“, „Nationalismus und Universalismus in der Bibel“, „Die neue Form der Predigt“⁹⁰, „Die Bedeutung der Freiheitskriege für die kirchengeschichtliche Entwicklung“, „Neue Wege der Einwirkung auf die Frömmigkeit der Mannschaften“, „Deutsche Religion und Deutsches Christentum“ (Seeberg), „Krieg und Gottesglaube“ (Seeberg)⁹¹, „Evangelium und Kriegsfrömmigkeit“, „Das Frömmigkeitsideal im Kirchenlied des dreißigjährigen Krieges und der Gegenwart“. Teilnehmer waren in Warschau rund 240, in Wilna 100, in Riga 180, in Lemberg 50, in Brüssel 200 Feldgeistliche. Das waren 770 von den schon oben einmal genannten insgesamt 1045 Feldgeistlichen, die übrigens erst nach überprüfter Eignung von der Heeresleitung berufen worden waren.⁹² Es spricht also nach allem – trotz der von Reimann mit Recht geltend gemachten überwiegend „stummen“ Quellenlage der Feldpost – einiges für die Vermutung, dass es eine nicht eben geringe Anzahl von Feldgeistlichen gegeben hat (in den Heimatgemeinden

wird es sich mit den Gemeindepfarrern kaum anders verhalten haben⁹³), deren die Bibel kriegsideologisch umkremplende Predigt abgelehnt wurde.

Als Zeugnis hierfür lässt sich auch noch ein indirekter Beleg anführen, der aus dem Großen Hauptquartier selbst stammt. Offenbar war dem als Vertreter der Obersten Heeresleitung ins kaiserliche Gefolge abgeordneten Generalstabsoffizier Oberstleutnant Alfred Niemann die weitverbreitete Ablehnung der kriegstheologischen Predigt zu Ohren gekommen. Er resümierte noch 1928:

„Das Land Herders, Lessings, Schillers und Goethes, Luthers, Kants, Fichtes und Hegels, des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Einzigen, Wilhelm von Humboldts, des Freiherrn vom Stein und Bismarcks *find weder Gedanken noch Worte, um sich in seinem Existenzkampf mangels einer materiellen wenigstens eine moralische Unterstützung zu sichern*, noch dazu in einer Zeit, in der man mit Recht von einer Krise des Zeitgeistes sprechen konnte, die der Lösung harpte, einer Lösung, die zu finden das Volk der Denker und Dichter sich in erster Linie berufen fühlen musste [...]. *Wo aber ein positiver aufbauender Gedankeninhalt fehlte*, da fehlte auch die Kraft, das eigene Volk gegen die Einflüsse der feindlichen Zersetzungsarbeit hellsehtig und immun zu machen. Deutsche wurden im eigenen Lande zu Propagandisten einer volksfremden antideutschen Gedankenwelt.“⁹⁴

Niemanns Kritik aus dem Großen Hauptquartier, mit der er nicht allein stand⁹⁵, überrascht, wenn man bedenkt, dass – wie schon oben dargelegt – die Kriegstheologie jahrelang in anwesenheitspflichtigen⁹⁶ Frontgottesdiensten und -andachten gepredigt, in Erbauungsbroschüren in Stückzahlen von bis zu 200.000 Exemplaren⁹⁷ in den Schützengräben verteilt, im vaterländischen Unterricht⁹⁸ besprochen wurde. Die deutsche Kriegstheologie war im Reich – jedenfalls materialiter – präsent und auf diese Weise auch in den Schützengräben keine unbekannte Inhaltsgröße geblieben. Die Spitzensätze der deutschen Kriegstheologie wurden überdies von der Auslandspresse – aus Motiven eigener Kriegspropaganda – registriert und entsprechend kommentiert.⁹⁹ Die sonderbare Äußerung Niemanns zum Nichtvorhandensein des „positiv aufbauenden Gedankeninhalts“ lässt sich nur so erklären, dass ihm zum Ende des Weltkriegs hin vermehrt Nachrichten von der Kriegsunlust an Front und Heimat und von der Ignoranz kriegsphilosophischer und -theologischer Inhalte zugetragen worden waren. Er muss erfahren haben, dass man diese (auch theologischen) Inhalte wenig oder gar nicht rezipierte, sie nicht debattierte, sie vielfach schweigend überging oder sich „angeekelt“ von ihnen abwandte. Vielleicht hatte Niemann dies auch selbst in seinen eigenen Kreisen miterlebt. Als im März 1918 Wilhelm II. im Großen Hauptquartier auf seiner Deutung des Krieges als einer von Gott gesandten Prüfung beharrte, an der die Deutschen wachsen und größer werden sollten, nahm ihn kaum noch jemand wirklich ernst.¹⁰⁰

c) Der „liebe Otto“ und das fünfte Gebot – „Du sollst töten“ als „Leitsatz im Katechismus der neuen Zeit“ – Stimmen zu den Ursachen der Verfehlung des kriegstheologischen Meinungsmonopols

In der Beantwortung der Frage, warum die Kriegstheologie mehrheitlich abgelehnt wurde, lässt sich – *drittens* – das Gebot „*Du sollst nicht töten*“ anführen. Die im Menschen allgemein verbreitete elementare Scheu vor dem Töten verband sich bei so manchem Soldaten mit der Bibelkenntnis. Zum einen wird das Fünfte Gebot von Jesus an erster Stelle unter denjenigen Weisungen genannt, deren Befolgung das ewige Leben verbürge (Matth. 19, 18).¹⁰¹ Zum anderen ergeht das Tötungsverbot im Alten Testament zweifach (Ex. 20, 13; Deut. 5, 17) und wird in der Berpredigt noch verschärft (Matth. 5, 21 ff). Diese Massivität des Tötungsverbotess stieß sich für viele mit der Wahrnehmung, dass ein anderes Gebot „*Du sollst töten*“ zum gespenstischen Leitsatz „im Katechismus der neuen Zeit“¹⁰² geworden war. Sie hatten von klein auf gelernt: „Du darfst nicht töten!“, aber dann hieß es plötzlich „Du mußt gut zielen, damit du triffst.“¹⁰³ Robert Musil nannte es „die von Landpfaffen den Ereignissen abgelauschte neue Erweiterung der Moral“.¹⁰⁴ Auch Rabbiner Samson Hochfeld in Berlin beklagte diese „Forderung des Tages“.¹⁰⁵ Allerdings hatte schon in Vorkriegszeiten Friedrich Naumann in der „Gotteshilfe“ den Konflikt zwischen „dem Dienst an der Kanone“ und dem Fünften Gebot auszuräumen versucht. In seinem Brief „An einen Soldaten“ (1900) schloss er sich inhaltlich dem theologischen Duktus des schon weiter oben zitierten Soldatenliedes¹⁰⁶ von Johann Friedrich Tiede „Auf dein Gebot [d. h. in den Krieg zu ziehen], mein Gott“ an, das den ethischen Zwiespalt beschwichtigt¹⁰⁷:

„Auf Dein Gebot, mein Gott, soll ich und will ich gehen;
noch eh' ich war, hast Du mir diesen Tag ersehen.
Ich murre nicht, wird gleich mein Tagewerk mir schwer;
kein Seufzen und kein Schritt geschieht von ungefähr.

Ein Dir ergeb'nes Herz bleibt ruhig beim Getümmel,
durch Mühsal geht der Christ an Deiner Hand zum Himmel.
Mein Heiland ging für mich des Lebens schmalen Pfad,
kein Weg ist je so rauh, den er nicht selbst betrat.

Die Last, die mich jetzt drückt, wird mich nicht immer drücken;
Gott wird den müden Knecht am Ende auch erquickern.
Sind mir gleich Weg und Ziel und Gegend unbekannt,
den Frommen leitet Gott an seiner Vaterhand. [...]“¹⁰⁸

Naumann verband mit diesem seinem Brief „An einen Soldaten“ schon 1900 die Absicht, die in der Mitte der wilhelminischen Gesellschaft offenbar im Schwinden begriffene autoritätshörige, kriegsaffirmative Auffassung zu reanimieren, dass sich der Frontsoldat um den das christliche Gewissen belastenden Widerspruch zum Fünften Gebot nicht zu kümmern brauche, ja dass es nicht an ihm sei, die Entscheidungsfrage nach der Vereinbarkeit von Krieg und Evangelium zu stellen:

„Lieber Otto! [...] Du hast den Krieg nicht angefangen, du bist für die schweren Verwickelungen der Weltpolitik nicht verantwortlich, darum laß dich draußen im Felde in der Ferne alle diese Fragen nicht quälen, ob es so kommen mußte, wie es kam. Das kann heute noch niemand überschauen. Du hast dich entschlossen, dem Vaterland zu dienen. Das ist die Grundlage deiner Gesinnung auf dem gefährlichen Wege. Nicht die Diplomatie ist dein Fach, sondern der Dienst an der Kanone. [...] Das ist dein Beruf, den dir Gott jetzt gegeben hat, und in dem du ein völlig gutes Gewissen haben sollst. Das letztere ist mir die Hauptsache, denn ich kenne dich und weiß, wie leicht du zweifelst, auf dem richtigen Wege zu sein. Gehe getrost! Die erste sittliche Pflicht, die wir alle haben, ist die Selbsterhaltung unseres Volkes. [...] Wir glauben an unsere Weltaufgabe. Nur darum können wir es den Vätern und Müttern zumuten, ihre Söhne in blühender Jugend für den Waffengang im Osten herzugeben. Ich weiß, daß dein Vater dir die Hand aufs Haupt legen wird und sagen: Geh mit Gott! Geh mit Gott! Das heißt: Nimm dein Gottvertrauen mit in den Krieg [...] Geh hinaus mit allem schlichten Glauben deiner Kindheit an den Weltregenten, dem die Erde gehört und alles, was auf ihr lebt und webt. Du gehst in die Ferne. Gott ist überall! Er sei mit dir! Gott ist überall, wo jemand sich für etwas Großes opfert. Opfer für ein hohes Ziel sind nie vergeblich. Darum verliere die Zuversicht zur Nützlichkeit deines Opfers auch dann nicht, wenn du selbst darunter leidest. Du glaubst an Deutschlands Zukunft, ich auch! Du glaubst, daß Gott sie will, ich auch! In diesem Glauben gehe hin, und sei ein tapferer, wackerer Kriegermann, wie es unsere Vorfahren waren. [...] Gehe hin, ein Kind deiner deutschen Ahnen, ein Sohn eines Volkes, das aus Blut zum Volke ward, geh hin, halte fest, was wir alle brauchen: Deutsche Kraft! Und wenn du wiederkommst, dann kränzen wir deine Stirn!“¹⁰⁹

Krasser vertrat noch 1917 der Abgeordnete Dr. [Gottfried] Traub in einer Rede im Preußischen Abgeordnetenhaus die Naumann'sche und ebenso Troeltsche¹¹⁰ Position des dem „lieben Otto“ nahegelegten lutherischen Amtsverständnisses, d. h. der Unterscheidung zwischen Privat- und Staatsmoral, in welcher der Soldat (so auch in katholischen Weltkriegspredigten¹¹¹) mit Gottvertrauen und gutem Gewissen das biblisch-ethische Wort des Fünften Gebotes und der Bergpredigt zurücktreten lassen dürfe hinter das allein-wirksame Weltregiment Gottes in der konkreten Wirklichkeit rein weltlicher Ordnungsverhältnisse¹¹²:

„Ich freue mich, daß unsere Fakultäten, sowohl die evangelischen wie die katholischen, tatsächlich unser Volk in dem Sinn und Geist erzogen haben, daß es keinen innerlichen Riß oder Zwiespalt erkennt zwischen *Christentum und der Pflicht, in diesem Kriege auszuhalten* und ihn bis zum Siege durchzukämpfen. (Bravo!) Ich würde es geradezu bekämpfen mit aller Entschlossenheit, die mir zur Verfügung steht, wenn wir andere Wege gehen würden. [...] Das Christentum stellt den Krieg niemals höher als den Frieden. Es hat noch niemals Freude am Kriege gehabt, es hat aber ebensowenig Freude gehabt an irgendwelchem faulen Frieden; denn der Friede als solcher ist ihm kein absolutes Gut, ebensowenig wie nach christlicher Auffassung der Krieg ein absoluter Schaden wäre. Das Christentum will seinen Anhängern ein gutes Gewissen vor Gott schaffen, das kein Friede lähmen und kein Krieg töten kann. Wenn nun das 5. Gebot: ‚Du sollst nicht töten!‘ uns entgegengeworfen und gefragt wurde: ‚Warum verkündet die Kirche das heute nicht?‘, dann möchte ich die Herren, die das gefragt und in ihren Zwischenrufen bestätigt haben, daran erinnern, daß dies Wort im Alten Testament steht und daß dasselbe Alte Testament erfüllt ist von lauter Kriegen. Nirgendwo habe ich dort gelesen, daß irgendein Prophet des Alten Testaments

bei den vielen Kriegen seines Volkes etwa seinen Kriegern dieses Gebot: ‚Du sollst nicht töten!‘ – zwischen die Füße geworfen hätte. (Sehr gut!) Es klang manchmal gestern beinahe so, als ob unsere Soldaten draußen unter dieses fünfte Gebot fallen würden und die christlichen Kirchen eine Schuld daran hätten, weil sie nicht protestierten gegen den Krieg. Da muß ich doch sagen: wenn ein Feldgrauer das gehört hätte und er wäre hier hereingekommen, er hätte sich das handfest verboten (sehr gut und Bravo!), daß er auch nur von ferne irgendwie mit einem Mörder verglichen werden soll. (Erneutes Bravo!). Und wenn man gestern gefragt hat, was denn eigentlich ‚christlich‘ und ‚unchristlich‘ sei, dann möchte ich antworten: unchristlich ist der, der sich in solchen Zeiten der Not nicht in erster Linie an die Seite seines eigenen Volkes Schulter an Schulter mit ihm stellt. (lebhaftes Bravo!) [...] Wenn ich wissen will, wie Christentum in diesem Kriege ist und wirken soll, dann [...] gehe ich zu dem, der Christ und Krieger in einer Gestalt ist, dann gehe ich zu unserem Hindenburg.“¹¹³

Dass hier dennoch der Konflikt der Unvereinbarkeit vorlag, darauf insistierte Johannes Furtmeyer in seiner Reaktion auf die Abgeordnetenrede Traubs. Als jemand, der „im Felde“ stand, meldete er sich im Juli 1917 in einem Artikel der Zeitschrift „die tat“ zu Wort und bezweifelte die Aussage, dass es für „unser Volk [...] keinen innerlichen Riß oder Zwiespalt“ gäbe „zwischen Christentum“ einerseits und der Pflicht, andererseits, „in diesem Kriege auszuhalten und ihn bis zum Siege durchzukämpfen“, was die Übertretung des Fünften Gebots einschloße. Furtmeyer betonte gegenüber Traub die grundsätzliche „Divergenz zwischen Christentum und dem Kriege als politisches Prinzip, als anerkanntes, staatliches Dogma.“ Durch die Behauptung, Christentum und Krieg seien miteinander vereinbar, gehe dem Soldaten – eben jenem „lieben Otto“ Naumanns – das Bewusstsein des „ewigen Wertes“ des Christentums verloren. Es gehe nicht an, diesen „ewigen Wert“ des Gotteswortes hinter die „wechselnde politische Tagesraison“ zurücktreten zu lassen. Den Christen, die im Krieg zum Töten gezwungen werden, auf diese Weise ein gutes Gewissen vor Gott einzureden, könne daher auch nicht gelingen:

„Es wird manchem paradox erscheinen, wenn ich nun sage: Die größte Beruhigung, die der Feldseelsorger dem Gewissen der positiv gläubigen Soldaten geben kann, ist nach meiner Erfahrung die Versicherung, daß der Krieg nichts, aber auch gar nichts mit der sittlichen Lebensordnung des Christentums zu tun hat [d. h. ihr widerspricht]. Das gibt dem einfachen Feldgrauen ein seelisches Fundament inmitten ungeheurer Erschütterungen. Das gibt ihm den Glauben an ein Unzerstörbares, Ewiges in ihm gegenüber dem Wechsel der politischen Tagesraison, deren Wahrheit von heute sehr leicht die Lüge von morgen sein kann. Denn im Grunde fürchtet er Seelenentleerung, restlose Verdinglichung des Lebensinhaltes. Ohne Spannungen und innere Konflikte geht das freilich nicht. Das Christentum ist eben noch immer die Passion des Gewissens in der eigengesetzlich sich bewegenden Welt. [...] Aber an die Stelle des pagodenhaften Nickens vor den Mächten der historischen Situation ist bei vielen eine reifere, tragische Auffassung vom Staate getreten; eine Auffassung, die auch in der Politik den ewigen Kampf göttlicher und menschlicher Motive sieht. Das Christentum ist das erregendste Element, das die Weltgeschichte kennt. Es stellt seine Anhänger vor eine gewaltige Rangordnung der Werte und fordert von ihnen unerbittlich eine klare Entscheidung. Es ist oft ergreifend zu hören, wie Erkenntnisse dieser Art in den vielen, dumpfen, dämmernden Seelen da draußen nach Ausdruck ringen.“¹¹⁴

Ein anderer Feldgrauer, Karl Bröger, fasste 1917 das amtsmoralische Verständnis der Kriegstheologie, dass die Aufhebung des Tötungsverbotes vom Schöpferwillen Gottes gedeckt sei, als Selbstzerstörung und Ruin der theologischen Ethik (und damit der christlichen Theologie überhaupt) auf:

„Die Gesetzestafeln vom Berg Sinai gelten nicht im Feuerbereich Kruppscher Kanonen. Von den zehn Geboten ist das fünfte Gebot überhaupt aufgehoben und damit sind es alle. Denn entweder hält man alle zehn Gebote oder gar keins.“¹¹⁵

Trotz der pauschalisierenden Soldatendarstellung des im Nachgang des Apostolikumsstreits dienstentlassenen Pfarrers Lic. Gottfried Traubs¹¹⁶, von dem Kurt Tucholsky 1922 eine Reihe von kriegsaffirmativen Kernsprüchen gesammelt hat¹¹⁷, darf also der Widerstand gegen die Kriegstheologie und gegen das oft von Luther hergeleitete¹¹⁸ Tötungsgebot im Krieg unter den „Feldgrauen“ nicht unterschätzt werden, auch wenn sich unter ihnen manch ein Troeltsch-Schüler befand.¹¹⁹ Es sind gerade auch Theologiestudenten wie Johannes Haas (1892–1916) aus Leipzig gewesen, die sich gegen die wohl oft gepredigte Unzuständigkeitserklärung des Tötungsverbotes im „Muss“ des Krieges wehrten; so schrieb Haas am 24. März 1915 von Ferme de Mareuil aus:

„Ich denke nach über das große ethische Problem des Krieges. Zu Haus werden die Kanzelredner viel leichter damit fertig, und uns hier bleibt der Krieg eine lastende Gewissensfrage. Im Gefecht drängen Selbsterhaltungstrieb und Kampfesfeier alles andere zurück, aber liegt man in Ruhe oder steht im Schützengraben, dann ist es anders. Mit staunendem Grauen sieht man die immer raffinierteren Erfindungen, den Feind zu vernichten. Bei uns bleibt der Konflikt zwischen dem jedem innewohnenden ‚Du sollst nicht töten‘ und dem heiligen ‚Es muß sein fürs Vaterland‘ bestehen; er schläft ja bisweilen, aber lebt fort.“¹²⁰

Auch anderen Kriegsteilnehmern an der Front wie dem schon oben erwähnten Paul Lotz aus Wertheim, der keine theologischen Studiensemester absolviert hatte, fiel die eklatante Unvereinbarkeit des Kriegsreims „Du sollst nicht töten! / Außer, wenn die Fahne in Nöten“¹²¹ mit dem Fünften Gebot auf:

„Wie stelle ich mich zum Gebot: Du sollst nicht töten? [...] Wenn ich im sonstigen Leben einen Menschen töte und damit z. B. Kindern den Vater, der Frau den Mann, den Eltern den Sohn raube, werde ich als der größte Schandfleck am sozialen Körper der Menschheit in allen illustrierten Blättern abgebildet und alles sieht mich mit Grauen an. Jetzt wird dieser wilde – sozusagen heidnische, tierische Trieb im Menschen geweckt, während sonst gerade diese Triebe von den Erziehern der Menschheit – am gründlichsten ausgemerzt werden. Wird doch zum Beispiel schon dem Kind auch die Verstümmelung des kleinsten und unscheinbarsten Tieres als eine Rohheit hingestellt.“¹²²

Anhand von vielen solcher Einzelaussagen der Feldpost- und Erinnerungsliteratur lässt sich belegen, dass „Fragen wie ‚Politik und Moral‘, ‚Christentum und Krieg‘ [...] nun tatsächlich im Felde (besonders wenn die Feldgrauen unter sich [waren]) den Gegen-

stand verschiedentlicher Debatten [bildeten]“, deretwegen freilich „noch keine Kugel im Gewehrlauf stecken blieb. Dafür sorgt schon der Selbsterhaltungstrieb.“¹²³ Feldpostbriefe berichten, dass meist unter den studentischen Soldaten durchaus disputiert wurde: „[Dann] geht’s ans Philosophieren. Dann reden wir vom lieben Gott, und an was wir glauben, und man kann vor drei Uhr nicht ins Bett gehen.“¹²⁴ Es existieren aber auch überraschend viele Äußerungen von Frontsoldaten, die nicht aus dem studentischen Milieu kamen, darüber, dass sie sich im Krieg zu etwas fürchterlich Falschem gezwungen fühlten, und dass ihnen auch bei einfachem Bildungsstand die mangelnde Überzeugungskraft der kriegstheologischen Ästhetisierungsversuche nicht verborgen blieb. Die weit überwiegende Anzahl der Feldgrauen besaß – wie die Feldpost ausweist – durch den in der Schulzeit genossenen Kindergottesdienst, Religions-, Konfirmations- bzw. Kommunionunterricht biblisches Grundwissen und kannte sich auch im Kirchengesangbuch einigermaßen aus.¹²⁵ Adolf Stoecker hatte zu solchen Rezeptionsvorgaben Ähnliches schon im Siebziger Krieg beobachtet.¹²⁶ Den Predigthörern an der Front und in der Heimat blieb nicht unbemerkt, wie sehr sich in den Kriegspredigten die letztlich schon an Luthers Lehre selbst zu beobachtenden Inkonsistenzen seiner „Zwei-Reiche-Lehre“ äußerten.¹²⁷ Otto Brian (1898–1918), der als Theologiestudent aus Heidelberg – ebenso wie die Gebrüder Heinz und Gotthold von Rohden – mit einigen kriegstheologischen *topoi* vertraut gewesen sein dürfte, kritisierte daher am 2. Juli 1918 die Kriegspredigten wegen ihrer theologischen Abgehobenheit, Überspanntheit und Haltlosigkeit, die auch dem exegetisch und theologisch ungeübten Intellekt klar werde.

„Was Mama über die Predigt gesagt hat¹²⁸, ist richtig. Die Schuld liegt bei den Pfarrern, die sich mit den Ereignissen in ganz ungenügender Weise auseinandersetzen oder überhaupt um das heiße Feuer herumgehen. Daher diese Verachtung der Pfarrer bei so vielen unter uns und das Spotten über Religion, Kirche und Christentum: Weil es sich gezeigt, daß diese Kirche, dieses Christentum, wie es die meisten Pfarrer betätigen, diesen Krieg nicht erklären kann, vor diesem Krieg sich in seiner ganzen Blöße und Unvollkommenheit dartut. Darin können wir also auch dem Krieg dankbar sein, daß er uns das enthüllt. Es wird doch kein Mensch behaupten wollen, daß der Krieg sich mit dem Wort Gottes verträgt. Oder hat die Mama vielleicht gar auch mich im Verdacht, daß ich das glaube? Dann hat sie mich aber gründlich mißverstanden!“¹²⁹

Ein realistisches Bild zeichnet 1917 die Aussage eines Feldgrauen namens „K. Schäfer, z. Z. im Felde“, dass selbst bei denjenigen,

die Gott „vergessen“ hatten oder die es „vermieden“, an ihn zu denken, denen „er fremd geworden“ war oder die „ihn nur halb gekannt“ hatten, dennoch wussten, dass das „was wir leiden mußten [...], nicht zu dem Bilde Gottes zu passen“ schien, „was wir von Kind auf in uns getragen hatten. Die Feldgeistlichen verlachten wir, die selbst hilflos dem ungeheuren äußeren und inneren Geschehen gegenüberstanden. [...] Mehr noch kam hinzu: Die Besten, hochherzige, tapfere Menschen mußten ihr Leben hingeben, offenbare Schwächlinge blieben am Leben, brachten sich zeitig in Sicherheit. Wir verloren nicht nur den Glauben an göttliche, auch den an menschliche Gerechtigkeit. So verloren wir Zeit und Richtung unseres Seins und keine Hand wollte sich ausstrecken, uns zu helfen.“¹³⁰

Auch wenn der Schwetzingener Pfarrer Max Bürck aus eigenem Erleben auch von „schöne[n], erhebende[n] Feldgottesdiensten“ zu berichten wusste, „wo Truppe und Prediger sich weit über alle Schrecken des Kampfes hinausgehoben fühlten, wo man als einfacher Mensch zu seinem Gott hintrat und sich von ihm Kraft schenken ließ“¹³¹, so verwies er doch auch auf die zahlreichen Feldgottesdienste, „von denen die Soldaten mit innerer Entrüstung, mit Verbitterung, ja oft sogar mit Ekel weggingen.“ Er zitiert 1919 einen Brief von der Front, in dem es hieß:

„Was ist das für eine Religion, die unseren Gang zur Schlachtbank segnet; man braucht sich nicht mehr zu wundern, wenn uns der Feldgeistliche mit seinen schönen Worten allmählich anwidert.“¹³²

„8. November [1914]. Feldgottesdienst ist als Dienst für heute morgen angesetzt. ‚Harre meine Seele‘ wird gesungen. Der Pfarrer liest immer eine Zeile vor, die wir dann singen. [...] Das Lied ist nicht zu ertragen. Was wir hier erlebt haben und erleben, paßt einfach nicht dazu. Dann liest der Pfarrer was vor und spricht kurz über Leben und Sterben. Keiner von uns versteht das wohl. Er haspelt es auch nur so herunter. Und es ist schlechtes Wetter. Ja, es ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht gebetet habe. Und ich hatte mich auf einen Feldgottesdienst gefreut. Aber warum lehne ich mich nun gegen das hier auf? – Nur, weil der von hinten kommt und keine Ahnung davon hat, wie es vorn ist? – ‚Wißt ihr, wie man die jetzt nennt?‘ ‚Wen?‘ ‚Die Feldgeistlichen.‘ ‚Nee – ‘ ‚Entfernungsschätzer.“¹³³

„Der Pastor, Spucke auf den Lippen: ‚Nun lieber [...], die Herzen zu Gott. Sie erinnern sich, und die Fäuste auf den Feind!‘“¹³⁴

Den aufkommenden Ekel schilderte auch Oskar Kanehl (1888–1929) in einem erst 1922 abgedruckten Gedicht:

„Soldatenmißhandlung

[...] In Abmärschen rechts schwenkt marsch!
begleiten uns Vorgesetzte
in die Kirche.
Widerwillig, aber ohne Murren,
wie ein Gefangenentransport,
hallt laut Soldatennägelschritt
auf sonntagsruhem Pflaster. [...] Seminaristisch spielt die Orgel.
Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen
Liest ein verdorrter Prediger
den schönen Psalm.
Singen. Liturgie.
Und von der Kanzel über unsern Köpfen
spricht der bezahlte Schwätzer
mit schwerstudierter Zwerchfellschütterung:
Ernste Zeit, heilige Zeit ...
und redet uns mit ‚Kameraden‘ an.

Und treibt unlauter Politik.
 Und schmeißt auf uns geduldige Gemeinde
 im Namen Gottes
 Beleidigungen aller unsrer Feinde.
 Sagt uns durch nichts begründete stockplumpe Schmeicheleien.
 Und lehrt vom lieben Gott,
 daß er von uns allein gepachtet wäre,
 in diesem ernsten Krieg, in diesem heiligen Krieg.
 Mit Halleluja und Amen
 Dummheiten ohne Maß und Lästerungen unerhört.
 Er rollt sein hohles Sprüchlein ab
 die vorgeschriebene Stunde.
 Die Militärgemeinde gähnt, und betet
 kernehrlich einen Fluch.
 Noch einmal spielt die Orgel seminaristisch.
 Wieder weiß keiner Text dazu.
 Bis wir entlassen sind mit Priesters Segen.¹³⁵

Trotz aller einhämmernden Rede- und Lesestoffe, die der Unvernunft des Grauens Sinn einflößen sollten, blieb das „Friedenswissen“ der allermeisten Feldgrauen intakt. Das bezeugt nicht nur die umfassende Feldpostsammlung Dr. Carl Sonnenscheins, die der Potsdamer Oberarchivrat Hermann Cron nach Durchsicht als „vernichtendes Briefgericht“ bezeichnete¹³⁶, sondern auch Gustav Landauers Erfahrungen mit dem Proletariat.¹³⁷ Karl Kraus sammelte gleichartige Aussagen zum Friedenswissen von der französischen Frontseite.¹³⁸ Weder die Kriegsslyrik¹³⁹ noch die theologischen Sinngebungs- wie Rechtfertigungsversuche in zahllosen Feldpredigten und in den zu Tausenden verbreiteten Broschüren vermochten die in der Mitte der Gesellschaft virulenten Bedenken auszuräumen. In gewisser Weise revidierte auch Friedrich Naumann 1915, mitten im Krieg, in seinem Artikel „Die Religion der Völker“ seine frühere Aussage, die er im Brief „An einen Soldaten“ von 1900 getroffen hatte, dass sich der Soldat wegen der Widersprüche zwischen Krieg und Christentum nicht zu „quälen“ brauche. Er konzedierte nun, dass

„der Christ [...] todesbereit sein [soll] für etwas, was sozusagen in der bisherigen Religion nicht als ein höchstes Gut, sondern nur als eine irdische vergängliche Lebensform angesehen wird. [...] Dafür kann man zwar mancherlei aus dem Alten Testament anführen, aber das Neue Testament, diese eigentliche Quelle des christlichen Glaubens, schweigt dabei völlig, und der einfachere Mann hat ein gewisses Gefühl dafür, daß hier zwischen seiner christlichen Jugenderziehung und seiner tatsächlichen Kriegs- und Volksreligion etwas Unausgeglichenes übrigbleibt.“¹⁴⁰

„Wenn uns etwas bei den Feldgottesdiensten ergriff“, resümierte der schon zitierte K. Schäfer, indem er offensichtlich auf einen Vers Heinrich Lersch's anspielte („Wir sind [nun] einmal Henkersknechte, / Gott hat selbst uns ausgewählt“)¹⁴¹,

„so war es kein religiöses, sondern ein menschliches Erlebnis. [...] Es hat [...] nicht an Versuchen gefehlt, den klaffenden Abgrund zu überbrücken, der sich zwischen der Religion der Liebe und dem Kriegserleben aufgetan hatte; man bemühte sich, unserem Tun eine moralische Begründung zu geben; aber niemand fühlte besser, wie verfehlt das war, als wir selbst – als Gottes Henkersknechte fühlten wir uns nicht.“¹⁴²

Aus solchen Sätzen geht hervor, dass – auch wenn sich die Predigt der Feldgeistlichen auf keinen gemeinsamen Nenner¹⁴³ bringen und sich ebensowenig ein einheitlicher Gesamteindruck von der Soldatenfrömmigkeit¹⁴⁴ gewinnen lässt – doch davon auszugehen ist, dass sich das Fünfte Gebot als unverrückbarer Fundamentalsatz der christlichen Anti-Kriegs-Ethik erwies.

Man wird umso mehr zu *diesem* Schluss gelangen, wenn man nicht allein die schriftlichen Zeugnisse begutachtet, die aus den Kriegsjahren selbst stammen, sondern auch Äußerungen von Kriegsteilnehmern aus der Arbeiterschaft hinzunimmt, die erst nach dem Krieg formuliert wurden. Die Einbeziehung dieser Nachkriegsliteratur, der „Gegen-Erinnerungen“¹⁴⁵ enthüllt, dass der Zwiespalt – dieser „klaffende Abgrund, der sich zwischen der Religion der Liebe und dem Kriegserleben aufgetan hatte – hier durchaus gefühlt, aber im kräftezehrenden Frontalltag meist nicht mehr reflektiert und verbalisiert werden konnte, so dass bei vielen Feldgrauen, die dem bildungsfernen Milieu zugehörten, eine ausdrückliche Protestformulierung kaum in Gang kam. Meldeten sich bohrende Zweifel, wurden sie überhaupt von den meisten Feldgrauen überspielt – die in der Erinnerungsliteratur oft erwähnten stundenlangen Skatrunden sind ein beredter Hinweis –, storniert und verdrängt.¹⁴⁶

„Wir denken nicht. Wir tun nur Schuß auf Schuß!
Fällt jemand neben uns – dann wächst die Wut,
und wie die Erde trinkt das frische Blut,
so wächst der Rache grauser Hochgenuß.“¹⁴⁷

„Zwischen der Schalek [= Alice Schalek, österreichische Kriegsberichterstatte(r)in] und einem dort [an der Tiroler Front] beschäftigten Kanonier hatte sich ein Dialog entsponnen. Sie wollte hinausgehen, dort wo der einfache Mann ist, der namenlos ist, und fragte den Kanonier, dessen Aufgabe es ist, am Mörser den [...] Spagat anzuziehen, was für Empfindungen er dabei habe. Der einfache Mann an der Front verstand nicht. Da wollte die Schalek wissen, was für Erkenntnisse er habe. Auch dies verstand der einfache Mann nicht. [...] Er sah die Schalek an und schwieg betroffen. Da sagte die Schalek: ‚Ich meine, was Sie sich dabei denken, wenn Sie den Mörser abfeuern. Sie müssen sich doch etwas dabei denken, also was denken Sie sich dabei?‘ Da verstand der einfache Mann, der namenlos ist, und sagte die Worte: ‚Gar nix!‘“¹⁴⁸

„Man ist so betäubt, daß man ruhig in den Krieg zieht, ohne Tränen und ohne Angst, und doch wissen wir alle, daß wir auf dem Weg in die reine Hölle sind. Aber in einer steifen Uniform schlägt das Herz nicht, wie es will. Man ist nicht man selbst, kaum noch ein Mensch, höchstens ein gut funktionierender Automat, der alles ohne viel Nachdenken tut. Ach, Herr Gott, könnte man doch wieder Mensch sein!“¹⁴⁹

„Man mag gar nicht nachdenken, sonst hängt man sich auf.“¹⁵⁰

Dieser Ermüdungsvorgang – den auch Offiziere während des „Vaterländischen Unterrichts“ beobachteten¹⁵¹ – wirkte sich umso verhängnisvoller aus, je höher die intellektuellen Ansprüche geschraubt wurden, die (auch das kam vor) von „geklügelten und gekünstelten“, bisweilen „druckreif ausgearbeiteten, sogar künstlerisch gerundeten“¹⁵² Predigten an das Abstraktionsniveau der Zuhörer gestellt wurden. Hier spielte das schon oben angesprochene „Eliten- und Salonphänomen“ des Kriegsdiskurses eine Rolle. Der einfache Soldat erwartete von der Predigt in seiner Sprache ein Echo auf seine Hilferufe und wusste mit elitärer Eloquenz und subtiler Form nichts anzufangen. Der bereits oben zitierte Heinz von Rohden, der im Feldlazarett liegend das Neue Testament im griechischen Original las und sich in seinen Feldpostbriefen gründlich orientiert über Fichtes „Reden an die deutsche Nation“, über dessen „Urvolk“-Theorie und über die Ethik Kants und Schleiermachers zeigte¹⁵³, behauptete am 4. Juli 1915 gar, dass selbst der Appell an die vaterländischen Gefühle und die Opferbereitschaft schon zu hoch gegriffen gewesen wäre:

„Daher ist z. B. der Gedanke vom Kämpfen, Leben und Sterben fürs Vaterland, für die geistigen Güter des Vaterlandes, ein verhältnismäßig ferner Gedanke, wenigstens spielt er keine große Rolle unter den praktischen Motiven der einzelnen. Er ist zu abstrakt und unanschaulich und es würde ein ganz anderes geistiges Niveau und vor allem geistiger Austausch dazu gehören, um ihn lebendig zu machen. Das kann man nie und nimmer verlangen. Wir sind ja so sehr des scharfen reflektierenden Denkens entwöhnt. Heimat und Vaterland spielen gewiß eine große Rolle, jedoch als Objekte der Sehnsucht.“¹⁵⁴

Selbst einfachere Predigten also, die zu Vaterlandsliebe und Opferwillen aufriefen, dürften von manchen Zuhörern kaum rezipiert worden sein, sobald sie ein Quantum an theologischer Erlösungslehre enthielten. So stand den Durchschnittssoldaten aufgrund ihres Bildungshorizonts zur Beurteilung des Für oder Wider des Krieges als eingängige, schlichte, elementar verständliche und seit ihren Kindertagen gelernte Rezeptionsvorgabe häufig nur das Fünfte Gebot zur Verfügung. Zwar blieb der bei vielen Soldaten fast abergläubische Respekt vor der Gelehrsamkeit, vor dem gesprochenen und gedruckten Wort hoher Talarträger zeitweise nicht ohne Wirkung; das körperlich und seelisch auslaugende Frontdasein in Schützengräben, in Lazaretten, in der erschöpften Ruhestellung hinter der Front betäubte den Willen zur Auflehnung; die meisten waren zu entkräftet, um sich in Tagebüchern und Feldpostbriefen zu einer ruhig durchdachten und schriftlich ausformulierten Rechenschaft über das eigene Mittun im Krieg aufzuraffen. Einige der von Erich Maria Remarque erzählten Frontbiographien zeigen aber den Moment des „Begreifens“ und die Wahrnehmung der eigenen „Verhexung“: „Zum ersten Mal begriff ich, daß ich gegen *Menschen* kämpfte“, lässt Remarque in der Erzählung „Der Feind“ den Leutnant Ludwig Breyer erklären, der mit auf einem Fabrikhof mit französischen Kriegsgefangenen zusammengekommen war, „Menschen, die wie wir von starken Worten und Waffen verhext waren.“¹⁵⁵ So blieb dem einfachen, bildungsfernen Soldaten der Rückgang auf die Bastion des Fünften Gebotes vorerst die geistig und geistlich einzig formulierbare Gegenwehr. Edlef Köppen zitierte in seinem Roman „Heeresbericht“ gleichwohl das seltene Dokument einer Ausformulierung der ungelösten Glaubensfragen, welche die meisten Soldaten zutiefst bedrängten haben müssen:

„Ich habe dich geliebt, Gott – aber wo bleibt der Halt zu dir?
Machst du uns all die Qualen? Hetzt du uns zum Tier?
Ist es dein Werk, daß unsere Brüder zerrissen auf Bahren bluten?
Wirft deine Hand aus der Geschütze brüllenden Rachen Feuergluten?
Ist es dein Wille, wenn sich deine Söhne zahllos wie vermoderte Bäume fällen?
Läßt du geschehen, daß Gewehre wild auf unsere Leiber bellen?
Wirfst du die Flammenbrände heiß auf unsere Hütten?
Daß unterm Sturme deines Atems unsere Städte sich verschütten?
Herr! Großes Irresein an dir krallt mich mit tausend Armen!
Ich habe dich geliebt, Gott! Zeige einmal noch Erbarmen! [...]“¹⁵⁶

Auch wenn also Durchreflektion und Verbalisierung des vorhandenen Friedenswissens bei vielen Feldgrauen erst nach dem Krieg zurückkehrten, sind die im Folgenden zitierten nachträglichen Äußerungen, die sich oft auf das Fünfte Gebot beziehen, als wertvolle Zeitzeugnisse dafür zu werten, warum die Kriegstheologie im Krieg abgelehnt wurde.

„Als ich vom Kriegsdienst entlassen wurde, erwachte ich überhaupt erst zum Nachdenken.“¹⁵⁷

„Wenn die Jünger Jesu sich mehr mit der Lehre Christi befassen und nicht das Gegenteil lehren würden, sondern Gott zum Wohlgefallen, würde es um die kirchliche Religion besser stehen in der großen Masse, welche religiös veranlagt ist. Dies alles rumort in einem. Die Gebote Gottes in allen Ehren! Warum handelten die herrschenden Klassen nicht danach? Warum lässt die Kirche es zu, das 5. Gebot zu suspendieren, wenn der Staat es verlangt? (Kriege – Todesstrafe). Es gibt keinen Gott, der sich jahrtausendlang das mitansieht und nur einzelne hier unten schalten und walten läßt, wie es ihnen beliebt.“¹⁵⁸

„Dann kam der Krieg. Dieses Erlebnis hat mich noch mehr befestigt in meiner Anschauung über die Kirche. ‚Du sollst nicht töten‘, heißt es in den Geboten. Doch systematisch sind wir dazu gezwungen worden¹⁵⁹, und die Kirche gab den Segen dazu. Unvergeßlich bleibt mir ein Feldgottesdienst vor Verdun. Hinter uns das furchtbare Rollen der Geschütze. Vor uns der Geistliche, welcher uns Mut einflößen *sollte* zum fröhlichen Tode. *Die Kehle hat es mir zugeschnürt, als wir ‚Nun danket alle Gott‘ singen sollten.* Fluch den Waffen! Fluch dieser Kirche!“¹⁶⁰

„Die Kirche war und ist ein Instrument der Macht des Staates. Sie hat sich stets den jeweils herrschenden Gewalthabern unterworfen. Die Kirche hat die Religion stets so gelehrt und gedeutet, wie es den Herrschenden erwünscht und genehm war.¹⁶¹ Sie hat das fünfte Gebot: Du sollst nicht töten! Direkt in das Gegenteil umgedreht. Wie konnte die Kirche Geistliche ins Feld senden? Mußte nicht die Kirche vielmehr aufrufen gegen den vom Staate sanktionierten Massenmord?“¹⁶²

„Empört hat mich das Verhalten der Kirche während des Krieges. Dadurch wurde sie mir innerlich fremd. Wie man Mordwaffen segnen konnte, bleibt mir ein Rätsel.“¹⁶³

„Der Krieg ist für mich, für mein Denken und Empfinden von besonderer Bedeutung gewesen. [...] Das europäische Kriegsverbrechen aber (1914–1918) hat mir mit unabänderlicher Klarheit zum Bewußtsein gebracht, daß Kulturvölker, insbesondere aber Christen-

völker, nur in dieses Verbrechen verstrickt werden konnten, weil die Führer in Staat und Kirche aus dem Nebel einer scheinbar glanzvollen Vergangenheit nicht herausfanden. Die wirtschaftliche Entwicklung hatte zwangsläufig ein einheitliches Weltganzes geschaffen¹⁶⁴, während von unseren geblendeten Führern die geistige Entwicklung immer wieder in begrenzte unnatürliche Formen zurückgepreßt wurde.¹⁶⁵ *Wann wird die Verheißung: Ein Hirt und eine Herde! wieder das Ziel unserer Kirchenführer sein?*¹⁶⁶

„[...] Zu 99 % fallen heute Sonntag für Sonntag Worte von der Kanzel, die mit dem Wesen des Nazareners nichts mehr gemein haben. Wie oft ist der Ausklang einer Predigt nicht das große ‚Friede sei mit Euch‘, sondern ekles Rachegeheul gegen alle Gottesschöpfung, die der Herrgott außerhalb der schwarz-rot-goldenen Grenzpfähle geschaffen hat, mitunter auch gegen die eigenen Volks- und Schicksalsgenossen. Die Herren ‚Hofprediger‘ verstehen diesen Betrieb bekanntlich am allerbesten. Und wenn nicht in grobschlächtiger Weise direkte Angriffe erfolgen, dann werden oft mit pfaffenhafter Schlaueit vergiftende Gedankengänge den Zuhörern vorgesetzt, in denen die republikanische, pazifistische und sozialistische Lebensauffassung gerade des Volksteiles verhöhnt wird, welche die Klassengenossen jenes Jesus von Nazareth sind, der die Freiheit des Geistes, den Frieden in aller Welt verkündete und sich bewußt auf die Seite der Armen und Unterdrückten stellte. – Die Predigt soll die Auslegung des Evangeliums der Liebe sein. Wären 1914 die Diener dieses Evangeliums ihrer Pflicht gegen Gott und Menschen nachgekommen – der Krieg genannte Massenmord hätte verhindert werden können.“¹⁶⁷

„Der Krieg ist revolutionierend für mein inneres Denken gewesen. Als mich 1915 im Lazarett [!] ein katholischer Geistlicher befragte, mußte ich ihm bereits sagen, daß mich das Kriegshandwerk nicht in Gottesnähe, sondern in Gottesferne gebracht habe. Ich verwechselte damals die von Menschen irrig ausgelegte mit der reinen, gottgegebenen Lehre. Ich kann auch niemals glauben, daß der Zwang, Menschen zu töten, Gottes Wille sein kann, und wenn alle Geistlichen, vom allgemeinen Blutausch befallen, den Krieg als ein gottgewolltes Werk hinstellten.“¹⁶⁸

„Die Bibel halte ich für ein Machwerk herrschsüchtiger Priester. [...] Der Weltkrieg hat mich in meiner ‚atheistischen‘ Weltanschauung bestärkt; denn echte Religion kann nicht den Massenmord predigen und gutheißen, wie die Geistlichen damals getan haben.“¹⁶⁹

„Gezwungenermaßen habe ich beim Militär am Gottesdienst teilgenommen. An diese Zeit denke ich mit Grauen zurück. Denn diese Predigten mit ihrer Vergottung bestimmter Personen und der oft kriegerischen Sprache waren abstoßend, oft ekelregend.“¹⁷⁰

„Der deutschnationale Geistliche ist mein Todfeind.“¹⁷¹

„Beschämend war es für mich, als während des Krieges Geistliche, im Gewand eines Luther, von der Kanzel oder zwischen Kanonen stehend, das Töten von Menschen als ein Gott wohlgefälliges Werk priesen.“¹⁷²

„Mit eisernem Besen den Augiasstall ausgekehrt! Ich spreche aus, was Tausende – – Tausende? – Lächerlich – – Millionen Menschen denken und fühlen: Hinweg, hinweg damit! Ich schreie: Schmeiß mit Donnergewalt diesen unerhörten Schwindel zur Kirchentür hinaus. Ich brülle der bürgerlichen Gesellschaft ins Gesicht: Ihr verunreinigt unsere Kirche

gleich einer Bedürfnisanstalt und entweicht den heiligen Raum – – zu einem Bordell, um euren Götzen Geldsack zu dienen und eure Macht aufrecht zu erhalten.“¹⁷³

„Krieg ist kaltblütig organisierte Massenschlächtere, ausgedacht von schlaun Gehirnen, getrieben durch alle Mittel der Gewalt im Dienste der Machtwahnbesessenen, Entarteten! [...] Wir menschliche Kriegsmaschinen unserer Väter kämpften nur im Rausch, im eingepeitschten Wahn. Mordeten, solange der Rausch anhielt, der Rausch des Hasses, des Neides, der Rausch der künstlich erhitzten und verschobenen Leidenschaften.“¹⁷⁴

1929, ein Jahrzehnt nach dem Krieg, gab es eine Umfrage zu den Zehn Geboten. Kurt Tucholsky reagierte darauf nach eigener Darstellung mit „keinem kleinen Schreck.“ Was ihm allerdings spontan einfiel, war das Fünfte Gebot und die trügerisch „ein gutes Gewissen schaffende“ Haltung der Kirchen. Er schrieb:

„Nun wäre es gewiß sehr einfach, an das Bücherbrett zu gehen, die dicke Bibel vom Bord zu holen und eine feine Abhandlung in betreff jedes Gebots zu schreiben. Bitte, lassen Sie mich sitzenbleiben (!) – wir wollen einmal sehen, was herauskommt, wenn ich nicht nachblättere. Ich weiß die zehn Gebote gar nicht. Ich weiß: *Du sollst nicht töten*.“ Dem fügte Tucholsky hinzu: „das weiß wieder die Kirche nicht“¹⁷⁵, und fuhr fort: „*du sollst nicht stehlen; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht begehren deines ...* und dann einen Genitiv, den ich vergessen habe. Kurz: Ich bin in dieser Materie nicht bewandert. Das scheint mir kein Zufall zu sein. [...] Die Rolle der Kirchen im Kriege kann ihnen nicht verziehen werden. – sie haben sich jedes Rechtes begeben, den Mord zu verbieten. Denn sie haben *die* gesegnet, die Blut vergossen haben. [...] Lebten aber alle diese [,Geistigen‘] nach ihren Zehn Geboten, dann sähe die Kirche, die heute sogar beim Völkerbund abonniert hat, anders aus.“¹⁷⁶

Zum Fünften Gebot schrieb Tucholsky 1928 mit bitterer Ironie:

„Wenn aber Christus, der gesagt hat, ‚Du sollst nicht töten!‘, an seinem Kreuz¹⁷⁷ sehen muß, wie sich die Felder blutig röten; wenn die Pfaffen Kanonen und Flugzeuge segnen und in den Feldgottesdiensten beten, daß es Blut möge regnen; und wenn die Vertreter Gottes auf Erden Soldaten–Hämmel treiben, auf daß sie geschlachtet werden; und wenn die Glocken läuten: ‚Mord!‘ und die Choräle hallen: ‚Mord! Ihr sollt eure Feinde niederknallen!‘ Und wenn jemand so verrät den Gottessohn –: Das ist keine Schande. Das ist Religion.“¹⁷⁸

Robert Musil: „Priester – Offizierskorps Gottes.“¹⁷⁹

d) „Sengen, brennen, schießen, stechen, / Schädel spalten, Rippen brechen. // Angeschossen, hochgeschmissen, Bauch und Därme aufgerissen“ – Der täglich sinnentleerende Erlebniswert des grauenhaften Kriegsgeschehens

Wir kommen jetzt – *viertens* – noch einmal gesondert auf den täglichen Erlebniswert des grauenhaften Kriegsgeschehens als grundsätzliches Motiv für die Ablehnung der Kriegstheologie zu sprechen. Dem einfachen Soldaten war nicht verständlich, warum der „Gott der Liebe“ all’ dieses unbegreiflich schreckliche Elend zulassen sollte. Kaum jemand an der Front war deshalb in der Lage und willens – wie die Feldpost- und Erinnerungsliteratur zu erkennen gibt –, den Tod seiner Kameraden und seinen eigenen Tod in der kriegstheologischen Überhöhung der Nachfolge Christi zur Rettung der gesamten Menschheit zu ästhetisieren. Vom „Opfer“ war unter den Soldaten meist nur allgemein, aber überhaupt nicht im Sinne der *imitatio Christi* die Rede.¹⁸⁰ In solcher dem Kriegsästhetizismus entgegengeschrien Realitätserfahrung  u erteten sich zahllose Feldpostbriefe:

„Wir traten in ein riesiges Gebäude, das Lazarett, wozu ich kommandiert war. Eine H lle! Verzweiflung, Leid, Schmerz, Tod, Hunger, Durst, Wahnsinn und dumpfes Brüten – alles kam hier zusammen zu einem grauenhaften Elend. Keine noch so blutige Schlacht kann so furchtbar sein. [...] Das Grausen, das mich dort gepackt, wird mich mein Leben nicht verlassen! [...] Auf Stroh, auf Mist, auf bloßem Stein, in Lumpen gehüllt lagen sie. In einer Ecke lag ein Sterbender, sein Nachbar hatte den Arm verloren, er hatte den blöden Irrsinn in den funkelnden Augen, brüllte wie ein Tier, schlug den Sterbenden, schlug mich und riß immer wieder den Verband von seinem Stumpf. Und der dritte! Ein Ausbläser hatte ihm das Gesicht weggerissen.“ – „Wir fristen, bis zum Leib im Lehm, unser armseliges, stolzes Leben in Granattrichtern und zertrümmerten Unterst nden. Es ist wirklich die H lle. [...] Ich holte mir bei dem langen Laufen wahrscheinlich einen Knacks in der Lunge. Habe starke stechende Schmerzen auf der rechten Brustseite. [...] Ich kann meine Leute nicht im Stich lassen: sie würden irre an mir.“ – „Ich war 6 Tage in Stellung bei Chaulnes, das in Grund und Boden geschossen ist. Sie haben schon viele Kriegsgreuel gesehen; aber ich glaube, noch nicht dieses hier. Ein einziges Dröhnen der Erde, ein stetes Schwanken der rauch- und gasgeschw ngerten Atmosphäre. Mit einem Worte: viehisch!“ – „Das hier Erlebte übersteigt alles das, was wir bisher durchmachen mußten. Es ist grauenhaft. Man wünscht oft, tot zu sein. Es gibt keine Unterkunft mehr. Wir liegen im Wasser. Hier ist alles eben. Das Feuer nimmt Tag und Nacht kein Ende. [...] Das Schlimmste bei der Geschichte ist das sich vielfach einstellende Erbrechen und Diarrhöe.“¹⁸¹ – „Weg mit dem Krieg, der scheußlichsten Mißgeburt der Menschenlaster! Menschen schlachten sich in Massen ab, ohne sich zu kennen, zu hassen, zu lieben. Fluch den wenigen, die, ohne in die Schrecknisse des Krieges hineinzum ssen, ihn heraufbeschwören! Vernichtung ihnen allen! Denn es sind Bestien, Raubtiere. [...] Krieg dem Kriege! Mit allen Mitteln gegen ihn ankämpfen! Das wird meine eifrigste Aufgabe sein, falls der gütige Weltenlenker mir ein frohes, gesundes Wiederkehren gönnt. [...] Das Menschliche empört sich gegen diese Unkultur, dieses grauenhafte Schlachten. Weg, weg mit diesem Krieg! So schnell wie möglich zu Ende! [...] Mach ein Ende, o Herr, du gütiger Weltenlenker, mit diesen Schrecken!“ – „Jetzt aber vermag ich noch nicht, mir selbst die Erinnerung an all’ das Ekelhafte und Grausige eines solchen Massenmords heraufzubeschwören. Wir zwingen uns dazu, es wenigstens vorläufig zu vergessen. [...] Ein Pionier sah vor sich im Schützengraben feuernde Franzosen. Schnell zog er den Stöpsel aus

der Zündschnur und schon hob er die Granate hoch, zum Wurf bereit. Mit einmal schoben sich deutsche Kameraden vor das Ziel. Werfen konnte er nun die Granate nicht, sonst hätte er sie getroffen. Da behielt er sie in der Hand und in wenigen Augenblicken war er von ihr zerrissen.“ – „Fragt mich nicht nach dem Schicksal der Verwundeten. Wer nicht selbst hinein zum Arzt laufen konnte, mußte elendiglich sterben; manche haben Stunden, manche Tage, manche eine Woche gelitten, bis sie starben. Und die Kämpfenden stürmten in einem fort achtlos über sie hin:

*„Kann dir die Hand nicht geben –
bleib’ du im ew’gen Leben –
mein guter Kamerad!“¹⁸²*

Wie glücklich ist dagegen ein Hund zu preisen, der in der heimatlichen Hütte verreckt! Es gibt Augenblicke, in denen es der tapferste Soldat zum Heulen satt hat. [...] Stellt euch nur einmal hierher, ihr Herren Grey, Asquith, Poincaré! Dann wird der Krieg nicht zehn Jahre dauern, sondern morgen würde Friede sein!“ – „Wieder war ich drei Tage [...] in der schrecklichsten Blutschlacht der Weltgeschichte, zweihundert Meter vor dem Feind, im hastig und notdürftig aufgeworfenen Graben. Drei Tage und drei Nächte lang Granate über Granate – ein Krachen, Pfeifen, Gurgeln, Schreien, Stöhnen. Fluch denen, die den Krieg heraufbeschworen! [...] Vier Kameraden wurden zu Tode getroffen (meist wird der Kopf weggerissen), und dann Schwerverwundete.“¹⁸³ – „Es ist ein ganz trübseliger Eindruck, wenn man da Leute, die als frische, kräftige Soldaten ins Feld gezogen sind, hier als Krüppel, ohne Bein, ohne Auge, mit krummen Gliedern oder hässlichen, stinkenden Wunden, zum Teil zwischen Leben und Sterben, liegen sehen muss. Hier wird einem der Wahnsinn und das grässliche Elend des Krieges besonders klar. Klarer freilich wohl noch draußen bei Haufen von Leichen.“ – „Der Krieg ist die grösste Rohheit und Scheusslichkeit, die es auf Erden gibt und brauchte m. E. nicht vorzukommen unter gebildeten zivilisierten Völkern im 20. Jahrhundert!“ – „Ich erkläre den Krieg für etwas Unmenschliches & für ein Verbrechen an den Menschen selbst & Pflicht jedes Menschen ist es, daß er diesen Krieg bekämpft.“¹⁸⁴

„Wenn Sie [= Gottfried Traub] einmal eine Zeitlang vorne wären und unsere Entbehrungen mitmachen müßten, dann würde ihnen die Lust zu solch großen Tönen vergehen. Lassen Sie sich erstmal die Knochen zerschießen, dann haben Sie ein Recht mitzureden. Jetzt halten Sie den Mund! Tausendfacher Fluch über Euch Mörder! Der Fluch aller Mütter, Väter und Krüppel komme über Euch!“¹⁸⁵

„Sengen, brennen, schießen, stechen,
Schädel spalten, Rippen brechen,
spionieren, requirieren,
patrouillieren, exerzieren,
fluchen, bluten, hungern, frieren ...
So lebt der edle Kriegerstand,
die Flinte in der linken Hand,
das Messer in der rechten Hand –
mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland.

Aus dem Bett von Lehm und Jauche
zur Attacke auf dem Bauche!
Trommelfeuer – Handgranaten –
Wunden – Leichen – Heldentaten –
bravo, tapfere Soldaten!
So lebt der edle Kriegerstand,
das Eisenkreuz am Preußenband,
die Tapferkeit am Bayerband,
mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland. [...]

Angeschossen, – hochgeschmissen, –
Bauch und Därme aufgerissen,
Rote Häuser – blauer Äther –
Teufel! Alle heiligen Väter! ...
Mutter! Mutter!! Sanitäter!!!
So stirbt der edle Kriegerstand,
in Stiefel, Maul und Ohren Sand
und auf das Grab drei Schippen Sand –
mit Gott, mit Gott, mit Gott,
mit Gott für König und Vaterland.^{“186}

„O diese Höhlen! Wir hocken darin wie in einer Totengruft.
Es ist uns, als strömte aus unseren Poren Verwesungsduft,
als wären wir schon gestorben und unsere Seelen irrten herum.
Dann möchten wir gläubig beten – doch unsere Seele bleibt stumm.

Denn die Gebete sind tot. Sie haben für uns keine Macht.
Sie sind ja für die lebendigen Menschen gemacht.
Uns aber hat der Krieg soweit schon verbrannt und verzehrt –
und der abgeschiedenen Seelen Gebet hat uns noch niemand gelehrt.^{“187}

e) „Majestät ‚Tod‘ schreitet jetzt die Front ab!“ – Soldatentheologie ohne Ornamente in der „Wüste von Nicht-begreifen-können und Schmerz“

Eine besondere Rolle innerhalb dieser täglichen Realitätserfahrung spielte – *fünftens* – die sehr bald aufkommende fatalistische Todeserwartung, die den Sinn jeder kriegstheologischen Ornamentik entwertete. Der noch sinnverheißende Bibelvers „Der *Du* [= Gott] die Menschen lässt sterben ...“ aus Psalm 90, 3 verwandelte sich in den Satz: „Majestät ‚Tod‘ schreitet jetzt die Front ab!“, wie ein Feldgrauer nach Hause vermeldete.¹⁸⁸ Ein anderer schrieb:

„Daß alle Fatalisten sind oder werden, ist natürlich. Zu allen Zeiten war der Soldat Fatalist. Auch das tolle Genießen, das hastige Ausleben, das Leben für einen Tag ist so charakteristisch. [...] Fast ein jeder von uns handelt nur noch bestimmt von der Annahme des baldigen

Todes; denn eines jeden Überzeugung ist (durch die Tatsache tagtäglich fester eingepägt): auf die Dauer kann ja doch keiner dem Geschick entgehen, fragt sich nur, was für eine Art Schuß einer kriegt.¹⁸⁹

Das Bedürfnis nach Aufklärung von Sinnfragen und damit die Aufnahmebereitschaft für kriegstheologische Sinnstiftungsversuche verlöschten vor der Realität des täglich, ja stündlich zu erwartenden Lebensendes im alle Kräfte verschleißenden Fronteinsatz. Bezeichnend ist, dass in Kenntnis eines befohlenen militärischen Vorstoßes so mancher Feldgraue mit seinem Leben abschloss¹⁹⁰: „Und so lösche ich denn mein Dasein aus in Gedanken am Vorabend der furchtbaren Schlacht und denke mein Selbst hinweg aus dem teuren Kreise, dem es als geliebtes Glied angehören durfte.“¹⁹¹ Vielen Soldaten erschien ihr Leben ohnehin nur wie „Urlaub vom Tode“¹⁹². „Ach, der Tod sitzt mir den ganzen Tag auf der Brust!“¹⁹³, hieß es, „an meinen Hals klammert sich die Todesstunde!“¹⁹⁴. „Tod, hier hast Du mich.“¹⁹⁵ Sie gedachten ihrer „liebe[n], gute[n], teure[n] Mama“.¹⁹⁶ Manche allerdings ergaben sich „aufrecht“ und in „männlicher Entschlossenheit“, „im „unendlichen Gottvertrauen“¹⁹⁷ oder im Glauben an nebulös, diffus bleibende Begriffe wie „die Größe unserer Sache“ und die „Heiligkeit“ des Kampfes, in ihr „ungewisses, vorgezeichnetes Schicksal“¹⁹⁸, in den „stahlharten Willen der Zeit“, in das „eiserne Muß auf Leben und Tod“.¹⁹⁹ Viele fühlten sich auch zum bloßen Werkzeug einer „äußeren Macht“ verdinglicht und in ihrem Selbst annulliert, wie eine „Maschine“ zur mechanischen Durchführung eines unergründlichen Auftrags „verpflichtet“ oder gar „verurteilt“.²⁰⁰ Einzigartig ist die – allerdings wohl fiktive – Geschichte, die Oskar Baum (1883–1941) von einer jungen Frau erzählte, die sich gegen Tod und Schicksal auflehnte, ihren beim Abschied volltrunken gemachten Mann fesselte und monatelang in ihrem Kohlenkeller verbarg.²⁰¹

Vom Nichtkombattanten Rilke vom Sommer 1915 stammt die Klage, dass man sich „Schritt für Schritt in einer Wüste von Nicht-begreifen-Können und Schmerz fort-schleppe“ (*„j'avance pas sur pas dans un désert d'étonnement et de douleur“*)²⁰² – eine Klage, die nach Helmut Fries sehr gut auf das Empfinden unzähliger Frontsoldaten passt.²⁰³ Wie orientiert man sich überhaupt noch in einer offensichtlich sinnentleert erlebten Welt? Mit Ironie oder mit dem irrationalen Glücksgefühl mystischen Auserwähltseins zum Überleben? Mit der Hoffnung, das Kreisen der Welt um die „Schmerzachsen“ würde eines Tages enden? Oder mit krauser Rätselgier, mit der Logik von Jahreszahlen, die dem Gewühl der Geschichte, ihrer Wirrsal ein verstehbares Gesetz entreißen sollen? Mit religiöser Schicksalsergebenheit oder dem Versuch, sich innerlich unabhängig von der Welt zu machen? Mit der Traumphantasie, die Welt könnte wieder rückwärtslaufen? Oder mit der plötzlichen Wiederentdeckung, dass der „Feind“ kein Feind ist, sondern ein Mensch wie man selbst?

Der „detonationsartige“ Schlussakkord des Lebens

Ein tragisches, fast skurril zu nennendes Todesschicksal im Sinnvakuum ist mit dem letzten Brief des Frontsoldaten Emil Kirchhausens (1896–1916) verbunden. Er schrieb von Vacherauville (Arrondissement Verdun) aus:

„In Feindesland, 9. Dezember 1916. Hier wird Hoffmanns Erzählungen gespielt, aber mit detonationsartigem Schlußakkord in sämtlichen Tönen. Das Böse dabei ist, daß manche Menschen bei dem Hoffmannschen Schleifwalzer gelegentlich bis zum Petrus walzen. Man sollte bald sagen, da oben müßte doch kein Platz mehr sein bei solch einem Massenandrang. Gucke schon manchmal nach oben, ob die Leiter nicht durchknickt, wo die alle dran heraufklettern.“²⁰⁴

Mit diesem Brief hat es tatsächlich diejenige „böse“ Bewandtnis, die Emil Kirchhausen anspricht. Kirchhausen fiel noch am selben Tag. Er bezieht sich in seinem Brief auf den Stummfilm „Hoffmanns Erzählungen“²⁰⁵, der nach seiner Uraufführung zum Jahresanfang 1916 in Berlin²⁰⁶ auch in den Etappenkinos gezeigt wurde. Kirchhausen muss sich den Film in seinen letzten Lebenstagen angesehen haben. Der Film ist voller Anspielungen auf den Tod. Im Film tanzen sich beim Geigenspiel Dr. Mirakels zwei Frauen (Mutter und Tochter) zu Tode.²⁰⁷ Ihr Totentanz wird in zwei Szenen gezeigt. Die Stummfilme wurden damals mit Klavierspiel untermalt, so dass man an den entsprechenden Stellen auch den „Schleifwalzer“, die „Barcarole“ Jacques Offenbachs, hören konnte. Die „Barcarole“ ist ein venezianisches Schifferlied (meist im 6/8- oder 12/8-Takt) und erinnert – zumal an der todbringenden Front gezeigt (Vacherauville liegt an der Maas) – als solches unwillkürlich an den über den Styx ins Jenseits führenden Fährdienst des Charon aus der griechischen Mythologie. Durch die Klavierbegleitung war auch der forte-fortissimo (fff) „Schlussakkord“ in tremulierendem C-Dur am Ende des vierten Aktes dieser *Opéra fantastique* zu hören, den Kirchhausen als Detonation einer Mine assoziierte. Die Erwähnung des Petrus und der „[Jakobs]leiter“, an welcher sich der Seelenaufstieg vollzieht, erklärt dann das Warum dieser Assoziation. Petrus hat mit der sog. „Himmelsstrophe“ des im Ersten Weltkrieg sehr verbreiteten und oft variierten „Pionierliedes“ zu tun. In dieser Strophe wird dem bei einer Explosion umgekommenen Pionier eine Seligkeitsgarantie versprochen²⁰⁸; er erhält vom Himmelspfortner im „letzten Hauptquartier“ den ihm angemessenen Lohn für seinen äußerst lebensgefährlichen Einsatz bei der Beseitigung ausgelegter Sprengmittel.

„Und klopfe ich einst ans Himmelstor
Und Petrus tritt herfür,
So sag ich ihm das Wort ins Ohr:
„Ich war ein Pionier.“
Dann spricht Herr Petrus: „Tritt herein!“
Er öffnet weit die Tür:
„Mein Sohn, du sollst willkommen sein,
Du kriegst ein gut Quartier.“²⁰⁹

Emil Kirchhausen war also Pionier und sprach daher nicht nur nebenbei vom „detonationsartigen Schlussakkord“ einer solchen Laufbahn. Er fiel nur Stunden später, nachdem er seinen Brief abgefasst hatte, einer Detonation zum Opfer. –

Der Fliegerpfeil

Robert Musil schildert in seiner Erzählung „Die Amsel“, die „zum Wichtigsten gehört, was Musil überhaupt publiziert hat“²¹⁰, ein ganz eigenes Erlebnis des Auserwähltheits, das dem Menschen die mystische Erfahrung der „Gottesnähe“ beschert, ihn quasi mit Unverletzlichkeit und Angstfreiheit „getauft“ sein lässt²¹¹, so dass er im undurchdringlichen Sinnvakuum des Krieges für einen Moment den Trieb des Selbstschutzes, den ganz natürlichen, elementaren Drang einer um sich besorgten Selbsterhaltung aufgibt und letztlich die Subjekt-Objekt-Spaltung auflöst²¹²:

„Über unsere ruhige Stellung [Cima di Vezena, Südtirol, 1915] kam einmal mitten in der Zeit ein Aeroplan. [...] Im Nu war der Himmel mit den weißen Schrapnellwölkchen der Batterien betupft wie von einer behenden Puderquaste. Das sah lustig aus und fast lieblich. Dazu schien die Sonne durch die dreifarbigigen Tragflächen des Flugzeugs, gerade als es hoch über unseren Köpfen fuhr, wie durch ein Kirchenfenster oder buntes Seidenpapier, und es hätte zu diesem Augenblick nur noch einer Musik von Mozart bedurft. [...] In diesem Augenblick hörte ich ein leises Klingen, das sich meinem hingerissen emporstarrenden Gesicht näherte. Natürlich kann es auch umgekehrt zugegangen sein, so daß ich zuerst das Klingen hörte und dann erst das Nahen einer Gefahr begriff; aber im gleichen Augenblick wußte ich auch schon: es ist ein Fliegerpfeil! Das waren spitze Eisenstäbe, nicht dicker als ein Zimmermannsblei, welche damals die Flugzeuge aus einigen hundert Metern Höhe abwarfen; trafen sie den Schädel, so kamen sie bei den Fußsohlen heraus, aber sie trafen eben nicht oft, und man hat sie bald wieder aufgegeben. Darum war das mein erster Fliegerpfeil. [...] Ich war gespannt, und im nächsten Augenblick hatte ich auch schon das sonderbare, nicht im Wahrscheinlichen begründete Empfinden: er trifft!

Und weißt du, wie das war? Nicht wie eine schreckende Ahnung, sondern wie ein noch nie erwartetes Glück! Ich wunderte mich zuerst darüber, dass ich bloß das Klingen hören sollte. Dann dachte ich, daß der Laut wieder verschwinden würde. Aber er verschwand nicht. Er näherte sich mir, wenn auch sehr fern, und wurde perspektivisch größer. Ich sah vorsichtig die Gesichter [der anderen] an, aber niemand nahm ihn wahr. Und in diesem Augenblick, wo ich inne wurde, daß ich allein diesen feinen Gesang hörte, stieg ihm etwas aus mir entgegen; ein Lebensstrahl; ebenso unendlich wie der von oben kommende des Todes. Ich erfinde das nicht, ich suche es so einfach wie möglich zu beschreiben. [...] Es war ein dünner, singender, einfacher hoher Laut, wie wenn der Rand eines Glases zum Tönen gebracht wird; aber es war etwas Unwirkliches daran; das hast du noch nie gehört, sagte ich mir. Und dieser Laut war auf mich gerichtet; ich war in Verbindung mit diesem Laut, und zweifelte nicht im geringsten daran, daß etwas Entscheidendes mit mir vor sich gehen wolle. Kein einziger Gedanke war in mir von der Art, die sich in den Augenblicken des Lebensabschiedes einstellen soll, sondern alles, was ich empfand, war in die Zukunft gerichtet; und ich muß einfach sagen, ich war sicher, in der nächsten Minute Gottes Nähe in der Nähe meines Körpers zu fühlen. Das ist immerhin nicht wenig bei einem Menschen, der seit seinem achten Jahr nicht an Gott geglaubt hat.

Inzwischen war der Laut von oben körperlicher geworden, er schwoll an und drohte. [...] Vielleicht steckte eine verdammte Eitelkeit in dieser Einbildung, daß da, hoch oben über einem Kampffeld, eine Stimme für mich singe. [...] Aber ohne Zweifel hatte nun die Luft auch für die anderen zu klingen begonnen. [...] Burschen, denen nichts ferner lag als solche Gedanken, standen, ohne es zu wissen, wie eine Gruppe von Jüngern da, die eine Bot-

schaft erwarten. Und plötzlich war das Singen zu einem irdischen Ton geworden, zehn Fuß, hundert Fuß über uns, und erstarb. *Er*, es war da. Mitten zwischen uns, aber mir zunächst, war etwas verstummt und von der Erde verschluckt worden, war zu einer unwirklichen Lautlosigkeit zerplatzt. [...] Ich stand am gleichen Fleck, mein Leib aber war wild zur Seite gerissen worden und hatte eine tiefe, halbkreisförmige Verbeugung beschrieben. Ich fühlte, dass ich aus einem Rausch erwache, und wußte nicht, wie lange ich abwesend gewesen war. Niemand sprach mich an; endlich sagte einer: ein Fliederpfeil! und alle wollten ihn suchen, aber er stak metertief in der Erde. In diesem Augenblick überströmte mich ein heißes Dankgefühl, und ich glaube, daß ich am ganzen Körper errötete. Wenn einer da gesagt hätte, Gott sei in meinen Leib gefahren, ich hätte nicht gelacht. Ich hätte es aber auch nicht geglaubt. Nicht einmal, dass ich einen Splitter von ihm davontrug, hätte ich geglaubt. [...] Und trotzdem, jedesmal, wenn ich mich daran erinnere, möchte ich etwas von dieser Art noch einmal deutlicher erleben!“²¹³ –

Es kann nicht sein! – „Eine Sekunde Licht im Schatten“

Es ist mitten im Krieg. Den arbeitslosen, nicht frontverwendungsfähigen Oskar Maria Graf überkommt ruckweise eine „seltsame, gleichsam von allem Wirklichen losgelöste Traurigkeit“; doch ist es zugleich die Hoffnung auf einen Tag, der wie ein Pyramide „aus entnütztem Schwall“ hervorstrahlt. Trotz Krieg (sein Bruder Max ist gefallen), Krankheit und Tod kann nicht alles Irdische umsonst sein ... Wenige Tage zuvor hat Graf noch einen „Kriegskrüppel mit einem schaurig zugerichteten Gesicht“ gesehen. „Man mag gar nicht nachdenken, sonst hängt man sich auf“, hatte dieser „gelangweilt“ gesagt. Graf erfährt, dass seine seit zwei Jahren bettlägerige, lungenkranke Schwester Emma verstorben ist. Im Leichenhaus angekommen beweint er sie und besprenkelt sie mit Weihwasser. Danach läuft er davon. Langsamer und ruhig geworden lässt er sich aufs weiche Gras nieder und schreibt trotz allem – irgendeinem „Gedankenwinkel“ folgend – ein Gedicht voller Hoffnung auf ein Stück Briefpapier:

„Dies ist uns Blutverfluchten
das tröstende Gebet in der Verwesung Finsternis und Qual:
Wenn wir auch alle einsam und verhöhnet sterben,
so sind wir doch, o Gott, zu dir emporgewachsen!
Es kann nicht sein, daß ausgesät wird,
daß Erde blüht und fruchtet für das Nichts!
Die tiefen Dinge kreisen endlos um die Schmerzensachsen
des Alls und raunen sich noch sterbend ihr Getanes in das Ohr ...
Und einmal wird ein Tag sein, den wir ewig suchten [...],
der Gnade trägt in alle gierr verruchten Wahnjahre unsrer Erdenpein.“

Graf findet eine Anstellung in einer Brotfabrik; auch das „eine Sekunde Licht im Schatten.“²¹⁴ –

Die geheimnisvollen Einschnitte in der deutschen Eiche

Im Sinnvakuum des Weltkriegs berechnete man für das Jahr 1915 den exakten Tag, an welchem der Weltkrieg für Deutschland siegreich beendet sein würde. „Die vielbesprochenen geheimnisvollen Einschnitte in der Rinde der deutschen Eiche haben jetzt ihre Lösung gefunden“, heißt es auf einer von der Front abgesandten Feldpostkarte (s. u. Abb. 37),

„Gelehrte haben vergeblich ihre Köpfe zerbrochen. Ein einfacher Schneidermeister, der hier nicht genannt sein will, brachte die Lösung.“ – Die Lösung besteht aus folgender Berechnung: Die Addition der Jahresziffern des siegreichen Krieges von $1870+1871$ ergibt die Summe 3741; die Addition von $3+7=10$; $4+1=5$. Genau am 10.5. (1871) wurde der Friedensvertrag nach dem deutschen Sieg über Frankreich unterzeichnet. Analog lässt sich nun auch das Ende des Weltkriegs von 1914/1915 errechnen: Die Summe der Jahresziffern $1914+1915$ beläuft sich auf 3829, wobei $3+8$ und $2+9$ jeweils 11 ergeben; d. h.: am 11.11.1915 ist der Weltkrieg für Deutschland siegreich beendet.“



Abbildung 37: „Die geheimnisvollen Einschnitte in der Deutschen Eiche – Wann endet der Weltkrieg?“, 1915; Feldpostkarte I. Weltkrieg.

Das Jahr 1915 war als Datum eines Siegfriedens vielfach Gegenstand von Spekulationen gewesen.²¹⁵ Wo alle Aussicht auf menschliche Vernunft und Logik versagte, folgte man einem in Notzeiten angewandten Volksbrauch, Zuflucht zu mathematischen Tüfteleien zu nehmen, weil auf andere Weise kein Sinn mehr in der Geschichte zu entdecken war. Die Mathematik galt als Verkörperung der Logik und Organisationsprinzip der göttlichen Weltordnung schlechthin; man verstand sie als Formel der heilvollen Ureinheit der Schöpfung; und daher konnte man sie auch als Instrument der Welterkenntnis einsetzen und über ihre Anwendung zur sinnvollen Enträtselung eines anscheinend sinnentleerten Gangs der Weltgeschichte gelangen. Also legte man ein exaktes Zahlengerüst über den Ablauf der Ereignisse, um ihnen ihren göttlichen Sinn zu entlocken. Schon aus der Antike sind derartige Zahlenspiele mit Geschichtsdaten bekannt – so auch aus dem Alten Testament. Hesekiel zählte im sechsten Jahrhundert v. Chr. die Tage seiner intermittierenden Lähmungsanfälle und kalkulierte anhand ihrer Anzahl (ein Tag = ein Jahr) die Dauer des babylonischen Exils. Nach Hes. 4, 4–8 symbolisieren die 140 Tage, die der Prophet bewegungslos auf der linken, die 90 Tage, die er auf der rechten Seite liegt, die Jahre der Verbannung beider Volksteile, des Nord- und Südreiches.²¹⁶ Sartre verweist für die Mathematikgläubigkeit in Europa auch auf die Zeit Descartes' (1596–1650).²¹⁷ Johann Albrecht Bengel (1687–1752) berechnete und erfasste in seiner „Erklärten Offenbarung“ (1740) und im „Gnomon Novi Testamenti“ (1742), dem „neutestamentlichen Schattenzeiger an der Sonnenuhr“, die Heilsgeschichte mit Zahlenspielen, die er aus den Versen der Johannesoffenbarung gewann.²¹⁸ Manch einer, der die napoleonische Epoche und die Zeit danach bis 1836 erlebte, schaute bei Bengel nach.²¹⁹

Auch zur Evidenzierung der preußischen Staatserzählung als Heilsgeschichte hantierte man mit Jahreszahlen und Daten. Das vielleicht im Wilhelminischen Reich populärste Beispiel hierfür stellte die in manchen Schulbüchern abgedruckte „Weiherede bei der feierlichen Proklamation des deutschen Kaiserreiches“ dar, die der Potsdamer Hofprediger und Pfarrer der I. Garde-Inf.-Div., Bernhard Friedrich Wilhelm Rogge (1831–1919) am 18. Januar 1871 in Versailles gehalten hatte. Das dort angestellte Spiel mit den Zahlen des 18. Januars, des preußischen „Schicksalstags“ – „der Königskrönungstag des 18.1.1701 erfüllt sich am Tag der Kaiserproklamation vom 18.1.1871“ – sollte die Zahlen-teleologie der Heilsgeschichte Preußens in perfekter Weise abbilden.²²⁰

Der Graphiker der Kriegspostkarte ging aber noch über sein Zahlenspiel hinaus. Er stellte eine Beziehung her zwischen den großen geschichtlichen Daten deutscher Siege und dem natürlichen Wachstum eines Baumes, der „deutschen Eiche“. Hier meldet sich ein populäres, für Notzeiten und Sinnverlustserfahrungen, aber auch für Legitimationsbemühungen nicht untypisches, materialistisches Geschichtsverständnis zu Wort²²¹: Die Historie ist ein naturgesetzlicher Wachstumsprozess, bei dessen Beachtung der Mensch in seiner Zukunftserwartung nicht fehlgehen kann. Er selbst vermag nichts weiter zu tun, als die Tage seiner Taten gleichsam in die „Außenhaut“ der Geschichte, in die „Rinde“ eines unausweichlichen, unbeeinflussbaren Naturprozesses einzuritzen. Gerade indem er so handelt, befördert er, selbst Teil eines universellen Determinismus, auch nur das, was im materialistischen Wachstum der Geschichte bereits als Heilsziel angelegt ist und feststeht: Im Ersten Weltkrieg ist es der seit Ewigkeiten vorgezeichnete, mithilfe der materialistisch verankerten Mathematik zu erschließende, kurz bevorstehende deutsche Sieg, bei dessen

Vollzug, da ja die Würfel im Voraus gefallen sind, man in aller Ruhe zusehen kann. Keine Macht der Welt vermag diese biologisch-heilsgeschichtliche Kreszenz Deutschlands aufzuhalten bzw. den Edda-Weltenbaum von seinem Wachstum abzubringen.

Schließlich: Je frappanter und verblüffender das Resultat solcher Berechnungen ausfällt, für umso wahrscheinlicher wird es gehalten, umso zuversichtlicher kann seiner Mathematik geglaubt werden. Nur so ist erklärlich, warum man das Ergebnis, zu dem der unbekannt gebliebene „Schneidermeister“ gelangte, auf Abertausenden von Kriegspostkarten verbreitete: der Weltkrieg würde am 11.11.1915 für Deutschland siegreich beendet sein. –

„Am Neujahrstag wird es geschrieben ...“

Viele jüdische „Feldgrauen“ füllten die „Wüste von Nicht-begreifen-können und Schmerz“ mit einem Jeremia-Zitat aus (Jer. 15, 2):

„Und wenn sie zu dir sagen: Wo sollen wir hin?, dann antworte ihnen: So spricht der Herr: ,Wen der Tod trifft, den treffe er; wen das Schwert trifft, den treffe es; wen die Gefangenschaft trifft, den treffe sie!‘“

Da nach rabbinischer Zitationsmethode (auch von Stichwörtern) immer die nächst bestehenden Verse mit einzubeziehen sind²²², ist dieses Zitat gemäß dem Kontext des Jeremia-Kapitels (15, 1–9) als Gerichtswort über Israel zu verstehen (vgl. Jer. 15, 4 f). Der Weltkrieg gehört nach dieser Aussage mit zur Leidens- und Bewährungsgeschichte des jüdischen Volkes.

Andere zitierten aus den Liturgien zu Rosch hasch-Schanah (Neujahrsfest) und Yom Kippur (Versöhnungstag) den Vers: „[Am Neujahrstag wird es geschrieben / und am Versöhnungstag besiegelt,] wer leben wird und wer sterben wird“.²²³ Auch hier ist der ganze Liturgieabschnitt mitgemeint:

„Am Neujahrstag wird es geschrieben
und am Versöhnungstag besiegelt,
wie viele davongehen und wie viele erschaffen werden,
wer leben wird und wer sterben wird,
מי יחיה ומי ימות
mī yihyāh u-mī yāmūt,
wer [vorzeitig] an sein Ende gelangt und wer nicht an sein Ende gelangt,
wer im Wasser und wer in Flammen [stirbt],
wer durchs Schwert und wer durch ein wildes Tier,
wer durch Hungersnot und wer durch Durst,
wer im Erdbeben und wer durch Seuchen,
wer durch Erdrosseln und wer durch Steinigung [umkommen wird],
wer in Ruhe bleibt und wer umher schweift,
wer in Sicherheit leben wird und wer zerrissen wird,
wer glücklich sein wird und wer Leid erfahren wird,
wer arm sein wird und wer reich sein wird,

wer erniedrigt werden wird und wer emporsteigt.
Aber Umkehr und Gebet und Wohltaten
lassen das Böse des Verhängnisses [an uns] vorbeigehen.“²²⁴ –

Der deutsch-jüdische Soldat Walter Heymann, am 9. Januar 1915 gefallen bei Soissons, verfasste hierzu sein Gedicht „Den Ausziehenden“; es endet mit der Frage nach der Logik solcher Vorsehung:

„Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich.
Und ich soll übrig bleiben? Warum denn ich?!“²²⁵ –

Ludwig Wittgenstein begann sein Tagebuch am 22. August 1914 mit der „ungemein tiefen und wichtigen Erkenntnis“, dass die Logik „für sich selber sorgen“ müsse; am 10. Januar 1917 brach er es mit Überlegungen zum Selbstmord ab²²⁶; am 11. Juni 1916 trug er ins Tagebuch ein, was er überhaupt noch an Gewissheiten über Gott und den Zweck des Lebens besaß:

„Was weiß ich über Gott und den Zweck des Lebens?
Ich weiß, daß diese Welt ist.
Daß ich in ihr stehe wie mein Auge in seinem Gesichtsfeld.
Daß etwas an ihr problematisch ist, was wir ihren Sinn nennen.
Daß dieser Sinn nicht in ihr liegt, sondern außer ihr.
Daß das Leben die Welt ist.
Daß mein Wille die Welt durchdringt.
Daß mein Wille gut oder böse ist.
Daß also Gut und Böse mit dem Sinn der Welt irgendwie zusammenhängt.
Den Sinn des Lebens, d. i. den Sinn der Welt, können wir Gott nennen.
Und das Gleichnis von Gott als einem Vater daran knüpfen.
Das Gebet ist der Gedanke an den Sinn des Lebens.
Ich kann die Geschehnisse der Welt nicht nach meinem Willen lenken, sondern bin vollkommen machtlos.
Nur so kann ich mich unabhängig von der Welt machen – und sie also doch in gewissem Sinne beherrschen – [,] indem ich auf einen Einfluß auf die Geschehnisse verzichte.“²²⁷ –

„Film – verkehrt eingespannt“

Günter Kunert gab in dem folgenden Gedicht, das aus dem Zweiten Weltkrieg stammt, eine Vorstellung oder einen Traum wieder, den womöglich jeder Frontsoldat einmal gehabt haben mochte: sollte der Weg vom Frieden zum Krieg nicht auch umkehrbar sein? Was wäre, wenn der ganze Krieg rückwärts lief, *alle* Kugeln und Bomben wieder zurückflögen, alle Armeen rückwärts marschierten, alle Wunden sich wieder schlossen und alle Gefallenen wieder aus den Massengräbern hervorkämen? Auch Musil war schon früher solch’ eine „Rückwärts-Idee“ gekommen, und in seinem Aufsatz zum „hilflosen Europa“ von 1922 hatte er sie vertreten; doch ihm „genügte nicht [allein] das Rückgängigmachen des Geschehenen, sondern man müßte dazu die umfänglichsten Vollmachten zum Umbau der gesamten Welt haben.“²²⁸

„*Film – verkehrt eingespannt*“ – – – wirklich nur verkehrt eingespannt?

„Als ich erwachte
Erwachte ich im atemlosen Schwarz
Der Kiste. Ich hörte: Die Erde tat sich
Auf zu meinen Häupten. Erdschollen
Flogen flatternd zur Schaufel zurück.
Die teure Schachtel mit mir dem teuren
Verblichenen stieg schnell empor.
Der Deckel klappte hoch und ich
Erhob mich und fühlte gleich: Drei
Geschosse fuhren aus meiner Brust
In die Gewehre der Soldaten die
Abmarschierten schnappend
Aus der Luft ein Lied
Im ruhigen festen Tritt
Rückwärts.“²²⁹ –

„*Die Wiederentdeckung des Mitmenschen*“

Erich Maria Remarque liegt im Niemandsland zwischen den Fronten gekrümmt in einem großen Trichter, die Beine im Wasser bis zum Bauch; seinen Dolch hat er herausgezerrt. Beim ununterbrochenen Knarren der Maschinengewehre fällt plötzlich ein französischer Soldaten zu ihm in den Trichter, rutscht ab und liegt auf ihm. Remarque, ohne zu denken, ohne einen Entschluss zu fassen, stößt rasend zu. Dann kriecht er in die entfernteste Ecke und wartet ab. Es wird hell. Die Gestalt gegenüber bewegt sich. Der Mann ist nicht tot, er röchelt, er stirbt. Remarque rutscht die drei Meter zu ihm hin und versucht, ihn zu verbinden. Der Mann öffnet die Augen; seine Augen „schreien, brüllen“. Für Remarque ist es der erste Mensch, den er mit seinen Händen getötet hat.

„Das Schweigen dehnt sich. Ich spreche und muß sprechen. So rede ich ihn an und sage es ihm. ‚Kamerad, ich wollte dich nicht töten. Sprängst du noch einmal hier hinein, ich täte es nicht, wenn du auch vernünftig wärest. Aber du warst mir vorher nur ein Gedanke, eine Kombination, die in meinem Gehirn lebte und einen Entschluß hervorrief: diese Kombination habe ich erstochen. Jetzt sehe ich erst, daß du ein Mensch bist wie ich. Ich habe gedacht an deine Handgranaten, an dein Bajonett und deine Waffen – jetzt sehe ich deine Frau und dein Gesicht und das Gemeinsame. Vergib mir, Kamerad! Wir sehen es immer zu spät. [...] Vergib mir, Kamerad, wie konntest du mein Feind sein.“²³⁰

f) „Und bei der blassen Abendröte, [...] las ich im guten
Wolfgang Goethe.“ – Die inhaltliche Verlagerung der Rede-, Lese- und Bildstoffe
weg von Kriegsthemen

Die Kriegstheologie verlor von Kriegsjahr zu Kriegsjahr immer weiter an Schwungkraft, weil – *sechstens* – Ermüdung und Überdruß an jeglicher Kriegsrhetorik eintraten, die auch

das geistliche Wort als immer hohler und verlogener erscheinen ließen und entwerteten. Manch einer wird sich an den Vers Hölderlins erinnert haben „Denn nimmer, von nun an / Taugt zum Gebrauche das Heilige“.²³¹ Thomas Mann zitierte im Zweiten Weltkrieg den Vers einen ungenannten Dichters. „Und unser Wort, so lang gewohnt zu lügen, / Es taugt nicht mehr zum heiligen Gesang“.²³² Dazu mag beigetragen haben, dass den meisten Soldaten an der Front die Predigten der Kriegstheologie ebenso wie das Schrifttum der Kriegspropaganda auf die Dauer zu flach, zu widersprüchlich auch zu widerwärtig erschienen²³³ – man hatte eine solche Entwicklung der Erschöpfung und Übersättigung sogar schon in dem vergleichsweise kurzen Krieg von 1870/1871 beobachtet.²³⁴ Am 28. August 1915 schrieb Franz Kraft „im Graben von La Boisselle“:

„Wir bekommen hier nichts Rares zu lesen, es ist alles so eigentümlich zugeschnitten, man liest am liebsten etwas, was gar nichts mit dem Krieg zu tun hat. Die vielen ‚Feldpredigten‘ und ‚Erbauungsbücher‘ hat man nachgerade satt. Wer nur aus Angst betet, gleicht einem Schützen, der in der Angst schießt. Es geht beides in die Luft.“²³⁵

Hinzu kam, dass bei der hohen Anzahl von Feldgemeinden die Feldprediger während der 51 Kriegsmonate mit etwa dreißig Predigten monatlich überlastet waren, kaum Zeit und Muße besaßen, um ihre Predigt vorzubereiten, und monoton und mechanisch sprachen.²³⁶ Rudolf G. Binding berichtet in seinem Tagebuch unter dem 2. August 1917 von der Beerdigungsansprache eines evangelischen Militärpfarrers an einem Sammelgrab:

„Nebenbei war diese Beerdigung die scheußlichste Veranstaltung[,] die ich jemals mitgemacht habe. Es mußten neunundsechzig Kameraden, darunter vier Offiziere, zugleich bestattet werden. Auf dem neuen Friedhof in Ostende, dem ödesten Vorstadtareal der Welt, hatten sich Teile ihrer Truppen dazu eingefunden. Man hatte sich nicht die Zeit genommen, jedem seine sechs Fuß Erde auszuheben. Zwei im rechten Winkel aufeinanderstoßende Gräben, eine Mannslänge breit, waren drei Fuß tief ausgestochen und in diesen, kaum einen Schritt Erde von einem zum anderen Toten, waren die anderen drei Fuß Tiefe geschaffen worden. Da lagen sie nun nebeneinandergestreckt wie eine wirkliche Strecke, die man macht[,] um die Opfer der Jagd zu zählen. Wo die beiden Gräben zusammenstießen[,] stand der evangelische Feldgeistliche auf einem Brett[,] das querüber gelegt war, redete Gleichgültigkeiten[,] die beleidigten und filtrierte den Anwesenden weiter nichts ins Ohr, als daß neunundsechzig Tote zugleich zu beerdigen[,] ein trübes Geschäft sei, was man eben nur ermessen könne[,] wenn man sich die Zahl neunundsechzig so recht und eigentlich eindringlich vorstelle. Und um das zu erreichen[,] gab er immer wieder die Tatsache zu bedenken[,] daß es neunundsechzig Tote seien[,] und sozusagen als Abschwächung fügte er hinzu – denn was hätte dies wohl anders besagen können? – [,] daß in der Leichenhalle schon neue warteten. – Als wir den Ort verließen[,] gaben wir uns einander das Wort[,] daß, wenn einer von uns falle, kein Geistlicher an unserm Grabe sprechen dürfe. Die Verallgemeinerung war wohl nicht gerecht; aber Empörung führte dazu.“²³⁷

Auch in den Entente-Staaten stellte sich eine deutlich wahrzunehmende Unlust an Kriegsthemen und damit auch ein Lesestoffwechsel ein.²³⁸ Der Krieg wurde zunehmend mit Abscheu und beißender Ironie hinterfragt und abgelehnt. Langweile und Ekel, die sich

bei der Rezipierung theologischer Rede, Lese- und Bildstoffe anstauten, ergaben sich daneben auch aus dem Dauerton skandierter Hassparolen.²³⁹ So stellten etwa die beiden in hohen Auflagen verbreiteten und immer neu nachgedruckten Bände der „Eisernen Zither“ von Ludwig Ganghofer mit ihrem geradezu obszönen, ordinären Wortwuchs, ihrer sprachlichen Reduziertheit auf „verbale Atrozitäten“²⁴⁰ einen Tiefststand an Stinkblumenliteratur dar, der mit der Ganghofer nachgerühmten „Volkstümlichkeit“, die bis in die schulischen Kriegslesebücher vordrang²⁴¹, nichts mehr zu tun hatte. Ludwig Ganghofer stufte – nicht besser als auf französischer Seite Léon Daudet von der Académie Goncourt²⁴² – die Kriegsgegner als Ungeziefer herab:

„Zeckenflut“, „feige Wölfe“, „Hunnen“, „Schweine“, „Eiterwunde“, „Fäulnis“, „Tiere“, „Mörderpack“, „entmenschte Horde im Schlächterkittel“. England ist die „Hochmutsblase der Welt“, eine „widerlich riechende Beschwerde“, ist „Babel, die große Metze“, und führt einen „Räuberkampf mit Schlächtermessern“. Die „geilen Franzosen“ sind eine „Horde feiler Schächer“, charakterisiert durch die „Verlogenheit der Welschen“²⁴³. Die Russen werden als „russische Säue“ bezeichnet oder als „Kalmückenrotte“. Ganghofer ruft bereits Assoziationen zur Notwendigkeit einer „Vertilgung“ der Feinde hervor, wenn er von den Russen als „Ratten“ spricht und von „der Serben Ungezieferi“.²⁴⁴

Einen Tiefpunkt erreichte die Kriegsslyrik außerdem durch immer üblere Schand- und Schundverse, wie sie etwa im Gedicht „Seemannstod“ von Dietrich Vorwerk, einem evangelischen Pfarrer und Pädagogen, stehen. Dieser benutzte das altgermanische Motiv der „Geisterschlacht“ aus der Hildesage, in der die Gefallenen nachts zu neuem Kampf erwachen, um mit Sonnenaufgang wieder versteinert zu werden²⁴⁵, für seine so scheußliche wie unchristliche Erfindung, dass auf dem Meeresgrund das deutsche „Leichenmachen“ auch nach dem Tod noch unvermindert weiterginge:

„Wir Deutsche sind gesellig,
Gesellig bis ins Grab,
Nimmt jeder einen Briten,
Einen Russen und als dritten
Einen Franzmann mit hinab.

Und unten auf dem Grunde
Geht's weiter Schlag auf Schlag,
Ganz wie auf festem Lande,
Da hauen wir die Bande
Bis an den Jüngsten Tag.“²⁴⁶

Die Kriegsikonographie stand solcher Kriegsslyrik in Nichts nach. In der Heimat gab es für 15 Pfennige „Windspiele“ (Mobiles) zu kaufen, an denen Engländer, Franzosen und Russen bei jedem Luftzug mit ausgestreckter Zunge baumelten.²⁴⁷ Die Bildstoffe waren meist fäkal- und unterleibsbezogen; zu den harmloseren Varianten gehörten noch Postkarten, auf denen deutsche Soldaten zu sehen waren, die Engländern, Franzosen, Russen und Italienern den Hintern versohlnen²⁴⁸, oder die Entente-Staatsoberhäupter zeigten,

die, um ihre Unterhosen nicht zu ruinieren, auf Hauptquartierstoiletten ständig ihren Darm entleeren mussten (Abb. 38).



Abbildung 38: „Das feindliche Hauptquartier – Die Tripleentente in Nöten“; 1914 (?); Kriegspostkarte 1. Weltkrieg.

Zwar blieb an der Front die Vorliebe für informative Tageszeitungen und illustrierte Wochenblätter ungebrochen. Gelesen wurde auch weiterhin in Feldbibeln und von zu Hause mitgebrachten oder von dort nachgeschickten Gebets- und Andachtsbüchern²⁴⁹, auch wenn Kritik an den Bibeltexten aufkam. „Die Bibel ist von Menschenhand und Menschengestalt. Sie handelt zuviel von Krieg und Mord“, urteilte jemand, „Ich lese lieber Goethe.“²⁵⁰ Nach 1916 verringerte sich der Umfang der kriegstheologischen Literaturproduktion spürbar²⁵¹ und auch das Leseinteresse verlagerte sich in den späteren Kriegsjahren erheblich. Vor allem rückte man von „Kloakensprache“, „Schund und Schmutz“²⁵² ab. Von den Gebildeteren wurden statt kriegsbestimmter Propagandalektüre, seichter Bellettristik (wie der Kolportageliteratur aus feldgrau „eingekleideten“ Helden-Serien²⁵³) und verkitschter Klangkunst einiger Kriegsliteriker²⁵⁴, sog. „gute Bücher“²⁵⁵ verlangt – meist in der Form „Deutscher Klassiker“ in tornistergerechten Reclam- oder Ullstein-Ausgaben.²⁵⁶ „Der sozialdemokratische Dichter Max Barthel, der später zu den Nationalsozialisten überging, schrieb 1917 aus den Argonnen:

„Wie Tiere schrien die Kameraden
Und stöhnten in den schwarzen Dampf,
im hohlen Sausen der Granaten
erstarb das Blut in Schreck und Krampf.

Ich sah die schwarzen Schatten tanzen,
im Herz quoll auf Gebet und Fluch –
da riß ich gierig aus dem Ranzen
ein abgegriffnes schmales Buch.

Und bei der blassen Abendröte,
die schüchtern durch das Trübe brach,
las ich im guten Wolfgang Goethe
die kleinen Frühlingslieder nach.
Ich weiß nicht, was sich in mir dehnte,
da brach um mich der harte Zwang,
ich weiß nicht, was sich in mir sehnte
im wunderlichen Überschwang.

Da schrie in mir die Lust zum Leben
und jubelte ihr Gloria,
sich tausendfältig zu erheben
und – war noch nie dem Tod so nah.
Da fühlt ich aus den wilden Wehen,
aus all dem Quall und Schall der Wut
sieghaft den neuen Mensch erstehen:
edel, hilfreich, gut.“²⁵⁷

Die für den Schützengraben bestimmte Anthologie „Das vergnügte Büchel“ von Ferdinand Avenarius²⁵⁸ enthielt ein besonderes „Kapitel Goethe“.²⁵⁹ Nach Sven Hedin trugen „unzählige Offiziere [...] während des Feldzugs [in Südpolen, 1915] den ‚Faust‘ in der Tasche“, aus dem sie deklamierten.²⁶⁰ In der Zeitschrift „Der Frontsoldat erzählt“ berichtet 1935 der Kriegsveteran Ernst Büttner etwas belustigt, aber doch anerkennend von einem „stillen Wesen“, das „außer sonstigem Gepäck [...] mit Büchern behaftet zu sein [pflegte]“ und zu jeder sich anbietenden Gelegenheit ein Faust-Zitat parat hatte.²⁶¹ Auch in den Feldpostbriefen wurde ausgiebig aus dem „Faust“ zitiert.²⁶² Gelesen wurden an der Front auch pazifistische Bücher wie Bertha von Suttners „Die Waffen nieder“.²⁶³ Carl Zuckmayer berichtete von einer Feldbuchhandlung hinter der Front, deren Verkäufer sogar „revolutionär gestimmte Broschüren und Zeitschriften“ bereithielt: René Schickeles „Weiße Blätter“, die letzten Ausgaben der Fackel von Karl Kraus und Franz Pfemferts „Aktion“, die er abonnierte und sogar durch die Feldpost zugestellt bekam.²⁶⁴ Ihn habe, schrieb er weiter, „eine gewaltige Leidenschaft gepackt, ein Heißhunger, ein unstillbarer Drang, eine Gier nach Wissen, Bildung, Erkenntnis, Lernen. Begreifen, Verstehen“; er wollte durch „fleißiges Lesen, Verschlingen, Durchackern von Büchern aller Art [...] die Verblödung, die Zurückgebliebenheit durch den Krieg [...] wirklich überlisten.“²⁶⁵ Da man in den gewöhnlichen Präsenzbibliotheken, den fahrbaren Feldbüchereien, auch in den Lesehallen von Soldatenheimen und Lazaretten an den Etappen-Hauptorten zur Protestminimierung „therapeutisch wirkende Unterhaltungslektüre“ vorhielt – vaterländische Romane von Walter Bloem, Rudolf Herzog und Ludwig Ganghofer, auch Maximilian Berns „Zehnte Muse“, deren „neuer verbesserter Auflage“ von 1915 man nur ein paar wenige „besonders schöne Kriegsgedichte“ beigemischt hatte²⁶⁶ –, kann man Carl

Zuckmayers Bildungshunger und Interesse an oppositioneller Literatur *pars pro toto*, stellvertretend für viele andere, durchaus auch als üblich werdende rebellische Trotzreaktion gegen den „sanften Terror“ verstehen, der während des Lazarett- und Etappenaufenthalts vom Angebot stumpfsinniger Zerstreungslektüre²⁶⁷, einlullender Cineastik und Theateraufführungen ausging.²⁶⁸

Das wird wohl auch das Motiv gewesen sein, weshalb der Bielefelder Verlag Velhagen & Klasing ab 1916 ebenfalls sein Lesestoffangebot mehr und mehr auf kriegsfremde Themen verlagerte. Er gab für die akademisch vorgebildeten Kriegsteilnehmer einen hochintellektuellen Kriegsalmach in Taschenbuchausgaben heraus, der von Jahr zu Jahr immer weniger mit dem Weltkriegsgeschehen zu tun hatte, dabei allerdings keinem Dissidententum Raum gab.²⁶⁹ Der 1915 noch im Insel-Verlag erschienene Kriegsalmach hatte dagegen noch ein kompaktes, kriegsorientiertes Sammelwerk dargestellt, in welchem beinahe alle kriegsmentalitätsstützenden „Klassiker“ auf rund 220 Seiten im Brusttaschenformat vereint wurden: Tacitus (Germania), Landsknechtslieder, Ulrich von Hutten (Epigramme), Immanuel Kant („Über die Pflicht“), Friedrich Hölderlin („Der Tod fürs Vaterland“), Friedrich Wilhelm III. („An Mein Volk!“), Georg Herwegh („Die deutsche Flotte“, 1841), Wilhelm I. (Thronrede vom 19. Juli 1870), Wolrad Kreusler („König Wilhelm saß ganz heiter ...“), Friedrich Nietzsche („Vom Kriege“), Bismarck (Rede vom 6. Februar 1888), Franz Joseph I. („An meine Völker!“), Wilhelm II. (Thronrede vom 4. August und Aufruf vom 6. August 1914), dazu eine Menge von Kriegserzählungen und Kriegsgedichten. Diese Machart von Literatur fand ab dem zweiten Kriegsjahr im Feld offenbar kaum noch Leserschaft. Eine deutliche Neuorientierung gemäß dem gewandelten Lesebedürfnis an der Front nahm auch Sven Hedin vor. Seine Propagandaschriften „Ein Volk in Waffen“ (1915) und „Nach Osten“ (1916), die als gekürzte „Soldatenausgaben“ ebenfalls im Tornisterformat zur weiten Verbreitung in den Schützengräben verteilt worden waren²⁷⁰, hatten noch durchgängig auf Kriegssereignisse Bezug genommen²⁷¹, viel weniger schon auf die Kriegstheologie.²⁷² In der Einleitung zu der 1917 erscheinenden Soldatenausgabe von „Bagdad, Babylon, Ninive“ schrieb Hedin dann dem gewandelten Leseinteresse an der Front Rechnung tragend:

„Wer dieses Buch in der Erwartung zur Hand nimmt, eine ausführliche Schilderung des Anteils der Türkei am Weltkrieg zu finden, wird schon, ehe er bis Bagdad gekommen ist, enttäuscht ausrufen: Aber das ist ja kein Kriegsbuch! Das ist ja nur eine Reisebeschreibung! Er hat vollkommen recht. Nicht der Krieg lockte mich zu neuen Abenteuern. Davon hatte ich an den europäischen Fronten genug gesehen. Diesmal sehnte ich mich vor allem danach, die Weltreiche des Altertums, Assyrien und Babylonien, und die Ergebnisse der modernen Forschung auf diesem ehrwürdigsten Boden der Erde kennen zu lernen. Ich wollte die altberühmten Städte sehen, die der Spaten der Archäologen jetzt aus vieltausendjährigem Schlummer geweckt hat.“²⁷³

g) Theologische Reden von Pflicht und Vaterland „so abgetrieben wie Droschkengäule“ – Die Marginalisierung der Kriegstheologie als Eliten- und Oberflächenphänomen

Abschließend – *siebtens* – noch ein paar Beobachtungen zur verbliebenen Zustimmung der Kriegstheologie in der Heimatbevölkerung und an der Front. Rezipiert und reproduziert wurden die kriegstheologischen Stoffe bevorzugt in den Theologenzirkeln selbst, zu denen zeitweise auch Theodor Krummacker gehörte. Hier hielt man mit „immer radikaleren, schrilleren Tönen“ an der eigenen kriegstheologischen Deutung des Gotteswillens fest.²⁷⁴ Rudolf G. Binding skizzierte am 15. März 1917 in seinem Tagebuch die homiletische und liturgische Situation der Kriegstheologie im dritten Kriegsjahr wie folgt:

„Schöne Reden von Pflicht und Vaterland sind gewiß so abgetrieben wie Droschkengäule. Höchstens Feldgeistliche[,] die sie selber halten[,] finden sie begeisternd.“²⁷⁵

Bei der konservativen, oft adligen Bildungselite scheint die Verwurzelung der Kriegstheologie schon anfangs des Krieges nicht sehr stark gewesen zu sein. Einer Tagebuchaufzeichnung Wilhelm Muehlons vom 11. November 1914 zufolge hob der französische Botschafter in London zwar in einer Rede hervor,

„daß nicht die Verirrungen tiefer stehender Klassen das Erschreckendste in diesem Kriege sind, sondern die Kundgebungen der sogenannten geistigen Elite Deutschlands, der Professoren und ähnlicher Lebewesen, die eine Art reglementierte schulmeisterliche Barbarei verkünden.“²⁷⁶

Doch findet man unter den Vertretern von Intellektuellen, Kulturphilosophen, Künstlern, Reichstagsabgeordneten²⁷⁷, in der Professoren- und Studentenschaft²⁷⁸, sowie der kriegführenden Staatsspitze verbreitet weder eine einhellige noch eine klare kriegstheologische Stellungnahme, die ihren Namen verdient. Kuno Graf Westarp (1864–1945) äußerte zwar: „Die Überlieferung früherer Generationen aus der Zeit der Befreiungskriege [...] wird in konservativen Kreisen so heilig wie nur möglich gehalten“²⁷⁹; inwieweit aber prägnante kriegstheologische Überzeugungen der Kriegstheologie, wie wir sie oben in Kap. IX, 3 *in summa* vorgestellt haben, als darin eingeschlossen zu denken ist, steht auf einem anderen Blatt. Die antisemitische²⁸⁰ und nationalsozialistische Zeitzeugschrift von Ernst Graf zu Reventlow „Von Potsdam nach Doorn“ von 1940 erscheint in den entsprechenden Kapiteln zu 1914–1918 von der deutschen Kriegstheologie und Sendungsideologie gänzlich unberührt.²⁸¹ Termini wie „Menschheitsgedanke“, „Fortschritt der Menschheit“²⁸² und „Idealismus“, „idealistisch“²⁸³, der Verweis auf „Fichtes Reden“²⁸⁴ etc. treten eher in anderen als theologischen Kontexten auf. Ein ähnliches Bild bietet sich bei der gymnasialen Lehrerschaft.²⁸⁵ Auffällig ist zwar, dass sich viele Lehrer und ganze gymnasiale Oberklassen spontan zum freiwilligen Kriegsdienst meldeten²⁸⁶; damit einhergehende kriegstheologische Äußerungen lassen sich jedoch nicht feststellen.

Auch innerhalb der Bildungselite handelte sich daher vermutlich bloß um einen geringen Anteil, der die spezifisch kriegstheologische Ausdeutung des Evangeliums wirk-

lich ernst nahm. Nach kritischen Äußerungen von Intellektuellen zur Kriegstheologie 1914–1918 muss man nicht lange suchen. Den einen – wie Karl Scheffler – erschienen ihre Aussagen zu ungenügend, weil der „kosmischen Lebensethik“, dem „urweltlichen Müssen“ gegenüber zu eingeengt dogmatisch, zu provinziell-nationalistisch, dem eigentlichen „Gottesdienst“ des Kriegertodes zu wenig gewachsen. Scheffler, dem hierzu der Gedanke der *imitatio Christi* erst gar nicht über die Lippen kam, schrieb an die Adresse der „Gefallenen“ im Kriegsalmanach von 1915:

„Zugleich mit dem Gebot, ein Krieger zu sein für ein unbekanntes und unsichtbares Wachstum, flüstert der Erdgeist seinen Kindern die Gewißheit ins Ohr, daß der Tod gar nicht ein Schrecken ist. Es flammt, während das Riesenopfer gebracht wird, ein Glaube an Unsterblichkeit, an die Unzerstörbarkeit der Seele empor; ein Glaube ohne Worte, ohne Dogmen, ohne klare Gedanken sogar, und doch ein Glaube, wie er in keiner Kirche jemals frommer bekannt worden ist [...]. Der wahre Sinn dieses großen Opfers läßt sich stammelnd nur mit dem Worte Gott bezeichnen. Der Tod auf dem Schlachtfeld, wie unsre Krieger ihn erleiden und austeilen, ist Gottesdienst. Trotzdem die christliche Kirche sagt: Du sollst nicht töten. Die christliche Kirche unserer Tage ist diesem Gottesdienst der Tat nicht gewachsen. Der Kriegertod ist eine Handlung jener tieferen, vielleicht gar nicht in Worten zu fassenden Religiosität, der alle Religionen nur als Teilwerk erscheinen. Der Sinn dieser Handlung ist, daß darin das Verdikt einer kosmischen Lebensethik verwirklicht wird, daß ein urweltliches Müssen wie das freie Wollen begeisterter Seelen erscheint. Es zeigt sich, daß auch die Völker, wie die einzelnen, nur halb bewußt leben, daß sie gelebt werden. ‚Es‘ lebt in ihnen.“²⁸⁷

Wieder andere Intellektuelle vertraten Standpunkte, die sich mit der theologischen Lehre von der „Erlösung durch Krieg“, mit den der Kriegstheologie inhärenten metaphysischen und darwinistischen Anmaßungen, insbesondere mit der Auffassung, Deutschland sei als auserwähltes Gottesvolk zur Nachfolge Israels berufen, nicht vereinbaren ließen:

„Seit zwei Jahren fühle ich mich von der Denkweise meines Volkes schmerzlich getrennt, soweit sie den Krieg als ein erlösendes Ereignis wertet. – Ich glaube nicht an unser Recht zu endgültiger Weltbestimmung – noch an irgend jemandes Recht dazu –, weil weder wir noch andere es verdient haben. Wir haben keinen Anspruch darauf, das Schicksal der Welt zu bestimmen, weil wir nicht gelernt haben, unser eigenes Schicksal zu bestimmen.“²⁸⁸

„[Zum Überlegenheitsanspruch ...] wäre vorerst Voraussetzung, daß die Kultur dieses Volkes denen aller anderen, die sie ja verdrängen will, zweifelsfrei überlegen sein müßte. Zwischen den dem europäischen Kulturkreis angehörenden Völkern aber ließe sich kaum ein solcher absoluter Mehrwert statuieren. Trotz aller besseren oder schlechteren Leistungen hat kein Volk das Recht, über die Geistesmöglichkeiten eines anderen den Stab zu brechen. Doch selbst bei der Annahme des erwiesenen höheren Wertes eines Volkes, wäre es nicht das Idealbild der Erdoberfläche, wenn alle Völker sich nach dieser einen Art hin veränderten. Ist nicht gerade die Mannigfaltigkeit der Arten das Schöne an der Welt? Der Weitgeistige kann sein Volk überhaupt nicht für das restlos Beste halten, weil er das Große, das Gute in allen Volksformen viel zu sehr lieben muß. Er will gar nicht, daß wegen seiner wenn auch besonders ausgezeichneten Rasse, andere untergehen; sondern daß diese sich gleichfalls in sich entwickeln zu möglichst eben solcher Höhe.“²⁸⁹

h) Die wahren Gründe des Durchhaltens: Die Tugend der Pflichterfüllung, Feldpost, Weihnachtsbäumchen, Skat, Kraftsprüche, Humor und ein bisschen Bibel und Gesangbuch

Das Vorangegangene (a–g) zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass – wie die meisten Feldpostbriefe und Hunderte von Einsendungen an die Zeitschrift „Der Frontsoldat“ erzählt – der Jahrgänge 4–8 von 1934–1938, darunter etwa auch Schriftsteller wie Ernst Jünger 1929²⁹⁰ bekunden – die protestantische Kriegstheologie die ihr vom kirchlichen Eigeninteresse und von der Staatsführung zugedachte Aufgabe der geistlichen Kriegsertüchtigung und Durchhaltebereitschaft bei Weitem nicht erfüllte. Seelische Widerstandskraft und Motivation des Frontsoldaten und der Heimatbevölkerung zur „restlosen Hingabe jedes einzelnen“ kamen woanders her. Die Frage, woher diese jahrelange, entbehrungsreiche Energieleistung ihre Kraft bezog, ist deshalb nicht unwichtig, weil es sich nicht um Kleinigkeiten der Bewältigung handelte. Es ging, um beim „todesmutigen Heldensinn der Stürmenden“ anzufangen und mit dem „Überwinden von Schrecken und Trauer“, mit der „Treue“ und mit dem „Vertrauen vom Führer zum Mann und [vom] Mann zum Führer“ fortzufahren, um die „treue Pflichterfüllung“ bis hinunter „in die kleinste, gewissenhafte Ausarbeitung aller Maßnahmen“, ja „bis zur Ausstattung mit Drahtschere und Sprengladung“. ²⁹¹ Aribert Reimann hat in seinem Buch „Der große Krieg der Sprachen“ das Verständnis hierfür gebahnt. ²⁹² Die Kraftquellen des Durchhaltevermögens speisten sich teils aus Grundeinstellungen, die schon vor Beginn des Weltkriegs vorhanden waren, aus archaischem Volksglauben, Volksfrömmigkeit, teilweise aus der Vorbildung durch die Schullektüre der Klassiker ²⁹³, häufiger aus Bibel- und Gesangbuchskenntnis, aus anerzogenem Pflichtbewusstsein, aus vorgelebter Treue und Vaterlandsliebe, weniger aus historischen Erinnerungen an die preußischen Waffenerfolge des 19. Jahrhunderts. Hinzu kamen dann als zweite Stufe die erst an der Front erworbenen Grundeinstellungen – wie Kameradschaft in jugendbewegter Männergesellschaft unter Gleichen, Überlegenheitsgefühl, das durch eine Reihe beachtlicher Fronterfolge immer neu bestätigt wurde, aber auch fatalistische Todesbereitschaft, Abstumpfung, Verrohung, Wut, sowie Einhaltung von emotional stabilisierenden Ritualen, wozu das zwanghafte Aufsetzen scheinfröhlicher Männlichkeit genauso gehörte wie die Demonstration unnatürlicher Kampfbegeisterung vor Gefechtsbeginn, das Absingen patriotischer Marschlieder, die penible Durchorganisation des Frontalltags, die Rückbindung an Familie und Heimat durch regelmäßiges Schreiben von Feldpost, jahreszeitliche Riten wie Weihnachtsfeiern mit Christbäumen, die stundenlangen Skatrunden in den oft tagelangen Gefechtspausen, der Wechsel der Lesestoffe von kriegsaffinen Broschüren zu Belustigungs- und Unterhaltungsschrifttum, sowie zu „guter Literatur“. Weniger bekannt geworden sind eigentümliche soldatische Zeremonien, mithilfe derer der Frust über Schikane, Schinderei und Drill vonseiten mancher Offiziere ²⁹⁴ abreagiert wurde, von denen Ludwig Curtius berichtet:

„In der Ruhezeit nach der zweiten Abwehrschlacht an der Côte Lorraine gab der Hauptmann einen Sonntagnachmittag der Mannschaft mit Ausnahme derer, die unabkömmlich waren, gänzlich frei. Ich war gespannt, was jetzt geschehen werde. Was geschah? Die ganze Gesellschaft zog auf eine unterhalb unserer Baracken gelegene Waldwiese und spielte ‚Sol-

daten'. Der Witz bestand dabei darin, daß sie sich wechselseitig zum Unteroffizier ernannten, der dann für eine kleine Weile das Recht hatte, die übrigen zu schinden, sie anzuschreien, durch tiefe Kniebeugen zu ermüden, was unter unermeßlichem Gelächter so lange geschah, bis alle todmüde zurückkehrten.“²⁹⁵

Gehen wir ein paar dieser genannten, eigentlichen „Kraftquellen“ anhand der Feldpost- und Erinnerungsliteratur durch:

Zum weitaus größten Teil war es eine archaische, zugleich diffuse sowie traditionell fatalistische Volksfrömmigkeit, die „von daheim mitgebracht“ wurde.²⁹⁶ Dazu kamen unbedingte Vaterlandsliebe und Kameradschaft, „kaltblütiges, treues Pflichtbewusstsein“, Heldentum und Disziplin.²⁹⁷ Hier taten militärische Kern- und Kraftsprüche ihre Wirkung.²⁹⁸ Zu Beginn des Krieges zeigte sich noch im „Weihnachtsfrieden“ von 1914²⁹⁹, aber auch später noch, wie wenig die so massiv betriebene Dämonisierung der Feinde gewirkt hatte. Die Frontsoldaten waren zunächst am wenigsten von Feindbildern blockiert. Dass sich auch an der Ostfront und zu anderen hohen kirchlichen Feiertagen des Öfteren inoffizielle Feuerpausen einstellten, wird von der Forschung weitgehend unterschätzt und unterbewertet.³⁰⁰ Anders wurde es im „blutigen Frontalltag“: jetzt überlagerte die Haltung des „Trotz alledem!“, des „Muß“, vielfach auch eine erst vom „Menschenschlachthaus“ der Front ausgelöste innerliche Verhärtung, Verrohung, „fanatisierte“, „kochende Wut“³⁰¹, „Erbitterung“ die friedliebende Grundeinstellung. Hinzu kamen Stolz, rauschhaftes Macht-Gefühl von Kraft im Sturmangriff³⁰², Überlegenheit und immer wieder ein an den Fronten bestätigtes großartiges Erfolgserleben, ein die „Kampfbegier“ auslösender „Reiz“, „Aufregung“.³⁰³ Den ihnen „auf Schritt und Tritt“ folgenden Tod, den „Kam'raden Tod“, „Gevatter Tod“ und „Schnitter Tod“, den „Knochen-“ und „Sensenmann mit knöchernem Arm“ etc.³⁰⁴ nahm man in deterministischer Weise als unentrinnbares „Verhängnis“ hin, als schicksalhafte „Todesweihe“ zum Schutz von Frau und Kind, zur Verteidigung der Freiheit und des Vaterlandes aufgrund einer letztlich unerfindlichen, „göttlichen“ Vorherbestimmung.³⁰⁵ Proteste und Streiks an der Front gab es – vom letzten Kriegsjahr abgesehen³⁰⁶ – kaum; in Frankreich sah man sich dagegen gezwungen, infolge der schweren Meutereien, die von den beiden letzten Apriltagen bis zum 10. Juni 1917 reichten, mithilfe eines Strafverfahrens per Los die „stinkende Leiche“ der Dezimation auszugraben.³⁰⁷ – Nicht zuletzt beflügelte der Name „Hindenburg“³⁰⁸ auch als Schlachtruf³⁰⁹ Kampfgeist und Siegeszuversicht. Sein Ausspruch von 1914 „Der Krieg bekommt mir wie eine Badekur“³¹⁰ – Soldaten und Offiziere an der Front sprachen von „Sommerfrische“³¹¹ – wurde zunächst wohl nicht als Zynismus³¹² begriffen, sondern eher als Ausdruck des sprichwörtlich gewordenen „feldgrauen Humors“³¹³ hingenommen, der zum Durchhalten an der Front beitrug. Gleichwohl wurde zuweilen eine „Kur in den Schützengräben“ empfohlen, so von Professor Dr. Wilhelm Kahl von der Universität Berlin in seinem Vortrag „Pessimismus und Optimismus im Kriege“ vom 8. Januar 1915.³¹⁴ Kriegsberichterstatte wie Ganghofer assoziierten zum Pfeifen und Trillern tödlicher Projektile das Gaudium „lustigen Knallens“ auf „Schießstätten“ beim „Münchner Oktoberfest“ und anderen Schützenfest- oder Bauernkirchweih-Veranstaltungen.³¹⁵ Sie differenzierten nicht recht zwischen einer fanatisch mitgetragenen Ankurbelung der „Fließbandarbeit“ des Todes und der nur vordergründig demonstrierten Männlichkeitsübung rituellen Lachens,

die dem „Feldgrauen“ half, seine auswegslose Zwangslage zu überbrücken.³¹⁶ Bei Ganghofer lachten schließlich sogar die auf dem Schlachtfeld maschinell zerschroteten Toten: „Einer scheint wie in wildem Erntestumm zu lachen und hält die beiden geballten Fäuste gegen den Himmel gestreckt.“³¹⁷

2) „Die Predigt ist tot, gibt Steine statt Brot.“ – Das Kirchenvolk an der Front und in der Heimat als die schriftgemäße Kirche

Ziehen wir damit eine Bilanz der Kapitel XI–XIV. Wir waren auf die These Jaeggis und Schendas zurückgekommen, dass „die herrschende Literatur die Literatur der Herrschenden“ sei, bzw. dass „die Lesestoffe der Beherrschten die herrschende Literatur“ seien, und hatten gefragt, ob die durch die kriegsaffirmativen Eliten massenhaft verbreiteten kriegstheologischen Rede-, Lese-, Bild- und Musikstoffe von 1812–1815, 1870–1871 und 1914–1918 tatsächlich auch zur „Textur“, zu den vorherrschenden „Denkstoffen“ der Beherrschten wurden. Fanden sie sich in der Meinungs- und Willensbildung aller, insbesondere der unteren Bevölkerungsschichten wieder, die an der Front und in der Heimat die erdrückende Hauptlast des Kriegseinsatzes trugen? Die Antwort fiel für alle drei Kriege negativ aus. Es persistierte in der Masse der einfachen Feldgrauen vor allem aufgrund des Fünften Gebotes eine stattliche geistige Abwehrmehrheit, es blieb ein unüberwundenes Residuum von „Friedenswissen“ gegen die manipulative und intellektuell überfrachtete Kriegstheologie bestehen.

Speziell für 1914–1918 ergab sich, dass die These Herfried Münklers, der hypertrophe publizistische Einsatz der protestantischen Kriegstheologie 1914–1918 habe als Platzhalter für fehlende Rechtfertigungsgründe zum Kriegseintritt Deutschlands fungiert, die Rolle der Kriegstheologie und ihre Durchdringungskraft völlig überschätzt und im Ganzen unzutreffend ist. Schon an ihrer Aufgabe, die im Bereich der Systemstützung des Kaiserreiches, der Steigerung von Einsatz-, Aufopferungsbereitschaft und Siegesgewissheit lag, zerschellte sie infolge ihrer mangelnden Rezeption und Akzeptanz, wie ihre fast durchgängige Nichterwähnung, bzw. ihre vereinzelt geäußerte, klare Zurückweisung in der Feldpost- und Erinnerungsliteratur zum Ersten Weltkrieg beweist. Friedrich Wilhelm Foerster erklärte 1918, dass

„es heute nicht wenige ernste Christen [gibt], die aus Hunger nach christlicher Weltpolitik ihre christliche Zeitung mit einer sozialdemokratischen vertauschen, weil ihre *anima christiana* den unchristlichen Hetzton des die Nachfolge Christi vertretenden Blattes nicht mehr zu ertragen vermochte, und weil sie fanden, daß das Arbeiterblatt ihrem christlichen Empfinden gegenüber der jetzigen Weltnot näherstand, als das christliche Blatt, das ihnen in der kritiklosen Verdammnis der Gegner und in der ebenso kritiklosen Vergötterung der Sache des eigenen Volkes ununterbrochenen Verrat am ‚Weltherzen Jesu‘ zu üben schien.“³¹⁸

Die in der Öffentlichkeit durch massenhafte Verbreitung vorherrschenden kriegstheologischen „Lesestoffe“ waren der Nischen-Ideologie des elitären, autoritären, antiliberalen preußischen Gottesgnadentums verpflichtet. Sie diskreditierten sich als lakaichenhafte

Erzeugnisse einer systembeherrschten Kirche. Ähnlich wie es in Italien der bis ins Absurde übersteigerten hochliterarischen Kriegsrhetorik eines D'Annunzios erging³¹⁹, stieß auch die Kriegstheologie, die die Offenbarung in Christus zum Ornament der Nationalgeschichte als „Zweiter Offenbarungsquelle“ machte, auf Widerstand. Ihr ästhetizistischer Versuch, die Bevölkerung für die Vorstellung zu mobilisieren, dass Gott das Ungeheuerliche des Krieges zur Erlösung der Welt durch deutsche Waffen wolle, schlug fehl. Mit ihrer kriegsaffirmativen und nationalistischen Umdeutung von Bibel, Gesangbuch und Liturgie, ihrem Abrufen von Rezeptionsvorgaben aus Kreuzfahrttum, Darwinismus, Apokalyptik, ihrer dualistischen Feinddiabolisierung und ihrer aus den Kriegserfordernissen hergeleiteten Erweiterung und Zerstörung der christlichen Ethik überstieg sie einfach zu sehr die ihr von der biblischen Verkündigung her gesetzten Grenzen.

Patriotismus, Opferbereitschaft und Durchhaltewillen in der Heimat und an der Front beruhten daher nicht auf der geistigen und mentalen Beherrschung durch kriegstheologische Lese-, Lied- und Bildstoffe. Die Kraftquellen für die jahrelange und entbehrungsreiche Einsatz- und Opferbereitschaft im Krieg lagen woanders. Es mag sein, das hierbei auch traditionelle Bibeltreue und Volksfrömmigkeit mitwirkten, gewiss auch missbrauchter Untertanengeist, Ohnmachtsgefühle der staatlichen Autorität gegenüber, ausgenutzte Bildungsferne, auch Aberglaube und Schicksalsgläubigkeit, in der Hauptsache aber mitgebrachte Vaterlandsliebe, Mut, Treue, Hilfsbereitschaft, Kameradschaft und Pflichtbewusstsein.³²⁰

In seiner Ablehnung der Kriegstheologie erwies sich 1914–1918 im Schützengraben und in der Heimat das einfache Kirchenvolk gegenüber der offiziellen Kirche und den ihr nahestehenden Kreisen als die freiere, weil schriftgemäßere Kirche. Ein Kriegsteilnehmer umschrieb nach dem Krieg die Verkündigungssituation so: „Die Predigt ist tot, gibt Steine statt Brot“.³²¹ Die kriegsaffirmative Verkündigung des Anfangs, sofern sie von vielen Theologen bis zum Zusammenbruch 1918 unabgeschwächt durchgehalten wurde, hatte sich in eine immer gemeindefernere, wenn nicht gar gemeindelosere Position verrannt. Die Amtskirche „demissionierte“, weil sie ins Zentrum ihrer Verkündigung den Krieg als Subjekt gesetzt hatte. Diese Schlussfolgerung wurde von vielen Stimmen zum Ende des Krieges hin gezogen:

„Ich kann es mir nicht versagen, in diesem Zusammenhange [= der „vom Boden der Tatsachen abgehobenen Kriegspublizistik“] einer weiteren Erscheinung zu gedenken, die mir zu den unleidlichsten der Kriegspublizistik gehört. Es ist der Kriegsreligiöse. Gewöhnlich Oberlehrer oder liberaler Pastor. Ich habe im Felde schon manches Produkt dieser faden, öligen Kanzel- und Kathederrethorik [!] zum Fenster meines Quartiers hinausbefördert. [...] Ihre fortgesetzten Versicherungen, daß der Krieg der Bringer aller guten Dinge sei, entbehren nicht einer gewissen unfreiwilligen Komik. [...] Dabei beliebt es den Herren, vom Kriege in einem Jargon zu sprechen, als ob sein Entstehen außerhalb der menschlichen Willenssphäre liege.“³²²

„Wie haben sie den Gott des *Friedens* zum Gott der Gewalt und des Annexionismus gemacht [...]! Jeder verinnerlichte Mensch mußte das als Blasphemie und [...] als Hohn empfinden, was einem die Mutter am Kindesbett vorgebetet, und was man auch ins Mannesalter mit hinein genommen hat. Für was der liebe Gott alles verwendet wurde, war ganz unglaublich [...].

Die Zeit der Abrechnung wird kommen mit denen, die den Frieden Gottes aus ihrem Herzen fortgescheucht hatten und ihren anvertrauten Seelen statt Liebe – Völkerhaß einträufelten.“³²³

„Die christliche Kirche als organisierte Menschheitsreligion hatte sich sowohl in der Überwindung der Macht durch Liebe zwischen den Nationen ohnmächtig erwiesen, als auch in der Gewissensschärfung für eine soziale Gerechtigkeit. [...] Der Krieg hatte das Christentum geradezu aus der Öffentlichkeit verscheucht. Und daß dies geschehen konnte, daran waren vor allem die Kirchen schuld. Mit verschwindenden Ausnahmen segneten ihre Verkünder von Anfang an die Waffen und gliederten sich als gehorsame Diener in die Organisation aller materiellen und geistigen Kräfte zur Höchstentfaltung der Wehrkraft ein. Was sie mit dieser Verkündigung vertraten, war nicht Christi Geist, sondern eine christianisierte Staatsreligion [...]. *Die Kirchen aller Länder waren der zweiten Versuchung* [Jesu; vgl. Luk. 4, 5 ff Parr.], *die ihr Stifter und Meister siegreich bestanden hatte, nicht gewachsen*. Sie woben um den Glorienschein des Imperialismus ihren Heiligenschein, nannten ihre christlichen Gegner Antichristen. Sie verhiessen baldigen, sicheren Sieg und beglaubigten das gute Recht der eigenen Sache. Sie erhoben nicht warnend ihre Stimme, als mit der immer zunehmenden Steigerung der militärischen Machtmittel die Gewalt- und Herrschsuchtsinstinkte sich der Leitung moralisch gesinnter Politiker zu entwinden begannen. [...] Ja, sie schleuderten in geistlichem Hochmut und pharisäischer Verblendung ihren Bannfluch wider die wenigen, die es wagten, im Namen des Christentums, Versöhnung und Verständigung zu verkünden. Die Allerkirchlichsten waren wie selbstverständlich davon überzeugt, daß es ein heiliger Krieg sei, ein Kreuzzug wider die ‚Mächtigen dieser Welt‘. In Blättern und Zeitungen aller Nationen, die der Kirche nahestanden, war immer wieder von Vernichtung und Zerschmetterung des Gegners die Rede, aber umso weniger von Liebe und Versöhnlichkeit. Ist es nicht tieftraurig, wenn sogar am Weihnachtsfest, an dem Tage, da die göttliche Liebe auf diese Welt von Haß herabkam, noch 1917 in einem solchen Blatt der Völkerfriede nur von der Gewalt des Schwertes erwartet wurde?“³²⁴

„In diesem Weltkriege haben [...] weite christliche Kreise aller kriegführenden Völker ihre religiöse Verpflichtung, auch innerhalb der Völkerentzweiung dem christlichen Empfinden und Denken seine unveräußerlichen Rechte zu wahren, in geradezu erstaunlichem Grade verleugnet, ja, sie haben sogar die nichtchristlichen Kreise mehrfach an hetzerischer Sprache und an Härte und Selbstsicherheit der nationalen Tonart übertroffen [...]. Für einen solchen Abfall waren die protestantischen Kreise durch ihre größere Abhängigkeit vom nationalen Staate und durch die Lutherische Auffassung von der Politik als einem ‚weltlichen Geschäft‘ wohl in ganz besonderer Weise disponiert; sie haben sich daher auch, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, in eine Kriegstheologie hineingeredet, in der vom ‚Licht der Welt‘ wenig genug mehr zu spüren war. [...] Ihr alle, die ihr in dieser Weltnot christusferne geredet, geschrieben und in den Affekten und Engherzigkeiten des nationalen Heidentums geschwelgt habt, die ihr es den Arbeiterblättern überlassen habt, die Sache der Besonnenheit und der Völkergerechtigkeit zu vertreten, ihr alle, die ihr dem deutschen Volke in schwerster Stunde gerade denjenigen geistlichen Beistand versagt habt, den es am meisten brauchte: die Mahnung zu nationaler Selbsterkenntnis und Selbstanklage – ihr werdet es nach dem Kriege spüren, wohin eure Autorität gegangen ist.“³²⁵

Eine solche Kritik enthielt auch die deprimierende Heiligabend-„Vision“ von Rolf Gustaf Haebler (1888–1974), in der zu Weihnachten 1917 anhand von Luk. 2, 8 ff die von vielen

Feldgrauen beklagte völlige Abirrung der kirchlichen Verkündigung im Krieg dichterisch als Anklage zur Sprache gelangte³²⁶:

„Himmel wölbt sich blau und nächtig, von unendlichen Sternen
umkreist über den brüllenden, heißer donnernden Fernen.
Und sieh! ein Schäfer, grau gleich schlafender Erde,
gestützt auf den Schaft der Schaufel, lehmig, ein sorglicher Hüter der Herde,
wächst, wächst herauf, gewaltig, ehern, urwelten: ein deutscher Soldat!
Wie Schafe liegen schlafend Kamerad, Kamerad,
in Zelttuch gehüllt, träumend, halbwach, fröstelnd, Sehnsucht und Friede im Herzen –³²⁷
Irgendwo, heimatwärts, strahlen Kinderaugen und brennen Weihnachtskerzen
und irgendwo weint eine deutsche Frau ...

Da strömt, jäh, wie Angst, scheinwerferhaft aus Erde, Schlaf und Grau
Licht über Himmel und Stern³²⁸,
Kanonen singen: ‚Kampf auf Erden!‘ Verkünden den Herrn,
der da kommt in Blut, Haß und Tod!³²⁹
Der graue Schäfer steht ehern vor brüllendem Rot,
sieht das zerrissene, mit tausend Wunden gequälte Land,
von flatterndem Banner knatternd überspannt,
zerschossene Dörfer, niedergestampfte Häuser, geborstene Wälder,
Schrei, Jammer, Qual: der riesenhaften Kelter
des Krieges entquellend ein grauenhafter Jubelchor,
dröhnend, grell, gellend, dumpf, pfeifend, grausam jedem Ohr,
zu tausendhaftem Widerhall erkoren³³⁰:
Welt ist geboren!³³¹

Fünfter Teil –
Auswirkungen der Kriegsideologie und -theologie
nach dem verlorenen Weltkrieg –
Die weiteren Lebenswege Krummachers und
seiner Konfirmandin

„Wie ist alles so wahr,
daß sich nicht leicht jemand gegen sein Zeitalter retten kann.“
Goethe¹

„Alles Frühere ist immer eine Präparation auf das Spätere.
Man entgeht sich nicht.“
Hermann Kasack²

XV – Krummachers spätere theologische Entwicklung im Spiegel wiedererwachender Kriegstheologie nach 1918 bis 1945

1) Die alten Floskeln der „Mordsaison“ belebten sich

Das Ungeheuerliche des Ersten Weltkrieges war nicht genügend in die Menschen eingedrungen, so dass die Gefahr der Wiederholung fortbestand. Tucholsky schrieb 1919 einen Artikel, dessen kurze Abschnitte jeweils mit den Worten „noch immer“ begannen; gleich der erste dieser acht lautete:

„Noch immer werden in den deutschen Schulen Schlachten gelehrt und Kriegsberichte der Ludendorffs aller Zeiten, und es wird den Kindern gesagt, daß *Das*: Blutvergießen und Generalsanmaßung das Leben und die Geschichte sei.“³

Der Gerhard Stalling-Verlag / Oldenburg i.O. gab ab 1921 „unter Mitwirkung des Reichsarchivs“ die Schriftenreihe „Schlachten des Weltkrieges“ heraus. Im Werbeprospekt, Seite 3 hieß es: „Wohlan, stärken wir unsere Seele an der dahingegangenen Zeit deutscher Großleistungen [...]. Und deshalb brauchen wir die ‚Schlachten des Weltkrieges‘.“ Noch Anfang der 1930er Jahre gab es, wie Alfred Kerr belegte, Geschichtslehrer, die von ihren Schülern Sonderkenntnisse darüber verlangten, „welcher Unterführer bei Dixmuiden in einem bestimmten Abschnitt das und das getan“ habe.⁴ Heinrich Mann schrieb im Mai 1919: „Die Lügen des Kaiserreiches werden übernommen samt seinem Personal, und das Kaiserreich gedeckt gegen unfrome Enthüllung. [...] Aufgewärmter Militarismus, ausgedrückt im Denken, Prahlen, Kundgeben und Schuldenmachen für das Militär [...].“⁵

Erich Kuttner (1887–1942) teilte im „Vorwärts“ vom 9. September 1920 seine Beobachtung mit, dass mitunter auf den Straßen Berlins „den Krieg verherrlichend, breitspurig und gebläht vorübertrapsen[d, ...] ein Zug vorbei[kommt]; schwarz-weiß-rote Fahnen, Hakenkreuze, Musikkapellen, deutschnationale Tannenbergs- oder Sedanfeier“, während die „Gesichtszermalnten“ und Kriegsverwundeten ohne Arme und Beine und mit zerschmettertem Rückgrat in besonderen Kliniken den Blicken der Öffentlichkeit entzogen wurden (den Kieferverletzten in Berlin-Westend war es nach einer Verordnung von 1914 sogar verboten, eine Photographie von sich zu besitzen⁶). Im Mai 1922 gab Oskar Kanehl (1888–1929) in der Einleitung zu seinem Gedichtband „Die Schande – Gedichte eines dienstpflichtigen Soldaten aus der Mordsaison 1914–18“ seinem Befremden darüber Ausdruck, dass mit dem Kriegsende offensichtlich keine grundsätzliche Veränderung des Denkens stattgefunden hatte. Seine Erwartung, dass das „Schrifttum in allen Sprachen, [dass] Farben und Stein und Töne aller Instrumente [...] den wahren Sachverhalt des [im Weltkrieg] entsetzlich Erlebten künden [müßten]“, hatte sich nicht erfüllt:

„In Kunstaussstellungen dachte ich mir Wände voll Porträts der Kaiser und Generäle, ihrer Maskeradenwürde entkleidet, als Menschenschlächter, wie sie von ungestörter Frontferne

während der Zeremonien ihres Unterleibkults mit mordgeilen Befehlen ihre Sklaven in den Tod trieben. Geöffnete Schlachtfelder aus Giftgas-, Knochen- und Blutfarben. Wunden und Leichen. Kranke und Krüppel. Hungergerippe der Heimkrieger. Und aus jedem Buch, das man aufschlagen würde, dachte ich gewiß, müßte widerklingen der Wehschrei der eisenzerfleischten Opfer, Menschen und Tiere, der Irrsinnsärm des Angriffs, die tierische Verblödung des Unterstandslebens, die Halluzinationen der Verrücktgewordenen, die Besinnung des Postenstehens, die Seligkeit des Überläufers. Aufgedeckt müßte werden der Hohn der ‚idyllischen Massengräber‘, der ‚humanen Kriegsführung‘, der ‚großen Zeit‘. Der ganze patriotische Himmel entgöttert werden, alle Rauschromantik zerfleddert (!). [...] Alles dieses und noch ungezählt mehr, die volle Sinnlosigkeit des Tuns und Duldens in Front und Heimat, nicht übersehen die Schweinereien der Etappenzwischenstation, müßte allen, die es mitgemacht hatten, noch einmal, befreit von Vorgesetzten- und Regierungsschwindel, lebendig gemacht und denen, die nachkommen würden, als ewig verabscheuungswürdiges Denkmal gerichtet werden. Aber nicht einmal das. Dokumente dieser ‚Schande‘, wo waren sie? Das Deutschland der Novemberrevolution und der Ebertrepublik setzte die Schande fort. Die Ausstellungen der Republik beherrschten Stahlhelmbilder, Heldenverehrungen, sentimentale Untergangsliryk und neutraler Kunstquark.“⁷

Walter Flex' kriegsverheiligende „Verse und Gedanken aus dem Felde“ erreichten 1922 in der 44. Auflage eine Zahl von 96.000 Exemplaren. – Ein früherer Offizier berichtete 1932 in der Wochenschrift „Weltbühne“ von einem „Gottesdienst im Naziparadies“:

„In der Kirche [von Bad Sachsa] sitzen zwei Bauern neben mir. Während die Orgel ertönt, unterhalten sie sich ziemlich laut und ungeniert über den gestrigen Naziüberfall auf SPD-Leute, von denen zwei schwerverletzt ins Krankenhaus eingeliefert wurden. Die beiden Dickköpfe lachen sich ob dieses großen Sieges freudig erregt zu. [...] Und was nun aus dem Munde des Ortsgeistlichen Lindenberg folgte, war ganz aus demselben Geiste geboren. Da steht ein alter Mann auf der Kanzel und verherrlicht den ‚glorreichen Weltkriegsgeist‘, unsre ‚endlosen Kriegssiege‘ als eine Epoche, die wiederherzustellen unser einziges Ziel sein müsse. ‚Unter dem Zeichen des Kreuzes (warum nicht gleich deutlicher Hakenkreuz!) müssen die elenden Kerle, die den Heldengeist von 1914 auf meuchlerischste Art gebrochen, aus Deutschland vertrieben werden – wie Jesus den Tempel reinigte, so laßt uns heute Deutschland von denen befreien, die es von Jahr zu Jahr tiefer in den Sumpf getrieben haben.‘ Angewidert von diesem ‚Christentum‘ verließ ich die Kirche.“⁸

Dem entsprach, dass in dem vom Fischer-Verlag 1927 ausgerufenen Wettbewerb für junge Autoren keine Beiträge zur Realität, d. h. zur Furchtbarkeit von Kriegserfahrungen zugelassen waren.⁹ Die Aversion der damaligen Kriegsbefürworter und immer noch tonangebenden Kulturträger gegen die ungeschminkte Grauenhaftigkeit des Krieges hielt die Kunst- und Literaturszene fest im Griff und gab den Raum frei – wie Bert[olt] Brecht, der als einer der Juroren des Wettbewerbs berufen worden war, bemängelte¹⁰ – für „ja wieder diese stillen feinen verträumten Menschen, empfindsamer Teil einer verbrauchten Bourgeoisie, mit der ich nichts zu tun haben will.“ Erich Maria Remarque musste seine politisch-kriegskritischen Aussagen der Typoskript-Fassung von „Im Westen nichts Neues“, die er 1928 bei Ullstein eingereicht hatte, entschärfen. Ebenso strich ihm das Lektorat der Vossischen Zeitung, in welcher der Vorabdruck seines Romans erschien

(Ausgaben vom 10.11.–9.12.1928), alle Stellen, die Grausamkeiten, Verwundungen und das Grauen des Krieges schilderten, zusammen.¹¹ – Ernst Jünger hatte dagegen 1926/1928 freie Hand, die Kriegsteilnehmer im Sinn des Kriegsästhetizismus wieder auf den schönen Schein des Krieges, auf das heroische, elitäre Kämpfertum einzuschwören:

„Der Krieg ist unser Vater, er hat uns gezeugt im glühenden Schoße der Kampfgräben als ein neues Geschlecht, und wir erkennen mit Stolz unsere Herkunft an. Daher sollen unsere Wertungen auch heroische, auch Wertungen von Kriegern und nicht solche von Krämern sein, die die Welt mit ihrer Elle messen möchten. [...] Wir grüßen das Blut, das die Schlacht nicht ausgebrannt, sondern in Glut und Feuer verwandelt hat! Was dort nicht zerstört werden konnte, das wird auch allen anderen Kämpfen gewachsen sein. Wir grüßen die Kommenden, in denen sich eine größere Tiefe mit der alten Härte verbinden soll! Der Aufmarsch ist im Fluß, bald werden die Reihen geschlossen sein. Wir grüßen die Toten, deren Geister mahnend und fragend vor unserem Gewissen stehen. Nein, ihr sollt nicht umsonst gefallen sein! Deutschland, wir grüßen dich!“¹²

Ein Meilenstein der Remythisierung des verlorenen Weltkrieges – man nannte ihn im rechtsintellektuellen „Juniklub“ nach den „Drei Gesängen“ Stefan Georges vorausschweifend den „Ersten“¹³ – war 1930 auch der von Ernst Jünger herausgegebene Sammelband „Krieg und Krieger“, mit dessen anachronistischem, „lasterhaftem Mystizismus“ sich Walter Benjamin in ungewöhnlich scharfer Form auseinandersetzte. Die Auffassung des „ewigen Krieges“ als höchster Ausdruck der deutschen Nation, wie sie die Freikorps im deutschen „Nachkrieg“ von 1919–1923 selbst in ihrem Untergang noch vorführten¹⁴, das rauschhafte Feiern des Heroismus, den Glauben, dass man durch den Schlachtentod aus einer unvollkommenen Wirklichkeit in die vollkommene des „ewigen Deutschland“ einziehe und nun „in Gesellschaft hoher Geister das geheime Reich bevölkere“¹⁵, bezeichnete Benjamin in seiner Rezension als „knabenhafte Verschwärmtheit, die in einen Kultus, eine Apotheose des Krieges mündet“, als „rabiante Dekadenz“ und als „hemmungslose Übertragung der Thesen des *L'art pour l'art* auf den Krieg“.¹⁶ Dieses „heimliche Reich“, heißt es in diesem Sammelband z. B. bei Friedrich Hielscher (1902–1990), sei „hinter der Maske von Feuer und Blut“ – obgleich „geführt vom Westen [...] sich alle Kräfte der Erde gegen [es] erhoben hätten – „reitend von der Unendlichkeit her auf die Unendlichkeit hin“ / „von der Völkerwanderung [an]“ / über die „Höhen der stauischen Herrscherkunst“ / über den „Dreißigjährigen Krieg“ und den „ersten Weltkrieg [hinweg]“ aufgestanden. Nun seien wie zur Zeit der Völkerwanderung „in allen Herzen alle Stürme wach“, alle „Staaten und Völker“ warteten auf „Zeichen und Wunder“. Nun kreisten alle „Seelentümer“ der Welt um diesen „geheimen Kern“, um den „Feuerkessel“ [des heimlichen Reiches]“ und um „die kriegerische Flamme, in der innen der höchste Friede“ lebe.¹⁷ Mystischer klingend konnte die deutsche Hetze zum Zweiten Weltkrieg nicht beginnen. – Den revisionistischen Teig durchsäuernten auch viele bescheidenere Kleinschriften wie etwa 1928 Carl Kahles (1884–?) erster Band – „Hermann Löns, Gorch Fock, Walter Flex als Vaterlandsbejager“ – der von ihm angekündigten Schriftenreihe „Überlieferung und Wiederaufstieg“. In diesem Machwerk scheute sich Kahle nicht, die darwinistisch geprägte kriegsideologische Drachensaat vom August 1914 erneut aus-

zustreuen.¹⁸ Die Niederlage Deutschlands erklärte der deutschgläubige Kahle nicht mit der Unterlegenheit der deutschen Armeen, sondern ausschließlich damit, dass es „eines Tages Wodan“ gefallen habe,

„dem kämpfenden Sigmund seinen Speer entgegenzustrecken, an dem das [deutsche] Schwert zerspringen mußte. Walvater begehrte die Helden, die er auserlesen hatte für Walhall. Und wie das Schwert in Stücke sprang, so war Deutschlands Einmütigkeit dahin. Zwar unbesiegt, aber gebeugt von dem Walten des Schicksals, zogen die überlebenden Schwerthelden in die veränderte Heimat ein.“¹⁹

Kurt Tucholsky, der verschiedene Pazifistenversammlungen und -Kongresse besuchte, registrierte 1927:

„[...] Das ‚Leben‘ tritt in seine Rechte; das Leben – das ist in diesem Falle die offizielle Staatsgesinnung, die den Krieg lobt; das Kino, das den Krieg verherrlicht²⁰; die Zeitung, die den Krieg nicht in seiner wahren Gestalt zu zeigen wagt; die Kirche, die zum Kriege hetzt (die protestantische mehr als die klügere katholische); die Schule, die den Krieg in ein bombastisches Panoptikum umlügt; die Universität, die den Krieg feiert –, überall der Krieg. [...] Die Schande ist überall gleich groß: in Amerika paradiert die kriegshetzerische amerikanische Legion auf öffentlichen Plätzen, ein übler reaktionärer Kriegerverein; in Deutschland schmoren die Kyffhäuserverbände in der Sonne der Gunst geschlagener Generale; in Frankreich enthüllen sie heute Kriegerdenkmäler über damals mit Recht verabscheute Greuel-taten – und so verschieden die Nuancen sind, so gleichartig ist die Grundgesinnung. [...] Von diesem Hokuspokus bis zum nächsten Krieg ist nur ein Schritt.“²¹

Remarque beschrieb den Anfang der 1930er Jahre als eine Zeit, „die schon wieder durchzittert ist von Kriegsgier und Unversöhnlichkeit!“²²

Auch im Ausland hatte man das Hineinblasen in die kaum erkaltete Asche der kriegsaffirmativen Denkmuster „des erwählten Volkes“ von 1914–1918 beobachtet – Georges Benjamin Clemenceau (1841–1929) und Edgar Mowrer, um nur zwei Beispiele zu nennen.²³ Nicht mit Unrecht zog Clemenceau in „*Grandeurs et Misères d’une Victoire*“ (posthum 1930) die Linien der deutschen Selbstglorifizierung als Welterlösungsnation von Fichte über den Revisionismus im Bürgerbräukeller der Weimarer Republik bis hin zu dem ihm noch unbekannten Hitler’schen Reich prophetisch aus:

„Mittlerweile sehen wir die deutsche ‚Kultur‘, die weniger denn je zur Einkehr bereit scheint, so laut wie noch nie ihr Recht auf eine die ganze Welt umspannende Vorherrschaft verkünden. Eine Herrschaft, die ihr ein uneingeschränktes und mit allen Mitteln erzwingbares Verfügungsrecht über die Völker verleiht. [...] Ich bin einige Male in meinem Leben in einer deutschen Bierhalle gewesen, die bekanntlich die geweihte Stätte des germanischen Kultes ist, ein hohes, von Bierdunst und Tabaksqualm erfülltes Gewölbe, wo das dichtgedrängte Volk seinem Nationalismus freien Lauf läßt und wo bei den Klängen einer Militärkapelle die Stimmen dröhnend erschallen, um Deutschlands Ruhm in die Welt zu schreien: *Deutschland, Deutschland über alles!* Männer, Frauen und Kinder wie versteinert vor dem göttlichen Bierkrug, mit hervortretenden Stirnadern, den Blick

in traumhafte Ferne verloren und den Mund in höchster Willensanstrengung verkrampft, so sitzen sie alle da und schlürfen in vollen Zügen den Himmelstrank der Hoffnung auf unbekannte Taten. Und man wartet nur noch auf ein Zeichen des vom Schicksal erkorenen Führers (*au signe du chef marqué par le destin*), um die Taten dann auch wirklich zu vollbringen. Das ist das höchste Ideal eines in den Kinderschuhen stecken gebliebenen Volkes. [...] Seht ihr denn nicht, wie der zu Boden gestreckte Angreifer sich mit äußerster Willensanstrengung wieder aufrafft und wie uns in nicht zu ferner Zukunft ein Rückfall in die Politik der Gewaltherrschaft und eine Revanche für Versailles droht? [...] Das Risiko liegt in einer angestammten Schwäche, die den Deutschen gegen die Gewaltausbrüche des Triebhaften im Menschen wehrlos macht. [...] Jenseits der Grenze wird mit den raffiniertesten Mittel gerüstet [...] Einmütig werden die schwersten Opfer gebracht ohne Murren, ohne Widerstand, voll guten Willens, Begeisterung überall, so[bald] das Wort Krieg einer leidenschaftlichen Menge hingeworfen wird.“²⁴

Optimistischer eingestellte Autoren wie Salomon Grumbach (1884–1952) notierten gleichwohl eine „unselige Verlangsamung“ des Versöhnungsprozesses: „Welch böse Gespenster am Horizont! Welch Zeit- und Energieverluste! Welch Kriechen anstatt Gehen!“²⁵ Mowrer konstatierte 1933: „The dream of political pre-eminence [alles Deutschen] disappeared only to revive almost immediately. The ‚Third Empire‘ became symbolical of all the aspirations of young German nationalism.“²⁶ ... „... und kommen nach kurzer Pause wieder“ – so betitelte 1934 Andreas Paul Weber (1893–1980) eine seiner eindrucksvollsten „politischen Zeichnungen“.²⁷ Man sieht den Tod auf einer Propaganda-Trommel sitzen, sie schlagen und hört ihn gleichsam ins Mikrophon rufen.

„Die alten Floskeln belebten sich“²⁸ – ein Empfinden, das sich nur wenige Jahre darauf bei den nationalsozialistischen Aufmärschen regte:

„Das braune Heer, gefügt aus kantigen Quadern,
Liegt wie ein Riesenleib erstarrt im Feld.
Die Gruppenzwischenräume scheinen Adern,
Die leer sind und von keinem Saft geschwellt.

Da bricht der Fahnen vielgeteilte Reihe,
Rot wie ein Lavastrom vulkanischer Glut,
Herein, und füllt zur feierlichen Weihe
Die hohlen Adern mit lebendigem Blut.

Aufblüht der Leib, und reckt die braunen Glieder;
Ins große Ganze fügt sich Teil um Teil,
Und hunderttausendfach dröhnt donnernd wider
Der deutschen Zukunft sonnengläubig ‚Heil!‘

Da streift ein Wissen uns mit heißem Schauern,
Daß es das sturmverwirrte Fühlen klär’:
Nie würden wir besternt und zeitlos dauern,
Wenn nicht der Führer und die Fahne wär’!“²⁹

Ludwig Curtius hörte eine nazibegleitete, „edle deutsche Aristokratin“ im Widerspruch zu ihrer „strengen katholischen Tradition und Observanz“ schwärmen: „Wenn ich in einer Parade die wunderschöne Auslese männlicher deutscher Jugend in einer SS-Formation an mir vorüberziehen sehe, kann ich nicht widerstehen.“³⁰ Nach 1933 knüpften die Verlautbarungen und Bekenntnisse der „Deutschen Christen“ und der „Deutschgläubigen“ überdies bei der „pfingstlichen“ Zeitenwende von 1914, bei den Vorstellungen der Kriegstheologie und dem göttlichen Sendungsauftrag aller Deutschen in der Universalgeschichte an.³¹ Fast schien es, als wäre der letzte Tag des Ersten schon der erste eines nun fällig gewordenen Zweiten Weltkriegs gewesen.³² Es sollte sich sehr bald zeigen, dass all’ dies nicht nur ein Weiterklingen von zuvor gehörtem Getöse war, sondern der aggressive Aufgesang zu noch weit Schlimmerem. Gedichte, die nach der „Machtergreifung“ Alarm schlugen, wie Erich Weinerts (1890–1953) „Der Reichsdichter“ (1933), „Die Völkerhändler“ (1933), „Wer führt den letzten Krieg?“ (1934), „An die betörten Deutschen“ (1934), „An die deutschen Frauen“ (1935), u. a. gelangten nicht in die schulischen Lesebücher. Weinerts Gedichte warnten vergeblich vor der stetig anwachsenden Kriegsgefahr durch Ästhetisierung³³: Die Erde ist noch „satt vom Blut“, so Weinert, „da wird wieder „laut vom schönen Krieg“ gesprochen, man hört wieder „Zaubertöne“, „Phrasen“ kommen „von oben“ herab und werden „für bare Münze genommen“:

„Und wieder reckt sich das Gewürme /
Und schreit nach Krieg und Heldengeist.“³⁴

* * * * *

Die kriegsaffirmativen Denkmuster verschwanden auch aus der Theologie nicht, ihre alten Fahnen wurden dort ebenso neu entrollt. Hajo Holborn³⁵, Günter Brakelmann³⁶, Otto Seeber³⁷, Ulrich Herbert³⁸, Martin Greschat³⁹, Jörg Vollmer⁴⁰, Gerd Krumeich⁴¹, Walter Bredendiek⁴², Rainer Hering⁴³ u. v. a. haben auf das erschreckende Ausmaß hingewiesen, in welchem sich die Verkündigung kriegstheologischen Ideenguts des Ersten Weltkriegs nach 1918 sowohl in der Liturgie als auch in Predigten erneuerte und fortsetzte. Auch für weite Teile der Kirche galt also die oben aufgestellte Behauptung, dass das Ungeheuerliche des Weltkrieges noch nicht genügend in die Menschen eingedrungen war. Das erwies sich nicht zuletzt auch an den Neuerscheinungen oder dem Wiederangebot älterer Werke. Domprediger Bruno Doehring, „Ein feste Burg – Denkmäler evangelischer und deutscher Art aus schwerer Zeit“, ein großformatiger, trotz Kontingentierung des Papiers opulent ausgestatteter, goldgeprägter Sammelband von Predigten und geistlichen Reden von 1914 und 1915, mit einem Umfang von 320 Seiten, erfuhr 1919 eine Neuauflage mit der Maßgabe, „ein dauerndes Zeugnis [...] bleiben“ zu sollen.⁴⁴ 1919 verblieben ebenso alle drei Teile der oben im Kap. VII besprochenen „Agende für Kriegszeiten“ von D. Karl Arper und D. Alfred Zillesen im Programm des damals deutsch-national orientierten Verlags Vandenhoeck & Ruprecht.⁴⁵ Der Göttinger Verlag, der während des Weltkrieges schon in hohen Auflagen Andachtsbücher, Kriegschoral- und Kriegsliederbücher zu Pfennigpreisen vertrieben hatte⁴⁶, offerierte auch jetzt noch, nach dem Scheitern der Kriegstheologie, seiner protestantischen Kernkundschaft die Gesamtausgabe der Agende zu

einem deutlich ermäßigten Preis⁴⁷, so als ob es nach der Widerlegung durch die Historie theologisch nichts zu überdenken und zu lernen gegeben hätte.

Gleichwohl: nach 1914–1918, in dieser neuerlichen Bewährungsepoche zeigte sich – nicht zu vergessen – vor allem ab 1933 wiederum auch eine andere Kirche, die allerdings von prominenten Autoren wie etwa Oswald Spengler als „gesunkene [...] Priesterschaft“ und „Priesterpöbel“ verunglimpft wurde.⁴⁸ Heinrich Mann schrieb 1936:

„Christen in den Kirchen beider Bekenntnisse, die gefüllt sind wie nie, hören den Geistlichen die Antwort auf nationalsozialistische Angriffe verlesen, was ihn und sie in Gefahr bringt. Sie achten ihrer nicht. Eine große Gefahr ist die Beichte geworden; wenn der Pfarrer dem Staat gehorsamer wäre als seinen Weihen, müßte er alles melden. Sie beichten dennoch. [...] Zahlreich in den Lagern sind die Geistlichen und die Intellektuellen, beide für das Tragen von Kotkübeln und andere Arten besonderer Auszeichnung ein beliebter Gegenstand. Die Geistlichen beider Bekenntnisse, man verlasse sich darauf, waren noch niemals so volksnahe; die Intellektuellen manchmal desgleichen. Unter den Schriftstellern oder Priestern, die das Dritte Reich in seine Höllen versetzt hat, waren einige schon längst davon durchdrungen, daß sie an die Seite der Armen gehören und mit ihnen kämpfen müssen. Ihre Zahl darf nicht überschätzt werden. Die meisten erhalten ihre entscheidende Erziehung in den Höllen des Regimes.“⁴⁹

Wenden wir uns also an dieser Stelle erneut der Rolle der Kirchen zu und erkundigen uns außerdem nach dem weiteren Lebensweg Pfarrer Theodor Krummachers in Potsdam, insbesondere nach seiner theologischen Entwicklung während der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus!

a) Kriessaffine Liturgien nach 1918

Nach Ende des Ersten Weltkrieges war es auch mit der nationaltheologischen Kriegsinterpretation nicht vorbei, wie etwa das revisionistisch eingestellte „Liturgische Hilfsbuch für die Zeit des Wiederaufbaus“ durchgängig zeigt, das Karl Arper und der spätere Nationalsozialist Karl Anton (1887–1956)⁵⁰ für die Weimarer Zeit 1919 redigierten.⁵¹ Arper und Anton schrieben in ihrer Einleitung vom April 1919: „Die Zeit schwerster vaterländischer Not, die mit dem unglücklichen Ausgang des Weltkriegs über unser deutsches Volk gekommen ist, hat uns Pfarrern eine besondere Aufgabe gebracht: Wir sollen Gotteskräfte zur Überwindung der Not in unserm Volke wecken.“ Weiter heißt es:

„Nicht nur Kräfte [wecken] zum geduldigen Tragen der Bürden, sondern mehr noch: Kräfte zum glaubensmutigen und besseren Wiederaufbau dessen, was die Sturmfluten zertrümmert haben. Eine große und erhebende, aber auch eine verantwortungsvolle und ernste Aufgabe! Jeder von uns möchte in solcher Zeit das Beste geben. Besonders möchten wir durch unsre Gottesdienste helfen, unsre Gemeindeglieder stark, willig und tüchtig zu machen zu treuer Arbeit an allem, was unserm Volke dient und frommt. Hier liegt die Aufgabe unsres Buches. Wie die landeskirchlichen Kirchenbücher in den Tagen des Kriegs in mancher Richtung versagten und versagen mußten, so jetzt wieder. Sie setzen im wesentlichen ruhige Zeiten voraus

und behandeln Notzeiten als vorübergehende Ausnahmen. Wir aber werden voraussichtlich lange Jahre brauchen, bis wir die Nöte überwunden haben, die uns gegenwärtig bedrücken. Dem werden wir auch in unsern Gottesdiensten Rechnung tragen müssen. Deshalb ist die Ergänzung unsrer Kirchenbücher durch liturgischen Stoff für die Notzeit der Gegenwart und der nächsten Zukunft ein Bedürfnis.“⁵²

In ihrer vom Revisionismus geprägten „Nachkriegsliturgie“ verfuhrten die Autoren nach derselben „Flickenteppich“-Hermeneutik, die schon oben zur dreiteiligen Kriegsgagende von Arper und Zillesen erörtert wurde. Die vorformulierten Gebete⁵³, die „Stimmen der Väter“⁵⁴ zeigen dieselbe von 1914–1918 her gewohnte theologische Denkrichtung an; so ergeben sich in den auch hier wieder gezielt ausgesuchten Schriftzitaten⁵⁵ Äquivalenzen und Assoziationen, die z. B. mit den Bestimmungen des am 28. Juni 1919 unterzeichneten Versailler Vertrags zu tun haben. Wenn es bei den alttestamentlichen Gnadenworten heißt: „Wie ist’s mit dem Dränger so gar aus, und der Zins hat ein Ende!“ (Jes. 14, 4b)⁵⁶, so ist an die Aufhebung der Reparationszahlungen zu denken; und wenn es dann weiter unten heißt: „Siehe, ich will mein Volk erlösen vom Lande gegen Aufgang und vom Lande gegen Niedergang der Sonne; und will sie herzubringen, daß sie sollen mein Volk sein.“ (Sach. 8, 7 f), dann ist für den Gottesdienstteilnehmer unschwer herauszuhören, dass mit dem „Osten“ Polen und mit dem „Westen“ England, Frankreich und Belgien gemeint sind. Die beiden genannten Bibelzitate wurden in der Absicht ausgewählt, die Wiedergewinnung des besetzten Rheinlands (vermutlich auch Elsass-Lothringens⁵⁷) und der abgetretenen Ostgebiete unter die Verheißung Jesajas und Sacharjas zu stellen.

1936 brachten Karl Arper und Alfred Zillesen eine Neubearbeitung ihres „Evangelischen Kirchenbuches“ (I. Band: Gottesdienste) von 1917 auf den Markt. Die beiden Herausgeber sprachen im Vorwort dieser 6., neubearbeiteten Auflage von „der großen Wandlung der Zeit“, der „Rechnung getragen worden“ sei „in der Weise, die einem Kirchenbuch entspricht“. Zur „theologischen Haltung“ ihres Buches äußerten sie, dass ihnen „zu keiner Zeit daran gelegen“ gewesen wäre, „in den Gebeten zeitlich bedingter theologischer Schulmeinung Ausdruck zu geben“, dass sie aber „von gewichtigen neuen theologischen Erkenntnissen nicht unberührt geblieben“ seien. Wie schon in ihren früheren liturgischen Werken sei es auch diesmal „ihr Hauptanliegen geblieben“, „das ‚Wort‘ in dem ganzen Reichtum seiner biblischen Ausprägung und in seiner wundervollen Vielgestaltigkeit zur Geltung kommen zu lassen.“⁵⁸ Wenn man die Auflage von 1936, die posthum als 7. Auflage 1940 unverändert nachgedruckt wurde, mit der von denselben Autoren edierten Agenda aus dem Jahr 1917 vergleicht, fällt u. a. auf, dass dort, wo man vor 1918 rund sieben Mal für den Kaiser gebetet hatte⁵⁹, nun für den Führer Adolf Hitler Fürbitte hielt. Besonders markant sind – in Anbetracht der Zeitereignisse unter der nationalsozialistischen Herrschaft bis 1936 – Gebetsformulierungen wie etwa die folgenden:

„Fördere auch durch unsern Führer dein Werk unter uns und hilf uns ein Volk werden, das dir wohlgefällt.“ – „Schenke unserm Volk Frieden und Freude zu seiner Arbeit, und laß unserm Führer das Werk gelingen, das du ihm aufgetragen, so wie es dir wohlgefällt.“ – „Wir bitten dich für den Führer, den du uns geschenkt: stärke ihn mit deiner

Kraft, und laß ihm das Werk gelingen in deinem Namen.“ – „Herr, unser Gott. Wir danken dir, daß du nach tiefer Demütigung unserm Volk den Führer geschenkt hast, und uns ans Werk gerufen, zu einen, was zerrissen, aufzubauen, was zerstört war. Wir bitten dich: erfülle ihn und uns alle mit deinen heiligen, göttlichen Gedanken.“ – „Für unser Vaterland und seinen Führer, für seine Macht und seine Ehre; für alle, die ihm von Herzen angehören und ihm dienen treulich und redlich.“ – „Sei unserm Volke nah mit der Kraft deines Lebens; gib dem Wirken unsres Führers ewigen Grund und Halt.“ – „Herr Gott, du Herr aller Herren. Wir danken dir, daß du uns unser liebes Vaterland geschenkt hast und uns den Führer gegeben für unser Volk. Gib ihm ein Herz nach deinem Herzen; gib ihm Kraft zu seinem hohen Amt.“⁶⁰

Zu einer Aktualisierung der dreiteiligen Kriegsagende von 1915 und des Kirchenbuchs von 1936/1940 für den Zweiten Weltkrieg ist es indessen nicht mehr gekommen. Karl Arper verstarb 1936, Alfred Zillesen 1937. Im Übrigen ist zweifelhaft, ob diese Art geistlicher Unterstützung der nationalsozialistischen Führung willkommen gewesen wäre.⁶¹

b) Predigten nach 1918 auf dem Weg zum Revisionismus

Die theologischen Worthülsen füllten sich „wieder mit dem Blut, das einst ihr Inhalt war“, gerade hinsichtlich der Niederlage.⁶² In den kriegstheologischen Predigten von 1914 war oft von Selbstkritik und Vermahnung zu hören gewesen, dass Deutschland aus den siegreichen Kriegen 1813–1814 und 1870–1871 nicht die richtigen Konsequenzen gezogen habe.⁶³ Gott habe daher den Ersten Weltkrieg als Gericht über sein erwähltes deutsches Volk herbeirufen müssen, um es zu Buße und Umkehr zu bewegen. Mit dieser Aufforderung zu Läuterung und Opferwilligkeit hatte die Kirche im Krieg die Anwartschaft auf den Sieg theologisch untermauert. Nun, nach dem verlorenen Weltkrieg, trat die Kirche mit dem Argument an ihre Gemeinden heran, dass das deutsche Volk in seiner Sündhaftigkeit die Umkehr „nicht gewollt“ habe (Matth. 23, 37; Luk. 13, 34). Auf diese Weise wurde die Niederlage von 1918 theologisch begründet. Das oben genannte „liturgische Hilfsbuch“ von 1919 „Aus tiefer Not“ enthält eine Reihe von in diesem Sinn zu deutenden liturgischen Texten, Bußgebeten und Zeitgedichten.⁶⁴ Unter der Nr. 41 finden sich Verse aus Conrad Ferdinand Meyers „Huttens letzte Tage“, die für diesen theologischen Begründungszweck instrumentalisiert werden, wodurch sich in seltener Klarheit die Intransigenz der Nationaltheologen unter Beweis stellt:

„Mich reut mein allzu spät erkanntes Amt,
 Mich reut, daß mir zu schwach das Herz geblutet!
 Mich reut, daß ich in meine Fehden trat –
 Mit schärf'ren Streichen nicht und kühn'rer Tat!
 Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug!
 Mich reut der Tag, der keine Wunde schlug!
 Mich reut – ich streu mir Aschen auf das Haupt – [,]
 Daß ich nicht fester noch an Sieg geglaubt!“⁶⁵

Robert Falke, Konsistorialrat und Hofprediger in Wernigerode, schlug am Buß- und Bettag 1921 in seiner Ansprache über den Psalm 130 die gleiche Richtung ein:

„Unser Heer tat zuerst Wunder, fünfzig Monate lang beispiellose Wunder in dem Feuer nationaler Begeisterung und Einigkeit. Wir Deutsche zeigten der erstaunten Welt die titanenhafte Kraft unseres Wesens, dieses letzte Ausbrechen unserer noch vorhandenen sittlich-religiösen Stärke. Niemals war uns der Heiland näher als bei unsern Siegen. Es klang in unsern Siegesjubiläum hinein jedesmal das Weinen Jesu: ‚Wie oft habe ich euch versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel, aber ihr habt nicht gewollt!‘ [Matth. 23, 37; Luk. 13, 34] – Wir Deutsche hätten siegen *können*, hätten siegen *müssen*, denn der Herr war vier Jahre lang auf unserer Seite und wartete und hatte Geduld, ob wir uns zu ihm bekehren wollten. Er rang um die deutsche Volksseele mit aller seiner Liebe. Aber Deutschland hörte nicht. Wir waren verstockt. Wir wurden immer zuchtloser, unsittlicher, ungläubiger. Schließlich kam der Herr wie ein Dieb in der Nacht und stürzte uns zu Boden; durch uns selbst ließ er uns zu Boden stürzen und uns dem Feinde vor die Füße werfen. Deutschland brach zusammen durch seine eigene Schuld. Wir stürzten in die Tiefe, *weil wir es selbst gewollt*. Und der Herr, der Gott unserer Väter, ließ den Sturz zu.“⁶⁶

Doch das Gericht sollte nicht die ganze Antwort Gottes an Deutschland gewesen sein. Gericht – ja, aber dennoch auch Gnade! Hierzu riefen Karl Arper und Karl Anton in ihrer liturgischen Handreichung von 1919 erneut die „Väterzeugnisse“ auf: die Stimmen Arndts, Schleiermachers und Knodts, mit welchen den Gemeinden wie vordem die Permanenz der göttlichen Auserwähltheit Deutschlands, der Wille der Vorsehung und der bleibende heilsgeschichtliche Sendungsauftrag des deutschen Volkes an die Welt verkündigt werden sollten.⁶⁷ Auch Lic. Dr. Friedrich Karl Otto Dibelius (1880–1967), damals noch Pfarrer in Berlin-Schöneberg (1915–1925)⁶⁸, predigte 1919 – anhand von Jes. 40, 31 das Bild des (ungestützten) deutschen Reichsadlers suggerierend – zwar abgeschwächt, aber immer noch von Hegel’schen und Fichte’schen Denkvoraussetzungen aus, dass Christentum und deutsche Nation in der besonderen Weise der Erwählung zur universalen Sendung – nun gerade auch in der Niederlage – zusammengehörten⁶⁹:

„Wenn [...] der Geist, der das Friedensinstrument von Versailles geschaffen hat, Alleinherrscher ist auf Erden, Christen, was wird dann aus der Welt? [...] Ich kann nicht anders als glauben, daß auch Treue und Liebe, daß Gerechtigkeit und Friede noch eine Mission haben auf der Welt. Und ich sehe nicht, wie diese Mission sich vollenden soll, wenn deutscher Geist aufhört, an dem großen Beruf der Christen teilzuhaben, ein Salz der Erde zu sein! Nicht an deutschem Wesen soll die Welt genesen. Aber deutscher Geist, geläutert durch Jesu Christi Geist und getragen von starkem, nationalem Leben, hat eine unersetzliche Aufgabe an der Welt. Und sehe ich mit heißem Schmerz, wie unser Volk in dieser Zeit sich schmachvoll versündigt an seinem heiligen Beruf, dann wird es mir umso gewisser, daß die Not unserer Tage nach Gottes Willen ein Läuterungsfeuer sein soll, uns wieder stark zu machen für unsere große Mission. Wollte Gott unser Volk verwerfen, dann hätte er die Unwahrhaftigkeiten und Pflichtvergessenheiten der letzten Kriegsjahre mit Sieg oder mit schnellem, glimpflichem Frieden gekrönt und uns den Weg zur Wandlung damit versperrt. Er hat es nicht getan! Er hat uns wert geachtet, zu leiden, zu sühnen, und uns emporzukämpfen zu neuer

Kraft! Ja, er hat uns nicht verworfen! Er will uns auffahren lassen mit Flügeln wie Adler, durch innere Erneuerung – ach, höre es, mein deutsches Volk, durch ernste, schmerzliche, innere Erneuerung! – zu neuer nationaler Größe!⁷⁰

Der durch Versündigung selbstverschuldeten Niederlage würde durch Glaube und tiefe Reue eine neue deutsche Heilsgeschichte folgen müssen! Auch Ernst von Dryander ließ nicht ab, auf die Sündhaftigkeit des deutschen Volkes vor, im und nach dem Krieg hinzuweisen⁷¹; in seinen Nachkriegspredigten legte er der Niederlage ebenso einen deutsch-heilsgeschichtlichen Sinn bei, nämlich die Verheißung, dass nach einem allgemeinen Schuldbekenntnis⁷² Gott die Deutschen erneut zu einer weltgeschichtlichen Mission wieder auferstehen lassen würde⁷³:

„Im Glauben an diesen Herrn der Ewigkeit glauben wir auch an unseres Volkes Auferstehung. Es wird auferstehen aus dem Grabe seiner nationalen Hoffnung, aus der Verzweiflung an sich selbst zu seiner weltgeschichtlichen Mission, deren die Völker nicht entraten können. Es wird auferstehen aus dem Pfuhl der sittlichen Verirrungen, die es im Druck der Entbehrungen begeht; zu einem Volke Gottes, nicht als wäre es vor anderen auserwählt, aber als neben anderen bestimmt, die volle Harmonie im Völkerchor herzustellen.“⁷⁴

„Preußens Notzeit“ vor und in den Freiheitskriegen blieb hierfür *der* zur heilsgeschichtlichen Analogie einladende Referenzpunkt par excellence: „Ein Morgen soll noch kommen, ein Morgen hell und klar!“⁷⁵ Dryander:

„Aber wird man nicht doch sagen dürfen, daß z. B. die Zeit nach dem schmachvollen Zusammenbruch vor 100 Jahren, 1806–1813, die Vorbereitungszeit zu der reinsten, herrlichsten Periode unserer Geschichte war, der Erhebung von 1813, in der auch etwas von der Herrlichkeit Gottes sich verbarg? Und sollte nicht auch heute bei uns davon etwas zum Ausdruck kommen können?“ – „Die vaterländische Hoffnung und der Auferstehungsglaube sind konzentrischen Kreisen vergleichbar, und das Zentrum unserer vaterländischen Bewegung wird auch von dem Mittelpunkt christlicher Geistesmächte, von dem Glauben an den lebendigen Christus beeinflusst. So sprechen wir auch für Not und Ernst unserer Zeit, wenn wir davon reden: *wie Osterglaube entsteht*.“ – „Da dürfen wir allerdings mitten in der Demütigung, in der wir stehen, sagen: Denkt daran, wie große Dinge er an euch tut. Wie unsere Geschichte voll ist von großen Taten des Herrn, so will er noch heute große Taten an uns tun.“⁷⁶

Das alles war kein radikales Abrücken von vorher Gesagtem, das noch in den Ohren nachhallte. Zur Untermauerung solch' deutsch-heilsgeschichtlicher Erwartungen nach dem verlorenen Weltkrieg verwies Otto Dibelius die Christen Deutschlands auf das Recht, wenn nicht sogar auf die Pflicht zu „heiligem Zorn gegenüber ihren Kriegsgegnern“ von 1914–1918. Derselbe „heilige Zorn“ Christi, der gegen die das Gottesvolk der Deutschen mit Krieg überziehende Entente gepredigt worden war (s. o. Kap. VII, 3, d), wurde jetzt gegen die Versailler Signatarmächte gewendet: „Wenn er [= Christus] heute unter uns träte und sähe christliche Völker durch christliche Völker vergewaltigt und geschändet, sähe Millionen von Kindern zur Verelendung verdammt durch die Brutalität der Feinde,

sähe ein großes blühendes Volk verkrüppelt durch die Hungerblockade“, dann würde ihn ebenso der „heilige Zorn“ ergreifen:

„Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er die Menschen um seinen Thron sammeln und wird sie von einander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet. Dann wird er sagen zu denen zu seiner Linken: Ich bin unter der Hungerblockade zugrunde gegangen – und ihr habt nichts getan, mir aus meinem Elend herauszuhelfen. Ich bin durch den Friedensvertrag arbeitslos geworden – und ihr habt nichts getan, diesen schmachvollen Vertrag zu zerbrechen. Ich bin mißhandelt worden von übermächtigen Feinden – und ihr habt nichts getan, um die Ohnmacht meines Volkes wieder in Kraft zu verwandeln. Ich bin meines heiligen Rechts auf Freiheit und Muttersprache beraubt gewesen – und ihr habt nichts getan, um mir dies Recht und diese Freiheit wiederzugeben! Dann werden sie zu ihm sprechen: Wann hätten wir dich je hungrig und arbeitslos und vergewaltigt gesehen? Dann wird er zu ihnen sagen: Was ihr aus pazifistischer Schwärmerei ungetan gelassen habt an meinem armen, leidenden, deutschen Volk, das habt ihr ungetan gelassen auch an mir!“⁷⁷

Ein – im letzten Satz – kaum verhohlener Aufruf zu neuer Gewalt? Zum Revisionskrieg? Dibelius predigte gleichfalls 1919:

„Darum rufen wir es in die Welt hinaus und wollen es hinausrufen[,] solange wir leben: daß Deutschland den Anspruch nicht aufgibt, eine Großmacht zu sein, daß Deutschland sein Recht auf Straßburg und auf Danzig nicht aufgeben wird, so lange deutsche Mütter noch deutsche Kinder gebären, daß Deutschland seine Kolonien zurückfordert von den unersättlichen Räubern, und daß es die Freiheit der Meere fordert und die Zertrümmerung der angelsächsischen Tyrannei, nicht nur um seinetwillen, sondern um der Freiheit der gesamten Menschheit willen! Darum rufen wir unserm deutschen Volke zu: heraus aus der nationalen Gleichgültigkeit, die eine Folge der Erschöpfung durch den Weltkrieg ist, heraus aus dem nationalen Kleinglauben und der nationalen Würdelosigkeit, die die Folge des verlorenen Krieges zu werden droht! Empor die Herzen zu neuem nationalen Stolz, zu neuem, festem Willen zu nationaler Macht und Größe!“⁷⁸

Wiederum wurden hier Gottes Offenbarung und nationale Geschichte ineinander gemengt: „Mochten die nationalen Forderungen nach 1918 noch so berechtigt sein, so waren sie doch nicht Gottes Forderungen und die Hingabe an Staat und Nation darum auch nicht die Erfüllung des Gehorsams gegen Gott.“⁷⁹ Die Interpretation der Niederlage als strafendes Gottesgericht, das sich 1918 zunächst gegen Deutschland gewendet habe, dem nun aber das Gericht über die Entente folgen sollte, verhalf den Theologen dazu, den Schockzustand nach der unerwarteten Niederlage zu bewältigen, ohne ihr bisheriges Weltbild in Frage stellen zu müssen. Zugleich versuchte man, mit dem Aufruf zum Selbstbewusstsein eines zu Strafe, Buße und Neuaufstieg auserwählten Gottesvolkes das im Krieg verspielte Vertrauen zurückzugewinnen, um einem Rückfall in die Kirchenaustrittsbewegung der Jahrhundertwende vorzubeugen. Der neuerliche Trend zur Abwanderung, zur „großen Los-von-Gott-Bewegung“⁸⁰ war erheblich.⁸¹ 1919 verließen über 200.000 und 1920 über 300.000 Menschen die Kirche – viele von ihnen unter ausdrücklicher Bezugnahme auf deren theologisches Versagen während des Weltkrieges.⁸²

Insbesondere die Kritik an den Kriegspredigten von 1914–1918 spielte bei den Kirchenaustritts- und Monistenversammlungen eine tragende Rolle. Pfarrer Lic. Erich Stange berichtete im Pastoralblatt, 62. Jahrgang von 1920:

„[...] Die Gegner der Kirche [haben plötzlich] bei ihrer *Agitation zum Kirchengaustritt* sich gerade der Kriegspredigt bemächtigt, um durch den Hinweis auf sie die Kirche der Aufhetzung zum Kriege und der Verlängerung desselben schuldig zu sprechen. Wer den Kirchengaustrittsversammlungen der *U.S.P.* beigewohnt hat oder auch die *Agitation der J. B. E. B.* (Milleniumssekte) kennt, der weiß, daß keines der Argumente so aufreizend auf die Massen wirkt, wie gerade dieses [...]. Man gibt aber auch in Versammlungen von Monisten u. ä. sorgsam zusammengetragene Zusammenstellungen von Zitaten aus Kriegspredigten als Beweisstücke herum. Ja, selbst in Kreisen, die es mit der Kirche gut zu meinen glauben, findet sich eine erschreckende Fülle von oberflächlichen Verallgemeinerungen über die Kriegspredigt.“⁸³

Dieser rumorenden Kritik und dem immer stärker um sich greifenden Willen, sich von der Kirche loszusagen, entsprach, dass nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch des Kaiserreiches die Zweifel an der Verlässlichkeit und Verkündigungswürdigkeit der Bibel erneut laut wurden. Das Alte Testament, das nur wenige Jahre zuvor bei der kriegstheologischen Perikopenauswahl noch einen höheren Stellenwert als das Neue Testament innegehabt hatte, wurde in seiner Bedeutung theologisch wieder entthront. Auch hier bahnte sich jetzt eine äußerst ungute Entwicklung an. Die Vorwürfe massiver Geschichtsklitterung und -fälschung, die schon vor dem Krieg erhoben worden waren, gipfelten jetzt in dem 1921 publizierten, offen antisemitischen Werk „Die große Täuschung“ von Friedrich Delitzsch. Dieser hatte noch im Dezember 1915 – das Alte Testament hoch bewertend – in einem Vortrag so getan, als ob manche Psalmenverse in göttlicher Vorsehung auch für das gegenwärtige Eschaton der auserwählten Deutschen im Weltkrieg geschrieben worden seien.⁸⁴ Nun aber wiederholte er mit Hinweis auf den literaturhistorischen Vorrang des altmesopotamischen Schrifttums seinen 1903 in Babel-Bibel-Vorträgen erhobenen, dann aber ganz in den Hintergrund getretenen Plagiatsvorwurf gegen das Alte Testament und plädierte für dessen Aberkennung der Offenbarungsqualität.⁸⁵ Ähnlich forderte Adolf von Harnack in seinem Markion-Buch von 1920, dem Alten Testament, „die kanonische Autorität, die ihm nicht gebührt“, zu entziehen.⁸⁶

Auch bezüglich des Neuen Testaments schlugen nach dem Weltkrieg die Zweifel und Verunsicherungen ins entschieden Kirchenferne, Freidenkerische und Polemische um. Zielscheibe wurde hier der Apostel Paulus, der im Ersten Weltkrieg bisweilen noch als vorbildhafter Patriot gegolten hatte.⁸⁷ Die Erkenntnis, dass sich Paulus unter „vollständigem Bruch mit dem Judentum“ (*„rupture complète avec le judaïsme“*) von der ursprünglichen Botschaft Jesu weit entfernt habe, hatte schon Ernest Renan – allerdings noch mit viel Sympathie und Herzenswärme für Jesus wie für Paulus – in seinem Buch „Saint Paul“ (1869) ausgesprochen. Der Spitzensatz seines Buches hierzu lautete: „*Paul ne relève que de Jésus, de Jésus non tel qu’il fut sur le bord du lac de Génésareth, mais de Jésus tel qu’il le conçoit, tel qu’il l’a vu dans sa vision intérieure*“ („Paulus ist nur von Jesus abhängig – [aber] nicht von dem Jesus, wie er am Ufer des Sees von Genezareth war, sondern von einem

Jesus, wie er ihn begreift, wie er ihn in seiner Vision erschaut hat“).⁸⁸ Paul de Lagarde hatte danach in seinen „Deutschen Schriften“ (1886) „in ehrlichem Deutsch“ andere, wiederum antisemitische Saiten aufgezogen: er diskreditierte die Person des Paulus als „völlig Unberufenen“; er habe „uns das alte Testament in die Kirche [...], die jüdische Opfertheorie und alles, was daran hängt, in das Haus getragen“; sein Einfluss habe dafür gesorgt, dass „Misverstand, Unverstand, ein Zwitterding aus Pharisäismus und Phantasie [...] die Fundamente“ der christlichen Gemeinschaft geworden seien, „die auf ein Ereignis der Geschichte zurückgehn will.“⁸⁹ Ab dem Mai 1925 wurden dann in mehreren Einzelheften der Literaturzeitschrift „Die Neue Rundschau“ Auszüge aus George Bernard Shaws (1856–1950) Werk „On the Prospects of Christianity“ (1912) auf Deutsch nachgereicht, in denen dieser die paulinisch-protestantische Umwälzung als grauenhafte „Hinunterzerrung“ der Lehre Jesu in die Erbsündentheologie und als „ungeheuerlichen Seelenbetrug“ anprangerte. Shaw schrieb:

„Paulus gelang es, das Bild des gekreuzigten Christus als Galionsfigur für sein Salvationistenschiff zu stehlen, mit seinem Adam, der als der natürliche Mensch posiert, seiner Lehre von der Erbsünde und seiner Verdammung, die nur durch den Glauben an den Opfertod am Kreuz zu vermeiden ist. Der Fall liegt tatsächlich so, daß Jesus kaum den Drachen des Aberglaubens zu Boden geschlagen hatte, als Paulus ihn im Namen Jesu kühn wieder auf die Beine stellte. [...] In den charakteristischen Äußerungen Jesu findet sich kein Wort vom Paulinischen Christentum. [...] Nirgends findet sich der Bericht, daß Christus jemals zu einem Menschen gesagt habe: ‚Geh und sündige soviel du willst; du kannst mir alles aufladen!‘ Er sagte: ‚Sündige nicht mehr‘, und betonte, daß er das Niveau der Lebensführung hinaufsetze, nicht herabziehe. [...] Die Bemerkung, daß er [= Jesus] sein Blut vergieße, damit jeder kleine Schwindler und Ehebrecher und Wüstling sich darin wälzen könne und weißer als Schnee daraus hervorgehe, kann ihm nicht zugeschrieben werden. ‚Ich komme als unfehlbare Medizin für schlechte Gewissen‘, gehört nicht zu den Aussprüchen der Evangelien. [...] Niemals ist ein ungeheuerlicherer Betrug verübt worden als der durch die Übertragung der Grenzen der Seele von Paulus auf die Seele Jesu. [...] Paulus] tut nichts, was Jesus getan, und sagt nichts, was Jesus gesagt haben würde.“ Aber „er, nicht Jesus, ist das wahre Haupt und der Gründer unserer reformierten Kirche.“⁹⁰

Genau solche – auch von Rosenberg u. a. aufgegriffenen⁹¹ – Erkenntnisse waren es, die dann in den 1920er Jahren einerseits der Arisierung Jesu⁹² zuarbeiteten und andererseits eine Fülle deutsch-nationaler Glaubensentwürfe und Versuche zur germanisch-völkischen Religionserneuerung – von der Deutschkirche bis zum Tannenbergbund – hervorbrachten, wobei sich hierdurch sogar ein Schisma innerhalb der deutschen Gesellschaft vorbereitete.⁹³ Daher wiederholten sich nun auch die apologetischen Anstrengungen der Kirche, die es noch kurz vor dem Krieg gegeben hatte.⁹⁴ So polemisierte der schon oben genannte Otto Dibelius gegen den französischen Laïzismus, der „die Trennung von Kirche und Staat im religionsfeindlichen Sinne ins Werk gesetzt“ habe,

„dessen Minister sich rühmte, daß sein Volk mit einer unnachahmlichen Handbewegung alle Lichter des Himmels ausgelöscht habe“, dessen Zeitungen frohlockten, daß während des ganzen Krieges niemals das Wort ‚Gott‘ gefallen sei in den Kundgebungen der Regierung, dessen

Schulmänner darauf stolz sind, daß in keinem Schulbuch von Gott und göttlichen Dingen mehr die Rede sei. Wir kennen dies Volk, das französische Volk! Und wir haben mit Schauern gesehen, wie dieses Volkes Seele zerfressen ist von Haß, von der Freude an der Grausamkeit, wie dieses Volkes Seele stumpf geworden ist gegen den Adel eines wahren, tiefen, ernst-Christentums. Wo die Religion aus dem Leben eines Staates schwindet, da kehrt die Öde ein und das Grauen. Da verwarlost das Volk bis ins Innerste hinein, da tritt die menschliche Selbstsucht wieder ungebrochen ans Tageslicht. Da sind die Fundamente untergraben, auf die allein ein Volksleben sich gründen kann. Soll das auch des deutschen Volkes Schicksal sein?⁹⁵

Der bereits oben zitierte Konsistorialrat Robert Falke gab 1921 den von ihm 1914 edierten Jahrgang der „Apologetischen Predigten“ nochmals in einer nur wenig veränderten, zweiten Auflage heraus. Er schrieb im Vorwort der Neuauflage: „Kein Prediger darf nach dem unglücklichen Weltkriege an den großen Problemen der Gegenwart schweigend vorübergehen.“ Der Predigtband erschien, um „auf eine neue [!] Art an der Lösung der Zweifel unserer dunklen Zeit mitzuarbeiten“. Wie vor dem Krieg wichen auch in dieser Neuauflage Pfarrer wie Heinrich Stuhrmann (1869–1940), von 1921 bis 1928 Mitglied des Preußischen Landtages, von den ererbten nationaltheologischen Grundsätzen nicht ab und kamen *wortgleich* auf die Verbindung von Christentum und den darwinistischen Herrenvolk-Theorien Arndts, sowie auf die nationalistische Kulturphilosophie aus der Zeit vor und im Krieg zu sprechen:

„Völker, aus deren Herzen das Kreuz Christi ent wurzelt wird, sind sterbende Nationen; und Nationen, in deren Herzen die Kraft des Kreuzes wirkt, sind die Herrenvölker der Erde! Das ist Naturgesetz! Die Kraftwurzeln des Lebens liegen einzig und allein in der Krippe von Bethlehem und unter dem Kreuz von Golgatha. Schneide diese Wurzeln mit dem Seziermesser ungläubiger Kritik oder gottesleugnender Aufklärung aus der Seele eines Menschen, eines Volkes heraus, und es tritt ein, was eintreten muß: das Sterben. Darum also ist und bleibt Jesus das Licht der Welt, weil ohne Jesus Leben eine Unmöglichkeit ist.“⁹⁶

Diesen ganzen Abschnitt XV, 1 überblickend wundert es nicht, dass Walter Bredendiek resumieren konnte: „Im Herbst 1914 wurde jene Theologie geboren, die den christlichen Glauben mit dem Nomos des deutschen Volkes identifizierte. [...] Alle Begriffe, mit denen später die Hossenfelder, Ludwig Müller, Leffler *e tutti quanti* hantierten, wurden schon damals geprägt.“⁹⁷ Christoph Weiling fasst zusammen: „Man darf es pointiert sagen: das Wesen dieser [christlich-deutschen] Bewegung war es gerade, nichts Neues zu bringen.“⁹⁸

2) Krummachers Schwanken zwischen Bejahung und Ablehnung des Nationalsozialismus

Wir wenden uns in diesem neuen Abschnitt wieder Theodor Krummacher zu. Aufhorchen lässt eine kriegstheologisch ganz und gar unprofilierte, von ihm gehaltene und in der Ersten Beilage der Potsdamer Tageszeitung vom Sonnabend / Sonntag, 15./16. September 1923, abgedruckte Predigt „Weine nicht!“ über Luk. 7, 13.⁹⁹ Hatte sich Krummacher eines Besseren besonnen?

Im Internet¹⁰⁰ wurde in Bezug auf Theodor Krummacher über fast zehn Jahre hinweg behauptet, dass dieser anlässlich der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten 1933 „alle seine Ämter niedergelegt“ und sich „ins Privatleben zurückgezogen habe.“ Diese Darstellung lässt sich allerdings nicht aufrechterhalten. Im Protokoll zu der letzten von ihm geleiteten Gemeinderatssitzung vom 24. September 1934 findet sich keine Notiz hierzu; die Anliegen, die Krummacher bei dieser Gelegenheit noch vorgetragen hat, bezogen sich auf die „Versorgung der Jugend“, „die Einrichtung einer Hilfspredigerstelle“ und „die Erweiterung des Gemeindesaals und der Kirche“. ¹⁰¹ Auch am Abschiedsabend, der am 27. September 1934 stattfand, äußerte sich Krummacher in keiner Weise kritisch zum Nationalsozialismus. ¹⁰² Ebenso lässt seine Autobiographie nichts davon erkennen, dass Krummacher sein Amt aus (kirchen)politischen Gründen aufgeben hätte. Dort gibt Krummacher als Grund für seinen Eintritt ins Privatleben an, dass seinem Ausscheiden aus dem Pfarramt eine neue Bestimmung der Kirchenordnung vorausgegangen sei, nach welcher die Pfarrstelleninhaber – wie die Beamten – im Alter von 65 Jahren zu pensionieren waren. ¹⁰³ Zum Nationalsozialismus äußert er sich in seiner Autobiographie sogar zunächst positiv, indem er an den „Tag von Potsdam“ erinnernd schreibt:

„Wie mag er [= Hindenburg] sich droben freuen über den Wiederaufstieg unseres Vaterlandes unter dem Manne, dem er wie ein letztes Vermächtnis die Leitung Deutschlands anvertraut hat. (...) Je schwerer jene Nachkriegszeit war, um so dankbarer empfinden wir nun, daß Gottes Gnade zur rechten Stunde unserem deutschen Volke den Retter und Führer sandte.“ ¹⁰⁴

In der 1936 erschienenen 6. Auflage der gottesdienstlichen Agende von Arper und Zillesen, die Krummacher durchaus benutzt haben mag, findet sich die Formulierung „Herr, unser Gott. Wir danken dir, daß du nach tiefer Erniedrigung unserm Volk den Führer geschenkt hast“. ¹⁰⁵ Krummacher mag das zunächst auch aus privaten, familiären Gründen so empfunden haben, denn er hebt dankbar die „uneingeschränkte Wiederherstellung der Wehrmacht“ hervor ¹⁰⁶, wobei er nicht nur ganz auf der Linie seines Schwagers Rüdiger Graf von der Goltz lag ¹⁰⁷, sondern auch die Offizierskarriere seines jüngsten Sohnes Gustav Adolf Krummacher im Blickfeld hatte. ¹⁰⁸

Eine andere Formulierung in seiner Autobiographie – „Haben doch gerade jetzt viele sich wieder auf das besonnen, was Kirche und Gemeinde, was Glauben und Bekenntnis für uns bedeuten. Und wissen wir es doch in allen Kämpfen mit den antichristlichen Mächten als eine Tatsache, die feststeht und sich immer wieder bewahrheiten wird bis an das Ende der Tage: Jesus lebt und Jesus siegt!“ ¹⁰⁹ – lässt an einen Wechsel seiner positiven Einstellung zum Nationalsozialismus denken. Krummacher könnte sich hier auf den wiederholten Protest Seebergs gegen „die [nationalsozialistischen] Versuche, das Christentum aus der [deutschen] Volksseele zu verdrängen“ ¹¹⁰ bezogen haben – 1937 war es auf Betreiben der NSDAP und der SS zu einer kirchenkampfähnlichen Kirchenaustrittsbewegung unter den Anhängern Hitlers gekommen. ¹¹¹ Auch eine Bezugnahme Krummachers auf Otto Dibelius und seine 1936 im Berliner Kranz-Verlag erschienene Schrift „Der Galiläer siegt doch!“ ist gut denkbar, in der letzterer das Scheitern der „deutschen Glaubensbewegung, die an die Stelle des Christentums eine ‚artgemäße‘ deutsche Religion zu setzen“ versuchte, konstatiert und auf ähnliche Vorgänge in der Geschichte

seit Kaiser Julian rekurrend immer wieder Formeln wie „Jesus ist Sieger“, ist „Siegmann“ gebraucht hatte.¹¹² Weniger in Frage kommt, dass Krummacher hier von einem Schriftsatz seines Schwiegersohns und ehemaligen Vikars Rudolf Ernst Walter Wilm (1893–1957)¹¹³ in den Richtlinien für die Gemeindegruppenarbeit der Deutschen Christen von 1934 beeinflusst ist:

„Als evangelische Christen bezeugen wir unsern politischen Mitkämpfern in der nationalsozialistischen Bewegung, dass der Glaube an Christus allein der Sieg ist, der die Welt überwindet, dass auch für unser deutsches Volk das Prophetenwort gilt: Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.“¹¹⁴

Wilm gehörte 1935 dem „Reichs- und preußischen Landeskirchenausschuss“ an, der in der Zeitschrift „Junge Kirche“, Jg. 3, 1935, S. 1020 f einen Aufruf veröffentlichte, der zwar als „unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche [...] das Evangelium von Jesus Christus“ bezeichnete, aber zugleich die „nationalsozialistische Volkswerdung auf der Grundlage von Rasse, Blut und Boden“ bejahte und kein Wort der Abgrenzung oder Verwerfung der hiermit verbundenen Irrlehre einer zweiten Offenbarungsquelle fand.¹¹⁵ Am ehesten wahrscheinlich ist daher – aufgrund der dezidiert christologischen Zuspitzung und der Betonung „gerade jetzt“ –, dass Krummacher entweder an die Schrift Dibelius’ oder, noch eher, an die Kanzelabkündigung der sog. „zweiten“ Vorläufigen Leitung der Bekennenden Kirche (BK) vom 23./30. August 1936 angeknüpft hat¹¹⁶, in welcher sich diese mit dem nachdrücklichen Hinweis, dass „in Jesus Christus [...] auch dem deutschen Volke das Heil Gottes begegnet [ist], in keinem anderen als in ihm!“, öffentlich gegen den Totalitätsanspruch der nationalsozialistischen Weltanschauung und seine „planmäßige“ Bekämpfung des Evangeliums zur Wehr gesetzt hatte. Krummacher wird sich später, nach Erscheinen seiner Autobiographie, in dieser Haltung bestätigt gefühlt haben. Vielleicht hat er sogar eines der wenigen in Umlauf gekommenen Druckexemplare des Vortrags von Günter Jacob von 1938 in Berlin „Wo stehen wir heute?“ zu lesen bekommen.¹¹⁷ In diesem Vortrag gab Jacob „eine illusionslose Analyse der militanten Weltanschauungspolitik des Nationalsozialismus, die auf eine Liquidierung von Kirche und Christentum gerichtet“ war.¹¹⁸

Krummacher hätte somit, falls hier (was mir weniger wahrscheinlich ist) nicht doch ein Rekurs auf Seeberg oder Wilm vorliegen sollte¹¹⁹, eine Wendung zumindest gegen die von ihm im Nationalsozialismus erkannten „antichristlichen Mächte“ vollzogen und damit nach anfänglicher Begeisterung diesem als Ganzem gegenüber eine schwankende, noch unentschiedene Haltung eingenommen, die er bis zur Drucklegung seiner Autobiographie beibehielt. Er wird später noch weiter vom NS-Staat und seiner Ideologie abgerückt sein. Solche schlingernden Absetzbewegungen vollzogen damals auch viele andere Pastoren, darunter einige, die später zu den prominentesten Theologen der Bekennenden Kirche (= BK) gehörten wie der schon oben öfter zitierte Günter Jacob. Noch am 4. Januar 1934 hatte sich dieser in einem Brief Karl Barth gegenüber als „Nationalsozialist (im Sinne der politischen Ordnung)“ bekannt.¹²⁰ Seine Unterscheidung zwischen dem Nationalsozialismus als politischer Ordnung und als politischer Religion¹²¹ scheint ihm zunächst (wie



Abbildung 39: Familie Theodor Krummacher um 1925 (?) an der Vorderseite des Pfarrhauses (s. MIRBACH, 2011, gegenüber S. 94).

Hinterer Reihe v. l. n. r.: Cäcilie („Cilla“) Gräfin von der Goltz (1863–1941), Schwester von Elisabeth Krummacher; vgl. KRUMMACHER (1937), S. 2.65.147, *Gustav-Adolf Krummacher* (1908–1937), jüngster Sohn Krummachers; vgl. DERS., ebd., S. 105 f.147. – Vordere Reihe v. l. n. r.: Helga von Zaluskowski (Freundin der Familie Krummacher), Johanna („Hanni“) Krummacher (1905–1952), jüngste Tochter Krummachers; vgl. DERS., ebd., S. 102.105.147; Elisabeth Krummacher (geb. Gräfin von der Goltz, 1868–1929), Frau Theodor Krummachers; vgl. DERS., ebd., S. 61 ff.144; *Theodor Krummacher* (1867–1945).

vielen anderen Pfarrern, die sich nicht zur Glaubensbewegung der Deutschen Christen rechneten¹²²) sogar ein „unbelastetes Ja zum Nationalsozialismus“ ermöglicht zu haben – eine Einstellung, die er jedoch bald darauf in seinem Vortrag „Glaube und Fanatismus“ von 1935 gründlich revidierte.¹²³ Auch Pfarrer Hans Dühring aus Leuthen (Kirchenkreis Cottbus), ebenfalls Mitglied des Reichsbruderrates, schrieb an Jacob noch am 6. November 1934, obwohl er selbst mehrfach verhaftet worden war: „Feine Zustände. Armer Hit-

ler, kann man nur sagen, wo seine eigenen Leute sein so herrliches Werk sabotieren.¹²⁴ Derart werden auch viele andere, die sich später unter Gefährdung von Leib und Leben gegen den Nationalsozialismus wandten, noch nach 1934 zwischen dem vermeintlich „ahnungslosen Messias“ Hitler, den sie von jedem Vorwurf ausnahmen, und seinen Gefolgsleuten, die ihre Untaten vor ihm geheim halten würden, unterschieden haben.¹²⁵

Ähnlich mag es Krummacher ergangen sein. Ob er – wie G. Jacob¹²⁶ – Alfred Rosenbergs Reden und Schriften gekannt und seine Tot-Erklärung des Christentums als überflüssig gewordener, „im Fischbeinkorsett der Dogmen aussterbender Restbestand des Mittelalters“¹²⁷ wahrgenommen hat, ist nicht nachzuweisen, aber doch anzunehmen. Für Krummachers reservierte Haltung dem Nationalsozialismus gegenüber sprechen – bei der ihn betreffenden dünnen Quellenlage – nur wenige weitere Tatsachen. So distanziert sich Krummacher in einem Brief vom 1. Oktober 1933 an Wilhelm II. in Doorn von der Auffassung, dass das Volk Israel als „Rassengemeinschaft“ und nicht als „Religionsgemeinschaft“ anzusehen sei.¹²⁸ Er richtete sich damit – wohl in Kenntnis des kurz zuvor verabschiedeten und in zwei theologischen Zeitschriften veröffentlichten Gutachtens der Theologischen Fakultät der Universität Marburg über den Arierparagraphen in der Kirche¹²⁹ – direkt gegen Adolf Hitlers Behauptung in „Mein Kampf“, dass es eine „der ersten und größten Lügen“ sei, „daß der Jude nicht Rasse, sondern einfach Religion wäre.“¹³⁰ Andererseits unterschrieb Krummacher die dienstlichen Gutachten zu seinen letzten beiden Lehrvikaren Johannes Doenitz und Albrecht Schönherr mit „Heil Hitler!“¹³¹ und bezeichnete noch 1937 seinen inzwischen der DC beigetretenen und völkisch-national orientierten Schwiegersohn Walter Wilm als „tüchtigen Pfarrer“¹³², dessen „große Aufgabe [...] im Reichskirchenausschuß mitzuwirken“¹³³ zur Wiederherstellung des Friedens in unserer evangelischen Kirche“, er unkritisch hervorhebt.¹³⁴

3) „... so daß die Kirche [...] in solcher Ohnmacht heute schweigen muss“ – Krummachers Rückzug in die Demutshaltung eines kirchlichen „Moratoriums“

Über die nach seiner Emeritierung eintretende, mehr als zweijährige Pfarramtshavanz, die aufgrund des langwierigen Tauziehens zwischen den Deutschen Christen (DC) und der BK anlässlich der Neubesetzung durch Friedrich Hermann von der Heydt (1896–1986, DC)¹³⁵ entstand¹³⁶ und die zur Einrichtung paralleler Gottesdienstveranstaltungen, Kinder- und Schulanfängergottesdienste sowie Bibelkreise durch die BK führte¹³⁷, äußert Krummacher lediglich: „So lange ich im Amte war, blieb uns mit Gottes Hilfe der Friede in der Gemeinde erhalten, aber dann begann der Kampf.“¹³⁸ Hätte sich Krummacher für oder gegen Friedrich von der Heydt ausgesprochen, wäre dies zumindest in den ab dem 20. Dezember 1934 geführten internen Sitzungsprotokollen und Papieren des Bruderrates der Bekennenden Kirche (BK) an der Kaiserin Auguste Viktoria-Gedächtniskirche¹³⁹ vermerkt worden. Wenn Bertha von Moeller¹⁴⁰, die seit 1910 mit Krummacher zusammengearbeitet hatte, sich nach 1934 zu ihm äußerte, dann hob sie lediglich dessen integrative Gabe hervor, die sich offenbar zuletzt noch nach den 1933 von der Reichskirchenleitung angesetzten Wahlen zu den Gemeindekirchenräten bewährt hatte.¹⁴¹

Der Dokumentenlage zufolge wird sich Krummacher also im Unterschied zu 1914–1918 in seinem öffentlichen Wirken als Gemeindepfarrer während der Weimarer Zeit, sowie auch nach 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs hin zur Wahrung des innergemeindlichen Friedens wohl einer politischen wie kirchenpolitischen Stellungnahme strikt entzogen haben. Er mag sich darin – vor allen Dingen nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und in Erinnerung an die von ihm 1914–1918 selbst vertretenen kriegstheologischen Verirrungen – an den Ratschlag Günter Jacobs vom Oktober 1939 gehalten haben, dass die Kirche, der

„die Gabe der Scheidung der Geister, die Gabe der Erkenntnis der Zeichen der Zeit auf eine schuldhafte Weise mangelt [...], in solcher Ohnmacht [...] heute schweigen [muß] zu den Ereignissen der Zeit und [...] sich auf den Ruf an den Einzelnen und auf den Ruf an die christliche Gemeinde beschränken [muß], der Gesetz und Evangelium ohne willkürliche Akzentuierung zu vergegenwärtigen sind!“¹⁴²

Ein solches Moratorium der direkten politischen Äußerung der Kirche (vor allem in der öffentlichen Verkündigung und Seelsorge), zu dem Jacob 1939 kurz nach Kriegsbeginn aufrief, war allerdings schon kontrovers debattiert worden, nachdem der Ministerialdirigent Dr. Julius Stahn als Vertreter des Reichskirchenministers auf der Ende September 1935 in Berlin-Steglitz tagenden Bekenntnissynode der Altpreußischen Union den Vers Jes. 7, 4 („Hüte dich und sei fein stille!“) im Sinn einer „Ruhigstellung“ der Theologen ausgelegt hatte.¹⁴³ So war Jacob bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Gegenwendung zum wiederauflebenden Feldgeschrei der kirchlichen Kriegstheologie zu dem behutsam abwägenden Schluss gelangt, dass

„politische Urteile und Geschichtsdeutungen, die nicht aus letzter Vollmacht kommen, [...] keinen Raum im öffentlichen und gottesdienstlichen Gebet der Christenheit [haben ...]. Der Einzelne kann wohl im Kämmerlein ein Dankgebet für den Sieg der Waffen oder auch ein Gebet um Verstoßung der Tyrannen vom Thron beten, im öffentlichen Gebet der Christenheit darf weder durch das eine noch durch das andere Gebet ein unerträglicher Zwang auf Christen ausgeübt werden. [...] Dieses Schweigen der Ohnmacht in der schmerzhaften Erkenntnis gegenwärtiger Unfähigkeit zur prophetischen Schau und Deutung der Weltgeschichte darf natürlich nicht zum Versteck und zur Zuflucht werden vor den Stürmen der Zeit! Inmitten dieses Schweigens muß das Ringen um eine vollmächtige Schau der Stunde und das Beten um die Gabe des Geistes im Gange bleiben, damit das verschüttete Amt in der Christenheit wieder erweckt werde.“¹⁴⁴

Genau so verfuhr Karl Immer (1888–1944) etwa in seiner Predigt am Sonntag nach der Pogromnacht vom 9. November 1938 in Barmen-Gemarkte. Seine Predigt trug dem Ereignis in der Weise Rechnung, dass sie aus einer Zusammenstellung von hauptsächlich aus dem Alten Testament verlesenen Textstellen bestand, woran sich einige kurze Ausführungen anschlossen, die sich, ohne das Ereignis selbst zu benennen, lediglich auf die zentrale biblische Frage des Bösen konzentrierten. Karl Immers Stichwortzettel mit den Lesungen und den daran angeschlossenen Stichpunkten ist erhalten geblieben:

„Sonntag, 13. Nov. 1938, 10h Gemarkte

Text: Mk 7¹⁴⁻³⁰. Taufe: Jer 50³⁴.

Lekt[ion]: 5. Mose 28^{1.2.15.64-67}. Lk 19⁴¹⁻⁴².

Mt 27,24-26. Römer 11²⁵⁻²⁹. Jer. 31²⁰: Ist nicht E. [Ephraim]

Sach 12¹⁰. 13¹. Ps 129¹⁻⁴. Sach 2¹²: Wer euch antastet

Jer. 16¹⁴⁻¹⁷. Lk 10³⁰⁻³⁷. Lk 21²⁹⁻³¹. 12^{35-37a}

Lieder 520¹⁻⁴. 132². 172^{1-3.5}. 183^{7.8}

Es geht um die eine Frage, wie tief
das Böse wurzelt.

1. Die Menschen suchen[,] das Böse zu verharmlosen.

2. Aber der Herr deckt den Abgrund der
Bosheit auf. Herz. Teufel.

3. Er allein schafft das neue Herz.

I. Die M. [Menschen] suchen[,] das Böse zu verharmlosen.

1. durch frome Sitte überwinden.

2. durch Veränderung der Verhältnisse.

3. durch Schaff[un]g des neuen Menschen.

II. Aber der Herr deckt den Abgrund auf.

1. Aus dem Herzen kömen arge Gedank[en]

Taten. Gedanken. Auflehnung.

2. dem Zugriff des Bösen ausgesetzt.

„deren Töchterlein einen unsaubern Geist hatte.“

Die Mächte der Finsternis nehmen Besitz von
einem Menschen.

III. Er allein schafft das neue Herz.

1. Die Verheißung. Ich will euch ein neu[es] Herz u. [und] einen
neuen Geist in euch geben.

2. Die Erfüllung. an unsrer Statt.

die Schuld. [?] bezahlt. Das Blut J. [Jesu] Xc [Christi]
macht uns rein von aller Sünde.

3. Die Vertreib[un]g der Dämonen.

Sach. 13².

Schluß: Es konnte nicht verborgen sein,

daß er im Hause war.“¹⁴⁵

Eine Mitgliedschaft Krummachers bei der NSDAP oder bei anderen Parteien, sowie bei vaterländischen Vereinen und Verbänden¹⁴⁶ ist überdies nicht nachgewiesen. Die auch von vielen anderen Pfarrern seiner Zeit geübte öffentliche Zurückhaltung – von den wenigen, widersprüchlichen Zeilen in seiner Autobiographie 1937 abgesehen – behielt Krummacher bis zum Lebensende bei. Krummacher, der bis zuletzt „ein gute[s] brüderliche[s] und väterliche[s] Wort“ fand, „mit dem er uns gestärkt hat“¹⁴⁷, wird sich darauf zurückgezogen haben, der über alle Parteigrenzen hinweg hochgeachtete Repräsentant des alten kaiserlichen Potsdam zu sein, der Kaiser und Kaiserin zeitlebens Ehrfurcht und Treue entgegenbrachte. Das fügte sich gut ein in die monarchistischen Tendenzen, die

innerhalb der Potsdamer Pfingstkirchengemeinde, der Parochie Pfarrer Theodor Krummachers, lebendig geblieben waren. Krummacher, der jedes Jahr den ehemaligen Kaiser in seinem Exil in Doorn besuchte¹⁴⁸, schrieb alljährlich einen Geburtstagsgruß nach Doorn, den Gemeindegemeinderat und Gemeindevertretung mitunterzeichneten.¹⁴⁹ Das Schreiben etwa vom 27. Januar 1929 an den Kaiser im Exil enthält nach der im Kaiserreich gebräuchlichen Anrede „Allerdurchlauchtigster Kaiser! Allernädigster Kaiser[,] König und Herr!“¹⁵⁰ den folgenden Text:

„Eure Majestät wollen uns allernädigst gestatten, daß wir unsere ehrfurchtsvoll treuesten Segenswünsche darbringen dürfen zu dem bevorstehenden 70. Geburtstag. Nie werden wir vergessen[,] was Eure Majestät als oberster Bischof [!] unserer Kirche mit unserer vereinigten Kaiserin zusammen für die ganze Evangelische Kirche wie in Sonderheit hier für unsere Gemeinde getan haben. Wir bitten Eure Majestät untertänigst, das beifolgende Bild von dem Innern unserer Kaiserin [Auguste Viktoria] Gedächtniskirche als ein Zeichen unserer unauslöschlichen Dankbarkeit gütigst annehmen zu wollen. Das begleitende Gedicht hat ein altes treues Glied unserer Gemeinde, der Schriftsteller Dr. Conrad Müller, verfaßt. Es soll wiedergeben, was wir an dem bevorstehenden 27. Januar in dankbarem Gedenken und treuester Fürbitte in unserem Gottesdienst empfinden werden. Möge Gottes Gnade alle die Wünsche und Gebete, die an diesem Tage aus vielen treuen Herzen emporsteigen werden zu Gottes Thron, in der rechten Weise und mit reichstem Segen erfüllen! In tiefster Ehrfurcht und unauslöschlicher Dankbarkeit verharren wir als Eure Majestät allertüchtigste Gemeindegemeinderat und Gemeindevertretung der Kaiserin Auguste Viktoria Gedächtniskirche.“¹⁵¹

Das diesem Geburtstagsgruß in kalligraphischem Sütterlin beigegefügte Gedicht, eine „Rückwärtsidylle“ von Dr. Conrad Müller¹⁵², die zunächst für eine „Festgabe oder Festschrift“¹⁵³ in „dankbarem Gedenken und monarchischer Treue“ vorgesehen war, lautet:

„Zum 27. Januar 1929

Vor Jahr und Tag im deutschen Land
Ein stilles Kirchlein an der Havel Strand
Von einem frommen Kaiserpaar erstand,
Klein, doch geschmückt mit andachtsvoller Hand,
Mit der ein treuer Diener es erfand
Und mit Gebilden sinn'ger Kunst verband.

Nah lag das Marmorschloß am See
Dem Heiligen, wo einst als edle Fee
Des Kaisers jung Gemahl im Glück gewaltet,
Wo sie der Liebe Reichthum ausgestreut,
Verirrte, Arme mütterlich betreut,
Um sich viel Segensspuren froh sanft gestaltet ...

Das Kirchlein wuchs mit seiner Beter Schar,
Des Glaubens Kraft ward an ihm offenbar,
Gott schützte es vor Kämpfen und Gefahr,

Man pflegte da sein Schriftwort rein und klar
 Zu lauterer Freude für das Kaiserpaar,
 Das der Gemeinde Freund und Hüter war.

Dort weilte es zum Dienst des Himmelsherrn
 Zu ernstgestimmter Einkehr gern,
 Ob über lichtgeweihten Tannenzweigen
 Erstrahlte Betlehms [!] Friedensstern,
 Ob es vom blutgetränkten Schlachtfeld fern
 Hinkam in Demut sich vor Gott zu neigen.

Das Kirchlein wuchs aus eigner Enge,
 Es faßte sich in seinen Mauern kaum,
 Schuf sich – fast war es, wie ein Märchentraum –
 Inmitten fremder Kirchen Volksgedränge
 Noch an des Ölbergs lieblichem Gehänge
 Für seine frohe Botschaft deutschen Raum:
 Im Heil'gen Land nun Glocken klangen,
 Die ihr Geläut zuerst hier sangen ...¹⁵⁴

Doch dunkel zogen Kriegs- und Unheilswetter
 Geballt ob deutscher Friedensflur herauf;
 Kein starker Freund, kein letzter Retter
 Hielt ihren Losbruch, ihren Blitzschlag auf.
 Was wir geliebt, in Abgrundsflammen,
 In Lüge, Untreu, Haß brach es zusammen.
 Die opfervollste, hehrste deutscher Frauen
 Stand tränend an den Kirchleins Pforte,
 Für Opfer selbst nun, schwarzumflort zu schauen
 Am Dornenpfad zu der Verbannung Orte;
 Dem Gotteshaus blieb sinnvoll zum Gedächtnis
 Der Name der Verklärten als Vermächtnis ...

Was wir getragen so in Freud' und Schmerz,
 Was wiederklang zutiefst im Christenherz
 Für[s] Land der Treue wurde es von Erz,
 Reicht über irdsches Schicksal himmelwärts.
 Wir bleiben fest und geben jeder Frist
 Dem Kaiser, was des Kaisers ist.
 Wir heben für den Feinen heut' die Hände:
 Gott segne seines Alters Ehrenwende!

Sowie auf unsers Kirchleins Tafeln stehen
 Die Namen unsrer toten Helden,
 Die noch von ihren Taten Kunde melden,
 So unauslöschlich gilt, was er uns wohlgetan,
 Was tilgen können weder Haß noch Wahn,
 Wofür der Dank, die Ehrfurcht nie vergehen!

Herr, laß ihn Deine Herrlichkeit noch sehen
An seines Hauses blühendem Bestand,
An Volkserneuerung im Vaterland,
An Preußen-Deutschlands Wiederauferstehen!
Und schaut sein Auge der Gemeinde Gabe,
So bring' ihr Anblick Trost ihm, Licht und Labe!“¹⁵⁵

XVI – Im Widerstand gegen Hitler – Ellen Rhodius und Wilhelm Ahlmann – „Man entgeht sich nicht“ – Ein Beitrag zur Ahlmann-Forschung

So wie es von dem deutschen Weltkriegstheologen Pfarrer Theodor Krummacher als „Nachgeschichte“ zu erzählen gibt, dass er sich schließlich doch von der protestantischen Kriegstheologie und, nach anfänglicher Begeisterung, auch vom Nationalsozialismus abgewandt hatte, ist auch das weitere Leben seiner ehemaligen Konfirmandin Ellen Rhodius, geb. Richter, bemerkenswert. Auch in ihr hat sich während des Kontinuums von 1914–1945 das von Sebastian Haffner so bezeichnete „Duell“ abgespielt¹: der „Kampf“ zwischen den besseren, sich persönlich zu eigen gemachten christlichen, weltoffenen und humanistischen Rezeptionsvorgaben einerseits und andererseits dem ebenfalls althergebrachten Gedankengut eines in mehrfacher Hinsicht alten, bösen Erbes, dessen geistig inhumane Entwicklung im Ersten Weltkrieg das kommende Hitlerreich vorausschattete. Der dämonische, antizivilisatorische Prozess des Kriegskontinuums drängte Ellen Richter-Rhodius im eifel-dörflichen Burgbrohl ab 1933 mehr und mehr in die Enge, so dass sie gleichsam mit dem Rücken zur Wand stand. „Alles Frühere“, so lässt Hermann Kasack, der mit Wilhelm Ahlmann und Ellen Rhodius persönlich bekannt war, seine Romanfigur, den Kaufherrn „Dr. Hahn“ [= Ahlmann] sagen, „ist immer eine Präparation auf das Spätere. *Man entgeht sich nicht.*“² Ellen Rhodius geriet in den 1940er Jahren durch ihre mitwiderständische Liebesbindung zu dem Widerständler Wilhelm Ahlmann unter Lebensgefahr, da sie ihm und seinem Gesprächskreis in ihrem Haus Obdach gewährte.

Im Nachlass von Ellen Rhodius fand sich 1994 bei der Auflösung ihrer letzten Wohnung im Essener Augustinum neben verschiedenen Familiendokumenten auch eine Mappe mit Briefen Ahlmanns an sie³, eine Pappschachtel mit Tagebüchern, mehrere Faszikel der „Neuen Rundschau / Freien Bühne“ aus den 1920er bis 1940er Jahren, verschiedene Gedichtbändchen der Insel-Bücherei, sowie eine Reihe von kleineren Einzelpublikationen des Soziologen Hans Freyer (1887–1969).⁴ Sie besaß auch das kostbar eingebundene Exemplar eines Briefromans von Elisabeth von Heyking und das Buch Hermann Kasacks „Die Stadt hinter dem Strom“. Ein Textdokument fällt nun darunter besonders auf: ein schmales, in hellbraunes Halbleder gebundenes, mit Goldschnitt versehenes Bändchen (14,5 x 9,5 cm, 164 Seiten⁵), in das Ellen Rhodius handschriftlich eine Anzahl von Gedichten Rainer Maria Rilkes, Friedrich Georg Günthers, Gottfried Benns, Rudolf Alexander Schröders, Hans Erich Nossacks⁶, Friedrich Gundolfs, Hans Carossas, Friedrich Hölderlins und Johann Wolfgang von Goethes eingetragen hat. Auf dem ersten Blatt stehen die Buchstaben „W. A.“ [= Wilhelm Ahlmann] nebst der Datierung „Januar 1944“.

1) Vom Konservativen zum Widerständler gegen Hitler – Wilhelm Ahlmann

Wilhelm Ahlmann (1895–1944)⁷ gehört zu den weniger bekannt gewordenen Widerständlern gegen das Nazi-Regime.⁸ Ahlmann befand sich als Schüler Hans Freyers zunächst ganz im national-konservativen Lager und wandelte sich erst später zum Insurgenten gegen die Hitler-Herrschaft.⁹ Er wurde als Sohn des Bankiers und Kieler Stadtverordneten-Vorstehers Ludwig Ahlmann (1859–1942) und Enkel des preußischen Landtagsabgeordneten und Zeitungsverlegers Dr. Hans Wilhelm Ahlmann sen. (1817–1910) geboren, der 1852 in Kiel eine Privatbank gegründet hatte.¹⁰ Wilhelm Ahlmann jun. wuchs in Kiel auf. Er besuchte die Kieler Gelehrtenschule, ging nach dem Abitur nach England, kehrte aber 1914 bei Kriegsausbruch nach Deutschland zurück, um sich als Freiwilliger zu melden. Nach kurzer Ausbildung ins Feld gekommen, vorübergehend in Frankreich stationiert, früh zum Offizier befördert, kam er an die Ostfront nach Kurland (s. u. Abb. 40), wo er im Mai 1915 schwer verwundet wurde.¹¹ Nach Lazarettaufenthalt in Bremen und Berlin wurde er – offenbar als vorläufig wehruntauglich eingestuft – zur Felddienstkommandantur in Lille versetzt, wo er am 26. Januar 1916 einen Suizidversuch¹² unternahm, durch den er vollständig erblindete. Mit bewundernswerter Energie und geistiger Konzentration, ohne die Möglichkeit selbst zu lesen, promovierte er im Dezember 1918 in Berlin mit einer Dissertation über das Thema der Notwehr zum Dr. iur. und 1923 in Kiel zum Dr. phil. mit einer Untersuchung zur Blindenpsychologie.

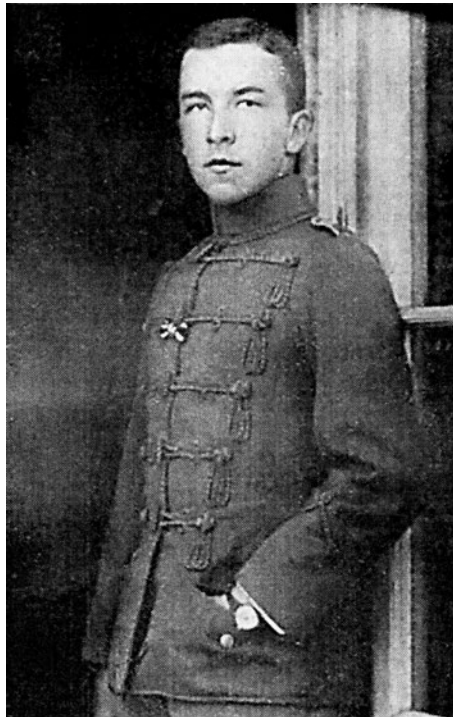


Abbildung 40: Wilhelm Ahlmann 1915 kurz vor seiner Verwundung in Kurland; Photo.

1925 folgte er seinem Lehrer Hans Freyer nach Leipzig, wo er – seit 1922 als Teilhaber an der Privatbank seines Vaters von wirtschaftlichen Sorgen befreit – im Kontakt mit verschiedenen Leipziger Hochschulkreisen als Privatgelehrter seine Studien der politischen Wissenschaften, der Staatsphilosophie und der Literatur fortsetzte.

Im April 1933 verlegte er seinen Wohnsitz nach Berlin, um dort im Preußischen Kultusministerium eine Tätigkeit als Hilfsreferent in der Personalabteilung zu übernehmen. Das geschah wohl auf eine „dringende Bitte“ vom Anfang März 1933¹³ hin, die vom Ministerialrat Johann Daniel Achelis (1898–1963) ausging, mit dem Ahlmann und Ellen Rhodius privat bekannt waren.¹⁴ Für Ahlmann sprach zudem der Umstand, dass er der „Deutschen Philosophischen Gesellschaft“ beigetreten und Mitglied in deren Arbeitsausschuss geworden war.¹⁵ Die „Deutsche philosophische Gesellschaft“, der auch Hans Freyer angehörte, hatte sich 1933 zur Mitwirkung am Aufbau des „neuen Staates“ bereit erklärt. Das zeigt Ahlmann in diesem Stadium noch fraglos auf der Seite schweren politischen Irrtums.¹⁶ Ahlmanns Dienstanweisung lautete, bei der Neubesetzung der juristischen Lehrstühle der Universität Kiel (Ahlmann stammte aus Kiel) beratend mitzuwirken. Diese Neubesetzungen waren notwendig geworden, nachdem es infolge des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 zu Massenentlassungen jüdischstämmiger Professoren und Privatdozenten an den deutschen Universitäten gekommen war.¹⁷ Der Konflikt mit der NS-Generallinie des Ministeriums trat jedoch rasch ein. Ahlmanns Tätigkeit endete abrupt schon im September desselben Jahres. Die Gründe hierfür sind nicht ganz aufgeklärt, doch bringen zwei seiner erhaltenen Briefe an Ellen Rhodius etwas Licht ins Dunkel.¹⁸ Wie aus dem ersten Brief Ahlmanns vom 29. August 1933 ersichtlich ist, wurde er wegen einer von ihm getroffenen „Entscheidung“ zunächst beurlaubt (Ahlmann sollte „vor der Hand“ sogar das Ministerium nicht mehr betreten) und dann entlassen. Außerdem ließ ihn jemand wissen, dass die Gestapo seine Telephonate „mitschreibe“. Sein zweiter Brief (vom 17. September 1933) gibt zu erkennen, dass man einen Verbindungsmann zur Gestapo in seinen häuslichen Gesprächskreis geschleust hatte. Aufgrund einer Formulierung in demselben Brief kann auch vermutet werden, dass Ahlmann das Opfer einer Intrige (wegen angeblich jüdischer Abkunft?) wurde.¹⁹ An seiner Entlassung wird Ministerialrat Achelis nicht unbeteiligt gewesen sein, der als „Architekt der Säuberung der Hochschulen“ galt.²⁰ Achelis ließ 1934 auf dem Magdeburger Philosophenkongress seiner Überzeugung freien Lauf, als er im Namen des preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erklärte: „Auf jeden Fall wird die neue Hochschule nicht aus dem Geist der Philosophie erwachsen, sondern aus dem Geist der SA.“²¹ Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich an diesem schon 1933 absehbaren Streitpunkt die Wege Ahlmanns und Achelis trennten. Zu bezweifeln ist, dass Ahlmann dem Nationalsozialismus“, dessen „jähres Anwachsen“ ihm „im eigentlichen Sinne des Wortes unheimlich“ war²², lediglich einen korrigierenden „geistig-philosophischen Unterbau [...] schaffen“ wollte, um ihn „zu mäßigen und zu steuern“²³, dass es ihm also nur darum gegangen war, den Übergang zum „Neuen“ mit möglichst geringen Verlusten an Humanität und Geist zu vollziehen. Ahlmann war mit seinem überlegenen, nicht bloß sanft abmildernden Wissen nicht bereit, den Geist der Philosophie mit dem der SA zu vertauschen.²⁴ Das stieß bei Achelis nicht auf Gegenliebe. Gleichwohl mischte sich dieser nach 1945 – ebenso wie etwa die Hälfte der anderen nationalsozialistisch

belasteten Mitautoren²⁵ der von Hans Barion für Ahlmann herausgegebenen Festschrift „Tymbos“²⁶ zur eigenen Reinwaschung unter die Widerständler.²⁷ U. a. war an der Festschrift sogar der „vehemente Hitler Anhänger Gunther Ipsen“ beteiligt.²⁸

Seit 1938/1939 verkehrte Ahlmann zunehmend im Goerdeler-Kreis – Welzig rechnet ihn im weiteren Sinne auch dem Stauffenberg-Kreis zu²⁹ – und war spätestens seit 1942 in konkrete Attentatspläne eingeweiht, die er jedoch aus Gewissensgründen ablehnte.³⁰ Claus Schenk Graf von Stauffenberg suchte Ahlmann mehrmals in Berlin und zuletzt in Burgbrohl (Eifel) auf, um sich mit ihm über die ethische Problematik des Tyrannenmordes, sowie über die politische Gestaltung Deutschlands nach dem Ende Hitlers auszusprechen.³¹ Ahlmann geriet auf diese Weise in eine sich stetig verdichtende Gefahrenzone hinein, die ihn, je mehr er sich bei Einzelgesprächen exponierte, dazu zwang, häufig seine Wohnung zu wechseln. Nach dem fehlgeschlagenen Attentat vom 20. Juli 1944 wurde er von der Gestapo vorübergehend in Haft genommen, nachdem bekannt geworden war, dass er mit Stauffenberg mehrfach zusammengetroffen war.³² Nach seiner Haftentlassung hielt sich Ahlmann einige Zeit in Gravenstein (Dänemark) und in Kiel verborgen. Um einer erneuten Verhaftung und womöglichen Folter zu entgehen, unter der er die Verschwiegenheit für seine Freunde und Ellen Rhodius nicht hätte wahren können, entschloss er sich am 7. Dezember 1944 zum Freitod, über dessen nähere Umstände seine langjährige Sekretärin Else Hahn, die ihm beim sachkundigen Aufsetzen der Pistole behilflich war, später in einem Brief an Ernst Manheim (1900–2002) vom 9. Mai 1947 berichtete.³³

2) „Leg ab deine Namen! / Verhänge die Spiegel! / Weihe dich einer Gefahr!“ – Ellen Rhodius und ihre Gedicht-Sammlung (1944) von Liebe und Widerstand für Wilhelm Ahlmann

Ellen Rhodius, seit 1923 mit Rudolf Rhodius („Udo“) verheiratet, stand mit dem drei Jahre älteren Wilhelm Ahlmann in einem „Nahverhältnis“. Die beiden kannten sich seit ihrer Kieler Kindheit und hatten sich schon ineinander verliebt, als Ellen Richter erst 14 Jahre alt war und sie gemeinsam in eine Tanzschule gegangen waren. Geheiratet hatten sie später nicht, weil von Seiten der Familie Richter die Erblindung Wilhelm Ahlmanns als ein zu großes Ehehindernis angesehen worden war – ein Votum, dem sich Ellen Richter, die sich schon im Januar 1920 – nicht ohne Schuldgefühle³⁴ – in „Udo“ verliebt hatte³⁵, fügte. Die aufgefundene Gedicht-Anthologie offenbart gleichwohl, dass ihre Jugendliebe aus den Kieler Tagen unerloschen geblieben war. Ellen und Wilhelm werden ihren Kontakt Mitte der 1920er Jahre wieder aufgenommen haben. Auf dieses Jahr könnte ein in der Neuen Rundschau (Jg. 36, 1925) von Ellen Rhodius mit Rotstift angekreuzter Artikel Thomas Manns über Goethes „Wahlverwandtschaften“ hinweisen.³⁶ Nachdem der briefliche Kontakt schon für einige Jahre – darauf kann ein Tagebucheintrag Ellen Rhodius' vom 14. September 1920 hindeuten³⁷ – wieder zustande gekommen war, setzten jedenfalls ab 1926, wie aus den erhalten gebliebenen Briefen hervorgeht³⁸, die jährlich stattfindenden vierwöchigen Sommer-Besuche Ahlmanns in Burgbrohl ein. Die erneuerte Beziehung blieb allerdings „platonisch“, wie aus einigen persönlichen Äußerungen Ellen Rhodius' zuverlässig hervorgeht.³⁹

Die Gedicht-Anthologie in dem „kleinen braunen Bändchen“ enthält nicht nur Liebeslyrik, sondern in der zweiten Hälfte eine Anzahl von Gedichten, die man als „Ermutigungsgedichte“ zum politischen Widerstand verstehen kann; mit ihnen könnte Ellen Rhodius ihrem Geliebten in seinem Engagement als Widerständler gegen den Nationalsozialismus zu bestärken versucht haben, zumal deren Wortlaut Einzelheiten enthält, die sich wie Bezugnahmen auf Wilhelm Ahlmann selbst lesen lassen. Das oben erwähnte Schriftenkonvolut verbürgt, dass sich Ellen Rhodius mit diesen Gedichten intensiv beschäftigt hat. So etwa mit dem Gedicht „O verlerne die Zeit“ von Hans Carossa⁴⁰, dessen Zeilen 4–6 („Leg ab deine Namen! / Verhänge die Spiegel! / Weihe dich einer Gefahr!“) – nach Auskunft ihrer Töchter (Ellen Dyckerhoff und Caroline Eschweiler) – im Hause Rhodius noch lange sprichwörtlich waren. Ellen Rhodius besaß auch das Einzelheft der „Neuen Rundschau“ (Jg. 53) vom Februar 1942, in welchem der Literaturwissenschaftler Alfred Mohrhenn in einem Brief an Hans Carossa gerade dieses Gedicht besprochen hatte.⁴¹ Sie strich sich auch diesen Artikel auf dem Umschlag an – wie auch schon den Aufsatz Peter Suhrkamps „Über das Verhalten in der Gefahr“ in der „Neuen Rundschau“ (Jg. 50) vom Dezember 1939⁴², der im intensiven Gespräch mit Ahlmann entstanden war.⁴³ Dort heißt es:

„[Gefahren] sind Momente, wo im Handeln eines Menschen seine Bedeutung sich ausspricht. Wenn er bis zu einem bestimmten Punkt bestanden hat, nehmen sich dann hohe Kräfte seiner an, und es kann geschehen, daß er durch Räume absoluter Vernichtung schreitet mit einer Sicherheit und einer Klarheit, die überirdisch sind.“⁴⁴

Carossa ruft in seinem Gedicht „O verlerne die Zeit“ dazu auf, in der Treue zu sich selbst aus Konvention, Rolle und Absicherung herauszutreten. Das für Ahlmann existentiell bedeutsame Thema des Blindseins klingt dabei in der vorletzten Zeile an. Ellen Rhodius wird die Erblindung Ahlmanns mit der Metapher „wenn wir irdisch erblinden“ im Gedicht verbunden und als Symbol für die Absage ihres Geliebten an das rein irdisch-Orientierte, Herkömmliche, Banale gedeutet haben. Durch seine physische Blindheit, so erschloss sich ihr diese Zeile Carossas, habe Ahlmann die Freiheit erlangt, nach innen zu schauen, seinen inneren Kompass auf *den* „Stern“ einzustellen, nach welchem er, wie es bei Goethe heißt, „angetreten ist“⁴⁵; er sei dadurch zur Größe gereift⁴⁶:

„O verlerne die Zeit

„O verlerne die Zeit,
Daß nicht dein Antlitz verkümmre
Und mit dem Antlitz das Herz!
Leg ab deine Namen!
Verhänge die Spiegel!
Weihe dich einer Gefahr!

Wer einem Wink folgt im Sein,
Vieles zu Einem erbaut,
Stündlich prägt ihn der Stern.

Und nach glühenden Jahren,
Wenn wir irdisch erblinden,
Reift eine größere Natur.“⁴⁷

Ellen Rhodius zitierte in der Anthologie auch Gottfried Benns⁴⁸ „Ach, das Erhabene“. In diesem Gedicht von 1935 hebt Benn die Einsamkeit, das Unbehaustsein, den Verlust von Handlungsfreiheit durch Pflichtübernahme hervor, aber auch die Auserwähltheit durch eine quasi transzendente Bindung, die er mit biblischen Termini wie „Wolke“ (vgl. Ex. 19, 9; 24, 18; Matth. 17, 5) und „Joch“ (Matth. 11, 29 f) beschreibt. Auch hier gibt es eine Verstehensbrücke zur Erblindung Ahlmanns, und zwar im Motiv des „Gezeichnetseins“ von Auserwählten. Ellen Rhodius, zeitlebens im Kirchlichen verwurzelt⁴⁹, wird dabei an die vorübergehende Blindheit des Apostels Paulus, an seinen „Pfahl im Fleisch“, seine „Schwäche, in welcher der Herr stark ist“⁵⁰ oder an den biblischen Jakob gedacht haben, der aus dem Ringkampf mit dem Engel Gottes am Jabbok als Zeichen seiner Bestimmung ebenfalls ein körperliches Gebrechen, das Hinken, davontrug (Gen. 32, 26).⁵¹ Sie interpretierte die Erblindung Wilhelm Ahlmanns offensichtlich als eine Art von Aus-Gezeichnetsein, das zugleich seine Transfiguration in das „Höhere“ (vgl. Jes. 6, 5–7) einer freiwillig übernommenen, „göttlichen“ Mission bedeutete (vgl. Jes. 6, 8: „Hier bin ich, sende mich!“) und ihn zu unumstößlicher Gewissheit und Entschlusskraft heranreifen ließ⁵²:

„Ach, das Erhabene

Nur der Gezeichnete wird reden
und das Vermischte bleibe stumm,
es ist die Lehre nicht für Jeden,
doch Keiner sei verworfen drum.

Ach, das Erhab'ne ohne Strenge –!
so viel umschleiernd, tief versöhnt,
ganz unerfahrbar für die Menge,
da es aus einer Wolke tönt.

Nur wer ihm dient, ist auch verpflichtet,
es selbst verpflichtet nicht zum Sein,
nur wer sich führt, nur wer sich schichtet,
tritt in das Joch der Höhe ein.

Nur wer es trägt, ist auch berufen,
nur wer es fühlt, ist auch bestimmt –:
da ist der Traum, da sind die Stufen
und da die Gottheit, die es nimmt.“⁵³

In dieser Richtung wird Ellen Rhodius auch das zweite der „Zwei letzten Gedichte“ von Friedrich Gundolf (1880–1931) verstanden haben, das zur Bereitschaft des Selbstopfers aufruft, wenn dem Auserwählten seine Sternstunde zum Handeln geschlagen hat:

„Die Stunde kommt, da man dich braucht,
Dann sei du ganz bereit,
Und in das Feuer das verbraucht[,]
Wirf dich als letztes Scheit.“⁵⁴

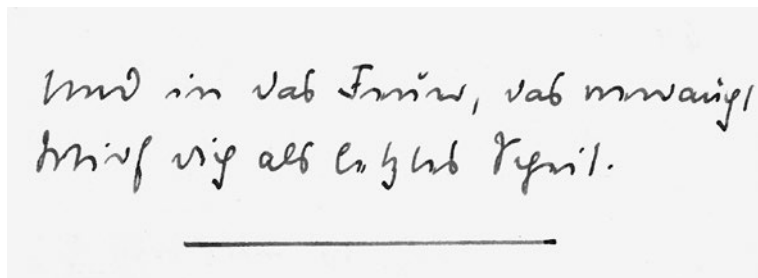


Abbildung 41: Ellen Rhodius' handschriftlicher Eintrag in das mit „W. A.“ betitelte Gedichtheft von 1944; RHODIUS (1944), S. 63b.

Die beiden ersten Zeilen auf der gezeigten Seite lauten: „Und in das Feuer, das verbraucht[,]
Wirf dich als letztes Scheit.“

Die Frage ist, was Ellen Rhodius mit dieser Gedichtsammlung beabsichtigt hat. Der Auslöser für die Zusammenstellung dieser Anthologie wird die einvernehmliche Trennung voneinander gewesen sein, die zum Jahreswechsel 1943/1944 erfolgt sein muss. Ahlmann nahm die Gefährdung seiner Geliebten und ihrer Familie nicht länger hin. Die Briefe von Ellen Rhodius an ihn hat er offensichtlich vernichtet (sie blieben jedenfalls unauffindbar). Telefonate mussten unterbleiben. Es liegt nun nahe, dass Ellen Rhodius nach der Trennung in der Auswahl und Reihenfolge der zwanzig Gedichte den Hergang ihrer Mitte der 1920er Jahre wiederaufgenommenen Beziehung nachgezeichnet hat. Dafür sprechen einige Gedichte mit klaren biographischen Bezügen, die wir im nächsten Abschnitt behandeln, auch die Tatsache, dass die Anthologie mit Goethes Gedichten „Wiederfinden“⁵⁵ und „Abschied“⁵⁶ schließt. Da Wilhelm Ahlmann erblindet war, müsste die Gedichtanthologie, falls Ellen Rhodius sie ihm hätte zukommen lassen wollen, zum Vorlesen bestimmt gewesen sein. Gewiss hätte seine absolut diskrete Privatsekretärin Else Hahn, die sowohl über seine Beziehung zu Ellen Rhodius als auch über seine politischen Aktivitäten informiert war, mit dieser Aufgabe betraut werden können. Dazu wäre es aber notwendig gewesen, das „braune, schmale Bändchen“ aus der Hand zu geben. Vielleicht hat Ellen Rhodius mit diesem Gedanken auch gespielt. Das wiederum hätte jedoch in der Blutrichterzeit Roland Freislers, die im Oktober 1942 eingesetzt hatte⁵⁷, bedeutet, sich und die eigene Familie bei einer Verhaftung Ahlmanns und einer Kieler Hausdurchsuchung in Lebensgefahr zu bringen. In Burgbrohl hatte man in NSDAP-Kreisen nicht vergessen, dass Rudolf Rhodius seine prinzipielle Reserve gegen den Nationalsozialismus schon im September 1933 in einem Brief an den damaligen Ortsgruppenleiter deutlich gemacht hatte.⁵⁸ 1939/1940 hatte er außerdem seiner jüdischen Köchin, Frau Anna Israel – in einem Güterwagen zwischen Kanistern hochwertiger Rhodius-Farben und –Lacke versteckt und mit Proviant versehen – die Flucht in die Schweiz ermöglicht. Mitwisser hiervon waren nicht auszuschließen.⁵⁹ 1942, um sich und ihre vier

Kinder abzusichern, wurden aus Ellen und Rudolf Rhodius sog. „Muss-PGs“.⁶⁰ Daher spricht einiges dafür, dass Ellen Rhodius das Büchlein nicht aus der Hand gab.

3) „Der Liebe Ewigkeit, ihr sollst du dienen!“ – Ellen Rhodius, Wilhelm Ahlmann und „der Ruf der Stunde“

Zur Gewissheit wird die schon oben vorgetragene Deutung, dass die Gedichtsammlung neben der Ermutigung zum Widerstand auch die Geschichte der Wiederbegegnung nachzeichnen sollte, wenn wir uns nach den politischen Gedichten auch einigen der übrigen zuwenden. Das erste Gedicht der Sammlung ist das „Requiem“ Rainer Maria Rilkes „für Wolf Graf von Kalckreuth“ (1887–1906). Der 19jährige Dichter hatte sich nur wenige Tage nach seiner Einberufung als Freiwilliger beim Feldartillerieregiment in Stuttgart-Cannstatt das Leben genommen. Mit dem „Requiem“ Rilkes (entstanden 1908) scheint Ellen Rhodius die Erinnerung an eine ihrer ersten Wiederbegegnungen mit Ahlmann festgehalten zu haben, bei der dieser ihr seine schwere Lebenskrise von 1916 eröffnet⁶¹, ihr also das persönlich bekannt haben muss, was lange Zeit als „tragischer Zufall“, „Unfall“ oder „unsachgemäßer Umgang mit der Waffe“⁶² vertuscht worden war. Das 156 Zeilen umfassende, inhaltlich komplexe „Requiem“ ist ein Zwiegespräch Rilkes mit dem toten Dichter⁶³, das diesen gleichsam noch einmal ins Leben zurückruft, um ihm mit leichtem Tadel, aber doch mit Grundsätzlichkeit die Verfehltheit seiner Selbsttötung vor Augen zu führen. Warum, so fragt ihn Rilke, habe er als Dichter seinen persönlichen Kummer nicht durch seine künstlerische Gabe und Arbeit überwinden können⁶⁴ – durch eine Tätigkeit, so das Credo Rilkes, durch welche der Künstler in vollkommenem Gleichmut „hart sich in Worte“ zu verwandeln vermag:

„[...] O alter Fluch der Dichter,
die sich beklagen, wo sie sagen sollten,
die immer urteilen über ihr Gefühl
statt es zu bilden; die noch immer meinen,
wass traurig ist in ihnen oder froh,
das wüßten sie und dürftens im Gedicht
bedauern oder rühmen. Wie die Kranken
gebrauchen sie die Sprache voller Wehleid,
um zu beschreiben, wo es ihnen wehtut,
statt hart sich in die Worte zu verwandeln,
wie sich der Steinmetz einer Kathedrale
verbissen umsetzt in des Steines Gleichmut.
Dies war die Rettung. Hättest du nur *ein* Mal
gesehn, wie Schicksal in die Verse eingeht
und nicht zurückkommt, wie es drinnen Bild wird
und nichts als Bild, nicht anders als ein Ahnherr,
der dir im Rahmen, wenn du manchmal aufsiehst,
zu gleichen scheint und wieder nicht zu gleichen –:
du hättest ausgeharrt.“⁶⁵

Bei ihrer Wiederbegegnung mit Ahlmann Mitte der 1920er Jahre wird Ellen Rhodius erkannt haben, dass sich Wilhelm Ahlmann, der inzwischen trotz seiner völligen Erblindung mit eiserner Disziplin in zwei Fächern doktoriert hatte, dem Hinweis Rilkes gefolgt war. Er hatte sich – trotz seines lebenslangen Kammers – „in des Steines Gleichmut“ verwandelt. Die Wissenschaft der Philosophie war für ihn das von Rilke beschriebene Künstlertum geworden, das „Heilignüchterne“, um mit Hölderlin zu reden⁶⁶, das ihn – zumindest zeitweise – „rettete“. Zeitgenossen wie der schon oben erwähnte Johann Daniel Achelis schildern Ahlmann in eben dieser von Rilke im Requiem beschriebenen Weise: „Aber er [= Ahlmann] lebte doch von Tag zu Tag gleichsam auf Widerruf, und prolongierte nur immer wieder. So fanden ihn seine Freunde [...], sehr bleich, *die Züge steinern*, ein lebloser Ernst im Ausdruck, die ganze Gestalt dabei getragen von einer inneren Energie, aber von einer wahrhaft erschütternden Freudlosigkeit.“⁶⁷ Ahlmann wird zur Erklärung seiner Wesensverwandlung Ellen Rhodius bei einer ihrer ersten Zusammenkünfte auf das „Requiem“ Rilkes hingewiesen haben. –

Aufschlussreich ist auch das zweite Gedicht, das in ihrer Beziehung eine Rolle gespielt haben muss: die zweite Duineser Elegie Rilkes:

„Jeder Engel ist schrecklich. Und dennoch, weh mir,
ansieh ich euch, fast tödliche Vögel der Seele,
wissend um euch. Wohin sind die Tage Tobiae,
da der Strahlenden einer stand an der einfachen Haustür,
zur Reise ein wenig verkleidet und schon nicht mehr furchtbar;
(Jüngling dem Jüngling, wie er neugierig hinaussah).
Träte der Erzengel jetzt, der gefährliche, hinter den Sternen
eines Schrittes nur nieder und herwärts: hochauf-
schlagend erschlug er uns das eigene Herz.“⁶⁸

Das Hauptmotiv dieser Dichtung sind die Engel in ihrem Verhältnis zu den Liebenden. Da die „Tage des Tobias“ vorbei sind, als die Engel noch ungefährlich für die Menschen waren, nun aber „schrecklich“ und „tödlich“ wurden, müssten, so fährt Rilke fort, die Liebenden füreinander den Platz der Engel einnehmen.⁶⁹ Die Erinnerung Rilkes an das apokryphe Buch des Tobias wurde für Wilhelm Ahlmann und Ellen Rhodius deswegen bedeutungsvoll, weil die Hauptfigur dieser Schrift, Tobias, durch den „heißen Dreck einer Taube“ erblindet war (Tob. 1, 11ff), jedoch später durch das Eintreten des zunächst unerkannt bleibenden Erzengels Rafael⁷⁰ von seiner Blindheit geheilt wurde (Tob. 11, 4 ff). Es mag sein, dass beide deswegen auch das Buch Tobias mit erhöhtem Interesse lasen und besprachen und dadurch dem Engelmotiv und der Rilke'schen Angelologie, die „Liebenden“ als „Engel-Ersatz“ aufzufassen, besondere Beachtung schenkten. Ellen Rhodius als Geliebte Ahlmanns hätte sich demnach auch als der „Engel“ Ahlmanns verstanden, der ihm das Tragen der Erblindung „heilsam“ erleichtern konnte.



Abbildung 42 (links): Ellen Rhodius, geb. Richter, gegen Ende der 1940er Jahre, Burgbrohl; Photo.

Abbildung 43 (rechts): Wilhelm Ahlmann, zu Anfang der 1940er Jahre, Burgbrohl; Photo.

An dritter Stelle stehen in der Anthologie die „Sonette aus dem Portugiesischen“ von Elizabeth Barrett-Browning (1806–1861) in der Übertragung Rainer Maria Rilkes. Der Titel der im Original englischen Sonette spielt auf die fünf „*Lettres Portugaises, traduites en François*“ an, die 1669 anonym als „*Lettres d'Amour d'une Religieuse Portugaise écrites au Chevalier de C[amilly]*“ erschienen. Diese wurden lange Zeit einer zur Enthaltsamkeit verpflichteten Ordensschwester namens Mariana Alcoforado (1640–1723) zugeschrieben.⁷¹ Die Textwahl dieser mit „Sonnets from the Portuguese“ betitelten Gedichte Barrett-Brownings ist deswegen aufschlussreich, weil es sich bei dem französischen Vorbild um die Liebeserklärungen innerhalb einer als anstößig und überdies konfliktbeladenen Beziehung handelt, die ihrer Deutlichkeit wegen anscheinend nicht im portugiesischen Original, sondern nur in abmildernder französischer Übersetzung veröffentlicht werden konnten. Die Höhen und Tiefen dieser in den „*Lettres Portugaises*“ geschilderten Beziehung – „*je suis déchirée par mille mouvements contraires*“ [= „ich werde von tausend widersprüchlichen Gefühlen zerrissen“] – spiegeln sich nun auch in den Sonetten Elizabeth Barretts selbst wider; diese hatte gegen das Verbot ihres früh verwitweten Vaters den fünf Jahre jüngeren, schon erfolgreichen Dramatiker Robert Browning (1812–1889) heimlich gehehlicht und war mit ihm nach Italien entwichen.⁷² Ellen Rhodius und Wilhelm Ahlmann werden anhand dieser Sonette Barretts (in der Übertragung Rilkes), in denen sich die für Rilke typische Engelmetaphorik für die Liebenden wiederfindet⁷³, das gesellschaftlich „Unpassende“ wie auch das Konfliktive ihrer Beziehung besprochen und dazu außerdem Goethes „Wahlverwandschaften“ gelesen haben. Auch Ellen Rhodius schwankte offenbar – genau wie das in den Sonetten 3 und 14

zum Ausdruck kommt – zwischen rückhaltloser Verehrung, Bewunderung und Idealisierung Ahlmanns und beträchtlicher Selbstabwertung und Zweifeln an der Echtheit seiner Liebe. Wie tief dieser innere Zwiespalt ging, zeigt die im Sonett Nr. 3 zunächst merkwürdig klingende Selbstbezeichnung „*wandering singer*“ (so das englische Original⁷⁴). Rilke hat diese mit „Spielmann“ wiedergegeben und so auf den Zusammenhang mit dem Gedicht „*dev warnunge*“⁷⁵ aus dem 13. Jahrhundert aufmerksam gemacht, das gewiss auch Ellen Richter und Wilhelm Ahlmann bekannt war (vermutlich durch Lektüre des ersten Bandes der „*Bilder der deutschen Vergangenheit*“ von Gustav Freytag).⁷⁶ Die Werke Freytags wurden damals noch viel gelesen. In dem Gedicht „*dev warnunge*“ gilt die Bezeichnung „*der tumbe spilman / der nützer dinge niht enkan*“, einem Menschen, der in das Himmelreich kommen will, den der Herr [der „*heilige Krist*“] aber in seine „*burc*“ nicht einlässt („*Ich erkenne din zewäre niht*“). Die Zurückweisung erfolgt, weil dieser „*spilman*“ die „*schlahen*“ seines Heerführers [= Christus] nicht mitgekämpft hat:

„[...] solt ich dir durch dine müezekeit
mînes gemaches sîn bereit?
daz sulen die niezen
die mich dâ niene liezen
in mîner urluiges [= Krieges] nôt:
den will ich geben mîn brôt.“⁷⁷

Dass dieser Zusammenhang auch bei Barrett-Browning im Hintergrund steht, wird durch die Christus-Metapher „*gesalbtes Haupt*“⁷⁸ („*the chrism is on thine head*“) deutlich. Ellen Rhodius wird zeitweise diesen „*spilman*“ auf sich bezogen und die bei Barrett-Browning vorgenommene Umkehrung, dass ihr „*Gesalbter*“ unbeirrt nach ihr, dem „*unnützen Spielmann*“, Ausschau hielt, nur zögernd für sich angenommen haben.

„Sonett Nr. 3

Ungleiche sind wir, hohes Herz. Man kann
uns nicht zu Gleichem brauchen oder führen.
Wenn unsre Engel sich im Raum berühren,
so schauen sie einander staunend an.

Du bist, vergiß es nicht, geborner Gast
von Königinnen, welche dich verwöhnen;
meine vom Weinen schönen Augen hast
du sie verglichen mit den wunderschönen,

die nach dir rufen? Glänzender, was trittst
du fort vom Feste; und dein Auge schaut
nach einem Spielmann aus, der unten neben

Zypressen müd, im Dunkel singend, sitzt?
Dein Haupt ist eingesalbt, meins ist betaut, –
und nur der Tod gräbt solches um und eben.“⁷⁹

„Sonett Nr. 14

Wenn du mich lieben mußt, so soll es nur
der Liebe wegen sein. Sag nicht im stillen:
„Ich liebe sie um ihres Lächelns willen,
für ihren Blick, ihr Mildsein, für die Spur,

die ihres Denkens leichter Griff in mir
zurückläßt, solche Tage zu umrändern.“
Denn diese Dinge wechseln leicht in dir,
Geliebter, wenn sie nicht sich selbst verändern.

Wer also nährt, der weiß auch, wie man trennt.
Leg auch dein Mitleid nicht zu Grund, womit
du meine Wangen trocknest; wer den Schritt

aus deinem Trost heraus nicht tut, verkennt
die Tränen schließlich und verliert mit ihnen
der Liebe Ewigkeit: ihr sollst du dienen.“⁸⁰

Wie das nun im Folgenden zu interpretierende Sonett Nr. 22 zeigt⁸¹, empfanden beide die Verschwiegenheit ihrer Beziehung und zugleich die Unerfülltheit, diese auszuleben, als belastend. Der Wunsch – obwohl von „Dunkelheit umschwebt“ und von der „Todesstunde rund umschrieben“ – „auf der Erde zu bleiben“, könnte vielleicht darauf hindeuten, dass Ahlmann zeitweise der Gedanke an einen gemeinschaftlichen Freitod gekommen war. In dem oben besprochenen Sonett Nr. 3 ist es der vereinte Tod, der die Ungleichheit zwischen beiden aufhebt. In die Gespräche mit Ahlmann konnten „Schauer der Ferne fallen“, schreibt Eberhard Zeller, „wenn er vom Verhalten in der Gefahr oder von der Überwindung des Todes sprach.“⁸² Den Gedanken an einen gemeinsamen Tod, wenn er von Ahlmann tatsächlich geäußert worden sein sollte, muss Ellen Rhodius zurückgewiesen haben – wohl mit dem von ihr gewiss auch politisch gedeuteten Motiv, dass „das Trübe die Reinen zueinander hebe“. „Gerade da“ war doch „Platz zum Stehn und Lieben“. Das „Stehen“ (im Sinne von Standhaftigkeit, Widerstehen) und das „Lieben“ (erste Zeile der Schlussstrophe) waren für sie die beiden Gründe, für die es sich lohnte weiterzuleben. Immerhin ist bemerkenswert, dass Ellen Rhodius im Januar 1942 in der „Neuen Rundschau“ den gleichfalls angestrichenen Artikel Hans Paeschkes „Über die Freiheit zu sterben“ gelesen hat, in dem es um den Suizid als allzu „kampflosen“ Ausweg aus unlösbaren privaten und politischen Konflikten geht:

„Stets dünke mich der höhere Mut auf der Seite dessen, der nicht aufgibt, mit der Welt zu kämpfen und sie zu bestehen, wie schwer ihre Zumutungen immer seien. [...] Wir fühlen uns nur dann wahrhaft als Sieger, wenn wir uns in Ohnmacht wußten und den Sieg aus höherer Hand entgegennahmen. So stirbt wohl jeder selig und versöhnt, der ausgeharrt hat, so schwer die Leiden drückten.“⁸³

„Sonett Nr. 22

Wenn schweigend, Angesicht in Angesicht,
 sich unsrer Seelen ragende Gestalten
 so nahe stehn, daß, nicht mehr zu verhalten,
 ihr Feuerschein aus ihren Flügeln bricht:

was tut uns diese Erde dann noch Banges?
 Und stiegst du lieber durch die Engel? Kaum; –
 sie schütteten uns Sterne des Gesanges
 in unsres Schweigens lieben tiefen Raum.

Nein, laß uns besser auf der Erde bleiben,
 wo alles Trübe, was die andern treiben,
 die Reinen einzeln zueinander hebt.

Da ist gerade Platz zum Stehn u[nd] Lieben
 für einen Tag, von Dunkelheit umschwebt
 und von der Todesstunde rund umschrieben.“⁸⁴

Nicht bei allen Gedichten, die diese Anthologie enthält, wird man den persönlichen Bezug zu Ellen Rhodius und Ahlmann aufklären können. Das Gedicht „*Ultima rerum linea*“ von Friedrich Georg Jünger hat Ellen Rhodius in ihre Sammlung vermutlich wegen des Horaz-Zitates Epistulae I, 16, Z. 79 aufgenommen⁸⁵, das den Suizid als stärkstes Symbol für die Freiheit des von einem tyrannischen Herrscher Verfolgten preist.⁸⁶ Das 16-strophige Gedicht Friedrich Georg Jüngers „*Am Morgen*“ zeigt aber auch eine andere, eine unproblematische und entspanntere Seite ihrer Liebesbeziehung. Dieses Gedicht lässt sich als poetische Schilderung des Orts- und Stimmungswechsels verstehen, den Ahlmann, der von Kiel her angereist war („Strand“, „Möwen“, Strophen 5–9), erlebte, wenn er morgens im Rhodius'schen Anwesen in Burgbrohl aufwachte (der „wilde Wein“ am Fenster, die „Zedern“ im Garten, das „Wasser“, das „am Hause rauscht“, die „Amseln“, Strophen 2, 4, 10–13):

(3) „[...] Das ist nicht deine Kammer
 Und nicht dein Haus.
 Und nur im Traume gehst du
 Hier ein und aus.

(4) Im Traum ist alles anders,
 Es ist vertauscht.
 Hörst du nicht, wie das Wasser
 Am Hause rauscht?

(5) Du träumst, daß sich das Wasser
 Gelinde wiegt
 Und daß die weiße Möwe
 Am Strande fliegt.“ [...]

(10) Jetzt schwingt des Gartens Amsel
Sich hoch empor.
Vom höchsten Zweige trägt sie
Ihr Lied mir vor. [...]

(13) Wie oft hab ich die Amsel
Im Licht gehört.
Ihr erstes Lied, es hat mich
So oft betört [...].⁸⁷

Das Rhodius'sche Besitztum in Burgbrohl ist von Blutbuchen, einer Hängebuche und einer Zeder⁸⁸ umstanden, das Haus ist von Efeu und wildem Wein bewachsen und liegt unweit des hörbaren Brohlbachs.⁸⁹ Im Morgengrauen beginnen die Tauben zu gurren. Irgendwann, beiläufig müssen Wilhelm Ahlmann und Ellen Rhodius auf dieses Gedicht Jüngers gestoßen und überrascht gewesen sein, wie exakt zugeschnitten es auf den Ortswechsel von Kiel nach Burgbrohl erklang. Die Entgegensetzung der Möwen- (Strophen 6–9) und der Amsel-Strophen (Strophen 10–13) lässt Burgbrohl als Sehnsuchtsort Ahlmanns erahnen.⁹⁰ Das Frühlied der Amsel (Strophe 10, 12–13) erinnert an den Beginn der fünften Szene des dritten Aufzugs aus Shakespeares *Romeo und Julia*, an den „tagverkündenden“ Gesang der Lerche, „*the herald of the morn*“.⁹¹

Die Zitierung verschiedener anderer Gedichte Friedrich Georg Jüngers⁹² in der Gedichtanthologie stellt übrigens angesichts des von diesem 1926 publizierten Manifests „Aufmarsch des Nationalismus“ ein gewisses Problem dar. Ellen Richter und Wilhelm Ahlmann werden das diskutiert haben. Die kriegerrische, nationalistische Blut- und Rassenphilosophie Jüngers⁹³ lehnten sie ab.

4) „Letzter Sprung“ und „letztes Scheit“

Die Worte Erich Weinerts in seinem Gedicht „Appell an die Gehirne“ (Paris, 1935) umschreiben vielleicht am besten die Situation, in der sich Ellen Rhodius und Wilhelm Ahlmann seit Anfang der 1940er Jahre befanden:

„Der Geist denkt weit und tief. Doch er entartet
Zum Ungeist, wenn er nicht zu Ende denkt.
Der letzte Sprung, den ihr euch scheu erspartet,
Auf den kommt's an; er wird euch nicht geschenkt.

Wer ändern will, darf nicht den Schritt verhalten,
Wo Recht noch als Begriff im Trüben schwimmt.
Der stoß hindurch, wo hinter letzten Falten
Lebendige Wahrheit klarstes Recht bestimmt.“⁹⁴

Es beruht auf keinem Zufall, dass sich in dem Karton Ellen Rhodius' auch mehrere Hefte des 51. bis 53. Jahrgangs der „Neuen Rundschau“ von 1940–1942 fanden, in denen unter

dem Titel „Die menschlichen Tugenden“ eine Serie von Literaturzitaten veröffentlicht wurde⁹⁵, an deren Auswahl Ahlmann lebhaften Anteil nahm.⁹⁶ In dieser unkommentierten Sammlung von Pfeilerworten des Humanums⁹⁷ wurden vor dem Hintergrund von Vernichtungskrieg und rauchender Krematorien Dinge und Erfordernisse „zu Ende gedacht“ und geschah genau das, was Thomas Mann im August 1941 forderte: man müsse die besseren, die „tief in den Grund getretenen“ – d. h. die hinter die betrügerischen „Ornamente“ der Verhetzung versteckten – geistigen Traditionen Europas wieder ans Licht ziehen⁹⁸, Gegengesprächstexte in die politische Gegenwart hineinschreiben. Der gemeinsame Nenner all’ der mit Ahlmann angestellten Vorüberlegungen zur Zitatauswahl war, auch wenn diese „noch so sehr ins Fachlich-Einzelne und Gedankliche gingen“, die wahre menschliche „virtù“, die er für den individuellen Lebensentwurf im Schatten des Hitler’schen Reiches „anschaulich“ zu machen versuchte.⁹⁹ Diesen kompromisslosen Tugend-, Widerstands- und Freiheitsbegriff wandte er auch auf sich selbst an und war sich darüber im Klaren, welche gravierenden Konsequenzen das für ihn haben musste. In der Artikelserie erscheinen hierzu nicht nur Abschnitte aus drei Horaz-Briefen (darunter die Zeile „ultima linea rerum“) ¹⁰⁰, sondern auch ein für Ahlmann vielsagendes Zitat aus Senecas 13. Brief an Lucilius (3 14), in welchem es heißt: „Es wartet meiner ein Tod, der mein Leben adeln wird.“ „Videbimus uter vincat; fortasse pro me venit, et mors ista vitam honestabit.“ ¹⁰¹ –

Das bisher Gesagte zusammenfassend dürfte sich Folgendes ergeben: Das von Ellen Rhodius handgeschriebene Gedichtbändchen ist ein politisches Bekenntnis zum Widerständler Wilhelm Ahlmann, zugleich eine Bekräftigung ihrer beiderseits unerloschenen Liebe, eine poetische Verschlüsselung ihrer Gespräche über ihre gemeinsame Geschichte nach ca. 1925, ein Denkmal zweier Liebenden in ihrer gemeinsamen Haltung gegen den Nationalsozialismus. Wilhelm Ahlmann hat dieses Gedichtheft jedoch niemals erhalten; es hat ihn „nicht erreicht“ – hier meldete sich ein Motiv zurück aus Ellen Richters Stiftszeit ¹⁰² – und auch nicht erreichen dürfen in der Blutrichterzeit Freislers, in der „sogar Salongespräche heroischen Charakter bekommen“ konnten, wie es in Herolds Biographie zu Madame de Staël heißt. ¹⁰³ Die Trennung wird Wilhelm Ahlmann um die Jahreswende 1943/1944 herbeigeführt haben, um seiner Geliebten das Schicksal Madame Rolands oder jener Leaina, der Geliebten des Aristogeiton, zu ersparen.

Bleibt noch die Frage zu erörtern, ob Ellen Rhodius ohne ihre Liebesbeziehung zu Ahlmann derart weit gegangen wäre, aktiv eine Widerstandsgruppe gegen Hitler zu unterstützen und sich mit allen damit verbundenen, lebensbedrohlichen Risiken für sich und ihre Familie gegen den Nationalsozialismus zu stellen. Ihre Lebenshaltung im Kaiserin-Augusta-Stift in Berlin 1913–1915 gibt freilich zu erkennen, dass es nicht allein ihre Liebesbeziehung war, durch die sie von der absoluten Notwendigkeit, das Ihre im Widerstand zu tun, überzeugt wurde. Der Notwendigkeit zum Widerstand konnte und wollte Ellen Rhodius sich nicht entziehen. Sie nahm die Herausforderung an. Sie hatte den Ruf „der Stunde“ vernommen. Als es so weit war, folgte auch sie dem Ruf wie derjenige an ihrer Seite, den sie im Gedicht-Zitat ihr „Hohes Herz“ nannte.

Im Sommer 1944 kam es ein letztes Mal zu einer Begegnung zwischen beiden, die ihnen die unmittelbare Lebensbedrohung drastisch vor Augen führte. Da Ahlmann seit seiner Entlassung aus dem Ministerium 1933 als verdächtig galt und in Kiel wohl zwischenzeitlich von der Gestapo observiert worden war, erschien es Graf Stauffenberg 1944 auf

Anraten Erwin Colsmanns (1896–1962)¹⁰⁴ sicherer, mit ihm fernab von Berlin noch einmal in Burgbrohl zusammenzutreffen, um sich mit ihm über das ethische Problem des Tyrannenmordes dicht vor dem Attentat selbst auszusprechen. Der genaue Tag dieses Zusammentreffens ist nicht mehr eruierbar. In der Eile ging Stauffenberg dabei ein hohes Risiko für die Familie Rhodius ein, als er sich von seinem persönlichen Wehrmachts-Chauffeur bis direkt vor das Rhodius'sche Anwesen fahren ließ.¹⁰⁵ Zwar blieb diesem der Name Ahlmanns unbekannt¹⁰⁶; es bestand aber die Gefahr, dass er im Fahrtenbuch das Fahrtziel festgehalten hatte. Der Freitod Wilhelm Ahlmanns am 7. Dezember 1944 könnte u. a. auch mit diesem bedrohlichen Unsicherheitsfaktor zu tun gehabt haben.

Auf die Rückseite eines gerahmten Scherenschnitts von Wilhelm Ahlmann schrieb Ellen Rhodius irgendwann zunächst mit Bleistift, dann Jahrzehnte später ein zweites Mal in ihrer Altershandschrift mit Tinte die folgenden Zeilen Hölderlins aus dem Hyperion:

„Des Herzens Woge schäumte nicht
so schön empor und würde Geist,
wenn nicht der alte, stumme Fels,
das Schicksal, ihr entgegenstände.“¹⁰⁷

Sechster Teil – Schlussanalyse und Ausblicke

„Mit Feuer bist du in eine falsche Herberge gegangen,
mit Feuer must du wieder ausbrechen,
sonst halten dich die listige und böse Wächter gefangen.“
Jacob Boehme.¹

XVII – „Mit Feuer in eine falsche Herberge“ – Eine abschließende Betrachtung zur Unordnung der theologischen Sprache im Krieg und zu den Gravamina ihrer Gefangenschaftshermeneutik

Aus der „Christosophia“ Jacob Boehmes, des *philosophicus teutonicus*, stammt das Wort:

„Mit Feuer bist du in eine falsche Herberge gängen,
mit Feuer must du wieder ausbrechen,
sonst halten dich die listige und böse Wächter gefangen.“

Ein unheilverkündendes, prophetisches Wort, das 1934 Wilhelm Freiherr von Pechmann (1859–1948) dem damaligen Reichsbischof Müller gegenüber aussprach.² Es erfüllte sich 1945 in der Befreiung Deutschlands vom Hitlerregime buchstäblich und wurde so zum weltpolitischen Lehrstück dafür, wie sich die Wortmeisterei des nationalistischen Missbrauchs des Namens Gottes mitschuldig machte am vorzeitigen Tod von Millionen Unschuldiger und scheiterte (Ex. 20, 7b).

1) Die Sprache gefangen im Zusammenspiel von „Phrase und Massenmord“ – eine Meditation zur kirchlichen „*captivitas babylonica*“ der Sprache im Krieg

Das Werk schon früherer „Wortemacher des Krieges“, der Kulturphilosophen, der Dichter und Denker, der Theologen, Politiker und Militärs, die ihre Knie vor „Baal beugten“³, hatte den Referenzrahmen errichtet, in welchem das Tun des Ungeheuerlichen möglich wurde. Irgendwann, irgendwo hatte es damit angefangen, dass jemand „den Mund des Baal geküsst“ hatte (1. Kön 19, 18) und man dieser Umarmung nur noch schwer entkam. Das Empfinden, im Krieg „gefangen“ zu sein, teilte sich damals vielen Zeitgenossen mit. Dem Kriegsneujahr 1917 stellte Christoph Blumhardt d.J. in Bad Boll daher die Botschaft der Bachkantate voran: „Nun ist das Heil und ist die Kraft, / die uns entreißt der Kerkerhaft, / in Gottes Hand, die Neues schafft.“ (BWV 50).⁴ Dem Gefühl der Gefangenschaft hatte Jean Paul schon in den Freiheitskriegen Ausdruck verliehen. 1811, in einem Kapitel seiner „Levana“, hatte er „Ueber den Geist der Zeit“ redend, das „sprach- und herzverwirrende Babel des Körperreichs“ gebrandmarkt.⁵ Goethe schrieb am 6. Juni 1825 an seinen Freund Carl Friedrich Zelter (1758–1832) einen Satz, der einen das Fürchten lehren kann. „Wie ist alles so wahr[,] daß sich nicht leicht jemand gegen sein Zeitalter retten kann!“⁶ Was ist zu tun in diesem *circulus virtuosus*⁷, in diesem „kreativen“ Teufelskreis, wenn ein „verhexter Verstand“⁸ die Sprache besetzt und ihre besessene *Poetik* (wörtlich: „Macherei“) dann die Wirklichkeit „macht“, besetzt hält und verwüstet, woraus wiederum ein besessenes und die Wirklichkeit verwüstendes Denken und Sprechen hervorgeht, und so immer fort. Rilke beschrieb diesen Vorgang in seinem Sonett an Orpheus

„O *DIESES* ist das Tier ...“⁹ Oskar Maria Graf schilderte 1927 in seinem Bekenntnisbuch „Wir sind Gefangene“¹⁰ eine Szene, in welcher er zwei „besessenen“ Vertretern der katholischen Kirche die Gefangenschaft, die „falsche Herberge“ ihres Denkens und ihrer Sprache im Krieg deutlich machte; er fährt sie an:

„Im Krieg haben Sie den ganzen Schwindel drucken müssen, den Ihnen Ludendorff befohlen hat, im Krieg haben Sie gepredigt, es müssen Menschen umgebracht werden um Gottes willen! Im Krieg haben Sie jede Lüge gedruckt und geschwindelt [...] So was Verrottetes und Verlogenes hab' ich noch nie gesehen! [...]. Im Krieg haben Sie keinen [wahren] Glauben gehabt! Da war alles [d. h. der Krieg] christlich und recht! Ja, gebetet ist worden, geschwindelt und geschachert ist worden, daß ja jeder verreckt für diese Verbrecher und Kaiser!“¹¹

Die berühmt gewordene Karikatur „Die Gemeinde der Scharfmacher“ im „Vorwärts“ vom 6. Juli 1914 zeigt gleich zwei Vertreter dieser Geistlichkeit, die sich mit ihrer Sprache in die „*captivitas babilonica*“, in den Bann „Nimrods“ begeben hatten, in die Besessenheit der Machthaber, der Barone von Kanone, Schlot und Halm¹², der „Bankmenschen, Gold- und Blutmenschen, [...] Bauchhaber der Welt, stählerne[n] Meister der Gier.“¹³



Abbildung 44: „v. Heydebrand: Dieser Erzherzog starb uns wirklich sehr gelegen!“ Karikatur im „Vorwärts – Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands“, Nr. 181, 31. Jg., Montagsausgabe, 6. Juli 1914, S. 3 (Beilage des „Vorwärts“, Berliner Volksblatt). Abgebildete Personen v.l.n.r.: „Bismarck als Repräsentant des diplomatischen Corps, der Husarengeneral v. Mackensen, ein anonym preußischer Offizier, ein offensichtlich jüdischer Finanzkapitalist¹⁴ [...], ein Jesuitenprediger, der preußische Konservative v. Heydebrand [...], der Gründer der Fortschrittspartei, Virchow und ein protestantischer Theologe.“

Eine ähnliche Karikatur hatte schon Théophil Alexandre Steinlen (1859–1923), betitelt mit „Wie 93: Die feinen Leute zum dummen Kerl“, am 11. Juli 1901 in Frankreich, in der *Assiette au beurre* veröffentlicht; auch dort wird die Theologie, besessen und verwüstet von ihrer „babylonischen Gefangenschaft“, im Käfig der Kriegstreiberei vorgeführt:

„Die feinen Leute zum dummen Kerl: Keine Angst, wir sind da. Der Offizier: Ich geb dir die Waffe. Der Reiche: Ich zahl dir's. Der Richter: Ich spreche dich frei. Der Priester: Und ich absolviere dich.“¹⁵

In diese geistige Gefangenschaft verstrickten sich wider besseres Wissen nicht nur Pfarrer und Feldkuraten, die zum „Aufpulvern der Mannschaft“ antraten¹⁶ und die unüberbrückbaren inneren Spannungen und Gewissensnöte, die seelischen Anfechtungen und Zusammenbrüche mit ihrer kriegsverherrlichenden „*eloquencia sacra*“ nur noch weiter verschlimmerten, sondern auch Vertreter anderer kriegswichtiger Wissenschaftszweige wie Mediziner. So stellte Oscar Graf bei einer Untersuchung im Lazarett einen Arzt empört zur Rede, weil dieser sich in seiner „Gefangenschaftsmedizin“¹⁷ nicht mehr, so wie er es gelernt hatte, verpflichtet fühlte, für das Leben der Soldaten zu kämpfen, sondern sie bloß für den Schlachtentod verarztete:

„Plötzlich beugte ich mich ganz nahe an sein Gesicht, daß er ein wenig zuckte und schrie laut und immer lauter: ‚Sie sind der größte Verbrecher! Sie heilen nur, damit es wieder Leute zum Umbringen gibt! [...] Die Generale, die Kaiser, die ganzen Kriegsherren handeln, wie sie es gelernt haben, aber Sie – Sie haben etwas anderes gelernt und lassen sich zur größten Schandtat benützen. Sie machen zu Tode Geschundene wieder lebendig, damit man sie wieder morden, wieder zerfetzen kann! ... Ein Zuhälter sind Sie, eine Hure sind Sie!‘“¹⁸

Solch' ideologische, systemstabilisierende geistige Gefangenschaft, in der man Menschen *zerriss*, anstatt sie zu verbinden, hatte es natürlich auch in Friedenszeiten schon gegeben. Durch den Krieg jedoch als Propagandasprache akut geworden wuchs sich die „falsche Herberge“, in die das Denken und Sprechen „mit Feuer“ gefahren war, zu einer höchst verderblichen Lügenwerkstatt aus. Walter Colsmann hielt die Propagandasprache noch 1917 für unentbehrlich, für eine „gleichsam kurze, handliche und treffsichere Waffe, wirksam wie das Hurra des Angreifers, wie der Kampfruf des Adlers und Falken.“¹⁹ Einen Autor wie Karl Kraus brachte sie als „Katastrophe der Phrasen“ zur Verzweiflung, zumal er beobachtete, dass mit der ideologischen Verfangenheit der Sprache nicht zufällig auch die Stilistik, Grammatik und Syntax in Gefangenschaft geraten war und verkümmerte. Zu dieser sprachlichen Verzerrung und Verunkrautung als Symptome geistiger Gefangenschaft und Absonderung legte Kraus 1937 ein posthum publiziertes, über 300-seitiges Buch mit einer Fülle von Anschauungsmaterial vor.²⁰ Bereits 1915 hatte er sich aus der Saarbrücker Volkszeitung stilistische Mängel eines journalistisch aufgemachten Armeebefehls des deutschen Kronprinzen notiert.²¹ 1933 und 1934 listete er die falschen Imperativbildungen aus der NS-Sprache und –Literatur auf.²² Nachdem er 1931 von einem Vortrag des späteren Germanisten Erich Heller vom 21. März in Prag gehört hatte, zitierte er in der „Fackel“ einen Absatz daraus. Heller hatte sich in

seiner Kritik an der Propagandasprache des NS-Apparates auf einen Paragraphen aus der Staatslehre des Konfuzius (551–479 v. Chr.) bezogen – wir haben diesen Text als ein Motto über dieses Buch gesetzt – und erklärt, der chinesische Rechtsphilosoph habe dort den Zusammenhang „zwischen einem falsch gesetzten Konjunktiv imperfekti²³ und einer dreckigen Gesinnung, zwischen einem fehlerhaften Satzgefüge und einem fehlerhaften Weltgefüge, zwischen einer Phrase und einem Massenmord“ aufgedeckt.²⁴ Das Zitat aus *Lun Yü*, Buch XIII, 3, Staatsregierung III, dem Abschnitt zur „Richtigstellung der Begriffe“ lautet folgendermaßen:

„Wenn die Begriffe nicht richtig sind, so stimmen die Worte nicht; stimmen die Worte nicht, so kommen die Werke nicht zustande; kommen die Werke nicht zustande, so gedeihen Moral und Kunst nicht; gedeihen Moral und Kunst nicht, so trifft die Justiz nicht; trifft die Justiz nicht, so weiß die Nation nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man nicht, daß in den Worten etwas in Unordnung sei. Das ist es, worauf alles ankommt.“²⁵

Ein solches Zitat öffnete – und deshalb druckte es Karl Kraus mit dem Kommentar Hellers 1931 in der Fackel Jg. XXXIII, Nr. 852–856, S. 48 f ab – den Blick nicht nur für die verderbliche Welterzeugung durch Sprache, sondern auch für die Koinzidenz von widerhumanen Vernormungen von Denkweisen der ideologiebestimmten, totalitären Systeme seiner Zeit und ihrer Wortunstimmigkeiten sowie Satzverkümmern.²⁶ Man mag diese bisweilen starke Pointierung grammatikalischer Quisquilien als übertriebene Empörung humanistischer „Schulfüchse“ (wie etwa dem damals unter Altphilologen verbreiteten „Antibarbarus“²⁷) belächeln oder mit dem skurrilen Entsetzen „biederer Schulmänner“ in Zusammenhang bringen, die so taten, als ob bei einem „*ut* mit dem Indikativ [...] der Grund ew’ger Gesetze“ wanke, „die mit des Pfeilers Kraft [...] die sittliche Welt“ trügen.²⁸ Kraus und Heller sahen jedoch das Zusammentreffen von ideologischer Verhetzung und „Sprachabtrünnigkeiten“ als nicht bloß zufällig an; hier waltete für sie eine Art unerbittlicher „Nemesis“. Falsche Konjunktive, „substanzlose Substantive“, ein inkorrekt gesetztes oder fehlendes Komma – im nationalen Appell „Deutschland erwache!“ fehlte es notorisch²⁹ –, ein verunglückter relativischer Anschluss³⁰: das mochten sonst Unachtsamkeiten, Äußerlichkeiten sein, die ab und zu jedem Menschen unterlaufen dürfen. Hier aber, in der ideologischen Gefangenschaft der Sprache, kam Tieferes, Abgrundgefährliches zum Vorschein. Hier machten sich die Verwahrlosungen und Verfallserscheinungen der Sprache als Indizien für die „unreinen geistigen Quellen“, als untrügliche Omina für die „Endstationen der Menschheit“ bemerkbar.³¹ Die Katastrophe der Phrase – desaströs in Geist wie „Grammatik“ (im weitesten Sinne) – wurde für Kraus und Heller geboren aus einem zwangsfixierten, sich unaufhörlich selbstverstrickenden, verwüsteten, verbogenen Denken, das sich in seiner sprachlichen Äußerung ebenso durch grammatikalische Verbogenheiten und Gestörtheiten verriet. Sir Robert Vansittart schrieb 1941 in seinem „Black Record“ über die deutsche Sprachverwilderung:

„Perhaps the most remarkable phenomenon of our time is the systematic German degradation of the German language to the permanent level of the barrack-square and Billingsgate.“³²

Den Theologen waren solche sprachlich-verräterischen Indizien aus der Bibel bekannt. Sie müssten sich an den Wortverfall der Propagandasprache in Israel erinnert haben (Jes. 5, 20), an einige Gerichtsreden des Alten Testaments, die darauf Bezug nahmen („Friede! Friede!“ – und ist doch nicht Friede!“ Jer. 6, 14, 8, 11; Hes. 13, 10.16). Auch in ihrer Schullektüre konnte ihnen die Kritik an der Propagandasprache nicht entgangen sein. Thukydides (460–395 v. Chr.) hatte in seinem Geschichtswerk darüber geklagt, dass man in den Reden des Peloponnesischen Krieges „den bislang gültigen Gebrauch der Namen für Tatsachen (την ειωθυιαν αξιωσιν των ονοματων εις τα εργα) nach Gutdünken vertauschte (αντηλλαξαν τη δικαιοσει)“, so dass sich die Verhaltensweisen verschlimmerten.³³ Auch hier ging es *mit falschem Sprachgefüge ins falsche Weltgefüge!* Das war es, was es nun auch 1914–1918 an der eigenen theologischen Dichter- und Propagandasprache festzustellen galt: dass diese sich nicht nur durch einige äußerlich erscheinende linguistische Unachtsamkeiten verriet, die überlasteten, abgehetzten und sich verhaspelnden Feldpredigern in Lazaretten und Schützengräben unterliefen, sondern dass sich diese Sprache auch selbst bezichtigte durch die zwischen Bücherwänden erkünstelten Konstruktions- und Sinnunfälle, wo erzwungene Reime, Wortungetüme, Bildergemeinde, übersteigerte Kontrastempfindungen³⁴ Menschen überführen, wenn die Moral querschlug, ins Abwegige rutschte und nicht bloß grammatikalisch im barbarisch falschen Modus strandete. Es gab auch angehende wie gestandene Theologen in der Heimat wie an der Front, die hiervon irritiert waren und es bemerkten: „Wie ekelhaft ist das hohle, von Wortmißgeburten wimmelnde, lärmende Geschrei!“³⁵

Die Kriegsliteratur überliefert beschämende Belege dafür, dass Theologen bis in die letzten Winkel und Verästelungen der kriegsästhetizistischen Verbalität hinein sogar den rüden Offiziersjargon der Casinos imitierten. Wenn man von den Militärs in der „Etappen-Menage“ hörte, dass nach „Metzelsuppe“ (Uhland)³⁶ und „Schlachtpastetchen mit Blutwurst“ als Eis-Dessert „Handgranaten“ und „Torpedos mit Schlagsahne“ serviert wurden³⁷, war das schon frivol genug. Im Katholischen Kasino in München hörte man aber am 31. Januar 1915, wie der schon eingangs zitierte „Bruder Willram“ (der katholische Pastor Anton Müller) die 30,5 cm Mörsergeschosse als „schwarze Zuckerhüte“ und „Prallines“ kulinarisierte.³⁸

Konnte man erwarten, dass damalige Theologen die Betrachtungen Jean Pauls zur „sittlichen Grazie der griechischen Poesie“ gelesen hatten, dass nämlich wahre Poesie nur mit Sittlichkeit zusammengehen würde, während „das Unsittliche [...] nie als solches poetisch“ sei? Das Unsittliche könne sich zwar, so Jean Paul, „durch irgendeine Zumischung [von] Kraft und Verstand“ ein hybrides poetisches Äußeres geben, bleibe aber als solches „unpoetisch“.³⁹ Bei Karl Kraus überführen sich von der ersten Szene seines Riesen-dramas „Die letzten Tage der Menschheit“ an die abscheulichen Charaktere in vielerlei Weise selbst durch ihre Zwangsfixierung auf eine tief verdorbene, charakterlose Sprache; „sie hängen sich gleichsam am Gerüst ihrer eigenen Worte auf.“⁴⁰ Zur Konvergenz von heiler Sprache und humaner Gesinnung, Ästhetik und Ethik berief sich Kraus 1925 auf John Ruskin (1819–1900); er zitierte aus dessen dritter Vorlesung „Kunst und Moral“ (aus den „*Lectures on Art*“, 1870):

„Alle Vorzüge einer Sprache wurzeln in der Moral. Sie wird deutlich, wenn der Sprecher wahrhaftig sein will, klar, wenn er mit Wohlwollen und dem Wunsche spricht, verstanden

zu werden, kraftvoll, wenn er ernst ist, anmutig, wenn er Sinn für Rhythmus und Ordnung besitzt. Die Sprache hat keine Vorzüge, die sich durch Kunst lernen lassen. [...] Deshalb auch sind die Grundgesetze einer schönen Sprache durch eine aufrichtige und gütige Sprache festgelegt worden. Nach den Gesetzen, die die Aufrichtigkeit gegeben hat, kann man später eine falsche, anscheinend schöne Sprache ableiten, doch ist jede solche Äußerung, sei es in der Rede oder in der Poesie, nicht nur ohne dauernde Kraft, sondern sie zerstört auch die Prinzipien, die sie sich zu Unrecht angeeignet hat. [...] Ein edler und richtiger Stil ist bis jetzt [...] immer nur aus einem aufrichtigen Herzen hervorgegangen.“⁴¹

Nicht nur Karl Kraus⁴², sondern auch 1917 Alfred Lemm (1889–1918) oder Walter von Molo (1880–1958)⁴³ brachten hier ihre Sprachkritik an; später, in der Aufarbeitung des Nationalsozialismus auch Victor Klemperer⁴⁴, Kurt Berger⁴⁵, Cornelia Berning⁴⁶, Albrecht Schöne⁴⁷, Konrad Ehlich⁴⁸, in der Nachkriegszeit auch Ingeborg Bachmann in ihren Frankfurter Vorlesungen⁴⁹ und Gedichten (sie prägte das Wort vom „faulen Zungenbett“⁵⁰) u. v. a., um nur einige wenige zu nennen. Wir erinnern an das Wort Jean-Paul Sartres von 1948: „Niemand [...] sollte auch nur einen Moment glauben, man könnte einen guten Roman zum Lobe des Antisemitismus schreiben“ („[...] *personne ne saurait supposer un instant qu'on puisse écrire un bon roman à la louange de l'antisémitisme*“.⁵¹) Auch Autoren, bei denen man – wie Bella Fromm, seit 1928 Kolumnistin bei der Vossischen Zeitung („Als Hitler mir die Hand küßte“) – solche präzisen Analysen hierzu weniger vermutet hätte⁵², haben diesen linguistischen Zusammenhang „zwischen dem Missbrauch der Sprache und dem Missbrauch von Menschenseelen und Menschenleibern“⁵³, den man nun ab 1914 und 1933 auch mit Schrecken in den Räumen der Kirche wahrnehmen konnte, zwingend dargelegt.

Diese „*captivitas babylonica*“, sich bis in die Verdorbenheiten der Sprache hinein „willig zum verlogenen Sprachrohr von nationalistischen Politikern und Militärs“ machen zu lassen⁵⁴, herrschte im Ersten Weltkrieg auf allen Seiten der Fronten vor. Michel Corday, ein französischer Beamter, machte am 16. September 1916 in seinem Tagebuch eine Aussage, die man genauso auf deutsche, englische, russische und italienische Verhältnisse übertragen konnte:

„Die französische Presse hat nie die Wahrheit enthüllt, nicht einmal diejenige, die trotz Zensur zu finden ist. Stattdessen wurden wir einem Bombardement wohlklingenden Palavers ausgesetzt, von grenzenlosem Optimismus, von systematischer Schwarzmalerei des Feindes, von einer Entschlossenheit, die Grausamkeiten des Kriegs zu verschweigen – und dann verschwand alles hinter einer Maske von moralisierendem Idealismus!“⁵⁵

Doch was tun gegen diese unordentliche, in der „*captivitas babylonica*“ abtrünnig gewordene Sprache? Wie war diese Gefangenschaft aufzubrechen, und mit welchem Heilmittel war die Sprache aus ihrer „falschen Herberge“ zu befreien? Es hat an solchen Versuchen der Heilung und Befreiung nicht gefehlt. Das Heilmittel war die Geltendmachung der Erfahrung, die „nur Eine, aber lange Kur, Ekel- und Vipernkur der Qual“, wie schon Jean Paul 1811 der Kriegslust verordnete.⁵⁶ Das in der Presse als „undeutsch-abstruse, belletristische Utopie“ verunglimpfte Buch von Wilhelm Lamszus (1881–1965)

war hier nur ein Anfang. In Lamszus' zeitnaher Schreckensvision vom Sommer 1912 „Das Menschenschlachthaus“⁵⁷, dessen Titel sich an Aischylos' Agamemnon (Zeile 1092) anschloss⁵⁸, hatten die Berichte über die bestialischen Vorkommnisse im Balkankrieg⁵⁹ seine Sprache gesättigt. Zwar kamen zu den Gräueln des Ersten Weltkriegs erst später die umfangreicheren, allgemein zugänglichen, realitätsnahen Erfahrungsberichte auf den Markt: Bücher wie „Das Grab der Welt“ (1919) von Paul Zech (1881–1946), der „Heeresbericht“ (1930) von Edlef Köppen (1893–1939).⁶⁰ Auch die Gedichte August Stramms (1874–1915) erschienen später; sie versuchten, mit ihrer „Tropfblut“-Sprache (1919), einem erfahrungsgesättigten Sprachmittel einsilbiger Wörter, dem „wohlklingenden Palaver“ der Gefangenschaftssprache zu enttrinnen. Dieses „expressionistische“ Stilmittel hatte schon Luther angewandt und damit die Säbel- und Schwerthiebe des Krieges nachgeahmt:

„Der-alt-böse-Feind
mit-Ernst-er's-jetzt-meint;
groß-Macht-und-viel-List ...“⁶¹

Dennoch: auch ab 1914 kursierten schon genügend Erfahrungsberichte aus der Feldpost- und Tagebuchliteratur, um die Zwangsfixierungen aufheben zu können, die „Katastrophe der Phrasen“ zu entlarven, den Kausalzusammenhang von Phrase und Massenmord offenzulegen, das Wort aus dem „faulen Zungenbett“ zu erlösen, die Begriffe neu zu ordnen, um mit richtigem Sprachgefüge aus dem „falschen Weltgefüge“ herauszukommen, um Ethik und Ästhetik der Rede wieder zusammenzubringen. Egon Erwin Kisch hielt hierzu am 1. April 1917 im „Spiegelsaal“ in Prag einen öffentlichen Vortrag über seine Kriegserlebnisse.⁶² Auch einzelne Vorlesungen von Karl Kraus wie die vom Februar 1915, als er aus nur „einem [einzigem] Tag aus der großen Zeit“ zitierte, konnten nicht deutlicher ausfallen, wenn er etwa den Zustand eines der Gesichtszermalmten des Ersten Weltkriegs schilderte. Berichterstatte des ersten Kriegsjahres wie Ludwig Ganghofer weigerten sich jedoch, gerade *dieses* „Grauen, Grube und Garn über dich, Bewohner der Erde!“ Jesajas (Jes. 24, 17 f; Jer. 48, 43 f), das man in den Lazaretten wahrnehmen konnte, zu schildern. Ganghofers Skribentenvorwitz – pro „Zeile um achtzig Batzen“⁶³ entlohnt – behauptete: „Wir alle wissen, was Leiden und Schmerz des Krieges heißt“; er schmückte die „*captivitas babylonica*“ lieber mit der „Blankheit des Lazarettes“, mit der „Ordnung und Sauberkeit“, in der die deutschen Ärzte und Schwestern vom Roten Kreuz mit „stillem, geduldigem Opfermut“ arbeiteten.⁶⁴ Das wahre Ausmaß dessen, „was in die Seele schneiden“ musste, verheimlichte er seinen Lesern wohlweislich ebenso wie die Zensur und Feldpresse, weil dies eine zu klare Absage an die Propagandasprache bedeutet hätte. Trotzdem: den belesenen Theologen und jedem vaterländisch Interessierten stand genügend Literatur auch schon von 1813–1815 und 1870–1871 zur Verfügung, in der über die Schrecken des Krieges, über Tod, Wunden, Schmutz, Typhus, Ruhr, Entkräftung, Erfrierungen berichtet wurde. Colmar von der Goltz' erinnerte 1883, siebenzig Jahre nach der Völkerschlacht bei Leipzig, in seinem Buch „Das Volk in Waffen“ daran, dass sich „auf dem Rückzuge von Jena nach Prenzlau alte Grenadiere die Gewehre gegenseitig auf die Brust setzten und losdrückten, nur um nicht weiter marschieren zu müssen.“⁶⁵ Auch Theodor Fontane hatte in seinem dreibändigen Werk „Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871“ dem siegesfrohen Leser

die Schreckbilder des Triumph-Krieges nicht erspart.⁶⁶ Die Theologen hatten auch die Kriegserinnerungen ihres elsässischen Amtsbruders Karl Klein (1838–1898) in der Hand gehabt. Es war ein Markstein in der deutschsprachigen Literatur nach der Reichseinigung gewesen, dass dieser elsässische Pfarrer mit seiner „Fröschweiler Chronik“ von 1876, für die er lange keinen Verleger fand, ein Antikriegs-„Volksbuch“ ersten Ranges geschaffen hatte. Meilenweit entfernt von beschaulichem Marlitt- und Gartenlaubenstil riss Klein, die Laster des so hochbejubelten Krieges vor den Richterstuhl der Geschichte. Geleitete Vergil noch in der *Divina Commedia* den Dichter Dante respektvoll durchs Inferno, zerrte Pfarrer Klein alle Kriegshetzer von nah und fern mitsamt den „Heraufbeschwörern“ von 1870 und den „Revanchepropheten“ seiner Zeit⁶⁷ hinter sich her, quer über das Fröschwiller Schlachtfeld⁶⁸, um ihnen das mimische Ergebnis ihrer Worte zu zeigen. Szene um Szene von Feuer und Blut türmte er aufeinander. Er ließ alle die, welche die „Schrecken und Greuel des Krieges nur vom Hörensagen“ kannten, wie Dante die Terrassen des immer tieferen Elends so herabklettern, als wäre es ihr eigenes. Klein vergaß nichts von den Martern und Qualen seines verwüsteten und leichenübersäten Kirchenkreises, um in die vermeintliche „bellezza“ belli die rohe, nackte Wirklichkeit hineinzuschreiben. Er nannte die Gräueltaten der Bayern⁶⁹ beim Namen, an welche die spätere Gräuelpropaganda der Belgier und Franzosen gegen Deutschland im Ersten Weltkrieg anknüpfte.⁷⁰ Einige Passagen aus seinem Buch, deren Tonfall 1876 wie die noch zu erwähnende Predigt Adolph Zahns über Jer. 31, 38–40 vom 20. November 1870⁷¹ unerreicht war, mögen hier genügen:

„Du mußt mit uns kommen. Schau, das war vorgestern dein Garten; da standen deine Blumen, die du mit Liebe gepflegt, dein Gemüse und deine Pflanzen, deren du in Hoffnung dich freutest. Nun ist alles dahin! zerrissen, zertreten, vernichtet! Da hinter der Gartenmauer hatten sich noch auf dem Rückzug die Turkos verschanzt – du hast sie ja gegen fünf Uhr noch brüllen hören wie wilde Tiere in der Wüste! Gib acht! da liegt einer, das Hirn aus dem Kopf geschossen – [...] dort unter dem Apfelbaum liegt noch einer, das Angesicht schrecklich verzerrt, den Mund voll Erde, die Hand krampfhaft auf die Brust gedrückt, wo die tödliche Kugel ihn getroffen! Du bebst zurück?

Da komm herüber und sieh, wie das Gartenhäuschen zugerichtet ist ... da muß furchtbar gestürmt und gerungen worden sein ... eine, zwei, drei, vier, fünf Leichen, lauter Afrikaner, eine große Hekatombe von Opfern ... Nicht wahr, das ist grauenhaft? Du kannst den Anblick solchen Würgens nicht ertragen?

Schau um dich her und sieh allenthalben die Schreckenspuren des gestrigen Tages. Da liegen bunt durcheinander zerbrochene Wagen, Gewehre, Bajonette, Säbel, zerrissene blutige Kleider, Zelte, Tschakos, Tornister, Gebetbücher, Photographien, tote, halb aufgezehrte Schlachttiere, Geflügel, verschüttete Speisen, Kochgeschirre, Fässer, Säcke, kurz alles, was ein Heer haben und verlieren kann. Da liegen einzeln und haufenweise die toten, bereits hochaufgeschwollenen Pferde jener unglücklichen Kürassiere [...]. Da liegen die Söhne beider Nationen scharenweise an manchen Stellen [...] zu Hunderten, Mann an Mann, auch Hand in Hand, mit gebrochenem Herzen – dahingemäht in der Kraft und Blüte des Lebens, dahingefahren – (wer weiß? wie mancher) ohne Gebet, ohne Vergebung der Sünden, ohne Auferstehungshoffnung zum ewigen Leben. Nicht wahr, es wird dir schaurig auf diesem Totengefilde?

Komm nur, du hast das gräßlichste noch nicht gesehen: laß uns wandeln durch die Leichenreihen, damit deine Seele erschüttert werde zu gründlichem Selbstgericht und heilsamer Todesbereitschaft auf dein Leben lang und du zu deinen Kindern und Kindeskindern Zeugnis geben könntest von den Schrecknissen dieser Tage. Da siehe diese verstümmelten Leiber ... Dem einen ist ein Arm oder Bein abgeschlagen, dem anderen der ganze Kopf vom Rumpf geschossen; einem dritten die Hirnschale in Stücke zerschmettert; einem vierten der Leib aufgerissen, daß die Eingeweide verschüttet liegen. Ja wahrlich: ‚Der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.‘ [...] Der Granatsplitter, die Kugel hat sie mörderisch getroffen, die Hirnschale zerschlagen, die Kinnlade weggerissen, den Arm oder auch beide Beine zerschmettert, die Lungen durchbohrt, die Eingeweide durchschossen, den Oberschenkel, die Beine zertrümmert. Das sind die Bejammernswerten ... O diese Marterbilder; sie möchten sterben und werden sterben, aber die Angst und die Schmerzen, die entsetzlichen Schmerzen tage-, wochen-, vielleicht monatelang bis zum endlichen Tode! [...]

Und wir stehen da, gehen von einer Marterhöhle zur andern und sehen zu ... wir sehen die verstümmelten Leiber vor der Fieberhitze sich krümmen, die aufgehobenen Hände hilflos zurückfallen, die starren Augen im Tode brechen – wir sehen es, und können nicht helfen. O, wer solches noch nicht erfahren hat, der kann wohl daheim über Krieg und Sieg viel phantasieren, er hat aber noch nicht aus der Tiefe rufen gelernt: ‚Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten.‘ [...] Im Hofe steht der Operationstisch; da werden, in schweren Fällen, die Menschenleiber darauf gelegt und die zerschmetterten Glieder, Arme und Beine, fallen unter der Säge, wie Holzsplitter unter der Axt des Waldmanns. Da gibt's Auftritte! Marterbilder! Wehgeschrei! [...] Es sind immer noch viele solcher Bejammernswerter in unserer Mitte; die ärmsten, mühseligsten von allen! Durch die Brust, den Leib, den Oberschenkel geschossen; an Armen und Beinen zu Krüppeln verstümmelt. Was die schon gelitten haben und noch leiden werden, bis der Todesbote endlich einkehrt und ihrem qualvollen Martyrium ein Ende macht!

Ach, wenn man so in die Lazarette hineinkommt und sieht diese hageren abgemagerten Gestalten, diese hochgeschwellenen gräßlichen Wundenmale und schaut hinein in die bleichen Angesichter, in die großen starren Augen [...], wenn man so zusehen muß, wie diese Jünglinge in hoffnungslosem Siechtum langsam verschmachten, buchstäblich verjauchen ... da lernt man so recht lebendig mitfühlen und mitleiden des Krieges Weh und Jammer.⁶⁷²

*„Wenn sie nur alle da wären, jene fluchwürdigen Missetäter, welche dieses Blutbad heraufbeschworen haben und hineinschauen müßten in die bleichen Angesichter all dieser Erschlagenen! O sie würden mit Kainsangst von dannen fliehen und unter dem Bann ihrer Verworfenheit in den tiefsten Abgrund versinken. Und wenn sie nur auch da wären alle die kriegslustigen Revanchepropheten, diese heillosen Träumer, und miterleben müßten, nur einmal! die Schrecken und Greuel solchen Blutvergießens ... sie würden mit Scham und Entsetzen an ihre Brust schlagen und das Würgen satt bekommen in Ewigkeit.“*⁶⁷³

Als Kleins Werk dann pünktlich zum Kriegsbeginn 1914 in vierunddreißigster Auflage erschien, vermochte es nicht, die Kriegswilligen aus ihrer geistigen Gefangenschaft zu holen und umzustimmen; im Gegenteil: die Kriegsbesessenheit brachte es mit sich, dass man sein Anti-Kriegs-Buch gegen den Strich las, da sich Klein auch die „Preußenhasser“ und Revanchisten im Elsass vorgeknöpft und außerdem die deutsche Überlegenheit im

Krieg allzu bewundernd beschrieben hatte.⁷⁴ Wer aber waren die von ihm genannten „fluchwürdigen Missetäter“ des Wortes? Karl Klein zählte wie Horaz in seiner Satire I, 4, 25 ff die Klasse der „Hirnwütigen“ auf; er nannte Dichter, Feuilletonisten, einen *commis voyageur* (Reisevertreter), Beamte, Wissenschaftler, Kulturkämpfer, wozu nicht zuletzt auch Prediger und Universitätstheologen gehörten. Seine Imperative „Komm nur und schau!“ setzte Klein dann fort mit dem Imperativ an seine Leser, auf die sprachliche Besessenheit dieser „Hirnwütigen“ zu hören:

„Horch! wie er[, einer von diesen vielen]
 schilt,
 schimpft,
 flucht,
 lästert,
 haut,
 sticht,
 schießt,
 sengt,
 brennt,
 tötet, ausrottet ohne Pardon noch Erbarmen!“⁷⁵

Klein ahmt in der Einsilben-Rhythmik nach, wie rücksichtslos ihr „Zungentotschlag“ ist, wie ihre Worte fallen wie Säbelhiebe, wie sie das Blut tropfen machen. Er findet dafür wie Horaz keinen anderen Ausdruck als den des „*sideraticius*“, des „Hirnwütigen“, der wie ein stößiger Bulle jeden und jedes attackiert und dem man im Alten Rom zum Schutz der Passanten Heu auf die Hörner band. „*Faenum habet in cornu*“.⁷⁶ Klein verglich sie – ähnlich wie Kurt Tucholsky später⁷⁷ – mit Vierbeinern, die unter der Sonnenglut vom Dummkoller befallen werden, „durchgehen“ und Zusammenstöße verursachen. Er empfahl wie Horaz, um diese einen weiten Bogen zu machen: „*longe fuge!*“, „fliehe weit!“ (I, 4, 42), ähnlich wie man es in damaligen französischen Schulbüchern riet: „*fuyez les mauvais camarades*“.⁷⁸ Dennoch, die Frage blieb: Wie war solchen „Hirnverbrannten“ beizukommen, wie hätte man sie aus der „falschen Herberge“ ihrer Gedanken, die in sie gegangen war, herausführen können?

Das Würgen satt bekommen in Ewigkeit? Erschüttert werden zu gründlichem Selbstgericht?
 Auch Strafandrohungen für die Nachkriegszeit, die Wortverbrecher sich einmal selber reden hören zu lassen, verfangen nicht. Karl Kraus mutmaßte nach dem Krieg, 1925, im Rückblick auf die aus trüben Gossen hochgeschäumten Schandverse des Ersten Weltkriegs⁷⁹, dass

„[...] keine größere Tortur für das gesamte Dichter- und Literatenpack der Zentralstaaten ausgesonnen werden könnte, als wenn man heute Satz für Satz abdruckte, was es damals so zwischen 1914–1916 – denn dann setzte doch das Kuschen ein – zusammengeschmiert hat, teils aus benebelter Dummheit, teils aus der Spekulation, durch die Anpreisung fremden Heldentodes sich den eigenen zu ersparen. [...] Immerhin sollte man jetzt, da sie bereits wissen, daß wir noch nicht gesiegt haben, wenigstens die Einrichtung haben, daß sie gezwungen

sind, an jedem Jahrestag des Kriegsbeginns sich von mir vorlesen zu lassen, was sie damals geschrieben haben.“⁸⁰

Und Kraus riet in seiner Verzweiflung – im Anschluss an Luther⁸¹ – auch dazu, diese lästerlichen Redner im Angesicht der Kriegsversehrten auspeitschen zu lassen.⁸² Wollte er sie körperlich fühlen lassen, wie aufpeitschende Worte wirken können? Auch Erich Kästner überlegte sich noch 1929, einen Pfarrer zu ohrfeigen, der „seinerzeit“ (im Ersten Weltkrieg) gepredigt hatte, dass Jesus im Krieg auf der deutschen Frontseite das Maschinengewehr bedient hätte. Er fragte nach dessen Adresse („[...] Kann keiner des Pastors Adresse besorgen?“) und versprach, wenn er sie erführe, „noch morgen“ hinzufahren und ihm „Ohrfeigen anzubieten.“⁸³ Der höflich verklausulierte Ausdruck „Ohrfeigen anbieten“ scheint allerdings ein Terminus der militärischen Insubordination gegen Vorgesetzte gewesen zu sein.⁸⁴

Das Würgen satt bekommen in Ewigkeit? Bald nach 1918 lebten dieselben widermenschlich kriegsverherrlichenden Zwangsfixierungen wieder auf. Ihre Tiraden gewannen wieder Fleisch und Blut. Die tonangebenden nationalkonservativen Literatenkreise empfanden es keineswegs als Tortur, sie aufs Neue anzuhören und niederzuschreiben. Im Gegenteil: wieder begaben sie sich in die Babylonische Gefangenschaft und rechtfertigten, glorifizierten und verheiligten einen Weltkrieg. 1946, nach dem Zweiten Weltkrieg, machte Hermann Kasack (1896–1966), der „Dante des 20. Jahrhunderts“, in seinem Roman „Stadt hinter dem Strom“ die Strafe wahr, die Kraus angedroht hatte. Er zeigte die Kriegswortemacher, die „Demagogen, die Staatstyrannen und Großsprecher“ von 1939–1945 in ihrer Gefangenschaft, ihrer ideologischen Kerkerhaft; er ließ sie einen Blick tun auf den für sie von der Vorsehung bereitgehaltenen Strafort im Orkus. Er wandte die literarische Tradition der Lachmotivik, der „Karnevals-Hölle“ an, mit der man die irdischen Frevler für das Strafgericht im Jenseits doubliert⁸⁵ und die – analog zu Dantes *Commedia* – skurril, amüsant und zugleich hohnvoll klingenden Strafen als eins-zu-eins Heimzahlungen schildert. Die Wortverbrecher, so Kasack, würden entlang einer abgrenzenden Mauer zur Schau gestellt; in ihrer verlogenen Sprache eingekerkert würden sie dort lustig in ihren Käfigen baumeln,

„die, von mäßigem Ausmaß, aus festen, mit Stacheldraht verbundenen Eisenstangen bestanden. Statt des Daches war ebenfalls ein Drahtgeflecht gespannt, so daß das scharfe Licht den luftigen Raum in schachbrettartige Würfel zerlegte. Soweit Robert⁸⁶ erkennen konnte, schwebte in jedem Käfige, wie man sie für Raubzeug in zoologischen Gärten hält, ein riesiger gelbgleißender Grammophontrichter, aus dem [...] ein wildes Getön drang. Die Menschen, die einzeln in den Käfigen hockten, versuchten beide Handballen gegen die Ohren zu pressen, um der Stimme aus dem Trichter zu entgehen. [...] ‚Von alters her‘, hörte er den Sekretär ihm ins Ohr sagen, ‚befindet sich dort die eingezäunte Stelle, wo die Demagogen, die Staatstyrannen und Großsprecher tagaus, tagein ihre eigenen Reden sich anhören müssen, mit denen sie einst ihr Volk verführt und aufgehetzt haben. [...] Sehen Sie nur, wie der eine seine eitlen Lippen bewegt und noch immer die Worte nachbetet und der andere im Nebenkäfig wie ein Jahrmarktsschreier die Augen rollt und alle Posen wiederholen muß, die er bei seinen Reden anwandte! [...] Der Sekretär machte Robert auf den Wärter aufmerk-

sam, der einen Käfig nach dem andern mit Schrubber und Eimer betrat und das Speichelgift entfernte, das aus dem Sprechtrichter unaufhörlich abgetropft war.“⁸⁷

Erschüttert werden zu gründlichem Selbstgericht? Die Kriegstheologen selbst aber – so weit geht ihre „captivitas babylonica“ – dürften über die Androhung solcher Strafinstanz jenseits des Todes lachen. Der Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess (1946) zeigte es. Ihre Worte nicht bedauernd – „schließlich klatschten [...] die Eingekäfigten dem Erguß ihrer eigenen Lächerlichkeit Beifall“⁸⁸ –, haben sie sich in den Paragraphen ihrer Kriegstheologie seit jeher einen eigenen Kriegerhimmel gesichert. – Abraham hatte, so erzählt die Bibel, dem in Purpur und Leinen gekleideten Reichen einst vom Jenseits aus zugerufen: „Sie haben Mose und die Propheten; die sollen sie hören!“ Der Reiche hatte ihn um seiner fünf Brüder willen angefleht: „Nein, Vater Abraham, [das genügt nicht]! Sondern nur, wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, dann würden sie Buße tun.“ Jedoch widersprach Abraham diesem Ratschlag: „Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn jemand von den Toten auferstünde.“ (Luk. 16, 19–31).

2) „Jr wort frisst umb sich wie der krebs“ – Luthers „Schönes Confitemini“ – Kritik an der kriegstheologischen Priesterkunst

Martin Luther, der 1520 sein „Vorspiel: Vom babylonischen Gefängnis der Kirche“ drucken ließ⁸⁹, bezeichnete in mehreren seiner Schriften den kritischen Punkt, bei welchem die Theologenworte auf Schleichwege und Nebengassen abirrten und in Unordnung gerieten. Neben seinem Hinweis im Kleinen Katechismus auf das „ander“ der „zehen Gebot“: „Du sollt den Namen Deines Gottes nicht unnützlich fuhren“⁹⁰ (Ex. 20, 7; Deut. 5, 11), oder auf Jesaja: „Der Name Gottes wird täglich gelästert“ (Jes. 52, 5), verurteilte Luther auch in einem seiner zentralen Texte, in der sogar in manchen Sonntagsgottesdiensten traditionell verlesenen ersten Vater-Unser-Bitte⁹¹, den Missbrauch des Gottesnamens. Er bat Gott:

„Zerstöre und vertilge die gewel, Abgötterey und Ketzerey [...] aller falschen lerer oder rottengeister, die deinen namen felschlich füren und so schendlich misbrauchen und gewelich lestern, sagen und rhümen, es sey dein wort und der kirchen gebot, so es doch des teufels lügen und triegerey ist, damit sie unter deinem namen so viel armer seelen jemerlich verfüren jnn der gantzen welt und darüber auch tödten, unschuldich blut vergiessen und verfolgen, [und] meinen dir damit einen Gotts dienst zu thun. Lieber Herr Gott, hie bekere und wehre. Bekere die, so noch sollen bekeret werden, das sie mit uns und wir mit jnen deinen namen heiligen und preisen, beide, mit rechter reiner leere und gutem heiligen leben, Wehre aber denen, die sich nicht bekeren wöllen, das sie auff hören müssen, deinen heiligen namen zu misbrauchen, schenden und entehren und die armen leute zu verfüren, Amen.“⁹²

Aber neben Luther wären hier auch Goethe, Schiller, Nietzsche, Friedrich der Große und viele andere zu erwähnen. Goethe, der sich auffällig scheute, den Namen „Gott“ auszusprechen⁹³, verschmähte die Nennung Gottes als „Supplement“ menschlicher „Arm-seligkeit“⁹⁴:

„Die Leute traktieren ihn [= Gott] [...], als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der *Herr* Gott, der *liebe* Gott, der *gute* Gott. Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.“⁹⁵

Unbekannt war den belesenen Kriegstheologen sicherlich auch nicht die Ermahnung der „Kapuzinerpredigt“ aus Schillers „Wallensteins Lager“; der Kapuzinermönch predigte:

„Es ist ein Gebot: Du sollst den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel auskramen,
Und wo hört man mehr blasphemieren,
Als hier in den Friedländischen Kriegsquartieren? [...]
Muß man den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Helf Gott!
Als zu einem Kreuz Sackerlot!“⁹⁶

Die theologische Unsitte, das *Ineffabile* des Gottesnamens dem Kriegszweck aus dekorativen Absichten anzustücken, hatte auch Friedrich der Große, als er noch Kronprinz war, im „Antimachiavell“ verschiedentlich getadelt:

„Ferdinand von Aragonien begnügte sich nicht damit, offen und ehrlich das Kriegshandwerk zu treiben, sondern er benutzte als Deckmantel für seine Pläne die Religion. War dieser König wirklich fromm, so beging er eine lästerliche Entweihung des Heiligen, indem er die Sache Gottes zum Vorwand nahm, um seinen wilden Leidenschaften zu folgen. War er nicht gläubig, so handelte er gar als Betrüger und Schuft, indem er durch sein heuchlerisches Tun den frommen Glauben des Volkes mißbrauchte, um seinen Machthunger zu stillen. [...] Im übrigen ist kein Wort zu scharf für den verbrecherischen Mißbrauch, der sich für jegliches Tun die Worte: Gerechtigkeit und Billigkeit anmaßt, der sich der gottlosen Lästerung nicht schämt und mit seinem abscheulichen Machtstreben sich hinter den Namen des Höchsten steckt. Es gehört eine grenzenlose Verruchtheit dazu, die Welt mit so dreistem Vorgeben betrügen zu wollen.“⁹⁷

Sich Gottes quasi als „Dienstbote[n], als Briefträger“ eigener Machtinteressen zu bedienen, bespöttelte Nietzsche im „Antichristen“ und hatte zur Unsauberkeit der (kriegs)theologischen Exegese hinzugefügt:

„Die Art, wie ein Theolog, gleichgültig ob in Berlin oder in Rom, ein ‚Schriftwort‘ auslegt oder ein Erlebniss, einen Sieg des vaterländischen Heers zum Beispiel unter der höheren Beleuchtung der Psalmen Davids, ist immer dergestalt *kühn*, dass ein Philolog dabei an allen Wänden emporläuft.“⁹⁸

Der französische Politiker und Schriftsteller Denys Cochin (1851–1922) scherzte mit-ten im Ersten Weltkrieg über den „deutschen Gott: er sei in Deutschland ein „richtiger

Staatsbeamter“ geworden: man sei versucht, „ihn ‚v[on] Gott‘ zu nennen.“⁹⁹ Tucholsky bezeichnete ihn 1924 als „den von den Kirchen in Landesfarben angestrichenen Herrgott“¹⁰⁰ und schrieb zuvor, 1920, dass Gott „im Preußenhimmel“ schon selbst im berlinernden Ton verlaublich habe:

„Wissen Se – is doch 'n janz anderer Zug im Himmel, seitdem mich Willem zum preußischen lieben Gott ernannt hat. Der hohe Alliierte droben, hat er immer jesagt.“¹⁰¹

Erich Kästner reimte nach dem Ersten Weltkrieg, dass nach dem gewonnenen Krieg, der Himmel „national“ geworden wäre; die Pfarrer würden „Epauletten tragen“ und Gott „wär' ein deutscher General. [...]“¹⁰² Ähnlich satirisch Robert Musil: In „Kknien“ sollten die Geistlichen beim nächsten Konkordat Säbel oder Degen bekommen.¹⁰³ –

Gewiss ist es einfach, nach rund einhundert Jahren die Kriegsprediger und Kriegsliturgiker, die Kriegskulturphilosophen und Kriegslyriker zu ketzermaledeien. „Wir Heutigen“, mahnt Günter Brakelmann in einem Vortrag zum Kriegsausbruch 1939, was auch auf die Kriegstheologen von 1914–1918 anzuwenden ist:

„sollten nun kein billiges Gericht über diesen dunklen Abschnitt der Kirchengeschichte halten, sondern kritisch fragen, ob die heutige Christenheit und die heutigen Kirchen ihrem Auftrag gerecht werden, in der Bindung an Schrift und Bekenntnis die heutige Weltlage zu interpretieren und sich durch ihre weltlichen Christen für eine sach- und menschengerechtere Ordnung dieser Welt zu engagieren.“¹⁰⁴

Gleichwohl mangelte es schon 1914 nicht an zeitgenössischen Urteilen zu den Wortemachern des Krieges – positive wie negative. Otto Baumgarten bescheinigte in seiner Kurzrezension zum dritten Band Arpers und Zillessens „Durchhalten!“ den beiden Herausgebern – und somit allen Dichtern und Philosophen, Theologen und Intellektuellen, die dort zitiert wurden – das „tiefste Miterleben der großen schweren Zeit“, das in der „hier versuchten Einigung von christlich und national, von Andacht und kriegerischer Stimmung, von biblischer und moderner Sprache“, in der „Aufnahme von Zeitliedern und vaterländischen Worten in die alten liturgischen Sätze“ und der „freien Kombination entlegener Schriftstellen“ zum Ausdruck käme.¹⁰⁵ Sowohl Arper (Jena, 1918) als auch Zillesen (Bonn, 1917) wurden noch im Krieg für ihre Verdienste auf dem Gebiet der Liturgik mit dem Ehrendoktor ausgezeichnet.¹⁰⁶ Auf der anderen Seite existierten auch genügend Stimmen, die unter demselben Einfluss des seit den Freiheitskriegen herrschenden kriegsaffirmativen Sinnkontinuums aufgewachsen waren und doch gegen das geistige Elend der Kriegsbegeisterung protestierten – wie etwa Franz Werfel (1890–1945) in seinem Aufsatz über die „Wortemacher des Krieges“ unmittelbar nach Kriegsausbruch:

Die Wortemacher des Krieges

„Erhabene Zeit! Des Geistes Haus zerschossen
Mit spitzem Jammer in die Lüfte sticht.
Doch aus den Rinnen, Ritzen, Kellern, Gossen,
Befreit und jauchzend das Geziefer bricht.

Das Einzige, wofür wir einig lebten,
Des Brudertums in uns das tiefe Fest,
Wenn wir vor tausend Himmeln niederbeben,
Ist nun der Raub für eine Rattenpest.¹⁰⁷

Die Tröpfe lallen, und die Streber krächzen,
Und nennen Mannheit ihren alten Kot.
Daß nur die fetten Weiber ihnen lechzen,
Wölbt sich die Ordensbrust ins Morgenrot.

Die Dummheit hat sich der Gewalt geliehn,
Die Bestie darf hassen und sie singt.
Ach, der Geruch der Lüge ist gediehen,
Daß er den Duft des Blutes überstinkt.

Das alte Lied! Die Unschuld muß verbluten,
Indes die Frechheit einen Sinn erschwitzt.
Und eh nicht die Gerichts-Posaunen tuten,
Ist nur Verzweiflung, was der Mensch besitzt.¹⁰⁸

Kriegspredigten, Kriegspädagogik, „Kriegsagenden“, Kriegsslyrik waren somit nicht das Resultat einer unentrinnbaren Gefangenschaft, einer Zwangsfixierung, der sich schon im August 1914 kein denkender, „mit sich selbst strengerer Mensch“¹⁰⁹ hätte entziehen können. „Ich bin verzweifelt“, notierte Romain Rolland (1866–1944) am 3. August 1914 in sein Tagebuch: „Am liebsten wäre ich tot. Es ist schrecklich, inmitten dieser geistesgestörten Menschheit („*humanité démente*“) leben und ohnmächtig dem Bankrott dieser Zivilisation beiwohnen zu müssen.“¹¹⁰ Ähnlich äußerte sich auch Lamszus noch 1919: „Wie in ein Irrenhaus sind wir in diesen Krieg gezogen, und Geistesranke waren wir, eh noch der erste Schuss gefallen!“¹¹¹ Der italo-amerikanische Infanterist Vincenzo d'Aquila, 21 Jahre, wurde am 26. Januar 1916 von der Front weg in die Nervenheilanstalt San Osvaldo gebracht; er selbst erklärte jedoch, dass die Welt, nicht aber er, wahnsinnig sei.¹¹² Andreas Latzko (1876–1943) erzählt in „Menschen im Krieg“ (1917) von einem Oberleutnant der Reserve namens Otto Kadar, der auf seinem Sterbelager im Lazarett die Vision hatte, dass man allen Frontsoldaten vor ihrem Einsatz die Köpfe abgeschraubt und durch eine Grammophon-Platte mit dem Rakoczy-Marsch ersetzt habe.¹¹³

Was sich in den Kriegspredigten, in den „Kriegsagenden“, in der Kriegsslyrik abspielte, war zweifellos Teil solcher „Geistesstörung“, die sich „einen Sinn erschwitzte“, sich „der Gewalt auslieh“, „des Geistes Haus zerschoss“. Unter der Glocke der metaphysischen Selbstentmündigung durch die im deutschen Idealismus gesetzten Aprioritäten war – wie oben schon verschiedentlich erwähnt¹¹⁴ – eine monströse, mörderische Denkungsart entstanden: ein Geisterreich aus irrationalen Mythen deutscher Auserwähltheit durch Gott, aus endzeitlich ausgerichtetem deutschen Sendungs- und Welterlösungsauftrag, aus einer allem Deutschen anerschaffenen biologisch-völkischen Höherwertigkeit. In solcher Gefangenschaft, „Tendenz zum intellektuellen Abgrund“¹¹⁵, konnte ein akademisch gebildeter Ästhet, der selbst auf handgeschöpftem Büttenpapier Texte des derben

Wiener Volkspredigers Abraham a Santa Clara, Hans Sachs' und Ulrich von Hutten ediert hatte¹¹⁶, den Flammensturm der Löwener Bibliothek als Wiederkehr der Feuer säule Gottes rühmen, die ehemals Israel voranzog, ein anderer, ein Danziger Pfarrer, das Goethe'sche „Stirb und Werde!“ als unerschöpflichen Born der deutschen Volkskraft und gottverhängtes Leichensoll für das „Paternoster des Todes“ an der Westfront besingen. „Uns ist kein reicheres Schatzkästlein von Kriegsdichtungen bekannt“, belobigte Otto Baumgarten gleichwohl die von Arper und Zillesen im dritten Band der Kriegssagende zusammengetragenen Gebete und Zeitlieder¹¹⁷, in denen seitenweise radauhaftes Pathos und vermessener Selbstvergottungston Regie führten, um die nötige „Seelen-Munition“ für „unsers Herrgotts Schützengraben“¹¹⁸ anzuliefern. Philipp Witkop forderte gar die Aufnahme solcher Kriegsliteratur in die Schullesebücher¹¹⁹, Heinrich Spanuth trat für den Gebrauch dieser „Schatzkammer deutscher Dichter-Denker“ im Religionsunterricht ein.¹²⁰ Das törichte Ausmaß der theologischen Gefangenschaft, der Verrantheit in eine theologische Selbstkompromittierung¹²¹ wurde offenkundig, als man zuließ, dass Kirche und Kaserne, Kant und Krupp¹²², Bethlehem und Potsdam¹²³, Jordan und Rhein¹²⁴, Golgotha und Heldentod, Heiliger Geist und heiliger Hass, Evangelium und Feldgeschrei eine „peinliche Mischung“ eingingen, so als ob Christus jemals selbst im deutschen Schützengraben stehend das Schießkommando geben könnte – auch dies, wie wir wissen, kein unübliches Postkartenmotiv (s. o. Abb. 4).¹²⁵

* * * * *

Luther, dem an der Befreiung der Kirche aus ihrer „Babylonischen Gefangenschaft“ lag, hätte hier mit den Regeln schriftgemäßer Exegese und Hermeneutik eingesetzt. Daher seien denn an dieser Stelle anhand der Schriftbehandlung Luthers die *drei* hauptsächlichen häretischen Gravamina der theologischen Gefangenschaftshermeneutik benannt, mit der 1914–1918 alle Seinsbereiche des Krieges unter Missbrauch des Gottesnamens in den Deutschen Erwählungs- und Machtanspruch, in die – wie 1916 Ricarda Huch in „Luthers Glaube“ formulierte¹²⁶ – „aus ihrem Eigenen redend“ in selbstische, luziferische Ich-Setzung hineingezwungen wurden. Luther hatte beobachtet:

„Denn wie wol alle Ketzer jre lügen und jrthum fein wissen mit der schrift zu schmücken und da durch den leuten ein spieglefchten machen, das sie meinen, es sey lauter warheit, und bald mercklichen, grossen schaden thun, den jr wort (spricht S. Paul [2. Tim. 2, 17]) frisst umb sich wie der krebs, Doch gleichwol kann jr thorheit nicht lang ein bestand haben, sie mus mit der zeit an tag komen. Ursach: sie lassen Gottes wort faren oder deuten nach jrem gefallen, das es jnen heissen mus, was sie wollen, Inn summa: sie nemen etwas sonderlichs für, erdichten jnen ein eigen glauben an Gottes wort und bilden oder formieren jnen einen sonderlichen Gott, nicht wie jn die schrift malet, sondern nach jren gedanken, der sol jm den gefallen lassen jr lere und leben als allein heilig und Göttlich, was andere lernen und thun (wenn sie noch zehenmal die schrift für sich hetten) so mus unrecht und sunde sein. Das mercken mit der zeit die Christen und hüten sich vor jnen.“¹²⁷

Die beste Gelegenheit für eine Intervention Luthers gibt vielleicht der am 15. Dezember 1914 in der Singakademie in Berlin gehaltene Vortrag des international anerkannten

Assyriologen Friedrich Delitzsch (1850–1922) „Psalmworte für die Gegenwart“. In diesem Vortrag legte sich Delitzsch ein Florilegium von Psalmenversen zurecht¹²⁸, die hauptsächlich dem Psalm 118 entnommen waren. Delitzsch interpretierte sie dergestalt, dass sie – aus dem jeweiligen Zusammenhang gelöst und unterschiedslos auf das zweite vorchristliche Jahrhundert datiert¹²⁹ – unmittelbar so lebendig wirkten, als seien sie, obwohl sie aus der Zeit der makkabäischen Freiheitskriege (166/165 v. Chr.) stammten, in göttlicher Vorsehung eigentlich für das vermeintlich gegenwärtige Eschaton der Deutschen im Weltkrieg geschrieben worden.¹³⁰ Auf dem Höhepunkt seiner Vision von endzeitlicher Verschränkung der israelitischen und deutschen Geschichte angelangt, redete sich Delitzsch dermaßen in Rage, dass er sich nicht scheute, zur Evidenzierung seiner Worte auch noch auf Dan. 10, 21 und Offb. 12, 7–9, wo vom Engelfürsten Michael die Rede ist, anzuspielden und dabei krähwinkliadische Gleichsetzungen zu gebrauchen: Der „deutsche Michel“ träte jetzt dem perfiden Albion (= England) als „der heilige Michael“ entgegen „mit dem flammenden Schwerte, triumphierend über die gefallene Engelwelt und über alle Ausgeburten der Hölle.“¹³¹

Es ist nun, als wäre Luther bei diesem Vortrag selbst dabei gewesen und hätte nach Anhörung des Vortrags von Delitzsch sich in seinem „*Schönen Confitemini*“¹³² daran gemacht, die von Friedrich Delitzsch vorgeführte bellikose Verquickung von Psalm und Politik gerade anhand dieses hier so stark malträtierten Psalms 118 zu zerpfücken. Auch Luther hatte eben diesen selben Psalm Wort für Wort ganz so auf sich bezogen, als ob dieser Psalm gerade nur für ihn in der Voraussicht göttlicher Gnade geschrieben worden sei – weshalb er diesen, der sein Lieblingspsalm wurde, auch „das schöne Confitemini“ genannt hatte. Er schrieb 1530:

„Denn, Es ist mein Psalm, den ich lieb habe, wie wol der gantze Psalter und die heilige schrifft gar, mir lieb ist, als die mein einiger trost und leben ist. So bin ich doch sonderlich an diesen Psalmen geraten, das er mus mein heissen und sein. Denn er sich auch redlich umb mich gar offt verdienet und mir aus manchen grossen noeten geholffen hat, da mir sonst widder Keiser, Koenige, weisen, klugen, heiligen hetten muegen helfen, Und ist mir lieber denn des Bapsts, Tuercken, Keiser und aller welt ehre, gut und gewalt, wolt auch gar ungern umb diesen Psalmen mit jhn alle sampt beuten [= tauschen].“¹³³

Dieser Selbstbezug auf ein Schriftwort hat nun in der Tat hermeneutisch nichts Illegitimes, solange man – und darauf legte Luther großen Wert – etwas Entscheidendes hinzufügt, das die theologischen „Wortemacher des Krieges“ in ihrem Schriftverständnis übersahen und in ihrer Luther-Lektüre hartnäckig übersprungen hatten:

„Ob aber jemand mich seltzam wuerd ansehen, das ich diesen Psalm fur meinen Psalm rhueme, der doch aller welt gemein ist. *Der sol wissen, das der Psalm damit niemand genomen ist, das er mein ist.* Christus ist auch mein: Bleibt gleich wol allen heiligen der selbige Christus. *Ich will nicht eyvern [= eifern], sondern ein froelicher mit teiler sein.* Und wolt Gott, das alle welt den Psalmen also fur den seinen anspreche wie ich. Das solt der freundlichste zanck werden, dem kaum jrgent eine eintrectigkeit und liebe zuvergleichen sein solt.“¹³⁴

a) Der hermeneutische Sündenfall der kriegstheologischen Schriftexegese bestand *erstens* darin, dass sie den Bibeltext nicht als Exempel, „welchs *allen* heiligen [= Gläubigen] eben ist, sie seien vor odder nach Christo gewest“¹³⁵, ansahen, sondern ihn in aequivo-kativem Sinn als Eigenbesitz ihres von Gott bevorzugten Volkes reklamierten, womit sie ihn anderen Völkern und Nationen entwendeten. So sinnverengend wäre kein Bergmann vorgegangen, der z. B. nach dem „Elsässischen Kirchenbuch“ Julius Smends beim kirchlichen Bergmannsfest die Verse Ps. 23, 4; 40, 3; 71, 20; 95, 4; Mi. 7, 8 hörte und *auch* ganz auf sich und seinen Stand beziehen durfte.¹³⁶ Es hätte die Kriegstheologen warnen müssen, dass sie dem Bibeltext nur dann das Wort erlaubten, wenn es in ihrem nationalen Interesse sprach. Das taten sie, indem sie seinen Wortlaut unter die Fuchtel der vaterländischen Stimmen des 19. Jahrhunderts stellten und seine Aussagemöglichkeiten an eine nationalistische Heilsperspektive als zusätzlicher, der Schrift übergeordneter Offenbarungsquelle ketteten. Damit waren sie kein „froelicher mit teiler“ im Sinne Luthers mehr, sondern machten ihre eigenmächtige, nationalkirchliche Verengung der Botschaft dem Kirchen-volk an der Front und in der Heimat gegenüber zur einzig angemessenen Auslegung eines zur Stunde angeblich für sie allein geltenden göttlichen Willens. In ihrem das göttliche Handeln nationalistisch zuspitzenden Trommelschlag konnten sie nicht mehr zulassen, dass die Schrift „alle welt“ genauso ansprach wie sie.

b) Es hätte die kriegstheologischen Exegeten *zweitens* alarmieren müssen, dass sie immer wieder gezwungen waren, den Bibeltext anzutasten, um ihr Ziel erreichen zu können. Womöglich fühlten sich einige, da sie ja auch „doctores, geleerte, Prediger, Theologi, Disputatores, Philosophi, Dialectici, Legenten und bücherschreiber“ waren, dazu ermutigt durch das selbstbewusste „Doctor Martinus Luther wils also haben“¹³⁷, der in Röm. 3, 28 zum „πιστει“ das „sola“ ergänzte. Aber gerade die dem Text „gegen seine Meinung“¹³⁸ ertüftelten und gewaltsam aufgedrungenen Deutungen, „das ewige Textauslegen mit dem unvermeidlichen Einlegen und Biegen und Umdeuten“, mit dem „man [...] die Texte sagen [läßt], woran sie nicht dachten“¹³⁹, um ihre Aussagen zur Bestätigung eigener Machtinteressen zurechtzukneten, verriet, dass sie – im Unterschied zu Luther – dem freien, für alle sprechenden Wort Gottes nicht vertrauten, sondern ihm manipulatorisch mit Äquivokationen, allerlei Eingriffen und Stützworten gleichsam „zu Hilfe“ eilten.¹⁴⁰ Gerade das hatte Luther auch in seiner Predigt über Matth. 4, 1–11 von 1537 kritisiert:

„Der halben soltu dich nicht bald lassen erschrecken, wenn die Rottengeister und Ketzer einher prallen [= willkürlich deuten]: hie schrifft, hie Gottes wort sc. sondern halte schrifft gegen schrifft, wie Christus hie [= Matth. 4, 1–11] thut. Denn eben die Ketzer selbs, die dem wort auff hefftigst feind sind und es am meisten verfolgen, stellen sich, als wollen sie es helfen fürdern und handhaben. Denen mus man, wenn sie sich mit der schrifft behelffen und da mit jre lügen schmücken, antworten: Nein, an das kere ich mich nicht allein, das du sagst, du habst gottes wort für dich [...]. Und ob es schon Gottes wort were, damit du dich behilffest, möchtest du vielleicht etwas davon oder dazu gethan haben, Darumb las vor sehen, ob es die meinung des heiligen Geists sey, und ob du es recht fürest?“¹⁴¹

Die Kriegstheologen mussten gerade das verhindern, was Luther den „freundlichsten zank“ nannte, „dem kaum jrgent eine eintrectigkeit und liebe zuvergleichen sein solt.“ Sie versuchten nicht, den Bibeltext als Zeichen der „eintrectigkeit“ zu deuten, sondern stutzten ihn zynisch und feindselig zur „eyvernden“ Kriegswaffe gegen andere zurecht.

c) Ein *dritter* Punkt hätte ebenso auffallen müssen: der durch Eigeninteressen und Selbstgerechtigkeit motivierte eklektizistische Umgang mit der Schrift. Luther spricht bewusst vom „Psalm, den ich lieb habe, wie wol der *gantze* Psalter und die heilige schrift gar, mir lieb ist.“ Es ist nicht schwer, aus der Bibel das herauszufiltern, was der eigenen Selbstrechtfertigung dient. „Alles auf gegenwärtigen *statum* appliziert“, hieß es schon über eine „schöne Predigt“ des „Herrn Dr. Fabricius, königlichen Hofpredigers“ Gustav II. Adolfs zu Psalm 12.¹⁴² Vor unangemessener „Applizierung“ hatte Otto Baumgarten bereits im August 1914 gewarnt, als er vom „krampfhaft[e]n Suchen nach speziellen Predigttexten für den Krieg“ sprach und die Verwendung des 35. Psalms, eines „Rachepsalms“, kritisierte, durch welchen der „Geist des Evangeliums zu stark“ zurückgedrängt würde.¹⁴³ So spähte Karl Dunkmann, um die deutsche Verletzung der belgischen Neutralität zu legitimieren, die Schrift aus, bis er in Num. 21, 21–31 und der Wiedererzählung in Deut. 2, 26–36¹⁴⁴ unter hundert anderen mit einer einzigen Geschichte fündig wurde, die seiner Meinung nach dem Hergang des deutschen Völkerrechtsbruchs „aufs Haar“ ähnlich sah.¹⁴⁵ Ähnlich machte es Friedrich Niebergall aufgrund seiner empfindungsorientierten Vorbildästhetik¹⁴⁶, hinter der die theologische Eigenaussage der biblischen Gestalten zu verschwinden drohte. Es dürften, ja müssten, so Friedrich Niebergall, der sich in seinem hermeneutischen Beitrag zur Kriegsagende auf Luthers Auffassung zu Vaterland und Pflichtkrieg berief¹⁴⁷, auch „alle Beweggründe für das Opfer jeder Art immer wieder ins Feld geführt werden: Abrahams Opferbereitschaft zur Hingabe seines einzigen Sohnes, den er lieb hatte, Jesu Todesgang, des Apostels Hingebung für sein Volk.“¹⁴⁸ Das alles seien „Bilder, die uns nicht zu heilig sein dürfen, um sie jetzt in dieser großen Not wirksam zu machen.“¹⁴⁹ Die Kriegsprediger und –dichter hielten sich an diese Anweisung Niebergalls:

„Mir ist, ich sehe Abraham ins Land Morija gehen,
Mit ihm den Sohn, um den es liegt wie junger Morgenschein.
Er kann noch fragen, kann noch zukunftsfröhlich sein.
Abraham geht und glaubt – 's ist ein so heiliges Geschehen,
Daß wir, wir kleinen Menschen, scheu vor dem Gewalt'gen stehen.

Und doch das Einst, es wird zum Jetzt. In diesen großen Tagen
Sah ich so manchen Vater in das Land Morija schon
Mit wunder Seele wandern und zur Seite ihm den Sohn.
Dem Jüngling schlug das Herz zu stolzem, mut'gen Wagen,
Der Vater schritt, als müsst er selbst das Holz zum Opfer tragen.¹⁵⁰

Ins Land Morija! Durch des Tages Gluten, durch das Schweigen
Der dunklen Nächte! Ja, da wird ein starker Mann erst still,
Wenn er die Fußspur Abrahams gefunden: ‚Wie mein Gott es will.‘ –

Dann, und nur dann wird mutig er bergan zum Gipfel steigen,
Und Gott kann einer Menschenseele seine Liebe zeigen.¹⁵¹

Bei ihrem Prinzip der angewandten Geschichte, der „Politik aus der Bibel“, sowie der kriegsaffinen „Umwertung aller Werte“ bereitete weder Dunkmann noch Niebergall der Abstand von mehreren tausend Jahren zwischen der schwerlich eins-zu-eins übertragbaren Kulturlage der Frühgeschichte Israels und 1914, sowie die unüberbrückbare theologische Kluft des „seligen Soldatentodes“ zu Gen. 22 (wo Gott im Vers 12 gegen das Menschenopfer einschreitet!) und zur neutestamentlichen Passionsgeschichte (Röm. 8, 32)¹⁵² Probleme. Sie waren um äußerlicher Analogien willen zu jeglicher nationalistischen Komplexitätsreduktion willig. Wie viele andere unterließen sie es, wie Luther auf die „gantze heilige schriff“ zu schauen, in der es auch Texte gibt, die man – mit größerer Schriftgemäßheit – hätte auf die Kriegssituation Deutschlands hin anwenden können. Diese anderen Texte aber wären ihnen nicht derart „lieb“ gewesen, wie sie Luther „lieb“ waren, weil sie ihnen widersprechende, unbequeme und unerwünschte Assoziationen geweckt, ideologisierende Begriffsüberreizungen verhindert, zutreffendere Wortbrücken und Parallelen geliefert hätten. Diese hätten Deutschlands einseitige Rechts- und falsche Siegesgewissheit als „der geschwätzigen Gemeinschaft vergiftetes, eitles Recht“¹⁵³ entlarvt und auch die Möglichkeit totalen Zusammenbruchs und Umsturzes ins Auge gefasst.¹⁵⁴ Die im Lutherstudium versierten deutschen Kriegstheologen, die Schillers Diktum „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ zum Axiom deutscher Rechtsüberlegenheit und göttlicher Siegesgarantie erhoben¹⁵⁵ und gleichsam „Hier ist der Tempel des Herrn!“ (Jer. 7, 4) schrien, hätten im „Schönen Confitemini“ auf Luthers Auslegung von Ps. 118, 16 („Die Rechte der Herrn ist erhöht, die Rechte des Herrn behält den Sieg“) stoßen müssen, wo „ihr“ Reformator von den „hoffertige[n], selbsgewachsen¹⁵⁶ heilige[n]“ Christen und ihrer „stinkenden eignen heiligkeit“ sprach, die sie zu Fall bringen würde.¹⁵⁷ Einige andere, hierzu passende Texte rief 1917 Stefan Zweig in seinem „Jeremias“ dem Wilhelminischen Deutschland in Erinnerung¹⁵⁸: die „schauerliche kirchliche Pseudoprophetie“ des falschen Propheten Hananja (vgl. Jer. 28, 1–4.15; 29, 21¹⁵⁹) und die Eroberung und Zerstörung Jerusalems (vgl. Jes. 14, 12 ff; Klagel. 1–5 passim¹⁶⁰).

Viele Feldgrau an der Front ebenso wie Teile der Zivilbevölkerung in der Heimat haben – wie wir schon oben sahen – in den sich quälend hinziehenden Kriegs- und Hungerjahren im „gottverhassten Menschenschlachthaus“¹⁶¹ die mächtig ins Kraut geschossene Kriegstheologie, die für die „Munition für die Seele“ in „unsers Herrgotts Schützengraben“¹⁶² sorgen sollte, kritisch beobachtet und hinterfragt. In Vorahnung auf Späteres hatte Wilhelm Lamszus schon 1912 davor gewarnt, was das Ergebnis dieser Art von Kriegsexegese sein würde. In seiner Anrufung des „großen Dschengis-Chan“ schrieb er:

„Christus, du bist es nicht mehr, zu dem wir beten. Sieh da! Sieh da, er ist's, der große Dschengis-Chan!¹⁶³ Von diesem wissen wir: er fuhr mit Schwert und Feuer durch die Weltgeschichte und türmte Schädelpyramiden auf. Ja, dieser ist es! [...] Großer Dschengis-Chan! Du unser Heiliger[,] Du segne uns! [...] Rot wird es mir vor Augen. Auf einmal sehe ich nichts als Blut vor mir. Der Himmel hat sich aufgetan, und durch die Fenster strömt der rote

Fluss herein. Blut springt auf den Altar. Blutig rinnt die Wand zu Boden, und – Gott Vater tritt aus dem Blut hervor. Es sträubt sich seine rote Schuppenhaut, und Bart und Haare triefen rot. Blutriese steht vor mir. Er setzt sich hinterrücks auf den Altar und lacht aus fetten, ungeschlachten Lippen.“¹⁶⁴

Die theologische Fragwürdigkeit der „schauerlichen kirchlichen Pseudoprophetie“ wurde in der Rückschau von Günter Jacob und Karl Barth in Anbetracht der sich unter den Deutschen Christen revitalisierenden gleichartigen Tendenzen offengelegt. Die Kritik Günter Jacobs, die offenbar vor allem auf die oben schon zitierten Spitzenformulierungen des dritten Bandes der Kriegssagende „Durchhalten!“ in Vorwort und Einzelgebeten gemünzt waren, gipfelte 1939 in den Worten:

„Wir sind nicht Priester des Jupiter und Mars, nicht Tempelhüter der Dea Germania, nicht Propagandisten des Nationalgottes, die als geheime Vertraute solchen Nationalgottes den Gang der Ereignisse seherisch zu deuten hätten, sondern wir sind Diener des Dreieinigen Gottes [...]. Wir können uns nicht, wie es die staatskirchlichen Behörden tun, als Funktionäre zur Pflege und Stärkung der seelischen Widerstandsenergien den militärischen Kommandostellen in empfehlende Erinnerung bringen, sondern wir haben das Gericht und die Gnade Gottes über den Völkern und über den Einzelnen zu bezeugen.“¹⁶⁵

XVIII – „Während an den Kirchenwänden die Gewehre lehnten ...“: Wie anders und was hätte die Kirche bis 1945 predigen sollen? – Was einem Pfarrer neben Bibelzitaten sonst noch an besseren Rezeptionsvorgaben einfallen mochte

*„[...] die Kirche [...] ist [...] der Ort, wo das Unrecht in den Bann getan,
wo die Lüge entlarvt, die giftige Bosheit angeprangert werden muß –
der Ort, wo Barmherzigkeit geübt werden soll als der Quell des Lebens,
als der Herzschlag der Menschheit.
Und wo man etwas anderes lehrt als diesen Glauben,
da lehrt man Dschungel und Tod.“*
Kaj Munk.¹

Wir haben im Verlauf dieser Untersuchung gesehen, wie sich die Übermacht kriegsaffirmativer und zugleich apokalyptisch-darwinistischer Rezeptionsvorgaben im Kontinuum von 1914–1933 ff zunehmend verstärkte und die Vorgaben humanistisch-kosmopolitischen Friedenswissens schließlich derart zurückgedrängt wurden, so dass – wie es bei Hans Carossa geschah² – der Eindruck entstehen konnte, dass Europa zuletzt „nicht mehr die Kraft hatte, seine Dämonen in heilsame Schranken zu halten.“³ Man könnte es sich mit der in der Überschrift zu diesem Kapitel gestellten Frage einfach machen und mit Wolfgang Borcherts (1921–1947) bündiger Formel antworten: „Du, Pfarrer auf der Kanzel, wenn sie dir morgen befehlen, du sollst den Mord segnen und den Krieg heilig sprechen, dann gibt es nur eins: sag NEIN!“⁴ In dieser Weise haben in der Tat auch immer wieder einige Pfarrer geantwortet – z. B. jener Caspar Aquila (1488–1560), der später auf Luthers Empfehlung hin Stadtpfarrer zu Saalfeld wurde:

In jüngeren Jahren, so erzählt Schiller, war Aquila als Feldprediger mit der kaiserlichen Armee nach den Niederlanden gezogen. Dort sollte er eines Tages eine Kanonenkugel taufen. Weil er sich aber weigerte, also vermutlich einfach „Nein!“ gesagt hatte, wurde er von den Soldaten „in einen Feuermörser geladen [...], um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht zünden wollte.“⁵

Man könnte außerdem auf den schon in Kapitel I, 1, a erwähnten, mutigen Kapuzinerprediger in „Wallensteins Lager“ verweisen. Auch er sagte ein „Nein!“ zur Heiligsprechung des Krieges. Seine auf Abraham a Sancta Clara zurückgehende Predigt richtete sich nach einem damals üblichen kriegskritischen Paränese-Modell zur soldatischen Berufsethik, dem die Kirche vor der Nationalisierung der Theologie im Krieg noch jahrhundertlang treu bleiben sollte.⁶ Der Kapuzinermönch fragt zunächst, woher das Kriegselend käme, und gibt dann die Antwort, dass es die Sünde sei, die wie ein Magnet das „Eisen“ ins Land hereinziehe:

„Woher kommt das [= die „Kriegsfuri“]? das will ich euch verkünden,
Das schreibt sich her von euern Lastern und Sünden,

Von dem Greuel und Heidenleben,
 Dem sich Officier und Soldaten ergeben.
 Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
 Der das Eisen ziehet ins Land herein.“⁶⁷

Danach geht der Kapuziner zwei der Zehn Gebote durch – zwar nicht das fünfte („du sollst nicht töten“), aber das zweite („Du sollt den Namen / Deines Herrgotts nicht eitel auskramen“) und das siebte („Du sollt nicht stehlen“).⁸ Als er schließlich „das Aegerniß von oben“ benennt und den Feldherrn Wallenstein als „Ahab, Jerobeam, Bramarbas, Eisenfresser, Teufelsbeschwörer und König Saul, Jehu und Holofern, als listigen Fuchs Herodes, hochmüthigen Nebucadnezar, Sündenvater und muffigen Ketzer“ brandmarkt, nehmen ihn die Kroaten gegen den Protest anderer Soldaten in Schutz.⁹ Im Ersten Weltkrieg traten in gleicher Weise mutige Pfarrer bei ihrem „Nein!“ mit „Mose und den Propheten“ auf – in gewiss respektabler Anzahl, von denen wir nur leider zu wenig wissen, da ihre Predigten nicht gedruckt wurden. Eine Ausnahme bildet hier der schon anfangs erwähnte Pfarrer Rudolf Schlunck aus der Hessischen Renitenz, der einige seiner Predigten in einer eigenen Zeitschrift namens „Kirche und Welt“ publizieren konnte. Dieser „renitente“ Feldgeistliche verwahrte sich dagegen, dass man „als Militärpfarrer [...] nur die halbe Wahrheit“ – ein halbes „Nein!“ – predigen könne; er exerzierte vor, wie man sich mit Berufung auf seinen Ordinationseid, auch wenn an der Kirchenwand die Gewehre lehnten, das „freie Wort erkämpfen“ konnte¹⁰ und eben gerade damit auch auf Zustimmung und Dankbarkeit stieß.¹¹ Karl Barth hat 1951 im Band III, 4 seiner Kirchlichen Dogmatik ein solch' freies Wort, das der Kirche schon weit vor 1914 als *cura prior*¹² und im Krieg ziemte, niedergeschrieben, das auch den Kampf der Theologie gegen die falschen „Ornamente“ artikuliert (auch dieser Text verlangt nach einer ausführlichen Wiedergabe):

„Hörst du das [fünfte] Gebot [Ex. 20, 13] und siehst du den Krieg in seiner schrecklichen Wirklichkeit? [...] was tust du für den rechten Frieden im Volk, von dem her es keinen Krieg geben müßte – oder vielleicht für einen faulen, ungerechten Frieden, der den Krieg ungeboren in sich hat? [...] was tust du in irgendeiner der vielen möglichen Formen von Handeln und Unterlassen zur Vermeidung des Krieges zwischen den Völkern – oder vielleicht für das Gegenteil? [...] wie ist es mit deinem Verhalten in Handel und Wandel, mit der Art, in der du denkst und redest, mit dem, was du dir erlaubst und verbietest, mit dem, was du bei Anderen unterstützest oder hinderst – bist du mit dem allen dabei, den Krieg hinauszuschieben oder herbeizuführen? Ist es dir klar, daß er, wenn er kommt, keineswegs senkrecht nach oben aus dem Dämonenreich herauf, sondern – allerdings sehr dämonisch! – durch die Menschen zu den Menschen kommen wird und daß du einer von den Menschen sein wirst, die daran schuldig oder unschuldig sein werden? Und ferner: Bist du fertig mit den unzulänglichen, den falschen Kriegsgründen, und bist du nicht nur bereit, sondern dabei, überall laut und bestimmt dafür einzutreten, daß tatsächlich die allermeisten Kriegsgründe unzulänglich und falsch sind, zu diesem schrecklichen Tun keine Berechtigung geben? Und dann erst – wenn auch erst in letzter Instanz – allerdings auch: Bist du – wenn der echte Notstand für dein Volk und deinen Staat endlich doch anbrechen sollte, bist du *ultima ratione*, *in extremis* willig und bereit, zum Krieg und zur Rüstung darauf Ja zu sagen, dann aber

auch christlich und also unbedingt und also furchtlos Ja zu sagen mit allen Konsequenzen, die das haben kann, bereit, nicht nur das Getötetwerden, sondern auch das Schrecklichere, das Töten, persönlich auf dich zu nehmen? [... –] nicht als Privatmensch, sondern du als Staatsbürger, als Mensch, dessen Gehorsam gegen Gottes Gebot sich auch darauf erstreckt, daß er auch im Staate, mit ihm, für ihn zu denken, zu reden, zu handeln, zu beten hat?¹³

Um jedoch die Frage „Wie anders hätte die Kirche 1914–1945 predigen sollen? Und was?“ auf den Zeitraum 1914–1945 sach- und realitätsbezogen beantworten zu können, ist es nötig, sich zur Innenansicht der Situation erneut in den Widerstreit der kriegsaffirmativen sowie kriegsdissidenten Rezeptionsvorgaben, in das Gegeneinander von hergebrachten Voreinstellungen zum „Pro“ oder „Contra“ des Krieges aus Elternhaus, Schule, Universität und Kirche hineinzubegeben. Um wiederum eine bloß retrospektivische Verurteilung der Kriegstheologie zu vermeiden, versetzen wir uns quasi erneut in Pfarrer Theodor Krummacher hinein! Zu fragen ist: Die Beachtung und Verkündigung welcher vom Kriegsästhetizismus in den Hintergrund gedrängten kriegskritischen Leitlinien hätte man von einem Theologen wie ihm erwarten können, der aus einem hochgebildeten, bibelorientierten Elternhaus stammte, der auf einem humanistischen Gymnasium maturiert wurde, der von einer staatlichen Universität kam und das landeskirchliche Examen abgelegt hatte? Es seien hier schlaglichtartig nur einige wenige Predigtideen angeführt, die 1914–1945 – durchaus auch in Verbindung mit Jubiläen und zufälligen Ereignissen – Pfarrern wie ihm hätten einfallen können, Ideen, die nicht bloß spezifisch theologisch fundiert gewesen sind, nämlich: Dem Krieg keinen „schönen Schein betrüglich unterschieben“, „den eigenen Schatten“, die „alten Fetzen“ des Nationalismus abwerfen, den nationalen Ursprungsmythos revidieren oder gar brechen (wie das nach 1945 mit dem Nibelungenlied geschah¹⁴), das alte, böse Erbe der deutsch-idealistischen Geschichtsteologie hinterfragen, die Christusbotschaft eindeutig predigen, das prophetische Amt der Kirche wahrnehmen und es inhaltlich mit einem europäisch gewandelten Verständnis Deutschlands als einem „Volk der Mitte“ ausfüllen. Um sich gegen die allseitige Kriegs-ideologisierung zu wehren, galt es in der Summe, um mit einem späteren Wort Thomas Manns vom August 1941 zu reden, die grundsätzlich wohlbekannten besseren „Überlieferungen“ aus Bibel und Humanismus „wieder ans Licht zu ziehen“, die man „tief in den Grund“ hatte treten lassen¹⁵, Wahrheiten wiederzubeleben, die (so Ingeborg Bachmann) „im faulen Zungenbett entsunken und verwaschen“ waren¹⁶, um verderbliche Sinnkontinuitäten mit besseren, alternativen Denkweisen aufzubrechen.

1) Den schönen Schein der Wahrheit „nicht betrüglich unterschieben!“ – Eine „Schulstunde“ zu Thukydides und eine zweite zu Schiller

Auch der uns vom ersten Kapitel her bekannte Philosophiestudent Wilhelm Wolter, der in Vouziers stationiert, am Schicksal der Militärpferde die verlogene „Schönheit“ des Krieges symbolhaft erkannte, war – wie damals noch üblich – im Geist des Humanismus und der deutschen Klassik erzogen worden. Die von ihm nach Hause gesandten Feldpostbriefe lassen außerdem seine tiefe Verwurzelung im christlichen Glauben erahnen.¹⁷

Wolter kannte gewiss den in den Schulen intensiv durchgeackerten¹⁸ 24. Gesang aus der Ilias, Zeilen 33–54, jene berühmte Textstelle, die in der Kritik an Achilleus, der den entseelten Hektor täglich über den Boden schleifte, von der innigen Verschmelzung von Ethik und Ästhetik im Griechentum kündigt.¹⁹ Zeilen 45 ff: „Das ist gar nicht mehr Menschenart. [...] Wahrhaftig, das ist nicht schön und nicht gut!“ – οὐ μὴν οἱ το γὰ καλλῶν οὐδὲ τ' αἰεὶνον. Wolter hatte ebenso den Satz des Perikles: „Denn wir lieben das Schöne in Schlichtheit und üben den Geist ohne Verweichlichung“²⁰ – φιλοκαλοῦμεν γὰρ μετ' εὐτελείας καὶ φιλοσοφούμεν ἀνευ μαλακίας – in der Schule durchgenommen. „Edle Einfalt, stille Größe“ hatte das Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) genannt. Es wurde ein geflügeltes Wort daraus!²¹ Wolter wird dieses Urbekenntnis des Griechentums wie Millionen anderer Oberschüler der kaiserlichen Gymnasien auch im Original auswendig herzusagen gewusst haben. Allein schon dieser im peloponnesischen Krieg formulierte Satz, der den morbiden Habitus verwarf, nur noch gekünstelt, Ethik und Ästhetik auseinanderreißend empfinden zu können, zeigte die Unvereinbarkeit mit dem europäischen Kriegsästhetizismus. Die als vorbildhaft angesehene griechische Grundeinstellung, das Schöne in natürlicher Aufrichtigkeit, in echter, schnörkelloser Kunst zu sehen und in der ethischen Weltbetrachtung der μαλακία, d. h. jedweder frivolen, zynischen Wahrheitsverzerrung abhold zu sein²², stellte eine nicht unbeträchtliche Rezeptionsvorgabe des deutsch-humanistischen, an Kant, Herders, Goethes und Schillers Schönheitsbegriff orientierten²³ Schulwesens dar. In einem Deutschland, das sich als Sachwalter des wahren Griechentums ansah, hätte das Urbekenntnis des Griechentums auch gegen die in Mode gekommenen Barbarismen des Kriegsästhetizismus Wirkung zeigen müssen, der offenbar eher bei der „Lehre“ Nietzsches vom „guten Willen zum Schein“ in die Schule gegangen war: der schöne Schein sei „anzubeten“, das „Unwahre zu bejahren“, um das „Dasein erträglich“ zu machen.²⁴ Von den blutroten, mit goldenen Feuerstreifen geflammten „Orchideen“ der Weltkriegsschlachten gekünstelt zu schwärmen, ließ Ernst Jünger auch noch 1925 nicht ab: „Das ist ein Kunstwerk, wie es Männern Freude macht“.²⁵ Solchem ästhetizistischen „Leerlauf des Heroismus“, solch „geistig dünner“ Grundanschauung, Kampf sei das „Primäre“ und deshalb auch der Krieg als dessen erhabenste Ausformung „etwas Bejahenswertes“²⁶, standen im deutschen Bildungshorizont überdies noch andere Rezeptionsvorgaben entgegen. Im Kaiserreich beschäftigte man sich auf den Gymnasien neben dem Peloponnesischen außerdem mit dem Dreißigjährigen Krieg, dem „Weltkrieg des 17. Jahrhunderts“.²⁷ Hierzu las man im Geschichtsunterricht Abschnitte aus Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, sowie Kapitel aus Gustav Freytags (1816–1895) „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, der den Dreißigjährigen Krieg „borussifiziert“²⁸ und wirkungsvoll als deutsche Katastrophe und deutsches Trauma²⁹ in Szene gesetzt hatte. Im Deutschunterricht kamen Teile aus Schillers Wallenstein-Trilogie hinzu.³⁰ Die Werke Schillers waren übrigens in den gebildeteren Kreisen bestens rezipiert. Es ist gewiss kein Zufall, wenn etwa im Roman Arnold Zweigs „Junge Frau von 1914“ wie von ungefähr eine Seite aus Schillers zweitem Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ von 1795 aufgeschlagen wird.³¹ Dort findet sich gerade der Satz, dem wir schon anfangs im Kapitel über Wilhelm Wolter begegnet waren: dass die Lösung politischer Probleme „in der Erfahrung“ (1794 war das Jahr des „Großen Terrors“ der französischen Revolution gewesen) den Weg

durch das Ästhetische nehmen müsse, „weil es die Schönheit“ – und nicht die delirierende Ästhetik – „ist, durch welche man zu der Freyheit wandert.“³² In Gegenwendung zu den Auswüchsen der französischen Revolution³³ fordert dort Schiller: Keine Völkererziehung ohne die Übereinstimmung von Ethik und Ästhetik. Verweilen wir also zum Thema des „schönen Scheins“ für eine Unterrichtsstunde bei der Schulbuchlektüre von Schiller und Thukydides!

Bereits Thukydides hatte bei der Beschreibung des Peloponnesischen Krieges die schöne Form vermieden, ohne dass dadurch freilich seine Sprache banal und flach, seine Ausdrucksweise schal und seicht geworden wäre. Trotz aller Sprachgewalt, die er entwickelte, schrieb er jedoch keine geschmeidige Prosa. Seine Satzperioden sind voller „harter Fügungen“, sie sind rau, schwer und ungelenk. Es gibt bis heute keinen „altsprachlichen“ Gymnasiasten, der darüber nicht gestöhnt hätte. Die Antinomien des Inhalts machte Thukydides dadurch zum Prinzip seiner Syntax, dass er innerhalb von Parallelismen regelmäßig in inkonzinne Konstruktionen ausbrach³⁴ und so jedes syntaktische „Reispiel“ vermied. Er schrieb herb, gleichsam unmusisch, abgesehen von manchen Passagen des vierten Buches ganz ohne erhöhende, verklärende Darstellung, als Schriftsteller mit eigener Meinung zurücktretend³⁵, die Fakten akribisch aufzeichnend, misstrauisch gegen jegliche poetisierende Darbietung, so als spräche sich in den (noch heute jeden Schüler marternden) Konstruktionswechseln die Kriegstragödie selbst aus.³⁶

Ähnlich zunächst Schiller im „Historischen Kalender für Damen“ von 1791–1793, wo er die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges – wie Thukydides – unter Zugrundelegung des damals erreichbaren historischen Wissensstandes³⁷ mit ebenso nüchternem Blick für die Sache schrieb, sich als Dramatiker verleugnend³⁸, abgesehen von manchen Passagen, in denen „sein Pegasus [...] den gemächlichen Postzug historischer Prosa in die Luft“ riss.³⁹ Auch wenn Schiller noch die Behauptung aufstellen konnte, dass aus diesem Krieg Europa letztlich „ununterdrückt und frey“ hervorgegangen sei, wodurch sich das Prinzip des Guten durch Böses erwiesen habe⁴⁰, so übersah er dennoch nicht, dass dieser, „ein dreyßigjähriger verheerender Krieg [...] von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee Länder entvölkerte, Aernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte.“ Dieser Krieg war für ihn – so wie es auch Gustav Freytag später ansah –,

„ein Krieg, in welchem dreymalshundert tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte, und die kaum auflebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab.“⁴¹

Schillers sachlich kühle, sich auf die Fakten beschränkende Schilderung der Gräueltaten bei der Plünderung Magdeburgs gibt einen Eindruck davon, wie sehr Schiller empfand, dass „die Geschichte“ hierfür „keine Sprache“ und eben in Sonderheit „die Dichtkunst keinen Pinsel“ – also kein ästhetisches Ausdrucksmittel – für die Ungeheuerlichkeit habe.⁴² Er scheute sich nicht, selbst im „Damenkalender“ die schockierendsten Grausamkeiten, mit denen man in einer Stadt mit einem fraulichen Namen gerade über Frauen herfiel, genauestens herzuzählen:

„Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. [...] Drey und funfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen – Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu speien“ [...], Tilly, von „ligistischen Offizieren“ erinnert, „daß er dem Blutbad möchte Einhalt thun lassen“, antwortete: „Kommt in einer Stunde wieder [...], ich werde dann sehen, was ich thun werde“.⁴³

In seiner Trilogie versuchte Schiller dann doch, von der Gestalt Wallensteins zu einer dramatischen Darstellung aus dem Dreißigjährigen Krieg inspiriert, einen anderen Zugang. Wir wissen aus seinen Briefen über den Fortgang der Wallensteindichtung, dass sich Schiller – wie er am 4. September 1794 an Christian Gottfried Körner (1756–1831) schrieb – von seiner früheren idealistischen Dramatisierung des Stoffs in seinem „Machwerk“, dem „Carlos“, nachgerade „angeekelt“ gefühlt habe. Er klagte sich an – wie er am 21. März 1796 auch Wilhelm von Humboldt (1767–1835) gegenüber bekannte –, „im Posa und Carlos“ die „fehlende [historische] Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht“ zu haben.⁴⁴ Es ist für unseren Beweisgang nicht unerheblich, dass auch in den gymnasialen Schulmaterialien gerade diese Briefe Schillers an Körner und Humboldt abgedruckt wurden, aus denen seine Wendung gegen die idealistische Ästhetisierung, die den Zuschauer in eine ideale Welt versetzen soll, hervorgeht. Im Brief an Humboldt erklärte Schiller, dass er sich angesichts des Realismus’ der Ungeheuerlichkeiten des Dreißigjährigen Krieges nun in der Dichtung des „Wallenstein“ an das gehalten habe, was er auch jüngst in seinem Aufsatz über „Realismus und Idealismus“ dargelegt habe; er macht es an der Person des Wallenstein fest:

„Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism[us] gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensakt groß; er hat wenig Würde u. dgl., ich hoffe aber nichts destoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein echtes Lebensprinzip in sich hat. Vordem habe ich wie im Posa und Carlos die fehlende Wahrheit durch die schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es [anders] probieren und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen“.⁴⁵

In seinem Brief an Goethe vom 7. Juli 1797, mitten in seiner Arbeit am Wallenstein, schrieb Schiller:

„Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falsche Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinn an seine Stelle zu setzen.“⁴⁶

In dieser vom „Posa“ unterschiedlichen Weise wagte sich Schiller ab 1796 – zunächst widersprüchlich erscheinend – an eine dichterische, sogar im ersten Teil der Trilogie durchgängig in Knittelversen gereimte Fassung des „Wallenstein“ heran, mit der er Form und Inhalt in ein zwielichtig erscheinendes Kontrastverhältnis zueinander rückte. Ein

Kunstwerk könne natürlich, sagt er an anderer Stelle („Ueber Matthissons Gedichte“, 1794), nicht bloß aus „wirklicher (historischer) Natur“ bestehen, sondern zur Kunst gehöre – das galt ebenso für Goethe – bei der Herausarbeitung der Realität für die Bühne das Vortreffliche, Vollendete, das Geistreiche, die Idealität der Zusammenstellung hinzu.⁴⁷ Das vertrat Schiller in einer von ihm schon 1784 geäußerten Überzeugung, die Schaubühne als eine „moralische Anstalt“⁴⁸ ansehen zu sollen. Die Schaubühne müsse, um das Publikum zur Besserung, Erziehung und Belehrung empfänglich zu machen, zuerst durch Ästhetik „die harte Spannung [seines Alltagslebens⁴⁹] zu sanfter Harmonie“ herabstimmen.⁵⁰ Ähnlich argumentierte auch Bertolt Brecht zugunsten einer politisch-ästhetischen Vermittlung seiner Lehrstücke:

„Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit der theatralischen Mittel, daß sie Erkenntnisse und Impulse in Form von Genüssen vermitteln; die Tiefe der Erkenntnis und des Impulses entspricht der Tiefe des Genusses. [...] Unser Theater muß die *Lust* am Erkennen erregen, den *Spaß* an der Veränderung der Wirklichkeit organisieren. [...] Wenn das Theater imstande ist, die Wirklichkeit zu zeigen, muß es auch noch imstande sein, ihre Betrachtung zum Genuß zu machen.“⁵¹

Hans Magnus Enzensberger schrieb 1974 ebenso: „Damit das, was vorgezeigt werden soll, beachtet wird, müssen Gedichte allerdings schön sein. Es muß ein Vergnügen sein, sie zu lesen.“ Sollte damit aber aus dem Ungeheuerlichen „Genuß herausgepresst“, „etwas von dem Grauen weggenommen“ werden? Dass hier durch die genussreiche Form derartiges geschehen könnte, kritisierte Theodor W. Adorno an Arnold Schönbergs „A survivor from Warsaw“: „Ein Peinliches gesellt sich der Komposition Schönbergs.“⁵² Enzensberger setzt dann aber doch einen anderen Akzent, wie das – wir werden das weiter unten noch deutlich sehen – genauso Schiller tat. „Weil“, so fährt Enzensberger fort, „die meisten Sachverhalte, die vorzuzeigen sind, schwieriger Natur sind, muß das Vergnügen, mit dem man Gedichte liest, freilich in aller Regel ein schwieriges Vergnügen sein.“⁵³ Schiller begann das Kolossalgemälde eines Generals aus dem Dreißigjährigen Krieg zwar im Schönklang Wieland'scher fünffüßiger Jamben⁵⁴ und gefälligen „Reimspiels“, und seine sprachlich harmonische Darstellung stand daher in der Gefahr, das zu vermeidende Missverständnis ungebührlicher, „frivolster“ Verharmlosung hervorzurufen.⁵⁵ Die Poesie gehörte traditionellerweise zu den „schönen Wissenschaften“; ihre Aufgabe war, Inhalte, die man sonst mit schlichten Worten ausdrückte, kunstvoll mit Zieraten und Umschweifen auszustatten; daher: „*Belles-Lettres*“.⁵⁶ Schiller jedoch war sich des Zwiespalts, der zwischen Form und Inhalt fühlbar werden kann und gerade beim Reim am auffälligsten hervortritt, bewusst. Ein wacher Kritiker etwa wie Tucholsky misstraute deshalb auch 1914 gerade dem gegenstrebigem Reim: „Wie so ein Gleichklang am Schluß dem Ding gleich einen andern Aspekt gibt!“, stellte er fest und reimte: „Der Segen, der Degen.“⁵⁷ Karl Kraus sprach von dem „Barbarentum [...], das in Reimbereitschaft steht.“⁵⁸ Kurt Berger zählte 1947 im Rückblick einige für die nationalsozialistische Lyrik typischen Reime auf: „Heere [reimt sich] auf Ehre, Macht auf Schlacht, Tat auf Soldat ...“.⁵⁹ Sich also des Widerspruchs zwischen ästhetischer Form und „düsterem“ Inhalt im Klaren, trat Schiller diesem von ihm selbst angebahnten Missverständnis im Prolog zu „Wallen-

steins Lager“ entgegen. Einerseits dürfe die „Heiterkeit“ der künstlerischen Form selbst bei makaberem Inhalt erhalten bleiben; Grauensvolles ließe sich zwar auch, um den Leser und Zuhörer interessieren zu können, in „geschmackvoller“ Weise zugänglich machen; andererseits sei es jedoch Verpflichtung wahrer Kunst, dem Publikum im Vollzug solch’ „heiterer“ Darbietung den Zwiespalt bemerkbar und bemerkenswert werden zu lassen. So hielt es viel später auch derselbe Enzensberger; er ließ es seine Leser spüren: „Meine Gegenstände sind heiße Gegenstände – es gibt keine andern mehr, denn ich lebe, wie jedermann, in einer Welt aus ‚kochendem Schaum‘.“⁶⁰ Das sich seiner Musik womöglich „peinlich Zugesehene“ zerstörte auch Arnold Schönberg; er sprach 1947 von „siedendem Wasser“, einem „Meer“ aus „überhitztem Wasser“, in das er gefallen sei und das nicht nur seine Haut versenke, sondern auch in ihm sich steigere und „brenne bis zur Unerbittlichkeit der Komposition.“⁶¹ Das Publikum, so Schiller, müsse dessen gewahr werden können, dass der äußerlich aufgebaute „schöne Schein“⁶² der Form, der den Zuschauer von den Eindrücken des Alltagslebens ableite, trüge. Es ging ihm dabei im Prolog nicht nur darum (was traditionell als die eigentliche Aufgabe eines Prologes galt⁶³), den Zuschauer darüber aufzuklären, dass jedes Theater eine idealische Illusion der Wirklichkeit vorspiele, also nicht in die Wirklichkeit selbst versetze, sondern auch, dass darüber hinaus noch der „schöne Schein“ in der Darstellung des „Düsteren“ aufrichtig zerstört werden müsse. Die hierfür entscheidenden Zeilen (130–139) im Prolog lauten:

„[...] Und wenn die Muse heut,
Des Tanzes freye Göttin und Gesangs,
Ihr altes deutsches Recht, des Reimes Spiel,
Bescheiden wieder fodert – tadelts nicht!
Ja danket ihr’s, daß sie das düstre Bild
Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt,
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.“⁶⁴

Schiller hatte noch 1784 auf einem Mannheimer Theaterzettel zum „Fiesko“ bekannt,

„Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber, und eine einzige grosse Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf – Der Genueser Fiesko sollte zu *meinem* Fiesko nichts als den *Namen* und die Maske hergeben [...]. *Mein* Fiesko ist allerdings nur *untergeschoben*; doch was bekümmert mich das, wenn er nur grösser ist als der wahre – wenn mein Publikum nur Geschmack an ihm findet?“⁶⁵

Von dieser dramaturgischen Strategie, die damals nicht unüblich war⁶⁶, rückte Schiller ein paar Jahre später ab und stellte 1795 – es war das Jahr nach dem „Großen Terror“ der französischen Revolution – in seinem Aufsatz „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen – besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten“ die Forderung auf, dass

das „Gesetz“, den Menschen durch die Ästhetik frei für das Bessere zu machen, sein „Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung zu versetzen“, seiner „Einbildungskraft gefällig zu seyn und in der Betrachtung zu vergnügen“, vor Missbrauch geschützt werden müsse; hierbei hatte er – wie überhaupt in seinen Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ die Gefahren der idealischen, ästhetizistischen Umerziehung des Menschen in der Französischen Revolution dicht vor Augen.⁶⁷ Weil es nun aber bei der Bühne immer auch auf das Vortreffliche, Vollendete, das Geistreiche, die Idealität der Zusammenstellung ankomme, die das Naturalistische des Gegenstands gleichsam „entschlacke“⁶⁸, sei

„das ächte Kunstgenie [...] also immer daran zu erkennen, daß es bey dem glühendsten Gefühl für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert.“⁶⁹

Auch 1792 konzidierte Schiller in seinem Aufsatz „Ueber die tragische Kunst“, dass sich begreifen ließe, „wie bey strenger Beobachtung der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden“, obzwar „umgekehrt bey grober Verletzung der historischen die poetische nur umso mehr gewinnen“ könne.⁷⁰ Die Beschädigung des unbeschwerten poetischen Eindrucks auf der Bühne sei um der Wahrhaftigkeit der Darstellung willen jedoch in Kauf zu nehmen. Schiller hatte sich hierbei an Kants Darlegungen aus dessen seit 1790 in mehreren Auflagen erscheinenden „Critik der ästhetischen Urtheilskraft“ orientiert⁷¹:

„[Die Dichtkunst] [...] spielt mit dem Schein, den sie nach Belieben wirkt, ohne doch dadurch zu betrügen; denn sie erklärt ihre Beschäftigung selbst für bloßes Spiel, welches gleichwohl vom Verstande und zu dessen Geschäfte zweckmäßig gebraucht werden kann. – Die Beredsamkeit, sofern darunter die Kunst zu überreden, d. i. durch den schönen Schein zu hintergehen (als ars oratoria), und nicht bloße Wohlredenheit (Eloquenz und Stil) verstanden wird, ist eine Dialektik, die von der Dichtkunst nur so viel entlehnt, als nötig ist, die Gemüter, vor der Beurteilung, für den Redner zu dessen Vorteil zu gewinnen, und dieser die Freiheit zu benehmen; kann also weder für die Gerichtsschranken [vgl. Phaidros, f 272e⁷²], noch für die Kanzeln angeraten werden. Denn wenn es um bürgerliche Gesetze, um das Recht einzelner Personen, oder um dauerhafte Belehrung und Bestimmung der Gemüter zur richtigen Kenntnis und gewissenhaften Beobachtung ihrer Pflicht, zu tun ist: so ist es unter der Würde eines so wichtigen Geschäftes, auch nur eine Spur von Üppigkeit des Witzes und der Einbildungskraft, noch mehr aber von der Kunst, zu überreden und zu irgend jemandes Vorteil einzunehmen, blicken zu lassen. [...] Ich muß, gestehen: daß ein schönes Gedicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt daß die Lesung der besten Rede eines römischen Volks- oder jetzigen Parlaments- oder Kanzelredners jederzeit mit dem unangenehmen Gefühl der Mißbilligung einer hinterlistigen Kunst vermengt hat, welche die Menschen als Maschinen⁷³ in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen versteht, das im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß. Beredtheit und Wohlredenheit (zusammen Rhetorik) gehören zur schönen Kunst; aber Rednerkunst (ars oratoria) ist, als Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen (diese mögen immer so gut gemeint, oder auch wirklich gut sein, als sie wollen), gar keiner Achtung würdig.“⁷⁴

Konsequenter noch als bei Kant heißt es nun in Schillers Aufsatz „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen“, dass es auch dem Künstler nicht erlaubt sei, es *willentlich* darauf anzulegen, mit der „Zauberkraft der schönen Diktion“ den falschen Glauben zu erwecken, dass es sich mit dem hervorgerufenen schönen Kunstschein tatsächlich auch in Wahrheit so verhielte.

„Wenn er [= der Geschmack] dieses Gesetz nicht bloß auf die *Behandlung*, sondern auch auf die *Sache* anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht bloß ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag, und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge *sind*, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Konsequenz der Gedanken, welche bloß hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äusseren Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man bloß ein unterhaltendes Spiel getrieben.“⁷⁵

Künstler wie Bühne müssten sich daher letztlich auch an das Prinzip „Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt. [...] Der Inhalt muss sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen“ halten. Der Kunstschein dürfe nicht „nachhelfen“. Wird die schöne Form willentlich angewendet (gleichsam als ornamentale Hilfsmaßnahme), um den Inhalt zu empfehlen, so „veruntreut“ auch die Kunst ihren Auftrag, „verfälscht“ sie das Objekt, „das sie uns treu überliefern sollte.“ „Diese Willkürlichkeit [im Umgang mit der Wahrheit] auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses, und muß unausbleiblich das Herz verderben.“⁷⁶ Um hier die Terminologie Schillers für das Engagement der Bühne zu variieren: Der „Formtrieb“ in der Kunst, der auch eine Angelegenheit der Moral ist, muss mit dem „Sachtrieb“, der zur Wahrheit nötig, zusammenwirken.⁷⁷

Die bisherige „Schulstunde zu Schiller“ zusammenfassend ergibt sich: Der Dichter darf mit dem Kunstschein, dem „schönen Schein“ *weder* „Wirklichkeit heucheln“ (darin waren sich Schiller und Goethe⁷⁸ einig), *noch* mit dem Kunstschein von der historischen Wahrheit abweichen⁷⁹ (hier dachte Goethe noch anders). Schiller muss auf diesem seinem kunstethischen Standpunkt entschieden beharrt haben, denn er stellte im Buchdruck des Prologes von 1800 die von Goethe für die Uraufführung aus dem Prolog gestrichenen, bzw. umformulierten Zeilen 136–138 wieder her⁸⁰ – eben jene Verse, die von der Selbstverpflichtung des Dichters zur Zerstörung des in der schönen Form aufgerichteten Kunstscheins *und* dem Verbot, diesen Kunstschein betrüglich der Historie als Wahrheit zu unterschieben, handeln. Schiller bekräftigt dieses doppelte Anliegen im Prolog in den Zeile 111–118, im Hinblick auf Wallenstein unmissverständlich:

„Nicht Er ist's, der auf dieser Bühne heut
Erscheinen wird. Doch in den kühnen Schaaren,
Die sein Befehl gewaltig lenkt, sein Geist
Beseelt, wird euch sein Schattenbild begegnen,

Bis ihn die scheue Muse selbst vor euch
 Zu stellen wagt in lebender Gestalt,
 Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt,
 Sein Lager nur erklärt sein Verbrechen.“⁸¹

Damit sind wir in unserer „Schulstunde“ zu Thukydides und Schiller bei der wesentlichen Aussage angelangt, auf die es uns bei der Leitfrage dieses Kapitels ankommt: *wie* anders die *Kirche* im Krieg – in dieser Welt aus „kochendem Schaum“ – hätte predigen sollen – und *was*: Es geht bei diesem „Wie“ und „Was“ um den zentralen Punkt der Thukydidaïschen, Schiller'schen und Kant'schen Ästhetik und Ethik: dass die das „Kunstrecht“ willentlich und hinterlistig überschreitende Täuschung geächtet und „zerstört“ werden muss, dass an die Stelle der Wahrheit kein schöner Schein treten, trotz des „ästhetischen Stilisationsprinzips“ vom Grauen „nichts weggenommen“, aus dem Ungeheuerlichen nicht ein unbeschwerter, unbelasteter „Genuß herausgepreßt“ werden darf.⁸² Es ist da eine der Hauptthesen des Buches Nelson Goodmans von 1978 (*„Ways of World-making“*), dass gerade die Fiktionen der Kunst (in Romanen, Dramen, Gemälden) an der „Welterzeugung“ teilhaben, ja hierbei sogar „*a prominent role in worldmaking*“ spielen.⁸³

Durch welches *Wie* und *Was*, so ist nun zu fragen, gelang es Schiller in seiner künstlerischen Darstellung des Krieges die in der erhabenen Rede aufgekommene „Täuschung“ selbst zu zerstören? Wie machte er bemerkbar und bemerkenswert, dass der durch die vollendete äußere Form und der durch die Idealität der Darstellung suggerierte Kunstschein gegen die Wahrheit verstießen? Wie konnte er im Wallenstein offenkundig machen, dass hinter der äußerlich schönen Form und Idealität der Darstellung die grauenhafte Wahrheit des Krieges nicht unterging?

Zum „Wie?“ und „Was?“ der thukydidaïschen Darstellungsmethode haben wir schon oben das Nötige gesagt.⁸⁴ Es gilt nun noch, dasselbe für Schiller nachzuholen. Ilse Graham hat in ihrer Studie von 1973 *„Schiller, a Master of the tragic Form. His Theory in his Practice“*⁸⁵ dargelegt, mit welcher dramaturgischen Technik Schiller die Enttarnung des schönen Scheins betrieb⁸⁶: Schiller lässt in seinen Dramen den idealisch dargestellten tragischen Helden an ihren Gegenspielern das Trügerische ihrer spielerischen Freiheit – „der Mensch [...] ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“⁸⁷ – und die Wahnhaftigkeit ihrer Distanz zur Wirklichkeit deutlich werden. Wallensteins splende Lebenshaltung, von einer höheren Warte aus mit der Welt zu „spielen“, geht zunächst auf Kosten derjenigen – so macht es der erste Arkebusier den Jägern und Kürassiern im Lager Wallensteins bewusst –, „über deren Köpfe man wegtrabt“.⁸⁸ Dieses „Hinwegtraben“ beschert zwar dem Zuschauer den ästhetischen Genuss grandioser Freiheit, ihm wird aber gezeigt, wie rücksichtslos und verderblich sich diese Freiheit der Selbsterhöhung auf andere auswirkt:

„Geht's auf Kosten des Bürgers und Bauern,
 Nun wahrhaftig sie werden mich dauern;
 Aber ich kann's nicht ändern – seht,
 'S ist hier just, wie's beim Einhaun geht,
 Die Pferde schnauben und setzen an,
 Liege wer will mitten in der Bahn,

Sey's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
 Zerriß mir die Seele sein Jammerton,
 Ueber seinen Leib weg muß ich jagen,
 Kann ihn nicht sachte bey Seite tragen.“⁸⁹

Zuletzt wird Wallenstein in seiner Grundhaltung des Spiels, die für sich in der Wirklichkeit keine Grenzen anerkennt, von der Wahrheit des laufenden Tages unweigerlich eingeholt: „Und keuchend lag ich“, träumt Wallenstein sein Ende voraus, „wie ein Sterbender, / Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.“⁹⁰ So ist diese höchste Stufe der Freiheit, mit den Geschicken anderer spielen zu können, doch nur ein unethisches „Gaukelbild“, ein „falsches, eitles, schändliches Spiel“, „hohle, dunkle Kunst“⁹¹, die an der Realität zerschellt. Nicht ohne Grund wurde der Prolog zu Wallensteins Lager am 12. Oktober 1798 von dem Hofschauspieler Heinrich Vohs (1763–1804) im Kostüm des Max Piccolomini vorgetragen⁹², denn mit dem Schicksal dieses Obersts kündigt sich nicht nur die Erfüllung des Alpträumens an, den Wallenstein hatte, sondern die sinnlose Zerstörung des Schönen überhaupt. Ein schwedischer Hauptmann berichtet Thekla, der Prinzessin von Friedland, der Geliebten Max Piccolominis, wie dieser von seinem Pferd geworfen wird und unter den Hufschlag gerät: „Und hoch weg über ihn geht die Gewalt / Der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend.“ In dem folgenden Vierzeiler der Klage Theklas teilt Schiller dann dem Zuschauer die Tatsache der dem ästhetischen Beginnen Wallensteins innewohnenden unethischen Ungeheuerlichkeit mit:

„ – Da kommt das Schicksal – Roh und kalt
 Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
 Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde –
 – Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!“⁹³

Auf diese Weise zeigte Schiller entgegen der geschmackvollen, idealischen, den Zuschauer aus didaktischen Rücksichten einnehmenden äußeren Darstellungsweise doch den furchtbaren Inhalt, er zerstörte aufrichtig den schönen Schein und rief damit einen Eindruck hervor, den Hegel nach seiner Lektüre des „Wallenstein“ „entsetzlich“ nannte. Hegel, als Zeitzeuge der dramatischen Kunst Schillers, schrieb:

„Wenn das Stück endigt, so ist alles aus, das Reich des Nichts, des Todes hat den Sieg behalten; es endigt nicht als eine Theodicee. [...] Leben gegen Leben; aber es steht nur Tod gegen Leben auf, und unglaublich! abscheulich! Der Tod siegt über das Leben! Dies ist nicht tragisch, sondern entsetzlich! Dies zerreißt [... das Herz], daraus kann man nicht mit erleichterter Brust springen!“⁹⁴

Was für eine warnende Botschaft war das also an die Politiker aller Zeiten (wir reden jetzt auch von der Bedeutung des „Wallenstein“ im Ersten Weltkrieg), die aus sich selbst ein „Kunstwerk“ an Selbsterhöhung machten und ihre Völker – wie das Photo von Graf Leopold von Berchtold (1863–1942) in seiner Kriegsgarderobe mit ulkig schiefstzender Uniformkappe und Hüftschwung⁹⁵ zeigt – in so frevelhaft-spielerischer wie mörderischer Weise in Kriege hineinkutschierten!

In Summa: So ungefähr lernte man – wie übrigens auch ich 1967 – den Prolog und das Drama im Deutschunterricht verstehen (falls man dort nicht bloß erfuhr, wie es noch Tucholsky beigebracht wurde, dass Wallenstein ein „Verräter“ gewesen sei⁹⁶): Der ästhetische Schein zerbricht unter dem Hufschlag der Wirklichkeit, weil eben diese nicht schön ist. „Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht / Dem guten“, lässt Schiller Wallenstein sagen.⁹⁷ Und weil diese Wirklichkeit nicht schön ist, stößt nicht nur die ästhetizistische Lebenshaltung, die sich vergeblich gegen diese Wahrheit anstemmt, sondern auch überhaupt der Gebrauch literarisch schöner Darstellungsformen für eine hässliche Wirklichkeit und Wahrheit (zumal die des Krieges) an seine Grenzen.

Es ist offensichtlich, dass die von Thukydides beachtete und von Kant und Schiller geforderte Aufrichtigkeit im Gebrauch „schöner Formen“ auch für die kriegstheologische *ars oratoria* der „Lyrik“ von Predigt, Gesang und Liturgie Bedeutung hatte, wenn sie den Konflikt zwischen ihren „heiteren Kunstmitteln“, den „bunten Farben“ der Homiletik und dem „düsteren“ Stoff des Krieges einging. Wer in der Schule oder im Studium Thukydides Peloponnesischen Krieg, Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“, seinen Wallenstein und ästhetische Schriften – auch sie gehörten zu den gymnasialen Lehrplänen⁹⁸ –, sowie Kants „Kritik der ästhetischen Urteilskraft“ gelesen hatte, musste misstrauisch werden, wenn man ihn dazu bringen wollte, aus einer Kriegspredigt „mit erleichterter Brust zu springen“.⁹⁹ Auch Schiller selbst setzte – wie Kant, der die „hinterlistige Kunst“ der Kanzelrhetorik in Acht und Bann tat – nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in eine Klasse.¹⁰⁰ Für die Theologie im Krieg musste demnach ebenso gelten, was Thukydides in der schriftstellerischen Darbietung des Peloponnesischen Krieges vorexerziert oder Schiller im Prolog zu „Wallensteins Lager“ für die künstlerische Ausgestaltung eines düsteren Themas gefordert hatte: Das „Dekor“¹⁰¹, das „Ornament“, der schöne Schein war zu zerstören: er war entweder erst gar nicht aufzubauen, oder es musste sich erweisen, dass der die Wirklichkeit „betrüglich“ umdeutende, rein dekorative Ästhetizismus an eben dieser scheiterte. Schiller schrieb am 17. August 1797, auf seine „gegenwärtige Beschäftigung mit dem Wallenstein“ angewandt, an Goethe:

„Man muß sie [= die Leute] inkommodieren, ihnen ihre Behaglichkeit verderben, sie in Unruhe und in Erstaunen setzen. Eins von beiden, entweder als ein Genius oder als ein Gespenst muß die Poesie ihnen gegenüber stehen. Dadurch allein lernen sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekommen Respect vor den Poeten.“¹⁰¹

Zwar ist nicht zu leugnen, dass schon die Kriegspredigten 1914 gleich mit den ersten Gefallenenmeldungen und Verwundetentransporten die Drangsale des Krieges ausgiebig zur Sprache brachten.¹⁰² Gleichwohl hielten die Prediger – wie 1914 Superintendent Kuhn „nach der Befreiung Insterburgs von der Russenherrschaft“ – den schönen Schein des Krieges dadurch aufrecht, dass sie die „Kehrseite“, die dem schönen Schein widersprach, das zeitweilig erfahrene *vae victis* Ostpreußens, in den Glanz des höheren Glaubensgutes stellten, um die beklommene Brust zu erleichtern; man sagte: „Aber es sind Opfer, die Gott von uns fordert, Opfer, durch deren Forderung er den Wert der deutschen Volksseele prüft.“ Deutschland habe „auch hier die Aufgabe, in den Fußstapfen Jesu von Naza-

reth [1. Petr. 2, 21] das Reich Gottes auf Erden zu bauen.“ Diese Aussage dekorierte Kuhn noch mit einem Vers aus den Freiheitskriegen, aus Friedrich de la Motte-Fouqués (1777–1843) Kriegslied für die freiwilligen Jäger: „Frisch auf, zum fröhlichen Jagen“ (1813): „Wer fällt, der mag's verschmerzen, / Der hat das Himmelreich.“¹⁰³ Die Kritik am theologischen „Beschleiß mit Wortesglanz“ taucht in Deutschland übrigens schon in einem Zeitlied von 1588 auf.¹⁰⁴

* * * * *

Von einem Gutteil der geistigen Traditionen Deutschlands her (wir nannten Thukydides, Kant und Schiller) her war demnach deutlich, was die Theologie hätte in ihrer Kriegshomiletik, ihrer Kriegsliturgie und Kriegsseelsorge im Grundsatz anders hätte machen können und müssen: Die Verkündigung im Krieg durfte zwar „so viel als nötig“ sprachlich anziehend und in der kunstfertigen Ausgestaltung des „düsteren Stoffs“ homiletisch und liturgisch anspruchsvoll sein; sie sollte gehört und seelisch empfunden werden dürfen, das Kirchenvolk sollte erreicht werden können; sie durfte ihm mit einer gewissen äußeren Ästhetik in Form und Sprache entgegenkommen. Sie durfte aber nicht mit tato-rientiertem Ästhetizismus betrüglisch aus den Ufern ihres „Kunstrechtes“ treten, indem sie die kriegsaffirmative Grazie ihrer *ars oratoria* über das Grauen des Krieges stülpte und gegen die ihr aufgetragene Wahrheitspflicht und Friedensbotschaft mit der Erweckung eines verlogenen-schönen Scheins verstieß. Indem sie diesen „Wortesglanz“ willentlich zur inneren Wahrheit des Krieges erhob und ihrer Sprache freien Lauf gab zum hinterlistigen „Misbrauch des Schönen“ und zu den frivolen „Anmaßungen der Einbildungskraft“¹⁰⁵, verhielt sie sich nicht anders als die falschen Propheten Israels, die im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. von Jeremia und Hesekiel der Volksverführung und –verderbnis bezichtigt worden waren:

„Und sie [= die Propheten und Priester] gehen alle mit Lüge um und heilen den Schaden meines Volkes nur obenhin, indem sie sagen: ‚Heil! Heil!‘ – und ist doch kein Heil.“ (Jer. 6, 14) – „Weil sie mein Volk verführen und sagen: ‚Heil!‘, wo doch kein Heil ist [...]. Das sind die Propheten Israels, die Jerusalem weissagen und predigen ‚Heil!‘, wo doch kein Heil ist.“ (Hes. 13, 10.16).¹⁰⁶

Ähnlich protestierte Thukydides im Peloponnesischen Krieg dagegen, dass man „gerade durch den Schönklang eines Wortes (εὐπρεπεία δε λόγου) irgendetwas auf eine hassens-würdige Art durchführte (ἐπιφθονῶς τι διαπραξασθαί).“¹⁰⁷ Belesene Theologen werden sich hier auch an Überlegungen zum Missbrauch der Sprache in Augustins *Confessiones* erinnern haben.¹⁰⁸ Ein solch' schöner Schein, der sich in der Kriegspropaganda „willentlich“ an der Wahrheit und Wirklichkeit vergriff, die zu fordernde Korrelation von Ethik und Ästhetik auflöste, war, wo er aufkam, durch die kirchliche Aussage selbst zu „zerstören“. Die Theologie musste, wenn sie den „düsteren Stoff“ des Krieges kunstfertig aus-gestalten wollte, um ihre Zuhörer homiletisch, liturgisch und seelsorgerlich zu erreichen, in eben dieser Kunstfertigkeit auch die tiefe Zerrüttung des Ganzen zu erkennen geben. Zwar verrät, um mit Adorno zu reden, für den aufmerksamen Zuhörer oder Leser bereits

das Pathos „nichtiger Sprachfiguren“¹⁰⁹, denunziert die äquivokative Klangkunst, wie wir sie oben im Kapitel VII, 2, b analysiert haben, und befleckt die politische Unwahrheit, die den betrüghchen Anspruch auf sinnstiftende Wahrheit erhebt, jede ästhetische Gestalt.¹¹⁰ Die seit Generationen virulenten Rezeptionsprämissen der kriegstheologischen Ästhetisierung der Freiheitskriege, sowie des Siebziger Krieges erwiesen sich jedoch im gesellschaftlichen Klima lautstarker Kriegstreiberei den ethischen Ansprüchen gegenüber lange Zeit als überlegen; sie setzten sich auch später noch in der „delirierenden Ästhetik“ des faschistischen Futurismus und im Zweiten Weltkrieg der Ethik gegenüber durch. Hiergegen hatte die Theologie anzukämpfen.

Mitten im Siebziger Krieg hatte es jedoch einen Pfarrer gegeben, der genau das tat, was erforderlich war: den schönen Schein zerstörend zu predigen; und gewiss war dieser Pfarrer Johannes Kleophas Adolph Zahn (1834–1900)¹¹¹ auch nicht der einzige „Rufer in der Wüste“ gewesen. Dieser predigte am 20. November 1870 in Halle über Jer. 31, 38–40; er wog – wie Matthias Claudius in seinem „Lied nach dem Frieden Anno 1779“¹¹² – den schönen Schein des für „Vaterland, Ehre und Recht“ erstrittenen Sieges, das nationale „Heil“, gegen die düstere Wirklichkeit des eingetretenen Kriegselends, gegen das „und ist doch kein Heil“, ab: Das Kriegsgeschehen an sich verdiene nicht das glorifizierende Dekor des „Tragischen“, sondern sei in Wahrheit nichts weiter als etwas, das die „Menschen entstelle und verwüste“, selbst wenn dereinst „diese verstümmelten, zerrissenen Leiber [...] ganz und heil in unendlicher Schönheit und Lieblichkeit auferstehen und wiederkehren“ würden:

„O tretet am Schluß des Kirchenjahres noch einmal auf diese Stätten [des Krieges] und betrachtet die zermalnten und zerrissenen Fleischklumpen, die verstümmelten Leiber unserer blühenden Jugend und unserer kräftigen Männer, seht sie in Eile und Unordnung beerdigt, zusammengeworfen, wie es gerade ist, nur flach eingeschart, alles wüst, pietätlos, rücksichtslos gemacht, wie es die Not erzwingt; dann kommen die Regengüsse und reißen die Grabhüllen hinweg, halb begraben[,] halb nicht begraben ist fast der erschütterndste Anblick noch. Tretet hin auf diese Stätten und lasset einmal zurück die Gedanken von Vaterland, Ehre und Recht, die uns doch nicht über den Tod hinweghelfen – welche Stimmen des Jammers und des Elendes schlagen euch mit lauten Weherufen entgegen. So entstellt der Mensch den Menschen, so verwüstet der Mensch den Menschen. Sie schlachten sich untereinander, in jedem Jahrhundert kunstgerechter, in jedem Jahrhundert fortgeschrittener und verbesserter, in jedem Jahrhundert massenhafter und verschlingender. Bald wird kein Menschenfleisch mehr zu finden sein, um dem Feuer und Blitz zur Speise zu dienen. Wir ehren unsere Toten, wir achten ihr Blut teuer, wir bewahren ihr Andenken in unserem Herzen, aber bei alledem erzittern wir über die Art ihrer Vernichtung: Sie tragen deutlich Spuren eines göttlichen Gerichts an sich. Es sind Durchbohrte, Erschlagene vom Schwert. Gewalttätig sind sie umgekommen. Unrein und befleckt sind die Stätten, auf denen sie liegen[,] und noch in späteren Jahren wird der Ackersmann mit Furcht Schädel und Knochen aufpflügen.“¹¹³

So griff im Ersten Weltkrieg auch Raoul Allier (1862–1939), Professor der Theologie und Philosophie in Paris, zugleich *pasteur laïc*, in seinen Predigten im Temple de l’Etoile in Paris, jegliche Kriegstheologie am entscheidenden, tausendfach zu belegenden Axiom ihres Kriegsästhetizismus, am „schönen, der Wahrheit betrüghlich untergeschobenen

Schein“ an: Nicht nur dieser, sondern jeder Krieg entspräche nicht dem Willen Gottes. Allier sagte am 2. Februar 1915:

„Nein, es ist nicht Gott, der da gewollt hat, dass sich die Völker gegenseitig zugrunde richten. Gott hat das nicht entschieden, dass die Erde von Witwen bevölkert sein soll, bevölkert von Eltern ohne Nachrichten von ihren Kindern, bevölkert von Eltern in Trauer über ihre Söhne. Es sind die Menschen, die für diese Tragödien verantwortlich sind, und wir sollten gegen sie die ewige Gerechtigkeit anrufen.“¹¹⁴

Ein von Karl Kraus nicht genauer identifizierter „Pastor [Wilhelm] Philipps“ (1859–1933) predigte 1916 dagegen und lehrte deshalb *„Dschungel und Tod“* (Kaj Munk: *„Jungle og Død“*):

„Krieg ist eben die ‚ultima ratio‘, das letzte Mittel Gottes, die Völker durch Gewalt zur Raison zu bringen, wenn sie sich anders nicht mehr leiten und auf den gottgewollten Weg führen lassen wollen. Krieg sind Gottesgerichte und Gottesurteile in der Weltgeschichte ... Darum ist es aber auch der Wille Gottes, daß die Völker im Kriege alle ihre Kräfte und Waffen, die er ihnen in die Hand gegeben hat, Gericht zu halten unter den Völkern, zur vollen Anwendung bringen sollen ... Darum mehr Stahl ins Blut! [...] Gott will uns jetzt erziehen zu eiserner Willensenergie und äußerster Kraftentfaltung. Darum noch einmal: Mehr Stahl ins Blut!“¹¹⁵

2) Den kriegesischen „Schatten“ loswerden und dabei mit den „alten Fetzen“ anfangen! – Wie umgehen mit „Ursprungsmythen“?

Die Arbeit mit geistigen und kulturellen Sinnkontinuitäten und Rezeptionsvorgaben jeweiliger Epochen zur Analyse von Strategien und Mechanismen der Meinungslenkung hat auch den Vorteil, dass sich vorschnelle Schlussfolgerungen dazu vermeiden lassen, ob, womit und wie man es hätte „anders“, besser machen sollen und können. Wenn man das Bessere will, muss man irgendwo an dem in jedes Zeitalter Mitgebrachten anknüpfen; böse Erbschaften sind dann gegen gute auszutauschen. Wir nennen im Folgenden einige weitere dieser guten und besseren Erbschaften, auf die nicht nur Theologen hätten aufmerksam werden können. Die von Schiller in seinen achten Brief „Über Don Karlos“ visionär geschauten „helleren Begriffe“¹¹⁶ waren schon immer im „Paternosterwerk der Zeit“ in Umlauf, auch wenn man sie nicht gleich sah. Das eröffnete die Chance, Wilhelm Klemms „Aufforderung“ von 1917 zu folgen, das an üblen, verderblichen Erbschaften Mitgebrachte loszuwerden:

„Mein Freund, Abkömmling ältester Menschengeschlechter,
Emporgetrieben im Paternosterwerk der Zeit,
Folge mir jetzt, so gut du es vermagst,
Und stoße von dir, was du mitbrachtest an alten Fetzen.“¹¹⁷

Wer es in der Endlosschleife der Zeit „anders“ machen will, vermag sich indessen niemals *vollständig* von den geistigen und kulturellen Getriebenheiten seiner Epoche zu lösen.

Wir kommen damit auf das obige Kapitel zu den geistigen Gefangenschaften zurück.¹¹⁸ Das oben gebrachte Goethezitat („daß sich nicht leicht jemand gegen sein Zeitalter retten kann“) verschärfte Adorno außerordentlich: er sprach 1962 in seinem Aufsatz „Zur Dialektik des Engagements“ sogar von der „Abdankung des Subjekts“ und behauptete, dass das freie Individuum nichts weiter als ein von den höchst konkreten gesellschaftlichen Bedingtheiten widerlegtes, objektiv unwahres Postulat der bürgerlichen Ära sei, das selbst im Widerstand keine *creatio ex nihilo* wäre, sondern geistig immer „zurückgeworfen“ wäre auf diejenige „empirische Realität“, welcher es sich zu „entrinnen“ versuche.¹¹⁹ Daran ist viel Wahres. Theoretisch sind aber „die Möglichkeit des Andersseins und die Möglichkeit des Zuwiderhandelns [...] immer gegeben.“¹²⁰ Jedes Wort, ein jeder Satz, eine jede Idee lässt sich ins Gegenteil *umdenken*, *umsprechen* und *umschreiben*.¹²¹ Robert Musil trug in sein Tagebuch von 1898–1902 den Satz ein: „Paradoxons: Drehen wir einmal soviel wie möglich die Dinge um.“¹²² Die „Hausregeln“, die Musil – im Fokus des Ersten Weltkriegs schreibend – in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ anwandte, waren zwei: erstens die „Karnevalisierung“ bestehender Zustände „Kakaniens“¹²³ und zweitens das konjunktivische Durchspielen von Gegenmöglichkeiten.¹²⁴ Musil vertrat das Prinzip, dass „jeder Mensch [...] seinen Gegenmenschen in sich“ habe¹²⁵, selbst wenn dieser sich „ganz aus Zitaten“ und „Überlieferungen des Forms und des Inhalts“ herleiten und sich ganz aus schon Gedachtem und Gewusstem zusammensetzen“ ließe.¹²⁶ Musil vertraute darauf, dass sich der Mensch dennoch all’ dem „anarchisch entrücken“ könne, und zwar durch eine Lyrik, der es gelinge, mithilfe von „Zwischentönen, Schwingungen, Schwebungen, Lichtstufen, Raumwerten, Bewegungsachsen, [...] sowie] irrationalen Simultan-effekte[n] sich gegenseitig bestrahlender Worte“ ein neu Erlebtes nicht zu entleeren und zu verschütten.¹²⁷

Jean Paul Sartre urteilte von seinen persönlichen Erfahrungen des Widerstands, der *Résistance* her völlig anders als Adorno, als er in den „*Lettres Françaises*“ vom 1. September 1944 als ersten Satz seines Artikels „La République du Silence“ das Paradoxon formulierte: „Niemals sind wir freier gewesen als unter der deutschen Besatzung“ („*Jamais nous n'avons été plus libres que sous l'occupation allemande*“).¹²⁸ Sartre befand sogar, der Mensch sei gerade in der Erfahrung des Ungeheuerlichen „zur Freiheit verurteilt“ („*L'homme est condamné à être libre*“¹²⁹) – ein nicht unbiblisch klingender Ausspruch (Gal. 5, 1.13). In seinem Interview „*Itinerary of a Thought*“ von 1969 vertrat er die an Musil erinnernde Überzeugung, dass man dem Menschen in der existenten Unerschöpflichkeit der Dialektik, im unermesslichen Vorrat vorhandener Denkmöglichkeiten – sogar bei ausdrücklicher Anerkenntnis der völligen gesellschaftlichen Bedingtheit seines Wesens – die Freiheitliche Befähigung, seinem Bedingtsein entrinnen zu können, nicht absprechen dürfe.¹³⁰

„[...] Ich habe niemals aufgehört zu zeigen, daß jeder letztlich dafür verantwortlich ist, was man aus ihm macht, selbst dann, wenn ihm nichts andres übrigbleibt, als diese Verantwortung auf sich zu nehmen. Ich bin davon überzeugt, daß der Mensch immer etwas aus dem machen kann, was man aus ihm macht. Heute würde ich den Begriff Freiheit folgendermaßen definieren: Freiheit ist jene kleine Bewegung, die aus einem völlig gesellschaftlich bedingten Wesen einen Menschen macht, der nicht in allem das darstellt, was von seinem Bedingtsein herrührt.“¹³¹

Wir können diese Diskussion hier nicht zu Ende führen. Peter Rühmkorf (1929–2008) hat mit Recht gegen Adorno geltend gemacht, dass die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht derart als geschlossen alternativlos eingestuft werden dürfen, dass es innerhalb ihrer, also vom Vorhandenen aus, für den „lyrischen“ Versuch, sich mit den vorherrschenden Bedingtheiten „nicht abzufinden“, *keinerlei* kreative Freiheit mehr gäbe, mit der man „Zwangsfixierungen“ lösen und die „Bannmeile all der [sc. gerade] geläufigen Apriori und Vorkontrollen“ durchbrechen könnte.¹³² Adorno schwächte seine Position daraufhin zumindestens ab.¹³³ Die hier besondere Rolle der Theologie betonte Karl Löwith (1897–1973); er verwies auf ihre „überlegene Freiheit von der Macht der Zeit“, ihren „freien Abstand zum Geschehen der Zeit“.¹³⁴ Einen solchen „freien Abstand“ entdeckte Robert Musil 1935 und 1937¹³⁵ auch an dem „übernational“, „überzeitlich“ zu nennenden, philosophischen und künstlerischen Kulturgut, das sich nicht vom jeweiligen Augenblickszustand nationaler Kultur einengen lasse, wodurch „Utopien plötzlich Wirklichkeit werden“ könnten.¹³⁶ 1914–1918 galt es insbesondere auf deutscher Seite, die Freiheit der Theologie durch Ablösung von den von Paul Tillich so genannten „Ursprungsmythen“ wiederherzustellen; gerade ihre aggressiv aufgeladenen „ursprungsmythischen Mächte“ von Boden, Blut und Nation gehörten zum Arsenal des Verschönerungshandwerks theologischer Kriegsverhetzung.¹³⁷ Wer sich 1914 etwa an Adelbert von Chamisso's „wundersame“ Geschichte von Peter Schlemihl erinnerte, der seinen guten Schatten an den Teufel verkaufte, der mochte sich wohl fragen, ob man nicht auch böse geistige „Schlagschatten“, „mörderische Identitäten“¹³⁸, an den Teufel veräußern könnte. Überhaupt gehörte schon damals, noch zu Lebzeiten Chamisso's, diese Novelle wegen ihrer kosmopolitischen Freiheitsidee, die menschliche Abhängigkeit von ab- und ausgrenzenden geistigen und kulturellen Erbschaften („Schatten“) mildern zu müssen, zum europäischen Kulturgut.

a) Adelbert von Chamisso und seine autobiographisch geprägte Novelle „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“

1914 war zwar das Zentenarium der Ersterscheinung dieser Novelle; großer „Rummel“ scheint darum aber nicht gemacht worden zu sein.¹³⁹ Der Brücke-Künstler Ernst Ludwig Kirchner (1880–1938) fertigte immerhin 1915 einen Farbholzschnitt-Zyklus zur Geschichte Peter Schlemihls an.¹⁴⁰

Es ist davon auszugehen, dass viele – auch Theologen – diese Geschichte schon längst kannten und verschlungen hatten. „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“, die 1813, im Jahr der Völkerschlacht zu Leipzig entstand, erreichte schnell eine hohe Auflagenziffer; man stahl die sehr nachgefragten Exemplare sogar aus den Lesehallen.¹⁴¹ In den 1820er und 1830er Jahren kamen Übersetzungen ins Französische, Englische und Italienische hinzu, später auch solche ins Spanische, Russische, Polnische, Holländische und Dänische.¹⁴² Ein Lucien de Rubempré stöbert in Balzacs Roman „Illusions perdues“ (II, 1839) in einem Antiquariat unter mehreren anderen schon zerfledderten Büchern auch ein Exemplar des „Pierre Schlémilh“ auf.¹⁴³ Hans Christian Andersen (1805–1875) verarbeitete die Geschichte in seinem Märchen „Der Schatten“.¹⁴⁴ Als Thomas Mann zur Schule ging, befand sie sich abgedruckt auch in einem seiner Schulbücher.¹⁴⁵

Adelbert von Chamisso de Boncourt (1781–1838), der Autor dieser „wundersamen Geschichte“ – man bezeichnet sie als biographisch geprägte „Märchennovelle“¹⁴⁶ – wird als französischer Grafensohn geboren, der,

1792 mit seiner Familie vor den Revolutionsheeren nach den Niederlanden geflohen, 1795 nach Düsseldorf und Bayreuth, 1796 nach Berlin gelangt. Dort ist er für zwei Jahre zunächst Leibpage der Königin Luise. 1798 schlägt er die militärische Laufbahn ein und wird Fähnrich im preußischen Linien-Infanterieregiment Nr. 19 („von Goetze“); am 29. Januar 1801 befördert man ihn dort zum Leutnant. Seiner Familie wird von Napoleon Bonaparte, damals noch Consul, die Rückkehr nach Frankreich gestattet, die er, vom Militärdienst Urlaub nehmend, vom August 1802 bis Anfang 1803 besuchen kann. Er kehrt 1803 nach Berlin zurück, wo er durch seine Einführung in die jüdische Berliner Gesellschaft in Berührung mit Künstlern, Gelehrten und Diplomaten kommt, u. a. die Schlegel-Brüder kennenlernt und in den Dichterbund der „Nordsternbrüder“ eintritt.¹⁴⁷ Ende September 1805 erhält er Marschbefehl; sein Regiment durchzieht Westfalen, das Weserbergland, Thüringen und besetzt (inzwischen umbenannt in „von Oranien“) im März 1806 – Preußen ist nach der Schlacht bei Austerlitz dem napoleonischen Frankreich gegenüber bündnisverpflichtet – die hannoversche Festung Hameln. Nach Preußens Ultimatum an Frankreich vom 26. August und den Katastrophen von Jena und Auerstedt im Oktober 1806 kapituliert am 21. November 1806 die Festung Hameln¹⁴⁸; Chamisso gerät in französische Gefangenschaft. Um nicht nochmals gegen seine Heimat im Feld stehen zu müssen, nimmt er seinen Abschied vom preußischen Militärdienst und kehrt – „ich hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland“¹⁴⁹ – zu seinen Verwandten nach Frankreich zurück. Ende September 1807 sieht man ihn jedoch wieder in Berlin, wo er sich 1809 bis Anfang 1810 aufgrund seiner Bewunderung für Napoleon mit patriotischen Kreisen um Fichte und Schleiermacher¹⁵⁰ entzweit. Er begibt sich nach Frankreich zurück, um an einem Lyzeum in Napoléonville (Bretagne) eine Stelle als Lehrer für Griechisch anzutreten. Im Februar in Paris eingetroffen erfährt er jedoch, dass diese Vakanz nicht mehr besteht. Er gelangt nun in den „Zauberkreis“ der europäisch beseelten, gegen Napoleon agitierenden Schriftstellerin Madame de Staël (1766–1817), die im Dezember 1802 als „mauvaise citoyenne“ auf einen Umkreis von 40 Meilen aus Paris verbannt worden war.¹⁵¹ Er folgt 1810 dem ebenfalls (noch) vom Europagedanken bestimmten August Wilhelm Schlegel (1767–1845)¹⁵² nach Chaumont und Fossé, wo sich Madame de Staël aufhält. Als diese – eine Napoleon „nicht unterwürfige Macht“¹⁵³ – Anfang Oktober 1810 wegen ihres deutschfreundlichen Buches „De l'Allemagne“ innerhalb von 2 × 24 Stunden Frankreich verlassen muss und nach Coppet am Genfer See ins Schweizer Exil geht¹⁵⁴, zieht sich Chamisso für den Winter 1810–1811 nach Südwestfrankreich (Napoléon-Vendée, La Roche-sur-Yon) zurück, wo er weiter an der Übersetzung der Vorlesungen Schlegels über „dramatische Kunst und Literatur“ ins Französische arbeitet. Nach neuerlichem Aufenthalt in Coppet (vom März 1811 bis August 1812), wo er im Mai „mitwirkender Zeuge ihrer [d. h. Madame de Staëls] Flucht“¹⁵⁵ nach Wien und Russland wird, kehrt Chamisso wieder nach Berlin zurück, wo er sich an der Universität als Medizinstudent inskribiert. Infolge der Freiheitskriege ist 1813 an eine Fortsetzung seines Studiums nicht zu denken. Vom Mai bis Oktober 1813 bietet ihm die gräflich Itzenplitz'sche Familie Asyl in Kunersdorf auf ihrem Landgut, wo Chamisso botanisiert, den Landsturm exerziert und „Schlemihls wundersame Geschichte“ zu Papier bringt.¹⁵⁶

Chamissos Novelle gehört zur Literatur der Freiheitskriege und berührte bei ihrem Erscheinen ein „wesentliches Epochenproblem“, das die napoleonischen Kriege durch

ihre politischen und gesellschaftlichen Verwerfungen, Umstürze und Neuordnungen mit sich brachten: nämlich das Problem der existentiellen Bestimmtheit und Zugehörigkeit durch nationale, soziale und wirtschaftliche Gesamtprozesse¹⁵⁷, mit denen man ohnmächtig mit in den Krieg hineingerissen wurde. Das galt ebenso für 1914–1918, und Ernst Ludwig Kirchner reproduzierte sie in seiner Bilderzählung aus ganz ähnlichem Grund.¹⁵⁸ Das Problem der Zugehörigkeit benannte auch Robert Musil im September 1914 in der „Neuen Rundschau“, Jg. 25. Im Rückblick auf die letzten Monate vor und die Tage nach dem Kriegausbruch, über den „phantastischen Ausbruch des Hasses“ der Gräuelpropaganda gegen das Fremde¹⁵⁹, schrieb er:

„Die Grundlagen, die gemeinsamen, über denen wir uns schieden, die wir sonst im Leben nicht eigens empfanden, waren bedroht, die Welt klappte in Deutsch und Widerdeutsch, und eine betäubende Zugehörigkeit riß uns das Herz aus den Händen, die es vielleicht noch für einen Augenblick des Nachdenkens festhalten wollten. Gewiß, wir wollen nicht vergessen, daß stets auch die andern das gleiche erleben; wahrscheinlich sind die, welche drüben unsre Freunde waren, genau so in ihr Volk hineingerissen, vielleicht vermögen sie sogar das Unrecht ihres Volkes zu durchschauen und es zieht sie doch mit. [...] Wir wissen nicht, was es ist, das uns in diesen Augenblicken von ihnen trennt und das wir trotzdem lieben; und doch fühlen wir gerade darin, wie wir von einer unnennbaren Demut geballt und eingeschmolzen werden, in der der einzelne plötzlich wieder nichts ist außerhalb seiner elementaren Leistung, den Stamm zu schützen.“¹⁶⁰

Auch das spezielle Problem, das Chamisso hatte, über die Fronten hinweg in Nationalitäten- und Loyalitätsprobleme verwickelt zu sein¹⁶¹, war im Europa des Ersten Weltkriegs nicht außergewöhnlich: Christen kämpften gegen Christen, Juden gegen Juden, die Frontlinien verliefen durch französisch-deutsche, englisch-deutsche, russisch-deutsche Familien.¹⁶² Als Abkömmling französischer Emigranten in Preußen hatte Chamisso die militärische Laufbahn eingeschlagen und musste auf preußischer Seite gegen sein eigenes Vaterland in den Krieg ziehen. Gewiss war er in der individuellen Zuspitzung seiner Konflikte nicht unbedingt für alle repräsentativ. Durch seine disparaten gesellschaftlichen Festlegungen spürte er – zumal in Kriegszeiten mit ihren ideologischen Auseinandersetzungen – seine Abhängigkeiten umso stärker, ihn zerreißen und darum schmerzlicher als andere. Weil er nach so vielen Seiten hin gebunden war, gehörte er paradoxerweise „nirgends hin“. In seinem Nachlass fand sich dazu ein Zettel mit folgender Selbstcharakteristik:

„Ich bin Franzose in Deutschland und Deutscher in Frankreich, Katholik bei den Protestanten, Protestant bei den Katholiken, Philosoph bei den Gläubigen und Frömmeler bei den Freigeistern, Weltmann bei den Gelehrten und Pedant bei den Leuten von Welt, Jakobiner bei den Aristokraten und bei den Demokraten ein Adliger usw. usw.; ich gehöre nirgends hin, ich bin überall fremd.“¹⁶³

Dennoch spürte er wie alle anderen Menschen auch, dass man ohne seine Zugehörigkeiten durch Herkunft, Familie, Nation und soziale Integration nicht existieren kann. So war Chamisso nicht willens, mit seinem Franzosentum zu brechen, so sehr er sich auch – in seinen

Briefen ein ständig wiederkehrendes Motiv¹⁶⁴ – eher als Deutscher empfand. Die Frage, ob Chamisso sein persönliches Problem in „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte“ behandelt hat, darf mit Ja beantwortet gelten; die heutige Forschung befürwortet diese Ansicht mit ungewöhnlicher Einhelligkeit.¹⁶⁵ Aber hatte Chamisso seiner Novelle, die ja im Krieg entstanden war, auch irgendeinen Anhaltspunkt, irgendeine Idee oder Vision mit auf den Weg gegeben, wie man im Krieg hinter den vielfältigen Bestimmtheiten, Zugehörigkeiten, Einschmelzungen in Nationalismen die geistige Freiheit wiederentdecken könnte? Hatte er irgendwo (und wenn auch nur implizit) die Frage behandelt, wie und wodurch sich „Schlagschatten“ von Menschen und Nationen, „alte Fetzen“ aus verderblichen, mörderischen Erbschaften, essentialistischen Visionen von Einheit und Reinheit, die das Denken gegen andere feindlich besetzen, abwerfen ließen? Immerhin stand er ja durch den regen freundschaftlichen Kontakt mit Madame de Staël und August Wilhelm Schlegel, die er beide bewunderte und verehrte¹⁶⁶, dem europäischen Gedanken nahe. Wir wollen dieser Anfrage im Folgenden nachgehen und darlegen, dass Chamissos Schlemihl-Geschichte eine gute geistige, eine kosmopolitische „Erbschaft“ darstellt, der man – neben vielen anderen, interessanten Dingen¹⁶⁷ – im Klima des kriegsbedingten Nationalitätenhasses etwas Hilfreiches entnehmen konnte. Die Schlemihl-Geschichte konnte 1914–1918 deswegen hilfreich sein, weil sie einerseits mit dem berechtigten Bedürfnis des Menschen nach Identität, nach Ursprung und Zugehörigkeit zu tun hat („austauschen, nicht tauschen sollen wir“¹⁶⁸), aber andererseits aufzeigt, dass es hinter solchen Identitäten, die offenbar dazu prädestiniert sind, von Mythen aggressiv aufgeladen zu werden, ein „besseres Selbst“ des Menschen gibt, das ihn auf einen kosmopolitischen Standpunkt führt. Um hier das Ergebnis voranzustellen: Aus der Geschichte Schlemihls ließ sich im Krieg herauslesen, dass es nicht darauf ankommt, auf eigene Identitäten und Nationalitäten zu verzichten oder gar mit ihnen zu brechen, wohl aber darauf, sich zugunsten einer die Menschheit verbindenden Weltkultur nicht von den mörderisch trennenden Beimischungen mitreiszen zu lassen, die sich mitunter in den Rezeptionsvorgaben, den geistigen Erbschaften als „Schlagschatten“ vorfinden.

* * * * *

Leichtfertig und aus unsoliden wirtschaftlichen Verhältnissen heraus verkauft Schlemihl¹⁶⁹ einem „stillen, dünnen, hagren, länglichen, ältlichen Mann“, den er auf einer Gartengesellschaft die unglaublichsten Dinge aus der Tasche seines grauen Rocks hatte hervorziehen sehen, seinen Schatten um den Preis eines Geldsäckels, dessen Goldmünzen niemals versiegen.

„Belieben gnädigst der Herr, diesen Säckel zu besichtigen und zu erproben.“ Er [der Mann im grauen Rock] steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen, festgenähten Beutel von starkem Korduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin: ‚Topp! Der Handel gilt; für den Beutel haben Sie meinen Schatten.‘ Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf

bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten und zuletzt einstecken. [...]“¹⁷⁰ (s. u. Abbildung 45)

Es dauert nicht lange, da sucht Schlemihl den „Mann im grauen Rock“, den Teufel („niemand anders war der geheimnisvolle graue Mann“¹⁷¹), wieder auf:

„Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für diesen an sich sehr vorzüglichen Seckel [sic] verkauft, und es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen!‘ Er [= der Mann im grauen Rock] schüttelte mit dem Kopf und zog ein sehr finsternes Gesicht. [... Er fuhr jedoch fort:] A propos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs verschimmeln lasse, sondern in Ehren halte, und daß sie bei mir gut aufgehoben sind. Er zog sogleich meinen Schatten aus seiner Tasche, und ihn mit einem geschickten Wurf auf der Heide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenseite zu seinen Füßen aus, so, daß er zwischen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem seinen, daherging. Denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen seinen Bewegungen sich richten und bequemen. Als ich nach so langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder sah, und ihn zu solchem schnöden Dienst herabgewürdigt fand, eben als ich um seinetwillen in so namenloser Not war, da brach mir das Herz. Und ich fing bitterlich zu weinen an.“¹⁷² –

Schlemihl hat zweifellos mit Chamisso zu tun, auch wenn beide nicht ganz als identisch anzusehen sind.¹⁷³ Der Schlagschatten symbolisiert Chamissos Franzosentum, das er nicht aufgegeben hat, auch wenn er sich eher als Deutscher fühlte. Den Schlemihl, der seinen Schatten verkauft, lässt er über den Verlust bitterlich weinen. Um die Schattensymbolik der Geschichte zu verstehen, sei daran erinnert, dass im ausgehenden 18. Jahrhundert eine Anschauung in Mode kam, dass man in Schattenrissen, Scherenschnitten und Bildnis-Silhouetten Existenz und Wesen eines Menschen einfangen könne, so als wäre die Ganzheitlichkeit einer Person in der Profillinie ihrer Gestalt gewahrt.¹⁷⁴ In der schönen fünften Auflage seines Werkes über den „Weimarischen Musenhof“ hat der Goetheforscher Wilhelm Bode (1862–1922) aus verschiedenen kunsthistorischen Sammlungen eine Reihe von Ganzkörperscherenschnitten präsentiert.¹⁷⁵ Chamisso bediente sich in seiner Erzählung also eines etablierten Symbols für die menschliche Identität durch Bedingtheit und Festlegung – mit all’ dem, was zu ihr gehört: Ansehen, Vermögen, Ehe, Heimat, Status in einer Gesellschaft und Nation sogar durch Hut, Frisur und Kleidung. Vor diesem Darstellungshintergrund ist verständlich, dass Schlemihl in der Phantastik der Novelle mit dem Verkauf seines Schattens radikal alles das, was ihn als Identität – gerade auch für andere – ausmacht, einbüßt. Ihm scheint das zunächst nichts auszumachen, zumal er, der an die Alleinherrschaft des Geldes glaubt¹⁷⁶, seine Geldsorgen für immer los wird. Doch bald reut ihn infolge einer Liebesbindung der Verkauf seines Schattens, er sehnt sich nach seiner verlorenen Identität zurück, weil er – wie Chamisso – davon überzeugt ist, dass kein Mensch ohne „schattenwerfende“ Identitäten und Festlegungen existieren und von anderen geliebt und respektiert werden kann.

Die Grundidee, die Botschaft der Geschichte Schlemihls geht jedoch über die Vorstellung des Schattens als Sinnbild der menschlichen Identität hinaus. Auf das Ganze der Novelle gesehen ist dieses Weitere sogar das tragende Moment. Dass der Teufel Schle-



Abbildung 45: Ernst Ludwig Kirchner, „Der Verkauf des Schattens“, erster Holzschnitt aus dem Zyklus „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“ (1915); links: Schlemihl, rechts: der „Hagere“; in der Mitte, auf dem Boden: der Schatten.

mihl seinen Schlagschatten abgekauft hat, ist nur die Vorstufe für Weiteres. Schlemihl will seinen Schatten zurückhaben, weil er ihn braucht, um die Frau, die er liebt, heiraten zu können. Der „Mann im grauen Rock“ hat das einkalkuliert und macht Schlemihl nun mehrfach das – mit allerlei Tricks verführerische – Angebot, ihm seinen Schatten gegen den Verkauf seiner Seele zurückzutauschen.¹⁷⁷ Dass nun die „Seele“ ins Spiel kommt, lässt aufhorchen; die Seele scheint auf eine höhere, eigentlichere, noch wertvollere Stufe des Menschseins hinzudeuten als der „Schatten“, der eher nur die äußeren Bereiche bürgerlicher und wirtschaftlicher Existenz abdeckt. Schlemihl geht auf die Offerte des Teufels nicht ein, auch wenn es im vorgeschlagenen Handelsangebot heißt, dass seine Seele erst „nach ihrer natürlichen Trennung von [seinem] Leibe“¹⁷⁸ auf den Teufel übergehen soll. Es kann also sein, dass – ähnlich wie in der Faust-Sage – dem „Mann im grauen Rock“ von Anfang an daran gelegen war, Schlemihl um sein „Seelenheil“ zu bringen. Gleichviel: Schlemihl hat zwar alles daran gesetzt, seinen Schatten zurück zu gewinnen; doch von

diesem letzten Schritt, seine Seele zu verkaufen, hält ihn das Gefühl ihres unvergleichlich höheren Wertes ab. Als das immer ärger und hartnäckiger werdende Drängen des Teufels nicht aufhört, gerät Schlemihl an den Rand seiner Kräfte; ihn befällt eine tiefe Ohnmacht. Schlemihl liegt für Stunden „wie in den Armen des Todes“.¹⁷⁹ Doch dann erwacht er wieder. Festliche Musik erschallt; er hört von hochzeitlichen Spaziergängern, dass die Frau, um deretwillen er seinen Schatten zurück haben wollte, soeben mit jemand anderem getraut worden ist.

b) Eine neue Erfahrung: „Jeder war nun zugleich er selbst und der Andere“

Schlemihl ist sich also bewusst geworden, dass es hinter dem Schlagschatten, der äußerliche Dinge wie Nationalität, Reichtum, Ansehen, Beruf, Ehe, Familie und gesellschaftliche Integriertheit verbürgt, noch etwas anderes, etwas Wertvolleres gibt. Germanisten haben diskutiert, ob Chamisso in seiner Novelle Schatten und Seele überhaupt auseinandergehalten habe. Durchgesetzt hat sich die Meinung, dass sie für Chamisso nicht miteinander identisch waren; zwar ist die Seele wie der Schatten ein Begleiter des Menschen auf seinem Lebensweg; sie, die Seele, steht dem äußeren Schatten aber als inneres Gegengewicht korrigierend gegenüber.¹⁸⁰ Was Schlemihl also hinter all' den „Bedingtheiten“ des Lebens, den „mitgebrachten Erbschaften“ entdeckt, die den Menschen wie „Schattenrisse“ festlegen – und ohne die er auch nicht zu existieren vermag –, ist seine Seele, die frei ist von allen äußeren Fixierungen.¹⁸¹ Hierin, im Hinweis auf die Seele, liegt nun der entscheidende Punkt, auf den es Chamisso in der Geschichte Schlemihls ankommt. Er muss die Seele als Begabung zur Freiheit und geistigen Unabhängigkeit verstanden haben, als eine Instanz, die als Gegengewicht zum festlegenden „Schatten“ den „freien Abstand zur Zeit“ gewährt. Chamisso berührt hier – wie Werner Feudel richtig gesehen hat¹⁸² – das Problem der Willensfreiheit, das dieser bereits in seinem Märchen „Adelberts Fabel“ (1806) erörtert hatte. Dort ist ein junger Mann bewegungs- und willenlos in einer „Eisburg“ eingemauert (ein Motiv, das auch bei Musil auftritt¹⁸³) und entdeckt schließlich – nach einer langen Reise durch die Weltgegenden (eine Vorwegnahme der Siebenmeilenstiefel-Wanderungen Schlemihls und den Forschungsreisen Chamissos) – hinter dem „finsternen Widerstreit der äußern Weltmächte“ den „Karfunkel“ seiner „inneren Selbstmacht“.¹⁸⁴

Doch zunächst wieder zurück zur Schlemihl-Geschichte! Nach abermaligen Versuchen des „Mannes im grauen Rock“, sich dessen Seele zu bemächtigen – er borgt ihm den Schatten auf Probe aus und bleibt in seiner Nähe, „unaufhörlich das Wort gegen ihn führend“¹⁸⁵ –, erkennt Schlemihl ihn schließlich als Teufel, vertreibt ihn mit einer exorzistischen Formel und wirft ihm zum Zeichen des endgültigen Verzichts auf seinen Schatten auch den Geldsäckel in den sich öffnenden Höllenschlund hinterher.¹⁸⁶ Nachdem dies geschehen ist, träumt Schlemihl einen Traum von paradiesischer Symbolik: er schaut in der „Ferne“ bekränzte Gestalten – Seelen gleich –, bekannte und unbekannte, die von „Blumen und Liedern“, von „Liebe und Freude“ umgeben unter hellem Licht wandelnd – und eben das ist hochbedeutsam! – „keine Schatten“ mehr werfen; unter diesen Glücklichen „im fernen Gewühle“ meint er, auch Chamisso selbst zu erkennen.

Schlemihl erwacht und sieht sich „auf den neuen Charakter“ hin an, den er „in der Welt bekleiden“ sollte.¹⁸⁷ Er widmet sich fortan (so wie Chamisso selbst es tat¹⁸⁸) der Naturwissenschaft¹⁸⁹ zum Zeichen dafür, dass der Menschheit eher mit dem Voraussetzungslosen, der Unabhängigkeit von Zugehörigkeiten, mit der Lust auf Neues, Unbekanntes, auf die Weite der Welt gedient ist als mit dem Bedingten, Festgelegten, Trennenden. Schlemihl stößt also durch seine Seele oder durch sein „besseres Selbst“, wie es am Schluss der Novelle heißt¹⁹⁰, auf ein befreites Dasein, das nicht mehr in erster Linie auf das Alte, Enge, Eigene der „Schlagschatten“ konzentriert ist, sondern auf das Universale, das Kosmopolitische, für das damals die Wissenschaft symbolhaft stand.¹⁹¹ Auch wenn er mit diesem unbürgerlichen Einstellungswechsel vorübergehend vereinsamt¹⁹² – übrigens wurde 1799 eben davor auch Chamisso selbst von seinem Bruder Hippolyte gewarnt¹⁹³ –, ist er doch auf dem richtigen Weg.

Beatrix Langner hat in ihrem Buch über Chamisso „Der wilde Europäer“ bezüglich des „befreiten Daseins“ auf zwei kleine, aber unschätzbar wertvolle Episoden aus dessen Reisebericht über die Marschall-Inseln aufmerksam gemacht. Am 15. Januar 1817 begegnet die „Romanzoff-Expedition“, mit der Chamisso an Land geht, einer Gruppe von Inselbewohnern, deren Häuptling namens „Rarick“ die Ankömmlinge zum Zeichen der Freundschaft auffordert, „wechselseitig die Namen zu erforschen“ und diese dann untereinander zu tauschen. Wenige Tage später wechselt dann auch Chamisso auf der Insel Otdia mit einem Einheimischen, der „Lagediack“ heißt, seinen Namen¹⁹⁴ mit dem Ergebnis: „Jeder war nun zugleich er selbst und der Andere“.¹⁹⁵ Intuitiv erkannte Chamisso hinter diesem „liebenswürdigen Brauch“ des Inselvolkes, mit fremden Identitäten verschmelzen zu wollen, ohne die eigene zu verlieren, die allen Menschen gemeinsam mitgegebene seelische Ebene, „eine Form von Interkulturalität, von der die nationalistische Hysterie in Europa ebenso weit entfernt war wie die kolonialistische Praxis in der Neuen Welt.“¹⁹⁶

So lautet also die „nützliche Lehre“, nach der wir fragten, die man damals in einer Kriegswelt feindlicher Zugehörigkeiten, „mörderischer Identitäten“ aus Schlemihls Geschichte herauslesen konnte, dass zwar kulturelle, nationale Identitäten, „Soliditäten“ gesellschaftlicher Existenz zum Überleben notwendig sind, dass es aber hinter ihnen die wachsame „Seele“ gibt, das „bessere Selbst“, den „Karfunkel innrer Selbstmacht“, den es „gegen den finstren Widerstreit der äußern Weltmächte“ einzusetzen galt.¹⁹⁷ Dieser innere Halt vermag zu verhindern, dass man sich kollektiven Zugehörigkeiten, zu denen auch „alte, böse Erbschaften“, aggressiv aufgeladene Ursprungsmythen gehören, ohne Wenn und Aber hingibt und sich vom Nationalhass, mit dem sie daher kommen, mitreißen und einschmelzen lässt. Das „bessere Selbst“ auf dem „höhren Feld“¹⁹⁸, kann, wenn es bejaht wird, zu äußerlichen Identitäten und Zugehörigkeiten ein so stürmisches Gegengewicht der Freiheit entwickeln, um „zu erfüllen, was man erfüllen sollte“¹⁹⁹, und persönlichen wie kollektiven Zwängen derart wie mit „Siebenmeilenstiefeln“ entfliehen, so dass man sich mitunter auch wieder „Hemmschuhe“ anlegen muss.²⁰⁰

c) „Auf höherem Feld“: Wie man den „Schlagschatten“ der deutsch-französischen Erbfeindschaft aus den Schulbüchern zu entfernen versuchte

„Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutschland wieder zu einem großen fränkischen Reiche zu vereinigen.“

Ludwig Börne²⁰¹

Für die nationale Erinnerung des wilhelminischen Deutschland waren die Freiheitskriege, das Schrifttum Hegels, Fichtes, Arnolds und der Freiheitslyriker, die „Einigungskriege“, der Siebziger Krieg mitsamt seinen Kriegsdichtungen und –Predigten ein ebenso aggressiver, kriegsaffirmativer „Schlagschatten“ wie für die Gesellschaft Frankreichs nach 1870/1871 das „Verlusttrauma Elsass-Lothringen“.

Dabei hatte es schon mitten im Siebziger Krieg kurzfristig anders ausgesehen. Victor Hugo hatte am 9. September 1870 in seinem Aufruf „An die Deutschen“ eine europäische Staatserzählung für beide Länder geltend gemacht. (Es ist reizvoll, parallel dazu das Editorial zu lesen, das Ludwig Börne 1836 zum ersten Jahrgang seiner Zeitschrift „*La Balance – Revue allemande et française*“ verfasst hatte und die von der Angewiesenheit dieser beiden Länder aufeinander sprach.²⁰²) Hugo zeigte sich bestrebt, das Trennende, nationalistisch aufgeladene und sich Abstoßende der jeweiligen „Ursprungsmythen“ zu durchbrechen und das Ergebnis miteinander zu etwas Neuem, Europa Wiederfindendem zu verbinden. Hugo war ein „Rheinländer“ von Passion, wie seine Reisebeschreibungen von 1838 („*Le Rhin*“, *Lettres à un ami*) bezeugen; er hatte dort in seiner *Conclusion IX* Frankreich und Deutschland zur Einigkeit und Versöhnung aufgerufen:

„Es gibt zwischen den beiden Völkern eine innige Verbindung, ja eine unbestreitbare Blutsverwandtschaft; sie sind aus denselben Wurzeln hervorgegangen; sie haben gemeinsam gegen die Römer gekämpft; sie sind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart, Brüder in der Zukunft.“²⁰³

Für Hugo stand unwiderruflich fest, was er jetzt, 1870, auch in seinem Aufruf „*Aux Allemands*“ wiederholte:

„*Deux nations ont fait l'Europe. Ces deux nations sont la France et l'Allemagne. L'Allemagne est pour l'Occident ce que l'Inde est pour l'Orient, une sorte de grande aïeule. Nous la vénérons.*“ (= „Zwei Nationen haben Europa gemacht. Diese beiden Nationen sind Frankreich und Deutschland. Deutschland ist für den Occident[,] was Indien für den Orient ist, eine Art von Urgroßmutter. Wir verehren sie.“)²⁰⁴

Hugo hatte einen Blick für die tiefen geistigen und kulturellen Verflechtungen der beiden benachbarten, am Rhein gelegenen Kulturen – Gemeinsamkeiten, die sich nicht ignorieren oder leugnen ließen. Nicht nur er insistierte hierauf, sondern schon Carl-Friedrich Reinhard, ein Freund Goethes, in seinen Briefen ab 1807.²⁰⁵ Klang da – nach Sedan – Hugos Aufruf nicht so einleuchtend und vernünftig wie die unvergessene Rede des Kimon (510–449 v. Chr.), die Plutarch in den *Vitae Parallelae* (Kimon, XVI, 10 [489]) überlieferte, in der es geheißen hatte, Hellas würde „lahmen“ (Ελλάδα χολην), wenn Athen den Wagen

Griechenlands allein zu ziehen versuchte „ohne sein Nebenross“ (επερὺγα) Sparta?²⁰⁶ Hellas brauchte Athen *und* Sparta, es durfte nicht „einäugig“ werden. Und 1870 brauchte Europa Deutschland *und* Frankreich, um nicht zu erblinden! „Aber was geht vor sich?“, schrie Hugo am 9. September entsetzt auf; „heute [...] will Deutschland Europa vernichten! Ist es möglich? Deutschland würde Europa vernichten, indem es Frankreich verstümmelt. Deutschland würde Europa vernichten, indem es Paris zerstört.“²⁰⁷ Selbst als Deutschland Frankreich dann wirklich durch die Annexion Elsass-Lothringens amputierte und Paris ab dem 5. Januar 1871 mit seiner Belagerungsartillerie unter Beschuss nahm, so dass der Erdboden bis nach Versailles vibrierte und „die Fenster leise erzitterten“²⁰⁸, verwarf Hugo in der neuen Assemblée Nationale in Bordeaux am 1. März 1871, als die deutschen Truppen gerade nach Paris einrückten, seine europäische Idee nicht. Zwar erhob sich aus dem Plenum der Assemblée gegen ihn Widerspruch („*Sur divers bancs – Non! Non!*“), als er ankündigte, Frankreich werde eines Tages über Elsass-Lothringen hinaus das linksrheinische Gebiet mit Trier, Mainz, Köln und Koblenz wieder in Besitz nehmen („*Est-ce tout? non! non! saisir, – écoutez moi, – saisir Trêves, Mayence, Cologne, Coblenz ...*“)²⁰⁹, doch dann erklärte er sogleich, zu welchem grandiosen europäischen Ziel dies geschehen sollte:

„Und man wird Frankreich rufen hören: Das ist meine Kehrtwende! Deutschland, da bin ich! Bin ich dein Feind? Nein! Ich bin deine Schwester. Ich habe dir alles weggenommen, und ich gebe dir alles zurück (*et je te rends tout*), unter einer Bedingung: dass wir nichts anderes mehr sein werden als nur ein einziges Volk, eine einzige Familie, eine einzige Republik. Ich werde meine Festungen schleifen und du die deinigen. Meine Vergeltung, das ist die Brüderlichkeit. Über die Grenzen hinaus! Der Rhein gehöre uns allen! Seien wir dieselbe Republik, seien wir die Vereinigten Staaten von Europa, seien wir die kontinentale Föderation, seien wir die europäische Freiheit, seien wir der universelle Friede! Und dereinst werden wir uns die Hand drücken, denn wir haben uns gegenseitig einen Dienst erwiesen: du hast mich von meinem Kaiser befreit, ich befreie dich von dem deinigen.“²¹⁰ –

In der französischen „Dritten Republik“ fehlte es dann um die Jahrhundertwende nicht an europafreundlichen Bemühungen, den Schlagschatten, die Zwangsfixierung auf den Revanche-Gedanken abzuwerfen und zum friedlichen Ausgleich mit Deutschland zu „konvertieren“.²¹¹ Ab 1897, 1900 und ein weiteres Mal 1910 kam es in Frankreich zu einer starken pazifistischen Gegenströmung, zu epochemachenden Vorstößen und Versuchen friedenswilliger Umsteuerung, die sich bis in die Lehrbücher hinein auswirkte. Insbesondere hatte sie, wie Paul Rühlmann (1875–1933) dokumentiert hat, vor allem die linksgerichtete, pazifistisch ausgerichtete französische Lehrerschaft gegen die Revanche-Erziehung positioniert:

„Vergessen schien die Revancheidee, auch der ‚Patriotismus‘ [wurde] als veraltet, überholt, als ‚Zeitirrtum‘ zu den Akten gelegt. [...] Im Unterricht sollte nicht mehr vom Krieg gesprochen werden, Kriegsszenen zu lesen oder als Aufsatzthemen zu geben, wurde von einzelnen Schulbehörden verboten. Bald ging man auch einen Schritt weiter: Das Heer, das Werkzeug des Krieges, wurde unbeliebt, man spottete gelegentlich über den Piou-Piou, den Rekruten.

Besonders der weibliche Teil der französischen Lehrerschaft stellte die lebhaftesten Rufer für die Friedensbewegung. Zwei Lehrerinnen gründeten 1902 unter Zustimmung der übergeordneten Behörden eine ‚*Société de l'Éducation pacifique*‘, und Lehrerzeitingen erklärten es als dringende Pflicht, sich dieser Gesellschaft anzuschließen. [...] Die gesamte pädagogische Presse, besonders ‚*Volume*‘, ‚*Manuel Général*‘ und ‚*École Nouvelle*‘, unterstützte durchweg einen gemäßigten, jedenfalls vom Revanchegedanken freien Pazifismus. [...] 1902 veranstaltete die Zeitung ‚*Petite République*‘ ein höchst charakteristisches Preisausschreiben über die Frage: ‚Schulbücher sind zu nennen, die nicht mehr neuzeitlichen Anforderungen entsprechen; es ist eine Liste mit den bezeichnenden Einzelaussagen zu geben.‘ [...] Infolge dieser preisgekrönten Arbeiten kam es zu mehreren Reinigungen der Leitfäden und Schulliteratur in pazifistischem Sinne.“²¹²

Weiter heißt es: „Man wollte keine ‚Schule des Hasses‘ mehr, die ‚nationalistischen Vergifter‘ wurden öffentlich bloßgestellt.“ Ferdinand Buissons, der „Chorleiter“ der französischen Lehrer, führte 1905 zum Revanchegedanken aus:

„Jahre sind vergangen, die Revanche ist nicht gekommen. Was soll die Schule heute tun? Soll sie, wie die Schulbücher vor 25 und 30 Jahren, diesen Gedanken immer noch predigen und ihn durch Wort, Bild, Erzählung und Gesang in kriegerischen Widerhall umsetzen? Wir denken: *Nein*. Diese Literatur hatte ihre Berechtigung in dem Seelenzustand jenes Geschlechts, das von der Hoffnung träumte, Elsaß-Lothringen mit bewaffnetem Arm zu befreien. Was damals ernst zu nehmen war, ist es heute nicht mehr. Ein anderes Geschlecht ist heraufgekommen, für das 1870 der Geschichte angehört. [...] Ist es nicht ein *Mangel von Würde*, dies [= den Revanchegedanken] immer zu wiederholen, ist es nicht ein *falscher Ehrenstandpunkt*, diese Empörungsschreie und Rufe zu den Waffen, denen wir nicht ernstlich Folge zu leisten gewillt sind? Nichts gibt uns die Gewähr, daß dann nicht eines Tages die blutigen, zwecklosen Hekatomben von neuen beginnen.“²¹³

Die Schulbücher Frankreichs hatten außerdem die Protestantenverfolgung unter Ludwig XIV., die religiöse Intoleranz unter Ludwig XV., den Imperialismus der beiden Napoleons aufgearbeitet. Vor dem Ersten Weltkrieg waren alle diese Maßnahmen in den verbreitetsten Schulbüchern getadelt worden.²¹⁴ Im „*Manuel de Morale et d'Instruction civique*“ (1902) von François-Alphonse Aulard (1849–1928) und Albert Bayet (1880–1961) schrieb letzterer Sätze wie diese, dass ein „großer Mann“ nicht daran zu erkennen sei, dass er „viel Lärm in der Welt“ (*beaucoup de bruit dans le monde*) verursacht habe – so wie Napoleon I., den man nur deswegen einen *grand homme* nenne, weil er ein überragender Feldherr (*grand capitaine*) und Eroberer (*conquérant*) gewesen sei. Hier liege aber ein schwerwiegender Irrtum vor, „*c'est une grave erreur*.“ Wahrhaft große Männer würden kein Unglück über andere bringen. Napoleon I. habe letztlich nur seiner Geschicklichkeit (*habileté*) gefrönt, Europa zu verwüsten und Frankreich zu ruinieren. „*Napoléon n'est pas un grand homme*.“ Die wirklich bedeutenden Gestalten der Weltgeschichte würden ihr Genie einsetzen, um anderen Glück zu bringen.²¹⁵ Schon am 16. Mai 1871 hatte man auf ein Dekret der Pariser Kommune hin die *Vendôme-Säule*, ein aus erbeuteten Gewehren gegossenes Denkmal, das Napoleon I. zur Erinnerung an seine Siege von 1805 hatte errichten lassen, als ein „Monument der Barbarei, ein Symbol der brutalen Gewalt und des falschen Ruhms“ umgestürzt.²¹⁶ Schon auf seinem Weg nach Elba 1814 war Napo-

leon I. in einigen wenigen Augenblicken der Wahrheit von der Bevölkerung beschimpft und bedroht worden.²¹⁷ – Zum Militärdienst (*service militaire*) führte Aulard aus:

„Der Militärdienst ist eine sehr schwere, sehr lästige Verpflichtung. Man würde weniger darunter leiden und brauchte weniger Soldaten, wenn es in Europa nicht Könige und Kaiser gäbe, die sich damit vergnügen, Zänkereien unter den Völkern anzustiften und ihnen einzureden, dass sie einander hassen müssten. Allmählich aber werden die Völker begreifen, dass sie Brüder sind, und die französische Republik wird dann nicht mehr zu befürchten haben, angegriffen und von den Königen oder Kaisern überfallen zu werden. Unglücklicherweise ist dieser schöne Tag noch weit entfernt, und, solange die anderen Nation nicht abrüsten, brauchen wir eine *mächtige Armee*, um die Unabhängigkeit unserer Nation zu verteidigen.“ (15. Lektion: „Der Militärdienst“)²¹⁸

Dennoch führte das Erinnerungsjahr 1910/1911, die vierzigste Wiederkehr des „großen Unglücks“ in der Politik Frankreichs den Rückschlag herbei.²¹⁹ Das nationalistische Sinnkontinuum ließ sich vorerst nicht durchbrechen. Francis Charmes (1848–1916) schrieb am 15. Februar 1911 in der *Revue des deux Mondes*, dass sich ihm beim Berühren des Themas Elsass-Lothringens das Herz schmerzhaft zusammenkrampfte. Wie ein Mensch sein amputiertes Bein, so fühle Frankreich ständig diese verlorenen Provinzen.²²⁰ Im Zuge der Marokkokrisen von 1904–1906²²¹ erwachten der „*élan vital*“ – der Geist der „*gloire*“ und der unvergleichlichen Marseillaise von 1792, der „*furor Gallicus*“ des auch von König Wilhelm bewunderten Kavallerieangriffs des Generals Marguerittes bei Sedan²²² und der „*nouveau esprit militaire*“ als „*volonté générale*“ – übrigens zeitgleich mit dem „*military mind*“ im englischen Heer.²²³ 1911 kam die Agadir-Krise hinzu.²²⁴ So formierte sich schließlich auch unter der französischen Lehrerschaft wiederum ein radikaler Umdenkungsprozess gegen den Pazifismus. Eine Sonderzeitschrift „für patriotische Lehrer“ war schon 1904 gegründet worden; es folgte die Gründung einer gleichen Lehrervereinigung; 1909 lief eine Pressekampagne an, in der eine „Säuberung“ derjenigen Schulbücher gefordert wurde, die man wenige Jahre zuvor erst im pazifistischen Sinn gereinigt hatte. Vom Gros der Bevölkerung dürfte das nicht mitgetragen worden sein, denn noch in den Februarwahlen 1914 errang die von Jean Jaurès 1905 gegründete französische sozialistische Einheitspartei (S.F.I.O. = „*Section française de l'Internationale ouvrière*“), die für eine Verständigung mit Deutschland eintrat, die Mehrheit.²²⁵ – Diese hier etwas breiter ausgeführten Beispiele zeigen, wie steinig und mühevoll insbesondere bei Intellektuellen der Versuch werden kann, den „Schlagschatten“ kriegsaffirmativer, immer neu zum Krieg drängender Rezeptionsvorgaben abzuwerfen: alle die mit Feindbildern genährten, die mit „Ursprungsmythen“ verflochtenen und mit Hekatomben von gefallenem Heroen konnotierten Staatserzählungen.

Die hier gezeigte Rückwärtsentwicklung in Frankreich kann als Paradebeispiel für die Ursachenforschung dienen. Die erneute Wendung zum Krieg leitet sich bevorzugt aus Konflikten her, deren negative Ausgänge sich in kollektiven Gedächtnissen und in Erinnerungskulturen als Sinngebungskontinua festgesetzt haben und in Hymnen, Nationalmythen und -epen fortwirken. In existentiellen Krisenzeiten oder Jubiläen lassen sich gerade die nationalen Leidensnarrative, wenn sie konstitutiver Teil der jeweils nationalistischen „Staats-

erzählung“ geworden sind, sehr einfach zur politischen Massenmobilisierung nutzen, zur Kultivierung aggressiver Selbstbilder und erbfeindlicher Hassgefühle. In einer „*mysterious alchemy of sacrifice*“²²⁶ werden in erster Linie nicht Siege lebendig, sondern werden gerade umgekehrt Niederlagen und Kriegssopfer in einen kollektiven Gewinn, in Heldentum und Sieg umgebucht und daher – trotz des im Einzelnen verheerenden Ausgangs – nicht unterdrückt, sondern sie avancieren zu den am meisten wertgeschätzten Inhalten des kollektiven Gedächtnisses: so regelmäßig in der glorifizierenden Deutung von Kriegstoten als „moralischer Munition“ zur Wiederaufnahme von im Hintergrund persistierenden Konfliktfeldern.²²⁷

Siegfried Kawerau (1886–1936), der in seiner „Denkschrift über die deutschen Geschichts- und Lesebücher vor allem seit 1923“ den Niederschlag aktueller Nachkriegsfragen zur Geschichtsbewältigung wie Europäische Politik 1870–1914, Bismarck/Wilhelm II., Kriegsursachen, Kriegsausbruch, Kriegsschuldfrage, Kolonialfragen, aber auch zukunftsgerichteter Themen wie Kolonialfragen, Völkerbund u. a. in den Schulbüchern analysierte, schilderte 1927 den parallelen Rückfall in die Zwangsfixierungen des Ersten Weltkriegs auf *deutscher* Seite. Nachdem es in Thüringen und Braunschweig – wie in Frankreich vor 1914 – zu einem Umdenken, zu einer zur Versöhnung mahnenden Schulpolitik gekommen war, setzte in den schweren inneren Wirren, die mit dem Tag der Ermordung des als „Erfüllungspolitiker“ und „Befehlsempfänger der Weisen von Zion“ geschmähten Walther Rathenau (1867–1922) am 24. Juni 1922 begannen, ein Rückschlag ein. Die fortschrittlichen Ansätze in Thüringen und Braunschweig wurden „von dem reaktionären Ansturm zerschlagen und in ihr krasses Gegenteil verkehrt.“²²⁸ Die bayerische Regierung verlangte am 2. Januar 1923 von ihrer Lehrerschaft, „sie solle bei jeder sich bietenden Gelegenheit im Unterricht auf den Diktatfrieden von Versailles und die ‚Lüge von der Schuld Deutschlands am Weltkriege‘ hinweisen.“²²⁹

Die entsprechenden schulischen Lesestoffe von 1914–1918 wurden nun wieder emsig nachgedruckt.²³⁰ Kawerau legte die Perseveranz der kriegesischen, französischen- und englandfeindlichen Inhalte offen (polenfeindliche Inhalte traten jetzt hinzu²³¹), wobei jetzt auch wieder einschlägige Texte aus den Schriften „Geist der Zeit“ von Ernst Moritz Arndt in den nach 1919 amtlich genehmigten Schulbüchern stärker abgedruckt wurden.²³² Selbst das von Kawerau noch als vergleichsweise gemäßigt eingestufte²³³ Lesebuch von Hans Freymark und Eberhard Hartmann für höhere Lehranstalten „Deutsches Leben“ von 1925 bringt in den Sektionen III „Vaterland und Freiheit“ und IV „Kampf und Tod“ einen spürbar erhöhten Lesestoffanteil aus der Lyrik der Freiheitskriege (Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner, Max von Schenkendorf).²³⁴ Dort finden sich auch das apokalyptische „Erbfeind“-Gedicht Emanuel Geibels aus dem Siebziger Krieg („Am dritten September 1870“²³⁵) wieder, Gedichte aus dem Ersten Weltkrieg wie Gustav Falkes (1853–1916) „Tag der Toten“, das schon aus vielen Kriegslesebüchern bekannte²³⁶ „Für uns“, das der Obertertianer Reinhold Samuelsohn seinem 1914 im Osten gefallenen Lehrer gewidmet hatte²³⁷, Gedichte zu Straßburg, dem Rhein, zu Schleswig-Holstein und Danzig, sowie zur „baltischen Heimat“. Im Anschluss an Goethes „Deutschlands Befreiung“ und Ludwig Uhlands „Zum 18. Oktober 1816“ („Wenn heut’ ein Geist herniederstiege / [...] der sänge wohl auf deutscher Erde / ein scharfes Lied wie Schwertesstreich“²³⁸) folgen bei Freymark / Hartmann zwei Gedichte Geibels, die nach dem „Einen Mann“ rufen. Ähnlich verschärfte sich

der nationalisierende Ton im „Echtermeyer“. Gegenüber der von Alfred Rausch (1858–1939) redigierten 45.–47. Auflage der „Auswahl Deutscher Gedichte“ (1926–1931)²³⁹ sorgte die 1936 und 1938 von Richard Wittsack (1887–1952) herausgegebene 48.–49. Auflage – gemeinhin als „nationalsozialistische Auflagen“ des „Echtermeyer“ bezeichnet – dafür, dass nicht nur sämtliche Texte Heinrich Heines und anderer jüdischer Autoren gestrichen²⁴⁰ und Blut-und-Boden-Lyriker verstärkt berücksichtigt²⁴¹, sondern auch dass die in früheren Auflagen auffälligen Anteile an Kriegsgedichten²⁴² noch spürbar erhöht wurden.²⁴³ Tucholsky, der nach dem Weltkrieg die deutschen Schulbücher mit den französischen verglich, fand dagegen heraus, dass letztere zwar ebenso noch mehr als nötig „den gesamten Plunder an Kriegstaten und Daten, bezopften Dynastiehistorien, Geschichten vom bösen Feind und dem guten lieben Vaterland“ enthielten, jedoch nicht die Mehrheit bildeten.²⁴⁴

Ein starkes Hoffnungs- und Versöhnungszeichen für Europa war es trotzdem, dass jeweils nach dem Ersten (1935) und Zweiten Weltkrieg (1950) ohne amtlichen Auftrag eine deutsch-französische Verständigung von Lehrern und Schulbuchautoren zur ausöhnenden Überprüfung, Korrektur und Europäisierung des Geschichtsunterrichts zustande kam.²⁴⁵ Das 1935er Dokument des französisch-deutschen Befreiungsversuchs von nationalistisch-parteiischer Geschichtsschreibung in Lehrbüchern wurde von den Nationalsozialisten in seiner Verbreitung allerdings stark eingeschränkt.²⁴⁶

3) Theologie ohne Ornament! – Das „schneidende Ausrufungszeichen“: Kurt Tucholskys Kreuzesvision: „Kein Querbalken strich mehr durch, was das lange Holz einmal ausgesagt hatte ...“ –

a) Das „Kreuzesereignis“ von Saarburg

Wenden wir uns nun einem Vorfall an der Westfront zu, der zu Beginn des Weltkrieges die Öffentlichkeit – zumal in kirchlichen Kreisen – erregte. Es kann nicht viele Pfarrer gegeben haben, die dieses Ereignis nicht kommentiert hätten. Um den „Schlagschatten“ und die mörderischen „alten Fetzen von sich zu stoßen“, welche die Völker aufeinanderhetzten, bedurfte es von christlicher Seite aus der Eindeutigkeit der Christusbotschaft. Eben das wurde noch im August 1914 an einem bemerkenswerten Ereignis deutlich. Es war, als hätte sich Christus durch ein Wunderzeichen selbst zu Wort gemeldet. Nachdem die zweite französische Südmarmee in den ersten Kriegstagen die Grenze zum damals deutschen Reichsland Elsass-Lothringen überschritten und Mühlhausen (Muhlhouse) besetzt hatte, kam es am 20. August 1914 zur Schlacht bei Saarburg (Sarrebouurg). Im Verlauf dieser Schlacht, die bis zum 22. August anhielt, wurde an der Straße nach Bühl (Buhl) ein ca. 3 m hohes Flurkreuz getroffen. Eine Granate riss über dem Steinsockel die Holzbalken weg, ließ aber die etwa 60 cm große Christusfigur unbeschädigt stehen (s. u. Abb. 46).

Richard Dehmel beschrieb 1915 dieses Wunder als „Entkreuzigung“ in einem in der „Neuen Rundschau“ veröffentlichten Gedicht:

„Auf einem Schlachtfeld sah ich ein wundersames Bild:
in dem fast geräumten, noch rauchenden Gefild,
zwischen letzten Leichen und Trümmern, weit sichtbar, weit,
des entkreuzigten Heilands Erhabenheit.
Das Kreuz war von Granaten gefällt,
auch der riesenhafte Sockel an den Kanten zerschellt,
wie ein zackiger Felsblock stand er am Straßenrand steil;
und darüber nun, unversehrt, gänzlich heil,
auf den festgenagelten Fußspitzen schwebend,
in den Abendhimmel sich erhebend,
lebensgroß, Jahrhunderte alt,
des Gottessohns bleiche Menschengestalt.“²⁴⁷

Die so wunderbar verschonte Christusstatue, die man auf beiden Kriegsfronten als Heilsweissagung für sich instrumentalisierte²⁴⁸ (das Kreuz überwunden habend, erschien Christus in Siegerpose), wurde zu einem der meistbeachteten Postkartenmotive des Ersten Weltkriegs. Auch in der Kriegsslyrik hinterließ es seine Spuren. Kurt Tucholsky schickte eine Postkartenversion an Karl Kraus²⁴⁹, der das Photo in der Fackel-Ausgabe Nr. 423–425 vom 5. Mai 1916 abdruckte.²⁵⁰ Eine Deutung des Bildes gab Kraus jedoch erst 1924.²⁵¹ Walter Ferl (1892–1915) sprach in seinem Gedicht „Klage in den Mond“ ebenso wie Richard Dehmel von „Entkreuzigung“ und hatte dort die Vision von verwesenden Toten, die wie Christus durch ihren Sühnetod das Kreuz hinter sich gelassen hätten.²⁵² Eine gegenteilige Anspielung brachte Hans Koch in seinem Gedicht „Karfreitag 1915“; dort wird „das Leidenskreuz zu Schanden gerissen“ und „greifen die hageren Arme ins Leere.“ Das Passionswerk Jesu erschien ihm dadurch als umsonst vollbracht.²⁵³

Uns interessiert hier die Deutung, die Tucholsky erst im Februar 1926 dem Saarburger Kreuz in der „Weltbühne“ gab. Da er die Postkarte schon 1916 an Kraus schickte, ist anzunehmen, dass auch er schon mitten im Krieg den Kairos erkannt und nach einer Deutung des „Kreuzesereignisses“ von Saarburg gesucht hatte. Auch er spricht von einem „Christus ohne Kreuz“: „Da war kein Kreuz. [...] Es war ein Christus ohne Kreuz.“ Wor- auf Tucholsky in seiner Deutung indes sein Hauptaugenmerk richtet, ist ein Detail, das die älteren, unretuschierten Photographien des Saarburger Kreuzes noch bewahrt haben: sie lassen im Rücken der Figur die später aus den Bildern verschwundene, senkrecht aufragende Metallstange erkennen, an welcher der Korpus des Kruzifixes wie mit einem gewaltigen Nagel geheftet war: „Eine lange, hohe Stange stand da, wo das Kreuz zu stehen hatte.“ Dieses Detail führte Tucholsky zu der Forderung nach der Eindeutigkeit der christlichen Botschaft.

Tucholskys Interpretation des Saarburger Kreuzes von 1926 ist eine Kreuzigungsgeschichte, die im Jenseits spielt; sie ist Teil einer längeren, eher humorig als ernst klingenden Serie mit dem Titel „Nachher“.²⁵⁴ In der transzendenten Planetenwelt von Verstorbenen trifft Tucholsky auf jemanden, der ihn durchs Jenseits führt, ähnlich wie es in der „*Divina Commedia*“ Publius Vergilius Maro, Publius Papinius Statius und Bernhard



Abbildung 46: „Zerschossenes Kreuz auf der Straße von SAARBURG i. L. nach Bühl in der Schlacht am 20. August 1914. Feldpostkarte mit rückseitigem Soldatenbriefstempel Landsturm-Inf.-Batl. 1. Kp., Kaiserslautern, 1. Weltkrieg.
„Der Körper des Heilandes blieb wunderbarerweise unversehrt.“

von Clairvaux mit Dante tun. Während ein Meteorregen herniedergeht, erzählt ihm sein Begleiter, dass es auf einem der Himmelskörper der „zweiten Hyperbel“ einen Märtyrer, einen „Heiligen“, einen „Vorwärtsrufer“ gegeben habe, der „ihnen den ganzen Ball umkrempeln“ wollte:

„Den hatten sie also beim Kragen, und da haben sie ihn dann beendetigt. [...] Sie führten ihn also zur Kreuzigung hinaus, vor die große Stadt, auf ein Feld. Der Zug näherte sich dem Hinrichtungsplatz – der Heiland, ein gedrungener, dunkler Mann, sah sich ungeängstigt, aber erschreckt um. Da war kein Kreuz.‘ Ich sah auf. ‚Was heißt das: da war kein Kreuz?‘ sagte ich. ‚Da war kein Kreuz‘, sagte er. ‚Eine lange, hohe Stange stand da, wo das Kreuz zu stehen hatte. Und der Anführer der Rotte trat vor und sagte zum dortigen Heiland: ‚Du bist nicht einmal wert, daß man dich kreuzigt. Du bist nicht einmal ein Kreuz wert. Zwei Bal-

ken sind zu viel für dich, du Beglückter. Hier ist eine Stange, die genügt.‘ Und dann kreuzigten sie ihn.‘ ‚Sie konnten ihn doch gar nicht kreuzigen‘, sagte ich. ‚Sie hatten kein Kreuz.‘ ‚Sie nagelten ihn an die Stange‘, sagte er. ‚Sie war breit genug ... Sie nagelten ihn so: den einen Arm, den linken, senkrecht hoch erhoben, am linken Ohr vorbei, und den rechten glatt herunterhängend, an der rechten Hüfte. Da hing er, ein blutender Strich. Er schrie nicht.‘ ‚Das – Sie haben das selbst gesehen?‘ sagte ich. ‚Ich habe das gesehen‘, sagte er. ‚Wie ein Finger ragte er in den Himmel. Er lebte achtzehn Stunden, davon nur eine halbe ohne Bewußtsein. Es war ein Christus ohne Kreuz. Er sah so unbedingt aus – kein Querbalken strich wieder durch, was das lange Holz aussagte. Es startete nach oben wie ein schneidendes Ausrufungszeichen, den Blitz herausfordernd. Aber es kam kein Blitz. Und ich sage Ihnen: Die Leute haben recht getan. Wieviel Holz braucht der Mensch? Zwei Balken? Einer genügt. Sie sind ihren Weg zuende gegangen wie der seinen zu Ende gegangen ist. Man soll bis ans Ende gehen. Die himmlische Güte ...‘“²⁵⁵

Dass man dem dortigen Erlöser das Kreuz verweigert – Tucholsky erklärt die Übernahme der Kreuzigungsidee auf einen anderen Planeten als „stattgefundene Infektion“ – und man ihm zur Hinrichtung nur eine Stange, einen geraden Stock zubilligt, ist nicht bloß Ausdruck der Verhöhnung („Du bist nicht einmal ein Kreuz wert“). Der Hohn der angewandten Strafe soll vielmehr auch optisch der unbedingten, eindeutigen und klaren „Linie“ der Botschaft des „dortigen Heilands“ entsprechen. Dasselbe kommt in der Aussage der Augenzeugenschaft des Begleiters zum Ausdruck: Der Heiland schreit kein „letztes Wort“ heraus, das man zu Neben- und Abwegen, aufweichenden Richtungsverschiebungen seiner Botschaft verwenden könnte (vgl. Matth. 27, 46 f. 50 Parr.). Entsprechend erträgt der „dortige Jesus“ für diese seine Kompromisslosigkeit die doppelte Frist an Leidensstunden (vgl. Matth. 27, 46. 50 Parr.²⁵⁶). Unwetter, Blitz und Donner, die als wunderhafte Begleitumstände (vgl. Luk. 23, 44 f Parr.) von der furchtbaren Armseligkeit seines Todes und der Begründung für seinen Tod ablenken könnten, bleiben aus. Das wichtigste Symbol dieser Erzählung bleibt aber im Vergleich zur ntl. überlieferten und ikonographisch ausgeschmückten Darstellung der Kreuzigung Jesu das Fehlen des Querbalkens. Wie beim Saarburger Kreuz gibt es auch in Tucholskys Erzählung keine waagerechte Achse, die das, was das historisch ursprünglich „lange Holz“ Jesu, der Stauros (σταυρος), der aufrecht stehende Pfahl²⁵⁷, die *crux simplex*, „einmal aussagte, durchstreichen“ könnte. Die Botschaft *dieses* „Christus ohne Kreuz“ geht damit durch kein ornamentales Beiwerk, keine Abschweifung vom Zentrum nach rechts oder links, keine Ausschmückung des Kreuzigungsgeschehens durch Eröffnung von Seitenlinien, keine von der geraden Richtung störend wegführenden, abzweigenden Neben- und Abwege verloren. Keine „dem Kreuz zugesellten Rosen“, von denen Goethe sprach.²⁵⁸ Die Aussage folgt dem von ihr gewählten geraden Weg unabgeschwächt, unnachgiebig, folgerichtig und unverfälscht, durch nichts „zurückgezwungen von einem knechtischen Geist“ (Röm. 8, 15; Gal. 5, 1) bis ans Ende. Gerade diese nüchterne, unverschränkte Eindeutigkeit macht dieses Zeugnis, dieses Martyrium so „einschneidend“, so unbeirrt. Es ist möglich, dass Tucholsky, der 1924–1929 bei Paris lebte, zu dieser seiner genialen Kreuzes-Interpretation durch eine wohl 1925 entstandene Zeichnung aus der Serie „Erlesene Leiche“ (*cadavre exquis, exquisite corpse*) des Pariser Surrealismus (1918 ff) gekommen ist²⁵⁹ (s. u. Abb. 47²⁶⁰).

Dort erkennt man im oberen Drittel ein Wegweiserkreuz, dessen aufrecht stehender Pfahl mit „Le Certain“, dessen Flügelbalken aber mit „Le Probable“ (links) und „Le Possible“ (rechts) beschriftet sind.²⁶¹ Dass zwischen der Zeichnung und der Erzählung Tucholskys eine Beziehung vorliegen dürfte, bestätigt auch das mittlere Drittel der Zeichnung: Das Wegekreuz steht auf einem Orbitalmodell mit fünf Kugeln (entfernt dem Brüsseler Atomium von 1958 vergleichbar), von denen vier kleinere um eine zentrale, größere wie in einem Planetensystem kreisen. Im unteren Drittel sieht man, wie das Ganze auf einem vor Anker gegangenen Schiffsleib (Matth. 8, 21 ff Parr.) ruht, der in einem Ozean mit Wal (Matth. 12, 39 Parr.) und Fischeschwärmen (Joh. 21, 1 ff) schwimmt. Das ganze zufällig zustande gekommene Ensemble ist einschließlich des Orbitalmodells, das Christus als den Kosmokrator ausweist (Eph. 1, 10), von christlichen Symbolen voll, die von Tucholsky *ad hoc* auch so gedeutet worden sein dürften.

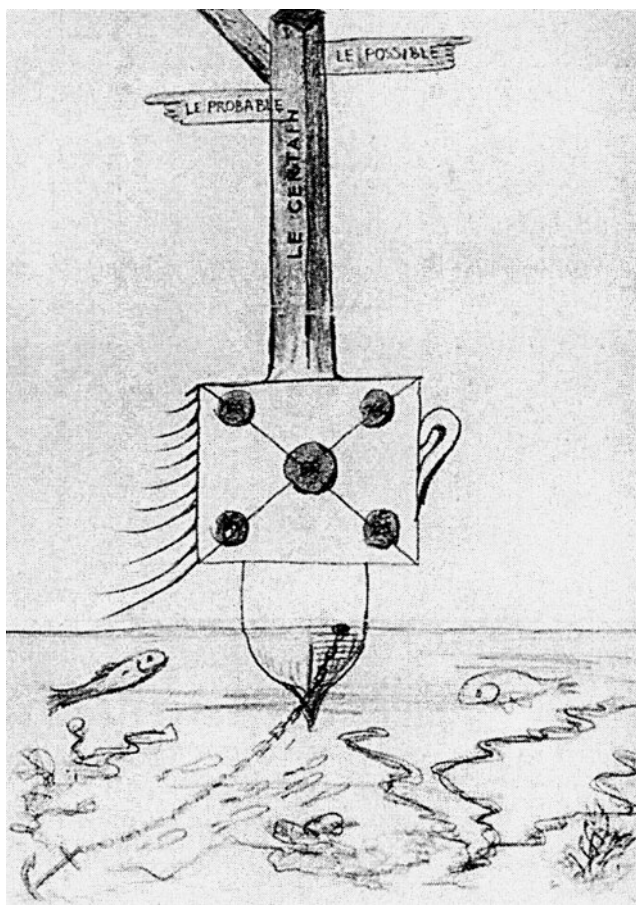


Abbildung 47: Marcel Noll/André Breton/Max Morise: Cadavre exquis, entstanden 1925, publiziert 1927; Mine de plomb et crayons de couleur, 22 × 16, 5 cm.

Offenbar symbolisierte für Tucholsky das Saarburger Kreuzwunder auf dem Schlachtfeld exakt dasjenige, was man von der Kirche im Krieg hätte erwarten müssen: nicht das ideologisch, theologisch auf Nebenbalken führende Beiwerk aus „*Probable*“, „*Possible*“, sondern das „schneidende Ausrufungszeichen“, das absolut Zuverlässige, das „*Certain*“ als Mitte der Botschaft: das Zentrale der Theologie ohne alle Ornamentik. Für Tucholsky, den die Studie Oskar Panizzas über die Konzessionslosigkeit Jesu (1898) fasziniert hatte²⁶², war Christus nicht in der machtideologischen Beimischung, sondern in der Eindeutigkeit des „blutenden Striches“ zu predigen. Christi Botschaft war derart radikal auszusagen, dass sie den Weg des Evangeliums frei von politischen und theologischen Zugeständnissen ging, so wie das etwa Karl Barth in seinem Artikel von 1933 „Reformation als Entscheidung“ gefordert hatte: den christlichen Glauben verstehen, bekennen, erklären und verkündigen zu sollen, ohne ihn unter irgendein Vorzeichen, irgendein „Ornament“ – Barth sprach von Domestizierung, Gefangenschaft und fremdem Dienst –, sei es Vernunft oder Kultur, oder zuletzt Volkstum und Staat zu stellen.²⁶³

Besondere Aufmerksamkeit verdient ferner die Absicht, mit welcher Tucholsky diese seltsame Kreuzigung an der „langen, hohen Stange“ auf einen fremden Planeten und in eine andere Menschheit verlegte. Offenbar war Tucholsky schließlich der verzweifelte Gedanke gekommen, dass es einer ganz verschiedenen Menschheit auf einer anderen Erdkugel bedurft hätte, um die Eindeutigkeit der Kreuzesbotschaft Jesu ohne Aufweichungen und Verfälschungen überliefern und verkündigen zu können. Einen ähnlichen Gedanken äußerte auch Karl Barth; es sei „gewiß angebracht“, schrieb er im Machtergreifungsjahr 1933, „sich ernstlich zu fragen“, ob die „europäische Menschheit diesem Wagnis“ der reformatorischen Erkenntnis, ohne die Doppelverbindungen von Offenbarung *und* Vernunft, Glaube *und* Wissen, Evangelium *und* Volkstum auskommen zu müssen, überhaupt gewachsen sei, ob die zu verkündigende Ein-Deutigkeit nicht eine „untragbare Zumutung“ bedeute, weil sie „einen Glauben von uns verlangt, den wir nicht aufbringen können.“²⁶⁴ Tucholsky muss, weil er die eindeutig bleibende Kreuzesbotschaft auf einen anderen Himmelskörper versetzte, ein ähnliches Empfinden wie Karl Barth gehabt haben. Seine Verzweiflung am bisherigen theologischen Denken verband sich hier mit den Versuchen der Pariser Surrealisten, dem bevormundenden, manipulativen Schutt und Schrott verderblicher Rezeptionsvorgaben, den „alten Fetzen“, den alten, bösen Erbschaften zu entkommen, die – so die Pariser Surrealisten – den „Krieg ... die Verdummung ... die ‚Heimatliteratur‘ ... die alten Kämpfer ... [den] Vater Sieg ... de[n] Vertrag von Versailles ... die Millionen Tote[n] ... die Amputierten ... die Gasvergifteten ... die Opfer des Schocks ...“²⁶⁵, den „Bankrott der Wissenschaft, Bankrott der Kunst, des Denkens“²⁶⁶ verschuldet hatten. Die Pariser Surrealisten empfanden sich – wie so mancher, der über die Nachkriegstheologie nachdachte – verloren in einer auswegslosen Nachkriegswelt, „die aus einem so grauenhaften Fiasko nichts gelernt“ hatte und auch nichts Anderes, Besseres lernen konnte und wollte²⁶⁷ (das Versdrama Guillaume Apollinaires „*Couleur du temps*“ vom November 1918 schildert es²⁶⁸). Sie versuchten daher, die Dominanz der bisherigen Denkstereotypen und Sinnkontinuitäten, die die Welt in den Abgrund kutschiert hatten, aufzubrechen. Das „Wunderbare“ des Besseren sollte ohne von tyrannischen „Zensurbündeln“ vorgespurte Sprach- und Bildstrukturen sichtbar werden. Dazu bediente sich der Pariser Surrealismus sogar des Absurden; er entwickelte seine *surrealist*

games, seine Methoden der Erkundung wie die „mechanische, automatische Schreibweise“ (das willkürliche Aufeinandertreffenlassen von Wörtern, nach denen Sätze gebildet wurden²⁶⁹), das Zeichnen „erlesener Leichen“²⁷⁰ in verteilten Rollen, wobei durch Falten des Papiers der Fortsetzende nicht sehen konnte, was sein Vorgänger gemalt hatte; das *e contrario*-Schreiben²⁷¹ – mit einem Wort: alles, was quasi „auf einen anderen Himmelskörper“ versetzte. So provozierte man „unfreiwillige, unbewußte, nichtvorhersehbare“ Denkwege, „partielle oder völlige Umdeutungen der Dinge“, „Befreiungen des Intellekts aus dem trügerischen und langweiligen ‚Paradies‘ der fixen Erinnerungen“ (Max Ernst: *se libérer du paradis illusoire et ennuyeux des souvenirs figés*), Erschließungen, „Erforschungen neuer, ungleich weiterer Erfahrungsgebiete“, „die für ein einziges Hirn unvorstellbar waren.“²⁷²

b) Das „schneidende Ausrufungszeichen“ und die „Ja-Aber“-Theologie nach 1933

Wir greifen vor auf die Zeit der 1930er Jahre. Es ist nicht bekannt, inwieweit Tucholsky als „alter Berliner“ noch von Göteborg aus die Rolle des Otto Dibelius, die dieser in der „Ja-Aber“-Theologie nach 1933 spielte, mitverfolgt hat. Vielleicht hat er die drei schon oben erwähnten Reden zur „Nationalen Erhebung“, die Lic. Dr. Friedrich Karl Otto Dibelius 1919 gehalten hatte, gelesen. Diese gipfelten in dem massiven Bekenntnis „Wo der Geist Jesu sich mit dem nationalen Gedanken verbindet, da wird das Gottesreich zur Wirklichkeit auf Erden!“²⁷³ Dibelius amtierte seit 1925 als Generalsuperintendent der Kurmark; er veröffentlichte 1934–1936 in sechs Heften die kirchenpolitische Schriftenreihe „Christus und die Deutschen“, die von der bisherigen Forschung bisher kaum rezipiert worden ist.²⁷⁴ Tucholsky verstarb 1935. Die Anfänge des erneuten „Probable“ und „Possible“, die man dem „schneidenden Ausrufungszeichen“ des „Certain“ anhängte – so wie man auf manchen Dienstsiegeln die Kreuzesbalken noch um die Flügel des Hakenkreuzes verlängerte²⁷⁵, – wird er mitbekommen haben.

Die Zeit seit 1914 hatte, Robert Musil zufolge, die meisten gelehrt, dass der Mensch ethisch „nahezu etwas Gestaltloses“, „unerwartet Plastisches“, „zu allem Fähiges“ sei. Als „bildsame“, „quellende Masse“, „gallertartig“, „kolloidal“, als „süße, wässrige Frucht ohne Schale“ oder sich „hauchähnlich“ an festen Berührungsflächen niederschlagend, schmiege er sich an alle Formen an.²⁷⁶ Voraussichtlich werde es damit noch ärger kommen, ahnte Musil 1921 voraus; der Mensch werde „den ohnedies halb ohnmächtigen ethischen Klammern immer mehr entgleiten.“²⁷⁷ Musil dachte bei seinem „Theorem der menschlichen Gestaltlosigkeit“ (1923) explizit auch an die Deutschen.²⁷⁸ Für 1914–1918 traf sein Urteil in der Tat auf ihre Kriegstheologen zu – und es sollte damit nach dem verlorenen Weltkrieg nicht weniger schlimm weitergehen. Ulrich Wehler hat Otto Dibelius als „eine der großen Unheilsfiguren des deutschen Protestantismus im 20. Jahrhundert“ bezeichnet.²⁷⁹ Dessen in den 1930er Jahren erschienene kirchenpolitische Schriftenreihe „Christus und die Deutschen“²⁸⁰ zeigte zwar einen gewandelten Dibelius – er wurde von den Nationalsozialisten 1933 amtsenthoben, inhaftiert und prozessiert²⁸¹ –, bewies aber in seiner theologischen Anfälligkeit für politischen Konformismus und Systemstützung die von Tucholsky angemahnte Notwendigkeit zur Eindeutigkeit der Theologie nach 1918 und 1933. Zwar erteilte Dibelius, seit 1934 sogar Mitglied des Brandenburger Bruder-

rates der Bekennenden Kirche, seiner früheren Vorstellung eines „nationalen Gottesreiches“ eine eindeutige Absage. Seine Kampfschrift um die innere Einheit der Deutschen im Olympia-Jahr 1936 – Dibelius sprach von der „großen Stunde der deutschen Nation“²⁸² – enthält gleichwohl trotz verbal schärfster Abgrenzungen zu den Deutschen Christen und zur deutsch-völkischen Glaubensbewegung²⁸³ in vielerlei Hinsicht durch den Rückgriff auf Arthur Moeller van den Brucks (1876–1925) Appell von 1923 „Wir müssen die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben“²⁸⁴ ethisch wie theologisch hochproblematische wie widersprüchliche, eigentümlich irrlichternde Passagen.²⁸⁵ Diese zeigen Otto Dibelius als Paradebeispiel dafür, wie schwierig es für einen von deutsch-nationalen und antisemitischen Rezeptionsvorgaben herkommenden²⁸⁶, dennoch auch nach Kräften bemühten Konvertiten es sein konnte, die Senkrechte des Kreuzes Christi, das „*Le Certain*“ zu wahren und sich nicht – wider besseres Wissen – auf die diversen Querhölzer des „*Probable*“ und „*Possible*“, auf die Ornamente von Volkstum und Staat, auf die Zacken des Hakenkreuzes einzulassen.²⁸⁷ Noch Ostern 1933 hatte Dibelius, das Datum der Machtergreifung Hitlers im Rücken, in einem vertraulichen Rundschreiben an die Pastoren seiner Kirchenprovinz verlautbart, er habe „sich immer als Antisemiten gewußt“, und man dürfe „nicht verkennen, daß bei allen zersetzenden Erscheinungen der modernen Zivilisation das Judentum eine führende Rolle“ spiele.²⁸⁸ Der Titel der Kampfschrift Dibelius’ mit ihrem engen Anschluss an Moeller van den Brucks Appell, in Widersprüchen zu leben, deutet daher zweifellos auf die nicht vollständige überwundene theologische Instabilität Dibelius’ als eines innerlich „gestaltlosen“ theologischen „Jenachdem-Machers“²⁸⁹ hin.

Dabei ging es Dibelius in seiner Kampfschrift von 1936 nicht mehr nur um das Verhältnis der Bekennenden Kirche zu den Deutschen Christen als erstem und nach der Barmer Erklärung von 1934 „erledigtem“ Stadium des Kirchenkampfes²⁹⁰; es war ihm auch nicht bloß um die kirchliche Abgrenzung von der Deutschen Glaubensbewegung²⁹¹ zu tun. Das waren schon Anliegen seiner beiden Abhandlungen von 1934 („Der Kampf der Kirche als geschichtliche Tat“) und 1935 („Die große Wendung im Kirchenkampf“) gewesen. Diese Dinge, so hatte er bereits 1935 festgestellt, „interessieren kaum noch.“²⁹² Das Kernproblem, mit dem sich Dibelius im fünften Heft seiner Schriftenserie konfrontiert sah, war das „Ringens zwischen dem Christentum überhaupt und [...] einer neuen Religiosität“²⁹³, der sog. Deutschgläubigkeit, „der Kampf zwischen der Kirche und den christentumsfeindlichen Mächten in Deutschland“²⁹⁴, mithin die Tatsache einer ernsten Existenzgefährdung der Kirche, eines drohenden Traditionsabbruchs des Christlichen in der deutschen Gesellschaft überhaupt. Erich Kästner hatte schon im Dezember 1930 im Ullstein-Magazin „UHU“ gereimt, dass „im Sinn von Wotans Politik“ in Thüringens Hauptstadt „Doktor Frick“ regiere.²⁹⁵

Dibelius hatte durchaus erkannt, dass das Schisma, das sich – nach dem (gescheiterten) Versuch der Einführung des Führerprinzips²⁹⁶ in der Kirche (Reichskirche mit Reichsbischof an der Spitze und zwangsweise Eingliederung der Landeskirchen in den lutherisch geprägten Reichskirchenverband²⁹⁷), sowie der Einrichtung eines vorläufigen Kirchenregiments von Seiten der Bekennenden Kirche²⁹⁸ – quer durch die deutsche Reichsbewölkerung zog („Deutsche Christen“ auf der einen, „Bekennende Kirche“, „Bekennntnisfront“ auf der anderen Seite), nicht mehr die drängendste Problemlage bildete. Hatte Kurt

Dietrich Schmidt (1896–1964) diesen innergesellschaftlichen Zwiespalt 1935 bereits mit dem kirchlichen Schisma des Mittelalters verglichen und von einem die Einheit der Nation gefährdenden „neuen 30jährigen Religionskrieg“ gesprochen²⁹⁹, so war das Schisma in der deutschen Gesellschaft inzwischen dermaßen eskaliert, dass man sich fragen musste, ob das in den Bekenntnisschriften definierte Christentum in der deutschen Kultur neben der hypertroph florierenden neuheidnischen „Deutschen Glaubensbewegung“ überhaupt noch ein Heimatrecht besaß.³⁰⁰ Zu deutlich trat die von Seiten hoher staatlicher Amtsträger der NSDAP kaum verhohlene Erwartung der Partei-Führung an ihre Mitglieder in Erscheinung, aus der Kirche auszutreten.³⁰¹ Es gab Schülerbibelkreise, die – wie etwa in Ulm – schon vor 1933 für völkisches Gedankengut empfänglich waren, militärische Kluft und Abzeichen trugen, germanische Monatsnamen benutzten und 1933 geschlossen zur Hitlerjugend übertraten.³⁰² 1935 kursierte das „Neue Lied der Hitlerjugend“:

„Wir sind die fröhliche Hitlerjugend,
wir brauchen keine christliche Tugend,
denn unser Führer ist Adolf Hitler,
ist unser Erlöser, ist unser Vermittler.

Kein Pfaff, kein böser, kann verhindern,
daß wir uns fühlen als Hitlerkinder.
Nicht Christus folgen wir, sondern Horst Wessel,
fort mit Weihrauch und Weihwasserkessel!

Wir folgen singend Hitlers Fahnen,
dann sind wir würdig unserer Ahnen.
Ich bin kein Christ und kein Katholik,
ich geh mit S.A. durch dünn und dick.

Die Kirche kann mir gestohlen werden,
das Hakenkreuz macht uns selig auf Erden,
ihm folg' ich auf Schritt und Tritt,
Baldur von Schirach, nimm mich mit!“³⁰³

Alfred Rosenberg hatte erklärt, dass „der Sehnsucht der nordischen Rasseseele im Zeichen des Volksmythus ihre Form als Deutsche Kirche zu geben, [...] mit die größte Aufgabe unseres Jahrhunderts“ sei.³⁰⁴ Hier machte sich eine noch ernstlichere Spaltung bemerkbar, die Dibelius als Kirchenpolitiker und zugleich Mitarbeiter der Bekennenden Kirche in dem 1936 erschienenen fünften Heft seiner sechsteiligen Schriftenreihe „Christus und die Deutschen“ zu kitten bemüht war. Er versuchte es mithilfe der von Moeller van den Bruck ausgegebenen Losung „Wir müssen die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben“, will sagen: Die Gegensätze seien „zu bekennen und zu verbinden“³⁰⁵, und man habe so „zur Einheit durchzubrechen.“³⁰⁶ Mit diesem Grundgedanken „bekennen und verbinden“ hatte schon Moeller van den Bruck an die kulturellen und politischen Spannungen, Antagonismen und Krisen in der deutschen Geschichte erinnert.³⁰⁷ Mit ähnlicher Rhetorik versuchte nun auch Dibelius, seiner Nation einzureden, dass es seit jeher zur

deutschen „Kraft“ gehört habe, auch die in ihrer Unvereinbarkeit erkannten Gegensätze nicht zu unterdrücken, sondern in Krisen – der Terminus „Krisis/Krise“ taucht in seiner Schrift von 1936 vierzehn Mal auf³⁰⁸ – bis zur schließlichen Synthese zu bewältigen. Theologische Synthesen wie sie etwa noch 1934 Emanuel Hirsch in seiner Broschüre „Deutsches Volkstum und evangelischer Glaube“ herzustellen versucht hatte, erklärte Dibelius für gescheitert.³⁰⁹ Die religiöse Erfahrung von deutschem Volkstum *und* evangelischem Christentum sei, so noch Hirsch, „bitter ernst“ zu nehmen: und zwar als

„echte Begegnungen mit dem Herrn, der über uns ist, [so] daß wir in beiden so verschiedenen Weisen den einen und gleichen Gott und Herrn wiedererkennen, der sich uns mannigfaltig naht und mannigfaltig mit uns redet und doch nur Eines von uns will: daß wir lebendig seien in dem gläubigen anbetenden Gehorsam unter ihm.“³¹⁰

Dibelius bezog sich dagegen auf die den Deutschen innewohnende Kraft, „in Gegensätzen zu leben“; er verwies hierfür auf Vorbildgestalten der deutschen Geschichte wie Martin Luther³¹¹, Heinrich der Löwe³¹², Otto von Bismarck³¹³, auch auf Friedrich Naumann.³¹⁴ Er zitierte zu Beginn seiner Schrift auch das Gedicht „*homo sum*“ aus Conrad Ferdinands Meyers „Huttens letzte Tage, XXVI“ – „Ich bin kein ausgeklügelt Buch / Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch“.³¹⁵ Wie willkürlich es war, dass man gerade diese Eigenschaft als typisch deutsch bezeichnete, erweist sich daran, dass man ganz dasselbe – sogar oft mit denselben Worten – ebenso von den meisten anderen weltberühmten, nicht-deutschen Persönlichkeiten behauptete, wie etwa 1940 der Kunsthistoriker Fritz Nemetz (1892–1968) von Francisco de Goya.³¹⁶

In seinem in Beschwörungen gipfelnden Aufruf (vier Mal: „Wir beschwören euch ...“) rief Dibelius dazu auf, die innere nationale kulturelle und politische Einheit nicht an der sich theologisch ausschließenden, doppelseitigen Bindung des „deutschen Menschen“ – der Bindung sowohl an das Völkische als schöpfungsmäßiger „Gegebenheit“, als auch an das Evangelium³¹⁷ – scheitern zu lassen. Die Unüberbrückbarkeit des Antagonismus zwischen „Donarbekennern“ und „Urchristen“ hatte auch schon Moeller van den Bruck gesehen.³¹⁸ Gleichwohl stufte Dibelius sowohl den Beitrag von Christentum und Kirche als auch denjenigen des Germanischen, der als religiöser Gedanke tief in der Bevölkerung verwurzelt sei, als gleichermaßen unveräußerlich für das Fortbestehen genuin deutscher Kultur und nationaler Einheit ein:

„Wo kraftvolles Handeln und ursprüngliches Gestalten ist, wo das deutsche Volk zu geschichtlicher Größe emporsteigt, da ist immer beides miteinander: deutsche Art und christlicher Glaube. Da ist immer die Kraft, in diesen Gegensätzen zu leben.“³¹⁹

Wie hoch Dibelius gerade die Ornamente des Deutschtums innerhalb des christlichen Glaubens einschätzte (nach Karl Barth eine der „uninteressantesten“ Gesichtspunkte³²⁰), wurde daran deutlich, dass er in seiner Schriftenreihe gleich zwei Hefte (1934 und 1935) dem Thema der Germanisierung des Christentums, bzw. der Kirche gewidmet hatte.³²¹ 1936 erschienen die ersten Lieferungen des wissenschaftlich auf wesentlich breiterer Basis angelegten Werkes „Die Bekehrung der Germanen zum Christentum“ von Kurt Dietrich

Schmidt, der nicht zum völkischen Flügel der Kirche zählte³²² und nun gelegentlich auf Dibelius antwortete.³²³ Erstaunlich war, dass Dibelius im zweiten Heft „Die echte Germanisierung der Kirche“ (1935) *nun doch* eine Synthese versucht hatte, von der er auch 1936, als er theologische Bemühungen dieser Art für gescheitert erklärte, nicht abrückte. Schon zu Beginn des Ersten Weltkriegs hatte Dibelius über die besondere Beziehung zwischen Deutschtum und Christentum gepredigt; er zitierte aus dem „Heliand“ und behauptete, dass Christus „dreimal für Deutschland geboren worden wäre“: in Bonifazius und Karl dem Großen, in Luther und im Zeitalter der Freiheitskriege. Deutschlands „nationaler Beruf“ sei daher mit seinem „christlichen Beruf aufs engste verknüpft.“³²⁴ Was er nun mit „deutscher Art“ meinte und unter „echter“ und wertvoller Germanisierung³²⁵ verstand, die er von der bloß „völkischen“ und als „Tragödie“ bezeichneten abgrenzte³²⁶, demonstrierte er anhand der Deutschheit der reformatorischen Erkenntnis Luthers; diese habe Luther eben als *Deutscher*, zu welchem ihn Gott geschaffen habe, gewonnen. Dibelius versuchte damit seiner Kirche einzureden, was Barth 1933 strikt zurückwies, dass es „der *nationale* Gehalt der Reformation“ gewesen sei, „der ihr jene eigentümliche Denkwürdigkeit“ verliehen habe.³²⁷ „Luthers Verkündigung“, so Dibelius, sei „mitnichten ein Abklatsch dessen gewesen, was in den Paulusbriefen“ geschrieben stehe; sie habe „ein *deutsches* Verständnis des Paulus“ gebracht, dass „in dem entscheidenden Punkt ein *echtes* Verständnis war.“³²⁸ In dieser Argumentationsweise, die das Entscheidende der reformatorischen Erkenntnis als deutsch-völkisch reklamierte, bahnte sich nun eben doch – wie ähnlich schon in den deutsch-christlichen „Rengsdorfer Thesen“ vom Oktober 1933³²⁹ – die Synthese von Volkstum und Evangelium an, die außerdem der im Kirchenkampf heftig umstrittenen Vorstellung einer „zweiten Offenbarungsquelle“³³⁰ Vorschub leistete.

Dibelius scheint den grundsätzlichen Widerspruch gespürt zu haben, denn er führte deshalb hilfsweise die Theorie einer historischen Steigerung ein; er entwarf ein zeitliches Stufungskonzept des Antagonismus zwischen Evangelium und Volkstum. Der Deutsche habe zunächst, so erklärte er 1936, die gegensätzliche Doppelbindung von Volkstum und Evangelium ein Jahrtausend lang „unbefangen [...] wie das Grün seiner Wälder und den Glanz seiner Sonne“, wie seine „Lebensluft“ hingenommen und „gelebt“ und habe in dieser seine Einheit zeigenden Doppelbindung alle die bewundernswerten „Großtaten der deutschen Geschichte“ – darunter auch die Reformation – vollbracht.³³¹ Barth hatte bezüglich solcher Doppelbindung schon 1934 von „einem die evangelische Kirche seit Jahrhunderten verwüstenden Irrtum“ gesprochen.³³² Dibelius behauptete da nun, dass der Gegensatz zwischen Volkstum und Evangelium – angesichts der augenblicklich massiv einsetzenden neuheidnischen Deutschgläubigkeit – *erst jetzt* als ein unversöhnlicher Widerspruch zu Tage getreten sei: dieser zeige sich zur Stunde, unter den aktuell obwaltenden Umständen nicht mehr wie noch zuvor als „fruchtbare Spannung“ von der Art, wie das etwa es bei den schöpfungsmäßigen Polaritäten von Mann / Frau, Generationen, Geist / Körper, Ich / Du“ der Fall sei³³³, sondern habe sich *erst jetzt* als Gegensatz der „ewigen Feindschaft zwischen Gut und Böse“ entpuppt.³³⁴ Dibelius warb nun dafür, diesen aktuell auf die Spitze getriebenen Gegensatz zwischen Deutschgläubigkeit und kompromisslosem Christusbekenntnis als Krisis eines historischen Gärungs- und Reifungsprozesses zu begreifen, dessen Ergebnis erst noch abzuwarten sei.³³⁵ Man solle – so sein Interimsvorbehalt – zunächst ungelöst „stehen lassen, was nebeneinander und gegeneinander ist“.

Man müsse es „Gott überlassen, die Spannungen zu mildern, „wie und wann und wo es ihm gefällt“³³⁶; man solle bis auf Weiteres das Unvereinbare „in Gottes Kraft und Namen“ ausleben.³³⁷ Innerhalb solch' trivialer Erwartung einer sich in Bälde so oder so herausstellenden, profangeschichtlich sichtbar werdenden Entscheidung konnten daher für Dibelius die völkischen Komponenten des Glaubens als doch und noch nicht endgültig erledigt angesehen werden; der Ausgang der zu durchlaufenden „Krisis zur Genesung“ wäre also letztlich noch offen, weswegen man sich zu gedulden habe, bis sich infolge neu eintretender Zeitumstände der Wille Gottes über jeden Zweifel erhaben manifestiere. Mithin stehe weiterhin in Geltung, dass in der Weise,

„wie Mann und Frau gesetzt sind durch die Schöpfungsordnung Gottes, [...] Schöpfung und Erlösung gesetzt [sind], der deutsche Mensch und das Evangelium. [...] Dem Deutschen wird der deutsche Rock nicht ausgezogen, wenn er Gottes Heiligtum betritt. Gott hat ihn ja gerufen, damit er komme als der, der er ist – nämlich als Deutscher – und so, wie er ist – nämlich als ein sündiger Mensch. Deutscher soll er bleiben. Aber das Sündige in seiner Art, das soll nicht bleiben. Das soll anders werden. Mit der Totalität seines Wesens ist er unter das Evangelium gerufen.“³³⁸

Daher dürfe das deutsche Volk also in seiner von Gott geschaffenen sündhaften Totalität auch zukünftig im Glauben nach zwei Seiten hin gebunden bleiben und solle es bleiben, selbst wenn es sich aktuell um ein kompromissloses „Entweder-Oder“, um einen theologisch unaufhebbaren Widerspruch handele. Es sei dazu aufgerufen, diesen gegenwärtig unlösbaren Dissens bis zu einer sich irgendwann ergebenden „Einheit“ auszuleben³³⁹:

„Zwar weiß der Christ, daß das Evangelium nicht von Volkwerdung und nicht von nationalen Notwendigkeiten redet. Wenn deutsche Christen gesagt haben: ‚Und Gott war das Volk!‘ – dann war das nicht evangelische Wahrheit, sondern Blasphemie. Aber der Christ weiß auch, daß seine heiße Liebe zum eigenen Volk unter dem Evangelium nicht erkalten soll. Er hat das 9. und 11. Kapitel des Römerbriefes gelesen. Er weiß, daß Gottes Schöpfer tat ihn zum Glied seines Volkes gemacht hat und daß ihm daraus Pflichten erwachsen. Er sieht, daß das deutsche Volk, von allen Seiten von Feinden umringt, nicht Bestand haben kann, wenn es nicht einig ist. Hier weiß der Christ sich gefordert. Mehr noch als das! In des Christen Herzen klingt das Wort, das der Sohn zum Vater sprach, als er sich zum Abschied rüstete von dieser Erde: ‚Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleichwie wir eins sind!‘ Alle Mahnungen der Apostel zur Einigkeit sind ein Nachklang dieses hohepriesterlichen Gebets.“³⁴⁰

Fazit: Wenn man die ganze Schriftenreihe Dibelius' bis hierhin überblickt, so ergibt sich, dass Dibelius mithilfe dieser den Widerspruch historisch graduierenden Hilfskonstruktion einerseits die Mitglieder der Bekennenden Kirche dazu aufrief, die germanische Komponente des reformatorischen Glaubens nicht „abzuschütteln“, und andererseits an die Vertreter der Deutschen Glaubensbewegung appellierte, sich „des Evangeliums“ nicht zu „entschlagen“.³⁴¹ In einer litaneiartigen Folge von vier Beschwörungen, deren Semantik logisch nicht leicht zu durchdringen ist, ermahnte er beide Seiten, „nun erst ganz deutsch zu werden“, denn „deutsch sein“ heiße, „in dem Echten zu leben, das die Beglaubigung

Gottes“ habe. Nach seinen Beschwörungen wechselte Dibelius, dem Ergebnis des historischen Gärungsprozesses vorgehend, dann zur Prophetie über: Im Ausgang der Krisis, in der mit deutscher Kraft die Gegensätze ausgehalten und durchlebt würden, werde ein genesenes Deutschland erstehen – ein Deutschland, das wieder in dem, was die Beglaubigung Gottes habe, zur Einheit verschmolzen sein werde: in der durch den deutschen Reformator, d. h. in der Deutschheit offenbar gewordenen Wahrheit Gottes.³⁴²

An seinem oben zitierten Satz „Er [= der Christ] weiß, daß Gottes Schöpfungstat ihn zum Glied seines Volkes gemacht hat und daß ihm daraus Pflichten erwachsen, usw.“³⁴³, wird nun auch die Nähe Dibelius' zum „Ansbacher Ratschlag“ (zuerst in einer Flugschrift vom 11. Juni 1934 veröffentlicht)³⁴⁴ sichtbar. Werner Elert (1885–1954), mit dessen Theologie, die auch schon anhand von Gegensätzlichkeiten argumentierte, Dibelius sicher bekannt war³⁴⁵, hatte diesen „Ratschlag“ zusammen mit Paul Althaus (1888–1966), ebenfalls Universität Erlangen, im Gegenzug zur Barmer Erklärung unterschrieben, obgleich er in seiner „Morphologie des Luthertums“ Gesetz (d. h. natürliche Ordnung) und Evangelium noch in der Weise eines ausschließenden Gegensatzes dargelegt hatte, demzufolge sich aus der Schöpfungsordnung³⁴⁶ kein aktueller politischer Wille Gottes herauslesen lasse.³⁴⁷ Auch Althaus war zuvor entschieden vorsichtiger gewesen, auch wenn er schon in seinem „Lodzer Kriegsbüchlein“ von 1916 das deutsche Volkstum als Gabe Gottes mit Gottes Wahrheit, Willen und Evangelium gleichgesetzt hatte.³⁴⁸ Mit dem Rekurs auf die Schöpfungsordnungen sprachen Elert, Althaus u. a. jedoch im „Ansbacher Ratschlag“ – jetzt nicht mehr von Luthers Theologie gedeckt – von der „Bindung“ durch das „Gesetz“. Sie argumentierten, dass der Christ „[...] auf die natürlichen Ordnungen wie Familie, Volk, Rasse (d. h. Blutzusammenhang), denen er [als Gesetzen] unterworfen ist, [verpflichtet]“ sei, und gelangten von hier aus auch „zu direkten Identifizierungen des Willens Gottes mit konkreten geschichtlichen Ereignissen, Mächten und Gestalten“.³⁴⁹ „Gottes Wille“, erklärten sie jetzt, binde „uns auch an den bestimmten historischen Augenblick der Familie, des Volkes, der Rasse, d. h. an einen bestimmten Moment ihrer Geschichte.“³⁵⁰ Das von Althaus und Elert erstellte „Erlanger Gutachten“ zum Arierparagraphen vom 25. September 1933 – die Universität Erlangen galt schon 1933 als die „erste nationalsozialistische Universität Deutschlands“³⁵¹ – hatte beider theologische Kehrtwende zum Völkischen schon längst angekündigt.³⁵² Damit galt den insgesamt acht Unterzeichnern des „Ratschlags“ das Eigentümliche völkischer Gemeinschaft als gottgeschenkt und als Ausdruck göttlicher Ordnung („Gesetz“), was implizierte, dass die Völker aus dem Schöpfungswillen Gottes mit jeweils einem nur ihnen von Gott zugedachten, eigentümlichen Sendungsauftrag hervorgegangen seien, den sie auch zu erfüllen hätten.³⁵³

„Zweitens sind ihre [der Kirche] Glieder selbst den natürlichen Ordnungen unterworfen. Indem sie immer einem bestimmten Volk und einem bestimmten Augenblick zugeordnet sind, empfängt ihre Verpflichtung gegenüber ihrem Volk den konkreten Inhalt durch die gegenwärtige völkische Staatsordnung. In dieser Hinsicht unterliegt die Beziehung der Kirchenglieder auf die natürlichen Ordnungen der geschichtlichen Veränderung. Unveränderlich ist dabei nur das Verpflichtetsein als solches.“³⁵⁴

Im Hintergrund wirkten somit bei Dibelius, wie Elert und Althaus die „Schlagschatten“ und „alten Fetzen“ des völkisch und rassistisch gefärbten deutschen Idealismus nach,

obwohl sie zwischendurch zurückhaltendere Positionen eingenommen hatten.³⁵⁵ Sobald Dibelius, Elert, Althaus u. a. nun aber die Bindung des Glaubens sowohl an die Selbstbezeugung Gottes im Evangelium als auch in der Schöpfungsordnung als ineinander verschränkte, auf der Ebene eines nach beiden Seiten hin theologisch begründbaren und auszulebenden Gegensatzpaares duldeten, war ihre Theologie keine „Entweder-Oder“-Theologie mehr, sondern wurde zur „Ja-Aber-Theologie“, in der sich – wie sogar der französische Botschafter in Berlin, André François-Poncet (1887–1978) beobachtete – „universelle christliche Traditionen“ mit den „politischen und rassistischen Tendenzen des Nationalsozialismus“, darunter auch dem Arierparagraphen, vereinigen ließen.³⁵⁶ Das „Ja“ zur „Selbstbezeugung Gottes in der Schöpfungsordnung“, das eine von Gott verordnete, politisch verbrecherische Obrigkeit mit ins *credendum* einschloss, stand bloß „unter dem „Aber“-Vorbehalt der exklusiven Offenbarung in Jesus Christus“ und nicht wie bei Barth und der Barmer Erklärung als „Mauer“, als „Nein“ gegen Gott.³⁵⁷ Dibelius versicherte 1936 jedoch, dass „hinter d[ies]en Gegensätzen die Hand Gottes“ selbst walte, da dieser ja „beides“, das Widereinander von „Schöpfung und Erlösung“, gesetzt habe.³⁵⁸ Als Mitarbeiter der Bekennenden Kirche grenzte sich Dibelius an dieser Stelle zwar von der deutschen Glaubensbewegung mit dem markigen Satz ab, dass es nicht angehe, die Offenbarung Gottes „auf eine Offenbarung in Natur und Volk zurückzuschrauben“³⁵⁹, er blieb aber im Interesse seiner nationalen Einheitspolitik, welche die religiösen Stimmungen und Interessen in der „deutschen Volksseele“ nicht vor den Kopf stoßen wollte³⁶⁰ der „Ja-Aber“-Theologie des Ansbacher „Rückschlags“ von 1934 verhaftet.

Der eben gegebene Hinweis auf das Ziel seiner Kirchenpolitik, die kulturelle Einheit des deutschen Volkes zugunsten der Erhaltung der Kirche garantieren zu wollen, erklärt nun die Uneindeutigkeit Dibelius im Theologischen. Dibelius verfolgte reichs- und kirchenpolitisch ganz konkret motivierte Rücksichtnahmen und Ziele. Der Aufruf Moeller van den Brucks, dem Dibelius sich anschloss, war keine politisch freischwebende Maxime, sondern implizierte – neben der berechtigten Sorge um die Einheit der Gesellschaft und den Bestand der christlichen Kirchen im nationalsozialistisch regierten Deutschland – auch ein massiv national geprägtes Programm: Deutschland sei als eine von Gott gewollte Nation zu „retten“, „das Reich zu bewahren“; das „Vernichtungswerk“, die „Austilgung unseres Volksstums“, die „eine verschworene Welt“, eine Welt von Feinden³⁶¹ Deutschland „zugedacht“ habe³⁶², aufzuhalten. Trotz aller theologischen Unvereinbarkeiten zwischen Deutschtum und Evangelium folgte Dibelius, indem er auf der germanischen Komponente des reformatorischen Glaubens als unverzichtbar pochte, dem Moeller’schen Appell, der besagte, dass – nach dem Untergang „unseres zweiten Reiches“ – „die Deutschheit“, „das Eigentümlichste“, das „Wesentliche“ des Deutschen die nationale Einheit in einem „dritten Reich“ gewahrt bleiben müsse.³⁶³ Um alles dies kirchenpolitisch vorantreiben zu können, zahlte Dibelius einen hohen Preis. Indem er sich auf die Paragraphen A, 5–6 des „Ansbacher Ratschlags“ zurückzog, auf die Verehrung „jeder“ obrigkeitlichen Ordnung „selbst in der Entstellung“, opferte er nicht nur seine theologisch bessere Einsicht, sondern er nahm auch die für jedermann sichtbare „pechschwarze Kehrseite“ der „charismatischen“ Hitlerdiktatur³⁶⁴ in Kauf: den Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933³⁶⁵, die pogromartigen Krawalle und Straßenaktionen gegen Juden durch SA-Trupps, den Arierparagraphen vom 7. April desselben Jahres³⁶⁶, die 1933–1935 eingerichteten fünf-

zehn Konzentrationslager, in denen Zig-Tausende von Unglücklichen gefangen gehalten und gequält wurden, die durch den „Röhm-Putsch“ Juni/Juli 1934 ausgelöste reichsweite Säuberungswelle, denen auch Vertreter des Katholizismus zum Opfer fielen³⁶⁷, als Hitler „ohne Tribunal, ohne jede Möglichkeit einer Verteidigung, mehr Menschen hinrichten ließ als die sämtlichen deutschen Fürsten in Jahrhunderten“ (so Hans Carossa³⁶⁸; man verfolge nur die Tagebuchnotizen Thomas Manns³⁶⁹ aus jenen Tagen). Dibelius duldete aus kirchenpolitischen Erwägungen heraus auch die fortgesetzten, gegen die BK-Pfarrer angewandten Schikane: die „dauernde[n] Bespitzelungen und Denunziationen, Redeverbote, Besoldungssperren, Absetzungen, Ortsverweisungen, kürzeren und längeren Gefängnis- und Lagerstrafen“.³⁷⁰ Die inzwischen durch Jean-Marc Dreyfus veröffentlichten „Geheimen Depeschen“ des französischen Botschafters François-Poncet vom Oktober 1931 bis November 1938 legen ein beredtes Zeugnis ab von den z. T. grauenhaften Ereignissen nach der „Machtergreifung“, die niemandem, selbst einem Diplomaten nicht (das diplomatische Korps galt als „isoliert“), verborgen bleiben konnten.³⁷¹ Alles dies tolerierte Dibelius unter dem heilsgeschichtlichen Vorzeichen einer abzuwartenden „Krisis“, eines Interregnums, das, gebunden an einen bestimmten historischen Ablauf, Gottes Willen und Absicht mit dem deutschen Volk schon noch hervorzubringen imstande sein würde. Dibelius verordnete ein winterschlafähnliches Moratorium³⁷², ein hinhaltendes Stillhalteabkommen, das an Pius XII. und seinen Aufruf, „betend und vertrauend / zu harren wissen der Stunde ...“³⁷³ erinnerte. Seine kirchenpolitische Zielsetzung zwang Dibelius dazu, sogar mit in die Parole „*Ein Volk, ein Reich, ein Führer*“ einzufallen, um direkt daran die Behauptung anzuschließen: „Nirgends findet *dieser* Wille zur Einheit ein stärkeres Echo als da, wo in deutschen Häusern Christen wohnen.“³⁷⁴ Im Interesse seiner Kirchenpolitik verstieg er sich außerdem dazu, eine gerade Erfolgslinie herzustellen zwischen den Freiheitskriegen und der Politik Hitlers; er schrieb: „Der bewußt evangelische Teil des preußisch-deutschen Volkes hat einer sittlich gefestigten, zielbewußten nationalen Führung³⁷⁵ immer geschlossen Folgschaft geleistet – von den Tagen des Freiherrn vom Stein [an] bis zu den Tagen Bismarcks und bis zur Abstimmung im Saargebiet“ (1935).³⁷⁶ Seine Kirchenpolitik lud schließlich auch zum Kniefall der Autoren des Ansbacher Ratschlags ein, die „als glaubende Christen Gott[,] dem Herrn“ dankten

„daß er unserem Volk in seiner Not den Führer als ‚frommen und getreuen Oberherrn‘ geschenkt hat und in der nationalsozialistischen Staatsordnung ‚gut Regiment‘, ein Regiment ‚mit Zucht und Ehre‘ bereiten will. Wir wissen uns daher vor Gott verantwortlich, zu dem Werk des Führers in unserem Beruf und Stand mitzuhelfen.“³⁷⁷

In der Tat war es in einigen Landeskirchen im Gottesdienst üblich geworden, „Am Geburtstag des Führers und am Jahrestag seiner Machtübernahme“ offiziell Dank abzustatten³⁷⁸ und Hitler als Vorbild zu preisen, indem man in der liturgischen Rubrik „Volk und Vaterland – In schwerer Zeit“ betete: „Herr Gott [...], so sei auch mit dem Führer unseres Volkes. Gib ihm Weisheit von oben; laß ihn die Stimme des Volkes hören, aber auch des Volkes Erzieher und Vorbild sein.“³⁷⁹

Mit seinem, sich bei allen religiösen Gruppierungen zugleich rückversichernden Appell, das Interim der „Genesungskrise“ durchzustehen, und das Unvereinbare „in

Gottes Kraft und Namen“ zu leben, nagelte Dibelius also gleichsam quer über die von ihm zunächst so betonte kompromisslose „Senkrechte“ des Kreuzes hinweg die schmutzenden „Holzlatten“ der Ja-Aber-Theologie auf. Gerade aber ein Glaube, der sich von der Bestandsgefährdung der Kirchen nicht irritieren lässt, der sich nicht bloß mit dem „Geschirr“, sondern mit der „Suppe“ beschäftigt³⁸⁰, indem er fest darauf vertraut, dass der Herr schon für seine Kirche sorgen wird (Ps. 46, 5)³⁸¹, wartet nicht ab, bleibt nicht quietistisch. Gerade ein solcher Glaube hätte die ethischen Kräfte der Kirche zum Einspruch gegen den Nationalsozialismus mobilisiert. Für diese Art der Kirchenpolitik Dibelius' gilt, was Karl Barth 1933 generell über sie sagte:

„Es ist kein Schimpf, sondern es hat seine besondere Ehre, Politiker oder auch Kirchenpolitiker zu sein. Es ist aber etwas anderes, Theologe zu sein. Es kann immer den Verlust der theologischen Existenz bedeuten, wenn ein Theologe Politiker oder Kirchenpolitiker wird. Es scheint heute in ganz besonderer Weise das bedeuten zu wollen. Und dann ist es an der Zeit, dies zu sagen: daß wir unter keinen Umständen unsere theologische Existenz verlieren, unser Erstgeburtsrecht gegen ein Linsengericht vertauschen sollten. Oder positiv: daß wir jetzt Mann für Mann [...] in dem unvergleichlichen Raum unserer Berufung bleiben [...] müssen: unter allen Umständen, *unter Hintanstellung aller anderen Rücksichten und Anliegen*, um jeden Preis.“³⁸²

So musste Dibelius dann im letzten Heft seiner Schriftenreihe „Der Galiläer siegt doch!“ schließlich einsehen, dass der Weg seiner Kirche seit 1933 „aus der Weite in die Enge“ führen müsse.³⁸³ Er bemühte sich nun, den von ihm zunächst aufgenagelten Querbalken von der Senkrechten des Kreuzes wieder herunterzureißen ...

* * * * *

Neben der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 und anderen Texten aus der „Dialektischen Theologie in Scheidung und Bewährung“³⁸⁴ verdient an dieser Stelle noch eine andere, kompromisslos ausgedrückte, weil ohne gekünstelte, kirchenpolitisch motivierte, nationalprotestantische „Ja-Aber-Theologie“ auskommende Abgrenzung, nicht in Vergessenheit zu geraten: die am 14. März 1937³⁸⁵ publizierte Enzyklika Pius' XI. (1857–1939) *Flagranti Cura*, „Mit brennender Sorge – Über die Lage der katholischen Kirche im Deutschen Reich“. Hier strich in den §§ 12, 15 und 20³⁸⁶ kein Balken nationaler, völkischer Interessen, keine kirchenpolitische Rücksichtnahme, keine hinhaltende, zu einem das NS-Regime tolerierenden Stillhalten aufrufende „Gegensatz“-Mythik die situationsbedingt geforderte, „senkrechte“ Eindeutigkeit der christlichen Verkündigung durch:

„Wer die Rasse, oder das Volk, oder den Staat, oder die Staatsform, die Träger der Staatsgewalt oder andere Grundwerte menschlicher Gemeinschaftsgestaltung – die innerhalb der irdischen Ordnung einen wesentlichen und ehregebietenden Platz behaupten – aus dieser ihrer irdischen Wertskala herauslöst, sie zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte macht und sie mit Götzenkult vergöttert, der verkehrt und fälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge. Ein solcher ist weit von wahren Gottesglauben und

einer solchem Glauben entsprechenden Lebensauffassung entfernt. [...]. Nur oberflächliche Geister können der Irrlehre verfallen, von einem nationalen Gott, von einer nationalen Religion zu sprechen, können den Wahnversuch unternehmen, Gott, den Schöpfer aller Welt, den König und Gesetzgeber aller Völker, vor dessen Größe die Nationen klein sind wie Wassertropfen am Wassereimer (Jes. 40, 15), in die Grenzen eines einzelnen Volkes, in die blutmäßige Enge einer einzelnen Rasse einkerkern zu wollen. [...] Der im Evangelium Jesu Christi erreichte Höhepunkt der Offenbarung ist endgültig, ist verpflichtend für immer. Diese Offenbarung kennt keine Nachträge durch Menschenhand, kennt erst recht keinen Ersatz und keine Ablösung durch die willkürlichen ‚Offenbarungen‘, die gewisse Wortführer der Gegenwart aus dem sogenannten Mythos von Blut und Rasse herleiten wollen. Seitdem Christus der Gesalbte das Werk der Erlösung vollbracht, die Herrschaft der Sünde gebrochen und uns die Gnade verdient hat, Kinder Gottes zu werden – seitdem ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den sie selig werden können, als der Name Jesus (Apg. 4, 12). Kein Mensch – möge auch alles Wissen, alles Können, alle äußere Macht der Erde in ihm verkörpert sein, kann einen anderen Grund legen als den, der in Christus bereits gelegt ist (1. Kor. 3, 11). Wer in sakrilegischer Verkennung der zwischen Gott und Geschöpf, zwischen dem Gottmenschen und den Menschenkindern klaffenden Wesensunterschiede, irgend einen Sterblichen, und wäre er der Größte aller Zeiten, neben Christus zu stellen wagt, oder gar über Ihn und gegen Ihn, der muß sich sagen lassen, daß er ein Wahnprophet ist, auf den das Schriftwort erschütternde Anwendung findet: ‚Der im Himmel wohnt, lachet ihrer‘ (Ps. 2, 4).“³⁸⁷

In den §§ 26–32 beklagte Pius XI. ebenso die nationaltheologische Sprachverwüstung, die einherging mit der „Umdeutung heiliger Worte und Begriffe“ wie „Offenbarung“, „Glaube“, „Unsterblichkeit“ und „Kreuz“.³⁸⁸ In seinem Vortrag vor der Pfarrerschaft der Niederlausitz „Die Verkündigung der Kirche im Kriege“ verwarf auch Günter Jacob, bald nach dem Überfall auf Polen und unmittelbar vor seiner Einberufung zur Wehrmacht am 4. November 1939, jede Form der völkisch-mythischen Aufladung von Bibelworten zur Verheiligung aktueller Kriegseignisse als Heilsgeschichte, wie das während des Ersten Weltkriegs in der kriegstheologischen Predigt und in aufsichtlich zugelassenen Kriegsliturgien aller landesfürstlichen Kirchen des Wilhelminischen Reiches geschehen war. Die Kirche war erneut dabei, auf denselben Weg abzuirren. Wo man der Selbststilisierung des Kaiserreiches als Gottesgnadentum gefolgt war, ließ man sich jetzt in die pseudoreligiöse Selbstapotheose des Nationalsozialismus hineinziehen, in der das „politische Kampflied zum Choral, die politische Propaganda zur Mission, der politische Aufmarsch zur Prozession, das politische Fest zur kultischen Feier, die politische Arbeit zum Gottesdienst, die politischen Gefallenen zu Märtyrern, der politische Führer zum religiösen Urbild und die politische Stunde zur Zeitenwende im heilsgeschichtlichen Sinne“ wurde. Man begann kirchlicherseits schon vor 1939 das zu wiederholen, was in den theologischen Abgrund des Ersten Weltkriegs geführt hatte. Wer dann Hanns Liljes (1899–1977) kriegs-ästhetisierenden Beitrag von 1941 „Der Krieg als geistige Leistung“ liest³⁸⁹, wird Klabunds (Alfred Henschke, 1890–1928) *déjà vu* von 1919 nachvollziehen können: „Nur, bitte, immer reinspaziert: / Das alte Stück wird vorgeführt!“³⁹⁰

4) Das apostolisch-prophetische Amt der Kirche! – „Rücke weg von deiner Weltgeschichte, rücke hinein in die Gottesgeschichte!“

Im Licht Gottes die „Schlagschatten“ des kriegstreiberischen deutschen Idealismus los zu werden, stand 1914–1918 gerade einer Kirche gut an, die auf das apostolisch-prophetische Vorbild des Apostels Paulus verpflichtet war. Dieser hatte in Phil. 3, 13 gesagt: „Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich aus nach dem, was vorne ist“ (Phil. 3, 13), wobei er mit dem $\tau\alpha\ \mu\epsilon\upsilon\ \omicron\pi\iota\omega$ („dahinten“) in Hinsicht auf die altüberlieferten Traditionen eben nur an das dachte, was zur Bewahrung der apostolischen Reinheit der Lehre Jesu abzuwerfen ist.³⁹¹ Sein Traditionsbezug zum Alten Testament³⁹² zeigt das in derselben Weise, wie dies die sog. „Reflexionszitate“ des Matthäus ebenfalls tun³⁹³; auch sie zeigen, dass auch nur diejenigen nationalen Traditionen abgeworfen wurden, die aus dem „Dahinten“ der Botschaft Christi entgegenstanden, und dass dagegen exakt die Traditionen aufgerufen und bewahrt wurden, die dem „was Vorne ist“ der Botschaft Christi entsprachen.

* * * * *

Wir unterbrechen hier einen Augenblick lang für eine Zwischenbemerkung: Mitten im Kirchenkampf, 1935, hatte sich auf dem Büchermarkt mit vier Auflagen gleich im ersten Jahr, eine mutige Übersetzung in die Diskussion um die Eindeutigkeit des Christentums eingeschaltet – die Übersetzung von Ernest Renans „Saint Paul“ (1869) durch Erich Franzen (1892–1961), der vom Nationalsozialismus bedroht, schon 1934 in die USA emigrieren musste. Übersetzungen anerkannter Literaturwerke sind in Zeiten der Verfolgung ein subversives Mittel indirekter Gegensteuerung. Auch wenn widerständige Bücher solcher Art zwar gelesen, aber nicht ausdrücklich zitiert zu werden pflegen, verwundert doch, dass weder Karl Barth noch Otto Dibelius darauf Bezug nahmen. Den vom Nationalsozialismus als „artfremd“ verunglimpften Paulus bezeichnete dieses Buch „in jeder Hinsicht“ als „wahren Vorläufer des Protestantismus“. ³⁹⁴ Anhand der Verse Gal. 1, 14; 2, 7.19; 3, 2 f und 6, 15 machte es den gerade oben beschriebenen deutschen Antagonismus auffällig bemerkbar. Es rückte die „Zerschneidung“ ($\kappa\alpha\tau\alpha\tau\omicron\mu\eta$; Phil. 3, 2) der christlichen Gemeinde, die durch die Vermischung von Evangelium und religiösem Volksbrauch zustande gekommen war, das Schisma also zwischen dem kosmopolitischen „Evangelium der Vorhaut“ ($\epsilon\upsilon\alpha\gamma\gamma\epsilon\lambda\iota\omicron\nu\ \tau\eta\varsigma\ \alpha\kappa\rho\beta\upsilon\sigma\tau\iota\alpha\varsigma$) und dem nationalen „Evangelium der Beschneidung“ ($\tau\eta\varsigma\ \pi\epsilon\rho\iota\tau\omicron\mu\eta\varsigma$) beredt in den Vordergrund.³⁹⁵ Beachtenswert war an diesem Buch überhaupt die Konsequenz, mit welcher, wenn auch nur indirekt, die Gegenposition zur Auffassung bezogen wurde, das Deutschtum sei das geeignetste Gefäß für das Evangelium, und die kosmopolitische und humanitäre Weltanschauung des Christentums würde am Leichtesten rezipiert von Menschen, die durch keine vererbten oder anerzogenen Vorurteile „behindert“ seien. Diese übernationale Freiheit, so behauptete das Buch Renans, sei Ausdruck eines reicheren und freieren Lebens, einer stärkeren Sammlung aller innerlichen Kräfte der Menschheit.³⁹⁶ Wer von den Theologen dieses Buch aufmerksam las, musste in Gal. 3, 1–3 aus den „unverständigen Galatern“ die Deutschen Christen und die Deutschgläubigen heraushören, als wenn Paulus in den ersten 1930er Jahren geschrieben hätte:

„O ihr unverständigen *Deutschen*, wer hat euch so geblendet, euch, vor deren Augen man gezeichnet hat das Bild des gekreuzigten Christus! Gestattet mir eine einzige Frage: hat euch die Beobachtung der Werke *des Volkstums* oder das Vernehmen der Predigt des Glaubens das Empfangen des Heiligen Geistes verschafft? Wie, seid ihr so töricht, daß ihr, die ihr empfangen habt mit dem Geist, endet mit der *Rasse*?“³⁹⁷

Ernest Renans Buch brach freilich auch nicht so einfach den Stab über Geistliche, die sich in der Art und Weise ihrer Verkündigung dem Deutschtum annäherten. Anhand der „grausamen“ Lage des Paulus („*sa position dut être cruelle*“³⁹⁸) warf es indirekt die Frage auf, wie sich die deutsche Pfarrerschaft in der ähnlichen „Grausamkeit ihrer Lage“ zurechtfinden sollte. Die Neuauflage des Buches in Deutsch verschwieg dem Leser nicht jenen Paulus, der sich in Jerusalem wegen seines Vollzugs des Nasiräergelübdes (Apg. 21, 23–26) die Frage gefallen lassen musste, ob er sich nicht selbst „in offenkundigen Widerspruch“ („*contradiction flagrante*“) „zu der Lehre“ gesetzt habe, „die er überall gepredigt“ hatte. Ließ Paulus jetzt nicht doch den Glauben zu, „daß man die Seligkeit auch auf andere Weise erlangen könne als durch die Verdienste Jesu Christi“ („*puisqu'elle pouvait laisser croire que le salut s'obtient par autre chose que les mérites du Christ*“)?³⁹⁹ Und wie sollte jetzt sein „Leitgedanke“ („*principe supérieur*“) umzusetzen sein, „über persönliche Ansichten und Empfindungen [...] die Liebe“ zu stellen („*au-dessous des opinions et des sentiments particuliers, Paul plaçait la charité*“). Sei es nicht ein Beweis von „Größe“, so Paulus, bei seinem Bruder kein Ärgernis zu erregen, sondern im Einzelfall auf die Freiheit vom Gesetz zu verzichten und sich zeitweise wieder vom Gesetz versklaven zu lassen („*il vaut mieux renoncer à cette liberté et se remettre en esclavage*“), um alles für alle sein zu können? – ein Jude für die Juden, ein Heide für die Heiden, um alle zu gewinnen und auf alle Weise einige zu retten (1. Kor. 9, 19 ff).⁴⁰⁰ Aber konnte denn dieser spezielle Ausnahmefall von Apg. 21, 23 ff (Renan nennt ihn im französischen Original eine „*idée bizarre*“ des Jakobus⁴⁰¹) im Ernst heißen, daraus im Kirchenkampf der 1930er Jahre eine Norm, einen Regelfall zu machen, Paulus dafür in Anspruch zu nehmen, den Deutschen auch jetzt noch ein Deutscher – d. h. ein im Glauben an Volkstum und Rasse gebundener Deutscher – zu werden, um dann eben auf diese Weise, das paulinische „*principe supérieur*“ der Liebe verletzend, mit einer mörderischen Ideologie zu paktieren?

Nun also, es war auch *daran* zu erinnern! Aber welcher Pfarrer hatte in dem prägnanten Sinn von Phil. 3, 13 nicht schon einmal über jenen *eindeutigen* Paulus gepredigt, der im Licht Gottes vor Damaskus als Saulus seinen „Schlagschatten“ verlor (Apg. 9, 3) und, zum Paulus geworden, dazu aufrief, sich nicht wieder „in das alte knechtische Joch einfangen“ zu lassen (Gal. 5, 1)? In einer gegen die idealistische Nationalisierung der Theologie gerichteten Morgenandacht vom 13. November 1914 hatte Christoph Blumhardt d.J. den Mut, den Deutschen zuzurufen: „Rücke weg von deiner Weltgeschichte, rücke hinein in die Gottesgeschichte!“⁴⁰² Auch 1933 verwies Karl Barth wieder auf gewisse, in der Kirche offensichtlich vergessene christliche Wahrheiten, auf das Eigentliche und Ursprüngliche der Stimme der Propheten und Apostel.⁴⁰³ Doch man musste nicht unbedingt Theologie studiert haben, um nicht länger, wie Erich Nossack 1947 im Rückblick dichtete, „nur das Mögliche zu singen und gestriger Gedanken Ausführbarkeit zu sein.“⁴⁰⁴ Für die prophetische Kraft, mit der man die alten Fetzen „von sich zu stoßen“ vermochte, indem man auf

Älteres, Ursprüngliches, Besseres zurückgriff, bot auch die humanistische Schulbildung dem, der danach suchte, genügend Vorbilder dafür an, wie man an gedeihlicheren Traditionen orientiert die Fesseln der in den Abgrund führenden Rezeptionsvorgaben lösen konnte.

a) Die „Acharner“ des Aristophanes im Peloponnesischen Krieg als Beispiel

Wir hatten schon in den Prolegomena A davon gehört, dass man im wilhelminischen Deutschland im gymnasialen Griechisch-Unterricht auch die eine oder andere Anti-Kriegskomödie eines Aristophanes las.⁴⁰⁵ Es ist da nicht ohne Belang, dass es zum Jahresende 1914 hin in Frankreich eine Friedensbewegung gab, an deren Spitze sich Frauen stellten. Georges Ohnet (1848–1918) warnte in seinem *„Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914“* vor der „Gefährlichkeit“ von Fraueninitiativen im Krieg mit dem Hinweis auf die „Weibervolksversammlung“ (Εκκλησιαζουσαι, 392 v. Chr.) des Aristophanes (*„comme dans l'Assemblée de Aristophane“*).⁴⁰⁶ Zu einer Protestbewegung gegen den Krieg fanden sich in Den Haag wenige Monate später, vom 28.–30. April 1915, Frauen aller Länder zusammen; der Bund deutscher Frauenvereine bekundete allerdings, dass er mit dieser „gottlosen Veranstaltung“ nichts zu tun habe.⁴⁰⁷

Erich Kästner rekurrierte erst 1952 mit seiner Nachdichtung der ersten der elf erhaltenen Komödien des Aristophanes (450?–380 v. Chr.) „Die Acharner“⁴⁰⁸ auf die humanistische Schulbildung. Aber vielleicht hatten auch schon im Ersten Weltkrieg andere an die Acharner gedacht. Dieses Theaterstück wurde um 425 v. Chr., inmitten des endlosen Peloponnesischen Krieges (431–404 v. Chr.), in Athen öffentlich aufgeführt und Aristophanes gewann mit ihm, obwohl es sich gegen die augenblickliche Kriegshysterie aussprach und gegen das Bühnengebot verstieß, die Stadt Athen in einer Komödie zu attackieren⁴⁰⁹, den ersten Preis.⁴¹⁰ Da es Euripides in der Tragödie „Telephos“ gewagt hatte, die Missstände der Stadt mitsamt ihren politisch Verantwortlichen in einer Tragödie auf die Bühne zu bringen⁴¹¹, entlehnte Aristophanes (ab Z. 432 ff passim) aus dem „Telephos“ die entsprechenden Verse samt Requisiten für seine Forderung nach Ende des Krieges.⁴¹² Darin gleicht die Bühnenrolle des Dikaiopolis dem Jeremia, der in seiner Gerichtsrede über die Stadt Jerusalem nach Jer. 7, 12 ff; 26, 6.9 ebenfalls an die Drohworte eines oppositionellen Propheten (Mi. 3, 12; vgl. Jer. 26, 18) von einhundert Jahren zuvor erinnert hatte.⁴¹³ Möglicherweise schlüpfte Aristophanes bei der Uraufführung der Acharner sogar selbst in die Rolle des Dikaiopolis und übernahm dessen Risiko, als Protagonist des Friedens ganz vereinsamt und der Wut der Menge schutzlos ausgesetzt dazustehen – Z. 468: „καὶ γὰρ εἰμὶ γὰρ / οὐλοῦμαι, οὐ δοκῶν με κοίρανους στρυγεῖν“ (= „zu lange schon bin / lästig ich, bedenkend nicht der Mächt'gen Hass“⁴¹⁴).

Aus solch' couragierte Weise, „indem er die Fesseln der Realität sprengt[e]“⁴¹⁵, gelang es Aristophanes, sich gegen die Kriegsstimmung der athenischen Gesellschaft durchzusetzen. Von ihm hat die Geschichte noch weitere Anti-Kriegs-Komödien, ebenfalls mitten aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges entstanden, überliefert: u. a. „Frieden“ (421 v. Chr.; zweiter Preis) und „Lysistrate“ (411 v. Chr.; Preisvergabe unbekannt).⁴¹⁶ In allen diesen Bühnenstücken sind es meist Frauen, die durch ungewöhnliche Strategien

versuchen, den Krieg zu beenden. Im letztgenannten Theaterstück verweigern die Frauen ihren Männern sogar den Beischlaf.⁴¹⁷ Carl Ludwig Schleich bezeugt, dass ihm in seiner Schulzeit am Stralsunder Gymnasium die Komödien des Aristophanes, insbesondere die „Lysistrata“ nicht unbekannt geblieben waren.⁴¹⁸ Die Theaterdichtungen des Aristophanes bewiesen nicht zuletzt aufgrund ihrer zweimalig belegten Prämiierung durch das fünfköpfige Preisrichterkollegium, dass es selbst in anscheinend ausweglos verfahrenen Situationen von Kriegstreiberei und Nationalhass einem Einzelnen gelingen kann, „die alten, mitgebrachten Fetzen“ loszuwerden, ein nationalistisch zementiertes, todbringendes Sinnkontinuum aufzubrechen.

b) Der heilsgeschichtliche Gegenentwurf eines jüdischen Studenten zum ästhetizistischen Geschichtsverständnis des deutschen Idealismus als Beispiel

Welcher von den „alten Fetzen“, von denen Wilhelm Klemm sprach, war es, den man im „Paternosterwerk“, der Endlosschleife der Zeit vor allem und zuerst loswerden musste? War es der vom deutschen Idealismus dominierte Geschichtsbegriff, der vom beständigen Aufstieg sprach? Martin Buber hatte, wie wir weiter oben gehört haben⁴¹⁹, 1914 „für seine Freunde im Feld“ die Legende von einem mitfühlenden Engel erzählt, der Gott erweichen konnte, das Leid der Welt, wenn auch nur für die Frist eines Jahres, zu unterbrechen. Der Krieg erschien in dieser Erzählung als ein von Gott nur widerwillig zugelassener Gegenspieler, als „dunkler Throngenos in der stählernen Rüstung“, der die Menschenseelen von Zeit zu Zeit „mit Blut und Schmerzen fruchtbar machen“ sollte, weil sonst das Heilswerk des Geschichtsfortschritts gefährdet sei und nicht zustande gebracht werden könnte. Gott verbannte auf Bitten des Engels Leid und Schmerzen für ein Jahr, stellte also gleichsam den „Motor“ des Heilsfortschritts durch Leid ab⁴²⁰, musste dann aber den „dunklen Genos“ nach Jahresfrist aus seiner Verbannung zurückrufen. So versank die Welt zugunsten ihres Heilsfortschritts erneut in Leid und Krieg. In dieser Legende bestand der hauptsächliche „alte“, geschichtstheologische „Fetzen“ darin zu glauben, dass der Krieg eine unumgängliche, von Gott gewollte Notverordnung sei, die dazu diene, dass sich Menschheit von Zeit zu Zeit nur durch Feindschaft, Hass, Kampf, Not, Elend, Leid und Schmerzen zu weiterem Aufstieg und Progress erneuere.

Walter Bendix Schoenflies Benjamin (1892–1940), zu Kriegsbeginn noch Student der Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte, war nicht der einzige, der seine Gegenposition zur Geschichtsauffassung des deutschen Idealismus anmeldete. Ihm ging es in einem frühen Aufsatz von 1915 um die Überwindung ihrer teleologischen Grundanschauung. Seine Betrachtungen über „Das Leben der Studenten“ begann Benjamin mit der folgenden Erklärung, die sein prinzipiell anderes Geschichtsverständnis folgendermaßen zusammenfasste:

„Es gibt eine Geschichtsauffassung, die im Vertrauen auf die Unendlichkeit der Zeit nur das Tempo der Menschen und Epochen unterscheidet, die schnell oder langsam auf der Bahn des Fortschritts dahinrollen. Dem entspricht die Zusammenhanglosigkeit, der Mangel an Präzision und Strenge der Forderung, die sie an die Gegenwart stellt. Die folgende

Betrachtung geht dagegen auf einen bestimmten Zustand, in dem die Historie als in einem Brennpunkt gesammelt ruht, wie von jeher in den utopischen Bildern der Denker. Die Elemente des Endzustandes liegen nicht als gestaltlose Fortschrittstendenz zutage, sondern sind als gefährdetste, verrufenste und verlachte Schöpfungen und Gedanken tief in jeder Gegenwart eingebettet. Den immanenten Zustand der Vollkommenheit rein zum absoluten zu gestalten, ihn sichtbar und herrschend in der Gegenwart zu machen, ist die geschichtliche Aufgabe. Dieser Zustand ist aber nicht mit pragmatischer Schilderung von Einzelheiten (Institutionen, Sitten usw.) zu umschreiben, welcher er sich vielmehr entzieht, sondern er ist nur in seiner metaphysischen Struktur zu erfassen, wie das messianische Reich oder die französische Revolutionsidee.⁴²¹

Dieses alternative Geschichtsbild griff Benjamin 1940 erneut auf. Er trug – ebenso wie Buber 1914 – eine Engel-Legende vor, in welcher er den der Historie übergestülpten ornamental Gedanken der deutschen Heilsteleologie als Grundübel zurückwies. Diese im Zentrum seiner oft berätselten und unterschiedlich interpretierten⁴²² achtzehn Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ stehende Legende des „Neuen Engels“⁴²³ knüpft an eine von Paul Klee (1879–1940) stammende aquarellierte Ölfarbezeichnung „Angelus Novus“ (1920) an. Benjamin deutete in der These IX den „Angelus Novus“ als den „Engel der Geschichte“. Es scheint, als wäre dieser Engel, schrieb Benjamin,

„[...] im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradiese her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.“⁴²⁴

Benjamin widersprach damit dem ästhetizistischen Theorem, die Geschichte ergebe erst in der Addition aller Elemente eines unaufhaltsam, gerade oder spiralförmig ansteigenden Fortschritts das Universalheil (These XIII). Gemäß dieser Konstruktion von immanenter Teleologie sei alles, was sich vor der Enderlösung ereigne, nur ganz allmähliche Vorbereitung auf Größeres, wobei – so die Kritik Benjamins – auftretende Katastrophen und Fehlentwicklungen entweder aus dem Blickfeld gerieten oder, obgleich selbst als heillos erlebt, schließlich als heilsteleologisch umgelogen, als zur Erlösung notwendige Durchgangsstadien, als Zwischenschritte auf dem Weg zum Endheil bewusst in Kauf genommen würden. Benjamin widersetzte sich dem nun mit einem radikal anderen Geschichtsbild: Er vertrat die These, dass sich „Elemente“ der erst in der fernsten Zukunft erwarteten „Geschichtsvollendung“ schon längst vor dem Ende aller Geschichte, d. h. sogar auch schon in der Vergangenheit ereignet hätten und also tief in *jeder* Gegenwart „aufblitzen“ (Thesen VI und VII) und jede „Jetztzeit erfüllen“ würden. Hier klingt ein Gedanke an, den 1910 auch schon Heinrich Mann in seinem berühmten Aufsatz „Geist und Tat“ zur

Errungenschaft der französischen Revolution „Gerechtigkeit und Wahrheit“ geäußert hatte⁴²⁵, dass „nur noch eins seitdem für die Menschheit“ Geltung habe, nämlich diesem „vorweggenommenen und entflohenen Augenblick nach[zu]drängen, ihn wieder ein[zu]holen [...]“, der „vor der Ewigkeit des Geistes [...] damals aufleuchtete.“⁴²⁶ Es ist an dieser Stelle daran zu erinnern, dass auch Martin Buber 1923 in dem von ihm in „Ich und Du“ entworfenen Geschichtsbild von einer in Ich-Du Begegnungen mit Gott näherkommenden Theophanie des messianischen Reiches sprach.⁴²⁷

Wie Sigrid Weidel und Astrid Nettling ausgehend von dem Bildmaterial der These IX nachgewiesen haben⁴²⁸, gelangte Benjamin zu seiner Geschichtsauffassung aufgrund qabbalistischer Traditionen. Zur Erläuterung holen wir hier etwas weiter aus. Benjamin ging gleichsam auf die „reine Lehre“ uralter jüdischer Tradition, auf die קבלה, *qabbālāh* = wörtl.: „das Empfangene, das durch die Tradition Gegebene“, zurück.⁴²⁹ Gemäß dieser „Tradition“ deutete Benjamin den „Angelus Novus“ Paul Klees als einen der Lobengel, die von Gott zu jedem Augenblick neu erschaffen würden. Dieser eine nun habe sich im Sturm der fortschreitenden Geschichte verfangen, der vom Norden des Paradieses her wehend unter seine Flügel schlage⁴³⁰ und ihn, da er die Flügel nicht mehr zu schließen vermöge, rücklings⁴³¹ in die Zukunft hineinschleudere. Immer weiter vom Paradies weg-geweht könne dieser Engel nicht mehr innehalten und zurückkehren, „um die Toten zu wecken und das Zerschlagene zusammenzufügen“. Er könne die bei der Schöpfung durch die Lichtwucht der göttlichen Essenz hervorgerufene Zerborstenheit der Welt, mit welcher das Böse zwischeneingekommen sei, nicht wieder heilen und den vollkommenen Urzustand, als alle göttlichen Lichtfunken noch miteinander vereint waren, wiederherstellen (תיקון, *tiqqūn*).⁴³² Der Sturm, der ihn rücklings in die Zukunft fortreißt, verurteile ihn dazu, mit schreckgeweiteten Augen das gesamte Ausmaß des akkumulierten Leidens, des sich bis zum Himmel auftürmenden „Trümmerhaufens“ der Geschichte wahrzunehmen, ohnmächtig die unablässigen Katastrophen und Fehlentwicklungen als Elemente eines unendlichen Unheilskontinuums anzuschauen. Der Mensch aber könne, so lässt sich die Botschaft Benjamins in einfachen Worten zusammenfassen⁴³³, die gleichwohl in allen Momenten der Unheilsgeschichte dennoch seit der Schöpfung verborgen, ihm als „Monaden“ entgegentretenden Lichtfunken, mithin also die „utopischen“, „messianischen“ Chancen, die sich ihm zur Verwirklichung anböten, ergreifen und festhalten; er könne sich mit ihnen gleichsam aus dem katastrophalen Verlauf der Geschichte „heraus-sprengen“ (These XIV und XVII).

Dieses schon mit seinem Artikel von 1915 zum Ausdruck kommende alternative Geschichtsverständnis hat zwei Vorteile; es erliegt nicht der Gefahr, sich von falschem Fortschrittsglauben dahintreiben und zu der Auffassung verleiten zu lassen, dass erst für das Ende der Geschichte der Durchbruch einer „Messianität“, einer Vollendung erwartet werden dürfe. Benjamins Geschichtsverständnis toleriert nicht, dass sich die zwischen der Schöpfung und Erlösung ereignenden Katastrophen entweder ausgeblendet oder als notwendige Zwischenglieder des Heilswegs ästhetizistisch hingegenommen werden müssen. Zum anderen halten Benjamins auf die *qabbālāh* zurückgreifenden Thesen zu dem Versuch an, „den [seit der Schöpfung] in das Diesseits eingestreuten, immanenten Zustand der Vollkommenheit rein zum absoluten zu gestalten, ihn sichtbar und herrschend in der Gegenwart zu machen.“⁴³⁴ Statt sich vom trügerischen Glauben an die vorgebliche

Automatik eines unaufhaltsamen Geschichtsfortschritts, von illusorischen wie verderblichen Zukunftsideologien, von Konformismen und Komplizenschaften (Thesen X und XI) immer weiter vom „Paradies“ forttreiben zu lassen, gilt es, sich dem Katastrophenturm der Geschichte „dialektisch“ entgegenzustemmen und jene „messianische Kraft“ zu entwickeln (These II), die seit Anfang der Welt in vergangenen und gegenwärtigen Augenblicken der „besiegten und vergessenen Möglichkeiten menschlichen Daseins“ noch wirksam sei.⁴³⁵ Die jüdische Tradition einbringend wandte sich Benjamin auch gegen die Prämissen des materialistischen Geschichtsverständnisses. Dieses, so Benjamin, dürfe sich solcher „Metaphysik“ nicht verschließen. Die Geschichte sei eben nicht „grundsätzlich atheologisch zu begreifen, so wenig wir sie in theologischen Begriffen zu schreiben versuchen dürfen.“⁴³⁶ Offenbar meinte Benjamin, dass eine weiterführende Sicht auf die Geschichte bisweilen nicht ohne hilfreich veranschaulichende mythologische Bilder auskomme: Bei jedem einzelnen Augenblick des historischen Ablaufs müsse man danach suchen, ob in der Geschichte nicht rückwärtige Momente von Lichtfunken-Vollkommenheiten zu finden seien, die es dann im „dialektischen Stillstand“ festzuhalten gälte (These XV). Benjamin verweist darauf, dass die Revolutionäre in Paris in richtiger Empfindung, sich dem homogenen Katastrophenablauf der Geschichte entgegenstemmen zu können („*pour arrêter le jour*“), unabhängig voneinander und gleichzeitig nach den Turmuhren geschossen hätten.⁴³⁷ Diese in der Geschichte zerstoßenen „Messianitäten“, „Funken vom Brand des Ideals“⁴³⁸ seien in der Vergangenheit immer wieder aufgeleuchtet, manifest geworden und stellten auch für die Zukunft eine immanent vorhandene, den Mächtigen gefährliche, nur auf unseren Zugriff wartende „revolutionäre Chance“ dar, gleichsam den „Motor“ des verderblichen Geschichtsverlaufs abzustellen (Remarque).⁴³⁹ Das Zugehen auf solche Chancen gliche damit immer auch einem „Tigersprung ins Vergangene“, mit welchem man sich auf die Fährte der in der Geschichte schon ausgestreuten „Messianitäten“ setze (These XIV).

Man wird nicht behaupten können, dass der an jüdischer Tradition orientierte Entwurf dieses alternativen, antiteleologischen Geschichtsverständnisses, wie er durch Benjamin 1915 und 1940 vorgetragen und nur in ganz begrenztem Kreis bekannt wurde, im Deutschen Reich 1914–1918 eine Chance auf allgemeine Akzeptanz – auch im Kirchenvolk – hätte haben können. Bei Erich Maria Remarque taucht aber im „Schweigen vor Verdun“ selbst bei Soldaten im Schützengraben die dialektische Stillstandsidee solch eines quasi „messianischen“ Momentes im Blühen des Klatschmohns und der Kamille auf. Auch Heinrich Mann hatte, wie wir gesehen haben, eine ähnliche klingende Vorstellung gehabt. Nur diese beiden Beispiele zeigen schon, dass bis tief hinein in die Gesellschaft – wie auch immer – ein Missempfinden zur Ideologie des teleologisch-heilsgeschichtlichen Geschichtsfortschritts eingesetzt hatte. Ebenso darf man hier auch Robert Musil nachtragen, der angesichts der katastrophischen Entwicklung seiner Zeit in Essays und in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ den anti-teleologischen, „kinetischen“ Geschichtsbegriff der nichtkausalen, nichtfinalen, nichtkonzeptualisierbaren „Steinbaukastenzeit“ entwickelte.⁴⁴⁰ Nach Auschwitz hat Hans Jonas (1903–1993) von dem Mittel des Mythos als „einer glaublichen Erfindung“ Gebrauch gemacht, um das Verhältnis von Gott und Welt in der Geschichte neu zu beschreiben.⁴⁴¹

c) Realpolitisches „Christum-Treiben“: Die Pflicht europäischer „Herzvölker“ – wie Deutschland und Polen – zu „gedeihlichen Unionsschöpfungen“ als Beispiel

Das 1916 posthum erschienene Buch des französischen Offiziers und Geographen Alexis Delaire (1836–1915) *„Au lendemain de la victoire – le nouvel équilibre européen“* hatte in Deutschland einen Sturm der Entrüstung ausgelöst.⁴⁴² Delaire hatte darin zur Wiedergewinnung des europäischen Gleichgewichts die „Restauration“ des deutschen Reiches auf den vor der Preußenherrschaft liegenden historischen Zustand der Konföderation (*„restaurer l'ancienne Confédération Germanique“*) gefordert – also den vorbismarckianischen Status Deutschlands in den Blick genommen. Zur europäischen Friedenssicherung sollte der seit 1866 stattgehabte, aggressiv-nationalistische Verpreuungs-, Einigungs- und Eroberungsprozess Deutschlands Schritt für Schritt zurückgebaut werden; vor allem das preußische Reichsterritorium sei zu zerlegen (*„Démembrement de la Prusse“*). Weil hierbei auch drastische Annexionsforderungen⁴⁴³ berücksichtigt werden sollten – Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien müssten an Polen, das linke Rheinufer an Frankreich und Belgien abgetreten werden –, war abzusehen, dass sich niemand mit der damit verbundenen kosmopolitischen Idee beschäftigen würde, Deutschland könne zu seiner angestammten übernationalen Aufgabe eines europäischen Zentralvolkes der Zeit Goethes und Humboldts zurückkehren.

Den Anstoß, gerade hierüber neu nachzudenken, gab nun aber 1917, mitten im Weltkrieg, im „Epochenjahr 1917“, dem 400. Jubiläumsjahr der Reformation, der polnische Journalist Antoni Chołoniański (1872–1924), der in Krakau die 89seitige Broschüre *„Duch dziejów Polski“*, „Geist der Geschichte Polens“ erscheinen ließ. Diese bemerkenswerte Studie, die im Deutschen Reich und im übrigen Europa unbeachtet geblieben wäre, wenn der Verfasser ihr nicht gleichzeitig eine deutsche⁴⁴⁴, englische und französische Übersetzung mitgegeben hätte, war freilich in erster Linie nicht an deutsche Leser, sondern an die Weltöffentlichkeit adressiert gewesen, die bei künftigen Friedensverhandlungen für die Wiederherstellung Polens als unabhängigen Staat gewonnen werden sollte. Gleichwohl konnte dem aufmerksamen Leser in Deutschland nicht verborgen bleiben, dass Chołoniański mit seiner Darstellung des „Geistes der Geschichte Polens“ nicht nur an die Vielvölkerstruktur der K.u.K.-Monarchie als eines europäischen Mittelstaates, sondern auch an einen ganz wesentlichen Grundzug des „Geistes“ auch deutscher Geschichte gerührt hatte.

Im Folgenden soll nun die Frage geprüft werden, auf welche Weise die Theologie in ihren Predigten auf die Abhandlung Chołoniańskis hätte eingehen können. Es geht an dieser Stelle unserer Überlegungen also nicht mehr bloß um den Bezug auf die Bibel, auf die unbeirrbar geltendmachung des Fünften Gebotes, auf das jesuanische Gebot der Feindesliebe gegen alle Erwägungen eines gerechten und „heiligen“ Pflichtkrieges, auch nicht nur darum, kriegskritisch zu der im 17. und 18. Jahrhundert in Predigt und Katechetik vertretenen Landsknechtsethik zurückzukehren. Es handelt sich jetzt um eine direkte theologische Einmischung in die Politik, um eine theopolitische Vision – dabei aber um nichts Unbekanntes, sondern um den Rückgriff auf etwas, das wirklich Geschichte gewesen war: deutsche Geschichte in Europa – eine gewichtige, jedoch in den Hintergrund gedrängte, im wilhelminischen Deutschland immer wieder geringschätzig zerredete, diffamierte, hochmütig verworfene, dennoch edle und wertvolle Rezeptions-

vorgabe, die mit dem eigentlichen Beruf der Deutschen in Europa zu tun hatte. Antoni Chołoniewski hatte, an die Geschichte seines eigenen Landes anknüpfend, das aus dem 15. Jahrhundert bekannte Polen als Vorbild nennend, implizit Deutschland zu seiner Kernaufgabe zurückgerufen, die sich aus dessen Zentrallage in Europas ergab. Diese Kernaufgabe bestand – so am Beispiel Polens gezeigt – aus der Pflicht zu gedeihlichen „Unions-schöpfungen“ nach allen Seiten.⁴⁴⁵ Das hierfür als Ausgangstext zitierte Dokument war die Präambel der polnisch-litauischen Unionsakte des Reichstages zu Horodło vom Jahr 1413. Das dort an der Spitze stehende, ausdrücklich christlich⁴⁴⁶ genannte Bekenntnis zur Liebespflicht in der Politik formulierte eine Botschaft, welche sich nicht nur für deutsche Prediger, sondern auch für die an allen Fronten empfahl:

„Wer nicht auf Liebe baut, wird sein Seelenheil nicht finden. Nur die Liebe allein bleibt nicht ohne Erfolg: strahlend, wie sie ist, dämpft sie die Gehässigkeiten, schwächt den Zorn, gewährt allen den Frieden. Sie einigt die Getrennten, hebt die Gefallenen, ebnet die Unebenheiten, macht Krümmungen gerade, sie steht jedermann bei, beleidigt niemanden und wer auch bei ihr seine Zuflucht sucht, ist sicher und werden ihn keine Drohungen schrecken. Die Liebe schafft Gesetze, regiert Staaten, gründet Städte und bringt die Stände der Republik zum Guten; wer aber sie verschmäht, wird alles verlieren. Daher bestätigen wir mit dieser Urkunde, dass wir alle, die wir hier versammelt sind: Prälate, die Ritter und der Adel, indem wir im Schutz der Liebe ruhen wollen und von ihrem frommen Gefühl durchdrungen sind, unsere Häuser und Geschlechter, unsere Familien und Wappen einigen und binden.“⁴⁴⁷

Um den Wortlaut dieser Präambel von Horodło verstehen zu können, sind vorab einige Erläuterungen notwendig, die Chołoniewski seiner Schrift mit auf den Weg gab. Chołoniewski erinnerte an die Epoche seiner eigenen Nation, in welcher Polen ein sog. „Wahlreich“ dargestellt hatte und verwies Deutschland darauf, dass es selbst noch vor wenigen Generationen ganz ähnlich strukturiert gewesen war – und eben damit, mithilfe seiner politischen Struktur, Aufgaben habe erfüllen können, die einem Zentralvolk wie Deutschland zur Erhaltung des europäischen Friedens zukämen. Zu solch' einer in der topographischen Mitte Europas gelegenen Nation gehörten Wille und Fähigkeit zu „Unionsschöpfungen“ mit seinen Nachbarn, die Anschauungen des Weltbürgertums, wie das im polnischen Piastenstaat⁴⁴⁸ – und während des 18. und über drei Viertel des 19. Jahrhunderts hinweg auch in Deutschland⁴⁴⁹ – vorgeherrscht habe.⁴⁵⁰

So fand man einiges, wenn man zurückschaute, an das es sich zu entsinnen lohnte. Denn wie hatte es ausgesehen? Schon die Erfahrungen der Freiheitskriege und der nationalen Einheitsbewegung nach 1848 hatten gezeigt, dass die Masse der ländlichen Bevölkerung überall den angestammten Herrschern und den einzelstaatlichen Einrichtungen, die sie gewohnt war, viel fester anhing als dem Einheitsgedanken. Für Verfassungs- und Rechtsfragen hatte sie überhaupt wenig Sinn gehabt. Auch bei den Bürgern der kleineren und den Mittelklassen der größeren Städte hatte es sich nicht viel anders verhalten. Auch dem Proletariat der größeren Städte, der heranwachsenden Schicht der industriellen Arbeiter war es „gründlich einerlei“ gewesen, wer regierte; für sie stand die „soziale“, nicht eine „nationale“ Frage im Vordergrund, die Frage: „Wovon soll ich morgen leben?“⁴⁵¹ Das Ergebnis von Königsgrätz 1866 hatte gezeigt, dass die Gesinnung der

deutschen Dynastien und Bevölkerung keineswegs bereit gewesen war, ins „Unitarische“ umzudenken.⁴⁵² Sie war wie ehemals partikularistisch, sogar antipreußisch geblieben. Vor allem im Süden⁴⁵³ hatte man „einfach nicht preußisch“ werden, sondern unter den alten Herrschern bleiben wollen wie bisher, man hatte keine preußische Disziplin in Heer und Beamtentum, keine Bismarck'schen Methoden im parlamentarischen Leben, keine schweren Lasten für das Heer nach preußischem Vorbild gewollt.⁴⁵⁴ Partikularistisch gestimmt war außerdem die öffentliche Meinung in Preußen selbst geblieben.⁴⁵⁵ Im Übrigen hatten die Zeichen durch den 1866 erfolgten Hinauswurf Österreichs aus dem deutschen Bund schwerlich auf Förderung einer deutsch-nationalen Einheit gestanden, sondern hatten eher auf weitere Zersplitterungen hingedeutet. Mit der Ablehnung Preußens als Führungsmacht eines „kleindeutschen Reiches“ hatten ebenso die Interessen der Dynastien, des Adels, des Beamtentums übereingestimmt, die den deutschen Einheitsgedanken als Gefährdung ihres Besitzstandes und ihrer vollen Souveränität verwarfen.⁴⁵⁶ Da 1815, nach dem Sieg über Napoleon I., infolge der Beschlüsse des Wiener Kongresses die Garantierung der deutschen Bundesakte⁴⁵⁷, die den Bundestaaten Unverletzlichkeit zusagte, in die Obhut der siegreichen Signatarmächte gelegt worden war⁴⁵⁸, war es sogar dazu gekommen, dass nach 1866 einzelne Bundesstaaten (Württemberg, Hessen, Bayern und das am 29. Juni 1866 von Preußen zur Annexion unterworfenen Hannover (wo in einzelnen Städten wie Celle „Schreckenstage“, Aufruhr und Tumulte ausgebrochen waren)⁴⁵⁹), die Hilfe eben dieser Mächte gegen Preußen zum Schutz ihrer Integrität angerufen hatten.⁴⁶⁰ Nicht zuletzt hatte die katholische Kirche einer Vorherrschaft der protestantischen Hohenzollern über Deutschland mit Sorge entgegengeblickt.⁴⁶¹ Es war daher nicht damit zu rechnen gewesen, dass sich nach Ablauf der wenigen Jahre seit 1866 bis 1870 – also auch nach dem gemeinsamen Sieg über Napoleon III. – an den starken Vorbehalten gegen eine Reichseinigung, zumal unter verpreußender Vorherrschaft, etwas Grundsätzliches geändert hatte.⁴⁶² Von den deutschen Bundesstaaten im Süden war am ehesten Baden gewillt gewesen, sich zunächst dem Norddeutschen Bund anzuschließen – und zwar wohl nur deshalb, weil es im Falle eines Krieges mit Frankreich gefürchtet hatte, das erste Angriffsziel zu sein.⁴⁶³

Zu dieser konfliktiven Vorgeschichte, die latent auch nach 1871 bis in die Gegenwart fortwirkte, trat etwas Zweites hinzu, das es ebenso ernst zu nehmen galt: Der deutschen Gesellschaft, sowohl der geistigen Führungsschicht als auch der bäuerlichen Landbevölkerung hatte insofern Nationalbewusstsein und Nationalstolz gefehlt, als es überhaupt am Bedürfnis mangelte, in der Mitte Europas einen mächtigen Gesamtstaat zu bilden. Nach ihren angestammten Vorstellungen kam der Staat lediglich als „Notstaat“ in Frage, d. h. als ein Verein, der als bloße „Sicherungseinrichtung“ Leben und Eigentum seiner Bürger zu schützen hatte und dazu keine abgrenzenden, andere Staaten aggressiv ausschließenden nationalen Eigentümlichkeiten brauchte.⁴⁶⁴ Und genau darauf hob Choŋoniewski 1917 im Seitenblick auf Deutschland ab: Die altdeutsche Tradition des Desinteresses an einer nationalstaatlichen Zusammenführung aller Stämme beruhte – bei zugestandenemmaßen auch kleinlich-lokalem Partikularismus – auf dem geistig-universalistischen Selbstbewusstsein der Deutschen als einem „Volk der Mitte“, als dem „Herzvolk Europas“. Ihren Höhepunkt hatte diese Haltung über die Jahrhunderte hinweg schließlich in der „Deutschen Klassik“, in der „großen Epoche humanistischer,

weltbürgerlicher Gesinnung“, Gelehrsamkeit und Bildung erreicht. Die stolzeste, die solches Deutschum wertschätzendste Formel hatte vielleicht Goethe gefunden, als er in Jena am 14. Juni 1820 in einem Briefkonzept an Johann Lambert Bückler (1785–1858) formulierte: „Denn es ist einmal die Bestimmung des Deutschen, sich zum Repräsentanten der sämtlichen Weltbürger zu erheben.“⁴⁶⁵ Goethe und Schiller hatten sich darin einig gewusst, als sie in den „Xenien“ Nr. 95 („Das deutsche Reich“) und Nr. 96 („Deutscher Nationalcharakter“) schrieben:

„Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.“

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freyer zu Menschen euch aus.“⁴⁶⁶

Neben diesen beiden Distichen hatte Schiller zum Kosmopolitismus der Deutschen noch einen weiteren und deutlicheren Text verfasst, das Fragment „Deutsche Größe“:

„Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt s. Fürsten. Abgesondert von dem Politischen, hat der Deutsche sich einen eigenen Werth gegründet, und wenn auch das *Imperium* untergegangen, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Character der Nation[,] die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. – Dises Reich blüht in Deutschland, es ist in vollem Wachsen und mitten unter den gothischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus. (Der Deutsche wohnt in einem alten sturzdrohenden Hauß, aber [er] selbst ist ein edler Bewohner und in dem das politische Reich wankt[.] hat sich das Geistige immer fester und vollkommener gebildet [...]).“⁴⁶⁷ All' dem versagte Madame de Staël in ihrem Buch „*De la Littérature considérée dans ses Rapports avec les Institutions sociales*“ (1800) ihre Anerkennung nicht: „Die Deutschen haben kein politisches Vaterland; aber sie haben sich ein literarisches und philosophisches Vaterland geschaffen, für dessen Ruhm sie mit der edelsten Begeisterung erfüllt sind.“⁴⁶⁸

Drittens war auch daran zu erinnern, dass sich nach 1870/1871 weitsichtige Befürchtungen zu Wort gemeldet hatten, dass durch eine sich nationalistisch isolierende Machtkonzentration unter preußischer Herrschaft ein gefährlicher Konfliktherd im Zentrum Europas entstehen würde. Die allgemein bejahte deutsche „Staatserzählung“ seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hatte gelautet, „daß gerade Deutschland keine Nation im Sinne der übrigen sei“ und „aus Rücksicht auf den Weltfrieden niemals ein einheitliches Staatswesen werden könne und dürfe.“⁴⁶⁹ Auf ein anderes Textfragment Schillers, das die Zeile enthält: „Das ist Ø [= nicht] des Deutschen Grösse, / Obsiegen mit dem Schwert“⁴⁷⁰, hatten wir oben schon hingewiesen. Madame de Staël schrieb 1800:

„Die Deutschen verstehen sich, besser wie wir, auf die Verbesserung des Schicksals der Menschen; sie arbeiten an der Verbreitung der Aufklärung; sie bereiten die Ueberzeugung vor; und wir, wir haben mit wilder *Gewalt* alles versucht, alles unternommen, alles verfehlt! Wir haben nur Haß gestiftet; und die Freunde der Freyheit gehen unter uns mit nieder-

geschlagenem Haupte einher, schamroth über die Verbrechen der Einen, und verlündet von den Vorurtheilen der Andern. Du, aufgeklärte Nation, ihr, Bewohner Deutschlands, die ihr vielleicht einmal, wie wir, von republikanischen Ideen begeistert seyn werdet, bleibt ja einem einzigen Grundsatz unveränderlich getreu, welcher schon an sich hinreicht; gegen alle unersetzliche Irrthümer zu schützen. Erlaubt euch nie eine Handlung, welche von der Moral verworfen werden könnte; höret nicht, was euch einige klägliche Vernünftler über den Unterschied sagen werden, den man zwischen der Moral der Privat-Personen und zwischen der Moral der Staatsmänner annehmen müsse. Diese Unterscheidung kommt aus einem schiefen Geiste, und aus einem engen Herzen; und wenn wir in Frankreich zu Grunde gehen sollten, so wäre es eine Folge davon, daß wir sie angenommen haben.“⁴⁷¹

Deshalb wurde schon während des Siebziger Krieges die immer wieder erhobene Forderung laut – und auch daran knüpfte Chołoniewski vielleicht im Seitenblick an – Deutschland habe an seinem althergebrachten universal-staatlichen Selbstverständnis festzuhalten, anstatt sich der Illusion hinzugeben, man könne mit der „alten märkisch-ostelbischen Praxis der Menschenbehandlung“ die eigenen machtpolitischen Interessen im Zusammenhang der konfliktiven Völkerfragen Europas lösen.⁴⁷² Karl Christian Planck hatte am beredtesten von allen davor gewarnt, dass die konfrontative nationalistische Isolation, die Errichtung Deutschlands als eines geschlossenen, bis an die Zähne bewaffneten Militärstaates zur „Unnatur und Anomalie“ werde, die unweigerlich zum Krieg hinführen müsse.⁴⁷³ Als man 1919, unmittelbar nach dem Zusammenbruch des von Preußen dominierten Kaiserreiches die altbekannten „cislethanischen“ Autonomiebestrebungen im Rheinland⁴⁷⁴ wieder aufnahm und am 21. und 22. Oktober 1923 in Aachen, Bonn, Düren, Koblenz, Mainz, Trier, Speyer und Wiesbaden die „Rheinische Republik“, sowie die „Freie Pfalz“ ausrief⁴⁷⁵, also daran dachte, die preußischen Annexionen von 1815, Rheinland, Provinz Sachsen, die Annexionen von Hannover 1866, Kassel, Frankfurt rückgängig zu machen, war es nicht von ungefähr, dass damit auch die alte deutsche universalistische „Staaterzählung“ und die mit ihr verbundenen Bestrebungen zum europäischen Frieden wieder auflebten. Man kehrte dabei auch zu Gedanken Karl Christian Plancks, Constantin Frantz, Carl Freiherr von Vogelsangs u.ä. zurück⁴⁷⁶, die zwar in der Idee eines politischen und wirtschaftlichen „Gravitationszentrums“ nicht *nur* uneigennützig motiviert gewesen⁴⁷⁷, aber doch von der Absicht geleitet waren, im Westen eine neutrale, „rheinische Friedensbrücke“ zum „Erbfeind“ Frankreich hin zu schaffen.⁴⁷⁸ Noch im März des in vielerlei Hinsicht ahnungsvollen Jahres 1934 hoffte Thomas Mann auf einen „Zerfall“ der nationalen Einheit Deutschlands als für Europa, die Welt und die Deutschen selbst „glücklichste Lösung“.⁴⁷⁹ Sie hätte, man bedenke es, den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust verhindert. Ricarda Huch setzte – inspiriert durch Sigmund Rubinstein (1869–1934) Buch „Romantischer Sozialismus“⁴⁸⁰ – noch 1941 im „Michael Bakunin“⁴⁸¹ und im dritten Band ihrer „Deutschen Geschichte“ das historische Bild des mittelalterlichen Universalreiches deutscher Nation dem aggressiv-nationalistischen Reichsbegriff des großdeutschen NS-Imperialismus entgegen.⁴⁸²

Wie hätte nun vor dieser historischen Gesamtlage der „*Faktor Freiheit in der Geschichte*“, d. h. die Möglichkeit des auch Anders-[denken und]-handeln-Könnens⁴⁸³ für die Theologie ausgesehen? Friedrich Wilhelm Foerster, der Chołoniewski zitierte⁴⁸⁴, berief sich da auf das 1916 von Bertrand Russell (1872–1970) vertretene Prinzip, das „Possessive“ mit-

hilfe des „Kreativen“ zu überwinden⁴⁸⁵ Max Frisch formulierte dieses Prinzip übrigens 1966 dialektisch als Miteinander von „Bestand“ und „Entwurf“.⁴⁸⁶ Die Theologie hätte mit Berufung auf das Staatsverständnis der Goethe- und Humboldtzeit der deutschen Reichspolitik im Krieg ein christlich-ethisches Umdenken, d. h. eine nicht länger nur „possessive“, ausschließlich vom Besitzergreifungs- und Verteidigungsinстинkten dominierte Gesinnung, sondern eine „kreative“, auf den friedlichen Verkehr und Interessenausgleich aller europäischen Mächte weitherzig ausgerichtete Einstellung empfehlen können. Man hätte von dieser Vision wahrer, echter „Staatskunst“ her auf die Gefahren des in Zentral-europa durch Preußen etablierten Machtkerns mit seinem aggressiven Maximal-Anspruch hinweisen können, nicht allein Deutschland, sondern ganz Europa zu „verpreußen“. In politischer Wahrnehmung ihrer Stimme war es die Chance der deutschen Theologie im Weltkrieg gewesen, sich etwa mit dem Konzept der „gedeihlichen Unionsschöpfungen“ von dem 1895 anonym veröffentlichten und international bekannt gewordenen⁴⁸⁷ all-deutschen Papier Traugott Ernst Friedrich Hasses (1846–1908) „Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950“ zu distanzieren, in welchem das Konzept der possessiven, bestandsverhafteten Bildung eines preußischen, expansionistischen Machtzentrums zu brutalem Ausdruck gelangt war.⁴⁸⁸ Die Kirche hätte dafür werben können, an die besten kosmopolitischen, weltbürgerlichen Traditionen Deutschlands anzuknüpfen und es zu einem kreativ-europäischen, „entwurf-europäischen“ Zentralstaat förderlicher Unions-schöpfungen zu machen.

Referenzen für dieses Konzept hätte es in Fülle gegeben. Wir nennen nur eine ganz geringe Auswahl. Die aus der besseren Vergangenheit Europas heraus kreative, entwerfende (statt possessive) „europäische Idee“ hatte anfangs auch August Wilhelm Schlegel (1767–1845) propagiert; er dichtete mitten im eroberungslüsternen Zeitalter Napoleons:

„Eins war Europa in den grossen Zeiten,
Ein Vaterland, deß Boden hehr entsprossen,
Was Edle kann in Tod und Leben leiten.
Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen;
Da war auch Eine Poesie erklingen,
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Nun ist der Vorzeit hohe Kraft zerronnen,
Man wagt es, sie der Barbarey zu zeihen.
Sie haben enge Weisheit sich ersonnen,
Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereyen.
Doch mit unheiligem Gemüth begonnen,
Will nichts, was göttlich ist von Art, gedeihen.
Ach diese Zeit hat Glauben nicht noch Liebe:

Wo wäre denn die Hoffnung, die ihr bliebe?
Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen,

Mich soll die dumpfe Gegenwart nicht halten,
 Euch, ew'ge Künstler, will ich mich verbünden.
 Kann ich neu, was ihr schuft, und rein entfalten,
 So darf auch ich die Morgenröthe künden,
 Und streun vor ihren Himmels-Heilighumen
 Der Erde Liebkosungen, süße Blumen.⁴⁸⁹

Für die „alte“ kreative statt possessive europäische Idee hatte sich ebenfalls Madame de Staël eingesetzt; sie trat 1810 in ihrem auf Geheiß Napoleons eingestampften Buch⁴⁹⁰ *„De l'Allemagne“* für die „Vereinigung aller denkenden Menschen von dem einen Ende Europas bis zum andern“ (*l'association de tous les hommes qui pensent, d'un bout de l'Europe à l'autre*) ein. Ihre nüchterne Bemerkung *„Il faut, dans nos temps modernes, avoir l'esprit européen“*, die in ihrer Kritik an Jean Paul [Richters] deutsch-sonderbaren Schreibstil aufblitzte⁴⁹¹, errang später in seiner etwas pathetischen Übertragung ins Deutsche – *„Man muss sich in unseren neueren Zeiten auf einen europäischen Standpunkt erheben“* – zu Recht überragende Bedeutung als Spitzensatz eines europolitischen Programms zur Völkerverständigung und Verhinderung kriegerischer Auseinandersetzungen.

Auch Bogumil Goltz hatte 1864 in seiner Schrift *„Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius“* (2. Auflage) – trotz gelegentlicher Spuren von Franzosenverachtung und nationaler Überheblichkeit, die für das deutsche mittlere und späte 19. Jahrhundert charakteristisch war⁴⁹² – aber doch die faszinierend richtige Idee propagiert, dass Deutschland, in der Mitte Europas gelegen, zugunsten dieses Kontinents zu einer nicht nationalistisch-machtzentrierten, sondern föderativen Struktur verpflichtet sei und seine kosmopolitische wie universelle Identität nicht preisgeben dürfe:

„So wird auch das deutsche Volk seine deutsche Einheit in seinem deutschen Partikularismus, so wird es seine Geistesherrschaft und Eigentümlichkeit trotz seiner Zerfahrenheit, so wird es seine Nationalität in seiner Weltbürgerlichkeit [...] bewahren. [...] Das deutsche Volk absolviert [...] seine weltbürgerliche Lebensart und macht seine sozialen wie politischen dummen Streiche, die sich in letzter Instanz als ebenso viele Gesetze und Freiheiten einer weltewigen Humanität und Kulturgeschichte erweisen. [...] Ein solches Volk kann eben darum unmöglich einen einseitigen und bornierten Nationalcharakter [wie andere Nationen] ausgestalten. [...] Die Deutschen können keine fertig geprägten Dutzendexemplare des Nationalstolzes und der Nationalborniertheit, der Nationaluniformität und der Nationalmechanik sein [...]. Die Deutschen würden aufhören, eine große Nation im Sinne der Kulturgeschichte zu sein, wenn sie sich ambitionierten, eine große Nation im Sinne der [nationalistischen] Politik, der Diplomatie und der Kriegsgeschichte zu sein. [...] Der Deutsche darf ein Mensch im bevorzugten Sinn genannt werden, weil er vorzugsweise ein Organ des Weltgeistes, der Natur und der Menschheit, weil er der Träger aller sublimsten Kulturgeschichten ist. Dieser deutsche Mensch soll und kann der Erzieher aller andern Nationen sein⁴⁹³, weil er zu keiner Zeit ein ausschließlich und auf seinen nationalen Witz und Stolz gestellter Mensch ist; [...] weil er keimlich mit seiner Nationalität kokettiert und Komödie spielt; weil er in der Masse allein von allen Nationen gemäßigt, aufrichtig, billig, objektiv und selbstverleugnend zu sein vermag.“⁴⁹⁴

In Deutschland hatten nicht wenige Staats- und Kulturphilosophen, an die universalistische, kosmopolitische Tradition der deutschen Staaten anknüpfend, in Gegenwendung zu dem in Europa aufkommenden „possessiven“ Nationalismus anlässlich der preußischen Einigungskriege, insbesondere nach dem Siebziger Krieg zu Früherem, zum europäischen Geist des Deutschen Reiches zurückzulenken versucht.⁴⁹⁵ Auf die Vielzahl gegnerischer Stimmen zur nationalen Einheitsbewegung bis 1862, die Wilhelm Mommsen, aus deutsch-nationaler Perspektive zusammengestellt und sparsam kommentiert hat, haben wir oben schon hingewiesen.⁴⁹⁶ Es waren aber auch die kulturellen Traditionen des geistigen Universalismus, die in Deutschland vor allem mit dem Namen Goethes und Schillers verbunden waren, die beim Widerstand gegen jedwede aggressiv nationalpolitische Isolierung Deutschlands einen gewichtigen Stellenwert einnahmen. Am 27. Januar 1827 schrieb Goethe an Adolf Friedrich Carl Streckfuß (1778–1844): „Ich bin überzeugt[,] daß eine Weltliteratur sich bilde, daß alle Nationen dazu geneigt sind und deshalb freundliche Schritte thun. Der *Deutsche* kann und soll hier am meisten wirken, er wird eine schöne Rolle bey diesem großen Zusammentreten zu spielen haben.“⁴⁹⁷ Zum Mittwoch, den 31. Januar 1827 heißt es in seinen Gesprächen mit Eckermann auf das literarische Schaffen bezogen: „Nationallitteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“⁴⁹⁸ Richard Wagner hatte an die unionsschöpfende Musik Mozarts⁴⁹⁹ erinnert und die „bornierte Nationalisierung“ der Musik in den „prunkenden Gemächern der luxuriösen Musikwelt“ beklagt.⁵⁰⁰ Karl Christian Planck hatte 1881 auf den Universalismus des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation aufmerksam gemacht; er hatte auf die von Otto (I.) dem Großen (912–973) begründete enge Verbindung der deutschen Krone mit dem römischen Kaisertum verwiesen, somit auch auf die kulturelle Verbindung mit Italien; er hatte an Deutschlands mittelalterliche Kunst, an dessen Hinwendung zum zweiten Humanismus erinnert, die „deutsche Klassik“ und Wissenschaft herbeizitiert; aufgrund ihrer geographischen Zentrallage seien die Deutschen zu einem Volk geworden, das seine Identität und Kultur seit langem in umfassender Verknüpfung mit „fremden Elementen“ vorfinde:

„Denn gleich keiner anderen Nation sind ja *wir Deutsche* das zentrale Volk, das durch die ganze Natur seiner Geschichte nach allen Seiten hin durch Übergangsglieder mit dem Fremden verknüpft ist, mit einer ganzen Reihe von Nationalitäten, mit dem slawischen, ungarischen, italienischen Element durch Österreich, gegen Frankreich hin durch die Schweiz und durch Elsaß-Lothringen, gegen Norden durch Schleswig und nach Nordosten durch die russischen Ostseeprovinzen, während endlich in den Niederlanden sich sozusagen ein selbständiger Ableger unserer Nationalität (aber wieder mit Fremden gemischt) sich gebildet hat.“⁵⁰¹

Jean Paul, weil die Deutschen ein „Allerweltsvolk“, „ein kosmopolitisches“ seien, setzte sich sogar für die „Gastfreundlichkeit für ausländische Wörter“ im Deutschen ein und verwarf die Umdeutschungen.⁵⁰²

1914–1918 musste folglich wieder daran erinnert werden, dass Deutschland eine hohe politische Verantwortung und Anstrengung für das Zustandekommen und den Erhalt

einer friedliebenden Staatengemeinschaft ohne „selbstischen Eigenzweck“ aufgetragen war. Unter den Völkern Europas gebührte Deutschland und Österreich-Ungarn⁵⁰³ – wie Polen, worauf Chołoniewski verwies – der „zentrale und einigende menschlich universelle Beruf“⁵⁰⁴ zur unermüdlichen Kulturarbeit gedeihlicher „Unionsschöpfungen“.⁵⁰⁵

* * * * *

Für die Kirchen hätte es freilich einer nicht geringen Anstrengung, charakterlichen Widerstandsfähigkeit und gesellschaftspolitischen Unbeugsamkeit bedurft, den christlichen Glauben als Ausgangspunkt zu solcher visionär-politischen Wiederbelebung der weltbürgerlichen, „unionsschöpfenden“ geistigen Tradition Deutschlands zu nehmen, in der man im Krieg die Rechte der feindlichen Seite geachtet haben würde.⁵⁰⁶ Doch zum Ende des Krieges hin war das nicht allzu schwierig mehr. Alfred Hermann Fried registrierte im November 1917, dass „die Regierung [...] augenblicklich wirklich parlamentarisch, demokratisch, mit starkem pazifistischem Einschlag durchsetzt“ war.⁵⁰⁷ Die Theologie hätte darauf verweisen können, dass europäische Friedensgedanken auch auf ureigener deutscher Tradition von hohem geistigen Gewicht beruhten. Die von Schiller in seinen achten Brief „Über Don Karlos“ so genannten „helleren Begriffe“ waren nicht aus der Luft gegriffen und deshalb leicht wieder in Umlauf zu bringen gewesen. Wenn demgegenüber etwa Karl Woermann noch zum 1. August 1870 in einem Gedicht die Meinung vertrat: „Europa? halt! Es werde Deutschlands Sache / Entschieden nur in Deutschlands eignen Zelten“⁵⁰⁸, so hätte man gegen diese Engherzigkeit auch Stimmen aus der Zeit der Freiheitskriege zitieren können; Madame de Staël hatte das Umgekehrte für allein richtig erklärt:

„Nationen müssen einander als Führer dienen, und alle würden unrecht haben, wenn sie sich der Erkenntnisse beraubten, die sie sich gegenseitig gewähren können. Es ist etwas ganz Besonderes in dem Unterschiede des einen Volkes von dem anderen: das Klima, der Anblick der Natur, die Sprache, die Regierung, besonders aber die Begebenheiten der Geschichte – eine Macht, welche noch außerordentlicher ist, als die übrigen alle – tragen zu diesen Verschiedenheiten bei, und kein Mensch, wie groß auch seine Einsicht sein möge, vermag zu erraten, was sich auf eine natürliche Weise in dem Geiste eines anderen entwickelt, der auf einem anderen Boden lebt, und eine andere Luft atmet. Man wird sich also in jedem Lande wohl dabei befinden, fremde Gedanken aufzunehmen; denn, was diesen Punkt betrifft: so wird die Gastfreundschaft zum Glück des Empfängers.“⁵⁰⁹

Wie massiv vertreten diese kosmopolitischen Bestrebungen und Entwürfe, an welche die Theologie hätte anknüpfen können, dann doch im wilhelminischen Deutschland waren – die Schrift „Biologie des Krieges“ (1919) des Physiologen Georg Friedrich Nicolai (1874–1919)⁵¹⁰ und die „Grundlegenden Betrachtungen“ des Neukantianers Hermann Cohen (1842–1918) zu „Deutschtum und Judentum“ (1915)⁵¹¹ sind dafür hervorragende Beispiele –, erhellt übrigens aus der Polemik eines Universitätsredners wie Otto von Gierke, der sich 1914 scharf gegen solch’ deutsches Weltbürgertum und die damit in Verbindung gebrachte kommunistische „Internationale“ wandte:

„Und wie stand es um den nationalen Sinn, von dem wir glaubten, daß ihn der große Krieg unserem Volke für immer eingehämmert habe? Manches, was wir sahen und hörten, erweckte bange Zweifel, ob wir nicht in die alte Schwäche der deutschen Art zurückgefallen seien. Wieder diese übertriebene Bewunderung des Fremden, diese mit der eigenen Würde kaum vereinbare Zuvorkommenheit gegen hochmütige Ausländer, diese sich in die alltäglichen Gewohnheiten einfressende Zurücksetzung des vollwertigen Eigenbesitzes hinter minderwertigen Import! Unsere herrlichen geschichtlichen Überlieferungen wurden mißachtet und wohl gar verhöhnt, um den Ruhm der französischen Revolution zu verkünden. Die bei uns herrschenden Zustände wurden gegenüber den angeblich freieren und fortschrittlicheren Verhältnissen der westlichen Nachbarvölker als unfrei und rückständig verlästert. Das alte Erbübel eines seichten Kosmopolitismus meldete sich wieder an. Die goldene Internationale liebäugelte mit dem Gedanken, die nationalen Schranken des Weltverkehrs hinwegzuräumen.“⁵¹²

Auch Adolf von Harnack bezeichnete 1914 die Ideale des Kosmopolitismus als „Irrlichter“, die der Krieg zur rechten Zeit [...] ausgelöscht“ habe.⁵¹³ Ein Divisionsprediger wie Lic. Adolf Schettler diffamierte 1915 die Ideen der Völkerverbrüderung und des Weltbürgertums, von der sich „leider“ auch „viele deutsche Männer“ [hätten] „anstecken lassen“, als „kranke Phantasien“.⁵¹⁴ Gouvernementspfarrer Paul Althaus pries 1916 den Ausbruch des Krieges sogar als „Rettung für das polnische Deutschtum“ und wetterte dagegen, dass sich dieses – bei Förderung durch ihre evangelische Pfarrerschaft – weithin „als Glied der polnischen Gesellschaft“ integriert hatte.⁵¹⁵ Diesem nationalistischen Kurs war theologischerseits zu entgegnen, wie es Friedrich Wilhelm Foerster in seinen im Frühjahr 1918 niedergeschriebenen Darlegungen tat, dass es zwar nicht darum gehe, das Rad der Geschichte auf das europäische Mittelreich Deutschland vor 1870 und den „unionsschöpfenden“ Piastenstaat Polen zurückzudrehen – auch hierbei konnte sich „Zug für Zug [...] die Vergangenheit nicht wiederholen“⁵¹⁶ –, dass es aber doch notwendig sei, eine geistige und politische Richtungsänderung im Sinne des Übernationalen, des Früheren und Besseren einzuleiten. Sigmund Rubinstein war 1921 mit seinem Buch „Romantischer Sozialismus“ einer derjenigen, die hierfür sogar ein versuchsweise ausgearbeitetes Konzept vorlegten, das den gedeihlichen Unionsschöpfungen in Europa vom Inneren der deutschen Gesellschaft her zuarbeiten sollte.⁵¹⁷ Friedrich Wilhelm Foerster gab – an Goethe orientiert⁵¹⁸ – anderen Theologen die Worte der Predigt im Krieg vor, dass

„[...] die Politik der Sicherung [...] niemals bei der bloßen Selbstbehauptung stehen bleiben darf; diese ist gewiß auch ein *Teil* der politischen Aufgabe, aber nur der kleinste Teil, und selbst diese Teilaufgabe kann nur durch etwas Höheres wirklich gelöst werden. Dieses Höhere und im tiefsten Sinne *Politische* ist die Liebe Christi, angewandt auf den Verkehr und den Interessenausgleich politischer Gruppen; der politische Ausdruck dafür ist der *föderalistische Geist*, nicht als eine schlaue Praxis egoistischer Pakte, sondern als eine Seelenrichtung, die sich ehrlich über das eigene Selbstinteresse hinausbewegt⁵¹⁹ und fremdes Heil wie ein eignes Gut umfaßt, und die den Geist weitgreifender, opferwilliger Verbrüderung als erhabene segensreiche Menschenpflicht und als die eigentliche konstruktive Kraft verehrt. Diese große, aus den letzten Tiefen der vom ‚Licht der Welt‘ erleuchteten Seele kommende Einigungskraft, die allein den Namen ‚Staatskunst‘ verdient, weil sie allein die antistaatliche

Macht der Isolierung an der Wurzel überwindet, [...] ist in den letzten Jahrhunderten politischen Totentanzes immer mehr erstorben.“⁵²⁰

In der Tat hatte 1914 die europäische Katastrophe – nicht zuletzt hervorgerufen durch die Wirkung der „bismarckianischen Wende“ in Zentraleuropa – offensichtlich gemacht. Europa war zum possessiv versessenen, aggressiv-nationalistischen „*Barbaropa*“ geworden, wie Albert Ehrenstein 1919 dichtete:

„Wann endet die Nacht
eurer Schlacht,
die Barbaropa, Eurasien durch-
donnert Mordjahre lang?“⁵²¹

Diesen „politischen Totentanz“ des deutschen Nationalismus hatte schon Heinrich Heine in der „Romantischen Schule“ (Buch I, 1836) vorausgesehen, aber nicht geahnt, wie bald ihm auch der Patriotismus von Franzosen im Siebziger Krieg und 1914–1918 anheim fallen würde, der doch eigentlich ganz anders geartet war als der deutsche:

„Der Patriotismus der Franzosen besteht darin, daß sein Herz erwärmt wird, durch diese Wärme sich ausdehnt, sich erweitert, daß es nicht mehr bloß die nächsten Angehörigen, sondern ganz Frankreich, das ganze Land der Zivilisation mit seiner Liebe umfaßt. Der Patriotismus des Deutschen hingegen besteht darin, daß sein Herz enger wird, daß es sich zusammenzieht, wie Leder in der Kälte, daß er das Fremdländische haßt, daß er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will. Da sahen wir nun das idealische Flegeltum, das Herr Jahn in System gebracht; es begann die schäbige, plumpe, ungewaschene Opposition gegen eine Gesinnung, die eben das Herrlichste und Heiligste ist, was Deutschland hervorgebracht hat, nämlich gegen jene Humanität, gegen jene allgemeine Menschenverbrüderung, gegen jenen Kosmopolitismus, dem unsere großen Geister, Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, dem alle Gebildeten in Deutschland immer gehuldigt haben.“⁵²²

In seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ (Buch III, 1833/1834) hatte Heine in erster Linie vor den nationalistisch-verengten und abgrenzenden Erbschaften deutscher Philosophen gewarnt:

„Lächelt nicht über den Rat, den Rat eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattgefunden. Der Gedanke geht der Tat voraus wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. [...] Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte ...“⁵²³

Diesen „politischen Totentanz“ des deutschen Nationalismus bezeichnete dann Sebastian Haffner nach 1933 als eine sich gerade in Deutschland besonders zerstörerisch auswirkende „Krankheit“, von der es sich zu befreien gelte durch den Rückgang auf frühere Formen der geistigen „Weite und allseitigen Aufgeschlossenheit“ Deutschlands:

„Aber nirgends hat diese Krankheit einen so böartigen und zerstörerischen Charakter wie gerade in Deutschland [angenommen], und zwar, weil gerade ‚Deutschlands‘ innerstes Wesen Weite, Offenheit, Allseitigkeit, ja, in einem bestimmten Sinne, Selbstlosigkeit ist. Bei anderen Völkern bleibt Nationalismus, wenn sie davon befallen werden, eine akzidentielle Schwäche, neben der ihre eigentlichen Qualitäten erhalten bleiben können. In Deutschland aber, wie es sich trifft, tötet gerade Nationalismus den Grundwert des nationalen Charakters. Dies erklärt, warum die Deutschen – in gesundem Zustand zweifellos ein feines, empfindungsfähiges und sehr menschliches Volk – in dem Augenblick, wo sie der nationalistischen Krankheit verfallen, schlechthin unmenschlich werden und eine bestialische Häßlichkeit entwickeln, deren kein anderes Volk fähig ist: Sie, und gerade und nur sie, verlieren durch Nationalismus alles, den Kern ihres menschlichen Wesens, ihrer Existenz, ihres Selbst. [...] Ein Deutscher, der dem Nationalismus verfällt, bleibt kein Deutscher mehr; er bleibt kaum noch ein Mensch. Und was er zustande bringt, ist ein deutsches, vielleicht sogar großdeutsches oder alldeutsches Reich – und die Zerstörung Deutschlands. [...]“⁵²⁴

Thomas Mann bekannte sich noch 1939 zu dem „großen Vorzug“ Deutschlands, von seinem innersten Wesen her „überpolitisch-unpolitischer Natur“ zu sein:

„Deutschland [ist] von Natur ein Land schöpferischer Dankbarkeit [...], ein Land des Nehmens und Gebens, ein Land mit verfließenden Grenzen, ein grenzenloses Land, nicht feindlich abgeschlossen gegen die Welt, sondern welt-offen und welt-empfangend, groß durch fruchtbare Bewunderung, durch Liebe und Verstand, nicht aber geschaffen, in abgeschmackter Selbstbetrachtung und Selbstverherrlichung sich zu verdummen und gar in Dummheit, durch Dummheit zu herrschen über die Welt“⁵²⁵

Golo Mann schrieb 1958, dass es sich heute lohne, „zu den Schriften von [Constantin] Frantz zurückzukehren.“⁵²⁶ Herfried Münkler hat in diesem Sinn vom Ende einer langen, von uns heute zu überschauenden leidvollen Entwicklung her die von Thomas Mann am 8. Juni 1953 in einer Rede vor Hamburger Studenten ausgesprochene Formel, „klar und einmütig“ den Willen „nicht zu einem deutschen Europa, sondern zu einem europäischen Deutschland“ kundzugeben⁵²⁷, interpretiert als Wille zur „politischen Selbstverpflichtung Deutschlands gegenüber einem vereinten Europa“.⁵²⁸ Die Erinnerung an die Vision eines europäischen Deutschlands, das sich seinem alten Genius eines „christlichen, universalen Instituts“⁵²⁹ gemäß spannungsfrei und friedlich in Europa eingliedern würde, ist damit keine ganz neue „Staatserzählung“, die sich – im Rückgriff auf den Humanismus der Goethe- und Humboldtzeit⁵³⁰, auf die „Vorbismarckische Humanität“ (Musil)⁵³¹ – schon seit 1870 für die deutsche Theologie empfohlen und ihr im Ersten Weltkrieg als wahrhaft *evangelisches* Widerlager gegen die vorwaltende, imperialistisch ambitionierte, ab 1933 gegen die „brutalste, geistverlassenste und mörderischste“⁵³² Alleinherrschaft der Politik im totalen Staat hätte ziemen können.

5) Welche Sprache ist angemessen gegenüber den ideologischen „Sprachen der Gräfte, die fähig sind, Gräfte zu füllen“? – Das Wort „Machthaber“ als Präfix – „Der Geist darf niemandem Diener sein!“

„La force de l'esprit ne se développe tout entière
qu'en attaquant la puissance.“

Madame de Staël⁵³³

Wir kehren an den Anfang unserer Untersuchung zurück, zu derjenigen Stelle, an der wir zuerst sprachen von der „*indignation du monde*“, der „*simplicidade da lágrima*“, dem Schrei des Herzens, der legitimen Lehre einer ersten rebellischen Regung („*doctrine de premier mouvement*“) gegen die ungeheuerliche Deformation von Menschen. Der Leser mag sich erinnern: wir hoben sodann die „Banalität des Guten“ hervor, das Humanum, das das feindliche „Hüben und Drüben“ beseitigt, als Quellpunkt, von welchem aus die Entlarvung des chauvinistischen Ultranationalismus als eines kulturverrottenden Prozesses zu geschehen hat.⁵³⁴ Die deutsch-nationale Kriegstheologie, die mehr als ein Jahrhundert lang „Gott und Krieg“, „Welterlösung und Krieg“ in einem Atemzuge aussprach, sich göttliche Autorität anmaßte, mit den Begeisterungsgiften eines verfälschten Glaubens beseligte und verhetzte, Verheißungsworte in todbringende Schlagkräfte verwandelte, fuhr mehr als ein Jahrhundert lang „mit Feuer in eine falsche Herberge“, um schließlich – 1945 – unter schrecklichem Bombenterror und Geschütz–„Feuer wieder aus ihr heraus[...]fahren“ zu müssen.⁵³⁵

Globale Krisen verschlechtern heute die internationale Lage rasant, Kriegstreiberei ist wieder *en vogue*, und die Rüstungsausgaben explodieren.⁵³⁶ Aktuelle weltpolitische Analysen zeigen auch für die gegenwärtige Gesamtlage das enge Verflochtensein von chauvinistischem Ultranationalismus, von Ursprungsmythologie, Krieg und Religion.⁵³⁷ Was ist zu tun? Es gilt, die angemessene, im weitesten Sinn antiornamentale, den Krieg entweihende, kriegslegenden- und kriegsmythenzerstörende Klarheit schaffende, ethische Sprache zu finden und anzuwenden.

In seiner Büchner-Rede von 1958 entwarf Max Frisch (1911–1991) am Schaffen Georg Büchners orientiert, eine Vision solch' angemessener Sprache. Einige wenige Passagen dieser Rede seien hier zitiert, die in ihrer präzise formulierten Richtigkeit auch für die theologische Sprachfindung, für Predigt, Liturgie und Seelsorge – damals in den Weltkriegen wie heute – fundamentale Bedeutung haben und gehört werden sollten:

„Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen, je klarer wir als Schriftsteller werden [...] in jener bedingungslosen Aufrichtigkeit gegenüber dem Lebendigen [...]. Sind denn wir [...] nicht vereidigt einer anderen Instanz, treu in einem andern Sinn, Zeugen einer andern und unbedingten, vom Wechsel der Könige und Kammern freien Freiheit? – über die Landesgrenzen hinweg, über die Sprachgrenzen hinweg, über die Rassengrenzen hinweg verbunden in unsrer Bejahung des einzelnen [...]? Wir wissen nur, daß wir fertigwerden müssen mit dem Nationalen, ohne es zu leugnen oder zum Ziel zu machen. [...] Was uns aber verbindet, ist die geistige Not des einzelnen angesichts solcher Fronten, das Gefühl unsrer Ohnmacht und die Frage, was tun. [...] Die

Wahrhaftigkeit der Darstellung, und wäre es nur [...] die ungeheuerliche Deformation des Menschen, der von Staats wegen hat töten müssen, eines Soldaten also [...].“⁵³⁸

a) Das Wort „Machthaber“ als Präfix

„Das Arsenal der Phrasen durcheinanderbringen [...] in jener bedingungslosen Aufrichtigkeit gegenüber dem Lebendigen“ – wie könnte das heute konkret aussehen? Daniel Jonah Goldhagen fordert in seinem Buch *„Worse than War – Genocide, Eliminationism and the ongoing Assault on Humanity“* (2010) einen grundsätzlichen Paradigmenwechsel der weltpolitischen Sprache ein. Als Vorbilder für seine praktischen Vorschläge zur dekorlosen politischen Rede könnte ihm sowohl die denunziatorische Anklagerede der alttestamentlichen Propheten („Weg mit dem Kopfbund, herunter mit der Krone!“ Hes. 21, 31), als auch die aus einem Traktat Abraham a Sancta Claras (1644–1709) „Auf, auf ihr Christen“ entnommene und bearbeitete Kapuzinerpredigt in Schillers „Wallensteins Lager“ (Achter Auftritt)⁵³⁹ oder Abschnitte aus Robert Burtons Einleitung zur „Anatomy of Melancholy“ gedient haben. In all’ diesen Texten werden weder die „Kriegsfuri“, die „Zeit der Tränen und Not“, die „Laster und Sünden“ mit Schmuckworten belegt, glorifizierend umgedeutet und beschönigt, noch die nachweisbar Schuldigen mit dem Ornament ihrer Prunktitel angeredet, sondern bei ihrem wahren, mörderischen „Namen“, den sie aufgrund eindeutiger Faktenlage – wie sie etwa auch der Calgacus-Rede bei Tacitus (Agricola, 30–31) vorlagen – verdienen, genannt: *„bloody butchers, wicked destroyers, and troublers of the world, prodigious monsters, hell-hounds, feral plagues, devourers, common executioners of human kind.“*⁵⁴⁰

In der Nachfolge Hesekiels, des Calgacus, des Abraham a Sancta Clara und Robert Burtons schreibend macht Goldhagen einen Vorschlag, wie man seiner Meinung nach heute vorgehen müsste:

„Publicizing the facts about eliminationist politics and assaults requires the media and politicians not only discuss them more frequently but also change how they do so. They know that the language they use, and how they frame issues, is powerful and persuasive. So let them use it in the service of the victims and potential victims. They do not hesitate to refer to serial killers, murderers of ten or twenty people, as serial killers or even mass murderers. But for the mass murderers of thousands, hundreds of thousands, or millions of people, the media and politicians avoid similar linguistic accuracy and moral rectitude. They do not call the political leaders initiating, organizing, and overseeing such slaughters, or their followers doing the dirty work, *mass murderers*. Think of how different, at home and abroad, the public’s conception would be of Stalin or Mao, or even of Hitler about whom the truth is regularly told, if we routinely referred to them as the mass murderer Stalin, the mass murderer Mao, and the mass murderer Hitler.“⁵⁴¹

Goldhagen empfiehlt nun, genau diesselben Verfahren eindeutiger Sprache, die „Serienkillern“ („*serial killers*“) gegenüber gebräuchlich sind, in der Weltöffentlichkeit auch auf heutige Diktatoren und Despoten, die sich massenmörderischer Verbrechen gegen die Menschlichkeit nachweislich haben zuschulden kommen lassen, anzuwenden:

„With the information power of the Internet and satellite television, local elites and peoples (who might not otherwise know) would see how the world regards their murderous leaders of yesterday and today (and get a preview for thinking about tomorrow’s prospective mass murderers). Some (though certainly not all) leaders and their inner circles may be deterred from acting on their eliminationist ideals if they know that ‚mass murderer‘ is all but guaranteed to forever be a prefix to their names. Some leaders of countries, including those of democracies, might be deterred from aiding and abetting other regimes’ eliminationist onslaughts (several American presidents have lent such aid) if they too would be forever tagged with ‚mass-murdering accomplices‘ or ‚complicit in mass murder.‘“⁵⁴²

Diese „Präfix-Methode“ hat allerdings den Nachteil, dass sie in die Gefahr geraten könnte, sich der wohlbekannten Sprache der Gräuelpropaganda anzuschließen, wie wir sie aus dem Ersten Weltkrieg kennen.⁵⁴³ Deren auf allen Frontseiten bevorzugt auf die Weckung von Urängsten, auf Eklektizismus, Pauschalisierung und Verleumdung abgerichteten Maschinerien brandmarkten den Feind nicht anders wie jener Calgacus bei Tacitus, jener Kapuziner bei Schiller, oder wie Robert Burton. Auch wenn bei Goldhagen die Präfigierung mit „*mass murderer*“ auf hundertfach bestätigter, unerschrocken recherchierter und publizierter Nachweislichkeit basiert, ist in der Präfix-Methode höchste Sparsamkeit, in der Dokumentation größtmögliche Vollständigkeit anzustreben. Die aktuelle deutsche Nachrichtensprache beschränkt sich in der Präfigierung auf den Ausdruck „Machthaber“, wobei sie – bewusst oder unbewusst – wohl auf Ludwig Börne zurückgeht, der diesen Terminus nicht als neutrale Bezeichnung, sondern pejorativ neben „Despot“, „Tyrann“ verwendete.⁵⁴⁴ Der Ausdruck „Machthaber“, als Präfix angewendet, muss also im Sinne Börnes ein weltöffentlich noch deutlicher und stärker geächteter Terminus werden.

Im weiteren Verlauf seines Kapitels „Die Notwendigkeit eines wirkungsvollen anti-eliminatorischen Diskurses“ zählt Goldhagen dann eine Reihe weiterer synergistischer, wissenschaftlich aufklärender Maßnahmen auf, mit denen man das „Arsenal der Phrasen“ argumentativ und mit Bezug auf die Faktenlage durcheinander bringen und die ästhetizistischen Techniken der Verschleierung, Verharmlosung, Vertröstung und Euphemisierung (durch Geltendmachung nationaler Ziele, apriorischer Sachzwänge, sowie ursprungsmythisch motivierter Welterlösungsaufträge) vor aller Weltöffentlichkeit diskreditieren könne.⁵⁴⁵ Diesen Paradigmenwechsel zu einer neuen politischen Sprache gilt es dann allerdings auch ins Bild zu setzen. Eine solche Forderung erhob schon Erich Kuttner am 9. September 1920 im „Vorwärts“ hinsichtlich der Kriegsversehrten:

„Man sollte sie [= die Kriegszermalmtten] in der *Siegesallee* vor der ruhmredigen Ahnengalerie Wilhelms aufstellen. Man sollte sie der Jugend zeigen, damit sie lernt und erfährt, was Krieg ist. Mancher vom deutschnationalen Koller mitgerissene Gymnasiast würde vielleicht dadurch zur Erkenntnis gebracht werden. [...] Der Republik würde es wahrlich besser anstehen, wenn sie den satten und selbstzufriedenen Spießier zwänge, täglich dem Unglück ins Gesicht zu sehen, aus dem seine Kriegsgewinne flossen, wenn sie schwadronierenden Hurrapatrioten die Folgen ihrer Kriegshetze auf Schritt und Tritt vor die Augen stellte.“⁵⁴⁶

In diesem Zusammenhang sei an eine Initiative meiner Studententage in Bonn (1970er Jahre) erinnert, dass man, um ein Zeichen der Neuordnung zu setzen, die Staatsoberhäupter grundsätzlich nicht mehr an militärischen Ehren- und Gala-Formationen entslangschreiten lassen solle, sondern an Kriegsversehrten (vgl. Paul Webers „Die Parade“ von 1963⁵⁴⁷), Rollstuhlfahrern und Flüchtlingsfamilien aus den Katastrophen-, Hunger- und Kriegsgebieten unserer Welt.

b) „Der Geist darf niemandem Diener sein!“

Die „große Zeit“ des Friedens, von der man 1914–1918 gesprochen hat, wird nur kommen, schrieb Karl Kraus im November 1918, wenn es gelingt, *schon bei der Sprache anzusetzen*: eben bei der Bekämpfung „der sich automatisch entzündenden Phrase“ des Hasses. Es ist daher richtig und notwendig im Weltkriegs-Zentenarium, die Sprach- und Ideologiekritik eines Adolf Kleophas Zahn, Karl Klein, Oskar Maria Graf, Karl Kraus, eines Franz Werfel, eines Romain Rolland, eines Stefan Zweig u. v. a. wieder aufleben zu lassen. Die Weltlage gebietet es, auch an die politischen und theologischen „Handlanger ruchlosesten Tagwerks“, an die verbalen „Rädelsführer blutigen Begehrens“ überall in unserer Weltgesellschaft zu erinnern, an deren ästhetizistisches Vokabular – politisches wie geistliches –, das sie zu Dekorateuren von „*Dschungel und Tod*“ macht. Die „große Zeit“ der geistigen Gefangenenbefreiung, Gewaltfreiheit, der Versöhnung und des Friedens wird erst kommen, „wenn wir“, um mit Karl Kraus zu sprechen, „dem unbrauchbaren politischen Hausrat“ im weitesten Sinn „mit einem zweiten Ruck auch allen geistigen Unrat nachwerfen, allen Trödel“ alter, böser Erbschaften, das ganze Inventar „der professionellen Wortverbrecher.“⁵⁴⁸ –

Im Chor der Zentenar-Literatur zum Ersten Weltkrieg soll abschließend – neben allen exegetischen und theologie-kritischen Erwägungen, die wir in diesem Buch zitiert haben –, auch nocheinmal eine der Stimmen zu Gehör kommen, die den Weg zu zeigen versucht hat, wie man sich den nationalistischen Wortmeistern des Krieges entzieht. Davon ist vielleicht die wichtigste diejenige Romain Rollands gewesen, der in zwei Manifesten, in „*Pour l'Internationale de l'Esprit*“ (1918)⁵⁴⁹, sowie in seiner „*Déclaration de l'Indépendance de l'Esprit*“ (1919) seine zahlreichen ab 1914 erschienenen Anti-Kriegsschriften zusammengefasst hat.⁵⁵⁰ Wir geben hier zum Abschluss letztere von 1919 im Auszug wieder:

„Manifest der Freiheit des Geistes

[...] Die Denker und Dichter beugten sich knechtisch vor dem Götzen des Tages und fügten dadurch zu den Flammen, die Europa an Leib und Seele verbrannten, unauslöschlichen giftigen Haß. Aus den Rüstkammern ihres Wissens und ihrer Phantasie suchten sie alle die alten und auch viele neue Gründe zum Haß, Gründe der Geschichte und Gründe einer angeblichen Wissenschaft und Kunst. Mit Fleiß zerstörten sie diesen Zusammenhang und die Liebe unter den Menschen und machten dadurch auch die Welt der Ideen, deren lebendige Verkörperung sie sein sollten, häßlich, schmutzig und gemein und schufen damit aus ihr – vielleicht ohne es zu wollen – ein Werkzeug der Leidenschaft. Sie haben für selbstsüchtige,

politische oder soziale Parteiinteressen gearbeitet, für einen Staat, für ein Vaterland oder für eine Klasse. Und jetzt, da alle Völker, die in diesem Barbarenkampfe gekämpft – Sieger sowohl als Besiegte – in Armut und tiefster uneingestandener Schande ob ihrer Wahnsinnstat verzweifelt und erniedrigt dastehen – jetzt scheint mit den Denkern auch der in den Kampf gezerzte Gedanke zerschlagen.

Auf! Befreien wir den Geist von diesen unreinen Kompromissen, von diesen niederziehenden Ketten, von dieser heimlichen Knechtschaft! *Der Geist darf niemandem Diener sein*, wir aber müssen dem Geiste dienen, und keinen andern Herrn erkennen wir an. Seine Fackel zu tragen sind wir geboren, um sie wollen wir uns scharen, um sie die irrende Menschheit zu scharen versuchen. Unsere Aufgabe und unsere Pflicht ist es, das unverrückbare Fanal aufzupflanzen und in der stürmenden Nacht auf den ewig ruhenden Polarstern hinzuweisen. Inmitten dieser Orgie von Hochmut und gegenseitiger Verachtung wollen wir nicht wählen noch richten. Frei dienen wir der freien Wahrheit, die, in sich grenzenlos, auch keine äußeren Grenzen kennt, keine Vorurteile der Völker, keine Sonderrechte einer Klasse. Gewiß, wir haben Freude an der Menschheit und Liebe zu ihr! Für sie arbeiten wir, aber für sie als Ganzes. Wir kennen nicht einzelne Völker, sondern nur das Volk, das eine unmittelbare Volk, das leidet und kämpft, fällt und sich wieder erhebt und dabei doch immer vorwärts schreitet auf seinem schweren Wege in Blut und in Schweiß – dieses Volk aller Menschen, die alle, alle unsere Brüder sind. Nur bewußt werden müssen sich die Menschen dieser Bruderschaft; deshalb sollten wir Wissenden hoch über den blinden Kämpfern die Brücke bauen zum Zeichen eines neuen Bundes, im Namen des einen und doch mannigfaltigen ewigen und freien Geistes.⁵⁵¹

6) Tatorientierte Ästhetizismen des Ungeheuerlichen, „lauernder Virus“, „Nonsens-Mantras“ und „mörderische Identitäten“, die es heute zu entlarven gilt

Der laufende Tag holt uns ein und gibt eine weitere Art von Einleitung zu dem Thema meines Buches. Am 19. Dezember 2016 steuerte der IS-Terrorist Anis Amri in der Hauptstadt Berlin gegen 20 Uhr, auf dem Breitscheid-Platz in der Nähe der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche in voller Fahrt einen Sattelzug in die Menschenmenge eines Weihnachtsmarktes. Aus diesem höchst grässlichen Vorfall, der elf Besuchern das Leben kostete und siebenundsechzig weitere z. T. schwer verletzte, sollte sehr bald etwas Ungeheuerliches hervorgehen. Es hatte sich um kein technisches Problem eines schweren Wagens oder um einen zu langen Bremsweg gehandelt. Der Verlauf des Vorfalls war schnell aufgeklärt, ohne dass man ihn hätte nachstellen müssen, um Eindeutigkeit zu gewinnen.⁵⁵² Es war keine Unachtsamkeit im Spiel gewesen, die der menschlichen Behäbigkeit erlaubt hätte, das Ganze in irgendeine „Norm“ umkippen zu lassen und erleichtert zur Tagesordnung überzugehen, sondern es war ein weltanschaulich motivierter Terroranschlag verübt worden, der in alle humane Ordnung „ein Loch riss“. Das Denkmal für die Opfer, das sich als bronzegießter Riss über den Platz zieht, erinnert an die damalige Empfindung, dass gestern und morgen gespalten wurden durch einen Krieg, das Leben plötzlich zerteilt war durch eine aus Religionsmissbrauch, Ursprungsmythik und identitärem Ästhetizismus geborene Terrorwelle, die schon in anderen Hauptstädten Europas ihre Opfer gefordert hatte und nun auch in Deutschland angekommen sei.

Im Mai 2017, auf dem 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Berlin, gewährte man rings um den Breitscheidplatz gestellt die Betonblöcke, die eine Wiederholung solcher Anschläge verhindern sollten. Es gab wohl keinen Kirchentagsbesucher, der dort im Sonnenschein umherschweifend oder in den Cafés sitzend die geschlagene Wunde nicht betrauerte. Man begriff das Zeichen und stutzte: war diese Terrorwelle hierzulande tatsächlich erst jetzt angekommen? Teilte sie erst jetzt Gestern und Heute, Abend und Morgen? Oder ging nicht, als wir die Scheinwerfer auf uns selbst richteten, aus dem Geschehnis etwas in bemerkenswerter Weise hervor? – nämlich, dass auch bei uns längst ein aus dem Schoß unserer eigenen Geschichte geborenes, gleichartiges Paradigma hervorgebrochen war. Hatten wir nicht 2015–2016 durch eine Serie von Brandanschlägen auf Asylantenwohnheime einen sprunghaften Anstieg auf ein Höchstmaß rechtsradikaler Straftaten erleben müssen? Und waren wir nicht wenige Monate vor dem Anschlag in Berlin, noch am 22. Juli 2016, von einem solcherart motivierten Terrorakt im Münchner Olympia-Einkaufszentrum aufgestört worden? Und so stellte sich für mich, der ich damals mein Buch zu schreiben begonnen hatte, in den Diskussionen wiederum eines heraus: Die Theologien, Philosophien, die Kulturwissenschaften und Künste unserer Welt haben dem tatorientierten Ästhetizismus des Ungeheuerlichen in den vergangenen Jahrhunderten unserer Menschheitsgeschichte viel zu oft und bereitwillig ihre Ornamente zur Verstärkung nationalistischer, rassistischer, darwinistischer Ursprungsmythen beigegeben. Sie sind prioritär aufgerufen, den Jahrtausende alten Zusammenfluss der Kulturen, aus welchem heraus sie seit jeher selbst leben und existieren, „wahr“-zunehmen und wertzuschätzen. Sie müssen dem geistigen Gefahrenpotential identitärer Entzweiungen entgegenwirken und so die allerersten sein, die dem hieraus erwachsenden Auseinanderreißen von Ethik und Ästhetik entgegensteuern. Insbesondere im allgegenwärtigen Sog manipulativen Gebrauchs von Sprache und Bild, im politischen Klima der Versuchung, die Offenheiten von Sprachen und Bildstoffen für „Schleichwege“ zu nutzen, um einander verfeindete Welten zu erzeugen, haben sie die Pflicht, ein „geistesaristokratisches“ Wächteramt auszuüben.⁵⁵³ Gerade sie, Theologie, Philosophie, Kultur und Kunst, die zur Liebe, Versöhnung und Barmherzigkeit angehalten sind⁵⁵⁴, dürfen sich von keiner Differenzsemantik die Herrschaft über die Kommunikationsmittel rauben lassen; sie haben die Pflicht zur Reinigung der Sprache und Bilder, zur Bekämpfung des Missbrauchs großer alter Worte⁵⁵⁵; sie müssen sich das, was man im weitesten Sinn „Sprache“ nennt, in der Zusammenführung von Ethik und Ästhetik zurückholen.⁵⁵⁶ –

Es ist nicht so, dass Theologen, Philosophen, Kulturwissenschaftler und Künstler Europas und anderer Kontinente dies nach 1945, nach Auschwitz, nicht zu tun versucht hätten – einschließlich unserer universitären wie landeskirchlichen Theologie und Militärseelsorge. Nach dem Ende des Kriegskontinuums von 1914–1945 hat sich Europa epochal zum Guten bewegt.⁵⁵⁷ Und auch Deutschland hat sich geändert. Deutschlands langer Weg in den Westen ist an ein irreversibles Ziel von Friedensliebe, Unionsschöpfung und Kosmopolitismus gelangt. Es hat sich mit dem Verlust seiner alten Siedlungsgebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie abgefunden⁵⁵⁸; es hat sich „eingrenzen“ lassen durch die NATO, durch die Ausweitung der EU und die konföderierte Struktur der Währungsunion. Erstmals in seiner Existenz ist Deutschland von Staaten umgeben, die es nicht als Bedrohung, sondern als Verbündeten ansehen.⁵⁵⁹ So legt sich der Eindruck nahe, dass in

Europa von unserer Seite keine Worte mehr fallen, die in ihrer mimischen Übersetzung ein „*Barbaropa*“ erzeugen würden. Aber auch fast überall in Europa ist die Bereitschaft zum Zurückdrängen des Mythenmaterials „todbringender Identitäten“ da; die von Schiller im achten Brief „Ueber Don Karlos“ geschauten „helleren Begriffe“ sind überall im Umlauf und werden an Schulen und Universitäten bewusst gemacht. Die Hände zu gedeihlichen „Unionsschöpfungen“, wie sie etwa ein Adelbert von Chamisso auf persönlicher Ebene im Namenstausch, wo jeder zugleich er selbst und der Andere wird, eingegangen ist⁵⁶⁰, sind in Europa auf fast allen politischen und kulturellen Ebenen ausgestreckt. Die damit verbundene Notwendigkeit zum Erziehungsoptimismus – zur Aufarbeitung der Geschichte, zur rückhaltlosen Aufklärung, zur unbedingten Einhaltung der Rechtsstaatlichkeit für „Fremde“, zur Versöhnung, zur Friedenspädagogik – ist in den meisten EU-Staaten kulturschaffend geworden. Offenbar gelingt uns auch hierzulande mehr denn je, die alten, betrügerischen Ornamente des nationalistischen, völkisch-darwinistischen, ursprungsmythischen Vortrefflichkeitswahns zu entlarven und zurückzudrängen.

In seinem Buch „*Homo Deus – Eine Geschichte von morgen*“ hat der israelische Bestseller-Autor Yuval Noah Harari 2016 nun in der Tat eine Vielzahl von Argumenten für die Überzeugung angeführt, dass die Menschheit von heute Hunger, Seuchen und Krieg weitgehend „unter Kontrolle gebracht“ habe. Für einen wachsenden Teil der Menschheit sei insbesondere der Krieg „schlicht unvorstellbar“ („*simply inconceivable*“) geworden, so als ob man das „Gesetz des Dschungels“ („*the law of the jungle*“) habe brechen können. Dieser „Neue Friede“ sei keine „Hippie-Phantasie“ („*this New Peace is not just a hippie-fantasy*“). So wie ein neuerlicher Krieg zwischen Deutschland und Frankreich „unter allen absehbaren Umständen (*under any foreseeable circumstances*) [...] unvorstellbar“ geworden sei, würde es sich wohl auch „zwischen den meisten (aber natürlich nicht allen) Ländern / *between most (though not all) countries*“ verhalten.⁵⁶¹ Wie wir in diesem Buch gezeigt haben (Kap. X, 3), herrschte, was den Krieg betraf, eine solche Überzeugung schon einmal, zu Anfang des 20. Jahrhunderts, in weiten Kreisen Europas vor. Und diese hielt sich bis 1914 durch trotz des „Vorgarten“-Krieges von 1912 auf dem Balkan. Es gibt daher zu denken, dass auch Harari ein solches Friedens- und Sicherheitsszenario mit dem Palästinenserkonflikt vor seiner Haustür entwirft, der seit mehr als einem halben Jahrhundert den Nahen Osten destabilisiert. 2016 etablierte sich der Islamische Staat mit riesigen Gebieten in Syrien und im Iraq als Machtfaktor des Nahen Ostens. Und auch wenn Harari die politisch hochexplosive Gesamtlage des Vorderen Orients, Nordafrikas und Osteuropas, die weltweiten Konfliktherde, die Flüchtlingsströme, Hungerkatastrophen, die Pandemien und Seuchenausbrüche, die Öko-Desaster registriert, meint er jedoch, dass alles dies im Abschwung begriffen sei und in nicht allzu ferner Zeit gleichsam auf einen Nullpunkt herabsinken könne. Der Mensch werde sich immer mehr in der Lage sehen, alle diese bisherigen Negativentwicklungen zu beherrschen, alle Konflikte abbremsen zu können, je weiter er sich in die Zukunft hineinbewege.

Für einen Augenblick sieht es so aus, als erwartete Harari von uns zu glauben, dass die von Hans Magnus Enzensberger so genannte „Welt aus kochendem Schaum“ schon bis auf wenige Reste zusammengeschmolzen sei und tatsächlich in nicht allzu ferner Zukunft auf unserem Planeten „erkalten“ würde. Doch trägt dieser Schein, dass unsere Welt bald „über den Berg“ kommen und in einen Raum, leer von Dschungel und Tod eintreten

würde. Harari selbst verkündet keine Nullpunkt-Variante vom „Ende der Geschichte“ (Francis Fukuyama), keine Pseudo-Glückseligkeitslehre von Abwesenheit des Elends. Zwar scheint er einerseits von einem unaufhaltsamen Erfolg der menschheitlichen Entwicklung überzeugt zu sein, stellt aber andererseits die These auf, dass wir sehr bald von „neuen Fronten“ überrascht würden (*„to be caught completely unaware on entirely new fronts“*), wenn wir mit Hunger, Seuchen, Flucht und Krieg über den Berg gekommen wären. Er führt hierzu einen Satz an, der nach Sprichwort und Volksmund klingt: „Die Geschichte duldet kein Vakuum“ (*„history does not tolerate a vacuum“*).⁵⁶² Der Abwandlungen dieser Formel sind viele: statt „Geschichte“ heißt es oft „Leben“, „Natur“ oder „Universum“. Hier aber klingt es wie ein unheilbringendes Orakel. In unserem deutschen Kontext erinnert dieses Wort an Ernst von Salomons (1902–1972)⁵⁶³ These von 1930, dass im Ersten Weltkrieg, in der Phase „bitterer Zermürbung“, des „müde gemurmelten ‚Durchhalten[s]‘ – eben weil „das Leben [...] kein Vakuum [dulde], es [...] sich in die leeren Räume selber ein[baue]“⁵⁶⁴ –, in den deutschen Schützengräben ein neuer Kriegsgeist erzeugt worden sei, der die deutschen Frontkämpfer „zu den Pionieren des Kommenden“ gemacht habe, zu Vorläufern, die „alle Elemente des ewig Wirkenden und der nahen Zeit bereits in sich“ geborgen hätten:

„Der ungeheure Druck des Krieges und des Nachkrieges hatte eine neue Rasse, einen neuen Typus Krieger geformt, dessen bedeutendstes Merkmal seine Einmaligkeit ist. [...] Das forderte von ihm [= dem Krieger] [...] das rücksichtslose Abwerfen jeden Ballastes, jeden Ressentiments, jeder humanitären, jeder anderswertigen, jeder nur formhaft traditionellen Bindung. [...] Das *Imperium germanicum*, der Sieg der Deutschheit über die Erde“, sei „als glühender und letzter Traum zuerst durch die Herzen der Besessenen der deutschen Revolution, der Freiwilligen des deutschen Nachkrieges“ gestrichen. [...]“⁵⁶⁵

Nach der deutschen Niederlage 1918 und den vornehmlich im Baltikum stattgefundenen „Nachkriegen“⁵⁶⁶ mit solchem Kriegsgeist wieder „über den Berg“ zu kommen, hieß hier jedoch, sich erneut auf abschüssiger Bahn zu befinden.⁵⁶⁷ Und ein solches Gefälle sagt auch Harari voraus: Nach der Bewältigung von Hunger, Seuche, Flucht und Krieg wird sich, so Harari, das entstandene „Vakuum“ mit der Gottgleichheit des Menschen anfüllen.

Mit dem Hinweis auf das Ziel der menschlichen Gottgleichheit bringt Harari nun selbst ein Paradigma ins Spiel, das ihn und uns von der Vakuum-Theorie abkommen lässt. Denn es ist doch so, dass dieses Orakel nur so tut, als ob die Geschichte unduldsam gegen entstandene Ereignislücken sei. Die Volksweisheit, die nur von Ereignissen ausgeht, übersieht, dass in den vielleicht von Einzelnen als ereignisarm, langweilig oder als zu windstill empfundenen Zeiten die gefährlichen Brandnester geistiger Hypotheken fortschwelen. Und diese Tatsache des Weiterglimmens, –schmores und –glühens todbringender Gesinnungen führt zu der Erkenntnis, dass das entworfene Bild eines Ereignisvakuum nicht nur die irrige, sondern auch eminent schädliche Vorstellung suggeriert, als müssten wir bloß gegen Ereignisse wie Hunger, Seuchen, Flucht und Krieg vorgehen und brauchten nichts gegen die tiefer liegenden, unablässig fortwirkenden geistigen Desaster zu unternehmen, die die niemals abreißenden wirtschaftlichen Konflikte und Ressourcen-Kämpfe erst recht zu Ereigniskatastrophen machen. Denn genau darum geht

es: Wenn wir glauben, dass es zu neuen Ungeheuerlichkeiten erst dann kommt, wenn Leben, Natur, Universum oder Geschichte ereignismäßige Leerräume ausfüllen, setzt der Kampf gegen diese Schrecknisse viel zu spät ein. Der eigentliche Kampf für ein gedeihliches Überleben aller Menschen muss schon weit vor den Ereignissen selbst beginnen, nämlich bei der lückenlosen Persistenz der die Welt entzweierenden Mythen. Ohne dass er es kenntlich zu machen braucht, zitiert Harari mit seiner Prophezeiung fast wörtlich den ältesten Mythos menschheitlichen Frevels aus Gen. 3, 4 f, gegen den der Kampf seit Anbeginn der Welt zu gehen hat: „Ihr werdet keineswegs des Todes sterben, sondern [...] ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Der „*Homo sapiens*“ werde sich, sagt Harari voraus, zum „*Homo deus*“ machen. „*He will now aim to upgrade humans into gods, and turn Homo sapiens into Homo deus.*“⁵⁶⁸ Damit spricht Harari selbst, der im Heimatland des Alten Testaments lebt, nicht mehr vom Vakuum, sondern zieht die lückenlose Linie der menschheitlichen Hybris bis in die fernste Zukunft aus. Er verfolgt die ununterbrochene Generallinie einer seit jeher fortwirkenden alten, bösen menschheitlichen Erbschaft bis hin zu ihrer buchstäblichen Vollendung: Indem sich der Mensch daran mache, als „*Homo deus*“ den Tod zu besiegen, dauerhaftes Glück zu finden und künstliches Leben zu erschaffen⁵⁶⁹, werde ihm nicht nur – wie schon im Alten Testament im 10. Jahrhundert v. Chr. beim sog. „Jahwisten“ demonstriert⁵⁷⁰ – die Kontrolle über die Welt entgleiten, sondern er werde infolge seiner Gottmenschen-Ideologie, die Böses für gut und Gutes für böse zu erklären sich anmaßt, abseits einer „neuen Elite optimierter Übermenschen“ („*a new elite of upgraded superhumans*“) eine Überschuss-Klasse „nutzloser, [...] überflüssiger“ Menschen („*useless class [...], superfluous people*“) produzieren.⁵⁷¹ An der Tatsache nun, dass wir Deutsche uns dieser uralten Übermenschen- und Herrenrassenideologie des „*Homo deus*“ und der damit verbundenen biologischen „Ausmistung“ (Hitler)⁵⁷² von „Überflüssigem“ in singulärer Weise schuldig gemacht haben, zeigt sich, dass die hier als „neu“ vorhergesagten Gefahren gerade in Zentral-Europa keine Innovationen sind. Wie immer man sich nun zu dieser Einschätzung der Zukunft durch Harari stellen mag: gerade *er* hat die lückenlose Fortwirkung rasch mordbereit werden der Mythen erkannt und weiß, dass unser eigentlicher Kampf bei ihnen zu beginnen hat, bevor hierzu die eigentlichen Ereignisse eintreten.⁵⁷³

So kehren wir zu der Frage zurück, ob wir „über den Berg sind“ und wie berechtigt auf lange Sicht unsere Erwartungen wirklich sind, dass auch im heutigen Europa die letzten, verbliebenen „Dämonen“, d. h. die persistierenden Denkmuster, die das kollektive Tun des Ungeheuerlichen ermöglichen wollen, „in heilsamen Schranken“ gehalten werden können.⁵⁷⁴ Trifft es zu, dass wir menschheitlich in einem unaufhaltsamen Vorwärtsschub begriffen sind? Bahnen sich nicht auch wieder bei uns, in Deutschland und Europa sichtbar törichte und gefährliche Fortentwicklungen alter, böser Erbschaften der nationalisierenden Kultur, der Rasse und Identitätsreinheit an? Wie sieht es damit weltweit aus? Und wie wird sich künftig gerade das in diesem Buch zur Kriegstheologie behandelte mörderische Ineinanderspiel von Religion und Krieg, Ideologie und Gewalt, die Zerstörung von Ästhetik und Ethik weltweit gestalten?

Feststeht: wir sind *nicht* „über den Berg“ – auch schon mit Hunger, Seuche, Flucht und Krieg nicht. Von Rawḍa Al-Ṭāha ist im Dezember 2020 in meinem Landkreis auf

Arabisch und Deutsch das Buch „*Quṣṣat laǧū' min ar-Raqqah ilā Tsilā*“ („Die Geschichte einer [Zu]flucht – von Raqqa nach Celle“) erschienen, das zum „Bewältigtsein“ der Flüchtlingsströme alle Illusionen widerlegt. Und selbst wenn wir mit Hunger, Seuche, Flucht und Krieg irgendwann „über dem Berg“ wären, befänden wir uns doch wieder und immer noch auf abschüssiger Bahn, solange wir das identitäre, ursprungsmythische Gefahrenpotential aus tatorientierten Ästhetizismen und Barbarismen nicht gemeistert, den „Staub der religiösen Intoleranz, der Teilung und des Hasses [...], die uns in den Abgrund“ führen, nicht „abgeschüttelt“ haben.⁵⁷⁵ Und daher bleibt die Frage vordringlich, welche tatorientierten Ästhetizismen des Ungeheuerlichen es heute zu demaskieren gilt – eben jene von Ranjit Hoskoté und Ilija Trojanow so genannten „*Nonsens-Mantras*“, diese von Amin Maalouf so bezeichneten „*identités meurtrières*“, die für ihre Untaten jeweils das Dekor, die alten Embleme und Ornamente von Ursprungsmythen mit Stolz zur Schau tragen. Niemand wird leugnen dürfen, dass auch gegenwärtig „Machthaber“, je illegitimer sie sind, desto skrupelloser in religiöser, ursprungsmythischer, nationalistischer und apokalyptisierender Hinsicht den tatorientierten Ästhetizismus für ihre Ziele einsetzen, und dass sich ihnen in großer Zahl hiervon verhexte Anhänger aus Politik, Religion, Philosophie und Kunst anschließen. Yuval Noah Harari, der auf verwandtem Denkweg zum selben Ergebnis kommt, fokussiert genau dieses Problem von Ethik und Ästhetik in seiner 20. „Lektion für das 21. Jahrhundert“, wenn er vor „*mystical terms*“ in der Politik wie „*sacrifice, eternity, purity, redemption*“ warnt und deswegen an seine Leser appelliert:

„[...] If you happen to live in a country whose leader routinely says things like ‚Their sacrifice will redeem the purity of our eternal nation‘ – know that you are in deep trouble. To save your sanity, always try to translate such hogwash into real terms: a soldier crying in agony, a woman beaten and brutalised, a child shaking in fear. So if you want to know the truth about the universe, about the meaning of life and about your own identity, the best place to start is by observing suffering and exploring what it is.“⁵⁷⁶

Trojanow, Hoskoté und Maalouf haben die mörderischen Ästhetizismen für ihre Herkunftsländer aufgewiesen. Und die neuen Bilder altbekannter Paradigmen gehen als Zeugnisse des verderblichen „*Worldmakings*“ um die Welt.⁵⁷⁷ Nur um drei Beispiele zu nennen, welche die genannten Autoren beim Schreiben ihrer Bücher noch nicht kennen konnten: Am 20. November 2015 meldeten die Medien, dass iranische Revolutionsgarden im Iran, auf einer Anhöhe nahe der heiligen Stadt Qôm, geschmückt mit Nationalfahnen, Pāsdārānflaggen und Qur'āntransparenten eine Nachbildung des Jerusalemer Felsendoms erstürmt hätten. Es handelte sich um eine militärische Übung, deren Symbolwert nicht zu unterschätzen ist: der Beginn der Endzeit und Auftakt der islamischen Weltrevolution soll sich nach mehreren Prophetenaussprüchen 72 Monate vor dem Wiedererscheinen des Mahdi bei der Eroberung Jerusalems durch islamische Truppen vollziehen.⁵⁷⁸ Das diese Zusammenhänge offenlegende islamistische Schulungsvideo „*The Coming is upon us*“ (ca. 29 Minuten), das ich ausführlich 2015 besprochen habe⁵⁷⁹, ist, nachdem es jahrelang bei YouTube abrufbar war, inzwischen unter dem Titel bei „P2alm“ einzusehen.⁵⁸⁰ – Der Fernsehkanal „Phoenix“ strahlte am 6. November 2020 die 45 minütige Sendung „Bibeltreue Supermacht – Evangelikale in den USA“ von Sarah Fournier aus. Dort wur-

den paramilitärische Milizen evangelikaler Gruppen (wie „Georgia Security Force“) bei einer ihrer Übungen gefilmt (38:11 ff). Deren Schusswaffen zeigen eingravierte Kreuze; der Umschalthebel für die Auslösung des automatischen Feuers trägt in Anspielung auf den Ruf der Kreuzfahrer die Inschrift „God wills it“ („Gott will es“; 40:35). Zum Vergleich: in dem oben erwähnten Schulungsvideo wird 14:35 die Pásdārān-Flagge, das Banner der 1979 gegründeten iranischen Revolutionsgarde, präsentiert; sie zeigt eine Kalaschnikow mit dem Schriftzug Sure 8, 60: „So rüstet wider sie [= die Ungläubigen], was ihr vermögt an Kräften“.⁵⁸¹ Trainiert wird in Georgia für den Häuserkampf (41:42 ff) im nationalen Krieg gegen Ungläubige, Kommunisten und Muslime. Einer dieser „Kreuzritter“ (40:19 ff) hat auf seinem „Tarnfleck“ das Schildchen „Bloodagent“ aufgenäht. – Am 6. Januar 2021 stürmten Horden von Trumpisten das Washingtoner Kapitol. Fünf Todesopfer waren zu beklagen. An ausgeschöpftem Symbolreservoir sah man nicht nur Konföderiertenflaggen, Felle und Büffelhörner, sondern auch ein T-Shirt mit der Aufschrift „Arbeit macht frei!“ – Diese nur wenigen Beispiele sind leicht zu vermehren: zu ihnen zählt die 1995 vom Ku-Klux-Klan Mitglied Don Black begründete Website „Stormfront“ mit ihren Symbolen (z. B. *Swastika*), die rechtsextreme, islamophobe „Knights Templar International“ (KTI, Nick Griffin) oder das undurchdringliche Gemenge der Symbolnamen bei Online-Rollenspielen wie z. B. „Nik Dhim [der Türkentöter]“.⁵⁸² All’ dies ist in seinen Details derartig sprechend, dass man fast meint, von der lebendigen Gegenwart her die Geschichte solcher Paradigmen besser verstehen zu können als umgekehrt von der Geschichte her ihre heutige Gegenwart.⁵⁸³ –

Und Europa, Deutschland? Manches ist in aller Munde – „NSU“ –, anderes nicht allen bekannt: „Gruppe Freital“, „Nordkreuz“, „Gruppe S.“, „Revolution Chemnitz“, „Uniter“, „Wehrsportgruppe Werwolf“, „Heimattreue Deutsche Jugend“ und wie diese Organisationen alle heißen und hießen.⁵⁸⁴ Muss da nicht jeder Deutsche, der sein Land liebt, voll Sorge sein und sich fragen, ob nicht hinter diesen Organisationen mit ihren abstrusen, aber immer noch wirkmächtigen Ornamenten und „Nonsens-Mantras“ der altbekannte „Virus“ von Kreuzfahrer- und Gottesstreitertum, Kriegerblut und Kriegergeist, Rassen- und Kulturreinheit, Herrenmenschentum und völkischer Auserwähltheit lauert.⁵⁸⁵ Gazi Çaglar hat in seiner „Replik auf Samuel P. Huntingtons ‚Kampf der Kulturen‘ darauf verwiesen, dass – zentriert um den umkämpften Begriff der Zivilisation – in der westlichen Kultur zunehmend „phantastisch–heroische Geschichtskonstrukte“ mit den Merkmalen mythischer Begriffsbildung aufkommen und zirkulieren, deren Hauptfunktion in der Beschaffung von Feindbildern gegen „nicht europäische Gebilde“ besteht.“⁵⁸⁶ Aleida Assmann hat die ästhetizistischen Motive für diese kulturellen, völkischen, „essentialistischen Visionen von Einheit und Reinheit“⁵⁸⁷, die – auch in der Parteienlandschaft Europas wiedererwachend⁵⁸⁸ – sich gegen die Kontamination mit dem „Anderen“, „Fremden“ richten, benannt: Sehnsucht nach Einfachheit, Sicherheit und Abschottung.⁵⁸⁹ Am Samstag, den 29. August 2020, stürmten Hunderte von „Randalierern“ die Eingangstreppe des Reichstages in Berlin; darunter „Identitäre“, die die alten schwarz–weiß–roten Fahnen des deutschen Kaiserreiches aufpflanzten. Aktuell wirkungskräftige „Ornamente“ in direkter und indirekter Form (wie z. B. auch das Tragen von gewissen, trickreich abgedeckten Labels⁵⁹⁰) sind also im Umlauf – ursprungsmythisch getränkte, widerethische Wertvorstellungen, die im tatorientierten Ästhetizismus von Text-, Bild- und Tonstoffen Ethik und

Ästhetik auseinanderreißen, so dass Asylantenwohnheime angezündet, Schüsse auf Synagogen abgegeben werden und auf Schulhöfen „Du Jude“ wieder als Schimpfwort avanciert. Originaldosen von „Zyklon B“ dienen auf manchen Schreibtischen als schmückende Stiftehalter.⁵⁹¹ Ein Einzelfall? Pfarrer i. R. Wilfried Manneke aus der Südheide verweist auf eine rechtsradikale Musikgruppe, die sich „Zyklon B“ nennt.⁵⁹² Während des „Teil-Lockdowns“ im November 2020 usurpierten für ihre Agitationen gegen die Covid-19-Schutzmaßnahmen Redner der „Querdenker“-Bewegung die ihnen nicht zustehenden Ornamente und Symbole wie Christenkreuz, „Anne Frank“, „Sophie Scholl“, sowie dem „9. Oktober 1989 in Leipzig“. Die Schutzmaßnahmen selbst wurden mit den solchen Rednern gleichfalls nicht zukommenden *e-contrario*-Ornamenten diffamiert: dazu dienten der Vergleich mit dem „Ermächtigungsgesetz“, die die Holocaust-Opfer verhöhnende Verfremdung des Judensterns „Ungeimpft“ und die letzten Worte von George Floyd „*I can't breathe*“.⁵⁹³ Ein solch' zynisch sich überschlagender Gebrauch von tatorientiertem Ästhetizismus wurde bis zur Stunde in anderen europäischen Ländern nicht erreicht.

Wie wir in diesem Buch anlässlich des Zentenariums 1914–1918 gezeigt haben, ist in der Vergangenheit an solchen Paradigmen verderblicher Welterzeugungen auch das *theologische* Ornament als Verbrechen in religiös-fundamentalistischen Kreisen immer beteiligt gewesen. Es ist bis heute, wie etwa Gazi Çağlar dargelegt hat, bei den „im kapitalistischen Weltssystem Herrschenden“ als ideologischer Rückhalt nicht außer Kurs.⁵⁹⁴ Das ist Grund genug, abschließend die Aufgabe der christlichen Theologie und der Kirche, die wir um ihrer geistigen und ethischen Fähigkeiten willen, die sie in reichem Maß *auch* gezeigt hat und zeigt, lieben und ehren sollten, nochmals zu definieren. In ihrem oben dringend gemachten „geistesaristokratischem“ Wächteramt über die Welterzeugung durch Sprache ist sie – „in Christus zur Freiheit befreit“ – dazu politisch berufen, wo immer Identitäten mit nationalistischen, darwinistischen, apokalyptischen Ornamenten feindlich und Ethik und Ästhetik auseinanderreißend gegeneinander gehetzt werden, das „schneidende Ausrufungszeichen“, das „*Certain*“ ihrer Botschaft von Liebe und Wahrheit zu sein: ein „*Certain*“ ohne jegliches „*Possible*“ und „*Probable*“. Um abschließend wiederum ein Bild zu gebrauchen und auf ein Zeichen zu achten, das hier vielleicht noch deutlicher als Worte selbst sprechen kann: Dieses „*Certain*“ soll „wie ein Finger in den Himmel ragen“ und mit ausgestrecktem Arm auf Christus weisen: so wie das der Täufer Johannes auf dem Isenheimer Altar tut, der in der so symbolhaften wie geschichtsträchtigen Nähe zur deutsch-französischen Grenze steht. Was vielleicht „irgendwann einmal war“: könnte und sollte es nicht auch mit der Hilfe des Evangeliums möglich sein, dass eine Welt erzeugt wird, in der

*Religiöse, ästhetische und ethische Auffassungen wieder eins werden?*⁵⁹⁵

*„Ethik und Ästhetik sind Eins.“*⁵⁹⁶

Friedrich Erich Dobberahn

Deutsche Theologie im Dienste der Kriegspropaganda

Umdeutung von Bibel, Gesangbuch und Liturgie 1914–1918

Die Gemeinde der Scharfmacher.





Friedrich Erich Dobberahn

Deutsche Theologie im Dienste der Kriegspropaganda

Umdeutung von Bibel, Gesangbuch und Liturgie 1914–1918

Mit einem Geleitwort von Günter Brakelmann

Band 2

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Drucklegung dieses Buches wurde u. a. ermöglicht durch Druckkostenzuschüsse von Seiten der Union Evangelischer Kirchen (UEK) in der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), der EKD und der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR), sowie der Manfred-und-Rosemarie-Rhodus-Stiftung, Burgbrohl.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

2., durchgesehene und ergänzte Auflage 2023

© 2021 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von Vandenhoeck & Ruprecht, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau, V&R unipress und Wageningen Academic.

Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.vr-elibrary.de.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz für die Weiterverwendung gelten nicht für Inhalte, die nicht Teil der Open-Access-Publikation sind (z. B. Grafiken, Abbildungen, Fotos, Auszüge usw.). Diese erfordern ggf. die Einholung einer weiteren Genehmigung des Rechteinhabers. Die Verpflichtung zur Recherche und Klärung liegt allein bei der Partei, die das Material weiterverwendet.

Umschlagabbildung Vorderseite: „v. Heydebrand: Dieser Erzherzog starb uns wirklich sehr gelegen!“ (Ausschnitt) – das vollständige Bild finden Sie auf Seite 677 als Abbildung 44 und wird besprochen auf derselben Seite.

Umschlagabbildung Rückseite: Cartoon betitelt „TOTH“ (entstanden 1917) von Jacques Vaché (1895–1919) zu seinen „Lettres de guerre“ (1919), besprochen auf der Seite 310.

Umschlaggestaltung und Satz: SchwabScantech, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

E-Mail: info@v-r.de

ISBN 978-3-525-56524-7 (print) | ISBN 978-3-666-56524-3 (digital)

DOI <https://doi.org/10.13109/9783666565243>

Siebter Teil – Anhang: Edition des Konfirmandenheftes

„Niemand kann zween Herren dienen“ (Matth. 6.24).

Uns ist aber eine Kraft gegeben, die Versuchung zu bekämpfen,
weil Christus sie für uns besiegt hat.

39. [Konfirmandenstunde] 26. Nov. 1914

XIX – Anhang: Edition des Konfirmandenheftes

1) Editorische Vorbemerkung zum Konfirmandenheft

In diesem Kapitel dokumentieren wir das „Unikat“ einer vollständigen Mitschrift eines Konfirmandenunterrichts im Ersten Kriegsjahr.¹ Die folgenden Transkriptionen aus dem Sütterlin geben die damalige Rechtschreibung wieder, wobei auffällige Versehen mit (!) gekennzeichnet werden. Die ungenaue Groß- und Kleinschreibung wurde unverändert übernommen. Berücksichtigt werden in der Transkription auch gestrichene Buchstaben oder Wörter, wie z. B. „und“. Die willkürliche Interpunktion wurde um der besseren Lesbarkeit des Textes willen mit dem Zusatz von eckigen Klammern [...] vervollständigt. In eckigen Klammern wurden auch offensichtliche Wortauslassungen ergänzt. Die am Heft- rand notierten biblischen Belegstellen werden innerhalb runder Klammern (...) gesetzt. Vereinzelt hat Ellen Richter hinter den Kapitelangaben die Versangaben auch in hoch- gestellten Ziffern notiert (34. und 35. Stunde). Wo solche Schriftverweise, die Th. Krum- macher sicherlich angegeben hat², fehlen, werden sie innerhalb eckiger Klammern [...] nachgetragen. In geschweiften Klammern {...} erscheinen Buchstaben und Wörter, die Ellen Richter zur Korrektur eigener Fehlschreibungen gesetzt hat. Die Unterstreichungen und Unterstrichelungen befinden sich auch im Original. Schrägstriche mit hochgestellter *kursiver* Zahl (z. B. /²³) bezeichnen die Seiten im Originalmanuskript.

2) Vollständige Transkription des Originals aus dem Sütterlin

Einleitungsworte v. 23. IV. 1914³

Das Konfirmationsjahr ist für jeden ein großes, wichtiges Jahr. Wir sollen darin einen Halt gewinnen fürs ganze Leben und ablegen[,] was kindisch ist ([1.] Korinth. 13.11). Es ist ein Jahr, was nie wiederkehrt und das deshalb recht ausgenutzt werden muß. Auch die Bedeutung der Konfirmandenstunden müssen wir recht verstehen lernen: denn es sind keine Schul= [,] sondern Weihstunden. Hat doch Christus selbst gesagt: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Matth. 18.20). In die Stunden muß man die rechte Sammlung mitbringen. Aber die Hauptsache ist, daß wir „Täter des Wortes sind und nicht Hörer allein.“ (Jak. 1.24). Im ganzen täglichen Leben muß man es den Konfirmanden anmerken. Nicht daran, daß sie kopfhänge /² risch⁴ sind, sondern an der Pflicht[t]reue, an der Arbeit an sich selbst. Das gilt für das ganze Leben, aber dies Jahr soll uns dazu dienen, daß wir auf Ewigkeit mit Gott verbunden werden.

1. Konfirmandenstd. 28. IV. 1914.

Die größte Sorge, die es für uns auf Erden gibt, ist die Sorge um unser ewiges Heil. Es gibt auch andere wichtige Sorgen[,] für die Gott auch ein Verständnis hat, wie Jesus in der Bergpredigt sagt: „Euer Vater weiß, was ihr bedürft.“ (Matth. 6. 32). Aber die letzte Stunde kommt schneller, als wir denken. Was wird dann aus uns, wenn wir nicht vor-

gesorgt haben? Darum sollen wir in Wahrheit kluge Menschen werden; denn alle anderen Sorgen können uns keinen Frieden und kein Glück geben. Man kann trotzdem äußerlich ganz zufriede= /³ den scheinen, aber an seinem Lebensende muß man bekennen:

Ihr Freunde, wenn ihr mich begrabt,

So sei auf meinem Grab zu lesen;

Er hat auf Erden Glück gehabt,

Doch glücklich ist er nie gewesen.⁵ –

Was muß ich tun, daß ich selig werde? (Apostelgesch. 16. V. 30+31).

Das war auch die Frage des Kerkermeisters zu Philippi und Paulus antwortete ihm: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst Du und Dein Haus selig.“ (Apostelgesch. 16.31). Diese freudige Gewißheit sollen wir erlangen, damit wir, wenn wir vielleicht plötzlich durch einen Unglücksfall abgerufen werden, dennoch vorbereitet sind. Dies ist nicht ein Weg von vielen[,] sondern der einzige Weg, wie Jesus sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch /⁴ mich.“ (Joh. 14.6). [„]Was hülfte es dem Menschen, w so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele. Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?[,] (Matth. 16,26).

2. Konfirmandenstunde. v. 30. IV. 1914.

Warum führt denn nur das Christentum und nicht die anderen Religionen zur Seligkeit? Wohin die Missionare auch hingedrungen sind, auch bei den niedrigsten Völkern haben sie eine Religion gefunden. Denn man kann nicht ohne Religion sein. Aber es ist ein Irrtum zu denken, man könnte durch jede Religion selig werden. Nicht daß wir glauben, sondern was wir glauben[,] ist die Hauptsache. Die heidnische Religion hat keinen Frieden gebracht. Auch der Islam oder die jüdische Religion vermag es nicht, denn durch diese geht die immer unbefriedig= /⁵ te Sehnsucht nach dem Messias. Nur die christliche Religion kann die Frage beantworten: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?“ (Apostelgesch. 16.30). Darum kommt alles darauf an, den rechten Weg zu gehen, damit Jesus auch unser Erlöser wird. Wie kommen wir zu Jesu? Durch das Lesen der Bibel. Bibel heißt Buch der Bücher, denn die Bibel ist das wichtigste Buch. Sie hat vielen zum Heil geholfen. Da sie von dem Heiligsten handelt[,] wird sie auch die „Heilige Schrift“ genannt. Eine andere Bezeichnung für die Bibel ist „Wort Gottes“. Natürlich ist sie Menschlich entstanden und enthält viel von den Anschauungen der Zeit, in der sie entstand. Man könnte fragen: „Ist es denn berechtigt, die Bibel Gottes Wort zu nennen?“ Ja, denn die heiligen Männer Gottes haben sie geschrieben, vom Geist getrieben. /⁶ Alle Künstler schaffen nach einer Idee oder Inspiration, die sie haben. Das erfahren wir auch im kleinen: die besten Predigten sind die, die nach einer innerlichen Offenbarung gehalten werden.

III. Konfirmandenstd. 5. V. 1914

Die Bibel hat wie kein anderes Buch Liebe und Anfeindung erfahren. Sie hat sich auch wie kein anderes Buch ausgebreitet und im Leben der Völker Segen gestiftet. Sie ist eine Trägerin der Kultur[,] und wo sie hingelangt, wird die Sklaverei abgeschafft. Eine andere Tatsache ist, daß die Bibel die beste Trösterin ist. Sie trifft d. Gewissen und vermag durch Gottes Wort im Menschen von innen heraus eine Umwandlung zu schaffen. Sie heilt uns

nicht nur von Lastern, /⁷ sondern wir werden durch sie auch auf unsere kleineren Fehler aufmerksam gemacht. Wir müssen uns nun sagen, daß ein Buch, wenn es von Menschen stamte[,] unmöglich soviel Segen hätte stiften können. Denn die göttlichen Wahrheiten darin sind doch immer dieselben geblieben, wenn wir auch auf d. Gebiet der Wissenschaft jetzt zu anderen Resultaten gekommen sind. Wie kommen wir zum Glauben an den göttlichen Ursprung der Bibel? Wenn wir uns [in] suchender Weise mit ihr beschäftigen. Dann finden [wir], das (!) alle ihre Weissagungen sich erfüllt haben. (d. Hinweis auf d. Messias, d. Zerstörung Jerusalems, d. Zerstreuung d. Juden). Das alte Testament ist in hebräisch, das neue in griechisch geschrieben. Die älteste Übersetzung des alten Testaments ist die /⁸ Septuaginta. Sie wurde 130 v. Chr. ins griechische Ü übersetzt. 400 n. Chr. übersetzte Hyronimus (!)⁶ das alte und neue Testament in's lateinische. Es ist die Vulgata = die Allgemeine, die noch heute von der katholischen Kirche ihren Forschungen zu Grunde [ge]legt [wird]. Ulfilas⁷ übersetzte die Bibel ins Gotische, Martin Luther ins Deutsche.

[Ihr] Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben drinnen; und sie ist es, die von mir zeuget. (Joh. 5.39).

4. Konfirmandenstunde. 7. V. 1914

Man soll nicht nur in der Not in der Bibel lesen, sondern in ihr zu Hause sein. Man liest so viel unnötige Bücher, sollte man da nicht die Zeit erübrigen[,] jeden Tag einige Verse aus der Bibel zu lesen? Wir finden an den besetztsten Tagen noch Zeit zum Essen, sollten wir nicht auch Zeit /⁹ finden, den Hunger der Seele zu stillen? Man soll aber nie in der Bibel lesen, ohne ein kurzes Gebet vorher. Es gilt dafür das Wort Gottes zu Mose: Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist ein heilig Land. (Mose 2. 3.5). Wenn wir die Bibel lesen wollen, so sollen wir nicht mit Mose anfangen, sondern mit Matthäus II. Zuerst verstehen wir vielleicht vieles nicht, aber später werden wir merken, daß Gottes Wort sich oft selber auslegt. Oft müssen wir selber auch in unserm Glaubensleben noch wachsen. Es gibt für uns so viel[e] dunkle Stellen in der Bibel, wie wir dunkle Stellen in unserm Herzen haben. Wir sollen deshalb fleißig den Gottesdienst besuchen, denn die Predigt führt zum Verständniß der Bibel. Eine sehr gute Hülfe ist die „Calwer Bibel= Erklärung“. /¹⁰

13. V. 1914.

Besuch des Oberlyn⁸-Hauses. Das Oberlyn-Haus ist ein Ausbildungshaus für Schwestern. Mit der Zeit aber wurde es notwendig[,] ein Krüppelheim, ein Taubstummenblindenheim, ein Krankenhaus und eine Krippe anzuschließen. Dieses wurde alles von Pastor Joppe⁹ (!) erbaut. Der Hauptzweck der Stiftung ist, die praktische Christenliebe auszuüben. Denn danach wird unser Andenken fort dauern, ob wir anderen Menschen geholfen haben, und nicht[,] ob wir vornehme oder feine Menschen gewesen sind.

5. Konfirmandenstunde. 14. V. 1914.

Die Bibel besteht aus zwei Hauptabschnitten, dem Gesetz und dem Evangelium. Evangelium heißt Frohe Botschaft. Im Mittelpunkt /¹¹ des alten Testaments steht die Gesetzgebung (Moses 5. [Kap.] 5 [:] Moses 2. [Kap.] 20), d. h. durch Moses wird Gottes Wille kundgetan. Gelten die 10 Gebote nur für Israel? Nein, auch für uns. Jesus sagt in der Bergpredigt. „Ich

bin nicht gekommen aufzulösen[,] sondern zu erfüllen.[" Matth. 5, 17]. Die Gebote werden nicht nur durch verbrecherische Taten, sondern auch durch Gedanken übertreten. Darum haben wir alle einen Erlöser nötig, die Gebote sind aber der Vorhof zur Seligkeit.

6. Konfirmandenstunde. 19. V. 1914.

„Ich bin der Herr dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ (2. Mose 20.3).¹⁰ Dem Wortlaut nach glauben wir nur an einen Gott, aber im Grunde machen wir uns ebenso Götzen wie die Heiden. In der katholische[n] Kirche liegt in der Anbetung der Heiligen ein gewisser Götzendienst. Denn nirgends in der Bibel steht, daß wir sie anrufen sollen. Wenn wir auf Erden aber fromme Eltern gehabt haben, so können wir annehmen, daß ihr Flehen auch ^{/12} vor Gottes Tron (!) nicht aufhört. Die reformierte Kirche hält wörtlich an dem Gebot: „Du sollst dir kein Bildnis oder Gleichnis machen“ (2. Moses. 20 4–5) fest, denn sie schmücken ihre Kirche nicht aus. Wir dürfen aber unsere Bilder Kirchen mit Bildern schmücken, denn hiervon gilt dasselbe, was Jesus der Maria in Bethanien sagt, als sie ihn salbt. „Sie hat ein schönes Werk getan.“ [Matth. 26, 10]¹¹ Wir sollen deshalb den Armen die Gaben nicht entziehen, aber wenn wir Jesus geben, dann geben wir den Armen auch. Die heilige Kunst soll ein Werkzeug sein, uns zu Gott zu ziehen. Denn wir sollen die Bilder ja nicht anbeten, wie es die Katholiken vielfach tun. Aber auch in der evangelischen Kirche findet sich Götzendienst, denn das ist, wenn wir etwas mehr wie Gott lieben, fürchten oder vertrauen. Dazu gehören die Todesfurcht u. ^{/13} die Menschenfurcht. Möchte uns allen gelten, was Bismarck einmal aussprach: [„]Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“¹² In unserer Zeit wird niemand um seines Glaubens willen verfolgt, trotzdem muß aber ein Christ oft Hohn und Spott ertragen. Denn offen müssen wir unseren Glauben bekennen, denn Christus hat gesagt: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ (Matth. 10.33). Wir achten auch nur Menschen, die ihre Überzeugung offen bekennen, warum sollten wir deshalb mit unserer Meinung hinter dem Berge halten?

7. Konfirmandenstunde. 25[.] Mai 1914.

„Ich bin der Herr dein Gott, Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.“ (2[.] Moses 20.2). Auch das Geld kann für uns in diesem Sinne zur Gefahr werden, ebenso wie unsere Ehre. Wir ^{/14} sollen wohl etwas auf unsere Ehre halten, aber nicht vor den Menschen damit glänzen wollen. Auch an weltliche Vergnügungen und Eitelkeiten können wir unser Herz verlieren. Paulus (!)¹³ sagt „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist.“ [1. Joh. 2, 15] Damit soll nicht gesagt sein, daß wir uns an Gottes schöner Welt nicht freuen dürfen, aber wir sollen innerlich nie darin aufgehen. Sobald wir das merken, müssen wir es aufgeben. Auf jedem Opfer liegt ein Segen. Denn Gott fordert nicht nur, sondern er gibt auch, wir sollen alles ihm zu Liebe tun. Nicht mit sklavischer Furcht sollen wir ihm gegenüberstehen. „Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal[s] fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen „Abba, lieber Vater“ [“]. (Röm. 8. 15) Die Furcht muß mit der Liebe gepaart ^{/15} sein. „[Denn] das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten und seine Gebote sind nicht schwer.“ ([1.] Joh. [5, 3]. Luther erklärt das I. Gebot „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.“ Das Vertrauen sollen wir Gott besonders in schweren Zeiten

entgegenbringen. Vertrauen ist aber dasselbe wie Glauben. Glauben ist eine innerliche Tat. „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und [ein] nicht zweifeln an dem, das man nicht sieht.“ (Ebräer (!) 11.1). So enthält das I. Gebot alle Gebote in sich. Denn wer das I. Gebot ganz erfüllt, der muß Gott auch in Worten und Werken dienen.

„Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.“¹⁴ Das II. Gebote (!) wird am meisten übertreten. /¹⁶ Jakobus vergleicht die Zunge mit einem Feuerfunken, der großen Schaden anrichten kann [Jak. 3, 6]. Jesus hat gesagt. „Ich sage euch, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben von jedem Wort, das sie geredet haben.“ [Matth. 12, 36] Der Name Gottes hat eine große Bedeutung: in ihm tritt uns sein ganzes Wesen entgegen. Jesus heißt Seligmacher. Herr Zebaoth = Herr der Heerscharen; Jehovah heißt „Ich werde sein, der ich sein werde.“ [2. Mose 3, 14] Abba = lieber Vater. Wer diese Namen unnütz gebraucht[,] versündigt sich gegen ihn. Fluchen ist ein Eingreifen in Gottes Gebiet. Im täglichen Leben sollen wir auch nie schwören. [„]Eure Rede sei ja, ja, nein, nein.“ [Matth. 5, 37] Auf unser Wort soll man sich verlassen können.

8. [Konfirmandenstunde] 28. Mai 1914.

Die Mennoniten¹⁵ verwerfen den /¹⁷ Eid. Aber sie irren. Denn „du sollst nicht schwören,“ gilt nur für das tägliche Leben. Wenn alle Menschen Jünger Jesu wären, dann wäre das Schwören nicht nötig. Der Eid vor Gericht ist aber notwendig, um das Gute an's Licht zu bringen. Jesus selbst hat vor dem hohen Rat geschworen, dass er Gottes Kraft sei. [Matth. 26, 64]. Wenn wir nun vor Gericht schwören, so können wir es gar nicht ernst genug damit nehmen, denn wir rufen Gott zum Zeugen an. Wenn wir einen Meineid tun, so fordern wir Gott heraus, uns zu strafen. Schleiermacher sagt vom Eid[: „]Getrennt mir heilig, vereint abscheulich.“¹⁶

Wir sollen nicht zaubern, das heißt, wir sollen Gottes Namen nicht gebrauchen, um etwas zu erfahren, was er uns verhüllt hat. Schon im alten Testament tritt uns Zauberei /¹⁸ entgegen: am Hofe des Pharao. [2. Mose 7, 11. 22; 8, 3.14; 9, 11] Saul ging zur Zauberin von Endur (!) [1. Sam. 28, 3–25], um Samuels Geist erscheinen zu lassen. Im Neuen Testament in der Apostelgeschichte kommen die Apostel mit Zaubern zusammen. [Apg. 8, 9–13; Gal. 5, 20]

9. [Konfirmandenstunde,] den 9. Juni 1914.

Zur Zauberei gehört auch das Gesunddenken.¹⁷ Natürlich dürfen wir in Krankheitszeiten Heilmittel gebrauchen, denn dazu hat Gott uns den Verstand gegeben. Gott benutzt die Mittel[,] die vorhanden sind. Aber ohne Gottes Wille liegt kein Segen auf ihnen. Darum sollen wir beten, denn „des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ [Jak. 5, 16] „Betet über den Kranken, denn es wird besser mit ihnen werden.“ [vgl. Jak. 5, 14–15] Alle Ärzte glauben an einen Zusammenhang von Leib und Seele. Darum[,] wenn in die Seele Friede kommt, wird es auch mit dem Leib besser. Aber trotz unserem Gebet kommt es oft anders. Man hat alles versucht und keine Besserung tritt ein. Daran erkennen wir die Allmacht Gottes. Gesundbeter sind unwissenschaftlich und unchristlich. Aber sie brauchen das Christentum, um ihren Betrug zu vertuschen. Frommel¹⁸ sagt [:] „Wenn man einen Zug mit Lüge durch die Welt bringen will, muß man eine Lokomotive mit

Wahrheit davor setzen.“ Die Bezeichnung „Gesund beten[“] ist falsch, denn Gesund denken ist das richtige. – Man nimmt oft an, daß Krankheit die Folge einer Sünde ist. Jesus tritt dem entgegen, denn er sagt, als die Jünger fragen, ob der Blindgeborene in Folge der Schuld ^{/20} seiner Eltern, oder in Folge seiner Schuld blind wäre [:] „Weder dieser noch jene, sondern daß die Herrlichkeit Gottes offenbar werde.“ (Joh. 9. 3) Denn wieviel[e] wahre Gotteskinder gibt es, die trotzdem von ihrem Leiden nicht erlöst werden. Gott sagt zu Paulus: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2[.] Kor. 12.9) – Wenn durch das Gesundbeten Erfolge erzielt werden, so ist das nur bei nervösen Leuten der Fall. Die Warnung (!) steht über allem „Irret euch (!) nicht, Gott lässt sich nicht spotten.“ [Gal. 6, 7] Auch das Treiben der Spiritisten beruht auf Selbsttäuschung oder Betrug. Gottes Wort sagt uns zwar, daß unsere Verstorbenen leben und daß wir durch Christus mit ihnen verbunden sind. Eine andere Verbindung will Gott aber nicht. Die Spiritisten behaupten, ihr Treiben ^{/21} sei segensreich. Aber im Gegenteil, die Menschen verlieren ihren inneren Frieden.¹⁹ – Im II. Gebot steht noch, wir sollen nicht lügen oder trügen. Damit ist gemeint, wir sollen den Namen Gottes nicht auf den Lippen, sondern im Herzen haben, wir sollen nicht scheinheilig sein. Die I. Voraussetzung ist Wahrhaftigkeit. Die Israeliten nahmen es mit dem II. Gebot so streng, daß sie[,] bis auf den heutigen Tag, den Namen Gottes nicht aussprechen. – Der Schluß des II. Gebots ist: danken. Danken ist ja immer die Hauptsache. Gott gibt uns jeden Tag ein Zeichen seiner Liebe. Wenn wir ihm danken, kommt oft die rechte Freudigkeit über uns. Wir sollten in eine Dankopferbüchse bei jeder Freude, die wir haben[,] opfern ^{/22} und wir würden staunen, wieviel zusammen käme.

10. [Konfirmandenstunde,] den 11. Juni 1914

Du sollst den Feiertag heiligen. (5[.] Mose 5.12; 2[.] Mose 20.8)²⁰ Der Feiertag gilt [als] der von Gott geheiligte Tag. Im alten Testament wurde der Sabbat geheiligt, wie jetzt der Sonntag. Der Sonntag ist der Tag, an dem Christus auferstanden ist[,] und die erste Gemeinde ist am Sonntag gegründet. Der Sonntag wird entheiligt[,] wenn wir arbeiten. Denn der Mensch muß einen Tag zum Ausruhen für Leib und Seele haben. Im alten Testament stand auf die Entheiligung des Sabbats Steinigung. Auch jetzt bleibt die innere Strafe nie aus. Das Geld[,] was man am Sonntag erwirbt, kommt ^{/23} zum Arzt. Es gibt Berufsarten, die auch am Sonntag betrieben werden müssen, Arzt, Eisenbahn, Elektrizität, denn das sind Werke der Nächstenliebe. Wir sollen uns an jedem Sonntag fragen, ob wir nicht jemand etwas zu Liebe tun können. Wir sollen nur nicht aus Eigennutz arbeiten. Man sollte auch an jedem Sonntag zur Kirche gehn. In der Natur hält uns Gott auch eine Predigt, aber wenn wir für diese offene Sinne haben, dann werden Fragen laut, die nur in der Predigt beantwortet werden. Auf dem Gottesdienst liegt aber vor allem der Segen der Gemeinschaft: [„]Wo 2 oder drei versammelt sind in meinem Namen[,] da bin ich mitten unter ihnen.[„] (Matth. 18.20) Jede Absonderung hat schlimme ^{/24} Folgen. „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen wie etliche pflegen.“ [Hebr. 10, 25] Das zeigt die Geschichte von Thomas, denn als er fern war, zeigte sich Jesu den Jüngern. (Joh. 20.19)

11. [Konfirmandenstunde,] den 16. Juni 1914

Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. (Lukas 11. 28) Wir sollen Gottes Wort in die Tat umsetzen, und es genügt nicht[,] in die Kirche zu gehn. Wenn das letzte Amen

im Gottesdienst erklingt, dann ist der Gottesdienst nicht zuende, sondern fängt an. Wenn wir so den Sonntag gefeiert haben, dann dürfen wir die übrige Zeit vergnügt sein. Wir sollen nicht den ganzen Tag nur beten, es ist wohl gut, wenn wir es tun, aber es soll kein Zwang sein, sonst wird der Sonntag öde und lang=^{/25} weilig. Jesu ging auch am Sabbat in die Schule, trotzdem er hoch über den Predigern stand. Wir finden ihn am Sonntag auch auf dem Felde, wo sie Ähren zum essen rauffen[, Matth. 12, 1–8] und er erholte sich in der Natur. Jesu war am Sabbath auch auf dem Gastmahl des Pharisäers. [Luk. 14, 1] Wenn man ein Gastmahl am Sonntag gibt, so muß alles vorher bereitet sein, denn auch die Dienstboten sollen keine Arbeit haben. Wir haben für unsere Sonntagsvergnügungen einen Maßstab: alle die sind erlaubt, bei denen Jesus unter uns sein könnte. Aber immer soll uns vor Augen stehn, daß der Sonntag der Tag des Herrn ist.

12. [Konfirmandenstunde] 18. Juni 19134.

Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Dir es wohl ergehe und Du lange lebest auf Erden. (2[.] Moses 20.12[;] Epheser 6.1-3)²¹.^{/26} Dies Gebot gehört mit zur I. Gesetzestafel und mit Recht, denn es gehört zu den Pflichten gegen Gott. Was wir Gott gegenüber an Dankbarkeit im Herzen tragen, das sollen wir unsern Eltern zeigen. Nie hat kein Kind das Recht, seine Eltern zu verachten. Wenn ein Kind vielleicht eine höhere Stellung im Leben einnahm und schämte sich seiner Und Eltern, so ist das die größte Undankbarkeit. Auch wenn sie gesunken sind, für das Kind bleiben sie immer die Eltern. Wenn jemand nun edle Eltern hat, so soll er Gott dafür von ganzem Herzen danken. Wir sollen unsere Eltern nie durch Ungehorsam erzürnen, sondern ihnen mit Ehrfurcht gegenüber stehn; das auch, wenn wir eine ungerechte Strafe empfangen. Wir sollen unsern Eltern die=^{/27} nen, ihnen eine Arbeit abnehmen oder einen Dienst erweisen. Die Ehrerbietung soll sich immer im Gehorsam zeigen, in einem unbedingten mit freundlichem Gesicht. Wir sollen unsern Eltern nur dann nicht gehorchen, wenn es gegen Gottes Wort ist. Aber wir sollen genau prüfen, ob es nicht nur unsrer Wille ist. (Apostelgesch. 5.29) Bei jeder entscheidenden Frage sollen wir um den Segen der Eltern bitten, auch wenn sie schon tot sind. Es ist ganz natürlich, daß wir unsere Eltern lieben, denn wir können garnicht dankbar genug sein. Wir sollen nie in unsrer Pflege und Geduld gegen sie ermüden. „Pflege Deine Eltern im Alter und halte es ihnen zugut, auch wenn sie kindisch werden.“ [vgl. Sir. 3, 14–15] Auch im äußeren Leben wird dann nach der Verheißung Segen über uns schweben.^{/28}

23[.] Juni 1914. 13[.] Std.

O lieb[,] so lang Du lieben kannst[,]

O lieb[,] so lang Du lieben magst!

Die Stunde kommt, die Stunde kommt,

Wo Du an Gräbern stehst und klagst.

(Freiligrath.)²²

25[.] Juni 1914. 14[.] Std.

Der Eltern Segen baut den Kindern das Haus. Wenn sich beim IV. Gebot die Stimme des Gewissens sich (!) regt[,] so sollen wir Gott danken, wenn er uns Gelegenheit gibt, alles wieder gut zu machen. – Es ist eine törichte Ansicht, wenn man die Schule als Last ansieht. Wir lernen nicht für die Schule, sondern fürs Leben.²³ Den Lehrern sollen wir ihren Beruf erleichtern. Wir sollen /²⁹ ihnen Ehrerbietung erweisen, auch wenn wir von ihnen sprechen. Je älter man wird, je mehr erkennt man, was man ihnen verdankt. Nach der Schule sollen wir uns einen Beruf suchen, denn jedermann ist zum wirken in der Welt. Eine Jugend in Nichtstun läßt eine Leere zurück. Jeder[manns] Pflichten liegen zuerst im Elternhause. Dann sollen wir uns fragen[:] „Braucht Jesu dich für seine Arbeit?“ [„]Die Ernt ist groß, der Schnitter Zahl ist klein.“ [Matth. 9, 37]²⁴ Es ist immer eine Anklage an unsere Zeit, das (!) so wenige Diakonissin²⁵ werden. Zuerst muß man die Eltern fragen, welchen Beruf man wählen soll, vor allem aber Gott. Wenn man sich einen bestimmten Beruf wählt, dann hat man es immer mit Vorgesetzten zu tun, auch mit /³⁰ wunderlichen. Da sollen wir nie vergessen, daß Gott sie eingesetzt hat. In jeder Arbeit dienen wir Gott und deshalb werden wir auch auf schwierigen Posten ausharren. „Ich hatte dir ein hölzernes Joch gegeben, das hast du gebrochen[:] und darum habe ich dir ein eisernes Joch gegeben, spricht der Herr.“ [“] [vgl. Jer. 28, 13] Aller Obrigkeit sind wir Gehorsam schuldig [Röm. 13, 1–7], denn auch die schlechteste Obrigkeit ist besser als keine. „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehn und die Alten ehren.“ (3. Mos. 19.32) Das können wir im Leben täglich anwenden, ganz einerlei welchen Standes sie sind. – – Nicht nur den Eltern gegenüber sollen die Kinder ihre Liebe beweisen, sondern auch /³¹ untereinander sollen sie einträchtig sein. So oft sind Geschwister ganz verschieden. Das ist dazu eingerichtet, daß sie sich ergänzen. Sie sollen Geduld üben lernen. Der Menschen Natur ist selbststüchtig und erst[,] wenn Geschwister durch selbstlose Liebe zu Jesu verbunden werden, ist das Band für ewig. Es ist auch kein Zufall[,] mit wem wir zusammen kommen, sondern es ist Gottes Wille. Darum sollen wir Liebe an allen üben, besonders wenn sie einem unsympathisch sind. Man soll Freundschaft üben und pflegen. Man soll aber mit Freundschaft schließen vorsichtig sein. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Von jedem Freund geht ein großer Einfluß aus. Darum sollen /³² wir uns nur zum Guten beeinflussen, damit in der Ewigkeit keine Anklage an uns heran tritt.

15. [Konfirmandenstunde] 30. Juni 1914.

Wir sollen keinen Unterschied zwischen den Ständen²⁶ machen. „Es wird nie Frieden werden[,] bis Jesu Liebe siegt.“²⁷ Dann wird das Band der ausgleichenden Liebe alle umschlingen. Immer wenn man mit Niedriggestellten zusammen kommt[,] soll man ihnen Liebe entgegenbringen. Wir sollen vor allen den Dienstboten freundlich entgegenkommen und uns in ihre Lage versetzen. „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg’ auch keinem andern zu.“²⁸ „Tut Gutes an jedermann, vor allem /³³ an Euren Glaubensgenossen“ (Gal. 6.10), das war Gustav Adolfs Wahlspruch.²⁹ Du sollst nicht töten. (2[.] Mose 20.13)³⁰ Die Gottesliebe muß sich immer in der Nächstenliebe beweisen. Wir sollen unserm Nächsten an seinem Leib und seiner Seele kein Leid tun.

Dies Gebot können wir schon durch Worte übertreten. „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger.“ (1[.] Joh. 3.15).

16[.] + 17. [Konfirmandenstunde] 25[.] Aug. 1914.

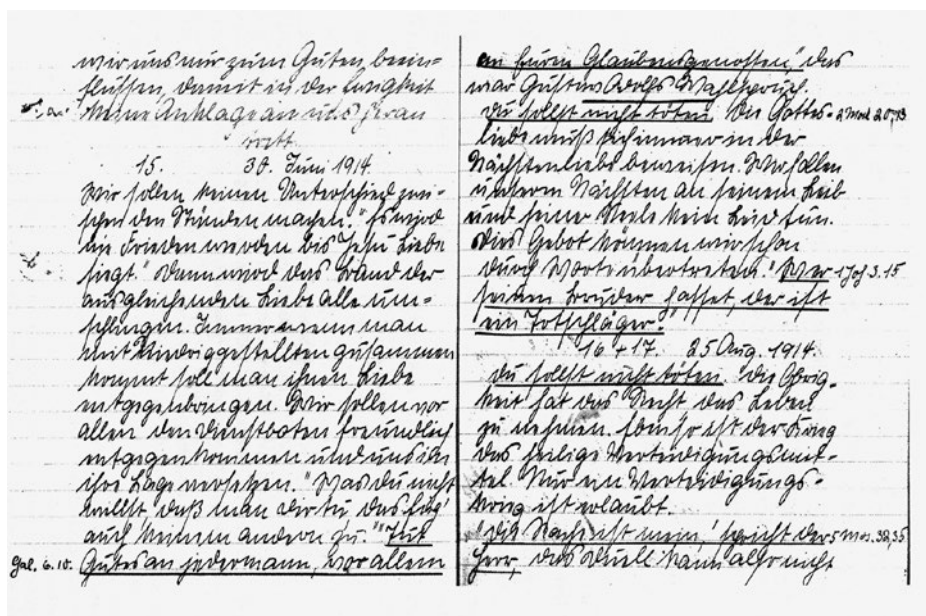


Abbildung 48: Seite 32–33 des Konfirmandenheftes (15. Stunde) mit den Aufzeichnungen der unmittelbar nach dem Attentat von Sarajewo (28. Juni 1914) stattfindenden Konfirmandenstunde (30. Juni 1914) und der ersten Doppelstunde nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs (16. und 17. Stunde, 25. August 1914). Das Thema aller drei Stunden ist u. a. das 5. Gebot „Du sollst nicht töten!“ RICHTER (1914–1915a), Potsdam.

Du sollst nicht töten. Die Obrigkeit hat das Recht, das Leben zu nehmen. Ebenso ist der Krieg das heilige Verteidigungsmittel. Nur ein Verteidigungskrieg ist erlaubt.

„Die Rache ist mein“, spricht der Herr (5[.] Mos. 32,35), das Duell kann also nicht ³⁴ vor Gott bestehn. Es müßte dadurch aufgehoben werden, daß eine hohe Strafe auf Beleidigung gesetzt wird. – Niemand darf sich selbst das Leben nehmen. Im Alten Testament stürzte sich Saul in sein Schwert [1. Sam. 31, 4] und im Neuen [Testament] brachte Judas Ischariote sich um. [Matth. 27, 5; vgl. Apg. 1, 18] Eine Tat, die in geistiger Umnachtung geschah, wird Gott uns wohl vergeben. Solange eine (!) Mensch lebt, kann und muß er auf Gottes Hilfe hoffen.

„Größer als der Helfer ist die Not ja nicht,“ pflegte der alte Bodelschwing (!) zu sagen.³¹ –

Bei der Beerdigung eines Selbstmörders darf kein Geistlicher den Segen sprechen, ausgenommen sind natürlich solche armen ³⁵ Menschen, die die Tat in geistiger Umnachtung vollbringen. Es gibt auch andere Selbstmörder; das sind solche, die durch Leichtsinn und Laster ihre Gesundheit untergraben. Wir sind Gott auch für unsern Leib Rechenschaft schuldig. „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt? So jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben, denn der Tempel Gottes ist heilig; der seid ihr.“ ([1.] Kor. [3,] 16+ 17).

18[.] Std. 27[.] Aug. 1914.

Du sollst nicht ehebrechen. (2. Mos. 26 (!)³².14.) Die Ehe ist von Gott eingesetzt. Eine Ehe, die vor Gott geschlossen ist, soll für ewig geschlossen sein. „Was nun Gott zusammenfügt, daß (!) soll der /³⁶ Mensch nicht scheiden.“ (Matth. 19,6) Nach Gottes Wort gibt es keine Ehescheidung. Wenn Geschiedene, deren Scheidungsgrund vor Gott nicht besteht, sich wiedervermählen, so besteht die Ehe vor Gott nicht. Zum gegenseitigen Verstehen in der Ehe ist es sehr wünschenswert, daß man in der Konfession übereinstimmt. Die heiligste Gemeinschaft fehlt, wenn man nicht zusammen zum Tisch des Herrn treten kann. Eine gegenseitige Achtung muß neben der Liebe bestehen. Der Mann soll Herr des Hauses sein, die Frau seine Gehilfin. Wir sollen keusch und züchtig sein in Worten und Werken. „Denn der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr.“ (1. Kor. 3[,17). Wir sollen /³⁷ in Worten rein sein[, vor allem aber in unsern Gedanken. Luther sagt. „Wir können nicht immer verhindern, daß die Vögel über unser Haupt hinfliegen, wir können aber verhindern, daß sie in unsern Hagen (!)³³ Nester bauen.“³⁴ – „Und führe uns nicht in Versuchung.“ [Matth. 6, 13] d. h. wir sollen vor allem selber der Versuchung ausweichen. Wir sollen uns vor Menschen hüten, von denen ein unreiner Sinn ausgeht. Wir sollen auch solche Bücher nicht lesen, von denen wir merken, daß sie uns vergiften. Die mächtigste Waffe, die wir gegen die Versuchungen haben [,] ist Gottes Wort. Darum lernen wir auch [Bibel]Sprüche. – /³⁸

19. [Konfirmandenstunde] 1. Sept. 1914.

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet!“ (Matth. 26, 41) Nichts macht uns Gott so abwendig wie Gedanken der Unkeuschheit. Aber Gott kann uns von jeder innerlichen Gefahr frei machen.

Du sollst nicht stehlen. (2[.] Mose 20,15)³⁵ Wir wissen[, wie streng Gott den Diebstahl bestraft. Im Alten Testament verurteilt er Achams (!) Diebstahl an der Kriegsbeute. [Jos. 7, 25] Das siebente Gebot bezieht sich auf den Kaufmann, aber auch auf jegliche Betrügerei im Leben. „Wer nicht im kleinen treu ist, der ist es auch im großen nicht.“ [vgl. Luk. 16, 10] Darum sollen wir gewissenhaft sein. Abschreiben und vorsagen in der Schule ist auch ein Betrug. Das siebente Gebot will uns auch vor Neid /³⁹ bewahren. Eigentum ist nicht Diebstahl, wie die Sozialdemokraten sagen³⁶, sondern eine Gabe Gottes. Durch Arbeit sollen wir Eigentum gewinnen. Gott verteilt es, wie es für jeden von uns am besten ist. Darum sollen wir uns sagen, daß Geld und Gut nicht die Hauptsache im Leben ist. „Genieße froh“, was dir beschieden. In jedem Stand kann man glücklich sein.³⁷ Das Glück liegt nie an äußeren Verhältnissen. Wie kann man Gott danken für das, was man nicht hat? Weil wir wissen, daß Gott die Liebe ist. Immer noch wird man noch genug haben, um Barmherzigkeit gegen unsere Nächsten zu üben. „Geben ist seliger als Nehmen.“ [Apg. 20, 35]³⁸ „Wohlzutun und mitzuteilen vergesst nicht.“ (Hebr. 13 V. 16) Wem viel gegeben ist, von dem /⁴⁰ wird auch viel gefordert werden.“ [Luk. 12, 48] „Arme habt ihr allezeit bei euch.“ (Matth. 26, 11). Das sind die Ärmsten, die nicht helfen können. Im Volke Israel gab jeder ein 1/10 seines Vermögens an die Armen. Geiz ist die Wurzel alles Übels.

20. [Konfirmandenstunde] 3. Sept. 1914.

Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. (2. Mose 20[,] 16)³⁹ In der Bibel finden wir falsche Zeugen gegen Jesus [Matth. 26, 59–61], Stephanus [Apg. 6, 11–14] und Nabot [1. Kön. 21, 10–13] falsche Zeugen (!) aufgestellt.

Fälschlich belügen ist wissentlich Unwahrheiten sagen. Man sollte schon aus Stolz nicht lügen, denn lügen ist feige. „Vor allem eins[,] mein Kind[,] sei treu und wahr!“⁴⁰ Nur den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. [Spr. 2, 7] „Ich bin der Weg und die ⁴¹Wahrheit und das Leben.“ (Joh. 14.16 [!]) „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ (Joh. 18.37) Die erste Voraussetzung für einen Christen ist es, daß er stets die Wahrheit sucht. „Wer im kleinen treu ist, der ist auch im großen treu.“ [Luk. 16, 10] Selbst der Fantasie soll man nicht erlauben[,] die Grenzen der Wahrheit zu überschreiten u. auch im Scherze nie die Unwahrheit sagen. Auch die Notlüge ist nicht erlaubt. Bei der Notlüge treffen zwei Pflichten aufeinander, die Nächstenliebe und die Wahrheitsliebe. Aber immer muß man bei der Wahrheit bleiben. Gott wird es dann schon so lenken, daß auch unserm Nächsten kein Schaden daraus erwächst.

Die katholische Kirche hat die Ohren= ⁴² beichte, wir haben die freiwillige Beichte.⁴¹ Bei einer jeden Beichte muß der Geistliche die strengste Verschwiegenheit üben. –

Afterreden⁴² heißt hinter dem Rücken des anderen, Schlechtes von ihm reden. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ (Luk. 6.37) Wir {sonst} werden sonst ebenso lieblos verurteilt werden, wie wir urteilen. – Bösen Leumund machen heißt, einen Menschen verleumden. Das ist schlecht von einem reden, ohne daß es wahr ist. Solche Verleumder sind schlimmer wie Diebe, denn Diebe nehmen unser Eigentum, Verleumder aber unsere Ehre.

201. Std. 8. September [1914]

Es gibt unglückliche Menschen, ⁴³ die mit Augen der Lieblosigkeit durch die Welt gehen und [in] allen Menschen nur das Schlechte sehen. Andere gibt es, die alle guten Seiten eines Menschen herausfinden. Mit Liebe finden wir den Schlüssel zu jedem Herzen. Wir sollen immer das Beste von allen Menschen denken. Es gibt einen Betrug, der jeden Menschen ehrt, das ist, zu gut von jemand [zu] denken. Wie oft regen sich die Menschen über andere auf, und haben dabei dieselben Fehler nur noch größer. „Willst du dich selber erkennen, sieh wie die anderen es treiben. Willst du die anderen verstehen, blick in dein eigenes Herz.“⁴³ –

Es soll uns nicht einerlei sein[,] ⁴⁴ was die anderen über uns sagen, sondern wir sollen darauf hören und die Fehler ablegen.

„Das sind die schlechtesten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen.“⁴⁴ Wenn wir echte Christen sind, kommen wir nicht ohne Anfeindung durchs Leben. „Selig seid ihr, so euch die Menschen um meinetwillen verfolgen.“ (Matth. 5.11) „Seid fröhlich und getrost, es soll euch im Himmel wohl belohnet werden.“ (Matth. 5.12)

22. [Konfirmandenstunde] 10. September. [1914]

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus.“ [2. Mose 20, 17a]⁴⁵ „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist.“ [2. Mose 20, 17b]⁴⁶ Diese beiden Gebote sind im Heidelberger Kate= ⁴⁵ chismus⁴⁷ zu einem Gebot zusammen gefaßt.

[„Ich[,] der Herr[,] dein Gott[,] bin ein eifriger Gott, der über die[,] so mich has-sen, die Sünden der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied, aber denen[,] die mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl in tausend (!) Glied.⁴⁸“ vgl. 2. Mose 20, 5; 34, 7; 5. Mose 5, 9+10]⁴⁹ Das will nicht heißen, daß Gott die Sünden der Väter an einem unschuldigen heimsucht. Sondern es heißt, daß, wenn das Vorbild in der Familie schlecht war, und wir darin fortfahren, Gott uns bestrafen wird. Wie die irdischen Rich-ter die Verhältnisse mit in Betracht ziehen, um so viel mehr wird Gott es tun. Wenn man seine Gebote umgeht, so wird /⁴⁶ man immer im Unfrieden leben. Wer Gottes Frieden nicht hat, der ist ein unglücklicher Mensch. Wer nur von Lohnsucht getrieben wird, der hat keinen Lohn davon. Gottes Gebote sind nicht veraltet, sondern bewähren sich noch heute. „Es kommen nicht alle[,] die Herr sagen[,] in den Himmel, sondern die den Wil-len meines Vaters tun.“ [vgl. Matth. 7, 21] Gott sieht auch unsere Gedanken. Aus eigener Kraft können wir Gottes Willen nicht tun. „Wollen habe ich wohl[,] aber [das Gute zu] vollbringen habe ich nicht vermocht.“ [Röm. 7, 18] Wir haben alle den Heiland nötig. Entweder Verzweiflung oder Christus.⁵⁰ „Ohne mich könnt ihr nichts tun.“ [Joh. 15, 5] Paulus sagt /⁴⁷ [„]Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden.“ (Gal. 3.24)

23. [Konfirmandenstunde] 15[.] Sept. 1914.

Unter den Menschen ist niemand [gut], sagt Jesus mit seinen Worten „Niemand ist gut, denn der einige Gott.“ (Matth. 19[.] 16–26) Als erste Bedingung zum selig werden stellt Jesus die Gebote hin. Der Jüngling sagt ihm, daß er es versucht hat, die Gebote zu hal-ten, aber auf diesem Wege Gott nicht finden kann. Da zeigt ihm der Herr, daß es nichts am Äußeren Halten der Gebote ist liegt. Indem er ihm sagt, daß er alles verlassen soll[,] und der Jüngling dazu nicht imstande ist, ist erwiesen, daß der Reiche das erste Gebot nicht gehalten hat, welches heißt: /⁴⁸ Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. [2. Mose 20, 3]

24. [Konfirmandenstunde] 17. Sept. 1914.

Traurig ging der Jüngling fort. (Matth. 19[.] 16–26) Aber sicher kam er wieder mit der Bitte, daß Jesus ihm helfen möge. Genau so will Gott uns helfen, wenn wir erkannt haben, daß unsere Seligkeit nicht an den äußeren Dingen liegt. „Willst du zum Leben eingehen, dann halte die Gebote.“ [Matth. 19, 17] Unser Übel kann die Eitelkeit, Unwahrhaftig-keit oder Empfindlichkeit sein. Wir können es nicht allein abschaffen, nur durch seine Erlösung. „Wahrlich ich sage Euch, ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen.“ [Matth. 19, 23] Mögen sie es im äußeren Leben /⁴⁹ leicht haben, im inneren Leben haben sie es schwer, weil sie an den Äußerlichkeiten des Lebens hängen. Jesus zeigt den Jün-gern[,] wie unendlich schwer es für einen Reichen ist, selig zu werden. Aber die Jünger fühlen heraus, daß das Wort auch ihnen gilt. Da sagt der Herr „Bei den Menschen ist's unmöglich“, denn ein Mensch kann seinen Sinn nicht umwandeln, „aber bei Gott sind alle Dinge möglich.“ [Matth. 19, 26] Größer als der Helfer ist die Not ja nicht.⁵¹ Nur nicht verzagen oder verzweifeln[,] wenn auch noch so gefährliche Eigenschaften in dir sind. Es wäre ein Selbstbetrug zu denken, daß Gott auch alle selig macht. Nur wer Jesu Hil=⁵⁰ fe annimmt, wird ganz gewiß gerettet werden. „Und wie Moses in der Wüste deine Schlange

erhöht hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden.“ (Joh. 3.14[;] 4. Mose 21.8+9) Wer in demütigem Gehorsam diese Hilfe erbittet[,] wird erhört werden. Die Menschen, die zu Jesu kommen, werden nach und nach ganz zum Guten umgewandelt. [„]Mein Erlöser läßt mich nicht, das ist meine Zuversicht.“⁵² Paulus sagt: [„]Ich vermag alles durch den[,] der mich mächtig macht, Christus.[“ Phil. 4, 13]

25. [Konfirmandenstunde] 22[.] Sept. 1914.

Aller Glaube hat keinen Wert ohne die Liebe (1. Kor. 13[., 1–3]) Kein Mensch besitzt diese Liebe von Natur. „Ich bete an die Macht der Liebe[,] /⁵¹ die sich in Jesus offenbart.“⁵³

Die Frau ist zur Liebe und Barmherzigkeit angelegt.⁵⁴ Im ganzen deutschen Wesen liegt eine Liebe und Treue. „Die Bekehrung zum Vaterlande ist die Bekehrung zu Gott.“⁵⁵ Wir können es so recht beobachten[,] wie hinter der barmherzigen Liebestätigkeit alles andere zurücktritt. Die Aufgaben der christlichen Frau liegen auf dem Gebiete der Nächstenliebe. Die I. Aufgabe der Frau ist die Sorge um ihr Haus. Als Gattin, Mutter und Tochter hat sie unendlich viel Pflichten. Von Jugend an sollen wir uns darin üben und im kleinen Frau (!) sein. Alles kommt darauf an, daß man auf solche /⁵² Arbeit im Hause Liebe verwendet. Die Heldinnen der inneren Mission haben ihre nächsten Pflichten nie vergessen. Die kleinen Tätigkeiten der Frau werden vielleicht nur gering eingeschätzt, es ist vielleicht erhebender an der Öffentlichkeit zu wirken, aber Gott bewertet die stillen Arbeiten weit höher. – Besonders der Diensthofen sollen wir uns freundlich annehmen. Christliche Liebe sollen wir auch ihnen beweisen. Man schicke sie in den Jungfrauenverein, damit sie nicht in schlechte Gesellschaft kommen. Wir sollen auch für arme Familien sorgen. Nachbarsleute, Waschfrauen, Nähmädchen, das sind alles unsere /⁵³ Nächsten. Man soll sich mit offenen Augen umsehn, wo man helfen kann. Außerhalb des Hauses kann man die Armen durch Gaben an Vereine unterstützen.⁵⁶ Es gibt so viele Leute, die bald verdrossen werden, Gutes zu tun. Durch Besuch von Vorträgen soll man sein Interesse für die Heidenmission wach halten. Der Verein[,] untern (!) den sich alle anderen Frauenvereine gruppieren[,] ist der „Frauenverein vom Roten Kreuz“. Der Verein „Frauenhilfe“ ist evangelisch. Er übernimmt Armen[-] u. Krankenpflege und gründet: Kleinkinderschulen, Krippen, Rettungsstellen. Der Vaterländische Frauen= /⁵⁴ verein⁵⁷ „sorgt für die Krieger“, die „Frauenhilfe[“] für die Zurückgebliebenen.⁵⁸ Solange uns Zeit zum Luxus und geistlosem Geschwätz übrig bleibt, ist Zeit zur Arbeiten (!) der Nächstenliebe da. Wie manches Leben wird durch Sport und Gefallsucht vergeudet! Wie manche Frauen und Mädchen könnten ihrem Leben durch solche Arbeit einen Inhalt geben!

1. Frauenhilfe a. Armenpflege. Man geht zu den Armen und sorgt für Kleidung, Kohlen und Essen. Arbeitslosen wird durch Vermittlung geholfen. b. Krankenpflege. Diakonissenstationen werden eingerichtet. Bei längeren Krankheitsfälen /⁵⁵ len treten die Schwestern der Frauenhilfe für die Gemeindeschwester ein. Freiwillige Helferinnen stehen ihnen zur Seite. Rollstühle werden Genesenden zur Verfügung gestellt. c. Kinderpflege. Für die kleinsten sind Kinderkrippen da, Kleinkinderschulen für etwas ältere und Kinderhorte für schulpflichtige Kinder. Auch das Amt eines Vormunds wird von den Mitgliedern der Frauenhilfe ausgeübt. Waisenkinder werden umsorgt.

24. September. [1914] 26. [Konfirmandenstunde]

Auf den Kindergottesdienst hat Luther schon hingewiesen⁵⁹ und später die Pietisten. Es soll keine Schule sein. Wenn man Kinder zu früh mit in ^{/56} den Hauptgottesdienst nimmt, so schadet man ihnen. Die Kinder werden in Gruppen eingeteilt. Nach der Liturgie wird von den Helferinnen der Text durchgenommen. Nach dem Lied fragt der Pfarrer ab. Recht viele junge Mädchen sollten doch Helferinnen werden, denn si man hat viel Gewinn davon[,] Gottes Wort zu lehren. –

Kinderfürsorge – Die Kinder werden in Seebäder geschickt oder zu Hause gebadet. Verkrüppelte Kinder werden in Anstalten untergebracht.

Die Trunksucht wird bekämpft durch rei= ^{/57} chen von Kaffee an Arbeitsstellen.⁶⁰ Der weiblichen Gefangenen nimmt man sich an und sorgt für ihre Kinder. Wenn sie entlassen sind[,] wird ihnen durch Arbeit geben geholfen. Volksbibliotheken werden ausgelegt. Man verteilt auch Pfennigblätter. – Man kann auch beruflich bei der inneren Mission tätig sein. Diakonissen werden ausgebildet durch Diakonievereine oder Mutterhäuser. Was für ein glückliches Leben herrscht in so einem Hause! (Oberlynhaus in Nowawes⁶¹, Herrmannswerder (!) b. Potsdam⁶², Bethanien⁶³, Augusta-Hospital i. Berlin.⁶⁴) Das Mutterhaus sorgt wie für eine Tochter ^{/58} das ganze Leben für die Diakonisse. Der Diakonieverein will Frauen durch Erziehung Rückhalt geben. Nur ein Teil von ihnen wird als Diakonisse verwandt. – Der Johanniter-Orden bildet Johanniterinnen unentgeltlich aus. Sie müssen jedes Jahr üben. – Die Schwesternschaften vom Roten Kreuz bilden auch Schwestern aus. Alle Konfessionen werden unentgeltlich ausgebildet. Sie müssen sich für drei Jahre verpflichten. Man erhältet (!) dann Stellungen in Hospizen oder Heimen. – Welchen Zweck hat die Amts= ^{/59} tracht der Schwestern? Einmal ist sie da wegen der Einfachheit[,] und dann werden Schwestern in der Tracht viel mehr geachtet. Es liegt auch für sie die Verpflichtung darin, sich so zu benehmen, wie sie es verantworten können. Die Kaiserin hat 1897 aufgerufen zur vermehrten Liebestätigkeit.⁶⁵ „Was ihr getan habt meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ [Matth. 25, 40] Die Neigung[,] sich anderer zu erbarmen[,] hat die Frau vor dem Mann“, sagt Luther einmal.⁶⁶ „So ihr wisset, selig seid ihr, so ihr solches tut.“ [Joh. 13, 17] – ^{/60}

29. Sept. [1914] 27. [Konfirmandenstunde]

Ethik. Man unterscheidet Dogmatik = Glaubenslehre und Ethik = Sittenlehre, die mit dem I. Hauptstück zusammenhängt. Man unterscheidet zwischen allgemeiner Ethik, d. h. das Gute im täglichen Leben tun {und} wie es uns das Gewissen sagt. Ke^ann^t nennt dies den kategorischen Imperativ.⁶⁷ Die christliche Ethik sind die reinen Sitten, die der christliche Glaube und die Kraft Gottes uns gibt. Die Ethik ist ein Teil der Philosophie. „In jedem Menschen ist eine Anlage ^{/61} zur Religion“, sagt Schleiermacher.⁶⁸ „In jedem steht ein Bild des, das er werden soll, solange er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.[“] – (Rückert)⁶⁹

Den 8. Oktober 1914. 28. [Konfirmandenstunde]

Das Gewissen setzt das Bestehen von Gott, die Willen[s]freiheit und die Unsterblichkeit der Seele voraus. (1. Kor. 3[,] 21–23[;] Kolosser 2.16[–]17[;] Römer 14.7–8[;] Gal. 5. 1) Die christliche Freiheit wird in der Bibel oft betont. Was die Menschen vielfach unter Zügellosigkeit Freiheit verstanden haben, ist Zügellosigkeit, die zur Knechtschaft führt. (Apost-

elgesch. 5. 29). Gott zeigt uns die wahre Freiheit der Kinder Gottes, die frei von dem Urteil der Menschen ist. Die innerliche ^{/62} Gebundenheit an Gott macht uns frei. ([1.] Kor. 8 (!)⁷⁰)

d. 13. Okt. [1914] 29. [Konfirmandenstunde]

Christliche Askese oder Selbstzucht. Die christliche Askese ist vielfach falsch verstanden worden, so in den Klöstern. Jesus lehrt uns aber d. Gegenteil: „Ihr seid das Salz der Erde.“ [Matth. 5, 13] In der Welt stehen, aber nicht von der Welt sein. „Die Welt überwinden.“ Die Magd[,] die das Haus kehrt, tut ein besseres Werk als die Mönche und Nonnen,“ sagt Luther.⁷¹

Die Nächstenliebe besteht nicht nur im Almosen geben, sondern [auch] im vergeben und nachgeben (Joh. 13. 34). Jesus hat uns das Vorbild u. die Kraft gegeben. Elisabeth Frey (!) sagt: [„]Die Barm= ^{/63} herzigkeit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit.“⁷² Dora Schlatter sagt[: „Das sichere Merkmal der Bildung ist das Verstehen einer anderen Seele.“⁷³ Es gibt so wenig Menschen, die sich im Innern eines andern zu orientieren wissen. Man hat nur dann ein Herz[,] wenn man es für andere hat.⁷⁴ Was die Menschen hindert, die andern zu verstehen, ist die Selbstsucht.

„Eure Rede aber sei ‚ja, ja, nein, nein[‘], was darüber ist, das ist vom Übel.“ (Matth. 5.37) Luther sagt: [„]Mich dünkt, daß kein schändlicher Laster auf Erden sei als Lüge u. Untreue.“⁷⁵ Kant sagt: Ein Mensch, der lügt, wirft seinen eignen Wert fort.⁷⁶ ^{/64} „Dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht.[“] (Reineke) (!)⁷⁷ Gott sieht nicht nur das äußere Wort an, sondern das innere Herz. Von allen diesem gilt: Seid Täter des Worts und nicht Hörer allein, dadurch ihr euch selbst betrüget. [Jak. 1, 22] –

15[.] Okt. [1914] 30. [Konfirmandenstunde]

Das Apostolische Glaubensbekenntniß.⁷⁸ Das athanasianische Bekenntniß (Christus ist Gott gleich)⁷⁹[„] das nizänische Bekenntnis (Konzil zu Nizäa 325)[„] Augsburger Konfession (Reichstag z. Augsburg 1530). Es ist die Lehre der evangelischen Kirche von Melancthon⁸⁰ verfaßt. Der Heidelberger Katechismus ^{/65} ist das Bekenntnis der reformierten Kirche. – Das apostolische Glaubensbekenntniß ist nicht von den Aposteln verfaßt. Durch die Taufen in der ersten Christenheit entstand, vor der Spaltung der Kirche, die Notwendigkeit eines Bekenntnisses. Das Glaubensbekenntniß enthält keine Lehr=[,] sondern Lebenssätze. Glauben heißt nach der Schrift vertrauen. Man hat keine Mittel[,] Gott zu beweisen, denn er ist größer als unser Verstand es fassen kann. Man muß Gott erleben und erfahren. Wir haben Gottes Offenbarungen in der Natur. Je mehr wir die Naturgesetze kennen lernen, fragen wir, wer sie so [auf]gestellt hat. Gott hat sich auch im Gewissen offenbart, das uns zeigt, ^{/66} das (!) oben ein Richter sein muß. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ (Schiller)⁸¹ Die Menschen haben Gott nicht geglaubt[,] und am größten hat er sich deshalb in Christus offenbart. „Gott ist Geist,“ er ist nicht an Zeit u. Ort gebunden. Nichts kann sein Walten hindern. „Gott ist die Liebe“ [1. Joh. 4, 8.16], es waltet kein Schicksal über uns, sondern Gott hat uns je und je geliebt, darum hat er uns zu sich gezogen, aus lauter Güte. [vgl. Jer. 31, 3]

20[.] Okt. [1914] 31. [Konfirmandenstunde]

Der Herr hat alles wohl gemacht, gebt unserm Gott die Ehre. Seine ^{/67} Wege sind zwar nicht unsere Wege [Jes. 55, 8], aber durch Christus werden wir zu Gott hingelenkt, so daß wir uns fügen.

Die Gnade unsres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns (!)⁸² allen. (2. Kor. 13.13). Ich (!) glaube an Gott[,] den Vater, den allmächtigen Schöpfer [des] Himmels und der Erde.⁸³ Die Schöpfungsgeschichte enthält eine tiefe Wahrheit. Es soll keine Naturgeschichte sein. Die Bibel [ist] aus den Anschauungen ihrer Zeit geschrieben, aber die religiösen Wahrheiten bleiben ewig fortbestehn. Naturgeschichte und Religion dürfen nicht in Konflikt kommen. Die Welt ist nicht von selbst entstanden[,] ^{/68} sondern durch Gott. Sie ist allmählich entstanden und nicht wörtlich in sechs Tagen. „1000 Jahre sind vor Gott wie ein Tag[“], sagt die Bibel [vgl. Ps. 90, 4]. Die Schöpfung entstand allmählich bis zur Krone der Schöpfung[,] dem Menschen. Gott schuf den Menschen sich zum Bilde [1. Mose 1, 27] und gab ihm sein[en] Odem. [1. Mose 2, 7] Der Mensch bekam im Unterschied zu den Tieren eine Seele, deshalb ist es falsch zu sagen, der Mensch sei nur das vollkommenste Tier. –

27. Okt. [1914] 32. [Konfirmandenstunde]

Gott wird seine Kinder nicht vor Leid bewahren, sondern er prüft und läutert sie dadurch. Zur Krone geht es durchs Kreuz.⁸⁴ ^{/69} Er behütet uns vor allem Übel, d. h. (?) was uns an Leib und Seele schaden kann. Des können können (!) wir gewiß sein, den (!) Gott hat die Welt nicht nur geschaffen, sondern er erhält sie auch. Nichts kann Gott hindern, auch nicht die Macht des bösen. Im Alten Testament zeigt er uns [dies] in der Geschichte von Joseph: [„]Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat alles Ggut gemacht.[“] (1. Mose 50[, 20]) Was Gott sich vorgenommen und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.⁸⁵ Wir sollen Gott für alles danken, indem wir dienen und gehorsam sind. Das herrlichste[,] was ein Mensch erringen kann, ist das felsen=^{/70} feste Gottvertrauen. –

Wir werden die Frage von der Entstehung des Bösen in der Welt nie ergründen.

29. Okt. [1914] 33[.] Konfirmandenstunde]

Das Böse tritt in Verstellung an uns heran. Jesus⁸⁶ trat es in Petrus entgegen. [Matth. 16, 23]

Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.⁸⁷ Es ist sehr töricht[,] stolz zu sein, denn wir haben nichts von uns selbst. [1. Kor. 4, 7] Die größte Versuchung ist der geistliche Hochmut. Es ist ja [eine] besondere Gnade, wenn wir zum Glauben kommen. Die immer empfindlichen Leute sind auch hochmütig, denn sie glauben, daß ihre Person eine besonders zuvor=^{/71} kommende Behandlung verlange. „Wer dem Teufel den kleinen Finger reicht, den ergreift er an der ganzen Hand.“⁸⁸

Bei der Schöpfungsgeschichte besteht der Fluch nicht darin, daß die Menschen nun arbeiten müssen, sondern daß auf der Arbeit kein Segen ruht. Der innerliche Friede hört auf, weil die Reinheit aufhört. Die Erbsünde kommt so in die Welt. Im kleinen Kinde zeigt sich schon die Anlage zum Bösen. [1. Mose 8, 21] [so] Als müßten wir alle verloren sein, wenn Gott uns nicht den Heilsweg durch Christus gegeben hätte.

3[.] Nov. 1914. 34. [Konfirmandenstunde]

Der erste Hinweis auf Christus ^{/72} findet sich schon bei der Vertreibung aus dem Paradies. „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen.“ (1. Mos. 3. 15) 1. Mos. 12.3 wird Abraham verheißten, daß er der Stammvater des Herrn sein soll. Dann Isaak[,], Jakob, Judas, David. (1. Mos. 49¹⁰) Die Weissagung verkündet, daß er aus Bethlehem kommen wird. (Micha 5¹) Die Propheten sagen[,], daß er als armer, unansehnlicher Mensch kommen wird und für sein Volk sterben [wird]. (Jes. 53.)

5. Nov. [1914] 35. [Konfirmandenstunde]

Über die Engel und Teufel sind die Meinungen sehr verschieden. (Hebr. 11⁴[;] Luk[.] 15¹⁰[;] Math. (!) 18¹⁰) Die Bibel spricht ^{/73} oft von Engeln und Teufeln. (Ps. 91¹¹⁺¹². 1Petr. 5⁸[;] Eph. 6¹¹⁺¹²) Aber spricht sie in Gleichnissen oder besteht wirklich ein Reich der Geister? Die Hauptsache ist, daß man in den Kernpunkten übereinstimmt. Nämlich, daß wir mit einer Versuchung (Teufel) zu kämpfen haben und daß wir allzeit von Gottes Geist (Engel) bewacht werden.

36. [Konfirmandenstunde] 10[.] Nov. 1914.

Jesu bedeutet Seligmacher, Christus und Messias heißt der Gesalbte.

Christus wird Gottes Sohn genannt, um zu zeigen, daß zwischen ihm und Gott eine besondere Gemeinschaft besteht. Im innersten Wesen sind sie gleich, Christus ^{/74} ist eine Gottesoffenbarung. Warum muß Christus etwas anderes sein als wir? Er könnte sonst nicht unser Erlöser sein, sondern nur ein Vorbild. Das würde uns nichts nützen, denn dann würden wir nur den großen Abstand zwischen ihm und uns sehen. Das wäre eine grausame Religion. Das Christentum soll uns aber eine frohe Botschaft sein.

12. Nov. [1914] 37. [Konfirmandenstunde]

Wir haben Zeugnisse von Christus von den Jüngern, aber selbst seine Feinde bezeugen es, daß er der beste Mensch war. Keiner kann ihn einer Sünde zeihen. Dann müssen seine Worte auch wahr sein[,], und er sagt, er sei ^{/75} Gottes Sohn. Jesus hat es sogar vor Kaiphas beschworen [Matth. 26, 57–65], in einem Augenblick[,], wo er vor der Ewigkeit stand und wo selbst der verworfenste Mensch die Wahrheit spricht. Er wurde darauf hin zum Tode verurteilt.

Jesu Wort muß wahr sein, denn unermeßlicher Segen ist von ihm ausgegangen. Das liegt in der Frage der Jünger: „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens.“ (Joh. 6.68) Seine Worte sind ewiges Leben[,], und wer ihnen glaubt[,], wird mit innerem Frieden erfüllt. So kamen die Jünger vom Vertrauen zur Erkenntnis. Wir dürfen ^{/76} nicht mit dem erkennen anfangen wollen; gewiß sollen wir zur Erkenntnis kommen, aber der Glaube ist der Anfang. Für uns ist das erkennen viel leichter, denn wir haben die Geschichte der Christenheit vor uns.

Wer nicht versucht hat, Christus zur Richtschnur seines Lebens zu machen, der kann nicht über ihn urteilen. Jeder kann die Erfahrung machen, wenn er nur will. Wie könnte diese Wirkung immer noch zu spüren sein, wenn Christus nur ein besser[er] Mensch war. Wenn wir Christus gefunden haben, dann haben wir den ewigen Grund. Die ^{/77} anderen

Fragen sollen wir zuerst zurückstellen, die wird er uns auch noch beantworten. Wir wissen, in allen Fragen des Lebens können wir uns auf ihn gründen. „So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich.“⁸⁹ Dann werden wir auch den II. Artikel verstehen. Christus war [ein] vollkommener Mensch, und alle menschlichen Gefühle hat er verstanden. „Er ward versucht allenthalben, gleich wie wir, doch ohne Sünde.“ [vgl. Hebr. 4, 15] Das ist das einzigartig göttliche und das macht ihn zu unserem Erlöser. Geburt, Leiden, Kreuzigung, Tod sind seine Erniedrigung⁹⁰; Höllenfahrt⁹⁰, Auferstehung, das Sitzen zur Rechten Gottes, die Wiederkunft zum jüngsten Gericht gehören zu seiner Erhöhung.

38. [Konfirmandenstunde] den 24. Nov. 1914.

Jesus wuchs in Nazareth auf. Nazareth muß eine kleine unbedeutende Stadt gewesen sein, denn Nathanael sagt: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ (Joh. 1. 46)⁹¹ Wir wissen wenig aus Jesu Jugend. Nur von seiner Wallfahrt nach Jerusalem wird uns erzählt. [Luk. 2, 41–52] Das war damals für die Kinder immer ein bedeutsamer Tag, wenn sie zum ersten Mal mit zum Tempel kamen. Auf den Hinfahrten sang man Psalmen. Wenn Jerusalem auftauchte, sang man Psalm [1]21: ^{/79} [„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen[,] von denen mir Hilfe kommt.“ (Psalm [1]21) Jesus war sicher sehr empfänglich für alle diese Eindrücke. Im Tempel befragt er in kindlicher Weise die Schriftgelehrten[,] und sie erklären ihm alle symbolischen Handlungen, die auf den Messias hinweisen. Da wird es ihm zum erstenmal klar, daß er Gottes Sohn ist. Aber [er] erhebt sich nicht über andere[,] sondern: „Er war seinen Eltern untertan.“ (Luk. 2.51) Sicherlich hat er seinem Vater beim Tischlern geholfen. So kam er mit dem Volk zusammen. In seinen Predigten nimmt er oft das Beispiel vom Hausbau. „Vom Splitter in des Bruders und dem Balken im eigenen Auge.“ [Matth. 7, 3] Vom Haus, das auf Sand gebaut ist. [Matth. 7, 26] ^{/80} Bis zum 30. Jahre blieb der Heiland in Nazareth. Darin liegt die Mahnung für uns, daß wir unsere Jugend ausnützen sollen. Bei seiner Taufe im Jordan [Matth. 3, 13–17] tritt er uns zum I. Mal wieder entgegen. Dort traf er auch zum ersten Mal mit Johannes d. T. zusammen. Über diese Gestalt ist viel geschrieben worden (Sudermann.) Man hat ihn aber oft verkannt⁹², Joh. d. T. war ein in sich fest abgeschlossener Charakter. Johannes wollte nichts sein, als ein Wegweiser des[, der kommen sollte. Esr war schon von Maleachi geweissagt worden. [Mal. 3, 1] Johannes sagt von Jesus: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“ [Joh. 3, 30] Das muß auch unsere ^{/81} Losung sein, das widerspruchsvolle Ich muß aufhören. Johannes staunte, daß Jesus sich taufen ließ, denn es war eine Bußtaufe. Jesus gibt {einmal} selbst die Antwort: „Es gebührt uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen.“ (Joh. 3.15) Der tiefe Gedanke ist, daß Jesus wohl ohne Sünde war, aber er lud auf sich unsere Sünden. So begann sein Erlösungswerk.

39. [Konfirmandenstunde] 26. Nov. 1914.

Die Versuchung in der Wüste. [Matth. 4, 1–11] Wir können uns keine Vorstellung machen, in welcher Gestalt der Teufel an Jesus herantrat. Von vorne herein war Christus der Sieg gewiß, aber der Kampf ist ihm nicht versagt geblieben. Der Teufel wollte ihn verleiten, ^{/82} den Weg der Erniedrigung zu verlassen. Christus braucht Gottes Wort als Waffe. Die Welt konnte eben nur durch Christi Tod erlöst werden.

Auch an uns tritt die I. Versuchung⁹³ immer wieder heran. In der Not des Lebens werden wir zum Diebstahl verleitet. Nur eine Waffe gibt es, Gottes Wort. Die II. Versuchung⁹⁴ erhebt sich auch für uns, wenn wir auf den Höhen des Lebens stehen. Zum Hochmut werden wir verleitet. Gottes Wort macht uns fest. Die III. Versuchung⁹⁵ wiederholt sich am meisten. Die Versuchung sagt nicht, wir sollen Gott ganz verlassen, aber /⁸³ die Welt lockt mit ihren Gütern, Freuden und Genüssen. „Niemand kann zween Herren dienen.“ (Matth. 6.24) Uns ist aber eine Kraft gegeben, die Versuchung zu bekämpfen, weil Christus sie für uns besiegt hat.

3. Dez. [1914] 40[. Konfirmandenstunde]

JohannesI. erzählt die Werbung der Jünger, Luk. V, wie d. Jünger zur Nachfolge aufgefordert werden. (Joh. I.; Luk. V.) Wir sollen uns ein Beispiel an Andreas nehmen, der seinen Bruder zum Herrn führt. [Joh. 1, 40–42] Jeder von uns kann durch Christus ein anderer Mensch werden. Nathanael ist ein ehrlicher Zweifler. [Joh. 1, 46] Es gibt zweierlei Zweifel[,] unehrlich= /⁸⁴ liche und aufrichtige. Bei den unehrlichen liegt das Hindernis im Willen des Menschen. Sie verschanzen sich hinter den Zweifeln. Nathanael kann nicht glauben, denn er kennt die Weissagung, daß Christus aus Bethlehem kommen soll. Simon überredet ihn mitzukommen. Er redet aus aufrichtigem Herzen und deshalb verfehlt er die Wirkung nicht. Wenn man über religiöse Fragen uneins ist, soll man nicht zanken[,] sondern prüfen lassen. Als Nathanael Jesus sieht, ruft er, [„]du bist Gottes Sohn.[“] (Joh. 1. 49) /⁸⁵

Durch jedes Leben geht der Traum von der Himmelsleiter. [vgl. 1. Mos. 28, 10–22] Wer zu Jesus kommt, sieht den Himmel offen. Unsere Fehler deckt er auf und zeigt uns unser Innerstes. Zum Glauben brauch[t] nicht jede Frage gelöst zu sein. Wir müssen Jesus nur vertrauen, dann wird sich auch uns der Jakobstraum erfüllen. –

41. [Konfirmandenstunde] 8[.] Dez. [1914]

Jesu Wirken. – Jesu predigte u. tat Wunder. Das Predigen war das wichtigste. [„]Er predigte gewaltig, in ihm war die Macht des Geistes Gottes.[“] (Matth. 7.29) Er konnte die Erfüllung der Weissagungen predigen. Er selbst stand im /⁸⁶ Mittelpunkt seiner Predigt.

42. [Konfirmandenstunde] 10[.] Dez. [1914]

Wenn wir Jesu Wunder nicht verstehn, so sollen wir uns erst mit den Predigten beschäftigen, die viel wunderbarer sind. Wenn Jesu einen Menschen innerlich ganz umwandeln kann, so ist das doch viel größer als alle anderen Wunder. Jesus tat nie strafende Wunder⁹⁶ wie die Propheten [2. Kön. 1, 9–17; 2, 23–24; 5, 27], sondern Wunder der helfenden Liebe. Jesus wollte nicht nur den Leib, sondern auch die Seele retten; so hat er bei den 10 Aussätzigen eigentlich nur einem geholfen. [Luk. 17, 11–19]

Das 1. Wunder Jesu geschah auf einem Freudenfeste, /⁸⁷ der Hochzeit zu Kana. [Joh. 2, 1–11] Daran kann man immer die richtigen Freuden im Leben erkennen, wenn man sich fragt, ob Jesu mit dabei sein könnte. Jesus tut sein 1. Wunder aus einem gewissen Anlaß, denn er weiß, wie die vielen Kleinigkeiten den Menschen das Leben schwer machen, und will ihnen zeigen, wie er auch darüber hinweghilft.

Die Speisung der 5000. [Matth. 14, 23–21] Sie waren Jesus nachgefolgt und hatte[n]

alles andere darüber vergessen. Er will uns zeigen, daß, wenn wir durch Jesu Nachfolge in Schwierigkeiten kommen, er durchhelfen wird.

Heilung der Besessenen. [Matth. 8, 16 etc.] Sie waren nicht körperlich /⁸⁸ krank, zum Teil auch nicht geistig. Sie waren krank an der Seele. Es gibt solche Kranken heutzutage mehr als je. Sie müssen ärztlich behandelt werden. Aber nur durch den Frieden Gottes kann ihnen geholfen werden.

Zu Jesu Zeiten folgten ihm viele nur aus äußeren Gründen nach. Sein Leiden war ein zwiefaches. 1. Die äußere Erniedrigung und 2. die Sorge um die Seelen der Menschen. Wir stehend (!) bewundernd vor seinem Opfermut und können nur sagen: Tausend, tausend mal sei dir, liebster Jesu, Dank dafür.⁹⁷ Im 2. Artikel werden /⁸⁹ uns die Leiden Jesu aufgezählt. Immer wieder wird uns der Name Pontius Pilatus dabei genannt. Sein Name ist auf ewig gebrandmarkt. Er hat gegen seine Überzeugung Jesus verurteilt. [Matth. 27, 23–26] Eine neutrale Stellung Christus gegenüber können wir nicht einnehmen. [„Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ (Luk. 11. 23) Jesus anderes Wort: [„Wer nicht wider uns ist, der ist für uns“] Mark. 9, 40] wird oft als ein Widerspruch zu dem ersten Wort aufgefaßt. Es heißt aber, wir sollen nicht leichtsinnig aburteilen und immer lieber die Menschen, von denen wir nichts anderes wissen, für gut halten. /⁹⁰

43. [Konfirmandenstunde] 15. Dez. [1914]

Jesu wurde begraben wie andere Menschen. Der Prophet Jesajas hat schon vorausgesagt, „daß er unter Reichen sein Grab finden würde.“ (Jes. 53.9) Dadurch daß Jesus im Grab gelegen hat, hat das Grab sein Grauen verloren.

44. [Konfirmandenstunde] 17. Dez. 1914.

Der arme Lazarus wurde nicht selig[,], weil er arm war, sondern weil er seine Leiden auf Gott warf. [Luk. 16, 19–31]

45. [Konfirmandenstunde] 12. Jan. 1915

[„Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel, so seid ihr noch in euren Sünden.“] (1. Kor. 15.17) Christi Auferstehung ist unsere einzige Hoffnung, sonst müßten wir um unsere /⁹¹ Toten trauern wie die, welche keine Hoffnung mehr haben. [1. Thess. 4, 13] Jesu Auferstehung muß stattgefunden haben, sonst hätten die Jünger gelogen[,], und für eine Lüge nimmt man nicht die Verfolgung der ganzen Welt auf sich. In der ganzen Welt= und Lebensgeschichte zeigt sich, daß Christus wirklich auferstanden ist. –

46. [Konfirmandenstunde] 14. Januar 1915

Nach seiner Auferstehung war Jesus noch 40 Tage auf der Erde [Apg. 1, 3], die er dazu benutzte, die Jünger zur Verkündigung seines Wortes auszurüsten. Er zeigte sich den Jüngern in einer verklärten Leiblichkeit. /⁹² Er war nicht an die Schranken des Raumes gebunden. Deshalb ist auch seine Himmelfahrt nicht an Naturgesetze gebunden. Die Jünger mögen schweren Herzens Abschied genommen haben, Aber sie kehrten mit großer Freude wieder nach Jerusalem [zurück]. Was machte sie so freudig: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Matth. 27.20) Während Jesus bis jetzt nur unter ihnen war, ist er jetzt in ihnen. Darin liegt auch die Bedeutung der Himmelfahrt für uns. Er

bereitet uns die Wohnung in unserer himm= /⁹³ lischen Heimat [Joh. 14, 2–3], das soll unser gewisser Trost sein in allen schweren Zeiten. Dieses ewige Ziel sollen wir stets vor Augen behalten. „Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht zu sein.“⁹⁸ Trotzdem sollen wir gern auf Erden weilen, denn wir wissen ja, daß Christus bei uns ist, wenn wir ihn nicht lassen. „Sitzend zur Rechten Gottes.“ „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ (Matth. 27.18)

„Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebenden und die toten.“ Wir /⁹⁴ wissen es ganz gewiß, daß Jesus einmal kommen wird, denn er hat es selbst gesagt. „Sie werden alle offenbar werden vor meinem Richterstuhl.“ [vgl. 2. Kor. 5, 10] „Von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn kommen in göttlicher Macht und Herrlichkeit.“ [vgl. Matth. 25, 31 etc.] Das hat sich schon zum Teil erfüllt. Für unser deutsches Volk besonders während der Reformationszeit, 1813 und im jetzigen Kriege.

Wir wissen keine Zeit[, wann das jüngste Gericht sein wird. Jesus hat uns verboten, darüber zu forschen. /⁹⁵ Die Irvingianer (apostolische Kirche)⁹⁹ haben gegen dieses Gebot verstoßen. Sie haben sich gegen Jesu Willen von der Kirche abgesondert und wegen der Frage um die Zeit der Wiederkunft Jesu willen. Wir können von den Irvingianern lernen, daß wir uns immer auf das Kommen Jesu vorbereiten. Wir sollen[, wie Jesus sagt[, „Auf die Zeichen der Zeit achten.“ [vgl. Luk. 21, 11.25] Jesus sagt[, Zeichen in der Natur [werden geschehen] und Krieg zwischen den Völkern wird sein, je näher das Ende kommt. [vgl. Matth. 24, 6–7.29] Auf der einen Seite wird die Sünde, /⁹⁶ auf der anderen Seite der Glaube zunehmen. Wir sollen auch in dieser Zeit den Ruf des Herrn hören, daß wir uns in jeder Stunde bereit halten. Wir sollen uns nicht fürchten vor Jesu Wiederkunft, sondern frohlocken. Das gilt auch von der Todesstunde, wo Jesus „uns zu sich ziehen will aus lauter Güte.“ [vgl. Jer. 31, 3]

Der II. Artikel zeigt, daß das ganze Leben und Leiden Jesu nur für uns war. Es geschah alles zu unserer Erlösung, um uns von der Schuld der Sünde zu lösen und auch von der /⁹⁷ Macht der Sünde. Wir sollen uns nicht den Kopf zerbrechen, warum Christus sterben mußte. Gottes Gedanken sind eben höher als unsere Gedanken. [Jes. 55, 8–9]

47. [Konfirmandenstunde] 19.1.1915

Durch die Schrift geht eine Prophezeiung vom 1000 jähr. Reich. (Offenb. 20.5.) Vor dem jüngsten Gericht soll eine Zeit der Vollendung kommen, wo die Sünde gebunden sein wird. Dann wird noch einmal ein Kampf losbrechen zwischen dem Guten und Bösen. Die Hoffnung auf bessere Zeiten lebt ja in jedem Menschen. Dies Zukunftsbild wird /⁹⁸ nie durch Menschen, sondern durch Gott herbeigeführt werden.

III. Artikel.

Der heilige Geist ist ein Teil der Dreieinigkeit Gottes.¹⁰⁰ Der heilige Geist beruft uns durch das Evangelium und durch unser Gewissen. Auch im Leben werden wir durch äußere Ereignisse, Freude und Leid und {un} durch andere Menschen zu Gott geführt. Es gibt immer besondere Entscheidungszeiten im Leben der Völker und Menschen, für uns ist es jetzt die Zeit der Konfirmation. /⁹⁹ Alle Berufungen haben erst ihren Zweck erreicht, wenn sie uns ins Evangelium einführen. Gott hat uns allen die freie Entscheidung gegeben, deshalb können wir uns verschließen und verstockt werden. Man soll die Entscheidung nie auf spätere Zeiten verschieben, vielleicht haben wir nie mehr Gelegenheit. Die äußerste

Grenze von Verstocktheit ist die Sünde gegen den heiligen Geist. (Matth. 12.31+32) Diese Sünde ganz (!)¹⁰¹ nicht vergeben werden, denn der Mensch, der sie begeht[,] ^{/100} weist selbst die göttliche Vergebung von sich.

48. [Konfirmandenstunde] 21.1.1915.

Judas Ischarioth hat die Sünde gegen den heiligen Geist begangen. Er hörte Christi {wurde} Worte, aber die Macht der Sünde wurde immer stärker in ihm. Er war der Schatzmeister der Jünger und hatte Geld aus dem Beutel entwendet. Als Judas merkte, wie Christus ihn durchschaute, haßte er ihn. Jesus warnt ihn beim Abendmahl[,] aber [dieser] wird immer verhärteter. „Da fuhr der Satan ^{/101} in ihn.“ [Joh. 13, 27] Für uns liegt die Warnung darin, daß wir, wenn wir eine Sünde an uns erkannt haben, nicht in ihr beharren dürfen. Wenn wir auf Christi Mahnung hören, dann wird uns das innerliche Licht gegeben. Die Selbsterkennt[n]iß ist der erste Anfang zur Gotteserkenntniß. Daran fehlt es so vielen Leuten, daß sie ihre Sünden nicht erkennen. Man muß über seine Fehler wahrhaft betrübt sein. Das nennt die Schrift „Buße“. Wir sollen nicht ver=^{/102} zweifeln, sondern die Hilfe Gottes in Christus erkennen. Wenn wir merken, daß es sich um unser ewiges Heil handelt, dann werden wir uns nicht durch religiöses (!) Streitfragen ablenken lassen, sondern nur an Christus glauben. In jedem Christenleben muß, es zu einer Bekehrung kommen. Die Heilsarmee will Augenblicksbekehrungen, das ist eben so falsch wie die Ansicht der Methodisten, die auf einem bestimmten Wege jeden {B} bekehren ^{/103} wollen. „Wenn du dich dermal einst bekehrst, so stärke deine Brüder.“ (Luk. 22, [32]) so sagt Jesus zu Petrus auf dem Weg nach Gethsemane. Zu Petrus, dem Führer der Jünger[,] sagt er das. Petrus traute sich zu viel zu, ihm fehlt die Buße. Es muß dazu kommen, daß er Christus verleugnet und dann ihn und sich erkennt. Da ist aus dem Simon ein Petrus geworden. Andere im Glauben stärken, das kann nur ein bekehrter ^{/104} Christ. Man kann Christus bekennen, aber man ist deshalb noch nicht bekehrt. Christus fordert von jedem eine Bekehrung, aber er läßt jedem die freie Entscheidung.

49. [Konfirmandenstunde] 26.1.1915

Wenn der heilige Geist uns heiligt, so sind wir deshalb nicht auf einmal sündlos, aber wir tragen eine Kraft in uns, die uns beisteht, Sieger zu werden. Wir sollen Jesu immer ähnlicher werden. Wenn wir nur stille halten, so wird uns der heilige Geist ^{/105} im rechten Glauben erhalten. Wenn wir nur auf eigene Kraft gegründet wären, so würden wir fallen. Wenn wir [an] Jesu fest halten, so läßt er uns nicht. „Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen.“ sagt Christus. [Phil. 1, 6]

Eine heilige allgemeine Kirche, das bedeutet die ganze Christenheit. Sie wird eine Kirche genannt, im Unterschied zu den verschiedenen Konfessionen. ^{/106}

50. [Konfirmandenstunde] 29. Jan. 1915.

„Heilig“ heißt die Kirche im dritten Artikel nach dem heiligen Geiste, der am Pfingsttage über die erste Gemeinde der Jünger ausgegossen wurde. [Apg. 2, 1–13.37–47] Gemeinschaft der „Heiligen“ ist gemeint im Sinne des Wortes Gottes. Die Apostel reden in ihren Briefen die Leute oft mit „Heiligen“ an [1. Kor. 1, 2; 2. Kor. 1, 1]. Heilig will heißen: abgesondert von der sündigen Welt. Die „Heiligen“ sind die innerlich Bekehrten, die aufrichtig Gläubigen. Sie heißen „Heilige“ im Gegensatz zu den Namen[s]= ^{/107} christen. Die sichtbare Kirche

ist die Christenheit auf Erden, die unsichtbare Kirche die Gemeinschaft der Heiligen. Die Heiligen sind untereinander durch die Liebe zu Jesus verbunden. Wahres Christentum gleicht den Unterschied der Stände aus. Es ist die Macht, die auch während des Krieges Brücken zu unseren Feinden baut. „Es wird nicht Frieden werden, bis Jesu Liebe siegt.“¹⁰²

51. [Konfirmandenstunde] 2.2.1915.

Die katholische Kirche ist gewissermaßen der Rückgang /¹⁰⁸ zum Alten Testament in der Auffassung des Verhältnisses zu Christus Gott. Er ist der strafende Gott[,] zu dem sie¹⁰³ Vermittler brauchen. Im Alten Testament waren es die Hohenpriester, jetzt[,] in der katholischen Kirche sind es die Priester und die Heiligen.

52. [Konfirmandenstunde] 5.2.1915.

Die katholische Kirche lehrt, daß wir durch unsere guten Werke selig werden. Luther versuchte auf diesem Wege zu einer inneren Befriedigung zu gelangen, aber er kam erst durch das Evangelium zu Gott. Nicht durch unsere Werke, sondern /¹⁰⁹ durch Christi Werk für uns kommen wir zum Frieden. [Röm. 3, 20; 4, 1–10] Luther hatte es erlebt und wollte es deshalb auch den anderen mitteilen. Der evangelische Glaube ist nicht bequem, wie seine Feinde sagen. Je mehr wir die Gnade Gottes erkannt haben, umso mehr wirkt sie in uns und treibt uns zu guten Werken. Aber nicht darauf gründen wir unsere Hoffnung, sondern allein auf Gottes Gnade. Keiner kommt in den Himmel, dem nicht die guten Werke nachfolgen [Offb. 14, 13], aber die Gnade Christi tut uns die Tür auf. Natur= /¹¹⁰ lich gibt es auch in der katholischen Kirche befriedigte Menschen, aber die sind auf evangelischem Wege zu Gott gekommen. Die evangelische Kirche ist auch nicht vollkommen. Wenn man Fehler an ihr entdeckt, soll man sich aber nicht von ihr trennen, sondern umso treuer an ihr arbeiten. Die katholische Kirche läßt die Völker auf geistigem Gebiet nicht aufsteigen.¹⁰⁴ Die evangelischen Völker stehen an der Spitze der Kultur.

Auferstehung d. Fleisches. Nicht unser irdischer Leib soll auferstehn. Wenn /¹¹¹ sterben, so scheiden sich Leib und Seele, die zu Gott geht. Den Seelen, die hier noch nichts von Gott gehört haben, denen ist nach dem Tode noch eine Entscheidungszeit gegeben. Gott sei Dank, daß wir wissen, daß, wenn wir Gott hier geliebt haben, wir nach dem Tode sofort zu ihm eingehen.

„Auferstehung des Fleisches[“], d. h. nicht unser irdisches Fleisch, sondern ein verklärter Leib soll auferstehn. [1. Kor. 15, 40–53]

53. [Konfirmandenstunde] 9. Febr. 1915.

Ewiges Leben ist nach Gottes Wort ein Leben der ungetrübten Gottesgemeinschaft. /¹¹² In der Ewigkeit gibt es keine Sünde mehr. Es ist ein Leben vollendeten Wirkens, für jeden entsprechend seinem eigenen Wesen. Es gibt keinen Tod mehr mit seinem Leiden und Schmerzen. „Gott wird abwischen allen (!) Thränen von ihren Augen.“ [Offb. 7, 17; 21, 4] Wir wissen nicht[,] wie Gott uns vollendet selig machen wird, aber es ist gewiß. Die Gewißheit bekommen wir, wenn der heilige Geist in uns wohnt, von dem wir wissen, daß er nie enden kann. „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird /¹¹³ nimmermehr sterben.“ [“] (Joh. 11.25+26)

Vater Unser.¹⁰⁵ In der Bergpredigt gibt Jesus die Grundlage zum Gebet. „Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein.“ (Matth. 6.6) Solange ein Mensch betet, hat er noch Verbindung mit Gott. Christentum ohne Gebet ist unmöglich. Luther sagt, das Gebet sei das Atemholen unserer Seele.¹⁰⁶ Es kommt nicht nur darauf an, daß man betet, sondern wie man betet. „Not lehrt beten“, aber wer nur in der Not beten will, macht die Erfahrung, daß er nicht mehr beten kann. Auch im inneren Leben müssen wir eine Ordnung haben, von der wir nie ablassen. /¹¹⁴ Die Morgen[-], Abend[-] und Tischgebete sollen ganz fest stehn. Wenn man vor anderen das Tischgebet fortläßt, so ist es Feigheit. An jedem Morgen muß uns die Bitte um Kraft zu Gott treiben. Zum Abendgebet veranlaßt uns die Dankbarkeit. Wenn wir auf den Tag zurückblicken, so fallen uns unsere Fehler ein, und wir bitten um Vergebung. Gerade bei diesen Gebeten müssen wir darauf achten, daß es kein Plappern wird. [Matth. 6, 7]

54. [Konfirmandenstunde] 12. Febr. 1915.

Religion heißt Verbindung.¹⁰⁷ Beim beten sollen wir in unser Kämmerlein gehen [Matth. 6, 6], das will nicht heißen, wir sollen im= /¹¹⁵ mer äußerlich allein beten, sondern wir sollen allein mit Gott sein. Wie können wir erwarten, daß er uns erhört, wenn wir selbst nicht aufmerksam sind. Andacht ist die erste Grundbedingung, sonst wird das Gebet ein Plappern ohne Sammlung. Darf man auch auswendig gelernte Gebete sprechen? Ja, aber es ist oft eine Versuchung[,] sie ohne Andacht zu beten. Je älter wir werden, je freier beten wir, denn ein auswendiges Gebet schließt nicht alles ein, was uns bewegt. Christus zeigt uns, wie eindringlich unsere Gebete sein sollen, aber trotzdem /¹¹⁶ müssen wir beten: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe. [Luk. 22, 42] Viele Gebete kann Gott nicht erhören, weil sie etwas erflehen, was nicht gut für uns ist. „Bittet, so wird euch gegeben.“ (Matth. 6.6)

Nicht die Sünden, die wir bereuen, scheiden uns von Gott, sondern die, die wir, trotzdem wir sie erkennen, weiter tun. Wir können nicht beten, solange wir jemand hassen. [vgl. Matth. 5, 23–24] Wir können nicht beten, solange wir die Pflichten in unserm Leben nicht ganz erfüllen. Es gibt nichts herrlicheres, als sichtbare Gebeterhörung. Wenn wir beten, so werden wir /¹¹⁷ mit Frieden erfüllt.

Jesus sagt seinen Jüngern, bisher hätten sie noch nie in seinem Namen gebetet. (Joh. 16.23 u. 24) Sie konnten es ja noch nicht, denn erst nach der Himmelfahrt hatten sie innere Gemeinschaft mit ihm.

Die Jünger kamen zu Jesu und baten ihn, sie beten zu lehren. (Matth. 6. Lukas 11.) Wir sollen nicht etwa immer das Vater Unser beten, aber wir sollen unsere Gebete nach seinem Muster einrichten.

55. [Konfirmandenstunde] 16.2.1915.

Vater Unser. Die ersten drei Bitten handeln von dem Reich Gottes, dann kommen /¹¹⁸ unsere persönlichen Bitten. In der Anreden¹⁰⁸ tritt uns Gottes Lieben und seine Allmacht entgegen. Die II. Bitte¹⁰⁹ sagt uns dasselbe wie das II. Gebot.¹¹⁰ Die reine Lehre tut es nicht allein, das Leben muß dazu kommen. Die II. Bitte¹¹¹ ist durch Jesu Kommen gewissermaßen schon erfüllt. Sie sagt uns auch, daß wir zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden beitragen sollen. Die III. Bitte¹¹² hat man die schwere Bitte genannt. Selbst

Christus ist es schwer geworden, sie zu bitten. [Matth. 26, 39] Die IV. Bitte¹¹³ erbittet etwas, /¹¹⁹ was zu unserm leiblichen Leben nötig ist. Es Aber es ist auch zum Wohlergehen unserer Seele nötig, die so eng mit unserm Körper zusammenhängt. Wenn wir sagen wollen „unser“ täglich Brot, so als ob es uns selbstverständlich zu käme, dann müssen wir es auch verdienen. Beim täglichen Brot sollen wir auch an die Armen denken und ihnen zu ihrem Brot verhelfen.

In der 5. Bitte¹¹⁴ zeigt uns Christus, daß unsere Fehler nicht etwa angeboren, sondern unsere Schuld sind, zu (!)¹¹⁵ der es kein anderes Loskommen gibt, als die Vergebung Gottes. – /¹²⁰

56. [Konfirmandenstunde] 19.2.1915.

6. Bitte.¹¹⁶ Gott versucht auch zum Guten in den Prüfungen, die er auch nicht von uns nehmen soll. Wir werden aber oft von dem Bösen versucht[,] und Gott läßt es zu. Wir bitten Gott, daß er, weil wir noch schwach sind, uns mit schweren Versuchungen verschone.¹¹⁷

Der Beschluß der Gebote (!)¹¹⁸ stellt uns noch einmal die Allmacht Gottes vor Augen.¹¹⁹ Das Amen hat eine große Bedeutung, denn es drückt unsere Glaubensgewißheit aus.

4. Hauptstück.¹²⁰ Jesus hat zwei Sakramente einge= /¹²¹ setzt, die Taufe und das Abendmahl. Sakramente sind heilige, von Jesus Christ[us] selbst eingesetzte Handlungen, in denen uns unter sichtbaren, irdischen Zeichen, himmlische Gnadengaben zu teil werden. Die Taufe hat Jesus vor seiner Himmelfahrt bestimmt. [Matth. 28, 19] Johannes der Täufer hatte die Wassertaufen eingerichtet. [Matth. 3, 11] Seine Taufe enthielt aber nur eine Vertröstung, die Taufe Christi ist ein Gnadengeschenk. Mit der Taufe ist uns die Gewißheit für unsere Seligkeit nicht gegeben, aber Gott will uns helfen und es uns leicht machen. – /¹²²

57. [Konfirmandenstunde] 23.2.1915.

Wer getauft ist, und nicht glaubt, dem wird die Taufe zum Gericht. [Mark. 16, 16] Die erste Verpflichtung für die Eltern ist es, daß sie die Kinder taufen lassen, ihre andere Verpflichtung, daß sie ihre Kinder christlich erziehen. Auch die Paten geloben es, daß sie für das Seelenheil der Kinder sorgen wollen[.] Bei einer christlichen Taufe dürfen wir Christen die Patenstellen übernehmen. Da das Patenamt uns ernste Pflichten auferlegt, soll man es sich immer überlegen, ehe man eine /¹²³ Patenstelle übernimmt. Wenn man z. B. bei armen Leuten Pate wird, so muß man immer mit ihnen in Verbindung bleiben und auch für seine Patenkinder beten. Um das zu können, müssen wir selbst bekehrt sein, und unsere Taufe bei der Konfirmation bestätigt haben.

58. [Konfirmandenstunde] 25.2.1915.

Das Abendmahl.¹²¹

Aus Jesu Worten geht hervor, daß das Abendmahl eine Gedächtnisfeier sein soll. (Matth. 26[;] Mark. 14[;] Luk. 22[;] Joh. 6.48[;] 1. Kor. [11,] 23–32) Das ist aber nicht das Wichtigste. Das Abendmahl will nicht /¹²⁴ nur eine symbolische Gedächtnisfeier, sondern eine Gnadengabe sein. Natürlich gibt Jesus uns nicht seinen irdischen Leib, sondern wir werden in eine innere Gemeinschaft mit ihm gestellt. Es wäre unnötig[,] sich den Kopf darüber zu zerbrechen[,] auf welche Weise Gott uns die Gnadengaben mitteilt. Es ist genug, daß wir sie an unserer Seele spüren. Das Abendmahl ist in der christlichen Gemeinde

ein Mahl der Liebe. Es sammelt ohne Rücksicht auf die Standesunter= /¹²⁵ schiede alle um einen Tisch. Jede Hausgemeinde sollte gemeinsam zum Abendmahl gehen, um sich in Christi Liebe zu vereinen. Weil das hl. Abendmahl ein Mahl der Liebe ist, dürfen wir, wenn wir es nehmen, keinen Groll gegen einen anderen hegen. [Matth. 5, 23–24] Denn wer nicht vergibt, dem wird auch nicht vergeben. [vgl. Matth. 6, 15]

59. [Konfirmandenstunde] 2. März 1915.

Es kommt darauf an, daß jedem Einzelnen persönlich die Gewißheit der Vergebung der Sünden [zuteil] wird, und das geschieht im Abendmahl. Wenn Wir Jesu angehören[,] so haben wir /¹²⁶ gleichsam die Reinigung empfangen, aber wir haben immer wieder eine Reinigung der Seele nötig. Soll unser Abendmahls gang gesegnet sein, so müssen wir mit aller Kraft den Kampf gegen die Sünde aufnehmen. Gott gibt uns im Abendmahl innere Kraft und Frieden. „Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.“ [Joh. 6, 37] Wer empfängt das Abendmahl würdig? [1. Kor. 11, 27] Es ist falsch, wenn man sich nach Gott sehnt, aber nicht zu seinem Tisch kommt, weil man sich im Glau= /¹²⁷ ben nicht fest fühlt. Wenn wir vollkommen wären, dann brauchten wir nicht zu kommen. „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“ [Matth. 5, 6] Ebenso falsch ist es, wenn man nicht kommt, weil man noch zu viele Fehler an sich sieht. Das hl. Abendmahl will uns ja gerade helfen. Die Hauptsache ist das aufrichtige Verlangen. Würdig bedeutet nicht dasselbe wie wert. Diejenigen, die sich am unwertesten fühlen, sind die Würdigsten. Wie bereitet /¹²⁸ man sich vor? Durch beten und Bibel lesen.

60. [Konfirmandenstunde] 9.3.1915.

Jeder Abendmahls gang soll eine Station in unserem Glaubensleben sein.

Stern, auf den ich schaue[,]
 Fels, auf dem ich steh[,]
 Führer, dem ich traue[,]
 Stab, an dem ich geh,
 Brot, von dem ich lebe,
 Quell, an dem ich ruhe,
 Ziel, nach dem ich strebe –
 Alles, Herr, bist du!¹²²

Danksagungen

Für das Zustandekommen meines Buches bedanke ich mich in erster Linie bei meiner lieben, treuen Frau Ellen Gladys Dobberahn, geb. Dyckerhoff, die mich in allen freudigen und entmutigenden Stunden des Niederschreibens und der Verlagssuche unterstützt hat. Auch sonst habe ich für mannigfache Hilfe, Ermutigung und Zuspruch zu danken: Herrn Rudolf Reinhold, dem unermüdlichen und kenntnisreichen Archivar der Pfingstkirchengemeinde in Potsdam (Große Weinmeisterstraße), der mir wertvolle Materialien zugänglich gemacht hat, sowie auch Herrn Domstiftsarchivar Dr. Uwe Czubyatynski und Frau Archivarin Konstanze Borowski am Domstiftsarchiv in Brandenburg/Havel. Meiner am 15.4.2020 verstorbenen Schwiegermutter Ellen Dyckerhoff, geb. Rhodius (Südheide), sowie ihrer Schwester, Frau Caroline Eschweiler, geb. Rhodius (Dreieich-Buchschlag) verdanke ich viele wertvolle Dokumente und Auskünfte zum Leben ihrer Mutter Ellen Rhodius und zur Person Wilhelm Ahlmanns. Oda und Reinhard von Horstig (Garbsen) gewährten mir Einblick in den in ihrem Besitz befindlichen Briefwechsel zwischen Ellen Rhodius und Wilhelm Ahlmann. Herrn Archivar Rainer Allmann (Südheide), danke ich, weil er mir bei der Entzifferung von in Sütterlin geschriebenen Texten aus dem Ersten Weltkrieg zur Seite stand. Dank schulde ich auch den stets hilfsbereiten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Bonner Universitätsbibliothek, ebenso der Hermannsburger Gemeindebücherei und der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie in Hermannsburg (Südheide) für die bisweilen extrem schwierige Literaturbeschaffung; was letztere betrifft, bin ich zu großem Dank verpflichtet auch manchem freundlichen Bücher-Antiquariat in Deutschland (vor allem in Düsseldorf, Aachener Platz), England und Frankreich (die französischen Buchhändler versandten jedesmal mit ausgesucht schönen Briefmarken). Außerordentlich ertragreich waren für meine Arbeit auch die Literaturbestände des Celler Gymnasiums Ernestinum; ohne die Ernestiner Lehrerbibliothek zur Pädagogik im Ersten und Zweiten Weltkrieg hätte ich nicht in der Weise *ad fontes* gehen können, wie ich es getan habe. Überhaupt waren die Ernestiner Kollegen für meine philologischen und historischen Fachfragen immer höchst aufgeschlossen; Herr OStR. i. R. Uwe A. Winnacker (Celle) überließ mir sogar zu ständigem Gebrauch ein Konvolut literarischer Kleinodien aus seiner hochwertigen germanistischen Fachbibliothek. In besonderer Weise danke ich auch meinen Freunden, die meine Arbeit über Jahre hinweg begleitet haben: Harald Faber (Judaistik, Südheide) und Dr. theol. Thomas Hübner, Pfarrer und Superintendent i. R. (Köln-Rodenkirchen) für die Klärung wesentlicher theologischer Grundfragen, sowie meinem Freund Rudolf Böhm (Bonn-Bad Godesberg), einem Zeitzeugen des Ungeheuerlichen, für die Offenheit seines Diskurses zu meinem Buch; ihm danke ich auch für seine Großzügigkeit, mit der er mich mehrere Jahre hindurch, in den Phasen meiner Bonner Bibliotheksrecherchen, in seinem Haus beheimatet und mir hervorragende Arbeitsmöglichkeiten eingerichtet hat. Herrn Prof. Dr. theol. Günter Brakelmann (Bochum), aus dessen profundem Schrifttum zur protestantischen Kriegstheologie ich außerordentlich Wertvolles gelernt habe, danke ich für einen mehrstündigen Austausch in seinem „Lutherkeller“ und seine Bereitschaft,

meine umfangreiche Arbeit durchzustudieren, einige wichtige Anregungen zu geben und ein kurzes Geleitwort zu schreiben.

Dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen danke ich für die vorzügliche Ausstattung des Buches und die sorgfältige Drucklegung. Insbesondere bin ich Herrn PD. Dr. Izaak de Hulster vom V&R-Verlag, Alttestamentler wie ich, zu großem Dank verpflichtet für seine freundschaftliche Beratung und Begleitung auf dem Weg vom eingereichten Manuskript zum fertig gedruckten Buch. Auch Frau Miriam Espenhain und Frau Renate Rehkopf vom Verlag V&R danke ich ebenso herzlich für ihre freundliche Ansprechbarkeit und die gründliche Betreuung meines umfangreichen und graphisch nicht unkomplizierten Manuskriptes. Für namhafte Druckkostenzuschüsse danke ich der Union der Evangelischen Kirchen in der EKD, sowie der EKD und der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR), sowie der Manfred-und-Rosemarie-Rhodus-Stiftung, Burgbrohl.

„Some said, ‚John, print it‘; others said, ‚not so‘;
Some said, ‚it might do good‘; others said, ‚no‘.
Now was I in a strait, and did not see
Which was the best thing to be done by me:
At last I thought, since you are thus divided,
I will it print, and so the case decided.“¹²³

Südheide, im November 2020

Anmerkungen

Anmerkung zum Geleitwort

- 1 Vgl. BRAKELMANN (1974), S. 73 ff; DERS. (1991), S. 193 ff.

*Hinweis: Im Anmerkungsteil bezieht sich der Ausdruck „DERS.“ immer auf den/die unmittelbar zuvor genannten Autor*innen; die Abkürzung „ebd.“ („ebenda“) wird auch im Sinne von „aaO.“ („am aufgeführten Orte“) verwendet.*

Anmerkungen zu Prolegomena A: „Die Kruste aus Vergessen muss dünn bleiben“ – Grund- und Anfangsfragen – Darstellung der Untersuchung: Absicht und Methode, Übersicht und Aussicht

- 1 BURTON (1883), S. 40 f; mit „they“ sind die Machthaber und ihre Redner gemeint.
- 2 KUNERT (1966), S. 8; vgl. SOUTHWELL (1978), S. 48 ff.
- 3 BRECHT (1977a), S. 1485 („Flüchtlingsgespräche“, XV).
- 4 So KENNAN (1979), S. 3. George Frost Kennan (1904–2005) gebraucht im Original den Ausdruck „the great seminal catastrophe of this century“. Der Begriff „Urkatastrophe“ entstammt der deutschen Übersetzung von ARMSTRONG (1981), S. 12. PÄTZOLD (2014), S. 120 f macht auf den fragwürdigen Euphemismus des Ausdrucks „Katastrophe“ aufmerksam, der zumeist für „Ereignisse wie Erd- und Seebeben, Erdbeben, sintflutartige Unwetter mit Überschwemmungen, Dürreperioden oder Einschläge von Himmelskörpern“ gebräuchlich ist, also für Ereignisse, denen „die Betroffenen hilflos ausgeliefert“ sind, während „dieser Weltkrieg wie andere vor und nach ihm Menschenwerk“ war.
- 5 EKSTEINS (1990); vgl. SCHNEIDER/HEINEMANN/HISCHER/KUHLMANN/PULS (2008), S. 8, Anm. 1; MÜNKLER (2015b), S. 63.
- 6 Ich verweise auf die Publikationen BRAKELMANNs (2014 ff); s. Literaturverzeichnis.
- 7 GRESCHAT (2014); der „globale Überblick“ umfasst 164 Seiten.
- 8 TIETZE (2012), S. 261 ff; DERS. (2018a), S. 505 ff; DERS. (2018b), S. 589 ff.
- 9 Vgl. MITSCHERLICH (1977), S. 65.77 ff.79.84.129 ff.369.
- 10 Eine solche Trauerarbeit leistete etwa BRAKELMANN (2015a), S. 8 und DERS. (2015b), S. 8 im Rahmen der Erwachsenenbildung der Stadtakademie Bochum.
- 11 THIELICKE (1951, I), § 538, S. 182.
- 12 NIETZSCHE (2007), S. 269 („Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben – Unzeitgemäße Betrachtungen“, Zweites Stück, Kapitel 3); THIELICKE (1955, II, 1), § 1426, S. 392.
- 13 Vgl. MEIER (1994), S. 691 ff zur evangelischen, HÜRTEN (1994), S. 725 ff zur katholischen Kirche; zum deutschen Judentum im Ersten Weltkrieg vgl. PICHT (1994), S. 736 ff.

- 14 KRAUS (1933b), S. 53 f (= „Die dritte Walpurgisnacht“, in: Die Fackel, sog. „Nr. 999“, Jg. XXXV vom Sommer 1933, S. 69).
- 15 Vgl. NIETZSCHE (2007), S. 269 f.
- 16 Die Berechtigung, zu untersuchen, wie sich frühere Generationen vom Kriegsästhetizismus überwältigen ließen und das Bessere, das sie wussten, in den Hintergrund drängten, ist unentbehrlich und darf nicht von der Frage konterkariert werden, ob man sich selbst damals besser verhalten hätte. Das Urteil der Nachwelt über die, welche die Erdoberfläche mit Blut überschwemmten, Anklage und Missfallen müssen um der Millionen unschuldiger Opfer willen bekundet und gehört werden. Die perfiden Methoden der Verhetzung dürfen nicht unaufgeklärt bleiben und die Mordgeschichten nicht unterdrückt und vergessen werden, die sich im Kontinuum von 1914–1945 aus dem tatorientierten Ästhetizismus des Auseinanderreißen von Ethik und Ästhetik ergaben.
- 17 BRAKELMANN (1974a), S. 232.234 f.
- 18 HUMBOLDT (1961), S. 357 ff.365 („Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“, 1830): die „Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust“; PESTALOZZI (1996), S. 230 ff; s. zu Schiller a. BERGER (1916, II), S. 297 ff.
- 19 RILKE (1980, II), S. 509 („Sonette an Orpheus“, II, 4).
- 20 GOODMAN (1978), S. 6 ff.18 („Words, Works, Worlds“).93 f („The Fabrication of Facts“): „Worlds are made by making such versions [= world-versions] with words, numerals, pictures, sounds, or other symbols of any kind in any medium; and the comparative study of these versions and visions and of their making is what I call a critique of worldmaking.“ Vgl. NÜNNING/NÜNNING/NEUMANN (2010).
- 21 JABŁKOWSKA (2016), S. 51 ff (Lit.) zu Georg Büchner und Karl Kraus. Jabłkowska verweist, ebd., S. 53 auch auf die Rolle der Photographie; vgl. a. FRISCH (1970), S. 45 f.
- 22 Vgl. MUSIL (1988, I), S. 9 ff („Woraus bemerkenswerter Weise *nichts* hervorgeht“, Hervorhebung von mir).
- 23 HELLER (1977), S. 150 f.
- 24 JABŁKOWSKA (2016), S. 51 ff.
- 25 DJASSEMY (2002), S. 320 f.
- 26 KRAUS (1969), S. 200 („Nicht einmal!“).
- 27 D. Martin LUTHER, WA XVIII, S. 344–361.
- 28 SHAKESPEARE (1920c), S. 164ab (Hamlet, V, 2, Horatio); HELLER (1954), S. 365a.
- 29 D. Martin LUTHER, WA Tr. III, Nr. 2911b, S. 75, Z. 19–23; der lateinische Satz lautet auf Deutsch: „Prediger sind die größten Totschläger, denn sie vermahnend die Obrigkeit ihres Amtes, dass sie böse Buben strafen sollen.“
- 30 BÜCHNER (1961), S. 53 (Zweiter Aufzug, „Die Conciergerie, ein Korridor“); JABŁKOWSKA (2016), S. 51 ff; vgl. a. HARARI (2019b), S. 358: „Always try to translate such hogwash into real terms: a soldier crying in agony, a woman beaten and brutalised, a child shaking in fear.“
- 31 HEINE (1947), Nr. 186, S. 131 („Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“, III, 1833/1834).
- 32 Foerster wird bei SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 121 f.126.234.242 f.245.249.251.267 f.291.310.313 immer wieder genannt.
- 33 SCHLUNCK (1918a), S. 476a; DERS./WIBBELING (1931), S. 74.81 (Briefe vom 15. und 22.2.1915); PRESSEL (1967), S. 326.

- 34 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 43 ff. 46. 48. 53. 64. 72 f. 79. 81. 94 f. 100. 118. 121. 123. 131 ff. 143. 232 f. 234. 236 f. 254 ff. 314. 331 u. ö.; über Schlunck s. PRESSEL (1967), S. 324 ff; s. a. DIES., ebd., S. 54 ff (Autobiographie bis 1914); vgl. a. ebd., S. 208. 226 ff. 229 f. 256 (zu Erscheinungsbild und Charakteristik Schluncks).
- 35 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 26 (Fragment über die ersten Kriegserlebnisse aus dem November 1914).
- 36 SCHLUNCK (1915b), S. 284b; PRESSEL (1967), S. 326, Anm. 8.
- 37 SCHLUNCK (1915a), S. 280a–b.
- 38 DERS., ebd., S. 279b; Hervorhebung von mir; vgl. DERS. (1914a), S. 252a: „Das Gesetz des Staates ist gekommen und hat sich neben das Wort Gottes gestellt, ja über dasselbe hinaus erhoben. Der Staat hat sich als die Quelle des Rechts bezeichnet. [...] Die ganze Politik wird von dem Grundsatz der nationalen Ehre beherrscht und daraus werden die Gebote genommen. Nicht mehr Brüder waren und sind die christlichen Völker, sondern Erbfeinde; nicht der Frieden im gegenseitigen Gönnen ist ihr Ziel, sondern der Krieg. Wie haben wir das von Jugend auf in der Schule gelernt. Auch unser Volk ist tief in den nationalen Abfall hineingetreten. [...] Welches unter den Völkern ist da noch besser oder schlechter?“ PRESSEL (1967), S. 327. 329.
- 39 SCHLUNCK (1915c), S. 298b; vgl. DERS. (1917), S. 413b; PRESSEL (1967), S. 326. 330.
- 40 SCHLUNCK (1914b), S. 253a. 254a; PRESSEL (1967), S. 328 f.
- 41 So etwa auch in den Predigten Christoph BLUMHARDTs d.J. (1932), insbes. S. 319 ff (Morgenandacht am 3.10.1913 „Ein neuer Name“ über Jes. 62, 2). 375 ff (Morgenandacht am 13.11.1914 „Der Bund“ über Hes. 37, 26); RAGAZ (1925), S. 320.
- 42 HARARI (2019b), S. 158 ff. 163 ff; „Religions still have a lot of political power, inasmuch as they can cement national identities and even ignite the Third World War.“ (S. 163).
- 43 BRAKELMANN (1974a), S. 233 f. 246 ff.
- 44 KAPPEY/KOCH (1927), Nr. 27, S. 109 ff („Aus dem Briefe eines französischen Offiziers“, der berichtete, dass dieser Pfarrer schließlich doch niedergeschossen wurde).
- 45 WIESE (1917), S. 132; FOERSTER (1919), S. 64, Anm.; JOHANN (1969), S. 264.
- 46 PORGER (1909), S. 170a–b, ebenfalls in „Dürrs Deutscher Bibliothek“, Bd. 1.
- 47 LOMBERG (1912), Nr. 1, S. 1 ff.
- 48 KAHLE (1928), S. 131; vgl. DERS., ebd., S. 105 ff. 109 ff. 126 ff. 129 ff; so auch in Verlagsreklamen; s. bei FLEX (1922), S. 53: „berufener Opferpriester“.
- 49 DERS., ebd., S. 5.
- 50 ROSENBERG (1941), S. 8. 114; SCHOLDER (2000), S. 274.
- 51 MANN (1955), S. 565 („Deutschland und die Deutschen“, 1945); s. a. Heinrich MANN (1974), S. 78 („Berlin II“, 1923).
- 52 Vgl. SPENGLER (1933), S. 25 f, der eben das entgrenzende Verständnis von „Nation“ angriff.
- 53 KRAUS (1919a), S. 5–65; DERS. (1988b), S. 185–291.
- 54 Das Zäsursetzende dieses Bildes betont auch TUCHOLSKY (1993, V), S. 131 („Das überholte Witzblatt“, 1928); s. a. DERS. (2001, X), Nr. 72, S. 215. 756; vgl. LENSING (1988), S. 564 ff.
- 55 KRAUS (1919a), S. 36 mit Anm. 1; DERS. (1919b), S. 33; DERS. (1988b), S. 242 f; DERS. (2014), S. 219 (V. Akt, 11. Szene); die Photos bei HOLZER (2014), S. 94. 96, Abb. 70 (Seitenaufnahme von links). 72 (Frontaufnahme). Kraus erkennt auf dem Photo Nr. 72 in dem links neben dem hingerichteten Battisti den lächelnd in die Kamera blickenden „sogenannten

- Seelsorger“. Es ist derselbe Mann, der sich auf dem Photo Nr. 70 im Augenblick der Exekution mit demselben schwarzen Quasten-Hut bekleidet, aber mit dem Rücken zur Kamera gewandt, ebenfalls an derselben Stelle, direkt links neben Battisti aufhält.
- 56 LENZ (1968), S. 14.155.240.361 f.
- 57 1971 hat auf mich der Film „Johnny got his Gun“ von Dalton Trumbo (1905–1976) einen bis heute unauslöschlich schmerzhaften Eindruck gemacht. Joe Bonham, genannt Johnny, ein 20jähriger US-Soldat, wird im September 1918 von einer Granate getroffen, die ihn an Armen und Beinen verstümmelt und ihm das ganze Gesicht mitsamt allen seinen Sinnesorganen unterhalb der Augenbrauen wegrißt. Er überlebt seine schweren Verwundungen als gesichtsverstümmelter, tauber, stummer und blinder Torso. Wo sein Gesicht war, ist ein mit blutigem Schleim überzogener Krater übrig geblieben, der während des ganzen Films von einer ornamental gefalteten schneeweißen Haube bedeckt bleibt. Ein Lazarettarzt stellt aufgrund dieser schweren Kopfverletzungen die Fehldiagnose „*completely decerebrated*“, weswegen er Johnny für dauerhaft komatös, denkunfähig und empfindungslos erklärt. Man hört dann im Film die verzweifelten inneren Schreie, als Johnny beim Herausziehen der Nähseide spürt, an Armen und Beinen amputiert worden zu sein („*My arms! My legs!*“). Wenig später wird ihm bewusst, auch keinen Gaumen, keine Zunge, keine Zähne, keine Augen und Ohren mehr zu haben; beim Atmen verspürt er seine Nase nicht mehr; er fühlt nur noch Hohlraum („*hole*“) und augenlose Finsternis. Solcherart „lebendig begraben“ dauert es fünf / sechs Jahre, bis Johnny anhand von Erinnerungen und der Wahrnehmung von Vibrationen sowie Hautempfindungen erschließen kann, dass er in Frankreich in einem ständig abgeriegelten Raum eines britischen Militärhospitals liegt. Eine junge Krankenschwester findet heraus, dass er sich mithilfe von Morsezeichen, die er mit Kopfbewegungen in sein Kissen klopft, mit seiner Umwelt zu verständigen versucht.
- 58 Vgl. auch MITSCHERLICH (1977), S. 84 f.
- 59 BÖRNE (1916, II), S. 260 (Rezension zu „*Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823*“).
- 60 KRAUS (2014), S. 15 (Vorwort zu den „*Letzten Tagen der Menschheit*“).
- 61 DERS. (1988a), S. 91 („Weltgericht I“); die Äußerung bezieht sich auf die Kriegsberichterstatterin Alice Schalek (1874–1956); HELLER (1954), S. 361b; DERS. (1977), S. 152.
- 62 KÄSTNER (1969, I), S. 147 („Zitat aus großer Zeit“, in: „*Lärm im Spiegel*“).
- 63 ENZENSBERGER (2009), S. 357.
- 64 Schon BRAKELMANN (1974), S. 7.141 ff gibt den Anmerkungen diese zusätzliche Funktion; vgl. a. DERS. (2015b). In dieser Untersuchung wird zuerst der originale bibliographische Fundort angegeben, danach die bibliographischen Hinweise auf den Fundort.
- 65 „*Le sens de notre démarche éditoriale consiste ainsi à permettre l'accès à ces œuvres sans pour autant que nous en cautionnions en aucune façon le contenu*“ – so die Verlagsauskunft auf dem rückseitigen Cover des Nachdrucks von VERHAEREN (1915a).
- 66 BACHTIN (1979), S. 223; vgl. DERS., ebd., S. 225 ff; dasselbe Recht der Zitierung muss auch für Abbildungen gelten dürfen.
- 67 Vgl. zu dieser Arbeitsweise, die Texte im Original zu zitieren, auch KURZKE (2009), passim, der im Übrigen die Zitierkunst Thomas Manns kritisch beleuchtet; DERS., ebd., S. 56 ff.60 („nicht wissenschaftlicher, sondern künstlerischer Natur“).
- 68 So auffällig bei KÜHN (1917); dass die bibliographischen Fundorte inzwischen bei DEMM

- (2008), S. 250 zu finden seien, wie SCHNEIDER (2011), S. 160, Anm. 81 behauptet, ist unrichtig.
- 69 S. schon PIECHOWSKI (1917), Vorwort vom August 1916; REISS (1973), S. 144. So ziehe ich aus rein dokumentarischen Gründen u. a. auch die Feldpostedition von Rudolf Hoffmann (1937) heran, die am Schluss der Sammlung vermehrt Briefe zitiert, die sich gegen die „jüdische Presse“, Sozialdemokratie und Kommunismus richten, nach einem „zweiten Hermann“, einem „energischen Diktator“ rufen und die Dolchstoßlegende anklingen lassen; HOFFMANN (1937), S. 323 f.326.343.376.456 ff.464 f. vgl. a. WITKOP (1928), S. 163 f.
- 70 JANSSEN (1893, VII), S. V („Entwurf einer Vorrede von Johannes Janssen“).
- 71 SCHLÖSSER (1983), S. 372 betont allerdings den spektakulären Erfolg, den Burton mit seiner Methode im 17. Jahrhundert erzielte.
- 72 So THOMSON (1984), S. 206.
- 73 Alfred Hermann FRIED (2005), passim, legte in seinen Kriegstagebüchern zu den fünf Kriegsjahren die Mechanismen der Verführung und Verhetzung, den „Hokuspokus der Sprache, der Gedanken, [... die] Perversität des Denkens und Fühlens, [... den] mystischen Wahnsinn“ mit seltener Eindeutigkeit offen; DERS., ebd., S. 40 („Tagebucheintrag vom 22.9.1914); vgl. KRULL (2013), S. 140 f, der den Eintrag falsch nach 1918 verlegt.
- 74 MITSCHERLICH (1977), S. 135.369; GOLDHAGEN (1996), S. 13.
- 75 ADORNO (1972), S. 88; vgl. a. MANN (1955), S. 728 („Deutsche Hörer!“, 1940–1945).
- 76 Zum Wort- und Redeschmuck (*ornatus, ornamentum, decorum*) in der Antike verweist etwa IRMSCHER (2005), S. 23 ff.176b (Anm. 20) auf Aristoteles, *Ars rhetorica*; Cicero, *De oratore*; Quintilian, *Institutio oratoria*; Pseudo-Cicero, *Ad C. Herennium de ratione dicendi*; s. a. LAUSBERG (1973, I–II); DERS. (1982); IRMSCHER, ebd., S. 25 ff.176b–177a (Anm. 23.25.27 ff) nennt auch für die ornamentale Rhetorik im Mittelalter und der frühen Neuzeit eine Reihe von Untersuchungen des 15., 16. sowie 20. Jahrhunderts.
- 77 FREUD (1978, II), S. 167–424; ADORNO (1972), S. 88 nennt Freuds Schriften „Das Unbehagen in der Kultur“ und „Massenpsychologie und Ich-Analyse“; vgl. MITSCHERLICH (1977), S. 107.344.
- 78 TILICH (1980), S. 19 f u.ö.
- 79 KOSCHORKE (2009), S. 280 ff.282 ff.
- 80 TROJANOW/HOSKOTÉ (2012), S. 166 ff; MAALOUF (1998), S. 39 ff.
- 81 ADORNO (1972), S. 90; Hervorhebungen von mir.
- 82 Börne antwortete unter diesem Titel (posthum erschienen im Frühjahr 1837 im Pariser Verlag Barrois) auf das aggressiv nationalistische Pamphlet des Literaturkritikers Dr. Wolfgang Menzel (1798–1873) „Herr Börne und der deutsche Patriotismus“ in dem von ihm redigierten „Literatur-Blatt“ Nr. 37 vom Montag, 11. April 1836, S. 145–148; LANGNER (2008), S. 312 f.
- 83 BÖRNE (1916, II), S. 435 ff.437 („Menzel der Franzosenfresser“, 1837); Hervorhebung von mir.
- 84 DERS., ebd., S. 438 f; vgl. a. DERS., ebd., S. 431 f.475 ff u.ö.
- 85 BENJAMIN (1980a), S. 469.508.738; YUN (2000), S. 48; MISHRA (2017), S. 25; vgl. a. HELLER (1977), S. 40 f („Als der Dichter Yeats zum ersten Mal Nietzsche las“).
- 86 KRAUS (1916 g); S. 63; DERS. (1988a), S. 102; vgl. YUN (2000), S. 48 f.
- 87 KRAUS (1915b), S. 11 f.

- 88 MANN (1955), S. 631 („Deutsche Hörer!“, 1940–1945). Damit hatte sich Thomas Mann (wie schon in vorangegangenen Jahren) endgültig von früher geäußerten, eklatanten Fehleinstellungen wie DERS. (1988), S. 479 losgesagt. Vgl. a. MUSIL (1988, II), S. 1437 zu dieser Entwicklung des Nationalismus, der „trotz der nahen Erfüllung noch nicht fürchterlich, sondern erst lächerlich“ aussah.
- 89 BAUDELAIRE (1961), S. 246 („Un mangeur d’Opium, VIII: Visions d’Oxford“); DERS. (1981, II), S. 216 ff.
- 90 DERS. (1961), S. 247.
- 91 DERS., ebd., S. 248 f.
- 92 HARARI (2019b), S. 338 ff; s. a. DERS. (2017), S. 327 ff. 338 ff, der hier schließlich eine extrem deterministische Position dieser „Dividuen-Theorie“ eingenommen und versucht hat, mit Bezugnahme auf die Elektrochemie des Organismus’ und auf Experimente der Gehirnstimulation, die Existenz des sog. „freien Willens“ in Abrede zu stellen („*leaving not even a crumb for freedom*“), bzw. den menschlichen Willen von bloßen Zufällen abhängig zu machen. „*Humans have no inner essence called the self*“; DERS., ebd., S. 329.332.342 f.
- 93 GOEDEKE (1893a), S. 224.
- 94 SCHOPENHAUER (1976, II), S. 514 ff („Die Welt als Wille und Vorstellung“, Band II, Kap. 32 „Über den Wahnsinn“).
- 95 HUCH (1916), S. 167 ff (Brief XVI).
- 96 Vgl. TIBERIUS (2013), S. 85 f (Lit.).
- 97 MUSIL (1955), S. 596 ff („Europäertum, Krieg, Deutschtum“; der Aufsatz erschien zuerst im September 1914 in der „Neuen Rundschau“, dem XXV. Jahrgang der „freien Bühne“, Band 2, Heft 9, Berlin, S. 1303–1305); PFOHLMANN (2012), S. 68 f. Musils „Mann ohne Eigenschaften“ und „Nachlaß zu Lebzeiten“ wurden 1938 auf die „Jahresliste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“, Leipzig, 1938, S. 100 gesetzt; 1941 folgten seine sämtlichen Werke in der „Jahresliste“, Leipzig, 1941, S. 13; vgl. a. DREWS/KANTOROWICZ (1947), S. 122; BERGHAHN (1983), S. 160; PFOHLMANN (2012), S. 129.147b.
- 98 ROTHE (1983), S. 31 f; vgl. weitere Beispiele radikaler Wandlung bei KURZKE (2009), S. 330 f.
- 99 REMARQUE (1929), S. 18.
- 100 MUSIL (1988, II), S. 1777.1865.1881.1883.
- 101 BENJAMIN (1980e), S. 572 f.
- 102 Das unterscheidet ihn vom Typ des von BÖRNE (1916, II), S. 269 sog. „Naturtyrannen“ wie Ali Pascha von Janina (1750–1822): „er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein.“ (Rezension von „Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands 1740–1824“ von F. C. H. L. Pouqueville).
- 103 GOEDEKE (1893a), S. 224.
- 104 Vgl. TIBERIUS (2013), S. 79 ff. Damit vertreten wir im Folgenden eine für unsere Zwecke genügende, „abgespeckte“ Version der Rezeptionsästhetik, die den autoriell berücksichtigten „impliziten Rezipienten“ als Objekt der Beeinflussung ansieht; zur Einführung in den Forschungsgegenstand vgl. ISER (1984), S. I ff; GRÖZINGER (2008), S. 87 ff; zur genaueren Darstellung der Rezeptionsästhetik und Diskussion hierüber s. JAUß (1991), S. 31 ff; ISER (1972), S. 168 ff; die Zirkularität zwischen Autor und Rezipient wird von heutigen Schriftstellern selbst beobachtet und beschrieben; vgl. KING (2001), S. 261 ff; SHEERS (2015), S. 263.

- 105 STORZ (1994), S. 273 f.
- 106 So am deutlichsten bei Reinhold Seeberg; BRAKELMANN (1974), S. 16 ff. 21. 28–53. 125 ff. 133 ff.
- 107 Eine Übersicht über die ab 1933 verbotene und verbrannte Literatur nebst Anthologie bieten DREWS/KANTOROWICZ (1947).
- 108 Lutz Becht in: SCHOEPS/TRESS (2008), S. 338 f.
- 109 Heinrich MANN (1974), S. 114; vgl. KRAMER (1931), S. 4.
- 110 SHEERS (2015), S. 263.
- 111 PRECHT (1996), S. 85 ff; Musil schrieb „im Focus“ des Ersten Weltkrieges und maß diesem den gesellschaftlichen Stellenwert eines „entscheidenden Movens“ zu; vgl. MUSIL (1988, II), S. 1839. 1844. 1846. 1848. 1851. 1855. 1859 f. 1862. 1867 f. 1872. 1876. 1885 f. 1888 ff. 1891 f. 1902 ff. 1932 f u. ö.
- 112 DERS. (1955), S. 688 ff; DERS. (1988, I), S. 867 f.
- 113 Das wird durch gelegentliche kritische Äußerungen bei DEMS. (1955), S. 271 f. 300. 354. 382. 398. 494. 765 u. ö. deutlich.
- 114 DERS. (1955), S. 680 f. 701; die Entstehungsgeschichte dieses Romans beginnt nicht erst mit 1918; PFOHLMANN (2012), S. 104.
- 115 MUSIL (1955), S. 279 f. 389. 659. 677. 707 f; DERS. (1988, II), S. 1645. 1753 f. 1796. 1892; PRECHT (1996), S. 13 ff.
- 116 Vgl. DERS., ebd., S. 82. 133. 145. 148. 158. 165. 187. 219. 228.
- 117 DERS., ebd., S. 10. 37. 231 ff. 244. 249 ff.
- 118 Vgl. die Ausführungen Thomas Manns im „Briefwechsel mit Bonn“ (1937); MANN (1955), S. 758 f.
- 119 HAFFNER (1939/2000), S. 9 ff. 126–148.
- 120 Zit. n. KNOPP (2005), S. 77 (ohne Angabe des Fundortes); vgl. FINCKH (2002), S. 268 f.
- 121 OBENAUER (1933), S. 170 ff.
- 122 PLATEN (1843), S. 45; vgl. MANN (1990), S. 279 („August von Platen“).
- 123 BAUDELAIRE (1981, V), S. 28 („L'École païenne“); HELLER (1977), S. 129 („Die verantwortungslose Literatur“).
- 124 HUCH (1916), S. 5 f. 88 f zitiert dazu Friedrich Theodor [von] Vischer (1807–1887), Kritische Gänge, Neue Folge, Drittes Heft, Stuttgart, 1861; VISCHER (1861), S. 73 ff („Friedrich Strauß als Biograph“).
- 125 OBENAUER (1933), S. 28 f. Gleichwohl trat er noch im selben Jahr in die NSDAP ein, war ab 1934 Mitglied der SS und ab 1941 Hauptsturmführer; als Dekan der Bonner Philosophischen Fakultät teilte er am 19. 12. 1936 Thomas Mann die Aberkennung der Ehren doktorwürde mit. KLEE (2016), S. 440a; vgl. MANN (1955), S. 753 ff. Obenauer, ein wissenschaftlich gediegener Germanist, vergaß die selbstgesteckten Warnzeichen und erlag der ästhetizistischen Werteanarchie eines Regimes, in welchem „je mehr in den Kellern gefoltert ward, desto unerbittlicher [...] darüber gewacht [wurde], daß das Dach auf Säulen ruhe“; ADORNO (1970a), S. 80 spielt hier offenbar auf eine Stelle in Schillers Abhandlung „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ (9. Brief) an, wo von den Bildsäulen einer edleren Zeit die Rede ist: „und die Schandthaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab.“ GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 300; vgl. a. HORKHEIMER (1937), S. 21.

- 126 SANTOLI (1962), S. 84 („Estetismo e Bizantinismo di Stefan George“, 1959); DERS. (1971), S. 154 („Ästhetizismus und Byzantinismus bei Stefan George“); vgl. a. schon THIELICKE (1932), S. 208 ff.
- 127 WINGERTSZAHN (2018), S. 7 ff. 16 ff. 128 ff. 148 ff. 152 ff.
- 128 „Cet amour profond du néant que les poètes de notre âge portent dans leurs entrailles [...] Ne leur dites pas que vous aimez les orbites creux des crânes jaunis et les parois verdâtres des tombeaux.“ FLAUBERT (1910), S. 151; MANN (1955), S. 529 f („Von deutscher Republik“, 1923).
- 129 Der „zweckfreie“ Ästhetizismus betreibt die Loslösung der Kunst vom Leben und der Moral; SANTOLI (1971), S. 153 f.
- 130 „Je veux qu’il y ait une amertume à tout, un éternel coup de sifflet au milieu de nos triomphes, et que la désolation même soit dans l’enthousiasme. [...] Tous les appétits de l’imagination et de la pensée y sont assouvis à la fois; elle ne laisse rien derrière elle. [...] Donc cherchons à voir les choses comme elles sont et ne voulons pas avoir plus d’esprit que le bon Dieu.“ FLAUBERT (1974), S. 313 f; vgl. KERR (1961), S. 355.
- 131 BIERBAUM (1903), S. 26; HAMANN/HERMAND (1977a), S. 111.
- 132 SCHLEIERMACHER (1990b), S. 455a ff. 459a ff; vgl. HELLER (1977), S. 128 („Die verantwortungslose Literatur“).
- 133 KANT (1975a), § 42, S. 395 ff; OBENAUER (1933), S. 257 f.
- 134 Zu Moritz s. WINGERTSZAHN (2018), S. 124 f. 162 ff.
- 135 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 304 ff („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 10. Brief); OBENAUER (1933), S. 259 ff.
- 136 DERS., ebd., S. 185 ff.
- 137 Zu Baudelaire speziell s. SARTRE (1948a), S. 54 f, der aus einem Brief Baudelaires vom 18.2.1866 zitiert.
- 138 Vgl. ADORNO (1962a), S. 103 ff.
- 139 SANTOLI (1962), S. 84; DERS. (1971), S. 154.
- 140 OBENAUER (1933), S. 360 ff verweist hier insbesondere auf die „Fröhliche Wissenschaft“ und auf Schriften aus dem Nachlass.
- 141 NIETZSCHE (1977), S. 141 f. 166 f. 283 ff. 309 ff. 344 ff. 361 f u.ö. („Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre, hg. v. Schlechta“); s. a. DERS. (1999a), Nr. 4, S. 352; Nr. 107, S. 464 f, Nr. 299, S. 538 u.ö.; DERS. (1999b), Nr. 14, 17 ff, S. 225 ff; Nr. 14, 79 ff, S. 257 ff; Nr. 14, 93, S. 270 f; Nr. 14, 117 ff, S. 293 ff; Nr. 14, 168 ff, S. 350 ff; Nr. 17,3 ff, S. 520 ff; Nr. 17, 9 f, S. 529 f u.ö.
- 142 Die verderblichen Risiken solcher Verbindung hat Schiller durchaus gesehen; GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 283 („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 4. Brief); s. a. MANN (1988), S. 537 ff („Ästhetizistische Politik“).
- 143 Vgl. LANGBEHN (1925), S. 173 f. 230 ff.
- 144 TESSORE (2004), S. 133 ff, insbesondere S. 155 scheint die Idee des Heiligen Krieges, die Kreuzzugs-idee aus dem Interesse machtorientierter Ästhetisierung heraushalten und behaupten zu wollen, dass hier „in Wirklichkeit tiefe, aufrichtige Zusammenhänge, eine leuchtende, bewusste Wahl des Glaubens“ vorlägen. Nach eigenem Bekunden gibt er hier jedoch, ohne es zu hinterfragen, nur das wieder, was die Urheber der „heiligen“ Gewalt selbst von sich sagen oder sagen würden, um ihre eigentlichen Motive zu verschleiern; vgl. DERS., ebd., S. 16, Punkt a.

- 145 Terminus „Entwirklichung“ und „De-Realisierung“ nach MITSCHERLICH (1977), S. 35 f. 40. 43 f. 69 f. 79. 303 u.ö.; s. schon NIETZSCHE (1977), S. 409 („Kritik der heiligen Lüge“, in: „Nachlaß der Achtzigerjahre“, III). Der Terminus „wertausschließend“ nach OBENAUER (1933), S. 266, „Kulinarisierung“ nach ADORNO (1970), S. 166 f. 178. 235. 411. 495. 515 f; vgl. DERS., ebd., S. 351 ff. 382.
- 146 MORITZ (1793), S. 6 f; PACQUET (2012), S. 245.
- 147 MORITZ (1793), S. 18: „Die Zierrath muß [= darf] also nichts fremdartiges enthalten, sie muß [= darf] nichts enthalten, wodurch unsre Aufmerksamkeit von der Sache abgezogen wird, sondern sie muß vielmehr das Wesen der Sache, woran sie befindlich ist, auf alle Weise andeuten, und bezeichnen, damit wir in der Zierrath die Sache gleichsam wieder erkennen und wieder finden.“ Moritz scheint hier auf den Lexikon-Artikel „Zierrath“ aus ZEDLER/LUDEWIG/LUDOVICI (1749), col. 663 zurückgegriffen zu haben: „Alle Zierrathen sollen nach dem Zwecke und der Art des Gebäudes gerichtet seyn, damit ihrer nicht zu viel und nicht zu wenig[,] auch keine fremde und unschickliche angebracht, sondern aus der Sache selbst hergenommen werden“; s. a. IRMSCHER (2004), S. 174a.
- 148 MORITZ (1793), S. 5 f; HEGEL (1976, I), S. 419: „Verzerrung“; vgl. DERS., ebd., S. 253 f; vgl. a. DERS. (1970a), S. 90 f zu Fichte.
- 149 Vgl. Eduard Mörikes (1804–1875) Gedicht „Auf eine Lampe“, Zeile 10: „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst.“ In der Eingangszeile wird die Ästhetik der beschriebenen Lampe als „noch unverrückt“ bezeichnet. MÖRIKE (1977), S. 111.
- 150 JEAN PAUL (1909), § 143, S. 235; Ludwig Börne (1786–1837) sagte in seiner „Denkrede“ über Jean Paul: „Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt.“ BÖRNE (1916, I), S. 155 („Denkrede auf Jean Paul“).
- 151 So Formulierungen von THIELICKE (1964, III), §§ 3074 f, S. 847.
- 152 NIETZSCHE (1977), S. 285 („Die Kunst in der ‚Geburt der Tragödie‘, II).
- 153 Zur anti-ethischen Struktur des Ästhetizismus s. a. schon THIELICKE (1932), S. 197 ff; vgl. dazu ebd., S. 166 ff. 174 ff. 181 ff; DERS., ebd., S. 136. 145 f. 163 ff. 225 f erkennt dabei dem Ethischen das Primat über das Ästhetische zu.
- 154 BENJAMIN (1980e), S. 582.
- 155 KRAUS (1917b), S. 13; DERS. (1988a), S. 224; zu Loos s. u. Kap. I, 4.
- 156 FRIED (2005), S. 65 f (Tagebuchnotiz vom 12.1.1915: „Schmeichler und Preiser [...], Vergolder von Totengerippen“). 101 (Tagebucheintrag vom 23.11.1915: „Man wagt es, das Unglück in lieblicher Vergoldung zu zeigen“); MUSIL (1988, II), S. 1872 f. 1891 f.
- 157 HORKHEIMER (1936), S. 180 ff.
- 158 VAGET (2017), S. 123 ff. 492, Anm. 148; vgl. a. FEST (1973), S. 43; kritisch: PYTA (2015), S. 68.
- 159 HORN (1936), S. 324.
- 160 Vgl. PLAßMANN (1948), S. 572 ff.
- 161 HANKAMER (1924), S. 123 ff. 152 ff.
- 162 BURTON (1883), S. 41; vgl. SCHLÖSSER (1983), S. 51 ff.
- 163 PRUTZ (1845), S. 253 ff. Wir kommen weiter unten im Kapitel zur Lyrik der Freiheitskriege hierauf zurück; Kap. XI, 1.
- 164 KOEHLER (1915a), S. 9.17; DERS. (1915b), S. 9 f. 13.34

- 165 ALTHAUS (1916), S. 39.
- 166 SANTOLI (1971), S. 44 ff. 154 ff; vgl. NIETZSCHE (2004), S. 127 f („Götzen-Dämmerung“, § 24).
- 167 Im Gedichtband „Der Kaiser läßt attackieren! Kriegslieder“, 1914; MENZEL (1916), Nr. 36, S. 48.
- 168 Vgl. etwa AHRENS (1902), S. 613–656; von Heeresreform und siegreichen Kriegen ist die Rede dort auf S. 628 ff (Nr. 237, 1: „Die Heeresreform vom Jahre 1808“). 632 f (Nr. 239: „Die Leipziger Schlacht“). 635 ff (Nr. 242 ff: „Der Kampf in und um Schleswig-Holstein 1848–1850“, dazu Gedichte von Theodor Storm und Theodor Fontane). 639 (Nr. 245 ff: „Der zweite schleswig-holsteinische Krieg 1864“). 642 f (Nr. 246: Der Tag von Düppel“). 643 (Nr. 247: „Ein Brief Bismarcks aus dem Jahre 1866 an seine Frau“). 644 f (Nr. 248 f: Gedichte Arndts und Freiligraths). 645 f (Nr. 250: „Weißenburg“). 646 ff (Nr. 251, 1–3: „Wörth“). 648 f (Nr. 252: „Bismarcks Brief an seine Frau nach der Schlacht bei Sedan“). 649 ff (Nr. 253: „Der Königin Augusta in Berlin“). 651 ff (Nr. 254: „Vor Paris“).
- 169 Vgl. BAUMANN (2006), S. 28 ff; vgl. MUSIL (1988 II), S. 1645: „Gott mit einer Moral zu identifizieren[,] ist eigentlich eine ungeheure Blasphemie. Gott braucht selbst das Böse. Bibelzitate noch schlimmer als Göthezitate.“
- 170 Tyrtaios, Fr. 6 (10), Zeile 13 f: „Mit Mut lasst uns für dieses Land kämpfen (μαχόμεθα), und für die Kinder lasst uns sterben (θνήσκωμεν), nicht länger [unser] Leben schonend.“ DIEHL (1954), S. 11 f.
- 171 Vgl. etwa nur August Lombergs (1859–1945) in neun umfangreichen Bänden herausgegebene, „nach Herbartischen Grundsätzen ausgearbeitete Präparationen“ zu deutschen Gedichten, die „zur Belebung des Nationalgefühls und zur Pflege vaterländischer Gesinnung [...] dem Gang des vaterländischen Geschichtsunterrichts“ folgten. Eine wichtige Rolle in der kriegsaffirmativen Nationalerziehung spielte vor allem der fünfte Band: „Gedichte geschichtlichen Inhalts“, LOMBERG (1912), S. III (Vorwort). 287 ff. 292 (Übersichten über das Gesamtwerk).
- 172 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 313.
- 173 Vgl. etwa den Galerie-Katalog Nr. 48 „Preußen und Chodowiecki“ von BAUER/BAUER (2001), S. 6 ff. 10 f. 12 f. 18 ff.
- 174 Vgl. BODDIEN (2016), S. 51.
- 175 TILICH (1980), S. 19 f u. ö.
- 176 STRÄßENBERGER/WASSERMANN (2018), S. 9 f (Vorwort); MÜNKLER (2018), S. 177 f differenziert hier allerdings genauer zwischen Staat und Nation: „erzählt“ wird eigentlich die Nation als „imaginierte“ Gemeinschaft: „Die Binde- und Verpflichtungskraft des Nationalen resultiert aus Erzählungen, deren breite Vielfalt bei großen Geschichtsdarstellungen beginnt und über die zur ‚Nationalliteratur‘ geadelten Werke bedeutender Autoren bis hin zu jenen Gedichten reichen, die durch gebundene Sprache und oft auch mit musikalischer Begleitung dem Nationalen einen feierlichen Charakter verleihen.“ S.a. MÜNKLER (2010), S. 224 ff.
- 177 Dass dieses Buch (erstmal erschienen um 1900) damals viel gelesen, bzw. ausgeliehen wurde, sieht man nicht nur an den häufigen Auflagen, sondern auch an der Tatsache, dass z. B. die Lehrer-/Schul-Bibliothek des Gymnasium Ernestinums in Celle ein völlig zerlesenes Exemplar mit arg abgegriffenem, unleserlich gewordenem Einband besitzt.

- 178 Vgl. etwa „Freytags Schulausgaben u. Hilfsbücher für den deutschen Unterricht“ (1910), die den Freytag'schen Verlagsprodukten beigelegt wurden; ebenso die „Ehlermann'schen Deutschen Schul-Ausgaben“, hg. v. Dr. Julius Ziehen, und die „Dürrs Deutsche Schulausgaben“ / „Dürrs Deutsche Bibliothek, Lehrmittel für den deutschen Unterricht, hg. v. Wilhelm Hering, Gustav vorm Stein und D. Friedr. M. Schiele; „Velhagen & Klasings Schulausgaben“, hg. v. Schulrat Prof. Dr. Jakob Wychgram, etc.
- 179 SCHLEICH (1922), S. 78 ff; dort werden im Kapitel „Konrektor Freese“ genannt: Homer, Thukydides, Demosthenes, Platon, Sophokles, Aristophanes, Pindar, Sappho, Anakreon, Wallenstein, Gleim. – Aristophanes wurde auch durch Goethes Schwank „Die Vögel“ bekannt; GOEDEKE (1893e), S. 285 ff; BODE (1925), S. 312 ff.
- 180 Vgl. insbesondere die zur Zeit des deutsch-französischen Kriegsausbruchs 1870 spielende Novelle „Publius“; HOFFMANN (1908), S. 65 ff.
- 181 FRANK (1889); das inklusive der Erläuterungen insgesamt 188 Seiten umfassende Schulbuch beschränkt sich auf originalsprachliche Auszüge aus dem zweiten Teil des Staël'schen Werkes („De la littérature et des arts“), in welchem Wieland, Klopstock, Lessing, Winckelmann, Goethe, Schiller mit ihren Gedichten und Dramen abgehandelt werden; = STAËL (1874), S. 118 ff. 121 ff. 124 ff. 129 ff. 135 ff. 138 ff. 157 ff. 172 ff. 202 ff. 208 ff. 218 ff. 242 ff. 256 ff. 263 f. 275 ff. 284 ff. Bei Lessing wird die deutsche Perspektive, aber europäische Ausdrucksweise hervorgehoben („sa manière de voir est allemande, sa manière de s'exprimer européenne“); FRANK (1889), S. 15; STAËL (1874), S. 130. Frank erkennt dankbar an, dass es in einer Zeit „großer Spannung zwischen Frankreich und Deutschland [...] wohltuend“ wirke, „einer früheren Periode zu gedenken, in der es möglich war, den Franzosen die Bekanntschaft deutscher Litteraturwerke in objektiver und liebevoller Weise zu vermitteln.“
- 182 CURTIUS (1956), S. 223 ff.
- 183 DERS., ebd., S. 93.
- 184 KRIEG DEM KRIEGE (1912), S. 13; Hervorhebungen im Original. vgl. a. KARAU (1982), S. 97.
- 185 BENJAMIN (1980i), S. 276; DERS. (2016), S. 99 f.
- 186 Zu Frankreich, das nach 1870 – mit bemerkenswerten Unterbrechungen (RÜHLMANN, 1918, S. 16.28 ff) – in den Schulen den Revanchegeanken, die Vorstellung der natürlichen Rheingrenze und die Hoffnung auf die Wiedergewinnung Elsass-Lothringens pflegte, vgl. die Belege aus der Schulbüchern und der militärischen Ausbildungsliteratur bei REICHENBACH (1909), S. 16 ff. 18 ff. 42 ff. 50 ff. 62 ff. 86 ff u.ö. und RÜHLMANN, ebd., S. 20 ff. 26 ff. 51 f. 58 ff. 74 ff. 89 ff u.ö.
- 187 LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN I–II (1903).
- 188 REICHENBACH (1909), S. 16 f; HOLL (1917), S. 846 mit Literaturhinweisen; s. a. RÜHLMANN (1918), S. 82 ff; STEHLE (1922), S. 309 ff (Lit.); HESTLER (2017), S. 129 ff (Lit.).
- 189 Vgl. VOLLMER (2014), S. 127 ff, der sich allerdings meist auf Äußerungen berufen muss, die wegen der Zensur erst in der Weimarer Republik publiziert werden konnten.
- 190 BÖRNE (1916, II), S. 466 f („Menzel der Franzosenfresser“, 1837).
- 191 Bildung ist hier gleichwohl unabdingbar; vgl. ADORNO (1972), S. 94 f.
- 192 FUČÍK (1976), S. 67.88.
- 193 Heinrich MANN (1974), S. 66 („Tragische Jugend – Bericht nach Amerika über Europa“, 1922).

- 194 DERS., ebd., S. 81 („Berlin II“, 1923).
- 195 So eine Formulierung von CAROSSA (1951), S. 251.
- 196 Zu Frankreich s. etwa HOLL (1917), S. 849.
- 197 LEICHT (1918), S. 143; diese Ausführungen des Hofpredigers Georg Stipberger in München zur elterlichen Erziehungspflicht beziehen sich nicht nur auf den aktuellen Kriegsfall.
- 198 BENJAMIN (1980h), S. 489 („Pariser Brief I“); YUN (2000), S. 47.
- 199 MÜNKLER (2015b), S. 64.
- 200 Golo MANN (1992), S. 586 f. 589 f. 595 f. 606. 915.
- 201 GOETZ (1917), S. 628b: „Es ist wahr, die *Völker* wollen jetzt den Frieden – aber wollten sie denn im Juli 1914 den Krieg? Haben wir da nicht die erste große Lehre der Geschichte empfangen, daß der Wille der Völker, der Massen wie der gebildeten Schichten, nichts ist gegenüber dem Willen jener Einzelnen, die den Egoismus eines Volkes, seinen Ehrgeiz, seinen Eroberungswillen verkörpern und die auch die Widerstrebenden nach sich ziehen, wenn einmal die ersten Entscheidungen gefallen sind?“ Goetz spricht dann über die kriegsunwilligen Bevölkerungsschichten Frankreichs, Englands, Russlands, Italiens und US-Amerikas.
- 202 WEHLER (2003, IV), S. 17.
- 203 Vgl. u. v. a. etwa auch MUEHLON (1918), S. 12.
- 204 BUßMANN (1960), S. 171 f.
- 205 Curtius meint das bis 1871 keinen Nationalstaat bildende kosmopolitische, weltbürgerliche Kleinstaaten-system Deutschlands.
- 206 CURTIUS (1956), S. 382 f; vgl. DERS., ebd., S. 420.
- 207 Das hier in Rede stehende Archiv des Katholischen „Sekretariats Sozialer Studentenarbeit“ (= SSS) wurde in den 1920er Jahren zusammen mit dem Archiv des überwiegend protestantischen „Deutschen Studentendienstes“ in das Reichsarchiv in Potsdam überführt (zuletzt „Zentrales Staatsarchiv [der DDR]“ (= ZStA), Potsdam, 15.06 Reichsarchiv, 193, Inventare des Reichsarchivs I und II); HETTLING (2003), S. 55.
- 208 THRASOLT (1930), S. 182.
- 209 DERS., ebd., S. 182.189 f; TUCHOLSKY (1993, IX), S. 105 f.
- 210 Aufgezählt bei THRASOLT (1930), S. 174 f.
- 211 WITKOP (1928); zu den wechselnden Auswahlkriterien Witkops, die sich jedoch in dem von Auflage zu Auflage steigenden Umfang der Sammlung addieren, s. HETTLING (2003), S. 53 ff.
- 212 HOFFMANN (1937) traf eine vom Nationalsozialismus beeinflusste Auswahl, die gegen Ende seiner Feldpostbriefedition auf eine Bestätigung der Dolchstoßlegende hinauslief; HETTLING (2003), S. 56 mit Anm. 14.
- 213 DERS., ebd., S. 55 f mit Anm. 14.
- 214 ZWEIG (2013), S. 405.
- 215 REMARQUE (2014b), S. 61 („Die Geschichte von Annettes Liebe“).
- 216 Ich beziehe mich hier auf die Auswertung einer Umfrageaktion zum „Proletarischen Glauben“, die von Hermann Groß und Paul PIECHOWSKI (1927) unter der organisierten deutschen Arbeiterschaft durchgeführt und ausgewertet wurde. Uns interessiert hier insbesondere die Frage 15: „Sind äußere Ereignisse (Krieg, Todesfälle, Krankheit) für Ihr Denken und Empfinden von besonderer Bedeutung gewesen und inwiefern?“ PIECHOWSKI, ebd., S. 17.

- 217 KÖPPEN (2005), S. 90 f. 152. 211.
- 218 Hier habe ich die Jahrgänge Nr. 4 (hg. v. Leopold RUCKS), Kiel, 1934/1935, und Nr. 6 (hg. v. Johann KÜHL), Kiel 1936/1937 des national-konservativ eingestellten Veteranen-Blatts „Der Frontsoldat erzählt – Die Zeitschrift für Tradition und Kameradschaft“ ausgewertet.
- 219 Vgl. MANN (1960a), S. 403 ff (Kap. XXX); DERS. (1992), S. 613 f.
- 220 Meist im Gesangbuchteil nicht nur unter „Jesusliedern“ – z. B. EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH (1914), Nr. 292 ff, S. 169 ff –, sondern direkt auch unter den Rubriken „Für Vaterland und Obrigkeit“, „Bei Krieg und Frieden“ etc. zu finden; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 509 ff, S. 358b ff; EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH, ebd., Nr. 542 ff, S. 327 ff; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1915), Nr. 464 ff, S. 419 ff.
- 221 Eine solche, dem landläufigen Verständnis entgegengesetzte Durchreflektion bei THIELCKE (1966, II, 2), §§ 3129–3208, S. 557 ff.
- 222 DOEHRING I (1919), S. 18.289.304; DERS. II (1915), S. 47.110 u.ö.
- 223 DERS. II (1915), S. 306 (Rektor Feltzin in Berlin, „Schulentlassungsrede“, Ostern 1915).
- 224 ROSENBERG (1941), S. 604 ff. 616 ff.
- 225 THUKYDIDES (1964), II, 44, 2, S. 80; BÖHME (1852, II), S. 56.
- 226 HOLL (1976), S. 322 mit Anm. 4 (Lit.); LIPP (1995), S. 5. Zur katholischen Friedensbewegung s. RICHTER (2000), S. 128 ff. 131, Anm. 798 (Lit.).
- 227 Zit. bei KÖPPEN (2005), S. 197 f; vgl. DERS., ebd., S. 280 ff.
- 228 TUCHOLSKY (1993, V), S. 351 („Und wer spricht für euch?“, 1927); vgl. DERS. (1993, VI), S. 87 ff („Gesunder Pazifismus“, 1928).
- 229 HOLL (1976), S. 349 ff.
- 230 Dort heißt es u. a. „[...] Wir deutschen Protestanten reichen im Bewußtsein der gemeinsamen christlichen Güter und Ziele allen Glaubensgenossen, auch denen in den feindlichen Staaten, von Herzen die Bruderhand. Wir erkennen die tiefen Ursachen des Krieges in den widerchristlichen Mächten, die das Völkerleben beherrschen, in Mißtrauen, Gewaltvergötterung und Begehrlichkeit, und erblicken in einem *Frieden der Verständigung und Versöhnung* den *erstrebenswerten* Frieden. Wir sehen den Hinderungsgrund einer ehrlichen Völkerannäherung vor allem in der unheilvollen Herrschaft von Lüge und Phrase, durch die die Wahrheit verschwiegen und verstellt und Wahn verbreitet wird, und rufen alle, die den Frieden wünschen, in allen Ländern zum entschlossenen Kampf gegen dieses Hindernis auf. Wir fühlen angesichts dieses fürchterlichen Kriegs die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der *Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet*.“ – Der Appell erschien zuerst am 5.10.1917 im „Berliner Börsen-Courier“, Abendausgabe, Nr. 467, S. 2, und wurde dann später in mehreren anderen Blättern nachgedruckt. Unterzeichnet hatten diese Erklärung folgende Pfarrer: Lic. Dr. Karl August Aner (Trinitatis-Kirche), Walther Nithack-Stahn (Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche), Otto Pleß (Christuskirche), Lic. Dr. Friedrich Rittelmeyer (Deutscher Dom) und Lic. Rudolf Wielandt (Lutherkirche). Vgl. Zeitstimmen wie etwa GOTHEIN (1917), S. 749b in der von Friedrich Naumann herausgegebenen „Hilfe“; s. a. MEIER (2017), S. 2.
- 231 FRIED (2005), S. 189 f. 339 (Anm. 39); BRAKELMANN (1974a), S. 144 ff; DERS. (2014), S. 199 ff; DERS. (2017), S. 37 ff; HOLL (1976), S. 361; GRESCHAT (2002), S. 504; BREDEN-

- DIEK (2011), S. 77 ff; MEIER (2017), S. 6 verweist noch auf eine Sympathieerklärung verschiedener Hannover'scher Pfarrer vom 30.3.1918 in der Deutschen Volkszeitung (3. Blatt). Eine ähnlich spärliche Resonanz erfuhren auch die Friedensaufrufe einzelner Pfarrer von 1903 und 1913; LIPP (1995), S. 6; BRAKELMANN (2014), S. 69 ff.
- 232 In dieser „Gegenerklärung am 400. Jahrestag der Reformation“ heißt es im dritten Absatz: „[...] Es gibt jetzt nur zweierlei für das deutsche Volk: Sieg oder Untergang! Wenn wir erst den Sieg errungen haben, wird es an der Zeit sein, Engländern und Franzosen unsere Bereitschaft zur Versöhnung kundzutun, wie schwer es auch fallen mag, all das Furchtbare zu vergessen, was sie uns in Haß und Lüge angetan haben. Wir könnten dann auch in erneute Erwägungen eintreten, auf welche Weise die Sünde der Selbstsucht und des Hasses aus der Welt geschafft und ewiger Friede angebahnt werden kann. Einstweilen haben wir noch ein Recht zum heiligen Zorn. Dieses Recht haben uns die Feinde vor Gott und den Menschen in vollem Maße gegeben. Wir wollen es bewahren und mit den Versöhnungsangeboten warten, bis wir durch Kampf und Not den Feind besiegt und uns und unseren Kindern die Freiheit und den Frieden gesichert haben.“ – Diese Gegenerklärung erschien im Deutschen Pfarrerblatt vom November 1917, S. 138. Erstunterzeichner waren die Pfarrer Wilhelm Philipps (Johannestift), Max Benno Adolf Wilhelm Braun (Apostel-Paulus-Kirche), Johann Daniel von der Heydt (Zwölf Apostel-Kirche), Johannes Konrad Erich Mann (Epiphaniienkirche); MEIER (2017), S. 5.
- 233 Veröffentlicht in der „Christlichen Welt“, Nr. 1 vom 3.1.1918, Sp. 15; MEIER (2017), S. 6.
- 234 Vgl. etwa ANZ (1996), S. 235 ff.
- 235 HAUPTMANN (1995), S. 56 f. 105 f. 200 im Gebet des „alten Hilses“, Fünfter Akt (Langenbielau).
- 236 Nach BACHTIN (1979), S. 187, der freilich auf die extremeren Verhältnisse des damaligen russischen Reiches verweist; Hauptmanns Darstellung von 1891/1892 greift auf den Weberaufstand vom Juni 1844 zurück. Die Verhältnisse dieser Unmündigkeit werden aber noch länger angedauert haben.
- 237 Vgl. MITSCHERLICH (1977), S. 200 ff.
- 238 CURTIUS (1956), S. 377 f; vgl. DERS., ebd., S. 137; s. a. MUSIL (1955), S. 471: „Als einer der stärksten alten Kriegseindrücke [1914–1918] fällt mir nach und nach (und mit einemmal) auf, daß ich plötzlich von lauter Menschen umgeben war, die nie ein Buch lasen. [...] Ich glaube, daß sich höchstens in jedem Bataillon ein Mensch fand, der wußte, was lesen ist. Welche unerwartete und breite Berührung mit dem Durchschnittsleben!“ (In den Tagebucheinträgen vom Sommer 1937 – etwa Ende 1941, Nr. 134).
- 239 Vgl. etwa bei FLEX (1918), S. 41 ff. 44.
- 240 Zur Psychologie der bloß oberflächlichen Kriegsbegeisterung unter der sensationshungrigen, radau-freudigen Bevölkerung die kritischen Beobachtungen bei MUEHLON (1918), S. 20 f („Geschrieben in den ersten Augusttagen“): „Das Publikum, das man sah, [war] im Einzelnen und als Ganzes genommen, so unsauber, vorlaut, grob, rücksichtslos, überhaupt so fremdartig, daß ich mit einer selten tiefen Beschämung und Verstimmung mich diesem Trubel, den schrillen Pfiffen und dem rohen Gelächter entzog. Die Versammlung zeigte nicht einen einzigen schönen oder interessanten Zug, keinen Anflug einer Stimmung, die sich überträgt und erhebt. Wenn man die sogenannte Kriegsstimmung untersucht, scheint alles nur darauf anzukommen, daß noch genügend rohe Instinkte und lenkbarer Unver-

stand im Volke vorhanden sind. Die Kriegsstimmung hat keineswegs ein Urteil über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit einer Sache zur Voraussetzung, das diese Leute weder haben können, noch nach dem Willen ihrer Vorgesetzten haben sollen. Sie sind eben die weiche mächtige Masse: ein Spielzeug in der Hand des Meisters der Stunde, ein rasender Ozean für die Schiffbrüchigen. Heute laufen sie vor der Musik der aufziehenden Wache, morgen demonstrieren sie für allgemeines Wahlrecht, übermorgen braust ihr Hurra ins Ohr des durchreisenden Fürsten, stets aber sind sie mehr Opfer ihrer Sensationsbegierde, als Träger eines sicheren Instinktes, einer festen Überzeugung. So bejubeln sie schließlich auch das Erscheinen des Kriegs, und singen mangels anderer ihnen geläufiger Ausdrucksmittel die Wacht am Rhein oder schreien ‚Hoch der Kaiser!‘ Es ist aber ein falscher Klang darin. Man merkt genau, sie singen und schreien eigentlich nicht das, was sie meinen. Uebrigens sind nach meiner Beobachtung die Leute, die mit in den Krieg müssen, bei den Demonstrationen für den Krieg nur in verschwindender Zahl beteiligt. Die Demonstranten sind eine ganz andere Sorte von Menschen, die ohne mitzukämpfen, sich begeistern, wenn es gut geht; sich freuen, wenn alles durcheinander gerät; laut murren, wenn sie zu leiden haben, und die Führer niederbrüllen, wenn es schlecht endigen sollte. [...] Die Begeisterung im Anfang ist billig und leicht erzeugbar.“

- 241 Darauf machte z. B. TUCHOLSKY (1993, IV), S. 138 aufmerksam („Ein deutscher Reichswehrminister“, 1925).
- 242 NIETZSCHE (2007), S. 159 (Erstes Stück, Kap. 1: David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller); vgl. BREMM (2019), S. 272 ff. 316.
- 243 EXNER/KAPFER (2014), S. 186. 197.
- 244 ROLLAND (1915/1923), S. 6; vgl. ESSIG (2000), S. 209.
- 245 FREUD (1978, II), S. 492 f („Warum Krieg?“).
- 246 CLAUDIUS (1965), S. 47; vgl. MITSCHERLICH (1977), S. 216.
- 247 FREUD (1978, II), S. 492.
- 248 Vgl. hiermit die Ausführungen HANKAMERS (1924), S. 39 f zum Traditionsabbruch der Reformation; zum Folgenden s. a. DERS., ebd., S. 208 f.
- 249 RUSSELL (1916/1989), S. 62.76 („War as an Institution“, Chapter 3).
- 250 HUCH (1946), S. 10 ff. 74. 131 f; vgl. DIES., ebd., S. 25.87 ff. 115. 123 f. 129 ff. 133 ff. 141 f. 146 f. 166 f. 169; s. a. schon DIES. (1916), S. 88 ff. 120 ff. 141 (Briefe IX, XII und XIII); BAUM (1950), S. 458 ff.
- 251 SARTRE (1949), S. 163; DERS. (1965), S. 262.
- 252 Vgl. JEAN PAUL (1923), S. XVI ff (Einführung in die Gedankenwelt Jean Pauls von Prof. Dr. Johannes Volkelt).
- 253 BAUER (2018), S. 1166 f; zuerst in einem Artikel der Zeitschrift „Die Tat“ vom 7.3.1964, S. 12.
- 254 ADORNO (1966), S. 357.
- 255 JEAN PAUL (1862, XXII), S. 85 („Levana“, Drittes Bruchstück, Zweites Kapitel, § 43: „Freudigkeit der Kinder“).
- 256 MUSIL (1988, I), S. 970.
- 257 ASSMANN (1989), S. 36 kritisiert die Fiktion des abstrahierten *homo oeconomicus*, in der „nada conserva a simplicidade da lágrima, do grito, da fome e do perigo da morte“ (= in welchem Nichts die Einfachheit der Träne, des Schreis, des Hungers und der Todesgefahr bewahrt“).

- 258 LANDAUER (1976), S. 53–71 ging 1911 davon aus, dass kein Arbeiter den Krieg will und diesen durch solidarische Generalstreiks in allen kriegsbeteiligten Staaten verhindern kann; Landauer forderte auch die Selbstbefreiung der Völker von der nationalstaatlichen Gesellschaftsform; DERS. (2011), S. 132.141.143 f.147.149.162 f.165 f.
- 259 RUSSELL (1916/1989), S. 33 ff.43 ff.47 ff („The State“, Chapter 2); vgl. a. KILCHER (2012), S. 60 mit Anm. 57 zur gleichartigen Position Gershom Scholems. Dieselbe Meinung zum „Moloch Staat“ u. a. auch bei TOLLER (2010), S. 52 ff.61 ff; ZWEIG (1963), S. 177 f; REMARQUE (1929), S. 204 f; vgl. MÜNKLER (1992), S. 87; HARARI (2019b), S. 132.
- 260 KAISER (1958), S. 34 (August Otto-Walster, „Hoch die Kommune“, 1873?).
- 261 ZWEIG (1963), S. 160.
- 262 So FRISCH (1970), S. 46.
- 263 So MAALOUF (1998), S. 17 ff.39 ff; TROJANOW/HOSKOTÉ (2012), S. 5.16 f.181 ff.190 ff.
- 264 So SARTRE (1949), S. 188.210.222 f.
- 265 FREUD (1978, II), S. 492; FRISCH (1970), S. 54 f; s. a. u. Kap. XVII, 5, S. 763 f.
- 266 SNYDER (2017), S. 336; vgl. DERS., ebd., S. 319–339.
- 267 CAROSSA (1943), S. 28.
- 268 Madame de STAËL (1874), S. 83 (Première Partie, chapitre XVI, „La Prusse“).
- 269 BÖRNE (1916, II), S. 192 („La Morale appliquée à la Politique“, Rezension, 1822).
- 270 FRIEDRICH DER GROSSE (1910, II, 1), S. 23 f; HELMOLT (1914), S. 27; von Wilhelm I. sind ähnliche Äußerungen bekannt; PAGEL (1924), S. 318 f (Brief an die Gemahlin vom 21.8.1870).
- 271 Vgl. HARARI (2019b), S. 358; DERS. (2019c), S. 471: „Um Ihren Verstand zu retten, sollten Sie immer versuchen, solches Gewäsch in reale Kategorien zu übersetzen: in einen Soldaten, der im Todeskampf brüllt, in eine Frau, die geschlagen und brutal misshandelt wird, in ein Kind, das vor Angst zittert.“
- 272 DEHMEL (1919), S. 293; in den Tagebucheinträgen vom 20.5.–12.7.1915, Kommandantur Anizy le Château.
- 273 S. bei HOCHHUTH (1970), S. 324 ff (Dieter Hildebrandt).328 (Karl-Heinz Janßen).
- 274 DERS., ebd., S. 320 (Sebastian Haffner).
- 275 DERS., ebd., S. 125 ff („Das Schiff“); vgl. ebd., S. 249 ff („Der Park“).
- 276 DERS., ebd., S. 222 ff („Der Park“).
- 277 DAHMS (1965), S. 631 f.
- 278 HOCHHUTH (1970), S. 275 f; es scheint (nach Haffner) in der Tat so gewesen zu sein, dass Hochhuth „an den Churchill-Stoff ursprünglich in polemischer Absicht herangegangen“ ist, „to debunk Churchill“, also ihn bloßzustellen, zu überführen, fertigzumachen“ (vgl. DERS., ebd., S. 171 ff, „Das Bett“), dann aber (so Marcuse) „allmählich in die Deutung Churchills als tragische Figur hineingetrieben“ wurde; DERS. ebd., S. 322 f (Haffner).334 (Ludwig Marcuse); In der Tat wurde Churchill von Zweifeln heimgesucht; ROBERTS (2019), S. 591.597.
- 279 HOCHHUTH (1970), S. 334 (Marcuse); vgl. BRAKELMANN (2020), S. 4.97.143 f.147 ff. 151 ff.160.167 f. 179 f; vgl. dazu ROBERTS (2019), S. 562–600.
- 280 CASSIRER (2002), S. 367 f; SCHMIDT (2018), S. 684; vgl. HARARI (2019b), S. 271 ff.275 ff.
- 281 In dessen Gedicht: „Geh aus, mein Herz, und werde weit“, zit. bei ARPER/ZILLESSEN III (1915c), S. 77.
- 282 HAUPTMANN (1996), S. 663 f; GLATZER (1983), S. 110 f; PIPER (2013), S. 126 f.498.

- 283 S. u. Kap. I, 1, b–c, S. 105 ff.
- 284 VOß (1867), S. 51 f; Zweite Idylle. Die „Luise“ wurde auch an den Schulen besprochen; vgl. etwa PORGER. (1909), S. 157 ff in „Dürrs Deutscher Bibliothek, Lehrmittel für den deutschen Unterricht“, Bd. 1.
- 285 LERSCH (1918), S. 66 f; s. a. DERS. (1925), S. 49 f; vgl. a. KRAUS (2014), S. 42 (I. Akt, 11. Szene). LERSCH (1918), S. 114 spricht in seinem Gedicht von der „Muttergottes in den Schützengräben“ auch von den Gewehren, die in der Heiligen Nacht zu „grünen Zweigen“ werden, von Patronen, die wie „Blüten blinken“, von Granaten die zu „Singvögeln“ werden; vgl. MOSSE (1993), S. 96. Ähnlich LERSCH (1925), S. 204 f, wo von den „Panzerwagen der kühlen Vernunft“, von „Gesanggranaten“, „Flammenwerfer-Liebesgluten“ und „Tank[s] der Kameradschaft“ die Rede ist; vgl. a. KRAUS (2014), S. 47 (I. Akt, 13. Szene): „Man macht aus Schrapnellkugeln Rosenkränze und dafür aus Kirchenglocken Kanonen. Wir geben Gott, was des Kaisers, und dem Kaiser, was Gottes ist. Man hilft sich gegenseitig, wie man kann.“
- 286 Zit. n. SAUERMAN (2013), S. 57; vgl. a. das Gedicht „Gebet der Kanonen“ von Pfarrer Karl Ernst Knodt (1856–1917) bei WINDEGG (1915), S. 114.
- 287 HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 482 ff (z. T. aus Frankreich).
- 288 Zur notwendig gegebenen Einbettung des Monologs in den Dialog s. zu BACHTIN (1979), S. 42 ff die Erläuterungen Rainer Grübels; unlängst auch an Hitlers politischer Inzenierungskunst demonstriert durch PYTA (2015), S. 63 ff. 153 ff. 236 ff. 629 ff; VAGET (2017), S. 51 ff. 59 ff. 249 ff. 331 ff.
- 289 ENGEL (1908), S. 113 ff; vgl. allerdings GUNDOLF (1947), S. 250 ff. Stephen KING (2001), S. 261 f schreibt im Kapitel „On Writing“, dass der „Ideal Reader“ bei jedem Schriftsteller „immer leibhaftig mit im Arbeitszimmer“ sitze: „And you know what? You’ll find yourself bending the story even before Ideal Reader glimpses so much as the first sentence. IR will help you get outside yourself a little, to actually read your work in progress as an audience would while you’re still working.“ Vgl. a. Max FRISCH (1970), S. 65 f; Umberto ECO (1990), S. 27 ff.
- 290 BURKE (1933), S. 458 ff.
- 291 NICOLAI (1919a), Kap. 3, D, § 27, S. 125, hat auf die wohl nicht ernstgemeinte etymologische Erklärung bei Rabelais aufmerksam gemacht, wonach das lateinischen „*bellum*“ deshalb mit dem französischen „*belle*“ zu tun habe, weil man – so nach der Übersetzung von Gottlob Regis (1791–1854) – im Krieg „etwas Gutes *kriege*“ RABELAIS (1870), S. 14 (Le Tiers Livre, Prologue de l’auteur): „[...] simplement par raison qu’en guerre apparaisse tout espèce de bien & beau.“ Deutsch: DERS. (2016), S. 224.
- 292 HEIMBACH (1981), S. 269.
- 293 BRECHT (1990), S. 485 („Lied der preiswürdigen Lyriker“, Strophe 10).
- 294 DERS., ebd., S. 486 („Lied der preiswürdigen Lyriker, Strophe 12).
- 295 PIECHOWSKI (1927), S. 89.167.
- 296 BRECHT (1990), S. 741 („Die Literatur wird durchforscht werden“, Strophe II, 2).
- 297 JACOB (1946), S. 110 ff; BRAKELMANN (1979), S. 296 ff. 322 ff.
- 298 Vgl. REINHARD (1850), Brief Nr. LXXVI an Goethe, S. 149 f (11.7.1814). Arndt fiel auf die Schreibweise „teutsch“ statt „deutsch“ zurück, die noch Anfang des 18. Jahrhunderts üblich gewesen war.
- 299 1912 wurde eine „neue wohlfeile Gesamtausgabe“ der 1890 insgesamt in 16 Bänden (zwei Serien) erschienenen „Erzählenden und poetischen Schriften“ Dahns in Leipzig und Berlin-

- Grunewald nachgedruckt. Der Zyklus „Vaterland“ und die dem „Andenken Bismarcks und Moltkes zugeeignete“ Gedichtfolge (Zweite Serie, Band 7, DAHN, 1912b, S. 533–588.589–689) propagierte in geballter Form alle Topoi der germanisch-nationalistisch-kriegerischen Rezeptionsvorgaben des wilhelminischen Deutschlands wie: Kreuzzug, Heiliger Krieg, „Der Goten Heldenspiel“, Kyffhäuser, Germania, Deutschland, „das erkorene Rüstzeug des Weltgottes“, „Vorfechter für die Völker, Vorfechter der Freiheit“, „Heldenvolk von Eisen“, deutsches Schwert, Heldentod, Erbfeind-Motivik, Rom, preußische Erhebung, Freiheitskriege, Napoleon III. und Sedan, Alldeutschland, „deutscher Völkerfrühling“, Überlegenheit der deutschen Sprache und Wissenschaft, preußisches Kaisertum und Suprematie.
- 300 SIEG (2007).
- 301 Zum Einfluss Treitschkes („Die Juden sind unser Unglück“) vgl. etwa MITSCHERLICH (1977), S. 69.
- 302 Benedikt Momme Nissen in: LANGBEHN (1925), S. 4; SIEG (2007), S. 295.
- 303 WEITBRECHT (1892), S. 220 ff:
- „Jeder kennt es und viele besitzen's und einige lesen's,
Sämtliche Zeitungen ja redeten rühmlichst davon.
Eben weil Alles drin steht in dem Buch und einiges Andre,
Fand ein Jeder darin wenigstens etwas für sich,
Vieles Gescheite gewiß! Wir stimmen diesem und jenem
Gerne zu, denn hier sagt Einer, was Tausend gedacht.
Was wir selbst schon besser gesagt und minder verschroben,
Lesen wir nun endlich gedruckt – bravo! wen freute das nicht! [...]
Aber nun sieh', wie das geht! Sobald du fortan was Gescheites
Oeffentlich sagst – ‚Rembrandt!‘ schreien die Leute im Chor.
‚Rembrandt! Längst ist's gesagt! Da steht es auf Pagina soviel;
Wörtlich citiert und genau lautet es so – oder so!“
- 304 Bei LANGBEHN (1925), S. 4: 40 Auflagen; über das Buch s. DAVID (1964), S. 63 f.
- 305 MUSIL (1955), S. 602 („Der Anschluß an Deutschland“); vgl. DERS., ebd., S. 870.874 („Bedenken eines Langsamen“); s. a. HAMANN/HERMAND (1977a), S. 18 f u.ö.
- 306 LANGBEHN (1925), S. 140.173.182 f.335; RAPP (1920), S. 294 f.
- 307 DERS., ebd., S. 183.260.293.358.361 ff.364 (zum Judentum).95 ff.272.332 ff.358.370 (zum Franzosentum) u.ö.
- 308 Vgl. etwa ARNDT (1814e), Nr. 19, S. 182 ff; DERS. (1818d), S. 135 ff.140 ff.153 ff; HAUßLEITER (1916), Sp. 1385 ff.1389 ff; vgl. insbesondere ARNDT (1814e), S. 183: „Verbanne aus deiner Gesellschaft, deiner Sprache und deiner Sitte alles Wälsche und Französische als eine giftige Pest deines Volks, und übe in Erziehung und Leben das Eigenthümliche und Teutsche.“ HAUßLEITER (1916), Sp. 1389.
- 309 GOLTZ (1905), S. 115 ff.351 ff u.ö.; das Buch von Bogumil Goltz von 1864 wurde 1905 wiederaufgelegt.
- 310 LANGBEHN (1925), S. 370 u.ö.
- 311 Für die im Folgenden genannten Rezeptionsvorgaben beziehe ich mich auf die Kommentare der zweibändigen kritischen Edition von „Mein Kampf“, in der die Belegstellen bei Langbehn angegeben werden; HITLER (2016a), S. 118 [= I, S. 342 f, Anm. 233]; S. 133 [= I, S. 374 f, Anm. 15]; S. 273 [= I, S. 676 f, Anm. 154]; S. 301 [= I, S. 741 f, Anm. 15]; S. 309 [= I, S. 760

- f, Anm. 54]; S. 316 [= I, S. 774 f, Anm. 79]; S. 339 [= I, S. 836 f, Anm. 203]; S. 347 [= I, S. 854 f, Anm. 240]; DERS. (2016b), S. 60 [= II, S. 1078 f, Anm. 145].
- 312 LANGBEHN (1925), S. 138 f. 142. 186; s. u. Kap. IV, 2, C, 1, b, § 1, S. 223 ff.
- 313 DERS., ebd., S. 173 f. „Krieg und Kunst‘ ist eine griechische, eine deutsche, eine arische Losung; sie findet ihre schönste Verkörperung in dem Epos, der spezifisch arischen Dichtweise; und Homers Ilias ist ihr frühester Ausdruck. Auch in späteren Zeiten taucht sie gerade an entscheidenden Punkten wieder auf. Luther hat seiner besten Natur einen auch im engeren Sinne des Worts künstlerischen Ausdruck verliehen durch das Streitlied ‚Ein‘ feste Burg ist unser Gott‘.“ Vgl. DERS., ebd., S. 34. 171 ff. 173 ff. 228 ff. 233 ff. 277 ff. 283 f. 297. 323. 367 ff u. ö.
- 314 LANGBEHN (1925), S. 88 ff. 104. 107. 117 ff (Dogma). 168 f (Shakespeare). 110 f. 201. 203 f. 210 ff (niederdeutsche Kultur).
- 315 ARNDT (1814c), S. 97 f; HAUßLEITER (1916), S. 1382.
- 316 S. u. Kap. V, 1, b, S. 292 ff; vgl. HITLER (2016a), S. 316 [= I, S. 774 f mit Anm. 78)].
- 317 FULDA (1916), S. 13 f; TUCHOLSKY (1993, III), S. 247 („Aus großer Zeit“, 1922); RÜRUP (1984), S. 23.
- 318 MAYER (1978, II), S. 81 ff (Christian Dietrich Grabbe, „Über die Shakspeare-Manie“); vgl. dort ebd., S. 328 ff (Theodor Wilhelm Danzel, „Shakspeare und noch immer kein Ende“). 422 ff (Otto Ludwig, „Shakspeare und Schiller“) die kritische Auseinandersetzung mit dieser Manie.
- 319 LANGBEHN (1925), S. 239. 287. 301. 338. 341 f. Arnold Zweig berichtet auch von damaligen Versuchen, Dante zu einem Deutschen, Michelangelo zu einem Berliner zu erklären; ZWEIG (1963), S. 189.
- 320 ALTER (1984), S. 187.
- 321 S. insbesondere GUNDOLF (1947), S. 255 ff zu Schiller.
- 322 HAUPTMANN (1974), S. 845; KELLERMANN (1915), S. 438.
- 323 WEINHEIMER (1908), Sp. 849a.
- 324 MEINECKE (1946), S. 34 ff. 106 f; RITTER (1948), S. 125 f.
- 325 HEUSS (1968), S. 534 f.
- 326 DERS., ebd., S. 536.
- 327 Vgl. NAUMANN (1926), S. 22. 80. 99. 128. 255. 263. 288. 304. 312. 315. 323. 327. 335. 389. 397. 429. 496. 513. 533. 536, insbes. S. 343. 589; u. ö.
- 328 DERS. (1900), S. 213 ff.
- 329 LIPP (1995), S. 7 f.
- 330 CURTIUS (1956), S. 365.
- 331 NAUMANN (1917c), S. 480b–482a; vgl. a. DERS. (1917) in demselben Jahrgang 23 der „Hilfe“, S. 453a–b („Reichstagsmehrheit“). 478b–479a („Kriegschronik vom 19.7.1917“). 637b–640a („Reichstagsrede“); vgl. a. FRIED (2005), S. 169 f. 334 mit Anm. 71 (Tagebucheintrag vom 17.7.1917).
- 332 NAUMANN (1917b), Sp. 21b.
- 333 FUCHS (1917), S. 12; DERS. (1957), S. 309; LIPP (1995), S. 8 mit Anm. 28.
- 334 PRESSEL (1967), S. 359.
- 335 HOFMANN (2017), S. 32 f. In dieser Weise wertet DIES, ebd., S. 33 ff mehrere Kriegspredigten aus, die aus bislang unedierte pfälzischen und hessischen Predigtnachlässen stammen.
- 336 JEAN PAUL (1923), S. 22.

- 337 Vgl. a. FISCHER (2009), S. 13.
- 338 BURKHARDT (1898), Nr. 2, S. 2 (Mittwoch, 14.12.1808); STEIGER (1988), S. 270; am 7.3.1808 hatte ähnlich auch Karl-Friedrich Reinhard (1761–1837) schon an Goethe geschrieben; REINHARD (1850), Brief Nr. VIII, S. 24: „Aus dieser Geschichte der Einzelnen, der einzig wahren, bildet sich die Weltgeschichte.“
- 339 SPENGLER (1941), Nr. 221, S. 72; vgl. Nr. 224 f. 227.258, S. 74.82 f. 85 u.ö.
- 340 HAFFNER (2000), S. 169 ff.
- 341 DERS., ebd., S. 171 f.
- 342 MUSIL (1955), S. 628 („Das hilflose Europa“).
- 343 KUNERT (1966), S. 57.
- 344 LATZEL (1998); vgl. insbesondere ebd., S. 17.39–99 und die vielen Rückverweise auf „Hans Olte“ (der eigentliche Name wurde verändert), ebd., S. 426b; s. a. DERS. (1997), S. 12 ff.
- 345 Vgl. DERS., (1998), S. 294 f. 382.387 zum Ersten Weltkrieg.
- 346 Allerdings lässt sich bei einer rezeptionsästhetischen Untersuchung, die die Denk- und Empfindungsvoraussetzungen einzelner Protagonisten rekonstruiert, nicht vermeiden, dass sich trotz aller Quellenkenntnis der Historiker in den von ihm vorgelegten Entwürfen individueller und gesellschaftlicher Innenansichten selbst spiegelt. Bücher wie „Und Marx stand still in Darwins Garten“ der Journalistin und Politologin Ilona Jerger exemplifizieren diesen Vorgang. JERGER (2018), S. 271 ff („Fakten und Fiktion“).
- 347 Ellen Rhodius, geb. Richter, war die Großmutter meiner Frau Ellen Gladys Dobberahn, geb. Dyckerhoff.
- 348 Beide Dokumente befanden sich in ihrem Nachlass und werden hier vollständig (Konfirmandenheft, Kap. IV, 2; Kap. XIX) bzw. teilweise (Tagebuch; Kap. VI) transkribiert.
- 349 Vgl. ADORNO (2016), S. 111; vgl. DERS. (1992), S. 23; CAROSSA (1951), S. 33 schreibt, dass Hitler „keineswegs aus dem Nichts entsprungen, sondern schon vor seiner Geburt in allerhand Larven- und Puppenformen unter uns herumgegangen [sei ...], vielleicht in unseren eigenen Adern gespuht“ habe. Sebastian HAFFNER (1939/2000), S. 37 f datiert „die spätere Nazirevolution, nur ohne Hitler“ auf das Frühjahr 1919; auch die Hitlerjugend habe damals „schon fast fertig“ dagestanden.
- 350 Vgl. die hier ausgewerteten Textkonvolute bei RUCKS (1934/1935) und KÜHL (1936/1937).
- 351 GOLDHAGEN (1996), S. 75.461 ff. 466 f. 481 f. 569 (Anm. 13). 668 f (Anm. 47.59). 672 (Anm. 82).
- 352 Deutsche Übersetzung nach ZWEIG (1921), S. 219; vgl. den Originaltext bei ROLLAND (1918), S. 226 f: „Non seulement ils n'ont rien fait pour diminuer l'incompréhension mutuelle, pour limiter la haine; mais, à bien peu d'exceptions près, ils ont tout fait pour l'étendre et pour l'envenimer. Cette guerre a été, pour une part, leur guerre. Ils ont empoisonné de leurs idéologies meurtrières des milliers de cerveaux. Sûrs de leur vérité, orgueilleux, implacables, ils ont sacrifié au triomphe des fantômes de leur esprit des millions de jeunes vies.“
- 353 KRAUS (1918d), S. 5.
- 354 DERS. (1925c), S. 24; RÜRUP (1984), S. 1 f; WEHLER (2003), S. 20 f.
- 355 HARARI (2018), S. 358 umschreibt mit diesen Termini präzise die konstitutiven Elemente eines Ursprungsmythos Tillich'scher Definition: „Whenever politicians start talking in mystical terms, beware. They might be trying to disguise and excuse real suffering by wrapping it up in big incomprehensible words. Be particularly careful about the following four words: sacrifice, eternity, purity, redemption. If you hear any of these, sound the alarm.“

- 356 MITSCHERLICH (1977), S. 65.77 ff.79.84.369 u.ö.; vgl. a. MISHRA (2017), S. 1 ff („Prologue: Forgotten Conjunctures“).
- 357 SCHNEIDER/HEINEMANN/HISCHER/KUHLMANN/PULS (2008), S. 765b.797b.
- 358 BRAKELMANN (2015b), S. 31–43.69–202.
- 359 DERS., ebd., S. 9–28.45–67.203–533.
- 360 ERDMANN (1973), S. 87 ff.
- 361 LÜBBE (1974), S. 171–235.
- 362 PIPER (2013), S. 213 ff („Akademische Schützengräben“).
- 363 Golo MANN (1992).
- 364 WEHLER (2003), S. 14 ff.17 ff.21 ff.1002 ff.
- 365 MÜNKLER (2015), S. 217 ff; dazu s. u. Kap. XII, 1, b und 2, zu Anm. 30 f.
- 366 PIPER (2013), S. 322 f.
- 367 DERS., ebd., S. 321 ff.
- 368 BAUCH (1916), S. 139–162; vgl. PIPER (2013), S. 231 ff.
- 369 EUCKEN (1914); vgl. PIPER (2013), S. 234.
- 370 SCHELER (1915); vgl. PIPER (2013), S. 234 f.
- 371 SOMBART (1915); vgl. PIPER (2013), S. 235 ff.
- 372 CHAMBERLAIN (1915a); DERS. (1915b); DERS. (1918); vgl. PIPER (2013), S. 237 f.
- 373 DERS., ebd., S. 321 ff.339 ff.
- 374 CONZE (2020), S. 197–221.
- 375 S.u. Kap. IV, 2, C, 3, c, S. 250 f; vgl. insbesondere BARTH (1948), S. 113 f.121 f.
- 376 BRAKELMANN (1974b): Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg – Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus; DERS. (2014), S. 165 ff.192 ff; DERS. (1991): Krieg und Gewissen – Otto Baumgarten als Politiker und Theologe im Ersten Weltkrieg; DERS. (2015a): Protestantische Kriegsagenden und Kriegsslyrik im Ersten Weltkrieg – Eine Dokumentation und Interpretation, Kamen, 2015a; DERS. (2015b): Protestantische Kriegstheologie 1914–1918, Kamen (2015b). Das erstgenannte Werk ist eine Textsammlung mit einer auf knapp 30 Seiten zusammengefassten „Theologischen und politischen Interpretation“ (DERS., 2015a, S. 257–283). Eine wichtige Fortführung der kriegstheologischen Analyse stellt die Dokumentation und knappe Kommentierung Brakelmanns u. a. „Kirche im Krieg“ – Der deutsche Protestantismus am Beginn des II. Weltkriegs“ (1979) dar.
- 377 BRAKELMANN (2014).
- 378 Hasko ZIMMER (1971): „Auf dem Altar des Vaterlands – Religion und Patriotismus in der deutschen Kriegsslyrik des 19. Jahrhunderts“, Frankfurt a. M.
- 379 Wilhelm PRESSEL (1967): „Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands“, Göttingen.
- 380 Heinrich MISSALLA (1968): „Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918“, München.
- 381 REIMANN (2000).
- 382 MARTIN (2017), S. 47 ff; METHUEN (2017), S. 63 ff; FROHN (2017), S. 97 ff; ARNOLD (2017), S. 125 ff.
- 383 EDELMANN-OHLER (2014).
- 384 BERGER (1947), S. 68–81; BERNING (1960–1963); Albrecht SCHÖNE (1972); letztere Studie enthält auch eine vollständige Dokumentierung der besprochenen Gedichte (ebd., S. 56 ff), sowie ab der zweiten Auflage auch einen unkommentierten Briefwechsel mit zweien

- der von Schöne kritisch beleuchteten Autoren. Anneleen Van HERTBRUGGEN (2019) analysiert die Sakralisierung der drei Ideologeme von „Führer“, „Reich“ und „Volk“ in der nationalsozialistischen Dichtung bei Heinrich Anacker (1901–1971), Gerhard Schumann (1911–1995) und Herybert Menzel (1906–1945).
- 385 HOLL (1976), S. 321 ff; LIPP (1995), S. 6 ff; BEESKOW/BREDENDIEK (2011), S. 77 ff. 196 f. 201 ff. 224 ff. 236 ff.
- 386 BENJAMIN (1931) in MAYER (1978, III), S. 697.
- 387 So spricht etwa MUSIL (1955), S. 494 von der „Kraus-Sekte“ (in den Tagebucheinträgen vom Herbst 1938 bis Sommer 1941).
- 388 PFEMFERT (1973).
- 389 HOLL (1976), S. 354 mit Anm. 114 und 115 (Lit.).
- 390 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 291; vgl. FRIED (2005), S. 111.123.203.214.317 (Anm. 53).
- 391 PINTHUS (1960), S. 30.
- 392 Vgl. RAGAZ (1922), S. 324.
- 393 Burtons geistige Leistung bestand gerade in der dichten Zusammenstellung der Zitate.
- 394 Polybios setzt mit der 140. Olympiade ein, also zu einem Zeitpunkt, als nach seiner Beobachtung die Weltereignisse nicht mehr verstreut auseinanderliegen, sondern beginnen, sich auf ein einziges Ziel richtend, zu einem Ganzen zusammen zu fügen; Polyb. I, 3, 3 f und 4, 3 f; DREXLER I (1961), S. 3 ff; vgl. DERS. II (1963), S. 1311 ff.
- 395 ADORNO (1972), S. 88; vgl. MITSCHERLICH (1977), S. 107.344.
- 396 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 389 („Wo waren Sie im Kriege, Herr –“, 1926).

Anmerkungen zu Prolegomena B: Definition der Kriegstheologie in drei „Kriegspostkarten“ – Der Krieg als Subjekt des deutschen „Christum-Treibens“ 1914–1918

- 1 DOEHRING I (1919), S. 297 = DERS. (1915), S. 129 (Superintendent Plath in Rastenburg, Ostpreußen).
- 2 MOSSE (1993), S. 157.
- 3 DOEHRING I (1919), S. 80.
- 4 BUSCH (1735), Kap. XII, § 1, Conc[lusio] IV, S. 173.
- 5 WEGELEBEN (1921), S. 61 ff; zur nachträglichen Nationalisierung s. DERS., ebd., S. 28 f; dass Jesus durch die [deutschen] Schützengräben und über die Schlachtfelder gehe, wurde auch gepredigt; DOEHRING II (1915), S. 48 (Pastor Lic. Riemer an der Heilandskirche in Berlin, 1914).295 (Generalsuperintendent D. Blau in Posen, 1915).
- 6 BRAKELMANN (1974), S. 7; Brakelmann hat daher anhand von Reinhold Seeberg und Otto Baumgarten (DERS., 1991) die Bandbreite und Gegensätzlichkeit der protestantischen Kriegstheologie 1914–1918 dargestellt.
- 7 So wird etwa bei HAMMER (1974), S. 1 ff u. v. a. keine Definition versucht.
- 8 Die Anregung, den Terminus „Kriegstheologie“ und „Gottesdienst“ syntaktisch zu untersuchen und für meine Darstellung fruchtbar zu machen, verdanke ich meinem langjährigen Studienfreund Pfr. u. Sup. i. R. Dr. theol. Thomas Hübner, Rodenkirchen.

- 9 Nach Grammatikern wie TROLL (1955), §§ 124 ff, S. 104 ff werden beide Arten des Genetivs nur bei „Verbalsubstantiven“ gebildet, vgl. „*timor tyranni*“ als genetivus subjectivus = *tyrannus timet*; als genetivus objectivus = *tyrannum timemus*. Die klassische Philologie geht mit dem Terminus „Verbalsubstantiv“ allerdings nur zurückhaltend um. GLÜCK (1993), S. 675 f verzeichnet ihn gar nicht, erwähnt nur „Verbaladjektiv“ ohne Definition mit Verweis auf „Gerundivum, Nomen actionis, Supinum“. Immerhin kann man darauf verweisen, dass λογος („Rede“) von λεγειν („reden, sprechen, explizieren“) abzuleiten ist.
- 10 Theologie ist „*Sermo de Deus et rebus divinis*“; SCHMID (1893, siebte Auflage), § 2, S. 1 ff; s. a. LUTHARDT (1900, zehnte Auflage), § 2, S. 3 ff. Nach DEBRUNNER (1942), S. 71 ff könnte ein Ausdruck wie „Kriegstheologie“ daher auch als *genetivus rei* (materiae) verstanden werden: Krieg als Stoff- oder Inhalt der Theologie.
- 11 SCHMID (1893), § 4, S. 7 ff; LUTHARDT (1900), §§ 2 f, S. 4 ff. Ich zitiere hier und im Folgenden aus zwei Handbüchern der Dogmatik, die Anfang des 20. Jahrhunderts die höchsten Auflagen erreichten.
- 12 BARTH (1957), § 55, 2, S. 517.519.
- 13 Herakleitos; DIELS (1956), B. Fragmente, 22 [12], Nr. 53 [44], S. 162; auch bisweilen in Feldpostbriefen zitiert; HOFFMANN (1937), S. 452.
- 14 Das Motiv lief als Feldpostkarte um. Pfarrer Guertler in Marienburg machte 1914 bei einem Feldgottesdienst in Rothof auf dieses Bild aufmerksam; DOEHRING I (1919), S. 108.
- 15 Charles Baudelaire, *Une Gravure fantastique*; BAUDELAIRE (1949), S. 206 f: „Où gisent, aux lueurs d'une soleil blanc et terne, / Les peuples de l'histoire ancienne et moderne.“
- 16 Vgl. a. Golo MANN (1992), S. 594; MÜNKLER (1992), S. 108 ff, insbes. S. 110 zur Subjektivierung des Krieges im politischen Denken der existentiellen Kriegsauffassung, in welcher durch den Krieg gesellschaftliche Transformations- und Konstitutionsprozesse angestoßen und beschleunigt werden sollen. „Dabei wird bewußt in Kauf genommen, daß Krieg und Gewalt zeitweise selbst die Subjektrolle übernehmen. [...] In der existentiellen Sicht [...] ist der Krieg ein Werkzeug von Theoretikern mit starken normativen Annahmen, die nur durch tiefgreifende Erschütterungen politisch realisiert werden können.“ In die Sprache der Kriegstheologie von 1914–1918 umgesetzt heißt das: Dem Subjekt Krieg wird als göttlicher Gewalt zur Welterlösung und Welterneuerung freien Lauf gelassen in der festen Endzeiterwartung, dass sich daraus Deutschland als immanentes Gottesreich begründet.
- 17 Auf meine Deutung als „Bellona“ deutet die vierte Zeile der zweiten Strophe hin, die vom „göttlichen Rasen“ der „*fanatici*“, der Anhänger der Bellona spricht; anders GUNDOLF (1920), S. 191, der das redende Ich des Standbildes hier lediglich als „Leidenschaft“ deutet.
- 18 GEORGE (1912), S. 63; Hervorhebung von mir.
- 19 BINDING (1940a), S. 107.
- 20 JÜNGER (1928), S. 16 ff.20 und passim; die Nähe zur deutschen Glaubensbewegung ist deutlich. vgl. BARTSCH (1938), S. 7 ff: „Gott ist das Unfragliche, der bleibende Bezug, das Unbedingte in den Dingen, also die im Grund einzige Wirklichkeit. [...] Gott ist uns überhaupt nicht Gegenstand unserer Vorstellung oder Inhalt eines Begriffs, sondern die Macht der Wirklichkeit, die uns im kosmischen sowohl wie im existentiellen Tiefenerleben der Wirklichkeit überkommt.“
- 21 JÜNGER (1928), S. XVII ff.1 ff.16 ff.21 f.28 f.33 ff; vgl. BARTSCH (1938), S. 9.33 ff.79; BOGE (1935), S. 33 ff zu Alfred Rosenberg.

- 22 JÜNGER (1926), S. 3 f.
- 23 DAVID (1964), S. 285 f; vgl. THIELICKE (1966, II, 2), § 3118 ff, S. 554 f.
- 24 In: Bei JÜNGER (1930), S. 104 f („Der verlorene Haufe“)..
- 25 BAUER/BAUER (2001), Nr. 338, S. 54.
- 26 CLAUSEWITZ (1942), S. 262 ff; DERS. (1991), S. 231 ff (Buch I, Kapitel 3).
- 27 SCHELER (1915), insbesondere S. 41 ff.
- 28 SCHAEFFER (1915), S. 51 („Schlacht!“); MENZEL (1916), Nr. 12, S. 29.
- 29 Zit. b. DEMS., ebd., Nr. 23, S. 41 („Der Fähnrich“).
- 30 BLUMHARDT (1932), S. 412 f; vgl. ebd., S. 390.408 f.428 ff; vgl. DERS. (1978, III), S. 194 (Predigt vom 11.6.1916, Pfingstsonntag).
- 31 MUSIL (1955), S. 188 („Kleines Notizheft ohne Nummer“, spätestens 1916 – mindestens Ende 1918).
- 32 DERS. (1988, II), S. 1862.
- 33 DERS. (1955), S. 787 („Was arbeiten Sie? Gespräch mit Robert Musil [über seinen neuen Roman ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘]“, 1926).
- 34 DERS. (1988, II), S. 1876 ff.
- 35 PRECHT (1996), S. 83; bei MUSIL (1988, I), Kap. 40 ff, S. 151 ff.
- 36 BERGHAHN (1983), S. 95 ff.99.
- 37 MUSIL (1955), S. 785; PRECHT (1996), S. 83.
- 38 MUSIL (1988, II), S. 1902 f; vgl. DERS., ebd., S. 1441.1848.1851.
- 39 DERS. (1988, I), S. 521 f; vgl. a. DERS., ebd., S. 834.837; DERS. (1988, II), S. 1125.
- 40 Auf breiter Basis entfaltet in: SPENGLER (1922), S. 454 ff.525 ff.528 ff.537 ff u.ö.; vgl. dazu a. FROMM (1983), S. 184 ff.236 ff, der jedoch die These der dem Menschen angeborenen Destruktivität, wodurch Kriege unvermeidbar seien, als „absurd“ und „schädlich“ zurückweist.
- 41 SPENGLER (1934), S. 55; vgl. DERS. (1941), Nr. 190, S. 61.
- 42 Vgl. DERS., ebd., Nr. 139, S. 41.
- 43 Vgl. DERS., ebd., Nr. 131, S. 39: „Der Krieg ist die Urpolitik *alles* Lebendigen.“
- 44 DERS. (1933), S. 7.14.24.
- 45 ADAMS (1984), S. 223 f.
- 46 RILKE (1915) „Fünf Gesänge“, abgedruckt im KRIEGS=ALMANACH (1915), S. 14 ff des Insel Verlags zu Leipzig; Hervorhebungen im Original.
- 47 MICHELS in HESSE (2006), S. 89, Anm. 1.
- 48 HESSE (2006), S. 93.
- 49 SCHMIDTBONN (1914), Sp. 152 f.
- 50 PIECHOWSKI (1917), S. 91 ff. der Krieg wird als Subjekt gewertet, als „unumstößliche sittliche Größe“, welche die „heilige Notwehr“, den „heiligen Kampf [...] gegen alles Böse und Sündige überhaupt“, das „heilige Werk“, den „heiligen Krieg“ erfordere.
- 51 DERS., ebd., S. 170 ff. Piechowski, ebd., S. 176 ff.180 ff (mit Anm. 1) kommt freilich zu dem Urteil, dass sich die Kriegspredigt von 1870–1871 einerseits mit der religiösen Betrachtung der „zeitgeschichtlichen Verhältnisse“ „draußen“ und „in der Heimat“, sowie der Einbeziehung von „Deutschum und Volksreligion“ auf dem richtigen Weg befunden habe, sich andererseits jedoch im Verhältnis zur Kriegshomiletik des Ersten Weltkriegs – Piechowski verweist hierzu auf KOEHLER (1915a/1915b) – „dürftig und bescheiden“ ausnehme und „in ihrer Gedankenführung dem Kriegsproblem in seinem vollen Umfang und seiner ganzen Tiefe nicht gerecht geworden sei.“ Vgl. a. HAMMER (1974), S. 18 ff.

- 52 PINTHUS (1960), S. 85 („Der Kriegsgott“).
- 53 KOEHLER (1915b), S. 6.51.
- 54 DOEHRING II (1915), S. 185.190 (Lic. Adolf Schettler, Pfarrer in Berlin-Wilmersdorf).
- 55 Vgl. NICOLAI (1919a), Kap. 3, D, §§ 25–28, S. 111 ff, der sich mit diesem Ausdruck auf NIETZSCHE (2010), S. 126 ff.268 f u.ö. bezieht; vgl. SIMMEL (1896), S. 202–215.
- 56 So LAUSBERG (1982), § 31, b, S. 22; § 425, S. 140 in der Beschreibung der Redefigur der „remotio“.
- 57 EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= und GEBETBUCH (1906), S. 199 (Gebete, Nr. 5); FELDGESANGBUCH (1897), S. 30 f.
- 58 Mit dem dreimaligen „sie“ verweist Tucholsky offenbar auf die jeweiligen Partner der feindlichen Koalitionen.
- 59 TUCHOLSKY (1993, I), S. 315 f („Zum ersten August“, 1918). Hervorhebung von mir.
- 60 RAEMAEEKERS (1919, II), S. 52 f („They bowed the knee before Him’ – The extermination of the Armenian Christians, Autumn of 1915“).
- 61 Zu Joseph-Benjamin-Baptiste Faverot vgl. SAUR (2003), Sp. 280a. Bei ZIESE/ZIESE-BERINGER (1930), S. 45, bei HERBERT (2001), S. 41.44 und in IMPERIAL WAR MUSEUMS, Katalog Nr. IWM BUTE 258 ist der Name Faverot in „Faverol“ verschrieben. Im „Catalogue de la vente, Lot 191“ von „Cartes Postales – Gravures, Estampes – Livres chez A. & E. Morel de Westgaver“, 1050 Bruxelles (Belgique), fand sich zuletzt noch 2017 die korrekte Schreibweise „Faverot“.
- 62 ROLLAND (1915/1923), S. 10.
- 63 Der Fall des Subjektwechsels wurde in den damals in Gebrauch befindlichen Theologien verhandelt; so etwa bei SCHMID (1893), § 4, Anm. 7, S. 10, der hierzu aus Johannes Andreas Quenstedt (1617–1688), *Theologia didactico-polemica sive systema theologicum, Wittebergae, 1685*, S. 48b zitierte: „Antithese I: Sie trifft auf die verschiedenen Fanatiker [wörtl.: „Heidenpriester“] zu, die behaupten, dass die Erkenntnis Gottes und aller Dogmen, an die man zu glauben hat, nicht aus dem geschriebenen Wort Gottes herzuleiten sind, sondern aus einer ganz persönlichen und jedem einzelnen speziell vermittelten (individuellen) Offenbarung und miterzeugten Erleuchtung, aus Verückungserlebnissen, Träumen, Gesprächen mit Engeln, einer inneren Stimme, einer Eingebung des himmlischen Vaters, einer inneren Botschaft des wesensmäßig mit ihnen verbundenen Christus, aus der Belehrung durch den Heiligen Geist, der in ihrem Inneren spricht und erklärt, dass man eine höhere Weisheit im Blick haben müsse als diejenige, die in den Heiligen Schriften enthalten ist. – „Antithesis I: Fanaticorum variorum statuentium, DEI & omnium credendorum dogmatum cognitionem non ex Verbo DEI scripto, sed ex propria unicuique peculiariter facta revelatione & congenita luce, ex raptibus, somniis, Angelorum colloquiis, ex verbo interno, ex inspiratione (*einsprechen*) Patris coelestis, informatione interna Christi, essentialiter cum ipsis uniti, ex magisterio spiritus S. intus loquentis & docentis, sapientiam altiore, quam quae Scripturis Sacris continetur, petendam esse.“
- 64 Das ist nicht dasselbe, wenn Luther vom „kriegesamt“ als einem „köstlich und Göttlich werck“ redet. Vgl. D. Martin LUTHER, WA XIX, 625, Z. 23–31 + S. 626, Z. 4–14. Diese Lutherpassagen wurden von den Kriegstheologen gleichwohl häufig zitiert; vgl. jedoch auch D. Martin LUTHER, WA XXXI, 1, S. 142, Z. 26 ff; WA XIX, S. 649, Z 18–27; 650, 1–7; 651, 5–11. BERING (2018), S. 114 ff.131 f.

- 65 Das vollständige Zitat bei D. Martin LUTHER, WA (DB) VII, S. 384, Z. 25–32 lautet in der Fassung von 1522: „Und darynn stymmen alle rechtschaffene heyliche bucher vber eyns, das sie alle sampt Christum predigen und treyben, Auch ist das der rechte prufesteyn alle bucher zu tadeln, wenn man sihet, ob sie Christum treyben, odder nit, Syntemal alle schrift Christum zeyget Ro. 3 vnnd Paulus nichts denn Christum wissen will. 1. Cor. 2. Was Christum nicht leret, das ist nicht Apostolisch, wens gleich Petrus odder Paulus leret. Widerumb, was Christum predigt, das ist Apostolisch, wens gleych Judas, Annas, Pilatus vnd Herodes thett.“ Vgl. dazu HÄGELE (2016), S. 566 ff.
- 66 CLÉMENT-JANIN (1919), S. 10: „Faverot: Comme il est avec eux (c'est le ‚vieux bon Dieu‘ que les Allemands poussent à coups de pied et à coups de poing pour le faire marcher; au fond, la cathédrale des Reims en flammes), litho noire et rouge.“
- 67 D. Martin LUTHER, WA XXXIX, I, S. 47, Z. 3–4 (Thesen de fide, 1535, Nr. 41); „Et Scriptura est, non contra, sed pro Christo intelligenda, ideo vel ad eum referenda, vel pro vera Scriptura non habenda.“ HÄGELE (2016), S. 568a.569c, Anm. 39.
- 68 D. Martin LUTHER, WA XIX, S. 625; CLEMEN (1913, III), S. 320 u.ö.; s.u. S. 417 f.
- 69 D. Martin LUTHER, WA XLV, S. 35, Z. 31.36 (Predigt Nr. 5 von 1537, über Matth. 4, 1–11).
- 70 SUN TZU (2000); READ (1972), S. 1.
- 71 BUCKHARDT (1943), S. 113 f; MACHIAVELLI (1833); bei ihm handelt es sich um eine „kunstgerechte“ („*arte legis*“) ausgeführte „Kriegswissenschaft“ (ebd., Kap. V, S. 130; „volendo dare di questo esercizio perfetta scienza“), die sich mit der Truppenaushebung (S. 20 ff), Ausrüstung und Bewaffnung (S. 38 ff), Schlachtordnung (S. 48 ff; vgl. S. 76 ff zu den griechischen und römischen Vorbildern), Ausbildung und Training der Truppen (S. 52 ff), Aufmarschkonzepten und Formationen (S. 58 ff), Heeresmusik (S. 68 ff), Recognostizierung eines geeigneten Schlachtfelds (S. 103 ff), Lebensmittelversorgung und Vorrathshaltung des Heeres (S. 127 ff), Erkennung und Legung von Hinterhalten (S. 130 ff), mit Lager (S. 137 ff) und Befestigungen (S. 165 ff), allgemeinen militärpolitischen Maximen (S. 182 ff) etc. beschäftigt.
- 72 BURCKHARDT (1943), S. 111 ff.
- 73 Ich zitiere aus der noch 1910 aufgelegten vierbändigen Volksausgabe „Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen“ (zwei Bände in je zwei Halbbänden). FRIEDRICH DER GROSSE (1910, I, 2), S. 237–261.262–292.293–303.304–318.319–328; das Zitat auf ebd., S. 319 („Die Kriegskunst“, letzter Gesang „Die Schlacht“). 1914 gab auch Hans Ferdinand Helmolt die „Königlichen Gedanken und Aussprüche Friedrichs des Großen“ in einer Volksausgabe heraus; HELMOLT (1914), S. 61 f.
- 74 BINDING (1940a), S. 42 f.
- 75 BURCKHARDT (1943), S. 112 f.
- 76 Abbildung bei ELIAS (1915), S. 335; der Anlass dieses Cartoons wird in der Tat das Vorhaben seines Förderers und Kunsthändlers Bruno Cassirer gewesen sein, „Verlag und Kunst [...] zu einer patriotischen Tat [zu] vereinigen.“ GLATZER (1983), S. 112.179.
- 77 Der Cartoon scheint in der Tat zunächst mit dem Titel „La Pasqua del 1915 / Pasques 1915“ und mit der Bildunterschrift „Ed essi si burlavano di Lui / Et ils se moquaient de Lui ...“ veröffentlicht worden zu sein. Der Bezug zum Armenier-Genozid fände sich demnach erst später bei RAEMAEKERS (1919, II), S. 52 f: „They bowed the knee before Him’ – The extermination of the Armenian Christians, Autumn of 1915“. Die vollständige Zeichnung

- Raemaekers ist unter dem Link: 03varvara.wordpress.com > louis-raemaekers. „They bowed the Knee Before Him“ anzusehen.
- 78 MUSIL (1988, II), S. 1597 ff (1601): „Das Erdrückendste war, daß er allen seinen Widerstandsgeist wie fortgeblasen fühlte. [...] Alle diese Gedanken waren wie ohnmächtige Schatten, seit man ihm eine Militärmütze aufs Haupt gesetzt hatte.“
- 79 NICOLAI (1919a), Kap. 3, D, § 27, S. 124 ff; das Zitat auf S. 127.
- 80 VERHAEREN (1915a), S. 106 ff.
- 81 HAMMER (1974), S. 11.
- 82 Ich beziehe mich im Folgenden auf weniger bekannte, aber darum nicht minder aussagekräftige Texte.
- 83 Vgl. LANGBEHN (1925), S. 34.171 ff.174 f.228 ff.277 ff.283 f.297.323.367 ff u.ö.
- 84 DERS., ebd., S. 173; kursive Hervorhebung von mir.
- 85 Vgl. MANN (1960a), S. 181 f (Kap. XV).
- 86 SCHEFFLER (1914), S. 3 f; GLATZER (1983), S. 111; vgl. dazu PIPER (2013), S. 102 ff; BRUENDEL (2016), S. 210 ff.215 ff.270 ff.
- 87 Vgl. etwa DERS. (2014), S. 121 ff; DERS. (2016), S. 198 ff.205 ff zu Wilfred Owen. WEHLER (2003), S. 24 spricht gleichwohl von mehr als 80 % der Pfarrerschaft, die als Kriegstheologen einzustufen gewesen seien.
- 88 ZWEIG (2013), S. 309.
- 89 TUCHOLSKY (1993, II), S. 145 („Krieg“); gemeint war Willibald Krain (1886–1945); Tucholsky bezog sich dabei auf dessen 1916 in Zürich veröffentlichte, sieben Blätter enthaltende Mappe „Krieg“.
- 90 MÜLLER (1910), S. 23 ff, insbes. Liber I, 19, 4, S. 23.
- 91 MACHIAVELLI (1977), S. 43 ff; vgl. CASSIRER (2002), S. 183.
- 92 LE BON (1895), S. 64 (I, 4); DERS. (2016), S. 43 f.
- 93 SCHIAN (1925), S. 9 ff (mit Statistiken); WAPPLER (1994), S. 428–439; BREDENDIEK (2011a), S. 59 f.69.71 mit Anm. 3; HAMMER (1974), S. 172; TIETZE (2018c), S. 626a. Genannt werden für den Zeitraum von 1910–1913 über 60.000 Ausgetretene (63.290), 1913 in Berlin allein 20.000. Zur Entfremdung der Bevölkerung von der Kirche vgl. DOEHRING II (1915), S. 34.47.51 f.58.232; DRYANDER (1926a), S. 189.194; DERS. (1926b), S. 20.53 f.66.70.78.127.131.174 f.180.186 f.189 f.204.220 ff; vgl. ANDRESEN (1995), S. 174 f; SCHIAN, ebd., S. 1 f.13 ff; REVENTLOW (1940), S. 248.386 ff; METZING (2016), S. 169 f.
- 94 Vgl. BEBEL (1983), Nr. 41 („Glossen zu ‚Die wahre Gestalt des Christentums‘“), S. 463.
- 95 LE BON (1895), S. 64 (I, 4); als Beleg verweist Le Bon auf eine tiefgründige Episode in Fjodor M. Dostojewskijs (1821–1881) Roman „Die Dämonen“, Zweiter Teil, Kap. VI, 2, in der ein freidenkerischer Leutnant aus seiner Mietwohnung zwei Ikonen herauswirft, eine davon sogar mit einem Beil zerhackt, dann aber in seinem Zimmer auf Gestellen, die Kirchenlesepulten gleichen, Werke atheistischer Autoren legt und vor jedem Pult eine Kerze anzündet; DOSTOJEWSKIJ (1975), S. 394 f.
- 96 HARARI (2019b), S. 158; Hervorhebung von mir.
- 97 Vgl. HORKHEIMER (1936), S. 191 ff; BOHSE (1988), S. 100 ff.169.
- 98 Vgl. SCHMID (1893), § 51, S. 366 ff.371; LUTHARDT (1900), § 70, 2, S. 342 ff.
- 99 DOEHRING I (1919), S. 146 (D. Stolte, Generalsuperintendent zu Magdeburg, 1914); DRYANDER (1923), S. 137.

- 100 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 273 f.
- 101 STRECKER (1916), S. 257.
- 102 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 309 (19.6.1917).
- 103 Vgl. HANK/SIMON/HANK, S. 269.414.454.552 f.608b. Gemeint ist mit der Wochen-„*Siḡrāh*“ (= Ordnung, Reihenfolge) die Einteilung des atl. Textes für die liturgischen Zwecke der Synagoge. Nach der palästinischen Anordnung sind es 452 Torah-Textabschnitte („*Ṣēdārīm*“), die in einem dreijährigen Lesezyklus Woche für Woche am Sabbat rezitiert werden. Nach der babylonischen Anordnung sind es 54 (53) Wochenperikopen („*Pārāšiyōt*“), die innerhalb eines Jahresturnus verlesen werden.
- 104 SCHOEPS (1992), S. 131.
- 105 RAD (1969, I), S. 206; DERS. (1969, II), S. 119.276; DERS. (1978), S. 40.
- 106 Über ihn s. BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 2, Nr. 2538, S. 535 f; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 300, Anm. 3.
- 107 SAMUEL (1915), S. 48 ff (4. Vorlesung).
- 108 Über ihn s. BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 2, Nr. 2350, S. 379 f; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 104 ff.305 ff.
- 109 DIES., ebd., S. 308 f.
- 110 WITKOP (1928), S. 108; vgl. a. DERS., ebd., S. 93.128.
- 111 ZWEIG (2013), S. 308.
- 112 So Otto Raup in seinem Gedicht: „Geh aus, mein Herz, und werde weit“; zit. bei ARPER/ZILLESSEN III (1915c), S. 77.
- 113 DOEHRING I (1919), S. 52.55.99.207.309 f.315; DERS. (1915), S. 145.148.175 u.ö.
- 114 KRUMMACHER (1937), S. 128. Das von Prof. Emil Doepler d.J. (1855–1922) gestaltete Gedenkblatt ist bei JOHANN (1969) nach S. 128 abgebildet. Es zeigt im Mittelteil einen äußerlich ganz unverletzten, auf dem Rücken liegenden Gefallenen, auf den ein Engel ein Lorbeerblatt niederlegt. Oben: 1. Joh. 3, 15 (!); unten: „Zum Gedächtnis des ... / Er starb fürs Vaterland am ... Facsimile der Unterschrift Wilhelms II. und ein Eisernes Kreuz“.
- 115 Der Artikel „Ostergruß“ von Gabriele Reuter erschien am Sonntag, dem 4. April 1915, in der Berliner Zeitung *Der Tag*. Vgl. PFEMFERT (1987), Sp. 425; vgl. HAMMER (1974), S. 130; TIETZE (2018b), Sp. 590a. Zu Gabriele Reuter vgl. MANN (1974), S. 388 ff („Gabriele Reuter“, 1904).
- 116 Vgl. etwa bei FAULHABER (1917), S. 26.89.111.126.151 f.245.418 ff.436 f.449 f.504.525.
- 117 Vgl. HARNACK (1915), S. 160 und sein Vorwort in der Feldausgabe von „Das Wesen des Christentums“ vom 17.10.1915; abgedruckt bei HÜBNER (1994), S. 355.
- 118 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 219, S. 144a, dritte Strophe; EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH (1914), Nr. 365, S. 217b; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1915), Nr. 345, S. 315a.
- 119 ZIMMER (1971), S. 49 ff.116 f.122 ff.
- 120 DERS., ebd., S. 23 ff.31 ff.43 ff.
- 121 DERS., ebd., S. 71 ff.84 ff.113 ff.
- 122 ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 118 f, Nr. 16. Die Kriegsliturgien werden weiter unten in Kapitel VII f eingehend besprochen.
- 123 Emanuel Geibel, „Am dritten September 1870“, in: HENSING/METZGER/MÜNCH/SCHNEIDER III (1874), S. 93–95; LIPPERHEIDE (1871), S. 153 ff; vgl. ZIMMER (1971), S. 117 ff; FENSKE (1990), S. 187 f.

- 124 KOEHLER (1915b), S. 41; so auch in katholischen Kriegspredigten; s. bei FAULHABER (1917), S. 507 (Franziskus Kardinal von Bettinger, Feldpropst der bayerischen Armee, „Ansprachen an der Westfront“, II).
- 125 GESENIUS-BUHL (1962), S. 555b–556a.557a; *Awodah* (עֲבֹדָה/’*abōdāh*) Gottesdienst; Gott (*akk.*) „bedienen“ (עֲבַד אֶת הָאֱלֹהִים/’*ābad ’ät hā-’ālōhīm*; Ex. 3, 12).
- 126 Darauf wies mich mien Freund Dr. theol. Thomas Hübner, Rodenkirchen, mehrfach hin.
- 127 D. Martin LUTHER, WA II, S. 601, Z. 19–30; s. a. Artikel IV, 310 der Apologie: „So besteht der Gottesdienst und der Dienst des Evangeliums im Empfang der Güter von Gott (*accipere bona a Deo*); dagegen besteht der Gottesdienst des Gesetzes darin, unsere Güter Gott darzubringen und darzubieten (*bona nostra Deo offere et exhibere*).“ BEKENNTNISSCHRIFTEN (1978), S. 220; PÖHLMANN (1987), S. 222; ebenso Apologie, Artikel XXIV, 48: „Dagegen obliegen bei uns die Priester dem Dienst am Wort als einer Wohltat Gottes (*Dei beneficio*), lehren das Evangelium von den Wohltaten Christi (*de beneficiis Christi*).“ BEKENNTNISSCHRIFTEN, ebd., S. 363; PÖHLMANN, ebd., S. 395.
- 128 Einmal auch so in Gen. 18, 22 nach der ursprünglichen, später geänderten Lesart des hebräischen Originaltextes; WÜRTHWEIN (1988), S. 22.
- 129 FLEX (1914), S. 6; PEPER (1916), S. 6; HERPEL (1917), S. 52; DITHMAR (1992), S. 33.
- 130 BAUDRILLART (1915, II), auf den ersten unpaginierten Seiten des Albums Nr. 2 unter: „Jésus dans la tranchée – carte postale très repandue en Allemagne.“
- 131 Der Titel „imperator Christus“ schon bei Tertullian, De exhort. 12; De fuga, 10; HARNACK (1905b), S. 32 mit Anm. 3. Überhaupt erinnern die „Proklamationen“ Derleths in mehrfacher Hinsicht an Tertullian; vgl. DERLETH (1971), S. 45–89, insbes. S. 49 f. 52. 54. 61. 89 und HARNACK, ebd., S. 32 ff. 58 ff. 123. Derleth wiederholte die Proklamationen weitgehend unverändert 1919; DERS., ebd. S. 93–156. Thomas Mann kritisierte Derleth mehrfach in seinen Schriften; MANN (1960b), S. 197 ff („Gladius Dei“), 362 ff („Beim Propheten“), zuletzt im „Doktor Faustus“ im Kapitel XXXIV (Fortsetzung); MANN (1960a), S. 483 (dort das Zitat). 660 („Daniel Zur Höhe in seinem Priesterkleide“; Kapitel XLVII). Die trotz ihres ästhetizistisch-militaristischen Vokabulars eigentlich pazifistisch gemeinten Proklamationen (DERLETH, ebd., S. 57. 70 f. 75) beschrieb MANN, ebd., S. 483 wie folgt: „Dies alles war ‚schön‘ und empfand sich selber sehr stark als ‚schön‘; es war ‚schön‘ auf eine grausame und absolut schönheitliche Weise, in dem unverschämt bezuglosen, juxhaften und unverantwortlichen Geist, wie eben Dichter ihn sich erlauben, – der steilste ästhetische Unfug, der mir vorgekommen.“ Zum militaristischen Vokabular der „Proklamationen“ und Thomas Manns Reaktion s. HELBING (1958), S. 16 ff.
- 132 KÄSTNER (1969, I), S. 146; TIETZE (2018b), Sp. 589a; Klammerzusatz von mir.
- 133 KOEHLER (1915b), S. 41.
- 134 FLEX (1914), S. 6; PEPER (1916), S. 6; HERPEL (1917), S. 52; DITHMAR (1992), S. 33.
- 135 SCHLIER (1957), S. 682 übersetzt das Griechische „ανακεφαλαιωσασθαι τα παντα εν τω χριστω“ (Eph. 1, 10) mit: „Im Haupte, in Christus, wird das All als in seiner Summe neu zusammengefaßt. Das „*instaurare*“ der Vulgata ist ein hochtheologischer Terminus, da er vom Wort σταυρος („Kreuz“) her gebildet zu sein scheint: „Alles in Christus durch das Kreuz befestigt sein lassen.“
- 136 Vgl. FOERSTER (1919), S. 62 f.
- 137 MISSALLA (1968), S. 88 ff.

- 138 Immer wieder wird bei deutschen Kriegstheologen der Hintergrundlärm der Geschütze als „Orgelmusik“ ihrer Gottesdienste bezeichnet; vgl. KRUMMACHER (1937), S. 136; DRYANDER (1926a), S. 291.299. Offenbar nahmen die Theologen hier eine soldatische Redensart auf; vgl. WITKOP (1928), S. 155; HOFFMANN (1937), S. 155.
- 139 S. o. Prolegomena A, S. 60 f.
- 140 LERSCH (1918), S. 66 f; s. a. DERS. (1925), S. 49 f; ADAMS (1984), S. 224.
- 141 SCHULTE (1915b), S. 53.

Anmerkungen zu Kapitel I: Die „delirierende Kriegsästhetik“ der Theologen – Der Krieg und die kirchliche Inszenierung des Kreuzfahrtums als Kunstwerk

- 1 BÖRNE (1916, I), S. 320 f („Ueber Freimaurerei“, 1811). In den Freimaurerlogen dürfen keine Streitgespräche über Religion, Konfession und Parteipolitik geführt werden. Gemeint ist das zweisilbige Wort: „Kirche“, oder das dreisilbige: „Christentum“; vgl. DERS., ebd., S. 359 ff („Das Gespenst der Zeit“, 1821).375 f („O närrische Leute, o komische Welt“).
- 2 GÖTHLING (1909), S. 43 ff (Nr. 25).83 ff (Nr. 45) behandelt „Koller“ und „Tobsucht“ bei Pferden gleich zweimal in seinem Buch der Tierkrankheiten.
- 3 Am 30. Januar 1933, dem Tag der „Machtergreifung“, berichtete z. B. die *Deutsche Tageszeitung*, dass an diesem Montag der Planet Mars der Erde „so nah wie seit langem nicht“ gekommen sei; Mars galt als das Symbol kriegerischer Gewalt; KNOPP (2005), S. 173; vgl. a. BELOW (1980), S. 182 f, der für den 26.8.1939 vom Obersalzberg aus eine „ungewöhnliche Himmelserscheinung“ beobachtete und das „für Süddeutschland ganz ungewöhnliche“ Nordlicht in türkisgrün-violett-roten Farben als Vorzeichen eines „blutigen Krieges“ deutete.
- 4 Zu den Prodigien im punischen Krieg s. Livius, *Ab urbe condita*, XXI, 62; XXII, 1.3.36.57; XXIII, 31.36; XXIV, 10; XXV, 7.16; XXVI, 6.23; XXVII, 4.11.23.37; XXVIII, 11; XXIX, 14; XXX, 2.38; GÄRTNER II (1968), S. 61.66 f.69.104.123 f.169.175.201 f.254.267 f.312.333 f.37 6.386 f.404 f.422 f.455.524.558.601.620, Anm. 71.
- 5 Wie ein übles Vorzeichen für Späteres erscheint auch der bei MUSIL (1988, I), S. 10 f im Eingangskapitel seines Romans „Der Mann ohne Eigenschaften“ geschilderte Unfall in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien vom August 1913, bzw. in Berlin 1929, an den ich hier mit meiner Formulierung nicht nur beiläufig anspiele; vgl. PRECHT (1996), S. 59 ff.67 ff.
- 6 „Vorwärts“, Berliner Volksblatt, Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Jg. 31, Nr. 191 vom Donnerstag, den 16. Juli 1914, 2. Beilage, S. 1a–b: „Berliner Nachrichten. Die Hitze“; GLATZER (1983), S. 11.
- 7 ZWEIG (1963), S. 103; Über diese Strohhüte wurden sogar Scherzgedichte verfasst; BERN (1915), S. 357 (Arthur Rehbein: „Der Pferdehut“).
- 8 TUCHOLSKY (1993, III), S. 245 („Aus großer Zeit“); vgl. MUEHLON (1918), S. 109 f (Tagebucheintrag vom 25.9.1914).
- 9 KLEIN (1914), S. 246 f.
- 10 Baudelaire, „Une gravure fantastique“; BAUDELAIRE (1949), S. 206 f: „Qui bave des naseaux comme une épileptique“.
- 11 Seit der Kaiserzeit (s. „FREYTAGS SCHULAUFGABEN und Hilfsbücher für den deutschen

- Unterricht“, Lektüre-Liste, S. 2) standen der Dreißigjährige Krieg und Schillers „Wallenstein“ auf dem Lehrplan für den Deutschunterricht an Höheren Schulen (8. Klasse); s. a. AMTLICHE AUSGABE (1938), S. 68; DEUTSCHE WISSENSCHAFT, ERZIEHUNG UND VOLKSBILDUNG (1943b), S. 168 (Nr. 294 = RdErl. d. RMfWEV v. 18.5.1943 – E III a 1216).
- 12 GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 35. „Die brennenden Kometen/Sind traurige Propheeten“, dichtete Paul Gerhardt 1652 (?) dem Volksglauben gemäß; der Komet, der 1618 erschien, galt als Vorbote des Dreißigjährigen Krieges; der Komet von 1632 soll Gustav Adolfs Tod angezeigt haben; EBELING (1898), Nr. 35, S. 105 ff („Bei Erscheinung eines Kometen“).
 - 13 II, 6; BUSCH (1912), Nr. 7, S. 56 ff.
 - 14 GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 9 f; der Prolog wurde bei der Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar im Oktober 1798 gesprochen. Zur genaueren Rechtfertigung dieser Interpretation des Prologs s. u. Kap. XVIII, 1; S. 702 ff.
 - 15 MOSSE (1993), S. 179.
 - 16 DERS., ebd., S. 172 f. 176 ff.
 - 17 RICHTER (1913–1915), S. 97–102 enthält den Anfang des Lustspiels „Entsagung“ von Roderich Benedix (1. Auftritt vollständig, 2. Auftritt nur den Anfang) mit dem Vermerk, dass das Stück nicht gespielt wurde, „weil wir wegen Scharlach zu Hause waren“. Ellen Richter sollte die Rolle der Christine, „Mathildens alte Dienerin“, übernehmen. BENEDIX (1868), S. 45–49.
 - 18 RICHTER (1913–1915), S. 63 ff.
 - 19 Dort ist sie links auf dem Photo als Nr. 7 = Florian, einer der Prinzenfreunde, verkleidet zu sehen.
 - 20 KLIPPEL III (1871), S. 644 ff (30.12.1812).
 - 21 RICHTER (1913–1915), S. 48 f.
 - 22 TUCHOLSKY (1993, II), S. 227 f („Die Flecke“, 1919).
 - 23 Julius Berstl (1883–1975), „Verlustliste“; MENZEL (1916), Nr. 95, S. 96 f.
 - 24 WITKOP (1928), S. 109.
 - 25 HOFFMANN (1937), S. 75.
 - 26 BENJAMIN (1936), S. 65 f und DERS. (1980a), S. 468.507.737 f.
 - 27 DERS. (1936), S. 65: „L'état totalitaire aboutit nécessairement à une esthétisation de la vie politique. Tous les efforts d'esthétisation politique culminent en un point. Ce point, c'est la guerre moderne.“ DERS. (1980a), S. 467.506.737; s. a. ESPOSITO (2011), S. 106 mit Anm. 14.
 - 28 TESSORE (2004), S. 157 ff. 256.
 - 29 SHAKESPEARE (1920a), S. 132a–b; vgl. BRECHT (1957), S. 181 („Die Dialektik auf dem Theater“, 1953).
 - 30 SHAKESPEARE (1920a), S. 241a–b (nach anderen Ausgaben IV, 3); BRECHT (1957), S. 189 (Die Dialektik auf dem Theater“, 1953).
 - 31 RITTER (1948), S. 105.
 - 32 DERS., ebd., S. 103 f.
 - 33 DERS., ebd., S. 112 f.
 - 34 HARARI (2017), S. 295 ff; das Zitat aus „Mein Kampf“ (ebd., S. 299) bei HITLER (2016a), S. 174 [= I, S. 464 f mit Anm. 55].
 - 35 HUGO (1940), S. 298 ff, insbes. S. 305; DERS. (1952), S. 34 f: „Ah! Proclamons les vérités absolues. Deshonorons la guerre. Non, la gloire sanglante n'existe pas. Non, ce n'est pas bon et ce n'est utile de faire des cadavres.“

- 36 JEAN PAUL (1862, XXV), d. h. der ganze 25. Band seiner in Berlin erschienenen „Sämtlichen Werke“; s. a. eine Auswahl davon: DERS. (1946), „Friedenspredigten“; DERS. (1987, II), S. 297 ff; die Kriegs-Erklärung gegen den Krieg“ in: DERS. (1862, XXV), S. 89 ff; DERS. (1946), S. 44 ff; DERS. (1987, II), S. 339 ff.
- 37 DERS. (1909), § 100, S. 163 ff.
- 38 DERS. (1862, XXV), S. 96 ff (98); DERS. (1946), S. 51 ff (53); DERS. (1987, II), S. 348 ff (351); die Metapher „düngen“ schon bei Plutarch, *Vitae Parallelae*, Marius XXI, 7 [418] nach Archilochos Frag. 148B; ZIEGLER (1971), S. 228.
- 39 SCHUMANN (1935), S. 38 („Die Tat“); BERGER (1947), S. 70.
- 40 PISTORIUS (1905), S. 263.
- 41 HOCHHUTH (1976), S. 201 (Fünfter Akt, zweite Szene; „[Doktor] nimmt das Buch in die Hand, auf dem ‚Hegel‘ steht“).
- 42 KANT (1975a), S. 351 („Kritik der Urteilskraft I, Kritik der ästhetischen Urteilskraft“, Erster Teil, 1. Abschnitt, 2. Buch, B., § 28); MÜNKLER (1992), S. 104. Indes gibt es – wie ebenso bei dem im Folgenden genannten Hegel – auch ganz gegenteilige Äußerungen Kants zum Krieg. KANT (1975b), S. 213 („Zum ewigen Frieden“, zweiter Definitivartikel, Anm.); KRAUS (1918c), S. 103 f; DERS. (1988b), S. 92 f.
- 43 HEGEL (1980), § 324, S. 492 ff; s. a. DERS. (1970a), S. 492; DERS. (1970b), S. 334 f. 353 f; RITTER (1948), S. 59 f; MÜNKLER (1992), S. 104.
- 44 RITTER (1914), S. 137 ff. 141: „Nach seiner [= Schillers] Meinung [ist] der Krieg wohl ein Bedürfnis oder eine Zugabe des Staates der Not oder Natur [...], nicht aber ein Zubehör des Staates der Vernunft und des Friedens.“
- 45 GOEDEKE/OESTERLEY (1872c), S. 48, Zeilen 883 ff.
- 46 LASAULX (1856), S. 85, hier zit. n. BURCKHARDT (1969), S. 162.
- 47 BURCKHARDT (1969), S. 162 f, im Kapitel IV, „Die geschichtlichen Krisen“; RITTER (1948), S. 206, Anm. 30.
- 48 Im „Volksblatt für Stadt und Land“ vom Juni 1835; s. BURCKHARDT (1969), S. 410.
- 49 MANN (1960a), S. 383 ff (Kap. XXIX). 495 (Kap. XXXIV, Schluss); DERS. (1960c), S. 926 („Wagner und kein Ende“).
- 50 KRAUS (1914), S. 2.
- 51 ZWEIG (2013), S. 308; Stefan Zweig erinnert hier an ein Gedicht von Johann Georg Jacobi (1740–1814); s. FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 207 (Nr. 43 vom 8.1.1814):
 „Wer diesen Tag begrüßet mit Gesang,
 Der muß zum Feldgeschrey, zum Waffenklang
 Voll Jugendkraft die Leyer schlagen,
 Wie der cherusker Barden-Chor sie schlug
 Und Todesfurcht mit ihr dem Feind’ entgegen trug!“
- 52 Vgl. HÖNN (1915), S. 97.
- 53 S. o. Prolegomena A, 2, b, S. 46.
- 54 HAUPTMANN (1974), S. 663 f; die beiden letzten Strophen, ebenfalls auf den 6.12.1914 datiert, fanden sich im Nachlass Hauptmanns.
- 55 KERR (1961), S. 286 ff. 390; vgl. Thomas Manns Beobachtungen zu Hauptmanns Affinität zum jeweils herrschenden Regime in: MANN (1974), S. 322 f. 327 („Literature and Hitler“/ „Literatur und Hitler“, 1934); vgl. ZUCKMAYER (2002), S. 238.

- 56 GEERDTS (1965), S. 628.
- 57 POHL (1953), S. 30.
- 58 ZUCKMAYER (2002), S. 102 ordnet Ernst Jünger im „Geheimreport“ 1943/1944 in die „Gruppe 3“ (= „Sonderfälle, teils positiv, teils negativ“) ein und schreibt ihm eine Art von „Kriegsverherrlichung“ zu, die „nichts mit Aggression und Weltbeherrschungsplänen zu tun“ habe; auch sein „Herren-Ideal“ habe ebenso nichts mit „demagogischem Unsinn a la Herren-,Rasse“ zu schaffen. JÜNGER (1963), S. 15 ff, insbesondere S. 20 ff nahm später eine völlig andere Position ein („Der Friede“).
- 59 JÜNGER (1929), S. 8 bezieht sich hier auf seine frühere Schrift von 1920 „In Stahlgewittern“, Vgl. dazu auch VOLLMER (2014), S. 105 ff.
- 60 JÜNGER (1929), S. 61 ff u.ö.; vgl. a. ganz entsprechende Passagen in Franz Schauweckers (1890–1964) Roman „Der feurige Weg“ von 1926, zu welchem Ernst Jünger das Vorwort schrieb; SCHAUWECKER (1926); KAHLE (1928), S. 134 ff.
- 61 VAGET (2017), S. 77: „Nirgends [...] hat der Ästhetizismus betäubendere Blüten hervorgetrieben als in Wien.“
- 62 ZIFFERER (1917), S. 130.135 f.
- 63 KRAUS (1917b), S. 13; DERS. (1988a), S. 224.
- 64 DERS. (1919a), S. 38.64 f; DERS. (1988b), S. 247.290; vgl. TUCHOLSKY (1993, II), S. 332 („Weltgericht“, 1920).
- 65 KÖPPEN (2005), S. 282.
- 66 MUSIL (1955), S. 174 (Tagebuchnotiz vom 3.9.1915); DERS. (1957), S. 658; s. a. PFOHL MANN (2012), S. 75.
- 67 HOCHHUTH (1995), S. 35.
- 68 Vgl. MUSIL (1955), S. 407 ff (Tagebuchnotiz vom 13.4.1938, die 40 Jahre zurückblickt).
- 69 SCHOTT (1936), S. 313; zum Fließen des Blutes am Karfreitag s. DERS., ebd., S. 62.559 f.837. [86].
- 70 Vgl. die zweite Strophe des bei SCHOTT (1936), S. 338 abgedruckten Kreuzeshymnus zur Karfreitagsmesse: „Quae, vulnerata lanceae / Mucrone diro, criminum / Ut nos lavaret soribus, / Manavit unda et sanguine.“ = „Als auf der grimmigen Lanze Stoß / Aus tiefgespaltnen Seite floß / Ein Strom von Wasser und von Blut / Der rein uns wäscht in seiner Flut.“ Vgl. a. DERS., ebd., S. 836 ff („Fest des kostbarsten Blutes unsres Herrn Jesus Christus“).
- 71 Die Idee D’Annunzios, den neun klassischen Musen eine „*decima musa*“ hinzuzufügen, geht wahrscheinlich auf das 38. Sonett William Shakespeares, 3. Strophe, zurück; SHAKE-SPEARE (1939), S. 46 („*tenth Muse*“). Auch die französische Dichterin Antoinette Deshoulières (1638–1694) wurde „Zehnte Muse“ genannt. MANN (1988), S. 308 bezeichnet die Freiheit als „zehnte Muse“; KURZKE (2009), S. 420.
- 72 Vgl. NICOLAI (1919a), Kap. 3, D, § 27, S. 125.
- 73 D’ANNUNZIO (1915b), S. 62.64 f: „O compagni, questa guerra, che sembra opera di dissoluzione e di abominazione, è la più feconda creatrice di bellezza e di virtù apparsa in terra. [...] La decima musa, la nomata *Energèia*, [...] non ama le misurate parole ma il sangue abbondante. Altre sono le sue misure, altri i suoi metri. Ella nòvera le forze, i nervi, i sacrificii, le battaglie, le ferite, gli strazii, i cadaveri; nota i gridi i gesti i motti delle agonie eroiche. Ella còmputa la carne abbattuta, la somma del nutrimento offerto alla terra perché smaltito lo converta in sostanza ideale, lo renda in spirito perenne. Ella prende il corpo orizzontale

dell'uomo come misura unica per misurare il più vasto destino. O compagni, questo non è il gelo dell'alba ma un brivido più profondo. E siamo tutti pallidi. Il sangue comincia a sgorgare dal corpo della Patria. Non lo sentite? L'uccisione comincia, la distruzione comincia. [...] Tutto quel popolo, che ieri tumultuava nelle vie e nelle piazze, che ieri a gran voce domandava la guerra, è pieno di vene, è pieno di sangue; e quel sangue comincia a scorrere, quel sangue fuma ai piedi d'una grandezza invisibile, d'una grandezza più grande che tutto quel popolo. Mistero sublime, che nulla eguaglia nell'universo. Noi ne tremiamo e ne siamo smorti." – Deutsche Übersetzung weitgehend nach ESPOSITO (2011), S. 110; Hervorhebung von mir.

- 74 FROMM (1983), S. 384 ff.
- 75 In den Schulbüchern wurde diese Kopfbedeckung mit Unerschrockenheit, Rache- und Kampfbegier erklärt; LOMBERG (1912), S. 198 f.
- 76 Zum Verständnis solcher lebens- und naturfeindlichen Ästhetik vgl. SARTRES (1948a), S. 58.123 f. 126 ff.137 f.145 ff.162.197.236 u.ö. Analyse der Persönlichkeit Charles Baudelaires.
- 77 Die Auskunft TIEDEMANNs/SCHWEPPEHÄUSERs (1980), S. 1055 und BACHMANNs (1995), S. 99, Anm. 6, dass der Fundort dieses Manifestes nicht ermittelt werden könne, ist durchaus unzutreffend. Es handelt sich um das Kunstmagazin „Stile futurista – Rivista Mensile d'Arte-Vita“, Jg. II, 1935, Nr. 13–14 (hg. v. Fillia e Enrico Prampolini).“
- 78 Der als „Araberschlächter“ berüchtigte General Rodolfo Graziani (1882–1955), ab 1936 Marschall von Italien und Marchese di Neghelli, setzte schon kurz nach Beginn des Äthiopienkrieges (am 10.10.1935) – unter Missachtung des 1928 von Italien mitunterzeichneten Genfer Protokolls – Senfgas sowohl gegen Soldaten als auch gegen die Zivilbevölkerung Äthiopiens ein. Die Ästhetisierung gerade dieses nie geahndeten Kriegsverbrechens durch Marinetti ist besonders schändlich. Vgl. MORGENRATH/RÖSSEL (2017), S. 47–51. Die dort die deutschen Kolonialverbrechen betreffenden Passagen des Werkes sind unbedingt mitzulesen; s. a. HOCHSCHILD (2000), S. 396.
- 79 BENJAMIN (1936), S. 65 f und DERS. (1980a), S. 468.507.737 f; BACHMANN (1995), S. 29 f.99. Als Fundstelle gibt Benjamin die Tageszeitung „La Stampa Torino“ an; DERS. (1980), S. 507 an. Der mir über FALKENHAUSEN (1979), S. 373 (Dokument Nr. 4; vgl. dazu DIES., ebd., S. 167 ff) zugänglich gewordene Urtext aus dem oben genannten Kunstmagazin „Stile futurista“ lautet im italienischen Original: „2° La guerra ha una sua bellezza perchè realizza l'uomo meccanico perfezionato dal muso antigas dal megafono terrorizzante dal lanciafiamme o chuiso nel piccolo carro armato che stabilisce il dominio dell'uomo sulla macchina asservita. 3° La guerra ha una sua bellezza perchè incomincia la sognata metallizzazione del corpo umano. 4° La Guerra ha una sua bellezza quando complete un prato fiorito colle vampanti orchidee delle mitragliatrici puntate l'una contro l'altra fra gli alberi ai lati opposti. 5° La guerra ha una sua bellezza quando sinfonizza fucileria cannonate pause di silenzio echi canti di soldati profumi e odori di putrefazioni. [...] 7° La guerra ha una sua bellezza quando crea nuove architetture e nuovi complessi come il grande carro armato con scorta di arditi avanzanti al riparo o come le volanti geometrie di aeroplani palloni frenati spirali fumi di villaggi incendiati [...]“
- 80 ZECH (1919), S. 131 ff; KÖPPEN (1930/2005), S. 74 ff.78 (dort die Schilderung „Kommando Schnellfeuer“).121 ff u.ö.; JÜNGER (1929), S. 25 ff.116 f; KRULL (2013), S. 9.164 ff.
- 81 LOTI (1915), S. 586 („Les gaz de mort“); DERS. (1916), S. 180; KÜHN (1917), S. 41.

- 82 OWEN (2014), S. 28 f.
- 83 Schon in der Schullektüre erfuhr man, dass Theodor Körner im „Schwertlied“, Strophe 10, das Schlachtfeld als „schönen Liebesgarten, voll Röslein blutigrot“ mit „aufgeblühtem Tod“ gepriesen hatte; LOMBERG (1912), Nr. 57, S. 204 f; KÖRNER (1920), S. 46.
- 84 KÖPPEN (2005), S. 251.
- 85 DERS., ebd., S. 173.243 ff; vgl. REMARQUE (1929), S. 61 f.64.
- 86 Vgl. dazu REMARQUE, ebd., S. 137: „Wir sehen Menschen leben, denen der Schädel fehlt; wir sehen Soldaten laufen, denen beide Füße weggefezt sind; sie stolpern auf den spliternenden Stümpfen bis zum nächsten Loch; [...] ein anderer [Gefreiter] geht zur Verbandstelle, und über seine festhaltenden Hände quellen die Därme; wir sehen Leute ohne Mund, ohne Unterkiefer, ohne Gesicht [...]“. Vgl. weiterhin DERS., ebd., S. 207.259 f u.ö.
- 87 KRAUS (1915a), S. 1.
- 88 Vgl. das photographische Material der 1984 nur fünf Monate lang zugänglichen Ostberliner Antikriegs-Ausstellung in der Samaritergemeinde; die Dokumente dieser Ausstellung stammen aus den Kliniken Berlins, über die Erich Kuttner in seinem Artikel „Vergessen! – Die Kriegszermalmten in Berliner Lazaretten“ berichtet hatte; KUTTNER (1920), S. 1c–2b. Abbildungen sind im Internet nur unter den englischen und französischen Bezeichnungen „broken faces“, „gargoyles“ („Wasserspeier“), oder *gueules cassées* zu finden.
- 89 Vgl. etwa NEMITZ (1940), S. 82 ff; HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 497 ff.
- 90 PALÉOLOGUE (1930, III), S. 64.
- 91 WEINERT (1947), S. 253.
- 92 BACHMANN (1995), S. 30.
- 93 Zit. n. BACHMANN (1995), S. 31 (Strophe 1–2).
- 94 GOEDEKE (1893c), S. 3 („Segenspfänder“).
- 95 TUCHOLSKY (1993, III), S. 245 („Aus großer Zeit“, 1922); vgl. DERS. (1993, II), S. 20 („Vaterländischer Unterricht“, 1919): „Es gaben sich zu dieser schändlichen Tätigkeit fast alle deutschen Professoren – besonders die Philosophen – und fast alle bekannten Schriftsteller her“; DERS., ebd., S. 100 („Preußische Professoren“, 1919): „Es beteten zum Himmel die Theologen, / daß sich die Kanzelverzierungen bogen.“ DERS. (1993, IV), S. 157 („Das geistige Niveau“); u.ö.
- 96 Vgl. dazu VOLLMER (2014), S. 103 ff.
- 97 KOEHLER (1915a), S. 16; DERS. (1915b), S. 42.
- 98 DERS. (1915a), S. 24; DERS. (1915b) S. 24.27.
- 99 WITKOP (1928), S. 135 nach Alfred E. Vaeth (1889–1915) am 12.10.1915; MÜNKLER (2015a), S. 468.838.
- 100 Marinetti im ersten „Manifesto del Futurismo“ von 1909, These 9, in: Gazzetta dell’Emilia di Bologna vom 05.02.1909 = DERS. (1909): Manifesto iniziale del Futurismo, in: Le Figaro, Paris, 20.02.1909: „Noi vogliamo glorificare la guerra – sola igiene del mondo [...]“ FROMM (1983), S. 387.
- 101 KOEHLER (1915a), S. 16; DERS. (1915b), S. 10.
- 102 WEGELEBEN (1921), S. 21 ff.
- 103 DAHN (1894), S. 472.478 f.518.
- 104 Eine Häufung dieser und anderer hymnologischer Ausstattungstücke wie „Gottesherald“, „Prediger göttlicher Dinge“, „Sinnprovinz des Gottesreiches“, „Offenbarmacher sittlicher

- Kräfte“, „Gesetzesauswirkung“, „Völkerexamen“, „Völkerkarfreitag“, „Weltgericht“, „Zucht- und Erziehungsmittel“, „Reiniger sittlicher Ideen“, „Regenerator und Regulator der Frömmigkeit“, „heilige Notwehr“, „Verklärer christlicher Ideen“, „Gottesdienst“, „Kreuzzug“, „Gewittersturm der Neuschöpfung“, „wunderbarer Meister“, „heiliger Friedensengel“ etc. zitiert bei KOEHLER (1915a), S. 7 ff. 9.16.23 ff. 30 f u. a. m.; DERS. (1915b), S. 6.10.14 f. 18.2 5.27.31.33.36.41 ff. 50.53 u. a. m.
- 105 FLEX (1922), S. 44.
- 106 KOEHLER (1915b), S. 42.
- 107 DERS. (1915a), S. 21; DERS. (1915b), S. 14.
- 108 LERSCH (1918), S. 55 („Im Artilleriefuer“).
- 109 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 294 („Wofür?“, 1925).
- 110 Terminus nach BERGER (1947), S. 80; Bab wandelte sich allerdings; s. DREWS/KANTOO ROWICZ (1947), S. 13 f.
- 111 Vgl. Julius Bab in seiner von verworrenen Gedankenführung charakterisierten Einleitung zu LERSCH (1918), S. 4 (vgl. KRAUS, 1916c, S. 14 ff): „Diese harte, von keinem schwärmerischen Gefühl verwischte Klarheit geht in einem Gedicht, in dem die Soldaten mit Schüssen beten, mit Granaten Rosenkränze schlingen, mit Erwürgen Hände falten, bis an die Grenze des zynisch Verzweifelten – aber nur bis an die Grenze; denn dies Gedicht von ‚Gottes Henkersknechten‘ schließt doch mit einem ganz merkwürdig positiven Aufschwung: ‚Und wir kreuzigen die Liebe, / daß sie euch erlösen soll.‘ Hier bricht mit wirklich prophetischer Kraft der altchristliche Gedanke von der erlösenden Kraft des Leides durch: Der Gedanke, dem Hebbel in seiner ‚Genoveva‘ nachsann, wie die Menschheit gerade durch den ‚Mord an Gott‘ erlöst werden konnte, er findet hier im Grauen des Krieges, an dessen Äußerstem sich die Unzerstörbarkeit der Liebe erproben soll, eine neue Fassung. Und so kann Gott, der auf allen Seiten und in allen Schlachten sein heiliges Dasein lebt, mitten ‚im Artilleriefuer‘ gelobt werden.“
- 112 D. Martin LUTHER, WA XXX, 2, S. 174, Z. 20 ff; vgl. THIELICKE (1966, II, 2), § 2542, S. 457.
- 113 JOHANN (1969), S. 312 f; JÜNGER (1978), S. 207.265.
- 114 LERSCH (1925), S. 132:
 „Lersch, Mann der großen und starken Worte, die den Krieg heilig priesen [...],
 Lersch, du Morddulder [...].
 Geh, nimm den Strick, du Judas! Du Mörder auch!“ – Vgl. DETERING (2013b), S. 148, der weitere Belege für das Umdenken Lersch's bringt.
- 115 Ausdruck nach NIETZSCHE (2011), S. 185; § 244 von „Jenseits von Gut und Böse“.
- 116 LERSCH (1925), S. 34.
- 117 Unter „Schwertsegen“ ist der Ritterschlag zu verstehen, bei welchem der „Segen“ des zuvor mit einer Epiklese geweihten, mit himmlischen Segenskräften aufgeladenen Schwertes auf den Initianten, den Neuritter, übertragen wird. „Des *deutschen* Geistes Schwertsegen“ heißt, dass unter dem „Geist“, mit welchem das Schwert aufgeladen wird, der als deutsch deklarierte Pfingstgeist zu verstehen ist; siehe weiter unten.
- 118 KOEHLER (1915b), S. 54 f; zitiert auch bei PRESSEL (1967), S. 172 ff. Der Übersichtlichkeit halber ist die Textwiedergabe im Unterschied zum Original in vier Abschnitte untergliedert.
- 119 S. seine Vita in: KOEHLER (1915a).
- 120 KOEHLER (1915b), S. 31.

- 121 RÜCKERT (1897), S. 19. Rückerts Gedichte „deutscher Art“ gehörten zur Schullektüre. FREYTAGS SCHULAUFGABEN (1910), S. 2.
- 122 Italien hatte sich trotz seines Vorkriegsbündnisses mit dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn (sog. „Dreibund“) Ende 1914, Anfang 1915 auf einen „Gebietsschacher“ mit den Ententemächten eingelassen, der dann schließlich am 23. Mai 1915 zum „Treuebruch“, d. h. zum Eintritt Italiens auf Seiten der Entente in den Krieg gegen Österreich-Ungarn (am 28. August 1916 auch gegen das Deutsche Reich) führte; vgl. RAUCHENSTEINER (2013), S. 369 ff. 395 f; MÜNKLER (2015a), S. 355 ff.
- 123 „Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Grades eines Licentiaten der Theologie der Theologischen Fakultät der Universität Jena“ zum Thema: Die protestantische Kriegspredigt der Gegenwart, dargestellt in ihren religiös-sittlichen Problemen und in ihrer homiletischen Eigenart“, Gießen, 1915. In seiner der Dissertation angehängten Vita verweist Koehler auch auf die persönliche Bekanntschaft mit den Oberhofpredigern Ernst [von] Dryander (1843–1922), Rudolf Kögel (1829–1896) und Wilhelm Faber (1845–1916), von denen er in homiletischer Hinsicht beeinflusst worden sei.
- 124 FELDMANN (1915), S. 152 f.
- 125 STEINMAYER (1915), S. 492–500; vgl. KURZKE (2009), S. 188 f.
- 126 Zur D’Annunzio-Rezeption zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland s. OTTMANN (2010), S. 281 f.
- 127 CORRIERE DELLA SERA vom 5. Mai 1915; s. a. D’ANNUNZIO (1915a), S. 684 f (vgl. ebd., S. 1690–1692); Übersetzung nach STEINMAYER (1915), S. 498; Schlussabschnitt (VII) der „Orazione per la sagra dei Mille (V maggio MDCCCLX – V maggio MCMXV)“ = „Rede für das Weihefest der Tausend [Garibaldi] (5. März 1860/5. März 1915)“: „[...] Beati quelli che hanno vent’anni, una mente casta, un corpo temprato, una madre animosa. Beati quelli che, aspettando e confidando, non dissiparono la loro forza ma la custodirono nella disciplina del guerriero. / Beati i giovani che sono affamati e assetati di gloria, perché saranno saziati. [...]“ S. a. SCHOTT (1936), S. 978 f.
- 128 Vgl. BERGER (1947), S. 72 ff. 75 ff zur Scheu der nationalsozialistischen Mythos-Erzeugung vor dem „deutlich zupackenden Wort“; Zitat, ebd., S. 76; BERNING (1962a), S. 113 ff.
- 129 ESPOSITO (2011), S. 120 f.
- 130 MARINETTI (1909): Il Manifesto del Futurismo, These 6, in: Gazzetta dell’Emilia di Bologna vom 05.02.1909 = DERS. (1909): Manifesto iniziale del Futurismo, in: Le Figaro, Paris, 20.02.1909: „Bisogna che il poeta si prodighi con ardore, sfarzo e munificenza, per aumentare l’entusiastico fervore degli elementi primordiali.“ FROMM (1983), S. 387.
- 131 Vgl. MUSIL (1955), S. 573.736.740; s. a. WEIZSÄCKER (1967), S. 41 f über den Aphorismus.
- 132 Ausdrucksweise nach MANN (1955), S. 740 (in: „Deutsche Hörer“, 5. April 1945), die auch hier passt.
- 133 LE BON (1895), S. 90 f (II, 2, § 1) = DERS. (2016), S. 60 f. „Maniés avec art, ils possèdent vraiment la puissance mystérieuse que leur attribuaient jadis les adeptes de la magie. Ils font naître dans l’âme des foules les plus formidables tempêtes, et savent aussi les calmer. On élèverait une pyramide beaucoup plus haute que celle du vieux Khéops avec les seuls ossements des hommes victimes de la puissance des mots et des formules. La puissance des mots est liée aux images qu’ils évoquent et tout à fait indépendante de leur signification réelle. Ce sont parfois ceux don’t le sens est le plus mal défini que possèdent le plus d’action [...], comme

- se elles contenaient la solution de tous les problèmes.“ Vgl. DERS. (1895), S. 176 ff (III, 5); DERS. (2016), S. 111 ff; BERNING (1961b), S. 173; ESPOSITO (2011), S. 122 mit Anm. 80.
- 134 NIETZSCHE (2011), S. 185; § 244 von „Jenseits von Gut und Böse“.
- 135 STAËL (1874), S. 112: „Les Allemands, par un défaut opposé, se plaisent dans les ténébres; souvent ils remettent dans la nuit ce qui était au jour, plutôt que de suivre la route battue.“
- 136 BENJAMIN (1980e), S. 582.
- 137 FREYTAGS SCHULAUFGABEN (1910), S. 2.
- 138 Vgl. in der schon zitierten „Orazione per la sagra dei mille“ D’ANNUNZIOs (1915a), S. 678 ff; deutsche Übersetzung bei STEINMAYER (1915), S. 494 ff.
- 139 DOEHRING II (1915), S. 126 (Hof- und Domprediger Ernst Vits in Berlin).
- 140 KOEHLER (1915b), S. 27 f; vgl. a. FREYTAG (1927), S. 356 f.
- 141 Zit. n. BAB (1915b), S. 37; in dieser Weise werden von Dehmel auch Baldur, Frigga und Freya ins Spiel gebracht.
- 142 MANN (1988), S. 38; KURZKE (2009), S. 171 f.
- 143 DOEHRING II (1915), S. 225; SCHIAN (1921), S. 218; SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 240.
- 144 KAHLE (1928), S. 105.
- 145 FLEX (1922), S. 44.
- 146 DERS., ebd., S. 5 f.
- 147 ARPER/ZILLESEN (1915b), S. 56 ff.
- 148 TRAUB (1916), S. 1083, Punkt VI, 5.
- 149 Vgl. etwa bei LEICHT (1918), S. 36 (P. Albert Hammenstede O.S.B., Prior von Maria Laach: „Waffensegen“); s. a. SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 199, wo sich Schlunck Ende Dezember 1915 auf einen Artikel in der Luthardtschen Kirchenzeitung bezieht, den er „mit wahrem Entsetzen“ gelesen habe.
- 150 JATHO (1917), S. 1056.
- 151 Nach den „programmatischen Erläuterungen“ Wagners von 1882 selbst geht eine deutsch-nationale Tendenz aus dem Parsifal absolut nicht hervor; WAGNER (1914, IX), S. 67 („Parsifal“); vgl. a. Wagners Forderung, in der Tragödie der „dramatischen Melodie“ ein „durchaus [national] unabhängiges, universelles Gepräge“ zu geben; DERS. (1914, VIII), S. 75 f („Halévy und die ‚Königin von Zypern‘“).
- 152 JATHO (1917), S. 1056; Zitat hier nach dem Originaltext Wagners (Parsifal, 1. Aufzug); WAGNER (1983), S. 838.
- 153 Etwa COAR (1917), S. 1141.
- 154 SCHIAN (1921), S. 218 f. Im Jahr 1933 wurden Ostern, Pfingsten und Weihnachten ähnlich als „deutsch“ besungen; vgl. etwa SCHÖNE (1972), S. 16 ff. 60 f (Pfingsten):
 „Das Morsche stürzt und das Faule fällt,
 Vom göttlichen Licht durchdrungen –
 O starker Geist, der nun Einzug hält:
 Es spricht das neue Deutschland zur Welt
 Mit hundert feurigen Zungen!“
- 155 Vgl. PONTIFICALE ROMANUM (1862b), S. 271 ff; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 534 ff; zu den Gepflogenheiten des Kreuzzugs s. ERDMANN (1974), S. 73–77. 252 f. 307. 310. 326–335.

- 156 Vgl. PONTIFICALE ROMANUM (1862b), S. 271; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 535a: „Benedictio Dei omnipotentis Patris, et Filii, et Spiritus Sancti, descendat super haec arma, et super induentem ea.“ Vgl. KRANEMANN (2004), S. 21 ff.265 f.
- 157 In der Nacht vom 5./6. Mai 1860 begann die Expedition Giuseppe Garibaldis (1807–1882) nach Sizilien, um die süditalienische Insel von der Herrschaft der spanischen Bourbonen zu befreien; seine Freiwilligentruppe bestand aus 1067 Mann.
- 158 CORRIERE DELLA SERA vom 5. Mai 1915, in der „Orazione per la sagra dei mille“, Abschnitt 2: „Oh, wenn je die Steine riefen in den Träumen der Propheten: – so ruft gebieterisch wohl heute dieses Erz. Wenn je der Heldengröße ein ehernes Werk gewidmet wurde, das unsere Ahnen ein Gebläsewerk nannten, daß [!] heißt aus Feuer und Gebläse-Hauch bestehend: dann ist wohl dieses das Höchste, da es ganz aus Feuer und Hauch besteht, aus flammendem Glauben und unaufhörlichem Hoffnungshauch, aus verhaltenem Feuereifer und schöpferischem Sehnsuchtschauch. Noch ist es heiß. Noch hat es die rasende Glut des Hochofens. Die Gottheit des Feuers wohnt in ihm. Vielleicht sähet ihr es glühen, wenn das Tageslicht es nicht verschleierte. Ich glaube, heute Nacht erscheint es ganz glühend auf dem schauernden Meere, aus nie erkaltendem Guß geformt wie diese unsere neue Eintracht.“ Übersetzung nach STEINMAYER (1915), S. 493. „Ah, se mai le pietre gridarono nei sogni dei profeti, ben questo bronzo oggi grida e comanda. Se mai a grandezza d'eroi fu dedicata opera di metallo, conflatile detta dagli antichi nostri, ciò è composta di fuoco e di soffio, ben questa è la suprema, tutta fatta di fuoco e di soffio, di fede infiammata e d'anelito incessante, d'ardor sostenuto e d'ansia creatrice. È calda ancora. Ancor ritiene il furore della fornace. Il nume igneo l'abita. Forse la vedreste rosseggiare, se la luce del giorno non la velasse. Io credo che stanotte apparirà tutta rovente sul fremito del mare, fatta, come questa nova concordia nostra, di fusione che non si fredda.“ D'ANNUNZIO (1915a), S. 677.
- 159 PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 281–286; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 274–278; vgl. ERDMANN (1974), S. 74 ff.332 f.
- 160 STERNBERG (1916), S. 7 f; HERPEL (1917), S. 51.
- 161 Vgl. etwa bei FAULHABER (1917), S. 454 f (P. Alban Dold O.S.B., Feldgeistlicher, „Es waren Kreuzritter“).
- 162 DRYANDER (1923), S. 30 f; DERS. (1926a), S. 291.304; vgl. DESCHNER (1962), S. 511 ff; HAGENMEYER (1890), S. 151; ERDMANN (1974), S. 316 („*sonum vero ‚Deus le volt‘, ‚Deus le volt‘, ‚Deus le volt! una voce conclamant‘*“). Beziehen konnte man sich hierfür auf den Aufruf Urbans II. (Pontifikat 1088–1099) auf dem zweiten Konzil zu Clermont (Auvergne) vom 27.11.1095; PERNOUD (1975), S. 22: „Es ist Christus, der [es] befiehlt.“ Die Formel „Gott will es“ wurde auch katholischerseits von den deutschen Kriegstheologen übernommen; SCHULTE (1915b), S. 52. Zur Schullektüre des Gedichtes „Die Kreuzfahrer“ von Karl von Gerok s. LOMBERG (1912), S. 49 ff.
- 163 Vgl. ERDMANN (1974), S. 159.186.314.
- 164 Ein Beispiel hierfür gibt die Predigt SCHLEGELs (1914), S. 99; unten auf der Seite 99 der Hinweis auf die anschließende Schwerteile.
- 165 VOGT (1984), S. 576 f. Zu katholischen Fahneneiden, Hirtenbriefen und Ansprachen anlässlich von Rekrutenvereidigungen s. bei FAULHABER (1917), S. 122 ff.381 f.467 ff; LEICHT (1918), S. 67 ff.
- 166 PISTORIUS (1905), S. 267.

- 167 Bezeichnung für den Neuritter.
- 168 ARNDT (1814d), S. 83 ff; DERS. (1860), S. 232 f; ARNDT/LEFFSON (1912), S. 125 f. Arndt bringt auch ein Gedicht zum Fahنشchwur; DERS. (1814d), S. 82 f; DERS. (1860), S. 231 f; DERS./LEFFSON (1912), S. 124 f.
- 169 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 86 (Nr. 17 vom 22.11.1813).95 f (Nr. 20 vom 27.11.1813).
- 170 FONTANE I (1873), S. 80 f.
- 171 ZIMMERMANN (1915), S. 13; „Deutscher Reichsanzeiger und Königlich Preußischer Staatsanzeiger“ vom 5.8.1914; BRUENDEL (2016), S. 166.299.
- 172 DINKLAGE-CAMPE (1895), 480 Seiten. In diesem Quart-Folianten beschrieben alle um 1895 noch lebenden „Kreuzträger“, unter welchen Umständen sie ihr Eisernes Kreuz erlangt hatten.
- 173 WETZEL (1815), S. 19 ff (Nr. 8); DERS. (1838), S. 197 f ebenso in der posthumen Edition seiner Gedichte von 1838 durch Z[acharias] Funck [= Carl Friedrich Kunz]; Hervorhebungen von mir; zum Kreuzzug gegen Napoleon wurde auch in anderen Staaten Deutschlands wie Bayern aufgerufen; vgl. FELD=ZEITUNG der PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 197 f (Nr. 42 vom 6.1.1814); ZIMMER (1971), S. 63.159, Anm. 261.
- 174 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 281b (Nr. 52 vom 3.2.1814).
- 175 KOEHLER (1915a), S. 16.22 ff.28 ff; DERS. (1915b), S. 4.10.14 ff.19 ff.25 ff.
- 176 EXNER/KAPFER (2014), S. 313; Tagebucheintrag vom 11.12.1914.
- 177 DIES., ebd., S. 314 (11.12.1914).319 (13.12.1914).364 (31.12.1914); ähnliche Äußerungen zur „langersehnte[n], männermordende[n] Feldschlacht“ findet man im deutsch-französischen Krieg genauso bei so intellektuell hochstehenden Männern wie Felix DAHN (1894), S. 464.466 ff.506.
- 178 SCHWILK (2015), S. 181 ff.218 f.
- 179 Hermann Hesse bei BAB (1915b), S. 275; HESSE (2004), S. 20; SCHWILK (2015), S. 186; in die Gedichtedition bei MICHELS (1992) nicht aufgenommen.
- 180 FOERSTER (1918), S. 25 („Jungdeutschland und der Weltkrieg“).49 („Christus und der Krieg“).
- 181 HAMANN/HERMAND (1977b), S. 7 ff.18 ff.84 ff; vgl. REMARQUE (2014b), S. 61.
- 182 HAMANN/HERMAND (1977b), S. 7–31 passim.
- 183 REMARQUE (2014b), S. 23 f.
- 184 Einen Überblick bietet PLAUL (1987), S. 338.
- 185 HEYM (1971), S. 91; BAB (1915b), S. 7 f; zur Interpretation dieses Gedichtes s. vor allem MAUTZ (1987), S. 41–78.
- 186 Vgl. hierzu das höchst aufschluss- und materialreiche Kapitel „Das impressionistische Lebensgefühl“ bei HAMANN/HERMAND (1977a), S. 14 ff.31 ff.108 ff.136 ff.
- 187 MAUTZ (1987), S. 52 ff; vgl. UHLIG (1954), S. 417 ff; MOSSE (1993), S. 33 ff.70 ff.
- 188 HEYM (1971), S. 242; Tagebucheintrag vom 15.9.1911; vgl. MANN (1960a), S. 314 f (Kap. XXV): „O blöde Öde! O Hundedasein, wenn man nichts machen kann! Gäbs doch nur Krieg da draußen, damit was los wär! Könnt ich abkratzen auf gute Manier!“
- 189 HEYM (1971), S. 240: „Oder sei es auch nur, daß man einen Krieg begänne, er kann ungerecht sein. Dieser Frieden ist so faul ölig und schmierig wie eine Leimpolitur auf alten Möbeln“; KRULL (2013), S. 11; BUELENS (2014), S. 35 ff.

- 190 HEYM (1971), S. 243; Tagebuchnotiz vom 9.10.1911.
- 191 DERS., ebd., S. 243; Hervorhebung von mir; DECKER (2011), S. 73.
- 192 HEYM (1971), S. 240; Tagebucheintrag vom 6.7.1910.
- 193 NIETZSCHE (2004), S. 388 („Dionysos-Dithyramben“).
- 194 Vgl. FLEX (1918), S. 13 ff. 23 ff. 28.33 f. 41 ff. 47 ff. 51 f. 76 f; MOSSE (1993), S. 74 ff; zum Streit um die mangelnde Unterscheidbarkeit von jüdischer und deutscher Jugendbewegung vgl. MAT-TENKLOTT (1985), S. 341 ff.
- 195 SAUTERMEISTER (1985), S. 438 ff; MEINECKE (1946), S. 59 ff. 70 ff erwähnt sie im Zusammenhang des Nationalsozialismus.
- 196 SAUTERMEISTER (1985), S. 461 ff; dort auch der Zitatnachweis.
- 197 BINDING (1940b), S. 260 ff.
- 198 Frankfurter Zeitung und Handelsblatt, 58. Jahrgang, Nr. 226, Erstes Morgenblatt, S. 1a; verschiedentlich nachgedruckt; so in der Berliner Halbmonatsschrift „Das literarische Echo“, Jg. 16, Heft 24 vom 15. September 1914, Sp. 1696. Das Gedicht Bindings scheint auch bei Langemarck eine Rolle gespielt zu haben; DITHMAR (1992), S. 16 f.
- 199 MITFULL (1984), S. 177 ff.
- 200 BINDING (1940b), S. 265.
- 201 Vgl. TUCHOLSKY (1993, II), S. 24 („Militaria“ – ‚Unser Militär‘, 1919): „[Der Deutsche] will [...] ästimiert werden. Ich sage absichtlich nicht ‚geachtet‘ – daran liegt ihm gar nichts. Er will ästimiert werden; das Schartekenwort besagt: man soll den Hut vor ihm ziehen und das Maul ehrfurchtsvoll vor ihm aufsperrn. Er tritt dann aus seinem kleinen Bürgerdasein heraus, wie Heinrich Mann das in der Bibel des Wilhelminischen Zeitalters, im ‚Untertan‘, formuliert hat: ‚Er genoß einen der Augenblicke, in denen er mehr bedeutete als sich selbst und im Geiste eines Höheren handelte.‘“ Heinrich MANN (1956), S. 272.
- 202 KOEHLER (1915b), S. 41 f.
- 203 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 197 f (Nr. 42 vom 6.1.1814).
- 204 Vgl. hierzu etwa den Feldpostbrief von Hans Schmidt (1886–1916) vom 30.11.1915 bei HOFFMANN (1937), S. 209 f: „Ich hatte mir das Nibelungenlied in Mittelhochdeutsch kommen lassen [...]. In den Tagen des jetzigen Krieges, wo wir Barbaren genannt werden, köstlichstes Erlebnis! Wie menschlich sind alle diese Helden zugleich, die, so scheint es, in unerbittlicher Selbstbestimmung in den Tod gehen [...]. Wie schön, wie leicht zu lesen, wie tief, wie inhaltsreich und ganz deutsch dies Buch ist, jeder würde es auswendig lernen. Diese herrlichen Helden verstehen es draufzuschlagen, auszuhalten und – wenn es sein muß zu sterben. Will man heute mehr? Ich glaube nicht, daß irgendeine griechische Heldensage so in den jetzigen Tagen gelesen werden könnte wie die deutschen. Und so freue ich mich des persönlichen Erlebnisses, daß wir noch heute so kristallklar aus dem Quell deutscher Kraft, deutschen Wesens Hoffnungen, Stolz und Stärke schöpfen können. Daß wir heute noch das lebendige Volk Siegfrieds und Hagens sind trotz Kanonen, Maschinengewehren und Unterseebooten.“ Vgl. DERS., ebd., S. 159.
- 205 Vgl. BERGER (1947), S. 80; Berger gibt den bibliographischen Fundort leider nicht an.
- 206 SCHLEICH (1919), S. 165.
- 207 KOEHLER (1915a), S. 13 f; DERS. (1915b), S. 8.
- 208 FLEX (1918), S. 92 f; vgl. DERS., ebd., S. 18. Ein ähnliches Grundgefühl hiervon vielleicht auch bei JÜNGER (1978), S. 7.38.105.158 f. 259 f: „Der Endkampf, der letzte Anlauf schien

gekommen. Hier wurde das Schicksal von Völkern zum Austrag gebracht, es ging um die Zukunft der Welt. Ich empfand die Bedeutung der Stunde, und ich glaube, daß jeder damals das Persönliche sich auflösen fühlte und daß die Furcht ihn verließ.“

- 209 Vgl. die Abhandlung von Rolf-Peter JANZ (1985), S. 310 ff, der sich insbesondere auf den „Fidus-Kult“ konzentriert.
- 210 RITTER (1960), S. 29.64; vgl. zu Frankreich REICHEL (1985), S. 154 ff.
- 211 GEORGE (1912), S. 36; vgl. a. DERS., ebd., S. 53 („Der Jünger“).
- 212 SCHWILK (2015), S. 181 ff.
- 213 Darauf deutet vor allem die Zeile „rang um Gott mit blutendem Gewissen“ hin; vgl. dazu SCHWILK (2015), S. 36 ff; vgl. den Brief BLUMHARDTs (1978, II), S. 22 vom 5.5.1892 an den Vater Hermann Hesses.
- 214 Bei BAB (1915b), S. 275; HESSE (2004), S. 19 f; bei MICHELS (1992) nicht aufgenommen.
- 215 WEHLER (2013), S. 20; vgl. MENDELSSOHN (1975), S. 1042 f.1157 ff; MISHRA (2017), S. 172; hierzu weniger bekannt sind die in Band XIII der „Gesammelten Werke“ Thomas Manns nachgetragenen Schriften; MANN (1974), S. 524–563 („Gute Feldpost“, 1914; „Gedanken im Kriege“, 1914; „An die Redaktion des ‚Svenska Dagbladet‘, Stockholm, 1915; „Gedanken zum Kriege“, 1915; „An die Redaktion der ‚Frankfurter Zeitung‘, 1917; „Weltfrieden?“, 1917); dort auch Äußerungen, die man als eindeutig rassistisch bezeichnen muss; ebd., S. 546.562; s. a. MANNs (1988), S. 153 ff Eigenkommentar zu diesen Artikeln und zur Reaktion Romain Rollands auf sie; vgl. a. MENDELSSOHN, ebd., S. 993 ff.998 f. 1015.1122 f.1035 u.ö.
- 216 Darüber Mann selbst in: MANN (1955), S. 397 f.412 („Lebensabriß“, 1930); vgl. MENDELSSOHN (1975), S. 986.1081 f; KURZKE (2009), S. 33.365 f.
- 217 Vgl. STOLPE (1991), S. 37 ff.
- 218 So auch noch später im Mittelstufen-Lesebuch von KAPPEY/KOCH (1927), Nr. 21, S. 84.
- 219 S.a. die verräterische Stelle im „Bruder Hitler“ (1938); MANN (1955), S. 773; vgl. zu David Herbert Lawrence (1885–1930) MITFULL (1984), S. 180; vgl. a. VAGET (2017), S. 440.
- 220 MANN (1988), S. 1.4 f (Vorrede).203 f („Gegen Recht und Wahrheit“); KURZKE (2009), S. 146 f.318; Mann bemüht hierfür auch ein Zitat aus Molières Komödie „Les Fourberies de Scapin“ (II, 7), das er seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ voranstellt: „Que diable allait-il faire dans cette galère?“ KURZKE, ebd., S. 145 f.148.329; in einer Attitude der Selbstbeweinung beschreibt er sich sogar als „Kriegsbeschädigter“.
- 221 MANN (1914), S. 1473; = DERS. (1974), S. 530 f („Gedanken im Kriege“); vgl. a. MANNs (1988), S. 204 Querverweis auf Gustav von Aschenbach, der im „Tod in Venedig“ die Kunst mit einem Krieg vergleicht; KURZKE (2009), S. 11.329.
- 222 MENDELSSOHN (1975), S. 834.
- 223 MANN (1988), S. 165 („Gegen Recht und Wahrheit“).
- 224 In dieser Hinsicht vgl. Adornos tiefeinblickenden Kommentar zu Thomas Manns Persönlichkeit, in: ADORNO (1962b), S. 326: „So uneitel er [= Thomas Mann] war, so kokett war er dafür.“ Vgl. MENDELSSOHN (1975), S. 1005 f; HELLER (1977), S. 173.183 („Thomas Mann in Venedig“). Ob man allerdings von dieser „Koketterie“ her die Grundaussagen der „Betrachtungen eines Unpolitischen“ derart umkrempeln und als bloßes Rollenspiel zur selbstimmunisierenden Geländeerkundung des sich vorschattenden Hitlerreiches auffassen darf, wie Hermann KURZKE (2009), S. 9 ff.13 f.21.26 f.56.71.683 f das tut, ist mir frag-

- lich. Hiergegen sprechen m.E. Manns spätere Aufsätze wie „Bruder Hitler“; vgl. VAGET (2017), S. 400 f. 435 ff. Hätte Thomas Mann seine „Betrachtungen“ als bloße „Theatralik“ aufgefasst und als Rollenspiel konzipiert, dann hätte er es nicht nötig gehabt, seine (ja nur experimentell?) gemeinten Gedanken in späteren Auflagen um etliche Passagen zu kürzen oder zu revidieren. MANN, 1988, S. 3 hebt ja gerade an dieser wichtigen Stelle, an der er von „Theatralik“ spricht, hervor, dass er das Gesagte auch gemeint habe („und meint“ [...], wahrhaftig meines Geistes Meinung, meines Herzens Gefühl“; Hervorhebung von Mann). Ich glaube daher, dass Kurzke die Schärfe der Kehrtwendung Manns zur Republik unzulässig verwässert. 1922 kürzte Thomas Mann im Umfang von 40–50 Seiten verschiedene Passagen aus seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“, weil er das zuvor Gemeinte *nicht mehr meinte*; vgl. hierzu CAROSSA (1951), S. 95 f; VAGET, ebd., S. 266 f. Der vollständige Text wurde erst posthum (1956) wiederhergestellt; HELBLING (1988), S. XVII. Bertolt Brecht lässt in den „Flüchtlingsgesprächen“ einen gewissen Ziffel über Mann sagen, dass er „[...] besonders vorsichtig darin [ist], daß er niemals eine schon geäußerte Ansicht wiederholt.“ BRECHT (1977a), S. 1504 („Flüchtlingsgespräche“, Anhang I).
- 225 SCHLEICH (1919), S. 167.
- 226 WEINERT (1947), S. 173, wobei hier der Wille zur Selbsterhöhung und kein bloßes Rollenspiel vorliegt. – Weinert könnte das Künstlerphoto (Reportagebild) von 1900 gekannt haben, das Thomas Mann in München mit Füllfederhalter, Zigarette und Siegelring am rosengeschmückten Schreibtisch zeigt. Auch auf anderen Schreibtischphotos Manns sieht man Blumensträuße; vgl. MENDELSSOHN (1975), S. 967; über Manns „poetische Verkleidung“ s. JENS (2003), S. 70.
- 227 BUSSE (1916), S. 52 („Es geht eine Schlacht ...“, Strophe 4); vgl. RÜHMKORF (1969), S. 61. Zur Einstellung Kerrs zum Ersten Weltkrieg s. KERR (1961), S. 332 ff. 336 ff; zum Verhältnis Kerrs zu Thomas Mann vgl. DERS., ebd., S. 342 ff; s. a. MENDELSSOHN (1975), S. 921 ff.
- 228 S. bei HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 533.
- 229 DER SPIEGEL (1968, Nr. 3 vom 14.1.1968), S. 49; Anlass für diesen namentlich nicht gezeichneten Artikel „Du lieber Schläger“ war das Erscheinen der Untersuchung von Wilhelm Pressel, *Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands*, Göttingen, 1967; s. PRESSEL (1967).
- 230 So auch BRAKELMANN (2014), S. 162.
- 231 PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 281–285; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 274–278.
- 232 PRESSEL (1967), S. 172 ff erkennt dies nicht und kritisiert ebd., S. 173 „die mangelnde Logik des Gedankengangs“; vgl. a. BRAKELMANN (2014), S. 141 ff, der ebenso die Bedeutung des Abschnitts als Ritualtext nicht wahrnimmt.
- 233 SCHLEGEL (1914), S. 97 ff. 99.
- 234 Zit. n. LEICHT (1918), S. 103 f („Unsere Waffenschmiede im Gotteshaus“); vgl. a. LEICHT, ebd., S. 69 (Kardinal Friedrich Piffl, Fürst-Erzbischof von Wien: „Vor Gott, dem Allwissenden und Gerechten“, Ansprache bei der Ausmusterungsfeier in der Wiener Franz-Josef-Militärakademie); s. a. MISSALLA (1968), S. 114.
- 235 Eine inhaltliche Zusammenfassung bei BRAKELMANN (2014), S. 120 ff. Die Dissertation erschien noch im Juli 1915 zunächst als Teildruck, kurz darauf unter demselben Titel als 2. Heft des VII. Bandes der „Studien zur praktischen Theologie“ im Verlag von Alfred Töpel-

- mann in Gießen. Noch im selben Jahr legte Koehler im Verlag J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, unter dem Titel „Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt“ eine für weitere Kreise berechnete Überarbeitung in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern für die deutsche christliche Gegenwart“ (V. Reihe: Weltanschauung u. Religionsphilosophie. Religiöses Leben der Gegenwart. 19. Heft) vor; hier zitiert als KOEHLER (1915b). Der „Schwertsegen des deutschen Geistes“ beruht damit auf den akademischen Vorarbeiten Koehlers, die als Interpretationshilfe heranzuziehen sind.
- 236 PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 281 ff („De benedictione novi militis”); PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 281 ff; vgl. a. TESSORE (2004), S. 172 ff.
- 237 SCHAUENBURG (1889), Nr. 60, S. 66 ff (68).
- 238 Richard Wagner, Siegfried, I. Akt, 3. Szene; WAGNER (1983), S. 690:
 „Nothung! Nothung!
 Neidliches Schwert!
 Jetzt haftest du wieder im Heft.
 Warst du entzwei,
 ich zwang dich zu ganz;
 kein Schlag soll nun dich mehr zerschlagen.
 Dem sterbenden Vater
 zersprang der Stahl;
 der lebende Sohn
 schuf ihn neu:
 nun lacht ihm sein heller Schein,
 seine Schärfe schneidet ihm hart. –
 Nothung! Nothung!
 Neidliches Schwert!
 Zum Leben weckt ich dich wieder.
 Tot lagst du
 in Trümmern dort,
 jetzt leuchtest du trotzig und hehr.
 Zeige den Schächern
 nun deinen Schein!
 Schlage den Falschen,
 fälle den Schelm!
 Schau, Mime, du Schmied:
 So schneidet Siegfrieds Schwert!“
- 239 So Wilhelm II. in seiner zweiten „Balkonrede“ über dem Portal V des Berliner Stadtschlosses am 1.8.1914; RÖHL (2008), S. 1178.1521: „[...] so hoffe Ich zu Gott, daß unser gutes deutsches Schwert siegreich aus dem Kampfe hervorgeht.“
- 240 Ein allerdings inhaltlich verändertes Zitat aus der ersten Balkonrede Wilhelms II. vom 31.7.1914: „Neider überall zwingen uns zur gerechten Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand.“ RÖHL (2008), S. 1155.1516.
- 241 S. die Präparationen LOMBERGs (1912), Nr. 57, S. 203 ff.
- 242 Das erotische Motiv des redenden Schwertes dann auch bei Ernst Theodor [Amadeus] Hoffmann (1776–1822) im Capriccio „Prinzessin Brambilla“ (1820), 6. Kapitel; HOFFMANN

- (1982), S. 241. WERNICKE (1857), § 35, S. 549 f stellt die krankhafte Überspannung der Hoffmann'schen Motivik heraus. Es könnte sich aber auch um eine Persiflage Hoffmanns auf Körner handeln.
- 243 REVENTLOW (1940), S. 450; JOHANN (1969), S. 28.
- 244 Körner dichtete dieses Lied am 26. August 1813, eine Stunde vor dem Gefecht, in welchem er den Tod fand. WERNICKE (1857, III, 2), S. 556; DERS (1872, V, 1), S. 261.
- 245 WEBER (1991), S. 195 f; vgl. auch das Schwertlied des katholischen Priesters „Bruder Willram“ (= Anton Müller) „Such' keine Braut mir goldeswert“; BRUDER WILLRAM (1915), S. 18 f; Weber vermutet hinter diesem Motiv auch ödipale Konflikte und deutet die Todesbereitschaft als Akt der Selbstbestrafung.
- 246 LOMBERG (1912), S. 206.
- 247 DITHMAR (1992), S. 15.
- 248 Vgl. HOFFMANN (1937), S. 164 f: „Wie innig verspüre ich in mir das Wesen meiner Väter, als eherner Granit, überwölbt von Generationen, Schicht auf Schicht. [...] Auch meinen Leuten bemühe ich mich, es bewußt werden, ihnen den Krieg von einer fremden Notwendigkeit wieder zur Lust werden zu lassen. Ledig jeder Arbeit, Tod vor Augen, der Gegenwart gelebt, tausendmal die Gelegenheit zur tollsten Tat, zu größtem Ruhm[,] zugleich die Lust, nur eine Nummer in dieser gewaltigen Organisation zu sein, einer heiligen Pflicht gehorsam. Das ist kein dumpfes Leben mehr.“ So am 14.6.1915 Reinhold Siebolts (1894–1915) in Haubourdin.
- 249 ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. III f; SCHIAN (1925), S. 115 ff.
- 250 ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 147 f (Register).
- 251 Eventuell identisch mit dem bei Wytschaete am 16.4.1918 gefallenen Leutnant Arnold; DEUTSCHER=OFFIZIER=BUND (1926), S. 169.
- 252 KÖRNER (1920), S. 45 f (Strophen 3–13 und 15); LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENN SCHULEN I (1903), S. 8 f.
- 253 Bei BAB (1914a), S. 17; DERS. (1915), S. 38; PLATTENSTEINER (1915), S. 52 f; MENZEL (1916), Nr. 38, S. 50; zuerst erschienen in der Schlesischen Zeitung und dann nachgedruckt in der Berliner Halbmonatsschrift „Das literarische Echo“, Jg. 16, Heft 24 vom 15. September 1914, Sp. 1692 f.
- 254 KOEHLER (1915a), S. 10; DERS. (1915b), S. 6.39.44 f.
- 255 Koehler greift hier eine Redewendung Dryanders auf, der freilich die durch den Krieg initiierte innere Läuterung Deutschlands meint; vgl. DRYANDER (1914b), S. 40 f; s. a. KOEHLER (1915b), S. 36; ANDRESEN (1995), S. 328.
- 256 KURZ (1916), S. 20; DETERING (2013b), S. 131 dokumentiert eine Kriegspostkarte mit diesem Text.
- 257 WAGNER (1983), S. 304 (Lohengrin, dritter Akt, dritte Szene); MANN (1990), S. 418 „Leiden und Größe Richard Wagners“).
- 258 MANN (1956), S. 333.337 f; vgl. DERS., ebd., S. 234; TUCHOLSKY (1999, III), S. 89 („Der Untertan“, 1919).
- 259 WAGNER (1983), S. 691; Siegfried, erster Aufzug, dritte Szene.
- 260 MANN (1960), S. 197.
- 261 EHLERMANN'SCHE SCHULAUFGABEN, S. 4.
- 262 SAINT-SAËNS (1915), S. 1b; DERS. (1916), S. 72: „Oui, Wagner est mort depuis trente ans et n'est pas responsable de ce qui se passe aujourd'hui, mais le wagnérisme est toujours

- vivant. Si vous en doutez, écoutez ce que chantent les étudiants allemands: „On dirait que Siegfried s'est réveillé, au grand effroy de ses ennemis, et que de toute sa force il a fait siffler sa vieille épée Nothung!“ KÜHN (1917), S. 59 f.
- 263 KÖRNER (1920), S. 99:
- „Hört, wackre Brüder, hört, ich weihe –
 Verrätere sei schwer gerächt! –
 Dem großen Bunde ew'ge Treue
 Für Freiheit, Liebe, Kraft und Recht!
 In Kraft und Liebe will ich glühn
 Und für das Recht den Schläger ziehn.“ –
- Der Terminus ging später durch die 7. Strophe (sog. „Couleurstrophe“), die in manchen Kommersbüchern dem „Siebenbürgischen Jägerlied“ (1826) von Franz von Schober (1796–1882) angehängt wurde (bei SCHAUENBURG, 1889, Nr. 332, S. 364 f noch nicht aufgenommen), in die Verbindungssprache über:
- „Und wenn ich einst gestorben bin,
 so legt mich in den Schrein.
 Ein braver Bursch bin ich gewest,
 wills auch im Tode sein.
 Gebt mir aufs Haupt mein Cerevis [= wörtl. „Biertönnchen“, Kopfbedeckung]
 den Schläger in die Hand,
 und schlingt mir um die kalte Brust
 mein rot-weiß-grünes [oder andere Couleurfalten einsetzen] Band.“
- 264 BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 1385, S. 229; vgl. CALDEE
 RON DE LA BARCA (1644/1879), S. 50 (II, 2, 5): „Que sepas que, en la campaña, / ultima
 razón de reyes / es la fuerza de las armas.“ Wohl zuerst auf Anweisung von Kardinal Riche-
 lieu im 30-jährigen Krieg auf die Kanonen geschrieben. Oft in Kriegspredigten erwähnt; s.
 etwa bei DOEHRING II (1915), S. 323: „Auf jeder unserer Kanonen steht das ‚ultima ratio
 regum‘, d. h. ‚das letzte Argument der Könige‘. Wenn alle andern Argumente versagen, wenn
 weder Verhandlungen noch Drohungen helfen, bleibt nur eins übrig: die Entscheidung mit
 den Waffen. Schon im Frieden sind sie unentbehrlich.“
- 265 KOEHLER (1915b), S. 37.
- 266 DERS., ebd., S. 33 f; HAMMER (1974), S. 138 f.
- 267 KOEHLER (1915a), S. 15 f; DERS. (1915b), S. 9 f.
- 268 MULERT (1915), S. 25 ff; SCHIAN (1921), S. 17 ff. 27 f.
- 269 In der FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 125 (Nr. 26 vom 2.12.1813)
 ist von „drei Domherren“ aus Münster die Rede, die „sich als Freiwillige unter die preuß. Fah-
 nen gestellt“ hatten. Der Kontext legt nahe, dass dies Meldungen zum Waffendienst waren.
- 270 BERG (2012), S. 74; Schleiermacher nahm die Flinte in die Hand und exerzierte zusammen
 mit Handwerkern, Kaufleuten und Studenten.
- 271 BAUMGARTEN (1914f), S. 398 f. 438.
- 272 SCHIAN (1925), S. 68 ff; DEIKE (1999), S. 139 ff. Aus der altpreußischen Landeskirche
 befanden sich zum 1.9.1915 insgesamt 342 Pfarrer, Hilfsprediger, Vikare und Kandidaten
 der Theologie im waffentragenden Fronteinsatz, wobei die im Sanitätsdienst tätigen Geist-
 lichen nicht mitgerechnet sind. Weitere Zahlen bei LÖHR (1916), S. 45. Von heimischen

- Kirchengemeinden wurden solche Pfarrer „nicht ganz selten energisch zurückgefordert.“ vgl. SCHIAN, ebd., S. 72. Widerstände von Seiten der Gemeinden gab es auch schon, wenn sich Gemeindepfarrer freiwillig zum Dienst als Feldgeistliche meldeten. KRUMMACHER (1937), S. 130; vgl. SCHIAN (1921), S. 17 f.
- 273 DAHN (1912a), S. 167–276, hier S. 165.248.
- 274 Vgl. etwa LUTHER, WA XI, S. 262 ff.
- 275 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 14.27.139.167.180.188 f.247.256 f.290; vgl. gleichwohl DIES., ebd., S. 210.215.229 f.317 ff.320.
- 276 DIES., ebd., S. 167.
- 277 FAULHABER (1917), S. 405; s. a. ROSENBERG (1915b), S. 90; DERS. (1917b), S. 120: „Immerhin ist der Waffenkampf des Priesters ein Ärgernis, weil er mit seinem Amte im Widerspruch steht. Kirche und gesunde Vernunft verurteilen ihn gleicherweise.“ Vgl. a. LÖHR (1916), S. 40 f.44.
- 278 BRUDER WILLRAM (1915), S. 7.
- 279 ERDMANN (1974), z. B. S. 214.237 ff.242.
- 280 Der „Kreuzzug“ war im Ersten Weltkrieg keineswegs ein nur typisch deutsches Motiv, sondern begegnete auch bei protestantischen Predigern Frankreichs; ARNOLD (2017), S. 129, Anm. 9.
- 281 KOEHLER (1915b), S. 6.12.14 f.36.44 f.46 f.
- 282 Koehler, der an verschiedenen Stellen von der altgermanischen Mannestreue spricht (DERS., 1915b, S. 40.46.52), verweist hier auch auf die altsächsische Dichtung des „Heliand“, in welcher der „sturmerprobte Heerführer“ Christus als „Dienstherr“ seiner „Degen“ (= Krieger) erscheint, die ihm treu ergeben sogar bis in den Tod nachfolgen; DERS., ebd., S. 27 f.41; auch in katholischen Feldpredigten; s. FAULHABER (1917), S. 247.368 f; vgl. SIMROCK (1856), S. 187.217.220.225; dort, ebd., S. 187 heißt es im Kapitel „Des Lazarus Erweckung“:
 „[...] Aber einer der Zwölfe
 Thomas versetzte, der treffliche Mann:
 ‚Tadeln wir sein [= Christi] Thun nicht,‘ sprach der theure Degen,
 ‚Oder wehren seinem Willen, sondern weilen bei ihm,
 Dulden mit dem Dienstherrn: das ist des Degens Ruhm,
 Daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe
 Und standhaft mit ihm sterbe. Stehn wir all ihm bei,
 Folgen seiner Fahrt, lassen Freiheit und Leben
 Uns wenig werth sein, wenn wir im Volk mit ihm
 Erliegen, dem lieben Herrn: dann bleibt uns noch lange
 Bei den Guten guter Nachruhm.‘ So wurden die Jünger Christ,
 Die Edelgeborenen, einmüthigen Sinnes
 Dem Herrn zu Willen.“
- 283 KOEHLER (1915b), S. 31.41.
- 284 DERS. (1915b), S. 31; vgl. ERDMANN (1974), S. 131 ff.148.163.183.186 ff.200.214.222.311 u.ö.; das Thema „Die evangelischen Geistlichen und die allgemeine Wehrpflicht“ kehrte dann Mitte der 1930er Jahre im Kirchenkampf wieder; SCHMIDT (1936), Nr. 75, S. 193 ff. Nach WEHLER (2003), S. 808 übten bis 1941 schon 46 % aller protestantischen Pfarrer den aktiven Waffendienst aus.

- 285 ERDMANN (1974), S. 175–184.315 f.
- 286 KOEHLER (1915b), S. 41 f.53; ERDMANN (1974), S. 222.285.
- 287 Vgl. KOEHLER (1915b), S. 31 f.
- 288 PRESSEL (1967), S. 16 ff.23 ff.
- 289 Gut erzählt bei FREYTAG (1876), S. 387–437 (Kapitel 9: „Die Erhebung“).
- 290 BÜCHMANN (1915), S. 95; LIPPERHEIDE (1962), Sp. 462b; BÖTTCHER/BERGER/KROOPLOP/ZIMMERMANN (1982), S. 399, Nr. 2591; vgl. u. Kap. XI, 1, S. 514.
- 291 KOEHLER (1915a), S. 21; vgl. DERS. (1915b), S. 36.45 ff.
- 292 DERS., ebd., S. 35 ff.44 ff.
- 293 NAUMANN (1926), Nr. 86, S. 139.
- 294 ARPER/ZILLESSEN (1915b), S. 37. Dass Koehler die Kriegsagende eingesehen hat, geht vielleicht auch aus der Formulierung „Bist du uns doch wie er [= der Pfingstgeist] ein von oben uns Gegebenes“ hervor; vgl. DIES., ebd., S. 38: „Und fache selbst durch ihn [= den Herrn, der der Geist ist] in unsern Herzen das heilige Feuer an, das er zu entzünden auf Erden gekommen, die stille Glut der tiefinnerlichen Begeisterung, die von oben stammt und gen oben flammt, empor zu dir!“
- 295 RÖHL (2008), S. 1178.1521.
- 296 ERDMANN (1974), S. 54 ff.233.235.300.311 ff.335 ff.
- 297 Emanuel Geibels (1815–1890) Vers „Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen“ (in dem Gedicht: „Deutschlands Beruf“, Strophe 7) steht hier gewiss im Hintergrund, zumal in Strophe 3 von Deutschlands „schwerterprobter Hand“ und Strophe 7 von seinem „klaren Geist und scharfen Hieb“ die Rede ist. BÜCHMANN (1915), S. 101; BÖTTCHER/BERGER/KROOPLOP/ZIMMERMANN (1981), Nr. 3293, S. 502.
- 298 KOEHLER (1915a), S. 22 ff.30; DERS. (1915b), S. 11.14 ff.19 f.21.24 ff.27.30 f.33.37.39 ff.43 f.49 ff.52 f.
- 299 So aus vielen Kriegsreden zusammenfassend zitiert bei Karl Kraus; KRAUS (2014), S. 25 (I. Akt, 1. Szene); vgl. DERS., ebd., S. 91 f (III. Akt, 1. Szene); vgl. a. die Kritik SOLSCHE-NIZYNs (1972), S. 561 f (Kap. 58) zu Russland.
- 300 Vgl. ERDMANN (1974), S. 80 f.
- 301 Ein beliebtes Motiv auch in der sonstigen Kriegsdichtung; vgl. etwa SCHÜLER (1914), S. 34 im „Gebet im großen Kriege“, das den „Geist der großen Stärke“ anruft und dadurch bewirkt, dass die Schwerter zu „beten“ und zu „hauen“ anfangen, „und mit den würgenden Nöten / Taufte sich mancher Mann.“
- 302 KOEHLER (1915b), S. 40 f.
- 303 Wir zitieren im Folgenden aus dem Berlin-Brandenburgischen Gesangbuch von 1909, das auch in der Gemeinde Koehlers benutzt worden sein dürfte. EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 195, 196, 197, 198, 202, 206, 210, S. 128 ff; vgl. a. eg (1996), Nr. 125, 126, 128, 130, 133, 134, 136, 178.8, 552, 553.
- 304 PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 285; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 277b: „Ense igitur accinctus Miles novus surgit, et ensem de vagina educit, et evaginatum ter viriliter vibrat, et super brachium sinistrum tergit, et in vaginam reponit.“ vgl. TESSORE (2004), S. 175.
- 305 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 193, 200, 201, 206, S. 127.131 ff.136 f.139, vgl. a. eg (1996), Nr. 133.

- 306 KOEHLER (1915b), S. 51.
- 307 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 191, 6; 196, 5; 197, 3; 198, 7; 202, 4; 203, 5; 204, 7; 206, 11; 431, 2; 463, 3; 32* (Anhang); S. 126.129 ff.134 ff.300.326.558 f; vgl. a. eg (1996), Nr. 125, 3; 130, 4; 131, 5; 133, 12; 134, 6; 135, 6; 136, 2; 137, 5; 263, 6; 275, 3; 318, 9.
- 308 Lev. 26, 14–41; 2. Kön. 17, 6 ff; 2. Chr. 36, 12 ff; vgl. TESSORE (2004), S. 192 f.208 ff.
- 309 SCHMIDT (2018), S. 90 f verweist u. a. auf eine „Erneuerte Polizeordnung“ von 1640, zu der lutherische Prediger ein umfangreiches Vorwort schrieben, in welchem sie sexuelle Ausschweifungen, Verschwendung, Völlerei und unsolidarisches Verhalten in Kriegszeiten anprangerten, wodurch Gott umso mehr zum Zorn gereizt worden sei.
- 310 DOEHRING II (1915), S. 197 ff; vgl. inhaltlich ganz ähnliche Predigten bei DEMS., ebd., S. 121 ff. 188.215 ff; weitere Beispiele druckt DERS. I (1919), S. 18.41 ff.70 f.163 f.238 f ab.
- 311 JOHANN (1969), S. 184.
- 312 PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 285; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 277b: „Exciteris a somno malitiae, et vigila in fide Christi, et fama laudabili“ = „Erwache aus dem Schlaf des Bösen und bleibe wach im Glauben an Christus und lobenswertem Leumund.“
- 313 KOEHLER (1915b), S. 38 f.
- 314 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 190, 4; 191, 3.5–9; 192, 1–3; 193, 4; 196, 3.5; 197, 3; 198, 2–4.8; 200, 4.9; 201, 2–4; 202, 3.5–6; 206, 7.11; vgl. eg (1996), Nr. 125, 3; 126, 5; 127, 3–5; 128, 5; 130, 3.5–6; 133, 7.11; 134, 2–4.7; 136, 6; 137, 3–8.
- 315 Zunächst ist hierbei an die geheimdiplomatisch verabredete Bündnispolitik Italiens zu denken. Koehler wird allerdings auch auf die „Falschheit Albions“, auf den verräterischen Bund des „Brudervolkes“ England mit Russland und Frankreich angespielt haben; KOEHLER (1915a), S. 18 ff; DERS. (1915b), S. 23.
- 316 Zu diesem Motiv standen Koehler aus dem Berlin-Brandenburgischen Gesangbuch (EVANGELISCHES GESANGBUCH, 1909) die Pfingstlieder Nr. 200 („O du allersüß'ste Freude“) und 201 („O Gott, o Geist, o Licht des Lebens“) zur Verfügung. Im Lied Nr. 200, 4 heißt es z. B.: „Du bist weise, voll Verstandes, / Das Geheimste ist dir kund / [...] / Nun du weißt auch zweifelsfrei, / Wie verderbt und blind ich sei.“ Nr. 200, 9: „Brich des Fleisches bösen Sinn, / Nimm den alten Willen hin.“ Nr. 201, 2 lautet: „Entdecke alles und verzehre, / Was nicht in deinem Lichte rein.“ Usw.
- 317 KOEHLER (1915a), S. 17; DERS. (1915b), S. 11.
- 318 DERS., ebd., S. 34; hier erklärt Koehler auch, dass diese prophetische Funktion zur Pflicht eines jeden „protestantischen Kriegspredigers“ gehöre, „wenn er die Wahrheit dem Krieg abgewinnen will.“
- 319 Vgl. die breiten Ausführungen bei SELDEN (1672), S. 636–692.
- 320 Vgl. den biblischen Hintergrund: Röm. 13, 12; Eph. 6, 11.14; 1. Thess. 5, 8; STRAUB (1937), S. 24 f.
- 321 Offb. 2, 13: „Ich weiß, wo du wohnst: da, wo der Thron des Satans ist.“ – Jer. 23, 24: „Meinst du, dass sich jemand so heimlich verbergen könnte, dass ich ihn nicht sehe? spricht der Herr. Bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllt? spricht der Herr.“ – Ps. 139, 2: „Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne.“
- 322 Vgl. KOEHLER (1915a), S. 16.18.23 f.26.28 f; (1915b), S. 7.13.15 f.18 ff.21.42 f.50. Dass Gott das deutsche Volk zur Kriegstüchtigkeit hin „sichtet“ und „richtet“, kehrt bei Koehler wie ein *cantus firmus* wieder.

- 323 PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 285; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I): S. 277b: „Esto miles pacificus, strenuus, fidelis, et Deo devotus.“ Vgl. ERDMANN (1974), S. 75 f. Die Vermahnung erfolgte normalerweise beim Ritterschlag.
- 324 ARNDT (1814d), S. 86 f; DERS. (1860), S. 235; ARNDT/LEFFSON (1912), S. 128 („Des deutschen Knaben Robert Schwur“).
- 325 PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 285; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 277b: „Pontifex manu dextera dat novo Militi leviter alapam.“
- 326 S.a. KOEHLER (1915b), S. 39.44 f.46; vgl. PRESSEL (1967), S. 122; ANDRESEN (1995), S. 340. Nach BUSCH (1899), S. 248 f und MEYER (1933), S. 5.43.63 geht dieses Zitat auf ein Tischgespräch während des deutsch-französischen Krieges zurück, bei dem Bismarck gesagt haben soll: „Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, die diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben.“
- 327 ERDMANN (1974), S. 23.111 f.125.156 f.159.196 f.218.220.248.264 f.294 f.306 f.317.326.320.
- 328 Vgl. PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 285; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 277 f. Die Umgürtung jedes Soldaten mit einem Schwert musste im Entsendungsgottesdienst wohl aus praktischen Gründen entfallen.
- 329 ERDMANN (1974), S. 48 f.123
- 330 Von offizieller Seite wurde auch das Eiserne Kreuz bisweilen als „Talisman“ bezeichnet; FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 96 (Nr. 20 vom 27.11.1813).
- 331 ROLOFF (1987), S. 55.
- 332 DERS., ebd., S. 89.148.208; vgl. ERDMANN (1974), S. 31 f.123.317 ff.
- 333 Vgl. PONTIFICALE ROMANUM (1862a), S. 285; PONTIFICALE ROMANUM (1997, I), S. 278; vgl. a. TESSORE (2004), S. 177 f.
- 334 ARNDT (1814d), S. 91 („Lied der Rache“, Strophe 4):
 „Drum zur Rache auf! Zur Rache!
 Erwache, edles Volk, erwache!
 Und tilge weg des Teufels Spott!
Schlage, reiße, morde, rase!
 Zur Flamme werde! Brenne, blase
 In jeden Busen ein den Gott.“ – In: DERS. (1860), S. 191 und ARNDT/LEFFSON (1912), S. 84 sind die Zeilen 3–6 abgeschwächt zu: „Ist er stark durch Lügenkünste, / Du reiße höllische Gespinste / Inzwei durch deinen stärkern Gott.“
- 335 D. Martin LUTHER, WA XIX, S. 625 ff; WILLKOMM (1915), S. 1 ff.
- 336 SCHETTLER (1915), S. 17 f.34.36; KÖPPEN (2005), S. 152;
- 337 Vgl. JAUß (1991), S. 252.
- 338 Vgl. etwa TESSORE (2004), S. 150 ff.
- 339 ERDMANN (1974), S. 164.
- 340 SCHILLER, Wallensteins Lager, Achter Auftritt; GOEDEKE (1872a), S. 35 („Kapuzinerr predigt“).
- 341 KOEHLER (1915a), S. 25 f; DERS. (1915b), S. 17 f.
- 342 ERDMANN (1974), S. 278 f verweist auf diese Endzeiterwartung der Kreuzzug-Ideologie.
- 343 RÖHL (2001), S. 1050 ff.
- 344 In seiner „Orazione per la sagra dei mille“ gestattet sich auch D’Annunzio Anleihen aus

- Hes. 37: „Ihr [= der Morgenröte Michelangelos] zugewandt erheben sich die Helden wieder aus ihren Gräbern, sie decken sich wieder mit ihrem zerrissenem Fleisch.“ Übersetzung nach STEINMAYER (1915), S. 493. „Verso quella, verso quella risorgono gli eroi dalle loro tombe, delle loro carni lacerate si rifasciano.“ D’ANNUNZIO (1915a), S. 677.
- 345 FICHTE (1808/2005a), S. 141 f; = DERS. (1928), S. 62 f.
- 346 KOEHLER (1915b), S. 55 bemüht hierfür auch die altertümliche Sprache Luthers mit der Unterdrückung der Flexionsendungen des attributiven Adjektivs („heilig unsterblich, unsträflich Geschlecht“ wie „der alt böß Feind“, „groß Sorg und viel List“, „ein ehern Helm“, „ein klein Zeit“, „kein ander Götter“ etc.). LYON (1904), S. 366.
- 347 PRESSEL (1967), S. 172 gibt zwar eine gedrängte theologische Analyse, ordnet den Text aber weder stilistisch (Verwandtschaft mit dem zeitgenössischen Kriegsästhetizismus), zeitgeschichtlich (Italiens Kriegseintritt am Pfingstsonntag 1915) noch formgeschichtlich (Ritterschlagritus im Entsendungsgottesdienst) ein. Auch benennt Pressel nicht den engen Zusammenhang des Textes mit der Kreuzzugsideologie.
- 348 PHILIPPI (1914), S. 15 f; HERPEL (1917), S. 51.56; BAUMGARTEN (1927), S. 16 f; dazu DERS., ebd., S. 17: „Hier ist der Blutausch noch verbunden mit edelster Heldenart.“ Vgl. dazu a. PRESSEL (1967), S. 117.
- 349 Hermann Graedener, „Gesang in den Sieg – Dem Führer“, Strophe 2 und 4; zit. n. SCHÖNE (1972), S. 19 f.63 f. Hervorhebung von mir.
- 350 Vgl. BRÄUTIGAM (1977), S. 69 verweist auf die Parallele der nationalsozialistischen Lyrik.
- 351 KOEHLER (1915b), S. 33.42.
- 352 FICHTE (1808/2005a), S. 298 = DERS. (1928), S. 245 f.
- 353 LOOS (1962), S. 276–288; der Text „Ornament und Verbrechen“ entstand schon 1908; verwandte Gedankenführungen auch bei KANT (1975a), S. 306: „*Zieraten* (parerga) [...], d. i. dasjenige, was nicht in die ganze Vorstellung des Gegenstandes als Bestandstück innerlich, sondern nur äußerlich als Zutat gehört und das Wohlgefallen des Geschmacks vergrößert, [...]: wie Einfassungen der Gemälde, oder Gewänder an Statuen, oder Säulengänge um Prachtgebäude“; § 14 der „Kritik der Urteilskraft“, Teil I; s. a. CLAUSEWITZ (1942), S. 174 ff („Kunstabetrachtungen, Charakter der Privathäuser“) und BEHNE (1917), S. 430 ff. LOOS (1962), S. 314 f erkannte in der Architektur als Kunstwerke, die mit Ornamenten arbeiten dürften, nur Grabmäler und Denkmäler an.
- 354 BUDZYNSKI (2010), S. 256; vgl. DERS., ebd., S. 267 f zu Loos.
- 355 LOOS (1962), S. 280 ff.288.
- 356 Das Folgende weitgehend nach STEINVORTH (1979), S. 74–89, insbes. S. 79 ff.83 f.88.
- 357 EGGERS (2014), S. 189; zu den Gemeinsamkeiten von Loos, Schönberg, Kraus und Wittgenstein s. DIES., ebd., S. 185 ff.
- 358 Wittgenstein hat möglicherweise auch Friedrich GUNDOLFS (1947), S. 255 ff Kritik an Schillers moralisierender Shakespeare-Rezeption gelesen. Die Erstauflage von Gundolfs „Shakespeare und der deutsche Geist“ war 1911 erschienen.
- 359 WRIGHT (1955), S. 535.544: „Ornamental objects of whatever kind were banished from his surroundings. [...] He built a mansion in Vienna for one of his sisters. [...] It is free from all decoration [...]. Its beauty is of the same simple and static kind that belongs to the sentences of the *Tractatus*.“
- 360 WITTGENSTEIN (1984), §§ 6.4 und 7, S. 111 ff (aus dem „Tractatus“); dazu s. a. DERS.,

- ebd., S. 135 f. 143 f. 167 ff. 172 ff. 179. 186 (aus den „Tagebüchern 1914–1917“); vgl. a. DERS., ebd., S. 301 (§ 119, erstes Zitat). 303 (§ 126). 424 (§ 464, zweites Zitat). 436 (§ 512) („Philosophische Untersuchungen“, 1945; dort das Zitat). Der Einfluss William of Occams (1285–1347) ist spürbar; § 5.47321 („Tractatus“, ebd., S. 57) und Tagebuch, 23.4.1915, ebd., S. 133.
- 361 STEINVORTH (1979), S. 79 f; vgl. MANN (1960b), S. 198 ff. 211 ff („Gladius Dei“).
- 362 WITTGENSTEIN (1984), § 6.421, S. 83 („Tractatus“). 172 („Tagebücher“, Eintrag vom 24.7.1916). Wittgenstein kommt es, wie in dem unmittelbar folgenden Satz deutlich wird, auf die stimmige und zugleich glückbringende Korrelation von Ethik und Ästhetik im Handeln an; DERS., ebd., § 6.422, S. 83 („Tractatus“). 172 f („Tagebücher“, Eintrag vom 29.7.1916); der Einfluss der Nikomachischen Ethik des Aristoteles (Buch I, 6 ff = f 1098a–1099a; DIRLMEIER, 1979, S. 14 ff) ist deutlich.
- 363 NIETZSCHE (1988), S. 358.
- 364 HELLER (1977), S. 156; s. a. ebd., S. 159. 161 („Karl Kraus“); ebd., S. 164, Anm. 3 weist Heller auch auf parallele Formulierungen und gleiche stilistische Eigentümlichkeiten von Kraus und Wittgenstein hin.
- 365 DERS., ebd., S. 153 („Die Ethik der Sprache“); s. a. DERS. (1954), S. 365a: „Er [= Kraus] wußte, was wenige Kritiker seiner Zeit wußten: daß das ästhetische Urteil ein sittliches Urteil ist, wenn es mehr sein soll als die diffuse Reaktion einer vage verfeinerten Empfindlichkeit. *De gustibus non est disputandum* erschien ihm als die Kundmachung eines sittlichen Bankrotts.“
- 366 MUSIL (1955), S. 409. 429. 468 (in den Tagebuchaufzeichnungen vom April 1938 bis Herbst 1939, sowie Sommer 1937 bis etwa Ende 1941); vgl. DERS., ebd., S. 916 („Der Dichter und diese Zeit“, 1936/1937); vgl. a. DERS. (1988, I), S. 67 ff. 983.
- 367 MUSIL (1988, II), S. 1891.
- 368 WITTGENSTEIN (1984), § 6.432, S. 84 („Tractatus“). 167 ff („Tagebuch“-Einträge vom Juli 1916).
- 369 Kraus hielt am 25.8.1933 auch die Grabrede für Adolf Loos; KRAUS (1933a), S. 3.
- 370 STEINVORTH (1979), S. 79 ff. 88.
- 371 KRAUS (1917b), S. 13; DERS. (1988a), S. 224.
- 372 Zur Gottglauben Kraus' s. dessen Gedicht „Vor dem Schlaf“, in: KRAUS (1925a). S. 30; HELLER (1954), S. 368b; DERS. (1977), S. 153 („Die Ethik der Sprache“).
- 373 Vgl. JANZ (1985), S. 310 ff; die Ornamentkritik bei Kraus erkennt auch TUCHOLSKY (1993, II), S. 332 („Weltgericht“, 1920) als den „roten Faden“ seines Werkes an. Allerdings ist Tucholskys Verständnis noch zu eng gefasst, wenn man unter „Ornament“ nur den Glanz des untergehenden Kaiserreiches versteht: „die Entdeckung des alten Ornaments, das auf die neue Zeit aufgeklebt ist. Daß es einen Kaiser gab und zugleich Eisenbahnen ... daß einer das Schwert zog und einen Gas-Angriff befahl, und daß man Schlacht sagte, wo Schlachten gemeint war, Schlachtungen durch Maschinen, und daß die Technik die Verantwortung tötete, die die Kollektivität ohnehin schon eingeschlafert hatte.“ Das „Aufkleben der Ornamente“ besteht, so wie wir Kraus (und Benjamin) verstehen, generell darin, dass überlieferte unethische Wertvorstellungen des tatorientierten Kriegsästhetizismus in verlogener Weise mit ästhetischem Empfinden etikettiert werden – also in einer Verführungsmethode, die etwa Ingeborg Bachmann als „delirierende Ästhetik“ bezeichnet hat; BACHMANN (1995), S. 30; s. o. Kap. I, 1, b, S. 114 f. 130 f.

- 374 BENJAMIN (1980e), S. 582; vgl. a. DERS. (1931) in: MAYER (1978, III), S. 697 ff.
- 375 „Mörderische Identitäten“, d. h. „jene engstirnige[n], Ausschließlichkeit beanspruchende[n], bigotte[n] und reduktionistische[n] Vorstellung[en], wonach die gesamte Identität auf einer einzigen, ingrimmig proklamierten Zugehörigkeit beruht; MAALOUF (1998), S. 11.39 ff; Identitäten also, die ideologisch in religiöser, kultureller, nationalistischer, ethnischer und rassistischer Hinsicht als unvereinbar mit anderen Identitäten proklamiert und eingetrickert werden.
- 376 TROJANOW/HOSKOTÉ (2017), S. 222 ff; vgl. DIES. (2012), S. 187 ff, wo dieser Zusammenhang konstatiert wird; s. u. Kap. XVIII, 6, S. 771 ff.
- 377 BACHTIN (1979), S. 121 f.
- 378 MARTIN (1984), S. 46 ff; vgl. GRÖZINGER (2008), S. 294 ff; BIELER/GUTMANN (2008), S. 152.
- 379 KING (2001), S. 231 ff (chapter III, 9).
- 380 Hier lagen auch die Ursprünge der lyrischen Kriegssprache des Dritten Reiches; s. BERR GER (1947), S. 68 ff.
- 381 WILDE (1891), S. 240: „Life has been your art. You have set yourself to music. Your days are your sonnets.“
- 382 D'ANNUNZIO (1896), S. 66: „Bisogna fare la propria vita, come se fa un'opera d'arte.“ SANTOLI (1971), S. 154.
- 383 FLEX (1925), S. 82 f; DERS. (1918), S. 77; vgl. ebd., S. 34: „Ein Stück Leben war alles, was du sprachst und tatest, und ein heller, klarer, gesammelter Mensch will alle Stücke zu einem werdenden Kunstwerk zusammen.“
- 384 In dem schon oben in Kap. I, 2, d, S. 130 f erwähnten Gedicht „Der heilige Reiter“.
- 385 MEINECKE (1946), S. 59 ff.70 ff; so auch der französische Botschafter in Berlin, François-Poncet; DREYFUS (2018), S. 169: „[Die deutsche Jugend] ist begierig zu dienen. Mit großem Vergnügen trägt sie Uniformen, gehört Gruppen an, leistet Gehorsam, marschiert bei Umzügen mit. Sie findet Gefallen an ihrer Wichtigkeit. Sie fühlt sich frei und stark.“ Vgl. dazu auch das Kapitel „Ästhetizismus als geistige Lebensform“ bei VAGET (2017), S. 75 ff.
- 386 NAUMANN (1926), Nr. 380, S. 610 f („Das Leben als Kunstwerk“).
- 387 So – in der Tradition der Ansprachen Alexanders d.Gr. – auch die Reflexion bei GOLTZ (1883), S. 424; Quintus Curtius Rufus, Sechstes Buch, Kap. III, 5; ROLFE (1976), S. 24 f; s. a. HÖLDERLINS (1992), S. 14 f Gedicht „Alexanders Rede an seine Soldaten, bei Issos“.
- 388 JAUß (1991), S. 40; vgl. seinen ganzen Diskurs in: DERS., ebd., S. 31 ff.71 ff.
- 389 MANN (1956), S. 272. Kurt Tucholsky macht auf diesen Satz aufmerksam; TUCHOLSKY (1993, II), S. 24 („Militaria, Unser Militär“, 1919).
- 390 WAGNER (1983), S. 276; Lohengrin, erster Akt, dritte Szene; Heinrich MANN (1956), S. 339.
- 391 Vgl. hierzu etwa MANN (1990), S. 366 („Leiden und Größe Richard Wagners“).
- 392 Vgl. zur Diskussion solcher Unbestimmtheitsstellen ISER (1984), S. 267 ff.
- 393 Vgl. HANKAMER (1924), S. 34 f, der hinsichtlich einiger Nebengebilde der deutschen Mystik auf die reformatorische Rechtfertigungslehre verweist, welche der Eigenmacht zur Selbstvergottung entgegensteht.
- 394 Vgl. Schmalkaldische Artikel III, 12; Apologie VII, 10.20; BEKENNTNISSCHRIFTEN (1978, I), S. 236.238.459.
- 395 Vgl. BERGER (1947), S. 81 zur nationalsozialistischen Rhetorik.

- 396 In Gemeindegesangbuchliedern zu Eph. 6, 10 ff wird der übertragende Redecharakter der „*militia spiritualis*“ durchaus noch respektiert; so etwa in dem Lied Leonhard Roths (1500–1541) „O König Jesu Christe, ein Fürst, Hauptmann und Held“ (1539), Strophe 2:
 „Dich, Herr, wir wollen bitten,
 du edler Herzog wert,
 nach rechter Kinder Sitten:
 send uns dein geistlich Schwert,
 das schneidt zu beiden Seiten [Offb. 1, 16],
ich mein dein göttlich Wort,
 damit wir mögen streiten
 wider der Höllen Pfort.“ (Hervorhebung von mir).
 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1975), Nr. 203; so auch in Umdichtungen des Dreißigjährigen Krieges von „Ein feste Burg“: „Jesus ist das Wort / Brustwehr, Weg und Port, / Hauptmann und General, / Quartier und *corps de garde*“; BUSCH (1912), S. 65 (bei Johann Michael Moscherosch, 1601–1669); vgl. sogar Ernst Moritz Arndts Gedicht „Was ist die Macht, was ist die Kraft“, zweite Strophe; ARNDT/LEFFSON (1912), S. 202; zur methodisch angewandten redetaktischen Verfremdung der Kriegstheologie, Begriffe wie „Schwert“ etc. buchstäblich zu nehmen, s. u. Kap. VII, 2, b, S. 400 ff.
- 397 ERDMANN (1974), S. 187 f.192.
- 398 ZIMMERLI (1979), S. 469 ff.
- 399 Thomas Mann verwertete dieses Motiv halbironisch in seiner Novelle „Gladius Dei“ (1902); MANN (1960b), S. 197 ff.
- 400 So z. B. bei DOEHRING I (1919), S. 21.
- 401 ARNDT (1814d), S. 74 („Flammet Herzen, wehet Fahnen“, Strophe 3); ARNDT/LEFFSON (1912), S. 118. Arndt rückte später von dieser Position ab, wie sein Gedicht „An die Ritterschaft des Wortes“ von 1844 zeigt (Strophe 6), ARNDT (1860), S. 518:
 „Seine [= Gottes] Waffe, grad und ehrlich
 Fromm nach Kriegsgebür [!] gebraucht,
 Nimmer trifft sie todsgefährlich,
 Wenn auch tief ins Herz getaucht.“
- 402 KOEHLER (1915b), S. 28 verweist hierfür auch noch auf Luk. 12, 49 ff.
- 403 ROLOFF (1987), S. 186.
- 404 Vgl. allein die Belege aus dem Jesaja- und Jeremiabuch; Jes. 7, 18 ff; 8, 5 ff; 9, 10 f; 10, 5 f.24; 13, 4 ff.17; 19, 2 ff; 28, 2 ff; 41, 2 f.15 f.25; 45, 1 ff; 46, 11; 48, 14 f u.ö.; Jer. 4, 5 ff; 5, 15 ff; 6, 22 ff; 18, 22; 21, 4 ff; 22, 7.24 f; 25, 8 ff; 27, 6 ff; 28, 14; 32, 3 ff.28 f; 34, 2 f.21 f; 43, 8 ff; 46, 26; 50, 3.9 ff.21.25 ff.41 ff; 51, 1 ff.11 ff.20 ff.28 u.ö.
- 405 LAUSBERG (1982), S. 55 (§ 142, 2) und S. 56 f (§§ 145–152).
- 406 GOENS (1914), S. 15.
- 407 D. Martin LUTHER, Vom kriege widder die Türcken (1529), WA XXX, 2, S. 114, Z. 4–14.24–28.
- 408 DERS., ebd., S. 129, Z. 17–S. 130, 21; S. 131, Z. 18 ff.
- 409 DERS., WA XI, S. 254, Z. 27–S. 255, Z. 21; S. 259, Z. 7–16; S. 260, Z. 16–20; vgl. TROELTSCH (1923), S. 487 ff; THIELICKE (1966, II, 2), §§ 3188 ff, S. 565 ff; HINSCH (2017), S. 136 f.160 f.
- 410 D. Martin LUTHER, WA XXX, 2, S. 130, Z. 22–S. 131, Z. 17.

- 411 DERS., ebd., S. 175–184.315 f.
- 412 DERS., ebd., S. 131, Z. 8 f.
- 413 DERS., ebd., S. 131, Z. 15–17; S. 173, Z. 18–S. 174, Z. 11. Die von Predigern und Lutherforschern wie Friedrich Loofs (1858–1928) herangezogene Stelle aus Luthers „Sendebrief von dem harten buchlin widder die bauren“ (1525), wo der Reformator bekennt, seines „geistlichen Ampts vergessen und frisch zustecken und hawen“ zu wollen (DOEHRING II, 1915, S. 324), bezieht sich auf Joh. 18, 36 und die Gewalt zur Abwehr von Aufruhr gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit; D. Martin LUTHER, WA XVIII, S. 398, Z. 29–S. 390, Z. 9.
- 414 THIELICKE (1966, II, 2), §§ 2540 ff, S. 456 ff mit weiteren Verweisen zu Luther; anders DEIKE (1999), S. 64 ff, der hiergegen zu Unrecht die lutherische Auffassung vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen einwendet.
- 415 Vgl. zum ganz ähnlichen Verfahren der nationalsozialistischen Sprachmosaik BERGER (1947), S. 78 ff; SCHÖNE (1972), S. 16.20.29.
- 416 ESPOSITO (2011), S. 104 ff.116.
- 417 BACHMANN (1995), S. 30 zum Ästhetizismus: „Daran ist kein Zweifel, nur ein Schritt war [es] aus dem reinen Kunsthimmel zur Anbiederung mit der Barbarei.“
- 418 KOEHLER (1915b), S. 6: „Zum Kriege sprach Gott: ‚Nun komm, du mein letztes Mittel! Die Menschen selbst wollen, daß mir kein anderes verbleibt.‘ Es bleibt Gott gar nichts weiter übrig, als den Krieg zuzulassen“; vgl. DERS., ebd., S. 7.
- 419 DERS., ebd., S. 35.
- 420 DERS., ebd., S. 43 f.50.
- 421 ENGLUND (2013), S. 2.
- 422 Leider finden sich, soweit ich sehen konnte, in den Feldpostbriefen und der in der Veteranen-Zeitschrift „Der Frontsoldat erzählt“ erschienenen Erinnerungsliteratur zu 1916 (KÜHL, 1936) keine erkennbaren Hinweise auf die beiden Frontreisen Krummachers, die er vom 8. April bis 4. Mai (Ostfront) und vom 3. bis 26. Juni 1916 (Westfront) unternahm (s. DEPOSITUM: Po-Pf 13/14, S. 47. Das Erscheinen eines „Hofpredigers aus Potsdam“ wäre sicher eigens erwähnt worden. Allerdings gilt dasselbe Schweigen der Quellen (ebenfalls in der Feldpostliteratur) auch für Dryander und dessen Frontreisen; s. DRYANDER (1926a), S. 286 ff.297 ff.305 ff; DERS. (1923), S. 30 f.
- 423 Sven Hedin besuchte diesen Friedhof am 30.9.1915; HEDIN (1915a), S. 211 f.
- 424 KRUMMACHER (1916b), S. 4; wie man sich ein solch' pyramidenartiges, von deutschen Soldaten öfter errichtetes Grabdenkmal vorzustellen hat, zeigt ein Photo aus Avricourt (Frankreich) im „Illustrierten Jahrbuch – Kalender für das Jahr 1917“; BAND (1916), S. 217; bei KRAUS (1916f), S. 1 die Abbildung eines Altars aus Granaten- und Schrapnellstücken (Notkirche in Bruderdorf, 1915).
- 425 WITKOP (1928), S. 49 f. Die dritte Strophe enthält – im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden achtzeiligen Strophen – nur sieben Zeilen.
- 426 REIMANN (2000), S. 82 ff; vgl. etwa SCHÄFER (1917), S. 367 f; HOFFMANN (1937), S. 96.129.169 f.245 f.275.403 f; WITKOP (1928), S. 76.137 f.141.225.230 f.303 f.315 f; RUCKS (1934/1935), S. 548.675.684.717 etc.
- 427 HOFFMANN (1937), S. 124.
- 428 MANN (1960a), S. 634 (Kap. XLV).639.649 (Kap. XLVI); HELLER (1977), S. 217 ff.
- 429 Vgl. SANTOLI (1971), S. 153 ff.

- 430 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 278 („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 2. Brief); DIES., ebd., S. 298 ff (Ende des 8. und Anfang des 9. Briefes).
- 431 So die Darstellung im Prager Tagblatt Nr. 268, S. IV, vom Sonntag, den 10.11.1929.
- 432 WITTGENSTEIN (1984), §§ 6.4 bis 7, S. 82 ff. 167 ff („Tagebücher“, ab dem 5.7.1916).
- 433 MANN (1988), S. 97 f. 529 ff; vgl. SANTOLI (1971), S. 188 ff.
- 434 Bei WITKOP, ebd., S. 49; Bei DEMS., ebd., S. 57.78 f. 80.104.109.239 u.ö. sind noch andere Feldpostbriefe überliefert, in denen sich Soldaten über ihre Berufungen und Pläne äußern, die nun unvollendet bleiben müssen.
- 435 KELLER (1918), Sp. 920.
- 436 SOLSCHENIZYN (1972), S. 254.
- 437 WITKOP (1928), S. 197.
- 438 Zit. n. PFEMFERT (1987), Sp. 1031; vgl. HUGO (1952), S. 34 = DERS. (1940b), Tome XXXVIII, S. 305 im Discours prononcé au Théâtre de la Gaité pour le Centenaire de Voltaire le 30 Mai 1878: „Ah! Proclamons les vérités absolues. Déshonorons la guerre. Non, la gloire sanglante n'existe pas. Non, ce n'est pas bon e ce n'est pas utile de faire des cadavres. Non, il ne se peut pas que la vie travaille pour la mort. [...] Arrêtons l'effusion du sang humain. Assez! assez, despotes!“ = „Ja, rufen wir die absoluten Wahrheiten aus! Entehren wir den Krieg. Nein, den blutigen Ruhm gibt es nicht. Nein, es ist nicht gut und ist nicht nützlich, Leichen zu machen. Nein, es ist nicht möglich, dass das Leben für den Tod arbeitet [...]. Halten wir den Strom menschlichen Blutes auf! Genug, genug, ihr Despoten!“
- 439 ZWEIG (1921), S. 218.
- 440 Vgl. SCHEFFLER (1915b), S. 251–258, insbes. S. 257 f; GLATZER (1983), S. 265 f; vgl. a. LUDENDORFF (1937), S. 49 f. 53.
- 441 Bei KÜHL (1936/1937), S. 92; vgl. dort noch andere Veteranenberichte und ein Gedicht, ebd., S. 278 (Erich Limpach, „Das Pferd im Felde“). 412 ff (Paul Buhle, Major a.D, „Die Schwere Artillerie und ihre Besspannung“, hier der Abschnitt über die Kaltblutpferde). S.a. RUCKS (1934/1935), S. 173 (August Michel, „Die Munitionskolonne“); CURTIUS (1956), S. 384 f. 397 f.
- 442 Bei KÜHL, ebd., S. 92.
- 443 LOMBERG (1912), S. 250 ff; LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN II (1903), S. 13 f; s. schon LIPPERHEIDE (1871), S. 135 ff.
- 444 MOSSE (1993), S. 160 f mit Abbildung 18.
- 445 MUSIL (1988, II), S. 1114.
- 446 Vgl. dazu KRAUS (1916h), S. 22 f; DERS. (1917c), S. 19; DERS. (1988b), S. 40.54; auch in Jugendbüchern; vgl. PISTORIUS (1905), S. 363.
- 447 KAPPEY/KOCH (1927), Nr. 21, S. 88.
- 448 THEUERKAUFF (1938); PÖPPINGHEGE (2014). Ein spätes Denkmal setzte den Kriegssperden Stephen Spielberg mit seinem Film „Gefährten“ (2011).
- 449 REMARQUE (1929), S. 66 ff.
- 450 SOLSCHENIZYN (1972), S. 548 ff (Kap. 56).
- 451 REMARQUE (1929), S. 67.
- 452 BRÖGER (1917), S. 364.366.
- 453 DEHMEL (1915), S. 1259.
- 454 REMARQUE (1929), S. 68.
- 455 EXNER/KAPFER (2014), S. 138 f; vgl. z. B. a. JÜNGER (1978), S. 27.195.251.295.

- 456 MUSIL in der Prager Presse, Jg. 11, Nr. 316 vom 22.11.1931, Beilage „Dichtung und Welt“, Nr. 47, S. II („Kann ein Pferd lachen?“); hier zit. n. DEMS. (1936), S. 28; vgl. DERS. (1957), S. 662.
- 457 LEPSIUS (1933), S. 336; s. a. JÄGER (1875), S. 351; MOLTKE (1895), S. 110.113: „Die ursprüngliche Zahl von 20.000 Pferden minderte sich täglich um tausend.“ Vgl. DERS., ebd., S. 247.
- 458 BINDING (1940a), S. 336; PÖPPINGHEGE (2014), S. 74 f schätzt, dass 1914–1918 an der Westfront ständig 700.000–900.000, an der Ostfront 400.000 deutsche Militärpferde eingesetzt waren.
- 459 KÖPPEN (2005), S. 180 ff.228 ff.233 f.
- 460 MECHOW (1930), S. 242 ff; vgl. PALÉOLOGUE (1930, III), S. 232; ähnlich grauenhaft schon bei der auf Schimmelhengsten vorgetragenen französischen Kürassierattacke vor Sedan am 1.9.1870; FONTANE I (1873), S. 538; DAHN (1912b), S. 577; DERS. (1894), S. 487 ff, Anm. 1.
- 461 FONTANE I (1873), S. 263 ff; BREMM (2019), S. 107.
- 462 FONTANE I (1873), S. 537 ff.540 ff; KÄPPNER (2007), S. 67; BREMM (2019), S. 125.
- 463 Die Durchschnittsmarschleistung betrug 40–50 km bei bis zu zehn Tagen ohne Rast; Melde reiter- und Patrouillenpferde legten zuweilen bis zu 120 km pro Tag zurück
- 464 LUDENDORFF (1937), S. 50.96.
- 465 KRAUS (2014), S. 213 (V. Akt, 11. Szene).
- 466 In den Feld-, Etappen- und Heimatpferdelazaretten wurden 1915 rund 75.000 erkrankte Pferde behandelt; 1917 etwa 100.000; PÖPPINGHEGE (2014), S. 56.59.
- 467 PFEMFERT (1973, VII), S. 10 (Oskar Kanehl, „Wache im Krankenstall“); PÖPPINGHEGE (2014), S. 60 f.
- 468 TOLLER (2010), S. 11.
- 469 KÖPPEN (2005), S. 182.
- 470 GRAF (1994), S. 178 f.190 f.193 f.
- 471 PFEMFERT (1973), S. 111 (Alfred Vagts, „Marsch in die Schlacht“); HEDIN (1916a), S. 36; man erinnert sich an Baudelaires „Une Charogne“; BAUDELAIRE (1949), S. 90 f.
- 472 CAROSSA (1943), S. 151.
- 473 Die meisten Schilderungen des Pferdeverschleißes nach ENGLUND (2013), S. 112.116.185 f. 235.237.265.267.274 f.455.490.520; vgl. a. BINDING (1940a), S. 28.38.40.48.89.131 f.197.203. 231.258.311.313.316.325. 336; MÜHLENSTEDT (2014).
- 474 BINDING (1940a), S. 337.
- 475 KRAUS (2014), S. 217 (V. Akt, 11. Szene); DERS. (1994), S. 258 f.
- 476 BREMM (2019), S. 130.301 mit Anm. 143.
- 477 DAHMS (1965), S. 644.880a.
- 478 Zuerst erschienen in der „Berliner Zeitung am Mittag“ vom 27.8.1914; dann abgedruckt bei BAB (1914a), S. 40 ff; s. a. DERS. (1915), S. 79 ff.
- 479 NOSSACK (1947), S. 50 f.
- 480 Man vergleiche hierzu den langen Passus in: ENTSCHEIDUNGEN DES REICHSGERICHTS IN ZIVILSACHEN (1916), Bd. 87, Nr. 85, S. 357–365.
- 481 S. die Schilderung bei CURTIUS (1956), S. 370.
- 482 MARCHANT (1985), De re equestri, VI, 10 f; XENOPHON (1962), S. 49 („Anweisungen für den Reitknecht“).

- 483 BINDING (1936), S. 13.
- 484 HEDIN (1915a), S. 175 ff; dort auch Photographien und eine Zeichnung von Pferden in der Kürassierkaserne zu Vouziers.
- 485 ZWEIG (2013), S. 13. Das Pferd als „Wappentier des Kriegselends“ malten 1937 Picasso und 1933 und 1940 Andreas Paul Weber. Nach Picassos eigener Auskunft zum Guernica-Bild – „Der Stier bedeutet Brutalität, das Pferd bedeutet das Volk“ – sollte anhand des Symbols des gequälten Pferdes auf das Elend des Volkes angespielt werden; WIEGAND (1982), S. 111. Zu Weber s. WEBER (1977), S. 26 (Nr. 16: „Das Grauen“, ca. 1933/63). 57 (Nr. 62: „Aufbruch“, ca. 1938). 65 (Nr. 71: „Das Ende“, 1940/41); vgl. DERS., ebd., S. 103 (Nr. 109: „Die apokalyptischen Reiter“, 1965).
- 486 Bei WITKOP (1928), S. 49: „Aber ich habe noch keine Zeit zum Ernten gehabt – und wenn man mir keine Zeit zum Ernten läßt? Vergib solche Worte. Es wird nicht so kommen, und wenn auch, es wird Gottes Güte immer einen Ausgleich, ein Vollenden und Erfüllen des Wollens schaffen – und das muß der Trost sein: Schönheit von solcher Höhe ist sicher unsterblich, ein Hauch des Ewigen, der ihn selber ahnen läßt, und nicht vorbei mit dem Tod.“
- 487 WRIGHT (1955), S. 533.
- 488 WITTGENSTEIN (1984), S. 82 f; zur Datierung s. die „Tagebücher“; DERS., ebd., S. 171 ff. Der „Tractatus“ wurde erst im August 1918 in Wien fertiggestellt; WRIGHT (1955), S. 533.
- 489 Vgl. HESSE (1992), S. 445 im Gedicht „Herbstabend im fünften Kriegsjahr“.
- 490 WAGNER (1914, IX), S. 58 f („Lohengrin, Vorspiel, der heilige Gral“).
- 491 Äthiop. Hen. 42, 1–3; s. die damals schon zugängliche Übersetzung bei BEER (1900), S. 584.
- 492 S. im Einzelnen BÖMER (1969), S. 69 f.
- 493 Eine Weiterentwicklung dieses Motivs bei Friedrich dem Großen in seinem Gedicht „Die Kriegskunst – die Schlacht“; FRIEDRICH DER GROSSE (1910, I, 2), S. 327: „Dahin [= Güte ,in all der Grausamkeit‘ des Krieges zu beweisen], Ihr jungen Krieger, sollt Ihr streben!
Dann werden Eure Namen auf den Schwingen
Des Ruhms in fernste Zonen dringen,
Und ewig werden Eure Taten leben.
Dann steigt die Tugend aus des Himmels Höhn
Herab, beglückt, wie zu Asträas Zeit,
Helden zu finden voller Menschlichkeit,
Um zur Unsterblichkeit Euch zu erhöhn.“
- 494 FICHTE (1800/1981), S. 282 ff = DERS. (2016), S. 98 ff.
- 495 REICH (1974), S. 107 ff.
- 496 HOFFMANN (1937), S. 377.
- 497 VONDUNG (1985), S. 525 ff.
- 498 Karl Ernst Knodt (1856–1917), Der Osterheld (1915); zit. n. BRAKELMANN (2015a), S. 106.
- 499 Vgl. den Abschnitt „Der absurde Augenblick“ bei LINSE (1980), S. 97 ff.
- 500 DOEHRING I (1919), S. 108 (Hinweis auf das Bild von Peter von Cornelius: „Die Apokalyptischen Reiter“). 151 ff; vgl. a. BRUDER WILLRAM (1915), S. 83 f. 88 f. 121 ff.
- 501 BAB (1915b), S. 69; vgl. auch das Gedicht BRUDER WILLRAMs (1915), S. 132 ff, „Schwertzeit“, das ebenso vom „falben Pferd“ der Johannesapokalypse (Apk. 6, 8) handelt.
- 502 KRAUS (1908), S. 5; s. a. FISCHER (1980), S. 275 ff.

Anmerkungen zu Kapitel II: Im Glanz oder im Schatten von Preußens Gloria? – Ein Pfarrer und seine Konfirmandin im ersten Potsdamer Kriegsjahr

- 1 TUCHOLSKY (1993, II), S. 131 („Die Schule“).
- 2 BAND (1916), S. 336.
- 3 Vgl. den Familienstammbaum Friedrich Adolf Krummacher in: SPAETER/DITTRICH/FRIEDRICHS/GESSNER (1966), S. 135 ff, hier S. 139 f; zur Herkunft der Krummachers aus dem Rheinland und Westfalen s. KRUMMACHER (1937), S. 40.43.51.147; vgl. a. HESSE/HENSE (2014), S. 37 f; Biographisches zu Krummacher bei REINHOLD (2019), S. 36–49.
- 4 SPAETER/DITTRICH/FRIEDRICHS/GESSNER (1966), S. 137; ab 1872 Oberpfarrer in Barby. C. F. A. Krummacher ist bekannt geworden durch das Lied „Stern, auf den ich schaue“. Vgl. eg (1996) Nr. 407, 1 und BALDERS (2014), S. 71–77 (71). Das Lied ist abgedruckt im Liederheft der „Potsdamer Frauenhilfe“; MIRBACH (2011), S. 174 ff; UNSER LIEDER-
BUCH (1914), Nr. 107, S. 58a.
- 5 BLOS (1920), S. 161. Zu Friedrich Wilhelm Arnold Krummacher s. SPAETER/DITTRICH/FRIEDRICHS/GESSNER (1966), S. 136; ab 1847 Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, ab 1853 in Potsdam Hofprediger. Vgl. ROSENKRANZ (1958), S. 282 f. Friedrich Engels berichtet über ihn; vgl. ENGELS (1976a), S. 420 ff. Wilhelm von Kügelgen schreibt ausführlich über dessen Vater Friedrich Adolf Krummacher („Ätti“, 1767–1845; s. SPAETER/DITTRICH/FRIEDRICHS/GESSNER, ebd., S. 135 f) im sechsten Teil (2.–3. Kapitel) seiner „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“; s. KÜGELGEN, von (1900), S. 88.241 f f.245 ff.252 ff.269.276; ein Portrait desselben F. A. Krummachers bei KÜGELGEN, ebd., gegenüber S. 320.
- 6 KRUMMACHER (1937), S. 46 ff.
- 7 https://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Krummacher; s. jetzt dort unter „Diskussion“.
- 8 Sowohl aus seiner Autobiographie als auch aus dem DEPOSITUM des Pfarrarchivs der Pfingstkirchengemeinde Potsdam im Domstiftsarchiv zu Brandenburg/Havel (wie Anm. I, 5) geht all’ dies nicht hervor. S.a. REINHOLD (2019), S. 162, Anm. 17. So werden z. B. die beiden akademischen Titel im offiziellen Berichtsschreiben seines Pfarramtes vom 31.12.1932 „für das Pfarrverzeichnis gemäß Kirchl. Amtsblatt 1930, S. 106“ (Po-Pf 34/35) nicht genannt, ebensowenig auch in den Presseberichten der Potsdamer Tageszeitung zur Verabschiedung Krummachers (Potsdamer Tageszeitung vom 24.09.1934 und 28.9.1934); auch nicht in der „Benachrichtigung der Pfarrerschaft des Kirchenkreises Potsdam I von dem Heimgang des Pfarrers Theodor Krummacher am 26.7.1945 durch den Superintendentenvertreter Pfarrer Brandt, Potsdam, 31. Juli 1945.“ Po-Pf 13/14, S. 33c. Möglicherweise liegt hier eine Verwechslung mit dem gleichzeitig amtierenden Oberhofprediger D. Ernst von Dryander vor, der das akademische Lizentiatenexamen ablegte und am 21.1.1891 in Berlin den theologischen Ehrendokortitel erhielt; vgl. DRYANDER (1916), S. 78 f.181 f.218.
- 9 KRUMMACHER (1937), S. 54 ff; vgl. DERS., ebd., S. 114 ff.
- 10 DERS., ebd., S. 56 ff.67. Krummachers Predigt ging passenderweise über Röm 12,12; DERS., ebd., S. 58. Zur Baugeschichte der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und zur parallelen Gründung der zu ihr gehörenden Gemeinde s. LIMPACH (2008), S. 7 ff. Für den freundlichen Hinweis auf Limpach und die Möglichkeit der Einsichtnahme in die Dokumente

- des ARCHIVs der Pfingstkirche, Potsdam, danke ich Herrn Rudolf Reinhold, Potsdam, sehr herzlich.
- 11 SPAETER/DITTRICH/FRIEDRICHS/GESSNER (1966), S. 140. Elisabeth Gräfin von der Goltz war Tochter des Vizepräsidenten der Oberrechnungskammer und Wirklichen Geheimen Regierungsrates Gustav Albrecht Graf von der Goltz (1831–1909; vgl. KRUMMACHER, 1937, S. 61.65) und Schwester des Rüdiger Graf von der Goltz (1865–1946; DEUTSCHER OFFIZIER=BUND, 1926, S. 249; vgl. KRUMMACHER, ebd., S. 61.127.140), des Führers der Vereinigten Vaterländischen Verbände Deutschlands (VvVD); vgl. zu letzterem und seinen militärischen wie politischen Ambitionen WEILING (1998), S. 33 (Anm. 93).52 ff; MALINOWSKI (2004), S. 315 f.552.
 - 12 Studiophoto von Selle & Kuntze Hofphotographen (Inh. W. Niederaastroth Kgl. Hofphotograph) M. des Kaisers u. Königs, K.u.K. Hoheit des Kronprinzen, Kgl. Hoheit d. Fürsten v. Hohenzollern. – Unten links das Wappen des Königs von Preußen, unten rechts das Wappen des Deutschen Kaisers mit dem Reichsadler. Rückseitig die wohl wesentlich später hinzugefügte, altershandschriftliche Notiz von Frau Ellen Rhodius, geb. Richter: „Pfarrer Krummacher, Potsdam 1915“; darunter die Geschäftsadresse der Fa. Selle & Kuntze etc. Potsdam, Schwertfegerstr. 14, Fernsprecher 137. Ohne Plattennummer.
 - 13 Vgl. MIRBACH (2011), S. 36 ff; KRUMMACHER (1937), S. 110 f; REVENTLOW (1940), S. 385; vgl. zu den enormen Kosten der Kirchbau-Initiative in Berlin auch BÜXENSTEIN (1898), S. 234 ff. Neben Krummacher verließen auch Generalsuperintendent D. Köhler und mehrere Gemeindekirchenratsmitglieder die Gemeinde; Kronprinz Friedrich Wilhelm Victor August Ernst von Preußen (1882–1951) legte sein Protektorat in der 1904 gegründeten Stiftung nieder; s. LIMPACH (2008), S. 9 ff.17; DERS., ebd., S. 18 f dokumentiert auch verschiedene Presseberichte: „Der Montag“ vom 27.6.1910 zitiert D. Köhler mit der Äußerung, dass die „gehässige und vor niedrigen persönlichen Anwürfen nicht zurückschreckende Gegnerschaft innerhalb der kirchlichen Körperschaft ihm und seinem Amtsbruder Krummacher ein längeres Verbleiben unmöglich gemacht“ habe; s. dort a. „Der Montag“ vom 11.7.1910, „Berliner Morgenpost“ vom 14.6.1910 und „Der Tag“ vom 15.6.1910.
 - 14 KRUMMACHER (1937), S. 112 f.
 - 15 DERS., ebd., S. 114–130.
 - 16 DRYANDER (1926a), S. 218 ff; ANDRESEN (1995), S. 179 ff. Eine wenig schmeichelhafte Darstellung des Oberhofpredigers D. Ernst von Dryander hat Gustav Hillard (Pseudonym für Gustav Steinbömer, 1881–1972, Major im Generalstab; s. DEUTSCHER OFFIZIER=BUND, 1926, S. 13) in seinem Buch „Kaisers Geburtstag – Berliner Roman“ (HILLARD, 1968, S. 243 ff.251 ff) anhand der Figur des Hofpredigers D. Dr. Oleander gegeben, wobei sogar die postalische Adresse Dryanders in Berlin (seit 1897 Monbijou-Straße) übereinstimmt. Tucholsky erwähnt Dryander 1920 als titelbewusst; TUCHOLSKY (1993, II), S. 456 („Wohl-anständige Wohltätigkeit“, 1920).
 - 17 KRUMMACHER (1937), S. 130 ff.
 - 18 Krummacher hat sich offensichtlich selbst um eine offizielle Abordnung bemüht, wie die Formulierung „Um mit den Männern der Gemeinde und ihren Erlebnissen im Felde auch nach dem Kriege in persönlicher Verbindung zu bleiben, ruhte ich nicht, bis es mir gelang, selber an die Front zu kommen“ vermuten lässt. KRUMMACHER (1937), S. 130. Seine beiden Frontreisen „in der Uniform eines Feldgeistlichen [vgl. die Beschreibung bei SCHIAN,

- 1921, S. 479 f] mit Genehmigung des Kaisers“ unternahm er vom 8. April bis 4. Mai (Ostfront) und vom 3. bis 26. Juni 1916 (Westfront); s. DEPOSITUM: Po-Pf 13/14, S. 47. An der Ostfront traf er einige seiner Ex-Konfirmanden und Gemeindeglieder (KRUMMACHER, 1916a, S. 12), an der Westfront besuchte er die „Potsdamer Wachtgarde“ (1. Garde-Regiment zu Fuß, Potsdam) unter dem Kommando des Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen; KRUMMACHER, 1916b, S. 4.7; DEUTSCHER OFFIZIER=BUND, 1926, S. 107.
- 19 KRUMMACHER (1937), S. 145.
- 20 Zum Todes- und Beisetzungsdatum s. DEPOSITUM: Po-Pf 13/14, S. 33c. Der „Geheime Kabinetts-Rat seiner Majestät des Kaisers und Königs, Wirklicher Geheimer Rat, Dr. jur. et med. Hermann von Lucanus“ (1831–1908) wird bei KRUMMACHER (1937), S. 54.56 erwähnt. Der Schwiegersohn Krummachers, Pfarrer Lic. theol. Walter Hermann Wilhelm von Herrmann (SPAETER/DITTRICH/FRIEDRICHS/GESSNER (1966), S. 142 mit Anm. 24; vgl. KRUMMACHER, ebd., S. 54.147) war ein Enkel des Geheimrats von Lucanus (s. a. KRUMMACHER, ebd., S. 54). Die Trauerfeier für Theodor Krummacher fand am 1.8.1945 um 17.00 Uhr in der Kaiserin Auguste Viktoria-Gedächtniskirche (= ehemals Pfingstkirche), Große Weinmeisterstraße, statt. Die Beisetzung erfolgte am 2.8.1945 um 16.00 Uhr. Die Pfingstkirche war am 11.4.1922 mit Zustimmung Kaiser Wilhelms II. (Doorn) in „Kaiserin Auguste Viktoria-Gedächtniskirche“ umbenannt worden; s. DEPOSITUM: Po-Pf 1/18, Aktenstücke vom 4.4.1922, 10.4.1922 und 24.4.1922; s. a. DEPOSITUM: Po-Pf 13/14, S. 57; vgl. KRUMMACHER, ebd., S. 112.115. Die Rückbenennung in „Pfingstkirche“ erfolgte erst 1947; DEPOSITUM: Po-Pf 30/22, S. 129.
- 21 RICHTER (1914–1915), S. 128; DOBBERAHN (2015), S. 69.
- 22 KRUMMACHER (1937), S. III.VII.2 f.38.40.45.60.146.
- 23 Vgl. das dem ersten Jahrgang von 1892 vorgeheftete Informationsblatt; SCHANZ (1892). Angesprochen werden Mädchen ab einem Alter von ca. 10/12–15/17 Jahren; das „deutsche Mädchenbuch“ erschien ab 1892 regelmäßig in Stuttgart pünktlich zu Weihnachten für das nächste Jahr. Im Nachlass Ellen Rhodius' in Burgbrohl befanden sich noch die Jahrgänge 20–23 (= 1912, für das Jahr 1913; 1913 für das Jahr 1914; 1916 für das Jahr 1917; 1917 für das Jahr 1918); zu den beiden ersten Kriegsheihnachten 1914 und 1915 erschien das deutsche Mädchenbuch nicht.
- 24 Aufgenommen im Photostudio „Selle & Kuntze Hofphotographen“ (s. Abb. 1 und Anm. II, 1); Platte Nr. 110726C.
- 25 RICHTER (1913–1915a), S. 3.
- 26 1871 für fünfzig durch den deutsch-französischen Krieg von 1870–1871 verwaiste Offiziers-töchter gegründet von Kaiserin Augusta (1811–1890), Gemahlin Wilhelms I. (1797–1888); BUNSEN (1940), S. 218 f; JACOBI (2013), S. 212. Nach dem Tod der Kaiserin Augusta übernahm Kaiserin Auguste Viktoria (1858–1921), Gemahlin Wilhelms II. (1859–1941), die Schirmherrschaft über die Stiftung; vgl. KRUMMACHER (1913), S. 41a.
- 27 RICHTER (1913–1915a), S. 61.
- 28 Vgl. den Eintrag in DIES., ebd., S. 45: „30[.] September [1913] Zeugnisse. Ich wurde II/28“; d. h. diesem Herbstzeugnis (Michaeli = immer am 29.9.) zufolge war Ellen Richter gegen-über dem Weihnachtszeugnis um einen Platz „abgestiegen“.
- 29 Der curriculare Abschluss mit der Konfirmation im Alter von 15–16 Jahren war damals auch bei vielen anderen Stiftsinternaten (wie z. B. im protestantischen Kloster Heiligengrabe in der Mark Brandenburg) üblich; vgl. HORNSTEIN (1999), S. 159 f.

- 30 SANDER (2006), S. 5.25.
- 31 DERS., ebd., S. 19 ff.
- 32 RICHTER (1913–1915a), S. 118 f.
- 33 Ganz ähnliche strenge Reglements des Stiftsalltags schildert z. B. auch HORNSTEIN (1999), S. 130–162.
- 34 Remake von Géza von Radványi, 1958; vgl. BUNSEN (1940), S. 218; SCHÖNHERR (1993), S. 62; nähere Informationen noch bei REINHOLD (2019), S. 162, Anm. 18.
- 35 RICHTER (1913–1915a), S. 117–142.
- 36 DIES., ebd., S. 42 f.
- 37 DIES., ebd., S. 23.
- 38 SCHÖNHERR (1993), S. 60 ff, insbes. S. 61; REINHOLD (2019), S. 62 f.
- 39 SCHÖNHERR (1993), S. 62 f.
- 40 Vgl. Ellen Richters Brief vom 21.6.1914, den sie später noch mündlich ergänzte. RICHTER (1913–1915b).
- 41 RICHTER (1913–1915a), S. 37.
- 42 DIES., ebd., S. 44.
- 43 DIES., ebd., S. 50.
- 44 S. den Bestandsplan des Erdgeschosses des Kaiserin-Augusta-Stifts bei SANDER (2006) auf der Innenseite des vorderen Umschlags; ein Photo der Stiftskapelle s. ebd., S. 11.
- 45 Prinzessin Alexandra Victoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (1887–1957).
- 46 RICHTER (1913–1915a), S. 68 f.
- 47 KELLER (1935), S. 289 ff; ILLIES (2012), S. 144 f.
- 48 RICHTER (1913–1915a), S. 33–35; Namen und Datum der Zeitung (Unterhaltungsblatt des Reichsboten [?] vom Sonntag, 25. Mai 1913) hat Ellen Richter leider nicht notiert; auch sind durch das spätere Einkleben ihre ursprünglichen Notizen auf den Seiten 33 ff überdeckt worden. Womöglich ist auf den überklebten Seiten ebenso festgehalten, dass sie auch an der Besichtigung des „Trousseaus“ im Neuen Palais teilnahm.
- 49 Das Portal IV, später „Karl-Liebnechtportal“ genannt, wurde 1963 in das Staatsratsgebäude der DDR integriert; s. BODDIEN (2016), S. 14 f.50.91.115.
- 50 KELLER (1935), S. 291; Gräfin Keller schreibt hier nicht aus persönlicher Anschauung, sondern zitiert wörtlich aus den Presseberichten; vgl. Berliner Tageblatt und Handelszeitung, Sonntag, 25.5.1913, Morgen-Ausgabe, Nr. 259, Jg. 42, S. 1, Sp. 2; wortgleich berichten folgende Blätter: Berliner Volkszeitung mit Täglichem Unterhaltungsblatt, Illustrierter Familien-Zeitung und farbig illustriertem Witzblatt ULK, Morgen-Ausgabe, Sonntag, 25.5.1913, Nr. 239, Jg. 61, S. 1, Sp. 2; Berliner Börsenzeitung, Sonntag, 25.5.1913, Morgen-Ausgabe, Nr. 239, o. Jg., S. 1, Sp. 3; Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Sonntag, 25.5.1913, Zweite (Morgen=) Ausgabe, Nr. 121, Jg. 52, S. 1, Sp. 1; etc. Es kann sein, dass in der Presseerklärung des Hofes (?) die Erwähnung der Kaiserin Augusta-Stiftung übersehen wurde. Neben der Kaiserin Augusta-Stiftung bestand in Berlin seit 1811 als alternative „weibliche Erziehungsanstalt“ die Königin-Luise-Stiftung; hierüber s. MEYER/RÜCHEL/HOWEY (1986), S. 5 ff; ebd., S. 8 findet sich dasselbe Photo der einfahrenden Hofkutschen in einem größeren Bildausschnitt.
- 51 Im dritten Stockwerk des Stadtschlusses auf der Lustgartenseite zwischen Bildergalerie und

- den Paradekammern als Durchgangszimmer gelegen; vgl. den Bestandsplan des Königlichen Schlosses bei: RUMLAND (1892), S. 14, Nr. 9.
- 52 Ebenfalls im dritten Stockwerk des Stadtschlusses gelegen, in der Mitte der Seite zur Schlossfreiheit. RUMLAND, ebd., S. 14, Nr. 30.
- 53 Vgl. a. KELLER (1935), S. 291.
- 54 DIES., ebd., S. 294; der Trousseau war zuvor einige Tage lang im Berliner Stadtschloss ausgestellt worden.
- 55 SCHMIDTBONN (1914), Sp. 151–157.
- 56 RICHTER (1913–1915b), Brief vom 14.10.1914.
- 57 Das Oberlin-Haus wurde von der Konfirmandinnengruppe zusammen mit Pfarrer Krummacher schon einmal, nämlich am 13.5.1914 besucht.
- 58 RICHTER (1913–1915b).
- 59 Ellen Richter erscheint unter der Nr. 3 in der „Konfirmandenliste des Kaiserin Augusta-Stifts Ostern 1914 bis 1915“ (s. DEPOSITUM [= Po-Pf] im Domstiftsarchiv zu Brandenburg/Havel (vgl. insbes. LINDEMANN, 2011): „Küstereibuch“ = Po-Pf 74/Ü 1070, S. 00059), sowie – offenbar routinemäßig nachgetragen, weil das Stift zum Pfarrbezirks Krummachers gehörte – im Konfirmandenbuch der Pfingstkirche, Potsdam, Ostern 1914–1915 (Archiv Pfingstkirche, Inv.-Nr. 24747, Bd. 9, ohne Paginierung) unter derselben Nummer 3.
- 60 Aus dem Brief geht nicht hervor, ob es sich um eine der Ausstellungen zum Thema „Schule und Krieg“ handelt, die im Frühling 1915 vom Berliner „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht“ organisiert wurde; vgl. WINTERBERG (2014), S. 107.
- 61 S. den Bestandsplan des ersten Obergeschosses des Kaiserin-Augusta-Stifts bei SANDER (2006) auf der Innenseite des hinteren Umschlags.
- 62 Vgl. KRUMMACHER (1913), S. 41a; DERS. (1937), S. 119.
- 63 Zehnte Auflage, Reutlingen, 1906.
- 64 MIRBACH (2011), S. 30 behauptet allerdings, dass Auguste Victoria den männlichen Zöglingen des „Rettungshauses am Pfingstberge“ (MIRBACH, 2011, S. 1–32, vgl. KRUMMACHER, 1913, S. 41b) anlässlich ihrer Konfirmation eine Bibel „mit dem Allerhöchst eigenhändig eingeschriebenen Einsegnungsspruch“ überreichen ließ. Ob hier nicht eine Verwechslung mit der Unterschrift vorliegt?
- 65 Wir bevorzugen aufgrund der eigenhändigen Unterschrift der Kaiserin (auch oft im Facsimile auf Postkarten zu sehen) im Folgenden die Schreibweise „Auguste“, wenngleich der Hofkalender von 1889 noch „Augusta“ schreibt; s. HOFKALENDER (1889), S. 1.29.59. Auch auf vielen anderen zeitgenössischen Dokumenten erscheint die Schreibweise „Augusta“; vgl. LINDENBERG (1928), Tafel 4 (= Einladung „Zur Feier der Vermählung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Augusta Victoria zu Schleswig Holstein – Ball im Weißen Saale des Königlichen Schlosses am 1. März 1881“ (gegenüber, ebd., S. 29). Spätere Ausgaben des Hofkalenders schreiben „Auguste“; vgl. z. B. HOFKALENDER (1915), S. 2.35.65. Durchgängig schreibt „Auguste Viktoria“ KRIEGER (1919), passim. Dr. Bogdan Krieger (1863–1929) war Bibliothekar der Schlossbibliothek zu Berlin.
- 66 Ellen Richter schrieb am 30.9.1914 an ihre „liebe, goldige Mutti“: „Heute ist frei und wir hatten Gedächtnisgottesdienst für die Kaiserin Augusta über Deinen Konfirmationsspruch, der auch Stiftsspruch ist.“

- 67 KRUMMACHER (1937), S. 58.119.
- 68 DERS., ebd., S. 7.
- 69 DERS., ebd., S. 6 f.58.121.
- 70 Vgl. LIPPERHEIDE (1871), S. 99.

Anmerkungen zu Kapitel III: Aufbau und Charakteristik des Krummacher'schen Konfirmandenunterrichtes im ersten Kriegsjahr 1914–1915

- 1 Eine vorläufige Kurzkomentierung des Protokollbuches bei DOBBERAHN (2016), S. 122 ff.126 ff.
- 2 Außer auf den Seiten in RICHTER (1914–1915) S. 11.29.31, wo Ellen Richter versehentlich über den Rand hinausschrieb.
- 3 Wichtige Merksätze wurden gestrichelt hervorgehoben (allerdings nur anfangs). Im Konfirmandenheft sind die Unterstreichungen nicht konsequent ausgeführt.
- 4 Oberlyn-Haus; Johann Friedrich Oberlin (1740–1826), war evangelischer Pfarrer und Sozialreformer aus dem Elsass (Waldersbach).
- 5 Vgl. FRAAS (1971), S. 243.
- 6 Da Ellen Richter schon im April 1913 nach Potsdam an die Kaiserin Augusta-Stiftung kam, ist dem Konfirmationsjahr 1914–1915 ausweislich des Zeugnisses (eingeklebt ins Tagebuch, RICHTER, 1913–1915a, S. 3.61) ein Jahr Religionsunterricht (vor allem biblische Geschichte) vorhergegangen. Hiervon sind leider keine Aufzeichnungen erhalten. Ellen Richter erhielt in Religion die Note „sehr gut“.
- 7 Hier schaltet Krummacher wie etwa PENSHORN (1907), S. 5 ff einige einführende Betrachtungen zu Sinn und Zweck der Konfirmation, zu Christentum und Bibel vor.
- 8 Die korrespondierenden Abschnitte aus dem Kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers werden unten in Kapitel V nach der populären Ausgabe PÖHLMANNs (1987) jeweils in den Endnoten mit abgedruckt.
- 9 Vgl. FRAAS (1971), S. 234 (Anm. 18).238.240 (mit Anm. 56).242.245.247.
- 10 DERS., ebd., S. 240 mit Anm. 56.
- 11 DERS., ebd., S. 236 ff. In den Fokus der Unterrichtsmethode rückt eine kindgemäße Lern- und Religionspsychologie. Das Unterrichtsgeschehen wird vom Kind bestimmt, von seinen psychischen Möglichkeiten und Befähigungen, von seiner spezifischen Religiosität – und nicht vom kirchlich-sachlichen Anliegen des „Memoriermechanismus“.
- 12 DERS., ebd., S. 235 f.
- 13 STAUDE I (1903), S. III; FRAAS (1971), S. 247.
- 14 STAUDE I (1903), S. III: „Den von mir früher gedachten und versprochenen Katechismus [...] kann ich nicht mehr schreiben, da ich durch gründliche Beschäftigung mit dem Lutherischen Katechismus anders über denselben habe denken lernen.“ FRAAS (1971), S. 246.
- 15 RITSCHL (1886/2002), §§ 5 ff, S. 3 ff/13 ff; §§ 55, S. 45 f/75 ff.
- 16 FRAAS (1971), S. 248 ff.
- 17 AXT-PISCALAR (2002), S. XIII ff.
- 18 STAUDE I (1903), S. I; FRAAS (1971), S. 247.249 ff.254 f.260.

- 19 Vgl. DERS., ebd., S. 199; vgl. ebd., S. 196 ff. 234.239.244.
- 20 DERS., ebd., S. 54.62.197 u.ö.
- 21 Vgl. zum ersten Hauptstück STAUDE I (1903), S. 31.49.63.75.87.99.112 f.126.136.150; zum zweiten Hauptstück DERS. II (1901a), S. 14 f.23.35 f.110 f.162 f; zum dritten bis fünften Hauptstück DERS. III (1901b), S. 17.24.31.41.49.57.65.72.79.
- 22 Vgl. FRAAS (1971), S. 196 ff.239.
- 23 DERS., ebd., S. 237.239.
- 24 STAUDE I (1903), S. 49 beim Rätsel Schleiermachers „Getrennt mir heilig, vereint abscheulich“ (= Meineid). – DERS., ebd., S. 87: „Die Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit“ (Elisabeth Fry). – DERS., ebd., S. 112 f: „Genieße, was dir Gott beschieden, / Entbehre gern, was du nicht hast, / Ein jeder Stand hat seinen Frieden, / Ein jeder Stand hat seine Last“. – DERS., ebd., S. 136 (und S. 96): „Daß die Vögel in der Luft dir über dein Haupt fliegen, kannst du nicht wehren, kannst aber wohl wehren, daß sie dir in dem Haar ein Nest machen“ (Luther).
- 25 SCHULTZE (1891); KRUMMACHER (1937), S. 42 f.
- 26 Hier nur einige wenige Beispiele: 1. Gebot („Sie hat ein gutes Werk an mir getan“, 6. Stunde, SCHULTZE (1891), S. 66.68); 2. Gebot („Eid“, 8. Stunde, vgl. DERS., ebd., S. 76/„Blindgeborener“, 9. Stunde, DERS., ebd., S. 70/„Danken“, 9. Stunde, DERS., ebd., S. 53, vgl. S. 27); 3. Gebot („Ungläubiger Thomas“, 10. Stunde, DERS., ebd., S. 64/„Ährenraufen am Sabbat“, 11. Stunde, DERS., ebd., S. 55.57); 4. Gebot („Vater und Mutter ehren“, 12. Stunde, DERS., ebd., S. 76/„Obrigkeit“, 14. Stunde, DERS., ebd., S. 59 f); usw.
- 27 Vgl. etwa STAUDE I (1903), S. V; FRAAS (1971), S. 261.
- 28 SCHULTZE (1891), S. 49.
- 29 FRAAS (1971), S. 261.
- 30 SCHULTZE (1891), S. 2 f.
- 31 D. Martin LUTHER, Eyn kurz form der zeehen gepott. Eyn kurz form des Glaubens. Eyn kurz form deß Vatter unszers, WA VII, S. 204, Z. 13-S. 205, Z. 3 (vorrhede) = CLEMEN (1913, II), S. 39: „Dan drey dingk san nott eynem menschen zu wissen, das er selig werden muge: Das erst, das er wisse, was er thun vnn lassen soll. Zum andern wen er nu sicht, dass er es nit thun noch lassen kan auß seynen krefftten, das er wisse, wo erß nehmen vnd suchen vnd finden soll, damit er dasselb thun vnd lassen muge. Zum dritten, das er wisse, wie er es suchen und holen soll. Gleych als eynem krancken ist zum ersten nott, das er wisse, was seyn kranckeyt ist, was er mag oder nit mag thun oder lassen. Darnach ist nott, das er wisse, wo die ertzney sey, die yhm helffe dar tzu, das er thun vnd lassen mug, was eyn gesunder mensch. Zum dritten muss er feyn begeren, das suchen und holen oder bringen lassen. Also leren die gepott den menschen seyn kranckheyt erkennen, das er siht und empfindet, was er thun vnd nit thun, lassen vnn nit lassen kan, vnn erkennet sich eyne sunder vnd bößen menschen. Darnach helt yhm d' glaub fur vnn leret yhn, wo er die ertzney die gnaden finden soll, die yhm helff frum werden, das er die gepott halte. Vnd zeygt yhm, gott, und seyne barmhertzickeit in Christo ertzeygt vnd angepotten. Zum dritten, leret yhn das vatter vnßer, wie er die selben begeren, holen vnd zu sich bringen soll, nemlich mit ordenlichem demütigen trostlichem gepeet, so wirts yhm geben, vnd wirt also durch die erffullung der gepott gottis selig.“
- 32 SCHULTZE (1891), S. 49 f; vgl. FRAAS (1971), S. 260 mit Anm. 206.

- 33 Im Kleinen Katechismus Luthers finden sich bei der Behandlung des ersten Hauptstücks diese Hinweise auf die Wirksamkeit und Verkündigung Jesu gar nicht, im Großen Katechismus bloß sporadisch; vgl. PÖHLMANN (1987), S. 596 (zum 1. Gebot: Matth. 6, 24); ebd., S. 611 (zum 2. Gebot: Matth. 26, 63 f); ebd., S. 615 (zum 3. Gebot: Mark. 2, 23–28 u.ö.); ebd., S. 638 (zum 5. Gebot: Matth. 5, 21 ff); ebd., S. 641 f (zum 5. Gebot: Matth. 25, 42 ff); ebd., S. 663 ff (zum 8. Gebot: Matth. 18, 15 ff; 7, 12); ebd., S. 671 (zum 10. Gebot: Matth. 5, 31 f; 19, 3–9).
- 34 SCHULTZE (1891), S. 72.
- 35 DERS., ebd., S. 50–71.72.85.94; vgl. STAUDE I (1903), S. 22 ff.42 ff.57 ff.71 ff.82 ff.91 f.106 ff.121 ff.132 f.146 f.
- 36 SCHULTZE (1891), S. 72.
- 37 FRAAS (1971), S. 257 f.
- 38 SCHULTZE (1891), S. 1.7 f.49 f.72 f.98.100 f.
- 39 Der Ausdruck „organisch“ bei DEMS., ebd., S. 2.
- 40 DERS., ebd., S. 7.
- 41 Ähnlich STAUDE II (1901a), S. 147 zur Sündenvergebung: „Wie das nun geschieht, wie das zugeht im Menschenherzen und in meinem Herzen, daß der Geist Christi mein Vertrauen auf die unveränderte Liebe des Vaters herauslockt und mir seinen eigenen Kindesgeist ins Herz giebt, der mich trotz aller Sünde rufen läßt: ‚Abba, lieber Vater‘ (Röm. 8, 15), das ist ein Geheimnis, das man nicht ergründen, das man nur erleben kann.“
- 42 FRAAS (1971), ebd., S. 249.
- 43 S. z. B. STAUDE I (1903), S. III ff; FRAAS (1971), S. 248.
- 44 SCHULTZE (1891), S. 72.
- 45 DERS., ebd., S. 94.
- 46 DERS., ebd., S. 72.
- 47 DRYANDER (1905), S. VIII f (mit Hinweis auf Seeberg); ANDRESEN (1995), S. 66 f.
- 48 RITSCHL (1875/2002), § 81 ff, S. 109 ff; vgl. THIELICKE (1964, III), § 1629, S. 467.
- 49 RICHTER (1914–1915), S. 47–64.
- 50 SEEBERG (1911), S. 32 f.53 f.70 f.100 f.108.114 ff.124 ff.135 ff.
- 51 KRUMMACHER (1937), S. 89.
- 52 DERS., ebd., S. 9.19.34.53.55 f.73.103.
- 53 DERS., ebd., S. 55 f.
- 54 HAUFF (1854), passim; FRAAS (1971), S. 198. Zum Vergleich: BÜCHMANN (1915) enthält ca. 4000, BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982) 4308, LIPPERHEIDE (1962), ca. 30.000 Spruchwörter.
- 55 Vgl. DRYANDER (1926b), z. B. S. 53 f (Goethe, Richter, Luther, Heine, Claudius, Robertson); DERS., ebd., S. 62 ff (Rousseau, v. Ranke, Seneca, Marc Aurel, Sokrates, Plato); DERS., ebd., S. 69 ff („Aus allen Jahrhunderten der Menschheit dringen die Stimmen der Propheten und Dichter, Denker und Weisen zu uns“, Plato, Goethe, Sokrates); DERS., ebd., S. 126 f (Lavater, Luther); DERS., ebd., S. 157 f (Arndt, Schleiermacher, Körner, Niebuhr, Freiherr vom Stein, Uhland, v. Schenkendorf), u.ö.; ANDRESEN (1995), S. 47.
- 56 So in Vorkriegspredigten Dryanders; DRYANDER (1926a), S. 187; vgl. z. B. DERS. (1926b), S. 41 zu Kant und 1. Kor. 13; ebd., S. 63 zu Seneca, Marc Aurel und Joh. 6, 66 ff; DERS., ebd., S. 70 zu Plato, Goethe und Hebr. 13, 14; u.ö.; vgl. DERS. (1905), S. IX.

- 57 RITSCHL (1896), S. 273: „Ach Gott! Wir Theologen sind ja deshalb so heruntergekommen, weil wir uns von allen lumpen lassen, und dann bloß kleine Apologetik treiben. Apologetik aber giebt die Sache schon zur Hälfte an fremde Maßstäbe preis, ehe man sie als Ganzes auf die Beine gestellt hat. Da nun die bisherige Theologie von Anfang an in der Wurzel apologetisch ist, d. h. die christliche Religion immer von unterchristlichen Maßstäben aus darstellt, so muß einmal ein Ende damit gemacht werden. Und da in mir auch nicht eine apologetische Faser ist, so will ich das Christenthum auf sich selbst stellen, da ich es aus sich selbst verstehe.“ AXT-PISCALAR (2002), S. XV mit Anm. 14.
- 58 S.a. SEEBERG (1915b), S. 11 ff.49 ff; BRAKELMANN (1974b), S. 122 ff.
- 59 Vgl. FRAAS (1971), S. 63.
- 60 PENSHORN (1907), S. 3 (Vorwort) und passim.
- 61 TAUBE (1912): „Gott in der Natur.“
- 62 SCHULLERUS (1910).
- 63 S. die Literaturangaben bei KLEFFNER u. a. (1913), S. 71 f.239.241 ff.260.288 ff.327.337.420 f.422.489 f.504 ff.529 ff.593 ff.674.784.
- 64 FALKE (1914), S. 17–26 (Joh. 6, 66–19: „War Jesus der Gottessohn?“ vom 12.1.1913).106–114 (1. Kor. 1, 21–25: „Warum ist das Kreuz Jesu unsere Erlösung?“ vom 21.3.1913).216–224 (Röm. 11, 33–36: „Die Grenzen des menschlichen Verstandes und die Geheimnisse Gottes“ vom 18.5.1913; letztere Predigt könnte Ellen Richter selbst angehört haben); vgl. die Rezension von SCHIAN (1915a), Sp. 91 f.
- 65 Zu den Merksätzen, Sprichwörtern und Zitaten im Krummacher’schen Konfirmandenunterricht s. RICHTER (1914–1915), S. 3 (Dingelstedt), 14 (Bismarck), 20 (Frommel), 24 (Freiligrath), 25 (Seneca), 26 und 30 (Gesangbuch), 31 (regula aurea), 32 (Gustav II. Adolf), 34 (Gesangbuch), 37 (Luther), 39 (Proudhon), 40 (Gellert), 41 (Sprichwort), 43 (Reinick), 46 (Schiller), 47 (Bürger), 53 (Kierkegaard), 55 und 56 (Gesangbuch), 57 (Luther), 58 (Politik), 69 (Luther), 70 (Kant), 71 (Schleiermacher), 72 (Rückert), 74 (Luther), 75 (Fry), 76 (Schlat-ter), 77 (Hebbel), 78 (Luther), 79 (Kant), 80 (Reinick), 84 (Schiller), 87 (Thomas a Kempis), 88 (Gesangbuch), 90 (Sprichwort), 94 (Wanderzitat), 101 (Gesangbuch), 110 (Wanderzitat).
- 66 So grenzt sich Krummacher in der 52. Konfirmandenstunde eigens vom Katholizismus seiner Zeit ab: „Die evangelischen Völker stehen an der Spitze der Kultur“. Offenbar bezieht er sich hierbei auf verschiedene Verlautbarungen der Katholischen Kirche zu „modernis-tischen Irrtümern“ wie auf den päpstlichen „syllabus errorum.“
- 67 DRYANDER (1926), S. 133 ff.213; KÄHLER (1923), S. 10.23; ANDRESEN (1995), S. 179.
- 68 Ellen Richter war mit ihm persönlich bekannt und durfte ihn bei einem privaten Garten-fest, das er im Juni 1914 im Potsdamer Lustgarten gab, bei einer Karussellfahrt photogra- phieren. RICHTER (1913–1915), S. 69.
- 69 Zit. n. HEBER/ULRICH (1914), S. 11; dort irrig „1913“ statt 1903; ANDRESEN (1995), S. 203 mit Anm. 102.

Anmerkungen zu Kapitel IV: Der Widerhall der protestantischen Kriegstheologie in den Stundenprotokollen Ellen Richters zum Konfirmandenunterricht

- 1 Das gilt auch von den Berührungen Krummachers mit den Vorkriegsschriften Seebergs. Vgl. etwa SEEBERG (1911), wo Krummacher dieselben Spezialthemen wie Gewissen, Notlüge, Askese, Dienstbotenfrage, Legitimität der Kriegführung, Todesstrafe, Duell und Suizid aufgreift; vgl. SEEBERG, ebd., S. 32 f. 53 f. 70 f. 100 f. 108. 114 ff. 124 ff. 135 ff; vgl. unten im Kapitel IV, 2, b; KRUMMACHER (1937), S. 89.
- 2 HENSOLD (1915), Sp. 634b.
- 3 Thema der Stunde war das 8. Gebot „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“ unter Einbeziehung der ntl. Texte aus Joh. 14, 6 und 18, 37 sowie Luk. 16, 10 und 6, 37; vgl. SCHULTZE (1891), S. 67 ff und die 20. Konfirmandenstunde vom 03/09/1914.
- 4 RICHTER (1913–1915b), Brief vom 2.9.1914: „Heute morgen hatten wir Sedanfeier.“ Vgl. zu den Schulveranstaltungen am Sedantag HAASE (1953), S. 34 ff, der den Ablauf einer gymnasialen Sedanfeier vom 3.9.1911 beschreibt; s. a. URY (2016), S. 475 ff.
- 5 KELLERHOFF (2014), S. 101.
- 6 So auf Postkarten zu sehen; vgl. auch die Photos in: GAA/KRÜGER/OSTERHOFF (1984), S. 35.37; vgl. dazu auch das Gedicht „Sedan 1914“ von Hans Brennert, in: WINDEGG (1915), S. 148 f.
- 7 TUCHOLSKY (1993, III), S. 427 („Der Geist von 1914“, 1924).
- 8 SCHENDA (1976), S. 96.
- 9 KLEIN (1914).
- 10 Was hier unter „Beschwörung“ zu verstehen ist, zeigt etwas später z. B. GANGHOFER (1915), S. 18.34 („Sedan! Du heiliger Name! Deine beiden Silben sind wie ein weihevoller Zauber, der eine Fülle von herrlichen Bildern in mir erweckt und mich träumen läßt von deutscher Kraft und Größe, von deutscher Vergangenheit und deutscher Zukunft“). 64 f („Historischer Boden! Heiliger Boden für uns Deutsche! Das Schlachtenfeld von Sedan! ‚Dort oben,‘ sagt der Kaiser, und deutet nach einer Feldhöhe, ‚da ist mein Vater gestanden.‘ Neben der Landstraße huscht ein kleines, einsames Haus vorüber. ‚Hier ist Napoleon mit Bismarck zusammengetroffen.‘ Aus einem hübschen, in seiner Laublosigkeit durchsichtigen Wäldchen lugen die Türme und Mauern eines zierlichen Schlosses heraus. ‚Das ist Bellevue. Hier war die Unterredung meines Großvaters mit Napoleon.‘ Diese Worte des Kaisers wecken in mir das Feuer eines frohen deutschen Stolzes. Gerne hätte ich haltgemacht und wäre ausgestiegen, um diese geweihten Stätten der Reichswerdung als Andächtiger zu besuchen. Aber ich nahm mir heilig vor, noch einmal hierher zurückzukehren“). 90 („Das Schloß, in dem Napoleon seinen Degen an den König von Preußen übergab, ist abgesperrt; es hat bei Beginn des Krieges schon empfindlich gelitten; nun soll diese heilige Gedächtnisstätte der Deutschen vor jeder weiteren Zeitgefahr behütet werden“).
- 11 LAGARDE/BERGER (1914).
- 12 BIESE (1916), S. 13 f.
- 13 Vgl. die Abbildungen bei HINDENBURG (1915), S. 72b-c; vgl. HINDENBURG (1920), S. 79 ff. 91 ff. 122 ff.
- 14 HARTMANN (1915), Sp. 43a.

- 15 KAPPEY/KOCH (1915), Nr. 33, S. 54 ff.
- 16 DRYANDERS „Evangelische Reden in ernster Zeit“ (1914–1919) sind mir nur teilweise zugänglich gewesen; vgl. ANDRESEN (1995), S. 402 ff. Eine vollständige Liste aller Kriegsschriften Dryanders bei BRAKELMANN (2015b), S. 214.216 f.290.
- 17 Vgl. vor allem: SEEBERG (1915a); DERS. (1915b; der Titel des Buches „Was sollen wir denn tun?“ greift eine Formulierung aus Luk. 3, 2–22 und Fichte auf; s. FICHTE (1808/2005a), S. 172 = DERS. (1928), S. 98: „Was sollen wir thun, damit wir seelig werden?“). SEEBERG (1916). Eine vollständige Liste aller Kriegsschriften Seebergs bei BRAKELMANN (1974b), S. 205 ff und DERS. (2015), S. 215.259 f.280 f.362.366.372.531.
- 18 Zit. n. HAYEK (2004), S. 167, Anm. 9: „Wir, die Universität Berlin, die wir unsern Sitz gegenüber dem Königlichen Schloß haben, sind kraft der Gründungsurkunde dieser Institution die geistige Leibgarde der Hohenzollern.“
- 19 Vgl. JANSSEN (1976), S. 103 f.108.111.
- 20 FICHTE (1808/2005a); DERS. (1928); vgl. ebd., S. 247–250 die wertvolle Zusammenfassung durch Otto GÖRNER; PRESSEL (1967), S. 75.108 ff. Dass Fichte hier auch „bellikos-patriotisch“ und darwinistisch vereinnahmt wurde (s. dazu ZÖLLER, 2010, S. 17 f), geht aus einem Passus seiner vierzehnten Rede hervor: „[Ihr sollt] sie nicht besiegen mit leiblichen Waffen, nur euer Geist soll sich ihnen gegen über erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zuteil geworden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen und die rohe körperliche Gewalt insgesamt als Beherrschendes der Welt zu vernichten.“ FICHTE (1808/2005a), S. 296 = DERS. (1928), S. 243; PRESSEL, ebd., 148, Anm. 54. – LAHNSTEIN (1911), S. 6 führt solche Äußerungen Fichtes allerdings zurück auf die französische Zensur in dem „von einer französischen Garnison besetzten und von Napoleons Spionen wimmelnden Berlin.“
- 21 Zu Hegel s. Kap. IV, 2, E, 1–2, S. 262 ff.265 ff.
- 22 WEBER (1991), S. 24 ff.
- 23 Vgl. hierzu die Zitate aus Arndts „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ (ARNDT, 1812, S. 113 ff; DERS., 1813a, S. 131 ff), die in die „Vaterländischen Worte“ der landeskirchlichen „Agende für Kriegszeiten“ aufgenommen wurden; ARPER/ZILLESEN (1915a), S. 104 ff.
- 24 DANN (1976), S. 206 ff, der überhaupt ebd., S. 169–224 eine zusammenfassende Darstellung der hier Genannten bietet.
- 25 BURGER (1976), S. 232 ff.
- 26 BRAKELMANN (1976), S. 311: „Es fehlt schon 1870/71 nichts, was 1914 formuliert worden ist.“ Vgl. NIPPERDEY (1988), S. 49 ff.92 ff.98 ff. Dieser Satz muss, wie Hasko Zimmer 1971 nachgewiesen hat (ZIMMER, 1971, S. 11–70.77 ff), um den Zusatz ergänzt werden, dass 1870/71 nichts von dem fehlt, was schon 1812–1815 vorformuliert worden war.
- 27 Den dominierenden Einfluss Albrecht Ritschls auf die protestantische Kriegstheologie stellt auch Pressel fest; PRESSEL (1967), S. 38.51 ff.54.62.65.94.139.157.175 ff.182.201 ff.206.211 f. 214 f.226.232 f.246.248.346.351.353.359.
- 28 Vgl. KRUMMACHER (1937), S. 15.17 f.
- 29 RITSCHL (1874), Kap. 9, § 64, S. 558 f: „In diesem Gebiete liegt eine große Gefahr des Irrthums da vor, wo man z. B. nicht den nothwendigen Abstand zwischen seiner christlichen und seiner politischen Ueberzeugung wahrt. Handgreiflich ist dieser Irrthum bei denjenigen

römischen Katholiken, welche den Bestand und die Geltung des Christenthums mit der Herrschaft des unfehlbaren Papstes identificiren. Indem sie durch kein Mißlingen ultramontaner Intriguen oder Gewaltthaten an dieser Verquickung von Religion und häßlicher Herrschsucht irre werden, verkündigen sie nur umso leidenschaftlicher die Nähe der göttlichen Strafgerichte für ihre Gegner. Ganz analoge Erscheinungen begegnen aber auch bei solchen Bekennern des evangelischen Christenthums, welche demselben am besten zu dienen meinen, wenn sie seine kirchliche Pflege in ihr politisches Parteiprogramm aufnehmen. Leidet nun das letztere Schiffbruch, so wird der Schutz Gottes dafür aufgeboten, und auch die schreiendste Ungerechtigkeit nicht gescheut, um die politischen Gegner als Feinde Gottes darzustellen. In solchen Fällen zeigt sich, daß man offenbar gar nicht weiß, daß die christliche Geduld ihr Feld nicht blos in der Unterordnung des Privatlebens unter Gottes Leitung findet, sondern auch in der behutsamen Beurtheilung der Geschichte der Gegenwart. Es sind nicht die besten Christen, welche mit dem Namen Gottes auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens hetzen, anstatt Geduld zu lehren und das Vorbild der Geduld zu geben.“ In der Anmerkung 4 der Seite 559 fügt Ritschl hinzu: „Ich habe es in einer öffentlichen kirchlichen Versammlung aussprechen hören, daß nach den letzten territorialen Veränderungen in Deutschland ‚nicht die schlechtesten‘ Christen den 94sten Psalm, den Rachepsalm gebetet haben.“

- 30 RITSCHL (1874), Kap. 9, §§ 62 ff, S. 537 ff; insbes. § 68, S. 588 ff. 596 ff; DERS. (1886), passim, insbes. § 5, S. 3; vgl. AXT-PISCALAR (2002), insbes. S. XXIV ff. XL.13 f. Der § 5 des „Unterrichts in der christlichen Religion“ lautet: „Das Reich Gottes ist das von Gott gewährleistete höchste Gut der durch seine Offenbarung in Christus gestifteten Gemeinde; allein es ist als das höchste Gut nur gemeint, indem es zugleich als das sittliche Ideal gilt, zu dessen Verwirklichung die Glieder der Gemeinde durch eine bestimmte gegenseitige Handlungsweise sich unter einander verbinden. Jener Sinn des Begriffes wird deutlich durch die in ihm zugleich ausgedrückte Aufgabe.“ Zu dem Wort „Verwirklichung“ fügt Ritschl als Erläuterung hinzu: „Die Gleichnißreden (Mc. 4), welche die Geheimnisse des Reiches Gottes darstellen, in dem sie in den Bildern vom Wachsthum des Getreides u. dergl. sich bewegen, deuten unter der Frucht immer ein Product der Menschen an, welches aus deren Selbstthätigkeit hervorgeht, die durch die göttliche Saat, d. h. den Antrieb des göttlichen Offenbarungswortes hervorgerufen wird. Den gleichen Sinn hat das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge (Mt. 20).“ – Vgl. a. RITSCHL (1896), S. 25 f. 221 ff; vgl. a. THIELICKE (1964, III), § 1629, S. 467.
- 31 FICHTE (1808/2005a), S. 202.298 f = DERS. (1928), S. 133 (achte Rede). 245 f (vierzehnte Rede).
- 32 SEEBERG (1919), S. 8 ff. 28.32 („Politik und Moral“, 26.9.1918); BRAKELMANN (1974), S. 40 f.
- 33 So sprach Wilhelm II. gerne von Gott als dem „alten“ oder „großen Alliierten“; REVENTLOW (1906), S. 51; JOHANN (1966), S. 94.115.128.
- 34 So schon weit vor dem Krieg BAUMGARTEN (1903), S. 83 ff; Beispiele aus Kriegspredigten bei DOEHRING I (1919), S. 80 („Jesus generalissimus“). 189 f; DOEHRING II (1915), S. 126.306; PRESSEL (1967), S. 238 ff. 358 f; HAMMER (1974), S. 130.132 f. 248.307.318; SCHMIDTSIEFER (2015), S. 139 ff; s. u. Abb. 14.
- 35 Beispiele bei DOEHRING I (1919), S. 52.60.63.65 f. 78 f. 219 f. 276 f; DERS. II (1915), S. 2

- 2 f.103 f.131 f.241 ff.256 ff.273 f.291 f.; PRESSEL (1967), S. 163 ff.233 ff; HAMMER (1974), S. 102.130 ff.156.236 f.268.310 ff; MISSALLA (1968), S. 112 ff; SEEGER (1991), S. 239 ff; MOMMSEN (2000), S. 254; Vgl. MÜNKLER (2015a), S. 227 f.238 ff; BRAKELMANN (1974b), S. 48 ff.158 ff. Beispiele hierfür finden sich auch zuhauf in der Kriegsliteratur; so etwa VORWERK (1914) „Ganzopfer“, S. 14, das nicht bloß zufällig passend zu der Melodie des Passionsliedes „Herzliebster Jesu“ (EVANGELISCHES GESANGBUCH, 1909, Nr. 125, S. 81 f; heute eg, 1994, Nr. 81) gedichtet ist. Die Opferwilligkeit ist auch ein häufiges Thema der Soldatenbriefe, wenngleich dort die Anbindung an das Vorbild Christi praktisch fehlt; vgl. bei HOFFMANN (1937), S. 95.109.127 f.157 f.256 f.266 f.281.302.310 f.334.368.431.441 f.463; WITKOP (1928), S. 23.29.62.75.105 f.116.122.156 f.193.223.232.256.279.285.295.297.311.315.353. Zu Witkops Anthologie von 1928 vgl. die Kritik EBERTS (2014), S. 339 f. In der Anthologie EBERTS, ebd., 9.12.42.74.296.302, ist vom Vorbildopfer Christi nicht die Rede. Eine Ausnahme bildet das Gedicht „Gottes Instrument“ von Hans Albert Ohlsen bei RUCKS (1934/1935), S. 699, in welchem der gefallene Soldat als „Gottes Sohn“ erscheint.
- 36 BAB (1915b), S. 179; bei HESSE (1992) nicht verzeichnet.
- 37 Meine Nachfragen bei verschiedenen Erben (s. die Schülerlisten im Tagebuch RICHTERS, 1913–1915, S. 2–15.24–27) ergaben, dass die Aufzeichnungen der anderen, inzwischen verstorbenen Schülerinnen dieses Jahrgangs verschollen sind, bzw. verlorengegangen.
- 38 Vgl. die 13., 41., 43., 44., 45., 49., 50., 51. und 60. Konfirmandenstunde.
- 39 Beispielsweise in der gleich unten dokumentierten 6. Konfirmandenstunde, in der es um die Heiligenfiguren und Bilderverehrung in der katholischen Kirche geht. Ellen Richter entstammt der evangelischen Diasporasituation im katholischen Rheinland. In den ungewöhnlich ausführlichen Mitschriften der 25. und 26. Konfirmandenstunde (s. u.) notiert sie sich sorgsam alle Arbeitsbereiche sozialer Tätigkeit, für die damals vornehmlich Frauen in Frage kamen; Ellen Richter arbeitete 1917–1918 in Neuwied a.Rh. als Rote-Kreuz-Schwester. Zum Aufgabenbereich s. UNTERRICHTSBUCH (1902), S. 271 ff (Beilage 5).
- 40 SCHÖNHERR (1993), S. 62.
- 41 So etwa unten bei den Sätzen „Die Bekehrung zum Vaterlande ist die Bekehrung zu Gott“ (25. Konfirmandenstunde) oder „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ (30. Konfirmandenstunde) etc.
- 42 Der aus der Familie seiner Frau stammende Leutnant Hans Graf von der Goltz (*11.6.1895 in Berlin-Charlottenburg) fiel 19jährig bereits kurz nach Kriegsbeginn am 23.8.1914 bei Planson nahe der Festung Namur (Belgien); vgl. KRUMMACHER (1937), S. 127.141; DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 121. Von ihm ist ein auf den 05.08.1914 datierter Feldpostbrief in die Briefliteratur eingegangen; HOFFMANN (1937), S. 23 f. Ellen Richter schrieb am 30.8.1914: „Ein junger Neffe von Pastor Krummacher ist auch gefallen[,] und er hat darauf hin heute ganz wunderschön gepredigt.“ Am 31.8.1914 schrieb sie hierzu ein weiteres Mal: „Heute hörten wir eine sehr schöne Predigt von Pastor Krummacher aus d. Joh. Evangelium über: [„Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens.“ Die Predigt war ganz wunderschön und man merkte, daß er aus eigener Erfahrung sprach. Vorige Woche fiel nämlich ein Neffe von ihm, ein junger Graf Goltz[,] und gestern bekam er die Nachricht, daß dessen Bruder so schwer verwundet sei, daß wahrscheinlich ein Bein amputiert werden muß.“
- 43 Krummacher bekam regelmäßig von der Heeresleitung über den Potsdamer Polizei-

- präsidenten die seine Gemeinde betreffenden Gefallenenmeldungen zugestellt; s. DEPOSITUM: Po-Pf 90/82 (Meldungen erst ab dem 18/07/1915 archiviert).
- 44 KRUMMACHER (1937), S. 128 f.
- 45 Durch REINHOLD (2016), S. 50 f (mit Anm. 2). 56 f kann der Sinn dieser Bemerkung Krummachers geklärt werden. Es handelt sich dabei um eine kirchenpolitische Anspielung. Es hatte heftige Kritik an der Sammel- und Bautätigkeit des „Evangelischen Kirchenbauvereins Berlin“ gegeben, in deren Verlauf auch „die recht üppige Ausstattung der neu erbauten Kirchen“ bemängelt wurde; „besonders Oberhofmeister von Mirbach war den Angriffen ausgesetzt.“
- 46 Vgl. etwa WEBER (1901), S. 43.287; PRESSEL (1967), S. 83.99.
- 47 BISMARCK (1918), S. 87.
- 48 Näheres bei GALL (1980), S. 637 f; RÖHL (1993), S. 742 ff, insbes. S. 751. In den Kriegspredigten von 1914–1918 findet man nur selten eine angemessene Wiedergabe der Bismarckschen Anti-Präventivkriegshaltung vor wie z. B. bei DOEHRING II (1915), S. 326, wo Friedrich Loofs in einem Vortrag vom 25. September 1914 das vollständige Diktum dann allerdings mit dem (auch im „KRIEGS=ALMANACH, 1915, S. 153 ff aus der Bismarck-Rede zitierten) martialischen Passus zum Verteidigungskrieg ergänzt. „Dann [, wenn wir angegriffen werden,] wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus (= teutonisches Wüten), der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen.“ Vgl. zum korrekten Verständnis des Bismarck-Zitates auch MARCKS (1919), S. 208 ff. 211 (nach ebd., S. VIII stammen die ersten Auflagen vom Februar 1915).
- 49 BÜCHMANN (1915), S. 328; LIPPERHEIDE (1962), S. 104a. Bei BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 3659, S. 556 dagegen vollständig zitiert.
- 50 BRUENDEL (2014), S. 32 ff; MÜNKLER (2015a), S. 224.
- 51 DRYANDER (1923), S. 136; DERS. (1926a), S. 169; meist auch ungenau (so wie bei Krummacher) zitiert. „Hadd ik dat Wurt man nich seggt!“ soll Bismarck beim Anblick von Krauwatten, auf deren Band sein Diktum eingestickt war, Dryander gegenüber geäußert haben. MEYER (1933), S. 20.66.
- 52 Zur Lage von 1912 s. z. B. TIRPITZ (1919), S. 226 f; vgl. RÖHL (2008), S. 926 f. 1068 f.
- 53 DERS., ebd., S. 1068; vgl. MOMMSEN (2002), S. 198 ff. 201 ff. 210 f; MOMBAUER (2014), S. 20 ff.
- 54 Georg Friedrich Wilhelm Graf von Waldersee, ab 1913 Oberquartiermeister im Großen Generalstab in Berlin, vertrat wie viele im Generalstab die Auffassung, dass Deutschland so bald als möglich einen Präventivkrieg zu führen habe. Wie Röhl verweist auch MOMMSEN (2002), S. 201 außerdem auf die besonders in militärischen Kreisen rezipierte, seit 1912 mehrfach wiederaufgelegte Propagandabroschüre von Friedrich von Bernhadi, „Deutschland und der nächste Krieg“, in welcher „mit großem rhetorischen Geschick [...] ein Präventivkrieg gefordert [wurde], um den Weltmachtstatus des Deutschen Reiches durchzusetzen.“ Vgl. a. BESIER (1984), S. 12.15.53.84.
- 55 ERDMANN (1973), S. 36 ff (§ 5); RÖHL (2008), S. 1068 ff; RAUCHENSTEINER (2013), S. 78 ff; FERGUSON (2013), S. 137 f. 197 ff; MÜNKLER (2015a), S. 55 ff. 98 ff.
- 56 Ernst von Dryander (geadelt durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens am 15.6.1918; vgl. DRYANDER (1926a), S. 317 f. 333), der seine 46 Jahre währende Bekanntschaft und die

- „langen und ernsten Gespräche mit ihm (= Wilhelm II.), der mich tief in sein sorgenvolles Herz blicken ließ“, erwähnt, betont die absolute Friedenswilligkeit Wilhelms II. und wertet die kriegslüstern klingenden Marginalien in den Akten als bloße „Augenblicksäußerungen“. Ähnlich REVENTLOW (1940), S. 206.447, der von „prahlerischen Redeblüten“, „Rodomontaden“ [= „Aufschneidereien“]) spricht, die nicht als „Ausdruck wirklicher oder gar abgeschlossener Willensmeinungen“ anzusehen gewesen seien. Vgl. weiterhin zur Friedensliebe Wilhelms II. DRYANDER (1926a), S. 218 f. 308.320 f. 325 f; DERS. (1919b), S. 6 f; vgl. ANDRESEN (1995), S. 361 ff.
- 57 MOMMSEN (2002), S. 225; vgl. zur stark schwankenden Haltung Wilhelms II. überhaupt DERS., ebd., S. 191 f. 193 f. 198 f. 201.210 f. 212 ff. 218 ff. 225; REVENTLOW (1940), S. 447 ff. 451.453 ff; NIEMANN (1928), S. 27 f. 35 ff. 39.66 f; MÜNKLER (2015a), S. 80.100.
- 58 Thomas Woodrow Wilson (1856–1924), von 1913 bis 1921 der 28. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.
- 59 Edward Mandell House (1858–1938), amerikanischer Diplomat und Politiker sowie wichtigster außenpolitischer Berater von Präsident Thomas Woodrow Wilson.
- 60 RÖHL (2008), S. 1072; nach dem vollen Wortlaut seiner Äußerungen spielte Wilhelm II. auch auf die Bismarck-Rede vom 6.2.1888 an.
- 61 Sir Edward Grey, 1. Viscount Grey of Fallodon (1862–1933), britischer Außenminister von 1905 bis 1916.
- 62 RÖHL (2008), S. 1071 f. 1501; vgl. a. MOMMSEN (2002), S. 210 f.
- 63 FERGUSON (2013), S. 199.436. Zu erwägen ist allerdings, ob – vgl. REVENTLOW (1940), S. 403 f – überhaupt jemand ernsthaft mit einem Krieg rechnete.
- 64 S. die 15. Konfirmandenstunde vom 30.6.1914.
- 65 Das Zitat stammt aus dem Kirchenlied Johann Friedrich Raeders „Harre, meine Seele“; s. im Liederheft der Potsdamer Frauenhilfe UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 80, Strophe 2, S. 44a; vgl. KRUMMACHER (1937), S. 34. Das Lied wird auch in Kriegspredigten zitiert; DOEHRING II (1915), S. 43.
- 66 S. die 14. Konfirmandenstunde vom 25.6.1914.
- 67 Die ungenau aus dem Gedächtnis zitierte Strophenzeile „Es wird nie Frieden werden[,] bis Jesu Liebe siegt“ taucht leicht verändert noch einmal in der 50. Konfirmandenstunde auf und geht zurück auf das Lied KNAPPS (1850), Nr. 1024, S. 462 f „Der du zum Heil erschienen / Der allerärmsten Welt“; s. a. das Liederheft der Potsdamer Frauenhilfe UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 28, Strophe 4, S. 14. Das Lied wird Krummacher gerne angestimmt haben; vgl. a. KRUMMACHER (1937), S. 47: „Die Knapps und die Krummachers gehören zusammen im Gesangbuch und im Leben.“
- 68 DIHLE (1962).
- 69 Vgl. RÖHL (2008), S. 1176 ff; MÜNKLER (2015a), S. 232 ff.
- 70 BAUMGARTEN (1914c), S. 320; GLATZER (1983), S. 70 ff; KELLERHOFF (2014), S. 124.140.143; vgl. BENDIKOWSKI (2014), S. 221 ff.
- 71 Vgl. KRUMMACHER (1913), S. 36.38; LINDENBERG (1928), S. 148–165.196 f; DERS. (1931), S. 323 ff; vgl. a. Ernst von DRYANDERs Nachrufe auf Kaiserin Auguste Viktoria, in: DERS. (1923), S. 160.165. Vgl. die 15., 25., 50., 57, sowie 58. Konfirmandenstunde.
- 72 In der 15. und 25. Konfirmandenstunde (vgl. a. die 58. Stunde).
- 73 Auguste Viktoria wird dieses Anliegen von ihrer Schwiegermutter übernommen haben;

- BUNSEN (1940), S. 219; vgl. zur Sozialtätigkeit der Kaiserin für die Belange der Frauenhilfe KRUMMACHER (1913), S. 36 ff.
- 74 SEEBERG (1911), S. 100 f.
- 75 DERS. (1915b), S. 3 ff.7 f.65 ff; DERS. (1916), S. 117 f; vgl. dazu BRAKELMANN (1974b), S. 106 ff. Das Thema der Aufhebung der Standesgrenzen wird auch immer wieder in den Kriegspredigten angeschnitten; DOEHRING I (1919), S. 50.94; DERS. II (1915), S. 20.115 f. 122.137 f.197.217 ff.222.275.328 f. Allerdings wird gerade in der Feldpostliteratur oft kritisiert, dass es an der Front nicht wirklich zu einem „Schützengrabensozialismus“ kam; WITKOP (1928), S. 127.161.169.278 f.342 f; SCHOEPS (1992), S. 74 f.78.87 (vgl. jedoch ebd., S. 22.31.133); EBERT (2014), S. 106 f; ANONYMUS (1918), S. 179 ff; MÜNKLER (2015a), S. 376 f.709; vgl. demgegenüber RUCKS (1934/1935), S. 149.225 f.260.667 und die stark propagandistische Darstellung bei HEDIN (1915a), S. 357.513.516.
- 76 ENTSCHEIDUNGEN DES REICHSGERICHTS IN ZIVILSACHEN (1915), Bd. 86, S. 398; DIES. (1916), Bd. 87, S. 350.
- 77 BLUMHARDT (1932), Nr. 45 („Schrecken!“), S. 353 ff; andere Predigten Blumhardts erwähnen dagegen durchaus Zeitereignisse, wie z. B. drei Predigten vom Januar 1909, in denen auf das Erdbeben von Messina (28.12.1908) Bezug genommen wird; DERS., ebd., S. 26.32.41.49.
- 78 HUCH (1916), S. 128 f.146.167 ff (Briefe XII, XIII, XVI); weitere Zeitbezüge ergeben sich aus DIES., ebd., S. 195 f.207 f.226 ff.237 f.240 (Briefe XVII, XIX, XXI und XXII); Huch scheint zeitweise auch annexionistischem und seltsam rassistischem Gedankengut nachgegangen zu haben; DIES., ebd., S. 126 f.187 ff.205 (Briefe XII, XVII und XIX).
- 79 Vgl. WITTGENSTEIN (1984), S. 95.107.112.116.140.169.175 f.
- 80 WRIGHT (1955), S. 533 f.
- 81 REICH (1974), S. 113 (im Brief Schönbergs an Kandinski vom 20.7.1922).
- 82 BARTH (1966), S. 43; ursprünglich erschienen als Beiheft Nr. 2 von „Zwischen den Zeiten“, 11. Jg., München, 1933; das Zitat dort auf S. 1.
- 83 BERGENGRUEN (1961), S. 176 („Großtyrann“).
- 84 GRÖZINGER (2008), § 5.2.4, S. 320.
- 85 BEKENNTNISCHRIFTEN (1978, I–II), S. 70.83b.198.307.309.681; SCHORN-SCHÜTTE (2015), S. 51 ff.128 f.166 ff, vgl. a. DESCHNER (1962), S. 495 ff.
- 86 Vgl. etwa Augustinus bei HEILMANN/KRAFT (1964, III), S. 516 ff („Brief an den Offizier Bonifatius“, 4–6).533 („Erklärung der Psalmen“, zu Ps. 124, 7).
- 87 Vgl. FAULHABER (1916), S. 146 ff; DERS. (1917), S. 285 ff.290 ff.296 ff.
- 88 Vgl. z. B. DRYANDER (1914b), S. 32.35 ff.38; DERS. (1914c), S. 7 f; vgl. ANDRESEN (1995), S. 335 ff; DOEHRING II (1915), S. 100 f.324 f; PRESSEL (1967), S. 222 ff.290; zum Ganzen s. a. THIELICKE (1966, II, 2), §§ 3141.3147.3166, S. 558 f.560.562.
- 89 D. Martin LUTHER, „Ob kriegsleutte auch ynn seligem stande seyn künden“ (1526), WA XIX, S. 616–662; s. a. CLEMEN (1913, III), S. 317–351; PRESSEL (1967), S. 222 f. In den Kriegspredigten ist oft auch nur von der sittlichen Kriegspflicht die Rede; vgl. DOEHRING II (1915), S. 318.322.324.328.
- 90 Wie z. B. bei SEEBERG (1911), S. 136; vgl. hierzu a. Otto Baumgarten bei BRAKELMANN (1991), S. 102 ff.118 ff; PRESSEL (1967), S. 223 ff.356 ff.
- 91 PRESSEL (1967), S. 356; HAMMER (1974), S. 154 f.308; auch katholischerseits; vgl. FAUL-

- HABER (1916), S. 157 ff; diskutiert auch bei MANN (1988), S. 283 ff („Politik“); KURZKE (2009), S. 397 f.
- 92 SEEBERG (1911), S. 100 f. 108. 114 f. 124. 126 f. 135 ff. Bei STAUDE I (1903), S. 78 f gibt es eine ähnliche Themenfolge (Notwehr, Todesstrafe, Krieg, Selbstmord); die Duellfrage wird ebd., S. 86, wie in vielen anderen zeitgenössischen Ethiken angeschnitten; vgl. BARTH (1957), S. 515.
- 93 SEEBERG (1911), S. 108. 135 ff.
- 94 SCHULTZE (1891), S. 61 ff.
- 95 ANDRESEN (1995), S. 336 ff; PRESSEL (1967), S. 227.
- 96 S. die 50. Konfirmandenstunde vom 29.1.1915.
- 97 BRAKELMANN (1991), S. 19.
- 98 Vgl. DOEHRING I (1919), S. 18 f. 44 f. 69. 71. 91. 126. 155. 178. 193. 209 f. 234. 278; DERS. II (1915), S. 10. 19. 219. 317; PRESSEL (1967), S. 47. 108 ff. 140 ff. 156. 217; HAMMER (1974), S. 229. 324 f; MISSALLA (1968), S. 67 ff. 75 ff. 88 ff. 93 ff.
- 99 SEEBERG (1911), S. 136 f.
- 100 Robert Reinick (1805–1852), Maler und Dichter. Erste Zeile der ersten Strophe des Gedichts Deutscher Rat: „Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr! / Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn! / Von alters her im deutschen Volke war / Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.“ LINKE (1905), S. 160.
- 101 Die Wichtigkeit der freiwilligen Beichte betont auch KRUMMACHER (1937), S. 82 f.
- 102 Krummacher muss hier offensichtlich die von Luther im Kleinen Katechismus gebrauchten, aber schon damals bei Jugendlichen obsolet gewordenen Ausdrücke „Afterreden“ und „bösen Leumund machen“ erklären.
- 103 Ein unberechtigter Verdacht, dem auch Hochhuth mit seiner Tragödie „Soldaten“, da er Churchills Handlungsweisen ungeschönt darstellte, unterlag; vgl. HOCHHUTH (1970), S. 306 (Kathleen Tynan); vgl. zum sog. „Historikerstreit“ und Ernst Nolte BASTIAN (2016), S. 90 f. 129 ff (Anm. 142 und 143, Lit.).
- 104 Vgl. FRIEDS (2005), S. 133 Vorstellung vom „Denkmal als Fluch“ (Tagebucheintrag vom 28.7.1916).
- 105 Romain ROLLAND (1918), „Pour l’Internationale de l’Esprit“, in: *La Revue Politique Internationale*, Vol. 9, Nr. 31, Lausanne, S. 226 f; Übersetzung nach ZWEIG (1921), S. 218 f. Der erste Teil des Zitates ist eine Paraphrase Zweigs aus demselben Artikel Rollands. Vgl. a. REMARQUE (1929), S. 260: „Ich sehe, daß die klügsten Gehirne der Welt Waffen und Worte erfinden, um das alles noch raffinierter und länger dauernd zu machen.“
- 106 So schon Richard Wagner (1914, VII), S. 196 („Berichte für die Dresdener Abendzeitung“, Nr. I vom 23.2.1841).
- 107 TUCHOLSKY (1993, VI), S. 175 f („Deutschenspiegel“, 1928); DERS. (2001, X), S. 293. 793; vgl. KELLERMANN (1915), S. 298 ff (zur französischen Presse); s. a. DERS., ebd., S. 354 ff (zur belgischen). 366 ff (zur englischen). 484 f (zur russischen Presse); KÜHN (1917), passim; RÜHLMANN (1918), S. 101; MANN (1988), S. 174; vgl. zu Russland SOLSCHENIZYN (1972), S. 558 (Kap. 57).
- 108 PINTHUS (1919/1960), S. 248.
- 109 S.u. Kap. VII, 3, d, S. 416 ff.
- 110 BEHAM (1996), S. 27 ff. 36 ff, insbes. S. 29. 31. 39.

- 111 DIES., ebd., S. 28 ff.40; vgl. FRIED (2005), S. 275 ff, der die Versailler Friedensbedingungen als „Sadismus“ bezeichnete; „niemals wird dieser Vertrag den Frieden bringen“ (Tagebucheinträge vom 9. und 11.5.1919).
- 112 So weigerte sich 1943 Generalfeldmarschall Erich von Manstein (1887–1973), Berichte des Oberst im Generalstab Eberhard Finckh (1899–1944) über die im rückwärtigen Heeresgebiet der Ostfront von SS-Einheiten verübten Massaker an Juden mit dem Hinweis auf die Gräuelpopaganda im Ersten Weltkrieg zu glauben; STAHLBERG (1990), S. 342 ff. Schriften wie das 1941 erschienene Buch von James Morgan Read zur „Atrocity Propaganda 1914–1919“ werden in den USA ebenso die Glaubwürdigkeit solcher Berichte untergraben haben; s. schon das Motto aus William Wordsworth (1770–1850) *Verstragödie in fünf Akten, The Borderers*; WORDSWORTH (1845), S. 37 (Zweiter Akt, dritte Szene, Zeilen 1319–1330); READ (1972), S. V:
 „[...] we look
 But at the surface of things; we hear
 Of towns in flames, fields ravaged, young and old
 Driven out in troops to want and nakedness;
 Then grasp our sword and rush upon a cure
 That flatters us, because it asks not thought;
 The deeper malady is better hid:
 The world is poisoned at the heart.“
- 113 HAUPTMANN (1974), S. 870.
- 114 Berliner Tageblatt und Handelszeitung, Nr. 431, 43. Jahrgang, Mittwoch, 26. August 1914, Morgen-Ausgabe, S. 2b-3c; HAUPTMANN (1974), S. 843–847 („Gegen Unwahrheit“); KELLERMANN (1915), S. 436 ff; vgl. a. HAUPTMANN, ebd., S. 850–864 („Der Fluch Europas“, Oktober 1914; für das *Berliner Tageblatt* vorgesehen, jedoch nicht veröffentlicht).869–871 („Über literarische Kriegspropaganda“, 1919; ebenfalls nicht publiziert).
- 115 Der Aufruf der 93 „An die Kulturwelt!“ mit seinem sechsmaligen „Es ist nicht wahr!“ erfolgte erst am 4.12.1914; er wurde sogar in der oppositionellen Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst Franz Pfemferts „Die Aktion“ abgedruckt; s. PFEMFERT (1987), Sp. 454–458; JOHANN (1969), S. 52 ff; vgl. a. BESIER (1984), Nr. 13, S. 78 ff; BÖHME (2014), S. 47 ff.
- 116 Vgl. etwa bei DOEHRING I (1919), S. 105 (dort auch das Wort „gelingen“).150 f.166 f.210. 248.252 f.269 ff; DERS. II (1915), S. 3 f.11.46 f.186 f.236.
- 117 SEEBERG (1911), § 34, 4, S. 54; anders STAUDE (1903), S. 126, dem Krummacher folgt.
- 118 JEAN PAUL (1923), § 25, S. 98; zum Verhältnis von Satire und „Scherz“ und der Vermengung beider Gattungen s. DERS., ebd., § 29, S. 114 ff.
- 119 Zur „Fantasie“ beim „bildlichen Witz“, wobei Jean Paul allerdings die Macht des Bildes in der Sprache meinte, vgl. JEAN PAUL, ebd., § 49 f, S. 183 ff.
- 120 EXNER/KAPFER (2014), S. 41.44; vgl. a. ebd., S. 33.44 f.60 f.65 f.70.74.97 f etc.; vgl. FRIED (2005), S. 26 (Tagebuchnotiz vom 12.8.1914).
- 121 CONRAD (1916); KOSZYK (1968), S. 12; BEHAM (1996), S. 26.
- 122 MUEHLON (1918), S. 39 (Tagebucheintrag vom 12.8.1914); vgl. a. DERS., ebd., S. 108 ff (Tagebucheintrag vom 25.9.1914); KURZKE (2009), S. 69.
- 123 *Vossische Zeitung* vom 21.8.1914, Nr. 422; KOSZYK (1968), S. 219 mit Anm. 3.
- 124 DERS., ebd., S. 220; FLEMMING/ULRICH (2014), S. 10.66.

- 125 KAFKA (1975), S. 132.
- 126 BAUMGARTEN (1914e), S. 358.
- 127 MANN (1988), S. 443 („Einiges über Menschlichkeit“). Zeitungsausschnitte zu verwerten, gehörte zur Arbeitsmethode Manns; MENDELSSOHN (1975), S. 787.870.877.
- 128 HAUPTMANN (1974), S. 847; KELLERMANN (1915), S. 440.
- 129 Bis zur Abhaltung der 20. und 21. Konfirmandenstunde kamen noch Gräußerichte in der *Kölnischen Zeitung* (29.8.) und *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* (29.8. sowie 7.9.1914) hinzu.
- 130 READ (1972), S. 45; gleichwohl wurden solche Nachrichten meistens für bare Münze genommen; vgl. etwa MUEHLON (1918), S. 34 f (Tagebucheintrag vom 8.8.1914); vgl. a. DERS., ebd., S. 147 f (Tagebucheintrag vom 12.11.1914 zu englischen Übergriffen). In Deutschland scheint man sich am Ehesten zurückgehalten und nur offizielle Vertreter ausländischer Politik angegriffen zu haben; DERS., ebd., S. 33.35 (Tagebucheintrag vom 8.8.1914).
- 131 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 61; dagegen berichtete HEDIN (1915a), S. 344 sogar, dass ihm neutrale Konsuln „aufs bestimmteste“ versichert hätten, dass es gegen die Deutschen bei Ausbruch des Krieges keinerlei Grausamkeiten gegeben habe.
- 132 PALÉOLOGUE (1927, I), S. 51 f.71.178 (Tagebuchnotizen vom 4.8.1914; 11.8.1914; 23.10.1914); vgl. a. SOLSCHENIZYN (1972), S. 13 (Kap. 1).
- 133 HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 479; hier handelte es sich um eine Maggi-Filiale.
- 134 Darüber wurde sogar in Kinderbüchern berichtet; URY (2016), S. 476; vgl. a. DIES., ebd., S. 549.
- 135 Amtlicherseits wurde in den Berliner Zeitungen gleich zu Beginn des Augusts zur „Beobachtung aller verdächtigen Persönlichkeiten“ aufgerufen; jede Privatperson sei befugt, Verdächtige festzunehmen. Die Blätter aus Berlin, Stuttgart, Dresden und Konstanz berichteten von ersten Festnahmen russischer Spione; s. etwa Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, Jg. 43, Nr. 389 vom Montag, 3.8.1914, S. 3a; s. a. URY (2016), S. 511 f.
- 136 GRAF (1994), S. 141.
- 137 ZUCKMAYER (2006), S. 241; vgl. indessen zu den Gräueltaten beider Seiten auch MUEHLON (1918), S. 63 f (Tagebucheintrag vom 24.8.1914).71 (Tagebucheintrag vom 28.8.1914).78 ff.81 (Tagebucheintrag vom 30.8.1914). 86 (Tagebucheintrag vom 31.8.1914).
- 138 Vgl. etwa Karl Woermanns (1844–1933) Gedicht, datiert auf den 1.8.1870, bei LIPPERHEIDE (1871), S. 103 f („Zur Ausweisung der Deutschen“). Tatsächlich kam es am 16. Juli abends zu einer „vergleichsweise geordneten“ Ausweisung von einigen Hundert preußischen Landwehrmännern, die in Paris gearbeitet und gelebt hatten; man setzte sie am Pariser Nordbahnhof in einen Extrazug dritter Klasse; BREMM (2019), S. 45.293, Anm. 63.
- 139 FONTANE II (1876), S. 48 f; vgl. JÄGER (1875), S. 287.327 f.345.
- 140 DAHN (1894), S. 449 berichtet von Misshandlungen deutscher Verwundeter durch Schulkinder auf Anweisung des Ortspfarrers und Lehrers schon für den deutsch-französischen Krieg.
- 141 READ (1972), S. 44.52.61 f; vgl. EXNER/KAPFER (2014), S. 33; s. a. KOSZYK (1968), S. 88 ff.
- 142 BUBER (1972), S. 375 (Brief Nr. 253, Beilage).
- 143 EXNER/KAPFNER (2014), S. 45.60.64.70.74.97 f u.ö.; die „Franktireur“-Frage erweist sich schon nach den Forschungen READs von 1941 (1972), S. 78–103 und neuerdings

- SPRAULs (2016), S. 16 ff. 43 ff. 55–167. 323 ff. 535 ff. 639 ff (und passim) komplexer als bisher angenommen; vgl. HORNE/KRAMER (2001), S. 89–139; PIPER (2013), S. 152 ff; BRUNDEL (2014), S. 75. 275 (Lit.); BENDIKOWSKI (2014), S. 283 ff; MÜNKLER (2015a), S. 119 ff. Dass es belgische Franktireurs gab, hat schon READ, ebd., S. 90 ff eindeutig belegt. AVENARIUS (1915), S. 54 f dokumentierte Belege aus einem französischen Schulbuch und einer englischen Zeitung; vgl. a. MUEHLON (1918), S. 44 f (Tagebucheintrag vom 15.8.1914). Mit Sicherheit spielten bei den zahlreichen Falschwahrnehmungen der Deutschen auch traumatische Erinnerungen an Franktireurs im deutsch-französischen Krieg eine Rolle; FONTANE I (1873), S. 500 f. 786. 789; DERS. II (1876), S. 260 f; PFLEIDERER (1890), S. 25 f. 35. 38 f. 59. 73. 77; DAHN (1894), S. 400 f. 409. 416. 565 u.ö.; MOLTKE (1895), S. 53. 63 f. 69. 82. 96. 98. 103. 105 f. 116. 118. 129 f. 161. 191. 221. 250. 253. 272; KLEIN (1914), S. 108. 121 f. 140 ff. 162; ENGELS (1962), S. 203 ff; ZWEIG (1963), S. 54; BEBEL (1983), Nr. 38 („Für die Pariser Kommune“), S. 336 f; READ, ebd., S. 88 ff; HORNE/KRAMER, ebd., S. 140 ff; STEINBACH (2002), S. 87 ff; BREMM (2019), S. 217 ff; dazu s. a. die Genre-Gemälde bei DINCKLAGE-CAMPE (1895), S. 158 ff. 312. Das Motiv, dass 1914 bisweilen aus den Häusern besetzter Ortschaften von Zivilisten auf die deutschen Invasoren geschossen wurde, war dann auch Thema in den Kriegsskizzen der Entente selbst; AVENARIUS (1918), S. 100. 151.
- 144 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 45: „Auch hat ein belgischer Junge von 16 Jahren auf einen deutschen Soldaten geschossen. Das sind so einzelne Exzesse, die zeigen, daß dem Frieden nicht zu trauen ist.“ (Tagebucheintrag vom 3.1.1915).
- 145 FONTANE II (1876), S. 40 f.
- 146 BISMARCK (1903), S. 33 f. 105 (Nr. 26 vom 31.8.1870, auch in Facsimile).
- 147 HUGO (1940a), S. 43 f: „Que les rues des villes dévorant l'ennemi, que la fenêtre s'ouvre furieuse, que le logis jette ses meubles, que le toit jette ses tuiles. [...] Que les tombaux crient, que derrière toute muraille on sente le peuple et Dieu, qu'une flamme sorte partout de terre, que toute bruyère soit de buisson ardent. Harcelez ici, foudroyez là, interceptez les convois, coupez les prolonges, brisez les ponts, rompez les routes, effondrez le sol, et que la France sous la Prusse devienne abîme. [...] Faisons la guerre de jour et de nuit, la guerre des montagnes, la guerre des plains, la guerre des bois! Levez-vous! levez-vous! Pas de trêve, pas de repos, pas de sommeil. Le despotisme attaque la liberté, l'Allemagne attente à la France. Qu'à la sombre chaleur de notre sol cette colossale armée fonde comme la neige. Que pas un point du territoire ne se dérobe au devoir. Organisons l'effrayante bataille de la patrie. O franc-tireurs, allez, traversez les halliers, passez les torrents, profitez de l'ombre et du crépuscule, serpentez dans les ravins, glissez-vous, rampez, ajustez, tirez, exterminiez l'invasion. Défendez la France avec héroïsme, avec désespoir, avec tendresse. Soyez terribles, ô patriotes!“
- 148 Vgl. SOBOUL (1983), S. 295; dort heißt es noch, dass die Frauen Zelte und Kleider herstellen und in den Krankenhäusern arbeiten sollten.
- 149 GRIMM (1870), S. 1c–d: „Nous ferons arme de tout, nous tuons tout, nous égorgerons, nous assassinerons, d'une fenêtre ou d'une cave; si nous n'avons point de fusil, nous prendrons des fourches, des sabres, ou des piques. Peut importe d'ailleurs, il faut tuer. [...] Les femmes laisseront la charpie; plus tard les blessés; d'abord à l'ennemi. Elles laisseront la charpie et prendront des pavés. Qu'elles les jettent un à un sur l'armée des envahisseurs; qu'elles fassent leur guerre à elles; que les lames de ciseaux deviennent meurtrières et que l'huile bouillante et le vitriol leur servent de boulets.“ FONTANE II (1876), S. 51.

- 150 Vgl. MUEHLON (1918), S. 71 f (Tagebucheintrag vom 28.8.1914).
- 151 READ (1972), S. 28 ff.
- 152 NAZ vom 7. September 1914, Nr. 214, S. 1, Sp. 4; s. a. KELLERMANN (1915), S. 4; der vollständige Text der Erklärung Bethmann-Hollwegs ebd., S. 2–5.
- 153 REMARQUE (1929), S. 205 f.
- 154 HORNE/KRAMER (2001), S. 420 bringen die wichtige Unterscheidung an, dass ab dem 18.8.1914 die deutschen Gräueltaten auf Befehle der OHL zurückgingen und „cannot be explained exclusively by reference to circumstance, myth, and cultural predisposition“ des einzelnen autonom handelnden Soldaten.
- 155 READ (1972), S. 51; der Name des belgischen Presseorgans (*Moniteur Belge? Indépendance Belge?*) wird in den Memoiren des Journalisten und damaligen amerikanischen Botschafters in Brüssel nicht genannt.
- 156 HORNE/KRAMER (2001), S. 206.
- 157 Vgl. zu den Zerstörungen unersetzlicher Kunst- und Bibliotheksschätze während der deutschen Invasion Belgiens in Löwen und Reims HEDIN (1915a), S. 132 ff. 267 f. 279. 282 ff. 317 f. 326 f. 344 f. 349; BESIER (1984), S. 87. 93 f. 169 ff; PIPER (2013), S. 157 ff. 167 ff; MÜNKLER (2015a), S. 124 f. 242. 254 ff; SALDEN (2014), S. 96 ff; SPRAUL (2016), S. 453 ff.
- 158 Die bei EXNER/KAPFER (2014), S. 33. 60 f. 65. 70. 98. 117. 127. 133. 145 u. ö. dokumentierten Selbstaussagen deutscher Soldaten belegen, dass diese Vorwürfe nicht auf Erfindungen oder Übertreibungen beruhten, sondern zutrafen. Umgekehrt behauptet z. B. SOLSCHE-NIZYN (1972), S. 398 (Kap. 40), dass in Allenstein (Ostfront) deutsche Zivilisten genauso aus Fenstern und einem „Irrenhaus“ geschossen hätten.
- 159 Vgl. insbesondere hierzu: READ (1972), S. 36 f. 116; HORNE/KRAMER (2004), S. 207 ff; vgl. SPRAUL (2016), S. 163 ff. 642 ff.
- 160 READ (1972), S. 35 f. 53 f. 57 f. 59. 116 u. ö.; vgl. die Abbildungen bei AVENARIUS (1918), S. 150 ff und bei BESIER (1982), S. 48 f. 94. 98; dort sieht man Karikaturen, auf denen u. a. ein verwundeter französischer Offizier lebendigen Leibes zerrissen wird; Kriegsgefangenen werden die Augen ausgestochen; deutsche Soldaten speißen Kinder mit Bajonetten auf; Kindern werden die Hände abgeschnitten; SOLSCHE-NIZYN (1972), S. 581 (Kap. 60) zitiert russische Zeitungsberichte, wonach deutsche Soldaten leichtverwundeten russischen Soldaten die Sehnen beider Hände durchgetrennt hätten; vgl. weiterhin BESIER (1984), S. 63 ff. 104. 106. 135. 171. 183. 212 f. 218; PIPER (2013), S. 180 f. 183.
- 161 BESIER (1982), S. 11. 36. 114. 116 u. ö.
- 162 Vgl. EXNER/KAPFER (2014), S. 74. 96; vgl. MUEHLON (1918), S. 69 (Tagebucheintrag vom 27.8.1914). 84 f (Tagebucheintrag vom 31.8.1914). 93 (Tagebucheintrag vom 4.9.1914). 102 (Tagebucheintrag vom 6.9.1914).
- 163 So etwa in der *Revue des deux Mondes*; vgl. OHLER (1973), S. 65 ff. 393 ff.
- 164 Zur mangelhaften Berechtigung dieser Vorwürfe s. READ (1972), S. 27 ff; PIPER, ebd., S. 180 ff. 185 ff; MÜNKLER (2015a), S. 123 ff. 248 ff. 254 ff; BRUENDEL (2014), S. 85 ff. 90 ff; JÜRGS (2003), S. 191 ff; GUNKEL (2014), S. 181 ff. Schlunck berichtete von einzelnen deutschen Übergriffen; SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 104 f.
- 165 READ (1972), S. 58.
- 166 Französischer Originaltext bei PÉLADAN (1914), S. 1c, Abschnitt III und VII; KELLERMANN (1915), S. 321 f. Zur Bezeichnung „l’ogre“ s. a. die Karikatur bei ZEYONS (1976), S. 38.

- Mit „*Isdubar*“ (= Löwenbezwingender Held“) wird auf ein Relief aus dem Palast Sargons II. angespielt (Ende des 8. Jh.s v. Chr.), das als Gipsabdruck im Louvre zu besichtigen war.
- 167 READ (1972), S. 59 mit Anm. 43.
- 168 S. etwa bei DOEHRING I (1919), S. 105.150.166.210.248.252.269 f; DERS. II (1915), S. 3 f. 11.46 f.186.195.236.306.334 u.ö.; ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 85.108.
- 169 FONTANE II (1876), S. 207.248.
- 170 RICHTER (1913–1915b); der Brief stammt vom 21. Februar 1915.
- 171 *The Times* vom 29.8.1914; *Le Temps* vom 31.8.1914; etc.; READ (1972), S. 58 f.
- 172 „Vous incendiez Rubens. Louvain n'est plus qu'un monceau de cendres, — Louvain avec ses trésors d'art, de science, la ville sainte! [...] Êtes-vous le petit-fils de Goethe, ou ceux d'Attila?“, in: Lettre Ouverte à Gerhart Hauptmann, abgedruckt im Journal de Genève vom 2.9.1914; wieder abgedruckt in: ROLLAND (1915/1923), S. 5–8, das Zitat, ebd., S. 7; vgl. KELLERMANN (1915), S. 442; ROTHEIT (1916), S. 200; ZWEIG (1921), S. 204 f.223; JOHANN (1969), S. 33. Die Antwort Hauptmanns erfolgte erst 12 Tage später, am 10.9.1914, in der Morgenausgabe der Vossischen Zeitung; HAUPTMANN (1974), S. 847–849; ESSIG (2000), S. 209 f.
- 173 FONTANE I (1873), S. 652.654 ff.658 f; man verbreitete später, dass „mancher Straßburger bedauerte, daß nicht auch ihm eine freundlich gesinnte Bombe das Haus zerschmettert habe, um es auf Reichskosten neu gebaut zu erhalten.“ JÄGER (1875), S. 444.
- 174 ZWEIG (2013), S. 313.
- 175 JANSSEN (1888, VI), S. 409.434 ff.
- 176 S. die Edition bei GRÜTZMACHER (1982), S. 695 ff (III, 2); S. 699 ff (III, 3).
- 177 Ri. 8, 17; 9, 45; 1. Sam. 22, 19; 2. Sam. 8, 2; 1. Kön. 11, 16; 2. Kön. 3, 5–27; 15, 16; 2. Chr. 25, 12.
- 178 KELLER (1935), S. 230; vgl. DIES., ebd., S. 211.
- 179 MEYER (1965), S. 399.
- 180 TETLOW (2004), S. 169 f (Lit.).
- 181 „Auferre trucidare rapere falsis nominibus imperium atque ubi solitudinem faciunt, pacem appellant.“
- 182 Ehlermann'sche Schulausgaben Nr. 64–65 („Quellenbuch zur römischen Geschichte I–II).
- 183 Liv. XXIII, 5; GÄRTNER II (1968), S. 137; vgl. Polyb. IX, 24; DREXLER I (1961), S. 668. Ähnliches zu Philipp II. von Makedonien (382–336 v. Chr.) bei Polyb. VII, 13; DREXLER I, ebd., S. 597.
- 184 Polyb. III, 86; DREXLER I (1961), S. 282; HUSS (1985), S. 319 mit Anm. 186; s. a. DERS., ebd., 298 (mit Anm. 39).320 (mit Anm. 198).358 (mit Anm. 183). 360 (mit Anm. 197).367.401, Anm. 246.
- 185 Liv. XXVI, 12; GÄRTNER II (1968), S. 320; HUSS (1985), S. 372.
- 186 Polyb. VII, 7; DREXLER I (1961), S. 589 f; vgl. a. Polyb. XII, 15; DREXLER II (1963), S. 800.
- 187 BURCKHARDT (1943), S. 112 f.
- 188 GOEDEKE/OESTERLEY (1869), S. 175.
- 189 DOSTOJEWSKI (1964), S. 369 (Zweiter Teil, Fünftes Buch, Kapitel IV: „Auflehnung“); vgl. DERS., ebd., S. 906 (Vierter Teil, Elftes Buch, Kapitel III: „Ein Teufelchen“).
- 190 BLOS (1920), S. 443 mit Anmerkung; Dr. Eduard Zimmermann (1811–1880) war Abgeordneter im Frankfurter Parlament; DERS., ebd., S. 63.
- 191 DUBNOW (2012), S. 61 ff; vgl. HILDERMEIER (2013), S. 531; vgl. ebd., S. 1021.1236 ff.

- 192 BIALIK (1922), S. 135; DOBBERAHN (2017), S. 121.144.
- 193 TANNENBAUM (1915), S. 178; vgl. Shakespeare, *Der Kaufmann von Venedig*, Dritter Aufzug, Erste Szene, Shylock zu Salarino.
- 194 DOBBERAHN (2017), S. 133.148.
- 195 Liv. XXIX, 9.18; GÄRTNER II (1968), S. 518.530; Polyb. XV, 33; DREXLER II (1963), S. 893 f u.ö.
- 196 BROSSOLETTE (1900), S. 239; vgl. REICHENBACH (1909), S. 24; RÜHLMANN (1918), Tafel 1 nach S. 112; STEHLE (1922), S. 300; nach BREMM (2019), S. 123 f.300 mit Anm. 125 (Lit.) töteten die bayerischen Soldaten 30 Einwohner, Bazeilles wurde in Brand gesteckt, verdächtige Zivilisten wurden verschleppt.
- 197 FOERSTER (1918), S. 35 („Jungdeutschland und der Weltkrieg“).
- 198 Vgl. HORNE/KRAMER (2001), S. 291 ff; dass man auf beiden Seiten der Fronten aus solchen vitalen Erfordernissen heraus der Notlüge in zu weitem Umfang freie Hand ließ, entspricht dem, was 1923 für die englische Seite der britische General Sir Ian Hamilton (1853–1947) rückblickend bestätigte: „And what has proved me this is, that make armies go on killing one another it is even more necessary to invent lies than flame-throwers and poison gas. A fiery spirit has to be distilled and served out in drams to make the men die harder.“ HAMILTON (1923), S. 12; zit. n. READ (1972), S. 6; vgl. SCHNEIDER (2011), S. 139.
- 199 FOERSTER (1910), S. 227.279.
- 200 Gelegentlich zitieren wir das Werk im Folgenden nach der 6. Auflage, PONSONBY (1930).
- 201 AUGUSTINUS (1894), S. 196 f; auf den Zusammenhang mit der Rezeptionsästhetik verweist JAUß (1991), S. 73 f.
- 202 Vgl. a. HORNE/KRAMER (2001), S. 224.
- 203 Vgl. READ (1972), S. 12 mit Anm. 65; vgl. a. FOERSTER (1918), S. 34 f.
- 204 MANN (1988), S. 442 („Einiges über Menschlichkeit“).
- 205 Polyb. XXXIV, 2 formuliert: „Denn selbstverständlich werden die freien Erfindungen (Lügen) glaubhafter, wenn man eben von der Wahrheit etwas hinzumischt; DREXLER II (1963), S. 1261.
- 206 James Morgan READ widmete 1941 dieser „Giftdosis“ ein eigenes Kapitel („*Manufactured Goods*“); DERS. (1972), ebd., S. 22–50.
- 207 KRUMMACHER (1937), S. 128 f.
- 208 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 61.
- 209 READ (1972), S. 48.
- 210 HEDIN (1916a), S. 87 ff (vgl. indessen, ebd., S. 85.91 ff); DOEHRING I (1919), S. 175 f (Superintendent Kuhn in Insterburg, 1914). Zur ganzen Wahrheit gehört allerdings auch, dass sich während der dreiwöchigen Besetzung Insterburgs Großfürst Nikolai und General von Rennenkampf in der Stadt aufgehalten hatten.
- 211 MUEHLON (1918), S. 118 f (Tagebucheintrag vom 5.10.1914).
- 212 Die russischen Truppen trafen zumeist auf menschenleere Ortschaften und scheinen sich in den Städten, aus denen die Einwohnerschaft nicht geflohen war, diszipliniert verhalten zu haben; SOLSCHENIZYN (1972), S. 138.164.281 ff.308 ff.351 ff.375.545.580; nur ein einziges Mal berichtet Solschenizyn von kosakischen Gräueltaten; DERS., ebd., S. 197 (Kap. 19).
- 213 MECHOW (1936), S. 76; vgl. MUEHLON (1918), S. 52 f (Tagebucheintrag vom 19.8.1914).102 f (Tagebucheintrag vom 6.9.1914); READ (1972), S. 29.

- 214 Eine Reminiszenz aus den Freiheitskriegen; vgl. den Rußland-Bericht vom 7.7.1812 in der *Allgemeinen Zeitung*, München, No. 218 vom Mittwoch, den 5.8.1812, S. 372a (Internet-Quelle).
- 215 MECHOW (1936), S. 66.71.74.78.
- 216 DERS., ebd., S. 88 f.
- 217 EXNER/KAPFER (2014), S. 97.
- 218 MECHOW (1936), S. 90 f.
- 219 HORNE/KRAMER (2001), S. 4 ff. 291 ff. 419 ff. Im Unterschied zu KOSZYK (1968), S. 88 ff behandeln wir hier vorzugsweise diejenigen Elemente der transnationalen Geschichte, die direkt mit den beiderseits unterstellten Gräueltaten zu tun haben.
- 220 STAËL (1813/1874): „De l'Allemagne“, Schulausgabe 1889; HUGO (1848): „Le Rhin – Lettres à un ami“, SAINT-Victor (1871): „Barbares et Bandites – La Prusse et la Commune“, GOLTZ (1864): „Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius“, Taschenbuchausgabe 1905.
- 221 MANN (1988), S. 201 („Gegen Recht und Wahrheit“); Ausdruck bei ENZENSBERGER (2009), S. 231 nach Karl Schlögel („Moskau 1937“) über das Verhältnis zwischen Russen und Deutschen.
- 222 Vgl. etwa *L'Écho de Paris*, 31. Jg., Nr. 10994 vom 21.9.1914, S. 1c–d.f–2.a–b; s. ebenso *L'Écho de Paris*, 31. Jg., Nr. 10997 vom 24.9.1914, S. 1a.
- 223 Bei MENZEL (1916), Nr. 53, S. 64 f („Die Flucht der Glocken aus Reims“); TROUILLET (1981), S. 163, Anm. 2.
- 224 LOMBERG (1912), Nr. 50, S. 176 (= Ernst Moritz Arndt, „Vaterlandslied“, Strophe 5); ARNDT (1860), S. 213; LOMBERG, ebd., Nr. 55, S. 198 (= Theodor Körner, „Lützows wilde Jagd“, Strophe 6); KÖRNER (1920), S. 38. Negativ-Erinnerungen an die Franzosen kommen in den Gedichtpräparationen Lombergs auch sonst durchweg zur Sprache; DERS., ebd., S. 152.156.158.164.172.200.212.234.246.272.
- 225 JASTRAM (1871), S. 72.
- 226 FONTANE I (1873), S. 568 zitiert hier nach den Aufzeichnungen des Rittmeisters d'Orcet vom IV. Kürassier-Regiment.
- 227 KRIEGS=ALMANACH (1915), S. 120–132, insbes. S. 121: „Keine Nation hat je einen so schlimmen Nachbarn gehabt, wie Deutschland ihn in den letzten vierhundert Jahren an Frankreich gehabt hat; schlimm auf jegliche Art: frech, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich und immer angriffslustig.“
- 228 JÄGER (1875), S. 145; SYBEL (1890, V), S. 366 ff; STÜRMER (1990), S. 59; vgl. BISMARCK (1928), S. 369.391 ff.
- 229 CLAUSEWITZ (1942), S. 43 ff („Über den Nationalgeist der Franzosen“); s. a. DERS., ebd., S. 211 ff. 215 ff. 218 ff („Politische Schriften“); BLASCHKE (1936), S. 38 ff.
- 230 S. a. die Textsammlung bei BRAKELMANN (1974a), S. 318 f; DERS. (2014), S. 205.
- 231 MANN (1988), S. 167 f. 173 ff.
- 232 KÜHN (1917), S. 12 ff verweist auf die entsprechenden „Les Billets de Junius“ (René Bazin) in *L'Écho de Paris* zum Thema der „notwendigen Grenze“; HOLL (1917), S. 844 mit Hinweisen zur französischen Schulbuchliteratur; RÜHLMANN (1918), S. 4 ff ebenfalls mit Literaturverweisen; s. a. STEHLE (1922), S. 324 ff (Lit.).
- 233 WERNICKE (1872), S. 482 f; JÄGER (1874, I), S. 452 f. 536 ff; am 15.12.1840 wurden die sterblichen Überreste Napoleons I. von St. Helena nach Paris überführt und im Hôtel des Invalides bestattet.

- 234 S.u. Kap. XVIII, 2, c, S. 725.
- 235 S.u. Kap. XVIII, 2, c, S. 722 f.
- 236 HUGO (1940b), S. 72: „Dès demain, la France n'aura plus qu'une pensée: se recueillir, se reposer dans la rêverie redoutable du désespoir; reprendre des forces, élever ses enfants, nourrir de saintes colères ces petits qui deviendront grands; forger des canons et former des citoyens, créer une armée qui soit un peuple; appeler la science au secours de la guerre; étudier le procédé prussien, comme Rome a étudié le procédé punique; se fortifier, s'affermir, se régénérer, redevenir la grande France, la France de [17]92, la France de l'idée et la France de l'épée. [...] On verra la France se redresser, on la verra ressaisir la Lorraine, ressaisir l'Alsace.“ Freilich fuhr Hugo dann mit seiner schon früher geäußerten Idee fort, dass Frankreich und Deutschland die „Vereinigten Staaten von Europa“ („États Unis d'Europe“) begründen sollten; DERS., ebd., S. 73; vgl. dazu die Abwertung JÄGERS (1875), S. 434 f. Wir kommen auf Hugos Europa-Idee in Kap. XVIII, 2, c zurück.
- 237 LOMBERG (1912), Nr. 1, S. 1 ff (Karl Simrock, „Drusus' Tod“; Nr. 2, S. 4 ff (Felix Dahn, „Siegesgesang nach der Varusschlacht“), etc.
- 238 Vgl. TROUILLET (1981), S. 144 ff. 156 ff.
- 239 JANSSEN (1883b), S. 1.21 ff. 54 ff; die erste Auflage dieser Broschüre erschien schon 1861.
- 240 So übrigens später auch bei VANSITTART (1941), S. 19 ff.
- 241 Caesar, *De Bello Gallico* I, 51–54; STEGEMANN (1960), S. 51; Waltz schließt sich in seiner Darstellung den damals in Frankreich verbreiteten Schulbüchern zur Geschichte Frankreichs an; vgl. STEHLE (1922), S. 312 ff (Lit.).
- 242 L'ONCLE HANSI (1912/1916), S. 62 ff („Vous avez bien lu: *demandé*, dès le XVII^e siècle, à *devenir Français*“); vgl. a. SCHULTE (1925), S. 230 ff; s. schon Reinhard im Briefwechsel mit Goethe; REINHARD (1850), Brief Nr. XCV, S. 181 (22.5.1820): „Niemand gelüstet nach der germanischen Zerstückelung“.
- 243 L'ONCLE HANSI (1912/1916), S. 2 ff. 6 ff; STEHLE (1922), S. 291 f; freilich bezeugt auch Plutarch, dass die Germanen als Nachbarn für die Stämme, die sie sich unterworfen hatten, „unerträglich“ (αφορητοί) gewesen seien; Plutarch, *Vitae parallelae* (716), καισαρ, 19; AX (1938), S. 318.
- 244 L'ONCLE HANSI (1912/1916), S. 3.20: „Ces invasions continuelles se sont répétées pendant des milliers d'années avant que l'on ait écrit l'histoire. Et si aujourd'hui vous causez avec des paysans alsaciens, avec des gens du peuple, qui aient assez confiance en vous pour dire tout ce qu'ils pensent, vous remarquerez que tous, tous ont jusqu'au fond du cœur une haine instinctive, farouche contre le Badois et tout ce qui vient de l'autre côté du Rhin. [...] Tout ce qui, dans le cours des âges, est arrivé en Alsace de malheureux, de mauvais et de laid, tout cela est venu d'outre-Rhin. Après les Alamans, les Vandales; après les Vandales, les Huns, et ainsi de suite jusqu'à nos jours.“ STEHLE (1922), S. 292 f.
- 245 DONNAY (1915), S. 1a: „Il y eut autrefois le monde germanique: Alamans, Marcomans, Cheerussques, Chanques, Quaetes, Hermundures, les Barbares qui, dans celle appellation même, ont toutes les excuses de leurs cruautés et de leurs rapines; puis il y eut des Prussiens, les Bavares, des Wurtembergeois, des Hessois, des Badois; enfin il y eut la confédération de tous ces peuples, de tous ces duchés, de tous ces royaumes autour de la Prusse rude et militaire; une Allemagne bismarckienne, kaiserienne.“ KÜHN (1917), S. 32: „Erst gab es die germanische Welt, Alemannen, Markomannen, Cherusker, Chauken, Quaden, Hermunduren –

- Barbaren also, die in diesen Stammensbezeichnungen eine hinreichende Entschuldigung für alle Grausamkeiten und Plündereien fanden; dann gab es die Preußen, Bayern, Württemberger, Hessen, Badenser; und endlich kam ein Bund all dieser Völker, Herzogtümer und Königreiche mit dem rauen, militärischen Preußen als Mittelpunkt zustande – ein Bismarcksches, kaiseristisches Deutschland.“
- 246 Die von Caesar genannten Stämme scheinen als Untergruppen zu den Sueben gehört und die Tribocer bei Straßburg gesiedelt zu haben; STEGEMANN (1960), S. 51 f mit Anm. 4.
- 247 L'ONCLE HANSI (1912/1916), S. 4 ff.12 ff.18 ff; im Vergleich von ebd., S. 21 mit S. 91 erscheinen die Badenser als Hunnen; vgl. STEHLE (1922), S. 293; RÜHLMANN (1918), S. 75.
- 248 L'ONCLE HANSI (1913/1920), S. 4.
- 249 WERNICKE (1857, III, 2), S. 426–453, insbes. S. 421.431.435.439.449; DERS. (1872, V, 1), S. 39–65, insbes. S. 31.41.46.50.55. Dazu vgl. die spätere, wesentlich zurückhaltendere Darstellung etwa bei SCHULTE (1925), S. 236 ff.314 ff; s.a. TROUILLET (1981), S. 119 ff.131 ff.175 ff.
- 250 Caliban ist der Sohn der Hexe Sycorax aus William Shakespeares Theaterstück „Der Sturm“.
- 251 RICHEPIN (1914), S. 1d: „Nous sommes de civilisation trop ancienne et trop noble pour redevenir jamais les fauves qu'ils sont en régression jusqu'aux époques préhistoriques où le futur homme, encore à l'état de Caliban, se vautrait en pleine animalité. [...] Qui de nous aurait l'abominable courage [...] de couper le poing droit à ces combattants futurs, comme ils l'ont fait ailleurs, et enfin de renvoyer des prisonniers mutilés, comme ils l'ont fait récemment en Russie, où l'on a vu revenir des cosaques les yeux crevés, sans nez et sans langue?“ KÜHN (1917), S. 9 f.; vgl. a. READ (1972), S. 148, der für ganz ähnliche Vorwürfe als spätere Quellen *Le Temps* vom 15. und 21.4.1915, vom 20. und 24.5.1915, vom 6.8.1915, sowie *Le Matin* vom 17.5.1915 angibt. KÜHN (1917), S. 9; vgl. a. *Frankfurter Zeitung und Handelsblatt*, Jg. 59, Nr. 296, Erstes Morgenblatt, 25.10.1914, S. 1a.
- 252 FONTANE II (1876), S. 65.125 (Anm.).
- 253 DERS. III (1876), S. 918, Anm.; dieser Vorwurf wiederholte sich auch ab 1914 gegen die Belgier und Franzosen; vgl. EXNER/KAPFER (2014), S. 28.99. Berüchtigt wurde 1914 die französische Karikatur, nach welcher sich eine Gruppe höchst widerwärtig anzuschauender deutscher „Pickelhauben“ mit weißer Fahne nur zum Schein ergibt, während im Hintergrund, vom Gegner aus nicht sichtbar, ein Maschinengewehr lauert. Tucholsky verwahrte sich dagegen noch 1925: „Ich bin fest davon überzeugt, daß dergleichen nirgends vorgekommen ist.“ TUCHOLSKY (1993, IV), S. 268 („Eine Schreckenskammer“, 1925); Tucholsky verweist ebd. auf AVENARIUS (1918), S. 66–87 („Vom jämmerlichen deutschen Heer“); die angesprochene Karikatur dort auf S. 81.
- 254 JÄGER (1875), S. 469; vgl. dagegen KAISER (1958), S. 6.49.120 etc. („Die Pariser Kommune im deutschen [Arbeiter]gedicht“).
- 255 ANONYMUS (1871), Sp. 257 ff.
- 256 PISTORIUS (1905), S. 11 f.237 f.240; andere Gräuengeschichten, DERS., ebd., S. 257.261.298 ff u.ö.
- 257 FREUDENTHAL (1983, I), S. 19; DERS. (1983, II), S. 20.99 f.240; DERS. (1983, III), S. 89.125.178.183; DERS. (1983, IV), S. 15.156 f; gleichwohl scheinen die russischen Befreier mitunter noch schlimmer gehaust zu haben; DERS. (1983, II), S. 100; DERS. (1983, III), S. 13 f.163.

- 258 Vgl. schon REINHARD (1850), Brief Nr. XXXIX, S. 75 (4.4.1810) an Goethe.
- 259 LE BON (1895), S. 147 ff (III, 2); DERS. (2016), S. 94 ff.
- 260 DERS. (1895), S. 150; DERS. (2016), S. 96; bei WERNICKE (1857, III, 2), S. 450 anders geschildert; hiernach hätten manche Verurteilte selbst, um ihre Standhaftigkeit zu demonstrieren, bei der Hinrichtung ihrer Eltern, Geschwister und Freunde Opernarien gesungen und Tänze aufgeführt, bevor sie selbst auf dem Schafott verbluteten.
- 261 FEST (1994), S. 182.360 mit Anm. 14.
- 262 WERNICKE (1857, III, 2), S. 426–453.
- 263 Vgl. MICHELET (1868, IV), S. 84.89.195 ff; dort auch Abbildungen; vgl. a. MANN (1988), S. 341 in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ (im Kap. „Politik“); KURZKE (2009), S. 450; vgl. zu ähnlich „humorvollen“ Benennungen der Torturen und Hinrichtungsarten im Deutschland des 16. Jahrhunderts JANSSEN (1894), S. 463.475.625 („Himmlischer Wegweiser“, „Lustiges Ginkle-Gankle“, „Als Bierzeichen aushängen“, „Mit den vier Winden zu Tanze gehen“, „Mit Jungfer Hänfin Hochzeit machen“, etc.).
- 264 Vgl. MICHELET (1868, IV), S. 128.130.
- 265 WERNICKE (1857, III, 2), S. 438.
- 266 FONTANE I (1873), S. 122 f.
- 267 LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN II (1903), S. 370 f; dort wird insbesondere die Plünderung und Brandschatzung von Worms mitsamt den Grabschändungen bei lustigen Tänzen und Militärmusik am 31.5.1689 (Pfingstdienstag) geschildert.
- 268 Vgl. etwa FAULHABER (1916), S. 108; so vor allem bei der Jahrhundertfeier der Wiedervereinigung der Pfalz mit Bayern; LEICHT (1918), S. 312 ff (Dr. Detzel, Domprediger in Speyer: „Die Dankespflicht der Pfalz“).
- 269 Die Briefe der Liselotte von der Pfalz hier zit. n. KÜNZEL (1913), S. 123 ff passim (Briefe ab dem 10.11.1688).
- 270 WERNICKE (1857, III, 2), S. 67 f; vgl. a. JANSSEN (1883b), S. 95 f; CRUYSSÉ (1996), S. 360; DERS., ebd., S. 360 ff auch zum Folgenden.
- 271 JANSSEN (1888, VI), S. 224.
- 272 BECKER/SCHMIDT/ARND (1875), S. 278.
- 273 HUGO (1906), S. 452 ff.
- 274 DERS., ebd., S. 305, Lettre XXVII, Spire.
- 275 DERS., ebd., S. 305 f, Lettre XXVII: Spire; PÖRTNER (1967), S. 281 f.
- 276 HUGO (1906), S. 306, Lettre XXVII: Spire; PÖRTNER (1967), S. 281 f.
- 277 Winckler zit. b. MENZEL (1916), S. 65, der sich auf einen Augenzeugenbericht von Ernst Heims bezieht, der sich in der Frankfurter Zeitung vom 19.9.1914 zur „Signalstation“ auf einem der Kathedralentürme gemeldet hatte; auch Ricarda Huch hatte sich hierzu geäußert (Frankfurter Zeitung vom 16.10.1914); BAUM (1950), S. 240 f; s. a. AVENARIUS (1915), Abb. 34, S. 46 und dagegen VEUILLOT (1915), S. 124 ff; vgl. MUEHLON (1918), S. 114 (Tagebucheintrag vom 29.9.1914).
- 278 Vgl. a. KARASEK (1994), S. 32.50.67.100.122.
- 279 HUGO (1940b), S. 299 f; die Einzelheiten der dreistündigen Martern werden hier noch drastischer ausgemalt; DERS. (1952), S. 11 ff.
- 280 Z. B. WERNICKE (1857, III, 2), S. 384. Calas wird auch bei Thomas MANN (1988), S. 279 erwähnt; KURZKE (2009), S. 395.

- 281 WERNICKE (1857, III), S. 268; KARASEK (1994), S. 91 ff. 107 f. 113 f. 125.
- 282 GOLTZ (1905), S. 111.
- 283 WERNICKE (1857, III, 2), S. 384.
- 284 SCHLOSSER (1886, XVI), S. 238 ff; zur Auflagenhöhe s. ebd., S. 5; JÄGER (1874, I), S. 229 ff.
- 285 SCHLOSSER (1886, XVI), S. 238 f. Das Sakrilegiumsgesetz wurde schließlich ohne die Strafbestimmungen in der Pairskammer mit 210 gegen 95 Stimmen angenommen; ebd., S. 240.
- 286 S. die Quellensammlung bei BRAKELMANN (1976), S. 306 ff; DERS. (2014), S. 9 ff. 24; die Zitate stammen aus der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung (1871), Sp. 15 f. 24 f. 146 f und der Monatsschrift für die evangelisch-lutherische Kirche Preußens (1870), Sp. 382.
- 287 Über französische Angriffe auf deutsche Ambulanzen berichtete aus dem deutsch-französischen Krieg auch schon DAHN (1894), S. 454.501, Anm. 1; vgl. für 1916 das Kinderbuch von URY (2016), S. 515.
- 288 REMARQUE (1929), S. 106.
- 289 DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 525.
- 290 „J’ai été malheureusement forcé d’appliquer les mesures les plus sévères édictées par les lois de la guerre contre la ville d’Orchies. En cette localité furent attaqués et tués des médecins, des membres du personnel médical et assassinés une vingtaine des soldats allemands. Les pires atrocités furent commises d’une manière incroyable (oreilles coupées, yeux arrachés et autres bestialités du même genre). J’ai en conséquence fait détruire complètement la ville. Orchies, autrefois ville de 5000 habitants, n’existe plus: Maisons, Hôtel de Ville, Eglise, ont disparu, et il n’y a plus d’habitants. Le Commandant de la Place, Major von Mehring, Valenciennes, le 27 Septembre 1914.“ Vgl. JOHANN (1969), S. 70.
- 291 DAILY GRAPHIC vom 20.8.1914; zit. n. MÜLLER-MEININGEN (1917), S. 414; JOHANN (1969), S. 8.351 (Lit.).
- 292 EXNER/KAPFER (2014), S. 138.
- 293 Auch diese Feindbilder wurden von Kriegsideologen gezielt eingesetzt, ohne dass sie letztlich den Kampfgeist beflügelten; vgl. MELHUIH (1984), S. 155 ff.
- 294 REICHENBACH (1909), S. 86 ff und passim; RÜHLMANN (1918), S. 16 ff. 32 ff. 51 ff und passim; STEHLE (1922), S. 282 ff.
- 295 REICHENBACH (1909), S. 72 ff (Lit.); RÜHLMANN (1918), S. 72 ff (Lit.). Reichenbach wie Rühlmann zitieren die von ihnen genannten Vorkriegslehrbücher weitgehend ohne exakte bibliographische Angaben, so dass mir eine Nachprüfung am jeweiligen Originaltext nicht möglich war.
- 296 Erwähnt bei MANN (1988), S. 442; KURZKE (2009), S. 523.
- 297 SAINT-VICTOR (1871).
- 298 FONTANE I (1873), S. 498 ff; JÄGER (1875), S. 341 f; vgl. DAHN (1894), S. 563 ff; BREMM (2019), S. 123 f. 300 mit Anm. 125 (Lit.).
- 299 FONTANE III (1876), S. 979 mit Anm.; Fontane zitiert aus den Aufzeichnungen Edmond Thiébaults, eines Ordonnanzoffiziers Riciotti Garibaldis.
- 300 LASSWELL (1938), S. 82; vgl. LALOI (1910), S. 36; RÜHLMANN (1918), S. 62, Anm. 1; AVENARIUS (1918), S. 153 ff; READ (1941), S. 43: „A hackneyed story which had done yeoman service in 1870 found its way to exploitation in the very first month of the war.“
- 301 DERS., ebd., S. 43, Anm. 99.

- 302 Z. B. FOURNIER (1921), S. 114 ff (Lektion 38: „Le fusil de bois“); ANONYMUS (1926), S. 455 ff.
- 303 FONTANE I (1873), S. 650.
- 304 So auch bei der Beschießung von Paris und Peronne; FONTANE III (1876), S. 762.867.
- 305 DERS. I (1873), S. 652.654 ff.658 f; s. a. L'ONCLE HANSI (1912), S. 90 ff (s. a. u.); BREMM (2019), S. 183 ff.
- 306 Vgl. die detaillierten Berichte bei VEUILLOT (1915), S. 87–104; zu Reims und Anatole Frances Offenen Brief in der Zeitung „La Guerre Sociale“ vom 22.9.1914 s. KURZKE (2009), S. 177.
- 307 FONTANE I (1873), S. 742 zitiert den Bericht des Feldgeistlichen Edmund Prinz von Radziwill (1842–1895); vgl. a. DERS., ebd., S. 391.
- 308 Zit. n. DEMS. I (1873), S. 604 (leider ohne nähere Quellenangabe).
- 309 Vgl. etwa LAVISSE (1887), S. 58 ff.79 ff zu Froeschwiller (Elsass).
- 310 CHALAMET (1891), insbesondere S. 5 ff.49 ff.53 ff.59 ff.64 ff.75 ff.87 ff.113 ff.115 ff.122 ff.135 ff.240 ff.345 ff.347 ff.349 ff (in der mir vorliegenden Édition spéciale befindet sich der Teil „Jean Felber“ nach einem Beitrag zum Département du Nord mit eigener Paginierung nach S. 64 im hinteren Teil des Buches); STEHLE (1922), S. 294 ff.305 ff (Lit.); LEHMANN (2014), S. 109 ff.
- 311 Eine Übersicht zu dieser Literaturgattung bietet LEHMANN (2014), S. 101 ff.
- 312 LAVISSE (1887), S. 27 f; STÜRMER (1990), S. 94.
- 313 CHALAMET (1891), S. 368.370 mit Abbildung 299: „Au jour des grandes épreuves, il faut que vous soyez mieux préparés que ne l'étaient vos pères en 1870.“ – „Sois tranquille, grand-père, aie confiance, c'est nous, les petits écoliers d'aujourd'hui, les soldats de demain, c'est nous qui reprendrons l'Alsace aux Prussiens.“ STEHLE (1922), S. 297.
- 314 Hierbei von der Gattung einer „Schulschauererzählung“ zu sprechen wie RÜHLMANN (1918), S. 103, empfiehlt sich weniger, da die Récits immer von Vorfällen des Alltags ausgehen; vgl. etwa LALOI (1900), S. 87 ff.145 ff (Récit XVIII: „La banqueroute de Larmuzeau“; Récit XXIII: „Histoire de Jean le criminel“). Hinsichtlich des Struwwelpeters vgl. die Geschichte vom „Daumenlutscher“.
- 315 Paul Déroulède gründete 1882 die rechtsorientierte und antisemitische „Ligue des Patriotes“, mit der er Frankreich zur patriotischen Leidenschaft erziehen wollte und den Revanchegedanken im Volk schürte; KURZKE (2009), S. 308.328.
- 316 Eine Anspielung auf das Lied „Aux fleurs d'Alsace“; STEHLE (1922), S. 315.
- 317 DÉROULEDE (1884), S. 7–30; STEHLE (1922), S. 286–288; LEHMANN (2014), S. 104 f.
- 318 Vgl. a. VANSITTART (1941), S. 34 ff.37 ff, der von seinem eigenen Erleben der „explosion of Anglophobia“ und von mehreren Begegnungen mit schlagenden Burschenschaften erzählt.
- 319 L'ONCLE HANSI (1912/1916), S. I f: „Le morne ennui des leçons de grec et de latin, les rigueurs du cours d'allemand avec ses insipides poésies patriotiques dont on nous saturait, les insultes par lesquelles notre Professor se vengeait de nous voir sourire quand il s'imaginait nous apprendre le français, tout cela empoisonne la jeunesse des petits Alsaciens. Mais toutes ces tristesses, toutes ces humiliations et même les gifles, les gifles brûlantes qui laissent au front le rouge de la honte et sur la joue la trace de l'énorme baguette du Herr Professor, tout cela n'était rien en comparaison de ce que nous avons souffert pendant les leçons d'histoire. C'est là surtout que l'on prétendait nous germaniser en nous abreu-

- vant de sarcasmes, d'insultes envers tout ce qui nous était cher, tandis qu'on nous forçait à apprendre l'histoire de Prusse, l'histoire d'un peuple qui nous est étranger. [...] A chaque leçon il nous fallait entendre répéter, au milieu des rires grossiers des petits écoliers allemands, que les Français étaient des menteurs et des lâches, qu'ils se sauvaient toujours en courant comme des lièvres, que le 'peuple des seigneurs de la terre' leur avait fait mordre la poussière et plier les genoux.“
- 320 DERS., ebd., S. 90 ff.
- 321 DERS., ebd., S. 94.
- 322 HÖCKER (1889), S. 89; vgl. KLEIN (1914), S. 154: „Du mußt acht geben ... sie reiten dich nieder oder stampfen dich zu Boden ... du hörst ja, wie sie johlen: ‚Alldeutschland nach Frankreich hinein.‘“ Die Zeile ist der Refrain aus dem vierstrophigen Gedicht Arndts von 1841 „Als Thiers die Wälschen aufgerührt hatte“; ARNDT (1860), S. 504; DERS./LEFFSON (1912, I), S. 239 f; das Lied wurde später bei allen schulischen Sedan-Feiern gesungen; HAASE (1953), S. 35.
- 323 L'ONCLE HANSI (1912/1916), S. 99: „Tous les jours les Pangermanistes, ces ahurissants bonshommes, bouffis d'orgueil à en crever, ces fantoches qui voudraient être les conquérants du monde et qui ne sont que d'odieux délateurs ou de ridicules matamores, réclament à grands cris de nouvelles violences contre nous!“
- 324 DERS., ebd., S. 95; vgl. HOLL (1917), S. 845 f mit Literaturhinweisen.
- 325 HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST II (1907), S. 425; vgl. ebd., S. 438.487.
- 326 Den originalen Wortlaut überliefert VLOTEN (1864), S. 393: „*Helsche duvel, die tot Bruys-sel sijt, / Uwen naem ende faem sy vermaledijt*“.
- 327 HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST II (1907), S. 388.394.399 ff.404 ff.408 ff.417.420.422 f f.427.432 ff.441 ff.456 f.462 f.475 f u.ö.; vgl. RÜHLMANN (1918), S. 78.
- 328 HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST II (1907), S. 412 f.
- 329 L'ONCLE HANSI (1913), Querformat, Großoktav, 32 Seiten; vgl. a. die deutsche Übersetzung HANSI (2008) von Corinna Tramm.
- 330 L'ONCLE HANSI (1913/1920), S. 1; Waltz wurde aufgrund dieses Buches am 9.7.1914 vor dem Reichsgericht in Leipzig wegen „Aufwiegelung der Bevölkerung“ zu einer 15-monatigen Gefängnisstrafe verurteilt, der er sich nach Entrichtung einer Kautionssumme durch Flucht in die Schweiz entzog; HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 454b.
- 331 L'ONCLE HANSI (1913/1920), S. 8.
- 332 DERS., ebd., S. 6.
- 333 HUGO (1940c), S. 37; FONTANE II (1876), S. 38.
- 334 L'ONCLE HANSI (1913/1920), S. 18 f.
- 335 Z.B. GOLTZ (1905), S. 92.
- 336 L'ONCLE HANSI (1913/1920), S. 5 f.9.15. Schon in seiner oben besprochenen „*Histoire d'Alsace*“ tragen die struppigen Germanen – fellgewandete Höhlenmenschen, die bisweilen auch noch auf allen Vieren laufen – meist eine Brille auf der Nase.
- 337 DERS., ebd., S. 16 f.
- 338 DERS., ebd., S. 24 f; zu den Karikaturen Waltz' s. a. HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 453b ff.
- 339 L'ONCLE HANSI (1913/1920), S. 14.
- 340 DERS., ebd., S. 2; s. a. HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 480; solche Kriegsspiele waren auch in Deutschland üblich; GRAF (1994), S. 299; URY (2016), S. 553.

- 341 L'ONCLE HANSI (1913/1920), S. 12; s. a. DERS. (1912/1916), S. 93; vgl. CHALAMET (1891), S. 137 f; STEHLE (1922), S. 289.296.
- 342 L'ONCLE HANSI (1913/1920), S. 26 f; vgl. STEHLE (1922), S. 288–291.
- 343 BAHR (1918), S. 151; MUEHLON (1918), S. 12.67 (Tagebucheintrag vom 26.8.1914); JOHANN (1969), S. 278; Heinrich MANN (1974), S. 24.
- 344 DERS. (1956), S. 145 f.265.
- 345 REICHENBACH (1909), S. 23 f.37.39.53 f.74.79 f; RÜHLMANN (1918), S. 55.61 f.64.66.77 f.
- 346 BESIER (1984), S. 21 f.
- 347 DONNAY (1915), S. 1a-b: „Boche! c'est le bruit que produirait un homme trop gras sautant à gros pieds joints dans le sang et la boue. [...] Boches, ce sont les Barbares savants, diplômés, les cuistres assassins, les pédants espions, les professeurs conquérants et les docteurs sanguinaires; Boches [...], ce sont des soldats et des officiers qui tuent les femmes, les enfants et les vieillards, qui mutilent, torturent, incendient, pillent, salissent, violent, volent, cambriolent dans une large vague de soulerie, de stupre, de sadisme et de scatologie. [...] Sur terre, sur mer ou dans l'air, les boches, ce sont les auteurs des pires forfaits.“ KÜHN (1917), S. 32 f.
- 348 MELHUIH (1984), S. 157 ff.
- 349 S.u. Kap. IV, 2, G, S. 281 ff.
- 350 OWEN (2014), S. 20 f; MELHUIH (1984), S. 162.
- 351 FÜHMANN (1962), S. 5 ff, insbes. S. 11 ff. Der Autor hört 1931 auf dem Schulhof wie eine Klassenkameradin, die als Klatschmaul verschrien ist, eines Tages von einem gelben, ganz gelben Judenauto erzählt, das gerade über die böhmischen Berge fährt. Vom Trittbrett des Autos tropfe Blut. In dem Auto saßen vier, schwarze mörderische Juden mit langen blutigen Messern, die Mädchen einfingen. Die Mädchen würden geschlachtet und an den Füßen aufgehängt. Ihre Köpfe würden abgeschnitten, ihr Blut laufe in Pfannen aus. Das Blut werde mit feinstem Weizenmehl („Nullermehl“) vermischt, um Zauberkuchen zu backen. Obwohl der Autor weiß, dass die Erzählerin dieser Geschichte nicht verlässlich ist, schenkt er ihren Beteuerungen, alles sei wahr, Glauben. Auf dem Heimweg nach Hause gerät er in Todesangst, als ihm auf einem Feldweg ein braunes Auto mit drei Insassen entgegenkommt, aus dem heraus man ihn anspricht. Ihm erscheint das braune Auto plötzlich grellgelb; aus den drei Insassen werden vier; die Stimme aus dem Wagen klingt für ihn wie ein Peitschenschlag. Am nächsten Morgen berichtet er vor der Schulkasse und dem Lehrer sein schreckliches Erlebnis und blamiert sich, als die einzelnen Umstände seiner Geschichte eine völlig harmlose Erklärung finden. Die Schuld an seiner Bloßstellung gibt der Autor allerdings nicht sich, sondern hält das Ganze für einen hundsgemeinen Trick der Juden. Er würgt und ballt die Fäuste. Er hasst sie.
- 352 RIEß (1917), S. 33 ff.
- 353 Vgl. hierzu MANN (1988), S. 442 und den bei KURZKE (2009), S. 523 f zitierten Zeitungsartikel aus den „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 11.4.1916 (Vorabendausgabe): „Wie Frankreichs Greuelphantasie entstand“.
- 354 BAB (1914b), S. 392, in seinem Offenen Brief „An Verhaeren“.
- 355 HORNE/KRAMER (2001), S. 295 f. Da die im Vordergrund stehenden Zuschauer von Bild zu Bild immer weiter nach unten rücken, erscheint das Grauen fortschreitend herangezoomt.
- 356 Nicht mit der gleichnamigen, 155-seitigen Broschüre desselben Autors „La Belgique Sanglante“ zu verwechseln, die 1915 in Paris in neun Auflagen erschien.

- 357 Neue Freie Presse (Wien) vom 10.11.1914, Nr. 18037, Morgenausgabe, S. 11b; Münchener Allgemeine Zeitung, Jg. 117, Nr. 46 vom 14.11.1914, S. 662b.
- 358 Die Teilübersetzung vom 3.11.1914 gehörte zu einem Offenen Brief, den Otto Ernst [Schmidt] als Protest an Émile Verhaeren schrieb; ZWEIG (1998), S. 349 f; Otto Ernst publizierte u. a. das kriegsverherrlichende Buch „Gewittersegen – Ein Kriegsbuch“, Leipzig, 1915.
- 359 „Des filles de seize ans dont l'âme et dont le corps
 Étaient vierges et clairs subirent les morsures
 Et les baisers sanglantes et ivres des soldats,
 Et quand leur pauvre chair n'était plus que blessures
 On leur tranchait les seins avec des coutelas [...].
 Et quand ils rencontraient quelque Teuton frappé
 Par une balle adroite, au bord d'un chemin proche,
 Souvent ils découvraient, dans le creux de ses poches,
 Avec des colliers d'or et des satins fripés,
 Deux petits pieds d'enfant atrocement coupés.“ – Das französische Original zit. n. VERHAEREN (1915b), S. 6 f; vgl. KELLERMANN (1915), S. 364 f; READ (1972), S. 35, Anm. 57; ZWEIG (1998), S. 349 f.352; s. a. HOCHSCHILD (2000), S. 416.467, Anm. 5.
- 360 READ (1972), S. 36; vgl. ebd., S. 27 ff.30 f.35 f.82.156.
- 361 VERHAEREN (1915a), S. 24 f. „Lorsque j'arrivai en Angleterre, il y a six mois, on suspectait toute parole qui rapportait une atrocité commise. On disait: ‚Montrez-nous donc l'enfant aux mains coupées, et la femme à la poitrine sanglante.‘ Et comme la chose était impossible, parce que l'enfant aux mains coupées et la femme à la poitrine sanglante n'avaient pu s'empêcher de succomber à leurs tortures, on en concluait que les Allemands étaient non pas des bourreaux, mais des soldats. On voulait voir. Hélas! il aurait fallu ouvrir des tombes.“ Vgl. DERS., ebd., S. 39; PONSONBY (1930), S. 79 f; READ (1972), S. 35.
- 362 VERHAEREN (1915a), S. 128 ff.133 ff.139.143.148; Verhaeren rechtfertigte sich für diese Vergleiche mit dem Hinweis auf die 1895 zunächst anonym erschienene Schrift „Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950“ des Vorsitzenden des „Alldeutschen Verbandes“, Prof. Dr. [Traugott] Ernst [Friedrich] Hasse (1846–1908); HASSE (1895), S. 107 ff.
- 363 ZWEIG (1998), S. 29 ff.32 ff in Briefen an Romain Rolland vom 10. und 11.9.1914.
- 364 Vgl. ZWEIG (1921), S. 208; s. a. MUEHLON (1918), S. 141 (Tagebucheintrag vom 9.11.1914); TUCHOLSKY (1993, I), S. 303 („Briefbeilagen – Im Hinterzimmer“, 1918): „Aber das sind keine Deutschen, diese Bilderbogenboches der französischen Kriegsliteratur, das sind allenfalls Schützenscheiben. [...]“ DERS. (1993, II), S. 42 ff („Was darf Satire?“, 1919).82 ff.83 („Das Bild als Narr“, 1919): „Natürlich haben wir in Belgien nicht Kinderhände zum Frühstück gegessen und Frauen grundsätzlich nur aufgespießt und gebraten. [...] Es bleiben Lügen und ungeheuerliche Übertreibungen.“
- 365 Verhaeren bezog sich hierzu auf den „Geist“, in welchem die 1895 zunächst anonym veröffentlichte „Flugschrift von Traugott Ernst Friedrich Hasse (1846–1908) Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950“ verfasst sei; VERHAEREN (1915a), S. 134; der Text Hasses ist abgedruckt bei OPITZ (1994), S. 107–124.
- 366 JÄGER (1874, I), S. 387 f.519 ff; vgl. MÜNKLER (2015), S. 220 f.252.
- 367 VERHAEREN (1915a), S. 81.84.

- 368 HOCHSCHILD (2000), S. 341 ff.354 ff.366 ff.382 ff; SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 47.60 beweist, das diese Verbrechen durchaus lebendig im Gedächtnis geblieben waren.
- 369 Der Terminus „Gegenrechnung“ tauchte in der Tat auf; HORNE/KRAMER (2001), S. 362 f.371 („countercharge“).544 f, Anm. 170 f; S. 547, Anm. 21 verweisen auf die Schrift des ehemaligen Regimentsarztes Prof. Dr. August Gallinger: „Gegenrechnung – Verbrechen an kriegsgefangenen Deutschen“ (= Heft 9 der Süddeutschen Monatshefte, Jg. 18, München, 1921). Indes scheinen Kolonialverbrechen für Gegenrechnungen von Verbrechen weniger ernstgenommen worden zu sein; vgl. MANN (1988), S. 347 ff; KURZKE (2009), S. 454 ff; HOCHSCHILD (2000), S. 396 ff.416; HORNE/KRAMER (2001), S. 334 f.423 f.536, Anm. 28.
- 370 HOCHSCHILD (2000), S. 308 f.320 ff und ebd., nach S. 192 die photographischen Belege X–XI; s. a. ebd., auch die englische Karikatur „The Appeal“ auf der Abbildungsseite XV; PIPER (2013), S. 186 f; BRUNDEL (2014), S. 92 f.
- 371 Es fällt auf, dass hier – im Unterschied zu den sonst zahlreichen photographischen Fälschungen (PONSONBY, 1930, S. 135 ff) – tragfähige photographische Beweise nicht existieren. Wenn Bilder gezeigt werden, sind es immer nur Zeichnungen oder Skulpturen. Im Übrigen vgl. zur plausiblen Widerlegtheit vieler Gräuelgeschichten PONSONBY, ebd., S. 67 ff.91 ff.94 ff.97 f.102 ff.129 ff.
- 372 HORNE/KRAMER (2001), S. 201 ff.503, Anm. 103 beziehen sich auf die Forschungen von Donald Pond SPENCE (1982): „Narrative Truth and Historical Truth – Meaning and Interpretation in Psychoanalysis“, New York; vgl. a. DERS. (1994): „Narrative Truth and putative Child-Abuse“, in: International Journal of Clinical and Experimental Hypnosis“, Vol. 42, Issue 4, S. 289–303.
- 373 READ (1972), S. 35 f vermutet z. B. Einzelfälle bei der Explosion von nicht gezündeten Granaten, mit denen Kinder spielten oder bei Kavallerie-Attacken auf belebten Straßen, bei denen man auf alles eingehauen hätte, was im Weg gestanden habe; vgl. a. HORNE/KRAMER (2001), S. 234.
- 374 HORNE/KRAMER (2001), S. 201.423.
- 375 *Le Journal*, 30.4.1915, Nr. 8251, S. 4 f („L’Enfant Belge“); die Beischrift der Postkarte lautete: „Voilà comment le traita un peuple qui se disait prédestiné à civiliser le monde“; AVENARIUS (1918), S. 159.
- 376 HORNE/KRAMER (2001), S. 211.
- 377 READ (1972), S. 31; Hervorhebung von mir.
- 378 DERS. ebd., S. 30 mit Anm. 38.
- 379 Vgl. dazu PONSONBY (1930), S. 128: „Affidavits of single witnesses were accepted as conclusive proof.“ Vgl. DERS., ebd., S. 79 f.
- 380 HORNE/KRAMER (2001), S. 240 ff; dazu wurden allerdings – wie wir heute aufgrund der erhalten gebliebenen Vorarbeiten der Militäruntersuchungsstelle des Preußischen Kriegsministeriums wissen – anderslautende Aussagen deutscher Soldaten (u. a. zu unkontrollierten Panikreaktionen) unterdrückt; DIES., ebd., S. 241 f.
- 381 DIES., ebd., S. 229 f.230 ff.232 ff.234 f.237 ff.247 ff; vgl. a. READ (1972), S. 28 ff.31 f.33 ff.56 f f.64 ff.66 ff.156 f.241 ff.
- 382 Vgl. HORNE/KRAMER (2001), S. 230 ff.247 ff; vgl. VERHAEREN (1915a), S. 30 ff.61 ff.75 ff.
- 383 LASSWELL (1938), S. 82.
- 384 HORNE/KRAMER (2001), S. 233.

- 385 FONTANE I (1873), S. 498 ff; DERS. II (1876), S. 65.125 mit Anm.; DERS. III (1876), S. 918 (mit Anm.). 979 mit Anm.
- 386 Zu den Presseorganen der USA und ihren bis zu 75.000 Rednern, die in rd. 5000 amerikanischen Städten vor etwa dreihundert Millionen Menschen insgesamt 755.190 Vier-Minuten-Ansprachen hielten, s. BEHAM (1996), S. 33 ff.
- 387 Belege bei READ (1972), S. 22–50; BEHAM (1996), S. 34.
- 388 FOURNIER (1921), S. 112 f. „5. Quand nous sommes assis, la porte s'ouvre. C'est un jeune Belge de Dinant qui entre. Nous nous levons tous et nous crions: ‚Voilà Marcel! Bonjour, Marcel!‘ 6. Le pauvre petit, don't la mère s'est réfugiée chez nous, a les deux mains coupées. Ce sont les Allemands qui l'ont ainsi martyrisé.“ S.a. ANONYMUS (1926), S. 454 f. Vgl. zu anderen Fortschreibungen des Amputationsvorwurfs nach dem Krieg HORNE/KRAMER (2001), S. 355 ff. 391 ff.
- 389 FOURNIER (1921), S. 124 f, Leçon 41, 4–7.9–10 („La cathédrale de Reims“): „4. ‚Pourquoi ont-ils fait cela? Une cathédrale, c'est sacré pour tout le monde.‘ – 5. ‚Ils ne respectent rien, les misérables! Ils ont tué des enfants, des femmes, des vieillards; ils ont achevé nos blessés; ils ont incendié les maisons de nos villages; ils ont bombardé nos hôpitaux, nos ambulances; ils ne reculent devant aucun crime pour nous faire le plus de mal.‘ – 6. ‚Les Français ne feraient pas cela; ils sont meilleurs, n'est-ce pas, maman chérie?‘ 7. ‚Oui, ils sont meilleurs ...‘ [...] 9. ‚N'est-ce pas, mon fils, me dit ma mère, en me regardant au fond des yeux, que tu n'oublieras pas tous ces crimes?‘ – 10. ‚Je te le promets, ma mère.‘“ ANONYMUS (1926), S. 457 ff. 459 ff.
- 390 Über die Initiativen ab 1900 s. RÜHLMANN (1918), S. 27 ff; über die deutsch-französischen Vereinbarungen zur Schulbuchrevision nach 1935 und 1945 s. ECKERT/SCHÜDDEKOPF (1953), S. 9 ff. 12 ff. 15 ff. 35 ff. 55 ff. 67 ff. 79 ff. 82 ff und passim.
- 391 Heute finden sich die Werke von Jean-Jacques Waltz aus nostalgischen Gründen in sog. „Hansi-Buchecken“ mancher elsässischer Buchläden.
- 392 REINHARD (1850), Brief Nr. LI, S. 101; vgl. a. ebd., Brief Nr. CXI, S. 214 f (Goethe an Reinhard, 10.6.1822).
- 393 MANN (1955), S. 34 („Pariser Rechenschaft“, 1926); Reinhard hatte im Brief Nr. CXI auch geschrieben: „Überhaupt will mir bedünken, daß die Nationen sich unter einander mehr als je verstehen lernen, die Mißverständnisse scheinen nur innerhalb des eignen Körpers einer jeden zu liegen“; vgl. a. STAËL (1874), S. 114: „Les hommes de génie de tous les pays sont faits pour se comprendre et pour s'estimer“ = „Geniale Menschen aller Länder sind geeignet, sich zu verstehen und zu schätzen.“
- 394 MAALOUF (1998), S. 39 ff.
- 395 VOLTAIRE (1833), S. 66, Nr. 6452, Brief vom 5./8. (?) Dezember 1772 an Friedrich II.: „*tigres-singes*.“ ARNDT (1814 g), S. 15, Anm.; vgl. MANN (1988), S. 174 („Gegen Recht und Wahrheit“); KURZKE (2009), S. 304 f.
- 396 ARNDT (1813 g), S. 19.20 f. Hervorhebung von mir; vgl. STEFFENS (1912), S. LV f.
- 397 DEHMEL (1919), S. 295; in seinen Tagebucheinträgen vom 20.5.–12.7.1915 (in der Kommandantur Anizy le Château).
- 398 HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST II (1907), S. 477.
- 399 DERS., ebd., S. 492.
- 400 SAINT-SAËNS (1914a), S. 1e (*L'Écho de Paris*, 19.9.1914); DERS. (1916), S. 11: „Il est inutile

- de dire que les artistes d'Allemagne n'ont jamais eu de talent, que ses savants n'ont aucune valeur; c'est imiter les Allemands lorsqu'ils disent que les Français sont un peuple de singes.“ KÜHN (1917), S. 54.
- 401 OHLER (1973), S. 74 ff.78 ff.82 ff.84 ff.90 f.397 ff; TROUILLET (1981), S. 131 ff.181 ff.
- 402 LAVEDAN (1916), S. 123.130; KÜHN (1917), S. 48 f. Zu den Hintergründen dieses romanischen Missemphindens der deutschen Sprache gegenüber vgl. STORZ (1948), S. 176 ff.
- 403 RÜHLMANN (1918), S. 70.
- 404 LAVEDAN (1916), S. 130; KÜHN (1917), S. 49.
- 405 S. die Edition bei GRÜTZMACHER (1982), S. 727; vgl. a. ebd., S. 701 (III, 3).
- 406 ZIEGLER (1971), S. 221.227.
- 407 LAVEDAN (1916), S. 124; KÜHN (1917), S. 48.
- 408 FOERSTER (2006), S. 61.
- 409 KÜHN (1917), S. 46 f (den originalen bibliographischen Fundort zu eruieren, ist mir nicht gelungen). Vgl. dagegen noch CHUQUET (1913), S. 255 ff.232 ff.309 ff. Der nachhaltige Einfluss Shakespeares auf die deutsche Klassik ist freilich unbestreitbar. GUNDOLF (1947), S. 167 ff.200 ff.255 ff u.ö.; Chuquet dürfte das erstmals 1911 erschienene Werk Gundolfs gekannt haben.
- 410 MANN (1955), S. 35 („Pariser Rechenschaft“, 1926).
- 411 Der 79-jährige Camille Saint-Saëns war preußischer Pour-le-Mérite-Träger (1901) und Ehrenmitglied der „Gesellschaft der Musikfreunde am Rhein und in Westfalen“, KELLERMANN (1915), S. 326 ff.
- 412 BAUDELAIRE (1981, III), S. 17–94 („Richard Wagner et ‚Tannhäuser‘ à Paris“); WAGNER (1914, VIII), S. 138 („Erinnerungen an Auber“, 1871); KURZKE (2009), S. 201 f.460.
- 413 SAINT-SAËNS (1914b), S. 1e–f; DERS. (1916), S. 22 f.26; KÜHN (1917), S. 55; vgl. dazu Thomas MANNs (1933), S. 364 ff.391 Äußerungen zur Wagner'schen Musik: „Nun denn, das Genie Richard Wagners setzt sich aus lauter Dilettantismen zusammen. Aber aus was für welchen!“, „Eine gewisse mächtig geartete Stümperei“.
- 414 SAINT-SAËNS (1914c), S. 1e–f; DERS. (1916), S. 34 f; KÜHN (1917), S. 55 f.
- 415 SAINT-SAËNS (1914c), S. 1e–f; DERS. (1916), S. 36.38; KÜHN (1917), S. 56 f.
- 416 SAINT-SAËNS (1914c), S. 1 f; DERS. (1916), S. 38 f; KÜHN (1917), S. 57 f.
- 417 SAINT-VICTOR (1870), S. 205.
- 418 WAGNER (1914, VII), S. 31 („Über deutsches Musikwesen“, 1840); vgl. allerdings DERS. (1914, VIII), S. 39, wo von den französischen „Douanen“ die Rede ist, die „gehalten“ sind, „mit außerordentlicher Strenge allem Ausländischen die Einfuhr zu wehren; wenigstens ist der Eingangszoll sehr hoch, und es kostet Mühe, ihn zu erschwingen.“ („Der Freischütz in Paris“, 1841).
- 419 BAYET (1902), S. 171.
- 420 JEAN PAUL (1923), S. 358 ff („Über die französische Literatur in Frankreich“).
- 421 MÄLZER-SEMLINGER (2009), S. 154 ff, wobei sie als Motiv für den Import allerdings herausarbeitet, dass man in der französischen Literatur einen starken germanischen Anteil entdeckte, der die deutsche Kulturhegemonie zu bescheinigen schien.
- 422 DIES., ebd., S. 169 ff.174 ff.
- 423 RÜHLMANN (1918), S. 8 mit Anm. 3 (Lit.); vgl. zur „*Mission civilisatrice de la France*“ auch gegenüber Deutschland nach der Niederlage von 1870/1871 GRUPP (1971), S. 388 f.395 ff.402.

- 424 ARNDT (1818d), S. 139 f; vgl. a. DERS. (1813c), S. 168 u.ö.
- 425 DERS. (1818d), S. 153.155; HAUßLEITER (1916), Sp.1386 f.
- 426 LANGBEHN (1916), S. 95 ff.126 ff.270 ff.
- 427 MANN (1988), S. 180 („Gegen Recht und Wahrheit“); vgl. dazu MENDELSSOHN (1975), S. 1070 ff.
- 428 DEHMEL (1919), S. 289; in seinen Tagebucheinträgen vom 20.5.–12.7.1915, Kommandantur Anizy le Château; TROUILLET (1981), S. 164.
- 429 ARNDT (1818d), S. 155: „[...] die empfindsamen und lüsternen und schlüpfrigen französischen Romane und Gedichte.“
- 430 In: LEICHT (1918), S. 107b.
- 431 HOFMILLER (1920), S. 119.123.125.129.
- 432 Bei ECKERMANN (1902, I), S. 271 f (Sonntagabend, den 21.1.1827).325 (Montagabend den 9.7.1827) u.ö.
- 433 Madame de STAËL (1874), S. 68 ff.110 ff.381 ff u.ö.
- 434 WAGNER (1914, VIII), S. 125 ff, insbesondere S. 134 ff („Erinnerungen an Auber“, 1871).
- 435 „Ekelhafter Jargon ...“ etc.; SCHOPENHAUER (1976), § 299a, S. 672 („Über Sprache und Worte“); vgl. CURTIUS (1925), S. 237; MANN (1988), S. 126; KURZKE (2009), S. 257.
- 436 HOFMILLER (1920), S. 117–132, passim; vgl. HITLER (2016b), S. 55 [= II, S. 1068 f, Anm. 128], der dem Französischen die „Schulung des scharfen logischen Denkens“ abspricht, „wie dies etwa dem Lateinischen zukommt.“
- 437 Zit. n. MANN (1955), S. 17 („Pariser Rechenschaft“, 1926).
- 438 ZWEIG (1927), S. 87.
- 439 Vgl. gleichwohl MANN (1955), S. 654 f.705 ff.722 f („Deutsche Hörer!“, 1940–1945).
- 440 READ (1972), S. 5 ff.
- 441 DAUDET zit. n. BAINVILLE (1915), S. 102.105 „Le tempérament allemand, du haut en bas de l'Empire et dans tous les milieux, est un tempérament féroce chez qui le manque de tact n'est qu'une dépendance du manque de sensibilité. Cette férocité est méthodique, froidement conçue comme un élément de supériorité ethnique, de domination et de conquête, sans nulle griserie ni dégriserie. [...] La civilisation exige que le Français, l'Anglais, le Russe et le Belge, maintenant qu'ils tiennent le porc allemand, le saignent sans merci sur leur billot. Alors seulement on respirera.“ S.a. BECKER/KRIEGEL (1964), S. 148; KÜHN (1917), S. 51.53; vgl. dazu auch die französischen, belgischen und englischen Karikaturen bei AVENARIUS (1918), S. 187 ff.202 („Der Deutsche als Schwein“, „Der Deutsche als Tier“).
- 442 MANN (1988), S. 440 f verweist auf einen Artikel in „Le Figaro“ zu Anfang des Krieges; womöglich ist der Fundort falsch angegeben; vgl. KURZKE (2009), S. 522: „Nicht ermittelt“; vgl. DERS., ebd., S. 56 ff zur Zitationskunst Manns; s. a. DERS., ebd., S. 176.190.243.261.320.330.363.365.420.428.437.446.452.461.475. 483.493.528.558.564.572.(598).599.606 zu zahlreichen nicht mehr ermittelbaren Zitierungen Manns.
- 443 JEAN PAUL (1923), § 29, S. 114 ff.
- 444 AVENARIUS (1918), S. 161 ff: *Le Journal* vom 15.3.1915, Nr. 8205, S. 1; *Turiner Numero* Nr. 132, 1916; *Le Rire Rouge*, Nr. 11 vom 30.1.1915; *La guerre sociale*, Nr. 315 vom 15.5.1915; *La grande guerre par les artistes*, Hermann-Paul, 1915 (?); *La Baïonette*, 1915 (?).
- 445 READ (1972), S. 53 mit Anm. 12; SCHNEIDER (2011), S. 236 f.

- 446 AVENARIUS (1918), S. 212 ff; ZIESE/ZIESE-BERINGER (1930), S. 46 ff; ZEYONS (1976), S. 36 ff.
- 447 PONSONBY (1930), S. 71 und S. 72 ff.
- 448 KELLERMANN (1915), S. 354. So auch auf Postkarten dargestellt; ZEYONS (1976), S. 55 („*La Barbarie contre la Civilisation*“).
- 449 JANSSEN (1888, VI), S. 226 ff.240 ff; DERS. (1893, VII), S. 614 f; eine handliche Auswahl der polemischen, durchaus auch ins Obszöne spielenden Schriften Luthers bei BUCHWALD/KAWERAU/KÖSTLIN/RADE/SCHNEIDER (1898).
- 450 JANSSEN (1988, VI), S. 35 ff.42 ff; vgl. einige Abbildungen hiervon bei KOSCHNICK/MORTZFELD (2017), S. 96 ff; s. a. DIES., ebd., S. 136 f.
- 451 Schon bei Caesar und Tacitus; NDIAYE (2008), S. 47 ff.
- 452 Dazu bietet das oben erwähnte Buch „*L’histoire d’Alsace*“ von Jean-Jacques Waltz reichlich Anschauungsmaterial; L’ONCLE HANSI (1912/1916), S. 5 f.9 f.13.15.18.
- 453 RABELAIS (1870); DERS. (2016): „Gargantua – La Vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel, jadis composée par l’abstracteur de quinte essence. Livre plein de Pantagruélisme (deutsch: Das unschätzbare Leben des großen Gargantua, des Vaters von Pantagruel, einst verfasst vom Quintessenz-Abstraktor. Ein Buch voller Pantagruelismus), zuerst Paris, 1534 ff.
- 454 Redensarten, deren Bildhäfte wörtlich genommen wird, wenn etwa ein General eine Besatzung „über die Klinge springen lässt“ oder „eine Festung schleift“, oder ein Übersetzer von Thukydides oder Cicero die Bücher in ein Boot packt und damit zum anderen Ufer „übersetzt“.
- 455 MICHELET (1868, III), S. 8; WERNICKE (1872, V, 1), S. 23.35.
- 456 THOMPSON (1934), S. 403; TARLE (1937), S. 344; READ (1972), S. 3, Anm. 11.
- 457 Zit. n. RÜHLMANN (1918), S. 103; das französische Original war mir wegen fehlender und nicht mehr zu recherchierenden Literaturangaben nicht zugänglich.
- 458 Vgl. AVENARIUS (1918), S. 194 mit ebd., S. 174 ff.188.195 ff; ZEYONS (1976), S. 36.38.40.42 ff. 46.48; vgl. DEMM (2008), S. 250 ff.
- 459 AVENARIUS (1918), S. 166; eine Variante hierzu bei ZEYONS (1976), S. 36.
- 460 KOEPPEN (1956), S. 121.
- 461 AVENARIUS (1918), S. 188 ff.202; HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 546 ff.557 ff; DEMM (2008), S. 252 ff.
- 462 ZEYONS (1976), S. 43 (J. M. T., Paris); SCHNEIDER (2011), S. 136, Abb. 1; vgl. a. HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 513.
- 463 TROUILLET (1981), S. 175 ff.
- 464 Zit. n. BAINVILLE (1915), S. 103; KÜHN (1917), S. 51.
- 465 So etwa *LE TEMPS*, Cinquante-Quatrième Année, N° 19470, Mardi 27 Octobre 1914, S. 5d („Le 57^e d’infanterie cité à l’ordre de l’armée“); vgl. *LE TEMPS*, Cinquante-Sixième Année, N° 20138, Vendredi 28 Août 1916, S. 4b: „En un mot tout ce qui, nous rassurant, fortifie notre volonté d’écraser la vermine allemande.“ (Music-halls et Cinématographes“); u.ö.
- 466 L’ONCLE HANSI (1913/1920), S. 14; vgl. KLEIN (1914), S. 156; Jer. 4, 25; 9, 9.
- 467 RÜHLMANN (1918), S. 70.101.
- 468 ZEYONS (1976), S. 31; SCHNEIDER (2011), S. 165: „Allemand dégage une odeur spécifique, fétide, nauséabonde imprégnante et persistante, la ‚bromidrose‘ [= „stinkender

- Rassenschweiß“]. Le coefficient urotoxique est chez les Allemands au moins un quart plus élevé que chez les Français. Cela veut dire que s'il faut 45 centimètres cubes d'urine française pour tuer un kilogramme de cobaye il ne faudra que 30 centimètres cube[s] d'urine allemande, plus toxique, pour obtenir le même résultat ... La principale particularité organique de l'Allemand actuel c'est qu'il est impuissant à éliminer par sa fonction rénale surmenée, tous les éléments uriques; il doit donc y ajouter la sudation plantaire, cette conception peut s'exprimer en disant que l'Allemand urine par les pieds ...“ READ (1972), S. 19 mit Anm. 114 nennt als Literaturangabe die 12-seitige Broschüre von Dr. Edgar BÉRILLON (1915); s. a. MANN (1988), S. 444; zu weiteren Broschüren Bérillons zu ähnlichen Themen s. KURZKE (2009), S. 527.
- 469 MANN (1988), S. 173.
- 470 REICHENBACH (1909), S. 64; s. dazu RICKERS (2018), S. 85 ff.
- 471 „Persönlich trete ich der Ansicht jener bei“, schreibt Tacitus, „die glauben, daß die Germanen ihr Blut nicht durch Heiraten mit Fremden befleckt haben (*nullis aliarum nationum conubiis infectos*), sondern eine eigenartige und rassereine Volkseinheit geblieben sind, die sich von jedem anderen Volk unterscheidet (*propriam et sinceram et tantum sui similem gentem extitisse*).“ Die tendenziöse Übersetzung nach HARENDZA (1964), S. 11.
- 472 ARNDT (1828), S. 81.91.
- 473 Eine Blütenlese von Belegstellen aus Arndts Schrifttum zum Franzosenhass bei WEBER (1991), S. 162; für Kleist genügt es, auf dessen „Hermannsschlacht“ hinzuweisen.
- 474 BRUYN (2010), S. 117 ff.
- 475 NIETZSCHE (2010), S. 195 f („Jenseits von Gut und Böse“, § 252).
- 476 DERS. (2004), S. 313 („Ecce homo, Die Geburt der Tragödie, 4.“); vgl. a. DERS. (1999b), S. 594.599 f.611 f. „Das höchste Gesetz des Lebens, von Zarathustra formuliert, verlangt, daß man ohne Mitleid sei mit allem Ausschuß und Abfall des Lebens, – daß man vernichte, was für das aufsteigende Leben bloß Hemmung, Gift, Verschwörung, unterirdische Gegnerschaft sein würde. [...] Die Gesellschaft soll in zahlreichen Fällen der Zeugung vorbeugen: sie darf hierzu, ohne Rücksicht auf Herkunft, Rang und Geist, die härtesten Zwangs-Maaßregeln, Freiheits-Entziehungen, unter Umständen Castrationen in Bereitschaft halten. – Das Bibel-Verbot ‚du sollst nicht tödten!‘ ist eine Naivetät im Vergleich zum Ernst des Lebens-Verbots an die *décadents*: ‚ihr sollt nicht zeugen!‘ ... Das Leben selbst erkennt keine Solidarität, kein ‚gleiches Recht‘ zwischen gesunden und entartenden Theilen eines Organismus an: letztere muß man *ausschneiden* [...]“. („Nachgelassene Fragmente“, September-Oktober 1888 Nr. 22[23], Oktober 1888 Nr. 23 [1]).
- 477 BRAUN (1892), S. 186 f. „Das Thränentuch“.
- 478 KOSZYK (1968), S. 121; JOHANN (1969), S. 44; SCHNEIDER (2011), S. 140; Hervorhebung von mir. Das Gedicht erschien nach einem Tagebucheintrag von Erich Mühsam mit einer hinzugefügten dritten Strophe am 22.10.1914 in der Münchener Zeitung.
- 479 DEUTSCHE KRIEGLIEDER 1914 (1914), S. 110 f.
- 480 SOMBART (1915), S. 85 (Achstes Kapitel: Der deutsche Militarismus); JOHANN (1969), S. 147.
- 481 In: JÜNGER (1930), S. 133: „In den Reihen des grauen Heeres, das nun vier Jahre lang die Erde in Atem hält, fechten Nietzsche und Wagner genauso wie Bismarck und Friedrich der Große.“

- 482 Vgl. JIRICZEK (1906), S. 187; HELM (1913), S. 261 ff; das Motiv auch bei FLEX (1922), S. 14 ff. 29 ff. 43 ff; ebd., S. 29: „Als heimliche Könige schaltet, / gesalbt mit Erdschmerz, / ihr [= die gefallenen deutschen Soldaten] über die Erde und waltet / still über des Volkes Herz.“ („Weihnachtsmärchen“, 1914).
- 483 Der Ausdruck stammt von Robert MUSIL (1988, I), S. 374, der ihn zur Karikierung verwendet und zeigt, dass solcher Militärdiskurs auch in der Donaumonarchie nicht unüblich war; s. a. PRECHT (1996), S. 183.
- 484 ZWEIG (2013), S. 473 ff nach dem „Incipit *tragoedia*“ Nietzsches; NIETZSCHE (1999a), S. 346 (Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Fröhlichen Wissenschaft“).
- 485 BAB (1915b), S. 63; BUSSE (1916), S. 42; BRUENDEL (2014), S. 8; vgl. PRESSEL (1967), S. 84 ff. 121.
- 486 MANN (1974), S. 71 ff; Mann nennt Kolbenheyer.
- 487 DERS. (1955), S. 108 („Leiden an Deutschland“, 1933/1934); Mann nennt Petersen und Bertram.
- 488 VANSITTART (1941), S. 5.21 u.ö.; SPÄTER (2003), S. 132 f.
- 489 VANSITTART (1941), S. 1 ff. 13 ff. 24.27.29.46.
- 490 ECKERMANN (1902, II), S. 319 (Donnerstag, den 3.5.1827): „Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert, allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen.“
- 491 HÖLDERLIN (1992, I), S. 754 ff (Hyperion, „So kam ich unter die Deutschen“).
- 492 VANSITTART (1941), S. 49 f.
- 493 DERS., ebd., S. 16. Der Leitfaden für britische Soldaten – GERMANY (1944), S. 14 – differenziert hingegen in dem Sinn, dass von „Hitlers crude and violent beliefs“, nur „few of them original in German thought“ sind.
- 494 HOGGAN (1977), S. 288.401.
- 495 ROSE (2004), S. 141.
- 496 Vgl. Viktor von WEIZSÄCKERS (1967), S. 255 ff Ausführungen zur „proleptischen Struktur der Biographie“.
- 497 Heinrich MANN (1974), S. 21 („Giftkeim“); CAROSSA (1951), S. 33 ff. 157 („lauernder Virus“); KLEMPERER (2015), S. 138 ff („Trichinen“).
- 498 JOERDEN (1947), S. 561.
- 499 Definition der „Massakergesellschaft“ bei TODOROV (1985), S. 175.
- 500 SIEBURG (1954), S. 292; TROUILLET (1981), S. 222; vgl. a. CLEMENCEAU (1930a), S. 232–252 (Chapitre XV: „*Sensibilité Allemande*“); DERS: (1930b), S. 205–223 (Kapitel 15: „Die gefühlsmäßige Einstellung der Deutschen“).
- 501 HANSTEIN (1947), S. 5.7.22 ff. 30 ff. 33 ff. 41.44 ff. 48 ff. 68 ff. 100.105.111.123 deutet Luther als Imperialisten und Chauvinisten und konstruiert eine direkte, bruchlose Linie „von Luther über den Großen Kurfürsten, über Friedrich II. und seine Nachfolger, über Bismarck und die Ära wilhelminischer Zeit bis zu Hitler.“ Robert Vansittarts „*Black Record*“ von 1941, der Hanstein sicherlich bekannt war, hatte den deutschen „Barbarismus“ zum Nationalsozialismus schon bei Hermann dem Cherusker beginnen lassen; VANSITTART (1941), S. 21 ff;

- SPÄTER (2003), S. 132. Vgl. zu ähnlichen Überlegungen FEST (1973), S. 515 ff; MISHRA (2017), S. 173 ff. Zu Vansittart s. die eher apologetisch ausgerichteten Gegenschriften Gerhard RITTERs (1948), S. 7 ff. 16. 19. 24 f. 29. 32. 35 f. 41. 51. 57. 79 f. 85 f. 107 f. 117 f. 141 ff. 193 ff u. ö. und Friedrich MEINECKEs (1946), S. 9 f. 28 f. 39 ff. 47 ff. 55. 59. 70 ff. 79 ff. 83. 96. 131 f. 141 f. 156 ff.
- 502 MANN (2003), S. 119; vgl. a. DERS. (1960a), S. 643 ff (Kap. XLVI); DERS. (1955), S. 560 ff. 573 ff („Deutschland und die Deutschen“, 1945).
- 503 NIETZSCHE (1999b), Nr. 22, 9, S. 587 („Nachgelassene Fragmente“, September bis Oktober 1888).
- 504 Vgl. die bei BRAKELMANN (2020), S. 134 f dokumentierte Bekanntmachung von sieben Landeskirchen über den Ausschluss von „rassejüdischen Christen“ vom 17.12.1941.
- 505 DER PROZEß (1947), S. 345; Montag, den 29. April 1946. Streicher bezieht sich auf D. Martin Luther, WA LIII, S. 536 f.
- 506 Karl Barth begründet seine Behauptung in zwei Briefen wie folgt; er schreibt im Dezember 1939 an Pfarrer Westphal (BARTH, 1948, S. 113 f): „Es leidet aber das deutsche Volk an der Erbschaft eines besonders tiefsinnigen und gerade darum besonders wilden, unweisen, lebensunkundigen Heidentums. Und es leidet an der Erbschaft des größten christlichen Deutschen: an dem Irrtum Martin Luthers hinsichtlich des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium, von weltlicher und geistlicher Ordnung und Macht, durch den sein natürliches Heidentum nicht sowohl begrenzt und beschränkt als vielmehr ideologisch verklärt, bestätigt und bestärkt worden ist. [...] Der Hitlerismus ist der gegenwärtige böse Traum des erst in der lutherischen Form christianisierten deutschen Heiden.“ In einem zweiten Brief vom 28.2.1940, gerichtet an Pfarrer Kooyman, Holland, heißt es bei DEMS., ebd., S. 122: „Das Luthertum hat dem deutschen Heidentum gewissermaßen Luft verschafft, ihm (mit seiner Absonderung der Schöpfung und des Gesetzes vom Evangelium) so etwas wie einen eigenen sakralen Raum zugewiesen. Es kann der deutsche Heide die lutherische Lehre von der Autorität des Staates als christliche Rechtfertigung des Nationalsozialismus gebrauchen und es kann der christliche Deutsche sich durch dieselbe Lehre zur Anerkennung des Nationalsozialismus eingeladen fühlen. Beides ist tatsächlich geschehen.“
- 507 DERS. (1945), S. 21.
- 508 NIETZSCHE (1999b), Nr. 22, 23, S. 594; Nr. 23, 1, S. 599 f; Nr. 23, 10, S. 611 f; s. a. DERS. (1977), S. 515 („Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre“, hg. v. Schlechta).
- 509 CONZE (2020), S. 199 ff (Lit.).
- 510 Aus Friedrich von Schiller, *Tabulae Votivae* Nr. 23, *Musen-Almanach für das Jahr 1797*. Der vollständige Aphorismus lautet: „Willst du dich selber erkennen, so sieh wie die andern es treiben, / Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.“ GOEDEKE (1871b), S. 170; OSTROGGE (1871), S. 476; BÜCHMANN (1915), S. 20.
- 511 MANN (1955), S. 34 („Pariser Rechenschaft“, 1926).
- 512 KRUMMACHER (1937), S. 42.
- 513 SCHULTZE (1891), S. 67; STAUDE (1903), S. 121.
- 514 Das vollständige Zitat aus dem Gedicht „Trost“ lautet: „Wann dich die Lästerzunge sticht, / So laß dir dies zum Troste sagen: / Die schlechtesten Früchte sind es nicht, / Woran die Wespen nagen.“ BOHTZ (1835), S. 77; BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 1809, S. 294.
- 515 SCHULTZE (1891), S. 72.

- 516 DERS., ebd., S. 50–71.72.85.94; so bringt STAUDE I (1903), S. 22 ff.42 ff.57 ff.71 ff.82 ff.91 f. 106 ff.121 ff.132 f.146 f zu jedem einzelnen Gebot einen gesonderten Abschnitt „Die völlige Erfüllung des [...] Gebotes bei Jesus Christus“; FRAAS (1971), S. 260, Anm. 10.
- 517 BAUMGARTEN (1915b), S. 136 ff; FOERSTER (1919), S. 44 f.
- 518 SCHIAN (1915d), S. 39 ff; s. a. BESIER (1984), S. 20.
- 519 SCHIAN (1915d), S. 39.
- 520 Vgl. Jes. 26, 17 ff.21; Hos. 13, 13; Matth. 24, 3 ff.8 ff Parr.; Joh. 16, 21; Offb. 12, 2; Aeth. Hen. 99, 4 ff; 4. Esr. 13, 29 ff etc.
- 521 BLUMHARDT (1932), S. 218 (Predigt vom 27.8.1911).245 ff (Predigt vom 3.12.1911).388 ff (Predigt vom 1.5.1915).392 ff (Predigt vom 2.5.1915).420 (Predigt vom 12.12.1915).430 f (Predigt vom 11.3.1917); vgl. a. DERS., ebd., S. 229.278.394 ff; RAGAZ (1925), S. 46.267 f.285 ff.
- 522 Gerade die Entstehung eines solchen, dem Kommen des Reiches synergistisch zuarbeitenden Gottesvolkes war ein besonderes Anliegen Christoph Blumhardts d.J.; BLUMHARDT (1932), S. 45.128.330.437.443; RAGAZ (1925), S. 257.
- 523 S. etwa BLUMHARDT (1932), S. 22 (Predigt vom 20.12.1908).128 f (Abendandacht vom 2.4.1910).156 f (Predigt vom 29.5.1910).258 ff (Predigt am 17.12.1911).276 ff (Predigt am 11.2.1912).299 ff (Predigt vom 15.12.1912).305 (Morgenandacht am 6.5.1913); vgl. a. DERS., ebd., S. 302.305.330; s. a. die Zitat-Sammlung aus Blumhardts Predigten und deren Deutung bei RAGAZ (1925), S. 246 ff.252 ff.257 ff.264 ff; vgl. dort auch ebd., S. 46 ff.334 f.
- 524 Anspielung auf Theodor Körners Gedicht „Männer und Buben“, erste Zeile: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“? KÖRNER (1920), S. 42.
- 525 BLUMHARDT (1932), S. 404.412.441 ff (Predigten vom 6.12.1914, 2.10.1915, 7.11.1915, 21.11.1915); vgl. PRESSEL (1967), S. 264 f; HÜBNER (2019), S. 367 ff, insbes. S. 369c–370b.
- 526 BLUMHARDT (1932), S. 441 (Predigt vom 6.12.1914); vgl. DERS., ebd., S. 53 ff (Predigt vom 20.6.1909); vgl. DERS. (1978, III), S. 178 (Predigt vom 21.2.1915).
- 527 FOERSTER (1919), S. 41 ff.62 ff.
- 528 „Ut christifidelium omnium animos eo convertamus impensius *unde venit auxilium*, ad Christum, dicimus, *principem pacis et Dei atque hominum mediatorem* potentissimum“; ACTA APOSTOLICAE SEDIS (1914), S. 373; die deutsche Übersetzung nach STRUKER (1917), S. 113 f (Anhang I).
- 529 STRUKER (1917), S. 4.
- 530 GIERKE (1915), S. 75–101.
- 531 Vgl. die Predigtbeispiele bei DOEHRING I (1919), S. 27.33.49 f.57.85 f.98 f.115 f.130 f.145 f.232 f.239 f.253.288; DERS. II (1915), S. 9.31.33.45.52 f.115 ff.210 f.137.203.328.335; MISSALLA (1968), S. 51 f.56 ff.102 f; BESIER (1984), S. 112 ff; vgl. PRESSEL (1967), S. 11–28.140; HAMMER (1974), S. 266 ff.277; BRAKELMANN (1974b), S. 109 f.124 f.203; MOMMSEN (2000), S. 250 f; vgl. MÜNKLER (2015a), S. 233 ff.
- 532 Vgl. schon die erste Kriegsansprache des Evangelischen Oberkirchenrats, der Zentralbehörde der Preußischen Landeskirche, vom 11. August 1914 zitiert bei HAMMER (1974), S. 211; vgl. BREDENDIEK (2011a), S. 61 f. Das „Augusterlebnis“ wird bei GIERKE (1915), S. 90 f, bei LASSON (1915), S. 111 f.145, bei RIEHL (1915), S. 200 ff u. v. a. (vgl. PRESSEL, 1967, S. 75 f) kriegstheologisch verbunden mit dem „Geist“ der „verzehrende[n] Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll.“

- FICHTE (1808/2005a), S. 205 = DERS. (1928), S. 137 (achte Rede). Dass „Christentum und Vaterlandsliebe, Glaube und Patriotismus zusammen gehören“ (vgl. DOEHRING II, 1915, S. 73; PRESSEL, 1967, S. 202 ff. 238 ff), wurde natürlich seit Luther, Klopstock, Schleiermacher, Arndt, Bismarck u. v. a. auch schon in Vorkriegspredigten gesagt; vgl. z. B. DRY-ANDER (1926b), S. 113; s. dazu vor allem ZIMMER (1971), S. 23 ff.
- 533 Vgl. MAURER (2015), S. 540 ff.
- 534 GIERKE (1915), S. 89 f.
- 535 S. die 25. Konfirmandenstunde vom 22.9.1914.
- 536 Vgl. das Liederheft der Potsdamer Frauenhilfe UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 83, Strophe 1, S. 45a. In landeskirchlichen Liederteilen des EKG (1975), Nr. 508 und eg (1996), Nr. 661 auch als Strophe Nr. 2 oder 3 des Liedes von Gerhard Tersteegen „Für dich sei ganz mein Herz und Leben“ geführt. Seit 1813 Teil des Großen Zapfenstreichs.
- 537 Vgl. die gleichartige Kritik bei SEEBERG (1915b), S. 85; DERS. (1916), S. 125.
- 538 Vgl. ARNDT (1860), S. 213 (= ARNDT/LEFFSON, 1912, I, 1, S. 101), „Vaterlandslied 1812“, Strophe 3, Zeilen 1–2: „O Deutschland, heil’ges Vaterland! / O deutsche Lieb’ und Treue!“ Vgl. ebenso August Heinrich Hoffmann von Fallerslebens (1798–1874) „Lied der Deutschen“: „Deutschland, Deutschland über alles“, zweite Strophe: „Deutsche Frauen, deutsche Treue, / Deutscher Wein und deutscher Sang ...“. REINERS (1966), S. 468. Diese Attribute dienten allgemein zur Rechtfertigung des deutschen Sendungsauftrags; PRESSEL (1967), S. 70 f. 84. 88. 91 ff. 108 ff. 117 ff. 120 ff. 143 f.
- 539 LACHMANN (1853), S. 56 f; vgl. SCHIELE (1909), S. 3; BORCHARDT (1926), S. 34 f; BÜHLER (1927), S. 159 f.
- 540 PISTORIUS (1930), S. 333 ff; Erstausgabe 1905.
- 541 HEGEL (1982), S. 425 f.
- 542 JÄGER (1906), S. V (im Vorwort zur vierten Auflage). Jägers Liederbuch enthält immerhin auch zwei Lieder Friedrich Adolf Krummachers (1768–1845), des Urgroßvaters von Theodor Krummacher („Aetti“; s. SPAETER, 1966, S. 135 f); vgl. JÄGER (1906), Nr. 50, S. 55 f („Winterlied“) und Nr. 66, S. 69 f („Des Pilgers Trost“).
- 543 DERS., ebd., Nr. 86, S. 92 f; dieses vierstrophige Lied „Das treue deutsche Herz“ (hier nur die erste Strophe zitiert), findet sich u. a. ebenso im KRIEGSLIEDERBUCH (1914), S. 15. Bei JÄGER (1906), Nr. 73 ff, S. 76 ff auch noch eine Reihe von anderen Vaterlandsliedern.
- 544 GIERKE (1915), S. 81 ff.
- 545 Vgl. WERNICKE (1857, III, 2), S. 298 ff.
- 546 ZIMMER (1971), S. 17.23; auch das Folgende nach DEMS., ebd., S. 16 ff. 23 ff.
- 547 FREYTAGS SCHULAUFGABEN (1910), S. 1.
- 548 ARNDT (1860), S. 230 (= ARNDT/LEFFSON, 1912, Bd. I, 1, S. 117) im Gedicht „Frischauf, ihr deutschen Brüder!“, Strophe 5.
- 549 ARNDT (1860), S. 214 (= ARNDT/LEFFSON, 1912, Bd. I, 1, S. 102) im Gedicht „Marsch“, Strophen 3 und 5.
- 550 ARNDT (1860), S. 190 (= ARNDT/LEFFSON, 1912, Bd. I, 1, S. 82) im Gedicht „Der Mann“, Strophe 5.
- 551 ZIMMER (1971), S. 24.
- 552 1817, zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Gedichtes, war die Reichseinigung noch nicht abzusehen.

- 553 ARNDT (1860), S. 341 f (= ARNDT/LEFFSON, 1912, Bd. I, 1, S. 183) im Gedicht „Der Siegerich“, Strophe 3.
- 554 ARNDT (1807a), S. 85.
- 555 LOMBERG (1912), Nr. 51, S. 178 ff.
- 556 Zu diesem Motiv der völkischen Höherwertigkeit der „kerndeutschen Frau im Krieg“ entstanden sogar hymnenartige Gesänge mit Klavierbegleitung wie der folgende; dessen dritte Strophe – die Kriegsstrophe – lautet bei GILLHAUßEN (1918), S. 58:
- „Wer scheuchet die Sorgen mit zartem Geschick,
 Wer lindert die Schmerzen mit freundlichem Blick?
 Wer schließet die Wunden und schreckt nicht zurück,
 Wer trägt in die Hütten gern Sonne und Glück?
 Wer möchte den Menschen stets helfend sich nah'n
 Und gläubig sie führen zu friedreicher Bahn?
 Das sind unsre Frauen, die hold uns umfah'n,
 Wenn treu ihre Pflichten sie tapfer getan;
 Das sind unsre Frauen, die deutsch von Geblüt
 Und kerndeutsch im Denken, kerndeutsch im Gemüt!“
- Für die Zeit des Nationalsozialismus vgl. unter zahlreichen anderen Aufsätzen zum Thema den Artikel „Nordisches Frauentum“ von GENTZKOW (1937), S. 2 f.
- 557 GIERKE (1915), S. 91.98 ff; ebd., S. 100 wird Fichte ausdrücklich genannt.
- 558 FICHTE (1808/2005a), S. 202.298 f = DERS. (1928), S. 133 (achte Rede).245 f (vierzehnte Rede); Fichte wurde auch in Kriegspredigten wie Feldpostbriefen (dort allerdings selten) zitiert; vgl. DOEHRING I (1919), S. 234; DERS. II (1915), S. 178.355.359.364.367; WITKOP (1928), S. 170 f; SCHOEPS (1992), S. 107; PRESSEL (1967), S. 88.120.
- 559 TORGE (1916), S. 40.
- 560 Vgl. PETZOLD (1914), Sp. 233a-236a.
- 561 Bei D. Martin LUTHER, WA VII, S. 799, Z. 13–17 findet sich lediglich die folgende Formulierung: „[...] demut, mildikeit, sanffmut, gedult, frid, trew, lieb, zucht, keuscheit und was der gleichen sein [...] Den alhie mag leye mehr den ein priester, priester mehr den eyn bapst, weyb mehr den ein man, knab mehr den ein alter, arm mehr den ein reicher [...]“; Hervorhebung von mir. Krummacher scheint sich bei seinem „Zitat“ auf eine Lutherparaphrase Theodor Fliedners bezogen haben: „Die Neigung, sich Andrer zu erbarmen, hat das weibliche Geschlecht an sich mehr, als die Männer. Die Weiber, so die Gottseligkeit lieb haben, pflegen auch sonderliche Gnade zu haben, Andre zu trösten, und ihnen ihre Schmerzen zu lindern.“ FLIEDNER (1856), S. 113.
- 562 SEEBERG (1916), S. 182 f; DERS. (1915b), S. 26.29; vgl. a. schon die Vorkriegspredigten DRYANDERS (1926b), S. 20.127 f.213.
- 563 So auch in der 26. Konfirmandenstunde vom 24.09.1914; vgl. SEEBERG (1911), S. 82. Krummacher wird seine Konfirmandinnen darauf aufmerksam gemacht haben, dass in Potsdam, unweit der Kaiserin Augusta-Stiftung, das Pfingsthaus, die älteste Anstalt der Inneren Mission („das Rettungshaus am Pfingstberge“) lag. Vgl. MIRBACH (2011), S. 1–32; KRUMMACHER (1913), S. 41b. Am 13.5.1914 besuchte Krummacher mit seinen Konfirmandinnen auch das „Oberlyn-Haus“ in Nowawes (jetzt Babelsberg), ein diakonisches Unternehmen, das noch heute besteht. Über einen solchen Schulklassenbesuch in Nowawes berichtet z. B.

- SCHLIPKÖTER (1930), S. 37 f; vgl. a. KELLER (1935), S. 213 über einen Besuch der Kaiserin Auguste-Victoria 1899 dort.
- 564 Da mit den zur Front eingezogenen Vätern der Ernährer der Familie fehlte und die Mütter einem Erwerb nachgehen mussten, gab es gerade hierzu immer wieder Aufrufe; vgl. die in der Zeitschrift „Die Lehrerin“ schon im August 1914 veröffentlichten Artikel „Gedenkt der Kinder“ und „Kinder- und Jugendfürsorge im Kriege“. TEWS (1914), Sp. 164b–165a; TREUGE (?) (1914a), Sp. 170a–171b.
- 565 Hierzu ist nicht ganz ohne Belang, dass SCHMIDT (1924) die entscheidende militärische Niederlage in der Frühjahrsoffensive 1918 auf den übermäßigen Alkoholgenuß an der Front zurückführt; vgl. MÜNKLER (2015a), S. 697 f.860. Über die Trunkenheit englischer Sturmtruppen im August 1918 wird ebenfalls berichtet; KÜHL (1936/1937), S. 277 (vgl., ebd., S. 295.299); vgl. RIEKER (2006), S. 117.
- 566 S.a. die 26. Stunde vom 24.9.1914. „Frauenverein vom Roten Kreuz“ ist der Name für die später entstehenden Kreisvereine des 1866 gegründeten Vaterländischen Frauenvereins; vgl. KRUMMACHER (1913), S. 40 f; vgl. DERS. (1937), S. 24.99.
- 567 KAPPEY/KOCH (1915), Nr. 58–61, S. 113 ff. Natürlich auch in der Schulbuchliteratur der Gegenseite; vgl. HOLL (1917), S. 848.
- 568 Für die spätere Gold- und Edelmetallsammlung und die „Reichswollwoche“ warben auch Kinderbücher; vgl. URY (2016), S. 537 ff.540 ff.
- 569 Vgl. HEDIN (1915a), S. 128.328; EBERT (2014), S. 31.53; RUCKS (1934/1935), S. 227.662 ff; vgl. a. URY (2016), S. 513 ff.
- 570 KUHLS (1915), S. 1 f.2 ff.6 ff; vgl. KELLERHOFF (2014), S. 141 ff; URY (2016), S. 469 ff.
- 571 Krummacher wird insbesondere auf die 1898 gegründete Potsdamer Frauenhilfe hingewiesen haben; MIRBACH (2011), S. 174 ff; KRUMMACHER (1913), S. 37 f zitiert das Schreiben der Kaiserin vom 1.1.1899 zur landesweiten Begründung der Frauenhilfe.
- 572 S. die 26. Konfirmandenstunde vom 24.9.1914.
- 573 KRIEGER (1919), S. 10 f; LINDENBERG (1928), S. 219; WESTARP (1935), S. 454 f; KELLERHOFF (2014), S. 142 f.
- 574 KRIEGER (1919), S. 12; LINDENBERG (1928), S. 219; KELLERHOFF (2014), S. 142 f; vgl. FLEMMING/ULRICH (2014), S. 225 ff; vgl. UNTERRICHTSBUCH (1902), § 186, 1, Anm., S. 182 f: „In einzelnen größeren Lazarethen werden auch Krankenpflegerinnen beschäftigt. Während eines Krieges wird Personal der freiwilligen Krankenpflege in den Lazarethen in ausgedehnter Weise verwendet.“
- 575 KRIEGER (1919), S. 252 f.
- 576 DERS., ebd., S. 202 ff; vgl. KELLERHOFF (2014), S. 231 ff.
- 577 KUHLS nennt neben der Verwundetenpflege (1915, S. 11 ff; EBERT, 2014, S. 76 f.112 ff) als weiterhin kriegsrelevante Aktivitäten auch die Volksernährung (ebd., S. 9 ff; EBERT, ebd., S. 155 f.179 f), sowie den Postkartentag der Invalidenhilfe (ebd. S. 15 ff; EBERT, ebd., S. 132; vgl. a. BAUMGARTEN, 1915b, S. 82, wo Krummachers Beteiligung an der Aktion „Feldpostkarten mit Geleitsworten“ erwähnt wird), der Ende September 1914 allerdings noch nicht organisiert wurde (WESTARP, 1935, S. 20), außerdem die Auskunft- und Bildstelle, an die sich Familienmitglieder von Gefallenen und Vermissten wenden konnten; vgl. bei KÜHL (1936/1937), S. 492: „Ich ließ die Gräber von unserem Bataillons=Fotografen aufnehmen, um sie den Angehörigen als letzte Erinnerung zu übersenden.“ Vgl. a. WITKOP (1928), S. 184.225 f.

- 578 Nicht im Blickfeld des Krummacher'schen Unterrichts, der für weibliche Angehörige aus Adel und vermögendem Großbürgertum konzipiert wurde, liegt die schon im Jahrzehnt vor 1914 vermehrte Tätigkeit der Frau in Industriebetrieben, die sich bis 1918 noch erheblich steigern sollte; vgl. KRIEGER (1919), S. 231 ff; WESTARP (1935), S. 453 ff; s. dazu MÜNKLER (2015a), S. 577 ff.793 f; MOHR (2014), S. 175 f; KELLERHOFF (2014), S. 140 f.178 f.212 f; dort auch gegenüber S. 256 Photos; EBERT (2014), S. 357 ff; bei RUCKS (1934/1935), S. 766 ein Photo von Munitionsarbeiterinnen.
- 579 Der Text bei KRUMMACHER (1913), S. 38 f.
- 580 Dieser aktuelle Kriegsaufwurf vom 6.8.1914 lautete: „An die deutschen Frauen! Dem Rufe seines Kaisers folgend, rüstet sich unser Volk zu einem Kampf ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat und den es nur zu seiner Verteidigung führt. Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit seinem Blute einzustehen für das Vaterland. Der Kampf aber wird ein ungeheurer und die Wunden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich euch, deutsche Frauen und Jungfrauen und alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Es trage jeder nach seinen Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen. Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswerk, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande in seinem Entscheidungskampfe zu weihen. Wegen der Sammlung freiwilliger Hilfskräfte und Gaben aller Art sind weitere Bekanntmachungen von denjenigen Organisationen bereits ergangen, denen die Aufgabe in erster Linie obliegt und deren Unterstützung vor allem vonnöten ist.“ Zit. n. KRIEGER (1919), S. 9 f; s. a. LINDENBERG (1928), S. 219; DERS. (1931), S. 325 f; vgl. DINCKLAGE-CAMPE (1895), S. 478 ff („Deutsche Frauen im Dienste des Vaterlandes“) zum Krieg von 1870/1871.
- 581 KAPPEY/KOCH (1915), Nr. 10 (verkürzt), S. 9 f.
- 582 DOEHRING I (1919), S. 55.69.76.92.106.197; DERS. II (1915), S. 12.14.20.25.101.218.148 f. 189 f.256.258 f.272; HEDIN (1915a), S. 460; HOFFMANN (1937), S. 55 f.109.128; ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 7.9.16.41 f.47.72 f.81.88.90.98 f.107.109.139 ff.144 ff.151 ff; WITKOP (1928), S. 22 f.64 f.75.106; EBERT (2014), S. 36.56.348 f. Vgl. KAUFMANN (1915), S. 51 f.54.62.
- 583 RICHTER (1913–1915a), S. 105 ff; s. u. Kap. VI, 3, b-d, S. 352–366.
- 584 Vgl. die bei KRIEGER (1919), S. 89 erwähnten, vom Vaterländischen Frauenverein organisierten, für die Garnisonslazarette arbeitenden Wäschezentralen, Näh- und Flickstuben.
- 585 Zit. n. GOEDEKE (1868), S. 30; s. a. BÜCHMANN (1915), S. 11; BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 2056, S. 325; das Schiller'sche Gedicht auch bei REINERS (1966), S. 663.
- 586 Vgl. DOEHRING I (1919), S. 17.27; SEEBERG (1915a), S. 99; NIEBERGALL (1915), S. 131; vgl. PRESSEL (1967), S. 76 f.82.144.156 f.193.197.199.283.351; BRAKELMANN (1974b), S. 31 f.149 f; DERS. (1991), S. 137.146. Die Begriffe „Weltgericht“ oder „Weltgeschichte“ tauchen bisweilen schon früher in vaterländischen Liedern auf; vgl. DEUTSCHE VATERLANDSLIEDER (1916), S. 21 (Heinrich von Kleist).62 (Georg Herwegh); vgl. a. ebd., S. 97 (Rudolf Alexander Schröder); etc.
- 587 KAHL (1915a), S. 177: „Ist der Krieg ein weltgeschichtliches Naturgesetz, dann ist er auch als Zulassung göttlicher Weltordnung zu verstehen, als Gottesurteil ewiger Gerechtigkeit,

- als Vollstrecker des Weltgerichts in diesem Sinn.“ DOEHRING II (1915), S. 6.8.242 ff.317; PRESSEL (1967), S. 151 ff. Krummacher war mit Kahl persönlich bekannt; KRUMMACHER (1937), S. 88.
- 588 S. die 30. Konfirmandenstunde vom 15.10.1914.
- 589 SEEBERG (1911), S. 5 f; DERS. (1918), S. 8.38 ff.44 f.53 f.128.131 ff.170 f.
- 590 Vgl. DERS., ebd., S. 13.78.128.
- 591 Vgl. DERS. (1911), S. 32 f.
- 592 Vgl. DERS. (1918), S. 132 f; DERS. (1915a), S. 46 ff; DERS. (1914), S. ff.12 ff.48 f.51 ff, DRY-ANDER (1923), S. 138.
- 593 Inwieweit Krummacher dabei auch direkt an die kriegstheologische Christologie anknüpft (Jesus als Kriegsherr und Weltenrichter) ist nicht deutlich.
- 594 KETTENACKER (1983), S. 261.
- 595 JASTRAM (1871), S. 69 ff: „Seit dem ersten Auftreten der Germanen wohnt ihnen ein gewisser Adel der Gesinnung bei [...]; sie allein leisten Ersatz für die Größe der vom Schauplatz tretenden Griechen und Römer. [...] Sie übernehmen] die doppelte Herrschaft der alten Welt: die Pflege des Christenthums, dessen Hauptträger sie geworden sind, und die Führung der Weltherrschaft. [...] Von der auf ihren Satzungen beharrenden *katholischen* Kirche scheidet sich die einer neuen Entwicklung geöffnete *protestantische*. Diese Scheidung, die *Reformation*, ist wiederum eine germanische Arbeit und insbesondere ein Werk der Deutschen. [...] Der Geist der Reformation führt die gesammte Nation auf neue sittlich hohe und geistig bedeutende Lebenswege; Preußen wird der feste Stamm, an dem Deutschland seinen politischen Halt findet. [...]“ Etc.
- 596 Zur missbräuchlichen „Re-Theologisierung“ des Schiller-Zitates durch HEGEL (1980), § 340, S. 503, s. RIEDEL (1996), S. 56, Anm. 5 (Lit.). Schiller hat seinem Diktum „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ (aus dem Gedicht „Resignation“ von 1784; GOEDEKE, 1868, S. 30) selbst die folgende, posthum (1808) veröffentlichte (und meist übersehene) Interpretation beigegeben: „Der Inhalt desselben [das nach SCHIELE, 1909, S. 398b Schillers Verhältnis zu Frau Charlotte von Kalb widerspiegeln soll] sind die Aufforderungen eines Menschen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohnes willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf den Genuß in dieser Welt resignirt. Zu seinem Schrecken findet er, daß er sich in seiner Rechnung betrogen hat, und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben. So kann und soll es jeder Tugend und jeder Resignation ergehen, die bloß deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem andern Leben gute Zahlung erwartet. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht kontraktmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die bloß gegen Assignment an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Nothwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religions-Tugend gerichtet, welche mit dem Welterschöpfer einen Akkord schließt, und gute Handlungen auf Interessen ausleiht, und diese interessirte Tugend verdient mit Recht jene strenge Abfertigung des Genius.“ GOEDEKE (1876), S. 419. Die einzige mir bekannte Kriegspredigt, die diesen Denkansatz Schillers zur Sprache bringt, ist die von Dr. Balthasar Kaltner, Fürst-Erzbischof von Salzburg („Der Weltkrieg im Lichte des Weltgerichtes“), in: LEICHT (1918), S. 367b.
- 597 HEGEL (1980), § 340, S. 503.

- 598 „Im Streite zur Seite ist Gott uns gestanden,
er wollte, es sollte das Recht siegreich sein;
da ward kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen;
du, Gott, warst ja mit uns, der Sieg, er war dein.“
Zit. n. KRIEGSLIEDERBUCH für das deutsche Heer (1914), Nr. 50, S. 39; PLATTEN-
STEINER (1915), S. 5 f.
- 599 Vgl. GESANG- UND LIEDERBUCH für die Braunschweigischen Truppen (1814), Nr. 1,
Strophe 4:
„Sie sollen das Land wohl lassen stehn;
Gott hob die gute Sache!
Des Feindes Trotz müß untergehn,
viel Blutschuld schrie um Rache;
der Herr hält Weltgericht,
er schont den Sünder nicht,
und ob er pocht und dräut,
der Herr ist's, der befreit;
sein Recht wird er behalten.“ Vgl. FISCHER (2014), S. 32 f.
- 600 ARNDT (1813b), S. 104.121; DERS. (1813d), S. 34; DERS. (1848), S. 127 f etc.
- 601 Dies blieb auch in der protestantischen Kriegstheologie ein ständiger Referenzpunkt; vgl.
DRYANDER (1923), S. 11.18.34.43.101; DERS. (1926a), S. 280; PRESSEL (1967), S. 351;
zur Kriegsliteratur vgl. HERPEL (1917), S. 44 ff; s. a. BRAKELMANN (1974a), S. 310 ff.317 ff
(Wilhelm Philipps). Luther hatte gleichwohl vor solcher Schlussfolgerung gewarnt; vgl. D.
Martin LUTHER, WA XIX, S. 649, Z. 24 f: „Aber du hast drum noch nicht siegel vnd briue
von Gott, das du gewynnen werdest.“ CLEMEN (1913, III), S. 340; vgl. a. BRAKELMANN,
ebd., S. 326 ff (Otto Baumgarten); BERING (2018), S. 80 ff.
- 602 HEGEL (1980), § 342, S. 504:
„Die Weltgeschichte ist ferner nicht das bloße Gericht seiner *Macht*, d. i. die abstrakte und
vernunftlose Notwendigkeit eines blinden Schicksals, sondern, weil er an und für sich *Vernunft*
und ihr Für-sich-Sein im Geiste Wissen ist, ist sie die aus dem *Begriffe* nur seiner Frei-
heit notwendige Entwicklung der *Momente* der Vernunft und damit seines Selbstbewußt-
seins und seiner Freiheit – die Auslegung und *Verwirklichung des allgemeinen Geistes*.“ S. a.
RIEDEL (1996), S. 56, Anm. 5.
- 603 HEGEL (1980), §§ 340.344.347, S. 503.507 f; s. zum Folgenden a. VONDUNG (1980a),
S. 71 ff.
- 604 HEGEL (1980), § 340, S. 503:
„Die Prinzipien der *Volksgeister* sind um ihrer Besonderheit willen, in der sie als *existie-
rende* Individuen ihre objektive Wirklichkeit und ihr Selbstbewußtsein haben, überhaupt
beschränkte, und ihre Schicksale und Taten in ihrem Verhältnisse zueinander sind die
erscheinende Dialektik der Endlichkeit dieser Geister, aus welcher der *allgemeine Geist*, der
Geist der Welt, als unbeschränkt ebenso sich hervorbringt, als er es ist, der sein Recht – und
sein Recht ist das allerhöchste – an ihnen in der *Weltgeschichte*, als dem *Weltgerichte*, ausübt.“
- 605 DERS., ebd., S. 503 ff.508; der § 352 lautet:
„Die konkreten Ideen, die Völkergeister, haben ihre Wahrheit und Bestimmung in der kon-
kreten Idee, wie sie die *absolute Allgemeinheit* ist, – dem Weltgeist, um dessen Thron sie als

- die Vollbringer seiner Verwirklichung und als Zeugen und Zierate seiner Herrlichkeit stehen. Indem er als Geist nur die Bewegung seiner Tätigkeit ist, sich absolut zu wissen, hiermit sein Bewußtsein von der Form der natürlichen Unmittelbarkeit zu befreien und zu sich selbst zu kommen, so sind die *Prinzipien* der Gestaltungen dieses Selbstbewußtseins in dem Gange seiner Befreiung, der welthistorischen Reiche, *viere*.“ Vgl. hierzu DERS., ebd., § 354, S. 509: „1. das *orientalische*, 2. das *griechische*, 3. das *römische*, 4. das *germanische* [Reich].“
- 606 Diverse Fundstellen dieses Zitates sind bei SCHULIN (2006), S. 141.150, Anm. 23, gesammelt.
- 607 HEGEL (1980), § 347, S. 505 f:
 „Dem Volke, dem solches Moment als *natürliches* Prinzip zukommt, ist die Vollstreckung desselben in dem Fortgange des sich entwickelnden Selbstbewußtseins des Weltgeistes übertragen. Dieses Volk ist in der Weltgeschichte für diese Epoche – *und es kann* (§ 346) *in ihr nur einmal Epoche machen* – das herrschende.“ Der § 346, auf den Hegel verweist, lautet (ebd., S. 505): „Weil die Geschichte die Gestaltung des Geistes in Form des Geschehens, der unmittelbaren natürlichen Wirklichkeit ist, so sind die Stufen der Entwicklung als *unmittelbare natürliche Prinzipien* vorhanden, und diese, weil sie natürliche sind, sind als eine Vielheit aufeinander, somit ferner so, daß *einem Volke eines derselben* zukommt, – seine *geographische* und *anthropologische* Existenz.“
- 608 DERS., ebd., § 347 ff, S. 505 ff; der § 342 (ebd., S. 506) besagt:
 „Gegen dies sein absolutes Recht, Träger der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des Weltgeistes zu sein, sind die Geister der anderen Völker rechtlos, und sie, wie die, deren Epoche vorbei ist, zählen nicht mehr in der Weltgeschichte.“
- 609 Begriff nach POPPER (1969), S. 33 ff.36 ff.42 ff.125 ff; vgl. KETTENACKER (1984), S. 262 ff.274 ff.
- 610 HEGEL (1980) im § 358 („4. Das germanische Reich“), S. 511 und ARNDT (1848), S. 127 f. Vgl. a. NATORP (1915), S. 55 u. v. a.; vgl. VONDUNG (1980a), S. 72 f. Vgl. zum Zweiten Weltkrieg die bei HOCHHUTH (1970), S. 265 f („Der Park“) aufgeführten gleichartigen Äußerungen Churchills zur englischen Völkermision.
- 611 MUSIL (1955), S. 636 („Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste“, 1922).
- 612 GOEDEKE (1871b), S. 410; zitiert auch von KOEHLER (1915b), S. 45; vgl. PRESSEL (1967), S. 172.
- 613 Es ist bezeichnend, dass man gerade den Kosmopoliten Schiller aufgrund lediglich dreier ausgeplückter und z. T. entstellter Werkzitate aus dem „Tell“ (II, 1 und 2) und der „Jungfrau von Orléans“ (I, 5) zum Nationalisten umstempelte; vgl. ZIMMER (1971), S. 97 ff; vgl. zum Kosmopolitismus Schillers Darlegung „Patriotismus und Kosmopolitismus“; GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 549 f.
- 614 RAPP (1920), S. 221 ff.
- 615 Zum Kosmopolitismus Schillers s. BRANDENBURG I (1922a), S. 51; vgl. RAPP (1920), S. 40 f.
- 616 SCHÜLER (1908), S. 85.
- 617 ALTHAUS (1916), S. 57 f.90.
- 618 FICHTE (1800/1981), S. 265 ff = DERS. (2016), S. 80 ff; DERS. (1806/1991), S. 191 ff.353 ff.362 ff (14. Vorlesung).
- 619 FICHTE (1806–1807/1993), insbes. S. 399 vertrat schließlich:

- „Kosmopolitismus ist der herrschende Wille, daß der Zweck des Daseyns des Menschengeschlechts im Menschengeschlechte erreicht werde. Patriotismus ist der Wille, daß dieser Zweck erreicht werde zu allererst in derjenigen Nation, deren Mitglieder wir selber sind, und daß von dieser aus der Erfolg sich verbreite über das ganze Geschlecht [...]. Es wird Ihnen, wenn Sie den aufgestellten Begriff noch mehr in der Nähe ansehen, zugleich einleuchten, daß es gar keinen Kosmopolitismus überhaupt wirklich geben könne, sondern daß in der Wirklichkeit der Kosmopolitismus nothwendig Patriotismus werden müsse.“ S.a. DERS., ebd., S. 404 f; GIERKE (1915), S. 100; RAPP (1920), S. 37.57 ff; BRANDENBURG I (1922a), S. 27; BÖHME (2014), S. 79.
- 620 PISTORIUS (1930), S. 249 ff.258; der Roman erschien erstmals 1905 und wurde vielfach nachgedruckt.
- 621 Zur Urvolk-Theorie s. FICHTE (1808/2005a), S. 183.195.201.204.209 = DERS. (1928), S. 110.124 f.132.136.142; zur „Ursprache“ s. FICHTE (1808/2005a), S. 144.152 f.157.161.171 = DERS. (1928), S. 66.75 f.80.85.96; STEFFENS I (1817a), S. 106 ff; DERS. II (1817b), S. 768 ff; zur deutschen Trägerfunktion des „Göttlichen“ s. FICHTE (1808/2005a), S. 198 ff.285 ff.298 f = DERS. (1928), S. 128 ff.229 ff.245 f; vgl. PRESSEL (1967), S. 106 ff.108 ff.117 ff.120 ff; LENK (1971), S. 75 ff.
- 622 WEBER (1991), S. 307 f.
- 623 FICHTE (1808/2005a), S. 298 = DERS. (1928), S. 245 f; vgl. HENSOLD (1915), Sp. 635b–636a, der noch eine Reihe weiterer Zitate aus dem Schrifttum Arndts, Heinrich von Treitschkes, Hölderlins und Julius Langbehn's („des Rembrandtdeutschen“, 1851–1907) anführt.
- 624 ARNDT (1828), S. 81.91; vgl. zu Platons Politeia V 459a–d POPPER (1957), S. 84 ff.204 ff.213.306; zu Tacitus, „Germania“, Kap. 4: HARENDZA (1964), S. 11. Diese Textpassagen Arndts finden sich zuerst in seinem Aufsatz mit dem Titel „Fantasieen zur Berichtigungen der Urtheile über künftige deutsche Verfassungen“, der im Jahrgang 1815/1816 in der von ihm zu Köln herausgegebenen Zeitschrift „Der Wächter“ erschien. 1828 ließ Arndt den Aufsatz in Stuttgart als erste Abhandlung seines Buches „Christliches und Türkisches“ erneut abdrucken. Vgl. LANGENBERG (1869), S. 144 ff; OTT (1966), S. 235, Anm. 8–9; LENK (1971), S. 90 ff.
- 625 Zum Apriori-Begriff bei Fichte s. seine „Vorlesungen über die Bestimmungen des Gelehrten“; FICHTE (1812/2005b), S. 382 ff; s.a. DERS. (1808/2005a), S. 137.140 f = DERS. (1928), S. 57.60 f.
- 626 Als neueste Darstellung hierzu vgl. MISHRA (2017), S. 169 ff.174 ff.177 ff.191 ff.202 ff.
- 627 NIETZSCHE (2010), S. 197, im § 253 von „Jenseits von Gut und Böse“.
- 628 MANN (1995), S. 442; Hervorhebungen von mir; vgl. a. DERS. (1988), S. 527; FEST (1973), S. 136 ff; MÜNKLER (2015b), S. 24 f; VAGET (2017), S. 435.516.
- 629 MANN (1960a), S. 163 ff (Kap. XIV).
- 630 RITTER (1948), S. 59 ff; HUCH (1957), S. 7 ff und S. 335 ff.
- 631 MARCUSE (1934), S. 161 ff.175 ff.
- 632 MAIER (1995), S. 29 f; GENTILE (2000), S. 166 ff.169; SCHIPPERGES (2003), S. 223 ff; vgl. a. MOWRER (1938), S. 29 ff.38 ff.
- 633 Vgl. LE BON (1895), S. 112 (II, 3, § 2); DERS. (2016), S. 72, der die „reine, einfache Behauptung ohne Begründung und jeden Beweis“ („l'affirmation pure et simple dégagée de tout raisonnement et de toute preuve“) als „eines der sichersten Mittel“ („un des plus sûrs

- moyens“) einschätzt, „um der Massenseele eine Idee einzuflößen („de faire pénétrer une idée dans l'esprit des foules“). „Je bestimmte eine Behauptung, je freier sie von Beweisen und Belegen ist, desto mehr Ehrfurcht erweckt sie.“ („Plus l'affirmation est concise, plus elle est dépourvue de toute apparence de preuves et de démonstration, plus elle a d'autorité.“)
- 634 HEGEL (1982), S. 413.426; STEFFENS I (1817a), S. 16 f.43 f.265 f.272 ff.277 f u.ö.; DERS. II (1817b), S. 802 ff.813 ff; RAPP (1920), S. 231.
- 635 HUCH (1923), S. 50 (Kap. 3).
- 636 MAALOUF (1998), S. 39 ff; TROJANOW/HOSKOTÉ (2012), S. 166 ff.
- 637 Indessen wurde auch hier bisweilen das Kind mit dem Bade ausgeschüttet; vgl. HEGEL (1970a), S. 213 ff.250.273 ff u.ö.; vgl. HORKHEIMER (1937), S. 4 ff.26.
- 638 VOEGELIN (1999), S. 92 f; SEITSCHKE (2003), S. 243; s. a. die Ausführungen von SCHNEIDER-FLUME (1973), S. 114 ff zur Ideologie des theologisch-politischen Offenbarungsglaubens. LE GUILLOU (1974), S. 174.180.185 wendet es in die Formulierung Kierkegaards, dass Hegel in seiner Spekulation „Sohn seines eigenen Wissen“ sei und sich also nicht wie Abraham zum Vater bekehre, indem er das Land Ur auf den Ruf des „Ganz-Anderen“ hin verlasse.
- 639 Vgl. etwa die Darstellung bei RENAN (1899), S. 252 ff (chapitre IX).
- 640 Aus der jüngeren Edda; SIMROCK (1888), S. 291 ff.
- 641 BRAUNE/HELM/EBBINGHAUS (1994), S. 87; s. a. GERING (1920), S. 300.348 ff.
- 642 LENK (1971), S. 31 ff.143 ff; TOPITSCH (1971), S. 97 ff; vgl. LÜBBE (1974), S. 195 ff.
- 643 Auf der Basis solcher „Gegenideologie“ sind die Kriegsschriften Bruno Bauchs, Rudolf Euckens, Paul Natorps, Werner Sombarts, Georg Simmels und Max Schelers zu verstehen; vgl. ERDMANN (1973), S. 88; LÜBBE (1974), S. 176–225; WEHLER (2003), S. 14 ff.18; PIPER (2013), S. 231 ff.
- 644 SCHWEITZER (1922), S. 306 ff; BELEY (1923), S. VIII.54 f; STEHLE (1926), S. 447 f.
- 645 GRESCHAT (2002), S. 502 f mit Anm. 17 (Literaturübersicht).
- 646 ZELLER (1965), S. 221; SCHÜTZLE (1978), S. 330; vgl. FICHTE (1808/2005a), S. 297 ff; = DERS. (1928), S. 244 ff. Ausschnitte aus der siebten, achten und vierzehnten Rede Fichtes finden sich auch in den Schullesebüchern der nationalsozialistischen Zeit; vgl. GRÖTZ (1943), S. 247–268. Der Vortrag Alfred Jodls ist dokumentiert bei FÖRSTER/GROEHLER (1972), S. 242 f.
- 647 Vgl. MANN (1955), S. 713.721 („Deutsche Hörer!“, 1940–1945).
- 648 Vgl. DESCHNER (1962), S. 515 ff; PRESSEL (1967), S. 106 ff. 108 ff.117 ff; BRAKELMANN, Protestantische Kriegstheologie (1974), S. 28 ff.149 ff.
- 649 Zu der nicht selbstverständlichen Beteiligung des ultramontanen Katholizismus an solcher protestantischer Nationalisierung der Theologie im wilhelminischen Deutschland von 1914–1918 vgl. FAULHABER (1916), S. 180; REVENTLOW (1940), S. 129 ff.133.449; DESCHNER (1962), S. 517 ff; MISSALLA (1968), S. 29 ff; WEHLER (2003), S. 25 f; SCHULTE-UMBERG (2004), S. 137 ff.
- 650 KÖNIG (1914a), S. 6; LAIBLE (1915), S. 67 f.94.167 ff; VONDUNG (1980a), S. 75; vgl. PRESSEL (1967), S. 120 ff; GRESCHAT (2014), S. 18 ff.49, Anm. 18.
- 651 Die letzten belgischen Forts waren am 16. August 1914 genommen worden. Am 23. August 1914 wurde das Kaiserlich deutsche Generalgouvernement Belgien gebildet, an dessen Spitze am 26. August 1914 Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz (1843–1916) trat; KIELMANSEGG (1968), S. 36.

652 ECK (1914), S. 324.

653 Ausdruck nach ASSMANN (1992), S. 142.

654 So HARNACK (1915), S. 149 ff (= BÖHME, 2014, S. 89 ff) in seinem Vortrag „Was wir schon gewonnen haben und was wir noch gewinnen müssen“ vom 29.9.1914 im Concordia-saal, Berlin, anhand der Voraussage des „deutschen Propheten“ Emanuel Geibel in: „Einst geschieht's, da wird die Schmach“ (1859; das Gedicht Geibels bei SCHIELE, 1909, Nr. 52, S. 305; LAGARDE/BERGER, 1914, S. 82 f). Harnack legt die Zeilen: „der auf Leipzigs Feldern sprach, wird im Donner wieder sprechen“ auf die von ihm aufgezählten militärischen Siege Deutschlands hin aus, unter denen er auch „U 9“ erwähnt („U 9! – mehr sage ich nicht!“, ebd., S. 152; = BÖHME, ebd., S. 92): „Er [= Gott] hat in den zwei Monaten, die hinter uns liegen, schon gesprochen“ (ebd., S. 150; = BÖHME, ebd., S. 90). Harnack vergaß hier seinen Satz von 1903, dass es „keine Offenbarung durch Dinge“ gebe; HARNACK (1903), S. 69. Harnack trat 1915 auch für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg ein; MÜNKLER (2015a), S. 512.

655 Das Erdbeben von Avezzano in der mittellitalienischen Bergregion der Abruzzen, das insgesamt etwa 30.000 Tote forderte, ereignete sich am 13. Januar 1915 und wurde von Reinhard Volker in seinen Kriegsliedern „Der heilige Zorn“ als Warnruf Gottes an Italien gedeutet. Das Gedicht Volkers lautet:

„Italia, du Land des Sonnenlichts,
Land Lionardos, Raffaels, Bramantes ...
Ein Flammengruß kam aus der Hölle Dantes,
Ein Erzposaunenstoß des Weltgerichts! –
Du spürtest wieder, bleichen Angesichts,
Im Erdenschoß ein Grausig-Unbekanntes,
Du sahst dein Paradies als ein verbranntes,
In Staub versunkenes, fürchterliches Nichts!
Vernahmest du im Donner Gottes Wort?
Er fragte dich: ‚Blieb frei dein Herz von Trug?
Ist nicht, was blühen sollte, fast verdorrt?‘ –
Er sprach: ‚Laß meine Mahnung nicht verwehn!
Gedenk', daß Falschheit stets sich selber schlug!
Nur wer getreu ist, kann vor mir bestehn!“ VOLKER (1915), S. 30.

656 Das Erdbeben von Messina ereignete sich am 28.12.1908, als Italien sich mit Überfallplänen zu einer Zeit trug, da Österreich-Ungarn noch ungerüstet war; KOCH (1917), S. 10; MISSALLA (1968), S. 72; BLUMHARDT (1932), S. 32.41.49.245.253.350 sah dagegen in diesem Erdbeben eine der eschatologischen Wehen.

657 So schreibt Leo Sternberg in byzantinistischer Übertreibung (STERNBERG, 1916, S. 8; BAB, 1915, S. 61; WINDEGG, 1915, S. 120) im Hinblick auf das am 20. August 1914 erfolgte Ableben Pius' X. und die messianische Funktion Wilhelms II.:

„Der Stellvertreter Gottes schied aus der Welt;
aushauchte der Papst. Nun ist auf der Welt niemand mehr,
das Banner des Herrn zu tragen, als das heilige Heer,
das gegen Horden von ruchlosen Völkern ficht –
Und wir haben keinen anderen Bundesgenossen, als Gott; sein ist das Gericht!
– Der Kaiser reitet ins Feld.“ – HERPEL (1917), S. 16.47.

- 658 KÖNIG (1914b), S. 38; PRESSEL (1967), S. 184; HAMMER (1974), S. 139.
- 659 So öfter auch die Interpretation von Naturereignissen bei Ernst Moritz Arndt, der den „Finger Gottes“ auch im frühen Wintereinbruch während des Rückmarschs der napoleonischen Armee aus Russland am Werk sah. ARNDT (1813e), S. 70.78.89 f; ARNDT/STEFFENS (1912), S. 302 f.
- 660 KOEHLER (1915b), S. 52.
- 661 STOECKER (1876), S. 147; vgl. ebd., S. 150 f.
- 662 SEEBERG (1915c), Sp. 82a-83a.
- 663 ARNDT (1860), S. 247 (= ARNDT/LEFFSON, 1912, Bd. I, 1, S. 133; QUENZEL, 1914, S. 183), „Deutscher Trost“, Strophe 6, Zeilen 1–2: „Deutsche Freiheit, deutscher Gott / Deutscher Glaube ohne Spott“ wird in den Kriegspredigten zitiert (DOEHRING I, 1919, S. 27; EBERT, 2014, S. 30), dort aber und ebenso in der Feldpostbriefliteratur mitunter auch hinterfragt; vgl. DOEHRING II (1915), S. 33.114; HOFFMANN (1937), S. 199.
- 664 So nach der Kriegssagende von ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 91 f (Gedicht von Reinhold Braun: „Beim deutschen Gott!“); vgl. etwa auch die Kritik bei SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 92.175.
- 665 SEEBERG (1915b), S. 17.63 f. Nach Seeberg ist der deutschen Nation zwar kein ausschließlicher Sendungsauftrag zuteil geworden; der patriotische, „nationale Wille“ der Deutschen ist jedoch ein „hervorragendes Organ“ des „Allwaltenden“, des göttlichen Urwillens und daher zur „Verwirklichung der höchsten Ziele des Menschengeschlechtes“ in der „Gesamtentwicklung des Geistes in der Geschichte“ prädestiniert und berufen; vgl. DERS., ebd., S. 22.25.39. DRYANDER (1915a), S. 10.12.15 f.17 akzeptierte den Fichte'schen „Völkergedanken“ und sprach von der „besondere[n] und eigenartige[n] Weise, [mit der] sich diese Verbindung von Christentum und Patriotismus in unserem deutschen Volke vollzogen hat. [...] Daß unser Vaterland die höchste Weihe seiner nationalen Eigenart wie der Lösung seiner Aufgaben im Zusammenwirken der Völker erst dann finden wird, wenn es [...] letzte Kulturziele aus dem unerschöpflichen Born des Evangeliums nimmt.“ Dazu s. ANDRESEN (1995), S. 333 und BRAKELMANN (1974b), S. 126.136 f; PRESSEL (1967), S. 124 ff.350 ff.
- 666 S. HÜBNER (1994), S. 355; Hervorhebung von mir.
- 667 Trotzdem argumentierten nicht alle kriegstheologischen Prediger so, sondern mahnten zur Vorsicht: „auch die Vertreter einer gerechten Sache können äußerlich geschlagen werden“; vgl. die Zitatensammlung aus Kriegspredigten bei KOEHLER (1915a), S. 12; DERS. (1915b), S. 7.
- 668 BEWER (1915), S. 4.
- 669 Einen interessanten Abschnitt zu Rudolf Alexander Schröders Kriegsliederdichtung bringt WALSER (2015), S. 302 ff. Dort gibt Schröder im Briefwechsel mit Rudolf Borchardt selbst die Frivolität seiner Dichtung zu. „Was an solchem Treiben frivol ist, weiß ich selbst [...] aber], viele Leute haben doch große Freude daran.“
- 670 Zit. n. ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 86; s. a. WEIßENFELS (1915), S. 69, der auch noch ein Gedicht von Anton Josef Ohorn (1846–1924) vom Sedantag 1914 zitiert:
 „Wir müssen siegen – Hilf uns, o Herr,
 Sei mit uns zu Land zu Luft und Meer.
 Gerechter Richter, verlaß uns nicht;
 Denn wenn der Adler Deutschlands zerbricht,
 kommt über die Erde das Grauen.“

- 671 GOLDHAGEN (1996), S. 461 ff.
- 672 Zum Historizismus s. POPPER (1969), S. 33 ff. 36 ff. 125 f.
- 673 Vgl. hierzu die Ausführung Georg SIMMELs (1896), S. 202 ff.
- 674 Vgl. RITTER (1948), S. 111 ff; DERS. (1960), S. 134 ff; LENK (1971), S. 143 ff; LÜBBE (1974), S. 171 ff; WEHLER (2003), S. 14 ff. 17 ff. 21 ff. 1002 ff; BRUENDEL (2014), S. 32 ff; MÜNKLER (2015a), S. 215 ff. 235 ff. 241 ff; KLEMPERER (2016), S. 155 ff u. v. a., die hier die „eindrucksvolle“ Phalanx der rassistisch-völkisch involvierten deutschen, sowie europäischen Kulturphilosophen, Künstler, Theologen und Militärs (z. B. BERNHARDI, 1912, S. 11 f) auf zählen.
- 675 NAUMANN (1926), Nr. 308, S. 496 f; vgl. DERS., ebd., Nr. 324, S. 523: „[...] daß Gott die Menschen in eine Welt des Kampfes hineingesetzt hat, und daß es der Naturordnung Gottes entspricht, den Kampf ums Dasein redlich zu kämpfen.“ DERS., ebd., Nr. 326, S. 526: „Wenn Gott uns Deutsche trotz Sturm und Wogendrang zum Volk hat werden lassen, dann will er auch, daß wir dieses Volkstum erhalten. Er ist ein Gott der Lebendigen, der Lebensfähigen, der Vorwärtsschreitenden.“ Vgl. a. DERS., ebd., Nr. 303, S. 489 f.
- 676 DERS., ebd., Nr. 327, S. 527 f.
- 677 Zur Seebergs Theorie des göttlichen „Urwillens“ s. SEEBERG (1918), S. 82 ff. 128 f. 145 ff; DERS. (1915a), S. 20 ff. 36 ff. 47 f. 87 f. 92 ff. 99 ff; DERS. (1915b), S. 22.48; vgl. BRAKELMANN (1974b), S. 17 ff. 35. 129. 133; DIETZEL (2013), S. 140–153. 173 ff. Vgl. hierzu auch NAUMANN (1926), Nr. 287, S. 463 f („Der Wille des Lebens“), der den rein materialistischen Voluntarismus mit dem „Ewigkeitsglauben“ von Phil. 1, 21 zu überwinden bestrebt ist.
- 678 BERNHARDI (1912), S. 11 f. Zu Bernhardis kriegstreiberischer Schrift, die das Bild des deutschen Staatsdenkens im Ausland verhängnisvoll beeinflusste, s. RITTER (1948), S. 152 f.
- 679 D. Martin LUTHER, WA L, S. 385, Z. 30 ff.
- 680 LILJE (1941/1969), S. 5; GERLACH (1987), S. 391; Lilje wird MANNs (1974), S. 524 f. 554 ff Ausführungen („Gute Feldpost 1“, 1914, und „Gedanken zum Kriege“, 1915) gekannt haben.
- 681 GANGHOFER (1915), S. 87 f. So mitunter auch in Feldpostbriefen; HOFFMANN (1937), S. 248.
- 682 GANGHOFER (1915), S. 11.31.55.78.102.106.113.122.131.138.156.165.172.183.213.
- 683 DERS., ebd., S. 70; ebenso in der Jugendbuchliteratur; z. B. PISTORIUS (1905), S. 57.
- 684 Im September 1903 ließ Carl Gabriel (1857–1931) ein „Aschanti-Dorf“ auf dem „Karawanenplatz“ der Theresienwiese errichten. Schon 1896 gab es in Wien eine sog. „Völkerschau“, bei der rund 70 Afrikaner zur erotischen Belustigung des hauptstädtischen Publikums ihre Nacktheit zur Schau stellen mussten.
- 685 GANGHOFER (1915), S. 100.153 („empfindliches Ohlala-Häutchen“); vgl. ebd., S. 104.
- 686 FONTANE II (1876), S. 400 ff.
- 687 DERS. I (1873), S. 834.
- 688 FOERSTER (1910), S. 227 f; vgl. LALOI (1900), S. 153.
- 689 GANGHOFER (1915), S. 18.155; LANGBEHN (1925), S. 73 beklagte dagegen die „allzu häufig auch körperlich kahlköpfige deutsche Jugend“.
- 690 GANGHOFER (1915), S. 62.100.145.209.
- 691 DERS., ebd., S. 145 f. 153; vgl. DERS., ebd., S. 124 f.
- 692 DERS., ebd., S. 213; KLEIN (1914), S. 34 f anerkennt dagegen bei aller Kritik die „reiche Begabung“ des französischen Volkes; so auch Katharina KLEIN (1911), S. 71: „Frankreichs milde Sonne beschien freundlich alle, die zu jener Zeit dort lebten. War Frank-

- reichs Hauptstadt nicht der Sammelplatz aller Nationen, und konnte nicht jeder, der arbeiten wollte, dort seines Lebens froh sein? War nicht Handel und Verkehr besser als irgendwo in der Welt? Mit welcher Freiheit durfte jeder nach seiner Religion leben! Alle die fremden Gäste konnten ihre eigenen Kirchen und Schulen errichten, namentlich die Deutschen, ohne im geringsten gehindert zu sein! Lebte und webte nicht alles, was sich in Frankreich niedergelassen, in gutem Schutz und Frieden?“
- 693 SEEBERG (1916), S. 31.49 f.109; DERS. (1915a), S. 99; BRAKELMANN (1974b), S. 32.149 f; HAMMER (1974), S. 104.
- 694 Hinsichtlich dieses völkischen Prädestinationsgedankens wird bisweilen auch auf das Diktum Leopold von Ranke verwiesen, Völker seien „gleichsam Gedanken des göttlichen Geistes“; s. bei SCHULIN (2006), S. 141.150, Anm. 23 die verschiedenen literarischen Fundorte; s. a. WEILING (1998), S. 95, Anm. 443 f.
- 695 BIESE (1914), Sp. 563a.
- 696 SEEBERG (1916), S. 115 ff; DERS. (1915b), S. 25 f.34.39. Vgl. BRAKELMANN (1974b), S. 40.153 ff.179 ff. Zu den entsprechenden Aussagen in Kriegspredigten vgl. DOEHRING I (1919), S. 18.44 f.55.69 ff.91.126.155.178.193.209 f.234. Zur Kriegsliteratur vgl. HERPEL (1917), S. 16 f.50 ff. Ähnlich auch andere Theologen wie Paul Althaus, Adolf Deissmann u. v. a.; Dryander vertrat eine abgeschwächte Prädestinations- und Sendungsvorstellung für das deutsche Volk auch noch nach 1918; vgl. DERS. (1923), S. 64.120.139.147.154; PRESSEL (1967), S. 143 f; HAMMER (1974), S. 100 ff.289 f.339; BESIER (1984), S. 121 f; MOMMSEN (2000), S. 252. GRESCHAT (2002), S. 502 f verweist auf gleichartige Äußerungen aus der Entente.
- 697 VOLKER (1915), S. 32.
- 698 Vgl. o. Kap. IV, 2, C, S. 208 ff.
- 699 Vgl. z. B. HEDIN (1916a), S. 83 ff.91 ff; GLATZER (1983), S. 90 f.
- 700 COSSMANN (1914), S. 1; Hervorhebung von mir.
- 701 DERS., ebd., S. 1 f. Vgl. PIPER (2013), S. 181 f; vgl. die identische Gräuelpropaganda auf Seiten der Franzosen; KÜHN (1917), S. 9 f.26.32 f.
- 702 GLATZER (1983), S. 90 f.717.
- 703 DIES., ebd., S. 90; Zitat aus derselben Quelle.
- 704 So veröffentlichte das deutsche Auswärtige Amt im März 1915 eine Denkschrift unter dem Titel „Greuelthaten russischer Truppen gegen deutsche Zivilpersonen und deutsche Kriegsgefangene“; das K.u.K. Ministerium des Äußeren publizierte im April 1915 ein „Rotbuch“ zu den gemeldeten serbischen Gräueln; BEHAM (1996), S. 37 f; vgl. indes ZWEIG (1963), S. 230.
- 705 KAPPEY/KOCH (1915), Nr. 18, S. 19 ff; Nr. 20, S. 24 ff.
- 706 SEEBERG (1916), S. 113 ff; vgl. BRAKELMANN (1974b), S. 153 ff.179 ff; PRESSEL (1967), S. 151 ff; MÜNKLER (2015a), S. 260 ff.
- 707 BINDING (1940a), S. 20.24.
- 708 SEEBERG (1916), S. 79 ff; vgl. BESIER (1984), S. 157.159 f; Seeberg überspannte damit heilsgeschichtlich und kulturdarwinistisch das, was Luther mit dem Krieg als „werck der liebe“ gemeint hatte; D. Martin LUTHER, WA XIX, S. 625, Z. 26; CLEMEN (1913, III), S. 320; PRESSEL (1967), S. 66.143 f.221.
- 709 SEEBERG (1915a), S. 41 ff; DERS. (1915b), S. 17 ff.35 ff.38; BRAKELMANN (1974b), S. 125; PRESSEL (1967), S. 132 f.155 f.169.

- 710 SEEBERG (1916), S. 111 ff; so auch DRYANDER (1914a), S. 7; PRESSEL (1967), S. 84.109 f f.117 ff.144 ff.151 ff.
- 711 Vgl. schon SEEBERG (1911), S. 135 ff; ab 1914 DERS. (1915b), S. 43 f; DERS. (1916), S. 19 f.31–37.49 ff.82 ff.114 f.277 f; vgl. GIERKE (1915), S. 81.93 ff; HAMMER (1974), S. 99.329; PRESSEL (1967), S. 151 ff. Dem schwächeren Volk gestand Seeberg ein Lebensrecht lediglich in dem Maß zu, in dem dieses das Lebensrecht des Stärkeren nicht beschneide; SEEBERG (1916), S. 85; BRAKELMANN (1974b), S. 53. Im Nationalsozialismus wurden solche Anschauungen weitergeführt; s. SCHMITTHENNER (1936), S. 5 ff.20 ff.
- 712 SEEBERG (1916), S. 112 (Hervorhebung von mir).
- 713 DERS., ebd., S. 37 (Hervorhebungen von mir); vgl. BRAKELMANN (1974b), S. 153.179.
- 714 DRYANDER (1917), S. 20 (Hervorhebungen von Dryander). Vgl. a. DERS. (1915b), S. 18 ff; DERS. (1918), S. 6; ANDRESEN (1995), S. 338 ff; weitere Belege für diese Auffassung bei DOEHRING II (1915), S. 25.27.38.90 ff.95.177 f.197 f.214.219.221.246.298.365 f.372; PRESSEL (1967), S. 88.91 ff.120 ff.143 f.227 f.346 ff; DRYANDER (1923), S. 34 korrigierte seine Auffassung nach Kriegsende: „Aber ich habe auch gesagt, daß die Geschichte bereits gesprochen und Gott zu unserem Siege sich bekannt habe. Auch das war eine Täuschung!“ DERS., ebd., S. 28.101.121.
- 715 ALTHAUS (1916), S. 51.55.57.77.
- 716 DRYANDER (1926a), S. 282: „Indem ich meine Predigten aus allen Kriegsjahren, die ich als ‚Evangelische Reden in ernster Zeit‘ drucken ließ, durchlese, stelle ich fest, daß ich nirgends einem der Kanzel unwürdigen Scheltwort oder einem absprechendem Urteil über den Wert unserer Feinde begegne.“ Von Dryander hatte also durchaus die verbalen und inhaltlichen Entgleisungen der Kriegstheologie im Blick.
- 717 DEUTSCHE KRIEGSLIEDER 1914 (1914), S. 110 f.
- 718 D. Martin LUTHER, WA XVIII, S. 386, Z. 21 ff.
- 719 EBERT (1916); dazu kritisch CHAPPUZEAU (1916), S. 341; vgl. a. SCHIAN (1925), S. 149 f.
- 720 VORWERK (1914), S. 31.
- 721 ZIESE/ZIESE-BERINGER (1930), S. 41 ff (dort S. 45 ff in den Abbildungen auch eine Reihe von „hate posters“ und -Postkarten); vgl. DARRACOTT/LOFTUS (1972), S. 60; BRUENDEL (2014), S. 85 ff; MÜNKLER (2015a), S. 248 ff.
- 722 So die Verlagsreklame zu dem 1915 bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienenen Buch „Der Krieg und die christlich-deutsche Kultur“; dieses Buch enthielt Vorträge von Wilhelm Bousset, Hermann Schuster und Bernhard Dörries; s. ARPER/ZILLESEN (1915c), S. 151.
- 723 ZIMMER (1971), S. 52.
- 724 MANN (1988), S. 207 f („Gegen Recht und Wahrheit“).
- 725 HEGEL (1980), §§ 345–347, S. 505 f.
- 726 KOEHLER (1915a), S. 13 f (Zitatsammlung); DERS. (1915b), S. 8 (Zitatsammlung); DOEHRING I (1919), S. 70.105.110.121.269 f; HERPEL (1917), S. 17 ff.22 ff (Zitatsammlung aus der Kriegsliteratur); vgl. a. PRESSEL (1967), S. 127 ff.132 ff; MISSALLA (1968), S. 75 ff; ZIMMER (1971), S. 51 f; BRAKELMANN (1974b), S. 70 ff; VONDUNG (1980c), S. 85 ff.
- 727 GOLDHAGEN (1996), S. 75.461 f.466 f.481 f.569 (Anm. 13).668 f (Anm. 47.59).672 (Anm. 82).
- 728 DERS., ebd., S. 461 ff.

- 729 VIEHOFF (1873), S. 290a; ZIMMER (1971), S. 56:
 „Ihr Engel, singt's, daß es der Himmel wisse!
 Wie Nacht und Tag im Anfang einst gerungen,
 So rangen heute Licht und Finsternisse.
 Hör's, Himmel, daß den Sieg das Licht errungen!
 Und daß die Erde nicht die Kunde misse,
 sag's ein Tedeum ihr in tausend Zungen!“
- 730 ARNDT (1813i), S. 185; ZIMMER (1971), S. 52.
- 731 WETZEL (1815), S. 19 (Nr. 8); ZIMMER (1971), S. 51.
- 732 ARNDT (1860), S. 288 f; vgl. a. Arndts „Lied der Rache“ und sein zweites Lied aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann „Wann beginnt das Heil zu tagen?“, DERS., ebd., S. 191 f.225 f; ZIMMER (1971), S. 53.56 f.
- 733 ARNDT (1814d), S. 78:
 „Allmächtig ist Gott!
 Es zog in wilden Haufen
 Die Hölle trotzig aus,
 Sie prahlte: meine Rosse saufen
 Die tiefsten Ströme aus,
 Sie prahlte: meinen Schaaren
 Sind Meer und Länder unterthan.
 Da kam der Himmelsheld gefahren –
 Es lag ihr Wahn.
Allmächtig ist Gott, der starke Gott!“ (Danklieder nach der Schlacht, Nr. 1, Strophe 3); s. a. ARNDT (1845, I), S. 258 f; vgl. DERS./STEFFENS (1912), S. 306; MOLLAT (1923), S. 191:
 „Und der Abgrund hat sich aufgethan, spricht der Herr, und die Hölle hat ihr Gift ausgespien und die Schlangen ausgelassen, die da giftig sind. Und es ist ein Ungeheuer geboren und ein blutgefleckter Gräuel aufgestanden. Und heißt sein Name Napoleon Bonaparte. [...] Und wenn Satan der Vater der Lüge heißt, so heißt Bonaparte Satans ältester Sohn. [...] Aber ich werde die Missethat zerschmettern und die Falschheit zeigen und die Lüge zerstören, daß die Welt sich freue. Wann die Sünde erfüllt ist, dann werfe ich ihn weg; wann des Unglücks genug ist, dann offenbare ich, wie schändlich er war. Und ich rufe es aus mit starker Stimme, mit Worten des Grimms, die Feuerflammen sind; ich rufe es aus zu den Völkern über dem Meer und zu denen, die in fernen Landen wohnen: *Auf, ihr Völker! Diesen erschlaget, denn er ist verfluchet von mir, diesen vertilget, denn er ist ein Vertilger der Freiheit und des Rechts.* Und sie werden sich versammeln von den Inseln und von den Bergen, die ferne stehen, und die Völker werden zuhauf strömen und mit ihm treffen, und wird seyn viel Blutvergießens und Arbeit, bis das Heil komme.“
- 734 Am 2.9.1870 wurde die Kapitulation Frankreichs unterschrieben; am 3.9.1870 sandte Napoleon III. ein Telegramm mit der Nachricht seiner Niederlage und Gefangennahme nach Paris, aufgrund dessen am 4.9.1870 das kaiserliche System gestürzt wurde.
- 735 EXNER/KAPFER (2014), S. 132 f; Milly Haake, Hamm, am 13.9.1914.
- 736 RITTER (1948), S. 206, Anm. 29.
- 737 So z. B. noch bei August Bebel im Dezember 1870; vgl. BEBEL (1983), Nr. 20, S. 133 („Diese Einheit gewährt keine Freiheit“).

- 738 FENSKE (1990), S. 187 f; vgl. Luther: „der altböse Feind“ = „Teufel“; GRIMM (1984a), Sp. 719; vgl. ZIMMER (1971), S. 51 ff. 57.117 f. 168.
- 739 Vgl. a. weitere Belege aus der 1870–1871er Dichtung für diese mythologische Vorstellung, dass der „Erbfeind“ aus der Hölle selbst heraufkäme, bei LIPPERHEIDE (1871), S. 22.29. 45 ff. 57.68.86.91.154 f.
- 740 Vgl. DERS., ebd., S. 18 ff. 31: Deutschland führt Krieg für Gott selbst.
- 741 Vgl. DERS., ebd., S. 22.29.86.131 f. 188: das Thema des „Weltgerichts“.
- 742 Vgl. DERS., ebd., S. 130.191 wird Paris „Babel“ genannt; so auch einmal bei BISMARCK (1929), S. 205; vgl. ZIMMER (1971), S. 120 f.
- 743 LIPPERHEIDE (1871), S. 153 ff; GEIBEL IV (1883), S. 255 ff; LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN II (1903), S. 14; LAGARDE/BERGER (1914), S. 51 f; ARPER/ZILLESSEN I (1915a), S. 118 f, Nr. 16; s. a. MOLLAT (1923), S. 457 f; s. dazu ZIMMER (1971), S. 117 ff. Eine üble Nachgeschichte hatte dieses Gedicht bei Dietrich Eckarts Gedicht „Sturm, Sturm, Sturm! / Lätet die Glocken von Turm zu Turm!“; zit. bei SCHÖNE (1972), S. 57; Eckarts Gedicht wurde auch in den deutschen Lesebüchern der NS-Zeit nachgedruckt; s. BEHNE/JÜNEMANN/MRUGOWSKI/PEYN (1942), S. 9.
- 744 LERSCH (1925), S. 43. Hervorhebungen von mir. Das Gedicht (ebd., S. 43–47) wird auf den Kriegsausbruch zu datieren zu sein. Der gesamte erste Teil des Bandes von „Mensch im Eisen“, ebd., S. 6–53, gehört vor das Kriegsende, wie u. a. auch das Motto des zweiten Teils (ebd., S. 57–205) „Ob Krieg, ob Frieden, / Der Schmied muß schmieden“ erkennen lässt. Zum Kreuzfahrer-Ausruf „Gott will es!“ s. o. Kap. I, 2, c, S. 125.
- 745 Zit. n. BESIER (1984), S. 156 f. 158 f. 160 f.
- 746 S. die 46. Konfirmandenstunde vom 14.1.1915. Der Anfang dieser Unterrichtsstunde handelt von Jesu Erscheinungen nach seiner Auferstehung, seiner Himmelfahrt, seiner Beistandszusage (Matth. 27, 20), der Schluss verweist auf die Todesstunde eines jeden Menschen und das Erlösungswerk Christi.
- 747 Als Termine der Parusie Christi waren von den Irvingianern der 14.7.1835, Weihnachten 1838, der 14.7.1842, 1845 und 1855 angegeben worden; s. HANDTMANN (1907), S. 7. Die Neu-Irvingianer unterhielten auch in verschiedenen Stadtteilen Berlins Gottesdiensträume; s. DERS., ebd., S. 50.
- 748 Vgl. z. B. DRYANDER (1914b), S. 13 f; DERS. (1915b), S. 3 f; DOEHRING I (1919), S. 37.148.225 f. 246 f; DERS. II (1915), S. 50.76.130.177 f. 198.298; PRESSEL (1967), S. 80 ff. 83 ff; MOMMSEN (2000), S. 251 ff; vgl. BRAKELMANN (1974b), S. 154 f. 176 f.
- 749 So hatte der neapostolische Stammapostel Hermann NIEHAUS (1848–1932) in der Neupostolischen Rundschau vom 20.9.1914, S. 206 geschrieben: „Wenn sich also der große König, Jesus Christus, als König über alle Könige, im Kaiser zeigt, dann dürfen wir uns freuen.“ (vgl. PRESSEL, 1967, S. 99 ff. 104). Es folgen dann im Stil alttestamentlich-apokalyptischer Prophezeiungen Gerichtsworte über die widergöttlichen Mächte England, Frankreich und Russland; s. STREICH (2006), S. 12 f; vgl. BINDE (1914), S. 12 f; PRESSEL, ebd., S. 22.70.127 ff. 132 ff.
- 750 Ab 1913 kursierte die reich bebilderte, vom Leipziger Verlag Georg Wigand gedruckte Broschüre von Theodor Rehtwisch „Deutschlands Befreiungskämpfe 1813–1815 – Gedenkschrift zur Jahrhundertfeier der großen Zeit“. REHTWISCH (1913).
- 751 Vgl. z. B. die zweite Strophe des Gedichts „Siegesdank“ in: VORWERK (1915), S. 79;

BRAKELMANN (2015a), S. 103.241:

„Weltherrscher Jesus, du Richter gerechter Gerichte,
Dein ist die Rache. Dein Wille ist Menschengeschichte.

Dein Knecht, der Krieg,

Brachte uns Segen und Sieg.

Du wogst mit gerechtem Gewichte.“

Vollständiger Text s. u. in Kap. VIII, 1, b, Abb. 30. Vgl. weitere Belege zu dieser Auffassung bei DOEHRING II (1915), S. 77; PRESSEL (1967), S. 150 ff. 159 ff. 169 ff. 172 ff. 254. 338 ff. 359; MISSALLA (1968), S. 55 f. 63 ff. 67 ff. 84 ff. 88 ff. 126 f. MÜLLER (1914b), S. 95 beruft sich, nachdem er Fichtes Urvolk-Theorie (s. o. Kap. IV, 2, E, 1, S. 264.) anklingen ließ, auch auf ein Wort Schillers: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Aernte der ganzen Zeit – wenn der Zeiten Kreis sich fällt, und des Deutschen Tag wird scheinen.“ Zit. n. GOEDEKE (1871b), S. 410; vgl. PRESSEL, ebd., S. 172.

752 SEEBERG (1916), S. 29 ff („Die Reformation“, Jg. 14, 1915, Heft 1, S. 3–6).

753 DERS. (1916), S. 89 ff; = DERS. (1915), in: AUTORENKOLLEKTIV (1915, II), S. 115 ff.

754 SEEBERG (1916), S. 3 ff.

755 Vgl. a. DOEHRING II (1915), S. 194 ff. 198. 351; PRESSEL (1967), S. 48 f. 87. 110. 169 f. 171.

756 Vgl. DERS., ebd., S. 169 ff.

757 SEEBERG (1911), S. 135 ff. 147; vgl. DERS. (1916), S. 15; PRESSEL, ebd., S. 132 ff. 155 f. 169 ff. 179; DIETZEL (2013), S. 154 ff.

758 STERNBERG (1916), S. 7 f; HERPEL (1917), S. 51.

759 Vgl. SEITSCHEK (2003), S. 237 ff.

760 S. die 47. Konfirmandenstunde vom 19.1.1915.

761 S. die 50. Konfirmandenstunde vom 29.1.1915.

762 Vgl. SEEBERG (1911), S. 79 f; dasselbe Thema „sichtbare und unsichtbare Kirche“ behandelt auch STAUDE II (1901a), S. 143, aber in inhaltlich anderer Akzentuierung als Krummacher.

763 KRUMMACHER (1916b).

764 DERS., ebd., S. 8.

765 Vgl. z. B. die Berichte bei HEDIN (1915a), S. 36 ff. 45 f. 71. 96 f. 108 f. 145 f. 269 ff. 346 f. 472. 491 f. 498 f. 526 f.

766 1889 war es in Preußen zur Bildung vieler sog. „Provinzialvereine“ des Roten Kreuzes gekommen. Der Tag der „Jubelfeier“ (10. Mai 1914) liegt dicht am Geburtsstagsdatum Henry Dunants, der am 8. Mai 1828 in Genf zur Welt kam.

767 DEUTSCHE KRIEGSLIEDER (1914), S. 104 ff; Hervorhebung von mir; vgl. DETERING (2016), S. 40, Anm. 47.

768 Wiederabgedruckt in: ROLLAND (1915/1923), S. 57–71.

769 „Lettre ouverte du D. theol. Ernest Dryander, premier prédicateur de la cour, vice-président du Conseil Ecclés. supér. au pasteur C. E. Babut, de Nîmes.“

770 BESIER (1984), S. 69 ff; DERS. (1982), S. 43 f. Dryander lehnte die Mitunterzeichnung mit der Begründung ab, dass „für uns auch nicht der entfernteste Anschein entstehen darf, als sei in Deutschland irgendeine Mahnung oder Bemühung erforderlich, damit der Krieg im Sinne dieser christlichen Anschauungen und der Forderung der Barmherzigkeit und Menschlichkeit geführt werde.“ Vgl. BESIER (1984), S. 72 ff; vgl. a. ANDRESEN (1995), S. 342 ff. Seine Ablehnung verteidigte DRYANDER (1926a), S. 283 f auch noch nach 1918.

- 771 HOFFMANN (1937), S. 43 f. 51. 53. 126. 193 f. 313. 336. 388. 402. 441 u.ö.; WITKOP (1928), S. 40. 149. 151. 247. 265. 287; EBERT (2014), S. 113. 122. 197 ff; HEDIN 1915a), S. 30. 37 f. 96. 108. 230 ff. 258; BESIER (1984), S. 161 (Abb. 25). Vgl. SEEBERG (1916), S. 82. 85; HAMMER (1974), S. 225 f; PRESSEL (1967), S. 356. DRYANDER (1914c), S. 21; DERS. (1915b), S. 18 macht auf das 14. Kapitel des Arndt'schen „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann seyn und mit Gott in den Streit gehen soll“ (ARNDT, 1812, S. 124; DERS., 1813a, S. 154) aufmerksam: „So schone denn des Wehrlosen und hilf dem Schwachen und sei gütig gegen den Bedrängten und nur gegen das Schwert gebrauche das Schwert“.
- 772 WITKOP (1928), S. 30. 121. 188; RUCKS (1934/1935), S. 228. 263; KÜHL (1936/1937), S. 259 (mit Photo); EBERT (2014), S. 365; s. dazu a. RAUCHENSTEINER (2013), S. 307.
- 773 Vgl. die in Leipzig Ende 1914 von DRYANDER erschienenen „Weihnachtsgedanken“ (DERS., 1914b, S. 21 f). Dasselbe, bei Ypern, Flandern, vorgefallene Ereignis schildert Dryander 1915 ein zweites Mal in: DERS. (1915b), S. 15. Zur deutschen Brief- und Pressezensur vgl. JÜRGS (2003), S. 179 f. 211. 221 ff. 230 ff. 292 f. WESTARP (1935), S. 521 berichtet, dass man im September 1918 an der Westfront 1000 abzusendende Feldpostbriefe geöffnet habe, um die politische Einstellung der Frontsoldaten zur Wahlrechtsreform zu überprüfen.
- 774 HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 470 bringen eine französische Zeichnung von 1915.
- 775 Das Lied befindet sich im FELDGESANGBUCH (1914), Abteilung „Geistliche Volkslieder“, unter der Nr. 7, S. 35; dort auch das Lied „O du fröhliche, o du selige“, Nr. 6, S. 34.
- 776 JÜRGS (2003), S. 84 ff. 99 ff. 127 ff. 147 ff. 166. 173 ff. 180 ff. 198 ff. 214 ff. 227 ff. 251 ff. 272 f. 276 ff. 280 ff. 286; RIEKER (2006), S. 41–164; BRUENDEL (2014), S. 117; EXNER/KAPFER (2014), S. 282 f. 317. 352 f; MÜNKLER (2015a), S. 297 f.
- 777 ZUCKMAYER (2006), S. 271.
- 778 RIEKER, ebd., S. 51 ff. 72 (Photo). 75 (Photo). 170.
- 779 DERS., ebd., S. 46. 57. 60. 146. 150. 154. 158; EBERT (2014), S. 249 ff.
- 780 BINDING (1940a), S. 48; Tagebucheintrag vom 8.12.1914; die Verbrüderungen setzten schon mit der Adventszeit ein.
- 781 JÜRGS (2003), S. 122 ff. 186. 203 f. 207 f. 272. 275 f; vgl. ebd., S. 310 ff; BRUENDEL (2014), S. 118. Da vereinzelte Fraternisierungen auch schon vor Weihnachten 1914 stattgefunden hatten, untersagten die Heeresleitungen bereits im Vorhinein gegenseitige Vereinbarungen an der Front; RIEKER (2006), S. 159 ff. Zu Ostern 1915 an der Ostfront vgl. RUCKS (1934/1935), S. 555. Wie die Feldpostliteratur zu berichten weiß (WITKOP, 1928, S. 187), war ebenso der französische Generalstabschef Joseph Jacques Césaire Joffre (1852–1931) präventiv gegen weihnachtliche Feuerpausen vorgegangen. Auch kirchlicherseits wurde der „Weihnachtsfrieden“ von 1914 kontrovers bewertet; vgl. z. B. die Zustimmung bei Dryander (s. o. Anm. IV, 173); ablehnende kirchliche Stimmen bei HAMMER (1974), S. 341 f. Im späteren Verlauf des Ersten Weltkriegs zeigte sich jedoch, dass sogar unterirdische Sprengungsvorhaben jeweils an die Gegenseite verraten wurden (RIEKER, ebd., S. 100 ff) und dass es immer wieder zu Verbrüderungen kam. Solche Feuerpausen traten besonders zu hohen kirchlichen Festen auch 1915, 1916 und 1917 ein; HEDIN (1916a), S. 148 ff. 158 f. 319. 352; HOFFMANN (1937), S. 168 f. 275. 297 f; WITKOP, ebd., S. 220. 230 f; verschiedene Berichte auch bei: RUCKS, ebd., S. 517 f. 545 ff. 553 ff; KÜHL (1936/1937), S. 170. 263 ff. 456. 535; JOHANN (1969), S. 96 f. 200; EBERT (2014), S. 183. 204. 249 ff; JÜRGS, ebd., S. 315 ff. 335 ff. Zu weiteren

- Anlässen inoffizieller Feueereinstellungen vgl. THEILHABER (1916), S. 27; HOFFMANN, ebd., S. 122.134.137; WITKOP, ebd., S. 145; HEDIN (1915a), S. 226; RUCKS, ebd., S. 662; ENGLUND (2013), S. 197; REMARQUE (2014b), S. 24 ff; RAUCHENSTEINER (2013), S. 722f.725; EBERT, ebd., S. 139.
- 782 Vgl. LEICHT (1918), S. 196 ff.
- 783 Vgl. SCHLAGER (2011), S. 139 ff. Vgl. WITKOP (1928), S. 36. Die nationalen Herz-Jesu-Weihen der Österreich-Ungarischen Truppen hatten schon am 1. Januar 1915 stattgefunden; vgl. HAMMER (1974), S. 278.
- 784 S.a. SCHLAGER (2011), S. 163 ff und Abbildung 6 (S. 165).
- 785 Acta Apostolicae Sedis VII, Città del Vaticano, Roma 1915, 16. Der vollständige Text des Friedensgebetes lautet in deutscher Übersetzung von STRUKER (1917), S. 37 f (die vom Staatssekretär Petrus Kardinal Gasparri unterzeichnete Verordnung, ebd., S. 34–36):
 „In der Angst und Not eines Krieges, der die Völker und Nationen in ihrem Bestande bedroht, fliehen wir, o Jesus, zu deinem so liebevollen Herzen, als zu unserem sichersten Zufluchtsorte. Zu dir, o ‚Gott der Barmherzigkeit‘, flehen wir mit Inbrunst: wende ab diese schreckliche Geißel! Zu dir, o ‚Friedenskönig‘, rufen wir in inständigem Gebete: gib uns bald den ersehnten Frieden! Von deinem göttlichen Herzen aus liebst du auf der ganzen Welt die heilige Liebe erstrahlen, damit jegliche Zwietracht schwinde und unter den Menschen nur die Liebe herrsche. Dein Herz schlug, da du auf Erden weiltest, voll zarten Mitleids für alle menschliche Not. Ach, möge dein Herz sich unser erbarmen auch in dieser Stunde, die schwer auf uns lastet mit ihrem verhängnisvollen Hasse und dem entsetzlichen Blutvergießen! Erbarme dich so vieler Mütter, die in Angst und Sorge sind um das Schicksal ihrer Söhne; erbarme dich so vieler Familien, die ihres Hauptes beraubt sind; erbarme dich des unglücklichen Europa, über das so schweres Verhängnis hereingebrochen ist! Gib du den Herrschern und den Völkern Gedanken des Friedens ein; laß aufhören den Streit, der die Nationen entzweit, mach, daß die Menschen in Liebe sich wieder zusammenfinden; gedenke, daß du sie um den Preis deines Blutes zu Brüdern gemacht! Einst hast du auf den Hilferuf des Apostels Petrus: ‚Rette uns, o Herr, denn wir gehen zugrunde‘ voll Liebe gehört und den empörten Meereswogen Ruhe geboten; o, so laß dich auch heute versöhnen, erhöhe gnädig unser vertrauensvolles Gebet und gib der stürmisch bewegten Welt wieder Ruhe und Frieden! Und du, allerseligste Jungfrau, wie früher in den Zeiten größter Not, so hilf uns auch jetzt! Beschütze uns und rette uns! Amen.“
- 786 Vgl. KIELMANSEGG (1968), Karten I–III im Anhang.
- 787 SCHLAGER (2011), S. 161 ff. Der Pfarrer der Église de la Madeleine in Paris fügte beim Verlesen der Erklärung des Erzbischofs von Paris, Kardinal Léon-Adolphe Amette (1850–1920), zum päpstlichen Friedensgebet („La paix que le Saint Père nous invite à implorer de Dieu, c’est la paix solide et durable et qui est le œuvre de la justice, la paix qui suppose le triomphe et le règne du droit.“) der Unmissverständlichkeit halber noch hinzu: „après la victoire de nos chers soldats“; zit. n. SCHLAGER, ebd., S. 161 mit Anm. 98.99.
- 788 Der vollständige Text der Strophe 4 nach der Ausgabe UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 28, S. 14ab fährt fort:
 „Bis dieser Kreis der Erden
 Zu deinen Füßen liegt,
 Bis du im neuen Leben

Die ausgesöhnte Welt

Dem, der sie dir gegeben [= Gott]

Vors Angesicht gestellt.“

Zur Flucht in die eschatologische Hoffnung vgl. PRESSEL (1967), S. 208.228.252 ff.

789 SCHIAN (1925), S. 147 ff.

790 Vgl. DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 138; KRUMMACHER (1937), S. 129. Erhalten geblieben ist auch Krummachers gottesdienstliche Abkündigung („Den Helden-tod fürs Vaterland starben ...“) in der Pfingstkirche in Potsdam; Po-Pf 90/82 (leider nicht datiert, muss aber vom Jahresende 1914 stammen). Eduard Vogel von Falckenstein wird dort als „Major u. Kommandeur eines Reserve-Jäger-Bataillons“ bezeichnet. Der Name „Ed. Vogel von Falckenstein“ ist auf der Gedenktafel der Pfingstkirche in Potsdam (Innenraum, rechts) unter der Rubrik „Major“ verzeichnet; REINHOLD (2016), S. 13.

791 DOEHRING I (1919), S. 312 ff = DERS. II (1915), S. 142 ff.

792 Vgl. DERS., II, ebd., S. 7.129 ff.148.175.208.213.287 ff.348.350.

793 KRUMMACHER (1915).

794 Vgl. DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 177.

795 RICHTER (1913–1915a), zu Seite 63.

796 So der Titel eines Gedichtes von Franz Werfel, das ebenfalls im August 1914 entstanden ist; WERFEL (1967), S. 164 f.652; vgl. u. zu Kap. XVII, 2, S. 689 f.

797 KRUMMACHER (1914a), S. 17–26; DERS. (1914b), S. 106–114; DERS. (1914c), S. 216–224.

798 DERS. (1937), S. 130 ff.137 ff.

799 KRONENBERG (2010), S. 350 ff (Lit.) verweist vor allem auf die Jahrgänge von 1914–1915 des Deutschen Philologen-Blattes (= Deutsches Philologen-Blatt, Korrespondenz-Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand).

800 SPANUTH (1915), S. 24–52.

801 Vgl. u. Kap. V, 1, d, S. 304 f., Verzeichnis der Vorträge in der Ausstellung „Schule und Krieg“.

802 BERNHARDI (1912), S. 284 ff.286 ff.291 ff.

803 S.u. Kap. V, 2, a, S. 323 ff.

804 TUCHOLSKY (1993, I), S. 238 („Der Sadist der Landwehr“, 1914).

Anmerkungen zu Kapitel V – Krummachers Religionspädagogik im Vergleich

- 1 FICHTE (1830), S. 560, III. Buch, 9. Kapitel, Tagebuch-Eintrag vom 1./2.4.1813; LAHN-STEIN (1911), S. 8.
- 2 HARNACK (1912), S. 18; HORNIG (1984), S. 211; vgl. a. ROSENBERG (1913a), S. 344 f.
- 3 LANGBEHN (1925), S. 269 f; der „Rembrandtdeutsche“ schien indessen nicht zu bemerken, wie sehr er sich selbst in solch³ „geistig verarmendem Barbarentum der Bildung“ verrannte.
- 4 HARNACK (1964, II), S. 437 ff.
- 5 Schon wesentlich früher sah SCHLEIERMACHER (1822), § 118, S. 115 f sich hierdurch eine weitere Ausuferung ergeben, nach welcher die Erbsündenlehre durch eine „ununterbrochene, fortlaufende Reihe unsündlicher Mütter“ her aufgehoben würde; s. a. SCHLOSSER (1886, XVII), S. 253.

- 6 S. HÜBNER (1994), S. 355; Hervorhebung von mir.
- 7 WITTGENSTEIN (1984), S. 84; vgl. ebd., § 6.522, S. 85: „Die richtige Methode der Philosophie wäre eigentlich die: Nichts zu sagen, als was sich sagen lässt, also Sätze der Naturwissenschaft – also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat –, und dann immer, wenn ein anderer etwas Metaphysisches sagen wollte, ihm nachzuweisen, daß er gewissen Zeichen in seinen Sätzen keine Bedeutung gegeben hat.“
- 8 Aus Franz Lehárs (1870–1948) Operette von 1930 „Schön ist die Welt“ (Dritter Akt, Nr. 15, Finaletto III: „Liebste, glaub’ an mich“); vgl. TUCHOLSKY (1993, IX), S. 271 („Lehár am Klavier“, 1931).
- 9 NIETZSCHE (2010), S. 184; § 244 von „Jenseits von Gut und Böse“.
- 10 FICHTE (1808/2005a), S. 141 f = DERS. (1928), S. 62 f; vgl. HARARI (2019b), S. 357 f.400, Anm. 26, der auf Adam Bernard Mickiewicz (1798–1855) verweist, der 1830 Tod, Wiederauferstehung und Heilsbringerschaft Polens mit dem Hinabstieg Christi in die Unterwelt, seiner Auferstehung von den Toten und seinem Erlösungswerk gleichsetzte.
- 11 ARNDT (1815d), S. 244 ff; vgl. Deut. 28, 44.
- 12 PIECHOWSKI (1917), S. 190; vgl. LIPPERHEIDE (1871), S. 43 f, dort die Gedichte von Wilhelm Osterwald (1820–1887), „Das Vaterland ruft, und wir alle sind da“ und von Ernst Förster (1800–1885), „Der deutschen Einheit Grund“.
- 13 HAUPTMANN (1913), S. 74 f (= DERS., 1965, S. 984 f). Das Bühnenstück, als Marionetten-theater inszeniert (s. dazu BENJAMIN, 1980c, S. 58: Menschen als „Puppen in der Macht des Gedankens“), wurde allerdings auf Betreiben des deutschen Kronprinzen Wilhelm von Preußen vorzeitig (nach elf von fünfzehn geplanten Aufführungen) vom Spielplan abgesetzt, weil es diesem – obwohl Wilhelm II. bei den Jahrhundertfeiern als „Friedens-kaiser“ besonders gepriesen wurde – offenbar zu starke pazifistische, antimilitaristische Akzente enthielt. Neben den Auftritten der „Furie“, DERS. (1913) ebd., S. 68 f.87 ff, der „Mütter“, ebd., S. 91 ff.98 f und der „Athene Deutschland“, ebd., S. 106 ff, dürfte den Kronprinzen insbesondere die humorige Schluss-Szene, ebd., S. 110 f, irritiert haben, in welcher der Theaterdirektor den renitent „säbelkirrenden“, gegen das „Friedenstilili“ polternden Blücher kurzerhand in die Marionettenkiste sperrt.
- 14 Vgl. die Analyse des Festspiels durch ALTER (1984), S. 188 ff.198 ff.
- 15 KLEIST (1982), S. 945–951 („Über das Marionettentheater“).
- 16 Vgl. HELLER (1977), S. 25 f („Die Wiederkehr der Unschuld“, der auch auf Rilkes Vierte Duineser Elegie, Zeilen 22 ff.53 ff.71 ff hinweist).45 f („Als der Dichter Yeats zum ersten Mal Nietzsche las“); MANN (1960a), S. 406.410 f (Kap. XXX); RILKE (1980), S. 453 ff.
- 17 KELLER (1935), S. 289 ff.295 ff; ILLIES, ebd., S. 164 f.243 f.
- 18 STUHRMANN (1914a), S. 505 f am 30.11.1913.
- 19 DOEHRING II (1915), S. 297 f.
- 20 Vgl. zu ihm SCHIAN (1921), S. 49 ff, der allerdings den Vornamen als „Maximilian“ verschreibt.
- 21 TIRPITZ (1919), S. 435; die Predigt ist abgedruckt bei: GOENS (1915), Nr. XIII, S. 13–16, Psalm 62, 2: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“
- 22 Vgl. KLEMPERER (2015), S. 65.
- 23 SCHIAN (1921), S. 218 ff; DERS. (1925), S. 139 f.144 ff.149 ff.
- 24 Wir werden sie weiter unten analysieren; Kap. IX, 1, S. 453 ff.

- 25 MUSIL (1988, I), S. 518 ff.
- 26 DERS. (1936), S. 78 („Unfreundliche Betrachtungen“); DERS. (1957), S. 476.
- 27 DERS. (1967), S. 31 ff; vgl. a. DERS. (1961), S. 24 f.
- 28 Einen Überblick über die verschiedenen deutschen Kriegsideologien verschafft RÜRUP (1984), S. 11 ff.
- 29 S. hierzu a. die tiefeschürfenden Betrachtungen zur Ideologie bei LE GUILLOU (1974), S. 157–190, insbes. S. 172 ff. 176 ff. 178 ff, und bei WATZLAWICK (1981), S. 192–228, insbesondere S. 199 ff. 204 ff („Bausteine ideologischer Wirklichkeiten“).
- 30 MUSIL (1967), S. 33.
- 31 HIPPEL (1947), S. 17; vgl. BRACHER (1962), S. 261 ff; vgl. ADORNO (1970a), S. 88 f zum Faschismus, „dem aller Geist nur Mittel zum Zweck war und der darum alles fraß.“
- 32 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 362 („Wir im Museum“, 1926); KOSZYK (1968), S. 120 erwähnt Sofakissen mit der Aufschrift „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, Filzpantoffeln bestickt mit dem Bild des Eisernen Kreuzes, „Schlummerrollen“ beschriftet mit „Lieb’ Vaterland magst ruhig sein.“
- 33 KLEMPERER (2015), S. 41.
- 34 Vgl. NOSSACK (1947), S. 29 („Der Einzelne“).
- 35 KRONENBERG (2010), S. 372. UMLAUF (1915), S. 176 ff verweist für die kriegsbezogene Mathematik und Physik auf die Geodäsie, Himmelskunde, optische Entfernungsmessung, Kartenlesen und Kartenzeichnen, mathematische Geographie, Rechnen nach den numerischen Angaben in der Felddienstordnung, Ballistik (Wurfparabel), Hydrodynamik (Schiffsbewegungen der Marine), Aerodynamik (Auftrieb der Luftschiffe), Elektrizität etc.
- 36 KRONENBERG (2010), S. 374 f, wo von Parallelisierungen wie dem „Errichten von Schützengräben und dem Einbuddeln der Scholle im Meeresboden“, „Kampfmitteleinsatz wie Gas und Rauch beim Menschen und das Ausstoßen von Farbwolken beim Tintenfisch“ berichtet wird.
- 37 UMLAUF (1915), S. 192 ff schlägt die Behandlung von Spreng- und Explosivstoffen vor; nach KRONENBERG (2010), S. 375 f beschäftigte man sich im kriegsbezogenen Chemie-Unterricht eifrig mit Sprengstoffen, Leuchtbomben, chemisch hergestellten Ersatzstoffen (z. B. als Benzinersatz), mit der Herstellung von Kunstdünger für die Landwirtschaft; die regelmäßigen Metallsammlungen wurden zum Anlass genommen, die Einsatzmöglichkeiten von Eisen, Blei, Kupfer, Messing und Nickel eingehend zu besprechen.
- 38 CAROSSA (1951), S. 111.
- 39 HERRMANN (1935), S. 3 ff. 8 f. 11. 19 f.
- 40 LENZ (1968), S. 305 (Kapitel 13).
- 41 Vgl. die Zusammenfassung bei BOGE (1935), S. 33 ff, hier insbes. S. 34; s.a. die folgende Anmerkung.
- 42 ROSENBERG (1941), S. 120 f (Buch I, 6, Abschnitt: „Wissenschaft als eine Schöpfung des Blutes“).
- 43 KUBACH (1936), S. 5 ff. Kubach argumentiert wie folgt: „Wir glauben, und das ist das Entscheidende, daß diese Ergebnisse und Resultate [der mathematischen Forschungen, die als immerwährende und überall geltende Wahrheiten anerkannt werden,] ihren Ursprung nur haben konnten an einem bestimmten völkischen und geschichtlichen Ort, und zwar keinem anderen als dem, an dem sie wirklich entstanden sind. [...] Die Lehrbarkeit und Über-

- tragbarkeit in späteren Zeiten und auf Menschen anderer völkischer Herkunft kann dann so gedeutet werden, daß von Anfang an alle Möglichkeiten und Formen im menschlichen Geist als Anlagen vorgeformt und daher jederzeit gegenwärtig sind. In die Wirklichkeit und Wirksamkeit jedoch werden sie nur erhoben durch die wissenschaftlichen Schöpfernaturen – vermöge des jeweiligen völkischen Lebenszusammenhangs zu der gegebenen reifen Stunde.“ Kubach verweist hierfür auf Ernst Krieck in „Wissenschaft, Weltanschauung, Hochschulreform“, Leipzig, 1934.
- 44 BRECHT (1998), S. 449 („Furcht und Elend des Dritten Reiches – 24 Szenen“, Szene 8: „Physiker“); vgl. a. DERS. (1977a), S. 1500 f („Flüchtlingsgespräche“, Anhang I).
- 45 LENARD (1936, I), S. IX ff (Vorwort). Die Relativitätstheorie Albert Einsteins lehnte Lenard als Ausdruck „jüdischer Physik“ ab, weil sie mit der Wirklichkeit nichts zu tun habe und „wohl auch gar nie wahr sein“ wollte: „Dem Juden fehlt auffallend das Verständnis für *Wahrheit*, für mehr als nur scheinbare *Übereinstimmung mit der von Menschen-Denken unabhängig ablaufenden Wirklichkeit*, im Gegensatz zum ebenso unbändigen als besorgnisvollen Wahrheitswillen der arischen Forscher. [...] Der Fremdgeist wirkt lähmend; alles Rassefremde ist dem deutschen Volke schädlich.“ Die jüdische, „durch Rechenkunststücke verdeckt[e]“, Physik ist somit nur ein Trugbild und eine Entartungserscheinung der grundlegenden arischen Physik. [...] Der unverbildete deutsche Volksgeist sucht nach Tiefe, nach widerspruchsfreien Grundlagen des Denkens mit der Natur, nach einwandfreier Kenntnis des Weltganzen.“ Vgl. a. STARK (1934), S. 10 ff; s. dazu BRAUNBECK (2003), S. 64.66 ff.68; HEISENBERG (1983), S. 55 ff; vgl. a. HARARI (2019b), S. 225 ff.
- 46 LENIN (1975), S. 258 ff.
- 47 BLOCHINZEW (1972), § 139, S. 569 ff.
- 48 S. o. Prolegomena A, S. 33 und Kap. I, 2, b, S. 122.
- 49 ZEYONS (1976), S. 74 f („Ave Maria d’un Poilu à sa Baïonette“, „Credo du Poilu, Credo des Tranchées“, „Les Dix Commandements du Poilu“).
- 50 So bezeugt durch die Kritik im „Liber de unitate ecclesiae conservanda“, Liber II, 8, eines unbekannten Hersfelder Mönchs (verfasst 1090–1093), in: MONVMENTA GERMANIAE HISTORICA (1892), S. 178 f.219: „Et a facie eorum egressa est tam crudelis sententia, ut dicant malum bonum et bonum malum, praedicantes beatos esse, qui pro parte Hildebrandi faciant praelia, seditiones et homicidis. *Popule meus, qui beatum te dicunt, ipse te decipiunt*, dicit Dominus.“ ERDMANN (1974), S. 242 mit Anm. 141.
- 51 JANSSEN (1888, VI), S. 230.
- 52 RAUCHENSTEINER (2013), S. 376.377 ff.1102. Der vom Machiavellismus beeinflusste Begriff „sacro egoismo“ wurde schon 1914 von dem italienischen Ministerpräsidenten Antonio Salandra (1853–1931) geprägt, um auf den Kriegseintritt Italiens hinzuwirken („della esclusiva ed illimitata devozione alla patria nostra, del sacro egoismo per l’Italia“); DUDEN (2008), S. 449b.
- 53 Im Original „odio“. D’Annunzio spielt hier auf die tiefe Verärgerung Italiens über die französische Besetzung Tunesiens 1881 an. Er ruft also zur „Sanftmütigkeit“ gegenüber dem bislang verhassten Frankreich auf, um sich mit ihm gegen die Zentralmächte zu verbünden.
- 54 Im Original „evento“. Am Vortag der Veröffentlichung der „Orazione per la sagra dei Mille“ im „Corriere della Sera“ vom 5.3.1915, also am 4.3.1915, hatte Sidney Sonnino (1847–1922), der Außenminister Italiens, den Botschafter Guglielmo Imperiali (1858–1944) in London

- angewiesen, die Forderungen Italiens für einen Kriegseintritt auf Seiten der Triple Entente darzulegen.
- 55 CORRIERE DELLA SERA vom 5. Mai 1915; D'ANNUNZIO (1915a), S. 684 f (vgl. ebd., S. 1690–1692); Übersetzung nach STEINMAYER (1915), S. 498; s. a. ESPOSITO (2011), S. 107; BUELENS (2014), S. 167.383. Diese blasphemischen „Seligpreisungen“ bilden den Schlussabschnitt (VII) der „Orazione per la sagra dei Mille (V maggio MDCCCLX – V maggio MCMXV)“ = „Rede für das Weihefest der Tausend [Garibaldis] (5. März 1860/5. März 1915)“]:
- „O beati quelli che più hanno, perché più potranno dare, più potranno ardere.
Beati quelli che hanno vent'anni, una mente casta, un corpo temprato, una madre animosa.
Beati quelli che, aspettando e confidando, non dissiparono la loro forza ma la custodirono nella disciplina del guerriero.
Beati quelli che disdegnarono gli amori sterili per essere vergini a questo primo e ultimo amore.
Beati quelli che, avendo nel petto un odio radicato, se lo strapperanno con le lor proprie mani; e poi offriranno la loro offerta.
Beati quelli che, avendo ieri gridato contro l'evento, accetteranno in silenzio l'alta necessità e non più vorranno essere gli ultimi ma i primi.
Beati i giovani che sono affamati e assetati di gloria, perché saranno saziati.
Beati i misericordiosi, perché avranno da tergere un sangue splendente, da bendare un raggiante dolore.
Beati i puri di cuore, beati i ritornanti con le vittorie, perché vedranno il viso novello di Roma, la fronte ricoronata di Dante, la bellezza trionfale d'Italia.“
- 56 Parodien des Vater-Unsers gab es schon immer, wie z. B. in Adolf Glaßbrenners (1810–1876) „Gebet der belagerten Berliner“; GYSI/BÖTTCHER/SCHUBERT II (1954), S. 326 f; FISCHER (2009), S. 187.389; bei D'Annunzio liegt jedoch keine Parodie vor.
- 57 D'ANNUNZIO (1918b) I, S. 600 (vgl. II, ebd., S. 3228): „O morti che siete in terra come in cielo, sieno santificati i vostri nomi, avvenga il regno del vostro spirito, sia fatta in terra la vostra volontà. Date il pane cotidiano alla nostra fede. Tenete acceso in noi l'odio santo, come noi non rinnegheremo mai il vostro amore. Allontanate da noi ogni tentazione infame, liberateci da ogni dubbio vile. E, se è necessario, combatteremo no fino all'ultima goccia del nostro sangue, ma con voi fino all'ultimo granello della nostra cenere. Se è necessario, combatteremo fino a che l'Iddio giusto non venga a giudicare i vivi e i morti. Così sia.“ Deutsche Übersetzung weitgehend nach ESPOSITO (2011), S. 134 und BUELENS (2014), S. 310.
- 58 Vgl. a. MANN (1955), S. 107 („Leiden an Deutschland“, 1933/1934), der diese Verse auf die Situation nach der Machtergreifung Hitlers überträgt.
- 59 Die „Zwölfzahl“ hier wohl als Symbolzahl gewählt; vgl. die *Lex Duodecim Tabularum* des Altrömischen Rechts.
- 60 SPITTELER (1924), Erster Teil, II, S. 28 f.
- 61 Zit. n. MICHEL (1939), S. 21.
- 62 RUSSELL (1916/1989), S. 39 ff; Walter Benjamins Anforderungen an kommunistische Pädagogik, Spielzeug und proletarisches Kindertheater lauten da im Grundsatz nicht anders; z. B. BENJAMIN (1973), S. 79 ff.87 ff.
- 63 TUCHOLSKY (1993, II), S. 131 („Die Schule“).

- 64 MÜNKLER (2010), S. 218.
- 65 Jerome Klapka Jerome (1859–1927) in den *Daily News*, zit. n. KRAUS (1918c), S. 104 f; DERS. (1988b), S. 7.
- 66 Kaiserin Marie Louise an ihren Ehemann Napoleon I. in den Briefen Nr. 81, 118 und 120 vom 1., 14. und 15.3.1814; PALMSTIERNA (1960), S. 105.139 („Ich habe noch nie ein Kind gesehen, das so früh wie er diese militärischen Neigungen zeigt“).141.
- 67 KAHLE (1928), S. 106.
- 68 FLEX (1922), S. 17 ff.
- 69 S. o. Kap. VI, 4, A, a, S. 375.
- 70 RIKLI (1915), S. 1.21 f; MÜNKLER (2015a), S. 527.
- 71 TUCHOLSKY (1993, V), S. 235 f („Kopenhagener Krabbeln auf ein Kriegsschiff“, 1927).
- 72 Eine Übersicht über die im Ersten Weltkrieg erschienenen Kriegskinderbücher bieten STEPHAN-KÜHN (1996), S. 222–231, und STEPHAN-KÜHN/STEPHAN (2001); FLEMMING/ULRICH (2014), S. 207 ff. Der Nationalsozialismus machte bei Kinderbüchern ebenso keine Ausnahme; traurige Berühmtheit erlangten die Bücher „Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid“ der damals erst 18-jährigen Elvira BAUER (1936) und das Buch „Der Giftpilz“ von Ernst Hiemer (Nürnberg, 1938); HAHN (1978), S. 156 ff. – 2007 erregte das Kinderbuch von SCHMIDT-SALOMON/NYNCKE (2007) „Bitte wo geht’s zu Gott? fragte das kleine Ferkel“ die Öffentlichkeit u. a. wegen der zeichnerischen Darstellung eines Rabbiners.
- 73 KRAUS (1917a), S. 36. Dort auch eine Abbildung des Kinderbuch-Covers.
- 74 BENJAMIN (1980f), S. 21.
- 75 KUTZER/BRUNNER (1915).
- 76 STEPHAN-KÜHN/STEPHAN (2001), S. 16.
- 77 KRAUS (1994), S. 203.
- 78 MOSSE (1993), S. 172 ff; FLEMMING/ULRICH (2014), S. 205 ff.
- 79 SCHÜLER (1914), S. 8 f („Die beiden“).
- 80 DERS., ebd., S. 22 („England, wir hassen dich!“).
- 81 Vgl. hier pars pro toto etwa LALOI (1900), S. 18.36.47.105.142.149 ff.170 ff, wo zugleich auch die Nachwirkungen des deutsch-französischen Krieges stets spürbar sind: „La meilleure école est celle qui donne les meilleurs citoyens et les meilleurs soldats à la patrie.“ Ebd., S. 142; vgl. a. RÜHLMANN (1918), S. 89 ff.101 ff; STEHLE (1922), S. 318 ff.
- 82 BENJAMIN (2016), S. 99.
- 83 JÜTTING/WEBER/LANGE (1901), vor allem im Abschnitt II („Neue Zeit“), S. 50–123; der Blattweiser zum Religionsunterricht, ebd., S. XI.
- 84 DIES. (1901), Nr. 175, S. 316 ff.
- 85 REICHENBACH (1909), S. 44 ff; HOLL (1917), S. 846 ff; RÜHLMANN (1918), S. 90 ff.
- 86 JOHANN (1969), Abbildung nach S. 112.
- 87 Das Celler Gymnasium Ernestinum wird schon in den 1880er Jahren in den Nachträgen der „Verordnung über die Ergänzung der Offiziere des Friedensstandes vom 11. März 1880“ erwähnt; ERSTER NACHTRAG (1884), S. 35 (Anhang 1).
- 88 BORNTRÄGER (1915), S. 9; vgl. BENDIKOWSKI (2014), S. 235.
- 89 WINTERBERG (2014), S. 99 ff; der Ausdruck „Fibelverbrecher“ bei KRAUS (1918e), S. 27; DERS. (1988b), S. 181. Auch bei Hitler stand die „Fibel“ ganz oben an; HITLER (2016b),

S. 1605 [= II, S. 291]: „Dann muß allerdings, von der Fibel des Kindes angefangen bis zur letzten Zeitung, jedes Theater und jedes Kino, jede Plakatsäule und jede freie Bretterwand in den Dienst dieser einzigen großen Mission gestellt werden, bis daß das Angstgebet unserer heutigen Vereinspatrioten ‚Herr, mach uns frei!‘ sich in dem Gehirn des kleinsten Jungen verwandelt zur glühenden Bitte: *„Allmächtiger Gott, segne dereinst unsere Waffen; sei so gerecht, wie du es immer warst; urteile jetzt, ob wir die Freiheit nun verdienen; Herr, segne unseren Kampf!“*

- 90 ENGLUND (2013), S. 173; WINTERBERG (2014), S. 108 ff. 111 ff.
- 91 Bei SPANUTH (1914c), S. 340 f; als Fundort wird die Ausgabe des „Schwäbischen Merkur“ vom 10.9.1914 genannt; s. a. WINTERBERG (2014), S. 104 f.
- 92 ZIEGLER (1914), S. 594b; hier wird auf die „Frankfurter Zeitung“ als Fundort verwiesen.
- 93 HARTMANN (1915), Sp. 44a zitiert Feldpostbriefe von einem Ulanenoffizier, einem Dragoneroffizier und einem Piloten, die davon berichten, wie ihnen ihre Englisch- und Französischkenntnisse an der Front das Leben gerettet haben. HELLMERS (1915a), S. 112 ff will dagegen den Englischunterricht dazu benutzen, „unser Volk zu der objektiv besseren Einsicht zu führen, damit es danach seinen künftigen Verkehr mit dem Engländer in Krieg und Frieden einrichten kann.“ Diese „bessere Einsicht“ besteht nach Hellmers darin, dass England durch das Überwiegen des „keltischen Elementes“ kein „germanisches Bruder-volk“ ist; „wir sollten also mit so dilettantischen Ausdrücken, wie unsere ‚Vettern‘ jenseits des Kanals, nicht mehr operieren.“ England verkörpere eine „ungermanische“ Volksindividualität; DERS., ebd., S. 115; vgl. a. HÖNN (1915), S. 103. Was das Schulfach Französisch betrifft, wirbt Gerhard Hellmers dagegen für einen Unterricht, der für nach dem Krieg den Weg der Verständigung vorbereiten soll; HELLMERS (1915b), S. 130 ff; vgl. a. URY (2016), S. 463 f. Zur pädagogischen Einschätzung des Unterrichts in Englisch und Französisch zur Zeit des Nationalsozialismus s. AMTLICHE AUSGABE (1938), S. 207 ff. 230; vgl. zur generellen Ausrichtung S. 207: „Durch Vergleich der Fremdsprache mit der Muttersprache, des fremden Wesens mit dem deutschen Wesen trägt der neusprachliche Unterricht dazu bei, daß sich der Schüler der Eigenart und des Wertes seines Volkes und seiner arteigenen Kultur stärker bewußt wird. Voraussetzung für die Erfüllung dieser Aufgabe ist eine gründliche Sprach-erlernung; denn die Sprache ist der sicherste Weg zur Deutung fremdvölkischen Wesens.“
- 94 BECHER (1915), Sp. 668b; vgl. WINTERBERG (2014), S. 103 f.
- 95 So im Kinderbuch „Vater ist im Kriege“ von Rudolf PRESBER (1915), das Informationen zu allen Waffengattungen bringt; STEPHAN-KÜHN/STEPHAN (2001), S. 14.
- 96 „Sappe(n)“ = „tiefer graben, welchen die belagerer von ihren laufgräben durch das glacis bis an den festungsgraben ziehen.“ Man unterscheidet „doppelte sappen, welche an beiden seiten mit brustwehren versehen sind, und einfache sappen, die nur eine brustwehr haben.“ Daneben gibt es „fliegende sappen, die aus mit sand gefüllten schanzkörben hergestellt werden, ohne daß man sich mit tiefem eingraben aufhält.“ GRIMM (1984d), Sp. 1796.
- 97 LOBSIEN (1916), S. 4 ff. 7 ff. 15; SCHENDA (1976), S. 103.
- 98 BECHER (1915), Sp. 669a; WEHRMANN, M. (1914), Sp. 665a–b; FISCHER (1915), Sp. 713b; s. a. KRONENBERG (2010), S. 354.
- 99 Z. B. FOERSTER/HELLMERS/HÖNN (1915): „Der Weltkrieg im Unterricht“, das den ganzen Fächerkanon entlanggeht. Zum Vergleich: genauso aufschlussreich ist auch der 33. Band „Monatsschrift für höhere Schulen“ von 1934 (hg. v. LÖPELMANN/DREYHAUS). Im Edi-

- torial dieses Bandes wird, ebd. S. 1, nicht nur angekündigt, dass das Druckbild künftig in der „dem deutschen Auge gewohnten Schriftart [= Fraktur]“ gedruckt wird, sondern auch, dass die Monatsschrift daran mitwirken wird, „im bewußten Verantwortungsgefühl vor Führer, Volk und Vaterland [...], die höhere Schule immer mehr zu einem lebensvollen und tätigen Glied der Volksgemeinschaft zu machen.“ Vgl. a. KRONENBERG (2010), S. 347–388.
- 100 SPANUTH (1914a), S. 274.
- 101 KAPPEY/KOCH (1915), S. III („Vorwort“).
- 102 RÖHL (1914), S. VII. Dieses Schulbuch für höhere Lehranstalten, 1913 zum Druck befördert (das Vorwort Röhl's ist auf den August 1913 datiert), publiziert bei B. G. Teubner in Berlin 1914, schaffte sich Ellen Richter nach ihrem handschriftlichen Eintrag („Ellen Richter, 1915“) noch 1915 an. Auf den Buchseiten finden sich eine Reihe von mit Bleistift und schwarzer Tinte in Sütterlinschrift notierte Randbemerkungen und Unterstreichungen, die noch aus dem Deutschunterricht selbst stammen dürften. Die vaterländische Dichtung (Ernst Moritz Arndts, Theodor Körners und Max von Schenkendorfs) wurde in der Auflage von 1913 auf nur drei Seiten abgehandelt (ebd., S. 229–231). Das Lehrbuch fand sich im Nachlass von Ellen Rhodius.
- 103 KAPPEY/KOCH (1915) und BIESE (1916), passim; etc.
- 104 KRONENBERG (2010), S. 357; vgl. a. CONRAD (1986).
- 105 Z. B. RICHTER (1913–1915); der Brief stammt vom 21. Februar 1915; vgl. a. URY (2016), S. 498: „Welche Opfer fordert der Krieg von uns Kindern?“
- 106 KRAUS (1917d), S. 24 ff; DERS. (1988b), S. 19 ff; die Titel der deutschen Aufsätze, die in der Kaiser-Karls-Realschule, Wien III, zur Wahl aufgegeben wurden, lauteten wie folgt: „V.b Klasse: Eine Ferienwanderung oder Kriegsmittel neuester Zeit. – VI.a Klasse Warum ist Lessings „Minna von Barnhelm“ ein echt deutsches Lustspiel? Oder: Durchhalten! – Gedanken nach der achten Isonzoschlacht. Oder: Herbstwanderung. – Inwiefern vermag das Klima die geistige Entwicklung der Menschheit zu beeinflussen? Oder: Unser Kampf gegen Rumänien. – Die Hauptgestalten in Goethes Egmont. Oder: Der verschärfte U-Bootkrieg. – Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind! (Goethe). Oder: Wir und die Türken, einst und jetzt. – Meine Gedanken vor Radetzky's Standbild. Oder: Seine Handelsflotten streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus / und das Reich der freien Amphitrite will er schließen, wie sein eignes Haus (Schiller) – VI.b Klasse: Welcher von unseren Feinden scheint mir der hassenswerteste?“
- 107 KRONENBERG (2010), S. 356; BENDIKOWSKI (2014), S. 234 f.
- 108 Natürlich außerhalb des Fremdsprachenunterrichts; ENGLUND (2013), S. 46; URY (2016), S. 464.
- 109 URY (2016), S. 464 ff; dort auch noch weitere Beispiele: Roastbeef/„Rinderbraten“, Extemporal/„Klassenarbeit“, Portemonnaie/„Geldtasche“, Serviette/„Mundtuch“, Vase/„Blumengefäß“, Jalousie/„Zeltdach“, Chaiselongue/„Liegestuhl“ usw.; die Liste ist schier endlos.
- 110 KRAUS (1916 g), S. 73 f = DERS. (1994), S. 219 ff; vgl. a. DERS. (2014), S. 124 (IV. Akt, 1. Szene), u.ö.
- 111 STORZ (1948), S. 98.102; das Buch ist eine Überarbeitung des 1937 erschienenen „Laienbreviers über den Umgang mit der Sprache“; weitere Beispiele bei SIMON (1989), S. 72: Kompanie = „Brotgemeinschaft“, Revolver = „Meuchelpuffer“.

- 112 KRONENBERG (2010), S. 356.
- 113 S. o. Kap. I, 1, c, S. 117.
- 114 KRONENBERG (2010), S. 357.
- 115 DERS., ebd., S. 358.
- 116 DERS., ebd., S. 359; BIESE (1914), Sp. 562b–563a.
- 117 ZUCKMAYER (2006), S. 286.
- 118 Gemeint ist Sir Edward Grey (1862–1933), britischer Außenminister von 1905 bis 1916; Grey galt als der „Vollstrecker der [König] Edward’schen [VII.] Politik der diplomatischen Einkreisung Deutschlands, der russischen und französischen Entente“; SIL=VARA (1917), S. 31.
- 119 Weitgehend zit. n. PFEMFERT (1987), Sp. 484.
- 120 DERS., ebd., Sp. 484.
- 121 So in den Schlussversen aus Wilfred Owens (1893–1918) Gedicht „Dulce et Decorum est“ (1917).
 „My friend, you would not tell with such zest
 To children ardent for some desperate glory
 The old Lie: Dulce et decorum est pro patria mori.“ – Zit. n. OWEN (2014), S. 29; BRUNDEL (2016), S. 207 f; das lateinische Zitat stammt aus den „Römeroden“ des Horaz, Carmina III, 2, 13; BÜCHMANN (1915), S. 209; BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 397, S. 72 f.
- 122 MOSSE (1993), S. 149 ff; KRULL (2013), S. 17 ff.99 ff.
- 123 WILAMOWITZ-MOELLENDORF (1901), S. 134: „Heute wie immerdar erscheint die unmittelbare Hingabe des eignen Lebens als des Mannes würdigste That, und der Tod des Tapferen für das Vaterland als das herrlichste Menschenlos.“ („Weltperioden“).
- 124 Gemeint ist der Pour le Mérite-Flieger Oswald Boelcke (1891–1916), gefallen am 28.10.1916; s. RUCKS (1934/1935), S. 416a.722a–724b.
- 125 PFEMFERT (1987), Sp. 865 f.
- 126 HÖLDERLIN (1992, I), S. 225 f.
- 127 KRAUS (1916e), S. 44–51, insbes. S. 45; DERS. (1988a), S. 162–173, insbes. S. 163. Das Gedicht „Regiment greift an“ von „Leutnant Hoppe vom Reg. 79“ befindet sich in dem Lesebuch von KAPPEY/KOCH (1915), S. 29–31; die beanstandeten Verse stehen auf S. 31 f; wir zitieren nach dem Lehrbuch.
- 128 KNEBEL (1914), Sp. 639a.
- 129 DENNLER (1917), S. 454 mit Hinweis auf Caesars „De bello Gallico“, III, 29 und VI, 23. Ähnlich bezieht sich auch Oswald Spengler – wie zahllose andere seiner Generation – zur Interpretation der Zeitgeschichte auffällig oft auf Parallelen aus der Antike; vgl. pars pro toto nur SPENGLER (1933), S. 11.16.21.39.42.59 f.61 f.70.72.81 f.85.104.116 f.129.134.140.148 f; vgl. a. DERS. (1934), S. 227 f.
- 130 Zur Rolle des Lateinunterrichts 1914–1918 s. KRONENBERG (2010), S. 365 f.
- 131 THALER (1961), Kommentarband, S. 2 f; dass die Römer den Deutschen zugeordnet wurden, weil sie nicht wie die Karthager Söldnertruppen einsetzten, sondern die eigenen Bürger (Polyb. VI, 52; DREXLER I, 1961, S. 577), war gewiss nicht der einzige Grund. Karthago war eine phönizische, also semitische Gründung. ROSENBERG (1941), S. 55 bezeichnete die Zerstörung Karthagos als „rassengeschichtlich ungeheuer wichtige Tat: dadurch wurde

- auch die spätere mittel- und westeuropäische Kultur von den Ausdünstungen dieses phönizischen Pestherdes verschont.“ (Buch I, 3).
- 132 PLOTKIN (2009), S. 101; BARTH/FRIEDERICH (2018), S. 254.
- 133 THALER (1961), S. 4f. – 1939 übersetzten die bayerischen Schüler im Abitur einen Text aus Ciceros Rede für Sestius, Kap. 67, der ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit zur Treue gegenüber dem Staat, zum Dienst an der Allgemeinheit und des öffentlichen Wohles auffordert. 1941 gab es zum bayerischen Abitur Ausschnitte aus der Rede Ciceros über den Oberbefehl des Pompejus, Kap. 2. Nachdem im Krieg gegen Mithridates, den Todfeind der Römer im Osten, lange Zeit ein Stillstand herrschte, sah man sich in Rom nach einem Mann um, der mit Energie den Krieg zu einem siegreichen Abschluss bringen konnte. Cicero glaubte, diesen Mann in Pompejus gefunden zu haben. Er schildert die Schwierigkeit des Krieges und die Gefährlichkeit des Gegners eindringlich, um daraus die Notwendigkeit abzuleiten, dass zum neuen Heerführer nur der beste Mann Roms gewählt werden dürfe. DERS., ebd., S. 24 ff. Worauf die jeweiligen Klausurtexte anspielten, ist deutlich.
- 134 SCHENDA (1976), S. 79.
- 135 In: NORRENBURG/HAHN (1917), S. 19 ff.
- 136 Auf Betreiben Scharnhorsts wurden Mathematik (für Artillerie und Ingenieure) und naturwissenschaftliche Fächer wie Geographie, Physik, Chemie und Militärzeichnen seit 1810 an der „Allgemeinen Kriegsschule in Berlin“ unterrichtet; KLIPPEL (1871), S. 574 ff.
- 137 NORRENBURG/HAHN (1917), S. 26 f. 59 (Anlage H). Hahn (DIES., ebd., S. 27) informierte auch über die 1915/1916 gehaltene geographische Vortragsreihe von Prof. Dr. F. Lampe über die „kriegsbetroffenen Länder“.
- 138 Vgl. a. UMLAUF (1915), S. 186 ff, wo die Schüler z. B. in die Bestimmung der Flughöhen und Flugbahnen von Infanterie-Geschossen eingeführt werden.
- 139 Vgl. noch KRONENBERG (2010), S. 363 f.
- 140 KLEIN (1914), S. 69.73.128.
- 141 LAMPE (1915), S. 147 f.
- 142 KAPPEY/KOCH (1915), S. 59.
- 143 LAMPE (1915), S. 166; auch in Kriegspredigten; SCHETTLER (1915), S. 43; KRAUS (1916), S. 22 und DERS. (2014), S. 43 (I. Akt, 12. Szene) berichtet hierzu über das für „Groß und Klein“ (vor allem für die im Spital liegenden K.u.K.-Soldaten) erfundene Geduldsspiel „Russentod“.
- 144 Franz Karl Ginskey, „Ballade von den Masurischen Seen“; BUSSE (1916), S. 62; JOHANN (1969), S. 75; vgl. VOGT (1994), S. 644 f.
- 145 LUDENDORFF (1937), S. 19; vgl. DERS., ebd., S. 39 f. 44.57 zur Winterschlacht in den Masuren, zum Sommerfeldzug im Osten 1915 und zur russischen Offensive im März 1916.
- 146 LAMPE (1915), S. 143.156.
- 147 DERS., ebd., S. 143.
- 148 Zu den von der Generalität eingeforderten Annexionen im Osten (wie im Westen) s. Bethmann-Hollwegs Kriegszielprogramm vom 9.9.1914 (z. B. BENDIKOWSKI, 2014, S. 262 f. 430, Anm. 99) und die berühmte „Seeberg-Adresse“ vom 20.6.1915, die auch Karl Kraus in seinen „Glossen“ kommentierte; KRAUS (1994), S. 253 f; ZEYONS (1976), S. 128; BÖHME (2014), S. 125 ff, FLEMMING/ULRICH (2014), S. 81 ff. S.a. „Europa’s Zukunftskarte – die neuen deutschen Reichslande“ in: HORTZSCHANSKY/KÜSTER/NAUMANN (1968), S. 19:

- Im Osten die Androhung einer „vierten Teilung“ Polens, enge Anbindung Kurlands und Litauens an Deutschland, im Westen die völlige militärische Kontrolle Belgiens, Annexion von Lüttich, die wirtschaftliche Eingliederung Luxemburgs und Briey-Longwys sowie der Verbleib Elsaß-Lothringens im Deutschen Reich. Zu den deutschen Annexionsforderungen bei den Friedensverhandlungen vom Januar in Brest-Litowsk siehe die Karte bei SOBOLEW/GIMPELSON/TRUKAN (1972), S. 313.
- 149 KELLERMANN (1915), S. 321 f; s. a. den bei KÜHN (1917), S. 12 ff abgedruckten Text des französischen Juristen und Schriftstellers René Bazin (1853–1932) von der Académie française zur Rheingrenze: „Ein Frankreich, das sich im Norden bis zur Mosel erstreckte, Landau, Speier, Mainz, Trier einbezöge und längs des Rheins von einem vergrößerten Belgien fortgesetzt würde, hätte nichts Unnatürliches, und ebenso wenig würde sich ein geographischer Widersinn ergeben. [...] ‚Frankreich‘, schrieb Dumouriez, „ist nur mit der Rheingrenze dauernd gesichert.“ Vgl. ROHRBACH (1917), S. 504b–506a; ZEYONS (1976), S. 128; s. a. unten die aus dem gleichnamigen Buch von Lieutenant-Colonel R. de D., Paris, 1914, stammende Karte „*Le Partage de L'Allemagne*“ (s. o. Abb. 18), die (im Original schwarz-weiß) auch in französischen Zeitungen abgedruckt wurde. Vgl. a. PALÉOLOGUE (1927, I), S. 93.199.201 f.314 f; DERS. (1930, III), S. 176.182 f.193. Vgl. ebenso das Kartenwerk von JANTZEN (1942), S. 3.9 f. Auch in deutschen Kriegspredigten wurden die Gebietsansprüche der Gegenseite erwähnt; s. z. B. DOEHRING I (1919), S. 110 (Pfarrer Guertler in Marienburg). – Vgl. a. ZIEGLER (1933), S. 107 ff.110 ff.180 ff und HOGGAN (1977), S. 32 ff.518 f, der auf annexionistische polnische Landkarten und Kartenplakate vom Mai 1939 hinweist, die selbst auf ältere Gebietsansprüche zurückgriffen; vgl. dazu ebenso LUDENDORFF (1937), S. 55; FEST (1973), S. 791. Zu den weniger bekannten niederländischen Annexionsabsichten (Bakker-Schut) nach dem Zweiten Weltkrieg, die sogar analog zu den Vertreibungen im Osten eine Entvölkerung von deutschen Bewohnern und eine Verlagerung der niederländischen Staatsgrenze bis über Köln (Keulen), Münster (Munster) und Aachen (Aken), Osnabrück, Oldenburg hinaus vorsahen, s. die Karte bei HERMANN (2016), S. 5 ff.7.
- 150 KLEMPERER (2015), S. 306 f. MOWRER (1938), S. 256, Anm. 2, verweist auf Schulatlanten des „Vereins für das Deutschtum im Auslande“ (V.D.A.) von 1935, in denen Holland, Flandern, Luxemburg und die Schweiz als „deutsche Vorländer“ und „altgermanische Reichs-territorien“ bezeichnet werden; Nancy, Longwy und Namur tragen eingedeutschte Namen („Nanzig“, „Longich“, „Names“); vgl. a. schon TUCHOLSKY (2001, X), Nr. 146, S. 422 f.855 f („Sieg im Atlas“).
- 151 Vgl. SCHIAN (1925), S. 49 ff; KRONENBERG (2010), S. 362 f.
- 152 SCHLUNCK (1914), S. 252a; PRESSEL (1967), S. 327.
- 153 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 437 („Deutschenhaß in Frankreich“, 1926).
- 154 Vgl. KNEBEL (1914), Sp. 639b.
- 155 FIEBIG (1914), S. 308; HARTMANN (1915), Sp. 43a; KRONENBERG (2010), S. 234 ff. Der „Neunundsiebzigste Jahresbericht über das Königliche Gymnasium in Celle – Ostern 1914 bis Ostern 1915“, Celle 1915, verzeichnet in der „Chronik der Schule“ in namentlicher Nennung 5 kriegsfreiwillige Unterprimaner, 5 Obersekundaner, sowie 4 Untersekundaner. „Wir sind stolz darauf“, heißt es, „daß auch unser Gymnasium eine so stattliche Zahl tapferer Jünglinge hinaussenden konnte, die es für ihre Pflicht hielten, für die Sache ihres Vater-

- landes ihr junges Leben einzusetzen. Unter den Opfern des Krieges beklagt die Schule schon manchen ihrer ehemaligen Zöglinge. Soweit wir die Verluste verfolgen konnten, sind von früheren Schülern des Celler Gymnasiums bereits 41 gefallen. Von den unmittelbar in den Krieg Entlassenen sind drei auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefallen. [...] Allen diesen tapferen Jünglingen ist ein treues Gedenken bei uns gesichert. Ende September erhielten wir die betäubende Kunde von dem Tode unseres lieben Amtsgenossen, des Oberlehrers Dr. [...]. Er war als Leutnant d. Res. i. Inf.-Regt. No. 73 Anfang August mit ins Feld gezogen. Bereits am 26. August war er den schweren Verwundungen, die er am 23. August erhalten hatte, erlegen. [...] Im Vergleich mit 1870 sei festgestellt, daß damals kein Lehrer des Gymnasiums mit in den Krieg zog. Von den 9 Primanern, die im Sommer 1870 zum Kriegsexamen zugelassen wurden, sind 5 zum Heeresdienst eingetreten, außerdem 2 Sekundaner. Von diesen unmittelbar in den Krieg Entlassenen ist einer gefallen. [...] An dem Kriegsgottesdienst für die Jugend, der monatlich einmal stattfand, hat die Mehrzahl der älteren Schüler regelmäßig teilgenommen.“ BORNTRÄGER (1915), S. 8 f. Vgl. die Liste der 144 im Ersten Weltkrieg gefallenen Schüler des Celler Ernestinums bei ALPERS (1953), S. 169 f; der oben genannte gefallene Lehrer ist ebd., S. 166 verzeichnet.
- 156 SPANUTH (1914a), S. 274 f.
- 157 WESSEL (1917), S. 100 ff.
- 158 1917 wurde in einigen Ländern – wie beispielsweise in Preußen – die Wochenstundenzahl des Religionsunterrichts erhöht; KRONENBERG (2010), S. 362.
- 159 Mit an dieser Rezeptionsvorgabe war u. v. a. auch NAUMANN (1926), Nr. 325, S. 523 ff („[Brief] an einen Soldaten (1900)“) in seiner schon vor dem Weltkrieg weit verbreiteten und vielbeachteten „Gotteshilfe“ beteiligt; der Text wird weiter unten (zu Kap. XIV, I, c, S. 597) noch ausführlich zitiert werden. Vgl. DERS., ebd., Nr. 326 („Kriegsfürbitte“, ebenfalls 1900): „Wir sind nicht verantwortlich für die Weltregierung, aber für unsere deutsche Pflichterfüllung.“ Vgl. dazu BARTH (1957), § 55, 2, S. 532.
- 160 „E.S.A.K.“ = Evangelische Sündenabwehrkanone“, „Ka.S.A.K.“ = „katholische Sündenabwehrkanone“; zur Bedeutung dieser beiden Kürzel s. LINSE (1980), S. 102; vgl. KRAUS (2014), S. 200 f (V. Akt, 11. Szene). JOHANN (1969), S. 104 bezieht diese Abkürzung allerdings auf die Seelsorge an Sterbenden im Lazarett. Zum Problem der Verantwortung s. a. BORCHERT (1991), S. 125 ff („Irgendwo müssen wir doch hin mit unserer Verantwortung“, 3. Szene).
- 161 Bei PICON (1976/1979), S. 20b. Auf den späteren Buchcovers ist der Priester wegretuschiert; s. a. VACHÉ (1979), S. 55.
- 162 Es ist nicht ganz deutlich, ob Spanuth Luthers Gutachten von 1526 „Ob kriegsleutte auch ynn seligem stande seyn künden“ meint (WA XIX, S. 616–662; CLEMEN (1913, III), S. 317–351) oder dessen Traktat von 1523 „Von weltlicher Überkeytt, wie weyt man yhr gehorsam schuldig sey“ (WA XI, S. 246–280, insbesondere S. 255 ff; CLEMEN 1913, II, S. 360–394, dort S. 370 ff). In WA XIX, S. 261, Z. 27 (CLEMEN, ebd., S. 376, Z. 24) nennt Luther letztere Schrift einen „Sermon“. SPANUTH (1915), S. 44, Anm. 1, verweist auf WILLKOMMS (1915) Zusammenstellung „Lutherworte über den Krieg“, der in der Regel Ausschnitte aus dem Gutachten von 1526 zitiert, ebd., S. 13 f, aber auch aus dem „Sermon“ von 1523.
- 163 SPANUTH (1914a), S. 275.
- 164 PRESSEL (1967), S. 40 f.

- 165 Vgl. zur „Unzuständigkeit“ des NTs und der Alten Kirche in der Kriegsfrage auch THIELICKE (1966, II, 2), §§ 3138 ff. 3149 ff, S. 558 ff. 560 ff.
- 166 NAUMANN (1926), Nr. 258, S. 418. Es ist nicht von ungefähr, dass im letzten Satz Heraklits Wort vom „Krieg als dem Vater aller Dinge“ anklingt; DIELS (1956), B. Fragmente, 22 [12], Nr. 53 [44], S. 162.
- 167 Zit. aus einem Vortrag vom 20.3.1915 bei FRIED (2005), S. 75 f (Tagebucheintrag vom 27.3.1915).
- 168 NIEBERGALL (1914a), S. 299. 347 ff.
- 169 Vgl. a. von katholischer Seite SCHULZ (1917), S. 489 ff, insbes. S. 505 ff.
- 170 SCHLEIERMACHER (1990a), S. 353.
- 171 DELITZSCH (1903a); vgl. KLAUSNER (1903), S. 3 ff; KITTEL (1903), S. 3 ff. 23 ff; s. u. Kap. V, 1, f, S. 313 f.
- 172 DELITZSCH (1921, I), S. 6 f entschuldigte sich nach 1918 für diese kriegstheologische Heranziehung der Psalmzitate: „Mein am 15. Dezember 1914 in Berlin gehaltener Kriegsvortrag „Psalmworte für die Gegenwart“ lehrt [...] nur das Eine, daß auch ich damals noch, wie gegenüber den Schriften der „Propheten“, so vor allem gegenüber den Psalmen, desgleichen bezüglich der Beurteilung des Verhältnisses des Neuen Testaments zum Alten in den nämlichen Vorurteilen befangen war wie noch heute nahezu die ganze Christenheit, und daß ich von den durch Haus und Schule mir anerzogenen religiösen Anschauungen nur ganz allmählich und mit schweren inneren Kämpfen mich freizumachen vermochte.“ Delitzsch hatte außerdem den zweiten und dritten Vortrag über Babel und Bibel von 1903 und 1905 aus dem Buchhandel zurückziehen lassen; DERS., ebd., S. 7.
- 173 OWEN (2014), S. 73:
 „Soldier’s dream //
 I dreamed kind Jesus fouled the big-gun gears;
 And caused a permanent stoppage in all bolts;
 And buckled with a smile Mausers and Colts;
 And rusted every bayonet with His tears. –
 And there were no more bombs, of ours or Theirs,
 Not even an old flint-lock, not even a pikel.
 But God was vexed, and gave all power to Michael;
 And when I woke he’d seen to our repairs.“ S.a. BRUENDEL (2016), S. 203. 303.
- 174 NIEBERGALL (1914a), S. 297; s. a. ebd., S. 298: „Gott spricht nicht nur in der Bibel, sondern im Leben der Geschichte. Gott zeigt nicht nur Ziele und gibt Kräfte geistiger Art; er gibt auch Winke und Anlässe, ja manchen Stoß und Druck im gewöhnlichen und im außerordentlichen Geschehen der Welt, um uns in uns selbst zu vertiefen, um all jene Ziele des Innenlebens erreichen und alle seine Kräfte stärken zu helfen. Das ist die Folge davon, daß wir glauben an den Gott, der der Gott des Geistes und zugleich der Herr der Geschichte ist.“
- 175 DERS., ebd., S. 324.
- 176 Die Wichtigkeit der Schriftgemäßheit wird dagegen von den modernen Vertretern der rezeptionsästhetischen Methode in der Homiletik stark betont. MARTIN (1984), S. 52 ff; vgl. SCHRÖER (1984), S. 60. 62 f; GRÖZINGER (2004), S. 105 ff; DERS. (2008), S. 92 ff.
- 177 DERS., ebd., S. 90.
- 178 Nachweise hierfür bei ZIMMER (1971), S. 84 ff. 96 ff. 113 ff, insbes. S. 92 ff. 100 ff. 121 ff.

- 179 ALAND (1957); PRÜFER (2011), S. 77 ff.84 ff.
- 180 Manetho nach Josephus, *Contra Apionem* I, 26 f (§§ 227–287); WADDELL (1971), Fr. 54, S. 119–147.
- 181 GOEDEKE/MÜLDENER (1870a), S. 103 f.109 f.113 f.118 ff; ENGEL (1908), S. 164 f, BERGER (1916, II), S. 98.
- 182 GOEDEKE (1893c), S. 236 ff.247; vgl. SELLIN (1922), S. 43 ff nach Hos. 9, 7–14; FREUD (1999), S. 49 f.59 ff.70.89 ff.93 ff.99.105.112.119.121.128 f.131 ff.
- 183 RENAN (1899), S. 462 ff; LAGARDE (1920), S. 61 f; der erste Druck des Aufsatzes „Ueber das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion – Ein Versuch Nicht=Theologen zu orientieren“, war Anfang 1873 erschienen; vgl. zu diesem Aufsatz OVERBECK (1974), S. 120 ff.
- 184 Vgl. NIPPERDEY (1987), S. 443 ff.
- 185 WERNICKE (1857), § 44, S. 648.
- 186 DRONKE (1987), S. 95–188 passim; vgl. ebd., insbes. S. 108.111 ff.117 ff.124.133.143 ff.153 f .156 f.160 f.165 ff.176 ff.182 ff; zur Bildung freireligiöser Gemeinden, in denen das Apostolikum nicht mehr für verbindlich gehalten wurde, zum Edikt Friedrich Wilhelms IV. über die Bildung neuer Religionsgesellschaften (1847), sowie zu den Kirchenaustritten in Preußen 1847–1874 s. STERNBERG (1985), S. 77–102.
- 187 WERNICKE (1857), S. 764.
- 188 Vgl. als Zeitzeugnis WERNICKE (1857), § 44, S. 646 ff. Das vierbändige Werk Dr. Carl Wernickes „Die Geschichte der Welt – zunächst für das weibliche Geschlecht bearbeitet“ (1853–1857) dürfte an vielen Schulen in Gebrauch gewesen sein. Vgl. zu Halle a. MANN (1960a), S. 116 ff (Kap. XI).124 ff (Kap. XII).133 ff (Kap. XIII).
- 189 Der Text, ein Leserbrief Kaplan Hohoffs an die Redaktion des „Volkstaates“ vom 22.11.1873 (veröffentlicht am 23.1.1874), ist abgedruckt bei BEBEL (1958), S. 7–11.
- 190 BEBEL (1983), Nr. 34 („Christentum und Sozialismus“), S. 286 ff; DERS. (1958), S. 16 ff; DERS. (1997), S. 379.
- 191 DERS. (1983), S. 643, Anm. 103.
- 192 ENGELS (1972), S. 455 ff.
- 193 Der Assyriologe Friedrich Delitzsch hatte seit dem April 1899 (DELITZSCH, 1903b, S. 3; KELLER, 1935, S. 211) mit internationaler Breitenwirkung „von Kalkutta bis an ‚die letzte Farm der Prärien Kaliforniens‘ und von Norwegen bis an die Kapstadt“ (DELITZSCH, 1904, Vorwort) auf die literarische Abhängigkeit des Alten Testaments von altbabylonischen und altassyrischen Traditionen hingewiesen und seine Forschungsergebnisse sowie Reiseberichte in allgemeinverständlichen, reich bebilderten Broschüren der Öffentlichkeit bekannt gemacht. Bei seinen ersten Vorträgen war neben führenden Fachvertretern von Theologie, Archäologie und Altorientalistik auch das Kaiserpaar zugegen gewesen. Delitzsch löste den sog. „Babel-Bibel-Streit“ aus; s. a. DELITZSCH (1905; zit. n. der Ausgabe 1921), S. 30 ff.48 ff.
- 194 Peter Jensen, ebenfalls Assyriologe, war in seinen Büchern „Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur“ (Bd. I, Straßburg, 1906; Bd. II, Leipzig, 1928) und „Moses, Jesus, Paulus – drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch (Straßburg, 1910) bestrebt, in Bezug auf fast alle Erzählungen des ATs wie des NTs zu erweisen, dass sie lediglich als literarische „Absenker“ des altbabylonischen astralmythologischen Gilgamesch-Epos’ zu verstehen seien; s. dazu GUNKEL (1977), S. 74 ff.

- 195 Vgl. RUMLAND (1892), S. 14, Nr. 25; RÖHL (2008), S. 563 verlegt diesen Vortrag irrtümlich in den „Weißen Saal“ des Berliner Stadtschlosses; Gräfin KELLERS (1935), S. 230 unmittelbare Tagebuchaufzeichnungen nennen als Datum den 2.2.1902 und als Ort den Elisabethsaal.
- 196 Krummacher nahm an diesem Vortrag von 1902 neben Oberhofprediger Ernst Dryander, Generalsuperintendent Wilhelm Adolf Reinhold Faber (1845–1916), Oberkirchenrat Friedrich Lahusen (1851–1927) und mehreren Professoren der Theologie und Archäologie (wie Alfred Jeremias, 1864–1935) teil; DRYANDER (1926), S. 231; KRUMMACHER (1937), S. 112; KELLER (1935), S. 230.
- 197 DRYANDER (1926), S. 231 nennt als Datum des ersten Vortrags den 13.1.1902 (statt 2.2.1902) und gibt, ebd., S. 232, irrtümlich diejenige Diskussion wieder, die sich an den zweiten Vortrag Delitzschs vom 12.1.1903 anschloss.
- 198 Vgl. DELITZSCH (1921) Bd. I, S. 62.70.77 ff.95 ff.101 ff.105 f.118.129 ff; DERS. (1921) Bd. II, S. 5.12 ff.36 f.43 ff.71.84 f u.ö., der dort später – zum Vorläufer der Deutschen Christen geworden – das Alte Testament für das Christum als „überflüssig und schädlich“ verunglimpfte.
- 199 RÖHL (2008), S. 563; bei WILHELM II. (1922), S. 183 ff ist dieser Passus leider nicht mit abgedruckt; vgl. dazu HARNACK (1903), S. 65 ff; DELITZSCH (1904), S. 49 ff.
- 200 SCHWEITZER (1971b), S. 670.
- 201 DREWS (1909), S. 86 ff.178; vgl. dazu SCHWEITZER (1971b), S. 685 ff.
- 202 Vgl. dazu heute TROJANOW/HOSKOTÉ (2012), S. 6 ff.28 f.31 ff.117 ff.123 ff.130 ff u.ö.
- 203 Ellen Richter könnte in der Potsdamer Pfingstkirche eine dieser apologetischen Predigten Krummachers, nämlich die Trinitatispredigt vom 18.5.1913 „Die Grenzen des menschlichen Verstandes und die Geheimnisse Gottes“, gehört haben; KRUMMACHER (1914c), S. 216–224.
- 204 KRUMMACHER (1914a), S. 17 wird sich hier auf einen Vortrag Peter Jensens von 1910 „Hat der Jesus der Evangelien wirklich gelebt? – Eine Antwort an Prof. Dr. Jülicher“ zu beziehen. Der Vortrag wurde noch 1910 in Frankfurt a.M. gedruckt. Schon ein Jahr zuvor hatte sich Jensen mit seiner Schrift „Moses, Jesus, Paulus – Drei Sagenvarianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch – Eine Anklage wider Theologen und Sophisten und ein Appell an die Laien“, Frankfurt a.M., 1909, an die breitere Öffentlichkeit gewandt.
- 205 HARNACK (1909), S. 167 f: „Die drei ‚Gelehrten‘, mit deren Namen die jüngste Leben Jesu-Bewegung in Deutschland verknüpft ist, Kalthoff (†), Jensen und Drews, haben die ernstesten Studien nicht gemacht, die nötig sind, um das Recht zu erlangen, in der Wissenschaft vom Urchristentum mitsprechen zu dürfen. Sie sind Dilettanten, deren grobe geschichtliche Verstöße und ungezügelte Kombinationen beweisen, daß sie eine methodische Schulung in bezug auf die Kirchengeschichte niemals empfangen haben. [...] Aber ‚das Publikum‘ greift nach ihren Schriften.“
- 206 SCHWEITZER (1971b), S. 872 ff; THIELICKE (1955, II, 1), § 1449, S. 401, Anm. 1.
- 207 Diese beiden Sätze befinden sich nur in der ersten Auflage der „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“, 1906, S. 397.399; THIELICKE, ebd., § 1449, S. 401, Anm. 1.
- 208 SCHWEITZER (1971a), S. 74; DERS. (1971b), S. 584 f.591 ff.617 f.621 f.629 ff (XXI. Kapitel).
- 209 Vgl. auch hier SCHWEITZER (1911), S. 33 ff.190 ff; s. a. DERS. (1971c), S. 166 ff.237 ff.501 ff.
- 210 HARNACK (1910), S. 215: „Soviel ist gewiß, daß man geradezu von einem doppelten Evangelium im Neuen Testamente sprechen muß. Hier ist ‚Evangelium‘ eine Freudenbotschaft,

die den Armen und mit ihnen den Sanftmütigen, den Friedfertigen und denen, die reines Herzens sind, gepredigt wird; es ist die Botschaft, daß das Reich Gottes nahe sei und daß dieses Reich den Kummer der Elenden stillen, sie mit Gerechtigkeit erfüllen und ihnen die Gotteskindschaft samt allen Gütern bringen werde; mit sich bringt es eine neue, über die Welt und ihrer Politik erhabene Lebensordnung. Dort aber ist es die Predigt, daß der Gottessohn vom Himmel herabgestiegen, als Mensch erfunden worden ist, durch seinen Tod und Auferstehung den Gläubigen die Erlösung von Sünde, Tod und Teufel gebracht und somit den ewigen Heilsratschluß Gottes verwirklicht hat.“ Vgl. DERS. (1908), S. IX.91: „Das Evangelium Jesu Christi ist nach Matth. 5, 1 ff. einerseits, nach Matth. 11, 5.28 f und Luk. 4, 18–21 andererseits zu verstehen [...]. Von diesem Evangelium ist das Evangelium von Jesus Christus, d.h. von dem Christus, der gestorben und auferstanden ist (so schon Mark. 1, 1 ff. und das ganze Buch), zu unterscheiden. Beide Evangelien sind in der Kirchengeschichte neben einander hergegangen.“ / „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein.“ Vgl. DERS. (1909), S. 81 f, Anm. 1: „Dieser Satz (zuerst ausgesprochen im ‚Wesen des Christentums‘, S. 91) ist von vielen Kritikern aufs heftigste bekämpft worden, eben deshalb [!] wiederhole ich ihn hier.“ Vgl. PENTZLIN/BESTMANN (1914), S. 80 f.

- 211 WREDE (1969), S. 131; vgl. HARNACK (1910), S. 216: „Immer wieder und jüngst noch mit besonderer Energie von dem frühzeitig uns entrissenen Forscher *Wrede* ist behauptet worden, daß das zweite Evangelium gegenüber dem ersten etwas ganz Neues sei, daß es, sofern es das, was wir historisches Christentum nennen, enthalte, eine neue Religion darstelle, an welcher Jesus Christus selbst keinen oder nur einen entfernten Anteil habe, und daß der Apostel Paulus der Stifter dieser Religion sei.“ Vgl. PENTZLIN/BESTMANN (1914), S. 81 f.
- 212 HARNACK (1907), S. 129 ff, insbes. S. 141 f.
- 213 DERS., ebd., S. 141.
- 214 HORNIG (1984), S. 213 ff.
- 215 Vgl. hierzu ROSENBERG (1913a), S. 344 ff, der insbesondere Harnack wegen seiner „Halbheiten und ausweichenden Antworten“ in seinem Gutachten zum „Fall Traub“ kritisiert; vgl. HARNACK (1912).
- 216 BINDE (1914), S. 14 f.
- 217 WAPPLER (1994), S. 428–439; s. o. Prolegomena B, 4, S. 92.
- 218 Vgl. NAUMANN (1916), S. 100 ff = DERS. (1964), S. 863 ff.
- 219 EUCKEN (1905), S. 445 ff; DERS. (1908), S. 396 ff.
- 220 ZACH (1913), S. 23.26 ff.46 ff.49.76 f.
- 221 Vgl. hierzu FACKLER (1917), S. 991 ff, der von diesem „religiösen Sehnen und Suchen“ die „breite und träge [...] Unterströmung des Mittelmäßigen und des menschlich Allzumenschlichen“ ausgenommen sieht.
- 222 ZACH (1913), S. 59 ff, insbes. S. 68, meint die von CUMONT (1972; 1. Aufl. Paris, 1906: „Les Religions Orientales dans le Paganisme Romain“, vor allem S. 178 ff.192 ff) beschriebene spätromische Religiosität in Italien und Rom, wenn er von der „wahrhaft babylonische[n] Kultverwirrung des römischen Kaiserreiches“ spricht.
- 223 DIBELIUS (1936), S. 32 ff.
- 224 NAUMANN (1926), Nr. 188, S. 306; vgl. a. DERS., ebd., Nr. 86, S. 139 f; Nr. 87, S. 141 f; Nr. 90, S. 146 f; Nr. 187, S. 304 ff; Nr. 281, S. 454 f u.ö.; DERS., ebd., S. IV schreibt im Vorwort: „[...]“

- Niemand soll den Schluß machen: weil wir in keiner Zeit religiöser Neueroberungen leben, deshalb sei die Religion als solche tot. Im Gegenteil! Die unsichere Lage der religiösen Lehre, die Halbheit der Angewöhnung des Alten an die neue Zeit, der Zwiespalt zwischen dem, was öffentlich verkündigt und was privatim geglaubt wird, wird von Zehntausenden empfunden. Es besteht viel religiöse Sehnsucht, selbst in Kreisen, die für gottesfeindlich ausgegeben werden.“
- 225 SCHÜLER (1908), S. 8 f („Zu Gott“); ZACH (1913), S. 49.
- 226 DERS., ebd., S. 54 ff. 69 f; zur historisch-kritischen Schriftforschung und Verteidigung der Einzigartigkeit der geschichtlichen Erscheinung Jesu s. a. die schon nach wenigen Monaten nach Erscheinen der ersten Auflage vergriffene Schrift Hans Emil WEBERS (1882–1950) „Historisch-kritische Schriftforschung und Bibelglaube“ (1914), S. 43 ff. 50 ff. 53 ff.
- 227 PENTZLIN/BESTMANN (1914), S. 80 ff. 142 ff. 196 f u. ö.
- 228 S. die Literaturangaben bei KLEFFNER u. a. (1913), S. 71 f. 239. 241 ff. 260. 288 ff. 327. 337. 420 f. 422. 489 f. 504 ff. 529 ff. 593 ff. 674. 784.
- 229 Vgl. FUCHS (1913) in den Kolumnen „Religionswissenschaft, Apologetik“, S. 70 ff. 159 ff. 241 ff. 326 ff. 420 ff. 504 ff. 591 ff. 672 ff. 767 ff. 853 ff; s. a. BARTMANN (1913), S. 422 f („Hat Jesus Christus gelebt?“, „Wissen wir etwas Sicheres über Jesus?“). Die Auseinandersetzung mit dem Liberalismus, Modernismus und Monismus (= Ausschluss des Übernatürlichen) wird im selben Jahrgang dieser Zeitschrift von verschiedenen Autoren auf S. 47. 72. 172 ff. 198 ff. 262 ff. 328 ff. 344 ff. 402 ff. 421. 426. 438 ff. 504 f. 507 f. 516 ff. 529 ff. 578. 592 f. 784 geführt.
- 230 Vgl. etwa WEINHEIMER (1908), Sp. 849a–b.
- 231 Vgl. dort insbes. FALKE (Hg.) (1914b), S. 19 ff. 28. 31. 38 ff. 60 f. 68 f. 74 f. 83 ff. 92 ff. 108 f. 116 f. 146 ff. 151 f. 157 ff. 199 ff. 212. 284 ff. 297. 302 ff. 322 ff. 368 ff. 381 f. 397. 418 ff. 431. 435 ff. 440 f. 468 ff. 472 ff. 526 ff. 535 ff. 546 f. 551 f. 554. 563 f. 589 ff; vgl. schon WEBER (1901), S. 329 ff. 332 ff.
- 232 Krummachers apologetische Predigten bei FALKE (1914b), S. 17–26 („War Jesus der Gottessohn?“, Joh. 6, 66–69). 106–114 („Warum ist das Kreuz Jesu unsere Erlösung?“, 1. Kor. 1, 21–25). 216–224 („Die Grenzen des menschlichen Verstandes und die Geheimnisse Gottes“, Röm. 11, 33–36).
- 233 SCHIAN (1915a), Sp. 91.
- 234 Vgl. die vaterländischen Argumente in den apologetischen Predigten bei FALKE (1914b), S. 9. 12. 112. 193. 222. 265 f. 282. 305 f. 336. 346. 388 f. 392. 397 f. 428. 453 ff. 456 f. 458 ff. 468 f. 497 f. 505 f. 511 f. 589 f.
- 235 Solch’ vaterländisch-fundamentalistische Argumentationsweise auch schon zuvor; vgl. etwa STOECKER (1890), S. 114 zur Sozialbotschaft Kaiser Wilhelms I. vom 17. 11. 1881; ebd., S. 245 f zur Förderung des Handwerks.
- 236 FALKE (1914a), S. 150 f.
- 237 Vgl. u. v. a. auch MUSIL (1955), S. 217 (Tagebuchaufzeichnungen 1919–1920). 608 („Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit“, 1921).
- 238 KOEHLER (1915b), S. 32.
- 239 BAYER (1994), S. 196 f zur Auseinandersetzung zwischen Paul Tillich und Emanuel Hirsch.
- 240 Vgl. HIRSCH (1934a), S. 5 ff. 10 ff. 35 ff; SCHNEIDER-FLUME (1973), S. 120 ff; DIBELIUS (1935a), S. 68 f; s. dazu ALWAST (1993), S. 200 ff; SCHOLDER (2000, I), S. 281 f. 481. 591 ff. 594 ff. 596. 795 f; DERS. (1988, II), S. 167 f; BESIER (2001, III), S. 103 f. 456. 510 f.
- 241 SCHIAN (1915d), S. 3 f; die Gesamtschilderung, ebd., S. 1–20.

- 242 ZIMMER (1971), S. 122 f.
- 243 GRESCHAT (2002), S. 500 f; BENDIKOWSKI (2014), S. 229 ff.
- 244 So die Zitatensammlung aus Predigten Dryanders, Rumps, Keßlers, Brauns, Vellers, Simons' u. a. bei KOEHLER (1915a), S. 7 ff; DERS. (1915b), S. 4 f; eine Reihe ebenso deutlicher Zitate aus den Predigten Ankermanns, Bezzels, Hunzingers, Kalweits, Jacobkötters, Harnacks, Freybes bei SEEGER (1991), S. 234 ff. s. a. SCHIAN (1921), S. 100 ff; DERS. (1925), S. 153 f. 180 f.
- 245 Vgl. PRESSEL (1967), S. 338 ff.
- 246 HANKAMER (1924), S. 416.
- 247 NAUMANN (1926), Nr. 62, S. 99 ff; Nr. 167, S. 271 f.
- 248 BLUMHARDT (1992), S. 37 ff. 45 ff. 49 ff.
- 249 S. o. Kap. V, 1, a, S. 288 f.
- 250 Vgl. auch NAUMANN (1926), Nr. 222, S. 361 f, der dort noch unentschieden auf den „Übergang vom alten [= vorchristlichen] zum neuen [= christlichen] Germanenglauben“ eingeht, was später in Misskredit geriet: „Spricht für uns Gott nur hebräisch und griechisch und niemals germanisch? Wer es wissen will, der mag sich überlegen, ob wir nicht immer von dem Vater Jesu Christi bekennen, daß er der allmächtige Schöpfer ist, von dem die Bäume und die Quellen ebenso gut ihr Leben haben wie die Menschen. Er ist es, der alles füllt. Laßt uns ihn in allem suchen!“ Vgl. DERS., ebd., Nr. 246, S. 400: „Andere Konfessionen haben andere, große, wirksame Vorzüge; den einen Vorzug, die Trösterin der bekümmerten Seelen zu sein, hat doch am meisten die rein germanische, niederdeutsche Kirchenform.“ Vgl. DERS., ebd., Nr. 333, S. 536 f zu Gal. 2, 14: „Es fehlen [in dem, was die alten Deutschen Gott nannten, ehe die Missionare zu ihnen kamen,] die Worte, die wir für Messias, Priester, Sühnopfer setzen sollen. Wir möchten vom Inhalt nichts verlieren, wenn wir ihn in deutsche Schalen gießen. Das fühlen wir alle, daß im neuen Zeitalter des deutschen Volkes auch die Religionsgedanken der Deutschen sich etwas wandeln werden. Aber wie das geschieht, ist bis heute ein Geheimnis, dessen Schleier keiner von uns heben kann.“
- 251 HERDER (1844), S. 760 ff („Ideen zur Geschichte der Menschheit“, Buch V, 1 ff). 908 ff (Buch XVII, 1 ff).
- 252 BOGE (1935), S. 47.49 zu Jakob Wilhelm Hauer (1881–1962).
- 253 D. Martin LUTHER, WA XXIII, S. 132, Z. 19–31.
- 254 DERS., WA X, 2, S. 105, Z. 2; weitere Belege bei JANSSEN (1883a), S. 69 ff; vgl. a. BARTH (1966b), S. 107; FORTE (1981), S. 147.156.161.
- 255 Vgl. z. B. ARNDT (1815d), S. 5 ff. 31 ff. 37 ff. 41 ff. 46 ff. 86 ff. 90 ff. 99 ff. 117 ff u.ö.; s. dazu OTT (1966), S. 208 ff.
- 256 LEITFADEN FÜR DEN GESCHICHTSUNTERRICHT (1904), S. 61, Anm. 3; PAGEL (1924), S. 321.336.346.
- 257 ARNDT (1860), S. 288 im Gedicht „Die Feier des 18. Weinmonds 1814“, Strophe Nr. 3:
- Doch Gott vom hohen Himmel
Sah mit ins Schlachtgewimmel,
Von ihm sind die Getümmel,
Von ihm kommt Pest und Krieg;
Er sprach den Spruch der Rache:
Heut falle, falscher Drache!

Heut steh, gerechte Sache!

Heut jauchze, deutscher Sieg!“ – Im gleichen Duktus auch Geibel: „Am dritten September 1870“, Strophe Nr. 5, zit. n. LIPPERHEIDE (1871), S. 155:

„Da hub die Wage / Des Weltgerichts
Am dritten Tage / Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen / Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen / Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!“

- 258 Aus: „Kommt und laßt uns Christum ehren“, 5. Strophe; heute in: eg 39, 5.
259 So nach der Zitatensammlung bei KOEHLER (1915a), S. 8; DERS. (1915b), S. 5.
260 WUSTMANN (1915), S. 79 ff., insbes. S. 87; vgl. zu ähnlichen theologischen Zahlenspielen BRAKELMANN (1976), S. 302 f; DERS. (2014), S. 20 f.
261 SCHIAN (1921), S. 119 ff. 128 ff; DERS. (1925), S. 155 ff. 161 ff (mit Statistiken). 179 f.
262 So taucht Ernst Moritz Arndt als „geistgeborener Zeuge der göttlichen Majestät“ auch schon in den „apologetischen Predigten“ von 1913 auf; STUHRMANN (1914a/1921a), S. 505 f/S. 480.
263 PRESSEL (1967), S. 341 f. 346 ff.
264 Schiller, *Die Braut von Messina*, I, 7; GOEDEKE/OESTERLEY (1872c), S. 48, Zeilen 883 ff.
265 KOEHLER (1915b), S. 53 f.
266 FOERSTER/HELLMERS/HÖNN (1915).
267 SPANUTH (1915), S. 45 f.
268 DERS., ebd., S. 46; ähnliche Anregungen gibt NIEBERGALL (1914), S. 299 ff zu den Zehn Geboten im Verhältnis zum Kriegsunterricht; vgl. a. HAMMER (1974), S. 98 f.
269 PÖHLMANN (1987), S. 541 f.
270 SPANUTH (1915), S. S. 46; vgl. NIETZSCHE (2004), S. 227: „Der alte Gott erfindet den *Krieg*, er trennt die Völker, er macht, dass die Menschen sich gegenseitig vernichten.“ („Der Antichrist“, § 48)
271 Der Erste Glaubensartikel wurde auch von vielen anderen Theologen kulturdarwinistisch erklärt; vgl. HAMMER (1974), S. 99 ff.
272 SPANUTH (1915), S. 48.50.
273 RICHTER (1914–1915), S. 45 f; s.u. Kap. XIX, S. 787.
274 S. o. Kap. III, 3, S. 188.191 f.
275 ULRICH (1997), S. 131.
276 HENSOLD (1915), S. 635a: „Vor allem aber muß eines in seine Bedeutung einrücken, unsere Kriegsslyrik. Denn wenn etwas geeignet ist, aus den Schlacken der Wirklichkeit in die Ewigkeit der Idee hinüberzugleiten, die Ereignisse zu ‚klären‘, so sind es diese Gedichte, die uns der Krieg geschenkt hat. Hat nicht zu allen Zeiten das deutsche Volk auch in den ernstesten Tagen nicht vom Singen und Sagen lassen können? Wir Barbaren müssen eben unsere tiefsten Erlebnisse im Gedicht aussprechen, dadurch werden sie uns erst wirklicher Besitz. Wohlan, unsere heutige Kriegsslyrik tritt allen vergangenen Schöpfungen dieser Art zum mindesten ebenbürtig an die Seite; alle Töne finden wir auf ihrer Leier: unsterbliches Heldentum und wehmütige Trauer, stolze Siegesfreude und unerschütterliches Durchhalten, tragisches Sterben und grimmiger Kriegshumor, alles erklingt im Liede und vereint sich zu einem überwältigenden Kriegsakkord von deutscher Tiefe!“

- 277 SPANUTH (1915), S. 44 f. 51.
- 278 S.u. Kapitel VII, 3, d–e, S. 417 ff.
- 279 SPANUTH (1915), S. 34, Anm. 1; vgl. DERS., ebd., S. 51.
- 280 PIECHOWSKI (1927), S. 112; ENGLUND (2013), S. 46.
- 281 BENDIKOWSKI (2014), S. 235; FLEMMING/ULRICH (2014), S. 208 f.
- 282 GLATZER (1983), S. 104 f.
- 283 Bei solchen „Nagelungsaktionen“ wurden schwarze Nägel (pro Stück für 5 Pfennige) und silberfarbene Nägel (zum Stückpreis von 10 Pfennigen) in Kriegswahrzeichen wie Eiserne Kreuze aus Holz, Erinnerungsschilder mit Bildmotiven (z. B. Stahlhelm, Schwert, Adlerkopf, Reichsadler mit Schlange, Wappen eines Herrscherhauses, etc.) und Sinnsprüche (wie „Alles Große muß im Tod bestehen“, „Dem Gedächtnis unserer gefallenen Helden“, etc.) oder in Bilderrahmen mit dem Portrait von Hindenburg genagelt. Der Erlös wurde zu Kriegszwecken, zur Unterstützung von Kriegerwaisen (Vereine „Jugendspende“, „Jugend-dank“), „Kriegsbeschädigten“ etc. verwendet oder dem Roten Kreuz oder der kommunalen Kriegsfürsorge zur Verfügung gestellt. Ärmere Schulkinder, die sich eine Nagelung nicht leisten konnten, wurden finanziell unterstützt; KRONENBERG (2010), S. 260 ff. 268 f. 272 f. 289. 305 ff. 318 ff; vgl. a. GLATZER (1983), S. 144 ff; REIMANN (2000), S. 48 ff; FLEMMING/ULRICH (2014), S. 69 ff; MÜNKLER (2015a), S. 441.
- 284 KRONENBERG (2010), S. 266. 272 f. 275. 278 f. 287 f. 298 f. 307. 313; vgl. a. KRAUS (2014), S. 43 ff (I. Akt, 12. Szene).
- 285 KRONENBERG (2010), S. 266. 277 f. 307 ff. 327.
- 286 So brach zwischen einzelnen Schulklassen oft ein reger Wettstreit darum aus, wer zuerst den Nagelschild vollständig benagelt hatte; DERS., ebd., S. 266. 275.
- 287 DERS., ebd., S. 260 f. 266.
- 288 BUBER-NEUMANN (1957), S. 20 f.
- 289 HEBER/ULRICH (1915), S. 140 ff u. ö.; vgl. a. HENNIG (1915b), „Fromm und Deutsch – Ein Geleitwort zur Konfirmation im Jahre des großen Krieges“, sowie viele andere einschlägige Schriften. Dazu s. die ausführliche Übersicht über „Kriegsbeiträge“ in den von „Oberlyzeal=Direktor Heinrich Spanuth“ herausgegebenen „Monatsblättern für den evang. Religionsunterricht“ (Göttingen, 1915) im Anhang an ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 154. Verwiesen wird dort auch auf die „Sechs Kriegs=Religionsstunden“ von „Oberlehrer Dr. Bruno Wehnert“ (1915).
- 290 KÖRNER (1920), S. 32.
- 291 Vgl. etwa die „Schul=Entlassungsrede“ von Direktor Georg FELTZIN (1915), S. 304–312.
- 292 Vgl. das Addendum „Lesestücke aus der Kriegsliteratur“ von BIESE (1916) zum „Deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten“ (1916) (hg. v. HOPF/PAULSIEK/MUFF), Berlin.
- 293 Das mir vorliegende Exemplar der Vorkriegsausgabe, 183 Seiten, ist zwar ohne Auflagen-, Jahres- und Tausenderangabe, enthält jedoch ein Vorsatzblatt mit einer Widmungsinschrift zur Konfirmation „Ostern 1914“.
- 294 HEBER/ULRICH (1914), S. 20 ff.
- 295 DIES. (1915), S. 22 ff; dieser Text ist zuerst erschienen in: Johannes Keßler, Über alles meine Pflicht – 6. Sammlung von Predigten und Ansprachen in den Kriegstagen 1914/1915, Dresden, 1915. In DIES., ebd., S. 86 f kommt aus dem *Dresdner Anzeiger* auch noch der Abschnitt „Unser Hindenburg“ hinzu.

- 296 LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN II (1903), S. 110 ff, Sektion B „Vom Kriegswesen“.
- 297 LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN I (1903), S. 74 ff, Sektion B „Vom Kriegswesen“; II (1903), S. 110 ff; diese Lesebücher enthalten freilich auch in den anderen Themenbereichen genügend kriegsaffirmativen Lesestoff.
- 298 Das Exemplar der mir vorliegenden 3. Auflage, 7.–10. Tausend, 214 Seiten, ist wiederum ohne Jahresangabe. In dem neu hinzugekommenen „Kriegskapitel“ beziehen sich die Anspielungen auf Kriegereignisse (wie „Brüssel“, „Antwerpen“, HEBER/ULRICH, 1915, S. 87.151); vgl. BIESE, 1916, S. 11 f.15 f) samt und sonders auf den Zeitraum von August bis Mitte November 1914. Im Kapitel über Hindenburg ist nur von „Tannenberg“, aber nicht von der späteren Winterschlacht in den Masuren (Februar 1915) die Rede (DIES., ebd., S. 87); dies deutet auf ein frühes Erscheinen des Buches noch im Jahr 1914 hin. Die Schlacht bei Tannenberg fanden vom 23.–31. August 1914 statt, an den Masurischen Seen vom 5.–15. September 1914; die Winterschlacht in Masuren vom 4.–22. Februar 1915.
- 299 HEBER/ULRICH (1915), S. 140–154, s. a. ebd., S. 206–208.
- 300 DIES., ebd., S. 149
- 301 DIES., ebd., S. 139 („Von Freiheit und Vaterland“, Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten, Auszug aus dem achten Kapitel; ARNDT, 1812, S. 122 f).155 („Aus Bismarcks Briefen“).
- 302 DIES., ebd., S. 140 f (Gustav Schüler, In Waffen und Wahrheit, Deutsche Kriegslieder, 1914).146 (E. Edert, Kiel, „In der Feldpost, Hamburger Nachrichten“, über das Seegefecht bei Yarmouth vom 3.11.1914).
- 303 DIES., ebd., S. 147 f; aus dem „Großen Hauptquartier des Westens, 9. November“ 1914, zitiert nach dem Dresdner Anzeiger.
- 304 DIES., ebd., S. 206 f (Tagebuchblatt von C. J. Voskamp, datiert auf den 4.11.1914); auch die Deutschlesebücher brachten „Abschiedsbriefe“ aus Tsingtau; KAPPEY/KOCH (1915), S. 80 (Nr. 45; Otto Krack). Tsingtau fiel am 7.11.1914; vgl. a. PLÜSCHOW (1916), S. 86 ff.
- 305 DIES., ebd., S. 141 f („Brief eines 18-jährigen deutschen Freiwilligen an eine befreundete Familie im Auslande“, am ehesten auf den August/September 1914 zu datieren).
- 306 DIES., ebd., S. 145; undatiert. Zur kriegserzieherischen Verwertung von Feldpostbriefen in Konfirmations-, Kommunionbüchern und Schulentlassbüchern s. a. ULRICH (1997), S. 132.
- 307 HEBER/ULRICH (1915), S. 143 f; datiert auf den 10./11.10.1914.
- 308 DIES. (1914), S. 71 ff.74; DIES. (1915), S. 76 ff.81; vgl. hierzu die zum 100jährigen Bestehen der Firma Krupp erschienene Broschüre „Krupp 1812–1912“ von Wilhelm JUTZI (1912), S. 41 ff.
- 309 DIES. (1914), S. 76 ff; vgl. DIES. (1915), S. 83ff; vgl. Jes. 40, 31.
- 310 DIES. (1914), S. 79; DIES. (1915), S. 88; Zitat aus dem „Wandspruch Kaiser Wilhelms II., von ihm selbst verfaßt.“
- 311 DIES. (1915), S. 86 f.
- 312 DIES., ebd., S. 85.
- 313 Vgl. zu dieser ideologisierenden Methode BACHTIN (1979), S. 227 f.
- 314 BACHLEITNER (1999), S. 20 ff; der gleich unten zu besprechende Roman Christallers wird allerdings bei ihm nicht erwähnt.
- 315 URY (2016), S. 424 ff (Kapitel I des Buches „Nesthäkchen und der Weltkrieg“).
- 316 PISTORIUS (1905): „Das Volk steht auf!“
- 317 SOHNREY (1903), S. 131 ff.

- 318 PISTORIUS (1905), S. 256 f. 279. 306; KÖRNER (1920), S. 36 f („Abschied vom Leben“, erstes Quartett).
- 319 SOHNREY (1903), S. 108 ff.
- 320 Vgl. SCHENDA (1976), S. 101.
- 321 KLEIN (1980), S. 212.
- 322 CRISTALLER/HARDER/VON SELL/SUPPER (1916), S. 69 f.
- 323 HEBER/ULRICH (1914), S. 99 ff; DIES. (1915), S. 111 ff; aus: Karl Emil Franzos, *Der alte Damian und andere Geschichten*, Stuttgart und Berlin, 1905.
- 324 DIES (1914), S. 111 ff; DIES. (1915), S. 123 ff; aus: Ernst Zahn, *Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags“*, Stuttgart und Leipzig, 1913.
- 325 SPRENGEL (2004), S. 164 ff.
- 326 Oft beginnen solche Erzählungen mit Formulierungen wie: „Jedes Kind zwischen Oberriet und Appenzell kennt das Eierbethli von Oberriet, das alte runzelige Fraueeli, das ...“; s. bei SOHNREY (1903), S. 108; dort auch eine wahre oder „ideale“ Portraitzeichnung des Mädchens von Benjamin Vautier (1829–1898); ebd., S. 110.
- 327 Das Pelikan-Symbol tritt in der Fassung von 1915 noch ein weiteres Mal auf (HEBER/ULRICH, 1915, S. 95); es entstammt der frühchristlichen Naturlehre des sog. Physiologus, in welcher der Pelikan als ein Vogel beschrieben wird, der sich selbst die Brust aufreißt, um mit seinem eigenen Blut seine Jungen wieder vom Tod zu erwecken; SEEL (1967), S. 6 f. 74, Anm. 24.
- 328 SOHNREY (1903), S. 108 ff.
- 329 D. Martin LUTHER, WA XLV, S. 640, Zeile 10 ff (zu Gen. 50, 20).
- 330 Dieses Motiv enthalten die Geschichten in der Tat; es kommt aber infolge widriger Umstände, meist durch Unfall oder schwere Erkrankung des Vaters, nie zu einem Rollenwechsel.
- 331 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 23 (Nr. 4 vom 25.10.1813). 118 (Nr. 25 vom 1.12.1813). 138 (Nr. 29 vom 5.12.1813). 179 (Nr. 37 vom 16.12.1813). 266 (Nr. 51 vom 31.1.1814).
- 332 WINTERBERG (2014), S. 214 f. 361 (Lit.).
- 333 *L'Écho de Paris*, Dernière Heure, 31^e Année, No. 11015, S. 4 f.
- 334 Die wohl bekannteste Dichtung über Rosa Zenoch verfasste SCHAEFFER (1915), S. 195–207; vgl. EHLERS (1935), S. 35.
- 335 Als „Melodrama für Deklamation für Sopran, Alt, Frauenchor und Orchester“, op. 23, vertonte der Dirigent Paul Scheinpflug (1875–1937) noch 1918 die Dichtung Albrecht Schaeffers „Rosa Zenoch“; SCHEINPFLUG (1918); KROLL (2005), Sp. 1264.
- 336 FLEMMING/ULRICH (2014), S. 22. 286.
- 337 Das Photo für diese Postkarte von 1915 (Kilophot. 38/1915, Zeitbilder, Ullstein) ist auch bei HEDIN (1916a), S. 143 abgedruckt.
- 338 WINTERBERG (2014), S. 211: „Von einem Schrapnell wurde der rechte Fuß zerschmettert“; bei SCHAEFFER (1915), S. 201 heißt es dagegen: „Das linke Bein unterm Knie war zerrissen.“
- 339 Die Kriegspostkarte ist ebenfalls abgedruckt bei WINTERBERG (2014), S. 176 Abbildung Nr. 17; zu Rosa Zenoch s. DIES., ebd., S. 208 ff; STEPHAN-KÜHN/STEPHAN (2001), S. 14.
- 340 In RÜCKERTs (1868, I), S. 59 ff Gedicht bringt Johanna Stegen unermüdlich, ebenso als „Engel“ bezeichnet, allerdings nicht Wasser, sondern unter ständiger Lebensgefahr in ihrer

- Schürze Patronen, die aus einem umgestürzten „Pulverwagen“ der Franzosen stammen, an die vorderste Linie. Zur Schullektüre hierzu s. LOMBERG (1912), Nr. 51, S. 185 f.
- 341 REITH (1914), Sp. 4b. Die „Reichspost – Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Oesterreich-Ungarns“, 21. Jg., Nachmittagsausgabe, Wien, Nr. 514, Mittwoch, 28. Oktober 1914, Sp. 4b, zitierte das Gedicht aus der Kölnischen Volkszeitung.
- 342 Vgl. MOSSE (1993), S. 171 ff.
- 343 ZWEIG (1963), S. 165 f.
- 344 HEBER/ULRICH (1915), z. B. S. 28.57.98 ff.106.135.149.164.204.
- 345 Vgl. KNEBEL (1914), Sp. 639a.
- 346 SOHNREY (1903), S. 157 ff; PISTORIUS (1905), S. 116 ff.281 ff.359 ff u.ö.
- 347 KAPPEY/KOCH (1915), S. 13–98.
- 348 Platon, Politeia, Buch VII, 537 a; vgl. ebd., Buch V, 466 e–467 e; SCHLEIERMACHER (1990b), S. 549.508 f.
- 349 Vgl. WEHLER (2003), S. 545 ff.
- 350 LAMPE (1934), S. 477; vgl. SCHMIDT (1939), S. 78).
- 351 Vgl. das *Abstract* der Werke Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ (1930) und „Blut und Ehre I–II“ (1936) bei BOGE (1935), S. 33 ff.
- 352 KLEE (2016), S. 516a.
- 353 AMTLICHE AUSGABE (1938), S. 35 ff.69 ff.105 ff.124 ff.132 ff.140 ff.165 ff.173 ff.187 ff.204 f f. 207 ff.230.231 ff.238 ff.248 ff.251 ff.258 ff.261 ff.
- 354 Vgl. LÜERS (1924), § 60, S. 133.
- 355 AMTLICHE AUSGABE (1938), S. 3 („Einführungserlaß zur Neuordnung des höheren Schulwesens“, II, 6).
- 356 BRAKELMANN (2020), S. 84.164.
- 357 SCHÄFER (1934), S. 12.
- 358 DERS., ebd., S. 82 f.
- 359 HIRSCH (1934a), S. 12 ff; vgl. a. DERS. (1934b), S. 102 ff.
- 360 Friedrich Gogarten: z. B. „Einheit von Evangelium und Volkstum?“ (1933), „Ist Volksgesetz Gottesgesetz?“ (1934); Wilhelm Stapel: „Die Kirche Christi und der Staat Hitlers“ (1933), „Sechs Kapitel über Christentum und Nationalsozialismus“ (1931 mehrfach aufgelegt).
- 361 SCHÄFER (1934), S. 85 f.
- 362 DERS., ebd., S. 103.
- 363 Dokumentiert bei SCHMIDT (1936), Nr. 67, S. 156 f; Nr. 127, S. 333 f.
- 364 DERS., ebd., Nr. 84, S. 226 ff, insbes. S. 230; s. a. ebd., Nr. 83, S. 223 f; Nr. 114, S. 313 f.
- 365 DERS., ebd., Nr. 23, S. 63 (zu Thüringen); s. a. ebd., Nr. 24, S. 64 (reichsweit); Nr. 28, S. 72 f; Nr. 33, S. 79; Nr. 35, S. 82; Nr. 64, S. 150 f; Nr. 67, S. 159 f; Nr. 84, S. 229 f; Nr. 111, S. 303.
- 366 DERS. (1934), Nr. 32–36, S. 131–135; DERS. (1935), Nr. 81–89, S. 178–190; DERS. (1936), Nr. 127–130, S. 333–338.
- 367 Vgl. LÜERS (1924), § 63, S. 137; BÜHLER (1927), S. 328 ff; vgl. SCHMIDT (1936), Nr. 53, S. 122; Nr. 84, S. 230.
- 368 S.u. Kap. VII, 3, a, S. 408 ff.
- 369 LEIPOLDT (1936), S. 35 f; STRAUB (1937), S. 131, Anm. 2.
- 370 AMTLICHE AUSGABE (1938), S. 48 ff.
- 371 DASS., ebd., S. 51; vgl. hiermit etwa LÜERS (1924), §§ 8–9, S. 27 ff.

- 372 Vgl. a. die bei REISS (1973), S. 84–138 zusammengestellten Dokumente zur völkisch-rassischen Ideologisierung des „Deutschkundeunterrichts“ nach 1933.
- 373 LÜERS (1924), Vorwort, S. V; § 1, S. 3; § 2, S. 5; § 16, S. 53; § 20, S. 60; § 62, S. 134 f; Zitat in § 63, S. 141.
- 374 BOEHM/SCHMIDT (1926).
- 375 Vgl. MOWRER (1938), S. 158 ff zu den Maßnahmen des Staatsministers für Inneres und Volksbildung, Wilhelm Frick (1877–1946), in Thüringen während der Jahre 1930–1933.
- 376 CREUTZBURG (1933), S. 218–225.225–232.
- 377 EICHENAUER (1933), S. 291–295.
- 378 FRANKE (1933), S. 273–277.
- 379 RABES (1933), S. 277–282.
- 380 KNUST (1933), S. 282–287.
- 381 SCHULTZE-NAUMBURG (1933), S. 287–290.
- 382 SPEHR (1935), S. 438–440.
- 383 ECKSTEIN (1935), S. 552.
- 384 DERS., ebd., S. 553.
- 385 DERS., ebd., S. 554f.
- 386 FREUDENTHAL (1935), S. 1–16.
- 387 LAUTZSCH (1935), S. 100–111.
- 388 LINDEN (1935a), S. 213–216.
- 389 DERS. (1935b), S. 441–457.
- 390 HALBACH (1935), S. 531–543.
- 391 WIESE (1935), S. 673–687.
- 392 WOLFF (1935), S. 37–54; vgl. SIMROCK (1856).
- 393 DEUTSCHE WISSENSCHAFT, ERZIEHUNG UND VOLKSBILDUNG (1943b), S. 166 ff (Nr. 294 = RdErl. d. RMfWEV v. 18.5.1943 – E III a 1216).
- 394 Der Titel „Deutschland muß leben ...“ spielt auf den viermaligen Refrain im Gedicht „Soldaten-Abschied“ von Heinrich Lersch an: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“ BAB (1915), S. 49; BUSSE (1916), S. 19 f.
- 395 BECKER (1936), S. 123.
- 396 AMTLICHE AUSGABE (1938), S. 75 f.
- 397 BARTELS/KLOTZSCH/LÜDEMANN (1942), S. 2.
- 398 BUCHHOLZ/ZIMMERMANN/DISCH (1940), S. 271 f.
- 399 HINRICHS II (1939), S. 3–28 („Die Nordgermanen, Norwegen, Schweden, Dänemark, Island, Finnland, die Baltischen Staaten: Estland, Lettland und Litauen, die Ostsee“); DERS. V (1942), S. 1–19 („Das deutsche Volk“).
- 400 AMTLICHE AUSGABE (1938), S. 118.
- 401 AMTLICHE AUSGABE (1938), S. 231.
- 402 POSCHENRIEDER (1933b), S. 289 ff. In den Leitsätzen Nr. XIII–XIX werden auch alle anderen Schulfächer (Deutsch, geopolitische Fächer, neusprachlicher Unterricht, mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer, Naturkunde oder Biologieunterricht, künstlerische Erziehung, körperliche Ertüchtigung), der Rassen- und Germanenkunde unterstellt. Im Kontrast zu dem Band 61, Heft 4 (1925), S. 193 ff derselben Zeitschrift, der sich

- ebenfalls mit dem Thema „Antike und Deutschtum“ beschäftigt, tritt die „Rassifizierung“ dieses Themas umso auffälliger ans Licht.
- 403 HITLER (1934): „Die deutsche Kunst als stolzeste Verteidigung des deutschen Volkes – Rede, gehalten auf der Kulturtagung des Parteitagcs [1.9.]1933; vgl. EIKMEYER (2004), S. 43–55.
- 404 Das Folgende nach HITLER (1934), S. 6 ff.
- 405 HITLER (1934), S. 11 f.
- 406 NICKEL (1970), S. 123.
- 407 DERS., ebd., S. 121 ff.
- 408 HITLER (2016b), S. 1074 f [= II, S. 58]: „Es liegt im Zug unserer materialisierten heutigen Zeit, daß unsere wissenschaftliche Ausbildung sich immer mehr den nur realen Fächern zuwendet, also der Mathematik, Physik, Chemie usw. So nötig dies für eine Zeit auch ist, in welcher Technik und Chemie regieren und deren wenigstens äußerlich sichtbarsten Merkmale im täglichen Leben sie darstellen, so gefährlich ist es aber auch, wenn die allgemeine Bildung einer Nation immer ausschließlicher darauf eingestellt wird. Diese muß im Gegenteil stets eine ideale sein. Sie soll mehr den humanistischen Fächern entsprechen und nur die Grundlagen für eine spätere fachwissenschaftliche Weiterbildung bieten. Im anderen Fall verzichtet man auf Kräfte, welche für die Erhaltung der Nation immer noch wichtiger sind als alles technische und sonstige Können. Insbesondere soll man im Geschichtsunterricht sich nicht abbringen lassen vom Studium der Antike. Römische Geschichte, in ganz großen Linien richtig aufgefaßt, ist und bleibt die beste Lehrmeisterin nicht nur für heute, sondern wohl für alle Zeiten. Auch das hellenische Kulturideal soll uns in seiner vorbildlichen Schönheit erhalten bleiben. Man darf sich nicht durch Verschiedenheiten der einzelnen Völker die größere Rassegemeinschaft zerrreißen lassen. Der Kampf, der heute tobt, geht um ganz große Ziele: eine Kultur kämpft um ihr Dasein, die Jahrtausende in sich verbindet und Griechen- und Germanentum gemeinsam umschließt.“ Vgl. SACHSE (1933), S. 60 ff; SCHLOSSAREK (1933b), S. 10.14.
- 409 Vgl. z. B. bei POSCHENRIEDER (1933a), S. 231; DERS. (1933b), S. 289.
- 410 Vgl. etwa LÜERS (1924), § 16, S. 53: „Anstatt dem jungen Volk die dringend nötige Nahrung zu geben, ihm die Kenntnisse des eigenen Volkstums von den allerersten Stunden an zu vermitteln, führen wir es hinaus aus Volk und Heimat unter den strahlendblauen Himmel Griechenlands und Italiens und füttern es mit kraftlosen, verschwommenen und längst überlebten Idealen. Hier muß unbedingt unter den Gegenwarts- und Zukunftsforderungen eine vollkommene Umkehr erfolgen!“
- 411 ZIESKE (2013), S. 14–31.
- 412 S.a. MADER/BREYWISCH (1934); HELBING (1935), S. 265 ff; u. v. a.; vgl. NICKEL (1970), S. 111 ff; DERS. (1972), S. 485 ff.
- 413 LÖWITH (1960), S. 46.60 f.110; HELLER (1977), S. 104 f („Betrachtungen über ein Gedicht, über Heidegger und Hölderlin“).
- 414 Vgl. etwa SCHUCHHARDT (1933), S. 303 ff; MATZ (1935), S. 173 ff.210; KRAIKER (1939), S. 223 ff, dazu s. NICKEL (1972), S. 490 ff.
- 415 Reiches Anschauungsmaterial hierzu bieten verschiedene Artikelsammlungen wie etwa AUTORENKOLLEKTIV (1933): Humanistische Bildung im Nationalsozialistischen Staate, Leipzig/Berlin, sowie BERVE (1942a/1942b): Das Neue Bild der Antike, Bd. I–II; dort heißt es im ersten Band, im Vorwort von Helmut Berve: „Was jedoch schließlich alle diese neuen

Aspekte umspannt und gleichsam den Horizont abgibt, vor dem sich nunmehr das klassische Altertum darstellt: der wach gewordene Rasseninstinkt unseres Volkes läßt die beiden Völker der Antike [= Griechen und Römer], jedes in seiner Weise, als unseres Blutes und unserer Art empfinden; er schließt sie in den Kreis seiner Wesensverwandtschaft ein. Besseren Rechtes denn früher dürfen wir daher von ihnen als unseren geistigen Ahnen sprechen. Und wenn in vergangener Zeit die Altertumswissenschaft gelegentlich mit gleicher Neigung sich den Völkern jedweder Rasse und Art zuwandte, so erhalten nun Hellas und Rom wieder den bevorzugten Platz, der ihnen gebührt. Die rassische Selbstbesinnung hat sie uns neu erschlossen und tiefer zu eigen gegeben.“ DERS., ebd., S. 7; vgl. a. DERS. (1942b); s. a. BRACHER (1962), S. 272 mit Anm. 60 (Lit.).

416 HORN (1936), S. 324.

417 HERDER (1844), S. 1264 („Sophron – Gesammelte Schulreden, IX: Vom ächten Begriff der schönen Wissenschaften und von ihrem Umfang unter den Schulstudien“).

418 HARNACK (1905a), S. 70: „Das Ideal [des humanistischen Gymnasiums] ist der an der Antike und der Geschichte gebildete, philologisch geschulte junge Humanist. Weil ihm nichts Menschliches fremd sein soll, muß er auch eine gewisse Kenntnis in der Mathematik und Physik haben; aber das Menschliche im engeren Sinn, der *Mensch*, ist sein eigentliches Gebiet, und sein großes Paradigma ist das klassische Altertum.“

419 So z. B. FURTMEYER (1917), S. 643 aus humanistischen Überlegungen heraus: „Was soll uns, die wir konstruktive Politik treiben müssen, die unhistorische Konzeption des isolierten Staates, wie er bei den großen Systematikern [= Fichte, Hegel u. a.] zum Ausdruck kommt? Die disziplinierende Kraft des autonomen Staatsgedankens, die einst so gewaltig das territorial-staatliche Chaos durchdrang, ist nicht mehr für uns. Die Zukunft gehört dem universalen Prinzip, dem System des Rechts, in dem die Völker dereinst sicher wohnen werden. [...] Nicht *sich* auszuleben, ist der Telos des Staates, sondern Werkzeug zu werden zum letzten Endzweck aller Geschichte, der Darstellung des reinen, vollkommenen Menschenbildes.“ FOERSTER (1919), S. 159.

420 GOLTZ (1905), S. 13.18.23: „Ja, wir [Deutschen] sind, wir waren, wir bleiben die Schulmeister, die Philosophen, die Theosophen, die Religionslehrer für Europa und für die ganze Welt. Dies ist unser Genius, unsere ideale Nationaleinheit, Nationalehre und Mission, die wir nicht gegen das Ding oder Phantom austauschen dürfen, was von den Franzosen oder Engländern Nationalität genannt wird. Wir sind und bleiben ein weltbürgerliches Volk im bevorzugten Sinn und können eben um deswillen kein dummstolzes, nationalstolzes, tierisch zusammengeschartes und verklettetes Volk sein, das ähnlich den wilden Gänsen im großen römischen A fliegt. [...] Gibt es nun ein Volk, von welchem die Weltkultur seit der Völkerwanderung bis auf diesen Tag beherrscht und in allen Faktoren vertreten wird, so ist es das germanische Volk. [...] Der Deutsche ist der Universal mensch, die Mutter der übrigen Nationen, das Weib des Menschengeschlechtes, welches nicht nur die Fakultäten und Tugenden aller andern Rassen in seinem Wesen versöhnt, sondern mit demselben die Einseitigkeiten der andern Völker erzeugt, sie erzieht, sie alle mit seinem Geiste ernährt, sich für alle verleugnet, alle pflegt und studiert, mit allen verkehrt, von allen verhöhnt und doch von allen gefürchtet und in seiner Geistesüberlegenheit anerkannt wird.“ FOERSTER (1919), S. 157 ff.

421 MARCUSE (1934), S. 162.

- 422 DERS., ebd., S. 162 f nennt neben der „Heroisierung des Menschen“ noch die „Philosophie des Lebens“, die im Leben selbst eine geschichtsbildende Kraft jenseits von Gut und Böse sieht, den „irrationalistischen Naturalismus“ von „Blut und Boden“, den Universalismus und seine Mystifizierung des „Volkes“ in seiner naturhaft-organischen Einheit als „echt und wahr“.
- 423 HÖNN (1915), S. 88–111; ZUCKER (1934), S. 9 f.14 f; s. dazu NICKEL (1972), S. 490 ff; ZIESKE (2013), S. 14–31.
- 424 So BOLL (1917), S. 175; vgl. ZIESKE (2013), S. 23; s. a. dementsprechend z. B. STÜRMER (1932), S. 3 f.65 ff.73.
- 425 S. in: KÜHN (1917), S. 15 ff („Die deutsche Weltanschauung“): „Die deutsche Kultur hat sich im Gegensatz zu der griechisch-römischen entwickelt.“ Ebd., S. 16. Vgl. „Frankfurter Zeitung und Handelsblatt“, Jg. 59, Nr. 296, Erstes Morgenblatt, Sonntag, 25.10.1914, Sp. 1b.
- 426 Vgl. hierzu auch NIPPERDEY (1987), S. 454 ff.
- 427 JAEGER (1934), S. 16; der Terminus „dritter Humanismus“ wurde dann in der NS-nahen Rezeption Jaegers übernommen; vgl. z. B. SCHLOSSAREK (1933b), S. 3; ZUCKER (1934), S. 7 ff. Zu Jaeger kritisch: SNELL (1966), S. 48 ff.51 ff; CALDER III (1989), S. 354 ff.
- 428 JAEGER (1934), S. 2.16 f.126 f.132 ff.151 ff.411 f u.ö.; das Zitat, ebd., S. 152; vgl. ZUCKER (1934), S. 18 (vgl. ebd., S. 7.20): „So findet im Politischen die Freiheit ihr Korrelat in der Bindung durch den Bürgerstaat. Eine Leidenschaft für den Staat im Leben und in der Theorie erfüllt den Griechen; nur in der Einordnung in den Staat kann sich in jedem Betracht das Dasein des Einzelnen vollziehen; der Staat ist Kulturgemeinschaft.“ – S. dazu SNELL (1935/1966), S. 51 ff, der hier „schwerste Bedenken“ anmeldet, vor allem deshalb, weil ein solcher Humanismus, wenn er sich in Ethik und Moral an den normativen Staat bindet, in der Gefahr steht, „sich jeder Politik dienstbar zu machen.“ Vgl. a. DERS. (1962), S. 26 f.
- 429 JAEGER (1934), S. I f.
- 430 DERS., ebd., S. 15 f: „Ihren maßgebenden Gehalt und ihre formende Macht, die wir an uns selbst erfahren“.
- 431 DERS., ebd., S. 16.
- 432 Vgl. etwa ZUCKER (1934), S. 8 f: „So gilt der neuen Bewegung [= dem dritten Humanismus] das klassische Altertum, das schon immer an allen Völkern europäischen Wesens die Zauberkraft bewiesen hat, die eigenen Kräfte zu entbinden, als wirklicher Bestandteil der deutschen Bildung, nicht als schmückender Bestandteil, sondern als lebenerzeugendes Kernstück. [...] Uns akademischen Lehrern [...] hat die Regierung Adolf Hitlers einen heißen Herzenswunsch erfüllt, indem sie die Pflege der vaterländischen Geschichte zu einem der Grundpfeiler der nationalen Erziehung gemacht hat. [...] Jeder, der dem deutschen Volk mitverantwortlich ist für die Erhaltung seines geschichtlichen Bewußtseins, wird ihm auch dafür verantwortlich sein, daß dem klassischen Altertum als dem dritten Grundbestandteil unserer Kultur neben dem Germanentum und dem Christentum die zutreffende geschichtliche Einschätzung gewahrt bleibt.“
- 433 Naturphilosophische Theoreme zur „Organik“ der Gesellschaft waren nicht unüblich; vgl. etwa schon PLANCK (1881), S. 42 ff.48 f.52 ff.66 ff.233 ff.254 ff.344 ff.367 ff.370.
- 434 „Organisch“ soll heißen, dass „das Einzelne“ immer nur „eingeordnet in den lebendigen Zusammenhang eines Ganzen seinen Sinn“ empfängt; JAEGER (1934), S. 9 f.
- 435 DERS., ebd., S. I f.

- 436 DERS., ebd., S. 24; Platon, *Politeia*, Buch V, 459 a–d; SCHLEIERMACHER (1990b), S. 503 f. Der ganze Abschnitt vom Stiften „heiliger Ehen“ bei Platon erinnert eher an das Himmeler'sche „SS-Lebensborn“-Konzept.
- 437 JAEGER (1934), S. 1.4.7.24 f u.ö.
- 438 DERS., ebd., S. 72 f.128 ff; vgl. ZUCKER (1934), S. 18 f: „Endlich ist griechisches Wesen im Höchsten und Letzten bestimmt durch Idealismus und Heroismus. [...] Der Idealismus steigt auf zum Heroismus, indem er sich für die hohen Ziele, für die ewigen Werte einsetzt, auch wenn solche Haltung zum Untergang führt. Das ist der Geist der attischen Tragödie.“ – Dazu kritisch SNELL (1935/1966), S. 40 ff, der gegen die unangemessene Überbewertung des Heroismus und die Kriegerorientierung als „absoluter Gültigkeit“ im Griechentum protestiert.
- 439 Ein Beispiel hierfür bietet Hans Bogner, der sich in den ideologischen Einleitungskapiteln seiner Broschüre „Platon im Unterricht“ (Beiträge zur nationalsozialistischen Ausrichtung des altsprachlichen Unterrichts, Heft 1, 1937) mehrfach auf Jaeger beruft; BOGNER (1937), S. 5, Anm. 3; S. 6, Anm. 1; S. 8, Anm. 5.
- 440 POPPER (1957), S. 84 ff.204 ff.213.306.
- 441 VOß (1867), S. 51.
- 442 SNELL (1962), S. 27. Snell bezog sich in seiner Kritik darauf, dass Jaeger das Politische zu sehr in „Stimmungen, Gemütslagen, Seelenverfassungen“ herübergespielt und als „Attitude“ akademisiert und ästhetisiert habe; vgl. schon DERS. (1935/1966), S. 52 ff: es werde bei Jaeger nicht klar, ob die „großartige Staatsgesinnung“ der Griechen „Einfügung in die gegebene politische Welt oder schärfste Absage“ an sie bedeute; CALDER III (1989), S. 355 ff verweist auf die Abhandlung Jaegers von 1933 „Die Erziehung des politischen Menschen und die Antike“, in welcher dieser die Position vertrat, dass „die Ausbildung in den klassischen Sprachen auf den Schulen so erfolgen sollte, daß sie das neue System stütze. [...] Jaeger willigte ein, für das neue Regime gegenüber seinen Berufsgenossen als Sprachrohr zu fungieren.“
- 443 SOLMSEN (1974), Sp. 281a.
- 444 Vgl. hierzu SCHOTTLAENDER (1988), S. 16: „Es spricht viel dafür, daß seine [= Jaegers] zweite Ehe mit Ruth Heinitz, die väterlicherseits jüdischer Abstammung war, für seinen Entschluß, den Ruf nach Chicago nach anfänglichem Zögern anzunehmen, mitbestimmend war. Doch selbst wenn diese Auswanderung, die ihm von der Fakultät schwer verdacht wurde, nicht ganz freiwillig war, kann sie doch kaum als das Resultat einer ‚Verfolgung‘ bezeichnet werden.“ Als Verfolgung gilt, wenn drei Kriterien erfüllt sind: „1. Der Verlust des Amtes oder der Berufsausübung. 2. Der Zwang zur Auswanderung oder noch Schlimmerem. 3. Die Aberkennung akademischer Würden.“ DERS., ebd., S. 15.
- 445 FEST (1973), S. 929.1140; GOLDHAGEN (1996), S. 196 f; REES (2010), S. 301 ff.
- 446 POPPER (1957), S. 213.
- 447 JAEGER (1934), S. 270 f.274; DERS. (1959), S. 324 ff. Der zweite Band der „Paideia“ erschien in der ersten Auflage noch 1944; vgl. Platon, *Politeia*, Buch V, 458 d–461 e; SCHLEIERMACHER (1990b), S. 503 ff.
- 448 SCHLOSSAREK (1933b), S. 4.
- 449 ROSENBERG (1941), S. 34 ff (Buch I, 2); vgl. a. DERS., ebd., S. 54 ff zu den Römern (Buch I, 3).

- 450 SCHLOSSAREK (1933b), S. 5.7 f. 11.14 ff; hierfür zitierte Schlossarek die von ihm in der „Sammlung Neudeutscher Humanismus“, Nr. 2 und Nr. 5, herausgegebenen Untersuchungen von Eugen Krawczynski, „Das Lateinische in der deutschen Sprache und Bildung“ (Breslau, 1926) und Franz Stürmer, „Das Griechische in der deutschen Sprache und Bildung“ (Breslau, 1932).
- 451 Hierbei polemisierte Schlossarek gegen das Vorhaben, an den Gymnasien Englisch als erste Fremdsprache einzuführen, mit dem Argument, dass das Englische „etwa ab dem 14. Jhd. gar nicht mehr eine germanische Reinsprache, sondern eine angelsächsisch-französische Mischsprache“ geworden sei. SCHLOSSAREK (1933b), S. 8.
- 452 Vgl. etwa SCHUCHHARDT (1933), S. 303 ff; MATZ (1935), S. 173 ff. 210; KRAIKER (1939), S. 223 ff, dazu s. NICKEL (1972), S. 490 ff.
- 453 SCHLOSSAREK (1933b), S. 7.11.
- 454 DERS., ebd., S. 5.15.
- 455 DERS., ebd., S. 6 f.
- 456 So lautete schon früh, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Kritik am Neuhumanismus; PLANCK (1881), S. 461 ff. 557 f. 648 f. 652 u.ö.; NIPPERDEY (1987), S. 457 ff.
- 457 KETELSEN (1985), S. 77 ff; den Ablauf einer solchen „Weihestunde“ dokumentiert DITHMAR (1992), S. XXXIV f. XLII, Anm. 79 (Lit.).
- 458 ZIEGLER (1933), S. 269; der Satz Émile Zolas (1840–1902) aus seinem Offenen Brief „J'accuse“ vom 13.1.1898 im Journal *L'Aurore* an den französischen Präsidenten Felix Faure zur Dreyfus-Affäre, lautete ursprünglich „*la vérité est en marche, rien ne l'arrêtera.*“ Georges Clemenceau (1841–1929), der sich als französischer Ministerpräsident bei der Pariser Friedenskonferenz 1919 als entschiedener Gegner Deutschlands erwiesen hatte, war 1898 Redakteur der Zeitung *L'Aurore* gewesen.
- 459 KETELSEN (1985), S. 82.87.
- 460 Die Stücke stammten von Edgar Kahn (1903–1955) und Max [Geißler-]Monato (1868–1945), in: „Langemarck, Der Opfergang der deutschen Jugend“ (1933; gedruckt auch als Schulausgabe, uraufgeführt am 25.2.1934 im „Preußischen Theater der Jugend Berlin“), sowie von Heinrich Zerkaulen (1892–1954): „Jugend von Langemarck“ (Uraufführungen am 9. November 1933 gleichzeitig auf verschiedenen deutschen Bühnen); 1934 folgte von Paul Alverdes (1897–1979) das in verteilten Rollen zu lesende Hörspiel „Die Freiwilligen – Ein Stück für Langemarck-Feiern“; SCHWARZMAIER (1982), S. 116 f; DITHMAR (1992), S. 92 ff. 105 ff (stark gekürzt); UNRUH (1995), S. 190 f; SCHOEPS (2004), S. 121 ff. Zur Langemarck-Dichtung s. a. HERTBRUGGEN (2019), S. 191 ff.
- 461 GOLDHAGEN (1996), S. 526.681 (Anm. 72).
- 462 Vgl. etwa LÜERS (1924), §§ 1 ff, S. 1 ff (Volkstumskunde); §§ 4 ff, S. 7 ff (Deutsch); § 14 ff, S. 48 ff (Vorgeschichte und Geschichte); §§ 35, S. 90 ff (Erdkunde); §§ 41, S. 104 ff (Naturkunde); §§ 50 ff, S. 111 ff (Zeichnen); §§ 56 ff, S. 120 ff (fremde Sprachen); §§ 60 ff, S. 132 ff (Religion); § 64, S. 141 f (Musik).
- 463 LINDE/ATZERT/SCHLOSSAREK/LEHMANN (1929), S. 65a.94b. Während ältere Wörterbücher wie RIEMER (1819, I), S. 314b.464a–b, PAPE (1859), S. 562a und JACOBITZ/SEILER (1880), Sp. 498b die Bedeutung „Rasse“ nicht aufführen, geben MENGE/GÜTHLING (1906), 118b, und DIES. (1913), S. 145a, sowie BENSELER/KAEGI (1931), S. 149a nicht bei εθνος, aber bei γένος an: „von Tieren: Rasse, Gattungen, Spezies“. Bei DENS. (1926),

- S. 163b findet sich letztere Angabe noch nicht. Platon benutzt in der *Politeia* 459a für „edle Hunderassen“ den Begriff γέννατος; BURNET (1957), zur Stelle.
- 464 LINDE/ATZERT/SCHLOSSAREK/LEHMANN (1929), S. 65, Anm. 2. Einige Philologen und Vorgeschichtler siedelten im Ersten Weltkrieg sogar das Paradies (!) in Mecklenburg an, „wo also die ganze Kultur entstanden“ sei; ZWEIG (1963), S. 189.
- 465 LINDE/ATZERT/SCHLOSSAREK/LEHMANN (1929), S. 14 f.39 f (Auszüge).
- 466 Publius Cornelius Tacitus, „Germania – de origine, situ et moribus ac populis Germanorum“ (= „Germanien – Ursprung, Lage, Sitten und Völker der Germanen“), Kap. 4 ff.28 f; HARENDZA (1964), S. 11 ff.28 f.51 ff.57 f. Die „Germania“ des Tacitus gehörte zur Schullektüre; FREYTAGS SCHULAUFGABEN (1910), S. 2; vgl. HARMS (1936), S. 3: „Jeder Lateinlehrer [wird] Tacitus’ Germania ungekürzt mit seinen Jungen lesen wollen.“
- 467 Flavius Josephus, *Antiquitates Judaicae*, Kap. XIX, 1, 15; CLEMENTZ (1990), S. 592 f.
- 468 LINDE/ATZERT/SCHLOSSAREK/LEHMANN (1929), S. 14 f.64 f.
- 469 SCHLOSSAREK (1933a), S. 325–327.
- 470 LINDE/ATZERT/SCHLOSSAREK/LEHMANN (1929), S. 3; „5G“ bedeutet, dass aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt werden soll. Über die Thermopylenschlacht berichtet Herodot, *Historien* VII, 210 ff; HORNEFFER/HAUSSIG/OTTO (1971), S. 514 ff.
- 471 Das „Thermopylenmotiv“ ist schon in der Kriegsdichtung von 1870–1871 belegbar; LIPPERHEIDE (1871), S. 58; auch in der Jugendbuchliteratur; z. B. PISTORIUS (1905), S. 96. Im Ersten Weltkrieg ebenso in Belgien und Frankreich üblich; BUELENS (2014), S. 151 f.
- 472 LINDE/ATZERT/SCHLOSSAREK/LEHMANN (1929), S. 4; „5D“ bedeutet, dass hier aus dem Deutschen ins Griechische übersetzt werden soll.
- 473 DIES., ebd., S. 157.
- 474 Vgl. dazu exemplarisch die Aufsätze von KLINGENSTEIN (1933), S. 26 f; SACHSE (1933), S. 78 f und SCHWEITZER (1937), S. 102 ff. Klingenstein schreibt: „Die griechische Kultur [...] ist nordischem Geist entsprungen und steht in ihren wesentlichen Zügen nicht im Gegensatz zum Nordisch-Deutschen. Die Stifterfiguren im Naumburger Dom zeigen artgleichen Formwillen wie die Giebelfiguren des Zeustempels in Olympia. Der auch in der griechischen Kunst lebendige nordische Geist formt die Kulturgüter, auf die er trifft, er erhöht und läutert und sucht die befreienden edlen Maße.“ KLINGENSTEIN, ebd., S. 26.
- 475 Die Augen Alexanders sind auf der Schulbuchabbildung kaum zu sehen. Die „Hohenzollernnäugigkeit“ galt offenbar als ein Qualitätskriterium; vgl. HORNSTEIN (1999), S. 30; TUCHOLSKY (1993, III), S. 181 („Die weinenden Hohenzollern“, 2. Strophe, 1922); vgl. a. SCHÜLER (1914), S. 20:
- „Fridericus Rex großäugig
Blitzt aus den Wolken auf:
Zu solchem Dinge taug ich,
So gehen wir dran und drauf! [...]
Auf deinem Zorndorf=Schimmel
Sei mit uns, alter Fritz,
Und dein großer Alliierter im Himmel
Und dein preußischer Donner und Blitz!“ –
- Ein seltsames Zusammentreffen ist, dass sich Plutarch, *Vitae parallelae*, bei der Beschreibung Alexanders d.Gr. ausdrücklich von der Betrachtung der „Züge um die

- Augen“ (των περι την οψιν ειδων) absetzt; LINDSKOG/ZIEGLER (1968), S. 152 („Alexandros“, I, 3 [665]).
- 476 SCHACHERMEYR (1933), S. 42. Allerdings beurteilt Fritz Schachermeyr in seinem Aufsatz „Die nordische Führerpersönlichkeit im Altertum“ Alexander d.Gr. – im Gegensatz zu seinem Vater Philipp von Makedonien, den er als einen „Heerkönig von bester Prägung, in jedem Zoll ein echter Sproß der nordischen Makedonen“ darstellt – als „Gegenpol zum nordischen Führerprinzip“.
- 477 LINDE/ATZERT/SCHLOSSAREK/LEHMANN (1929), S. 4; vgl. DIES., ebd., S. 19 f (Lektion 22).
- 478 Vgl. Herodot, Historien I, 136; Xenophon, Kyropaideia I, 6, 33; s. a. LINDE/ATZERT/SCHLOSSAREK/LEHMANN (1929), S. 13 (Lektion 15).
- 479 Vgl. HITLER (2016a), S. 743.777.803 u.ö. [= I, S. 302.314.326 u.ö.]; vgl. ebd., S. 744.776 f.803 u.ö. die durch den Kommentar beigegebenen Erläuterungen zum Arierbegriff und seiner Verwendungsweise durch Hitler.
- 480 ZIEGLER (1933), S. 8.
- 481 Bei KRONENBERG (2010), S. 350 (mit Anm. 1754).355 ff.360.362 f.365 f.369 ff.372 f.375 f werden einige Beispiele aus den Jahren 1914–1918 erwähnt, die allerdings nicht derart detailliert ausgearbeitet erscheinen; vgl. zum Geographie-Unterricht noch DERS., ebd., S. 364, wo – leider ohne Quellenangabe – eine „Methodische Einheit zeitgenössischer Erdkunde“ mit dem Thema „Berlin-Konstantinopel-Bagdad“ erwähnt wird, die ein Lehrer aus Bautzen (Kgr. Sachsen) konzipierte und in einer Lehrerzeitung veröffentlichte: „Im Mittelpunkt der Besprechung stand die politische und wirtschaftliche Bedeutung des ‚Orientexpress‘“. Literatur zu weiteren Beispielen von didaktischen Anleitungen zur Behandlung des Krieges im Unterricht bei SCHENDA (1976), S. 102.177.
- 482 Vgl. SCHLOSSAREK (1933b), S. 6.
- 483 SCHWEITZER (1937), S. 103; vgl. zu anderen Vergleichen a. ROSENBERG (1941), S. 293 f.
- 484 LANGBEHN (1925), S. 299 u.ö.
- 485 POSCHENRIEDER (1933a), S. 229; vgl. ROSENBERG (1941), S. 284 ff.
- 486 SCHLOSSAREK (1933b), S. 1–15.
- 487 DERS., ebd., S. 14.
- 488 S. o. Prolegomena A, 2, b, S. 46; Kap. I, 1, b, S. 108; Jaeger kommentierte: „Er [= Tyrtaios] ist Sprecher der Allgemeinheit, er kündigt, was alle richtig denkenden Bürger als Gewißheit in sich tragen. Das Dichter spricht daher auch mehrfach in der Wir-Form: laßt uns kämpfen! Laßt uns sterben! Aber auch wo er ‚Ich‘ sagt, ist es nicht sein subjektives Ich, welches für sich kraft seines künstlerischen oder persönlichen Selbstbewußtseins die Freiheit der Äußerung in Anspruch nimmt, es ist auch nicht das Ich des Befehlshabers, wie man schon im Altertum vielfach angenommen hat (man machte dann aus Tyrtaios einen Feldherrn), sondern es ist das allgemeingültige Ich der ‚öffentlichen Stimme des Vaterlandes‘, von der Demosthenes einmal spricht.“
- 489 SCHLOSSAREK (1933b), S. 16.
- 490 HUNGER (1933), S. 266.270; BORK (1935), S. 318; vgl. SCHLOSSAREK (1933b), S. 6 f.15.
- 491 SCHLOSSAREK (1933b), S. 7.14 ff.
- 492 Bei JÜNGER (1930), S. 155 („Der Krieg und das Recht“).
- 493 ZERKAULEN (1933), S. 32 f; DITHMAR (1992), S. 109 f.

- 494 MUSIL (1955), S. 739.
- 495 MOWRER (1938), S. 179; vgl. ebd., S. 21.28.119.159.192.194.205.244 („The Facist does not think: he feels [...]. Politics becomes national biology“); ein Beispiel hierfür ist schon aus den 20er Jahren das Manifest „Aufmarsch des Nationalismus“ von Friedrich Georg JÜNGER (1928), S. 40 mit seiner „Logik des Blutes“; vgl. DERS., ebd., S. 19 ff.28 ff.33 ff.39 ff.50.54 ff.58 ff; so auch häufig in der NS-Dichtung; vgl. z. B. SCHUMANN (1935), S. 16 („Die Lieder vom Reich, III) und passim; die Kritik „Thinking with the blood‘ is an old German habit“ taucht später auch bei VANSITTART (1941), S. 28.44 auf; BARTH/FRIEDERICH (2018), S. 284 f.
- 496 Vgl. SCHMIDT (1934), Nr. 2, S. 19; DERS. (1936), Nr. 25, S. 65; vgl. ebd., Nr. 33, S. 79; Nr. 83, S. 219.
- 497 PONGS (1936), S. 1575; vgl. SCHÖNE (1972), S. 13; KLEMPERER (2015), S. 117.
- 498 SCHUMANN (1935), S. 16 („Die Lieder vom Reich, III“); PONGS, ebd., S. 1576.
- 499 SCHUMANN (1935), S. 40 („Die Reinheit des Reichs, I“).
- 500 BINDING (1937), S. 24 f; s. a. RÜDIGER (1970), S. 216. Die im Druck unpaginierte Rede Bindings ist zunächst eine Huldigung an Hitler (BINDING, ebd., S. 2 ff) und verbindet den nationalsozialistischen Totalitätsanspruch auf Staat und Bildung mit dem humanistischen Menschheitsideal (ebd., S. 15 ff.21 ff). Anlass hierzu war für Binding ein epiphanieartiges Erlebnis: der deutsche Fackelträger, der in dem mystischen Kairos, in welchem er 1936 das „heilige Feuer Olympias“ entzündet habe, sei ihm als das „Inbild der griechischen Gestalt“ erschienen (ebd., S. 12 f). Auf diesem transfigurativen Weg der „Deutschwerdung“ und Herausbildung „des deutschen Menschen in seiner höchsten Form“ aus dem Griechentum gelte es nun, weiter und höher voranzuschreiten: „Wenn einmal die Gestalt des Griechenjünglings abgelöst sein wird von der deutschen Gestalt, wenn wir selber Vorbild werden, selber Inbegriff geworden sind, dann mag der griechische Jüngling vor dem deutschen in den Schatten treten: in den Schatten deutschen Wesens. Wir werden uns dessen nicht zu schämen brauchen[,] daß er es war[,] der uns dazu geholfen hat[,] ihn zu überwinden.“ – Zu Rudolf Georg Binding im Nationalsozialismus vgl. MANN (1955), S. 108.129 f („Leiden an Deutschland“, 1933/1934); ZUCKMAYER (2004), S. 246 ff; BARBIAN, 2011, S. 50 ff. Der oben genannte Aufsatz Horst Rüdigers entstand 1937.

Anmerkungen zu Kapitel VI – Ellen Richters Tagebuch und die „Kriegsgedichte 1914“

- 1 RICHTER (1913–1915), S. 62.
- 2 BUBER-NEUMANN (1957), S. 7 f.
- 3 Vgl. die Schilderung bei MANN (1955), S. 412 („Lebensabriß“, 1930); dort die Zitate; MENDELSSOHN (1975), S. 977.
- 4 KRUMMACHER (1937), S. 126 f.
- 5 DERS., ebd., S. 126.
- 6 S.u. in Kap. VI, 4, S. 374 ff.
- 7 MUSIL (1955), S. 31.
- 8 HARTL (1994), S. 7 zum Tagebuch Ursula von Kardorffs.

- 9 BOUDON (2017).
- 10 Vgl. zu diesem Buch HOFFMANN (2010), S. 46 ff. 252 ff.
- 11 RICHTER (1913–1915a), S. 10, Nr. 63; S. 24, Nr. II, 6.
- 12 DIES., ebd., S. 23.
- 13 DIES., ebd., S. 45.61.
- 14 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 87.247 (Nr. 17 vom 22.11.1813 und Nr. 48 vom 21.1.1814).
- 15 KRONENBERG (2010), S. 359 f; WINTERBERG (2014), S. 104.107.
- 16 REINHOLD (2016), S. 50; s.u. Kap. XIX, S. 779 mit Anm. 11.
- 17 RICHTER (1914–1915), S. 80. s.u. Kap. XIX, S. 793 mit Anm. 92.
- 18 Auf S. 39–46 ihres Tagebuches berichtet RICHTER (1913–1915a) von einem mehrwöchigen Ferienaufenthalt auf dem Rittergut der Familie Conze im selbstständigen Gutsbezirk, Landkreis Gostyn, Südrand der preußischen Provinz Posen (30.9.–13.10.1913).
- 19 RICHTER (1913–1915b), Briefe vom 30.8.1914; vgl. a. die Briefe vom 28.8.1914 und 13.9.1914, etc.
- 20 So schrieb etwa auch Ursula von KARDORFF (1994), S. 4.24 zum 2.1.1943 in ihr Tagebuch: „Aber wozu schreibe ich diesen persönlichen Mist? Ich will ja diese unglaubliche Zeit festhalten. Ich will ja später erinnern, wie es war.“
- 21 RICHTER (1913–1915a), S. 103 ff.
- 22 DIES. (1913–1915b), Brief vom 24.8.1914.
- 23 DIES. (1913–1915a), S. 104 f.
- 24 Auch hier dürfte eine biographische Reminiszenz vorliegen.
- 25 RICHTER (1913–1915a), S. 105–107.
- 26 Vgl. ähnliche Gedichte bei BAB (1915b), S. 213 ff.
- 27 BODE (2016), S. 113 f.
- 28 Vgl. etwa die fast überschwängliche Beschreibung bei ZWEIG (2013), S. 288: „Selten habe ich einen [Sommer] erlebt, der üppiger, schöner, und fast möchte ich sagen, sommerlicher gewesen. Seidenblau der Himmel durch Tage und Tage, weich und doch nicht schwül die Luft, duftig und warm die Wiesen, dunkel und füllig die Wälder mit ihrem jungen Grün; heute noch, wenn ich das Wort Sommer ausspreche, muss ich unwillkürlich an jene strahlenden Julitage denken, die ich damals in Baden bei Wien verbrachte.“
- 29 Vgl. zur Wettermotivik MUSIL (1988, I), S. 9 und dazu PRECHT (1996), S. 46 ff, wo allerdings diese Aufhebung konventioneller Erzählschablone auf andere Weise geschieht.
- 30 Ich finde die Stelle bei Dronke (?) nicht wieder.
- 31 GOEDEKE (1871b), S. 119 (Xenien, Nr. 159):
„Unbedeutend sind doch auch manche von euren Gedichtgen!
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Comma und Punkt.“
- 32 KAPPEY/KOCH (1915), S. 11 f.
- 33 ZWEIG (1963), S. 119.
- 34 So etwa die Briefe vom 2.9.1914 (Sedantag), 6.9.1914 und 13.9.1914, die gleich von mehreren Gefallenen aus dem Umfeld der „Stiftskinder“ berichten. RICHTER (1913–1915b).
- 35 RICHTER (1913–1915b), Brief vom 13.9.1914; vgl. a. den Brief vom 30.9.1914.
- 36 DIES. (1913–1915a), S. 107–109.
- 37 DIES. (1913–1915b), Briefe vom 13.9.1914, 22.11.1914; etc.

- 38 Vgl. MOSSE (1993), S. 79.127.159 ff.
- 39 MÜNCHHAUSEN (1915), S. 53:
 „Von der Stirne streich mir die Locken / Leise fort
 Und sprich mir wieder wie damals / Ein zärtlich Wort.“ – Das erinnert
 an folgende Zeilen des Gedichts „Jemandes Liebbling“:
 „Streiche die Locken mit weicher Hand / Ihm aus dem schönen Antlitz zurück, [...] Küsse den Jüngling an jemandes Statt[,] Flüstere ein leises, betendes Wort.“
- 40 MOSSE (1993), S. 94 ff.
- 41 PRESSEL (1967), S. 163 ff; MISSALLA (1968), S. 112 ff; HAMMER (1974), S. 129 ff.
- 42 S. BAB (1915b), S. 135.137.
- 43 KRAUS (1915d), S. 109 f.
- 44 Vgl. etwa Albert Arnold Scholl (1926–2004) in: BENDER (1964), S. 119 f („Zwei Gedichte“).
- 45 RICHTER (1913–1915a), S. 107–109.
- 46 BAUDELAIRE (1949), S. 142 f.
- 47 HINCK (2011), S. 127 f.198. Die „Todesfuge“ ist daher wohl nicht nach dem musikalischen Prinzip eines „*fugato*“ komponiert, sondern sie beschreibt die von Holzschnitten und Kupferstichen seit dem Mittelalter her bekannte Reihenvorstellung des „Totentanzes“. Totentanzähnlich ist auch ENZENSBERGERS (1969), S. 50 f abgedrucktes Gedicht „wortbildungslehre“.
- 48 REMARQUE (2014b), S. 16 („Der junge Lehrer“); vgl. a. DERS., ebd., S. 79 ff („Ich hab die Nacht geträumet – – –“).
- 49 EBERT (2014), S. 114.
- 50 Das Adjektiv „heißer“ wurde über der Zeile nachgetragen; RICHTER (1913–1915a), S. 110.
- 51 DIES., ebd., S. 109–110; zu Anna [Stieler] von Heydekampf (1875–1958) s. WÖRNER-HEIL (2010), S. 148, Anm. 169. Das Gedicht wird auch in der Kriagsagende (dritter Teil) von ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 21 unter den „Vaterländischen Worten“ erwähnt.
- 52 ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 110 (Gedicht von Friedrich Lienhard: „An den Meister der Ernte“).
- 53 Magdalene Stahn, „Gefallen – gefallen in Gottes Hand (nach den Gedanken einer Mutter)“ (1916); zit. n. BRAKELMANN (2015a), S. 149 f.
- 54 HOFFMANN (1937), S. 84.
- 55 Zit. n. BRAKELMANN (2015a), S. 150.
- 56 So auch in jüdischen Kriegspredigten; vgl. HOCHFELD (1918), S. 106.140.159 f.
- 57 BUSSE (1916), S. XV.124 „Mein Junge“, erste Strophe.
- 58 TORGE (1916), S. 39 ff.
- 59 DETERING (2013a), S. 37 f.40.
- 60 TUCHOLSKY (1993, V), S. 267 („Der Krieg und die deutsche Frau“, 1927).
- 61 TORGE (1916), S. 15.
- 62 Thusnelda Wolff-Kettner: „Die Heldenmutter“; zit. n. PEPER (1916), S. 28; vgl. weitere Beispiele in der Kriagsagende bei ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 96.102 ff.106.
- 63 DOEHRING I (1919), S. 57 (Domprediger Ernst Vits in Berlin, 1914).
- 64 DERS., ebd., S. 88 (Kadettenhauspfarrer D. Gruhl in Berlin-Lichterfelde, 1914).
- 65 SCHETTLER (1915), S. 35.
- 66 Johannes Sartorius, Professor in Mainz, „Dein Wille geschehe!“, in: LEICHT (1918), S. 231a.

- 67 JÜNGER (1929), S. 109: „Sicher hat so manche von ihnen [= den Müttern] heut abend die Frage getan: ‚Mein Gott, was wohl jetzt der Junge macht?‘ [...] Eine Mutter wird das, was uns heute geschehen ist [= ein schwerer Volltreffer], niemals verstehen können. Und auch ich möchte keine jener heldischen Frauen zur Mutter haben, die die Dramatiker in ihren Stücken auftreten lassen, und die es begreiflich finden, daß der Sohn einer Idee geopfert wird. Damit mag sich ein Vater abfinden, einer Mutter muß es unfäßlich bleiben.“
- 68 WINTERBERG (2014), S. 105.
- 69 Eine ausgedehnte, tragisch ausgehende Erzählung dazu in Versen findet sich z. B. bei BRUDER WILLRAM (1915), S. 50–59, insbes. S. 52.54 f („Wachposten“).
- 70 BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 3834, S. 583.
- 71 SCHULZ (1972), S. 81; merkwürdigerweise bei BACHLEITNER (1999), S. 65 ff unerwähnt geblieben.
- 72 HEYKING (1903), S. 136 ff (Exemplar aus dem Besitz von Ellen Rhodius, geb. Richter).
- 73 DIES., ebd., S. 30.239.260.
- 74 DIES., ebd., S. 220.
- 75 DIES., ebd., S. 112.266.
- 76 DIES., ebd., S. 113 ff.122.188.193 ff.196.198 f.201.204.209.219 f.
- 77 DIES., ebd., S. 229.
- 78 DIES., ebd., S. 235 ff.245 ff.250 f.259 f.267.
- 79 DIES., ebd., S. 20 ff.29 ff.32 f.70.73.76 f.100 f.102.211 ff.222.225 ff.230 ff.249.
- 80 DIES., ebd., S. 100 f (Brief Nr. 20) zitiert die Briefautorin ein „Schlüssel-Gedicht“, das das Problem des doch nicht Ausgesprochenen ausdrückt:
- „An den hohen Mauern der Stadt
Ritten wir beide schweigend,
Sprachen nicht mehr, weil alles gesagt,
Horchten im Schnee auf das Schrei’n
Der schwarzen Vögel. –
Längst verließ ich dich, graue Stadt,
Wandre allein nun schweigend,
habe keinem mein Leid geklagt,
Nur in der einsamen Seele schrei’n
Die schwarzen Vögel.“ – Vgl. DIES., ebd., S. 125.155.
- 81 DIES., ebd., S. 5.10.84.88 f. Die Anrede verbleibt meist bei „Lieber Freund“, ab und zu „liebster Freund“ (ebd., S. 54.124.229.238.244.246.249.251.253.256.258 f).
- 82 DIES., ebd., S. 83.173.201.207.221.
- 83 DIES., ebd., S. 174 f.184.207.211.213 f.215 ff.224.229.232 f.240 f.245.248 ff.253.255.257.
- 84 DIES., ebd., S. 259.
- 85 DIES., ebd., S. 227 f.230.261.
- 86 LIPPERHEIDE (1962), Sp. 755b.756a; s. dazu UHLAND (1892), S. 43; GOLTZ (1905), S. 43.46 f.
- 87 ADORNO (1970b), S. 66 f; vgl. a. MANN (1960a), S. 183 f (Kap. XVI); REMARQUE (2014b), S. 65.
- 88 DOEHRING I (1919), S. 100 (Kons.=Rat Joh. Quandt, Stadt Superintendent und Dompfarrer in Königsberg i. Pr., 1914); vgl. dazu LAGARDE/BERGER (1914), S. 32:

- „Jetzt hat zu Freud' und Leiden
Der Deutsche keine Zeit.
Drum, mutig scheiden, meiden,
Bis ausgekämpft der Streit!“ (Martha Aßmus)
- 89 BUELENS (2014), S. 223.
- 90 BAB (1915b), S. 119; HESSE (1992), S. 390 f; weniger bekannt ist das Gedicht von Wilhelm Jensen (1837–1911), „Am ersten Sarge“, das in den Zeilen 60 ff denselben Gedanken ausdrückt; RAUSCH (1936), S. 349 f.
- 91 BRECHT (1990), S. 79 („Lied von meiner Mutter“, Strophe 6; Gedichte 1913–1926).
- 92 Eine Auswahl der Militärzuginschriften dokumentieren JOHANN (1969), S. 19 ff; FISCHER (2013b), S. 155–190; EXNER/KAPFER (2014), S. 104; URY (2016), S. 427.
- 93 BENDIKOWSKI (2014), S. 210.
- 94 MANN (1960a), S. 403 f (Kap. XXX).
- 95 KLUGE/MITZKA (1967), S. 86b–87a.
- 96 TUCHOLSKY (1993, III), S. 431 („Vor Verdun“, 1924).
- 97 RAUSCHER (1914), S. 366; vgl. FROMMEL (1915), S. 131 f.
- 98 HEYKING (1903), S. 210; vgl. DIES., ebd., S. 243 f.258.
- 99 Vgl. ULRICH (1997), S. 40 ff.
- 100 HEYKING (1903), S. 263.
- 101 RICHTER (1913–1915b); „Liebes, goldiges Muttelchen“ (13.4.1913 u.ö.), „Geliebtes Muttel“ (16.6.1913 u.ö.), „Liebe süße Mutsch“ (23.8.1913), „Meine liebe, goldige Mutsch“ (31.8.1913 u.ö.), „Mein liebes Muttilein“ (24.9.1913 u.ö.), „Meine liebe, liebe Mutti“ (30.11.1913 u.ö.), „Mein geliebtes Muttilein“ (10.3.1914 u.ö.), „Meine goldige Maus“ (29.3.1914 u.ö.), „Meine allerliebste Mutti“ (Ostersonntag 1914), „Nun adieu! Goldigste der Muttis“ (18.5.1914) etc.
- 102 RICHTER (1913–1915a), S. 111.
- 103 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 118 („Die Erstaunten“, 1925).
- 104 S. o. Kap. I, 2–3, S. 118 ff.134 ff.
- 105 Vgl. z. B. die von OSTINI (1916), S. 77 besprochenen anachronistischen Lanzenreitergemälde (ebd., S. 65.84), in denen „auch etwas von dem Geiste [lebt], der unser Heer von Sieg zu Sieg führt.“
- 106 BRUENDEL (2016), S. 88.
- 107 BINDING (1940b), S. 265; WINDEGG (1915), S. 85, mit dem „Kreuz“ ist vermutlich das „Eiserne Kreuz“ gemeint.
- 108 KRAUS (1924, S. 6; FRÜH (2014), S. 239.
- 109 DERS., ebd., S. 240 f.
- 110 HOCHHUTH (1995), S. 109 ff.
- 111 DERS., ebd., S. 66.
- 112 KRAUS (1924), S. 6; FRÜH (2014), S. 239.
- 113 BRUDER WILLRAM (1915), S. 38 f.47 ff.67 f.94; SAUERMANN (2013), S. 54 ff.
- 114 GOLTZ (1883), S. 279.
- 115 Vgl. TUCHOLSKY (1993, IX), S. 199 („Auf dem Nachttisch“, 1931).
- 116 MECHOW (1930), S. 30.
- 117 TUCHOLSKY (1993, III), S. 435 (Vor Verdun“, 1924).
- 118 MOSSE (1993), S. 94.128; FRÜH (2014), S. 263 f (Anm. 32, Lit.) macht auf die bildnerische

- Tradition des „unzeitgemäßen Rittertums“ auch im Zweiten Weltkrieg aufmerksam; vgl. insbes. a. WOLBERT (1986), S. 112 ff; SZYMANSKI (1983).
- 119 WEINERT (1947), S. 253.
- 120 Vgl. a. GRIMM (1984e), Sp. 1412.
- 121 MIRBACH (2011), S. 88 verzeichnet für 1897 unter den Mitgliedern des Kirchenchors der Pfingst-Kapelle in Potsdam (DERS., ebd., S. 52 ff.89.106 ff u.ö.) unter den Sopranstimmen auch ein „Frl. von Nathusius“ (der Vornamen ist nicht verzeichnet). Ellen Richter könnte also zumindest mit der Familie von Nathusius in Kontakt getreten sein. Annemarie von Nathusius (1874–1926) nahm sehr bald nach Kriegsbeginn Verbindung zu der pazifistischen, adelskritischen und antimilitaristischen Bewegung auf. Vgl. STUMMANN-BOWERT (2011). Vgl. zum deutschen Pazifismus und ihrer Literatur bei Kriegsausbruch und später HOLL (1976), S. 348 ff; BREDENDIEK (2011b), S. 77 ff; KRULL (2013), S. 23 ff.
- 122 Die Schreibweise des Textes nach RICHTER (1913–1915a), S. 113 f.
- 123 RICHTER (1913–1915a), S. 113 f. Ernst Lissauer wurde insbesondere bekannt durch diesen „Haßgesang“, für den er von Wilhelm II. mit dem Roten Adlerorden mit königlicher Krone ausgezeichnet wurde; Text bei KELLERMANN (1915), S. 461 f; BUSSE (1916), S. 14 f; PEPPER (1916), S. 11; JOHANN (1969), S. 37 ff.101; BRUENDEL (2014), S. 70 f.
- 124 Hafenstadt an der Küste Albaniens, zugleich Residenzstadt des Fürsten zu Wied.
- 125 Abbrueviatur; gemeint ist „Witte“; s. u. zu Kap. VI, 3, h, S. 371.
- 126 RICHTER (1913–1915a), S. 70 f.
- 127 DIES., ebd., S. 24 [II, 1] und S. 66 [Nr. 10]).
- 128 DIES., ebd., S. 10 [Nr. 62] und S. 24 [II, 4]; s. a. ebd., S. 43 [Photo] und S. 66 [Nr. 11].
- 129 Wie spätere Tagebücher von Ellen Richter-Rhodus ausweisen, blieb der Kontakt zum Fürstenhof erhalten; vgl. etwa den Eintrag vom Freitag, 21.5.1920, u.ö.; RICHTER (1920).
- 130 Auch die Kriegslyrik 1914–1918 verfuhr so; s. u. Kap. VIII, 1, b, S. 436 ff.
- 131 S. EVANGELISCHES GESANGBUCH, 1909, S. 357, Nr. 507, Strophe 1, Zeilen 5–6: „Deiner Kirche sei er Schutz, / Deinen Feinden biet er Trutz.“ Vgl. ebd., S. 490 f; s. a. KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 150, Strophe 1, S. 123; vgl. zu diesem Lied WITTENBERG (2009), S. 148 ff.
- 132 Die Fürstenfamilie zu Wied wurde am 29.10.1898 durch die Heirat der Prinzessin Pauline Olga Helene Emma von Württemberg (1877–1965) mit dem Erbprinzen Friedrich Hermann zu Wied (1872–1945) genealogisch auch mit den Romanows verbunden, da die Zarin Maria Feodorowna (1759–1828) eine geborene Prinzessin Sophie Dorothee von Württemberg war.
- 133 SCHMIDT-NEKE (1987), S. 20 ff; die Thronkandidatur des Prinzen war auf intensives Betreiben der österreichisch-ungarischen Diplomatie zustande gekommen. LÖHR (2010), S. 112 ff.193 ff.210 ff; vgl. zur Regentschaft des Prinzen zu Wied auch diverse Artikel mit Literaturhinweisen bei MÜLLER (2014a, 2014b), S. 12–26.
- 134 BELLEMARE (1985), S. 182 ff; SCHMIDT-NEKE (2006), S. 18 ff (Lit.); IZQUIERDO (2007).
- 135 Vgl. HOFFMANN (1937), S. 84.132.178.398 f; WITKOP (1928), S. 64 f.240.243 f. Die meist namentlich nicht gezeichneten Gedichte finden sich in keiner der mir bekannten Kompendien von 1914–1918. Ihre Motive könnten von Feldpostbriefen oder Erzählungen her inspiriert sein, die man evtl. im Rahmen der „Kriegspädagogik“ im Deutschunterricht besprochen hatte. Möglich ist, dass Ellen Richter einige Gedichte nach der Lektüre solcher Briefe selbst verfasst hat. Die von Ellen Richter zusammengestellte Anthologie setzt

- sich deutlich ab vom patriotischen Schwulst anderer „Frauen-Gedichte“ wie z. B. des entsprechenden Kapitels bei Albrecht Schaeffer (1885–1950); SCHAEFFER (1915), S. 117–142, vgl. a. die Dichtungen SENNINGERS (1915) und TORGEs (1916) u. v. a.; vgl. dazu DETERING (2016), S. 29 ff; FISCHER (2016), S. 129 ff.
- 136 In: „Das literarische Echo – Halbmonatsschrift für Literaturfreunde“, hg. v. Ernst Heilborn, 17. Jg., Heft 2 vom 15. Oktober 1914, Sp. 99.
- 137 LEONHARD (1968), S. 5–123. Das Buch von Susanne Leonhard „Unterirdische Literatur im revolutionären Deutschland während des Weltkrieges“ erschien 1920 im Verlag Gesellschaft und Erziehung G.m.b.H. in Berlin-Fichtenau.
- 138 KEGEL (1897), S. 6; ROJAHN (1991), S. 61.
- 139 LEONHARD (1968), S. 12 f.
- 140 HERPEL (1917), S. 68 ff.75 f.84 ff.170; STEINITZ II (1979), S. 341 ff; vgl. allerdings zu Ina Seidel KLEMPERER (1999), S. 301; ZUCKMAYER (2004), S. 164 f.
- 141 Die erste Zeile wiederholt aus dem Sozialistenmarsch von Max Kegel (Text) und Carl Gramm (Musik) „Auf, Sozialisten, schließt die Reihen, / Die Trommel ruft, die Banner wehn“ den ersten Vers und den Refrain; vgl. KEGEL (1897), S. 10.
- 142 LEONHARD (1968), S. II ff.
- 143 Karl Liebknecht hatte 1907 eine Broschüre „Militarismus und Antimilitarismus mit besonderer Berücksichtigung der internationalen Jugendbewegung“ veröffentlicht; diese Schrift wurde impulsgebend für die Gründung von Jugendorganisationen auch im Norden Berlins. LEONHARD (1968), S. 12.
- 144 PIECHOWSKI (1927), S. 56.
- 145 Vgl. dazu auch GLATZER (1983), S. 66 ff.130 ff.213 ff.
- 146 Eine Kurzbiographie Bertha von Moellers (mit Photo; vgl. a. Ellen Richters Tagebuch, S. 42 „Madame 1913“) bei TOUSSAINT (2011), S. 37 f.77 f.136 ff; s. a. REINHOLD (2019), S. 82 (Photo); ein weiteres Photo bei SANDER (2006), S. 27. Vgl. zur Person Bertha von Moellers auch BUNSEN (1940), S. 218 f und SCHÖNHERR (1993), S. 62, die beide auf den milieu-kritischen Film „Mädchen in Uniform“, der 1931, als das Stift noch bestand, gedreht wurde, hinweisen. KRUMMACHER (1937), S. 119 bekundet, mit „Fräulein von Möller (...) stets einmütig und in einem Geiste zusammen“ gearbeitet zu haben.
- 147 Scholtz-Klink hielt Bertha von Moeller für „zu konservativ, um die Schule zu einer national-sozialistischen Erziehungsstätte zu entwickeln.“ REINHOLD (2019), S. 82.
- 148 Vgl. das von ihr geführte Buch der Sitzungsprotokolle des Bruderrates (begonnen am 20.12.1934) in: DEPOSITUM: Po-Pf 30/22. HORNSTEIN (1999), S. 161 berichtet, dass Ende der Zwanziger Jahre auch die Oberin des Stifts Heiligengrabe ihre Zöglinge vor „dieser Partei dieses Herrn Hitler“ gewarnt habe.
- 149 HENSOLD (1915), Sp. 633a.
- 150 LANGE (1914), S. 161 f; teilweise wiederholt bei TREUGE (1914b), S. 176a; s. a. KRONENBERG (2010), S. 351.
- 151 Das ist aus BUNSEN (1940), S. 218 f sicher zu erschließen.
- 152 SCHENDA (1976), S. 83.95 ff.
- 153 DERS., ebd., S. 94 ff.98 ff.100 ff.
- 154 DERS., ebd., S. 100 ff.
- 155 ULLRICH (1920), S. 305; GLATZER (1983), S. 100 ff.

- 156 Vgl. HERPEL (1917), S. 83 ff.
- 157 Vgl. BINDER (1997), S. (1997), S. 107 ff.
- 158 Vgl. z. B. diese Motive in den Schullesebüchern (KAPPEY/KOCH, 1915, S. 76 ff. 79 ff. 80 ff. 95, Nr. 44.45.46.49) und bei SCHÜLER (1914), S. 23 f. 25 f. 35.36 ff. 45 f. 46 f.
- 159 FISCHER (2016), S. 148.
- 160 S. DERS., ebd., S. 133 ff.
- 161 Vgl. STORZ (1947), S. 108 ff.
- 162 Das U-Boot „U 9“ versenkte am 22. September 1914 die drei englischen Panzerkreuzer H.M.S. Aboukir, H.M.S. Hogue, H.M.S. Cressy; MÜNKLER (2015a), S. 514 f.
- 163 SCHOTT (1936), S. 33.741.744.921.[70].[76].
- 164 SENNINGER (1915), S. 18.
- 165 SCHOTT (1936), S. 751 f.
- 166 MENZEL (1854), S. 279.
- 167 SENNINGER (1915), S. 29. Vgl. zur sexistischen Variante der „Dicken Bertha“ als Frauenfigur SCHMITZ-GROPENGIEßER (2016), S. 283 ff.
- 168 PFEMFERT (1973), S. 7.
- 169 BRUDER WILLRAM (1915), S. 33 f.
- 170 Am 15.7.1897 wurde diese höchste Eisenbahnbrücke Deutschlands (heute „Müngstener Brücke“) eröffnet und war fortan auf Postkarten zu sehen.
- 171 Zum Schiffsbau der kaiserlichen Marine um 1913 s. MITTLER (1913), S. 14 ff. 53 ff.
- 172 REIMANN (2000), S. 48 ff; vgl. JÜNGER (1929), S. 30 ff. 81 ff.
- 173 KAPPEY/KOCH (1915), S. 16 ff: „Wirkung unserer 42 cm-Geschütze“.
- 174 Vgl. BAND (1916), S. 100 ff.
- 175 MARINETTI (1935); s. o. zu Kap. I, 1, b–c, S. 112 f. 117.
- 176 REIMANN (2000), S. 27 ff.
- 177 PORTEOUS (1978), S. 33 f; MÜNKLER (2010), S. 267 f.
- 178 ZIMMERMANN (1915), S. 5 zitiert Max von Schenkendorf:
 „War das alte Kreuz von Wollen,
 Eisern ist das neue Bild,
 Anzudeuten, was wir sollen,
 Was der Männer Herzen füllt. –
 Denn nur Eisen kann uns retten,
 Und erlösen kann nur Blut,
 Von der Sünde schweren Ketten,
 Von des Bösen Übermut.“
- 179 Hinsichtlich der frühen Stiftungsperioden (1813–1815; 1870–1871) schwanken die Angaben zu EK-Trägerinnen stark. Zu 1870–1871 s. a. die Portrait-Liste von zwanzig Ordens-trägerinnen bei DINCKLAGE-CAMPE (1893), S. 478 ff. Über die erste aus diesem Kreis schrieb Friedrich Rückert das fünfstrophige Gedicht „Der Unteroffizier Auguste Friederike Krüger“; RÜCKERT (1868, I), S. 61 f (Zweiter Teil, Zeitgedichte 1814.1815); s. a. FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 212; Beilage zu No. 43 der Feld=Zeitung vom 8.1.1814; zur Schullektüre hierzu s. LOMBERG (1912), Nr. 51, S. 185 f.
- 180 So Theodor Gottlieb von Hippel d.J. (1775–1843) nach KLIPPEL (1871), S. 687; WERNICKE (1857), III, 2), S. 514.

- 181 ZIMMERMANN (1915), S. 6; MÜNKLER (2010), S. 265 ff.
- 182 Abgedruckt in der Kriegsagende von ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 96 f; vgl. ebd., S. 18.
- 183 GLATZER (1983), S. 144 ff mit Abbildungen.
- 184 Hubert Lanzinger (1880–1950): „Bannerträger“ (1934/1936).
- 185 So in dem 1933 entstandenen, vorwiegend in Metall reproduzierten „Profilo continuo / Dux“ (= „Rundprofil des Duce“) von dem futuristischen und faschistischen Künstler Renato Bertelli (1900–1974). Allerdings erkannte sich Mussolini hierin nicht wieder, sondern in der von Hans Wimmer angefertigten Büste, die ihn als tragischen Melancholiker darstellt; s. das Titelblatt der Zeitschrift „Europäische Literatur“, Jg. 2, Heft 7, Berlin, Juli 1943, Deutscher Verlag; CURTIUS (1956), S. 469.
- 186 REIMANN (2000), S. 60; s. zur „Panzerung des Durchhaltevermögens“ den ganzen Abschnitt, ebd., S. 48 ff mit zahlreichen Abbildungen wie „Der Eiserne Hindenburg von Berlin“, „Kölscher Boor in Eisen am Gürzenich“, „Emdener Roland“, „Rolands-Krippe“; s. a. KRONENBERG (2010), Anhang, S. 27 ff*.85–108*.
- 187 NELLE (1924), S. VI.
- 188 FLEX (1914), S. 5 f; PEPPER (1916), S. 5 f; DITHMAR (1992), S. 32 f.
- 189 Veröffentlicht 1895–1902, bevor Naumann seine politische Karriere begann, NAUMANN (1926), S. III.
- 190 Im Verswerk „Die mythische Zeit“ (1916); MENZEL (1916), Nr. 93, S. 95.
- 191 NAUMANN (1926), Nr. 238, S. 385 ff.
- 192 DERS., ebd., Nr. 238, S. 386.
- 193 DEUTSCHER METALLARBEITER VERBAND (1917) zit. n. GLATZER (1983), S. 80; vgl. FLEMMING/ULRICH (2014), S. 152 ff.
- 194 Vgl. BAND (1916), S. 101 f.
- 195 GLATZER (1983), S. 80 f. 158 ff.
- 196 LERSCH (1925), S. 69 das obige Zitat.
- 197 DERS. (1934), S. 111; von diesem Gedicht „Nun ist mein Tagwerk“ existieren mehrere Versionen; eine davon trägt den Titel „Mensch im Eisen“. Die dritte Zeile der dritten Strophe lautet nach einer anderen Fassung: „Eisen umpanzert dich in schließendem Gewirr.“ Eine gleichartige Gefangenschaft im Kabelnetz der Elektrizität drückt seine Vision „Ich habe die ganze Nacht am Fenster gegessen“ aus; LERSCH (1925), S. 145 f.
- 198 LERSCH (1925), S. 48 f. Das Gedicht bringt die Einzelheiten von Schützengraben und Kesselschmiede in ein gegenseitiges allegorisches Verhältnis; vgl. ADAMS (1984), S. 226, die Lersch in diesem Gedicht „gedankenlosen Frohsinn“ unterstellt.
- 199 TOLLER (2010), S. 25 f; ein weitverbreitetes Empfinden innerhalb der Arbeiterschicht; vgl. HAMMER (1982), S. 81 ff; aber auch unter vielen Intellektuellen vertreten; vgl. hierzu Gedichte von Friedrich Georg JÜNGER (1940), S. 26 („Unter halben Wesen“).³⁰ („Die Mühlen“).
- 200 Vgl. KAHLE (1930), S. 60.
- 201 Der Kolumnist und Durchhalte-Theologe Gottfried TRAUB (1917a), Sp. 31b–32a, verfasste in der von Friedrich Naumann herausgegebenen „Hilfe“ ein Loblied auf die Schaffnerin, in welchem er freilich fragte: „Ob eine solche Frau später wieder Freude hat am Kochen zu Hause?“
- 202 BAND (1916), S. 2 ff; auch andere „Berufsbilder“ werden gezeigt: „Bei der Gaskontrolle“

- (Februar); „Bei der Wach- und Schließgesellschaft“ (Mai); „Im Dienste der Müllabfuhr“ (Juli); „Fensterputzerinnen“ (September); „Beim Beginn des Bestellgangs“ (November); „Die Fahrstuhlführerin“ (Dezember); vgl. a. HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 34 f. 44.108 f (z. T. auch aus Frankreich).
- 203 BAND (1916), S. 15; der Rollenwechsel wurde auch im Kinderbuch registriert; URY (2016), S. 561.
- 204 Der Ausdruck sogar in einer Ergänzungslieferung zu den schulischen Kriegslesebüchern; KAPPEY/KOCH (1915), S. 111 (Nr. 57).
- 205 Vgl. die Abbildung bei HORTZSCHANSKI/KÜSTER/NAUMANN (1968), S. 23; s. a. HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 43 (z. T. aus Frankreich).
- 206 STOLZE (1917), Sp. 528b–529a.
- 207 KRIEGER (1919), S. 231 ff.
- 208 GLATZER (1983), S. 81 ff; vgl. o. Anm. VI, 123; MÜNKLER (2015a), S. 577 ff.
- 209 KRIEGER (1919), S. 234 f; der von Krieger beschriebene Besuch der Kaiserin fand am 15.–16.11.1916 in der (Berlin-)Rosenthaler Fabrik des Bergmannwerkes statt; dem Betrieb gehörten 1500 Arbeiter und 300 Arbeiterinnen an.
- 210 FOERSTER (1918), S. 26.
- 211 S. o. Kap. I, 3, a, S. 135 ff.
- 212 WITKOP (1915), S. 60 ff.
- 213 LAU (2010), S. 167.
- 214 Vgl. z. B. LIPPERHEIDE (1871), S. 144 f (aus dem „Kladderadatsch“, 21.8.1870).
- 215 Die Belagerung und Eroberung von Metz, die hier als „Turnier und Festgelage“ bezeichnet werden, dauerte vom 20.8.–27.10.1871.
- 216 DERS., ebd., S. 208 (Matthias Evers, Oldenburg, 14.3.1871).
- 217 FONTANE I (1873), S. 724–835.
- 218 DERS., ebd., S. 714 ff. 718 ff.
- 219 HÖCKER (1886), S. 134.141 ff.
- 220 QUENZEL (1914), S. 117 f; WITKOP (1915), S. 60 f; Melodie: „Prinz Eugen, der edle Ritter“. Die Eroberung von Lüttich fand vom 4.8.–16.8.1914 statt; MÜNKLER (2015a), S. 113 ff.
- 221 UHLAND (1892), S. 198 f, vor allem die letzte Strophe; vgl. HAASE (1953), S. 41 ff.
- 222 Wohl eine Anspielung auf einen von Deutschland unterstellten, von langer Hand vorbereiteten Neutralitätsbruch der Franzosen und Engländer in Belgien; s. u. Kap. XII, 2, b, S. 554 f.
- 223 Vgl. DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 59.245.
- 224 LUDENDORFF (1937), S. 13; Ludendorff war mit seiner Brigade über zwei unbesetzte, intakt gebliebene Maasbrücken nach Lüttich eingedrungen und hatte am 7.8.1914 die Kapitulation der alten Zitadelle erzwungen. Er will dabei „an das geschlossene Tor geschlagen“ haben, um eingelassen zu werden; MÜNKLER (2015), S. 116 f.
- 225 KLEMPERER (2015), S. 144 ff; vgl. zur Wortbildung neben „magdeburgisieren“, auch „coventrieren“, „lübecken“, „dünkirchen“ bei HOCHHUTH (1970), S. 90 („Das Schiff“). 170 („Das Bett“). 224.264 („Der Park“).
- 226 FALKENHAUSEN (1979), S. 373 (Dokument Nr. 4); vgl. dazu DIES., ebd., S. 167 ff); JÜNGER (1929), S. 61; s. o. Kap. I, 1, b, S. 110.112 f.
- 227 ZIMMER (1971), S. 104.

- 228 Ähnlich in einem Gedicht Gustav SCHÜLERs (1914), S. 26 über die Eroberung von Metz:
 „O Metz, wohl deutsch geheißten,
 Mit Herzblut hoch erkaufte,
 Von Bayern und von Preußen
 Wardst du erst deutsch getauft!“ („Metz!“)
- 229 BÜHLER (1927), S. 26 ff. 208 ff, insbesondere S. 217 ff („Ich war ein schönes Jungfräulein“);
 NEUMANN (1987), S. 158 ff.
- 230 S. z. B. SCHUSTER (1871), Nr. 256, Strophe 2, S. 144a; NELLE (1924), S. 135.
- 231 WUSTMANN (1915), S. 76 f: „Beinahe das ganze Staatsgebiet [= Belgiens], bis zur mittleren Schelde, d. h. mit Ausnahme Westflanderns, hat fast ein Jahrtausend, mit kurzer Unterbrechung, zum deutschen Reiche gehört. [...] Als der junge Karl V. in Antwerpen festlich einzog, galt das als sein Betreten Deutschlands, und aus allen deutschen Landen eilten damals die Nutznießer kaiserlicher Privilegien dorthin, um sich seiner Gnade zu versichern, auch Dürer aus Nürnberg fuhr ins Niederland und fühlte sich in Antwerpen als Deutscher unter Deutschen.“ – Vgl. a. DRYANDER (1922), S. 297: „Die Bevölkerung [Antwerpens] ist vlämisch mit deutscher Oberschicht. [...] In der kleinen skandinavischen Kirche habe ich vor 25 Jahren gepredigt; sie ist heute einer großen deutschen gewichen.“ HEDIN (1915a), S. 344 berichtet von einer „deutschen Kolonie“ aus rd. 18.000 Einwohnern. Vgl. auch das „Niederdeutsch=Vlämische Sonderheft“ der Monatsschrift für die Zukunft der deutschen Kultur „die Tat“, Jahrgang VIII, Heft 12 (März 1917), Jena, hg. v. Eugen Diederichs, S. 1065–1160. ARNDT (1831), S. 12 ff. 37 ff rechnete das vlämische Sprachgebiet zu Deutschland; HAUßLEITER (1916), Sp. 1387 f. 1392 f.
- 232 Anspielung auf den 30 Jahre alten „Friedenswein“ (vgl. *σπονδή*) in der Komödie „Die Archarner“ des ARISTOPHANES (1990), S. 8.15.18; SCHINCK (1900), S. 68 f. Wein war außerdem während des Vormarsches in der ungewöhnlich starken August- und Septemberhitze 1914 der unkomplizierteste Durstlöcher, da er die Gewähr bot, nicht vergiftet zu sein. Die heeresinternen Probleme der Wasserversorgung waren gravierend. Unabgekochtes Wasser verursachte Durchfallerkrankungen. Viele Trinkwasserbrunnen waren außerdem von der Zivilbevölkerung unbrauchbar gemacht worden; ihre Benutzung wurde den Deutschen untersagt, was sogar bis in die Schullesebücher weitergegeben wurde; KAPPEY/KOCH (1915), S. 19, Nr. 18. Die von den Einheimischen angebotenen Getränke sollten von ihnen „vorgetrunken“ werden; SPRAUL (2016), S. 181 ff; vgl. EXNER/KAPFER (2014), S. 126. Wein (oft in guter Qualität und „alten“ Sorten) wurde daher im Ersten Weltkrieg eines der begehrtesten Beutegüter; BINDING (1940a), S. 43: „Kein Weinkeller in keiner Stadt[,] der nicht für die Deutschen beschlagnahmt wäre.“ Vgl. DERS., ebd., S. 278. 308 f. 321.
- 233 SENNINGER (1915), S. 19.
- 234 HEDIN (1915a), S. 278 ff. 325 ff. 344 ff.
- 235 KAPPEY/KOCH (1915), S. 37 ff (Nr. 26); vgl. DIES., ebd., S. 37 ff.
- 236 DIES., ebd., S. 24 ff (Nr. 20–22).
- 237 ROLLAND (1915/1923), S. 5–8.162; ZWEIG (1921), S. 203 ff; vgl. zur unterschiedlichen Einschätzung der angerichteten Schäden HEDIN (1915a), S. 317 ff und das bei JOHANN (1969), S. 46 ff zitierte Gutachten eines Sachverständigen namens Prof. Dr. von Falke.
- 238 FONTANE I (1873), S. 681 zitiert hier aus Aufzeichnungen, die ein namentlich nicht genannter Straßburger im August 1870 machte. Ebd., S. 642.

- 239 „Louvain n'est plus qu'un monceau de cendres, — Louvain avec ses trésors d'art, de science, la ville sainte! [...] Êtes-vous le petit-fils de Goethe, ou ceux d'Attila?“, in: *Lettre Ouverte à Gerhart Hauptmann*, abgedruckt im *Journal de Genève* vom 2.9.1914; wieder abgedruckt in: ROLLAND (1915/1923), S. 5–8, das Zitat, ebd., S. 7; vgl. KELLERMANN (1915), S. 442; ROTHEIT (1916), S. 200; ZWEIG (1921), S. 204 f. 223; JOHANN (1969), S. 33.
- 240 POHL (1953), S. 16.
- 241 KELLERMANN (1915), S. 443; KAPPEY/KOCH (1915), S. 27 (Nr. 22).
- 242 HAUPTMANN (1974), S. 848, am 10.9.1914 in der Morgenausgabe der *Vossischen Zeitung*; KELLERMANN (1915), S. 444; JOHANN (1969), S. 42; noch überzogener als bei Hauptmann war die Reaktion Ricarda Huchs; BAUM (1950), S. 241 f.
- 243 HAUPTMANN (1974), S. 848; Hervorhebung von mir; KELLERMANN (1915), S. 444; JOHANN (1969), S. 42.
- 244 MÜNKLER (2015a), S. 328 f.
- 245 „Gejaid“, „Gejeide“ = veraltetes Wort für „Hatz, Hetze, Hetzjagd“; GRIMM (1984c), Sp. 2824 f.
- 246 Gemeint ist Alfred Wilhelm Moritz Meyer-Waldeck (1864–1928), Kapitän zur See, Vize-Admiral und 1911–1914 Gouverneur des deutschen „Schutzgebietes“ Kiautschou, der am 7.11.1914 nach mehrwöchigem Widerstand kapitulierte; vgl. RUCKS (1934/1935), S. 195 ff.
- 247 SENNINGER (1915), S. 21 f.

Anmerkungen zu Kapitel VII – Die politische Unterjochung des Pfarrerwortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Erster Teil: Kriegsliturgien

- 1 JEAN PAUL (1862, XXV), S. 162, aus: „Dämmerungen für Deutschland“ (1809), Kap. IX; die kursive Hervorhebung nach DEMS. (1946), S. 73.
- 2 KRAUS (1915d), S. 79 f.
- 3 STEIDELE (2017), Nr. 112, S. 162 (im Brief von Christian Thomasius an General Grumbkow vom selben Tage) nennt den 13. August 1713.
- 4 Wir nennen hier nur einige wenige Perikopen; Num. 25 16 ff; 31, 1 ff; 1. Sam. 15, 3 ff; Ps. 20, 8; 33, 16; Spr. 21, 31; WITTENBERG (2009), S. 89.
- 5 LANGE (1954), S. 260 f; vgl. a. ebd., S. 254.257.259.286; MÜNKLER (2010), S. 266.
- 6 VAHL (1977), S. 300; zur Wiederbelebung des Glaubens auch in höheren Schichten s. BRUYN (2010), S. 42 f.
- 7 BRUYN (2010), S. 42 f.
- 8 LANGE (1954), S. 321 f mit Anm. 1; BRUYN (2010), S. 263.
- 9 LANGE (1954), S. 261.
- 10 DERS., ebd., S. 260.331; vgl. SCHOEPS (1968), S. 135; WEBER (1991), S. 88; MÜNKLER (2010), S. 266; BERG (2012), S. 104.
- 11 ARNDT (1845, III), S. 389; LANGE (1954), S. 32.429.
- 12 Den „Kurzen Katechismus für teutsche Soldaten“, der zuerst in St. Petersburg 1812 anonym erschien, hatte Arndt allerdings schon im Spätsommer 1812 „in der volkstümlich ergreifenden, wuchtigen Sprache der alten Propheten und Luthers“ geschrieben; STEF-

- FENS (1912), S. XLVII; vgl. DÜHR (1961), S. 338. Daher ist letztlich nicht klar ist, ob nicht doch umgekehrt Arndt mit seinen Ideen Gneisenau inspiriert hat oder eine gegenseitige Einflussnahme vorlag.
- 13 ARNDT (1813i), S. 178 f; WEBER (1991), S. 308 f verweist auch auf Arndts Schrift „Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht“ von 1814; ARNDT (1814f), S. 133–141, insbes. S. 137 („In den Städten und Dörfern aber läuten die Glocken mit hellen Klängen den morgenden Festtag [= Feier der Leipziger Schlacht] ein. [...] Der Vormittag ist prangenden Aufzügen der Gewalten und Behörden, Versammlungen in den Kirchen und Dankgebeten und Lobliedern zu Gott geheiligt.“). 139 („Dahin gehört wohl als das Erste und Natürlichste, daß die Kriegsleute und alle waffenfähige Männer ohne Unterschied sich wohl gerüstet und geschmückt und gewaffnet in ihren Ordnungen versammeln und im feierlichen Aufzuge zu Lob und Dank in die Tempel Gottes ziehen. [...] Wann dieses Fest als ein großes deutsches Volksfest über das ganze Vaterland für alle Zeiten eingesetzt wird, so können die Bauersleute, welche gewöhnlich im Herbst ihre Hochzeiten halten, und auch andere redliche Teutsche die Tage vom 16. bis 19. Oktober wohl kaum würdiger weihen, als daß sie an einem derselben die ernsteste Verbindung schließen, die im Leben geschlossen werden kann. Von welcher Zeit könnte ein Teutscher wohl das höchste Glück seines Lebens besser rechnen als eben von dieser Zeit?“).
 - 14 Wortlaut bei LOMBERG (1912), S. 191 zitiert.
 - 15 So in der Vorrede zum Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann; ARNDT (1813a), S. 136: „Wahrlich, teutsche Männer, ich möchte zu euch reden, wie Mose einst zu den Kindern Israels redete.“
 - 16 HUCH (1957), S. 206.
 - 17 ARNDT (1812), S. 113–129 („Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten“); DERS. (1813a), ebd., S. 131–162 („Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann“). Soldatenkatechismen gab es auch in Frankreich. TAILLARD (1820); QUANTIN (1873); CHAPUIS (1892).
 - 18 S. dazu BACHTIN (1979), S. 230 f.
 - 19 NIETZSCHE (1977), S. 180 („Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre“, hg. v. Schlechta).
 - 20 Wenn bei diesem etwa die Worte des Taufgelübdes als Worte des „Fahneneides“ bezeichnet werden; Ad mart. 3; De coron. 11; De idolat. 19; Scorp. 4; HARNACK (1905b), S. 34 f.
 - 21 So STUHRMANN (1914a/1921a), S. 510 f / 484 f, der auch noch nach der Niederlage Deutschlands nicht von seiner Kriegsrhetorik ließ.
 - 22 Bei FAULHABER (1917), S. 20.
 - 23 Bei DEMS., ebd., S. 127.133.377; DERS. (1916), S. 25; weitere Beispiele solchen Kasernenhofstils in katholischen Militäransprachen zitiert MISSALLA (1968), S. 109, Anm. 52.
 - 24 DIE HEILIGE SCHRIFT (1948), S. 198b (NT).
 - 25 FAULHABER (1917), S. 293; MISSALLA (1968), S. 60, Anm. 35.
 - 26 Vgl. BACHTIN (1979), S. 239 f.
 - 27 WEBER (1991), S. 3.74.
 - 28 DIBELIUS (1935c), S. 13 ff.19 ff.22 f hat in seiner Abhandlung von 1935 „Die große Wendung im Kirchenkampf“ diesen Entwicklungsprozess bis in die NS-Zeit hinein dargestellt.
 - 29 BERNING (1961b), S. 173 ff; HERTBRUGGEN (2019), S. 139 f.152 ff.165–177.178 ff.185.
 - 30 STRECKER (1916), S. 261.
 - 31 Eine „Messe in der Kriegszeit“ und eine „Messe um Frieden“ enthielt die katholische Litur-

- gie seit jeher; vgl. SCHOTT (1936), S. [101 ff]; LEICHT (1918), S. 36 ff.42.66.94.96.122.248.296.
- 32 Zum Ablauf dieser Feldgottesdienste, auch unter Benutzung der Arper-Zillessen'schen Kriegsagende, da eine besondere Feldagende fehlte, s. SCHIAN (1921), S. 168 ff.253.362 f.401.
- 33 SCHMIDT (1915), S. 196; HOSENTHIEN (1915a), S. 369.371; SCHIAN (1925), S. 116 ff; vgl. a. DERS. (1921), S. 253.362 f.401; SCHLUNCK / WIBBELING (1931), S. 12 (Brief vom 12.8.1914). Die „Einschaltungen“ aus Baden, Bayern, Preußen, Waldeck, Württemberg sind bei ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 97–99 mit abgedruckt.
- 34 BAUMGARTEN (1914h), S. 378 ff.428 ff; DERS. (1915b), S. 10 ff.43 ff.57 ff.89 ff.94 ff.160 ff.412 ff.
- 35 Zur Person und Frömmigkeit Karl Gotthilf Arpers s. MITZENHEIM (1932), S. 112–114; WIEGAND (1998), S. 265; DERS., (2000), S. 6–8; DERS. / BÖHM (2001), S. 227–247.
- 36 Zur Person und zum Schaffen Zillessens s. im Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland das Depositum Nr. 7NL 054. S. a. RODEWALD (1937), S. 33–37, der bezüglich der Kriegsagenden schreibt: „Unterbrochen wurde das Werk des Kirchenbuches durch die Kriegsagenden, durch die sein Name zuerst weiteren Kreisen bekannt wurde, und die unzählige Geistliche in der Kriegszeit sehr dankbar begrüßten und [denen sie] segensvolle Handreichung taten.“
- 37 Vgl. DOBBERAHN (2018), S. 143 ff. WIEGAND / BÖHM (2001), S. 234, Anm. 43 sparen das Kapitel der Kriegsliturgien mit der Bemerkung aus, „die Kriegsagenden wären eine gesonderte Behandlung wert.“ Günter BRAKELMANN hat der Interpretation der dreibändigen Kriegsagende Arpers und Zillessens nur wenige Seiten gewidmet; s. DERS. (2005), S. 106–109 und DERS. (2014), S. 5–7; vgl. a. seine Dokumentation und Analyse der Kriegsagende in Auszügen in: DERS. (2015a), S. 9–79.257–283.
- 38 ARPER / ZILLESSEN (1915b), S. III.
- 39 DIES. (1915a), S. VI („Zur 3. Auflage, Ende Januar 1915“); SCHIAN (1925), S. 114 f.117.
- 40 ARPER / ZILLESSEN (1917), S. V; WIEGAND / BÖHM (2000), S. 234.
- 41 Die Umbenennung von ursprünglich „Liturgien-Sammlung“ zu „Kirchenbuch“ geht auf Vorschlag der Göttinger Verleger Vandenhoeck & Ruprecht zurück. Arper und Zillessen verwiesen für diese „Verdeutschung“ des Buchtitels auf die Agende von Württemberg (1842) und das „Reformierte Kirchenbuch“ von 1846; vgl. ARPER / ZILLESSEN (1917), S. VIII. „Kirchenbuch“ war schon der Buchtitel der Liturgie-, Gesangbuch- und Psalter-Ausgabe für das Königlich-Preußische Kriegsheer von 1850–1885.
- 42 SMEND I (1910), DERS. II (1908). Auf die einzelnen Vergleichsmerkmale wird im Folgenden jeweils hingewiesen.
- 43 ZUCKMAYER (2006), S. 233; TUCHMAN (2011), S. 131; BRUENDEL (2014), S. 74. Zum Berliner Regiment „Maikäfer“, dem Garde-Füsiliere-Regiment, Berlin, s. DEUTSCHER OFFIZIER BUND, 1926, S. 115 f.
- 44 ENGLUND (2011), S. 176.
- 45 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 1 f.2–6.8 f.17 f.26 ff.50 f.
- 46 TIRPITZ (1919), S. 253.
- 47 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. III.
- 48 EICHELGRÜN (1965), S. 44 in DEPOSITUM: Po-Pf 13/14.
- 49 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 1–28.

- 50 Vgl. hierzu a. das ausführliche Themenverzeichnis für 150 Kriegsbetstunden in den „Pastoralblättern für Predigt, Seelsorge und kirchliche Unterweisung“ (hg. v. Pastor Lic. Neuberg / Dr. Erich Stange, 58. Jg., Dresden / Leipzig, 1915/ 1916, S. 146 f); zit. bei SEEBER (1991), S. 256 ff.
- 51 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 120–127; SCHIAN (1925), S. 165 ff. 173 ff.
- 52 EICHELGRÜN (1965), S. 46 in DEPOSITUM: Po-Pf 13/14.
- 53 ARPER / ZILLESSEN, ebd., S. 139–166; vgl. SCHOTT (1936), S. [109 ff]. Im „elsässischen Kirchenbuch“ Smends finden sich zur Ausweitung der liturgischen Formen eigens ausgearbeitete Abschnitte zu „Frühlingsfeier“, „Sommerfest“, „Erntedankfest“, „Bergmannsfest“, „Reformationsfest, Lutherfest, Fest des Evangelischen Bundes“, „Gustav Adolf-Fest“, „Bibelfest“, „Kirchweih (Jahresgedächtnis)“, „Schulgottesdienst“, „Kirchengesangfest“, „Bußtag“, „Vaterländische Gedenktage“, „Schluß des Kirchenjahres und Totenfeier“, „Früh- und Abendgottesdienste in der Trinitatiszeit“; SMEND I (1910), S. 27 ff. 88 ff. 121 ff. 155 ff. 201 ff. 235 ff.
- 54 Vgl. SCHIAN (1915b), Sp. 148; BAUMGARTEN (1915c), S. 118 f.
- 55 „Advent I“, „Advent II“, „Weihnachten“, „Jahresschluß“, „Neujahr“, „Epiphanias“, „Passionszeit“, „Karfreitag“, „Ostern“, „Himmelfahrt“, „Pfingsten“, „Trinitatis“, „Erntedankfest“, „Reformationsfest“, „Bußtag“, „Totenfeier“, vgl. SEEBER (1991), S. 257.
- 56 ARPER / ZILLESSEN (1915b), S. IV. Z. B. Epiphanias: Glaubwürdigkeit der Mission bei Völkern, die Kriege gegeneinander führen und (wie England) „heidnische Völker“ gegen die Mitchristen (Deutschland) zum Kampf aufrufen (ebd., S. 18 ff); Karfreitag: das Vorbild des Selbstopfers Christi und unsere mangelnde Opferwilligkeit im Krieg (ebd., S. 24 ff); Pfingsten: Erinnerung an das „Augusterlebnis“ („Wir habens lebendig gefühlt, daß die Zeit der Not uns mit deiner Hilfe zu einer Zeit des Segens werden soll“; ebd., S. 35 ff).
- 57 Vgl. DIES. (1917), S. 1–158. Im „Evangelischen Kirchenbuch“ von 1917, ebd., S. 295–301, fügten Arper und Zillesen einen Anhang hinzu: „Weitere Stücke zu den Liturgien für Epiphanias (10), Reformationsfest (29), fürstliche Geburtstage (41) und Nationalfest (42)“. Diese sind „z. T. der Festagende für Kriegszeiten entnommen“; ebd., S. 295, Anm. 1.
- 58 DIES. (1915b), S. III.
- 59 SCHIAN (1916), S. 173; DERS. (1925), S. 114 ff; s. a. SPANUTH (1914b), S. 366, Anm. 1.
- 60 SCHIAN (1915b), Sp. 148.
- 61 DERS., ebd., Sp. 148 f; DERS. (1916), S. 175.
- 62 BAUMGARTEN (1914h), S. 403; DERS. (1915b), S. 1. 118 f. 196 ff.
- 63 HOPPE (1915a) bei BAUMGARTEN (1915c), S. 1.
- 64 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 150.
- 65 DIES., ebd., S. 149.
- 66 DIES., ebd., S. 149.
- 67 DIES., ebd., S. 149. Hervorhebungen vom Verlag (Fettdruck). Als Bearbeiter der österreichischen Fassung der Kriegsagende wird der k.u.k. Feldkurat W[ilhelm] Mühlforth genannt; vgl. SCHIAN (1916), S. 173; TRAUNER (2014), S. 139 mit Anm. 15.
- 68 Vgl. zu Gustav Ruprecht WIEDE (2011), S. 196 ff; ARPER / ZILLESSEN (1940), S. 3⁵*, widmeten noch in der 6. Auflage von 1936 ihr „Evangelisches Kirchenbuch“ Herrn Gustav Ruprecht wegen seiner 25 Jahre währenden Verdienste um die sprachliche Gestaltung der Liturgie; vgl. a. schon DIES. (1917), S. VIII.

- 69 ARPER / ZILLESSEN, ebd., S. 149. Hervorhebung vom Verlag (Fettdruck).
- 70 S. o. Kap. V, 1, b, S. 294.
- 71 Vgl. die Rede Wilhelm Kahls vom 14.6.1915 in Berlin „Dreibund – Treubund. Deutschlands Antwort auf Italiens Verrat“; KAHL (1915c), S. 177–205; vgl. BÜLOW (1916), S. 64 ff.
- 72 SCHIAN (1916), S. 174: „Schnelligkeit war unbedingt notwendig.“ Einen „Wandel“ im Ton, „eilige“ und „unausgereifte“ Arbeit bescheinigt dem dritten Band auch R. Schmidt bei BAUMGARTEN (1915c), S. 320.
- 73 BÖTTCHER / BERGER / KROLOP / ZIMMERMANN (1982), Nr. 3930, S. 598 f.
- 74 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 48.50; BRAKELMANN (2015a), S. 18; vgl. BAUMGARTEN (1915b), S. 144 ff; DERS. (1918), S. 28 ff; vgl. zu Baumgarten PRESSEL (1967), S. 196 ff; BRAKELMANN (1991), S. 61 ff.64 ff.146 f.
- 75 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. III (Hervorhebung von mir); BRAKELMANN (2015a), S. 37.
- 76 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 26.
- 77 SCHORN-SCHÜTTE (2015), S. 45 ff.48 f.51 ff.126 ff.166 ff.185 ff.189 ff.
- 78 SCHIAN (1915b), Sp. 145. Schian lässt durchblicken, dass dies nicht überall gleichmäßig der Fall war.
- 79 LAMPARTER (1892), S. 102.306.
- 80 So auch die allgemeine Tendenz der „Kriegslieder“ und Gebete für „Kriegszeiten“, wie sie im EVANGELISCHEN MILITAIR= GESANG= UND GEBETBUCH (1885–1906) stehen; vgl. unter den Nummern 148–149 (= „Verzage nicht, du Häuflein klein“ = KNAPP, ebd., Nr. 1006, S. 454b und „Gottlob nun ist erschollen das edle Fried= und Freudenwort“ = KNAPP, 1850, Nr. 2734, S. 1169), S. 131a–132b. Die Gebete „Im Krieg“, ebd., S. 164–174 bestehen meist aus Psalmenzitaten (= Ps. 46; 124; 116; 118; 115; 107) oder Psalmenkompilationen. Genauso sieht es im EVANGELISCHEN MILITÄR= GESANG= und GEBETBUCH (1906) aus; ebd., Lieder Nr. 137–138, S. 147 f; Gebete „Im Kriege“, ebd., S. 203–209. In der Abteilung „Geistliche Volkslieder“ schlagen vaterländische Töne nur vier aus den Freiheitskriegen stammende Lieder an: EVANGELISCHES MILITAIR= GESANG= UND GEBETBUCH (1885–1906), S. 195 ff Nr. 9 (= „Vater, ich rufe Dich!“ von Theodor Körner), Nr. 10 (= „Erhebt euch von der Erde“ von Max von Schenkendorf), Nr. 11 (= „Wer ist ein Mann?“ von Ernst Moritz Arndt), Nr. 14 (= „Ich hab mich ergeben“ von Hans Ferdinand Maßmann). Ganz ähnlich das EVANGELISCHE MILITÄR=GESANG= und GEBETBUCH (1906–1914), S. 164 ff, Nr. 5, 12, 20, 22. Das FELDGESANGBUCH (1897/1914) enthält keine speziellen Rubriken „Krieg und Frieden“ oder „Im Kriege“, bringt aber unter den „Geistlichen Volksliedern“ die zuletzt genannten patriotischen Gesänge (Nr. 1, 5, 8, 9).
- 81 So enthält das EVANGELISCHE MILITÄR= GESANG= UND GEBETBUCH (1906), S. 195 f auch je ein Gebet „Für die Kameraden“ und „Für die Angehörigen und Freunde daheim“.
- 82 GRAEWE (1967), S. 54 ff.92 ff; WITTENBERG (2009), S. 19 ff.21 ff. Dem entsprechen auch die auf Abraham a Santa Clara zurückgehende „Kapuzinerpredigt“ bei Schiller („Wallensteins Lager“, Achter Auftritt; GOEDEKE, 1872a, S. 34 ff; GRAEWE, ebd., S. 55), auf die Goethe seinen Dichterkollegen am 5.10.1798 brieflich aufmerksam gemacht hatte (KOHUT, 1910, S. 291; ECKERMANN, 1902, II, S. 157; Mittwoch, den 25.5.1831) und die andere bei GRAEWE (1965), S. 160 ff zitierte und eingehend besprochene Feldpredigt Johann Daniel Merckels (1728–1795) von 1763. Dort entfaltet Merckel ausgehend von Hes. 37, 1–10 fol-

- gende Botschaft: „Es ist Pflicht des Soldaten [...], durchaus ein guter Christ und gottesfürchtiger Mann [zu sein]: Der Soldat hat große Pflichten gegen Gott und sein Vaterland, gegen seinen Mitmenschen, wenn er auch sein Feind ist, und endlich gegen sich selbst.“
- 83 S. bei FAULHABER (1917), S. 245 ff. 264 ff. 303 ff. 424 ff.
- 84 ELERT (1953, II), S. 133 f.
- 85 SCHORN-SCHÜTTE (2015), S. 171 f. 233. 238. 253, Anm. 455. 523. 719 (Lit.),
- 86 FREYTAG (1876), S. 176 ff; vgl. DERS., ebd., insbesondere S. 177. 192. 201 f.
- 87 Vgl. dazu WITTENBERG (2009), S. 91 ff Ausführungen zu ersten Belegen des Begriffs „Vaterland“ in den Soldatenliedern des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Zu solchen Zeitabläufen s. DERS., ebd., S. 179.
- 88 KÜNZEL (1913), S. 132.
- 89 Nach dem Sieg der österreichischen Hauptarmee unter Erzherzog Carl von Österreich-Teschen (1771–1841) bei Stokach über den französischen General Jean-Baptiste Jourdan (1762–1833), wendet sich der Stadtpfarrer Nikolaus LANDHERR IN STOKACH (1800), S. 1 ff. 16 f in seiner (bei Joseph Georg Traßler in Brünn mehrfach aufgelegten) „Kanzelrede“ heftig gegen die Politik des Directoire (1795–1799), insbesondere gegen das „Gift“ der französischen Revolution.
- 90 SCHIAN (1921), S. 169; s. a. u. Kap. VIII, 2, b, S. 447 f.
- 91 Das immer wieder fast unverändert aufgelegte „KIRCHENBUCH FÜR DAS KÖNIGLICH PREUßISCHE KRIEGSHEER“ (1850–1885) bringt ebd., S. IX–XXV die vollständige Hauptgottesdienstliturgie, ebd., S. XXVI f eine „Abgekürzte Liturgie (namentlich bei großer Kälte)“. Auf ebd., S. XXIX–XLIII sind die auch sonst im Hauptgottesdienst üblichen Sprüche und Gebete an Kirchenfesten, sowie Sündenbekenntnisse, Absolution, Kollektengebete (vor der Epistel) und Sprüche vor dem Halleluja enthalten. Die Abendmahlsliturgie mit Gebeten s. ebd., auf S. XVIII–XXV. Auf ebd., S. XVI f. XLIV f s. das allgemeine Kirchengebet nach der Predigt, in welchem für die Obrigkeit, den König, das königliche Haus sowie für das Kriegsheer gebetet wird. Dieselben Verhältnisse treffen wir auch in der Neuredaktion des EVANGELISCHEN MILITAIR= GESANG UND GEBETBUCHs von 1885–1906 (ebd., S. XI–XLV), im EVANGELISCHEN MILITÄR= GESANG= und GEBETBUCH, Neue Ausgabe (1906), S. 9–16. 178–212, sowie im FELDGESANGBUCH FÜR DIE EVANGELISCHEN MANNSCHAFTEN DES HEERES (1897/1914), S. 26–32 an. In letzteren Ausgaben kommen allerdings vier Freiheitslieder hinzu (dazu s. o. Kap. VII, 2, a, S. 399; „Vater, ich rufe Dich!“ von Theodor Körner; „Erhebt euch von der Erde“ von Max von Schenkendorf; „Wer ist ein Mann?“ von Ernst Moritz Arndt, „Ich hab mich ergeben“ von Hans Ferdinand Maßmann). In den Gebetsanhängen gewöhnlicher Gemeindegesangbücher fehlt hier lediglich die Bitte für das Kriegsheer; vgl. EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), S. 490 f; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1915), S. 544. Allerdings wurde 1914–1918 auch diese Bitte gelegentlich aufgenommen; EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH (1914), S. 53 f.
- 92 Ein Kirchengebet für den König auch bei SCHOTT (1936), S. [117].
- 93 WINDISCH (1915), S. 331–349; DERS. (1916), S. 283–293; DERS. (1917), S. 305–315.
- 94 BAUMGARTEN (1915a), S. 125–148. In der von der Zensur oft zusammengestrichenen Zeitschrift „Evangelische Freiheit“ hatten schon, ehe die kritischen Einwände Windischs und Baumgartens publiziert worden waren, Gemeindepastoren wie z. B. E. Petersen aus Altona-

- Ottensen freimütig ihr „nicht ganz reine[s] exegetische[s] Gewissen“ bekundet; PETERSEN (1914b), S. 428 f. Derselbe Petersen hatte auch betont: „Wir sind nicht das „auserwählte Volk“, und „erst recht unchristlich“ erschien ihm, Schriftstellen, die von Rotten, Gottlosen und Frevlern reden, so einfach auf die Engländer zu deuten. PETERSEN, ebd., S. 426. Aber so äußerten sich nur ganz wenige und unter ihren Kollegen rasch isolierte Theologen.
- 95 Bei BAUMGARTEN (1915c), S. 279: „Man mag darüber streiten, ob die hier versuchte Einigung von christlich und national, von Andacht und kriegerischer Stimmung, von biblischer und moderner Sprache, die Aufnahme von Zeitliedern und vaterländischen Worten in die alten liturgischen Sätze und die freie Kombination entlegener Schriftstellen dem kirchlichen Erbbaustil gemäß und im tieferen Sinn geschmackvoll ist“ (Baumgarten). – DERS., ebd., S. 320: „Ich habe den ersten Teil der Agenda dankbar begrüßt, werde aber das Gefühl nicht los, daß dieser dritte Teil eilige Arbeit ist, mit der etwas Neues gewollt wird, das innerlich nicht ausgereift ist. In den Gedichten und vaterländischen Worten vermisste ich doch stark das gottesdienstliche Stilgefühl, das die frühere Arpersche Agenda auszeichnet. Als Material für die Meditation des Predigers wird eine Fülle des Wertvollen geboten, aber vorgelesen im Gottesdienst kann ich mir nur wenig davon denken. Schon deshalb scheint mir vieles ungeeignet, weil es so subjektiv aus einer ganz bestimmten Lage empfunden ist, daß auch ein nicht ganz einfacher Zuhörer ein unmittelbares Verständnis gar nicht aufbringt. Und für die Richtigkeit der Auswahl spricht es doch auch nicht, wenn die Beziehung zu Gott erst in einem Bibelspruch angefügt werden muß. Ferner, so fein manche Zusammenarbeitungen von Schriftworten aus dem Alten Testament waren, so darf man doch nur Worte verbinden, die aus ihrem Zusammenhang gelöst werden können, ohne daß das wenigstens vom Durchschnitt empfunden wird. Aber eine Zusammenfassung z. B. von 1. Kor. 15, 42–44, Hebr. 11, 13–16, Jak. 5, 11, Offb. 2, 10 scheint mir schlechterdings stilwidrig.“ (R. S.). – DERS., ebd., S. 370: „Dagegen möchte ich die Benutzung religiöser Gedichte zu Kriegsgebeten nicht empfehlen. Das wird die meisten Gemeinden fremdartig berühren. Höchstens wäre das bei Strophen möglich, die die Gemeinde völlig kennt. Oder es müßten sehr einfache, kurze Gedichte sein, die jeder beim ersten Hören gleich versteht, daß er sie sich voll aneignen kann. Aber meist wird es dabei wohl bestensfalls zu einem andächtigen Anhören, aber nicht zu einem wirklichen Mitbeten kommen. Und nun gar, wenn das Lied länger oder inhaltlich und stilistisch schwieriger ist [...], dann kommt es beim Hörer höchstens zu einem gewissen Anstaunen, wenn nicht gar zu innerem Kopfschütteln und Ablehnen.“ (Albert Hosenthien). Vgl. in demselben Sinne auch die Kritik bei SCHIAN (1915c), Sp. 553.
- 96 KRAUS (1916i), S. 78.
- 97 Im Gegensatz zur katholischen Messliturgie (Anselm Schott O.S.B., *Das Meßbuch der heiligen Kirche*), der orthodoxen Liturgien (z. B. Chrysostomus-Liturgie, Basilius-Liturgie, Tagesgebete, etc.) und des halachisch festgelegten Siddur (Gebetbuch) im Judentum.
- 98 KRAUS (1994), S. 42.
- 99 BAYET (1902), S. 111 (Dix-Septième Leçon: Les devoirs de justice: il ne faut pas mentir“).
- 100 TUCHOLSKY (1993, IX), S. 239 f („Der Predigttext“, 1931).
- 101 HEGEL (1980), § 358, S. 511; s. schon Kap. IV, 2, E, 1 (Zwischenüberlegung I), S. 262 f.
- 102 HOSENTHIEN (1915b), S. 417 f.
- 103 FAULHABER (1917), S. 452 f.

- 104 Z. B. ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 1 in der Gottesdienstordnung zum ersten Mobilmachungstag.
- 105 Vgl. hierzu etwa die Kriegspredigten bei PFLEIDERER (1890), S. 82.125 ff.165 ff.194 f.207 f.228 ff.242; s. a. die Sammlung von Kriegspredigten von 1870–1871 in verschiedenen Hefen; s. z. B. in: AUTORENKOLLEKTIV (1871); ebd., S. 73 ff.83 ff auch Predigten von Pfeleiderer, der sich durchaus über „die gewagten, nicht ganz unbedenklichen Vergleichen“ im Klaren ist; PFLEIDERER (1890), S. 124.226.
- 106 Vgl. a. Röm. 13, 12; 2. Kor. 6, 7; 10, 3–6; 1. Thess. 5, 8; 2. Tim. 2, 3 f; vgl. a. Belege bei Clemens Alexandrinus, Origenes, Tertullian u. v. a.; HARNACK (1905b), S. 1 ff.46 ff.93 ff; s. a. STRAUB (1937), S. 38.69.81.91 f.115.117.119.121.131.156 f. Vgl. das Andachtsbuch (Bibelworte, Lieder und Gebete) „Geistliche Waffenrüstung“ von LOTZ (1947), S. 3, der Eph. 6, 11–18 an den Anfang stellt.
- 107 KING (2001), S. 231 ff (chapter III, 9); s. o. Kap. I, 4, a, S. 153 f.
- 108 Vgl. ADORNOS (1970b), S. 9 f Beobachtungen zum „Jargon der Eigentlichkeit“.
- 109 FREYTAGS SCHULAUSSGABEN (1910), S. 1.
- 110 LAUSBERG (1982), § 142, 2, S. 55; § 142, 2, S. 55; §§ 145–152, S. 56 f u.ö.; BUßMANN (1983), S. 11a; vgl. a. WEIZSÄCKER (1967), S. 49 f.
- 111 BRANDT (1911), S. 68 f.
- 112 KRAUS (1994), S. 278 f („Erkundungsvorstoß in die Sprache“) nennt „in erster Linie“, „über das Ziel hinausschießen“; vgl. a. STORZ (1947), S. 109: „sich ausrichten“, „antreten“, „Marschrichtung“; vieles andere wie „eine Sache ausfechten“ wäre noch hinzuzufügen.
- 113 Zu „Luftthoheit“ gibt *de.pons.com* nur Beispiele des militärischen Sprachgebrauchs an.
- 114 BAUMGARTEN (1915a), S. 129; ähnlich SCHWEIZER (1982), S. 227.
- 115 KANT (1971), S. 285 ff.291 f („Kritik der reinen Vernunft“ I, 1. Abteilung, 2. Buch, 3. Hauptstück, Anhang mit Anmerkung).
- 116 Vgl. LAUSBERG (1982), § 430, 2, S. 142. NIEBERGALL (1915), S. 128: „Es bleibt dann den Hörern überlassen, selbst die Beziehung zum Krieg herzustellen, was für viele eine erfrischende Abwechslung und heilsame Anregung zur eignen Arbeit bedeutet.“ NELLE (1924), S. 263: „Ein Gang durchs Gesangbuch zeigt aber, wie fast in jedem Abschnitte sich Lieder und Strophen finden, die ähnlich wie der biblische Psalter durch den Krieg eine überraschende Beleuchtung erhalten und für unser Volk in Kriegszeiten ihre besondere Mission auszuüben berufen sind [...]. Und da habe ich seinen Gegenwartswert im Kriege reich erprobt.“
- 117 WINDISCH (1917), S. 306.
- 118 PRESSEL (1967), S. 233 ff; MISSALLA (1968), S. 112 ff; HAMMER (1974), S. 129 ff.
- 119 WINDISCH (1915), S. 349.
- 120 HERZOG (1915), S. 122.
- 121 WINDISCH, ebd., S. 334; DERS. (1916), S. 290; dagegen ist es von der Sache her gerechtfertigt, wenn Paulus seine eigenen apostolischen Leiden anhand der Passion Christi schildert; Gal. 6, 14; Phil. 3, 10; STRAUB (1937), S. 162 f.
- 122 Vgl. LE GUILLOU / BESANÇON (1974), S. 173 f; MAIER (1995), S. 42.126 f.
- 123 Zum Reichsgottesbegriff s. MISSALLA (1968), S. 93 mit Anm. 101, der aus einer Predigt des Bischofs von Rottenburg, Paul Wilhelm von Keppler (1852–1926) zitiert: „Der Kampf um das Deutsche Reich soll zu einem Kampf um das Reich Gottes werden.“ Vorsichtiger

- etwa FAULHABER (1916), S. 32 ff, der sich auf Matth. 13, 33 (Par.) und das Wachsen des Gottesreiches in den Seelen bezieht.
- 124 DRYANDER (1923), S. 34. Hervorhebung von mir. Schon in einem Gebet Schleiermachers vom 28.3.1813 deutet sich diese von Dryander eingestandene Begriffsverwirrung und Sinnverfälschung des Reichsbegriffs an, die bei ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 65 zitiert wird: „Aber mit größerem Vertrauen als je, ja mit einem starken Glauben flehen wir von dir Heil und Segen für die Waffen unsres Kaisers und seiner Bundesgenossen, weil uns fast [!] dein Reich in Gefahr zu schweben scheint.“ (Hervorhebung von mir). Dieser verfälschenden Suggestion begegnet man auch anderweitig in der Kriegsagende, wenn ebd., S. 115, die vierte Strophe aus Emanuel Geibels „Thürmerlied“ zitiert wird (s. a. OSTROGGE, 1871, S. 288):
- „Sieh herab vom Himmel droben,
Herr, den der Engel Zungen loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land.
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke;
Vereine sie mit starker Hand.
Sei du uns Fels und Burg,
Du führst uns wohl hindurch –
Hallelujah!
Denn dein ist heut
Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.“
- Vgl. auch das Gedicht Geibels „Am Tag der Friedensfeier“ (LAGARDE / BERGER, 1914, S. 68), wo von dem durch den „starken deutschen Geist“ zu gründenden „tausendjährigen Reich“ die Rede ist. Andere Belege finden sich bei ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 76 f: „Du hast dich vor Zeiten herrlich erwiesen an unserem Volk, hast es aus Niedrigkeit und Schande erhoben, hast es zur Einigkeit geführt und stark gemacht auf wunderbaren Wegen [...]. Dein Reich muß doch kommen auch in dieser schweren Zeit. Ja, laß es kommen zu uns und zu allen Völkern der Erde. Dein Werk kann niemand hindern, dein Arbeit darf nicht ruhn. Deine Rechte behält den Sieg. O Herr, hilf, o Herr, laß wohl gelingen.“ Ebd., S. 101 heißt es: „Herr Gott, himmlischer Vater! Du hast unserem Volke ein großes, starkes, einiges Vaterland gegeben. Erhalte ihm seinen Bestand und seine Einheit auch in den Tagen des Krieges. Mehre die deutsche Kraft und die treue vaterländische Gesinnung zum Segen für unser Volk, zum Preise deines Namens und zum Siege deines Reiches.“ – Diese Begriffsverwirrung drang dann auch in die lutherischen Agenden ein; z. B. DIE FEIER DER NEBENGOTTESDIENSTE (1916), S. 69 (Nr. XI): „Führe uns durch Kampf und Sieg zu neuen Siegen deines Reiches und laß über unsrem deutschen Vaterlande einen Frieden aufgehen, der deines Namens Ehre ist.“
- 125 D. Martin LUTHER, WA XXIII, S. 132, Z. 19–31.
- 126 DOEHRING I (1919), S. 233 (D. v. Broecker, Hauptpastor an St. Jacobi in Hamburg, 1914).
- 127 DERS. I, ebd., S. 278 (Prof. D. Spitta in Münster i. W., 1915).
- 128 DERS. II (1915), S. 177 (D. Rogge, Hofprediger a. D. in Potsdam, 1914).
- 129 DRYANDER (1915a), S. 10 (Hervorhebung von Dryander).
- 130 Vgl. BLUMHARDT (1932), S. 366 f (Predigt vom 16.8.1914); vgl. schon DERS., ebd., S. 171 f

- (Predigt vom 31.7.1910); s. a. LEICHT (1918), S. 177 ff (Dr. W. Willbrand in Münster: „Der Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht – Pfingstpredigt im Felde“), wo die Bedeutungsebene der militia spiritualis respektiert wird.
- 131 Zahlreiche Beispiele solcher kriegstheologischen eins-zu-eins-Hermeneutik, mit sachfremden Homonymen zu jonglieren, erwähnen auch für die Kriegshomiletik PRESSEL (1967), S. 35 ff.44 ff.56 ff.83 f.271; HAMMER (1974), S. 231 ff.251 ff. 257 f.289 f.319.335 ff; MISSALLA (1968), S. 106 ff. Ein typisches Beispiel solcher „eins-zu-eins“-Hermeneutik zitiert auch HEDIN (1915a), S. 457 ff. Sogar von Wilhelm II. selbst sind derartige „eins-zu-eins-Kriegspredigten“ überliefert; vgl. JOHANN (1966), S. 91 ff; REVENTLOW (1940), S. 386.
- 132 Vgl. etwa ALTHAUS (1916), S. 43, der hier sogar die Verbindung zum „Eisernen Kreuz“ herstellt.
- 133 BLUMHARDT (1932), S. 365 ff (Predigt am 16.8.1914).388 ff (Abendandacht am 1.5.1915).
- 134 Siehe die Abbildung Nr. 8 in: RIHA (1980), nach S. 150 ff (152). Andere Überlappungsmotive bespricht KÜHNER (1915a), S. 109 ff.
- 135 ANONYMUS (1813), S. 3 (Strophe 7); WEBER (1991), S. 155; FISCHER (2014), S. 29 ff.237 f.267.
- 136 GESANG- UND LIEDERBUCH für die Braunschweigischen Truppen (1814), Nr. 1, Strophe 4; FISCHER (2014), S. 32 f.
- 137 Vgl. etwa GRESCHAT (1974), S. 27.34; KETTENACKER (1984), S. 263 ff.270 ff.
- 138 KURZKE (2010), S. 201; BIERMANN (2011), S. 242 ff. Landesbischof D. Wurm erinnerte in seinem Brief vom 23.9.1935 an die „Reichsleitung der Deutschen Christen“ an solche Formulierungen wie, dass „in Hitler [sogar] eine neue Christus-Offenbarung gegeben und daß im Dritten Reich das Reich Gottes nahe herbeigekommen sei“ (Leutheuser); SCHMIDT (1936), Nr. 74, S. 192.
- 139 WILAMOWITZ-MOELLENDORFF (1915), S. 14; BÖHME (2014), S. 65.
- 140 KOTZE / KRAUSNICK / KRUMMACHER (1966), S. 41; DOMARUS (1962), S. 208; KERSHAW (2002), S. 134.350.
- 141 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 1.
- 142 DIES. (1915c), S. 3.21; EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= UND GEBETBUCH (1906), Nr. 114, S. 126b-127a; FELDGESANGBUCH (1897), Anhang, Nr. 50, S. 48.
- 143 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 103–119 passim; DIES. (1915b), S. 58; DIES. (1915c), 2.7.11 f.15.18.20.88 f.117–139.
- 144 PÄTZOLD (2014), S. 137.
- 145 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 5.18.96; vgl. überhaupt DIES., ebd., S. 52–110.
- 146 Vgl. die eigens als „Kriegslieder“ bezeichneten Nummern 141–149 im KIRCHENBUCH (1850–1885), S. 118–123.
- 147 Johann Geiler von Kaysersberg (1445–1510), Predigten über Sebastian Brants „Narrenschiff“, Nr. XI; JANSSEN (1893, VII), S. 543, Anm. 1.
- 148 DERS., ebd., S. 553 ff; dementsprechend auch der Vorwurf der konfessionellen Polemik in der Predigtpraxis; DERS., ebd., S. 585 ff.
- 149 D. Martin LUTHER, „Ein Sendbrief D. Mart. Luthers vom Dolmetzchen“ (1530), in: DERS., WA XXX, 2, S. 635, Z. 8–10.15–19; CLEMEN (1913, IV), S. 182: „Vnd das ich wider zur sachen kome, Wan ewr Papist sich vil vnnütze machen will mit dem wort (Sola Allein) so sagt jm flugs also, Doctor Martinus Luther wils also haben, vnnd spricht, Papist vnd Esel

sey ein ding. Sic volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas. Denn wir wöllen nicht der Papisten schuler noch jünger, sonder yhre meister vnd richter sein, Wöllen auch ein mal stoltzieren vnn pochen mit den Esels köpfen, vnn wie Paulus widder seine tolln Heiligen sich rhümet, so will ich mich auch widder diese meine Esel rhümen. Sie sind doctores? Ich auch. Sie sind gelert? Ich auch. Sie sind Prediger? Ich auch. Sie sind Theologi? Ich auch. Sie sind Disputatores? Ich auch. Sie sind Philosophi? Ich auch. Sie sind Dialectici? Ich auch. Sie sind Legenten? Ich auch. Sie schreiben bücher? Ich auch.“

150 Vgl. PRESSEL (1967), S. 338 ff.

151 LEUTZSCH (2007), S. 7, Anm. 37.

152 In ihren Agenden folgten Arper / Zillesen nicht immer der inzwischen erfolgten Textrevision der Lutherbibel von 1914, sondern griffen gelegentlich auch auf frühere Textfassungen zurück; vgl. WIEGAND / BÖHM (2001), S. 237.

153 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. IV.

154 DIES., ebd., S. 51 ff.

155 Vgl. SMEND (1908), S. 31 f. 66 f. 71 f. 75 ff. 78 ff. 133. 136. 164. 180 ff u.ö.; DERS. (1910), S. X. XIV ff. XLVI ff. WIEGAND / BÖHM (2001), S. 238 sehen in diesen „sogenannten Flickenteppichperikopen“ eines der Prinzipien der von Karl Arper zusammen mit Richard Bürkner in der 1. Auflage, 1910, redigierten „Liturgien=Sammlung für evangelische Gottesdienste“ (zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, 1917, zusammen mit Alfred Zillesen).

156 Hiergegen schon Jacob Boehme; HANKAMER (1924), S. 207.

157 Vgl. SCHMIDT bei BAUMGARTEN (1915c), S. 320.

158 SCHIAN (1921), S. 174. 230. Das EVANGELISCHE MILITÄR= GESANG= und GEBET- BUCH (1906), S. 213–226, druckte 100 solcher „Biblischen Kernsprüche“ ab.

159 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 59. Das hier noch einschränkende „auch“ fiel im dritten Teil der Kriegsagenda bezeichnenderweise fort.

160 NAUMANN (1926), Nr. 246, S. 399 f.

161 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 9 f.

162 BAUMGARTEN (1915a), S. 139.

163 PRESSEL (1967), S. 108 ff. 117 ff. 120 ff; bes. S. 119.

164 ARNDT (1815d), S. 16 ff. 242. 244 ff: „Und also rede zu den Teutschen, deinem Volke, und halte es ihnen vor, und lege es ihnen aus, auf daß sie begreifen, worin sie sind, und was sie sind, und was sie seyn sollen, und sich erkennen und ermuthigen, und sich wieder wenden zu der Treue und dem Glauben ihrer Väter und zu der Zuversicht auf mich, spricht der Herr. Denn ich will ihr starker Helfer und Schirm seyn, und sie sollen mein liebstes Volk seyn von allen Völkern, die in Europa wohnen. [...] Denn groß ist das Amt, wozu ich euch berufen habe, und heilig die Stelle, worauf ihr wohnet. [...] Euch habe ich erwählt, in Gerechtigkeit und Freiheit das Volk des Maaßes und des Gesetzes zu seyn und durch hohe Künste des Friedens und Krieges den lebendigen Kampf der streitenden Geister und Kräfte im Gleichmaaß zu erhalten. [...] Und ich habe dich hingewiesen auf das, was deine Väter weiland gewesen sind in den vergangenen Zeiten und auf alle ihre Werke und Thaten und Tugenden, und auf die hohe Bestimmung, die ich dir gegeben habe, daß du das Herz und die Mitte der neuen Welt und der neuen Geschichte seyn sollst.“

WETZEL (1838), S. 247 ff („Sei begrüßt, du heil’ge Flamme“, Melodie: „Freude schöner Götterfunken“), fünfte Chorstrophe (ebd., S. 249):

„Zeuch, o Herr, vor deinem Volke,
 Feuersäul', im Streit voran,
 Wie du jenem Volk gethan,
 Nachts als Feuer, tags als Wolke!“

SCHENKENDORF (1815); S. 165 f („Antwort“, Strophe 2 und 3, ebd., S. 165):

„Ein Geist von oben dringet
 Durch alle Völker hin,
 Doch jeden Stamm bezwinget
 Sein eigner tiefer Sinn.
 Wie viel auch sind der Stufen
 Am Thron der Ewigkeit,
 Ein Volk ist hoch berufen
 Vor allen weit und breit. –
 Das ist das Volk im Herzen
 Der heil'gen Christenwelt,
 Das fester alle Schmerzen
 Und alle Freuden hält.
 Das ist ein Volk der Treue,
 Der Demuth und der Kraft.
 Das ist die Gottesweihe,
 Die Deutschlands Würde schafft.“ – ZIMMER (1971), S. 43 ff.

165 HEGEL (1980), § 358, S. 511.

166 BARTSCH (1938), S. 14.94; RITTER (1948), S. 148.

167 DINTER (1923); zu den völkisch-rassischen Textinterventionen und Missdeutungen Dinters s. ZEHRER (1995), S. 121 ff; zu Artur Dinter s. schon BOGE (1935), S. 21 ff.

168 MÜLLER (1936a), S. 7.39, der hier missbräuchlich auf die „Verdeutschung“ der Bibel durch Luther anspielt; zu Müllers „Verdeutschung“ s. a. HEINONEN (1978), S. 166 ff.

169 MÜLLER (1936a), S. 38.40.

170 DERS., ebd., S. 9.12 f. 15 ff. 25.28 u.ö.; vgl. a. DERS. (1936b).

171 DERS. (1936a), S. 38; Hervorhebung im Original.

172 HIRSCH (1936), S. 270.

173 HITLER (2016a), S. 315 ff [= I, S. 772 ff mit Anm. 76 (Joh. 8, 44)]; S. 325 [= I, S. 798 f mit Anm. 126 (Joh. 2, 15)]; S. 343 [= I, S. 844 f mit Anm. 221 (Joh. 8, 44)]; HEINONEN (1978), S. 174 mit Anm. 90.

174 HIRSCH (1936), S. 58 ff (Übersicht über die Kürzungen und Umstellungen). 101 ff (Kommentare hierzu). Die meisten Textänderungen finden sich schon bei Walter Bauer (1877–1960), dessen Kommentar Hirsch zu Rate gezogen haben wird; BAUER (1933), S. 249 ff; vgl. zu diesen Kürzungen auch BULTMANN (1968); dort insbesondere S. 560a den Blattweiser zur „kirchlichen“ Redaktion. Auch ROSENBERG (1941), S. 604 berief sich bei seiner Hochschätzung des Johannesevangeliums auf die Ergebnisse der neutestamentlichen Literarkritik.

175 Z. B. HIRSCH (1936), S. 14.60.149 f zu Joh. 4, 22; auch BAUER (1933), S. 70 und BULTMANN (1968), S. 139, Anm. 6 streichen diesen Vers als Glosse. Zum neueren Verständnis dieses Verses s. LEUTZSCH (2007), insbes. S. 9 f.

176 Vgl. dazu den Exkurs bei BAUER (1933), S. 31.

- 177 In der Tat verweist BAUER (1933), S. 22.70.72 f.75.77.103.128.133.137.148.153.155.173.175 f. 197.229.234 f häufiger auf vom Endredaktor bearbeitete Vorlagentexte; BAUER (1933), S. 249 f.
- 178 Zur Paulusschülerschaft s. HIRSCH (1936), S. 79.104 f.136 f.141.150.209.217.231.234.241. 248.254 f.316 u.ö.; vgl. BAUER (1933), S. 245 ff.
- 179 Zum klassischen Tragödiencharakter s. HIRSCH (1936), S. 68 ff.84.89 ff; vgl. BAUER (1933), S. 247 f, der von „Drama“, „antiker Epik und Novellistik“ spricht.
- 180 Z. B. HIRSCH (1936), S. 148 f.150.199.218 u.ö.
- 181 DERS., ebd., S. 28 f.61.79.88.96.218 ff („Urmörder und Urlügner“, 3x).220 ff („Mord und Lüge“, 3x) zu Joh. 8, 44; vgl. LEUTZSCH (2007), S. 7. Die Konjekturen zu Joh. 8, 44 („ihr seid Söhne des Kain“) und den Terminus „Urmörder“ übernimmt Hirsch von WELLHAUSEN (1907), S. 21 ff; vgl. a. ROSENBERG (1941), S. 686, der hierzu auch auf einen Zusatz SCHOPENHAUERS (1976), S. 421.797 in dessen Handexemplar der „Parerga und Paralipomena“ II, zu § 174, und auf eine Fußnote KANTs (1975b), S. 517 f in dessen „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ I, § 43 hinwies.
- 182 „Ihr tut die Werke eures Vaters Kain“ statt: „Ihr habt den Teufel zum Vater und nach eures Vaters Gelüste wollt ihr tun.“ Hirsch konjiziert hier nach WELLHAUSEN (1907), S. 21 ff; vgl. BAUER (1933), S. 128 ff; BULTMANN (1968), S. 240 ff.
- 183 GOLDHAGEN (1996), S. 461 f.668 (Anm. 47) zitiert aus dem „Deutschen Wochendienst“ vom 2.4.1943, die Juden seien eine „zu einem Scheinvolk zusammengeschlossene Erbkriminalität.“ Zu Joh. 8, 44 s. überhaupt DERS., ebd., S. 75.466 f.481.569 (Anm. 13).669 (Anm. 59).672 (Anm. 82).
- 184 HIRSCH (1936), S. 5.105.182 zum Johannesprolog; vgl. a. DERS., ebd., S. 25.106.200 f zu Galiläa. Zu Jesus als „himmlischen Gesandten“, der, „ohne daß sich Schwierigkeiten ergeben, im Gegensatz zu ‚den Juden‘ stehen kann“, s. a. BAUER (1933), S. 31.58 ff.
- 185 HIRSCH (1936), S. 404.424 f; s. dagegen BAUER (1933), S. 215 f.220 f; BULTMANN (1968), S. 505.515, Anm. 2; vgl. a. Luk. 20, 20; Apg. 13, 28.
- 186 HIRSCH (1936), S. 40.53.
- 187 DERS., ebd., S. 305 f.
- 188 DERS., ebd., S. 323 ff.
- 189 WEIDEMANN (1936), S. 5 (vgl. a. ebd., S. 33 zu Joh. 7, 41); zu dieser Übertragung s. a. HEINONEN (1978), S. 174 ff; BESIER (2001, III), S. 452 f; MEYER-ZOLLITSCH (1994), S. 256; FEDDERSEN / RELLER (2018), S. 336.
- 190 WEIDEMANN (1936), S. 12.17.29.49.
- 191 DERS., ebd., S. 5.16 f.23.29 f.56.
- 192 DERS., ebd., S. 14.
- 193 DERS., ebd., S. 38 ff.
- 194 DERS., ebd., S. 80; die Widersprüche zu Joh. 18, 31 f (ebd., S. 77) und 19, 23 (ebd., S. 80) wurden allerdings nicht beseitigt.
- 195 DERS., ebd., S. 11.14 f.24 f.29.46 f.49.53.60 f.62.64 ff.67.69.71 ff.76.85.
- 196 DERS., ebd., S. 8.19.30.34.36.47.53.68 (Synagoge).76.85 (Synagoge und Tempel).
- 197 DERS., ebd., S. 74 f.79.
- 198 DERS., ebd., S. 55; vgl. a. Joh. 20, 29, ebd., S. 86.
- 199 DERS., ebd., S. 2.
- 200 DERS., ebd., S. 6.10.20 etc.

- 201 DERS., ebd., S. 3.
- 202 DERS., ebd., S. 6.85.
- 203 HEINONEN (1978), S. 73 f (mit Anm. 104).166 ff.
- 204 Zit. n. DIBELIUS (1935b), S. 69; DERS. (1936a), S. 78; vgl. den Kommentar zu HITLER (2016a), S. 316 [= I, S. 774 f mit Anm. 78].
- 205 SCHMIDT (1935), S. 71.
- 206 Ich zitiere im Folgenden nach dem Wiederabdruck der Lutherbibel-Ausgabe von 1914 (DIE HEILIGE SCHRIFT nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers) durch die United Bible Societies London und Edinburgh (1948), S. 529b.534a.597a.598a.603a.751a.
- 207 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 59, Nr. 12.
- 208 DIES., ebd., S. 63, Nr. 21.
- 209 DIES., ebd., S. 63, Nr. 20.
- 210 DIES. (1915a), S. 63, Nr. 21; BRAKELMANN (2015a), S. 20; vgl. DEUTSCHE VATERLANDSLIEDER (1916), S. 77; BÖTTCHER / BERGER / KROLOP / ZIMMERMANN (1982), Nr. 3293, S. 502 u.ö.
- 211 Vgl. etwa noch ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 50: „Adel verpflichtet“ 2. Kor. 5, 1–10; „Pflichten der Daheimgebliebenen“ Röm. 12; „Die Weltgeschichte das Weltgericht?“ Gal. 6, 7 f. – S. 51: „Keine Parteien mehr“ Eph. 5, 1–21; Kol. 3, 5 ff. – S. 53: „Gottes Macht wider das Toben der Völker“ Jes. 8, 9–15; 6, 3; der Gottesdienstbesucher versteht, dass Deutschlands Feinde gemeint sind. – S. 54: „Gottes Gerichte, dem Feind ein Schrecken, den Seinen ein starker Trost“ Jes. 25; wer die „Seinen“ sind, wird dem Gottesdienstbesucher nicht mehr zweifelhaft sein. – S. 56: „Wehe den Feinden Gottes – wohl seinen Freunden“ Nah. 1–2. – S. 62: „Gesegneter Friede unter gerechtem Regiment nach dem Sieg“ Jes. 32–33. Ein Hinweis auf die verheißene deutsche Suprematie nach dem Krieg. – Vgl. a. ARPER / ZILLESSEN (1915b), S. 56ff und ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 3 ff.
- 212 Ich zitiere nach der 6. Auflage: NAUMANN (1916), S. 69.
- 213 In: „Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst“, 21. Jg., Berlin, 1915, Nr. 51, S. 826 = NAUMANN (1964), S. 856.
- 214 KRAUS (1915e), S. 13 f.
- 215 LEITFADEN FÜR DEN GESCHICHTSUNTERRICHT (1904), S. 61, Anm. 103. Das ganze Zitat stellt allerdings eine Kompilation aus verschiedenen Schriftstücken Wilhelms I. dar; vgl. FONTANE (1873, I), S. 607 ff; DERS. II (1876), S. 218; LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN (1903), S. 390 ff; PAGEL (1924), S. 326.336.346.
- 216 S. in der Zitatsammlung KOEHLERS (1915a), S. 27; DERS. (1915b), S. 19.39.41.46 f.47 f.51.
- 217 Vgl. ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 103–119: Worte von Fichte, Arndt, Schiller, Geibel, Evers, Storck, Schleiermacher, Treitschke u. a., oft mit einer liturgischen Einleitungsformel versehen; vgl. SCHIAN (1925), S. 118 f.
- 218 Vgl. ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 2, wo die vollständige Liturgie der Gottesdienstordnung für den ersten Band der „Kriegsagende“ angegeben ist; s. a. DIES. (1915b), S. IV.
- 219 DIES., ebd., S. 11 = Arndts Trostlied „Gott, du bist meine Zuversicht“ (1813) aus seinem „Katechismus für den deutschen Wehrmann“; ARNDT (1860), S. 224 f; vgl. DERS. / LEFFSON (1812), S. 113 f; ARPER / ZILLESSEN, ebd., Nr. 14, S. 116 f.
- 220 DIES., ebd., S. 22 = Geibels Gedicht „Gebet“; REINERS (1966), S. 906; ARPER / ZILLESSEN, ebd., Nr. 15, S. 117 f. Weitere vaterländische Verlesungen bei ARPER / ZILLESSEN,

- ebd., S. 26 (= Nr. 20, S. 119 = Maßmanns „Gelübde“: „Ich hab mich ergeben mit Herz und Hand“; KRIEGSLIEDERBUCH Brause du Freiheitssang!, 1914, S. 14; KRIEGSLIEDERBUCH für das Deutsche Heer, 1914, Nr. 28, S. 24, MORAHT; 1914, S. 56 ff) und S. 28 (= Nr. 16, S. 118 f = Geibels Gedicht „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm“; LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN (1903), S. 14; LINKE, 1905, S. 316.
- 221 SMEND (1908), S. VI.XXXII.13.27 f.32.35 f.51.55 f.97.144.179.204.236; DERS. (1910), S. XXIX ff. 2.109 ff (vgl. ebd., S. 256 ff zum Kindergottesdienst). Neben den Kirchenvätern Ignatius von Antiochien, Polykarp von Smyrna, Augustinus und den Reformatoren Martin Luther, Johannes Calvin, Huldreich Zwingli, Martin Bucer, Katharina Zell, Hans (Johannes) Zwick und Johannes Brenz, tauchen hier auch die Namen von Christian Scriver, David Livingstone, Carl Immanuel Nitzsch, Johann Hinrich Wichern, Ernst Moritz Arndt, Johannes Tauler, Thomas von Kempen, Philipp Jakob Spener, Ludwig Adolf Petri, Leopold von Ranke sowie „Frau Musika“ auf. Das „Zeugnis“ Leopold von Rankes (ebd., Nr. 42, S. 139 = RANKE, 1878, S. 2; DERS., 1928, S. 18) ist sein Bekenntnis zu Christus. Das einzige, wirklich patriotische „Zeugnis“ ist Ernst Moritz Arndts anti-italienische und anti-französische Aussage zu Luther (ebd., Nr. 21 f, S. 122 ff), eine Kompilation aus verschiedenen Textstellen Arndts; ARNDT (1814b), S. 276–278; DERS. (1819), S. 21–23; DERS. (1844), S. 582 f.
- 222 SMEND (1910), S. XXX. Zum Wortlaut der Einführungsformel s. SMEND (1908), S. 13: „Mit unserm Doktor Luther bekennen wir.“ / „Mit unsern Vätern bekennen wir.“ – Ebd., S. 32: „Höret, was uns Doktor Luther von der Taufe sagt.“ – Ebd., S. 27: „Doktor Luther sagt.“ – Ebd., S. 35: „Höret, was Dr. Hans Zwick, der Reformator von Konstanz, von der Kirche sagt.“ / „So spricht der Reformator von Konstanz, Dr. Hans Zwick, von der wahren Kirche.“ – Ebd., S. 97: „Höret die Worte Doktor Luthers vom Nachtmahl des Herrn.“ – Ebd., S. 144: „So redet unser Doktor Luther von der Herrlichkeit und dem Segen des Ehestandes.“ – Ebd., S. 179: „Doktor Luther sagt zu den Worten des Apostels.“ – Ebd., S. 204: „So redet Doktor Luther von der Herrlichkeit des Predigtamtes.“ – Ebd., S. 236: „Höret ein Zeugnis dessen aus den Tagen der Reformation.“ – DERS. (1910), S. 127: „Höret an das Bekenntnis und die Mahnung unserer Väter aus den Tagen der Erneuerung der Kirche.“ – Ebd., S. 133: „Höret, wie der Reformator Johannes Brenz dies Psalmwort auslegt.“
- 223 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 1–26. Der liturgische Ablauf der „Kriegsgottesdienste“ ist den „Ordnungen für Kriegsbetstunden und musikalische Andachten“ (s. ARPER / ZILLESSEN, 1915a, S. 120) angeglichen; Buß- und Gnadenwort, sowie Glaubensbekenntnis entfallen. Die Entwürfe für „Kriegsgottesdienste“ werden daher im „Gesamt=Inhaltsverzeichnis“ unter I, 3 (ebd., S. 141 f) auch richtiger als „Kriegsandachten“ eingestuft. Allerdings vollzieht SMEND (1910), S. VIII.2 diese Differenzierung nicht.
- 224 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 1–16.111–140; DIES. (1915a), S. 103–114.
- 225 DIES. (1915c), S. 1–16.52–110; DIES. (1915a), S. 114–127; DIES. (1915b), S. 56–58.
- 226 KÜHNER (1915b), S. 332; HOSENTHIEN (1916), S. 92.
- 227 KÜHNER (1915b), S. 332 f; vgl. SMEND (1910), S. XXX. Kritisch blieb z. B. SCHIAN (1916), S. 174, weil hier der „gottesdienstliche Gesichtspunkt zu stark zurück“ träte; vgl. a. DERS. (1915b), Sp. 148.
- 228 HOPPE (1915a), S. 1; vgl. DERS. (1915b), S. 10 ff.
- 229 SCHMIDT (1915), S. 198.
- 230 S. SCHMIDT (1934), S. 152 f (III, 4).

- 231 Das Folgende nach WEBER (1991), S. 12 ff. 160 ff. 289 ff. 292 ff; WITTENBERG (2009), S. 298 ff; vgl. dazu a. die Darstellung bei FREYTAG (1876), S. 438 ff.
- 232 TUCHOLSKY (1993, VII), S. 234 („Auf dem Nachttisch“, 1929); KISCH (1983), S. 101–111; ARNDT (1815a), S. 78–89: „Wird der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen?“; vgl. a. TUCHOLSKY (1993, VIII), S. 329 („Auf dem Nachttisch“, 1930): „Lest Ernst Moritz Arndt. Ihr werdet wunderschöne Entdeckungen machen [...].“
- 233 S. o. Kap. IV, 2, E, 1–2, S. 264 ff.
- 234 Eine Blütenlese von Belegstellen aus Arndts Schrifttum zum Franzosenhass bei WEBER (1991), S. 162; s. a. u. Kap. VII, 3, d, S. 416 ff.
- 235 Vgl. GRÜTZMACHER (1982), S. 838 ff, insbes. „Germania an ihre Kinder“, § 6:
 „Alles, was ihr [= der Franzosen] Fuß betreten,
 Färbt mit ihren Knochen weiß,
 Welchen Rab und Fuchs verschmähten,
 Gebet ihn den Fischen preis,
 Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
 Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
 Ihn um Pfalz und Trier weichen,
 Und ihn dann die Grenze sein! –
 Chor:
 Eine Jagdlust, wie wenn Schützen
 Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
 Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
 Fragt euch nach den Gründen nicht!“ (DERS., ebd., S. 839 f).
- 236 Es genügt, aus dem Anhang des zuerst anonym in Königsberg veröffentlichten Kleinen Katechismus (ebd., S. 32–86) den „Schlachtgesang 1810“ zu zitieren; ARNDT (1814d), S. 89 f; ARNDT / LEFFSON (1912), S. 75 f:
 „Zu den Waffen! zu den Waffen!
 Als Männer hat uns Gott geschaffen,
 Auf, Männer, auf! und schlaget drein!
 Laßt Hörner und Trompeten klingen!
 Laßt Sturm von allen Thürmen ringen!
 Die Freiheit soll die Losung seyn! –
 Zu den Waffen! zu den Waffen!
 Die Arme müssen sich erstraffen,
 Und stählern alle Brüste seyn,
 Voll Wuth der Tiger und Hyänen;
 Von diesen Augen keine Thränen,
 Bis unser ist der teutsche Rhein! –
 Zu den Waffen! zu den Waffen!
 Zur Hölle mit den franschen Affen!
 Das alte Land soll unser seyn!
 Kommt alle, welche Klauen haben,
 Kommt Adler, Wölfe, Krähen, Raben!
 Wir laden euch zur Tafel ein! –

Zu den Waffen! zu den Waffen!
 Komm, Tod, und laß die Gräber klaffen!
 Komm, Hölle, thu den Abgrund auf!
 Heut schicken viele tausend Gäste
 Wir hin zu Satans düsterm Neste,
 Heut hört die lange Schande auf! –
 Zu den Waffen! zu den Waffen!
 Als Männer hat uns Gott geschaffen,
 Weht, Fahnen, weht! Trompeten klingt!
 In teutscher Treue alle Brüder!
 Hinein! es kehret keiner wieder,
 Der nicht den Sieg zu Hause bringt.“

WEBER (1991), S. 162 bringt hierzu auch ein Florilegium aus diesen in späteren Ausgaben des „Kurzen Katechismus“ nicht mehr abgedruckten oder stark gekürzten Mord- und Totschlag-Liedern.

- 237 Theodor KÖRNER (1920), S. 25 („Aufruf“, 1813, zweite Strophe): „Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen“.
- 238 BÖRNE (1916, II), S. 480 („Menzel der Franzosenfresser, Russische Stimmen“, 1834).
- 239 Vgl. die bei STEINITZ I (1979), S. 317 ff gesammelten Soldatenlieder.
- 240 WEBER (1991), S. 18 mit Anm. 64 (Lit.).
- 241 ENGELS (1967), S. 120 f; ZIMMER (1971), S. 168, Anm. 517; WEBER (1991), S. 1.57.
- 242 DERS., ebd., S. 1 f.32 ff.
- 243 ANONYMUS (1808), 103 ff.
- 244 KLEIST (1982), S. 897 ff in seinen politischen Schriften für die von ihm geplante patriotische Zeitschrift „Germania“, die wegen Napoleons Sieg bei Wagram (5–6.7.1809) nicht erscheinen konnte.
- 245 ANONYMUS (1809), S. 27–105; vgl. ebd., S. 14 ff.
- 246 WEBER (1991), S. 94 ff.
- 247 ARNDT (1812), S. 113–129 („Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten“); DERS. (1813a), S. 131–162 („Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“).
- 248 STAUDE (1903), S. 2, Anm. erinnert allerdings daran, dass der Katechismus-Begriff auch weiterhin im profanen Sinn gebraucht wurde: „Katechismus nennt man heute überhaupt ein Buch, das uns in irgend einem Fach, z. B. Gartenbau, eine ganz kurze Unterweisung, gewöhnlich in Frage und Antwort giebt.“ Vgl. z. B. VOTHMANN (1803/1805).
- 249 DUNKMANN (1916); vgl. BRAKELMANN (1974b), S. 166; DERS. (2005), S. 109.
- 250 BETCKE (1934); vgl. FRAAS (1971), S. 293 ff. Ob die sog. „Katechismustexte“ Dunkmanns und Betckes irgendwann auch in Gottesdiensten oder bei Andachten verlesen wurden, kann ich nicht übersehen. – Unter den Katechismen des 19. Jahrhunderts wäre noch Friedrich Naumanns „Arbeiter=Katechismus oder der wahre Sozialismus“, Stuttgart, 1889, zu nennen. Eine Art „Anti-Kriegskatechismus“ von und für Soldaten schrieb Gustav Landauer 1911: „Die Abschaffung des Krieges durch die Selbstbestimmung des Volkes – Fragen an die deutschen Arbeiter“; LANDAUER (1976), S. 53–71.
- 251 Vgl. etwa ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 124, Nr. 14, 15 und 16: „Höret aus der Schrift [...]“ zu Gen. 14, 10–24; 49, 22–25; Ex. 14, 8–10.13 f; vgl. a. DIES., ebd., S. 150 „Hört

denn [...]“ als Einleitung zu den Herrenworten zum Abendmahl. Vgl. a. DIES. (1915b), S. 24 f. 35. 49. 53.

- 252 DIES. (1915a), S. 104 ff. 108. Vgl. a. ebd., S. 110: „So hat E. M. Arndt, der deutsche Patriot und Christ vor 100 Jahren in seinem ‚Katechismus ...‘ von Freiheit und Vaterland geschrieben.“ etc. – Vgl. a. DIES. (1915c), S. 111 ff; „So schreibt E. M. Arndt 1813 in seiner Schrift ...“ (ebd., S. 118); „Wie Gott und Gottes Kraft vor 100 Jahren in dem deutschen Volke und Heere erschienen sind.“ (ebd., S. 134). In DIES. (1915b), S. 46 wird Luther (ähnlich wie Arndt; DIES., 1915a, S. 108) als „großer Prophet, den Gott den Deutschen gesandt hat“ bezeichnet.
- 253 DIES. (1915a), Nr. 13, S. 123 verweisen hier auf die „unter unsern Feldgrauen verbreitete“ (HAUßLEITER, 1916, S. 1374) freie Bearbeitung Arndt'scher Worte aus dem „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ durch HENNIG (1915), in Kapitel 3 („Von den großen Feinden“), S. 13–16. SPANUTH (1914a), S. 275, Anm. 1, rühmte diese Verfremdung als „auf die heutige Lage zugeschnitten. Die Änderungen des Verf. fallen indes nach Stil und Geist nicht im mindesten aus Arndts Art heraus. Das Heft ist ungeheuer zeitgemäß.“ Die Ausführungen Hennigs zu Russland, Frankreich und England lauten:
- Zu *Russland*: „Wehe dem Fürsten, der blind ist und nicht weiß, wie er regieren soll! Wehe dem Lande, des König ein Kind ist! Er ruft zum Frieden und schützt den Mord; er fleht: „Schaffe uns Frieden!“ und weckt den Streit. Er verkündet Alleinherrschaft und verbündet sich mit wetterwendischer Volksherrschaft, weil Neid seine Seele erfüllt, weil er den Deutschen die Freiheit und Kraft nicht gönnt. Wehe dir, du Koloß im Osten! Dein Urteil ist gesprochen.“
- Zu *Frankreich*: „Und ich kenne einen Feind, der schreit nach Rache. Den Kaiser hat er verloren, und er sehnt sich nach einem Herren. Aber die seine Herren heißen, bleiben nicht; sie wechseln wie die Monde, kommen und vergehen. Nur eins bleibt immer, ihr Schreien nach Rache! Aber von Gott haben sie sich losgesagt und seine Altäre geraubt und lehren Recht, aber nicht von Gott, und schaffen Satzungen, die Menschenweisheit sind. Darum kann es dir nicht gelingen; denn wer von Gott läßt, der ist verlassen.“
- Zu *England*: „Wer auf die eigene Kraft baut, den zersplittert der Sturm. Wehe über den Neid, er ist aller Laster Quelle! Im Neid vollführte Kain Brudermord; der Neid schlug Jesum ans Kreuz! Der Neid erwachte beim Inselvolk, der Neid über Deutschlands Ehre. Sie wollten ihm wehren, Schiffe zu bauen; sie neideten die Arbeit im fremden Lande; sie neideten ihm deutsches Wissen und Können, deutsche Freiheit und deutschen Mut. Und im Neid wurden sie Heuchler. Sie sprachen vom Frieden und wollten Vernichtung; sie sandten freundlich ihre Schiffe und meinten Zerstörung. Solches taten, die doch unsere Stammesbrüder sind! Solches taten die, die mit uns einen Herrn bekennen! Verhülle dein Haupt, Germania, schwärzere Tücke hast du nie geschaut: Verrat am Volkstum, Verrat am christlichen Brudervolk! Dahin kommt, wem das Geld zum Gott wird!“
- 254 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. V. Im Vorwort des dritten Liturgiebandes „Durchhalten!“ heißt es dazu von Seiten Arpers und Zillessens: „Wer von ihrer Benutzung eine ‚Profanierung‘ des Gottesdienstes fürchtet, mag sie ja getrost weglassen. Den Herausgebern und ihren Gemeinden haben sie sich bewährt.“ DIES. (1915c), S. IV. Im 1919 erschienenen Liturgieband „Aus tiefer Not!“ heißt es: „Wir haben diesem Verlangen [= „dichterischen Stoff auch für die Buß- und Gnadenworte, Eingangs- und Schlußgebete aufzunehmen“) in mäßigem Umfange Rechnung getragen, obwohl die Anschauungen über die Verwendung

- dichterischer Stücke in der Liturgie noch recht ungeklärt sind.“ (DIES., 1919, S. 4). Vgl. a. SCHIAN (1925), S. 118 f.
- 255 NAUMANN (1926), S. 9.47.164.322.341.352.370.402.404.408.454.467.482.485.550.599.610; S. 402: „Ist es wohl verboten, auch gelegentlich ‚Andachten‘ über Worte zu schreiben, die nicht in der Bibel stehen? Es würde für uns verboten sein, wenn es sich um Worte handelt, die dem Geist der Bibel fern sind, denn Grund und Quelle unserer Religion bleibt die heilige Geschichte, es ist aber erlaubt, wenn ein Gedanke, der durchaus im Gedankengang des Glaubens liegt, eine neuere Form gefunden hat, die sich uns leicht einprägt, weil sie eben unsere Sprache ist, nicht Übersetzung aus alter Zeit. Schon öfter wollten Sprüche und Worte von neuem Klang an die ‚Hilfe‘ anklopfen. Sie wurden aber abgewiesen um der Sitte willen, die sich vom gottesdienstlichen Gebrauch her in die Erbauungslitteratur übertragen hat.“
- 256 Ganz ähnliche Gebete dann auch in den lutherischen Agenden; vgl. DIE FEIER DER NEBENGOTTESDIENSTE (1916), S. 60–72; einige sind sogar identisch und wurden womöglich aus ARPER / ZILLESSEN übernommen; vgl. DIES. (1915a), S. 72 ff (Nr. 7–8) = DIE FEIER DER NEBENGOTTESDIENSTE, ebd., S. 61 ff (Nr. III–IV); ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 47 ff (Nr. 29–30) = DIE FEIER DER NEBENGOTTESDIENSTE, ebd., S. 63 ff (Nr. V–VI) etc.
- 257 Vgl. HOSENTHIEN (1915), S. 371; SCHIAN (1916), S. 174.
- 258 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 65: „Der Sieg kommt von dir.“ – Ebd., S. 74: „Hab Dank für allen Waffenerfolg, den du uns schon geschenkt hast.“ – Ebd., S. 77: „Wir danken dir [...] für alle die wunderbaren Erfolge in heißen, blutigen Kämpfen.“ – Ebd., S. 83: „Wir danken dir, daß du unser ganzes Volk, besonders unsere Jugend, mit heiliger Begeisterung durchweht [...] und ihre Tapferkeit mit vielen herrlichen Siegen gekrönt hast [...] Segne auch weiterhin unsere Waffen, und laß unsere Heere fortschreiten von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg.“ – Ebd., S. 86: „Wir danken dir für die Siege, die schon errungen sind.“ – Ebd., S. 91: „Du gabst unsern Waffen den Sieg!“ – Ebd., S. 93: „Wir danken dir, daß du dich so sichtlich zu unserer gerechten Sache bekannt und unsre Heere von Sieg zu Sieg geführt hast.“ – Ebd., S. 96: „Herr, wir danken dir, daß wir dich auch heute wieder für Sieg preisen dürfen, den du gegeben hast.“ – Ebd., S. 101: „Herr der Herrscharen, Lenker der Schlachten! Wir danken dir, daß du mit uns warst in diesen Tagen und uns führtest von Sieg zu Siege.“ – Ebd., S. 102: „Du hast uns Sieg verliehen, wie wir dich von Herzen gebeten haben.“ Etc. – DIES. (1915b), S. 17: „In deinem Lichte wird uns nun als ein Geschenk von dir offenbar, was uns in diesen Monaten alles zuteil ward an Sieg und Gelingen.“ – Ebd., S. 42: „Schon manche Siegesernte hast du uns geschenkt in blutigen Kämpfen, aber der heißeste Erntetag liegt noch vor uns.“ Etc. – DIES. (1915c), S. 28: „Du gabst uns schon manchen Sieg.“ – Ebd., S. 32: „Wir danken dir aus tiefstem Herzen dafür, daß du unsern Führern und Heeren Mut und Waffen gesegnet hast, daß sie wiederum den Feind zurückgeworfen und unser Land beschirmt haben.“ – Ebd., S. 35: „Deine feurigen Rosse und Wagen haben auf unsrer Seite gekämpft [...]. Deine Gnade, deine Kraft, deine Hilfe hat uns von Sieg zu Sieg geführt.“ – Ebd., S. 40: „Du hast schon bisher Großes an uns getan. Du hast noch Größeres im Sinn.“ – Ebd., S. 46: „Du hast uns in den Tagen schwerer Not und herrlicher Siege verbunden in heiliger Treue.“ – Ebd., S. 47: „Du hast unsern Waffen Sieg verliehen und die todesmutige, in allen Gefahren aushaltende Tapferkeit unsrer Heere mit Erfolg gesegnet.“ – Ebd., „Wie du uns bisher gegen den Ansturm unsrer Feinde von allen Seiten geholfen, so ziehe auch fürder deine Hand nicht von uns ab!“, etc.

- 259 BRAKELMANN (1991), S. 140 f.
- 260 ARPER / ZILLESSEN (1915a), S. 74: „Wie du den Vätern in heißem Ringen zum Sieg geholfen, so gib jetzt auch unsern Waffen Sieg.“ – Ebd., S. 80: „Der du einst die deutschen Waffen gesegnet und unser Volk von Sieg zu Sieg geführt [...] sei du auch jetzt in unserer Mitte.“ – Ebd., S. 87: „Gib unsern Waffen den Sieg und laß uns deine wunderbarliche Hilfe schauen, wie du sie in den Tagen unserer Väter herrlich geoffenbart hast.“ Etc.
- 261 DIES. (1915a), S. 66: „Wir haben diesen Krieg nicht gewollt, das weißt du, Allmächtiger. Du kennst allen bösen Rat und Willen, der uns in diese Not gebracht hat.“ – Ebd., S. 69: „Wir danken dir, daß wir mit gutem Gewissen haben in den Krieg ziehen dürfen, nicht als Angreifer, sondern als die Angegriffenen und Überfallenen, die nichts erfüllen als deinen Willen, wenn sie sich ihres Vaterlandes annehmen und ihm Treue halten bis in den Tod.“ – Ebd., S. 71: „Wir klagen dir unsere Not, die Not des Volkes, das wider seinen Willen, ohne seine Schuld in Kampf und Krieg verstrickt worden ist. Von allen Seiten umdrängt uns der Feind, zur Rechten und zur Linken müssen wir kämpfen mit Waffen der Gerechtigkeit und der Kraft.“ – Ebd., S. 74 f: „Sei du unser treuer Bundesgenosse in dem furchtbaren Krieg, der uns aufgezwungen ist, und führe unsere gerechte Sache zum Sieg.“ – Ebd., S. 79: „Verstummen müssen falsche Mäuler, die da reden wider uns frech, stolz und höhnisch.“ – Ebd., S. 82: „Wir danken dir, daß wir in diesem Kriege ein gutes Gewissen haben, und daß wir für eine gute und gerechte Sache kämpfen. Du weißt ja, daß wir den Krieg nicht gesucht haben, sondern daß er uns aufgedrungen und aufgezwungen worden ist; darum können wir getrost unsere Augen zu dir emporrichten, und unsere Krieger können mit Freudigkeit zu den Waffen greifen.“ – Ebd., S. 83: „Mache zu Schanden die Falschheit, ja das ganze Lügengewebe unserer Feinde, und bewähre es in diesem Krieg, daß Recht doch Recht bleiben muß.“ – Ebd., S. 87: „Du Herzenskündiger weißt, daß uns der Feind in den Krieg gedrängt hat.“ – Ebd., S. 88: „Du weißt Herr, dieser Krieg ist uns aufgedrungen worden.“ Etc. – DIES. (1915c), S. 35: „Sie sind mit starker Übermacht über uns hergefallen wie Räuber über einen friedfertigen Wanderer.“ Etc.
- 262 Das „Gott mit uns!“ des fast gleichrangig neben Martin Luther und Friedrich dem Großen „eingedeutschten“ (so BERNER, 1982, S. 482; vgl. SCHMIDT, 2018, S. 675) Schwedenkönigs Gustav II. Adolf (LAMPARTER, 1892, S. 558.590 ff. 649) war nicht national orientiert; es bezog sich nicht auf die Schweden, sondern in erster Linie auf das übernationale „evangelische Wesen“ (LAMPARTER, ebd., S. II.199.206.239 f. 257 f. 268.270 ff. 276.385.404.431.481.492 f. 518.546 u.ö.), wie auch die Ansprachen seines Hofpredigers Fabricius erkennen lassen; LAMPARTER, ebd., S. 495 f. 542.
- 263 Vgl. etwa GANGHOFER (1915), S. 11.47.63.131.136.139 f. 142.144.162.184.207. Ganghofers Buch „Reise zur deutschen Front“ war mit der Auflage von 200.000 Exemplaren im Taschenbuchformat eine der verbreitetsten Kriegspropagandaschriften.
- 264 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 32: „Nimm du selbst durch dein hartes Muß uns alle falsche Bequemlichkeit, stopfe dem nichtigen Gerede den Mund“ (Tit. 1, 11). – DIES. (1915a), S. 66: „Du könntest uns hart strafen wegen des vielen Übermuts, der Unzufriedenheit und Lästerrrede, dem vielen Neid, Haß und gottlosen Wesen in unserem Volk.“ – Ebd., S. 71 f: „Erfülle unser Volk in allen seinen Gliedern mit dem Geist der Buße, daß wir unsere Sünde und Selbstsucht erkennen, uns loßreißen von den eitlen Gedanken und allen Ketten fleischlichen Behagens.“ – Ebd., S. 75: „Laß uns nicht in Kleinmut und Verzweiflung versinken,

- auch wenn uns einmal statt Sieg eine Niederlage beschieden ist.“ – Ebd., S. 77: „Vergib uns alle Untreue und allen Undank.“ – Ebd., S. 95 f: „Brich durch unser irdisches Behagen und Sorgen, unser kleines Wünschen und Bangen“. Etc. – DIES. (1915b), S. 41: „Dämpfe du das Murren, das sich regen will.“ Etc.
- 265 Vgl. PRESSEL (1967), S. 202 ff. 205 ff. 216 ff. 238 ff; MISSALLA (1968), S. 60 ff. 102 ff. 108, vgl. HAMMER (1974), S. 136 ff.
- 266 KÖRNER (1920), S. 42; DOEHRING I (1919), S. 58 (Domprediger Ernst Vits in Berlin, 1914), schon in Jugendbüchern; PISTORIUS (1905), S. 269.
- 267 Der Ausdruck nach Matth. 11, 7 stammt von Bischof Paul Wilhelm von Keppler, zit. n. FAULHABER (1917), S. 10; MISSALLA (1968), S. 108 mit Anm. 50.
- 268 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 61: „Kriegsmorgengebet der Daheimgebliebenen“ von Christine Süßenbach-de Fauquemont; BRAKELMANN (2015a), S. 43 f; FISCHER (2016), S. 134 f.
- 269 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 27–51. 52–70.
- 270 DIES., ebd., S. 3.
- 271 DIES., ebd., S. 27 f.
- 272 ARNDT (1813c), S. 166: „Dann mußt du auch den heiligen und von Gott und Natur gebotenen Haß gegen deine Unterdrücker walten lassen; der Name Franzos muß ein Abscheu werden in deinen Grenzen und ein Fluch, der von Kind auf Kindeskind erbt [...]. Geschieden werde das Fremde und Eigene auf ewige Zeit, geschieden werde das Französische und Deutsche, nicht durch Berge, nicht durch Ströme, nicht durch chinesische und kaukasische Mauern, nein, durch die unübersteigliche Mauer, die ein brennender Haß zwischen beiden Völkern auführt!“ Vgl. a. DERS. (1815b), S. 181: „Durch diesen brennenden Eifer und heiligen Haß des Volkes gegen den französischen Übermut war das preußische Heer in der kurzen Zeit von drei bis vier Monaten auf die große Zahl von beinahe 300000 Streibern gebracht.“ Vgl. DERS. (1813f), S. 169: „Nur ein blutiger Franzosenhaß kann die deutsche Kraft vereinigen.“ Etc.; vgl. FREYTAG (1876), S. 392 ff. 414 f. 423.
- 273 ARNDT (1813 g), S. 16. 18 f: „Ich will denn Haß gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer. Dann werden Deutschlands Gränzen auch ohne künstliche Wehren sicher seyn, denn das Volk wird immer einen Vereinigungspunkt haben, sobald die unruhigen und räuberischen Nachbarn darüber laufen wollen. Dieser Haß glühe als die Religion des teutschen Volkes, als ein heiliger Wahn in ihren Herzen.“ In seinem „Katechismus der Deutschen“, Kapitel IV („Vom Erzfeind“), lässt Kleist auf die Frage: „Wer sind deine Feinde, mein Sohn?“ noch einschränkend antworten: „Napoleon, und so lange er ihr Kaiser ist, die Franzosen.“ KLEIST (1809), S. 900.
- 274 So etwa Richard Zoozmann bei WINDEGG (1915), S. 118 im antienglischen Gedicht „Unsere Flotte!“ Nach KOEHLER (1915a), S. 32 und DERS. (1915b), S. 31 f ergibt sich hier jedoch kein einheitliches Bild: „Freilich wird der Christ seinen Haß halten in den Grenzen der Unpersönlichkeit. Für die Befriedigung des persönlichen Hasses ist die Religion nicht da als Vorwand oder Deckmantel. Zwar sollen sie sein dürfen: gerechter Zorn, heilige Empörung. Sie sind auch Jesus nicht fremd gewesen. Es gilt zu hassen die Mächte des Bösen in den Völkern, die uns überfallen haben.“
- 275 ARNDT (1814a), S. 17: „Ich hasse im Namen meines Volkes und im Recht dieses Volkes, und ich thue darin beide Gottes und meines Herzens Wille.“ – Ebd., S. 24: „Ich hasse alle

- Franzosen ohne Unterschied im Namen Gottes und im Namen meines Volkes [...]. Ich lehre diesen Haß meinen Sohn, ich lehre ihn den Söhnen meines Volkes.“
- 276 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 126; ARNDT (1808), S. 175. Arper und Zillesen setzen für die gottesdienstliche Verlesung noch Joh. 8, 36 hinzu: „So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“
- 277 So mehrfach allein in seinem genannten Aufsatz „Was müssen die Deutschen jetzt tun?“ in: ARNDT (1813c), S. 157: „Frischauf denn, Haß! Mutiger, lebendiger Wind in die Segel der Seele, wehe, blase, brenne, ja donnere und zerschmettere, wenn du kannst! Du bist mein Glück und mein Stolz, du bist mein Schirm und meine Stärke.“ – Ebd., S. 168 f: „Gott hat Zorn und Rache geboten, wie er Freundlichkeit und Liebe geboten hat [...]. Darum hasse und liebe, belohne und strafe, oder du bleibst ein verächtliches Volk!“ [...] Aber, deutsches Volk, damit dieser glückselige Haß werde und bleibe, dazu bedarfst du Krieg, heißen, blutigen, gemeinsamen Krieg aller Deutschen gegen die Überzieher.“ – Ebd., S. 172 („Einmütigkeit der Herzen sei eure Kirche, Haß gegen die Franzosen eure Religion.“ – Ebd., S. 178: „Ich will Haß gegen die Franzosen, damit Deutschland künftig sicher sei, ich will die Franzosen in Deutschland vertilgt wissen, weil sie mein Vaterland unterjochen wollen. Soweit soll gehaßt und gekriegt werden, und recht mit voller Seele.“ – Vgl. a. DERS. (1814a), S. 9: „daß ein redlicher Deutscher sie hassen und verabscheuen muß, wenn er nicht ganz vergessen will, was er werth ist [...]. Den Kindern muß es gelehrt werden und den Kindeskindern gepredigt, damit sie des Hasses und der Feindschaft gedenken.“ Etc. Zum Arndt'schen Franzosenhass s. a. RAPP (1920), S. 67; OTT (1966), 220 f. 225. 265. 268. 283 f.
- 278 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 125; ARNDT (1808), S. 174: „Und ich liebe mein Vaterland und seine Ehre und Freiheit über alles [...]; darum will ich Haß auf Leben und Tod, Haß, den einzigen, gewaltigen Retter und Helfer.“ Angehängt wird diesem Arndt-Zitat bei ARPER / ZILLESSEN, ebd., S. 126, der Vers Joh. 8, 36: „So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei.“
- 279 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 22, S. 17a; bisweilen auch in Kriegsliederbücher übernommen; KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 67, S. 54a; EVANGELISCHES MILITÄR=GESANG= UND GEBETBUCH (1906), Nr. 68, S. 80a; FELDGESANGBUCH (1897), Nr. 1, S. 3a; heute im eg (1996), Nr. 347.
- 280 KNAPP (1850), Nr. 2383, S. 1039b eigentlich ein Abendlied, das wie EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 551, S. 382b–383a und heute eg (1996), Nr. 469, auf den altkirchlichen Hymnus „Christe qui lux es et dies“ von 534 zurückgeht.
- 281 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 52 f (Zitat aus Strophe 3 und 4).
- 282 DIES., ebd., verweisen auf DIES. (1915a), S. 56.
- 283 DIES. (1915c), S. 112 f (Nr. 5) = D. Martin LUTHER, WA II, S. 107, Z. 13–20.
- 284 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 111 (Nr. 3) = D. Martin LUTHER, WA XIX, S. 625, Z. 23–31 + S. 626, Z. 4–14. ARPER / ZILLESSEN, ebd., S. 62 nahmen dementsprechend in ihre Kriegsgedichte auch ein Gebetslied von Julius Burggraf auf, in welchem es zur Gewissensberuhigung heißt:
- „Deutschland muß lieben, muß lieben selbst mit dem Schwerte;
Und die mordende Hand betet, indem sie zerstört:
Frieden will Deutschland, ewigen Frieden der Erde!
Hilf unsern Waffen! – Herrgott, du hast uns erhört!“

- 285 Das Lied wird auch in einem anderen Kriegsgottesdienst eingesetzt; ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 21.
- 286 HOSENTHIEN (1915b), S. 419 zu 2. Chr. 14, 1–7.10.
- 287 Vgl. FÖLLMI (2017), S. 79 ff, der die kriegstheologische Bedeutung und Funktion des Kirchenliedes für die Kriegshomiletik an drei Predigtbeispielen aus dem Elsass vorführt.
- 288 ZWEIG (1921), S. 200 f. 206 ff. 217 ff; DERS. (2013), S. 312 ff; vgl. a. die aus dem Französischen übersetzte Textsammlung bei KÜHN (1917), S. 7 f. 9 ff. 32 ff. 51 ff. u. ö.
- 289 D'ANNUNZIO (1918b), I, S. 600: „Tenete acceso in noi l'odio santo.“
- 290 Zit. n. BUELENS (2014), S. 86.373; anonym im August 1914 publiziert.
- 291 Zit. n. RÜHLMANN (1918), S. 102. Das französische Original war mir nicht zugänglich.
- 292 Text bei QUENZEL (1914), S. 138 ff; WINDEGG (1915), S. 37 ff; BUSSE (1916), S. 14 ff. Bei PFEMFERT (1987), Sp. 428 als abschreckendes Beispiel 1915 abgedruckt.
- 293 Vgl. ZWEIG (2013), S. 310 ff, der bezeugt, dass der deutsche Freiheitskrieg Lissauers „liebstes Thema“ war.
- 294 ROTHEIT (1916), S. 194 ff.
- 295 Vgl. ZWEIG (2013), S. 311.
- 296 ROTHEIT (1916), S. 195.
- 297 Von CHAMBERLAIN (1915), S. 8 allerdings schon 1915 mit antijüdischem Ressentiment relativiert: „Und wenn auch [...] die Deutschen selber Haßgedichte singen, so bleibt es nichtsdestoweniger gewiß, daß diese Stimmung nicht die vorwaltende und auch nicht die gestaltende ist [...]. Treitschke bemerkt, der deutschen Gutmütigkeit sei der Haß schwer faßlich; der Verfasser des „Haßliedes gegen England“ kämpft als wackerer Deutscher mit, entstammt aber einem Volke, das – im Gegensatz zu den Deutschen – von jeher den Haß als eine Haupteigenschaft großgezogen hat.“
- 298 Vgl. SPANUTH (1915), S. 31, Anm. 2.
- 299 In Frankreich Romain Rolland in seinem Artikel „*Au dessus de la mêlée*“ zuerst erschienen im Journal de Genève in der Beilage vom 22.9.1914, wiederabgedruckt in der gleichnamigen Artikelserie „*Au-dessus de la mêlée*“, ROLLAND (1913), S. 21–38, vgl. ZWEIG (1921), S. 217 ff; DERS. (2013), S. 321.
- 300 PRESSEL (1967), S. 124 ff; zu Baumgarten s. BRAKELMANN (1991), S. 20 ff. Sogar BUSSE (1916), S. XIV kritisierte, „daß ein Dichter, der ‚drosselnden Nationalhaß‘ für ewige Zeiten predigt, der ‚Menschheit Würde‘ verletzt und die Seele der Nation nicht klärt, sondern vergiftet. Unsere schönsten Kriegslieder sind auf unvergängliche positive Werte gestellt, auf Opferbereitschaft, Vaterlandsliebe und dergleichen; der Haßgesang dagegen steht ganz auf negativen, auf zufälligen und vorübergehenden: auf der Gegnerschaft gegen England. Und zwar brennt diese Gegnerschaft nicht in ehrlichem, germanischem Zorngeist auf, sondern sie schwelt in einem rachebrütenden lauernden Haß. Eine Kunst, die solchen peinlichen Erdenrest nicht reinigt und verzehrt, sondern im Gegenteil mit dem ganzen Reichtum technischer Mittel stützt, vermag wohl eine zeitliche und erregende Wirkung auszuüben, aber keine dauernde und befreiende.“
- 301 ROTHEIT (1916), S. 195 zitiert die Erklärung von Bethmann Hollwegs vom 28.5.1915 im Reichstag: „Nicht mit Haß führen wir diesen Krieg, aber mit Zorn, mit heiligem Zorn!“
- 302 BAUMGARTEN (1914d), S. 318 f; DERS. (1914c), S. 335.
- 303 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 87; BRAKELMANN (2015a), S. 61.

- 304 POTT (1915), S. 90.92.94.95.96 in einer Predigt am 30.5.1915 nach der Kriegserklärung Italiens (ebd., S. 89), über Matth. 23, 13 f. 16 f. 23 mit dem Titel „Wehe England“: „Entfacht ist in uns aufs neue Gottes heiliger Geist, der Geist der Glaubensglut und der Vaterlandsliebe – und mit beiden verbunden der Geist des Hasses. Wie denn? Ist Haß nicht unchristlich, ungerecht, unsittlich? Und doch fühlen wir uns dabei so fromm und gerecht und deutsch. Laßt uns reden vom heiligen Haß. Gibt es einen heiligen Haß? Und wenn, was ist der Grund, der ihn gerecht und heilig macht? Was ist die Art, die ihn rein und sittlich erhält? Man sagt: Haß ist unchristlich. Mag sein. Doch sieh hin auf Jesus. Haß glüht aus seinen verlesenen Worten. Das ist kein vorübergehendes Zorneswallen, wie wenn er mit geschwungener Geißel die Händler zum Tempel hinaustreibt. Das ist dauernder Haß. [...] So heiß und echt Jesu Liebe war; so eng und innig seine Gemeinschaft mit Gott ist; so stark und wahr wird nun sein heiliger Haß: wehe euch! [...] Heiliger Haß ist aufgeflammt im deutschen Volk gegen die Greuel englischer Heuchelei! Wohlan! [...] Der heilige Haß macht stark. Ernst Moritz Arndt singt vom Haß des deutschen Mannes: „Seine Rüstung heißet Gott, darum ist die Welt ihm Spott. / Solche Rüstung macht dich stark; solcher Haß erfüllt mit Mark.“ [...] Herr unser Gott, entfache in uns zu Beginn des neuen Kriegsabschnittes aufs neue deinen heiligen Geist, in heiligem Haß gegen Heuchelei und Hochmut und Scheinheiligkeit und Selbstsucht; in heiliger Liebe zur Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit und Barmherzigkeit und Treue.“ Vgl. BRAKELMANN (1974b), S. 164.
- 305 LILLER KRIEGSZEITUNG vom 5. August 1916, 3. Kriegsjahr, Nr. 2, S. 1c (Artikel „Wir haben alle nur *einen* Feind“): „Wir brauchen hier draussen den heiligen Hass gegen dieses unritterliche, in all’ seinen Handlungen nur von feiger Selbstsucht getriebene Inselsvolk, das der Urheber dieses furchtbaren Krieges war und das auf Geschlechter hinaus nur Mordgedanken gegen Deutschland sinnt. Los von England! Wir haben alle nur *einen* Feind.“ ROTHEIT (1916), S. 196; zur Liller Kriegszeitung vgl. HARDT (1917), S. 149.
- 306 SAINT-VICTOR (1871), S. 279f.
- 307 DUNKMANN (1916), S. 38.
- 308 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 89; BRAKELMANN (2015a), S. 61; hier ist in der dritten Strophe auch der fehlerhafte Text der vorherigen Auflage berichtet in: „Haß, Neid, Lug, Trug muß untergehn“. Der Ausdruck „Herzvolk Europas“ – auch von Madame de STAËL (1874), S. 6 („*Le cœur de l’Europe*“) im Vorwort ihres Buches „*De l’Allemagne*“ vom 1.10.1815 gebraucht – nimmt ebenfalls Bezug auf Arndt; ARNDT (1807b), S. 104; DERS. (1818a), S. 33; DERS. (1813 g), S. 28.47.61 f; ein häufiges Motiv auch in der Kriegsdichtung; vgl. etwa SCHÜLER (1914), S. 22 f:
 „Herz der Welt, du deutsches Herz,
 Alles horcht auf deinen Schlag.
 Still im Glück und groß im Schmerz
 Rüste deinen Menschheitstag. [...]“
 Wenn du jetzt nicht von dir fällst,
 Gibt es nichts, was dich zerschellt –
 Wenn du dir die Treue hältst,
 Rettest du das Herz der Welt!“
- 309 S. ARNDT (1860), S. 228; = ARNDT / LEFFSON, 1912, Bd. I, 1, S. 120.
- 310 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 71–110.

- 311 BAUMGARTEN (1914a), S. 300; vgl. DERS., ebd., S. 334: „Wir müssen ja morden und müssen würgen; unsere schweren Geschütze ziehen wie Würgengel Gottes durch Feindesland.“ Vgl. DERS., Pfingsten im zweiten Kriegsjahr, in: DERS. (1916), S. 206 f, wo das „heilige Müssen“ im Krieg mit dem Pfingstgeist in Zusammenhang gebracht wird. Vgl. a. PRESSEL (1967), S. 224 (zu ALTHAUS, 1915, S. 92 ff): „Davon reden wir nicht, ob im Licht seines [= Jesu] Namens der ganze Krieg uns furchtbar und verabscheuungswert erscheint. Wir müssen, das ist uns heilig gewiß; und wer muß, der hat Gott bei sich.“ PRESSEL, ebd., S. 224: „Dieses ‚Muß‘ ist, nach Althaus, der Rahmen, innerhalb dessen der Vollzug der ‚Gewalt Jesu‘ gegenüber der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern und gegenüber den Gefangenen möglich ist. Ja Althaus stellt sogar die tötende Gewalt des Krieges selbst in den Dienst der ‚Gewalt Jesu‘, wenn er sagt: ‚[...] wir üben die harte Kriegsgewalt [...] um der Gewalt Jesu willen, wir wollen unsere Feinde aus keinem anderen Grunde niederbringen als weil wir den Frieden und das Wachstum in gegenseitiger Achtung, in Vertrauen und Austausch begehren.“
- 312 GOENS (1914), S. 9; auch die Rezensenten der Feldpredigten von Goens heben dessen Schwerpunktsetzung beim Pflichtgedanken hervor; STRUNZ (1915), Sp. 1439.
- 313 Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst“, 21. Jg., Berlin 1915, Nr. 36, S. 576 = NAUMANN (1964), S. 851; vgl. SCHIAN (1921), S. 134 f.
- 314 JAHIER (1981), S. 51, Anm. 1:
 „A chi li supplica – sul luogo della strage – i soldati rispondono:
 WIR MÜSSEN (siamo obbligati),
 guardando i capi; – e i capi rispondono, guardando i soldati: SIE MÜSSEN
 (essi sono obbligati). (Inchiesta belga).“ BUELENS (2014), S. 168; HORNE / KRAMER (2001), S. 420.
- 315 KLEIN (1914), S. 116.
- 316 LERSCH (1925), S. 53.
- 317 WITKOP (1928), S. 117.
- 318 <http://win2014.de/?p=1076> und http://win2014.de/?page_id=60. Der Notizbucheintrag ist nicht datiert, wird aber am ehesten aus der Zeit unmittelbar nach seiner Verwundung am 19.12.1914 stammen; vgl. WITKOP (1928), S. 301; HOFFMANN (1937), S. 319.330 f (Verhalten beim Ablösebefehl). Vgl. a. CAROSSA (1943), S. 82; bei ENGLUND (2013), S. 153 berichtet Alfred Pollard, damals 21 Jahre, Infanterist in der britischen Armee, am 15.6.1915: „Wenn man die Linien verläßt und sich mit jedem Schritt weiter von Kugeln und Granaten entfernt, ist die Atmosphäre ausgelassen; man hört Gesänge, Scherze werden gemacht, es wird gelacht. Auf dem Weg dorthin wiederum ist die Sache ganz anders. Da herrscht eine ernste Stimmung, Kommentare werden einsilbig erwidert; die meisten schweigen, ganz mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Einige lachen und plappern, wie um zu demonstrieren, daß sie wirklich keine Angst haben, oder um zu verhindern, daß die eigene Phantasie mit ihnen durchgeht; andere tun es, um die Kameraden aufzurichten. Nur wenige verhalten sich natürlich.“
- 319 PFEMFERT (1973, I), S. 103 f.
- 320 WITKOP (1928), S. 337. Hervorhebungen von mir.
- 321 DERS., ebd., S. 338.
- 322 DERS., ebd., S. 350.

- 323 DERS., ebd., S. 288. Vgl. a. die längeren Reflexionen von Theo Wagner (1889–1917), stud. rer. pol. aus Freiburg i. Brsg., bei WITKOP, ebd., S. 293 f.
- 324 ENGLUND (2013), S. 244: „[...] Der Infanterist erzählt, wie er einmal versuchte, sich selbst eine Verwundung zuzufügen, indem er seine Hand in die Schießscharte des Schützengrabens hielt. Eine Stunde lang hatte er sie hochgehalten, aber vergeblich.“
- 325 HESSE (1992), S. 419.
- 326 Vgl. ENGLUND (2013), S. 159.
- 327 Vgl. KÜHL (1936/1937), S. 334; vgl. DERS., ebd., S. 47.135.177.327.341.561 ff.646 f.676.718.754.774 u.ö.; WITKOP (1928), S. 159.176.241.257.288.292.338.350; HOFFMANN (1937), S. 102.113.
- 328 PFEMFERT (1973, I), S. 81; KÖPPEN (2004), S. 279 f („Loretto“).
- 329 DUNKMANN (1916), S. 9.
- 330 S. o. Kap. VII, 3, d; Anm. 284; hier fallen besonders die ersten Zeilen auf; ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 62; WINDEGG (1915), S. 97 f:
 „Herrgott, dich loben wir! Herrgott, wir müssen vernichten,
 Herrgott, wir müssen Blut und Verderben säen!
 Herrgott, gerecht wirst du wägen, gerecht wirst du richten,
 Wenn Tempel des Friedens in Rauch und Trümmern vergehen!
 Deutschland muß lieben, muß lieben selbst mit dem Schwerte;
 Und die mordende Hand betet, indem sie zerstört:
 Frieden will Deutschland, ewigen Friede der Erde!
 Hilf unsern Waffen! – Herrgott, Du hast uns erhört!“
- 331 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 79; BRAKELMANN (2015a), S. 55 f.
- 332 Die Bezeichnung stammt aus Dan. 2, 33 und wurde als „*colosse aux pieds d'argile*“ zuerst von Denis Diderot (1713–1784) auf das Russland Katharinas II. (1729–1796) bezogen; vgl. BÖTTCHER / BERGER / KROLOP / ZIMMERMANN (1982), Nr. 3467, S. 527.
- 333 Reinhold EICHACKER, Briefe an das Leben, Stuttgart / Berlin / Leipzig 1916, S. 37 f. Ein ständiges Thema bei HEDIN (1915a), S. 14.37.196.239.336.477 ff; auch in Feldpostbriefen, vgl. HOFFMANN (1937), S. 43.69 ff.106.118.125.155.186.211 f.386. Von „rassistischer Empörung“ war auch 1915 Thomas Manns rassistischer Ausfall in der „Svenska Dagbladet“ (Stockholm) gegen die von Frankreich rekrutierten Kolonialtruppen getragen: „Ich zeige Ihnen ein Bildchen. Ein Senegalneger, der deutsche Gefangene bewacht, ein Tier mit Lippen so dick wie Kissen, führt seine graue Pfote die Kehle entlang und gurgelt: ‚Man sollte sie hinmachen. *Es sind Barbaren.*‘ Nun? Ich hoffe, mein Bildchen gefällt Ihnen? Aber vielleicht werden Sie es verstehen, wenn wir Deutschen das ‚Menschengeschlecht‘ eine Zeitlang im Bilde dieses seines angenehmen Beauftragten erblicken.“ MANN (1974), S. 546 („An die Redaktion des ‚Svenska Dagbladet‘, Stockholm“, 1915); vgl. DERS. (1988), S. 25; KURZKE (2009), S. 163.
- Der Einsatz von Kolonialstreitkräften war schon aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/1871 bekannt; s KLEIN (1914), S. 33 f („Turkos“, „Wüstensöhne“).45 („algerische Truppen“).52 f („Turkos“, „die fürchterlichen und gefürchteten Sturmkolonnen der Wüste [...], mitunter prächtige numidische Typen; kleine verschrumpfte und hohe markige Gestalten; dann und wann ein baumstarker Neger; – oh weh, deutsche blondlockige Jugend“).55 f.62.70 f („sagenhafte Ungeheuer“).75 f („Unter den Turkos gibt es eine Sekte,

deren Anhänger besonders Wein etc. trinken“).⁷⁷ („Wie doch die Zeiten sich ändern! Einstens die Kreuzzüge, – heute der Halbmond mitten in der Christenheit: Mohammed fechtend unter dem Banner des allerchristlichsten Volkes! Ja, ja, da lag auch ein Bann auf Frankreichs Gewissen“).⁹⁶ („Die Turkos sammeln sich, erheben ihr greulichs Kriegsgeschrei“).⁹⁹ („heillose Turkos“, „armer Turko“).^{115.123 f.148.155 f.182} („Mohammedaner“).²⁴⁰ („afrikanische Kerntuppen, der Stolz und Schrecken der Rheinarmee“). Vgl. aber auch Katharina KLEIN (1911), S. 79 f: „Es war eine helle Freude, diese Kameradschaft zu sehen, und wie die deutschen Soldaten um das Bett des Unglücklichen [= Turko] sich scharten und sich zuflüsterten: ‚So habe ich mir die Turkos nicht vorgestellt!‘ – ‚Der ist gerade wie andere Menschen!‘ – ‚Ich habe mir die Turkos als Ungeheuer oder als Menschen gedacht, die einem Affen ähnlich sind.‘“ – In den Kriegspredigten 1914–1918 wird auf die fatalen Konsequenzen des Einsatzes von Kolonialtruppen für die Missionsarbeit hingewiesen; vgl. DOEHRING I (1919), S. 95; DELITZSCH (1915), S. 79 f; DRYANDER / AXENFELD (1914), S. 4 ff. Vgl. zur Thematik der durch Napoleon III. eingesetzten Kolonialsoldaten MORGENRATH / RÖSSEL (2017), S. 40 ff. Die das Deutsche Reich betreffenden Passagen des Werkes sind unbedingt mitzulesen.

334 BRAUSEWETTER (1916).

335 ARPER / ZILLESSEN (1915c), S. 79.

336 Ein Zusammenhang mit dem Vorwurf an die Entente, Söldnertruppen aus ihren Kolonien gegen Deutschland einzusetzen, ist hier nicht zu ganz von der Hand zu weisen, zumal diese in der deutschen Presse als „höllenentsprungene Wesen“ bezeichnet wurden wie z. B. bei EICHACKER (1916), S. 37 f.⁴⁴ (im Kapitel „Die Schwarzen greifen an“): „Gasangriff! Hundert und wieder hundert Paare weitaufgerissener Kämpferaugen bohrten ihre Blicke hinein in die häßlich qualmende Wolke, die sich träge und undurchdringlich an uns heranwälzte. Hunderte brennende Kämpferaugen, starr, drohend, todbringend! Sie konnten kommen, die Schwarzen! Und sie kamen. Erst einzeln, in großen Abständen. – Tastend, wie die Arme eines entsetzlichen Tintenfisches. Gierig, saugend, wie die Zangen eines gewaltigen Untiers. So stürmten sie näher, dampfend und flackernd in ihrer Wolke, ganze Leiber und einzelne Glieder, grell beleuchtet, im Schatten versinkend, näher und näher! Starke, wilde Gesellen, die klobigen, fettschwarzen Schädel mit einem schmutzigen Lappen umwickelt. Zähnefletschend, pantherähnlich, mit eingezogenem Unterleib und vorgestreckten Hälsen. Einige mit Bajonetten an den Gewehren. Viele nur mit dem Messer. Scheusale alle in ihrem vertierten Hassen. Abschreckend die verzerrten, dunklen Grimassen. Entsetzlich die unnatürlich aufgerissenen glühweißen Augen! Grauerregend, schauderhaft diese Augen! Als seien sie scheußliche Wesen für sich. Unirdische höllenentsprungene Wesen. Als liefen sie ihren Trägern voraus, gepeitscht, entfesselt, nicht mehr zu bändigen! Wie tollgewordene Hunde und fauchende Katzen, mit einer brennenden Gier nach Menschenblut, mit einem grausamen Gleißern viehischer Tücke. Hinter ihnen in einer neuen Wolke, die erste Welle der Stürmer, eng beieinander, eine einzige rollende, schwarze Mauer, steigend und fallend, wankend und wogend, undurchdringlich und unübersehbar! [...] Ein teuflisches Heulen wiehert von drüben, zerreißend, viehisch, schrillend! – Die Schwarzen, die Teufel! – Wie kommen sie in unsere Flanke da drüben?! Dort stehen ja unsere Maschinengewehre! Es darf nicht sein!“ Etc. – Vgl. MORGENRATH / RÖSSEL (2017), S. 40 ff, inbes. S. 41.

- Vgl. KOLLER (2001), S. 103 ff, bes. S. 112 f (Zitat); vgl. RUCKS (1934/1935), S. 8.13.24.93. 109 f.121.200.296.298.341.373.405.425.601.619.788; KÜHL (1936/1937), S. 399: „Graben-säuberer“; HOFFMANN (1937), S. 43.70 f.106.118.125.155.186.211 f.386; etc.
- 337 Der Hinweis auf das „aussterbende Frankreich“ gehört wie die schon oben aufgezählten feindverkleinernden Topoi zum Inhaltskanon zahlloser Kriegspredigten (vgl. PRESSEL, 1967, S. 127 ff; MISSALLA, 1968, S. 75 ff. 81 f); mit Bezug auf Gen. 1, 28 und D. Martin LUTHER, WA X, 2, S. 156.300 f etc.; vgl. z. B. BAUMGARTEN (1914d), S. 331: „Frankreich [...] hat sich versündigt gegen ein heiliges Gesetz Gottes, gegen das Gesetz der Kinderfreude“. Zu dieser Predigt Baumgartens vgl. BRAKELMANN (1991), S. 141 ff. SEEBERG (1915c), Sp. 82b: „Wir brauchen dem Volk, das an dem nationalen Selbstmord seines Zwei- oder Einkindersystems hinstirbt, nicht zu weichen.“
- 338 Heinrich MANN (1956), S. 364.368.
- 339 So z. B. bei Rudolf Herzog in seinem Gedicht „Zwischen Metz und Vogesen“, in: WIND-EGG (1915), S. 125: „Kanonen brüllten: Gotts Gruß! Gotts Gruß!“
- 340 SCHMITZ-GROPENGIEßER (2016), S. 277 ff.279 f („ein deutscher Gruß 42cm“, „aus Essen 42cm“).285. Vgl. die Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, www.bildpostkarten.uos.de, Album 14.3 („Artillerie und Firma Krupp / Essen“), Bilder Nr. 5.10.12.25.26.27.29. 34.35.37.39/270.
- 341 BARTH (1975), S. 287 ff.
- 342 LAMSZUS (2014), S. 119.
- 343 Vgl. a. Mark. 11, 23; Matth. 17, 20 und 21, 21; Luk. 17, 6.
- 344 KOEHLER (1915b), S. 52.
- 345 GANGHOFER (1915), S. 95.196.204 f; ZIESE / ZIESE-BERINGER (1930), S. 88.315; TUCHMAN (2011), S. 205 f; KÖPPEN (2015), S. 246 ff; BÖNISCH (2014), S. 132; MÜNKLER (2015a), S. 114 ff.421 f.
- 346 SCHÜLER (1914), S. 24 f („Unsere Brummer“).
- 347 MÜNKLER (2015a), S. 639 f; Die Zeitung „Bild am Sonntag“ berichtete am 15. Juli 2018 von diesem Ereignis im Zusammenhang einer britisch-belgisch-deutschen Ausgrabungskommission am Ort der sog. „Höhe 80“; KIEWEL (2018), S. 24 f.
- 348 Vgl. bei BAB (1915), S. 64.216.
- 349 Zwischen 1871 und 1914 war durch Geburtenüberschuss die Bevölkerungszahl in Deutschland von 41 auf 68 Millionen Einwohner angestiegen, was innerhalb von 43 Jahren einem Wachstum um 45 % entspricht; BÜLOW (1916), S. 14 f; KIRSTEN / BUCHHOLZ / KÖLLMANN (1965), S. 84 ff; HUBERT (1998), S. 142; vgl. GRUBER (1915), S. 157; ZIESE / ZIESE-BERINGER (1930), S. 41.
- 350 Zur völlig anders gearteten Deutung des Spruchs bei Goethe selbst s. GOEDEKE (1893c), S. 223; KOCH (1932), S. 261 ff.271 ff. Der Spruch war durch damalige Gedichtanthologien populär; SCHIELE (1909), S. 184. Brausewetter hatte in seinem 1912 publizierten Roman „Stirb und werde!“ den Gedanken des „Stirb und Werde“, der Goethe als Sinnbild für die aktive Persönlichkeitssteigerung durch entelechetische Metamorphosen, die über die Todes-schranke hinausgreifen, durchaus verstanden; BRAUSEWETTER (1912), S. 486 ff.
- 351 In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Hilfe“, Nr. 35, Berlin, 1914; zit. n. PFEMFERT (1987), Sp. 465 f: „Glücklicherweise ist der alte Soldatentrost wahr, daß nicht jede Kugel trifft. Es trifft heute wohl kaum die 200. Es ist wahr, daß auch in den mörderischsten Schlach-

- ten nur ein gewisser Prozentsatz in den Tod geht [...]. So schmerzlich und beweglich die Kriegsverluste für die Hinterbliebenen sind, so sind sie für ein Volk, das noch kinderbringende Mütter besitzt, nicht unersetzlich. Noch immer beträgt unser jährlicher Zuwachs (Überschuß) etwa 800.000. Nehmen wir also selbst einen Kriegsverlust an, der dreimal so stark ist als der obengenannte, so genügen verhältnismäßig kurze Zeiträume, um ihn auszugleichen. Wo es Kinder gibt, wächst Gras über die Hügel der Gefallenen.“
- 352 SCHLEICH (1919), S. 174 f. Das Buch „Vom Schaltwerk der Gedanken“ erschien in der ersten Auflage 1916.
- 353 GANGHOFER (1915), S. 97.184; vgl. dazu FRIED (2005), S. 96 f (Tagebucheintrag vom 27.10.1915).
- 354 HIRSCHFELD / GASPAR (1990), S. 13.
- 355 TREITSCHKE (1895), S. 5; HAMMER (1974), S. 97; Hervorhebung von mir.
- 356 Zit. n. GOEDEKE (1870), S. 196; weniger wahrscheinlich ist eine Anspielung auf Ps. 139, 15b: „als ich gebildet wurde unten in der Erde.“
- 357 MUSIL (1955), S. 395 („Tagebuch, Heft 34, Fortsetzung, 1934 bis Ende 1937“).
- 358 REMARQUE (1929), S. 275.
- 359 ZIESE / ZIESE-BERINGER (1930), S. 80 ff. „Die französischen Einheiten wurden vor Verdun nach einem Rotationsprinzip ausgetauscht, was dazu führte, dass beinahe jede Division bei Verdun eingesetzt wurde. Durch die hohe Todesrate brauchte man für den Rücktransport des jeweiligen Truppenteils nur die Hälfte der LKWs, die man für dessen Hinfahrt benötigt hatte. BUELENS (2014), S. 215.
- 360 ZIEGLER (1915), Sp. 2; vgl. GANGHOFER (1915), S. 84.
- 361 DERS., ebd., S. 150 f; vgl. ebd., S. 44.107.113.131.146.184 f.188.192.

Anmerkungen zu Kapitel VIII – Die politische Unterjochung des Pfarrerswortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Zweiter Teil: Kriegsgesangbücher

- 1 ARNIM/BRENTANO (1906), S. 162 ff.
- 2 In der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“, Jg. 3, Num. 18 vom 21.1.1806, Sp. 142; vgl. GOEDEKE (1895a), S. 117.
- 3 EICHENDORFF (1843), S. 111:
„So wachse denn und treibe fröhlich Blüte,
Du kräftig grüner, deutscher Sangesbaum!
Rausch nur erfrischend fort mir ins Gemüte
Aus deiner Wipfel klarem Himmelstraum!“
Dieses Gedicht „Treue“ ist nicht identisch mit dem anderen bei EICHENDORFF (1969), S. 142 befindlichen Gedicht, das ebenfalls mit „Treue“ überschrieben ist.
- 4 MORAHT (1914), S. 3. Ähnlich verhielt es sich natürlich auch in den Entente-Staaten; vgl. REICHENBACH (1909), S. 55 ff.
- 5 WERFEL (1967), S. 163; PINTHUS (1960), S. 83.
- 6 GANGHOFER (1915), S. 186 ff; vgl. DERS., ebd., S. 12.85.109 ff.112.
- 7 Vgl. FÖLLMI (2017), S. 76 ff.94 f, der hierzu die wichtigsten Aspekte zusammenstellt.

- 8 VOß (1867), S. 28.
- 9 JANSSEN (1888, VI), S. 157 ff. 176 ff; eine Übersicht bei KOCH (1866), S. 240 ff. 250 ff, insbesondere S. 464 ff: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ (eg 179) / gloria in excelsis (KOCH, ebd., S. 44.235). – „Der du bist drei in Einigkeit“ (eg 470) / o lux beata trinitas (KOCH, ebd., S. 51). – „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ (eg 193) / sit laus et honos gloria. (KOCH, ebd., S. 464) – „Großer Gott, wir loben dich“ (eg 331) / te Deum laudamus (KOCH, ebd., S. 48). – „Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist“ (eg 126) / veni creator spiritus (KOCH, ebd., S. 74). – „Komm, Heiliger Geist, Herre Gott“ (eg 125) / veni sancte spiritus (KOCH, ebd., 143.235). – „Nun komm, der Heiden Heiland“ (eg 4) / veni redemptor gentium (KOCH, ebd., S. 48). – „Nun legen wir den Leib ins Grab“ (eg 520) / jam moesta quiesce querela (KOCH, ebd., S. 56). – „Verleih uns Frieden gnädiglich“ (eg 421) / da pacem domine (KOCH, ebd., S. 76). – „Wir glauben all an einen Gott“ (eg 183) / patrem credimus (KOCH, ebd., S. 235.467). Vgl. CLEMEN (1925), passim.
- 10 JANSSEN (1888, VI), S. 176 ff mit Anmerkungen; einige protestantisch-polemische Lieder dichtete man katholischerseits auch zu „Gegenliedern“ um; DERS., ebd., S. 179 ff.
- 11 ROTHEIT (1916), S. 97 f. „Überaus tiefen Eindruck im Deutschen Reiche machte die amtliche Mitteilung vom 11. November 1914: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland über alles‘ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor.“ Vgl. SCHÜLER (1914), S. 49 f („Singend in den Feind!“). Vgl. zum Langemarck-Mythos WITKOP (1928), S. 83; RUCKS (1934/1935), S. 71 ff. 74 ff. 82 f. 104 ff. 147.177.610.812; HOFFMANN (1937), S. 266; andererseits KETELSEN (1985), S. 68 ff; MOSSE (1993), S. 89 ff; MÜNKLER (2015a), S. 202.207 ff; PÄTZOLD (2014), S. 53.
- 12 UNRUH (1995), S. 155 ff. 165 ff; vgl. DITHMAR (1992), S. V ff.
- 13 MENZEL (1916), Nr. 49, S. 60 f (Strophe 5); Herwig inszeniert den Mythos des Deutschlandliedes dadurch, dass er in Strophe 3 behauptet, die Freiwilligen seien durch die dreiwöchigen Erfahrungen im Schützengraben zuvor völlig erstarrt und entmutigt worden.
- 14 VOß (1867), S. 28.
- 15 BRUNDEL (2014), S. 71 f; s. a. HEBER (1917), S. 150 f; vgl. a. die Beschreibung der „Regierungsmusik“ bei LAMSZUS (2014), S. 48 f.
- 16 BAND (1916), Innendeckel: „AMOL – Das Einreibemittel, Amol-Versand von Vollrath Wasmuth, Hamburg Amolposthof“; Inserat im „Illustrierten Jahrbuch – Kalender für das Jahr 1917“. Zwei der zu diesem Inserat gehörenden Zeichnungen empfahlen „Amol“ auch als Liebesgaben für Frontsoldaten.
- 17 Vgl. schon Platon, Politeia, Buch III, 401 d; KURZKE (2010), S. 104: So „kann die Musik den Texten eine gewaltige Macht geben, wenn sie das dürre Wort um einen immensen Hallraum von Klängen, Bildern und Gefühlen bereichert.“ Vgl. a. ZWEIG (2013), S. 313.
- 18 Confessiones, Buch X, Kap. 33; AUGUSTINUS (1964), S. 271 ff.
- 19 Schiller (s. GOEDEKE/ELLISSEN, 1872a, S. 231) berichtet in seiner „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung“ von der verderblichen Wirkung des gesungenen Genfer Psalters beim reformatorischen Bildersturm von 1566 (zwei Jahre nach Calvins Tod) in Westflandern: „Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den [Genfer] Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Noch während dem Singen werfen sich alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwerdtern und Dol-

- chen und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären, und leuchten zu dem Werk. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern, dem Hochaltar gegen über aufgestellt war, ein altes und sehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen, und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streut man auf den Boden, und tritt sie mit Füßen [...].“ Usw.
- 20 „Nous congnoissons par experience, que le chant a grand force et vigueur d’esmouvoir et enflamber le cœur des hommes pour invoquer et louer Dieu d’un zele plus vehement et ardent. [...] Il est vray que toute parole mauaise (comme dit saint Paul) pervertit les bonnes meurs, mais quand la melodie est avec, cela transperce beaucoup plus fort le cueur et entre au dedans tellement que comme par un entonnoir le vin est iecté dedans le vaisseau, aussi le venin et la corruption est distillé iusques au profond du cueur, par la melodie.“ CALVIN (1867), S. 169 f.
- 21 HOFFMANN (1937), S. 152 f; vgl. a. DERS., ebd., S. 280.
- 22 CAROSSA (1943), S. 73.
- 23 TUCHOLSKY (1993, II), S. 106 („Unser Militär!“).
- 24 STAËL (1874), S. 401 (Chapitre XXXII, „Des beaux-arts en Allemagne“).
- 25 SCHUMANN (1733), Nr. 380–384, S. 573–579; KNAPP (1850), Nr. 2722–2737, S. 1165–1170; vgl. ebenso Gemeindegesangbücher wie z. B. EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 509–514, S. 358–362; EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH (1914), Nr. 542–546, S. 327–330; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1915), Nr. 464–466, S. 419–422; vgl. SCHOTT (1936), S. [119 ff].
- 26 SCHUMANN (1733), Nr. 385–397, S. 579–597; KNAPP (1850), Nr. 2738–2754, S. 1170–1177; vgl. wiederum Gemeindegesangbücher wie z. B. EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 515–517, 574–585, S. 362–363, 395–402; EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH (1914), Nr. 554–569, S. 333–340; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1915), Nr. 460–463, S. 415–418.
- 27 BUSSE (1916), S. VI; Ausdruck nach Heinrich Heine, der in seinem Gedicht „An Georg Herwegh“ diesen so nannte; HEINE (2013), S. 54 f.
- 28 GANGHOFER (1914).
- 29 ZUCKMAYER (2006), S. 245.
- 30 NELLE (1924), S. 219.
- 31 WACKERNAGEL (1836), S. XX f; GOLTZ (1905), S. 59 f.
- 32 KOCH (1867), S. 40 ff; vgl. KÖHLER (1983), S. 187; ROTHFAHL (2009), S. 19 f.
- 33 WANGEMANN (1853), S. 127 f; KOCH/LAUXMANN (1876), S. 138 ff; LAMPARTER (1892), S. 102; NELLE (1924), S. 114; KULP/BÜCHNER/FORNAÇON (1958), S. 324 ff; HERBST (2014), S. 35 ff; vgl. EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 224, S. 147a; KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 148, S. 122b–123a; EVANGELISCHES MILITÄR=GESANG= UND GEBETBUCH (1906), Nr. 138, S. 148b; heute im eg (1996) Nr. 249.
- 34 KNAPP (1850), Nr. 2728, S. 1167; vgl. ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 127. Vgl. a. die weltlichen Liedsammlungen wie die von LILIENCRON (1865–1869) oder UHLAND (1844/1845).
- 35 KNAPP (1850), Nr. 2740, S. 1171b–1172a; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 513, S. 361–362a; EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH (1914), Nr. 544,

- S. 328–329a; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1915), Nr. 464, S. 419 f; EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= UND GEBETBUCH (1906), Nr. 137, S. 147a–148a; vgl. NELLE (1924), S. 263 f.
- 36 KNAPP (1850), Nr. 2734, S. 1169; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 509, S. 358b–359a; EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH (1914), Nr. 545, S. 329–330a; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1915), Nr. 465, S. 420 f; vgl. NELLE, ebd., S. 264.
- 37 Solche Beispiele diskutiert etwa NELLE (1924), S. 47.89.118.168.214.263.275.303.
- 38 Vgl. etwa bei KNAPP (1850), Nr. 1813, S. 812a; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 417, „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit“, Strophe 3, S. 288a.
- 39 KNAPP (1850), Nr. 1012, S. 457ab; EVANGELISCH-PROTESTANTISCHES GESANGBUCH (1860), Nr. 691, S. 567ab; Liederdichter ist Christian August Bähr (1795–1846).
- 40 KNAPP (1850), Nr. 1819, S. 814b–815a; aufgrund der bei Knapp überlieferten 7. Strophe „Und wie ich immer führte Krieg / Mit meines Glaubens Waffen“ ist die spirituelle Sinnebene erkennbar. Im KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 78, S. 62–63a, im EVANGELISCHEN GESANGBUCH (1909), Nr. 421, S. 291–292a, sowie in älteren Liedersammlungen wie PORST (1763), Nr. 469, S. 402–404a, LOBWASSER (1764), Nr. 230, S. 233–235 und ANONYMUS (1832), Nr. 441, S. 186–187a, etc. fehlt diese Strophe allerdings durchgängig und macht den Eindruck zwar sinngemäßer, aber nachträglicher Hinzufügung. Belegbar ab dem EVANGELISCHEN GESANGBUCH (1835), Nr. 556, S. 635a. Vgl. a. FÖLLMI (2017), S. 80 f.
- 41 Dieser von Matthias Claudius stammende Ausdruck in seinem unkriegerischen „Weihelied“ wurde von Karl Quenzel benutzt, seine „Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder“ zu betiteln; QUENZEL (1914), S. 171.
- 42 Bei ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 83 f in vollem Wortlaut abgedruckt, da damals noch nicht in den Gesangbüchern zu finden. Von Arper auch in den Kriegslieder-Anhang zum Sächsisch-Coburg’schen Gesangbuch (LIEDER FÜR DIE KRIEGSZEIT, 1914, Nr. 562, 1–4) aufgenommen. ACKERMANN (2016), S. 73 ist dahingehend zu berichtigen, dass dieses Lied nicht zuerst 1916 in „Ein immer fröhlich Herz – Liederbuch für evangelische Vereine und Klubs junger Mädchen“ (Burckhardthaus, Berlin) erschien. Melodie nach „Lobt Gott, den Herrn, ihr Heiden all“; vgl. a. ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 123. Das Lied steht heute im eg (1996) unter der Nummer 377.
- 43 SAUER-GEPPERT (1990), S. 127; GRIMM (1984b), Sp. 103: „von menschen, im guten sinn, kühn, mutig, tapfer.“
- 44 So zuletzt auch ACKERMANN (2016), S. 75: Durch diese Einsicht „entfällt die komplette [wörtlich gemeinte] Kampfesmetaphorik, übrig bleibt ein Vertrauensbekenntnis und die Hoffnung auf Gottes Hilfe.“
- 45 KULP/BÜCHNER/FORNAÇON (1958), S. 344; SAUER-GEPPERT (1990), S. 128, ACKERMANN (2016), S. 73 f. Zu diesem vaterländischen Lied Osers gehörte noch eine zweite Strophe, die deutlich schweizerisches Lokalkolorit aufweist und den in der Tat militärischen Kontext anzeigt:
 „Herr, du bist Gott und keiner mehr,
 auf den allein wir trauen.
 Wie gnädig wolltest du zur Wehr
 der Berge Wall uns bauen.
 Laß deine Güte, deine Treu

- Behüten uns und stets aufs neu
Uns deine Hilfe schauen.“
- 46 ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 123 (Nr. 13); s. o. Kap. VII, 3, b, S. 414 f.
- 47 Vgl. hierzu die interessanten Ausführungen von JAWORSKI (2016), S. 244 ff zu den ab 1914 kursierenden Bild- und Liedpostkarten, auf denen Volkslieder wie „Liebchen ade, Scheiden tut weh“, „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus“ oder „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren ...“ usw. durch die Kombination mit Photos oder Genremalereien von soldatischen Abschieds- und Marschszenen auf den Kriegseinsatz bezogen wurden.
- 48 So auch 1939; vgl. BRAKELMANN (1979), Nr. 64, S. 147a; DERS. (2020), S. 75.150.
- 49 Text wie im EVANGELISCHEN GESANGBUCH (1915), Nr. 313, S. 279. Der Wortlaut schwankt; bei KNAPP (1850), Nr. 1515, S. 680, Strophe 8 heißt es: „Bring zum Frieden unsre Seelen/Durch des neuen Bundes Blut!“ Im EVANGELISCHEN GESANGBUCH (1909), Nr. 187, Strophe 7 (!), S. 122b hat die zweite Hälfte der achten Strophe einen ganz anderen Wortlaut: „Ach die Last treibt uns zu rufen, / Alle flehen wir dich an: / Zeig uns nur die ersten Stufen / Der gebrochnen Freiheitsbahn.“ Im heutigen eg (1996), Nr. 388 fehlt diese Strophe. Gottfried Arnold dichtete dieses Lied unter der Überschrift „Das Seufzen der Gefangenen um den Sieg des neuen Menschen“. Dieser Titel bezieht sich auf die Scholastik der Wittenberger Hochschule.
- 50 S. ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 11.18, wo auf Arndt, „Geist der Zeit“ (zit. bei ARPER/ZILLESSEN, 1915a, S. 112 ff), A. de Nora und P. Blau (zit. bei ARPER/ZILLESSEN, 1915c, S. 95 f; BRAKELMANN, 2015a, S. 65 f) verwiesen wird.
- 51 ARNDT (1818e), S. 249; ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 113.
- 52 Die Zählung der Strophen schwankt in den verschiedenen Gesangbüchern stark. Im Stammteil des EKG (1975), Nr. 262 – dort auch der zitierte Wortlaut – ist es die sechste Strophe.
- 53 ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 96.
- 54 Vgl. vor allem ARNDT (1815c), S. 187 ff („Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen“); DERS. (1818a), S. 26 ff („Deutschland“); DERS. (1818b), S. 40 ff; DERS. (1818c), S. 99; vgl. schon früher: DERS. (1807), S. 91; DERS. (1813b), S. 125 ff.139 ff; auch später: DERS. (1849), S. 137 f.142 ff.150 ff.156 ff; OTT (1966), S. 261 ff.
- 55 S. das Schreiben des Oberpräsidenten und Curators J. Graf Solms-Laubach, Köln, vom 30.1.1819 an Ernst Moritz Arndt; dokumentiert bei ARNDT (1847a), S. 3 f.
- 56 SCHLOSSER (1886, XVI), S. 45 f; zum politischen Kontext vgl. SCHNURMANN (2014), S. 65 ff; vgl. a. die bei STEINITZ II (1979), S. 4 ff gesammelten Lieder auf Ludwig Sand.
- 57 NAUMANN (1900), S. 151.
- 58 Der Artikel 2 der Deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 lautet: „Der Zweck desselben [= des Deutschen Bundes] ist: Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten.“ Vgl. a. Artikel 11; zit. n. WEIL (1850), S. 2 ff; LAMBEK/RÜHLMANN (1920), S. 1 f.
- 59 In diesem Edikt vom 20.10.1798 (gedruckt bei Georg Decker, Berlin, 1798) wurden unter § 2, Punkt I, S. 4 alle Gesellschaften verboten, „deren Zweck, Haupt- oder Nebengeschäft darin besteht, über gewünschte oder zu bewirkende Veränderungen in der Verfassung oder in der Verwaltung des Staates, oder über die Mittel, wie solche Veränderungen bewirkt werden könnten, oder über die zu diesem Zweck zu ergreifenden Maaßregeln, Berathschlagungen, in welcher Absicht es sey, anzustellen.“ Zit. n. MOTSCHMANN (2015), S. XIV, Anm. 7.

- 60 S. dazu Arndt selbst in: ARNDT (1847a), S. 150 f; vgl. a. ARNDT (1840), S. 242 ff; DERS. (1858), S. 150; vgl. vor allem die Darstellung bei OTT (1966), S. 259 ff; s. a. KOCH/LAUX-MANN (1876), S. 433; ARNDT/STEFFENS (1912), S. LXXII ff; NELLE (1924), S. 190; KULP/BÜCHNER/FORNAÇON (1958), S. 412; VÖLKEL (1987), S. 287 ff.301 f.
- 61 Nach SCHLOSSER (1886, XVI), S. 64 u. a. Randbemerkungen Friedrich Wilhelms III. aus der Zeit der Freiheitskriege (wie: „ein paar Exekutionen, und die Sache hat ein Ende“), die man für Weisungen Arndts hielt; LANGE (1954), S. 32.249.
- 62 Über ihn s. ARNDT (1847b); S. 102 ff; s. a. MOTSCHMANN (2015), S. 752a: Hauptmann Johann (Hans) Rudolf von Plehwe war Mitglied der Berliner Burschenschaft, Teilnehmer des Wartburgfestes, seit dem 17.5.1818 Kapitän/Hauptmann im 2. Garderegiment zu Fuß, Berlin, und Gasthörer der Berliner Universität.
- 63 Die Liednummer scheint bei ARNDT (1847a), S. 150, Z. 18 als Nr. 302 verdruckt; vgl. PORST (1763), Nr. 802, S. 688b (so auch in späteren Ausgaben wie etwa 1797 etc.) und ARNDT (1847b), S. 108, Anm.
- 64 ARNDT (1847b), S. 111.
- 65 SCHLOSSER (1886, XVI), S. 44 f; STOECKER (1890), S. 107 f; SCHULZE (1992), S. 70 ff.
- 66 BESNARD (1832), S. 156.
- 67 Weitgehend derselbe Wortlaut auch in den Kriegsliederbüchern; vgl. KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 105, S. 88 und EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= UND GEBET=BUCH (1906), Nr. 112, S. 124b.
- 68 BÖRNE (1916, III), S. 412 („Briefe aus Paris“, Nr. 76 vom 19.2.1832).
- 69 LAGARDE/BERGER (1914), S. 56 ff; PLATTENSTEINER (1915), S. 69 ff.
- 70 WEIßENFELS (1915), S. 16, registriert für 1870/1871 noch ungefähr zwanzig andere Neudichtungen zu dieser „alten Melodei“; vgl. etwa QUENZEL (1914), S. 118 f („Noch ein Liedlein von Lüttich“).
- 71 Die Zahl „83“ in der 14. Strophe ist eine für das Volkslied typische Selbstangabe des Verfassers. Kreusler war beim 1. Bataillon des Hessischen Infanterie-Regiments Nr. 83 stationiert gewesen (vgl. DINCKLAGE-CAMPE, 1895, S. 163); er stammte aus Sachsenhausen, Fürstentum Waldeck.
- 72 Die Uniformen der preußischen Soldaten waren 1870/1871 noch „Preußisch-blau“ und wurden ab 1912 gegen „Feldgrau“ eingetauscht; TUCHMAN (2011), S. 45.
- 73 So die letzte (14.) Strophe dieses „Soldatenlieds“, zit. n. LIPPERHEIDE (1871), S. 116; PLATTENSTEINER, 1915, S. 71.
- 74 KRAUS (1978), S. 26 f verweist auf Ps. 8, 1; 22, 1; 45, 1; 56, 1; 57, 1 (?); 58, 1 (?); 59, 1 (?); 60, 1; 69, 1; 75, 1 (?); 80, 1; 81, 1; 84, 1.
- 75 JANSSEN (1888, VI), S. 155, Anm. 3.
- 76 DERS., ebd., S. 170, Anm. 1.
- 77 KOCH (1866), S. 465 f: „Christ ist erstanden“ (eg 99) / das osterlich matutin, Laiengesang aus dem 12. Jh. (vgl. DERS., ebd., S. 177). – „Christ lag in Todesbanden“ (eg 101) / Überarbeitung des vorigen Liedes (ebd., 177.465). – „Dies sind die heiligen zehn Gebot“ (eg 231) / Wallfahrtslied „In Gottes Namen waren wir“, 13. Jh. (ebd., S. 184). – „Gelobet seist du, Jesu Christ“ (eg 23) / Frühmettenlied am Christfest, 15. Jh. (ebd., S. 209). – „Gott, der Vater steh uns bei“ (eg 138) / ein Bittfahrtenlied aus dem 15. Jh. (ebd., S. 211). – „Gott sei gelobt und gebenedeiet“ (eg 214) / Messgesang aus dem 15. Jh. (ebd., S. 210). – „In dich

- hab ich gehoffet, Herr“ (eg 275) / „Christus ist erstanden“, 16. Jh. (ebd., S. 465). – „Nun singet und seid froh [in dulci jubilo]“ (eg 35) / ältestes lateinisch-deutsches „Mischlied“ auf Weihnachten aus dem 14. Jh. (ebd., S. 466). – „Mitten wir im Leben sind“ (eg 518) / Luthers Überarbeitung des geistlichen Volksgesangs „Inmittel unsers Lebens Zeit“, 15. Jh. (ebd., S. 466). – „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ (eg 124) / Laien-Pfingstweise aus dem 13. Jh. (ebd., S. 466).
- 78 KOCH (1866), S. 222 ff. 466 ff. „Ach Gott, vom Himmel sieh darein“ (eg 273) / „Frisch auf, ihr Landsknecht alle“, 16. Jh. (DERS., ebd., S. 466). – „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn“ (eg 363) / „Was wöll wir aber heben an“, 16. Jh. (ebd., S. 467). – „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ (eg 24) oder „Vom Himmel kam der Engel Schar“ (eg 25) / „Aus fremden Landen komm ich her“, 16. Jh. (ebd., S. 467). DERS., ebd., S. 466 ff. zählt noch andere Volks-, Minne- und „Buhllieder“, bzw. deren „liebliche“ Volksmelodien auf, die mit geistlichen Texten versehen wurden, die sich aber nicht mehr in den heutigen Gesangbüchern finden.
- 79 NELLE (1924), S. 179.
- 80 DERS., ebd., S. 293. Dem Gesangbuchlied (eg, 1996, Nr. 150) wurde 1663 eine neue Melodie gegeben.
- 81 WEIßENFELS (1915), S. 30 ff.
- 82 ARNDT (1860), S. 224–233 (= ARNDT/LEFFSON, 1912, Bd. I, 1, S. 112–126); vgl. ARNDT/STEFFENS (1912), S. 182 f.
- 83 OSTROGGE (1871), S. 288; heute im eg (1996), Nr. 147.
- 84 WEIßENFELS (1915), S. 54; BUSSE (1916), S. VI; VONDUNG (1980a), S. 63; BRUNDEL (2014), S. 78. Einen Eindruck davon geben auch die monatlichen Literaturberichte Otto Baumgartens über Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Kriegsliteratur in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Evangelische Freiheit“, vgl. z. B. BAUMGARTEN (1914h), S. 323.361.401 ff. 441 ff.; DERS. (1915b), S. 1 f. 37 ff. 77 ff. 117 ff. 149 ff. 191 ff. 229 ff. 273 ff. 315 ff. 353 ff. 393 ff. 429 ff.; etc.
- 85 Fünf Gedichte aus diesem Band wurden auch von Musiklehrern und Chordirektoren vertont. BRUDER WILLRAM (1915), S. 8 f. 37. 67. 102. 111.
- 86 KURZKE (2010), S. 104.
- 87 Bei vielen dieser „Gebets-Lieder“ fallen dem gesangbuchkundigen Leser auch dort spontan die passenden Kirchenmelodien ein, wo sie nicht eigens angegeben sind. So lassen sich beispielsweise von den insgesamt 80 Texten (ARPER/ZILLESEN, 1915c, S. 52–110) die Nummern 1, 2, 6, 20, 33, 39, 59 nach der Melodie von „Befiehl du deine Wege“ (eg 361) singen. Die Melodie von „Allein Gott in der Höh’ sei Ehr“ (eg 179) passt, ebd., zu den Nummern 47, 48, 49, 50. „Mir ist Erbarmung widerfahren“ (eg 355) oder „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ (eg 369) passt zu, ebd., Nr. 54; „Du hast uns Leib und Seel gespeist“ (eg 216) oder „Was mein Gott will, gescheh allzeit“ (eg 364) zu, ebd., Nr. 52; usw.
- 88 QUENZEL (1914), S. 79 ff.; ARPER/ZILLESEN (1915c), S. 59 f mit Anm. 1; BRAKELMANN (2015a), S. 42 f.
- 89 Im liturgischen Ablauf eines „Kriegsgottesdienstes“ auch nach dem Eingangswort als Gebet zu sprechen; ARPER/ZILLESEN (1915c), S. 4.
- 90 MÜNKLER (2015a), S. 116; vgl. KIELMANSEGG (1968), S. 35.
- 91 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 8, S. 6ab; UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 57, S. 30b; heute im eg (1996), Nr. 316.

- 92 QUENZEL (1914), S. 80 f; ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 60.
- 93 ARPER/ZILLESSEN, ebd., S. 71 ff unterscheiden von den „Gebets-Liedern“ (ebd., S. 52 ff) die „Zeitlieder“ – nach Heinrich Heine Lieder oder Gedichte mit aktuellem Bezug, in denen meist anhand von zeitkritischen Appellen Normen und Werte zum Ausdruck gebracht werden; BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN, 1982, Nr. 3014, S. 460.
- 94 KNAPP (1850), Nr. 736, S. 349a; EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 233, S. 152; EVANGELISCHES GESANGBUCH FÜR RHEINLAND UND WESTFALEN (1915), Nr. 192, S. 163 f; NELLE (1924), S. 119 f; die überschüssigen Silben sind in den halben Noten unterzubringen; die acht Textzeilen verteilen sich auf die paarweise zu wiederholenden vier Melodiebögen; vgl. ZAHN (1889), Nr. 778, S. 207 f, das nach ebd., Nr. 750, S. 201 singbar ist; vgl. a. eg (1996), Nr. 255.
- 95 AVENARIUS (1915), S. 46 dokumentiert allerdings die Skizze eines englischen Kriegsberichterstatters, der die Postierung von Maschinengewehren („Mitrailleuse“) auf dem Rathaus und der Kathedrale von Löwen vermerkt hat. Die genaue Beschreibung der systematischen Brandschatzung bei TUCHMAN (2011), S. 334 ff. 336: „Sie [= die deutschen Soldaten] gingen von Haus zu Haus, schlugen die Türen ein, stopften sich die Taschen voll Zigarren, raubten die Wertsachen und legten dann die Fackel an.“ In den schulischen Kriegselesebüchern wurde diese Aktion sogar mit weiterem Täterwissen detailliert zugegeben; KAPPEY/KOCH (1915), S. 25 (Nr. 20). S. a. PIPER (2013), S. 160; SALDEN (2014), S. 96 ff; MÜNKLER (2015a), S. 124 f. 255; SPRAUL (2016), S. 443. 453 ff; vgl. HEDIN (1915a), S. 317.
- 96 ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 73; BRAKELMANN (2015a), S. 52. Zoozmann spielt hier (wie verschiedentlich Emanuel Geibel; vgl. LAGARDE/BERGER, 1914, S. 68) auf die in Ex. 13, 21 f; 40, 38; Num. 9, 15; 14, 14; Ps. 78, 14 erwähnte „Feuersäule“ an. Zu Geibel s. OSTROGGE (1871), S. 288; LAGARDE/BERGER (1914), S. 68; ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 114 f. Auch andere Dichter missbrauchten das biblische Motiv der Feuersäule; vgl. Adolf Holst bei QUENZEL (1914), S. 158. Biblische Anspielungen begegnen überhaupt sehr häufig; vgl. etwa Arndts Lied „Die Leipziger Schlacht“ (ARNDT, 1860, S. 275 f = ARNDT/LEFFSON, 1912, S. 159), dessen erste Zeile „Wo kommst du her in dem roten Kleid?“ Jes. 63, 1 f aufgreift; ARNDT/STEFFENS (1912), S. 189.
- 97 VORWERK (1915a), S. 3.
- 98 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 125, S. 81 ff.; heute eg (1996) Nr. 81.
- 99 Vorwerk hat diese Methode auch in anderen Publikationen anhand weiterer populärer Melodien aus Kirchengesang- und Volksliederbüchern angewandt; VORWERK (1915b), S. 36 ff; vgl. a. AHLEMAN (1914/1915); MÜHLPFORTH (1915) u. v. a.
- 100 Z. B. MAIKOWSKI (1914), passim; MÜHLPFORTH (1915), passim; vgl. BAUMGARTEN (1915c), S. 234.
- 101 Eine Dichtung zu „U 9“ unter Verwendung Goethe'scher Verse, offenbar nach Admiral Reinhard Scheer (1863–1928), zitiert KRAUS (2014), S. 39 (9. Szene):
 „Unter allen Wassern ist – ‚U‘.
 Von Englands Flotte spürest du
 Kaum einen Hauch ...
 Mein Schiff [es spricht ein englischer Kapitän] ward versenkt, daß es knallte.
 Warte nur, balde
 R-U-hst du auch!“

- 102 BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 3727, S. 566. Das Lied soll von der Mannschaft des Kanonenbootes SMS „Iltis“ gesungen worden sein, als das Schiff am 23. August 1896 im Taifun vor Tsingtau (Kap Shantung) sank. PLATTENSTEINER (1915), S. 30 f, Anm.
- 103 Heinrich MANN (1974), S. 123 („Die erniedrigte Intelligenz“, 1933).
- 104 KAISER (1958), S. 16 f.23.30.
- 105 BRECHT (1990), S. 442–451.
- 106 ARPER/ZILLESSEN, ebd., S. 109.153; BRAKELMANN (2015a), S. 77 f; vgl. auch Otto Crusius Reservistenlied: „Einer wie der andre“, zu dem der Autor ebenso „eine packende Melodie“ schrieb; QUENZEL (1914), S. 66, Anm.; dieses „Reservistenlied“ von 1914, von „Soldaten gesungen und zersungen“, wurde auch noch 1933 gerühmt; PFEIFFER (1933), S. 257.
- 107 ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 106.153; vgl. NELLE (1924), S. 303 zu einer anderen Vertonung Oechslers.
- 108 NELLE (1924), S. 173.
- 109 KÖRNER (1920), S. 19 f; ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 87 f (singbar nach: „Allein Gott in der Höh’ sei Ehr’!“), vgl. a. WEIßENFELS (1915), S. 22:
 „Der Herr ist unsre Zuversicht,
 Wie schwer der Kampf auch werde;
 Wir streiten ja für Recht und Pflicht
 Und für die heil’ge Erde.
 Drum, retten wir das Vaterland,
 So tat’s der Herr durch unsre Hand.
 Dem Herrn allein die Ehre!“
- 110 KNAPP (1850), Nr. 84, S. 47b.
- 111 Geibel: „Wachet auf! Ruft euch die Stimme/Des Wächters von der hohen Zinne“; OST-ROGGE (1871), S. 288; QUENZEL (1914), S. 220 f; ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 115; von Arper auch in den Kriegslieder-Anhang zum Sächsisch-Coburg’schen Gesangbuch aufgenommen; LIEDER FÜR DIE KRIEGSZEIT (1914), Nr. 581.
- 112 Zit. bei SCHÖNE (1972), S. 57.
- 113 SCHAEFFER (1915), S. 53; MENZEL (1916), S. 30 f; vgl. EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 132, S. 86a; UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 36, S. 19a.
- 114 ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 77; BRAKELMANN (2015a), S. 54:
 „Geh aus, mein Herz, und werde weit!
 Faß alles jetzt in dir zusammen:
 Den heiligen Sturm der großen Zeit,
 Des Kampfes heiße Feuerflammen,
 Des Opfermutes hohen Sinn,
 Die tatenfrohe Lust zu sterben!
 Die harte Not reift uns Gewinn –:
 Geh aus, mein Herz, um ihn zu werben!“
- 115 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 575, S. 396a; UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 187, S. 99b.
- 116 QUENZEL (1914), S. 44 f; ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 87 (singbar nach: „Allein Gott in der Höh’ sei Ehr’!“); BRAKELMANN (2015a), S. 60:

„Und wenn die Welt von Feinden starrt,
 Uns bleibt der tiefe Glaube.
 Der macht so klar, der macht so hart,
 Fällt keiner Faust zum Raube.
 Neu ist er über Nacht erwacht
 Und leuchtet uns in dunkler Schlacht:
 Helm ab, ihr deutschen Männer!“

- 117 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 214, Strophe 3, S. 140b; UNSER LIEDER-
 BUCH (1914), Nr. 73, Strophe 3, S. 40ab; EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= UND
 GEBETBUCH (1906), Nr. 69, Strophe 3, S. 80b; FELDGESANGBUCH (1897), Nr. 8, Stro-
 phe 3, S. 8a; KRIEGLIEDERBUCH für das Deutsche Heer (1914), Nr. 13, Strophe 3, S. 13;
 PLATTENSTEINER (1915), S. 5, Strophe 3.
- 118 Zur Arbeit der Weltkriegsdichtung mit Versatzstücken s. DETERING (2013a), S. 30 ff. 39 f.
- 119 PFLEIDERER (1890), S. 34; PFEMFERT (1986), S. 425 f (Immanuel Heyn, Pfarrer an der
 Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, im Feuilleton „Luther“, National-Zeitung Nr. 42, Ber-
 lin, 1915):
 „„Ein feste Burg“, so dröhnt es vor der Feldschlacht,
 So braust es durch die Kirchen, die Theater,
 Die Lazarette, über freie Plätze –
 Ob Protestant, ob Katholik, ob Jude,
 Martinus Luthers mächtiger Choral
 Vereint sie alle.“
 Weniger beliebt war allerdings die zweite Strophe „Mit unsrer Macht ist nichts getan,/wir
 sind gar bald verloren“; diese Strophe wurde bisweilen ausgelassen, „da sie als Ausdruck
 des Zweifels an der Kraft der [deutschen] Waffen gedeutet werden konnte; ENGLUND
 (2013), S. 109; in Umdichtungen diente die zweite Strophe als Selbstaussage Frankreichs;
 FISCHER (2013b), S. 181 f.
- 120 Vgl. z. B. in Rudolf Herzogs „Sturmlied 1914“, Refrain: „Und sollt‘ die Welt voll Teufel
 sein, / Deutsch Eisen trägt den Tod hinein“ (vgl. Luthers „Und wenn die Welt voll Teufel
 wär“; eg, 1996, Nr. 362, Strophe 3) bei QUENZEL (1914), S. 31 f. – Vgl. in Hermann Suder-
 manns „Die große Stunde“, Strophe 4 (vgl. Strophe 11), erste und zweite Zeile: „Das Reich
 sie sollen lassen stahn / Auf seiner nährenden Erde“ (vgl. Luthers „Das Wort sie sollen las-
 sen stahn“; eg, 1996, Nr. 362, Strophe 4) bei QUENZEL, ebd., S. 35. – Vgl. Cäsar Flaisch-
 lens „Gruß an unsere Soldaten“, Strophe 2, zweite und dritte Zeile: „Und *einer* ist mit uns
 und unserem Recht, / Ein gute Wehr und Waffen“ (vgl. eg, 1996, Nr. 362, Strophe 1) bei
 QUENZEL, ebd., S. 56. – Vgl. a. schon in Emanuel Geibels „Gesang des deutschen Heeres“,
 Strophe 2, erste und zweite Zeile: „Wir fragen nichts nach Ruhm und Glanz, / Die sind gar
 bald verdorben“; vgl. Luthers „Wir sind gar bald verloren“; eg, 1996, Nr. 362, Strophe 2; bei
 QUENZEL, ebd., S. 223. In anderen Kriesslyrikanthologien ebenso oft anzutreffen; weitere
 Beispiele bei FISCHER (2013a), S. 76 ff. 85 ff. 89 ff.
- 121 Friedrich Spee 1622; heute im eg (1996), Nr. 7.
- 122 ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 103; BRAKELMANN (2015a), S. 72:
 „Herr Gott, nun schließ den Himmel auf!
 Es kommen die Toten, die Toten zu Hauf

- Aus schwerem Kampf, aus blutigem Krieg.
Reich ihnen den Lorbeer und ewigen Sieg.“
Vgl. dazu die Lazarettandacht über Röm. 14, 7–9 von Pfarrer ACKERMANN=Urspringen zum Totensonntag 1915 in Lissa (Pr.) bei BAUMGARTEN (1916), S. 382.
- 123 So SCHÜLER (1914), S. 53; DERS. (1915), S. 29. Für den Ursprung dieses Ausdrucks verweist HEGEL (1982), S. 507 auf den gleichnamigen Lyrikband des Jesuitenpaters Friedrich Spee von Langenfeld (1591–1635).
- 124 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 199, S. 131ab; UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 45, S. 24ab; KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 64, S. 50b–51a; heute im eg (1996), Nr. 124.
- 125 Die bei ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 45 abgedruckte Fassung der zweiten Strophe lautet:
„Dann bitten wir den heiligen Geist
Um die rechte Feindschaft allermeist,
Daß wir vom Teufel und seinem Wesen
Nach tapferem Ringen für ewig genesen.
Kyrie Eleison!“
- 126 WINDEGG (1915), S. 191 f.
- 127 GESANG- UND LIEDERBUCH für die Braunschweigischen Truppen (1814), S. V (Inhaltsverzeichnis); der Text der Umdichtung ist abgedruckt bei KURZKE (2010), S. 202, Anm. 13.
- 128 BEWER (1915), S. 31 im Gedicht „Mitternacht auf Posten“, erste Strophe:
„Stille Wacht, heilige Wacht,
Alles schläft, ...
In die Nacht
Einsam klopft nur mein Herz in der Brust,
Kameraden in seliger Lust,
Schlaft, ihr Brüder in Ruh!“
- 129 ARNIM/BRENTANO (1906), S. 35; REINERS (1966), S. 237.
- 130 OSTROGGE (1871), S. 774; REINERS (1966), S. 380.
- 131 WINDEGG (1915), S. 11; ARPER/ZILLESSEN (1915c), S. 82, Anm.: erschienen auch im „Kunstwart 1915, 2. Aprilheft, Musikbeilage“, BRAKELMANN (2015a), S. 57.
- 132 STEINITZ (II, 1980), S. 341 ff. 359 ff; vgl. hierzu auch die bei RÜHMKORF (1969), S. 155 ff zusammengestellte Anthologie.
- 133 Die folgenden Beispiele werden bei STEINITZ (II, 1980) unter „Soldatenlieder“ mit genauer Angabe der Regimenter eingeordnet.
- 134 DERS. (II, 1980), S. 359; der Malzkaffee wurde dagegen „Heldenbrühe“ getauft; RUCKS (1934/1935), S. 557. Der parodierende Text bezieht sich auf das Lied „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ in: KRIEGSLIEDERBUCH für das Deutsche Heer (1914), Nr. 17, S. 16; KRIEGSLIEDERBUCH Brause, du Freiheitssang! (1914), S. 11; MORAHT (1914), S. 48 ff; PLATTENSTEINER (1915), S. 51 f.
- 135 RÜHMKORF (1969), S. 180.
- 136 STEINITZ (II, 1980), S. 361; vgl. „O Deutschland, hoch in Ehren!“ (von Wilhelm II. als Militärmarschlied bestimmt) in: KRIEGSLIEDERBUCH für das Deutsche Heer (1914), Nr. 38, S. 30 f; KRIEGSLIEDERBUCH Brause, du Freiheitssang! (1914), S. 17 f; MORAHT (1914), S. 106; PLATTENSTEINER (1915), S. 18 ff.
- 137 KRIEGSLIEDERBUCH für das deutsche Heer (1914), Nr. 34, S. 27 f; KRIEGSLIEDERBUCH

- Brause, du Freiheitssang! (1914), S. 38; QUENZEL (1914), S. 203; MORAHT (1914), S. 98; PLATTENSTEINER (1915), S. 21; WEIßENFELS (1915), S. 44.
- 138 STEINITZ (II, 1980), S. 374; ebd., S. 363 ff eine ganze Sequenz von „Marmeladenliedern“ von der Front. „Der Soldatenspott hat auch reihenweise Namen für diese Marmelade hervorgebracht, wie ‚Hindenburg-Creme‘ oder ‚Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisbutter‘.“ Ähnlich wurde die Steckrübe als „preußische Ananas“ bezeichnet; ENGLUND (2013), S. 271.388.
- 139 BRECHT (1990), S. 1219 f. Der Originaltext der ersten Strophe des SA-Kampfliedes lautet:
Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen,
SA marschiert mit ruhig festem Schritt.
Kam’raden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marchier’n im Geist in unsern Reihen mit.“
- 140 WITTENBERG (2009), S. 133.
- 141 DERS., ebd., S. 126 ff.
- 142 Adolf STOECKER (1876), S. 144 erinnert daran, dass „die Leute von Fröschweiler [...] den Inhalt wohl zu schätzen gewußt [haben], als sie in den Tagen nach der Schlacht die Preußenbücher [= das Kirchenbuch von 1850–1885] auflasen, die zu Tausenden auf dem Schlachtfelde lagen. Viele Jahre hindurch hatten sie aus einem schlechten Gesangbuch die verwässerten Lieder der Aufklärung singen müssen, nur erst wenige Wochen vor dem Kriege war ein gläubiges Gesangbuch wieder in die Gemeinde eingeführt. Da verglichen sie nun die alten kirchlichen Lieder: ‚Oh Haupt voll Blut und Wunden‘ oder ‚Wie soll ich dich empfangen‘ in dem preußischen Buch und in ihrem neuen mit einander, und als sie fanden, daß das zusammen stimmte, schlugen die Lieder der Väter so schnell Wurzel, daß, wie Pfarrer Klein sich ausdrückt, keine Macht der Erde sie mehr verdrängen konnte. In Wörth starb der [dortige] Pfarrer, und Pfarrer Klein übernahm hier den Konfirmandenunterricht. Die Kinder sollten nun auch die Lieder nach den alten guten Texten lernen, die im Wörther Gesangbuch nicht zu finden waren. Da brachten sie ihm Schlachtfeldbücher, und wer’s gesehen hätte, mit welchem Eifer, mit welcher Freude und Begeisterung die lieben Kinder diese Lieder lernten, der hätte sich gefreut. Und das war kein Strohfeuer. Es ist in Wörth eine merkwürdige, fast allgemeine Erweckung entstanden, bei welcher das Kriegsbuch mitgewirkt hat. Als ich einige Jahre darauf in Wörth ein militärisches Denkmal zu weihen hatte, stand ein altes Mütterchen dabei, die sagte ganz treuherzig zu mir in ihrem elsässischen Dialekt: Wir wissen wohl, warum Gott die Deutschen hat gewinnen lassen.“
- 143 WITTENBERG (2009), S. 91.111 ff.116 ff.
- 144 KURZKE (2010), S. 76, Anm. 6.
- 145 WITTENBERG (2003), S. 38 ff; DERS. (2009), S. 133 ff.185 ff.197 ff.226 ff.
- 146 WEBER (1991), S. 12 f.42 ff.50 f u.ö.
- 147 WITTENBERG (2003), S. 133 mit Anm. 322.
- 148 KOCH (1985), S. 84 ff; SCHLOSSER (1886, XVI), S. 63 ff macht auf den manipulativen und die Stimmenverhältnisse verfälschenden Verschwörungscharakter der Beschlussfassung aufmerksam.
- 149 Vgl. die Revolutionslieder von 1830–1832 und 1848–1849 bei STEINITZ II (1979), S. 17 ff.173 ff.
- 150 Der „Heiligen Allianz“ – auch „concert européen“ genannt – waren schließlich Russland, Österreich, Preußen, Großbritannien und Frankreich beigetreten. SCHOEPS (1968), S. 159 ff.
- 151 WITTENBERG (2003), S. 42; DERS. (2009), S. 159.200.

- 152 DERS., ebd., S. 149 f.
- 153 KIRCHENBUCH (1850–1885), S. 126–142.
- 154 KIRCHENBUCH, ebd., S. XLIV („Allgemeines Gebet nach der Predigt“) und S. 123 (Lied Nr. 150, 1–7) ist noch vom „König“ die Rede. Das in meinem Besitz befindliche Exemplar des „Kirchenbuchs“ hat nach dem blauen Regimentsstempel zum Schrifttumsbestand des „Kön. Preuss. Infanterie Rgt. Nr. 75, 2tes Batail.“ gehört (Signatur: „8.C.“); zum Regiment s. DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 247 ff.
- 155 KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 141–149, S. 118–123.
- 156 WITTENBERG (2009), S. 157 f.
- 157 DERS. (2003), S. 42 mit Anm. 14; DERS. (2009), S. 94 f. 157.
- 158 Im KIRCHENBUCH, ebd., S. 143 ff sind wohl aus diesem Grund bei diesen Liedern im Register auch nicht wie sonst üblich die Namen der Liederdichter angegeben.
- 159 WITTENBERG (2009), S. 156 f; vgl. KNAPP (1850), Nr. 2704, S. 1157b–1158a; im EVANGELISCHEN MILITÄR=GESANG=UND GEBETBUCH (1906), Nr. 122, S. 135a–b noch als Strophe 6–9 in Paul Flemmings „In allen meinen Taten“ integriert.
- 160 WITTENBERG (2009), S. 88 f nennt einige Liedstrophen aus Soldatenliederbüchern von 1789 und 1797, in denen sich der Einfluss der Aufklärung darin niederschlägt, dass vorsichtig nach der landesfürstlichen Berechtigung zum Kriegseinsatz gefragt wird.
- 161 KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 142, S. 118 f. Ganz ähnlich das „Gebeth eines Preußischen Kriegers“ in der FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 291 (Nr. 55 vom 10.2.1814): „Du Urquell aller Güte, / Du Urquell aller Macht ...“.
- 162 KIRCHENBUCH (1850–1885), S. 138 ff.
- 163 KIRCHENBUCH, ebd., S. 135–138.
- 164 WITTENBERG (2009), S. 180.
- 165 DERS., ebd., S. 135.
- 166 DERS., ebd., S. 135 ff. 146 ff.
- 167 Vgl. AUTORENKOLLEKTIV (1871), S. 38.92.94 („Befehl du deine Wege“, Nr. 77).40 („Was Gott thut, das ist wohlgethan“, Nr. 118).42.111.113.114.115 („Nun danket Alle Gott“, Nr. 6).43 („Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“, Nr. 8).55 („Sollt' ich meinem Gott nicht singen?“, Nr. 9).58 („Allein Gott in der Höh' sei Ehr“, Nr. 70).73 („Wie soll ich Dich empfangen?“, Nr. 21).80 („Dies ist der Tag, den Gott gemacht“, Nr. 22).98 („Allein Gott in der Höh' sei Ehr“, Nr. 70). Auf ebd., S. 36.40.43.51.69.72.76.87 f.92.111 werden Strophen aus noch anderen Gemeindeliedern zitiert, die aber nicht im KIRCHENBUCH (1850–1885) stehen; vgl. a. die bei PFLEIDERER (1890), S. 29.34.200.212.223.228 genannten Kirchenlieder.
- 168 WEBER (1991), S. 145; vgl. etwa LIPPERHEIDE (1871), S. 38.41.53.57.62.66.70 f.78.80.92.94.96 f.111 u.ö.; auch die Kirchen stimmten darin ein; vgl. etwa ALLGEMEINE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG Nr. 30 vom 29.7.1870, Sp. 559; Nr. 38 vom 23.9.1870, Sp. 699; Nr. 39 vom 30.9.1870, Sp. 717 f; Nr. 40 vom 7.10.1870, Sp. 735; Nr. 41 vom 14.10.1870, Sp. 749; Nr. 50 vom 16.12.1870, Sp. 937.
- 169 WITTENBERG (2009), S. 15 f.
- 170 AUTORENKOLLEKTIV (1871), S. 30; KÖRNER (1920), S. 19 f („Lied zur feierlichen Einsegnung der preußischen Freikorps“, zweite Strophe).
- 171 AUTORENKOLLEKTIV (1871), S. 114; ARNDT (1860), S. 294 f („Bundeslied“, 1815, zweite Strophe).

- 172 KÖRNER (1920), S. 32.
- 173 WITTENBERG (2009), S. 178.
- 174 EVANGELISCHES MILITÄIR= GESANGS= UND GEBETBUCH (1891), S. 195 ff; WITTENBERG (2003), S. 43 f; DERS. (2009), S. 199 ff; zur Interpretation dieser Lieder s. DERS. (2009), S. 200 ff.
- 175 EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= UND GEBETBUCH (1906), S. 164 f. 170. 175. 176 = Nr. 5 („Erhebt euch von der Erde), Nr. 12 („Ich hab’ mich ergeben mit Herz und mit Hand“), Nr. 20 („Vater, ich rufe dich!“), Nr. 22 („Wer ist ein Mann?“). Zu diesem Militärgesangbuch selbst s. SCHIAN (1921), S. 176 ff. Die Texte standen auch schon im LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN I (1903), S. 2.7.9; II (1903), S. 5.
- 176 FELDGESANGBUCH FÜR DIE EVANGELISCHEN MANNschaften DES HEERES (1897/1914), S. 32 ff = Nr. 1, 5, 8, 9; S. 32 ff; zu diesem Feldgesangbuch s. ebenfalls SCHIAN (1921), S. 176 ff.
- 177 GRESCHAT (1986), S. 37; WITTENBERG (2009), S. 209.
- 178 Die Zahl 155 bei nur insgesamt 150 Nummern des Militärgesangbuchs insgesamt erklärt sich durch die Mehrfachzählungen von 17/17a, 18/18a, 139a/139b/139c.
- 179 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1915), S. 595 (Tabelle); bei dieser Berechnung sind die geistlichen Volkslieder des Militärgesangbuchs nicht mitgerechnet.
- 180 TREBLIN (1915b), S. 80; SCHMIDT (1915), S. 198; vgl. HOSENTHIEN (1915), S. 371; SCHIAN (1925), S. 123 f.
- 181 KURZKE (2010), S. 53 f. Einzige Ausnahme war das Lied „Wach auf, wach auf, du deutsches Land“, das aus dem 16. Jahrhundert stammt.
- 182 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 147.
- 183 SCHIAN (1925), S. 123 ff.
- 184 DERS., ebd., S. 52.
- 185 DERS., ebd., S. 123.
- 186 Z. B. aus dem „Siebenjährigen Krieg“; WEIßENFELS (1915), S. 17 ff.
- 187 SCHIAN (1925), S. 122 ff. 178 f.
- 188 SCHENKENDORF (1837), S. 279.
- 189 ARPER/ZILLESEN (1915c), S. 5 (Thema: „Zuflucht bei Gott“). 53 f.
- 190 HAGEN (1863), S. 190.
- 191 EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 440, S. 307 f.; heute im eg (1996) Nr. 361.
- 192 EVANGELISCHES GESANGBUCH, ebd., Nr. 317, S. 211; heute im eg, ebd., Nr. 357.
- 193 EVANGELISCHES GESANGBUCH, ebd., Nr. 132, S. 86; heute im eg, ebd., Nr. 85.
- 194 EVANGELISCHES GESANGBUCH, ebd., Nr. 347, S. 235; heute im eg, ebd., Nr. 358.
- 195 EVANGELISCHES GESANGBUCH, ebd., Nr. 105, S. 68; heute im eg, ebd., Nr. 71.
- 196 D. Martin LUTHER, WA XXXV, S. 185–229.
- 197 ARPER/ZILLESEN (1915a), S. 114 ff; DIES. (1915c), S. 53 f. 55. 58 f. 69 f. 75 ff. 80 f. 87 ff. 92 f. 98. 110.
- 198 KRIEGSLIEDERBUCH FÜR DAS DEUTSCHE HEER (1914), passim.
- 199 ARPER/ZILLESEN (1915c), S. 52–110; ein guter Anteil hiervon ist nach traditionellen Kirchenmelodien singbar.
- 200 ARPER/ZILLESEN (1915a), S. 1 ff (passim). 38 ff. 65 ff. 97 ff. 139 ff, DIES (1915b), passim; DIES. (1915c), S. 1 ff (mit Verweisen auf den ersten Teil der Kriegsagenda). 27 ff.

Anmerkungen zu Kapitel IX – Die politische Unterjochung des Pfarrerwortes und ihre „Blutbereitschaft“ im gottesdienstlichen Leben – Dritter Teil: Kriegshomiletik – Beispiele aus Potsdam und dem Großen Hauptquartier

- 1 Das ganze Gebäudeensemble, zu dem auch das „neue“ Pfingsthaus, eine Mischung aus Wohn-, Schul- und Erholungshaus (Vorbild für diese ehemalige „Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben“ war 1851 das „Rauhe Haus“ in Hamburg), gehört, beschreibt REINHOLD (2016), S. 6 ff.
- 2 JANSSEN (1888, VI), S. 125 f: Schon Luther erschien auf Abendmahlsbildern als Hl. Petrus oder Hl. Lukas, Melanchthon als Hl. Markus, Kurfürst August der Starke (1670–1733) als Christus; der Kölner Ratsherr Hermann von Weinsberg (1518–1597) ließ sich 1556/7 auf einem Altarbild „in das mittels gefach“ als „s. Johan“, seine „hausfrau“ als „uns liebe frau“, seine Brüder und seinen Stiefsohn 1557 als Apostel, „uff den ein flogel“ und „uff die ander side“ zwei Kirchmeister als „Abraham“ und „moisen mit der sclangen“ „conterfeiten“. 1851 gab Königin Victoria von England (1819–1901) bei Franz Xaver Winterhalter (1805–1873) ein Portraitgemälde („The First of May“) in Auftrag, das sie, ihren Gatten Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha (1819–1861) und ihren am 1.5.1850 erstgeborenen Sohn, Prinz Arthur William (1850–1942) als Heilige Familie nach Matth. 2, 11 stilisiert; im Vordergrund sieht man, wie Herzog Arthur Wellesley von Wellington (1769–1852) als einer der Heiligen Drei Könige dem Kind kniefällig eine kleine kostbare Truhe als Geschenk überreicht; HÜBNER (2016), S. 12 f.24.
- 3 REINHOLD (2016), S. 23.27.30–41.44; vgl. MIRBACH, 2011, S. 90 f.
- 4 S. etwa bei WICHELHAUS/STOCK (1981), S. 81 f.
- 5 S. vor allem BEBEL (1983), Nr. 21 („Politische Fragen sind Machtfragen“), S. 138; Nr. 33 („Die parlamentarische Tätigkeit 1871–1874“), S. 267; vgl. a. DERS., ebd., S. 216.332 f; DERS. (1997), S. 127 f.246.337; STOECKER (1890), S. 164 f; REINHOLD (2016), S. 61.
- 6 KRUMMACHER (1916a) und (1916b); diese beiden Predigten sind bei BRAKELMANN (2015b), S. 236 registriert. Zur vermutlichen Tonlage der übrigen – leider auch im Brandenburgischen Domstiftsarchiv nicht aufgehobenen – Kriegspredigten Krummachers s. u. Anm. IX, 9.11.
- 7 KRUMMACHER (1916a).
- 8 BAUMGARTEN (1916), S. 342.
- 9 Die Heeresleitung versprach sich vom Einsatz der Feldgeistlichen die nötige „religiöse Anregung“ zur Steigerung von „Begeisterung, Tapferkeit und Heldenmut“ an der Front; PRESSEL (1967), S. 72 f.268 ff; ANDRESEN (1995), S. 360 f.
- 10 Zur allgemeinen militärischen Krisenlage in der ersten Jahreshälfte 1916 vgl. RÖHL (2008), S. 1189 f; RAUCHENSTEINER (2013), S. 552 f.611 f. Die „Totalisierung des Krieges“ durch das „Hindenburg-Programm“ lief dann zum Jahresende 1916 an; DERS., ebd., S. 674 f.695; HUBATSCH (1973), S. 43; MÜNKLER (2015a), S. 573 ff; KELLERHOFF (2014), S. 226 ff.
- 11 Es ist nicht nachzuweisen, dass Krummacher in seinen Feldgottesdiensten (und dann auch in seinen Potsdamer Gemeindegottesdiensten und Andachten) die Arper-Zillessen'sche Kriegsagenda und die damals verbreiteten Kriegsliederbücher in Gebrauch genommen hat. Gekannt hat er sie jedoch sicher. So legt er in der gleich unten zu besprechenden Pfingstpredigt über 2. Tim. 1, 7 – ähnlich wie auch Niebergall vorschlägt – „Kraft, Zucht und Liebe“

als deutsche Kriegstugenden aus; vgl. Niebergall, in: ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 138. In der von Karl Arper und Alfred Zillesen ausgearbeiteten Pfingstliturgie der „Fest-Agenda für Kriegszeiten“ findet sich auch ein im Anschluss an die Predigt zu haltendes Gebet zu derselben Perikope, das sich wie eine Bündelung der Krummacher'schen Predigt liest: „[...] So wollen wir kommen und uns auf tun deinem Pfingstsegen, dem Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht. [...] Wir flehen darum für unsre Kirche und unser Volk, denn uns tut not rechte Freiheit und rechte Zucht, wahre Gottesfurcht und aufrichtige Bruderliebe. Wir schauen hinaus in die Welt: in die Wehen eines furchtbaren Krieges lässt du allenthalben ein Neues werden. Ach hilf, daß alles nur erfüllt und getragen sei von deinem Geiste. [...] Fache selbst durch ihn in unsern Herzen das heilige Feuer an, das er zu entzünden auf Erden gekommen, die tiefe Glut der tiefinnerlichen Begeisterung, die von oben stammt und gen oben flammt, empor zu dir!“ Im Gottesdienst-Schlussgebet heißt es: „[...] In deinem Geist wollen wir leben, in deinem Geist kämpfen und den Sieg gewinnen.“ ARPER/ZILLESSEN (1915b), S. 37 f. Es ist zu vermuten, dass Krummacher öfter im Stil der beiden erhaltenen Kriegspredigten gesprochen hat.

- 12 JACOB (1946), S. 112; vgl. BRAKELMANN (1979), S. 296 ff.
- 13 BLUMHARDT (1932), S. 400 (Abendandacht vom 5.7.1915 über Röm. 13, 11 f); vgl. DERS., ebd., S. 403 ff über Eph. 6, 10–17 (Abendandacht vom 2. Oktober 1915).
- 14 HINDENBURG (1920), S. 135 ff zur Lage 1916.
- 15 TIRPITZ (1919), S. 393–503; diese Kriegsbriefe datieren auf die Zeit vom 18. August 1914 bis zum 27. August 1915.
- 16 KRUMMACHER (1916a), S. 6 ff.8; DERS. (1916b), S. 4 ff; vgl. HEDIN (1915a), S. 36.38. 140 f.173.178.394.441.485.
- 17 KRUMMACHER (1916b), S. 4; der Ausdruck ist Bestandteil der Soldatensprache und bezeichnet ironisch die ganz besonders „dicke Luft“, wie sie z. B. gerade 1916 während der Somme-Schlacht herrschte; der frontferne Krummacher hat also den Ausdruck völlig missverstanden; vgl. WITKOP (1928), S. 58.310; RUCKS (1934/1935), S. 685; JOHANN (1969), S. 312.
- 18 BRUDER WILLRAM (1915), S. 97. Zur Frontferne Willrams s. SAUERMAN (2013), S. 44. Die Schützengrabenrealität sah – wie die Tagebuch- und Feldpostliteratur belegt – völlig anders aus; vgl. GANGHOFER (1915), S. 128 ff.154 f.160 ff; HOFFMANN (1937), S. 39.5 8.63.70 f.73.174 f.237.259.342 u.ö.; WITKOP (1928), S. 32 f.38 ff.244.246.313 u.ö.; HEDIN (1915a), S. 445 f; JÜRGS (2003), S. 157 ff; MÜNKLER (2015a), S. 366 ff.
- 19 EICHELGRÜN (1965), S. 49 (= DEPOSITUM: Po-Pf 13/14).
- 20 D. Martin LUTHER, WA XXXII, S. 312, Z. 31–32.
- 21 DRYANDER (1923), S. 122.
- 22 KRUMMACHER (1916a), S. 2 ff; DERS. (1916b), S. 6 ff.11; vgl. SEEBERG (1916), S. 123 ff.158; vgl. DOEHRING II (1915), S. 25; PRESSEL (1967), S. 73, Anm. 14. In der Tat mehrten sich ab Frühjahr 1916 in der Brief- und Tagebuchliteratur der Kriegsfronten die z. T. drastischen Beschwerden über das „Heulen, Jammern und dumme, verräterische Geschwätz“ von „Mies- und Flaumachern“ an der Heimatfront, die „sich an Hab und Gut klammern“; vgl. etwa HOFFMANN (1937), S. 243: „Es interessiert mich gar nicht zu wissen, ob die Leute die Fenster einschlagen werden, weil diese Schweine kein Viertelpfund Fett bekommen, weil keine Butter da ist, weil keine Schlagsahne zu haben ist, weil keine verschrobenen Falten-

- röcke gekauft werden können oder dergl. mehr. All dieses Lumpengesindel müßte bloß eine Viertelstunde Trommelfeuer erhalten [...]. Wahrlich erhebend für uns hier draußen wäre der Tag, wo alles Radaugesindel im Inlande gesetzlich auf Mehlsuppe gesetzt würde. Ich empfinde immer einen mächtigen Haß, wenn ich an dieses geputzte Volk, an das Volk in den Kneipen und Cafés denke. Und gerade solches Volk macht den unvernünftigen Radau und Quatsch, und für solches Gesindel stirbt man evtl. den ‚Heldentod‘.“ (so Franz Kausch, 1882–1919, am 16. März 1916). – Vgl. HOFFMANN, ebd., S. 102 f. 157.243 ff. 255.274 ff. 276.285.295.299 f. 323 ff. 328 f. 333 f. 343 f. 353.356.376.399 f. 431.443.446.455 ff. 461.464 ff; WITKOP (1928), S. 133.346.354; KÜHL (1936/1937), S. 69.89.182; EBERT (2014), S. 13.127.153 f. 159 f. 191.217 f. 230 f. 281 f. 294 f. HITLER (2016a), S. 522 f [= I, S. 200]; WESTARP (1935), S. 438; KÜHL, ebd., S. 268. Zur prekären sozialen Lage an der „Heimatfront“ vgl. LEONHARD (1968), S. 52 ff. 80 f; MOHR (2014), S. 168 ff; KELLERHOFF (2014), S. 145 ff. 193 ff. 212 ff. 234 ff.
- 23 ENGELBRECHT (1915), S. 11; Hervorhebung von mir.
- 24 ANDRESEN (1995), S. 327, Anm. 27; dort, ebd. viele Beispiele aus den Dryander’schen „Evangelischen Reden in schwerer Zeit“.
- 25 PRESSEL (1967), S. 44.342 ff; die Zitate DERS., ebd., S. 344 f.
- 26 So auch in dem 1914 neu durchgesehenen und vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß genehmigten Text der Lutherbibel; DIE HEILIGE SCHRIFT (1948/1914), NT, S. 179b.
- 27 KRUMMACHER (1916a), S. 7. Vgl. zur vorzugsweise ost-annexionistischen Position Seebergs: SEEBERG (1916), S. 41 ff. 279; BRAKELMANN (1974b), S. 76 ff. 89 ff. 95 ff; DERS: (2014), S. 174 ff; PRESSEL (1967), S. 269 ff; WEHLER (2003), S. 26 ff; MÜNKLER (2015a), S. 274 ff. GILLHAUSEN (1918), S. 62 reimte am 27. Juni 1917 in seinem Gedicht „Den Verzichtlern“:
- „Das deutsche Volk in Waffen spricht:
In Ost und Westen Landgewinn,
Sonst hat der Frieden keinen Sinn!
Seid klug, seid stark und harret aus
Wie wir im Feld so ihr zu Haus;
Und fordert einen deutschen Frieden,
Aus Machtgefühl und rücksichtslos!
Nur dann wird Deutschland frei und groß!
Ihr schändet unsre Opfer all,
Treffst rechtlos ihr die andre Wahl!
Mißachtet diese Worte nicht,
Die Deutschlands Volk in Waffen spricht!“
- 28 KRUMMACHER (1916a), S. 4.6 f; vgl. dazu das Lied „O Tod, wo ist dein Stachel nun?“ im EVANGELISCHEN MILITÄR=, GESANG= UND GEBETBUCH (1906); Nr. 54, 1, S. 66 (vgl. a. KIRCHENBUCH, 1850–1885, Nr. 50, 1, S. 39 = EVANGELISCHES GESANGBUCH, 1909, Nr. 160, 1, S. 103), wo im Kriegsfall zu 1. Kor. 15, 57–58 automatisch dieselbe Art von Hermeneutik betrieben wird: „Gott sei gedankt, der uns den Sieg / so herrlich hat nach diesem Krieg / durch Jesum Christ gegeben.“ Vermutlich hat Krummacher dieses Lied im Gottesdienst am 7.5.1916 auch singen lassen.
- 29 KRUMMACHER (1916a), S. 6 f; vgl. a. KOCH (1917), S. 94. Wie Gustav II. Adolf (s. LAMPARTER, 1892, S. 481; vgl. ebd., S. 278) muss sich Hindenburg als Heerführer u. a. in einer

- Rede am ersten Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg (28.8.1915) auch selbst als „Werkzeug Gottes“ gefühlt und bezeichnet haben (s. z. B. HEDIN, 1916a, S. 510). Krummacher scheint sich hier auf solche Selbstaussagen des von ihm hochverehrten Generalfeldmarschalls (KRUMMACHER, 1937, S. 114.132 ff) zu beziehen.
- 30 Zit. n. TUCHOLSKY (1993, III), S. 248 („Aus großer Zeit“). Zu Artur Dinter s. KLEE (2016), S. 112b.
 - 31 PRESSEL (1967), S. 38, zu einer ganz ähnlich strukturierten Kriegspredigt Theodor Haerings über 1. Kor. 15, 57.
 - 32 Tatsächlich finden sich immer wieder auch Berichte über (den Umständen entsprechend) einigermaßen gut installierte Gräben und Höhlen, in die man die „frontbesuchenden“ Geistlichen führte; HOFFMANN (1937), S. 76.118 f.151.194.200.256 f.288.439; WITKOP (1928), S. 13.47 f.103.122.181.270.310; EBERT (2014), S. 224; HEDIN (1915a), S. 222.258.289 f.385.445; MÜNKLER (2015a), S. 371. Einzelne dieser Geistlichen, die sich selbst als „Schlachtenbummler“ bezeichneten, hielten später Lichtbildvorträge darüber; s. PFEMFERT (1982), Sp. 1001.
 - 33 WILHELM, Kronprinz (1923) berichtet S. 211 f von seinen Kontakten zu Offizieren und Mannschaften im Mai und Juni 1916 bei Verdun; vgl. dazu DRYANDER (1926a), S. 302 und dagegen kritisch MÜNKLER (2015a), S. 417 f.834; vgl. a. RUCKS (1934/1935), S. 735.
 - 34 TUCHOLSKY (1993, I), S. 193 („Vormärz“, 1914); DERS. (1993, III), S. 434 („Vor Verdun“); KRAUS (2014), S. 109 (III. Akt, 9. Szene).
 - 35 Wilhelm II. hatte nach dem Einmarsch der deutschen Truppen nach Belgien und Nordfrankreich den Schutz der Kunstdenkmäler befohlen; vgl. WILHELM II. (1922), S. 221 f; vgl. a. HEDIN 1915a), S. 132 ff.267 f.279.282 ff.317 ff.326 f.344 f.349; WESTARP (1935), S. 16; PIPER (2013), S. 173 f.
 - 36 KRUMMACHER (1916b), S. 9; vgl. HEDIN (1915a), S. 264.306.344, aber auch MÜNKLER (2015a), S. 568 f; WESTARP (1935), S. 15.
 - 37 „Hier ruhen 30 tapfere Deutsche / Ici reposent trente braves français“; „Mit diesem Holzkreuz schlicht / Ehrt auch der deutsche Soldat in dir den Held der Pflicht.“ KRUMMACHER (1916b), S. 7 f; vgl. DRYANDER (1916), S. 21; DERS. (1926a), S. 299; HEDIN (1915a), S. 303; ENGLUND (2013), S. 167.
 - 38 KRUMMACHER (1916a), S. 7.13 f; DERS. (1916b), S. 4 ff.9 f. Wie der von DEMS., ebd., S. 10 zitierte „Brief einer Mutter an ihren Sohn“ zeigt, geht es hier vor allem um die Vermeidung von „Unzucht“ und „Unsittlichkeit“. Theodor Krummacher war jahrzehntelang eng mit dem deutschen Sittlichkeitsbund vom „Weißen Kreuz“ verbunden; KRUMMACHER (1937), S. 17.
 - 39 S. o. Kap. IV, C, 4; Abschnitt zum Achten Gebot, 21. Konfirmandenstunde am 8.9.1914.
 - 40 MÜNKLER (2015a), S. 121 ff; vgl. SPRAUL (2016), S. 371 ff.
 - 41 KRUMMACHER (1916a), S. 13 f; DERS. (1916b), S. 10.12. Auch hier wird wieder – wie in vielen anderen Kriegspredigten und Ansprachen auch – auf das „Augusterlebnis“ Bezug genommen.
 - 42 TUCHOLSKY (1993, III), S. 427 („Der Geist von 1914“).
 - 43 PFEMFERT (1987), Sp. 974.
 - 44 VORWERK (1914), S. 26; BRAKELMANN (2015a), S. 88.
 - 45 KRUMMACHER (1916b), S. 10.13; PRESSEL (1967), S. 217 ff, insbes. S. 219, Anm. 97; vgl. ebd., S. 294 ff. Zur selben Argumentationsstruktur auf katholischer Seite SCHLAGER (2011), S. 285.

- 46 GILLHAUßEN (1918), S. 17.
- 47 Vgl. DRYANDER (1914b), S. 29 f; ALTHAUS (1916), S. 85 ff; DOEHRING I (1919), S. 74 f. 190; DERS. (1915), S. 25.32.166.187.260 f.305.379; PRESSEL (1967), S. 23 ff.147 ff.211 ff.216 ff. 269 ff.275 ff.304.354; KÜHL (1936/1937), S. 367.482.773; MISSALLA (1968), S. 102 ff – eine Schlussfolgerung, die auch HEDIN (1915a), S. 82.103.108.147.161 f.166.209.247.254.288.3 89.396.419 f.438 (vgl. ebd., S. 460), nicht müde wird zu vollziehen. Schon HÖNN (1915), S. 95 verwies hierfür auf Xenophon, *Anabasis* III, 1, 42: „Denn nicht die Menge, nicht die Stärke ist es, wie ihr wohl wisst, die im Krieg den Sieg herbeiführt; sondern gewöhnlich ist es der höhere Mut, mit dem man, im Vertrauen auf die Götter, die Schlacht beginnt, dem der Feind nicht zu widerstehen vermag.“ MARCHANT (1978), z.St.; vgl. zu Seeberg BRAKELMANN (1974b), S. 134 ff; MÜNKLER (2015a), S. 241 f.
- 48 NAUMANN (1926), S. 183.
- 49 PYTA (2015), S. 627.
- 50 So GIERKE (1914), S. 34; zum Schlagwort „perfides Albion“ und seine Abwandlungen „perfidie anglaise“, „perfide Anglois“ usw. für England s. BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 2103, S. 334 f.
- 51 GILLHAUßEN (1918), S. 14 f.
- 52 KRUMMACHER (1916b), S. 12.
- 53 DERS. (1937), S. 138; vgl. DERS., ebd., S. 140.
- 54 DERS., ebd., S. 139.141.
- 55 DERS., ebd., S. 136 f.139.
- 56 DERS., ebd., S. 130 ff.136 ff.138 ff. Krummacher traf an der Ostfront in Kaunas, Wilna, Uceany, Mitau, Warschau, sowie im Westen in Charleville-Mézières, Laon, St. Quentin, Gent, Thielt und Brüssel mit Vertretern des Generalstabes sowie der OHL zusammen.
- 57 Vgl. PFLEIDERER (1890), S. 221.
- 58 DRYANDER (1926), S. 286 ff.295 ff.304 ff.
- 59 Dryander unternahm 1916 Frontreisen vom 18.5.–11.6. (Ostfront und Polen) und vom 14.7.–3.8. (Belgien und Westfront); SCHIAN (1921), S. 46. Krummachers dazwischengestaffelte Frontreisen (8.4.–5.5.1916, Ostfront; 3.–26.6.1916, Westfront) werden in denselben Zusammenhang gehören.
- 60 FLEMMING/ULRICH (2014), S. 243.
- 61 Marie Diers in dem Gedicht „Frieden –?“ im „Volkserzieher“ Nr. 7, Berlin, 1915 (hg. v. Wilhelm Schwaner), zit. n. PFEMFERT (1986), Sp. 425.
- 62 SEEGER (1991), S. 241 f.
- 63 Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung, Leipzig, 1918, Sp. 941, zit. n. SEEGER (1991), S. 242, Anm. 35.
- 64 CLAUSEWITZ (1942), S. 104 f; BLASCHKE (1936), S. 50 ff.
- 65 DIBELIUS (1919a), S. 6; SEEGER (1991), S. 242.
- 66 KRAUS (1918c), S. 102.
- 67 Vgl. KRUMMACHER (1916b), S. 6.12
- 68 ANONYMUS (1917), Sp. 529a–b.
- 69 KRAUS (1919a), S. 15; DERS. (1988b), S. 202.
- 70 GOENS (1915), Nr. XIV, S. 17–22 („Matthäus 2, 2: Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten.“)

- 71 GANGHOFER (1915), S. 57 ff; vgl. MOSSE (1993), S. 95.
- 72 Zu dieser Taktik MUSIL (1955), S. 463.
- 73 GOENS (1915), S. 17.
- 74 GRUNDMANN (1971), S. 74.
- 75 DERS., ebd., S. 18 f.
- 76 Matthäus berücksichtigt mit dem Wechsel von „Könige“ (Ps. 72, 10 f etc.) zu „Magier“ die am Ehesten von ihm vorgenommene Kombination der Völkerhuldigung mit dem Motiv des himmlischen Wahrzeichens, das den Messias ankündigt (Num. 24, 17). Im Übrigen könnten die „Astrologen“ auch als Abgesandte der „Könige“ zu verstehen sein, als deren Berater sie fungierten; vgl. GRUNDMANN (1971), S. 80.
- 77 Vgl. LOHMEYER/SCHMAUCH (1956), S. 20 ff.
- 78 DIES., ebd., S. 22 f; GRUNDMANN (1971), S. 77 f.
- 79 Vgl. GOENS (1915), S. 20 f. „Aber wir haben auch Feinde, wie Herodes, die uns in den Weg treten und mit heuchlerischem Wohlmeinen uns verwirren. [...] Da tritt auch uns unser Herodes entgegen und hemmt unseren Lauf.“ Hier auch die folgenden Zitate.
- 80 DERS., ebd., S. 20.
- 81 DERS., ebd., S. 20.
- 82 DERS., ebd., S. 21.
- 83 Wie etwa der schon oben zitierte Pfarrer Franz KOEHLER (1915b), S. 27 f. 3140 ff. 46.52; s. o. Kap. I, 2–3; S. 118 ff. 134 ff.; vgl. BRAKELMANN (2014), S. 159: „Synthese von Deutschtum und Christentum“.
- 84 HEGEL (1982), S. 413.426: „Die Bestimmung der germanischen Völker ist, Träger des christlichen Prinzips abzugeben.“
- 85 STEFFENS (1817a), S. 16 f. 43 f. 265 f. 272 ff. 277 f u.ö.; DERS. (1817b), S. 802 ff. 813 ff; RAPP (1920), S. 231.
- 86 STEFFENS (1817b), S. 808; vgl. DERS. (1817a), S. 8.
- 87 SIMROCK (1856), S. 187 („Des Lazarus Erweckung“). 217.220.
- 88 Es hätte sich angeboten, dass Goens hier als dritten der „heiligen drei Könige“ den Reichseiniger Wilhelm I., den „gewaltigen Heldenkaiser“, den „glorreichen, ehrwürdigen und hochseligen Kriegsherrn mit dem siegreichen Schwert“, „Wilhelm den Großen“ (vgl. RÖHL, 2001, S. 955 ff) genannt hätte. Offenbar liegt aber bei Goens die Betonung hier nicht auf den „hehren“ Gestalten deutscher Könige, sondern auf den deutschen Propheten.
- 89 GOENS (1915), S. 21.
- 90 DERS., ebd., S. 20.
- 91 Fichtes Grabspruch (Dorotheenstädtischer Friedhof, Berlin), zitiert Dan. 12, 3: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“
- 92 HEGEL (1971), III, 3, E, S. 454 ff. 531 u.ö.; vgl. WERNICKE (1857), § 41, S. 608.
- 93 S. o. Kap. VII, 1, S. 392.
- 94 GOENS (1915), S. 20 f.
- 95 DERS., ebd., S. 21 f.
- 96 DERS., ebd., S. 22.
- 97 GANGHOFER (1915), S. 24.
- 98 S.a. KRAUS (1969), S. 104; HELLER (1954), S. 382a.

- 99 ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 11.22.26.28.65.103–119.120 ff; DIES. (1915b), S. 56 ff; DIES. (1915c), S. 1 ff.111–140.
- 100 Im Folgenden gebe ich in den Anmerkungen nur Belegstellen aus der Kriegsagende. Belegstellen aus der nationalkirchlichen Inszenierung und Homiletik sind in den Fußnoten zum Schwertleite-Ritual Koehlers und der Predigt Krummachers und Goens' gegeben.
- 101 ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 7.18.47.59.63 f.66.74.76.89 f.93.100 f.108 f.114 f.118 f.141; DIES. (1915c), S. 20.22 f.27 f.29.32.35.46 f.49.53.73.75.82 f.85.91.93 f.118.
- 102 DIES. (1915a), S. 74.79.105 f.108.114; DIES. (1915c), S. 27.35.38.50.58.60.80 f.83.89.
- 103 DIES. (1915a), S. 54 ff.60.79.105 f.135.142; DIES. (1915c), S. 118.
- 104 DIES. (1915a), S. 27.64.67.85.101.103; DIES. (1915b), S. 44 f.51 (hier wird vor allem auf Luther und die Reformation verwiesen); DIES. (1915c), S. 3.6.35 f.37.47.90.99.124.132.135.
- 105 DIES. (1915a), S. 3.5.13.19.21.66 f.69.71.75.81 ff.85.87 f.100.102.115 f.164; DIES. (1915c), S. 15.37.53 f.58.60.78.87 f.98.
- 106 DIES. (1915a), S. 3.16.18.25.43.72 f.78.83.88.94.96.139.152.155.
- 107 DIES., ebd., S. 1.11.18.20 ff.27.34.39 f.40.44.65.74.76 f.83.86.88.91.93 ff.95 f.101 ff.118 f.134 f.141 f.152; DIES. (1915b), S. 17.43.50; DIES. (1915c), S. 54.76 f.
- 108 DIES. (1915a), S. 44.46.56.90 f.105.113.115 f; DIES. (1915c), S. 62.75.128 f.
- 109 DIES. (1915a), S. 4 f.7.19.23.27.32.34.40.66.70 f.72 f.85.89.96 f.140; DIES. (1915b), S. 42; DIES. (1915c), S. 18 f.20 f.25 f.37 f.86.91.
- 110 S. „August-Erlebnis“ (DIES., 1915a, S. 6 f.83.101). – Überwindung der Klassenschranken, deutsche Willenseinheit (ebd., S. 8 f.51.67.74 f.82 f.84 f.92 f; DIES. (1915b), S. 5.10.24); DIES. (1915c), S. 74.82 f.84. – Deutscher Vaterlandsbegriff (DIES., 1915a, S. 110 ff.130 ff.139) und deutsche Opferwilligkeit (ebd., S. 2.16.23.25.41 f.65.69.73.75.85.92 f.94 f.107.132.139.151 ff.153 f; DIES. (1915c), S. 14.16 f.33.35.40.68.79 f.101.103 f). – Deutsche Liebe und Treue zum Vaterland, Glaubensreife, Festigkeit und Opfermut (DIES., 1915a, S. 7.20.25 f. 83.91.93.96.101.106 f); in der Zeit nachlassender Kriegsbegeisterung angemahnt bei DIES. (1915b), S. 15.23.25 f.29.31.37 f.41.43.45.52 f.55; DIES. (1915c), S. 28 f.33.39.77.98.100.129 ff.138.
- 111 DIES. (1915a), S. 9.20.69 f.85.95 f.99 ff.105.113; DIES. (1915c), S. 26.32.49.77.117.
- 112 DIES. (1915a), S. 39.50.118.131; DIES. (1915c), S. 40.62.73.81.89.
- 113 DIES. (1915a), S. 67.73 f.76 f.80.85.100.106; DIES. (1915c), S. 92.
- 114 DIES. (1915a), S. 73.77 f.88.92.97 f.139 f.155; DIES. (1915c), S. 26.107 f.
- 115 DIES. (1915a), S. 62 ff; DIES. (1915c), S. 48.80.83.107.109.123.
- 116 DIES., ebd., S. 93 f; BRAKELMANN (2015a), S. 63 f.
- 117 WERFEL (1967), S. 162 ff; PINTHUS (1960), S. 82 ff.
- 118 Vgl. TUCHOLSKY (1993, V), S. 271 („Das ‚Menschliche‘“, 1927).
- 119 PFEMFERT (1973, IV), S. 84 (Wilhelm Klemm, 1881–1968, „Verse“).
- 120 HOCHHUTH (1995), S. 38.
- 121 DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 183b.
- 122 PICK (1918), S. 881 f; SCHIAN (1921), S. 513.
- 123 BRAKELMANN (2015), S. 264.
- 124 Erich Heller nach KRAUS (1931), S. 48 f.

Anmerkungen zu Kapitel X – „In deutschen Dingen deutsch,
in jüdischen Dingen jüdisch!“ – Die jüdische Theologie 1914–1918
im Schlepptau der deutsch-nationalen Rezeptionsvorgaben? –
Synagogales Kriegserleben zum Vergleich

- 1 WISTRICH (1999), S. 536.
- 2 Der liturgisch vorgeschriebene hebräische Text bei FÜRSTENTHAL (1877), S. 288 f.
- 3 Dieser Titel kam – auf Franz I. (1768–1835) zurückgehend – den vier Kaisern von Österreich seit 1804 bis 1918 zu.
- 4 2. Kön. 22, 20: „Darum, siehe, will ich dich [= Josia] zu deinen Vätern sammeln, daß du mit Frieden in deine Grabstätte versammelt werdest und deine Augen nicht sehen all’ das Unglück, das ich über diese Stätte bringen will.“
- 5 ROTH (2012), S. 277 f („Radetzkymarsch“, Teil II, Kapitel 15).
- 6 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 389 f („Wo waren Sie im Kriege, Herr –“).
- 7 Vgl. etwa die antijüdischen Reden Adolf Stoeckers mit ihrer Behauptung, „Nathan der Weise habe Shylock Platz gemacht“; STOECKER (1890), S. 359–496, insbes. S. 367.481.
- 8 Zu den etwas anders gelagerten Verhältnissen im supranationalen Staatsgebilde Österreich-Ungarns, insbesondere zur jüdischen Dynastietreue, zur Personifikation des als philosemitisch eingeschätzten Kaisers Franz Joseph I. als Schutzpatron der Juden, zu der hieraus resultierenden, auch unter den Zionisten propagierten Bereitschaft, „mit Makka-bäermut Kaiser und Vaterland zu dienen“, sowie zu den jüdischen Kriegsmotiven hinsichtlich der Befreiung des Ostjudentums und der Bewältigung der ostjüdischen Flüchtlingswelle aus Galizien und der Bukowina nach Wien, Prag und Budapest s. SCHNABL (1914), Sp. 397c–398b; u. v. a. Berichte in der Juedischen Rundschau wie etwa im Jg. XIX, Heft 49 vom 14.12.1914, Berlin, Sp. 447ab; KILCHER (2012), S. 56; PIPER (2013), S. 356 f; PANTER (2014), S. 53 ff.120 ff.
- 9 THEILHABER (1916), S. 18.
- 10 ENGLUND (2013), S. 639; vgl. a. SIMON (2016), S. 287 ff.292 ff.
- 11 ROSENBERG (1914), Sp. 403a–404a; u. v. a.; PIPER (2013), S. 357 ff; PANTER (2014), S. 49 f.101 ff.
- 12 LOEWE (1914b), S. 358a; MICHAELIS (1914), Sp. 451c; BENDIKOWSKI (2014), S. 258 f.
- 13 Sigmund Cronbach, „Notizbuch des Onkel Jonas“, Berlin, 1903, notiert: „Da kam das Jahr 1813, und die Begeisterung ergriff Christ und Jud’, Pfarrer und Rabbiner predigten den Krieg.“ LAMM (1915), S. 41.
- 14 Wir geben hier die Aufrufe der „Juedischen Rundschau“, Jg. XIX, Nr. 32 vom 7.8.1914, S. 1 im vollen Wortlaut wieder:
 „Deutsche Juden! In dieser Stunde gilt es für uns aufs neue zu zeigen, dass wir stammesstolzen Juden zu den besten Söhnen des Vaterlandes gehören. Der Adel unserer vieltausendjährigen Geschichte verpflichtet. Wir erwarten, daß unsere Jugend freudigen Herzens freiwillig zu den Fahnen eilt.“
 „Deutsche Juden! Wir rufen Euch auf, im Sinne des alten jüdischen Pflichtgebots mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Vermögen Euch dem Dienste des Vaterlandes hinzugeben. Der Reichsverein der deutschen Juden / Zionistische Vereinigung für Deutschland.“
 „Wir schließen uns dem Aufruf des Reichsvereins der Deutschen Juden und der Zionisti-

- schen Vereinigung für Deutschland an. Wir vertrauen, daß unsere Jugend, durch die Pflege jüdischen Bewußtseins und körperliche Ausbildung in idealer Gesinnung und Mannesmut erstarkt, sich in allen kriegerischen Tugenden auszeichnen wird. Das Präsidium des Kartells Jüdischer Verbindungen / Der Ausschuß der Jüdischen Turnerschaft.“ Vgl. a. DAWIDOWICZ (1995), S. 59.
- 15 „Allgemeine Jüdische Zeitung – Ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse“, Jg. LXXVIII, Nr. 32 vom 7.8.1914, Sp. 374b–375a:
 „An die deutschen Juden! In schicksalsernster Stunde ruft das Vaterland seine Söhne unter die Fahnen. Daß jeder deutsche Jude zu den Opfern an Gut und Blut bereit ist, die die Pflicht erheischt, ist selbstverständlich. Glaubensgenossen! Wir rufen euch auf, über das Maß der Pflicht hinaus Eure Kräfte dem Vaterlande zu widmen! Eilet freiwillig zu den Fahnen! Ihr alle – Männer und Frauen – stellt Euch durch persönliche Hilfeleistung jeder Art und durch Hergabe von Geld und Gut in den Dienst des Vaterlandes. Berlin, den 1. August 1914. Verband der Deutschen Juden, Centralverein deutscher Staatsbürger Jüdischen Glaubens.“
- 16 PICT (1994), S. 736 ff.
- 17 SOLSCHENIZYN (1972), S. 595 (Kap. 62).
- 18 PANTER (2014), S. 45; ZIMMERMANN (2016), S. 334.
- 19 Zur Popularität dieser wohl aus persischer Zeit stammenden Vorstellung der einzelnen nationalen Territorien als „Satrapien Gottes“ macht MEYER (1961), S. 201 ff auch auf Belege in der haggadischen und targumischen Überlieferung zu Deut. 32, 8 aufmerksam; vgl. a. RAD (1978), S. 140.
- 20 ANONYMUS (1915b), S. 28; DERS., ebd., S. 29 ff.33 f behauptet, dass die jüdische Geschichte „vielleicht“ die einzige in der Weltgeschichte sei, die keine Eroberungskriege kenne; s. a. SAMUEL (1999), S. 170 f.
- 21 SCHOPENHAUER (1976, II), S. 797 f; im September 1917 von KRAUS (1988a), S. 179 zitiert. Zum Antisemitismus Schopenhauers s. eben DERS. (1974, I), § 13, 3, S. 157 ff.
- 22 PANTER (2014), S. 46.
- 23 KILCHER (2012), S. 50; PIPER (2013), S. 315 ff.320; PANTER (2014), S. 41 f.45 f. Dennoch erfolgte 1916 eine Volkszählung zur Erfassung der Juden wegen des ständig aufkommenden Verdachts des „Sich-Drückens“ der jüdischen Bevölkerung vor dem Kriegsdienst; das den Verdacht eindeutig widerlegende Ergebnis wurde nicht veröffentlicht; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 373.450.461.507; PIPER, ebd., S. 326 f.
- 24 Über ihn s. BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 1, Nr. 2241, S. 283.
- 25 Vgl. MAI (1989), S. 590.
- 26 So HOCHFELD (1918), S. 3 in seiner genannten Predigt „Die ersten Siege“.
- 27 DONIN (2002), S. 229 f; HOCHFELD (1918), S. 2.
- 28 DERS. (1914), Sp. 433a–434b.
- 29 Ein Thema auch in Kriegsnovellen; vgl. RIEß (1917), S. 7–32 („Pogrom“); vgl. hierzu auch die Pressestimmen zum Aufruf des Zaren an die Juden, in: Juedische Rundschau, Jg. XIX, Heft 34 vom 21.8.1914, Berlin, Sp. 350b–351a; ähnliche Meldungen wurden ab 1914 kontinuierlich auch in der Allgemeinen Jüdischen Zeitung (ab Jg. LXXVIII, Nr. 32 ff, passim) publiziert; vgl. a. PALÉOLOGUE (1927, I), S. 179 f.302 f.335 f; DERS. (1930, II), S. 16.36 f; DERS. (1930, III), S. 10 f.85.129; PIPER (2013), S. 347 f.
- 30 So enthält das von Rev. Michael Adler B.A., Chaplain to H.M. Forces redigierte „Prayer Book

- for Jewish Sailors and Soldiers längere Abschnitte aus dem 1. Makkabäerbuch (1. Makk. 2, 49–70; 3, 1–26; 3, 55–59; 4, 1–25); ADLER (1914), S. 65 ff.
- 31 Besondere Bedeutung sollte daher dem Chanukka-Fest 1914 zukommen; vgl. ANONYMUS (1915b), S. 55–61; s. insbes. ebd., S. 56:
 „So wird uns unser diesjähriges Chanukahfest von ganz besonderer, segensreicher Bedeutung: wie kein anderes Fest vermag es uns zu stärken, mag es allen Kleinmut aus unseren Herzen zu bannen und uns mit der festen, unerschütterlichen Zuversicht an unseren endgültigen Sieg [zu] erfüllen; denn es gibt in der Weltgeschichte nur wenig andere Ereignisse, die so sehr von dem Walten Gottes in der Geschichte zeugen, mächtig den Triumph des Gerechten in dem Werdegang der Nationen verkünden, wie die Heldentaten und Siege unserer Makkabäer. Der Gott, der damals die Eroberungssucht wilder Barbaren, den Neid mißgünstiger Feinde nicht triumphieren ließ, er wird auch in unseren Tagen die gerechte Sache zum Siege führen.“ – In vielen Publikationen wurde außerdem des Bar Kochba-Aufstandes (132–135 n. Chr.) gedacht, so z. B. in: LAMM (1915), S. 65–73.
- 32 ZIMMERMANN (2016), S. 335 ff; s. a. KILCHER (2012), S. 51 ff; PANTER (2014), S. 42.44 f.
- 33 Leutnant Hugo Zuckermann (1881–1914), „Makkabäer 5675“, in: LAMM (1915), S. 17 f. Der schon oben zitierte jüdische Feldarzt Felix Aaron Theilhaber berichtete aus Janischki: „Wir gehen an den vollkommen ausgeraubten Judenhäusern vorbei. Aus einem trägt gerade die Bevölkerung noch Stoffe davon. Ich trete in eine der drei Synagogen ein. Alle Gebetbücher liegen zerstreut umher, alle Gegenstände des Kultus zerbrochen, zertreten, beschmiert. Der Vorhang der heiligen Lade ist halb zerrissen und flattert. Ein heruntergefallener Lüster liegt davor. [...] Drüben in der Nachbarschul [!] liegen die Bücher alle in einem riesigen Faß, größtenteils verbrannt. [...] *Ich stehe am Schauplatz eines großen jüdischen Dramas.*“ THEILHABER (1916), S. 54 f.
- 34 LOEWE (1914a), Sp. 343a–c; DERS. (1914b), Sp. 357b; vgl. a. OPPENHEIMER (1914), Sp. 353a–355a; u. v. a.; vgl. dazu HILDERMEIER (2013), S. 1020 ff.1238 ff. Vgl. a. zu den jüdischen Verhältnissen im deutschen Okkupationsgebiet Sarah PANTER (2014), S. 97 ff; zur Situation im österreichisch-ungarischen Besatzungsgebiet s. DIES., ebd., S. 115 ff.
- 35 SCHOEPS (1992), S. 65 f.130.
- 36 LANGE (1954), S. 260.
- 37 FAULHABER (1916), S. 4.12.51.105.121 f; DERS. (1917), S. 261 f.299.520 f; ein Verweis auf Judith bei DEMS., ebd., S. 509 ff (Franziskus Kardinal von Bettinger, Feldpropst der baye-rischen Armee, „Ansprachen an der Westfront“, III). Der Bibelkanon der römisch-katho-lischen Kirche umfasst in den Geschichtsbüchern auch das Buch Judith und die beiden Makkabäerbücher.
- 38 Hierbei bezieht sich Loewe auf den jüdischen Aufstand 132–135 n. Chr.
- 39 LOEWE (1914a), Sp. 343b–344a; KILCHER (2012), S. 52.
- 40 Zur genaueren Nachzeichnung dieses Prozesses s. ZIMMERMANN (2016), S. 333–349.
- 41 Es stimmt bedenklich, dass manche Buber-Biographien – wie die von Gerhard WEHR (1982) – dieses Kapitel sorgsam aussparen; vgl. dagegen DAVIDOWICZ (1995), S. 57 ff; BOUREL (2017), 208 ff.
- 42 BUBER (1916a), S. 11–31 („Das Judentum und die Juden“).35–56 („Das Judentum und die Menschheit“).59–102 („Die Erneuerung und das Judentum“); vgl. hierzu BOUREL (2017), S. 173 ff; bei WEHR (1982), S. 33 nur kurz erwähnt.

- 43 Vgl. Bubers Rede „Das Gestaltende“ von 1912; in: BUBER (1920), S. 204 ff, insbes. S. 212 ff; SCHOLEM (1995a), S. 146 f.
- 44 SCHOLEM (1995a), S. 140 ff.
- 45 Ascher Hirsch Ginsberg (= Ahad Ha'Am, 1856–1927) hatte sich schon ab 1896 (hebräisch) gegen einen solchen „Nietzscheanismus“ im Judentum gewandt; vgl. a. HA'AM (1902), Sp. 145–152.241–254 (deutsch). S.a. die Kritik bei BROD (1918), S. 293 f; vgl. KROCHMALNIK (1997), S. 54 f.57; KILCHER (2012), S. 67 f, Anm. 82.
- 46 NIETZSCHE (2010), S. 116.126 (§§ 195.203 aus „Jenseits von Gut und Böse“).409 (Nr. 27 von „Zur Genealogie der Moral“, III. Abhandlung) u.ö.; vgl. KROCHMALNIK (1997), S. 77 ff.
- 47 BUBER-NEUMANN (1957), S. 58.
- 48 BUBER (1967), S. 243 (Brief Nr. 103); BOUREL (2017), S. 144 f.
- 49 Vgl. BERDYCEWSKI (1905), S. 279–287 = DERS. (1918), S. 71–93; vgl. BERGMANN (1914), Sp. 680a–682b. Die Berdyczewski zugeschriebene Formulierung, dass „das Schwert durch das Wort zu ersetzen“ sei, findet sich an der von KILCHER (2012), S. 67, Anm. 79 bezeichneten Stelle (BERDYCEWSKI, 1905, S. 284 = DERS., 1918, S. 79) nicht; dort ist lediglich von „völliger Umwertung“ die Rede. Die Formulierung „Schwert statt Wort“ scheint als polemischer Slogan von HA'AM (1902), Sp. 145–152.241–254 (hier: Sp. 248) aus NIETZSCHE (2004), S. 203 (Der Antichrist, § 32) geschöpft und gegen die „Junghebräer“ etabliert worden zu sein: „Neue Werte! neue Tafeln! Anstelle der ‚Schrift‘ komme das ‚Schwert‘, anstelle der Propheten – die blonde Bestie!“ Vgl. KROCHMALNIK (1997), S. 57 mit Anm. 19.
- 50 BUBER (1967), S. 371 (Brief Nr. 250 vom 30.9.1914 an Hans Kohn); hier auch seine Äußerung „Ich selbst habe leider gar keine Aussicht verwendet zu werden“; Buber war bei Mustertungen „untauglich“ befunden worden; DERS., ebd., S. 371, Anm. 1.
- 51 BIN GORION (1926b), S. 311–356.359–388.403–414.479–516, insbes. S. 405 f: „[Unsere These] besteht in der gewonnenen Einsicht, *daß der Bund Josuas*, der als Schlußakt in den mosaischen Bündnissen angesehen wird, *in Wahrheit den Anfang bedeutet und zu allererst abgehalten worden ist*. [...] Alles in allem genommen gelangen wir zu der Einsicht, daß in der Josua-Tradition der *Schwerpunkt* der alten Religion Israels zu suchen ist.“ S.a. BIN GORION (1926a), S. 10 ff.14 ff.17 ff; NIEWÖHNER (1997), S. 23 ff. Bin Gorion/Berdyczewski vollzieht an dieser Stelle die These Nietzsches vom „Priesterbetrug“ exegetisch nach; KROCHMALNIK (1997), S. 68 f.77 f.
- 52 BIN GORION (1918), S. 78 f; ebd., S. 79 fällt dann auch der Ausdruck „Umwertung in Bezug auf die Vergangenheit; es muß an die Schaffung einer eigenen weltlichen Kultur gedacht werden, die souverän das Leben beherrsche, wie einst das religiöse Judentum.“
- 53 KROCHMALNIK (1997), S. 69.73.
- 54 Der oben zitierte Aufsatz Bin Gorions war zuerst 1905 erschienen: BERDYCEWSKI (1905), S. 279–287.
- 55 BROD (1918), S. 294; vgl. unter vielen anderen kritischen Stimmen a. LÖFFLER (1923), S. 324 f.
- 56 KROCHMALNIK (1997), S. 80; zu Berdyczewski vgl. DERS., ebd., S. 53 ff.61 ff.67 ff; zur Abhängigkeit der „Junghebräer“ von Nietzsche s. DERS., ebd., S. 74 ff; vgl. BERGMANN (1914), Sp. 680a.681b.
- 57 BUBER (1920), S. 229–242.

- 58 SCHOLEM (1995b), S. 361; EDELMANN-OHLER (2014), S. 12, Anm. 36.
- 59 SCHOLEM (1994), S. 65 f. 76 f. 83. 129; KILCHER (2012), S. 60 ff.
- 60 Anstoß erregten auch einige übertriebene Patriotismen in den Buberschen Ausführungen, die sich der etablierten deutschen Kriegsrhetorik anschlossen: z. B. die Auffassung von Deutschland als berufener „Erlösernation“, die von Buber erst nach Kriegsende 1919/1921, ab der zweiten Auflage des Buches „Vom Geist des Judentums“ (s. sechstes bis achttes Tausend, gedruckt 1921 bei E. Haberland in Leipzig), gestrichen wurde; vgl. Siegbert Wolf bei LANDAUER, 2011, S. 19.52, Anm. 81; BUBER (1921), S. 7 selbst kommentierte: „Von der zweiten Auflage an sind am Schluß der ersten Rede [= „Der Geist des Orients und das Judentum“] die Sätze gestrichen, in denen das deutsche Volk aufgerufen wurde, in der Umkehr voranzugehen und eine neue Ära des Einvernehmens mit dem Orient zu begründen. Das deutsche Volk hat die ihm in jenen Sätzen zugedachte Funktion nicht auf sich genommen und kann sie nun nicht mehr auf sich nehmen. Aber Europa steht die Entscheidung noch bevor.“
- Andere Patriotismen beziehen sich auf die Idealisierung des „Deutschen unserer Tage“ an der Seite des Griechentums „Perikleischer Zeit“ sowie des Humanismus des „italienischen Trecentos; BUBER (1916b), S. 11; Vgl. LANDAUER (2011), S. 18 f. 51 f. 203 ff. 232; zu Gustav Landauers Kritik s. a. PIPER (2013), S. 343. Bubers schließliche Kehrtwendung war dann mit Retuschen in seiner Biographie von 1930 und der Selbstzensur seiner Schriftenedition verbunden. So veranlasste Buber 1930 seinen Biographen Hans KOHN (1961), S. 163 zu erklären:
- „Noch im Jahre 1916, als der ‚Jude‘ zu erscheinen begann, hatte Buber keine klare und scharfe Haltung zu der Problematik des Weltkrieges und der ihm verflochtenen politischen Konstellation. In seinen Worten war niemals eine Verherrlichung des Krieges und nie eine Verkenntung seiner Dämonie. Aber gerade aus seiner Dämonie leuchtete seine falsche Größe, deren Gefahr Buber noch nicht in voller Klarheit erkannt hatte.“ DAVIDOWICZ (1995), S. 65, Anm. 162. Zu weiteren Details s. DERS., ebd., S. 65.
- 61 Vgl. etwa KILCHER (2012), S. 57 f.
- 62 So. z. B. u. v. a. das Urteil BAUMGARTENs (1917), S. 60.
- 63 Offenbar ist die Identität des anonym gebliebenen Autors bis heute nicht geklärt; vgl. EDELMANN-OHLER (2014), S. 96 f.
- 64 ANONYMUS (1915), S. 57 f. 59 f.
- 65 Buber an Frederik van Eden, in: BUBER (1972), S. 371.
- 66 Ein übrigens von Berdyczewski übernommener Ausdruck; vgl. BERGMANN (1914), Sp. 680b.
- 67 BOUREL (2017), S. 227 f; vgl. ebd., S. 177.210, wo dieser Loyalitätskonflikt mit dem Buber-Wort „unterirdisch“ umschrieben wird, d. h. dass „die Juden, auch wenn sie in dem gegenwärtigen Krieg voneinander getrennt mit den Völkern kämpfen, denen sie zugehören, dennoch gleichsam unterirdisch um ihr Judentum kämpfen.“ BUBER (1920), S. 231: „Und doch, wir ahnen es im Grunde unserer Seelen, wiewohl wir es noch nicht klar begreifen können: es ist doch auch das Schicksal des Judentums, das sich in dieser Zeit, gleichsam unterirdisch, entscheidet; und wenn Scharen von Juden gegeneinander kämpfen, so kämpfen sie doch – in einem Sinn, der sich uns heute noch nicht völlig zu erschließen vermag – mitsammen um ihr Judentum.“

- 68 BACHTIN (1979), S. 223; vgl. DERS., ebd., S. 225 ff.
- 69 BUBER (1915), Sp. 3c, hier zitiert nach BUBER (1920), S. 239 ff; vgl. KILCHER (2012), S. 58 f; PIPER (2013), S. 342.
- 70 S.a. PIPER (2013), S. 342; BOUREL (2017), S. 227 f.
- 71 Buber zitiert hier aus dem oben dokumentierten Textabschnitt seiner Chanukka-Rede vom Dezember 1914.
- 72 Vgl. hierzu einen anonymen Bericht über einen am 16.9.1915 im Kino von St. Quentin abgehaltenen Gottesdienst:
 „Das Schwert zur Seite, das Schofar am Munde, das, wovon man in Predigten, Gedichten und Erzählungen geträumt, war Wirklichkeit geworden, stand lebhaftig vor Augen, und es war, als ob die Zeit Davids wiedergekehrt sei, als ob die Welt nur einen langen Schlaf getan und im Erwachen sich dort wieder sieht, wo die fremden Völker, die Aegypter und Assyrer in Palästina einbrachen und die Israeliten sich um die Kriegsdrometen zur Abwehr scharten. Es war ein gewaltiger und stolzer Eindruck, dass der jüdische Geist und die jüdische Tradition auch mittun in diesem allesüberwältigenden, blutigen Kriege, eine solche Menge Andächtiger um sich scharen und vergessen machen konnte, was sie seien und woher sie kamen und was sie erlebt und sie aufgehen liess in der Feier des Tages, an dem Gott bestimmt, wer da leben bleibe und wer da sterbe, wer am Schwert und wer durch Seuchen und wer durch das Wasser. Es war wie ein Sieg des Geistigen und Innerlichen über das Brutale und Hässliche unserer Zeit, die der Geistliche treffend mit dem Eisernen Zeitalter verglich.“ Dieser Bericht (s. HANK/SIMON/HANK, 2013, S. 342) befand sich unter den Papieren des Feldrabbins Dr. Emil Nathan Levy (1879–1953); zu Levy s. BROCKE/CARLEBACH (2009), Nr. 2355, S. 381 f; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 113 ff.331 ff.
- 73 BUBER (1916b), S. 1 f; KILCHER (2012), S. 64 f.
- 74 MARGULIES (1915), Sp. 46c–47a; KILCHER (2012), S. 59; vielfach so auch ausgesprochen wie in dem Artikel „Nationale Gedanken“ eines anonym bleibenden „jungen Zionisten“ in der Juedischen Rundschau, Jg. XIX, Heft Nr. 41/42 vom 16.10.1914, Berlin, Sp. 388ab.
- 75 BERGMANN (1914), S. 679 ff, insbes. Sp. 682b; KILCHER (2012), S. 67.
- 76 BERGMANN (1916), S. 7.10.13; KILCHER (2012), S. 65 f.
- 77 SCHOLEM (1917), S. 824 f: „Man fordert nicht Zion, wenn man Berlin meint. [...] Man darf nicht rufen, wenn man hier und dort stehen will, in Berlin und in Zion“; DERS. (1918), S. 127: „daß wir nicht nach Zion fahren, sondern in Berlin untergehen.“
- 78 BOUREL (2017), S. 210 f.
- 79 BUBER (1972), S. 365 (Brief Nr. 246 vom 10.9.1914).
- 80 LANDAUER (2011), S. 203; vgl. DAVIDOWICZ (1995), 57 ff; s. a. weiter unten.
- 81 SEELIG (1921), S. 21; HARING (2006), S. 318.
- 82 LANDAUER (2011), S. 204; BUBER (1972), S. 66 f.434 (Brief Nr. 306 vom 12.5.1916); DAVIDOWICZ (1995), S. 64 f.
- 83 LANDAUER (2011), S. 205 f; BUBER (1972), S. 436 (Brief Nr. 306); Hervorhebung von mir.
- 84 ANZ (1996), S. 235 ff; PIPER (2013), S. 98 ff; KRULL (2013), S. 10 ff; BRUENDEL (2014), S. 32 ff; DERS. (2016), S. 238 f; MÜNKLER (2015a), S. 215 ff.235 ff.241 ff; vgl. BLUMHARDT (1978, III), S. 176; s. unter vielen anderen auch Gorch Fock (= Johann Kinau, 1880–1916) und sein Gedicht „Die Eiche“ (KAHLE, 1928, S. 75 f) und GANGHOFER (1915), S. 76:
 „Ein langer Friede, und mag er an sich die schönste und begehrenswerteste Sache sein, ist

- doch auch ein diplomierter Pädagoge für Erziehung ungerechter Nörgelsucht, skrupellosen Haders und ausartenden Mißtrauens; unter der Engelsmaske schneidet sein Gesicht die Grimassen eines Verleumders und Lügners; mit dem Motto ‚Verwirf das Gute und begehre das Bessere!‘ zerbröselt er jene menschlichen Werte, deren wir in stürmischen Zeiten am dringendsten bedürfen, und die – das mag zu seiner Entschuldigung gesagt sein – auch nur in der Morgenröte großer Ereignisse ihre wahre Gestalt und ihr innerstes Wesen zu zeigen vermögen. Deutschland wäre ärmer geblieben um einen genialen Feldherrn [= Hindenburg], wenn es nicht reicher geworden wäre um diesen heiligen Krieg.“
- 85 MUSIL (1955), S. 618 („Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit“, 1921).635 f („Das hilflose Europa oder die Reise vom Hundertsten ins Tausende“, 1922); DERS. (1988, II), S. 1890.
- 86 RITTER (1948), S. 115.
- 87 Ausdruck bei MANN (1960a), S. 399 (Kap. XXX).
- 88 DERS. ebd., S. 399.
- 89 BROKOFF (2016), S. 394 ff.405 f; ihre Gedichte fanden Eingang in die bekanntesten Lyrikbände; vgl. etwa BAB (1915), S. 22.52 f.164.170.172.215.220.246 (Bab).5.33 f.63.203.255 (Lissauer).41 (Zuckermann). 58.68.90.92.217 (Heymann); BUSSE (1916), S. 14 f.42 (Lissauer).31.106 (Zuckermann).36.88 (Heymann).
- 90 BUBER (1972), S. 368 (Brief Nr. 248); Rang bezieht sich auf einen Brief van Eedens, der auch Buber „überrascht und betrübt“ habe; ebd., S. 366 f mit Anm. 1 und 2; zur Übereinstimmung Rangs mit Buber s. BUBERs Antwort an van Eeden, ebd., S. 379 (Brief Nr. 253, Beilage vom 16.10.1914).
- 91 VIERTEL (1926), S. 5c; Viertel schrieb diesen Artikel Alfred Polgar (1873–1955) zu Ehren; MAYER (1978, III), S. 427 f.
- 92 LJUNGGREN (2004); BUELENS (2014), S. 9–44.56.92 f.115 f.126 ff.132 f.302 ff u.ö. zu englischen, französischen, belgischen, italienischen, russischen und ungarischen Intellektuellen; ENGLUND (2013), S. 238. 660 zitiert auch „Normalbürger“ wie z. B. den 23-jährigen Paolo Monelli, Gebirgsjäger in der italienischen Armee, der am 1.1.1916 in seinem Tagebuch notierte: „Ist dies [= der Krieg] nicht genau das, was du dir gewünscht hast? An einem guten Feuer zu sitzen, draußen im Krieg, an einem Abend nach einem erfolgreichen Erkundungsmarsch, in Erwartung größerer Aufgaben. Unbeschwert frohe Lieder, das Gefühl, dass dies die beste Zeit in deinem Leben ist. Und die morbiden Ängste sind verflogen.“ – Vgl. DERS., ebd., S. 476 die Tagebuchnotiz Harvey Cushings, 45 Jahre, Feldchirurg in der amerikanischen Armee (28.10.1917): „Und der Wilde in dir bringt dich dazu, dies alles zu lieben, mit seinem ganzen Elend und der Vergeudung und aller Gefahr und aller Plackerei und all dem prachtvollen Getöse. Du spürst, dass es trotz allem dies ist, wozu Männer bestimmt sind, eher als in bequemen Sesseln zu sitzen, mit einer Zigarette und einem Whisky, der Abendzeitung oder einem Bestseller – und zu tun, als sei dieser Firnis Zivilisation und als verberge sich hinter deiner gestärkten und zugeknöpften Hemdbrust kein Barbar.“
- 93 HUBATSCH (1973), S. 44.
- 94 MEINECKE (1946), S. 41.
- 95 ZWEIG (2013), S. 261 ff; vgl. auch MUSIL (1955), S. 566.636 („entschieden pazifistisch“); DERS. (1967), S. 24 f; DERS. (1988, II), S. 1978; NAUMANN (1916), S. 113 = DERS. (1964), S. 874; Heinrich MANN (1974), S. 21.74 f; KLEMPERER (2015), S. 229 f. Gleichwohl verfiel anfänglich selbst Stefan Zweig dem Rausch des Patriotismus (ZWEIG, 2013, S. 299 ff)

- und wünschte sich „als höchstes Glück, als Officier gegen einen civilisierten Feind reiten zu dürfen. [...] Mein Neid ist aber bei Ihnen, Officier sein zu dürfen in dieser [= der deutschen] Armee, in Frankreich zu siegen – gerade in Frankreich, das man züchtigt, weil man es liebt.“ PRATER (1984), S. 88.
- 96 Vgl. Martin SABROW (2020) im Interview „Wiederholt sich die Geschichte?“, in: *Celle-sche Zeitung* vom Donnerstag, 2.1.2020, S. 3b–c.
- 97 SCHLOSSER (1886, XVII), S. 188.
- 98 BLUMHARDT (1932), S. 286 f (Predigt vom 25.8.1912).
- 99 Zit. n. RAGAZ (1925), S. 143; Datum und Fundort der Predigt sind nicht angegeben; vgl. noch BLUMHARDT (1932), S. 34 ff. 131 f. 144. 188 f. 269. 283. 360 in mehreren anderen Predigten; DERS. (1978, II), S. 100 f. 139 f.
- 100 LANGBEHN (1916), S. 66 ff.
- 101 S. hierüber RAPP (1920), S. 15 ff; vgl. a. RITTER (1948), S. 38 f zu den französischen Liberalen und Regionalisten von Édouard René de Laboulaye (1811–1883), Alexis de Tocqueville (1805–1859) bis Hippolyte Taine (1828–1893).
- 102 FUCHS (1917), S. 44 ff (vgl. ebd., S. 1 ff) bezieht sich hierfür schon auf Wilhelm Raabes Roman „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge“ (1868), Kapitel 35; RAABE (1951), S. 357.
- 103 DYK (1916), S. 971.
- 104 PALÉOLOGUE (1930, II), S. 156 f; vgl. DERS., ebd., S. 337; DERS. (1930, III), S. 9.
- 105 LICHTENSTEIN (1962), S. 30.
- 106 RITTER (1948), S. 114 ff rechnet hierzu u. a. Vilfredo Federico Pareto (1848–1923), Georges Sorel (1847–1922), Henri Bergson (1859–1941), Giovanni Gentile (1875–1944), Giovanni Papini (1881–1956), Filippo Tommaso Marinetti (1876–1944) und Gabriele D’Annunzio (1863–1938).
- 107 MÜNKLER (2015b), S. 62 f; RITTER (1948), S. 103 vermutet, dass „die Seltenheit und relativ kurze Dauer der Kriege des 19. Jahrhunderts überall Illusionen geweckt“ hätte.
- 108 BAUDELAIRE (1949), S. 10 f („Au Lecteur“, Strophe 7–10). Baudelaire beklagt hier seine „Houka-rauchende“ Schwäche, wie die im Käfig gefangenen Raubtiere vom „Blutgerüst“ nur zu träumen, anstatt des „Untiers Raubgelüst“ in die Realität umzusetzen; vgl. SARTRE (1948a), S. 33 ff. 214 ff. Es ist vielleicht kein Zufall, dass Hochhuth im „Stellvertreter“ den „Doktor“ sagen lässt: „Die Langeweile plagt mich immer“, HOCHHUTH (1976), S. 200 (Fünfter Akt, 2. Szene).
- 109 Vgl. z. B. HÖNN (1915), S. 96, der noch andere Zitate aus Schillers *Braut von Messina* bringt: „Nicht, wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
da entspringen der Erde Gebieter.“ – *Die Braut von Messina* I, 3; GOEDEKE/OESTERLEY (1872c), S. 24, Zeilen 224 ff. Schillers „*Braut von Messina*“ gehörte zur Schullektüre; FREYTAGS SCHULAUFGABEN (1910), S. 2.
- 110 GOEDEKE/OESTERLEY (1872c), S. 48, Zeilen 883 ff.
- 111 MÜNKLER (1992), S. 104 ff verweist auf HEGELs (1980) „Grundlinien der Philosophie des Rechts“, § 324, S. 492, auf KANTs (1975), S. 351 („Kritik der Urteilskraft I, Kritik der ästhetischen Urteilskraft“, Erster Teil, 1. Abschnitt, 2. Buch, B., § 28) und auf verschiedene

- Abschnitte aus Clausewitz' „Politischen Schriften“; vgl. die Übersicht bei CLAUSEWITZ (1991), S. 1341 ff, insbes. S. 1344, Anm. 8.
- 112 MANN (1914), S. 1479 = DERS. (1974), S. 538 („Gedanken im Kriege“); DERS. (1988), S. 215 f („Politik“); vgl. ROLLAND (1915/1923), S. 91; MENDELSSOHN (1975), S. 996; KURZKE (2009), S. 345. Vgl. MANN (1988), S. 451 ff, wo er von der menschlichen „Verfeinerung“, der „seelisch-geistige[n], religiöse[n] Erhöhung, Vertiefung, Veredelung“ durch die „jahrelang-tägliche Nähe des Todes“ im Krieg, die Verrohung verneinend, spricht; KURZKE (2009), S. 535.
- 113 ROLLAND (1915/1923), S. 90; Thomas Mann quittierte das in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“, neben einem längeren Diskurs im Kapitel „Gegen Recht und Wahrheit“ (MANN, 1988, S. 157 ff.173), mit der Bemerkung: „Herr Romain Rolland hat mich arg gescholten, aber das ist entzückend.“ MANN, ebd., S. 579 (im Kapitel „Ästhetizistische Politik“); MENDELSSOHN (1975), S. 1003 ff.1163; KURZKE (2009), S. 303.
- 114 Vgl. BRUDER WILLRAM (1915), S. 124 ff, der sich in seinen vier „Zeitsonetten“ offenbar von Thomas Manns Diktion inspirieren ließ; MANN (1914), S. 1471 ff = DERS. (1974), S. 527 ff („Gedanken im Kriege“).
- 115 MANN (1914), S. 1474 f = DERS. (1974), S. 532 f („Gedanken im Kriege“); DERS. (1988), S. 151 ff; FRIES (1994), S. 833 ff.837 f; KURZKE (2009), S. 282.
- 116 MANN (1914), S. 1473 = DERS. (1974), S. 531 („Gedanken im Kriege“); MENDELSSOHN (1975), S. 994.
- 117 SCHÜLER (1914), S. 12.
- 118 MUSIL (1955), S. 637 („Das hilflose Europa“).
- 119 MENDELSSOHN (1975), S. 989 f.
- 120 DERS., ebd., S. 982.988 f.1035 f.
- 121 SCHLUNCK (1914a), S. 251a–b; DERS./WIBBELING (1931), S. 248 (Brief vom 17.7.1916).
- 122 Vgl. für das Folgende die Zitatsammlung bei KOEHLER (1915a), S. 10.23 f.25 f; DERS. (1915b), S. 6.10.13.15 f.18.20.24 f.27.29.31 f.33.37.51.
- 123 KRAUS (1915d), S. 95.
- 124 Herodot, Historien I, 87, 4.
- 125 Polyb. XII, 26, 6; DREXLER II (1963), S. 821; vgl. a. Goethe am 13.12.1806 im Gespräch mit Friedrich Wilhelm Riemer (1774–1845): „Der Krieg ist in Wahrheit eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundung und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu nähren.“ STEIGER (1986), S. 784; LIPPERHEIDE (1962), S. 471b.
- 126 MÜNKLER (2015b), S. 64 ff; das Zitat ebd., S. 67.
- 127 So im Brief vom 16.10.1914 beigelegt an Dr. Frederik van Eeden; BUBER (1972), S. 378 (Brief Nr. 253); s. a. DERS., ebd., S. 386 (Brief Nr. 260 an Hermann Stehr vom 4.1.1915); s. a. HARING (2006), S. 317.
- 128 SEELIG (1921), S. 21; HARING (2006), S. 318.
- 129 BUBER (2006), S. 81.84.
- 130 DERS. (1915), S. 62a–c; die bei DEMS. (2006), S. 7 ff.81 f veröffentlichte Version ist eine spätere Fassung aus dem Jahr 1934; vgl. a. SIEG (2008), S. 144 f; EDELMANN (2012), S. 77 f.
- 131 BLUMHARDT (1932), S. 364 (Predigt am 16.8.1914).
- 132 REMARQUE (2014a), S. 33.
- 133 Buber wählte hier bewusst einen Terminus mit hoher Unbestimmbarkeitsrelation.
- 134 Babylonischer Talmud, Traktat Sanhedrin 39b; GOLDSCHMIDT (1996, VIII), S. 615:

- „Die Dienstengel wollten dann [nach dem Untergang der Ägypter im Schilfmeer; Ex. 14, 23 ff] vor dem Heiligen, gepriesen sei er, das Lied anstimmen, da sprach der Heilige, gepriesen sei er, zu ihnen: Mein Händewerk ertrinkt im Meere und ihr wollt vor mir das Lied anstimmen!? R. Jose b. Ḥanina erklärte: Er selbst freut sich darüber nicht, wohl aber läßt er andere sich freuen.“
- 135 BLUMHARDT (1932), S. 442 (Predigten vom 21.2. und Karfreitag 1915); vgl. a. DERS. (1978, III), S. 178.
- 136 DERS., ebd., S. 389 f. 402. 443 (Abendandachten vom 1.5.1915 und 5.7.1915); in der erstgenannten Andacht stellt Blumhardt Jesus als Reiter des „weißen Pferdes“ dem Reiter des „roten Pferdes“, dem „gegeben ward, den Frieden von der Erde zu nehmen“, gegenüber.
- 137 Zur prinzipiellen Antikriegshaltung Blumhardts schon vor dem Ersten Weltkrieg s. BLUMHARDT (1978, II), S. 181 („Gott ist kein Kriegsgott, kein Gesetzesgott, Gott ist ein Herzensgott“; 21.10.1899). 236 („Da glauben fromme Leute jetzt noch, es müsse Kriege geben. Gott will niemals Kriege; Jesus wollte niemals Blutvergießen“, nur immer: Gemeinschaft, Liebe, Vergebung“; 8.6.1900). 253 f („Man hat mir dieser Tage Mangel an Patriotismus vorgeworfen, weil ich unsere Generäle und Schlachten nicht verherrlicht habe. Aber was ist denn das? Aber Jesus preist die Friedfertigen selig und nennt sie Söhne Gottes. – Man sagt, wir müssen Krieg haben um des Friedens willen und müssen darum bis an die Zähne bewaffnet sein. Aber Jesu Grundsatz ist. Keine Gewalt! Darum können wir auf dem Boden Jesu Christi keinen Kompromiß dulden, können nicht zwei Herren dienen, dem Frieden und dem Krieg“; 9.10.1900).
- 138 LANDAUER (2011), S. 172 ff (Thesen zur Gründungstagung des „Forte Kreises“, 1914); KILCHER (2012), S. 51 ff. 56 ff mit Anm. 38; BOUREL (2017), S. 207 f.
- 139 SCHAD (2009), S. 288; vgl. DIES. (2014), S. 4 ff zu Samson Hochfeld.
- 140 BUBER (1972), S. 375 (Brief Nr. 253 an Frederik van Eeden vom 16.10.1914, Beilage).
- 141 SAMUEL (1915), S. 43 f (3. Vorlesung); vgl. o. Kap. IV, 2, E, 1–2, S. 268.
- 142 DERS., ebd., S. 64 f (5. Vorlesung).
- 143 DERS., ebd., S. 73 (5. Vorlesung).
- 144 DERS., ebd., S. 27 ff. 54 f. 58 f (2., 3. und 4. Vorlesung).
- 145 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 389 („Wo waren Sie im Kriege, Herr –“, 1926).
- 146 DERS. (2004, VIII), S. 180. 685 f. 687 f.
- 147 Zu den jüdischen Feldpredigern und ihren Erfahrungen s. HANK/SIMON/HANK (2013), S. 20 ff. 218 ff. 488 ff; SIMON (2016), S. 285 ff; PANTER (2014), S. 179 ff. 190 ff; vgl. a. HANK/SIMON/HANK (2013), S. 198 ff. 205 ff zu den K.u.K. Feldrabbinern.
- 148 Tanach = Bezeichnung für den jüdischen Schriftenkanon bestehend aus der Thora (= Weisung; Pentateuch, Fünf Bücher Moses), den Propheten und den übrigen Schriften des Alten Testaments.
- 149 STRUNZ (1914), Sp. 1437 f zu Dr. Caesar Seligmann (1860–1950), „Vaterländische Reden in großer Zeit“, Frankfurt a. M., 1914 (von mir nicht gesehen, da Kopie und Ausleihe verweigert); Strunz hebt neben dem „kräftigen Ton frischen Vaterlandssinnes“ und der „Wucht der alttestamentlichen Sprache“ insbesondere den von Seligmann stark thematisierten Versöhnungsgedanken hervor; zu Seligmann s. BROCKE/CARLEBACH (2009), Nr. 2573, S. 564–570.
- 150 S. o. Kap. IV, 2, E, 2, S. 271 ff.
- 151 SALFELD (1870); DERS. (1871); zur nationalen Grundeinstellung s. a. DERS. (1888). Die

- Kriegspredigten Salfelds sind im Leo Baeck Institut, New York, archiviert; gedruckt wurden sie wie der weiter unten erwähnte Kupferstich ebenfalls in Dessau, im selben Verlag von Emil Barth (Druck und Papier von H. Neubürger).
- 152 PIECHOWSKY (1917).
- 153 SALFELD (1870), S. 5 ff.
- 154 DERS. (1871), S. 5.
- 155 DERS. (1870), S. 8.
- 156 DERS. (1871), S. 4.12.
- 157 Jes. 41, 21–29; 44, 24–28; 45, 1–7. 9–13; 46, 9–11; 48, 12–15; Kyros wird namentlich genannt in Jes. 44, 28 und 45, 1.
- 158 DERS. (1888), S. 7.
- 159 DERS. (1870), S. 4 f. 6 f. 10 f; DERS. (1871), S. 3 ff. 7 ff. 11 f. 15.
- 160 S. schon oben Kap. VII, 2, b, S. 400 ff. etwa PFLEIDERER (1890), S. 82.125 ff. 165 ff. 194 f. 207 ff. 228 ff.
- 161 Vgl. DERS., ebd., S. 208 f.
- 162 Über ihn s. BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 2, Nr. 2534, S. 529 ff; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 149 ff. 381 ff.
- 163 DIES., ebd., S. 385.
- 164 SCHIAN (1921), S. 213. Dass Rabbiner Dr. Leo Baeck im Feldgottesdienst zuweilen eine $\frac{3}{4}$ Stunde lang predigte, gehörte zu den Ausnahmen; SCHOEPS (1992), S. 55.
- 165 Über ihn s. BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 2, Nr. 2535, S. 532 ff; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 154 ff. 387 ff.
- 166 Mazzot = das ungesäuerte Brot der Flucht Israeliten aus Ägypten; Ex. 12, 17 ff. 34.39; 23, 15; 34, 18; Lev. 23, 6–8; Deut. 16, 3–4.8.
- 167 Der Ausdruck „Überschreiten“ berücksichtigt die hebräische Etymologie des Wortes „Pas-sah“. Das zu diesem Substantiv gehörende Verb bedeutet so viel wie „überspringen“, „daran vorübergehen“, „auslassen“. Der Würgeengel, der „Verderber“, „ließ“ die Häuser und Zelte der Israeliten „aus“, als er in Ägypten während der zehnten Plage die Erstgeburt der Ägypter tötete; Ex. 12, 12 ff. 13.23.27; vgl. 1. Kön. 12, 39.
- 168 HANK/SIMON/HANK (2013), S. 394.
- 169 DIES., ebd., S. 394.
- 170 Zu diesem Punkt 5 s. o. zu Kap. X, 1, S. 472.
- 171 GÜDEMANN (1915), S. 1–12. Über ihn s. SCHAD (2006), S. 77 ff; BROCKE/CARLEBACH (2004), I, 1, Nr. 0622, S. 389 ff.
- 172 HOCHFELD (1918), S. 8 f. 10.23.34.41.97.99 f. 115.142.
- 173 DERS., ebd., S. 8 f.
- 174 DERS., ebd., S. 8.10.13 ff. 16 f. 25.57 ff. 70.106.118.159 f.
- 175 DERS., ebd., S. 5.33.53.76.98.115 ff. 163.
- 176 DERS., ebd., S. 18.21.33 f. 49.64.92.
- 177 DERS., ebd., S. 67 ff. 109.
- 178 DERS., ebd., S. 26 f. 65.115.117.135.
- 179 DERS., ebd., S. 20.46.
- 180 DERS., ebd., S. 37 ff. 39 ff. 137 ff. 155 ff. 182 f.
- 181 DERS., ebd., S. 44.

- 182 DERS., ebd., S. 73 ff.120 ff.
- 183 DERS., ebd., S. 2 f.35.81 f.135.179 f.
- 184 So berichteten jüdische Soldaten den Feldrabbinern 1914–1918 immer wieder von anti-semitischen Übergriffen; vgl. HANK/SIMON/HANK (2013), S. 302.400 f.465.499.502.509.514.520.531.534.538.554.561 u. ö.; PANTER (2014), S. 43 f. Jedoch ist zu erwähnen, dass es regelmäßig Dekorationen jüdischer Soldaten und Feldrabbiner mit dem EK I und II gab; HANK/SIMON/HANK, ebd., S. 333.336 ff.340.387 f.414.446.458.488.491.496.498.504.510.530.537.543 u. ö.; PIPER (2013), S. 320 berichtet von 29.874 Auszeichnungen, darunter 12.000 mit dem Eisernen Kreuz (Erster oder Zweiter Klasse); Piper erwähnt auch Wilhelm Frankl („Makkabäer-Frankl“), der mit 19 Luftsiegen einer der erfolgreichsten Jagdflieger war und als neunter (nicht erster) Flieger mit dem „Pour le Mérite“ ausgezeichnet wurde. Vgl. SCHOEPS (1992), S. 45 f; ENGLUND (2013), S. 343. Bei RUCKS (1934/1935), S. 416 wird er dann aufgrund seiner jüdischen Herkunft nicht mehr genannt. Dort auch, ebd., S. 383 eine Statistik von E. Model, Grevenbroich, über die Gesamtsumme der während des Ersten Weltkrieges verliehenen Eisernen Kreuze. Man konnte außerdem darauf verweisen, dass schon in den Freiheitskriegen 72 von mehr als 400 jüdischen Kriegsfreiwilligen das Eisernen Kreuz erhalten hatten; 15 bekamen andere Auszeichnungen; SCHOEPS (1968), S. 125.
- 185 HOCHFELD (1918), S. 15.86 f.102 ff.105 f.110.112.128 ff.133 f.146 f.149 ff.166 f.188; vgl. ZWEIG (1963), S. 127.
- 186 Als das entscheidende Charakteristikum der Hochfeld'schen Kriegspredigten von SCHAD (2014), S. 4 ff nicht erkannt.
- 187 HOCHFELD (1918), S. 1.
- 188 DERS., ebd., S. 32.91.
- 189 DERS., ebd., S. 1 f.32.67.91.
- 190 Der Ausdruck taucht bei ihm DERS., ebd., S. 48 auf, ist aber häufig in anderen Formulierungen wie „jüdische Erbtugend“, ebd., S. 14 etc. gemeint; vgl. ebd., ebd., S. 29: „Tugenden [Davids, Moses, Josuas, Gideons und Sauls]“; ebd., S. 44 f: „Tugend Isaaks“; S. 46: „liegt uns tief im Blute“; S. 110: „Seit Urzeiten“; S. 120: „Tugend unserer Ahnen“; S. 126: „Grundanschauung“; S. 173: „köstliches Erbteil“, „Erbteil von Urvätern her“ etc.; DERS., ebd., S. 123 spricht auch von der „angestammten Tugend der Hohenzollern.“
- 191 DERS., ebd., S. 14.46.50 ff.59 f.89.94.102 ff.121 f.126 f.134.144 ff.150 f.173 f.176 f.183 f.185 f.
- 192 DERS., ebd., S. 29.53.60.85.103 f.143.146 f.153.
- 193 DERS., ebd., S. 61 ff.65.157.
- 194 DERS., ebd., S. 64.120 ff.124.
- 195 DERS., ebd., S. 70.88 ff.164 f.
- 196 Auch sonst anzutreffen wie etwa in den durchaus kriegskritischen „Fünf Kriegsvorlesungen“ zum Thema „Bibel und Heldentum“ von Rabbiner Dr. Salomon SAMUEL (1915), S. 7 ff, wenn Israel als heldenhaftes Volk geschildert wird und seine Heroen mit Gestalten aus der antiken und deutschen Heldengeschichte verglichen werden; Mose = „Arminius-Herman“ (ebd., S. 10); Josua = „Helm ab zum Gebet“ / Standbild am Heidelberger Schloss (ebd., S. 11 f); Simson = Herakles / „Der Starke ist am mächtigsten allein“ (ebd., S. 13); Samuel = Bismarck (ebd., S. 14); Jonathan und Abner = deutsche „Mannentreue“ (ebd., S. 14 f); Joab = Hagen von Tronje (ebd., S. 15); David = Alexander der Große (ebd., S. 15 f); die Sagen

- von Elia und Elisa und einige Liederzyklen (Jakobs- und Mosesegen, Sprüche Bileams, etc.) seien in „brandenburgischem Ton“ geschrieben (ebd., S. 16 f); Ahab = „homerischer Held“ (ebs., S. 19); Jesaja = geistiger „Archimedes“ (S. 37); Hindenburg = Gideon (ebd. S. 72).
- 197 HOCHFELD (1918), S. 29.
- 198 DERS., ebd., S. 2 f.158.
- 199 PRESSEL (1967), S. 163 ff.234 ff; MISSALLA (1968), S. 112 ff; das Zitat dort, ebd., S. 113, Anm. 66.
- 200 HOCHFELD (1918), S. 14 ff.
- 201 DERS., ebd., S. 27 ff.
- 202 DERS., ebd., S. 43 ff.
- 203 DERS., ebd., S. 52 f.170.
- 204 DERS., ebd., S. 67 f.70 f.
- 205 DERS., ebd., S. 67 ff.
- 206 SAMUEL (1915), S. 54 ff.
- 207 HOCHFELD (1918), S. 120 ff.
- 208 Jes. 44, 24 ff; 45, 1 ff.
- 209 HOCHFELD (1918), S. 176.
- 210 GÜDEMANN (1915), S. 1–12.
- 211 HOCHFELD (1918), S. 8 ff; vgl. a. SCHAD (2014), S. 4 ff.
- 212 GÜDEMANN (1915), S. 1 ff.
- 213 HOCHFELD (1918), S. 126 f; SCHAD (2014), S. 7.
- 214 Da Güdemanns Artikel nur wenige Seiten umfasst, verzichte ich im Folgenden auf die genaue Seitenangabe.
- 215 Vgl. SCHOTT (1936), S. 876, drittes Kirchengebet zum 1. August: „Gedächtnis der heiligen *Makkabäischen Brüder*, Martyrer“.
- 216 HOCHFELD (1918), S. 16.
- 217 SCHAD (2014), S. 5.8 (Lit.).
- 218 Eine Redensart nach Archilochos (ionischer Dichter des 7. Jahrhunderts v. Chr.; frag. 148B), die auch bei Plutarch, *Vitae Parallelae*, Marius XXI, 7 [418] auftaucht; ZIEGLER (1971), S. 228.
- 219 2. Kön. 16, 3; 17, 17; 21, 6; Jer. 7, 31; 32, 35; Hes. 16, 20; 20, 25 f; zum Verbot des Menschenopfers vgl. Ex. 13, 12 ff.13.15; 34, 20; Lev. 18, 21; 20, 2 ff; Deut. 12, 31; auch Gen. 22, 12 f gilt als göttliche Zurückweisung des Menschenopfers.
- 220 HOCHFELD (1918), S. 16 ff; SCHAD (2014), S. 5.
- 221 HOCHFELD (1918), S. 3 f.34.53.115 ff.163.166 f.
- 222 DERS., ebd., S. 32.34.36; SCHAD (2014), S. 5.
- 223 HOCHFELD (1918), S. 187; SCHAD (2014), S. 5.
- 224 S. o. Kap. IV, 2, B, S. 203.
- 225 HOCHFELD (1918), S. 80; SCHAD (2014), S. 8.
- 226 HOCHFELD (1918), S. 3.79 f; SCHAD (2014), S. 5.
- 227 S. o. Kap. V, 1, d, S. 305 ff.
- 228 HOCHFELD (1918), S. 20.46; SCHAD (2014), S. 6.
- 229 Es ist etwas anderes, wenn von der Verweichlichung des Pharaonenreiches und der Entente-Mächte die Rede ist; HOCHFELD (1918), S. 69 f.

- 230 Vgl. die Übersicht bei HANK/SIMON/HANK (2013), S. 568 f. Einzige Ausnahmen vom konstitutiven Liturgie-Schema dürften das „Kaisergebet“ (vgl. FÜRSTENTHAL, 1877, S. 288 f) und die am Anfang oder am Ende gesungenen vaterländischen Lieder darstellen.
- 231 Vgl. zum normalen Ablauf DONIN (2002), S. 67. Allerdings gab es auch Bestrebungen, den liturgischen Ablauf ganz ohne Zugrundelegung des „Siddur“ (nach der im Gebetbuch festgelegten Weise) frei als „Erbauungsgottesdienst“ zu gestalten; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 552: „1) 1. & 2. Str. von „Wir treten zum Beten“, 2) Psalm, 3) Predigt, 4) Kaisergebet, 5) Psalm, 6) Sch'ma' [„Höre, Israel ...“], 7) Seelengebet [Bittgebet für Verstorbene], 8) 3. Str. vom Liede ad 1).“
- 232 Zum Nachmittagsgottesdienst s. DIES., ebd., S. 454; vgl. DONIN (2002), S. 67.
- 233 Über ihn s. BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 1, Nr. 2076, S. 129 f; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 54 ff. 251 ff.
- 234 DIES., ebd., S. 252; vgl. DIES., ebd., S. 225 f. 267. 269. 271. 385. 394. 414. 428. 445. 552. 569.
- 235 BAECK (1914), S. 1 ff (hebr.); S. 3 ff (deutsch).
- 236 DERS., S. 18 f (hebr.); S. 16 (deutsch). Die „Birkat Ha-Chodesch“ wird zum Monatsbeginn gebetet, der als „Halbfeiertag“ gilt.
- 237 Die vorherige Lesung nach synagogaler Vorschrift aus einer Torah-Rolle entfiel offenbar aus praktischen Rücksichten. Es ist anzunehmen, dass im Feldgottesdienst der Rabbiner aus einer gedruckten Bibel rezitierte und für die sieben erforderlichen Lektoren jeweils in Stellvertretung ihres Lektorenamtes einen bestimmten Abschnitt vortrug; vgl. HANK/SIMON/HANK, 2013, S. 269. 414. 428.
- 238 Eine solche Predigt bei DENS., ebd., S. 394; vgl. ebd., S. 484 f. 527. 574 f.
- 239 Gemeint ist wohl der Vaterlandsgesang „Brause, Lied der Lieder“ aus Georg Friedrich Händels (1685–1759) dreiaktigem Oratorium „Judas Maccabäus“ (1746, HWV 63); vgl. 1. Makk. 2–8.
- 240 Das Mussaf – im reformjüdischen Gottesdienst, der Anspielungen auf den Jerusalemer Tempel und seinen Opferkult vermeidet, meist ausgelassen – ist ein Zusatzgebet an Sabbat-, Feiertagen und am Neumond, das sich an das Morgengebet anschließt; es besteht aus der zusätzlichen „Amida“ (Gebet im Stehen), dem sog. Achtzehnbiten-Gebet („Sch'mone Esre“). BAECK (1914), S. 5 ff (hebr.) bringt die Langform des Sch'mone-Esre; die am Sabbat gebetete Form wird in der Regel um die Gebetsanliegen gekürzt. Vgl. DONIN (2002), S. 33. 73 ff; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 606. 608.
- 241 BAECK (1914), S. 19 ff (deutsch); S. 17 (hebr.; Ps. 92, am Sabbat); S. 19 (hebr.; Ps. 113, Hallel, Lobgesang, der in den Sabbat- und Festtagsgottesdienst eingeschaltet wird; HANK/SIMON/HANK, 2013, S. 603).
- 242 BAECK (1914), S. 23 (hebr.). Das Kaddisch ist eines der jüdischen Hauptgebete, das im Wesentlichen die Lobpreisung Gottes, die Heiligung seines Namens, die Bitte um Erhöhung und Frieden enthält. Es gibt fünf Typen des Kaddischs, die jeweils zu verschiedenen Anlässen (z. B. bei Beerdigungen und zu Todestagen) gesprochen werden; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 604.
- 243 BAECK (1914), S. 29 (deutsch).
- 244 KRIEGSLIEDERBUCH für das Deutsche Heer (1914), Nr. 17, S. 16; KRIEGSLIEDERBUCH Brause, du Freiheitssang! (1914), S. 11; MORAHT (1914), S. 48 ff; PLATTENSTEINER (1915), S. 51 f.

- 245 Vgl. dazu a. WITTENBERG (2009), S. 243 ff.
- 246 HANK/SIMON/HANK, ebd., S. 488–549.552–583 passim.
- 247 Über ihn vgl. BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 1, Nr. 1980, S. 29 ff; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 28 ff.223 ff.
- 248 Brusttaschenformat und feldgrauer Leineneinband entsprachen der Zweckbestimmung an der Front. In dieser Ausstattung erschien z. B. auch das von Major a. D. Ernst Moraht edierte und vom Ostpreußischen Unterstützungsverein zu Berlin finanzierte, mit dem Bild Hindenburgs und 35 weiteren Portraits aus Herrscherhaus und Generalität geschmückte „Unser Liederbuch – Eine Sammlung deutscher u. österreichischer Soldaten-, Volks- und Heimatlieder“, Berlin 1914.
- 249 Die hebräischen Stücke stehen in der sehr handlichen Ausgabe (Brusttaschenformat, 6,5 x 10,0 cm) von FÜRSTENTHAL (1877), S. 20.22.24.26.28.102.104.106.108.110.112.114.116.122.124.116.118.120.122.124. 126.128.130.132.136.156.607 ff.610.612.592.72.290.438.138 ff. 213 (hier verzeichnet in der Reihenfolge, wie sie bei BAECK, 1914, zusammengestellt wurden). Bei Baeck fehlt im hebräischen Teil der Abschnitt über das Chanukka-Fest (FÜRSTENTHAL, ebd., S. 582ff) und (wie im deutschsprachigen Teil auch) das „Gebet für den Landesregenten und das ganze Regentenhaus“ (FÜRSTENTHAL, ebd., S. 286 ff), das sich nicht nur in den christlichen Kriegsgebet- und -liederbüchern, sondern in allen traditionellen geistlichen Liedersammlungen findet (KNAPP, 1850, Nr. 2635–2652, S. 1129–1136). Die deutschsprachige Zusammenstellung von Psalmen bei BAECK (Ps. 1, 3, 8, 13, 15, 20, 23, 27, 46, 91, 103, 116, 117, 118, 120, 121, 124, 126, 130) hat kein Äquivalent im hebräischen Teil; vgl. die Psalmenabschnitte bei FÜRSTENTHAL, ebd., S. 54 ff.186 ff.215 ff.326 ff.418 ff.608 ff.
- 250 SCHOEPS (1992), S. 130; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 233 f.251 f.260.270.275.305.327.351.389 f.392.417.422.447.455.494.507.520.531 f.
- 251 BAECK (1914), S. 28. Die Melodie des Chanukka-Liedes geht übrigens nach einigen Forschern auf das seit 1450 belegte Volkslied „So weiß ich eins, das mich erfreut, das Blümlein auf breiter Heid“ zurück, dessen Weise auch schon Erasmus Alberus (1500–1553) für sein Lied „Freut euch, freut euch in dieser Zeit, ihr werten Christen alle“ (1543) verwendet hatte; KOCH (1866), S. 467. Von NADEL (1979), S. 50 wird diese Ansicht bezweifelt.
- 252 FRIEDLANDER (1973), S. 40: „Baeck empfand seinen Dienst [als Feldgeistlicher] als einen solchen an der gesamten Menschheit. Niemals in der Hitze des Krieges ließ er sich zu Chauvinismus verleiten, sondern versuchte stets, die Ideale universaler Gerechtigkeit zu lehren.“
- 253 FÜRSTENTHAL (1877), S. 584 ff.
- 254 1. Makk. 1, 17 ff.30 ff.43 ff.57 ff; 2, 15 ff; 4, 36 ff; 6, 1 ff, 2. Makk. 5, 11 ff; 6, 1 ff; 7, 1 ff; 9, 1 ff; 10, 1 ff.
- 255 Ex. 1–15.
- 256 2. Kg. 24–25; 2. Chr. 36; Esra 1 und 6; Sach. 4, 6 ff.
- 257 Ester 3–7.
- 258 Babylonischer Talmud, Traktat Schabbat 21b:
 „Was bedeutet das Hanukafest? – Die Rabbanan lehrten: Am fünfundzwanzigsten Kislew beginnen die Tage des Hanukafestes; es sind ihrer acht, an denen man keine Trauerfeier abhalten noch fasten darf. Als nämlich die Griechen in den Tempel eindrangen, verunreinigten sie alle Öle, die im Tempel waren. Nachdem die Herrscher des Hauses der

Ḥašmonäer sich ihrer bemächtigt und sie besiegt hatten, suchte man und fand nur ein einziges mit dem Siegel des Hochpriesters versehenes Krüglein mit Öl, das nur soviel enthielt, um einen Tag zu brennen. Aber es geschah ein Wunder, und man brannte davon acht Tage. Im folgenden Jahre bestimmte man, diese Tage mit Lob- und Dankliedern als Festtage zu feiern.“ GOLDSCHMIDT (1996, I), S. 493.

- 259 BAECK (1914), S. 28 f; s. dazu WITTENBERG (2009), S. 249 ff.
- 260 KRIEGSLIEDERBUCH (1914), S. 14 (Gelübde).
- 261 PLATTENSTEINER (1915), S. 14 f (Gebet während der Schlacht).
- 262 KRIEGSLIEDERBUCH (1914), S. 25; PLATTENSTEINER, (1915), S. 5 f.
- 263 WITTENBERG (2009), S. 250 ff.
- 264 DERS., ebd., S. 252.
- 265 Über ihn s. BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 2, Nr. 2591, S. 579 f.
- 266 NATHAN (1921), S. 98.
- 267 DERS., ebd., S. 98 f.
- 268 BROCKE/CARLEBACH (2009), II, 1, Nr. 2307, S. 288 ff.
- 269 KOENIGSBERGER (1916).
- 270 HANK/SIMON/HANK (2013), S. 225 f.
- 271 DIES., ebd., S. 225.
- 272 Berlin, 1897/1914.
- 273 EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= UND GEBETBUCH (1906), S. 193 f.
- 274 DASS., ebd., S. 227 f.
- 275 Vgl. schon KIRCHENBUCH (1850–1885), S. XLIV; EVANGELISCHES MILITÄR-
GESANG- UND GEBETBUCH (1885–1906), S. 153 f.
- 276 HANK/SIMON/HANK (2013), S. 252.269.391.394.414.552 f.
- 277 FÜRSTENTHAL (1877), S. 286 ff.
- 278 Die sich in meinem Besitz befindliche Ausgabe von 5674–1914, die in einer Anzahl von 16.000 Exemplaren ausgegeben wurde, trägt die Nr. 296 A96 und ist Eigentum von Neville Jonas Laski (1890–1969) gewesen.
- 279 ADLER (5674–1914), S. 32; NATHAN (1921), S. 103 (Übersetzung aus dem Hebräischen).
- 280 NATHAN (1921), S. 103; Übersetzung aus dem Hebräischen von Nathan.
- 281 ADLER (5674/1914), S. 33; NATHAN (1921), S. 103 f.
- 282 ADLER (5674/1914), S. 72; NATHAN (1921), S. 106.

Anmerkungen zu Kapitel XI – Zur Hypertrophie der deutschen Kriegstheologie – Die Theologie im Sog literarischer Springflut: die Vorgeschichten 1812–1815 und 1870–1871

- 1 KRAUS (1994), S. 221.228.254.
- 2 JANSSEN (1893, VII), S. 622 f.
- 3 SCHMITT (1987), S. 303 ff.314 f.318 ff.
- 4 WEBER (1991), S. 2 f.33 f.
- 5 JEAN PAUL (1862, XXV), S. 176, Anm. („Mars und Phöbus Thronwechsel im Jahre 1814 – eine scherzhafte Flugschrift“, 1814). Nach Jean Paul hätte man daher zur Mobilisation eher noch einen „Prachtstyl voll Bilderglanz, voll Donnerworte, voll brausenden Gefühl-Mostes“ gebraucht.
- 6 WEBER (1991), S. 10.
- 7 HOBRECKER (1924), S. 68 ff; s. dort ebd., S. 70: „Die Geschichten sind schlichtweg dumm, und eine ist wie die andere: moralisch bis zum Auswachsen. Nur vereinzelt zeigt sich eine muntere Sprache, die aber auch nichts als das banalste Zeug zu Gehör bringt. Wären die hübschen Kupferchen nicht und hier und da ein besser gelungenes Liedchen oder Rätsel – man könnte dies Konglomerat von Prosa, Schauspiel – dem Albernsten vom Albernsten – und Naturgeschichte unter die Abscheulichkeiten der Jugendliteratur rechnen.“ DERS., ebd., S. 70 ff listet auch einige Themen aus dem in Leipzig seit 1775 erscheinenden „Kinderfreund – Ein Wochenblatt“ auf, u. a.: „Proben edler Handlungen unter gemeinen Leuten in einigen auswärtigen Geschichten“, „Die Ankunft eines Elefanten in Leipzig und seine Naturgeschichte“, „Karls Gedanken von der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens“ (Karl ist neun Jahre alt!), „Ein physiognomisches Gespräch des Vaters mit Lottchen über die Schönheit“, „Hinrichtung eines Mörders in Leipzig“, etc.
- 8 NEUMANN (1987), S. 184 ff.
- 9 PAHL (1840), S. 93 f; BOLLENBECK/RIHA (1978), S. 294 f; ganz ähnlich beklagten sich damals auch andere Literaturkritiker wie etwa Johann Adam Bergk (1769–1834) in seinem Buch „Die Kunst, Bücher zu lesen – nebst Bemerkungen über Schriften und Schriftsteller“, Jena, 1799, S. 411 ff; s. bei GÖRES (1977), S. 307 ff (Nr. 304). Eine Übersicht über diese Unterhaltungsblätter, „Belletristischen Journale“, sowie „Pfennig- und Hellermagazine“ dieses Zeitraums bietet OBENAU (1986), S. 7 ff.45 ff; vgl. a. DIES. (1987), S. 14 ff.29 ff.
- 10 PLAUL (1987), S. 334 ff.
- 11 Madame de STAËL (1874), S. 75 f (Première Partie, chapitre XIV, „La Saxe“); sie bekundet, „auch Gasthofbesitzern“ begegnet zu sein, „die die französische Literatur kannten. In Dörfern sogar findet man Leute, die im Griechischen und Lateinischen unterrichten könnten. Keine noch so kleine Stadt, die nicht eine beträchtliche Bibliothek hätte.“
- 12 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 43.60 f.66 f.82.98.107 f.110.114 f.119.171.179.191.207.268.281.291.306 f.350 f.360 f.
- 13 Das ausgedehnte Gespräch wurde geführt am Sonntag, den 21.11.1813; HARTUNG (1909), S. 261; vollständigere Wiedergabe bei STEIGER V (1988), S. 761–763; das Zitat ebd., auf S. 763; Hervorhebung von mir; s. a. MANN (1988), S. 149 ff; DERS. (1990), S. 131 („Goethe und Tolstoi“); KURZKE (2009), S. 280.
- 14 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 284 (Nr. 54 vom 11.2.1814);

- Goethe wusste freilich den Fronteinsatz seines Sohnes, weil dieser den Namen „Goethe“ fortpflanzen sollte, zu verhindern; HOLTEI (1924), S. 58 ff.
- 15 RÜCKERT (1868, I), S. 59 ff. 61 ff (Zweites Kapitel, Zeitgedichte 1814.1815); vgl. FREUDENTHAL (1983, II), S. 21 f. Zur Schullektüre hierzu s. LOMBERG (1912), Nr. 51, S. 185 f. Vgl. a. Francisco de Goyas *Desastres de la Guerra* (1810–1814), Studie 7; dargestellt wird, wie die Marketenderin Maria Agostina (1786–1857) ihrem sterbenden Geliebten bei der Belagerung von Saragossa durch napoleonische Truppen die Lunte aus der Hand reißt, um eine Kanone abzufeuern, nachdem die Mannschaft der Geschützbatterie gefallen war; NEMITZ (1940), S. 94; LANGE (1954), Abbildung nach S. 240.
 - 16 SCHOEPS (1968), S. 142.
 - 17 MANN (1955), S. 566 („Deutschland und die Deutschen“, 1945).
 - 18 WEBER (1991), S. 48.
 - 19 DERS., ebd., S. 58 f. 68 ff.
 - 20 BERG (2012), S. 11 f. 13 ff. 83 ff. 182 ff. 253 ff.
 - 21 BRANDENBURG I (1922a), S. 26; FEHRENBACH (2001), S. 92 ff; hingegen führte die Agrarreform in den Preußen verbliebenen Territorien in noch tiefere Armut der Landbevölkerung; vgl. CONZE (1974), S. 12 ff. 27 ff; vgl. BLOS (1920), S. 56 f; FEHRENBACH, ebd., S. 118 f.
 - 22 CLAUSEWITZ (1942), S. 132 („Schwert und Feder“).
 - 23 KLIPPEL III (1871), S. 693.
 - 24 Schlesische privilegierte Zeitung Nr. 34. Sonnabends den 20. März 1813, S. 593 f; KLIPPEL III (1871), S. 694 ff; SCHOEPS (1968), S. 140.347 f.
 - 25 Schlesische privilegierte Zeitung Nr. 34. Sonnabends den 20. März 1813, S. 593; KLIPPEL III (1871), S. 681; SCHOEPS (1968), S. 139 ff. 345 f.
 - 26 Von Staatskanzler Carl August von Hardenberg (1750–1822) und nicht von Friedrich Wilhelm III. unterzeichnet, da der Krieg gegen Frankreich noch nicht erklärt war; KLIPPEL III (1871), S. 666.
 - 27 DERS., ebd., S. 685.
 - 28 FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 206 (Nr. 43 vom 8.1.1814); vgl. ebd., S. 117 (Nr. 25 vom 1.12.1813).125 (Nr. 26 vom 2.12.1813).145 (Nr. 31 vom 8.12.1813).235 (Nr. 46 vom 16.1.1814); WEBER (1991), S. 49 f. 57 f.
 - 29 Zit. n. MOMMSEN (1930), S. 134.524.
 - 30 Vgl. Schlesische privilegierte Zeitung Nr. 34. Sonnabends den 20. März 1813, S. 595; s. a. FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 86 (Nr. 17 vom 22.11.1813); vgl. DIES., ebd., S. 105 (Nr. 22 vom 29.11.1813).115 (Nr. 24 vom 30.11.1813).176 f (Nr. 37 vom 16.12.1813); LANGE (1954), S. 288; ZIMMER (1971), S. 14.
 - 31 ARNDT (1812), S. 115 ff. 123; vgl. a. BEBEL (1997b), S. 596 (Nr. 30: „Zur Vaterlandsverteidigung – Rede im Deutschen Reichstag zum Haushaltsetat“, 7.3.1904), der das Untertanentum des „im Stumpfsinn dahinlebenden“ preußischen Bauertums betonte, das „unter der Last der Fronen und der Robot seufzte“, zur „Unmündigkeit erzogen“ und darum „unfähig“ war, „eine befreiende Handlung aus sich heraus zu begeh.“
 - 32 So berichtet Graf Wilhelm Ludwig Viktor Henckel von Donnersmarck (1775–1849) in seinen Memoiren, dass Friedrich Wilhelm III. noch am 2.1.1813 die Generäle von York und

- von Massenbach abgesetzt habe und vor ein Kriegsgericht zu stellen beabsichtigte; DON-
NERSMARCK (1910), S. 168.174 f.
- 33 Der Geheime Hofrat, Trivialschriftsteller und Freimaurer Heinrich Clauren (eigentlich Carl
Gottlieb Samuel Heun; 1771–1854) machte mit diesem in der Preußischen Staatszeitung
vom 26.6.1813 veröffentlichten Gedicht Friedrich Wilhelm III. zum Initiator des Freiheits-
krieges gegen Napoleon; BÜCHMANN (1915), S. 95; LIPPERHEIDE (1962), Sp. 462b;
BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), S. 399, Nr. 2591.
„Der König rief und alle, alle kamen
Mit Waffen mutig in der Hand.
Und jeder Preuß, der stritt in Gottes Namen
Für das geliebte Vaterland.
Ein jeder gab, ein jeder tat gern geben
Kind, Hab und Gut, Gesundheit, Blut und Leben
Mit Gott für König und für Vaterland.“ – Zit. n. „Berlinische Nachrichten von Staats- und
gelehrten Sachen“, Nr. 85 vom Sonnabend, den 17.7.1813, S. 7b.
- 34 Erwähnt bei SCHOEPS (1968), S. 141 und Hans-Ulrich Wehler in: KEHR (1970), S. 15,
Anm. 37; vgl. a. BRÖCKLING (1997), S. 124 und WITTENBERG (2009), S. 200. Zum his-
torischen Hintergrund vgl. KLIPPEL III (1871), S. 644.647 f.653 ff.657.687.693 f.
- 35 BRUYN (2010), S. 299 setzt ihren Anteil sogar nur bei 8,3 % an.
- 36 IBBEKEN (1970), S. 405.447; MOSSE (1993), S. 24 f.27 f; BRUYN (2010), S. 299.
- 37 Von FEHRENBACH (2001), S. 125 zu wenig berücksichtigt. Die Verordnung vom 9.2.1813
hatte die bisher üblichen Regelungen zur Befreiung vom Kriegsdienst bis auf wenige und
dringende Fälle für die Dauer des anstehenden Krieges aufgehoben. Ausgenommen waren
ab jetzt nur noch „Geistliche, active Officianten, Gebrechliche, Söhne von Witwen und sol-
che, welche die einzigen Ernährer ihrer Familien waren“. KLIPPEL III (1871), S. 666, Anm.;
SCHOEPS (1968), S. 126; vgl. schon FREYTAG (1876), S. 419 ff.
- 38 STEINITZ I (1979), Nr. 130, S. 317 ff.326 („O König von Preußen, du großer Potentat“);
s. a. DERS., ebd., Nr. 132, S. 332 ff („Hier hat man mich drei Jahr’ geschoren“); Nr. 133,
S. 334 ff.338 („Mit List hat man mich gefangen“); etc.
- 39 PRUTZ (1845), S. 254 f.264.
- 40 PISTORIUS (1905), S. 268 ff.
- 41 BUSCHMANN (1887), S. 96 f.
- 42 ERNST (1892), S. 263; BERG (2012), S. 167.
- 43 ERNST (1892), ebd.; BERG (2012), ebd.
- 44 BRÖCKLING (1997), S. 124 f; nach den bei Bröckling genannten Zahlen lagen die
Desertionen beim übrigen Heer lediglich um die 1–5 %.
- 45 STEINITZ I (1979), Nr. 130, S. 317 ff.327: vor allem in den Strophen, die vom „Exerzieren“
und „Parademarsch“ singen.
- 46 LANGE (1954), S. 12 ff; vgl. SCHMIDT (1979), S. 41 f.
- 47 CONZE (2020), S. 197 ff.
- 48 WEHLER (2006), S. 67.
- 49 Zur allgemein süddeutschen Stimmung „gegen Preußen und das künftige Reich“ s. STÜR-
MER (1990), S. 64 ff.
- 50 Zahlen bei SCHULZE (1992), S. 75; so war an den preußischen Volks- und Mittelschulen

- „zwischen 1820 und 1850 die Zahl der Schüler um 80 % gestiegen, im sekundären Schulbereich sogar um das Dreifache. Die Zahl der jährlichen Neuerscheinungen von Büchern und Zeitschriften verdoppelte sich im selben Zeitraum, und Buchhandlungen wurden allenthalben, selbst in den kleinsten Städten, gegründet.“
- 51 GOTTSCHALL (1870), S. 556a.
 - 52 DERS., ebd., S. 556a; WEBER (1991), S. 145 mit Anm. 4.
 - 53 LIPPERHEIDE (1871), S. 22.45.51.53.60.90 f.103.145.210 u.ö.
 - 54 Wilhelm Osterwald (1820–1887) bei LIPPERHEIDE (1871), S. 41; Ernst Förster (1800–1885) bei DEMS., ebd., S. 92; Rudolf Löwenstein (1819–1891) bei DEMS., ebd., S. 109.
 - 55 WEBER (1991), S. 145; vgl. etwa LIPPERHEIDE (1871), S. 38.41.53.57.62.66.70 f.78.80.92.94.96 f. 109.111 u.ö.; hier stimmten auch die Kirchen ein; vgl. etwa ALLGEMEINE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG Nr. 30 vom 29.7.1870, Sp. 559; Nr. 38 vom 23.9.1870, Sp. 699; Nr. 39 vom 30.9.1870, Sp. 717 f; Nr. 40 vom 7.10.1870, Sp. 735; Nr. 41 vom 14.10.1870, Sp. 749; Nr. 50 vom 16.12.1870, Sp. 937.
 - 56 Bei LIPPERHEIDE (1871), S. 53.
 - 57 Damit dürfte die französische (vgl. BREMM, 2019, S. 40 ff) wie preußische Regierung gemeint sein. Die „Emser Depesche“ war auf die Provokation der deutschen, vor allem der süd-deutschen Bevölkerung berechnet; sie sollte die Bereitschaft zum Nationalkrieg verstärken, als welchen Bismarck den Krieg gegen Frankreich zu führen gedachte; CONZE (2020), S. 64.
 - 58 Vgl. z. B. STÜRMER (1990), S. 59.
 - 59 ENGELS (1976b), S. 8 f; Hervorhebung von mir; STEINBERG (1970), S. 329 f.
 - 60 ENGELS (1962), S. 12.
 - 61 LIPPERHEIDE (1871), S. 32 ff.56 f.132 ff.188.205 u.ö.
 - 62 DERS., ebd., S. 20.23 f.26.31 ff.39.46.50.55.58.65.76.79 ff.93.117 f.121.134.156 f.212 ff.
 - 63 DERS., ebd., S. 82 f.88.
 - 64 DERS., ebd., S. 21.27.32.56.59.146.201; vgl. ARNDT (1860), S. 212 f („Vaterlandslied“, 1812, Strophe 3); s. zu allem ZIMMER (1971), S. 88 ff.
 - 65 LIPPERHEIDE (1871), S. 104 ff.107 f.110 ff.134 ff.159 ff u.ö.
 - 66 Die „Turkos“, „Zuaven“ im Siebziger Krieg wurden ihrer Exotik wegen oft portraitiert und vorzugsweise am Bildrand plaziert wie in Georg Bleibtreus Gemälden „Die Württemberger bei Wörth“, „Ankunft der Bayern vor Paris“, „Kronprinz Albert von Sachsen in der Schlacht bei Gravelotte“, „Bei Elsaßhausen gefangene Turcos“ und „Der Kronprinz bei Wörth“; vgl. bei DINCKLAGE-CAMPE (1895), S. 10 f.46 f und nach S. 28.124.148, in Wilhelm Camphausens Gemälde „König Wilhelm auf dem Schlachtfelde von Sedan – Eintreffen bei der III. Armee“, ebd., S. 132 f oder in Richard Knötel's Gemälde „Die Bayern bei Weißenburg am 4. August 1870“, ebd., nach S. 268; s. a. ebd., S. 70 f.83.217.257.
 - 67 LIPPERHEIDE (1871), S. 26.56.89 f.105.108.110 f.112 f.115.185.204.
 - 68 Vgl. a. das von DINCKLAGE-CAMPE (1895) herausgegebene Text- und Bildwerk „Kriegserinnerungen: Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben“, das eine Auswahl von „voll- und doppelseitigen Bildern“ und „farbigen Extra-Kunstblättern“ aus dem Siebziger Krieg reproduziert – z. T. aus der Augenzeugenschaft Georg Bleibtreus (1828–1892; vgl. KLEIN, 1914, S. 144), Ernest Crofts (1847–1911), Wilhelm Camphausens (1818–1885), August Becks (1823–1872), Anton von Werners (1843–1915), Louis Brauns (1836–1916), Louis Kolitz' (1845–1914), Fritz Birkmeyers (1848–1897), Emil Hüntens (1827–1902) u. a.

- 69 LIPPERHEIDE (1871), S. 23 f. 48 ff. 73. 110 f. 113 ff. 142 f. 167 ff. 175 ff. 184 ff. 199 ff. 205 f; ZIMMER (1971), S. 161.
- 70 Der Volksstaat – Organ der sozial-demokratischen Arbeiterpartei und der Internationalen Gewerksgenossenschaften, hg. v. Wilhelm Liebknecht, Leipzig, Nr. 62 vom 3. August 1870; zit. n. ROJAHN (1991), S. 65. Zum „Volksstaat“ als Nachfolgeorgan des „Demokratischen Wochenblatts“ s. OBENAU (1987), S. 95.
- 71 Der Social=Demokrat – Organ des Allgemeinen deutschen Arbeiter=Vereins, Nr. 87 vom 29. Juli 1870; zit. n. ROJAHN (1991), S. 66 mit Anm. 32.
- 72 FONTANE I (1873), S. 50; ähnlich in anderen Regionen; vgl. BREMM (2019), S. 50 ff; vgl. a. CONZE (2020), S. 65.
- 73 FONTANE I (1873), S. 47–61.
- 74 CONZE (2020), S. 68. 264 mit Anm. 43 etwa verweist auf eine Adresse von Tausenden von Berliner Bürgern an den König und eine an denselben gerichtete Erklärung des Nord-deutschen Reichstags.
- 75 FONTANE I (1873), S. 51 f. Dass es sich auch auf Seiten Frankreichs um eine hochgespielte Etikettenfrage handelte, erkannten Einzelne in der Gesetzgebenden Körperschaft in Paris an; DERS., ebd., S. 29 ff. 34. Zur „Fabel“, dass allein die „Emser Depesche“ die Kriegserklärung Frankreichs ausgelöst hätte, s. STÜRMER (1990), S. 73 f; CONZE (2020), S. 64.
- 76 Golo MANN (1992), S. 380.
- 77 BEBEL (1883), Nr. 18 („Motiviertes Votum“), S. 117.
- 78 DERS., ebd., Nr. 33 („Die parlamentarische Tätigkeit 1871–1874“), S. 231; s. a. OBENAU (1987), S. 97 mit Hinweis auf Leitartikel im „Volksstaat“ und „Proletarier“ (Lit.).
- 79 BEBEL (1883), Nr. 19 („Gegen den Eroberungskrieg“), S. 118 ff; vgl. a. DERS., ebd., Nr. 22 („Die Folgen des Raubkrieges und die Zukunft Deutschlands“), S. 141 ff. Bebel argumentiert hier ähnlich, wie auch Thukydides die Spartaner im Sommer 425 v. Chr. bei ihrem Friedensangebot an die Athener argumentieren lässt; THUKYDIDES (1964), IV, 19 f, S. 163 f. Bebel wird die Textstelle gekannt haben.
- 80 BÖRNE (1916, II), S. 432 f („Menzel der Franzosenfresser“, 1837).
- 81 BEBEL (1883) Nr. 23 („Die Pariser Kommune“), S. 150; DERS. (1997), S. 340 ff; SCHUDER (2008), S. 110 f; Golo MANN (1992), S. 382.
- 82 BEBEL (1883), Nr. 38 („Für die Pariser Kommune“), S. 330.
- 83 DERS., ebd., Nr. 39 („Die parlamentarische Tätigkeit 1874–1876“), S. 369.
- 84 STEINITZ I (1979), Nr. 147, S. 399 ff; DERS. II (1979), Nr. 247, S. 331 ff. 336 f.
- 85 HUCH (1923), S. 225 f (Kap. 17): „Als Bismarck an Preußens Spitze trat, genial als Staatsmann, die prächtige Verkörperung eines öden, unfruchtbaren Prinzips, stieß er anfänglich auf Widerstand und Abneigung auf allen Seiten. Die Deutschen empfanden ihn als wesensfremd; es fehlte ihm das Breite, Weltbürgerliche, Schweifende, Abenteuerliche und Tragische, das seine früheren großen Führer ausgezeichnet hatte. Er knüpfte zwar dem Buchstaben nach an die Ideale der Männer von Achtundvierzig an; aber es war nicht das Reich auf breiter Grundlage voll mannigfachen Lebens, das er baute, sondern der Staat, die Maschine.“
- 86 MOMMSEN (1930), bes. S. 22 ff. 34 ff. 42 ff. 116 f. 132 ff. 183 ff. 430 ff. 444 f. 485 ff; das Buch erschien zuerst 1920.
- 87 JÄGER (1875, III), S. 463 f.
- 88 BREMM (2019), S. 287 f beruft sich hierfür auf Golo MANN (1992), S. 383 ff. 387. 394, der

- immerhin auf die „leidliche Ordnung“ und die „friedliche Koexistenz der drei Kaiserreiche“ während der vier Dekaden bis 1914 verweisen kann. Grundsätzliche Bedenken meldet dagegen im Hinblick auf den Fortgang der deutschen Geschichte zu Recht CONZE (2020), insbesondere S. 103–196, an.
- 89 GOLTZ (1905), S. 11 ff.23 f.145.217.221 f.377 f u.ö.
- 90 FRANTZ (1859/1954), S. 354 ff.371 ff.377 ff.399 ff; DERS. (1921), S. 38 ff.41 ff.49 ff.117 ff.130 ff; vgl. Golo MANN (1992), S. 392 f.
- 91 Planck schrieb über zwei Jahrzehnte hinweg an seinem Opus, das erst 1881 erschien.
- 92 So auch JÖRG/BINDER (1876), S. 339.
- 93 BLOS (1920), S. 398.
- 94 NIETZSCHE (2007), S. 160 (Erstes Stück, Kap. 1: David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller); vgl. BREMM (2019), S. 272 ff.316.
- 95 Vgl. etwa zu Boehmes „Europa-Gedanken“ HANKAMER (1924), S. 71 ff.77 f.87 f.101 ff.151 ff.359 f. 403 ff u.ö.; zum mittelbaren, aber überragenden Einfluss Jacob Boehmes auf das geistige Leben Deutschlands überhaupt s. DERS., ebd., S. 195 f; eine ausgezeichnete Kurzdarstellung der Hauptgedanken Boehmes bei GOLTZ (1905), S. 234 ff.
- 96 PLANCK (1881), S. 509 ff.684 ff.689 u.ö.
- 97 DERS., ebd., S. 679 f.684 f; FOERSTER (1919), S. 164.
- 98 PLANCK (1881), S. 668 ff.678 ff; vgl. FURTMAYER (1917), S. 644; FOERSTER (1919), S. 159.
- 99 HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST II (1907), S. 5 (Tagebuch-Notiz vom 23.4.1870, Berlin); Golo MANN (1992), S. 391; vgl. WEHLER (2003), S. 933.
- 100 HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST II (1907), S. 169 (Tagebuch-Notiz vom 5.8.1875, Paris); vgl. Heinrich MANN (1974), S. 23.
- 101 PLANCK (1881), S. 680 f; vgl. a. VOGELSANG (1886), S. 345; STÜRMER (1990), S. 46.93 ff.
- 102 Vgl. HAAS (2016), S. 148 f.
- 103 GOEDEKE (1871b), S. 413 (IV); der Text heißt weiter:
 „In das Geisterreich zu dringen[,]
 Vorurtheile zu besiegen[,]
 Männlich mit dem Wahn zu kriegen[,]
 Das ist s. Eifers werth.“ Vgl. MANN (1990), S. 924 („Versuch über Schiller“).
- 104 So im Ersten Weltkrieg Henri Bergson; zit. n. KÜHN (1917), S. 45; vgl. a. SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 311 f (Brief/Tagebucheintrag Dünafront, 17.7.1917).
- 105 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 311 f (Brief vom 17.7.1917, Dünafront).
- 106 LIPPERHEIDE (1871), S. 25.52.131.137 ff.161 f.163 ff.
- 107 ZIMMER (1971), S. 162, Anm. 320.
- 108 LIPPERHEIDE (1871), S. 47.70 ff.92 ff.100 ff.121 ff.128 ff.171 ff.184 ff.187 f.192 ff.202 f.207 ff u.ö.
- 109 Vgl. WYCHGRAM (1912), § 44, S. 167 f.
- 110 Vgl. Freiligraths Gedicht „Hurra, Germania! / 25. Juli 1870“; LIPPERHEIDE (1871), S. 33.
- 111 ZIMMER (1971), S. 81; HINCK (2011), S. 16 ff; GOTTSCHALL (1870), Sp. 557a.
- 112 FREILIGRATH (1849/1851), S. 64 („Trotz alledem! variirt“), Strophe 6:
 „Und ob der Prinz zurück auch kehrt
 Mit Hurrah Hoch und alledem: –
 Sein Schwert ist ein zerbrochen Schwert,

- ein ehrlos Schwert trotz alledem!
 Ja doch, trotz all- und alledem
 Der Meinung Acht, trotz alledem,
 Die brach den Degen ihm entwei,
 Vor Gott und Welt, trotz alledem!“
- 113 DERS., ebd., S. 38 ff, „Im Hochland fiel der erste Schuß, / Im Hochland wider die Pfaffen“, 9. Strophe:
 „Ja, fest am Zorne halten wir,
 Fest bis zu jener Frühe!
 Die Thräne springt in's Auge mir,
 In meinem Herzen singt's: ‚Mourir,
 Mourir pour la Patrie!‘
 Glückauf, das ist ein' glorreich Jahr
 Das ist ein stolzer Februar –
 ‚Allons enfants‘ – ‚Mourir, mourir
 Mourir pour la Patrie!“
- 114 So z. B. bei WYCHGRAM (1912), § 44, S. 161.
- 115 WEBER (1991), S. 145 f.
- 116 AUTORENKOLLEKTIV (1870), insgesamt 22 Hefte; WACHSMANN (1870/1871); LIPPERHEIDE (1870/1871); MÜLLER VON DER WERRA/BAENSCH (1871); HENSING/METZGER u. a. (1873/1874); vgl. zur Literaturübersicht die näheren Beschreibungen bei ZIMMER (1971), S. 80.162, Anm. 320.
- 117 WEBER (1991), S. 145 f.
- 118 Z. B. LIPPERHEIDE (1871), S. 96 ff („Blücher, Gneisenau, York, Kleist, Schill, Körner); das im gleichen Sinn zu deutende Motiv des „heiligen Krieges“ auch bei DEMS., ebd., S. 29 („Völkerschlacht“).45 ff („Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“).57 („Leipzigs Feld“).64 („Wo eurer Väter Gräber grünen“).81 („Und die alten Namen beleben sich neu“, usw.).97 („Ihr Helden aus vorigen Tagen“).132 („Völkerkampf“).172 („Volk in Waffen“) u.ö.
- 119 DERS., ebd., S. 41 f; vgl. DERS., ebd., S. 53 (Oscar von Redwitz, „An Napoleon“, Strophe 4).
- 120 Motive der Kyffhäuser-Sage bei LIPPERHEIDE (1871), S. 56.77.80.127 ff.141 ff.152 f.192 ff; vgl. etwa Heinrich von Treitschkes Gedicht „Ein Lied vom schwarzen Adler“, ebd., S. 79 f: „König Wilhelm, fest im Norden / Bautest Du das neue Reich. [...] Nimm der Staufer heil'ge Krone, / Schwing' den Flamburg der Ottone, / Unsres Reiches Zier und Wehr – / Deutschland frei vom Fels zum Meer!“; zur Kyffhäuser-Motivik s. a. LAGARDE/BERGER (1914), S. 37 f.51.73 ff. Man hat etwa 50 Varianten dieses „Kyffhäuser“-Motivs aufgezählt, mit dem die Barbarossa-Sage zum Mythos des preußisch-kleindeutschen Reiches umgedeutet wurde; ZIMMER (1971), S. 128 f.169, Anm. 575; zur deutschen Kaiser-/Staufer-Mythik vgl. a. KETTENACKER (1983), S. 261 ff; MÜNKLER (2010), S. 37 ff.
- 121 LIPPERHEIDE (1871), S. 149 f.
- 122 ZIMMER (1971), S. 83.
- 123 LIPPERHEIDE (1871), S. 77 ff.128 f.141 f.147 ff.152 f; zur Bedeutung des Mythos in der Massenmobilisation s. HARARI (2019b), S. 271 ff.275 ff.; s. o. Prolegomena A, 2, f, S. 67 ff.
- 124 WEBER (1991), S. 145 f; vgl. a. Golo MANN (1992), S. 391 f.

- 125 Heinrich von Sybel: „Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I – vornehmlich nach den preußischen Staatsacten, München, 1889–1894“.
- 126 SCHLOSSER (1886, XVII), S. 55 ff.86.272 ff.461 ff.512 ff.522 ff u.ö.; ebd., S. 274: „Aber die Wege der Vorsehung sind wunderbar.“ Mir liegt die 20., revidierte Auflage des entsprechenden 17. Bandes von 1886 vor.
- 127 So bei SCHLOSSER (1886, XVII), S. 10 ff.16 f.23 f.58 ff.187 f.272 ff.286.463.512 ff.
- 128 Dass der Terminus durchaus gängig geworden war, bezeugt Bebel mehrfach, der diesen Ausdruck immer in Anführungszeichen setzt; BEBEL (1983), S. 70 (Anm. 1).192.463.
- 129 WUTTKE (1875), S. 216 f; vgl. ZIMMER (1971), S. 114.
- 130 WUTTKE (1875), S. 140 f.197 f.
- 131 DERS., ebd., S. 305.
- 132 So auch noch im LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN II (1903), S. 381 f dargestellt.
- 133 JÄGER (1875, III), S. 272; auffällig ist überhaupt der antifranzösische Stil des ganzen Abschnitts; ebd., S. 269 ff.
- 134 BENEDETTI (1871), S. 374.381: „En mettant fin à notre conversation du matin, le roi m'avait en effet assuré, qu'il m'inviterait à me rendre auprès de lui à l'arrivée des dépêches du prince de Hohenzollern. [...] L'accueil apparemment gracieux qu'elle [der König] n'a cessé de faire à mes instances.“ PAGEL (1924), S. 313; WUTTKE (1875), S. 306 mit Anm.; BEBEL (1983), Nr. 26 („Es ist die Pflicht jedes Abgeordneten, Rechenschaft zu geben“), S. 177; DERS., ebd., Nr. 33 („Die parlamentarische Tätigkeit 1871–1874“), S. 230; BRANDENBURG II (1922b), S. 349; BREMM (2019), S. 45.
- 135 WUTTKE (1875), S. 308; zu den Vorgängen bei Saarbrücken s. dagegen BISMARCK (1903), S. 16 („Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870–71“, Nr. 8 vom 9.8.1870).
- 136 WUTTKE (1875), S. 258.
- 137 DERS., ebd., S. 273 ff; vgl. EBERLE (1920), S. 130 f.344.
- 138 WUTTKE (1875), S. 218 f; vgl. BREMM (2019), S. 229 („wohlorchestrierte Pressekampagne“).
- 139 BEBEL (1983), Nr. 19 („Gegen den Eroberungskrieg“), S. 126; Bebel spricht hier von „viertausend und mehr Zeitungen“, die „seit Monaten unausgesetzt den Patriotismus und die Opferwilligkeit des deutschen Volkes anzustacheln bemüht sind.“ DERS., ebd., Nr. 33 („Die parlamentarische Tätigkeit 1871–1874“, S. 230: „Die deutsche Bourgeoisie wußte, was sie tat, als sie durch ihre Organe die Kriegsbegeisterung bis zum Fanatismus anstachelte.“
- 140 BEBEL (1983), Nr. 38 („Für die Pariser Kommune“), S. 334; vgl. a. FONTANE I (1873), S. 47.
- 141 BEBEL (1983), Nr. 33 („Die parlamentarische Tätigkeit 1871–1874“, S. 231.
- 142 Jakob Wahl bei LIPPERHEIDE (1871), S. 171; vgl. auch sonst bei LIPPERHEIDE, ebd., S. 27.30.38. 57.65.80.193.
- 143 ARNDT (1860), S. 233 ff; Strophe 6–9.
- 144 Ferdinand Freiligrath bei LIPPERHEIDE (1871), S. 35; Ernst Förster bei DEMS., ebd., S. 43 ff; Johann Lohmeier (1835–1903) bei DEMS., ebd., S. 125 f; ZIMMER (1971), S. 84 ff.
- 145 WEBER (1991) S. 16.
- 146 SCHOEPS (1968), S. 264 f.268 f; WEBER (1991), S. 145.
- 147 BEBEL (1983), Nr. 33 („Die parlamentarische Tätigkeit 1871–1874“), S. 228. Bebel spielt mit dieser polemischen Formulierung auf Heinrich von Sybel an.
- 148 Heinrich MANN (1974), S. 22 („Kaiserreich und Republik“, 1919).

- 149 GEFFCKEN (1888), S. 5–32; RÖHL (2001), S. 76 f. 86 ff.
- 150 GEFFCKEN (1888), S. 12 ff. 17. 19 f. 21 f. 23 ff. 26 f.
- 151 Der Verfassungsentwurf des Kronprinzen von 1870 sah vor allem „die Umwandlung des Bundespräsidiums in ein deutsches Kaisertum unter bedeutender Stärkung seiner Machtbefugnisse und erheblicher Einschränkung der Souveränität der Einzelstaaten“ vor. BRANDENBURG II (1922b), S. 375 ff (Zitat, ebd., S. 375).
- 152 GEFFCKEN (1888), S. 12. 17. 19. 24; in den „Briefen an seine Gattin aus dem Kriege 1870–71“ erwähnte BISMARCK (1903), S. 39 (Nr. 31 vom 6.9.1870). 46 (Nr. 37 vom 23.9.1870). 79 (Nr. 65 vom 21.1.1871) mehrfach, dass er mit dem Kronprinzen zusammengetroffen sei.
- 153 BRANDENBURG II (1922b), S. 377.
- 154 GEFFCKEN (1888), S. 12.
- 155 DERS., ebd., S. 13.
- 156 DERS., ebd., S. 14.
- 157 DERS., ebd., S. 15.
- 158 FOERSTER (1919), S. 156.
- 159 Emanuel Geibel dichtete („An Deutschland“, Januar 1871):
 „Da ward dir bald, mit Blut beronnen,
 Des Rheins Juwel zurückgewonnen,
 Dein Kleinod einst an Kunst und Pracht,
 Und dessen leuchtend Grün so helle
 In Silber faßt die Moselwelle,
 Der lotharingische Smaragd.“ – GEIBEL IV (1883), S. 257; MOLLAT (1923), S. 458.
- 160 ALLGEMEINE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG (1870), Nr. 30 vom 29.7.1870, Sp. 560 ff; Nr. 31 vom 5.8.1870, Sp. 583 ff; Nr. 32 vom 12.8.1870, Sp. 600 ff; Nr. 36 vom 9.9.1870, Sp. 661 ff. 667 ff; Nr. 38 vom 23.9.1870, Sp. 698 f; Nr. 39 vom 30.9.1870, Sp. 719 ff. 721 ff; Nr. 41 vom 14.10.1870, Sp. 761 ff; Nr. 44 vom 4.11.1870, Sp. 813 ff; Nr. 45 vom 11.11.1870, Sp. 821 ff; Nr. 49 vom 9.12.1870, Sp. 909 ff; Nr. 52 vom 30.12.1870, Sp. 983 f.
- 161 GOETZ (1914), S. 13; SCHLEMMER (2007), S. 667 ff.
- 162 HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST II (1907), S. 146 ff. 152 u.ö.
- 163 Der Erlass hat nach den „Amtlichen Mitteilungen des Königlichen Konsistoriums zu Königsberg in Preußen“, Nr. 997, 1870 folgenden Wortlaut (zit. n. BRAKELMANN, ebd., S. 297; vgl. DERS., 2014, S. 13 f): „Ich bin gezwungen, in Folge eines willkürlichen Angriffs das Schwert zu ziehen, um denselben mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht abzuwehren. Es ist Mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß Ich dazu in keiner Weise Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung dieses Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Es ist ein ernster Kampf, den es gilt, und er wird Meinem Volke und ganz Deutschland schwere Opfer auferlegen. Aber Ich ziehe zu ihm aus im Aufblicke zu dem allwissenden Gott und mit Aufrufung Seines allmächtigen Beistandes. Schon jetzt darf ich Gott dafür preisen, daß vom ersten Gerücht des Krieges an durch alle deutschen Herzen nur ein Gefühl rege wurde und sich kund gab, das der Entrüstung über den Angriff und der freudigen Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu Mir stehen, wie es zu meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß

- an Gottes gnädiger Hilfe Alles gelegen ist. Auf Ihn hoffe Ich und fordere Ich Mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge Mich vor Gott in Erkenntnis Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Untertanen und Meine Landsleute es mit Mir tun.“
- 164 ALLGEMEINE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG (1870), Nr. 30 vom 29.7.1870, Sp. 559; Nr. 31 vom 5.8.1870, Sp. 581 f; Nr. 32 vom 12.8.1870, Sp. 598 ff; Nr. 33 vom 19.8.1870, Sp. 613 f; Nr. 38 vom 23.9.1870, Sp. 704 ff; Nr. 39 vom 30.9.1870, Sp. 723; Nr. 40 vom 7.10.1870, Sp. 733 ff; Nr. 41 vom 14.10.1870, Sp. 757; Nr. 42 vom 21.10.1870, Sp. 775 ff; Nr. 44 vom 4.11.1870, Sp. 811 ff; Nr. 47 vom 25.11.1870, Sp. 870; Nr. 52 vom 30.12.1870, Sp. 977 ff.
- 165 ALLGEMEINE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG (1870), Nr. 37 vom 16.9.1870, Sp. 691; Nr. 39 vom 30.9.1870, Sp. 723 f; Nr. 40 vom 7.10.1870, Sp. 741 f; Nr. 50 vom 16.12.1870, Sp. 937; Nr. 51 vom 23.12.1870, Sp. 964 f; STOECKER (1876), S. 139.153; PIECHOWSKI (1917), S. 10 ff.19, Anm. 4; HAMMER (1974), S. 180 f.
- 166 PLANCK (1881), S. 389 ff.400 ff.408 ff.440 ff.461.487 ff.511 ff.
- 167 AUTORENKOLLEKTIV (1871), S. 61 f.
- 168 HAMMER (1974), S. 16 ff.177 ff; BRAKELMANN (1976), S. 296 ff; DERS. (2005), S. 103 ff; s. a. ZIMMER (1971), S. 77 ff; WEBER (1991), S. 145 f mit Anm. 2 und 8 (Lit.).
- 169 AUTORENKOLLEKTIV (1871), S. 33; OSTROGGE (1871), S. 288b.
- 170 PIECHOWSKI (1917), S. 64 mit Anm. 1.
- 171 PIECHOWSKI (1917), S. 30 f.152.156; ZIMMER (1971), S. 117 ff; Bezüge zur Apokalyptik finden sich zuhauf auch in der von Lipperheide redigierten Anthologie; LIPPERHEIDE (1871), S. 18 ff.22 f.28 ff.45 ff.56.68 f.85 f.131 f.152 ff.188.209 ff u.ö.
- 172 Kap. IV, 2, E, 2, d, S. 276 f.
- 173 LIPPERHEIDE (1871), S. 41.57.59.66 f.73.79.127.130.142.149.174.194 f.
- 174 GEIBEL IV (1883), S. 255 ff; Hervorhebung von mir; LIPPERHEIDE (1871), S. 153 ff; ZIMMER (1971), S. 117 ff.
- 175 AUTORENKOLLEKTIV (1871), S. 129.134; andere Belege der pfarramtlichen Zustimmung zum „erhabenen Dom der deutschen Einigkeit“ s. ebd., S. 70 ff.107 f.113 f.119.122.127 ff.132.
- 176 DEUERLEIN (1970), S. 241 ff.
- 177 PIECHOWSKI (1917), S. 17.76.90.103 f.190 u.ö.; ZIMMER (1971), S. 122 f.
- 178 JÖRG/BINDER (1876), S. 340.
- 179 VOGELSANG (1886), S. 344 f.354, Anm.; FOERSTER (1919), S. 163 (Anm.).
- 180 MAYER (1978, II), S. 839; ZIMMER (1971), S. 81.
- 181 GOTTSCHALL (1870), S. 556a.
- 182 MAYER (1978, II), S. 839.
- 183 ZIMMER (1971), S. 84 ff.96 ff.113 ff, insbes. S. 92 ff.100 ff.121 ff.
- 184 DERS., ebd., S. 123.
- 185 AUTORENKOLLEKTIV (1871), S. 52, Anm.
- 186 Das Königreich Hannover und die Provinz Hessen-Nassau (zusammengefasst aus dem Kurstaat Hessen-Cassel, dem Herzogtum Nassau und der Freien Stadt Frankfurt); STÜRMER (1990), S. 47.
- 187 In der Tat veröffentlichte das in Nizza erscheinende Blatt „*L'Eglise libre – Archives du christianisme évangélique*“ am 15.7.1870 eine freimütige Stellungnahme zur Ungerechtigkeit der Kriegserklärung Frankreichs und am 7.10.1870 ein Bußbekenntnis („La confession de la

- France“). ALLGEMEINE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG (1870), Nr. 48 vom 2.12.1870, Sp. 900 f.
- 188 AUTORENKOLLEKTIV (1871), S. 56, Anm.
- 189 STOECKER (1876), S. 154 zitiert mehrere Beispiele aus Magdeburg, Darmstadt, Augsburg, sowie aus überregionalen Presseorganen.
- 190 DERS., ebd., S. 154 ff.
- 191 DERS., ebd., S. 154; ZIMMER (1971), S. 79 f.
- 192 Das Folgende nach ZIMMER (1971), S. 79 ff.
- 193 S.a. SCHOEPS (1968), S. 187 ff.
- 194 WICHERN (1849), S. 139: „Jetzt steht die Idee der ‚Verbrüderung der Arbeiter‘ mit ihrer Macht dem Christenthume *bereits gegenüber*, – nicht bloß den politisch Conservativen, sondern auch den Freunden des Evangeliums und den Trägern der Kirche meist nur als ein dunkles Schreckbild bekannt. [...] Die Feindschaft gegen das Christenthum, die falsche Betheiligung an der Politik und Betheiligung an der falschen Politik der Revolution, ‚der Ingrim und verbissene Zorn des Sklaven, der der Gelegenheit harrt, um hochauflodernd seine Dränger zu vernichten‘, die feindselige Richtung gegen alle anderen Classen der Gesellschaft, namentlich [gegen] die sogenannte Bourgeoisie, alle diese Züge beweisen, daß der Geist, der sich der Angelegenheit bemächtigt hat, aus dem Fleisch, von unten her ist.“ S.a. NAUMANN (1964), S. 449 f.
- 195 STOECKER (1876), S. 154 ff.
- 196 Bismarck verwendete die zweite, revidierte Auflage der „Täglichen Erquickung für gläubige Christen – biblisches Spruch= und Tagebüchlein enthaltend auf jeden Tag des Jahres einige Worte aus der heil. Schrift nebst beigefügten Erklärungen von Dr. Martin Luther, Nürnberg, 1853.
- 197 MEYER (1933), S. 35–43; vgl. BISMARCK (1929), S. 183–219.
- 198 RITTER (1948), S. 85.
- 199 ZIMMER (1971), S. 81 f (Lit.).
- 200 HUCH (1923), S. 64 f.
- 201 DIES., ebd., S. 114 nach Richard Wagner.
- 202 KAISER (1958), passim, insbesondere S. 14 f. 28 f. 54. 77. 84. 86 f; ebd., S. 29. 59 finden sich dennoch fundamentale christliche Anschauungen.
- 203 STOECKER (1890), S. 8 f. 125. 228 f. 321 f; vgl. hierzu FRANZ (1872) und MOST (1873); STEINITZ I (1979), Nr. 147, S. 400; das vom Hass erfüllte Klima schildert Stoecker noch vielfach; ebd., S. 3 ff. 6 ff. 12 f. 22 f. 30. 40 f. 124 ff. 128 f. 164. 193. 202. 208 f. 219 f. 248. 266. 313 u.ö.; vgl. insgesamt zum gespannten Verhältnis von Sozialdemokratie und Religion 1863–1890 PRÜFER (2011), S. 44 ff. 101 ff. 178 ff. 200 ff. 223 ff. 338 ff.
- 204 Bei WEBER (1901), S. 74. 82 f.
- 205 DERS., ebd., S. 158; vgl. ebd., S. 220 ff. 282. 284. 329 ff. 332 ff.
- 206 REVENTLOW (1940), S. 365 ff.
- 207 ZIMMER (1971), S. 79; vgl. PIECHOWSKI (1927), S. 47 ff; NIPPERDEY (1987), S. 434 ff.
- 208 Kap. V, 1, f, S. 313.

Anmerkungen zu Kapitel XII – Die dritte literarische Springflut:
1914–1918 – „Das ganze Phraseninventar wird ausgekramt“

- 1 WEHLER (2003), S. 16 f.
- 2 Vgl. GRAF (1994), S. 141, aber S. 145; ZWEIG (2013), S. 331 ff; MOMMSEN (2002), S. 222.241.251; WEHLER (2003), S. 15 ff; RÖHL (2008), S. 1176 ff; CLARK (2013), S. 707 f; FERGUSON (2013), S. 216 ff; MÜNKLER (2015a), S. 222 ff; EBERT (2014), S. 344 ff; KELLERHOFF (2014), S. 25 ff. – Vgl. hierzu auch gleichlautende Forschungen, die sich mit den lokalen Gegebenheiten anderer Städte wie Wuppertal beschäftigen: SCHMIDTSIEFER (2015), S. 148 ff; WEITENHAGEN (2015), S. 227 ff; vgl. a. BUHR (2016), S. 54.
- 3 EXNER/KAPFER (2014), S. 16.
- 4 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 9.13 f.23.
- 5 TUCHOLSKY (1993, II), S. 136 („Leichenreden“).
- 6 PRESSEL (1967), S. 11–22.
- 7 Vgl. FRIES (1989), S. 825 ff.
- 8 Zu anderen Sammlungen wie den Weltkriegssammlungen im Deutschen Volksliedarchiv („Soldatenlied“, „Kriegspoese“) s. GERDES (2013), S. 108 ff; zu weiteren Gedichtanthologien sowie ihrer Auswahlstätigkeit, Ordnung und Deutung im Herbst 1914 und ab 1915 s. DETERING (2013b), S. 24 ff.137 ff.
- 9 BAB (1920), S. 25; WEIßENFELS (1915), S. 54; BUSSE (1916), S. VI; VONDUNG (1980a), S. 63; BRUENDEL (2014), S. 78; BUELENS (2014), S. 70 f.
- 10 BROKOFF (2016), S. 397 (Lit.).
- 11 BAB (1915a), S. 46 (aus Heft 7).
- 12 WEHLER (2003), S. 19; DETERING 2013), S. 17 ff.39.
- 13 So BUELENS (2014), S. 219.
- 14 STEINITZ II (1979), Nr. 248–279, S. 341–420.
- 15 DERS., ebd., Nr. 250, S. 349 ff; vgl. DERS. I (1979), Nr. 139, S. 368 ff.375.
- 16 HOLBORN (1971), S. 203; GLATZER (1983), S. 26 f.
- 17 KAUTSKY (1921, II), Nr. 332, S. 49: „Der Zar an den Kaiser“, Telegramm (ohne Nummer), Peterhof Palais, den 29.7.1914; GLATZER (1983), S. 27.
- 18 ERDMANN (1973), S. 47.
- 19 ENGELS (1977), S. 255; ROJAHN (1991), S. 58 f; ein Gedanke, der 1914 von Intellektuellen gerne aufgegriffen wurde; vgl. GOETZ (1914), S. 12; MAYER (1914), S. 60 f; HOLBORN (1971), S. 203.
- 20 ROJAHN (1991), S. 58 f; KARUSCHEIT (2014), S. 42; vgl. BENDIKOWSKI (2014), S. 212 ff mit Abb. 15–16.
- 21 Vgl. BEBEL (1997b), S. 262 f (Nr. 60: „Gegen Hurrapatriotismus und zum Ergebnis der Reichstagswahlen 1907“, 17.9.1907); vgl. a. DERS. (1997a), S. 599 (Nr. 30: „Zur Vaterlandsverteidigung – Rede im Deutschen Reichstag zum Haushaltsetat“, 7.3.1904).
- 22 ENGELS (1971), S. 202 (in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ vom 12.6.1848): „Nur der Krieg mit Rußland ist ein Krieg des revolutionären Deutschlands, ein Krieg, worin es die Sünden der Vergangenheit abwaschen, worin es sich ermannen, worin es seine eigenen Autokraten besiegen kann, worin es, wie [es] einem die Ketten langer, träger Sklaverei abschüttelnden Volke geizt, die Propaganda der Zivilisation mit dem Opfer seiner

- Söhne erkaufte und sich nach innen frei macht, indem es nach außen befreit.“ Vgl. a. HOLBORN (1971), S. 203 f.
- 23 So ausweislich der Feldpostliteratur. Ein Grund könnte auch darin zu finden sein, dass schon weit vor Kriegsbeginn deutlich geworden war, dass sich angesichts der revolutionären Erschütterungen von 1905–1907 die russische Autokratie ohnehin in der Defensive befand und Russland daher „die Revolution im Leib trug“, HILDERHEIMER (2013), S. 997 ff; KARUSCHEIT (2014), S. 42.
- 24 Dort war – von deutscher Seite (Hugo Haase) – lediglich vom „innerlich faulen Zarismus“ die Rede, dem der „deutsch-englische Gegensatz“ freie Hand zur „Raubpolitik in der Mongolei“ lasse; KRIEG DEM KRIEGE (1912), S. 12; vgl. ebd., S. 16.
- 25 KAUTSKY (1919), Nr. 18, insbes. S. 149 ff; vgl. etwa Berliner Tageblatt mit „Zeitgeist“, 43. Jg., Nr. 388 vom Montag, 3.8.1914, S. 2c; Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung, 43. Jg., Nr. 389 (Abend-Ausgabe) vom Montag, 3.8.1914, S. 1a–b; s. a. Neuigkeits-Welt-Blatt (Wien), 41. Jg., Nr. 175, vom Dienstag, 4.8.1914, S. 4c.
- 26 RÖHL (2008), S. 1165 f. 1518 f; TUCHMAN (2011), S. 134 ff mit Abb. auf S. 136.
- 27 HUBATSCH (1973): S. 6 f.
- 28 So wurden im Berliner Tageblatt auch Falschmeldungen zu französischen Bombardements der Bahnlinien Ansbach–Nürnberg und Nürnberg–Kissingen ausgegeben; KAUTSKY (1919), Nr. 18, S. 154 f.
- 29 DERS., ebd., Nr. 18, S. 153; vgl. a. das Kinderbuch von Else URY (2016), S. 431 zur Hysterie der Zivilbevölkerung.
- 30 „Gesetz über den Belagerungszustand vom 4.6.1851“; CONRAD (1916).
- 31 HOLBORN (1971), S. 203.
- 32 MÜNKLER (2015a), S. 217.
- 33 DERS., ebd., S. 216 f.
- 34 MÜLLER-RÖCKNITZ (1917), S. 524b.
- 35 LUDENDORFF (1937), S. 105 ff.
- 36 LOMBERG (1912), Nr. 2, S. 4 ff.
- 37 DERS., ebd., Nr. 6, S. 19 ff; die Franken gelten als germanischer Volksstamm.
- 38 DERS., ebd., Nr. 14, S. 49 ff.
- 39 FREYTAG (1927), S. 356 f; vgl. STOECKER (1876), S. 133 f; dies entspricht in der Tat der wissenschaftlichen Faktenlage; ERDMANN (1974), S. 16 ff. 240.
- 40 Schlesische privilegierte Zeitung Nr. 34. Sonnabends den 20. März 1813, S. 595 f; KLIPPEL III (1871), S. 686 f.
- 41 Vgl. ZIMMERMANN (1915), S. 5 ff; ZIMMER (1971), S. 62 f. 115 ff; MÜNKLER (2010), S. 266 ff.
- 42 WETZEL (1815), S. 19 ff (Nr. 8); DERS. (1838), S. 197 f ebenso in der posthumen Edition seiner Gedichte von 1838 durch Z[acharias] Funck [= Carl Friedrich Kunz]; Hervorhebungen von mir; ZIMMER (1971), S. 63. 159, Anm. 261.
- 43 ZIMMERMANN (1915), S. 12 f; ZIMMER (1971), S. 116; vgl. DINCKLAGE-CAMPE (1895), S. 3.
- 44 DINCKLAGE-CAMPE (1895), S. 408; ZIMMER (1971), S. 62 f. 159 mit Anm. 259.
- 45 DINCKLAGE-CAMPE (1895), S. 330 f.
- 46 Albert Weiß, in: HENSING/METZGER u. a. III (1873), S. 133 ff; ZIMMER (1971), S. 116. 167.

- 47 Julius Hübner, in: HENSING/METZGER u. a. VI (1874), S. 341 f; ZIMMER (1971), S. 117.167.
- 48 S. o. Kap. I, 2–3 zum „Des deutschen Geistes Schwertsegen“, S. 118 ff.134 ff.
- 49 HOHLFELD (1951), Nr. 29–34, S. 137–141; vgl. GALL (1980), S. 294 ff; ENGELBERG (1985), S. 547 ff; zu 1870/1871 s. z. B. JÄGER (1875, III), S. 438 zur Siegesfeier am Waterloo-Tag 18.6.1871: „Dieser Tag, an welchem lebhafter als sonst die deutsche Nation daran erinnert ward, daß ein höherer Wille über ihren vielverschlungenen Geschicken walte und sie endlich zum Heile gelenkt habe, mag auch für unsere Erzählung dieses großen Krieges [1870/1871], der für alle Zeiten das Epos der deutschen Nation sein wird, den Schlußpunkt bilden.“
- 50 Hierzu fühlten sich auch England, Frankreich und Russland berufen; BÜLOW (1916), S. 257 ff.
- 51 ZIMMERMANN (1915), S. 13; „Deutscher Reichsanzeiger und Königlich Preußischer Staatsanzeiger“ vom 5.8.1914; BRUENDEL (2016), S. 166.299.
- 52 D'ANNUNZIO (1918a), S. 737 f (vgl. ebd., S. 1703 f): „[...] pegno di fede. La più umile offerta è un atto di fede nell'arme che sola può vincere la guerra. [...] Questi eroi lo sanno. Lo sanno i vivi, lo sanno i morti. L'ombra della macchia alata è simile all'ombra del legno di sacrificio e di salvezza. Quando, in un giorno omai lontanissimo, in un giorno di quell'altra guerra, sul campo di Gonars squallido come un calvario spianato, scorsi l'apparecchio condotto da Oreste Salomone con la soma funerea, tutto asperso di sangue, la similitudine mi apparve. Le sue doppie ali traverse, fra la prua e i timoni, formavano la croce cruenta. [...] ,O ala d'Italia, tu sei la mia fede', confessano quelli dei nostri che furono lacerati, che furono schiacciati, che furono un solo olocausto in terra, novamente rapiti in cielo dallo spirito del fuoco.“ (= „Zeugnis des Glaubens. Die bescheidenste Spende ist ein Akt des Glaubens in jene Waffe, die allein den Krieg wird gewinnen können. [...] Diese Helden wissen es. Die Lebenden wissen es, die Toten wissen es. Der Schatten der geflügelten Maschine ist dem Schatten des Holzes ähnlich, der Opfer und Heil vollbrachte. Als ich an einem längst vergangenen Tag, an einem Tag aus jenem anderen Krieg, auf dem düsteren, einem eingeebneten, dem Kalvarienberg ähnlichen von Gonars, das von Oreste Salomone geführte Flugzeug erblickte, mit seiner Grabeslast und ganz mit Blut besprenkt, wurde mir die Ähnlichkeit bewusst. Seine beiden quer verlaufenden Flügel zwischen dem Bug und den Steuerrudern formten das blutige Kreuz. [...] ,O Schwingen Italiens, du bist mein Glauben', bekennen jene der Unseren, die zerrissen, die zerquetscht wurden, die auf Erden als Ganzopfer verbrannten, doch vom Geist des Feuers wiederum in den Himmel entrückt wurden.“ Deutsche Übersetzung weitgehend nach ESPOSITO (2011), S. 114.
- 53 D'ANNUNZIO (1915c), S. 869 (vgl. ebd., S. 1748): „Questo compagno spento nell'età che sembra essere quella del martirio, quella della croce, a trentatré anni, crocifisso alle sue ali.“ (= „Dieser Gefährte, der in einem Alter ausgelöscht wurde, das jenes des Martyriums zu sein scheint, des Kreuzes, mit dreiunddreißig Jahren, an seine Flügel gekreuzigt“). Deutsche Übersetzung nach ESPOSITO (2011), S. 113, Anm. 42. S. a. D'ANNUNZIO (1916), S. 382: „Su qual calvario è oggi sacrificato il Figliuol d'uomo? Il Figliuol d'uomo è oggi per noi suppliziato sul monte selvaggio che ha nome da San Michele portaspada, sul monte delle quattro cime e delle quattro ire, nel Carso senza ombra e senza acqua. E per noi la bocca arsa dal fiele rissofia lo spirito e la speranza. I fanti vi s'eternano. [...] Poi diventano denti della roccia irosa. Mordono l'eternità. Io ho le mie quattro croci fraterne. Guiseppe Miraglia è crocifisso alla sua ala. Luigi Bàilo è crocifisso alla sua ala. Alfredo Barbieri è crocifisso alla

- sua ala. Luigi Bresciano è crocifisso alla sua ala. Io non posseggo il lini del discepolo da Arimatea né i balsami di Nicodemo. Ma ho dato a essi un monumento nuovo ,dove niuno era stato ancóra posto.“ (= „Auf welchem Kalvarienberg wird heute der Menschensohn geopfert? Der Menschensohn wird heute auf jenem wilden Berge gemartert, welcher seinen Namen vom Heiligen Michael, dem Schwertträger, hat, dem Berg der vier Gipfel und des viermaligen Wütens [= der vier ersten Isonzo-Schlachten], im schatten- und wasserlosen Karst. Und uns haucht der gallengedörrte Mund neuen Geist und neue Hoffnung ein. Die Infanteristen verewigen sich dort. [...] Dann werden sie zu Zähnen des zornigen Steins. Sie beißen die Ewigkeit. Ich habe meine vier brüderlichen Kreuze. Guiseppe Miraglia ist auf seinem Flügel gekreuzigt. Luigi Bairo ist auf seinem Flügel gekreuzigt. Alfredo Barbieri ist auf seinem Flügel gekreuzigt. Luigi Bresciani ist auf seinem Flügel gekreuzigt. Ich habe aber weder das Linnen des Jüngers aus Arimathia noch die Spezereien des Nikodemus. Dennoch habe ich ihnen ein neues Grabmal gegeben, in das noch nie jemand gelegt worden war.“ (Joh. 19, 41) Deutsche Übersetzung weitgehend nach ESPOSITO (2011), S. 113.
- 54 RAUCHENSTEINER (2013), S. 376.377 ff.1102.
- 55 FRANTZ (1921), S. 112.
- 56 Vgl. WAGNER (2008), S. 49.
- 57 BÜRCK (1919), S. 15 ff; TROELTSCH (1923), S. 602 ff; MOWRER (1938), S. 157.
- 58 Vgl. BODDIEN (2016), S. 51: „Die große Kartusche Eosanders am Übergang zum Risalit der Lustgartenfassade ist eine Allegorie auf den Ruhm des Königs. Zwei göttliche Famen (Ruhmverkünder) verkünden mit ihren Fanfaren die Anbringung der Kartusche mit den Initialen des Königs am Schloss. Damit wurde das Schloss symbolisch zum Haus der Götter und der Monarch göttlich.“ Vgl. a. DERS., ebd., S. 54: „Das junge Königtum bemühte antike Göttertraditionen. Aus dieser Gottesnähe erwuchs das Gottesgnadentum. Deswegen waren die Schlossfassaden reich geschmückt mit göttlichen Geniengruppen, die ein Wappen mit den Initialen des Königs trugen und ihm so Göttlichkeit verliehen.“ Vgl. a. DERS., ebd., S. 107.
- 59 Vgl. JOHANN (1966), S. 49 ff.51.55.62.73; Ludwig Thoma, „Die Reden Kaiser Wilhelms“, in: MAYER (1978, III), S. 184; ANDRESEN (1995), S. 214 ff.
- 60 BÖSCH (2009), S. 62.
- 61 D. Martin LUTHER, WA 31, I, S. 191, Z. 26 ff: „Er [= Gott] will sie [= die Herrscher] lassen Götter sein über menschen, doch nicht über Gott selbs, als solt er sagen: Es ist war, Götter seid yhr über uns alle. Aber nicht über unser aller Gott. Denn Gott, der euch zu Göttern gesetzt hat, will freylich sich ausgenommen und seine Gottheit nicht unter ewr Gottheit geworffen haben. Und lesst euch nicht darümb Götter sein, das er solt drümb nicht mehr Gott bleiben, sondern er will Obergott bleiben, ein Richter über alle Götter.“
- 62 Vgl. die bei ANDRESEN (1995), S. 255 ff registrierten Zeitzeugnisse zum Auftreten und Predigtstil der Hofprediger, die „sich ganz überzeugungstreu in vieles hineinzureden“ vermögen, „das zu dem stärksten Byzantinertum gehört [...] Diese Geistlichen glauben, wenn sie, sich einschmeichelnd, nach dem Munde reden und an Allerhöchster Stelle vorhandene Tugenden geschickt hervorheben, wirklich an das, was sie sagen. Darum sind sie so wirkungsvoll und so gefährlich.“ ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER (1924), S. 90. – „Auch wenn die Hofpredigt ernste Töne anschlug, so fühlte man die Gefahr der untätigen Rücksichtnahme.“ MICHAELIS (1922), S. 381. – „Ich bin über diese Predigten häufig aufs äußerste erschüttert gewesen, denn sie wirken unheilvoller, als man es sich im entferntesten vorstellen

- kann. Die Geschichte sollte aber einst dieses Moment der Einwirkung nicht unerörtert lassen.“ ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER (1924), S. 79.
- 63 REVENTLOW (1906), S. 34.78.110.161 f.178 ff.186 ff; JOHANN (1966), S. 37 f.
- 64 So nach Liudprand von Cremona (920–972), *Antapodosis*, Liber VI, § 5; BECKER (1915), S. 154, Z. 10 ff.
- 65 Über ihn s. KLEE (2016), S. 493b.
- 66 REVENTLOW (1906), S. 179.
- 67 MUEHLON (1918), S. 88 (Tagebucheintrag vom 1.9.1914).
- 68 Vgl. den Auszug in „Dürrs Deutscher Bibliothek, Lehrmittel für den deutschen Unterricht!“, Bd. II, PORGER (1909), S. 35 ff.
- 69 Zu der hier von Sternberg aufgegriffenen Vorstellung des durch den Krieg leidenden Gottes, des „Völker-Karfreitags“ und der erneuten „Kreuzigung der Liebe Gottes“, die das Leiden des deutschen Vaterlandes in sich trägt, s. KOEHLER (1915a), S. 10 f; DERS. (1915b), S. 6.
- 70 STERNBERG (1916), S. 54 f („Der Friedenskaiser“); vgl. a. VORWERK (1915a), S. 8; GILL-HAUßEN (1918), S. 32 ff; TORGE (1916), S. 5 f.16 f.
- 71 STERNBERG (1916), S. 57.
- 72 DERS., ebd., S. 49–59.
- 73 Vgl. etwa EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 1*, 2, S. 545; heute im eg 112, 2.
- 74 Man betrachte nur die im Nationalsozialismus mit den Silben „Art-“, „Auf-“, „Blut-“, „Ent-“, „Erb-“, „Fremd-“, „Front-“, „Führer-“, „Kultur-“, „Leistung-“, „Rasse-“, „Reich-“, „Sippe-“, „Um-“, „Unter-“, „Ver-“, „Volk-“ gebildeten Termini; BERNING (1960a), S. 81 ff.89 ff. 99 ff.107 ff.181 ff; DIES. (1961), S. 91 ff.94 ff.100.104 ff; DIES. (1963), S. 92 ff. Zur faschistischen Spracherneuerung gehörte auch die vor allem auf Joseph Goebbels (1897–1945) zurückgehende „Heroisierung“, „Biologisierung“, „Versportung“ und „Technisierung“ der Sprache; DIES. (1962), S. 108 ff.111 ff; DIES. (1963), S. 103 ff.105 ff; SAUER (1989), S. 104 ff; KLEMPERER (2015), S. 169 ff; vgl. a. HAFFNER (2000), S. 81 zum „braunen Deutsch“. Über den gleichwohl starken Traditionsbezug auch der nationalsozialistischen Sprache s. ebenfalls BERNING (1961), S. 173 ff.180 ff.
- 75 Friedrich NAUMANN, in: *Die Hilfe* 21, Jg. 1915, Nr. 51, S. 825 = NAUMANN (1964), S. 854: „aber gerade diese aus Bethlehem und Potsdam gemischte Predigt ist für die Strengchristlichen peinlicher als für die Völkischen, da in ihr doch schließlich Mars die Stunde regiert.“ Vgl. HEUSS (1968), S. 357. Bei BRAKELMANN (2013), S. 74 als „eklige Mischung von Potsdam und Jerusalem“ zitiert; desgleichen bei BEESE (2011), S. 58, wo auch (wie bei BRAKELMANN, ebd.) leider die Fundstelle nicht angegeben wird. – Eine solch’ „peinliche“ Verbindung von Jerusalem und Deutschland stellte schon Heinrich von Kleist 1809 in seinem Fragment „Zeitgenossen!“ her; KLEIST (1982), S. 890 f.
- 76 Vgl. MUEHLON (1918), S. 51 (Tagebucheintrag vom 19.8.1914): „Bernhard Shaw schreibt in einer Zeitung, es sei nötig, den Geist von Potsdam zu vertreiben, um das Deutschland Goethes und Beethovens wieder lieben zu können. Das Deutschland Bismarcks mit seiner gepanzerten Faust und seinem krampfhaften Ehrgeiz könne niemand lieben.“ DERS., ebd., S. 89 (Tagebucheintrag vom 1.9.1914: „Ist diese fortwährende Bezugnahme auf Gott zum Teil auch beschränkte Lebensauffassung oder ist sie nur Regierungsweisheit? Erscheint sie dem wirklich Gläubigen als Blasphemie oder als Inspiration? [...] Die protestantischen Pfarrer nehmen die christlichen Schlachtrufe des obersten Kriegsherrn mit entzücktem

- Wutgebrüll auf und reden so, als Gott wieder einmal seine Welt am echten protestantisch-preußischen Wesen genesen lassen wolle.“
- 77 OWEN (2014), S. 69, im Gedicht „*At a Calvary near the Ancre*“.
- 78 ERDMANN (1973), S. 87 ff; LÜBBE (1974), S. 171; vgl. RUEDORFFER (1914), S. 18 ff.
- 79 HARARI (2019b), S. 158 ff.
- 80 LEDERER (1915), S. 136 f; vgl. REIMANN (2000), S. 25; ANZ (1996), S. 235 ff.
- 81 Bertrand Russel in der „Internationalen Rundschau“ vom August 1915, zit. n. FOERSTER (1919), S. 80.
- 82 Zum „Fall Foerster“ vgl. BÜRCK (1919), S. 13; KÜHNER (1983), S. 169 ff.
- 83 FOERSTER (1919), S. 80.
- 84 S. DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 31.
- 85 Vgl. John Miltons (1608–1674) *Areopagitica* – For the Liberty of unlicenc'd Printing (gegen Schluss) von 1644; s. MILTON (1932), S. 45 (vgl. ebd., S. 138): „Yet that which is above all this, the favour and the love of heav'n, we have great argument to think in a peculiar manner propitious and propending toward us. Why else was this Nation chos'n before any other, that out of her as out of Sion, should be proclam'd and sounded forth the first tidings and trumpet of Reformation to all Europ? And had it not bin the obstinat perversnes of our Prelates against the divine and admirable spirit of Wicklef, to suppress him as a schismatic and innovator, perhaps neither the Bohemian Husse and Jerome, no, nor the name of Luther or of Calvin, had bin ever known: the glory of reforming all our neighbores had bin compleatly ours. But now, as our obdurat Clergy have with violence demean'd the matter, we are become hitherto the latest and the backwardest Schollers, of whom God offer'd to have made us the teachers. Now once again by all concurrence of signs, and by the generall instinct of holy and devout men, as they daily and solemnly expresse their thoughts, God is decreeing to begin some new and great period in his Church, ev'n to the reforming of Reformation it self. What does he then but reveal Himself to his servants, and as his manner is, first to his English-men?“ – Vgl. BAUMGARTEN (1916), S. 150 f; DRYANDER (1923), S. 28; WESTARP (1935), S. 31.
- 86 ARNIM, von (1915), S. 10 zitiert: „Nous marchons à la tête de la civilisation.“ Vgl. REVENTLOW (1940), S. 29 ff.
- 87 VONDUNG (1980b), S. 29: „So wurde in Russland die eigene Gesellschaft als grundsätzliche Alternative zum gesamten Westen verstanden oder aber als Land der Bestimmung Christi, das die Dornenkrone annehmen und in die Hölle [des Kriegs] hinabsteigen müsse, um die in Sünde gefallene Welt wieder mit Gott zu versöhnen.“ Vgl. a. DERS. (1980c), S. 86; vgl. hierzu etwa auch DOSTOJEWSKIJ (1975), S. 281 ff („Die Dämonen“, Zweiter Teil, Kap. I, 7).
- 88 NIEMANN (1928), S. 59.
- 89 WEINERT (1947), S. 173 in seinem Gedicht „Henri Barbusse“ (1935).
- 90 Vgl. zu den Weltmissionsvorstellungen der Ententemächte und ihrer Kriegstheologie WESTARP (1935), S. 217; RITTER (1948), S. 118 ff; VONDUNG (1980b), S. 28 f; DERS. (1980c), S. 86 f; GEYER (2004), S. 25 f; HAUPT/LANGEWIESCHE (2004); SCHULZE-WESSEL (2006), S. 7 ff; METZING (2016), S. 166 ff.
- 91 FOERSTER (1919), S. 81, der hier aus der Zeitschrift „New Age“ vom 17.8.1917 zitiert; vgl. ZWEIG (2013), S. 313 ff; BRUENDEL (2016), S. 35 ff.
- 92 FOERSTER (1919), S. 63.

- 93 S. o. Kap. I, 4, S. 151 ff; LOOS (1962), S. 276 ff; BENJAMIN (1980e), S. 582.
- 94 BÜRCK (1919), S. 11.
- 95 BRAKELMANN (2016), S. 57 ff; DERS. (2017), insbes. S. 133 ff; vgl. hier auch die massenhaft verbreitete Kleinschrift von Martin Hennig, „Das Wort sie sollen lassen stahn“, die am 31.10.1917 zum 400. Reformationsjubiläum erschien; HENNIG (1917), S. 2.
- 96 RUEDORFFER (1914), S. 144 ff.
- 97 Vgl. KRAUS (1915e), S. 13, der aus dem päpstlichen Amtsblatt zitiert: „[...] denn jeder Katholik, welcher Nation immer er angehöre, ist ein Bruder. [...] Das ist die einzige, wahre Internationale, die nicht beim ersten Ton der Kriegstrompete zusammenbricht, sich nicht dem ersten Werbeverein für den Krieg anschließt, sondern stets bestehen bleibt als Wahrzeichen menschlicher Solidarität, als Bannerträgerin der Zivilisation, als ewiger Protest gegen die neueste Barbarei, die die Welt im Namen von Interessen bedroht, die geringer sind als die Schäden, die der Krieg der Welt und den Menschen bringt.“
- 98 S. o. Kap. IV, 2, E, 2, a, S. 267 mit Anm. 649; Kap. X, 1, S. 471 ff.
- 99 ZACH (1913), S. 34 ff.84 ff; ROSENBERG (1915a), S. 4; NAUMANN (1916), S. 13 = DERS. (1964), S. 573; TERHÜNTE (1917), S. 521 ff.
- 100 Zur französischen Feldseelsorge s. COUGET (1915), S. 141 ff; sie wurde trotz der 1905 erfolgten Trennung von Kirche und Staat per Ministerialerlass vom 5.5.1913 wieder eingeführt, „um notgedrungen einem unleugbaren, starken Bedürfnisse weiter Kreise entgegenzukommen, Unzufriedenheit fernzuhalten und die gerade beim Ausbruche eines Krieges so notwendige Eintracht nicht zu gefährden“, LÖHR (1916), S. 34 ff (dort das Zitat, ebd., S. 37); DERS. (1917), S. 329 ff. ARDANT (1915), S. 150 ff berichtete von der hohen Akzeptanz, welche die Feldgeistlichen erfuhren; die Aktivitäten der französischen Feldseelsorge wurden auch in dem von BAUDRILLART (1915, 1), Chap. V, S. 28 ff edierten Photo-Album dokumentiert; PAFFRATH (1915), S. 133 ff.
- 101 ESPOSITO (2011), S. 104 ff.126 ff.131 ff.141 ff.
- 102 Arthur Meyer (1844–1924), konservativer, royalistisch eingestellter, katholischer französischer Schriftsteller und Journalist.
- 103 „Quant aux représentants du Prince de la Paix, prêtres, pasteurs, évêques, c’est par milliers qu’ils vont dans la mêlée pratiquer, le fusil au poing, la parole divine: *Tu ne tueras point*, et: *Aimez-vous les uns les autres*. Chaque bulletin de victoire des armées allemandes, autrichiennes ou russes, remercie le maréchal Dieu, – *unser alter Gott*, *notre Dieu*, – comme dit Guillaume II, ou M[onsieur] Arthur Meyer. Car chacun a le sien. Et chacun de ces Dieux, vieux ou jeune, a ses lévites pour le défendre et briser le Dieu des autres.“ ROLLAND (1915/1923), S. 29; Hervorhebungen im Original; KELLERMANN (1915), S. 447; ZWEIG (1921), S. 21. Diesselbe Beobachtung solchen Widersinns auch schon bei Bebel (1983), Nr. 34 („Christentum und Sozialismus“), S. 293.
- 104 URY (2016), S. 436.
- 105 Vgl. das Gemälde von Georg Bleibtreu bei DINCKLAGE-CAMPE (1895), nach S. 100, das Castelnau während der Kapitulationsverhandlungen bei Sedan zeigt.
- 106 BUCHBERGER (1915), S. 80.
- 107 Zu den Gründen s. etwa die Ausführungen des Gewerkschaftlers Max SCHIPPEL (1917), S. 162 ff.165, der hierfür im Rückblick insbesondere die Auswirkungen der Hungerblockade verantwortlich macht. Nicht erst ab dem März 1917, zu Beginn der russischen Revolution,

- sondern schon während des Krieges gewannen die Baseler Solidaritätsaufrufe zunehmend an Bedeutung; vgl. PALÉOLOGUE (1927, I), S. 93.133 f. 174.(aber 292 ff).347; DERS. (1930, II), S. 17.51; DERS. (1930, III), S. 43 f.60 f.66 ff.114.226.269.277 f.333; SOBOLEW/GIMPELSON/TRUKAN (1972), S. 8k (Abbildung).12.38 f; s. a. HORTZSCHANSKY/KÜSTER/NAU-MANN (1968), S. 50 f.
- 108 KRIEG DEM KRIEGE (1912), S. 5; POLEXE (2011), S. 134 ff.
- 109 KRIEG DEM KRIEGE (1912), S. 7 ff.10 ff.14 ff; als Widerstandsmaßnahmen werden straffere Organisation der Internationale, Warnungsadressen an die Regierungen, Generalstreik und revolutionäre Erhebungen angekündigt.
- 110 KRIEG DEM KRIEGE (1912), S. 7.12; Hervorhebungen im Original. Ähnliche Äußerungen von englischen (u. a. Keir Hardie, 1856–1915), französischen (u. a. Jean Jaurès, 1859–1914), österreichischen (u. a. Viktor Adler, 1852–1918) und schweizerischen Rednern; vollständige Teilnehmerliste im Kongressband bei HAUPT (1918), S. 53–61.
- 111 KRIEG DEM KRIEGE (1912), S. 14; Hervorhebung im Original; vgl. Viktor Adler, ebd., S. 8: „Von dieser Stelle klagen wir diejenigen, die bei jeder Prozession dem Kreuze am nächsten stehen, an, daß daß sie Menschenfeinde sind, daß sie einen unerhörten Mordplan hegen, wie er mit gleicher Teufelei noch nie ausgedacht worden ist.“
- 112 Die im Folgenden aus Benno Alexandrowitsch von Sieberts Edition der „Diplomatischen Aktenstücke zur Geschichte der Entente-politik der Vorkriegsjahre“, Berlin/Leipzig, 1921, zitierten, meist sehr vertraulichen und streng geheimen Dokumente (1907–1914) bestehen aus Äußerungen damaliger Entente-Diplomaten, die z. T. sehr ausführliche Aufzeichnungen zu Bündnisfragen vor dem Ersten Weltkrieg enthalten. Der Baltendeutsche von Siebert amtierte als Sekretär der Kaiserlich-Russischen Botschaft in London und kopierte das Urkundenmaterial in den Originalsprachen als Spion für das Auswärtige Amt in Berlin. Die deutsche Führung sah aufgrund einzelner dieser Dokumente, auf die in den folgenden Anmerkungen hingewiesen wird, ihren Verdacht der planmäßigen Isolierung und Einkreisung Deutschlands durch die Entente erhärtet. Vgl. SCHONAUER (2012), S. 59 ff.61 f.
- 113 ENGLUND (2013), S. 26.
- 114 S. o. Prolegomena A, 2 (Einleitung), S. 36; KOSCHORKE (2009), S. 280 ff.282 ff (Lit.).
- 115 S. o. Kap. VII, 3, e, S. 427.
- 116 Vgl. z. B. BAUMGARTEN (1914d), S. 331: „Frankreich [...] hat sich versündigt gegen ein heiliges Gesetz Gottes, gegen das Gesetz der Kinderfreude“.
- 117 BÜLOW (1916), S. 86.278 ff.282 ff; vgl. WEHLER (2006), S. 171 ff; BÖHME (2014), S. 8 (Einleitung, Lit.).
- 118 Vgl. RITTER (1948), S. 122 ff.
- 119 Dazu s. SIEBERT (1921), S. 749 f: Vertraulicher Brief des russischen Botschafters in London Benckendorff an den russischen Außenminister Sazonow vom 27.1./9.2.1912, in welchem in Bezug auf einen englischen Präventivschlag gegen die deutsche Flotte von „Legendenbildung“ in Deutschland die Rede ist: „Außerdem hatte sich in Deutschland eine ganze Legende über die wahren Absichten der englischen Politik gebildet, ebenso wie über die Mittel, zu denen die englische Regierung greifen wolle, wie ein plötzlicher Angriff auf die deutsche Flotte – eine Stimmung, die den gewöhnlichen diplomatischen Weg verlegte.“
- 120 FERGUSON (2013), S. 106; s. a. die ausführliche Denkschrift des belgischen Generals und Generalstabschef Georges Ducarne vom 20.2.1909; SCHWERTFEGER/DOREN/KÖHLER

- (1919), S. 130.179 ff.: „Ohne sich die Geschichte der europäischen Politik dieser letzten Zeiten noch einmal vor Augen führen zu müssen, stellt man fest, daß sich seit einer ganzen Reihe von Jahren eine besondere Richtung in ihr ausdrückt. Und das scheint besonders das Werk Englands zu sein, das sich bei kleinem und in der Stille bemüht habe, die politische Atmosphäre mit einer Art allgemeiner, mehr oder weniger ausgesprochenen Feindseligkeit gegen Deutschland zu durchtränken. [...] Anstatt sich mit einer defensiven Rolle und damit zu begnügen, sich zur Zurückweisung jeden Angriffs bereitzuhalten, kann man ihm [= England] den Gedankengang als möglich unterstellen, die deutsche Macht in ihrem Aufstiege zu hemmen, bevor sie eine wirkliche Gefahr werden könnte. Seine Diplomatie hat sich angeschiedigt, Deutschland mit einem Ring von soliden Freundschaften zu umgeben, die sich eintretendenfalls in Bündnisse oder wenigstens in wohlwollende Neutralitäten umwandeln könnten. So müßte es ihm zu gleicher Zeit und bis zu einem gewissen Grade gelingen, die Unterstützung der Nationen, auf welche Deutschland hätte rechnen können, unsicher zu machen. [...] Um die Aussichten auf Erfolg zu erhöhen, müßte man zugleich Deutschland bis zur Grenze des Möglichen politisch isolieren und England die Möglichkeit sichern, nicht nur durch seine Flotte, sondern auch mittels einer Armee zu wirken.“
- 121 MÜNKLER (2015a), S. 74 f.487.803.
- 122 RITTER (1948), S. 130 zählt die wichtigsten auf: Sir Arnold White, 1902; Civillord der Admiralität Lee 1904; „Army and Navy Gazette“ vom 12.12.1904; Sir John Fisher 1909; Sir Edmund Cox in: „Nineteenth Century“ vom April 1910; John Bull am 17.2. und 3.8.1912 u. a.m; s. a. DERS. (1960), S. 82 f.179.
- 123 S. die Anthologie von Ansprachen, Predigten und Trinksprüchen Wilhelms II. bei JOHANN (1966), S. 74 ff.86 ff.90 ff.113 und passim.
- 124 SIEBERT (1921), S. 806–827, insbes. S. 819: „Sehr geheimer Brief des russischen Außenministers an den russischen Botschafter in London vom 15./28. Mai 1914, Nr. 47, Anlage: „Im Hinblick auf die strategischen Ziele, die von unserem Standpunkte aus für den Fall eines Krieges der Mächte der Tripelentente mit den Mächten des Dreibundes geltend zu machen sind, muß man unterscheiden: einerseits die Operationen in der Ostsee und der Nordsee, andererseits im Mittelmeer. In beiden müssen wir versuchen, von England Kompensationen dafür zu erhalten, daß wir einen Teil der deutschen Flotte auf uns abziehen. Auf dem nördlichen Kriegsschauplatze verlangen unsere Interessen, daß England einen möglichst großen Teil der deutschen Flotte in der Nordsee festhält. Dadurch würde die erdrückende Übermacht der deutschen Flotte über die unsrige ausgeglichen werden und es vielleicht gestattet sein, im günstigsten Falle eine Landung in Pommern zu unternehmen. Sollte es möglich sein, diese Operation zu unternehmen, so würde die Ausführung wegen mangelnder Transportschiffe in der Ostsee außerordentlich erschwert werden. Die englische Regierung könnte uns daher wesentlich helfen, wenn sie es ermöglichen würde, vor Beginn der kriegerischen Operationen eine bestimmte Anzahl von Handelsschiffen in unsere baltischen Häfen zu schicken, damit der Mangel an Transportschiffen auf diese Weise ausgeglichen wird.“ – Vgl. SCHRÖDER (2006), S. 331–347.698 ff.727–729; TUCHMAN (2011), S. 55.59; MÜNKLER (2015b), S. 43 f.
- 125 SCHWERTFEGER/DOREN/KÖHLER (1919), S. 188 f.
- 126 FOERSTER (1919), S. 108 ff; KLUKE (1932), S. 193 ff; RITTER (1948), S. 149 verweist hierzu auf die Denkschrift von Hans PLEHN (1868–1918) und Richard von KÜHLMANN (1873–1943): „Deutsche Weltpolitik und kein Krieg!“, Berlin, 1913.

- 127 Zu den Präventivkriegsgelüsten der Entente-Mächte s. BÜLOW (1916), S. 40 ff. 119 f. 130; TIRPITZ (1919), S. 170. 173. 205; s. dazu MÜNKLER (2015a), S. 97 ff. So hielt am 2.2.1905 der Erste Zivillord der Admiralität Lee eine Rede, in der er versicherte, „die britische Flotte würde gegebenenfalls den ersten Schlag führen, noch ehe man auf der anderen Seite der Nordsee Zeit gehabt hätte, die Kriegserklärung in der Zeitung zu lesen.“ FRAUENDIENST (1973), S. 192. – Das aggressive Verbum des prophylaktischen „to kopenhagen [the German fleet]“, das die englische Admiralität im Munde führte, bezieht sich „auf den Herbst 1807, als die britische Flotte überraschend in den Hafen der dänischen Hauptstadt einlief und die dort vor Anker liegende dänische Flotte vernichtete – ohne jede Kriegserklärung und ohne dass sich das dänische Königreich zuvor gegen Großbritannien feindlich verhalten hätte.“ MÜNKLER (2015a), S. 97; vgl. SCHWERTFEGER/DOREN/KÖHLER (1919), S. 15 ff; HERRMANN (1969), S. 144. Der Ausdruck „to kopenhagen“ ist eine Analog-Bildung zum „magdeburgisieren“ aus dem 30-jährigen Krieg; vgl. LAMPARTER (1892), S. 441.
- 128 S. o. Kap. IV, 2, A, S. 199.
- 129 THUKYDIDES (1964), I, 23, 6, S. 16; BÖHME (1852, I), S. 44; dazu JAEGER (1934), S. 491 ff; vgl. TROELTSCH (1916), S. 98 f; zur Politik Hitlers auf der Basis solcher Naturprozesse s. SNYDER (2017), S. 344 ff.
- 130 RITTER (1948), S. 10, Hervorhebung von mir; vgl. DERS., ebd., S. 83. 129 ff. 135 ff; DERS. (1960), S. 178 ff; solche Halbwahrheiten wurden auch noch nach dem Ersten Weltkrieg in auflagenstarken Schulbüchern verbreitet; TUCHOLSKY (2001, X), Nr. 150, S. 431 ff. 857 ff („Verhetzte Kinder – ohnmächtige Republik“, 1928).
- 131 RUEDORFFER (1914), S. 167: Die meisten Staaten haben noch Raum, „sich nebeneinander national zu entfalten und durch einen Krieg mehr zu verlieren als zu gewinnen.“ Ebd., S. 172: „Ferner mag die gleiche internationale Interessenverflechtung dazu beitragen, daß die Interessen der Staaten sich dergestalt ineinander verwickeln, daß sie nicht mehr zu trennen und zu scheiden sind, ohne daß alle von einer solchen Trennung in ihrem Bestande bedroht wären, dergestalt also, daß man sagen könnte, das wirtschaftliche Ringen habe die Ringer so enge ineinander verstrickt, daß sie nun, wie aneinander gefesselt, sich nicht mehr frei zum Kampfe rühren könnten, der unendliche Drang zu wachsen, der die nationale Tendenz ausmacht, habe die Stämme mit ihren Ästen dergestalt ineinander hineinwachsen lassen, daß nun keiner gefällt werden kann, ohne die anderen mit sich zu reißen, oder fallend, wenigstens grüne Äste anderer Bäume mit sich zu nehmen.“ Vgl. a. ebd., S. 214 f: „[...] ob nicht bis dahin die allgemeine Interessenverflechtung die Nationen und Staaten so ineinander verkettet haben wird, daß gegen eine gewaltsame Form der Austragung von Gegensätzen das nationale Interesse selbst aufstehen wird. Es läßt sich sehr gut denken – und das ist der Umstand, von dem allein ein relativer Friedenszustand der künftigen Welt sich erhoffen läßt –, daß sich gleichsam die Kämpfenden selbst so in ein Knäuel verwickelt haben werden, daß keiner mehr imstande ist, sich aus diesem Knäuel zu lösen, um mit der Faust gegen den Gegner auszuholen. Das aber würde nicht das Aufhören der nationalen Kämpfe, sondern nur die Ausschaltung des Krieges, als einer gleichsam veralteten Kampf-form, bedeuten.“ Vgl. a. REIMANN (2000), S. 168 f.
- 132 Interessant hierzu auch FROMM (1983) S. 238 ff.
- 133 SIEBERT (1921), S. 712: Vertraulicher Bericht des russischen Botschafters in Berlin Swerbejew an den russischen Außenminister Sasonow vom 1./14. März 1913: „Die Notwendig-

- keit der Auffüllung des Heeresbestandes begründet der Staatssekretär damit, daß die gegenwärtige numerische Stärke des französischen Heeres nur wenig hinter der des deutschen Heeres zurückbleibt, sowie mit der äußerst ungünstigen geographischen Lage Deutschlands, die es zwingt, seine westliche und östliche Grenze zu schützen.“ Schon zuvor (ebd., S. 711) zitiert dieser Bericht einen Artikel der „Kölnischen Zeitung“, in welchem auf die „bedeutende numerische Verstärkung der französischen und russischen Armee“ verwiesen wird. – Vgl. etwa auch BERNHARDI (1912), S. 144 ff. 148 ff. 151 ff. 159 ff. 162 ff. 166 ff. 169 ff. 180 ff; RUEDORFFER (1914), S. 103 f. 106 f. 109. 115; TIRPITZ (1919), S. 389; s. dazu ERDMANN (1973), S. 38; FERGUSON (2013), S. 131 ff.
- 134 BÜLOW (1916), S. 14 ff.
- 135 BERNHARDI (1912), S. 14 f; RITTER (1960), S. 144.
- 136 Vgl. NAUMANN (1900), S. 207 ff. 212 ff; RUEDORFFER (1914), S. 103 f; BÜLOW (1916), S. 14 ff. 278 ff.
- 137 Dieselbe Frage der landwirtschaftlichen Produktionssteigerung zur Kriegsvermeidung stellte sich in den 1930er Jahren; SNYDER (2015), S. 344.
- 138 So z. B. TIRPITZ (1919), S. 223. 248 u.ö.; SCHWERTFEGER/DOREN/KÖHLER (1919), S. 188 f.
- 139 RITTER (1948), S. 78.
- 140 TUCHOLSKY (1993, I), S. 309: „Wißt ihr noch, wie lange ihr an den Friedensschlüssen der drei peloponnesischen Kriege gepaukt habt?“ („Briefbeilagen – Was wäre, wenn ...?“, 1914/1918); vgl. a. DERS. (1993, II), S. 383: „Geschichte: das war der ehrfürchtige Schauer des Gymnasialabiturienten, der den vermaledeiten Peloponnesischen Krieg lernen mußte.“ („Klio mit dem Griffel“, 1920).
- 141 THUKYDIDES (1964), I, 23, S. 16; I, 88 ff, S. 39 ff. 406.
- 142 BENSELER (1854), S. 42 f. 72 ff. 76 ff; vgl. BLANK (2014), S. 174 ff. 211.
- 143 Vgl. etwa HANOTAUX (1912), S. 317 f. 396 f. 441; BERNHARDI (1912), S. 174 ff. 259 ff; RUEDORFFER (1914), S. 104 f; BÜLOW (1916), S. 3 ff; LUDENDORFF (1937), S. 100. 143 f; RITTER (1948), S. 128 f.
- 144 FRIEDRICH DER GROSSE (1910, II, 1), S. 20 f („Der Antimachiavell“).
- 145 SIEBERT (1921), S. 716–776, insbesondere S. 741. 743. 745 f; dieser ungewöhnlich umfangreiche Brief des russischen Botschafters in London Benckendorff an den russischen Außenminister Sasonow vom 26. Januar/8. Februar 1912 schildert anhand konkreter Ereignisse, wie in Deutschland die Stimmung des „Immer-ist-England-gegen-uns“, des „stets Auf-den-Widerstand-Englands-Stoßens“, des kontinuierlich „einer-Mächtegruppe-Gegenüberstehens“, des „Eingeengt- oder Isoliertseins“ usw. hervorgerufen wurde. Vgl. a. ebd., S. 760, wo der russische Botschafter in London Benckendorff in einem persönlichen Brief an den russischen Außenminister Sasonow vom 5./18. Februar 1912 die „Beschwerde“ Deutschlands darlegt, „daß England seiner kolonialen Expansion überall Schwierigkeiten in den Weg legt.“ S.a. SCHWERTFEGER/DOREN/KÖHLER (1919), S. 77 f. Von dieser Auffassung ist auch die Darstellung von FRAUENDIENST (1973), S. 159 ff. 190 ff. 194 ff. 199 ff. 202 f. 207 ff u.ö. geprägt; s. a. ERDMANN (1973), S. 37.
- 146 GOEDEKE (1871b), S. 333; KIRCHRATH (1915b), S. 5; das Schillerzitat wurde in den Schulen auch als Aufsatzthema vergeben; KRAUS (1917d), S. 21; DERS. (1988b), S. 19.

- 147 Vgl. a. das 1933 erschienene Buch des Amerikaners Ross John Swartz HOFFMAN (1933): „Great Britain and the German Trade Rivalry 1975–1914“; RITTER (1948), S. 206 f, Anm. 34.
- 148 Die Verlagsanzeige zu diesem Buch zitierte aus dessen Vorwort; KIRCHRATH (1915a), S. 3 ff: „Mit kaum zu übertreffender Brutalität, die höchstens noch durch eine geradezu ungeheuerliche Unwahrhaftigkeit überboten wird, wird hier auseinandergelegt, wie Deutschlands Handel das Grab geschaufelt werden soll, und das um der Moral wegen und zur Auffüllung des englischen Geldsacks. [...] Sie [= die Engländer] haben uns mit dieser Schrift eine Waffe in die Hand gegeben, die sich wider sie kehren soll, und die ihnen die Maske heuchlerischer Scheinheiligkeit von ihrem neidverzerzten Krämergesicht schlagen helfen wird. [...] Im ‚Handelskrieg‘ zeigt sich dieser englische Krämer in seiner ganzen kleinlichen Häßlichkeit, wie wir ihn in den letzten Monaten schauernd und voll ehrlichen deutschen Zornes vor uns haben ‚volkstümlich‘ werden sehen. [...] Das Buch ‚The War on German Trade‘ soll den Engländern den Weg weisen, wie sie die verhaßten Konkurrenten unschädlich machen müssen. Diese Pläne zu kennen, ist für uns Deutsche von größter Bedeutung. Nur wenn wir wissen, was der Feind vorhat, können wir unsere Maßnahmen danach treffen.“ KIRCHRATH (1915b), S. 101.
- 149 Deutsche Übersetzung von Reinhold Anton; KIRCHRATH (1915b).
- 150 HANOTAUX (1912), S. 295 ff.426.436 f; SIEBERT (1921), S. 719.742; vgl. etwa auch RUEDORFFER (1914), S. 106 ff; TIRPITZ (1919), S. 170 ff.198 f.221 f.226 f u.ö.; MÜNKLER (2015b), S. 33 f.
- 151 SIEBERT (1921), S. 710 ff.713 ff: Auszug aus einem ganz vertraulichen Bericht des russischen Botschafters in Berlin Swerbejew an den russischen Außenminister Sasonow vom 27. Februar/12. März 1914: „Nach mir aus ganz vertraulicher Quelle zugegangenen Nachrichten löst die wachsende militärische Kraft Rußlands in Berlin immer ernstere Befürchtungen aus. Nach der Ansicht hiesiger Regierungskreise wird im Jahre 1916 die russische Belagerungsartillerie fertiggestellt sein, und von diesem Augenblicke an wird Rußland als furchtbarer Gegner auftreten, mit dem Deutschland den Kampf aufzunehmen haben wird. [...] Nach meiner Überzeugung spricht [...] aus allen Zeilen [...] einzig und allein nur diese Furcht vor Rußland. Ich erlaube mir zum Schlusse die Hoffnung auszudrücken, daß man sich in Berlin hierin nicht irrt und daß wir tatsächlich alle Maßregeln zur Stärkung unserer Heeresmacht ergreifen, einer Stärkung, die Deutschland zwingen muß, weder Mittel noch Energie zu scheuen, um die vollkommene Kriegsbereitschaft Deutschlands bis zum äußersten zu treiben.“
- 152 THUKYDIDES (1964), III, 82, S. 141.
- 153 Wobei die Entente-Staaten ihre Heeresmacht nach dem Vorbild des preußisch-deutschen Wehrsystems organisierten; RITTER (1960), S. 20.31.56.98.109 f.117; vgl. a. DERS. (1948), S. 49; KLUKE (1932), S. 187.
- 154 Vgl. NAUMANN (1914), S. 11 ff, der von der „beständigen Angst vor dem Gespenst jenseits des Rheins“ und von französischen Maueranschlägen berichtet, die vor einem „drohenden preußischen Überfall“ warnten; Naumann zitiert, ebd., auch einige Ausschnitte aus seinem noch zu Pfingsten 1914 geführten Gespräch mit dem französischen Sozialisten Jean Jaurès (1859–1914), der kurz vor seiner Ermordung für eine vom Chauvinismus freie Verständigung mit Deutschland eintrat.
- 155 So z. B. TIRPITZ (1919), S. 229.

- 156 BERNHARDI (1912), insbesondere S. 89 ff. 111 ff. 125 ff. 143 ff. 189 ff; vgl. hierzu bei ZWEIG (1963), S. 166 die Rede eines Klassenlehrers.
- 157 Vgl. etwa die überzeugende Analyse bei MUEHLON (1918), S. 9 f. 15 f. 54 f (Tagebucheintrag vom 21.8.1914). 59 f (Tagebucheintrag vom 23.8.1914). 90 ff (Tagebucheintrag vom 2.9.1914).
- 158 HOSSBACH (1948), S. 207–217; vgl. FROMM (1983), S. 238.
- 159 MUEHLON (1918), S. 130 (Tagebucheintrag vom 26.10.1914); vgl. etwa auch „Der Weltspiegel“ vom Sonntag – Illustr. Halbwochenschrift des Berliner Tageblatts, Nr. 84 vom 18.10.1914, S. 4.
- 160 In den Verhandlungen des englischen Militärattachés Colonel Nathaniel Walter Barnardiston (1858–1919) mit dem belgischen Generalstabschef Georges Ducarne (1845–vor 1926) hatten die Militärsachverständigen Englands und Belgiens im Januar 1906 – *nur für den Fall einer deutschen Invasion in Belgien* („L'entrée des Anglais en Belgique ne se ferait qu'après la violation de notre neutralité par l'Allemagne“) – die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens in Belgien zur Unterstützung Frankreichs in Belgien erörtert. Vgl. GREY (1926, I), S. 97, Anm. 1, der „die politische Zwangsläufigkeit verkannt[e], in die man durch generalstabstechnische Abreden geriet.“ RITTER (1960), S. 86 ff; vgl. KLUKE (1932), S. 198. Aus *keinem* Dokument geht jedoch schlüssig hervor, dass für den Konfliktfall England und Frankreich offiziell verabredet hatten, gemeinsame militärische Operationen von belgischem Territorium aus im Verein mit belgischen Truppen durchzuführen, *ohne* dass Deutschland zuvor Belgiens Neutralität durch einen Einmarsch verletzt haben würde; GREY (1926, I), S. 96 ff. 99 f; DERS. (1926, II), S. 2 ff. 8. 14 f. 273 f u.ö.; SCHWERTFEGER/DOREN/KÖHLER (1919), S. 30 ff. 40 f. 88 f. 114 ff. 137 ff. 142 ff. 152 f. 190 f; RITTER, ebd., S. 87 f. 349 f; TUCHMAN (2011), S. 48 ff. 53 f. 58 ff. 62. Anders KLUKE (1932), S. 148 ff. 175 ff. 190 ff, insbes. S. 158. 175 und FRAUENDIENST (1973), S. 203. 207 f. 224. Aussagekräftig ist zudem für die strenge Neutralität Belgiens, dass es seine sechs Divisionen vor dem Krieg so stationierte, dass sie gegen alle potentiellen Angreifer vorgehen konnten: die 1. und 2. Division in Gent und Antwerpen gegen England, die 3. in Lüttich gegen Deutschland, die 4. und 5. in Namur, Charleroi und Mons gegen Frankreich; die 6. Division und die Kavalleriedivision sicherten Brüssel; TUCHMAN (2011), S. 180. Vgl. schon WUESSING (1925), S. 275; von LUDENDORFF (1937), S. 11 übrigens bestritten. Interessant sind hierzu auch die Auskünfte einiger Belgier bei SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 47. 60 (Briefe vom 9.1. und 2.2.1915 aus Antwerpen). Gleichwohl standen die englisch-französisch-belgischen Militärberatungen seit 1906 insofern in gewissem Widerspruch zu der von allen fünf beteiligten Signatarmächten vertraglich garantierten belgischen Neutralitätserklärung, als die belgische Regierung zum Schutz ihrer Neutralität Kontakte auch mit deutschen Fachmilitärs für den Fall, dass es zu einer Verletzung der belgischen Neutralität durch Frankreich oder England kommen sollte, hätte aufnehmen müssen; SCHWERTFEGER/DOREN/KÖHLER, ebd., S. 35 f. 38 ff. 43 f. 76 ff. 79 ff. 90 f. 108 f. 117. 125 ff. 139; vgl. KLUKE, ebd., S. 155 f; WAXWEILER (1915), S. 95 f; RITTER, ebd., S. 88 f. Zu der schon im Siebziger Krieg vermuteten Parteilichkeit Belgiens s. die Ausführungen DAHNs (1894), S. 579 f.
- 161 PERCIN (1926), S. 1f: „Nous étions tous, dans l'armée française, partisans de l'offensive tactique. Celle-ci impliquait la violation de la neutralité belge, car nous connaissions les intentions des Allemands.“
- 162 AVENARIUS (1918), S. 90 ff; vgl. DERS., ebd., S. 44 ff.

- 163 Verschiedene Aufsätze in den Süddeutschen Monatsheften, Jg. XVII, 2 (April 1920–September 1920), München/Leipzig/Berlin, S. 4–59 schilderten die Auswirkungen der „Hunger Sperre“ auf die Volksgesundheit insbesondere bei Kindern und Frauen (Unterernährung, Knochenerkrankungen, Tuberkuloseverbreitung, erhöhte Sterblichkeitsrate). Vgl. a. KIEL-MANSEGG (1968), S. 172 ff, bes. S. 182: „Die Opfer der Hungerjahre waren nicht Opfer einer falschen Politik, sondern Opfer der Blockade. Insgesamt sind über 700.000 Menschen an den Folgen der Unterernährung während des Krieges in Deutschland gestorben, darunter besonders viele Kinder. Gemessen an den Zahlen des Jahres 1913 stieg die Kindersterblichkeit um 50 Prozent.“ Ähnliche Schätzungen (insgesamt 800.000 Hungertote) und statistische Daten (insbesondere für Berlin 1916–1917) nennt Adolf Deissmann; s. bei BESIER (1984), S. 228 ff; MÜNKLER (2015a), S. 581 ff.
- 164 NAUMANN (1900), S. 206 ff stellt den Ausbau der Handels- und Kriegsflotte – ähnlich wie später TIRPITZ (1919), S. 167 ff. 207.247 u.ö. – geradezu als eine den Frieden sichernde Maßnahme dar, um durch Steigerung von Import und Ausfuhr der „unausweichbaren Lebensforderung der Gesamtnation“ nachzukommen (ebd., S. 213) und nicht in einen Präventivkrieg eintreten zu müssen.
- 165 SCHWARZ (1973), S. 7; dazu s. DRYANDER (1926), S. 326 ff; Brief Ernst von Dryanders vom 14.5.1919 an den Erzbischof von Canterbury, insbes. S. 328 f. „Schon die Waffenstillstandsbedingungen enthielten die unerhörte und von dem, wie Ihnen bekannt, zu jedem Widerstand unfähigen Deutschland lediglich als Grausamkeit empfundene Bestimmung der fortdauernden Hungerblockade. Ich verstehe, wie der Belagerer sich gezwungen sehen kann, eine Festung auszuhungern. Aber ich verstehe nicht, wie ein Waffenstillstand, der dazu bestimmt ist, den Übergang zum Frieden zu vermitteln, den Krieg in der unmenschlichsten Weise, nämlich durch Aushungerung Unschuldiger, fortsetzen kann. Die alliierten Staaten wußten durch unsere wie durch die reichlichen Zeugnisse neutraler Sachverständiger, wie stark unser ganzes Volk – ein Volk von 60 Millionen – an schwerer Unterernährung leidet, wie denn auch die unglückseligen Aufstände in Deutschland zum guten Teil die auch sonst in der Geschichte bekannten Begleiterscheinungen einer Hungerpsychose sind. Sie kannten zahlenmäßig die Zunahme der Kindersterblichkeit und der Todesfälle der alten Leute. Sie haben trotz alledem mit Ausnahme etlicher endlich erreichter amerikanischer Lieferungen zu einer Öffnung unserer Häfen sich nicht bestimmen lassen. Ich las eine Mitteilung aus einer englischen Zeitung, in der der Schreiber im Bewußtsein seines guten Herzens emphatisch ausruft: ‚Nein, wir sind keine Kindermörder!‘ In der Überzeugung, daß er die Anschauung unzähliger, von mir zum Teil sehr hochgeschätzter Menschen in England wiedergibt, will ich diesen Ausspruch, den ich nicht zu kontrollieren vermag, jetzt als Wahrheit unterstellen. Aber ich antworte: Mögen sie es leugnen, *tatsächlich* sind sie es dennoch! Ihrem unmenschlichen und grausamen, unchristlichen und unritterlichen Druck sind Tausende und Abertausende von Kindern und Greisen, von Wöchnerinnen und Müttern unterlegen. Ihr Sterben hat nicht nur Jammer und Tränen in unzählige Häuser getragen, sondern auch dazu beigetragen, künftige Geschlechter unseres Volkes systematisch zu vernichten. Dies alles – ich wiederhole es – nicht mehr während des Krieges, sondern während eines Waffenstillstandes, bei dem niemand in Deutschland an Wiederaufnahme der Feindseligkeiten mehr dachte.“
- 166 MÜNKLER (2015b), S. 33 f.

- 167 GREY (1926, II), S. 32 f. 280 f; TUCHMAN (2011), S. 129 f.
- 168 SCHWERTFEGER/DOREN/KÖHLER (1919), S. 180: „direkte Bedrohung seines [= Englands] maritimen Übergewichts und des Gedeihens seines Handels“ durch Deutschland; SIEBERT (1921), S. 740 ff (Flottenrüstung Deutschlands). 745 f (Deutschland „hauptsächlichlicher Nebenbuhler“ im Welthandel). 754 f (Flottenrüstung, Bagdadbahn). 761 ff (daselbe). 774 ff (die beim Festhalten am Flottenvertrag eingesparten Finanzmittel wird Deutschland zur Verstärkung seiner Landarmee gegen Frankreich einsetzen) u.ö.; vgl. a. MÜNKLER (2015b), S. 26.
- 169 GREY (1926, II), S. 282.
- 170 So die Erklärung Georgs V. vom 9.8.1914 an die britischen Truppen: „Belgium, whose country we are pledged to defend, has been attacked and France is about to be invaded by the same powerful foe.“
- 171 Zunächst votierte eine Mehrheit in der englischen Regierung entschieden gegen eine Kriegsbeteiligung; manche waren sogar bereit, eine begrenzte Verletzung der belgischen Neutralität zu tolerieren; FERGUSON (2013), S. 105 f. 201 f. 207 f. 389; vgl. GREY (1926, II), S. 30; TUCHMAN (2011), S. 130; ENGLUND (2013), S. 646; REIMANN (2000), S. 169. 283.
- 172 S. o. Prolegomena A, 2, a, S. 44; Kap. I, 4, S. 151 ff.

Anmerkungen zu Kapitel XIII – Die „Kriegsgebetbuch m.b.H.“ im
„papiernen Jahrhundert“ – Die Druckerei als „*summum et postremum*
donum“ der Kriegstreiberei

- 1 MUSIL (1936), S. 61; DERS. (1957), S. 469.
- 2 KRAUS (1916 g), S. 51; DERS. (1988a), S. 101 f.
- 3 So auch TUCHOLSKY (1993, IV), S. 293 („Wofür?): „Die Möglichkeit, ihn [= den modernen Krieg] vorzubereiten und auf ein Signal Ackergräben mit Schlachtopfern zu füllen, ist nur gegeben, wenn diese Tätigkeit des Mordens vorher durch beharrliche Bearbeitung der Massen als etwas Sittliches hingestellt wird.“ Vgl. DERS. (1993, V), S. 339 f („Über wirkungsvollen Pazifismus“).
- 4 Vgl. a. HORTZSCHANSKI/KÜSTER/NAUMANN (1968), S. 67, wo Hemden aus Papiergewebe gezeigt werden.
- 5 KRAUS (1994), S. 221. 228. 254.
- 6 LUDENDORFF (1937), S. 104 ff.
- 7 Vgl. MITSCHERLICH (1977), S. 200 ff.
- 8 LE BON (2016), S. 75 ff.
- 9 Vgl. BURTON (1883), S. 40; KLEMPERER (2015), S. 64 f.
- 10 Große Breitenwirkung im hauptstädtischen Publikum erzielten die an der Berliner Universität von Professoren aller Fachrichtungen gehaltenen „Deutschen Reden in schwerer Zeit“; AUTORENKOLLEKTIV I–III (1915).
- 11 KRAUS (1994), S. 269: „Ornamente des blutigen Seins“.
- 12 So etwa am 15. März 1938 auf dem Heldenplatz in Wien; BERTHOLD (1981), S. 82.
- 13 REIMANN (2000), S. 53 ff, insbes. S. 57; KRONENBERG (2010), S. 234 ff. 376 ff.
- 14 Vgl. den entsprechenden Abschnitt bei Heinrich MANN (1956), S. 338 f.

- 15 ULLRICH (1920), S. 305; GLATZER (1983), S. 100 ff.
- 16 RAUSCHER (1914), S. 132.
- 17 D. Martin LUTHER, WA Tr. II, S. 650 f, Z. 40 f, Nr. 2772b; WEBER (1901), S. 106; bei BÜHLER (1927), S. 54 f. 357.534, Anm. 306 findet sich ein Zitat aus einer Kölner Chronik vom Ende des 15. Jahrhunderts, dass „der ewige Gott in seiner unergründlichen Weisheit [...] die „lobesame Kunst [auferweckt] habe, daß man nun Bücher druckt und die so oft vielfältigt, daß ein jeder Mensch mag den Weg zur Seligkeit selber lesen oder hören lesen.“
- 18 FREYTAG (1920), S. 119.122. Der Vorzug der Freytag'schen Ausgabe von 1920 (im Paul List Verlag in Leipzig) sind die reichlich beigegebenen Abbildungen; hier (im Anschluss an ebd., S. 121) u. a. der Kupferstich von Jacob Kempner um 1588: „Der Krämer mit der neuen Zeitung. Spottblatt auf die unwahren neuen Zeitungen und auf die Zeitungssucht“; „Die älteste bekannte Nummer der ältesten bekannten regelmäßig wiederkehrenden deutschen (Wochen=)Zeitung. Straßburg, Johann Carolus, 1609“.
- 19 JANSSEN (1888, VI), S. 240 ff („Schmähgedichte“). 264 ff. 278 ff. 367 ff („geistliche und polemisch-satirische Schauspiele, Teufel auf der Bühne, Mord- und Unzuchtsdramen“). 379 ff („Schwankbücher, Buhl- und Schimpfschriften“). 409 ff („Wunder- und Schauerliteratur“). 434 ff („Berichte über Verbrechen, Martern und Hinrichtungen“). 440 ff. 463 ff („Geheimkunst-, Zaubер- und Teufelsliteratur“); DERS. (1893, VII), S. 3 f; DERS. (1894 VIII), S. 528 ff. 600 ff.
- 20 JANSSEN (1893, VII), S. 590 ff.
- 21 HARMS/RATTAY (1983), vgl. Nr. 13, S. 26 f („Wer hat ye grosser clag erhort...“, Nürnberg 1526); Nr. 17, S. 34 f („Außführung der Christglaubigen auß Egyptischer finsterniß ...“, Speyer, 1524); Nr. 20, S. 40 f („Der Bapst zwen Schlüssel hat geführt ...“, Wittenberg, 1538); Nr. 21, S. 42 f („Das Münich vnd pfaffen gaid / Nyemand zu lieb noch zu laid ...“, Nürnberg, 1525/1540–1550); PAUL (1990), S. 143 f.
- 22 D. Martin LUTHER, WA LIV, S. 219, Z. 1 ff; JANSSEN (1883a), S. 69 f. 97 ff; DERS. (1884), S. 211; DERS. (1888, VI), S. 37 ff.
- 23 SCHORN-SCHÜTTE (2015), S. 48.
- 24 DIES. (2012), S. 340 ff mit Abbildungen 1–3; DIES. (2015), S. 50.212, Anm. 141. Schorn-Schütte verweist hier auf bildliche Darstellungen von Bartholomäus Bruyn d. Ä., Hans Weiditz („Petracameister“) und Lucas Cranach d.J. zur Legitimierung der Ständegesellschaft.
- 25 VAHL (1977), S. 299; GÖRES (1977), S. 4 ff; überhaupt bietet der von Jörn Göres herausgegebene Ausstellungsbegleiter „Lesewuth, Raubdruck und Bücherluxus – Das Buch in der Goethe-Zeit“, Düsseldorf, 1977, hervorragendes Anschauungsmaterial zur Entwicklung der gewandelten Lesegewohnheiten und der ungeheuer angestiegenen Buchproduktion in Deutschland von 1755–1835.
- 26 WEBER (1991), S. 284; vgl. DERS., ebd., S. 52.58.
- 27 Dazu gehörten Zentralisierung, erzwungener Abdruck von Artikeln zur Durchsetzung des Meinungsmonopols, Vertriebsverbote, Vorenthaltung von Nachrichten, Kontrolle, Verhaftung von Journalisten, etc.; s. DERS., ebd., S. 78 ff. Die preußische Regierung reagierte mit Anpassung, Selbstzensur und Willfähigkeit. Zur Gegensteuerung Steins durch Einbindung von Schriftstellern, akademischer Vorbildung und gesellschaftlichen Ansehens s. DERS., ebd., S. 85 ff.

- 28 DÜHR (1961), S. 338 ff. 348 f; WEBER (1991), S. 75 mit Anm. 130; s. a. BIBLIOGRAPHIE der Ernst-Moritz-Arndt-Gesellschaft (2018), Internet-Quelle.
- 29 Vgl. a. WITTENBERG (2009), S. 199 f.
- 30 WEBER (1991), S. 52.
- 31 WICHERN (1849), S. 53–72.
- 32 Vgl. HOBRECKER (1924), S. 126 ff.
- 33 S. die statistischen Werte bei WEBER (1901), S. 77.84.93 f. 98 ff. 101 ff. 107.
- 34 Eine generelle Übersicht (mit Statistik) zur deutschsprachigen Literatur im und zum Ersten Weltkrieg bietet das „bio-bibliographische Handbuch“, ein Literaturlexikon zu 1914–1939, von SCHNEIDER/HEINEMANN/HISCHER/KUHLMANN/PULS (2008); vgl. insbes. S. 7–14. Die wirkliche Gesamtsumme der Titel (Schneider u. a. verzeichnen für 1914–1918 insgesamt 3585) dürfte noch erheblich höher liegen, da die theologischen Titel nur sehr unvollständig erfasst sind.
- 35 Vgl. KRAUS (1917c), S. 11 f. Dort wird über den Film „Die große Sommeschlacht“ berichtet.
- 36 HARDT (1917), S. 136 ff bringt eine Bibliographie aller bis April 1917 bekannten 72 Schützen-graben- und Kriegszeitungen; dazu von der Feldpressestelle beim Generalstab des Feldheeres im Haupt Quartier Mézières-Charleville, in den Akten-Nr. 1936 und 2083 zwei Verzeich-nisse der insgesamt 48 Armeezeitungen an der West- und Ostfront, in allen besetzten West- und Ostgebieten, sowie auf dem Balkan; s. a. LIPP (2003), S. 27 ff; WESTERHOFF (2014).
- 37 RENZ (2014a); z. B. die Kriegsflugblätter „Christentum und Gegenwart“, „Kriegsflugblätter des Simplicissimus [Verlags]“, oder die „Liller Kriegsflugblätter“ u. v. a. m.
- 38 Zu Sven Hedins (1865–1952) propagandistischen Kriegsreportagen 1914–1918 s. ESSÉN (1959), S. 114 ff; vgl. FURLERs (1987), S. 25 ff Bemerkungen zu den deutschsprachigen Reise-reportagen über Sowjetrußland 1917–1939 und ihren Authentizität und Verallgemeinerungs-fähigkeit versichernden Vorreden.
- 39 FURLER (1987), S. 56 ff; LENSING (1988), S. 557; JAUBERT (1989), S. 61.
- 40 Mit reichen Bildbeigaben versehen ist z. B. „Unser Liederbuch“, ediert von MORAHT (1914), das im Brusttaschenformat erschien und auf jeder vierten Seite ein Portrait von Kaisern, Königen, Prinzen, Landesfürsten, Feldmarschällen, Generalobersten und Generälen ent-hält (auf dem Cover ein Bild Hindenburgs); die Jubiläumsbroschüre von REHTWISCH (1913) bringt auf jeder zweiten Seite ein Portrait oder Szenebild aus den Freiheitskriegen.
- 41 Vgl. z. B. die Neubearbeitungen des „Deutschen Lesebuchs für höhere Lehranstalten“ von Alfred BIESE (1916), bei denen Lesestücke aus der Kriegsliteratur eingefügt wurden.
- 42 Einen repräsentativen Eindruck vermittelt Julius BABs (1914 ff) zunächst in Einzelheften erschienenenes Sammelwerk „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht“, Berlin.
- 43 Vgl. die Kriegsalmannache des Insel-Verlags (Leipzig) und des Verlags Velhagen u. Klasing, Bielefeld.
- 44 Vgl. insbes. die von Paul Nikolaus COSSMANN herausgegebenen „Süddeutschen Monats-hefte“, München, 1914 ff.
- 45 Hier ist insbesondere auf die von Houston Stewart CHAMBERLAIN (1914 und 1915) erschienenen „Kriegsaufsätze“ hinzuweisen.
- 46 JANSSEN (1884), S. 204.
- 47 FICHTE (1808/2005a), S. 166 = DERS. (1928), S. 91: „Felsmassen von Gedanken“.
- 48 Vgl. HEGEL (1976), S. 924; der ganze Abschnitt nicht in der Ausgabe HEGEL (1982), S. 528 f.

- 49 Dieser Aphorismus wird Lichtenberg lediglich zugeschrieben; HÜBNER (2012), S. 29.
- 50 ULLRICH (1920), S. 306.
- 51 KOENEN (2005), S. 95.105.110.119 f (ebd., S. 119 das Zitat); MÜNKLER (2015b), S. 56.347.
- 52 Vgl. FURLER (1987), S. 53 ff über die Reiseberichterstattung 1917–1939 in Sowjetrußland.
- 53 TUCHOLSKY (1993, I), S. 303 („Briefbeilagen – Im Hinterzimmer“, 1918); FURLER (1987), S. 63.
- 54 MOSSE (1993), S. 159 mit Abbildung 17 („Die Sonne sank im Westen“).
- 55 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 267 ff („Eine Schreckenskammer“). Gleiches geschah natürlich auch auf der anderen Frontseite; s. o. Kap. IV, 2, C, 3, a–b, S. 239 ff. 244 ff. 247 ff.
- 56 Vgl. hierzu BENJAMIN (1936), S. 40 ff (Erstfassung: „*L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée*“); DERS. (1980a), S. 471 ff (Zweitfassung: „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“); STOLPE (1991), S. 52.
- 57 LATZEL (1997), S. 13 ff.
- 58 KRONENBERG (2010); s. dort den 112-seitigen Anhang von Bild- und Texttafeln (nach ebd., S. 446); RENZ (2014b); die Plakataktionen bezogen sich meist auf Kriegsanzahlungen und Spendensammlungen (vgl. KRONENBERG, 2010, S. 33 ff. 106 ff), riefen aber auch zum „Durchhalten“ und „Schulterschluss“ auf. Vgl. a. MOSSE (1993), S. 164 f. 204. 227; ULRICH (1997), S. 278; MÜNKLER (2015a), S. 591.
- 59 MOSSE (1993), S. 157.
- 60 JOHANN (1969), S. 265 ff; GLATZER (1983), S. 94 ff; MOSSE (1993), S. 181 ff; ULRICH (1997), S. 26 ff; FLEMMING/ULRICH (2014), S. 73 ff.
- 61 KRAUS (1918b), S. 39 („1917“).
- 62 BENJAMIN (1980a), S. 467 f. 506 f. 737.
- 63 KRAUS (2014, Bühnenfassung), S. 30 (I. Akt, 2. Szene); LENSING (1988), S. 558 mit Anm. 5.
- 64 WAGNER (2017), S. XI; s. DERS., ebd., Abb. 18 nach S. 132; zu den berichteten Gräueltaten der Sepoys s. DERS., ebd., S. 62. 66. 86. 101 f. 119 f. 127 f. 131 u. ö.
- 65 AVENARIUS (1918), S. 36; die Beischrift Dorés vom Dezember 1857 („*Massacre des Anglais par les Indous révoltés*“) am unteren Rand des Cartoons wurde weggeschnitten. Bei RICHTER (1941), S. 78 heißt es: „Englands Kulturmission in Indien – Die hemmungslose Grausamkeit und Willkür, die die englische Soldateska nach der Niederwerfung des Sepoy-Aufstandes von 1857 gegen Frauen und Kinder walten ließ, erregte in ganz Europa Empörung. – Zeichnung von Gustave Doré.“
- 66 AVENARIUS (1918), S. 36.
- 67 DERS. (1915b), S. 4 ff. 20 ff (Abbildungen 1–25).
- 68 *LE MIROIR*, Cinquième année, Nr. 64, Dimanche, 14. Février 1915, S. 6; PONSONBY (1930), S. 136 gibt als Datum fälschlich den 14. November 1915 an.
- 69 AVENARIUS (1915b), S. 22 f; DERS. (1918), S. 6; READ (1972), S. 14.
- 70 JAUBERT (1989), S. 17 ff. 42 f. 46 f. 53 ff. 63 ff. 76 f. 79 ff. 99 ff. 178; zu Hitlers „Freudenhüpfen“ s. insbesondere GAERTRINGEN (2007), S. 93.
- 71 FEST (1973), S. 862 f; vgl. a. KNOPP (2005), S. 251.
- 72 Vgl. DOTZLER (2010), S. 111 ff, der auf diesen Spruch bei WITTGENSTEIN (1984, Philosophische Untersuchungen), § 66, S. 277 und auf die begrenzte Gültigkeit dieses Spruches bei DEMS. (1984, Tractatus logico-philosophicus), § 2.1–2.225, S. 14 ff, insbes. § 2.151, 2.201–2.203, 2.21–2.225, S. 16 f („Ein a priori wahres Bild gibt es nicht“) verweist.

- 73 PAUL (1990), S. 143 ff. 157 ff. 173 f. 187 ff. 251 f. 258 ff; s. ebd., die Abbildungen Nr. 28–62 (hinter S. 160) und Nr. 63–87 (hinter S. 240); BUSSEMER (2005), S. 177 f; MERGEL (2007), S. 553 ff.
- 74 Das Zitat bei TUCHOLSKY (1926a), S. 83 („Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte“); DERS. (2004, VIII), Nr. 176, S. 454.
- 75 STAHLBERG (1990), S. 34.
- 76 „Bolschewistische Greuelthaten“; WEBER (1977), S. 9a.59 f (Nr. 64: „Das Leichentuch“; Nr. 65: „Die Grube“).
- 77 FURLER (1987), S. 62; vgl. TUCHOLSKY (1993, IV), S. 104 f („Die Tendenzfotografie“). 283 ff („Abreißkalender“). 359 f („Waffe gegen den Krieg“); vgl. TUCHOLSKY/HEARTFIELD (1981); STEINAECKER (2007), S. 54 ff. 59 ff. 64 ff. 75 ff. 88 ff; Bildbeispiele bei TUCHOLSKY (1981), passim und TOTEBERG (1978), S. 52 f. 69. 76 ff. 88 ff. 109 f. 113. 126.
- 78 TUCHOLSKY (1926a), S. 76. 78. 83 („Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte“); vgl. DERS. (2004, VIII), Nr. 176, S. 454 f.
- 79 JAEGGI (1969), S. 195.
- 80 BALZAC (1990), S. 421; DERS. (1965), S. 473.
- 81 BRECHT (1977a), S. 1509 („Flüchtlingsgespräche“, Anhang I).
- 82 LE BON (2016), S. 87 ff (II, 4, § 2) = DERS. (1895), S. 137 ff.
- 83 BOHS (1988), S. 13 ff. 19 ff. 28 ff; VAGET (2017), S. 54 ff.
- 84 Das hatte insbesondere in Deutschland Tradition; GUNDOLF (1947), S. 250 ff; vgl. die allerdings etwas anders adressierte Darstellung bei JAUß (1991), S. 56 ff. 58 ff.
- 85 Vgl. GOLTZ (1883), S. 300.
- 86 TUCHOLSKY (1993, V), S. 140 („Die Parole“).
- 87 MOWRER (1938), S. 142.
- 88 HAHN (1978), S. 8 f. 114. 188 ff und passim veranschaulicht das anhand der beim „Stürmer“ eingegangenen, aus allen Gesellschaftskreisen stammenden Leserbriefe; vgl. a. den „Antrag der Gemeindegruppe der ‚Deutschen Christen‘ an das Presbyterium Dortmund-Wickede“ vom Juli 1934 (SCHMIDT, 1935, Nr. 49, S. 107), sowie das „Wort des Reichsbischofs zur weltanschaulichen Bewegung in unserem Volk“ vom 30.4.1935/3.5.1935; SCHMIDT (1936), Nr. 49, S. 113.
- 89 In: Der Stürmer – Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit, hg. v. Julius Streicher, Nummer 48, 14. Jahr, Nürnberg, November 1936, unpaginiert.
- 90 Der Vers Joh. 8, 44 lautet nach der Luther-Übersetzung von 1914, DIE HEILIGE SCHRIFT (1948), Neues Testament, S. 104a: „Ihr [= Juden] seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollt ihr tun. Der ist ein Mörder von Anfang an und ist nicht bestanden in der Wahrheit; denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lüge redet, so redet er von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und der Vater derselben.“ Vgl. 1. Joh. 3, 8.
- 91 BAUER (1936), S. 3.7; zit. auch bei GOLDHAGEN (1996), S. 481.672 (Anm. 82).
- 92 DERS., ebd., S. 137 ff.
- 93 JAEGGI (1970), S. 157 f. 164. 168.
- 94 MARX/ENGELS (1990), S. 46 („Die deutsche Ideologie, I, Feuerbach“): „Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken.“
- 95 FRIED (2005), S. 106 (Tagebucheintrag vom 28.1.1916).
- 96 LIPP (2003), S. 91 ff. 150 ff.

- 97 GLATZER (1983), S. 106 ff; zur Wirkungsmächtigkeit der Lesestoffüberflutung s. SCHENDA (1976), S. 128 ff.131 ff;
- 98 KRAUS (1914), S. 1.
- 99 SCHIAN (1925), S. 227.321.
- 100 DERS. (1921), S. 292 f; vgl. BAUMGARTEN (1915b), S. 73; HEDIN (1915a), S. 461 zitiert die Aussage eines deutschen Feldpredigers, dass gedruckte Predigten in der Auflagenstärke von 10.000 bis 100.000 Exemplaren in den Schützengräben verteilt wurden. Bei DOEH-RING II (1915), S. 57 wird übrigens angegeben, dass die Preußische Hauptbibelgesellschaft zu Kriegsbeginn „100.000 Neue Testamente und Teile des Neuen Testaments an die jetzt im Felde liegenden Truppen versandt“ habe.
- 101 Zur katholischen Kirche s. weiter unten.
- 102 Vgl. dazu BRAKELMANN (2014), S. 87 ff.
- 103 KÜHNER (1915a), S. 109 ff; vgl. MOSSE (1993), S. 74 ff.
- 104 SCHIAN (1921), S. 291 ff.354 ff; DERS. (1925), S. 220 ff.312 ff.
- 105 Wie etwa Fritz BINDES (1914) „Der Segen des Krieges“.
- 106 Hierzu wäre vor allem SEEBERGS (1916) „Geschichte, Krieg und Seele“ zu nennen, aber auch seine Einzelabhandlungen wie „Was sollen wir denn tun?“ (1915b) und „Ewiges Leben“ (1915a).
- 107 HARNACK (1916), S. 291: „Ergreifende Zeugnisse tiefer Vaterlandsliebe sind in Poesie und Prosa aus ihrer Mitte [= der Sozialdemokratie] laut geworden und haben uns alle erbaut.“ Harnack dürfte sich hierbei vor allem auf die Dichtungen des Kesselschmieds Heinrich Lersch beziehen, der – wie sein Gedichtband „Mensch im Eisen“ zeigt – der Kriegsbegeisterung zunächst reserviert gegenüberstand; LERSCH (1925), S. 44 ff.
- 108 LERSCHs (1925), S. 49 f Gedicht „Hört ihr die Soldaten beten“ – eines seiner brachialtabubrechenden Dichtungen (vgl. DERS., 1918, passim) – wurde in diesem Buch schon mehrfach zitiert.
- 109 HERPEL (1917), S. 160 f und passim; vgl. a. BUELENS (2014), S. 269 f zu Bethmann-Hollweg, der am 27.2.1917 im Reichstag den sozialistischen und katholischen Arbeiterdichter Karl Bröger (1886–1944) zitierte.
- 110 SCHIAN (1921), S. 315 f.357 f.
- 111 DERS. (1925), S. 112.
- 112 FÖRSTER (2002), S. 287 ff; LIPP (2003), S. 62 ff.87 ff. Der regelmäßig durchzuführende „vaterländische Unterricht“ in der Armee wurde Ende Juli 1917 durch Hindenburg und Ludendorff institutionalisiert; LUDENDORFF (1937), S. 105 ff.
- 113 WEHLER (2003), S. 24.
- 114 BRAKELMANN (2015b), S. 203–379.
- 115 SCHIAN (1925), S. 17 ff.21 ff.
- 116 Über die katholische Produktion kriegsaffirmativer Literatur informiert z. B. Arnold Joseph ROSENBERG (1916), S. 58 ff.251 ff.842 ff; DERS. (1917a), S. 154 ff. Hinzu kommt in jedem Jahrgang von „Theologie und Glaube“ die anhangsweise beigedruckte, umfangreiche Rubrik „Literarischer Anzeiger“ über die „bei der Redaktion eingelaufene Literatur“.
- 117 LEICHT (1918); der schon 1917 erschienene Band im Großoktav (s. Vorwort) enthält 384 Seiten.
- 118 Vgl. die Bilder und Zeichnungen von Arthur Kampf (1860–1950), Eduard Kämpffer (1859–

- 1926), Ernst Christian Pfannschmidt (1868–1949), Richard Pfeiffer (1878–1962) u. a.; s. „Ein feste Burg“ hg. v. DOEHRING, I (1919), passim und DERS., II (1915), passim.
- 119 FAULHABER (1916, dritte, unveränderte Auflage); DERS. (1917, zweite, unveränderte Auflage).
- 120 SCHULTE (1915a), S. V–VII (Vorwort des Bischofs von Paderborn, Dr. Karl Joseph Schulte). Der Band enthält 192 Seiten.
- 121 BRAUN (1915), S. 91 ff.
- 122 MISSALLA (1968), S. 20 f.
- 123 THRASOLT (1930), S. 174 ff.
- 124 Lamm's Jüdische Feldebücherei No. 1: ANONYMUS (1915b): Der Krieg und wir Juden – Gesammelte Aufsätze von einem deutschen Juden, Berlin. – No. 2/3: SACHS, Michael (1915): Die Psalmen in deutscher Übertragung, Berlin. – No. 4: LAMM, Louis (1915): Makkabäa – Jüdisch-literarische Sammlung für unsere Krieger ausgewählt, Berlin. – No. 5: KOENIGSBERGER, Rabbiner Dr. Bernhard (1916): Hagadah mit durchgesehenem Texte und in neuer Uebersetzung, Berlin. – No. 6: FELDBIBEL für den Völkerkrieg 1914–1915 (1915), Berlin. – No. 7: THEILHABER, Felix Aaron Dr. (1916): Schlichte Kriegserlebnisse, Berlin. – No. 8: BRANN, Marcus (1915): Ein kurzer Gang durch die jüdische Geschichte, Berlin. – No. 9: MICHALSKI, Abraham (1916): Israels Kampftruf, Berlin. Vgl. EDELMANN-OHLER (2014), S. 95–109.
- 125 KILCHER (2012), S. 53 mit Anm. 16; vgl. das *statement* „Der Krieg und die Presse“ der Redaktion und des Verlages der „Juedischen Rundschau“ in: JUEDISCHE RUNDschau (1915), XX. Jahrgang, Nr. 12 vom 19.3.1915, Sp. 97a: „[...] Deutlicher als jemals ist die Bedeutung der jüdischen Presse in diesen Zeiten geworden. Sie vermag die jüdische Gesamtheit zusammenzuhalten, von den Leiden unserer Brüder Kenntnis zu geben, das Gewissen des Judentums aufzurütteln und auch der nichtjüdischen Öffentlichkeit zu sagen, was das Schicksal der Juden ist und was wir für unsere Zukunft erwarten. Sie vermittelt unseren Brüdern, die draußen im Felde stehen, wie wir in der Heimat mit ihnen leben, sie vermittelt uns, was unsere Brüder im Felde fühlen und denken und was sie an Erlebnissen der jüdischen Seele aus diesen schweren Tagen der Not heimbringen. [...] Darum möge jeder Zionist für die *Jüdische Rundschau* Abonnenten werben. Damit arbeitet er für die Verbreitung des zionistischen Gedankens, für die Stärkung der nationalen Idee und an der Kräftigung des sich seiner Solidaritätspflicht bewußten Judentums.“
- 126 ANONYMUS (1915b), S. 10 f.14.
- 127 S. o. Prolegomena A, 2, c, S. 55 ff.
- 128 BENJAMIN (1980a), S. 494, Anm. 21 unterscheidet zwischen „Lese-“, „Bild-“ und „Hörstoff“ (Grammophon, Radio, Tonträger aller Art). „Hörstoff“ meint in unserem Zusammenhang des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts noch das in Predigten, politischen Reden und Ansprachen (vor)herrschende, gesprochene Wort.
- 129 Vgl. QUENZEL (1914), S. 148, Anm.
- 130 TOLLER (2010), S. 22.
- 131 Ich zitiere aus einer Schulausgabe des „Agricola“ von 1931; KRAMER (1931), S. 4. Die Übersetzung nach Heinrich MANN (1974), S. 114, Einfügungen [...] aus dem tacitäischen Kontext heraus von mir.
- 132 LENZ (1968), S. 143 ff.252 f.267 ff.330.346.406; das Zitat auf S. 145.

- 133 FRIED (2005), S. 168 f.334 mit Anm. 69 (Tagebucheintrag vom 6.7.1917); s. a. AFFLERBACH (2018), S. 402.
- 134 KRIEG DEM KRIEGE (1912), S. 13: „Wenn wir Mütter unsere Kinder *mit dem tiefsten Abscheu gegen den Krieg erfüllen*, wenn wir von frühester Jugend auf das Bewußtsein der sozialen Brüderlichkeit in die junge Seele pflanzen, *dann wird der Tag kommen, an dem auch in der Stunde der schwersten Gefahr keine Macht mehr imstande sein wird, dieses Ideal aus den Seelen unserer Angehörigen zu reißen oder zu vernichten*. Denn unsere Söhne, unsere Kinder sind nicht nur Söhne unseres Leibes, sondern auch Söhne unseres obersten Ideals. *Und darum werden sie sich in den Stunden höchster Gefahr ihrer proletarischen und menschlichen Pflichten erinnern*.“ Hervorhebungen im Original.
- 135 Vgl. übrigens die bei GLATZER (1983), S. 172 ff.286 ff für 1914–1918 zusammengestellten Spielpläne der Berliner Bühnen, die sich – vom „hurra-patriotischen Pathos“ entfernt – auf die „humanistischen Werte der Kunst vergangener Jahrhunderte“ besannen.
- 136 Vgl. hierzu BEBEL (1983), Nr. 39 („Die parlamentarische Tätigkeit 1874–1876“), S. 427 f.
- 137 STOECKER (1890), ebd., S. 161 („Soziale Kämpfe der Gegenwart“): „Volle fünfzehn Jahre hindurch hat man die Sozialdemokratie ihre Bataillone sammeln, ihre Vereinigungen halten, ihre Bücher und Zeitungen schreiben lassen. Als diese Partei im Jahre 1878 unterdrückt wurde, besaß sie zweiundsiebenzig größere und kleinere Blätter, darunter zwei wissenschaftliche Zeitschriften. In keinem anderen Lande sind die sozialdemokratischen Grundsätze so weit verbreitet, so tief eingefressen.“
Vgl. DERS., ebd., S. 39 ff.41 („Die schlechte Presse“), wo der militaristische Vergleich der Lesestoffe mit Truppenkontingenten weiter ausgeführt wird: „So sind die Blätter denn in der That große Armeen, die verschiedene Truppengattungen haben: die Infanterie der täglichen Zeitung, die Artillerie der Wochen- und Monatsblätter, die Kavallerie der telegraphischen Agenturen, gleichsam der Eclaireurs der politischen Lage, den Generalstab der lithographischen Korrespondenzen. Diese Truppen repräsentieren große Mächte: die einen dienen dem Vaterlande und der Ordnung, – die andern ziehen mit aufgeroltem Banner dem Sturm voraus. [...] Bei dem idealen Zustand der Dinge – sagte ungefähr einmal der erste Napoleon – ist die Preßfreiheit die beste Sache von der Welt; bei dem realen Zustand der Dinge die gefährlichste, welche man sich denken kann. Und gewiß, man muß nach Schranken suchen, daß die Preßfreiheit nicht einer schlechten Presse zum Mittel werde, das Volk zu vergiften.“ Vgl. a. DERS., ebd., S. 201.219.
- 138 Vgl. etwa Arnold Joseph ROSENBERG (1913b), S. 691, der sich über die seit 1909 bestehende sozialdemokratische Jugendzeitschrift „Arbeiterjugend“, ein „in 80.000 Exemplaren abgesetztes“ Jugendliederbuch und eine Agitationsbroschüre von 155.000 Exemplaren beschwert.
- 139 BACHLEITNER (1999), S. 69 mit Anm. 14: „Der Leipziger *Vorwärts* [...] startete 1877 mit 12.000 Abonnenten [...]; das *Berliner Volksblatt* erreichte 1899 erst eine Auflage von 25.000 Exemplaren.“ Etc. (Lit.).
- 140 Vgl. die Übersicht bei BEBEL (1997a), S. 524 ff.533 ff.536 ff.541 ff.559 ff; zu den Anfängen sozialdemokratischer Wochenblätter s. OBENAU (1986), S. 61 ff; DIES. (1987), S. 94 ff.
- 141 THOMAS (1917), S. 234.236; dort auch statistische Zahlen zum flächendeckenden sozialdemokratischen Bildungsprogramm ab 1906; DERS., ebd., S. 238 ff.
- 142 LIPP (2003), S. 58 ff; diese Einzelfragen bezogen sich auf die Kriegslegitimation, den

- Friedensschluss (gegen Annexionen, für „Verständigungsfrieden“), die Wahlrechtsreform. Ein Alleinstellungsmerkmal unter den Feldzeitungen war die Leserbriefspalte der „Sozialdemokratischen Feldpost“.
- 143 LIPP (2003), S. 27 f. 29 ff. 39 ff. 47 ff. 54 ff.
- 144 GLATZER (1983), S. 192 ff.
- 145 DIES., ebd., S. 155 ff. 188 ff. Die erste Nummer der „Internationalen“ wurde verboten; die weiteren Ausgaben unter Vorzensur gestellt. Das Weitererscheinen wurde daraufhin verweigert. Die „Neue Jugend“ wurde 1917 verboten.
- 146 1930 erreichten sie eine Gesamtauflage von fünf Millionen Exemplaren mit etwa 20 Millionen Lesern.
- 147 FURLER (1987), S. 58 ff. 184.
- 148 PIECHOWSKI (1927), S. 149 ff in seinem Kapitel VII, 1: „Was liest der Proletarier?“, Frage 13 des Fragebogens: „Welche Bücher sind für Ihre innere Entwicklung von Bedeutung gewesen?“ s. a. DERS., ebd., S. 17.
- 149 Vgl. a. NIEMANN (1927), S. 57 ff; s. a. BUELENS (2014), S. 80 zu den französischen Sozialisten.
- 150 HERPEL (1917), S. 68 ff. 160. 170; diese Dichter wurden in den bekanntesten Krieganthologien (wie z. B. bei BAB, 1915; BUSSE, 1916; etc.) durchaus berücksichtigt.
- 151 Zwei Gedichte Hedwig Lachmanns bei HERPEL (1917), S. 75 f aus DIES. (1919): „Gesammelte Gedichte – Eigenes und Nachdichtungen (hg. v. LANDAUER, Gustav), Potsdam, S. 96 ff; zu ihr vgl. LANDAUER (2011), S. 17 f. 51. 229. 348 ff.
- 152 Vgl. FISCHER (2011), S. 148, Anm. 126.
- 153 Insbesondere zu Ina Seidel s. BARBIAN (2011), S. 48 ff. 52 ff. 62 ff. 69 ff.
- 154 PLOTKIN (2009), S. 80; BARTH/FRIEDERICH (2018), S. 200; bei der nationalsozialistischen Autorin Maria KAHLE (1930), S. 28. 30. 33 f. 38. 46. 48. 62 werden starkes Lesebedürfnis der Arbeiterklasse sowie Lesestoffe wie die „Briefe der Lieselotte [!] von der Pfalz“, Detektiv- und Liebesromane, Erich Maria Remarque, Reisebeschreibungen, Romane von Courth-Mahler und Schriften von Max Scheler genannt.
- 155 BUBER-NEUMANN (1957), S. 207 f. 210 ff. 213 f.
- 156 Die Flugblätter Erich Weinerts bei WEINERT (1947), S. 183–255.
- 157 DERS., ebd., S. 14 ff.
- 158 DERS., ebd., S. 172; vgl. a. DERS., ebd., S. 124 das Gedicht „Die illegale Zeitung“.
- 159 CAROSSA (1951), S. 86 ff; zu Hans Carossa s. ZUCKMAYER (2004), S. 15. 23. 200 f; MANN (1955), S. 671 („Deutsche Hörer!“, 1940–1945); s. a. CAROSSA, ebd., S. 53. 72 f. 195 f. 198. 212 ff.
- 160 RAEM (1979), S. 53 ff.
- 161 LASSALLE (1863), S. 9; KISCH (1983), S. 271.
- 162 So etwa durch die nationalsozialistischen Gesetze „über die Einziehung kommunistischen Vermögens“ (RGL/Teil I, Nr. 55 vom 27.5.1933, S. 293) und „über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens“ (RGL/Teil I, Nr. 81 vom 15.7.1933, S. 479 f); BARBIAN (2011), S. 38 mit Anm. 31 (Lit.). 63 f.
- 163 MARX (1961), S. 503 ff; KISCH (1983), S. 261 ff.
- 164 Heinrich MANN (1974), S. 114 ff („Die erniedrigte Intelligenz“, 1933); HAFFNER (2000), S. 126 ff. 181 ff.
- 165 CARREL (1857), S. 137 ff; KISCH (1983), S. 151 ff.

- 166 SCHOEPS/TRESS (2008), S. 119 ff; eine Karte und Liste der Orte und Daten, zu denen vom Mai bis Oktober 1933 in Deutschland Bücherbrennungen stattfanden, bei DENS., ebd., vorderer Einbanddeckel und S. 5 f.
- 167 DIES., ebd., S. 262 ff.466 f.558 ff.660 ff.734 f; ZWEIG (2013), S. 482 ff verweist auf diesen mittelalterlichen Brauch, den man im Nationalsozialismus wiederbelebte und – weitgehend erfolglos – auch seinen Büchern angedeihen ließ.
- 168 SCHOEPS/TRESS (2008), S. 247 ff.274.511 ff u.ö.
- 169 GUILLOU (1974), S. 182; vgl. zur Lückenhaftigkeit der „*thought reform*“ bei Mao: MIT-SCHERLICH (1977), S. 281 ff, insbes. S. 283, Anm. 1.
- 170 D. Martin LUTHER, WA VII, S. 284.290–298 („Ein unterricht der beychtkinder ubir die vorpotten bucher D. M. Luther“, 1521); vgl. a. JANSSEN (1893, VII), S. 610 ff.
- 171 S. JAUB (1991), S. 35 ff; Erasmus, *Institutio Principis Christiani* (1516), II, 14 = GAIL (1968), S. 134 ff.
- 172 So z. B. VAGET (2017), S. 110 f zu Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (I, 17; IV, 9; VII, 9; VIII, 2.3); dort ist es das Bild vom kranken Königssohn, der „sich über die Braut seines Vaters in Liebe verzehrt“, das auf Wilhelm zeitlebens einwirkt, nachdem er es als Kind in der Gemäldegalerie seines Großvaters erblickt hat; GOEDEKE (1894a), S. 71 ff.253 f; DERS. (1894b), S. 239.260 f.265; VAGET, ebd., nennt auch den Bildungsroman „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz, auf den sich das Leseerlebnis der „Leiden des jungen Werther“ lebenslang prägend auswirkte; MORITZ (1976), S. 272 ff.302.327.352.361.380.444.453.457 ff.
- 173 REINHARD (1850), Brief Nr. CLXVI, S. 314 (28.10.1829); vgl. a. bei DEMS., ebd., Brief Nr. XI, S. 37 (9.8.1808).
- 174 STEIDELE (2017), S. 128.187; VAGET (2017), S. 123 ff.401 ff.
- 175 PIECHOWSKI (1927), S. 151.
- 176 SPITTELER (1924), S. 28.
- 177 Vgl. zur Erklärung hierfür Wolfgang Isers Beobachtungen zum „wandernden Blickpunkt“ des Lesers bei der Lektüre; ISER (1984), S. 177 ff.
- 178 WEHLER (2003), S. 19.
- 179 BEBEL (1983), Nr. 44 („Größe und Grenzen der sozialistischen Bewegung in Frankreich“), S. 515.
- 180 WITKOP (1928), S. 193.
- 181 PAUL (1990), S. 195 ff.
- 182 BOHSE (1988), S. 2 ff u.ö.
- 183 LE BON (2016), S. 65 (II, 2, § 3) = DERS. (1895), S. 99: „L'expérience constitue à peu près le seul procédé efficace pour établir solidement une vérité dans l'âme des foules, et détruire des illusions devenues trop dangereuses. Encore est-il nécessaire que l'expérience soit réalisée sur une très large échelle et forte souvent répétée.“
- 184 DOMAGALSKI-SCHICKL (1976), S. 69 ff.
- 185 TUCHOLSKY (1993, III), S. 433.436 („Vor Verdun“, 1924).
- 186 FRIES (1994), S. 840 ff; vgl. a. VOGT (1989), S. 638 ff; auf Ernst Tollers Wandlung vom Kriegsfreiwilligen zum Pazifisten 1915 durch den Realitätsschock wiesen wir schon in den Prolegomena A, 2, a hin; S. 39; vgl. ROTHE (1983), S. 31 ff.
- 187 Vgl. MANN (1960a), S. 414 (Kap. XXXI).
- 188 ZWEIG (1963), S. 175 ff.280 f.

- 189 RYCHLO (2016), S. 417 ff; BIRNBAUM (1921), S. 69 („Der große Krieg“).
- 190 HARARI (2017), S. 283 ff.
- 191 SCHIAN (1921), S. 100 ff.119 ff.128 ff.211 ff.218 ff; vgl. etwa LEHMANN (1917), S. 15 f; LUDENDORFF (1937), S. 96.98. Hierbei wirken natürlich auch mentalitätsmäßige Prädispositionen (wie Veranlagung zu Fatalismus, Resignation oder Gewaltbereitschaft etc.) sowie persönliche Einstellungen (wie religiöse oder politische Grundgewissheiten, Selbst- und Feindbilder etc.) zum Krieg überhaupt mit; vgl. LATZEL (1997), S. 4 f.19 f.
- 192 Das Jahr 1915 markiert den Höhepunkt der Kriegsliteratur; schon 1916 geht die Anzahl der Publikationen bei inhaltlicher Verschiebung auf die Themen Opfer- und Durchhaltebereitschaft um die Hälfte zurück; HUBATSCH (1973), S. 35; SCHNEIDER/HEINEMANN/HISCHER/KUHLMANN/PULS (2008), S. 9 ff; DETERING (2013b), S. 137 ff; vgl. a. ESPOSITO (2011), S. 322.
- 193 KRAUS (1925c), S. 16; vgl. BAB (1920), S. 121; SCHLUNCK/WIBBELING (1916), S. 248 f (Brief vom 17.7.1916); Golo MANN (1992), S. 622; WEHLER (2003), S. 20 f; DETERING (2013a), S. 33 f.40; BINDER (1997), S. 108 ff, insbes. S. 110: Beispielsweise zeige „die zahlenmäßige Entwicklung [der Kriegsliteratur von Frauen fast ausnahmslos aus dem bürgerlichen oder adligen Milieu] [...], daß die Jahre 1914 und 1915 die Jahre der schnellen und überwiegend trivialen Lyrikproduktion waren. 1916 stieg die Gesamtproduktion noch, aber die Lyrik machte nur noch ein Viertel aus. [...] Für das Jahr 1917 stellte [Julius Bab] einen deutlichen Rückgang der Produktionszahlen fest, und für 1918 kann man zum Beispiel aus der Kriegschronik von „Daheim“ sehen, daß die Produktion von Kriegsgedichten fast ganz zum Stillstand gekommen war.“
- 194 REVENTLOW (1940), S. 388 f legt dar, wie stark Staatserhaltung und Kirchenerhaltung in der wilhelminischen Epoche ineinander spielten.
- 195 Vgl. ADORNO (1970b), S. 9 ff.
- 196 In manchen gymnasialen Zeugnisformularen standen „Englisch“ und „Hebräisch“ in einer Rubrik und wurden in der Regel bis zur Oberprima auch gar nicht erteilt; Französisch dagegen ab der Quarta. So geht etwa Heinrich MANN (1974), S. 70 ganz selbstverständlich von der Kenntnis der Romane Balzacs aus; Sebastian HAFFNER (2000), S. 97 nennt u. a. Balzac und Hugo „intime Bekannte“ seines Vaters.
- 197 „Ne vous déshonorez pas comme je le fais pour vivre. [...] Et j'étais bon! J'avais le cœur pur. [...] Cette réputation tant désirée est presque toujours une prostituée couronnée. Oui, pour les basses oeuvres de la littérature, elle représente la pauvre fille qui gèle au coin des bornes; pour la littérature secondaire, c'est la femme entretenue qui sort des mauvais lieux du journalisme et à qui je sers de souteneur; pour la littérature heureuse, c'est la brillante courtisane insolente, qui a de meubles. [...] Ces hommes à cervelle cerclée de bronze, aux cœurs encore chauds sous les tombées de neige de l'expérience, ils sont rares dans le pays que vous voyez à nos pieds. [...] Nous nous sommes donné une fameuse culotte monarchique et religieuse“, dit sur le seuil de la porte un des écrivains les plus célèbres de la littérature romantique.“ BALZAC (1990), S. 263.265 f.423; DERS. (1965), S. 269.271 f.476. Der letzte Satz der deutschen Übersetzung korrigiert. Nach den Erläuterungen Berthiers in BALZAC (1990), S. 645, Anm. 511 (sowie auch nach den Wörterbüchern wie Sachs-Villatte) ist die Redensart „se donner une culotte“ im Sinn von „sich einen Rausch antrinken“ zu verstehen.
- 198 So schon NAUMANN (1926), Nr. 332, S. 535 („Evangelische Wahrhaftigkeit“).

- 199 BRECHT (1977b), S. 215 in seinem Aufsatz „Die Horst-Wessel-Legende“ von 1935; bei PIECHOWSKI (1927), S. 171 fällt der Ausdruck „Staatsdirne“; vgl. schon HEGEL (1970b), S. 401. TUCHOLSKY (1993, III), S. 262: „Feldprediger sind mir immer wie Messe lesende Huren vorgekommen.“ („Das Felderlebnis“, 1922); vgl. a. KRAUS (2014), S. 132 (IV. Akt, 3. Szene). Vgl. a. MANN (1955), S. 108 („Leiden an Deutschland“, 1933/1934) zu einigen Ordinarien und Dichtern im Dritten Reich.
- 200 Vgl. zum französischen Klerus und seiner Revanche-Predigt schon vor dem Krieg REICHENBACH (1909), S. 84f.
- 201 S. o. zur Bilderbetrachtung in den Prolegomena B, 2, S. 85 ff. 87 ff. 95 ff.
- 202 Vgl. MÜNKLER (1992), S. 87.

Anmerkungen zu Kapitel XIV – Das Scheitern der „Kriegsgebetbuch m.b.H.“ und der kriegstreiberischen Medienpolitik

- 1 JEAN PAUL (1862, XXII), S. 250; Text zitiert nach der Berichtigung durch KRAUS (1969), S. 132.
- 2 Wir erinnern an Sebastian HAFFNERS (1939/2000), S. 9 ff, Formulierung von 1933; vgl. o. Prolegomena A, 2, a, S. 41.
- 3 REIMANN (2000), S. 95.
- 4 SCHÜLER (1914), S. 10 f; HEBER/ULRICH (1915), S. 140; das Gedicht ist nach der Melodie „Befehl du deine Wege“ singbar:
 „Herr Christ, die Nöte wettern,
 Anhebt ein Weltgericht,
 Viel Feind will uns zerschmettern –
 Wir stehn und wanken nicht!
 Du bist in unsrer Mitten
 Mit deiner Glanzgewalt,
 Du hast noch nie gelitten,
 Daß uns ein Feind zerkrallt. [...]
 Wir müssen dich umklammern
 In Not und Tod und Pein,
 Es muß aus allen Kammern
 Ein Sturm des Betens sein,
 Bis wir den Arm erheben
 Zum grimmen Schwertesstreich,
 Herr Christ, um unser Leben
 Und um dein großes Reich!“
- 5 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 17 (Brief vom 6.11.1914); BUELENS (2014), S. 104.376.
- 6 TRUMBO (1989), S. 110 ff. 115 ff (117): „They died crying in their minds like little babies. They forgot the thing they were fighting for the things they were dying for. They thought about things a man can understand. They died yearning for the face of a friend. They died whimpering for the voice of a mother a father a wife a child. They died with their hearts sick for one more look at the place where they were born please god just one more look.

- They died moaning and sighing for life. They knew what was important. They knew that life was everything and they died with screams and sobs. They died with only one thought in their minds and that was I want to live I want to live I want to live“.
- 7 Zur Schützengrabenerotik und Frontmoral etc. s. HIRSCHFELD/GASPAR (1990), S. 139 ff. 231 ff. 255 ff. 281 ff.
 - 8 LICHTENSTEIN (1962), S. 97 f. 123; Lichtenstein nahm offenbar vor dem ersten größeren Gefecht des K.B.2. Infanterieregiments „Kronprinz“ vom 14.8.1914 an einem Gottesdienst teil, in dem man das Morgenlied „Gott des Himmels und der Erden“ gesungen hatte; FELD-GESANGBUCH (1914, Anhang), Nr. 35, S. 39; EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= UND GEBETBUCH (1906), Nr. 131, S. 143; eg 445.
 - 9 DOEHRING I (1919), S. 99; das Datum 1915 ergibt sich aus dem Hinweis des Predigers, dass Magdeburg vor 100 Jahren „befreit“ wurde, d. h. dass das Herzogtum Magdeburg 1815 infolge des Wiener Kongresses als Teil der neugeschaffenen Provinz Sachsen an Preußen zurückkam.
 - 10 ARNDT (1814d), S. 86 f; DERS. (1860), S. 235; ARNDT/LEFFSON (1912), S. 128 („Des deutschen Knaben Robert Schwur“); s. schon oben Kap. I, 3, d, S. 147.
 - 11 BISCHOFF (1917), S. 544.
 - 12 BINDING (1940b), S. 265.
 - 13 LERSCH (1925), S. 43.
 - 14 FLEX (1918), S. 18.36 f; VOLLMER (2014), S. 108.
 - 15 DRYANDER (1923), S. 30 f; DERS. (1926a), S. 291.304.
 - 16 HOFFMANN (1937), S. 199.
 - 17 Zur Tragfähigkeit der Methode quantifizierender Analyse s. LATZEL (1997), S. 22 mit Anm. 60; vgl. DERS. (1998), S. 116 (Inhaltliches Spektrum, Kategorie H: „Sinn des Krieges, politisch-militärische Kriegsziele, Sinn oder Unsinn des Krieges und die Rolle der eigenen Person darin, Friedenswunsch“). 117 ff (Häufigkeit der angesprochenen Themen, ebd., S. 121 f; Tabelle 6: Themenhäufigkeit 1. Weltkrieg, Nr. 3: „Kriegsziele / Sinn des Krieges ...“); s. a. DERS., ebd., S. 294 f (Konkrete Inhalte des hier geäußerten Gottglaubens). 382 (Nr. 33). 387 (Tabelle 16) zum Erfahrungsbereich H: „Sinn des 1. Weltkrieges, politisch-militärische Kriegsziele, Sinn oder Unsinn des Krieges ..., weltanschauliche und religiöse Legitimationen oder Delegitimationen des Krieges.“ Ergebnis: Die Erörterung dieses Themenblocks macht in der Stichprobe von 2051 Briefen 20, 3 % aus (= 288 Briefe) und erreicht damit Rang 5 in der Themenhäufigkeit.
 - 18 Zur kritischen Einordnung der Feldpost- und Erinnerungsliteratur s. schon einen Kriegstagebuchschreiber wie Hans CAROSSA (1943), S. 140 selbst: solche Aufzeichnungen sind „wie die Brotkrümchen, welche Hänsel und Gretel im Walde ausstreuten, um gewiß wieder nach Hause zu finden. Freilich, als die Kinder dann wirklich den Heimweg antreten wollten, da hatten die Vögel alles aufgepickt.“ ULRICH (1997), S. 11–38 u.ö.: Die Feldpostbriefe haben zwar den Vorzug der unmittelbaren Erfahrungsnähe zum Kriegsgeschehen, ihre Aussagen unterlagen indes – neben der Briefzensur (ULRICH, 1997, S. 78 ff) – auch einer Vielzahl von individuellen Filtern, die zwischen den Ereignissen selbst und ihrer Verarbeitung wirksam waren, wie nationale und traditionelle Vorprägungen (Typisierungen und Phraseologisierungen bedingt durch Kriegspropaganda sowie Sinn- und Deutungsmuster aus den Freiheitskriegen und dem Siebziger Krieg (1870–1871), Überlappungen

- des Geschehens mit eigenen biographischen Krisen, „Konversationsmaximen“ wie innere Zensur, Imagepflege, Verklärung der eigenen Rolle, Legendenbildungen, Handlungsrechtfertigungen, Verharmlosungen und Überbrämungen des Erlebten, um die Empfänger nicht zu beunruhigen, Phasen von Abstumpfung und Fatalismus, etc.; vgl. hierzu a. REIMANN (2000), S. 17 ff. Die Gesamtzahl der deutschen Feldpostbriefe zwischen 1914 und 1918 wird überdies auf 28,7 Milliarden geschätzt; zusammengerechnet etwa mit der Feldpost der britischen Armee kommt man auf ca. 40 Milliarden. Von dieser Gesamtmenge dürfte lediglich rund ein Hunderttausendstel erhalten geblieben sein. Die Behauptung von Repräsentativität einzelner Textaussagen in den zugänglichen Anthologien bewegt sich damit auf dünner Quellenlage, wenngleich dort das verbreitete Schweigen zur Kriegstheologie auffällig ist. Zur positiven Einschätzung der Erinnerungsliteratur vgl. TUCHOLSKY (1993, V), S. 407: „Nun kommen die Soldaten, die den Krieg am eignen Leibe erlebt haben und wagen sich hervor und sagen die Wahrheit. Es war höchste Zeit.“ („Der Streit um den Sergeanten Gri-scha“, 1927).
- 19 Als Stichprobe habe ich neben HOFFMANN (1937) und WITKOP (1928; vgl. ULRICH, 1997, S. 233 ff), SCHOEPS (1992) und EBERT (2014) – auch die Jahrgänge Nr. 4 (hg. v. Leopold RUCKS), Kiel, 1934/1935 (832 Seiten, Auflage der einzelnen Hefte 25.000–32.500 Stück) und Nr. 6 (hg. v. Johann KÜHL), Kiel 1936/1937 (824 Seiten, Auflage 35.500 Stück) des Veteranen-Blattes „Der Frontsoldat erzählt – Die Zeitschrift für Tradition und Kameradschaft“ berücksichtigt.
 - 20 Diese Zeitschrift berichtet anhand vieler Einzelzeugnisse ehemaliger Frontsoldaten über die jeweils 20 Jahre zurückliegenden Kriegseignisse von 1914–1918. Zu Ziel und Absicht dieses Veteranenblattes s. z. B. die *editorials* bei KÜHL (1936/1937), S. 34.161.608; vgl. ebd., S. 455.514; RUCKS (1934/1935), S. 801. In Anlage und Aufbau folgt die Zeitschrift dem Vorbild des 1789 in Stettin (ab 1834 in Berlin) erstmals erschienenen „Soldatenfreunds“; KÜHL, ebd., S. 369. Zur allgemeinen nationalkonservativen, auch nationalsozialistischen Tendenz s. dort ebd., S. 207.325.378.412.455.458.461.604 f.737 u.ö.; s. a. RUCKS, ebd., S. 26 ff.57 ff.9 1.212.321 ff.375.387.398.400.423.495.534.606 f.752. Die Nähe zum deutschen Kronprinzen wird am Bildmaterial, das z. T. aus dessen Privatarchiv stammt, erkennbar; s. KÜHL, ebd., S. 99.176.467.520.555.558.697.
 - 21 JAEGER (2009), S. 110 ff bringt das Kriterium des „Wahrhaftigkeitspakts“ in die Diskussion ein. Demnach hätte das Bewusstsein, dass die Veröffentlichung eigener Fronterlebnisse auch von vielen anderen Weltkriegsteilnehmern gelesen würde (wie z. B. in den Bänden des „Der Frontsoldat erzählt“), dem jeweiligen Autor die Einhaltung tunlichster Wahrhaftigkeit auferlegt.
 - 22 MISSALLA (1968), S. 29 ff; Wilhelm II. hatte den Katholizismus heftig umworben; vgl. BÜXENSTEIN (1898), S. 237 ff; REVENTLOW (1906), S. 137 ff; DERS. (1940), S. 386 ff.390 ff.395 f; vgl. zur Geschichte des Katholizismus im Deutschen Reich SCHOEPS (1968), S. 182 f.
 - 23 Zu dieser Zahl der im preußischen Kriegsheer tätigen Feldgeistlichen (anteilig aufgegliedert nach den einzelnen Landeskirchen) s. SCHIAN (1921), S. 467 f; DERS. (1925), S. 65 ff. Statistische Zahlen zu den katholischen Feldgeistlichen (auch in Frankreich) nennt FAULHABER (1917), S. 234 f.
 - 24 GRESCHAT (2014), S. 21 f.

- 25 Das wären alle diejenigen gewesen, von denen Binding behauptete, dass sie sein Gedicht über dem Herzen getragen hätten; vgl. o. Kap. I, 2, d, S. 130 f.
- 26 FOERSTER (1918), S. 23.33 („Jungdeutschland und der Weltkrieg“).50 f („Christus und der Krieg“).
- 27 EXNER/KAPFER (2014), S. 209.263.301.347 f.353 f.
- 28 Vgl. die meist unspezifischen, summarischen Berichte bei BAUMGARTEN (1914h), S. 376 f; HEDIN (1915a), S. 246 ff.258 f.457 ff; DERS. 1916a), S. 250 f.283.305 f.335 ff.350.368.372. 389.391 (Photo); vgl. a. DERS. (1918a), S. 13 und DERS. (1918b), S. 324; WITKOP (1928), S. 31.62.105.179.187 f.208.279 f.281.312.329; RUCKS (1934/1935), S. 105.110 f.118.161.194 .197.225.257 ff.259 ff.263.266.302 (Photo).306 f.340.378.405.407.491.498.557.611.751.774; KÜHL (1936/1937), S. 620.817; HOFFMANN (1937), S. 69.107 f.112.124.136.214 f; SCHOEPS (1992), S. 55 f.89.104.131.133; EXNER/KAPFER (2014), S. 270.290.343.351.363. DERS., ebd., S. 31 zitiert aus einem dieser summarischen Briefe: „Hier ist öfters Feldgottesdienst ... Zuerst kommt ein Choral, aus der Bibel übersetzt, dann eine Predigt, die allgemein erhebend ist, dann ein Schlußlied.“ Häufig sind kritische Äußerungen wie bei HOFFMANN (1937), S. 216, dass man den „großen Gott in der alten, grauen Kirche vergeblich gesucht“ habe. Bisweilen empfand man das Wortemachen „schon wie Schwatzhaftigkeit oder Belästigung des Höchsten“; so HEYMEL (1915), S. 202. Andere, meist indifferente, eher kritisch bleibende Stimmen bei KÜHL (1936/1937), S. 457: „Am Dienstag, 14. März, wurde nachmittags Antreten zum Gottesdienst und Abendmahl in einer von uns als Kirche eingerichteten Scheune befohlen. Jetzt wußten wir Bescheid. In unserem Dorfkrug leerten wir die Bestände“. – Vgl. vereinzelte Erinnerungen über Predigten, die kriegstheologische Tendenzpredigten gewesen sein könnten, so bei KÜHL (1936/1937), S. 155: „Und wie Erz und Eisen klangen die Worte über das Wesen des Deutschen, dessen Höchstes die Treue und Liebe ist, aber nicht eine kindische Liebe, sondern die Liebe zur Rasse, und zum Volk, das sein Recht mit dem Eisen in der Faust verteidigt bis zum Tode.“ – Ebd., S. 157: „Ein noch junger Geistlicher, kein Pfäfflein, Offizier in Haltung und Schritt. [...] Er hält eine ganz schlichte, ausgezeichnete Predigt über die Gottesordnung des Opfern. Wir singen dazu einige Verse vom [!] ‚O Haupt voll Blut und Wunden.‘ Langsam und nachdenklich gehen wir auseinander.“ (ebd., S. 203 ein Photo von einem Feldgottesdienst). – Ebd., S. 482 wird von einem Gottesdienst am Ostersonntag 1917 in Michelsberg bei Hermannstadt (Siebenbürgen) berichtet, der in der Predigt des Ortspfarrers „den Auferstehungsgedanken im Licht der letzten kriegerischen Ereignisse in Siebenbürgen behandelt.“ – Bisweilen trifft man auch positive Beurteilungen an; WITKOP (1928), S. 29: „[...] verlas ein evangelischer Divisionspfarrer eine Bibelstelle, wir sangen ein Lied (‚Mir nach, ihr Christen‘). Dann folgte eine Predigt, dann wieder der Choral ‚Nun danket alle Gott.‘ Es war eine ergreifende Feier, voll Heimatsgedanken, voll nach innen gekehrter, männlich tiefer, schmerzlicher Andacht, gläubigen Hoffens, frommen Dankes.“ Genauso bei KÜHL, ebd., S. 359; HOFFMANN (1937), S. 80.122.148.197.238.262 f; EXNER/KAPFER (2014), S. 209.262.301.347 f.353 f. – Der Katholik Adolf HITLER (2016a), S. 342 f [= I, S. 118] bekundete in seinem Buch „Mein Kampf“: „Ob protestantischer Pastor oder katholischer Pfarrer, sie hatten beide gemeinsam ein unendlich gutes Teil am so langen Erhalten unserer Widerstandskraft nicht nur an der Front, sondern noch mehr zu Hause. In diesen Jahren, besonders im ersten Aufflammen, da gab es wirklich in beiden Lagern nur ein einziges heiliges deutsches Reich, für dessen Bestehen und Zukunft sich

jeder eben an seinen Himmel wandte.“ Allerdings ist auch hier nicht artikuliert, welchen Anteil daran speziell die Kriegstheologie hatte.

- 29 EBERT (2014).
- 30 SCHOEPS (1992).
- 31 Bei den folgenden Äußerungen ist zu berücksichtigen, dass die jeweiligen Editoren (Hoffmann und Witkop) solche Belege bevorzugt in ihre Briefanthologien aufgenommen haben; HETTLING (2003), S. 53 ff.
- 32 HOFFMANN (1937), S. 24.55.157.416.
- 33 WITKOP (1928), S. 19.52.125.134.155 (Bericht über einen Gottesdienst ohne Pfarrer).164.205.212.314.
- 34 EICHACKER (1916), S. 114 f.
- 35 NAUMANN (1926), S. 22.80.99.114.124.128.255.263.288.304.312.315.323.327.335.389.397.429.496.513. 533.536.
- 36 DERS., ebd., Nr. 55, S. 88 f.
- 37 DERS., ebd., Nr. 282, S. 455 f (Zitat); Nr. 285, S. 460 f; Nr. 287, S. 463 f (Zitat) u.ö.
- 38 UNRUH (1995), S. 17.55 ff.
- 39 KETELSEN (1985), S. 70 ff.75 ff.
- 40 BISMARCK (1903), S. 15.23.24 f (Briefe an seine Gattin, Nr. 7 vom 8.8., Nr. 15 vom 17.8. und Nr. 17 vom 19.8.1870).
- 41 WITKOP (1928), S. 128.131.
- 42 SCHEFFLER (1915), S. 213–217, insbes. S. 213 f; Robert MUSIL (1955), S. 474 bekennt von sich: „Im Krieg [1914–1918] selbst selten Augenblicke der Todesfurcht. [...] Häufiger als die Augenblicke der Todesfurcht waren die der Todesfreude“ (in den Tagebucheinträgen vom Sommer 1937 bis etwa Ende 1941, Nr. 142); PFOHLMANN (2012), S. 76; vgl. a. MÜNKLER (2015a), S. 238 ff. Ähnliche Äußerungen auch auf der Gegenseite, wenn englische Schriftsteller wie John Masfield „die Freude jener todgeweihten Männer“ bei Gallipoli rühmten; BRUENDEL (2016), S. 65.284, Anm. 150.
- 43 WITKOP (1928), S. 97; vgl. HOFFMANN (1937), S. 314.
- 44 WITKOP (1928), S. 104 u.ö.; bei ZUCKMAYER, 2006, S. 266 irrtümlich Herbert Weißer zugeschrieben.
- 45 HOFFMANN (1937), S. 256 u.ö.; vgl. a. REMARQUE (2014b), S. 34; RUCKS (1934/1935), S. 193.403.715.741 u.ö.; HEDIN (1916a), S. 2.
- 46 ROHDEN (2012), S. 218; WITKOP, ebd., S. 173 f; vgl. a. KAHLE (1930), S. 38.58.
- 47 HOFFMANN (1937), S. 321 f.
- 48 GRESCHAT (2014), S. 22; vgl. ähnlich LIPP (2003), S. 89 zur Wirkungsweise des „Vaterländischen Unterrichts“.
- 49 Vgl. zum Zweiten Weltkrieg WEINERT (1947), S. 186: „Stoßseufzer eines deutschen Soldaten“:
 „Ich möchte mal wieder am Sonntagmorgen
 Am Kaffeetisch sitzen, ach, wär das schön!
 Ich möchte mal wieder den Garten besorgen
 Und um die Ecke zum Frühschoppen gehn.
 Ich möchte mal wieder Kalbsbraten riechen.
 Ach Gott, das ist schon so lange her.

- Ich müsste hier nicht im Dreck rumkriechen,
Wenn Hitler nicht wäre! [...]“
- 50 BRECHT (1990), S. 637; BENJAMIN (1980d), S. 563 f hebt den lapidaren, „illegalen Palisadenstil“ Bertolt Brechts (1898–1956) in der „deutschen Kriegsfiabel“ der „Svendborger Gedichte“ (1939) hervor.
- 51 Zur Würdigung dieses Nachlasses vgl. CURTIUS (1956), S. 431.
- 52 ROHDEN (2012).
- 53 WITKOP (1928), S. 170.
- 54 FICHTE (1808/2005a), S. 183 ff.253 ff.285 ff = DERS. (1928), S. 110 ff („Urvolk-Thema“).193 ff („Geisteswelt“).229 ff („deutsche Sendung“).
- 55 WITKOP (1928), S. 171; ROHDEN (2012), S. 183 f.
- 56 Vgl. zu Seeberg BRAKELMANN (1974), S. 16 ff.21.28–53.125 ff.133 ff.
- 57 ROHDEN (2012), S. 156 f.
- 58 DERS., ebd., S. 257 ff; insbes. S. 259 f (Zitat).
- 59 DERS., ebd., S. 286: „Was für ein Unheil dies Wort anstiftet, ist kaum zu glauben.“
- 60 SCHELER (1915), S. 40 ff.
- 61 ROHDEN (2012), S. 206.
- 62 DERS., ebd., S. 207 (Cambrai).283 (Varna).
- 63 ROHDEN (2012), S. 13 ff.66 ff; WITKOP (1928), S. 120 ff.
- 64 ROHDEN (2012), S. 21.32; dasselbe voluntaristische Motiv auch in katholischen Predigten wie in der von Hochschulprofessor Dr. Ignaz Klug gehaltenen Grabrede „Seid bereit“ bei FAULHABER (1917), S. 440: „Die Kugeln, die uns umzischen, und die Granatstücke, die uns umschmettern, sind nur Boten seines Willens, mögen sie treffen oder an uns vorübergehen.“ MISSALLA (1968), S. 105.
- 65 ROHDEN (2012), S. 27.
- 66 DERS., ebd., S. 27.31, Anm.; zitiert wird hier aus dem Kriegsflugblatt von „Christentum und Gegenwart“, Nr. 5: „Gottesruhe im Kampf – Brief eines Reserveoffiziers“, Nürnberg, 1914.
- 67 ROHDEN (2012), S. 29.31; WITKOP (1928), S. 121.
- 68 ROHDEN (2012), S. 51, geschrieben in Salency; WITKOP (1928), S. 122.
- 69 ROHDEN (2012), S. 26.
- 70 DERS., ebd., S. 56; WITKOP (1928), S. 124.
- 71 SCHELER (1915), S. 34 ff.40 ff.58 ff und passim.
- 72 Erste Auflage 1925; dem Kriegstagebuch Ernst JÜNGERs (1978, „In Stahlgewittern“, vgl. S. 105.158 f.161.259 f.292 f.317), zuerst 1920 im Selbstverlag erschienen, ist die im Folgenden zitierte radikale Vergeistigung des Krieges noch kaum anzumerken.
- 73 Vgl. etwa JÜNGER (1930), S. 129 ff.142 ff.146 ff.152 ff.
- 74 BARTSCH (1938), S. 7 ff.10; vgl. BOGE (1935), S. 64 f.
- 75 Vgl. BACHTIN (1979), S. 223.
- 76 JÜNGER (1929), S. 40 f.87 ff.116.125.136.156.158.233.
- 77 MANN (1955), S. 590 („Meine Zeit“, 1950). Damit wird von Thomas Mann keineswegs behauptet, dass Ernst Jünger selbst Nationalsozialist war; Ernst Jünger war wie sein jüngerer Bruder echter Opponent gegen das Naziregime; ZUCKMAYER (2004), S. 102 f; PAE-TEL (1962), S. 43 ff.56 ff.
- 78 SCHIAN (1921), S. V; die Militärseelsorge war hierbei zu berücksichtigen. Das Werk Mar-

- tin Schians erschien in zwei Bänden; 1921: „Die Arbeit der evangelischen Kirche im Felde“; 1925: „Die Arbeit der evangelischen Kirche in der Heimat“.
- 79 HAAS (1916), S. 65–74.
- 80 DERS., ebd., S. 68; SCHIAN (1921), S. 218 f.
- 81 KRAUS (2014), S. 42 (I. Akt, 11. Szene).180 (V. Akt, 3. Szene); DERS., ebd., S. 144 f (IV. Akt, 8. Szene, dort das Zitat); DERS. ebd., S. 15 betont im Vorwort: „Die unwahrscheinlichsten Gespräche, die hier geführt werden, sind wörtlich gesprochen worden; die grellsten Erfindungen sind Zitate.“
- 82 SCHLUNCK (1918), S. 496b–497a; so nach einem Referat von „J. W.“; PRESSEL (1967), S. 334.
- 83 BAUMGARTEN (1914 g), S. 459 ff; SCHIAN (1921), S. 219; Schian behauptet, dass ihm solche Predigten im Druck kaum begegnet wären; STANGE (1920), S. 169.175 ff, zitiert dagegen eine Reihe solcher „Entgleisungen schwerster Art“ aus der Kriegspredigt-Literatur; vgl. a. SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 222.268 (Briefe vom 1.3. und 5.9.1916).
- 84 DEUTSCHER OFFIZIER=BUND (1926), S. 666.
- 85 SCHIAN (1921), S. 219.
- 86 S. o. Kap. VII, 1, S. 393 f.
- 87 FAULHABER (1917), S. 354.
- 88 STANGE (1920), S. 170 ff.
- 89 SCHIAN (1921), S. 498 ff; dort auch die weiter unten genannten Themen der Lehrgänge.
- 90 Vgl. DRYANDER (1919a), S. 12; vgl. ANDRESEN (1995), S. 322 ff zur „neuen Homiletik im Krieg“ bei Dryander.
- 91 Seebergs Vorträge dürften in Stil und Argumentation seinen kriegstheologischen Aufsätzen entsprochen haben, die in seinen Büchern „Was sollen wir denn tun?“ (Leipzig, 1915) und „Geschichte, Krieg und Seele“ (Leipzig, 1916) gesammelt worden sind.
- 92 SCHIAN (1921), S. 3 ff.14 ff.72 ff; vgl. zu den überetatmäßig übernommenen, freiwilligen Zivilgeistlichen die analogen ENTSCHEIDUNGEN DES REICHSGERICHTS IN ZIVIL-SACHEN (1916), Nr. 54, S. 241 ff.
- 93 Vgl. ZWEIG (1963), S. 107, der eine kritische „Stimme der Heimat“ wiedergibt: „Mir kann kein Pastor vorhimmeln, unser Herr Jesus wär jetzt ein Pionier und werkte ans Drahtverhau. Der Mann macht sich ja lächerlich und den lieben Gott vielleicht nich? Was hat Jesus gesagt? Ich bin das A und O, der Anfang und das Ende, und nich: ich bin ein Pionier und mach den Krieg mit.“
- 94 NIEMANN (1928), S. 59 (Hervorhebungen von mir). Zur Kriegstheologie und Sendungs-ideologie der Triple-Entente-Staaten vgl. WESTARP (1935), S. 217; VONDUNG (1980b), S. 28 f; DERS. (1980c), S. 86 f; GEYER (2004), S. 25 f; HAUPT/LANGEWIESCHE (2004); SCHULZE-WESSEL (2006), S. 7 ff; METZING (2016), S. 166 ff.
- 95 Schon Hermann FACKLER (1917), S. 991 ff hatte 1917 den „glaubenslosen Glauben unsrer Tage“ scharf kritisiert: „Die Glaubenslosigkeit unsrer Zeit stellt sich dar als Ideallosigkeit, als Rückgang der idealen Mächte des Lebens, als fortschreitende Entblößung der Welt und des Lebens vom Glorienschein metaphysischer, religiöser, mythisch-allegorischer Werte. [...] Wenn man das Volk in seinem täglichen Leben und Treiben beobachtet und seine Stimmungen und Gespräche belauscht [...], dann sieht man schauernd und mit Bangen hinein in die tiefe Schattenseite dieses Krieges, dann gewinnt man den Eindruck, als seien alle

- oben angeführten verheißungsvollen Strebungen und Bewegungen nur eine Oberströmung, erzeugt von den lebendigsten, beweglichsten und edelsten Geistern der Zeit, während unter ihr breit und träge die Unterströmung des Mittelmäßigen und des menschlich Allzumenschlichen weiterfließt wie ehemals. [...] Man erwecke den Geist der Antike, der Reformation, der klassischen deutschen Dichtung, der idealistischen deutschen Philosophie, den Geist Kants und Fichtes, den Geist Arnolds und des Freiherrn von Stein!“ DERS., ebd., S. 992 f. 997.
- 96 Zur gottesdienstlichen Anwesenheitspflicht im deutschen Heer s. SCHIAN (1921), S. 181 ff; vgl. a. REVENTLOW (1906), S. 53 f.
- 97 BAUMGARTEN (1915b), S. 73.
- 98 Der Ende Juli 1917 durch Hindenburg und Ludendorff initiierte „vaterländische Unterricht“ griff in seinen Unterrichtsmaterialien natürlich auch auf einzelne Elemente der protestantischen wie katholischen Kriegstheologie zurück; WESTARP (1935), S. 620 ff. Auch hier stellte sich jedoch ein wirklicher Erfolg nicht ein. Hans v. Ruckteschell (1892–1918) schrieb am 21.10.1917: „Ungeahntes könnte es (= unser Militär) erreichen, wenn die Offiziere ihre Aufgabe tief genug und bewußter erfassen würden. Wenn Schule und Militär diesen Geist, diese Liebe in ihren Lehrern zu wecken verstehen, wird Ähnliches, vielleicht mehr von dem erreicht, was das Christentum durch die Kirche gewollt hat. Ich wollte, ich hätte Zeit, einen Plan zu entwerfen für die Organisation einer solchen Volkserziehung. Das ‚Wort Gottes‘ brauchte, dürfte dabei nicht fehlen, würde aber praktischer und deshalb eindringlicher, volkstümlicher werden.“ HOFFMANN (1937), S. 369.
- 99 ZIESE/ZIESE-BERINGER (1930), S. 36.
- 100 Tagebucheintrag Georg Alexander von Müllers vom 26.3.1918, zit. n. GÖRLITZ (1959), S. 366, AFFLERBACH (2018), S. 425.589, Anm. 21.
- 101 DESCHNER (1962), S. 494.667a (Lit.).
- 102 RIEß (1917), S. 66 in der Novelle „Krank am Kriege“; vgl. MITSCHERLICH (1977), S. 165.
- 103 REMARQUE (2014b), S. 116 (im Nachwort von Thomas F. Schneider).
- 104 MUSIL (1957), S. 713 („Motive, Einfälle, Notizen – Verstimmungsbildchen“).
- 105 HOCHFELD (1918), S. 79 f: „Was uns aber am schwersten drückt und unsere moralischen Überzeugungen beinahe unheilbar erschüttert, das ist die systematische Verletzung des Gebotes: **לֹא תִרְצַח** „Du sollst nicht töten!“ Du *sollst* töten! ist nun die Forderung des Tages geworden; du sollst schnell und gründlich töten! dann wirst du dich verdient machen und hochgeehrt sein. [...] Muß man da nicht den Krieg aus tiefstem Herzen verabscheuen und jenem Worte Beifall zollen, das ihn als den organisierten Massenmord bezeichnet? Wie denn aber, m. A. [= meine Andächtigen]? Sollen wir mit solchen Erwägungen unseren tapferen Kämpfern in den Rücken fallen? [...] Vielleicht gibt es doch ein Recht des Tötens, vielleicht gilt das erste Gebot der zweiten Tafel nicht so allgemein und unbedingt.“
- 106 Als Kriegs- und Soldatenlied erkennbar durch die Strophen 4–6; die Strophe 4 lautet:
 „Zwar gehet vor uns her aus Schlünden Blitz und Feuer;
 man flieht in Angst vor uns, wir scheinen Ungeheuer.
 Wehrlose! Flieht uns nicht! Wir fürchten Gott wie ihr!
 Wehrlosen sind wir Schutz, nur Kriegern trotzen wir.“ KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 142, S. 118 f.
- 107 S. o. Kap. VIII, 2, a, S. 444 f; WITTENBERG (2009), S. 157.
- 108 KIRCHENBUCH (1850–1885), Nr. 142, S. 118 f.

- 109 NAUMANN (1926), Nr. 325, S. 523 ff; „An einen Soldaten“ (1900); vgl. DERS., ebd., Nr. 326 („Kriegsfürbitte“, ebenfalls 1900): „Wir sind nicht verantwortlich für die Weltregierung, aber für unsere deutsche Pflichterfüllung.“
- 110 TROELTSCH (1923), S. 500 ff; vgl. DERS. (1916), S. 61 ff.
- 111 Vgl. etwa FAULHABER (1916), S. 157 ff.
- 112 S. die Darstellung THIELICKEs (1951), §§ 1810 ff, S. 591 ff; DERS. (1955, II, 1), §§ 1111 ff, S. 314 ff; DERS. (1966, II, 2), §§ 1598.4031 ff, S. 297.704 f mit Hinweisen auf Ernst Troeltsch sowie Arno Deutelmöser und andererseits auf Karl Barth; BARTH (1948), S. 113 f.122; s. o. Kap. IV, 2, C, 3, c, S. 250 f.
- 113 TRAUB (1917b), Sp. 230b–231b; das exakte Datum der Rede ist nicht angegeben. Traub schrieb als Kolumnist Woche für Woche in der von Friedrich Naumann herausgegebenen „Hilfe“. Von Traub stammen die jeder Kriegsnummer der „Hilfe“ am Schluss auf besonderem Papier beigehefteten „Eisernen Blätter“.
- 114 FURTMAYER (1917), S. 368 f; Einfügung von mir.
- 115 BRÖGER (1917), S. 366.
- 116 HARNACK (1912).
- 117 TUCHOLSKY (1993, III), S. 246 f („Aus großer Zeit“, 1922); vgl. DERS. (1999, III), S. 167 („Saurer Traub“).
- 118 D. Martin LUTHER, WA XIX, S. 623 ff; CLEMEN (1913, III), S. 317 ff; WILLKOMM (1915).
- 119 Vgl. ZUCKMAYER (2006), S. 236 zu den Äußerungen eines Heidelberger Troeltsch-Schülers „von ungezählten Semestern“.
- 120 WITKOP (1928), S. 158 f.
- 121 TUCHOLSKY (1993, II), S. 39 („Religionsunterricht“).
- 122 Vollständiger Text mit einer Photographie des Originalmanuskriptes (Ausschnitt) unter: http://win.2014.de/?page_id=60 (letzter Aufruf am 7.8.2016).
- 123 FURTMAYER (1917), S. 369.
- 124 HOFFMANN (1937), S. 98.
- 125 Zu dem in der Feldpost oft mit Bibelzitaten, Gesangbuchversen und Stoßgebeten formulierten Gottesglauben vgl. die Belege bei HOFFMANN (1937), S. 23.27.30.34 f.37.56.59.61.97.99.101.126.150.158. 201 f. 216.222.228.241.250.265.272 f.284.293.315.371.404.421.432 f.440; WITKOP (1928), S. 17 f.23.30.33.35 f.43 ff.56 f.61.67.69.74 f.78.93.98.100.105.107 f.111.115.117.121.125.138.145.156.160 ff.170.197 ff.214. 241.245.248.263.268 f.272.291.295 ff.301.309 ff.314.321.329.335.341.346.348 f.350 f.353; KÜHL (1936/1937), S. 294.297.312.412.637.677.760; RUCKS (1934/1935), S. 39; SCHOEPS (1992), S. 27.36.47.55 f.59.66.78. 89.103.111.120 f.123.
- 126 STOECKER (1876), S. 142 ff.
- 127 PIECHOWSKI (1927), S. 172; vgl. zur Diskussion THIELICKE (1951, I), §§ 1783 ff, S. 583 ff.
- 128 Offenbar hatte die Mutter Otto Briens die kriegstheologische Aussage einer Feldpredigt, von der ihr berichtet worden war, kritisiert.
- 129 WITKOP (1928), S. 353 f; JOHANN (1969), S. 318. Am Karfreitag, den 2. April 1915 schrieb Hermann Knutz (1889–1917): „Es war immer so, als wenn an diesem Tag auch Menschenhaß und Streit ruhen mußten. Und heute am Karfreitag 1915 stehen wohl an 20 Millionen Menschen, die da glaubten, es in Christenliebe und Duldsamkeit herrlich weit gebracht zu haben, bis auf die Zähne bewaffnet, um sich am liebsten heut noch zu zerfleischen. Seit jenem heiligen Freitag, als der große Nazarener seinen gewaltigen Kampf mit dem Tode

- kämpfte, ist wohl nicht so viel Kampf in der Welt gewesen wie heute.“ HOFFMANN (1937), S. 167. – Am 27. Oktober 1918 schreibt wiederum Otto Brian: „(...) wenn die Herren in der Heimat, die immer noch weiter Krieg führen wollen, wüßten, wie es hier draußen aussieht und wie es zugeht, in welcher Verfassung unsere Soldaten sind, dann würden sie nicht solche Phrasen fabrizieren. Ich wünsche solche Leute nur ein paar Tage raus zu uns.“ WITKOP (1928), S. 354. – Zur Kritik an den meist kriegstheologisch eingestellten Geistlichen und ihren Durchhalteparolen s. a. WITKOP, ebd., S. 35.124.158.353 f; vgl. ebd., S. 278. Vgl. EBERT (2014), S. 86.
- 130 SCHÄFER (1917), S. 367; vgl. SCHIAN (1921), S. 218 ff.
- 131 BÜRCK (1919), S. 25; PRESSEL (1967), S. 356, Anm. 2.
- 132 BÜRCK (1919), S. 20; PRESSEL (1967), S. 356, Anm. 2.
- 133 DREYSSE (1934), S. 107 f.
- 134 KÖPPEN (2005), S. 211.
- 135 PFEMFERT (1973, VII), S. 8 f (Oskar Kanehl, „Soldatenmißhandlung“).
- 136 THRASOLT (1930), S. 181 ff.189.
- 137 LANDAUER (1976), S. 53 ff.
- 138 KRAUS (1916b), S. 73 ff („In Frankreich [...] nach Originalbriefen“: „...Wir wünschen sehnlichst das Ende des Krieges herbei; ich bin schon seiner überdrüssig und ich glaube, Kameraden zu haben, die ebenso denken wie ich...“ – „...Du sagst mir, daß wir 1200 Gefangene gemacht haben, die Zeitungen hätten es gebracht; aber was sie nicht gesagt haben, ist, daß die Boches ihrerseits 1800 der Unserigen zu Gefangenen gemacht haben...Ich frage mich, wie das enden wird. Jedermann leidet und hat dieses traurige Dasein satt...“ – „...Wir haben schwere Verluste...Ich gäbe alles mögliche darum, um von hier wegzukommen...“ – „...Meine Liebe, wenn Du wüßtest, welches Blutbad zurzeit hier angerichtet wird!...Wie es hier zugeht!...Man sagt wohl, daß man mutig sein soll; ich bin es ja auch, aber manchmal verläßt uns doch der Mut, wenn wir so viele Kameraden unter dem Maschinengewehrfeuer fallen sehen...Ich sehe jetzt, daß unsere Offiziere unseren Tod wollen. Diese Angriffe sind tatsächlich unnütz und ich sehe nun schließlich ein, daß unsere Offiziere unsere Feinde sind...“ – „...Es ist doch traurig, daß sich das arme Volk so hinrichten und hinschlachten lassen muß, bloß um einigen Dutzend Dickköpfen Spaß zu machen. Sie sind die einzig Schuldigen; sie würden es verdienen, vernichtet zu werden, und nicht das Volk, welches nur Frieden und seine Ruhe verlangt...“ – „...Unser moralisches und materielles Leben liegt in den Händen von Verbrechern. Du kannst dir wohl denken, daß sie von den Greuelthaten, die sie verbrechen, nichts erzählen. In den Zeitungen liest man doch nur Lügen...“ – „...Mir scheint, es soll dieser Krieg keine Ende nehmen...Ich glaube, wenn der Krieg noch lange dauern sollte, weiß Gott, es würde keine Soldaten mehr geben. Was täglich fällt, das ist entsetzlich...“ – „...Immer länger und länger wird die Liste, ich glaube, der Krieg wird aus Mangel an Kämpfern aufhören...“ – „...Wieder ist Allerheiligen und ich habe noch keine Handvoll Getreide gesät...Wie oft hatten Allerheiligen viele die Aussaat beendet. Man verreckt oder schuftet bis zum Ende dieses verfluchten Krieges, der so unzählig viele in Kummer und Trauer stürzt und gar manche Familie ins Elend für immer ...“ – „... Alles ist ausgehoben... Wenn das noch lange dauert, frage ich mich, was aus uns werden soll ...“ – „... Diese jungen achtzehnjährigen Leute unter den Fahnen zu sehen, das bedeutet den Ruin der Welt und vor allem der Heimat. Dieser Mangel an Arbeitshänden bewirkt für die Zurückbleibenden

eine große Teuerung... Viele Güter, die kein Kapital haben, lassen sie einfach brach liegen... Ich fürchte, im nächsten Jahre wird es noch schlimmer werden...“ – „...Ich werfe nur einen Blick auf die amtlichen Kriegsdepeschen, wie gewöhnlich jeden Abend. Marie fragte mich, was es Neues gebe, und ob die Zeitung immer wieder diese berühmten Lügen bringe. Voll Zorn nahm sie mir dieselbe weg und warf sie in den Ofen, indem sie zu mir sagte, daß dies für die Blöden gut wäre. In der Tat glaubt man den Zeitungen nichts mehr, wenn man die Soldaten aus den Schützengräben hat erzählen hören. Sie sagen die volle Wahrheit und sind glaubwürdig, aber das Papier läßt sich ruhig bedrucken“ – „... O daß dieser Krieg doch schnell zu Ende ginge! Es ist jetzt genug ...“ – „... Man ersehnt nur die glücklichen Tage der Befreiung, wo man sich in guter Gesundheit wiedersehen kann, und es ist zu wünschen, daß dieser schreckliche Krieg, der uns so viele Tränen verursacht, so schnell als möglich zu Ende gehe ...“ – „... Wenn doch nur das Ende dieses Krieges käme! Denn ihr müßt doch jetzt sehr müde sein und ihr habt schon so viele Leiden ausgestanden seit so langer Zeit. Es wird gewiß noch viel mehr Kranke geben als Tote. Wir ersehnen lebhaft das Ende dieses Alpdruckes...“

139 Vgl. insbesondere die „Arbeitergedichte“ bei BAB (1915b), S. 228–244.

140 Die Hilfe 21, Jg. 1915, Nr. 51, S. 826 = NAUMANN (1964), S. 855.

141 LERSCH (1918), S. 67; s. a. DERS. (1925), S. 50; s. o. Anm. (Vorwort), 52.

142 SCHÄFER (1917), S. 367.

143 SCHIAN (1921), S. 218 ff.

144 BRÖGER (1917), S. 366.

145 So ein Terminus im Nachwort von Thomas F. Schneider zu REMARQUE (2014b), S. 116: „Gegen-Erinnerung zur marktbeherrschenden, kriegsbejahenden Schilderung des Krieges aus der Perspektive der Nationalisten; [...] Gegen-Erinnerung aus der Perspektive der ‚Generation, die durch den Krieg zerstört wurde, auch wenn sie seinen Granaten entkam.“

146 Vgl. die in der Zeitschrift „Der Frontsoldat erzählt“ jeweils am Schluss der Monatshefte regelmäßig eingeschobene Rubrik der „Skat=Ecke“ (enthält eine Skataufgabe mit Auflösung in der folgenden Nummer) – ein Reflex des stundenlangen Kartenspiels der Frontsoldaten im oft tage- bis wochenlangen ereignisarmen „Einerlei“ der Gefechtspausen, in denen man ins Nachdenken hätte geraten kommen; SCHIAN (1921), S. 122; HOFFMANN (1937), S. 97.145; WITKOP (1928), S. 24.147; REMARQUE (1929), S. 92.95.103.108.114; DERS. (2014b), S. 11; RUCKS (1934/1935), S. 294.533.676.691.808; vgl. a. REIMANN (2000), S. 153.281.

147 LERSCH (1918), S. 43.

148 KRAUS (1994), S. 231; DERS. (2014), S. 242, III. Akt, zweite Szene.

149 ENGLUND (2013), S. 38.

150 GRAF (1994), S. 295.

151 TUCHOLSKY (1993, II), S. 22 f („Vaterländischer Unterricht“, 1919) zitiert hierzu aus einem Tagesbefehl; z. B. „Jeder [der abkommandierten Soldaten] blickte stumpfsinnig wie eine Kuh oder wie ein Ochse in irgendeine Ecke und das stundenlang.“

152 Was allerdings seltener zutraf; SCHIAN (1921), S. 212 ff.

153 ROHDEN (2012), S. 174.180 f.183.186.188; WITKOP (1928), S. 170 ff.

154 ROHDEN (2012), S. 218; WITKOP, ebd., S. 173 f; zur allgemeinen Volksbildung und mangelnden Reflektionsfähigkeit s. die kritische Selbstaussage eines jungen Arbeiters, der sich kurz nach dem Weltkrieg zur Volkshochschulfrage äußert; ULLRICH (1920), S. 305 ff.308 ff.

155 REMARQUE (2014b), S. 24.

- 156 KÖPPEN (2005), S. 212 f.
- 157 PIECHOWSKI (1927), S. 155.
- 158 DERS., ebd., S. 72.
- 159 So berichtete auch eine Reihe anderer 1927 von Paul Piechowski Befragter; DERS., ebd., S. 65.71.86.89.
- 160 DERS., ebd., S. 76.
- 161 Vgl. DERS., ebd., S. 31.56 f.72.79.171.173 ff.
- 162 DERS., ebd., S. 169.
- 163 DERS., ebd., S. 174.
- 164 Der Befragte verrät hier die Kenntnis des Buches „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart“ von RUEDORFFER (1914), S. 155 ff.
- 165 Die Verdummungsstrategie der Kirche wird auch sonst bei PIECHOWSKI (1927), S. 29.56.69.84.110 f.163.180 von den Befragten genannt.
- 166 DERS., ebd., S. 35.
- 167 DERS., ebd., S. 43
- 168 DERS., ebd., S. 45.
- 169 DERS., ebd., S. 60.
- 170 DERS., ebd., S. 86.
- 171 DERS., ebd., S. 159.
- 172 DERS., ebd., S. 165.
- 173 DERS., ebd., S. 31.
- 174 LERSCH (1925), S. 181 f.
- 175 Vgl. TUCHOLSKY (1993, II), S. 393: „Die Priester aller drei Konfessionen [drehten und wendeten] ihre Bibeln so lange [...], bis unten der Spruch herausfiel: ‚Du sollst töten‘.“ („Rausch, Suff und Katzenjammer“, 1920).
- 176 DERS. (1993, VII), S. 93 ff („Was soll mit den Zehn Geboten geschehen?“, 1929); TIETZE (2012), Sp. 264c.266c.
- 177 Tucholsky bezog sich hier wohl auf das sog. „Saarburger Kreuz; s. u. Kap. XVIII, 3, a, S. 728 ff.
- 178 TUCHOLSKY (1993, VI), S. 82 („Apage, Josephine, Apage –!“; vgl. Matth. 4, 10); DERS. (2001, X), Nr. 36, S. 124 f.711.
- 179 MUSIL (1988, II), S. 1802.1903.
- 180 S. o. Kap. VII, 2, b, Abbildung 23, S. 404.
- 181 HOFFMANN (1937), S. 49.277 ff.337 u.ö.
- 182 So nach dem Uhland-Lied („Der gute Kamerad“, 3. Strophe): „Will mir die Hand noch reichen, / Derweil ich eben lad': / Kann dir die Hand nicht geben; / Bleib du im ew'gen Leben[,] / mein guter Kamerad!“ UHLAND (1892), S. 141; vgl. KRULL (2013), S. 80 (Leonhard Frank, „Der Kellner“, 1916).
- 183 WITKOP (1928), S. 109 ff.148 f.178.346 u.ö.; JOHANN (1969), S. 63.
- 184 EBERT (2014), S. 41.64.222 u.ö.
- 185 Zit. v. TRAUB (1917) selbst, Rückumschlag zur „Hilfe“, Jg. 23, Nr. 31 vom 2.8.1917; vgl. a. den „Fluch“ Alfred Hermann FRIEDs (2005), S. 280 (30.6.1919), mit dem er 1919 sein Kriegtagebuch beschließt. Zu Gottfried Traub vgl. FRIED, ebd., S. 138.144.159.274.325 (Anm. 10).327 f (Anm. 19).
- 186 MÜHSAM (2010), S. 47 f.

- 187 LERSCH (1925), S. 50.
- 188 RUCKS (1934/1935), S. 601.
- 189 Alfred E. Vaeth (1889–1915) am 26.1.1915 und 12.7.1915 bei: WITKOP (1928), S. 128.130 f.
- 190 ROHDEN (2012), S. 26; HOFFMANN (1937), S. 20.23.25.30.97.172.185.316.351 f.444 u.ö.; WITKOP (1928), S. 7.14.28.49.54 ff.61.77.84.88.102 f.115.123.130 f.138.140.168.212 f.239 f.263 u.ö. (ebd., S. 279 vereinzelt eine gegenteilige Äußerung); RUCKS (1934/1935), S. 149.267.342; SCHOEPS (1992), S. 24 ff.64 f. 80 f.94.122 ff; EBERT (2014), S. 25.
- 191 Otto Heinebach (1892–1916) am 18.2.1916 bei WITKOP (1928), S. 212 f.
- 192 So Hans Martens (1892–1915) am 12. Mai 1915 aus Döberitz; s. WITKOP, ebd., S. 102; JOHANN (1969), S. 123; vgl. a. die Gefallenenstatistik bei KÜHL, ebd., S. 539, derzufolge bei einer Gesamtverlustzahl von 2.036.897 Gefallenen von 1914–1918 „das deutsche Volk im Durchschnitt täglich 1331, stündlich 55, in fast jeder Minute also einen Soldaten durch den Tod verlor.“ Vgl., ebd., S. 303 auch die „Ehren-Rangliste“ der gefallenen Offiziere von 1914 und die Statistik zu West- und Ostfront 1914–1918 bei RUCKS (1934/1935), S. 318 f. Auch Franz Pfemferts oppositionelle Wochenschrift „Die Aktion“ veröffentlichte 1918 eine Gefallenenstatistik und summierte die Gesamtziffer der Verluste des Ersten Weltkriegs auf 25 Millionen Mann; PFEMFERT (1987), Sp. 1002 f.
- 193 LAMSZUS (2014), S. 149.
- 194 Heinrich Nowack bei PFEMFERT (1987), Sp. 502.
- 195 WITKOP (1928), S. 123.
- 196 DERS., ebd., S. 22. Ein den Frontsoldaten wichtiges Anliegen; vgl. etwa HOFFMANN (1937), S. 7.14.24 f. 27 ff.55 f.59 f.64.102 f.108 f.113.124.136.147.166.190.209.256 f.264.271 f. 280.284.294.303.315.332.337.339 f.344.375 ff.439.443 ff.446.448.450 u.ö.; WITKOP (1928), S. 34.63 ff.81.85 f.105.119.134.136.162.202.235.240.243 f.263.282.299.301.315.321.339.353 f u.ö.; RUCKS (1934/1935), S. 16 f.22 f.114.119.121.197.208.227.239.246.261.263 ff.378.380. 597.645 683 f.685.692.698.772 ff u.ö.; SCHOEPS (1992), S. 26 f.32 f.44.63.89.108.123.128; bei HOFFMANN, ebd., S. 103 findet sich die Definition: „Liebe Mutter, lieber Vater. – – genau so wie man vor 15 oder 20 Jahren als Kind sagte, wenn einem etwas fehlte. Und diese Anrede, das ist heute keine Überschrift mehr, darin liegt die Erkenntnis dessen, was man vor dem Kriege besessen hat.“
- 197 Allerdings wird das Problem des Glaubenszweifels auch schon im Liedgut des KIRCHEN- BUCHs (1850–1885) anhand von Wortbrücken und Stichwortassoziationen mitbedacht; vgl. dort Lied 27, 3; 54, 2; 66, 10; 69, 3; 83, 3; 86, 2; 88, 8; 111, 6; 117, 1; 119, 4; Gebet Nr. 22 und 23. Berücksichtigt wird auch die sog. „Gott ist tot“-Theologie; s. ebd., Lied 84, 1–8 „Gott lebet noch!“ = ELSNER/LANGBECKER (1840), Nr. 840.
- 198 Vgl. ROHDEN (2012), S. 31 f.156 ff.161; HOFFMANN (1937), S. 14.23.36 f.94.96.104.159 f. 165.172.185.249.316.318.374.377 f.406.408.426.444 u.ö.; RUCKS (1934/1935), S. 39.79.169. 193.386.411.519.685 f.693.696 („das wilde Würfelspiel des Kriegsschicksals“) u.ö.; KÜHL (1936/1937), S. 14.82.107.151.170.281 ff.296 f.314.378.396 f.436.566 f.582.614.646 ff.649. 740.743.754 u.ö. und SCHOEPS (1992), S. 51.103.105.120; mitunter scheint der unpersönliche, willkürliche „Schicksals-“ oder „Bestimmungs“begriff, die Vorstellung eines persönlich lenkenden Gottes zu ergänzen oder gar zu ersetzen; vgl. a. WITKOP (1928), S. 28.103 („Zufall“).125 („Schicksal“).128.131 („vorbestimmt“).167 („ich erkenne, daß das ‚Unerkennbare‘, das uns immer umfaßt, doch eine Liebe ist.“).168.199 („Gottes Vorsehung“).216

- („Wen's trifft, den trifft's.“).244.247 u.ö. Albrecht SCHAEFFERS (1915), S. 41 f, Gedicht „Der letzte Waffengang“ (vierte Strophe; vgl. a. den veränderten Wortlaut in: Kriegs=Almanach, 1915, S. 19 ff) dichtet den Frontsoldaten allerdings einen diffusen Schicksalsglauben an, der aus einer bizarren Mischung von Apokalyptik, antikem sowie germanischem Mythos, Völkerdarwinismus und deutschem Idealismus besteht.
- 199 Vgl. LAMSZUS (2014), S. 28.131 f.
- 200 So wiederum bei KÜHL (1936/1937), S. 291.356.582 f.646 ff; WITKOP (1928), S. 117.131.199.350; ENGLUND (2013), S. 390.437 f.
- 201 Zit. bei KRULL (2013), S. 143 ff (Oskar Baum, „Zwei Erzählungen“, Leipzig, 1918, S. 5 ff).
- 202 Das französische Original zitiert bei ANGELLOZ (1952), S. 271.
- 203 FRIES (1994), S. 842.848.
- 204 HOFFMANN (1937), S. 283.
- 205 Vgl. BARBIER/HOFFMANN (1881).
- 206 Regie: Richard OSWALD (1916); die Uraufführung fand am 25. Februar 1916 im Berliner Marmorhaus statt. Es existieren Filmfassungen von leicht unterschiedlicher Länge, die bei YouTube abrufbar sind; wir zitieren hier die Fassung von einer Stunde und elf Minuten Länge (1:11:03): <https://www.youtube.com/watch?v=22bsuekdr6Y>.
- 207 OSWALD (1916), 0:15 ff und 1:08 ff.
- 208 FAULHABER (1916), S. 123 verweist allerdings darauf, dass der Soldatentod nicht als „Märtyrertod“ oder „sakramentale Bluttaufe“ zu verstehen sei, die „alle und jede Schuld abwasche“; der Gefallene müsse daher erst noch durchs Fegefeuer gereinigt werden.
- 209 KOHLSCHMIDT (1935), S. 692 ff; ebd., S. 693 das Lied „Ich bin des Königs Pionier“ (1914); vgl. a. die Variante aus dem Lied „Wenn weder Mond noch Sonne scheint“ (3. Strophe), ebd., S. 694:
- „Und trifft die Kugel unsre Brust,
Gehen wir zur Himmelstüre
Und melden uns der Pflicht bewußt
Im letzten Hauptquartiere.
St. Petrus öffnet uns sofort
Ertönt es auf sein fragend Wort:
„Wir sind's, die Pioniere!““
- 210 LÖNKER (2013), S. 166 f.184, Anm. 22 (Lit.); zur Interpretation dieser Erzählung s. KROTZ (1976), S. 23 ff; PFOHLMANN (2012), S. 75 f.
- 211 MUSIL (1955), S. 175; Tagebucheintrag vom 22.9.1915.
- 212 WATZLAWICK (1981), S. 313 f; vgl. zu diesem Phänomen auch SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 247.256 (Briefe vom 10.7. und 2.8.1916), CURTIUS (1956), S. 379 und den US-australischen Film „Hacksaw Ridge“ (Mel Gibson, 2016).
- 213 MUSIL (1928), S. 43 ff; s. a. den z. T. leicht veränderten Wortlaut bei DEMS. (1936), S. 201 ff und DERS. (1957), S. 528 ff.575 ff; Hervorhebung von mir; bei PFOHLMANN (2012), S. 76 auch eine Abbildung solchen Fliegerpfeils.
- 214 GRAF (1994), S. 159.295 ff.300 (dort das Gedichtzitat).
- 215 ZWEIG (1963), S. 215; vgl. ebd., S. 295 f zu Rechenkünsten für das Jahr 1916.
- 216 Zur genaueren Analyse von Hes. 4, 4 ff, insbesondere zur nachträglichen Abänderung der

- ursprünglichen Zahl 190 (so die Septuaginta) in 390 im masoretischen Text, welche die Schuld Gesamtisraels seit der Tempelgründung mitberechnet, s. ZIMMERLI (1979), S. 118 ff.
- 217 SARTRE (1965), S. 158 („Die cartesianische Freiheit“).
- 218 Zum Gnomon s. BENGEL (1860), S. 13 ff. 1058.1066 ff. 1069.1082.1090 f. 1096 ff. 1101 ff. 1114 ff. 1127 ff; vgl. REINHARD (1850), Brief Nr. CLXXII, S. 327 (Reinhard an Goethe, 8.2.1832).
- 219 REINHARD (1850), S. 327 (Brief Nr. CLXXII vom 8.2.1832, Reinhard an Goethe); BENGEL (1860), S. 1114.1129 zu Offb. 15–18.
- 220 ROGGE (1872), 2. Abt., S. 42–47; FONTANE III (1876), S. 759; vgl. a. WUSTMANN (1915), S. 79 ff., insbes. S. 87; PIECHOWSKI (1917), S. 39 f; BRAKELMANN (1976), S. 302 f; DERS. (2014), S. 18 f.
- 221 Vgl. SARTRE (1949), S. 213 ff („Matérialisme et Révolution“).
- 222 BACHER (1965, I), S. 133; DERS. (1965, II), S. 142 f; STRACK (1961), S. 108.
- 223 „U-netannäh tokäf“; HANK/SIMON/HANK (2013), S. 307.342. Goethe überliefert das Wort „Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen, sagt der Soldat in der Schlacht.“ Bei ECKERMANN (1902, I), S. 307 (Mittwoch, den 11.4.1827).
- 224 MAGONET/HOMOLKA II (1997b), S. 248 f; vgl. a. FÜRSTENTHAL (1877), S. 538 f.
- 225 BUSSE (1916), S. 36; SCHOEPS (1992), S. 22.138.
- 226 WITTGENSTEIN (1984), S. 89.187; vgl., ebd., Tractatus logico-philosophicus, § 5.473, S. 57.
- 227 DERS., ebd., S. 167; vgl. ebd., Tractatus logico-philosophicus § 5.621, 5.633, 6.373 und 6.41, S. 67 f.82 f.
- 228 MUSIL (1955), S. 625 („Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten in Tausendste“, 1922).
- 229 KUNERT (1966), S. 17.
- 230 REMARQUE (1929), S. 213 ff.222 (Kap. IX; im Original als „XI verdruckt“).
- 231 HÖLDERLIN (1992), S. 399 („Einst hab ich die Muse gefragt“); ADORNO (1970), S. 357.
- 232 MANN (1955), S. 731 (Rundfunkrede „Deutsche Hörer“ vom 16.1.1945).
- 233 SCHIAN (1921), S. 227 f.
- 234 PFLEIDERER (1890), S. 200. Pfeleiderer erwähnt hier insbesondere die Aversion „gegen gar zu viele alttestamentliche [Perikopentexte] mit ihrer naheliegenden Gefahr eines religiösen oder vielmehr irreligiösen Chauvinismus.“
- 235 HOFFMANN (1937), S. 159.
- 236 Vgl. SCHIAN (1921), S. 211; HOFFMANN (1937), S. 240.
- 237 BINDING (1940a), S. 262 f. Dass Binding auch einzelne Militärgeistliche loben konnte, zeigt das Beispiel des Hamburger Pfarrers Johannes Nicolassen, den er als Geistlichen für seine Division erbat; DERS., ebd., S. 286.333. Vgl. SCHIAN (1921), Nr. 827, S. 531.
- 238 Vgl. ENGLUND (2013), S. 380 f nach Michel Corday am 16.1.1917: „Die romantisierenden Berichte über Soldaten und Heldenmut, die in den ersten Jahren die Magazine füllten, verschwinden allmählich und machen Detektivgeschichten, Kriminalliteratur und sonstigen Formen der Realitätsflucht Platz. Zum Teil zeigt es sich in einer allgemein wachsenden Ablehnung des Krieges. Aber immer noch bestimmen die Chauvinisten und Nationalisten, die Opportunisten und Schwätzer die öffentliche Debatte.“
- 239 Vgl. MIHÁLYHEGYI (1980), S. 303.
- 240 VONDUNG (1980a), S. 79.
- 241 KAPPEY/KOCH (1915), S. 99 ff (Nr. 52; „Im Hauptquartier des Kaisers“).103 ff (Nr. 55: „Im Schützengraben“).

- 242 KÜHN (1917), S. 51 ff.
- 243 Bezeichnung für die romanischen Völker; daher werden auch bei Luther die Italiener als „Welsche“ genannt.
- 244 GANGHOFER (1914a), S. 5 f.24. ff.37.61 f.65 ff.74.84; DERS. (1914b), S. 12.16.36; VON-DUNG (1980a), S. 79.
- 245 JIRICZEK (1906), S. 187; WOLFF (1935), S. 53 f.
- 246 VORWERK (1914), S. 26, „Seemannstod“, dritte und vierte Strophe.
- 247 GLATZER (1983), S. 92.
- 248 ENGLUND (2013), S. 25.
- 249 EBERT (2014), S. 96: Vizefeldwebel Johannes Wierich an seine Eltern in Küdinghoven, 6.6.1915: „Ich denke, daß es bald Zeit wird, daß Ihr mir das Gebetbuch schickt. Es ist so wichtig wie auch die übrigen Sachen.“
- 250 PIECHOWSKI (1927), S. 114.
- 251 Mit 1916 war der Höhepunkt der Kriegsliteratur überschritten; HUBATSCH (1973), S. 35.
- 252 THRASOLT (1930), S. 183.
- 253 GLATZER (1983), S. 91 ff, vgl. HOFFMANN (1937), S. 382: Nikolaus Petzold (1896–1918) am 29.12.1917: „Ich konnte keine Ullsteinschmierchen mehr lesen. [...] Ich las Minna von Barnhelm.“
- 254 So bei BAUMGARTEN (1915b), S. 138; vgl. ebd., S. 282; s. a. DERS. (1916), S. 8a.
- 255 Vgl. z. B. ROHDEN (2012), S. 153.174.261.267.290.295.299; HOFFMANN (1937), S. 209.219.293.382.415; WITKOP (1928), S. 147.165.196.203 ff.211.242.260 f.275.298 f.321; EBERT (2014), S. 96.101.146.225.257.280. Zu den im Feld gelesenen Büchern gehörten neben Gebets- und Andachtsbüchern (wie Thomas a Kempis) auch die Bibel und jüdische Gebetbücher; vgl. RUCKS, ebd., S. 665 (Photo); WITKOP, ebd., S. 98.198; SCHOEPS (1992), S. 130. Zu den Büchersammelstellen in der Heimat s. KRIEGER (1919), S. 184 f. Zum Krieg 1870/1871 s. PFLEIDERER (1890), S. 135 ff.
- 256 WITKOP (1928), S. 147; RUCKS (1934/1935), S. 117: Die Reclam-Bändchen „gingen zum Lesen von Hand zu Hand“; ebd., S. 660 wird auch eines der seit 1910 in Berlin erscheinenden rot eingebundenen Taschenbücher des Ullstein-Verlags erwähnt, das einem gefallenem deutschen Offizier gehört hatte.
- 257 BARTHEL (1917), S. 44 f.
- 258 AVENARIUS (1915a); vgl. KRAUS (1916c), S. 15: Das Buch „zieht [...] als *Kamerad Feldgeistlicher* in die Gräben.“
- 259 AVENARIUS (1915a), S. 301 ff.
- 260 HEDIN (1916a), S. 334; vgl. überhaupt zur Goethe- und Nietzsche-Lektüre FLEX (1918), S. 9.24.32.36 f.49.63.
- 261 RUCKS (1934/1935), S. 362 nach Ernst Büttners Beitrag, Braunschweig, „Typen von der Front“. Die Zitate stammen tatsächlich aus Goethes Faust; erstes Zitat: Faust II, 3. Akt („Vor dem Palaste des Menelas zu Sparta“), Z. 963 ff; zweites Zitat: Faust II, 1. Akt („Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern“), Z. 874 f; drittes Zitat: Faust II, 4. Akt („Hochgebirg“), Z. 43 ff. Vgl. a. WITKOP (1928), S. 347 f.
- 262 WITKOP (1928), S. 103.114.
- 263 FRIED (2005), S. 66 (Tagebuchnotiz vom 18.1.1915); EBERT (2014), S. 148.
- 264 ZUCKMAYER (2006), S. 286.288 (Gegen Ende des Kapitels: „Als wär’s ein Stück von mir“).

- 265 DERS., ebd., S. 283 f.
- 266 BERN (1915), S. IV.299 ff (in der Rubrik „Ernste Vorträge“); das sehr unterhaltsame Buch wird nach HOFFMANN (1937), S. 150 in einem Feldpostbrief erwähnt (Rudolf Braune, Harville bei Mars-la-Tour, 11.4.1915).
- 267 Vgl. SCHENDA (1976), S. 132.
- 268 Vgl. LIPP (2003), S. 82 ff; vgl. HAUPTMANN (1974), S. 876 f („Kriegswinter des Theaters“); dazu DERS. (1963), S. 930.
- 269 So bringt nur der bei Velhagen & Klasing 1916 erschienene Kriegsalmanach eine Reihe von Essays und romanhaften Erzählungen, die mit dem Kriegsgeschehen zu tun haben: u. a. auf S. 21 ff einen Aufsatz von Paul HERRE (1916), „Das neue Deutschland“; auf S. 33 ff eine Erzählung von Emmi LEWALD (1916), Der letzte Brief – Eine Stimme von der Front; auf S. 67 ff einen Essay von Fritz VON OSTINI (1916), Der Krieg und die Maler (ebd., S. 67–85) mit Beispielen einschlägiger Ölstudien mit Motiven von der Front). In den späteren Ausgaben bis 1918 ist vom Krieg kaum noch etwas zu spüren. Vgl. den Kriegsalmanach 1917: dort auf S. 118 ff die Novelle von Anselma HEINE (1917), „Die Wage“; auf S. 127 ff Paul ZIFFERERS (1917) Essay „Die Eleganz als Weltanschauung“; das Gemälde von Eugen Oßwald „Am Drahtverhau“ (S. 88 gegenüber). Der Almanach von 1918 bringt lediglich auf S. 11 f das Gedicht „Flieger=Schlößchen“ von Georg Freiherrn VON OMPTEDA (1918); auf S. 36 das Gedicht „Urlaub“ von Hans Caspar von ZOBELTITZ (1918).
- 270 Sven HEDIN (1915b); s. dazu das Editorial des F. A. Brockhaus Verlags: „Dieses den tapferen deutschen Soldaten und ihren Angehörigen gewidmete Büchlein ist ein Auszug (von 534 auf 191 verkleinerte Seiten gekürzt) aus dem gleichnamigen Werk Sven Hedins, das im März 1915 erschienen ist.“ Zur ungekürzten Ausgabe s. o. HEDIN (1915a). Von Sven Hedins Werken erschienen im F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig, auch andere gekürzte Ausgaben wie z. B. DERS. (1916b); vgl. HEDIN (1916a); DERS. (1917); vgl. HEDIN (1918a) und DERS. (1918c); vgl. DERS. (1918b). Solche ins Marschgepäck passenden Editionen waren ebenso wie Kriegspredigten zur Steigerung der Kampfmoral im Schützengraben oder an der Heimatfront gedacht.
- 271 Vgl. die ersten beiden Bände „Ein Volk in Waffen“ (HEDIN, 1915a und 1915b) und „Nach Osten!“ (DERS. 1916a und 1916b). In den seit 1914 publizierten Feldpostanthologien – auch in Kriegspredigten und in der sonstigen Erinnerungsliteratur wie dem seit 1930 erscheinenden „Der Frontsoldat erzählt“ – werden Hedins Bücher so gut wie gar nicht erwähnt. Ich zähle nur drei Belege: EBERT (2014), S. 71 f; DOEHRING II (1915), S. 272; RUCKS (1934/1935), S. 367 f (dort sogar ein längeres Zitat aus HEDIN, 1917, S. 50 ff = DERS., 1918a, S. 45 ff). Die Nichterwähnung Hedins mag auch mit den generellen Vorbehalten der Frontsoldaten gegenüber Kriegsberichterstatern zusammenhängen. Bei ANONYMUS (1918), S. 188 werden diese formuliert: „Ihm (= dem Frontsoldaten) ist der Kriegsberichterstatter lediglich der Neugierige, nie der Leidenskamerad, den allein er sich gleichberechtigt schätzt. Was er zutiefst in den Berichten dieser Schriftsteller fühlt, ist ihre Unkeuschkeit (...). Erst dann, wenn die Kriegsberichterstaten sich einmütig bereit erklärten, unverzüglich ihren Dienst mit dem eines Infanteristen zu vertauschen, werde ich mich für irregeleitet erklären.“
- 272 HEDIN (1915a), S. 246 ff. 258 f. 457 ff; die wenigen Bezugnahmen gibt die Taschenbuchausgabe (DERS., 1915b) auch nur um wesentliche Passagen gekürzt wieder; HEDIN (1915b), S. 176 ff; vgl. ebd., S. 110 ff. Schon in DERS. (1916a) findet sich gar keine Bezugnahme mehr auf die Kriegstheologie.

- 273 DERS. (1917), S. 5; vgl. DERS. (1918a), S. 1.
- 274 GRESCHAT (2014), S. 18 ff.21 (dort das Zitat); SCHENDA (1976), S. 131.
- 275 BINDING (1940a), S. 219.
- 276 MUEHLON (1918), S. 144 f (Tagebucheintrag vom 11.11.1914); vgl. DERS., ebd., S. 32 (Tagebucheintrag vom 6.8.1914).136 (Tagebucheintrag vom 1.11.1914); vgl. FRIED (2005), S. 225 f (Tagebucheintrag vom 31.5.1918).
- 277 Zu einigen Reichstagsabgeordneten vgl. etwa FRIED (2005), S. 105 f (Tagebucheinträge vom 20. und 21.1.1916).
- 278 WITKOP (1928), S. 19 f.25.29.52 f.75.82.105.108.125.134.156 f.170 f.197 f.201.205.211 f.239.242.263.295.314 ff u.ö.; RUCKS (1934/1935), S. 14 (dort wird vom „Gott des Krieges“ und vom Kampf des Germanentums gegen die slawische Unkultur gesprochen). Bei HOFFMANN (1937), S. 416 schreibt Fritz Perner (1893–1918): „Ich glaube an deutsche Ostern. Kommt sie bald oder kommt sie später, ich glaube an sie.“ Der bei Walter Flex geschilderte „Gottesstudent“ Ernst Wurche scheint zwar das heroische Christusbild rezipiert zu haben (FLEX, 1915, S. 16 f), dem kulturdarwinistischen Geschichtsbild der Überlegenheit Deutschlands jedoch nicht gefolgt zu sein (ebd., S. 34 ff); vgl. a. das Nachwort bei FLEX, ebd., S. 100 f. Zu Walter Flex und Ernst Wurche s. a. RUCKS, ebd., 612 (dort der Artikel von W. EBBEKE, Warendorf, „Mit Walter Flex auf Patrouille“); vgl. a. RUCKS, ebd., S. 15.155.
- 279 WESTARP (1935), S. 322; vgl. DERS., ebd., S. 324.
- 280 Zum Antisemitismus dieser Schrift s. REVENTLOW (1940), insbes. S. 28 ff.58.61 ff.147 ff.
- 281 DERS., ebd., S. 444–491.
- 282 DERS., ebd., S. 29 ff.63.134.151.160.430.
- 283 DERS., ebd., S. 51 ff.98.178.
- 284 DERS., ebd., S. 34.
- 285 Vgl. ZIESKE (2013), S. 14–31.
- 286 KELLERHOFF (2014), S. 117.
- 287 SCHEFFLER (1915a), S. 214 f.
- 288 OESTREICH (1917), S. 405.
- 289 LEMM (1917a), S. 427 f.
- 290 JÜNGER (1929), S. 54 ff.74 f.92.129 ff.139 f.145.151.156 f.173 f.217.222.232 ff.
- 291 KÜHL (1936/1937), S. 515.519 f.525.
- 292 Vgl. REIMANN (2000), S. 116 ff.145 ff.168 ff u.ö.
- 293 Willi Wolbold (1893–1917) am 17.12.1914 (Ypern): „Sind es doch die vielen kleinen Sandkörnchen, die den Berg unseres Sieges auftürmen sollen.“ HOFFMANN (1937), S. 105. Wolbold spielt hier auf zwei Stellen bei Schiller an: auf Schillers Schrift „Von den nothwendigen Grenzen des Schönen – besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten“, in der es am Schluss heißt: „Ihm [= dem Künstler] ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst[;] und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt.“ GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 406; und zweitens auf die letzte Strophe von Schillers Gedicht „Die Ideale“; GOEDEKE (1871b), S. 26:
 „Und du [= Freundschaft], die gern sich mit ihr [= Beschäftigung] gattet,
 Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,

Die langsam schafft, doch nie zerstört,
 Die zu dem Bau der Ewigkeiten
 Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
 Doch von der großen Schuld der Zeiten
 Minuten, Tage, Jahre streicht.“

294 REMARQUE (1929), S. 27 ff.48 ff.85 f.164 ff.

295 Vgl. CURTIUS (1956), S. 378; von der bei Thomas MANN (1988), S. 473 f behaupteten, mit offenbar „erhöhtem Lebensgefühl“ verbundenen Romantik des „ritterlich-männlichen Gehorsams“ ist da wenig zu spüren.

296 REIMANN (2000), S. 97.

297 Schon PFLEIDERER (1890), S. 62 ff.118 ff.153 ff und KLEIN (1914), S. 134.150 äußern sich über die harte deutsche Disziplin im Siebziger Krieg; Klein schreibt, ebd., über die deutschen Soldaten in seiner „Fröschweiler Chronik“: „Im deutschen Heere herrschte eine furchtbare unerbittliche Disziplin.“ – „Das sind furchtbare Menschen ... die haben eine Liebe zum Vaterland, eine Treue zu ihren Fürsten, die wir gar nicht kennen. Da heißt's: Einer für alle, alle für einen!“ HÖNN (1915), S. 90 f verweist zur Disziplin der deutschen Truppen auf Xenophons Anabasis II, 6, 10: „Er [= Klearchos] pflegte, wie man erzählt, zu sagen: ‚Wenn der Soldat seinen Posten gehörig bewachen, die Freunde mit Schonung behandeln und ohne Widerrede gegen den Feind marschieren soll, so muss er sich vor dem Feldherrn mehr als vor dem Feinde fürchten.‘“ MARCHANT (1978), z.St.

Vgl. KLEIN (1914), S. 44: „O, diese Deutschen! Ich glaube, das sind andere Menschen als wir; ich glaube, die haben gar kein Herz oder eins von Stahl und Eisen, denn kein Mitleid, keine Teilnahme sprich aus ihren Zügen – nur Freude und Triumph! Aber wehe euch, wenn das Blatt sich wendet!“

298 Bezeichnenderweise wurden in der Erinnerungsliteratur (wie „Der Frontsoldat erzählt“) in den speziellen Rubriken „Soldatische Worte berühmter Deutscher“, „Worte berühmter / bekannter Männer“, „Worte berühmter Deutscher“ systematisch wiederholt; RUCKS (1934/1935), S. 119.155.198.277.303.341.471.493.518.543.680. 716.793; KÜHL (1936/1937), S. 61.70.113.137.156.318.342.476.482.

299 S. o. Kap. IV, 2, G, S. 281 ff.

300 S. z. B. bei REIMANN (2000), S. 153.179.185 ff.

301 Gerade dieser „*furor teutonicus*“ wird auch bei SCHAEFFER (1915), S. 71.76 schwülstig gepriesen; so z. B. im Gedicht „Sterbender Kürassier (Reiterschlacht vor Maubeuge am 23. August 1914)“, 7. Strophe:

„Wut, gieb mir Wut! gieb mehr! gieb mehr! gieb mehr!
 's ist nicht genug! gieb mehr! gieb mehr! es dunkelt wieder!

Wut gieb mir, Wut! ich will ein Feuermeer

Das himmlisch rast mit goldenem Gefieder!“ (ebd., S. 71; s. a. BAB, 1915, S. 201). – Vgl. a. sein Gedicht „Der Trommler“, 6. Strophe:

„Wut der Schlachten, die durchflammt

Knöchelmark und Fingernägel,

Rasselt mit dem Trommelschlegel,

Wut zu wecken, ist mein Amt.“ (ebd., S. 76).

- 302 „Der Sturm war herrlich.“ Alfred E. Vaeth (1889–1915), stud. phil., Heidelberg, am 12.10.1915 bei WITKOP (1928), S. 135; vgl. a. KRULL (2013), S. 15 f.
- 303 Zu dieser Motiv-Aufzählung vgl. HOFFMANN (1937), S. 20 f. 55.57.63.65.81.89.97.110.153.164 f. 172.217.242.248.258.274.351 f. 379 u.ö.; WITKOP (1928), S. 20.23.26 f. 45.53 f. 56 f. 89 f. 92.103 f. 111.117.128.158 f. 227.241.244.276.284 f. 288.292 f. 294.338 f. 350 u.ö.; RUCKS (1934/1935), S. 386 f. 394.551 f. 626.805.810 u.ö.; KÜHL (1936/1937), z. B. S. 6.11.47.52.13 5 ff. 177.297.327.333 ff. 341.379 f. 386.420.440.455 f. 476.495.499.561 ff. 646 ff. 676.679.685.718.742.754 ff. 756.763.773 f u.ö.; HEDIN (1916a), S. 1; SCHOEPS (1992), S. 36.38.48.52.60.74.79.85.87.91.103 f. 109 f.
- 304 KÜHL (1936/1937), S. 103.294.292.296 f. 302.396.431.468 f. 513.744.759 u.ö.; vgl. RUCKS (1934/1935), S. 79.112.172.185.194.357.474 (dort ein Gedicht von Herbert Schwertfeger: „Kam'rad Tod“). 601.690.750 u.ö.; HOFFMANN (1937), S. 57.69.113.127.166.172.270 f. 314 u.ö.; WITKOP (1928), S. 61.126.128.233 u.ö.
- 305 KÜHL, ebd., S. 109.305.436.489 f. 613; HOFFMANN, ebd., S. 23.25.36 ff. 159 f. 166.172.185.228.241.374.377.406.440.450 f; WITKOP, ebd., S. 28.36.125.128.160.164.199.269.321.349; SCHOEPS (1992), S. 41.91.104; BUELENS (2014), S. 217.
- 306 KELLERHOFF (2014), S. 265 ff. Allerdings berichten einige Feldpostbriefe sogar schon ab 1914 von Befehlsverweigerungen auf beiden Seiten der Fronten; vgl. HOFFMANN (1937), S. 41.45.82.181; WITKOP (1928), S. 34.251 f; LIPP (2003), S. 139 ff; MÜNKLER (2015a), S. 463 f. Die Erhaltung solcher Soldatenbriefe ist wegen der ausgeübten Zensur bemerkenswert; vgl. WITKOP, ebd., S. 132 f; EBERT (2014), S. 82.134.173.228.330 ff. 378 f; s. a. KRUM-MACHER (1916a), S. 12. – Die ersten Streiks in der Heimat setzten 1916 ein; 28.–30.6.1916 Massenstreik der Berliner Munitionsarbeiter gegen die Verurteilung Karl Liebknechts und gegen den Krieg; 7.7.1916 Bergarbeiterstreik an der Ruhr.
- 307 Von den 3000 Ausgelosten, die wegen des „Angriffsstreiks“ stellvertretend zur Rechenschaft gezogen wurden, verurteilte man 550 zum Tode; 49 wurden erschossen; MÜNKLER (2015a), S. 602. Zur Dezimation s. Livius, *Ab urbe condita* II, 59, 11: „cetera multitudo sorte decimus quisque ad supplicium lecti“; OGILVIE (1974), S. 148; Plutarch, *Antonius* XXXIX, 9 [934]: δεκατεία; XLIV, 4 [936]: δεκατευειν; ZIEGLER (1971), S. 101.106.
- 308 HOFFMANN (1937), S. 104.224.265 f. 300.302.329.333.335.342.379.406.445.456.469 u.ö.; WITKOP (1928), S. 219.222.254.340: „Auf der Durchfahrt durch Cambrai sahen wir Hindenburg und jubelten ihm zu. Sein Anblick fuhr uns wie Feuer durch die Glieder und erfüllte uns mit starkem Mut“, so schrieb Leutnant Karl Gorzel, 1895–1918, stud. iur., Breslau (DEUTSCHER OFFIZIER=BUND, 1926, S. 153), am 1. Oktober 1916, nach der Sommeschlacht, von Slype aus. Ein Photo von Hindenburgs Besuch in Cambrai im November 1917 bei RUCKS (1934/1935), S. 803. Vgl. zur Hindenburgbegeisterung a. HEDIN (1916a), S. 19.128.219.472.509 ff; RUCKS (1934/1935), S. 15.408; Golo MANN (1992), S. 626. Der Name Hindenburgs ging auch in das Kriegsliedergut ein. Die Rückseite des feldgrauen Umschlags des Kriegsliederbuchs „Brause, du Freiheitssang!“ schmückt das „Berliner Hindenburglied“; KRIEGLIEDERBUCH (1914). Die erste von acht Strophen dieses Liedes lautet:
 „Gott grüße dich, Held Hindenburg,
 Gott grüß dich, Feldmarschall!
 Dein Name strahlt im hellsten Glanz

Heut auf dem Erdenball.“

Es verwundert nicht, dass Karl Kraus in der Fackel berichten konnte, dass unter den „Kriegsnamen“, die auf den Berliner Standesämtern für Neugeborene akzeptiert wurden, auch „Hindenburg“, „Zeppelin“, „Tannenberg“, „Belgrad“, „Warschau“, „Wilna“, „Longwy“ etc. auftauchten; KRAUS (1916a), S. 26 f; vgl. a. URY (2016), S. 482 ff („Hindenburg“).

- 309 RUCKS (1934/1935), S. 546 („Mit dem Schlachtruf ‚Hindenburg‘ rasen die Stürmer vor“). 805 („Parole ab 10 Uhr ‚Hindenburg‘“); s. a. KOCH (1917), S. 25; MISSALLA (1968), S. 88: „Hie Kraft des Herrn und Hindenburg!“ Vgl. Ri. 7, 20: „Schwert des Herrn und Gideon!“

- 310 BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 3940, S. 601. Dieser Ausspruch machte die Runde; vgl. ZWEIG (1963), S. 196. Hierzu befragt antwortete Hindenburg brieflich Karl Theodor Helfferich (1872–1924) am 2.6.1920 gegenüber: „Die Äußerung habe ich getan. Je mehr ich zu tun hatte, desto wohler habe ich mich stets gefühlt. In diesem Sinn war meine Äußerung gemeint.“ Im gleichen Sinn äußert sich auch Walter Harlan in seinem Gedicht „Der gute Arzt“ bei BAB (1915b), S. 26 (zu singen nach der Melodie von „Ein feste Burg ist unser Gott“):

„Wir wandelten zur Sommerkur
Auf heiteren Hügelwegen
Und rauchten eine täglich nur,
Die Nerven heilzupflegen.
Doch wenn ich früh im Gras
Den Brief des Anwalts las
Und wenn die Zeitung kam,
Ach – war es nicht infam?
Die Nerven zuckten wieder! –
Indes der Arzt im blauen All
Hieß eine Trommel rühren,
Und schon rings um den Erdenball
Dröhnt Knattern und Bombardieren.
Sieh an, das hat über Nacht
Uns kerngesund gemacht:
Hei, aller Kram verschwand!
Blüh' auf, mein Vaterland!!!
O Herr, so laß uns bleiben.“

- 311 Vgl. oben Kap. IX, 1, S. 454.

- 312 Als „Zeichen unüberbietbaren Zynismus“ hat Ernst Friedrich (1894–1967) in seinem Buch „Krieg dem Krieg! Guerre à la Guerre! War against War! Oorlog aan den Oorlog!“ (1924) das Photo eines Offiziers, dem Mund und Unterkiefer weggeschossen worden waren, mit diesem Ausspruch Hindenburgs, untertitelt; FRIEDRICH (2004). Die oppositionelle Wochenschrift „Die Aktion“ veröffentlichte 1918 die zuerst in Zürich erschienene Novelle „Der Sieger“ von Andreas Latzko, die Hindenburg, den „Sieger von Tannenberg“, als Zyniker anprangert; LATZKO (1918), Sp. 1032 ff.

- 313 Der „feldgraue Humor“ füllt in der Zeitschrift „Der Frontsoldat erzählt“ sogar eine eigene Rubrik; s. z. B. RUCKS, ebd., S. 64.96.128.160.190.218.252.285.316 f.349.382.411 f.445 ff. 475 ff.506 ff.571 ff.603 f.637 ff. 668 f.701 ff.733 f.764 ff.799 und KÜHL (1936/1937), S. 27.60.93.

- 157.187.221.316.256.350 f.80.411.448.480.507.544.576.603.640.733.792.824. Vgl. SCHUMANN (2016), S. 225 ff zum Humor der Frauen an der „Heimatfront“.
- 314 KAHL (1915b), S. 95: „Der Kriegspessimist und -optimist [...] gehören beide zur Kur in den Schützengraben. Der eine, um sich am frohen Mute unsrer Soldaten zu erfrischen und das Lachen nicht zu verlernen, der andre, um Kugeln pfeifen zu hören und etwas Gruseln zu lernen.“
- 315 GANGHOFER (1915), S. 123.151; vgl. DERS., ebd., S. 103; KÖPPEN (2005), S. 149.
- 316 Die häufigsten Stimmungsadjektive Ganghofers, die das Verhalten der deutschen Soldaten bezeichnen, sind „heiter“, „fröhlich“, „lachend“; vgl. DERS., ebd., S. 9.11.16.18.23.28.31.60.68.85.95.98.102.107.115.120.122.130.133.135 f.149.155 f.164 ff.167.172.176 f.184.190 f.198.201.210.212.217 f.221; nichts anders zeigte auch eine von der britischen Armee publizierte Serie von Postkarten; BRUENDEL (2016), S. 219; vgl. JÜNGER (1929), S. 19 f: „Und als die erste Granate dumpf neben uns in den Waldboden fuhr, und ihrem Einschlage ein Geprassel von Zweigen und der schwerfällige Niederbruch der hochgeschleuderten Erdklumpen folgte, da rief in die beklommene Stille, die nun einsetzte, ein alter Krieger hinein: ‚Jetzt ist euch das Hammelfell geplatzt!‘ Aber das Lachen war nicht mehr dasselbe wie kurz zuvor. Und als wir dann durch ein rollendes Gewehrfeuer hindurch eine ganz mit Leichen bedeckte Lichtung überschritten – da waren wir eigentlich schon ganz andere Menschen geworden.“
- 317 GANGHOFER (1915), S. 152; JÜRGS (2005), S. 219 zeigt ein Schützengrabenphoto, auf dem ein lachender Toter zu sehen ist.
- 318 FOERSTER (1919), S. 79.
- 319 ESPOSITO (2011), S. 117 ff.
- 320 MOSSE (1993), S. 94.
- 321 PIECHOWSKI (1927), S. 89.167.
- 322 FURTMEYER (1917), S. 642.
- 323 LESERBRIEF vom 19.10.1918 aus „Der Beobachter – Ein Volksblatt aus Württemberg, Organ der Württembergischen Demokratischen Volkspartei“; zit. n. PRESSEL (1967), S. 355, Anm. 2.
- 324 BÜRCK (1919), S. 8 ff; PRESSEL (1967), S. 355 f, Anm. 2.
- 325 FOERSTER (1919), S. 63.77; PRESSEL (1967), S. 356 f, Anm. 2.
- 326 HAEBLER (1918), S. 821; Hervorhebung von mir.
- 327 Vgl. Luk. 2, 8.
- 328 Vgl. Luk. 2, 9.
- 329 Vgl. Luk. 2, 11.
- 330 Vgl. Luk. 2, 13.
- 331 Vgl. Luk. 2, 12; diese letzte – mit Bedacht eingerückte – Zeile enthüllt, dass in solcher Art von Weltkriegstheologie nicht die Geburt Christi verkündigt wurde, sondern die sich selbst vergottende und damit selbst zerstörende Welt.

Anmerkungen zu Kapitel XV – Auswirkungen der Kriegsideologie und -theologie nach dem verlorenen Weltkrieg – Krummachers spätere theologische Entwicklung im Spiegel wiedererwachender Kriegstheologie nach 1918 bis 1945

- 1 Zit. n. HECKER (1915), S. 339.
- 2 KASACK (1974), S. 364.
- 3 TUCHOLSKY (1993, II), S. 128 f („Noch immer ...“, 1919).
- 4 KERR (1961), S. 375.
- 5 Heinrich MANN (1974), S. 44 f („Kaiserreich und Republik“, 1919).
- 6 KUTTNER (1920), S. 1c–2b.
- 7 PFEMFERT (1973, VII), S. 3 f.
- 8 OFFIZIER (1932), S. 214 f; TIETZE (2018c), S. 626b.
- 9 Servatius Josef Ponten (1883–1940) kritisierte diese Einschränkung am 28. Januar 1927 in der Wochenzeitschrift „Die Literarische Welt“ als „armselig“, weil eben das „Dokumentarische“ – worauf in seinem Votum auch Bertolt Brecht Wert legte – ausgeschlossen würde; PONTEN (1927), S. 1c–d; vgl. a. REINHARDT (1982), S. 154.250; TIETZE (2018c), S. 626c.
- 10 Vgl. BRECHT (1927), Sp. 1a–b; das Zitat auf Sp. 1b; MAYER (1978, III), S. 444–446; das Zitat auf S. 446.
- 11 SCHNEIDER (2014), S. 279 ff.285 ff = REMARQUE (2014a), S. 279 ff.285 ff („Typoskript-Fassung“).
- 12 JÜNGER (1928), S. XLXIII; vgl. REINHARDT (1982), S. 171.251; HERBERT (1996), S. 93 ff.
- 13 Bei JÜNGER (1930), S. 55.67.131.146.150; GEORGE (2014), S. 19 f; das genannte Gedicht „Einem jungen Führer im Ersten Weltkrieg“ erschien erstmals 1921.
- 14 Ernst von Salomon in: JÜNGER (1930), S. 109–126 („Der verlorene Haufe“). Die deutschen Freikorps bekämpften in verschiedenen Städten (Berlin, Weimar, Bremen, Halle und andere Städte Mitteldeutschlands, Hamburg, Braunschweig, Leipzig, im Ruhrgebiet, München, etc.) die Aufstände der Linken, engagierten sich im „Selbstschutz Schlesien“ und rückten auch in das Baltikum ein. Zum sog. „Nachkrieg“ vgl. a. HORTZSCHANSKI/KÜSTER/NAUMANN (1968), S. 97–169 ff.239 f.274 ff.306–330.
- 15 So Ernst Jünger in: JÜNGER (1930), S. 28 f („Die totale Mobilmachung“).
- 16 JÜNGER (1930); BENJAMIN (1980g), S. 240.
- 17 In: JÜNGER (1930), S. 131 ff („Die große Verwandlung“).
- 18 KAHLE (1928), S. 29 f.52.75 ff.84.87.99.108 f.117.129 f.135 f.
- 19 DERS., ebd., S. 56.
- 20 TUCHOLSKY (1993, V), S. 361 („Französischer Kriegsfilm“, 1927) verweist auf den ersten Teil des am 22.4.1927 angelaufenen UFA-Films „Der Weltkrieg – Des Volkes Heldengang“. Der zweite Teil „Des Volkes Not“ folgte 1928; STIASNY (2015), S. 477 f.
- 21 TUCHOLSKY (1993, V), S. 338 f („Über wirkungsvollen Pazifismus“, 1927).
- 22 REMARQUE (2014b), S. 79.
- 23 CLEMENCEAU (1930a), S. 232 ff u.ö.; DERS. (1930b), S. 205 ff u.ö.; MOWRER (1933), S. 29 ff.38 ff u.ö.
- 24 CLEMENCEAU (1930b), S. 205 f.212 f.223.297 f; DERS. (1930a), S. 232.240 f.252.336: „En attendant, loin que la ‚culture allemande‘ semble disposée à s’amender, nous la voyons proc-

lamer, plus haut que jamais, le droit universel à la suprême domination qui lui confère sur les peuples, des droits de vie et de mort à faire valoir par n'importe quel moyen [...] J'ai pénétré parfois dans l'autre sacré du culte germanique qui est, comme on sait, la brasserie. Une grande nef d'humanité massive où s'accumulent, dans les relents de la bière et du tabac, les grondements populaires d'un nationalisme soutenu par les mugissements de cuivres emportant au plus haut la voix suprême allemande. *„L'Allemagne au-dessus de tout!“* Hommes, femmes, enfants, pétrifiés devant le grès divin, le front barré d'une puissance irréprouvable, les yeux perdus dans un rêve d'infini, bouche tordue par l'exaspération de volonté, boivent à longs traits la céleste espérance de réalisations inconnues. Il ne restera plus qu'à réaliser, tout à l'heure, au signe du chef marqué par le destin. Violé la suprême armature d'un vieux peuple enfant. [...] Qui donc ne voit la menace, à courte échéance, d'un retour à la politique de domination armée, et d'une revanche du Traité de Versailles, par les roidissements de volonté de l'agresseur terrassé? [...] Les extravagances viennent surtout de la faiblesse native de l'homme allemand qui le livre aux violences de ce que j'appellerai les primitives manifestations de l'animalité humaine. [...] En jeu, de l'autre côté de la barrière, toutes les procédures de l'armement le plus savant. [...] Pas de travaux plus généralement consentis. Pas de plaintes. Pas de résistance. De la bonne volonté. De l'enthousiasme partout, dès que le mot de guerre est jeté aux passions de la foule.“

- 25 GRUMBACH (1931), S. 196.
- 26 MOWRER (1937), S. 31.
- 27 WEBER (1977), S. 28 (Nr. 19).
- 28 KRAUS (1933b), S. 53 f (= „Die dritte Walpurgisnacht“, in: Die Fackel, sog. „Nr. 999“, Jg. XXXV vom Sommer 1933, S. 69).
- 29 Heinrich Anacker, Fahneneinmarsch (zum Parteitag 1933); zit. n. SCHÖNE (2001), S. 70.
- 30 CURTIUS (1956), S. 489.
- 31 Vgl. SCHMIDT (1934), S. 21.28.36.49.89.104.140.153.155 f.170; DERS. (1935), S. 21.54; DERS. (1936), S. 48 ff.192.271.
- 32 Vgl. FÜHMANN (1965), S. 144, der im letzten Tag des Zweiten Weltkriegs schon den ersten des Dritten fürchtete.
- 33 WEINERT (1947), S. 100 f.133 ff.
- 34 DERS., ebd., S. 135.137.142 im Abschnitt „Krieg dem Kriege“.
- 35 HOLBORN (1971), S. 451 f.
- 36 BRAKELMANN (1979), S. 32 f.42.128 f.136 ff.239 ff.269 ff.283.297.300 f.310 f.
- 37 SEEGER (1991), S. 243 ff.
- 38 HERBERT (1996) hat diese Entwicklung anhand der Biographie Karl Rudolf Werner Bests (1903–1989) nachgezeichnet.
- 39 GRESCHAT (2002), S. 506 ff.
- 40 VOLLMER (2003), S. 88 ff.208 ff.290 ff bietet eine umfassende Literaturübersicht und Auswertung hierzu.
- 41 S. den von KRUMEICH (2010), S. 11 ff (Einleitung) herausgegebenen umfangreichen Kongress-Band der Düsseldorfer Tagung zum Thema „Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg“; DETERING (2013b), S. 152 f nennt weitere Literatur.
- 42 BREDENDIEK (2011), S. 63.
- 43 HERING (2014), S. 1 ff.

- 44 DOEHRING I (1919), S. 5 (Vorwort des Berliner Verlags Schmidt & Co.).
- 45 Vgl. WIEDE (2011), S. 195 ff zur Rolle des Verlages Vandenhoeck & Ruprecht im Kaiserreich und in der Weimarer Republik.
- 46 Vgl. die Verlagswerbung bei ALTHAUS (1916), S. 105.
- 47 S. die Verlagswerbung bei ARPER/ANTON (1919), S. 157.
- 48 SPENGLER (1933), S. 89 ff; vgl. a. DERS. (1934), S. 102 f.
- 49 Heinrich MANN (1974), S. 189 („Die Widerstände“, 1939).166 („Der Weg der deutschen Arbeiter“, 1936).
- 50 Karl Anton lehrte an der Badisch-Pfälzischen Hochschule für Musik in Mannheim und habilitierte sich als Musikwissenschaftler. 1930 wurde er Parteimitglied der NSDAP und vertrat antisemitische, völkisch-nationalistische Positionen der Deutschen Christen. Ab 1939 war er Mitarbeiter am Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben; PROLINGHEUER (1987), S. 150. Seit 1940 leitete er das Franz-Hauser-Archiv in Weinheim (Bergstraße); KLEE (2016), S. 17b.
- 51 ARPER/ANTON (1919).
- 52 DIES., ebd., S. 3.
- 53 DIES., ebd., S. 73–100.
- 54 DIES., ebd., S. 109 ff.
- 55 DIES., ebd., S. 7–36.59–73.
- 56 DIES., ebd., S. 67; so auch die Luther-Übersetzung von 1914; DIE HEILIGE SCHRIFT (1948), S. 577b (AT).
- 57 Vgl. EDELMANN (1937), S. 13: „Ohne Rücksicht auf ihre Volkszugehörigkeit werden im Westen die Elsaß-Lothringer, im Osten die Memelländer, die Danziger, Westpreußen und Posener, die Bewohner des Soldauer Kreises in Ostpreußen und des kleinen Hultschiner Ländchens, im Süden die Südtiroler und Südsteiermärker vom deutschen Volk losgerissen.“
- 58 ARPER/ZILLESSEN (1936), S. 5*.
- 59 ARPER/ZILLESSEN (1917), S. 5.6.15.18.19.25.41.44.51.58.68.73.82.89.104.117.125.130.136.139.151 (2x).153 f.157 f.161.164.168.171.178.181.184.187.190.194.196 f.200.203.207.210 f.214.217.220.224.228.231. 234.237.240.243.246.250.254.257.261.264.267.270.274.277 f.281.284.287.290.294.296.297 ff.301 f.310.
- 60 ARPER/ZILLESSEN (1936), S. 5.12.15.18.21.29.32.36 (2x).39.43.46.49.72.81.84.89.92.97.103.111.114. 118.128.133.137.147.168 f (2x).175.179.184.188.191.197.208.219.229.232.236.239.246.249.253.263.266.268. 271.274.277.280.287.293.296.302.305.308.312.316.319.323.327.331.345.348 (3x).351.373.381. So auch in anderen Landeskirchen wie etwa der Ev.-Luth. Kirche in Bayern r.d.Rh.; DIETZ (1935), S. 26.32 f.38.45.61.80.92.98.100.109.114.116.118.123.130.134.138.156.158.198 f.201 f.204 ff.207 f.210 f.214.278 f.281.284 f.291.298.359.368.411.438; vgl. BRAKELMANN (2020), S. 62 ff; vgl. DERS., ebd., S. 22 ff.66 ff.102.113 f.118 f.120 f.132.229.271 f.281.
- 61 Vgl. JACOB (1946), S. 36 ff.50 ff.75 ff.
- 62 KRAUS (1933b), S. 53 f (= „Die dritte Walpurgisnacht“, in: Die Fackel, sog. „Nr. 999“, Jg. XXXV vom Sommer 1933, S. 69).
- 63 S. o. Kap. I, 3, c, S. 144 ff.
- 64 ARPER/ANTON (1919), S. 14 ff.21.35.41.44 f.63 ff.74.94.102 f.132 f.
- 65 DIES., ebd., S. 137.

- 66 FALKE (1921), S. 448 f (die Datierung der Predigt auf 1921 ergibt sich durch die Erwähnung des Todes der Kaiserin Auguste Viktoria [am 11.4.1921 in Haus Doorn]; vgl. FALKE (1921b), S. 334). Ähnliche Predigtaussagen bei DEMS., ebd., S. 10.15.40 f.109.123.133 f.144 f.216.298 f.330.333 ff.336 f.353 f.358 f.390 f.446 ff.450 f.471.548.552 f.555.560 ff.
- 67 ARPER/ANTON (1919), S. 117 f.120.143 f.
- 68 Ab 1925 Generalsuperintendent der Kurmark, 1933 kurzfristig amtsenthoben, ab 1934 Mitarbeiter der Bekennenden Kirche, später Bischof von Berlin-Brandenburg (1945–1966) und Ratsvorsitzender der EKD (1949–1961), 1954–1961 im Präsidium des Weltkirchenrates. Vgl. über ihn und seine Karriere vor und nach 1945 KLEE (2016), S. 107a; GERLACH (1987), S. 40 ff.90.171.398; FRIEDLÄNDER (2000), S. 55; SCHOLDER (2000, I), S. 333.336; BESIER (2001), S. 12.46.555 f.586 f; SANDVOß (2014), S. 21 ff.170; STUPPERICH (1989), S. 212 spricht Dibelius vom Vorwurf des Mitläufertums frei.
- 69 DIBELIUS (1919a), S. 40 f u.ö.; GRESCHAT (2002), S. 507 f.
- 70 DIBELIUS (1919b), S. 8.
- 71 DRYANDER (1923), S. 26 f.37.40 f.43 f.53 ff.57.65.81 ff.86 f.89.107 u.ö.
- 72 DERS., ebd., S. 28 f.43 f.49.51.54 f.74 f.82 f.87.91.107.125.136.150; HORN (1918), S. 6 ff; ARPER/ANTON (1919), passim; HERING (2014), S. 2.
- 73 DRYANDER (1923), S. 13 ff.18.34 f.43 ff.51 ff.59 ff.64.69 ff.74 ff.83 f.85 ff.92.102.104.120 ff.128.139 f.147; HORN (1918), S. 13 f; ARPER/ANTON (1919), passim; HERING (2014), S. 2.
- 74 DRYANDER (1923), S. 64, Predigt am zweiten Osterfeiertag, den 21. April 1919; s. dagegen schon BAUMGARTEN (1918), S. 27; vgl. BRAKELMANN (1991), S. 146.
- 75 Vgl. etwa KAEHLER (1923), S. 37 ff.45 f.77 f. Das Zitat, ebd., S. 57, stammt aus dem Gedicht Max von Schenkendorfs (1783–1817) „Kriegers Morgenlied“ (= „Erhebt euch von der Erde“); EVANGELISCHES MILITÄR= GESANG= UND GEBETBUCH (1906), S. 165, Liedanhang „Geistliche Volkslieder“, Nr. 5, Strophe 3.
- 76 DRYANDER (1923), S. 14.59.139.
- 77 DIBELIUS (1919a), S. 45 f.
- 78 DERS., ebd., S. 50.
- 79 SCHOLDER (2000, I), S. 157.
- 80 STUHRMANN (1921a), S. 502; DRYANDER (1923), S. 23.124.153; PIECHOWSKI (1927), S. 239 f.
- 81 Vgl. die Dokumentation bei GRESCHAT (1974), S. 88 ff.121 ff; s. a. HERING (2014), S. 2; vgl. DRYANDER (1923), S. 20 ff.23 ff.30.38.48.109 f.111.124.153; ARPER/ANTON (1919), passim.
- 82 BREDENDIEK (2011a), S. 69; HAMMER (1974), S. 172; TIETZE (2018c), S. 626a.
- 83 STANGE (1920), S. 161; PRESSEL (1967), S. 357, Anm. 2.
- 84 S.u. Kap. XVII, 2, S. 692; DELITZSCH (1915), S. 73 ff.81.
- 85 DELITZSCH (1921), Teil I, S. 62 f.70.77–82.101–103.105 f.118.129–161; Teil II, S. 5.12–18.22.36 f.41.43–48.52 f.58–60.63–71.84 f u.ö.
- 86 HARNACK (1924), S. 217.223: „Das AT im 2. Jahrhundert zu verwerfen, war ein Fehler, den die große Kirche mit Recht abgelehnt hat; es im 16. Jahrhundert beizubehalten, war ein Schicksal, dem sich die Reformation noch nicht zu entziehen vermochte; es aber seit dem 19. Jahrhundert als kanonische Urkunde im Protestantismus noch zu konservieren, ist die Folge einer religiösen und kirchlichen Lähmung. [...] So steht die Frage des AT, die M[arcion] einst gestellt und entschieden hat, noch heute fordernd vor der evangelischen Christenheit. Die übrige

- Christenheit muß sie überhören; denn sie ist außerstande, die richtige Antwort zu geben, der Protestantismus aber kann es und kann es umso mehr, als das schreckliche Dilemma, unter welchem M[arcion] einst gestanden, längst weggeräumt ist. Er mußte das AT als ein falsches, widergöttliches Buch *verwerfen*, um das Evangelium rein behalten zu können; von ‚verwerfen‘ ist aber heute nicht die Rede, vielmehr wird dieses Buch [= das Alte Testament] erst dann in seiner Eigenart und Bedeutung (die Propheten) allüberall gewürdigt und geschätzt werden, wenn ihm die *kanonische* Autorität, die ihm nicht gebührt, entzogen ist.“
- 87 Vgl. NIEBERGALL (1915), in: ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 132; s. a. katholischerseits bei FAULHABER (1917), S. 188 f (Feldpredigt von Feldseelsorge-Referent Dr. Joseph Holzer, „Gott und mein Vaterland“).
- 88 RENAN (1899), S. 462 ff (chapitre XVII); die Zitate, ebd., S. 470; vgl. a. DERS. (1873), S. 78 ff (chapitre IV).
- 89 LAGARDE (1920), S. 61 f; ich zitiere aus der fünften Auflage der „Gesamtausgabe letzter Hand“.
- 90 SHAW (1925), S. 838 ff; vgl. schon zuvor die popularisierenden Berichte zur religionsgeschichtlichen Forschung bei BLÜHER (1921), S. 318 ff; WERTHEIMER (1921), S. 320 ff u. v. a. m.
- 91 ROSENBERG (1941), S. 75.77.235.457.606 f u.ö.; vgl. a. BOGE (1935), S. 9 f.18 f.23 f.27 f.38 .41.53 f.56.64; s. dazu DIBELIUS (1935b), S. 61 ff.
- 92 ROSENBERG (1941), S. 76; vgl. DERS., ebd., S. 291.297.300.604 f.616 f.
- 93 BOGE (1935), passim; BARTSCH (1938), passim.
- 94 S. o. Kap. V, 1, f, S. 317.
- 95 Dibelius, *Die Trennung von Kirche und Staat*, Berlin, 1919; zit. n. GRESCHAT (1974), S. 113; vgl. DERS., der ebd., S. 123 ff noch ähnliche Aussagen Dibelius’ zitiert.
- 96 STUHRMANN (1914b/1921b), S. 574 = S. 548.
- 97 BREDENDIEK (2011a), S. 63 zur „christlich-deutschen Bewegung“ 1931–1933 und Späterem.
- 98 WEILING (1998), S. 104.
- 99 Der im ARCHIV der Potsdamer Pfingstkirche befindliche Zeitungsausschnitt ist allerdings ohne Jahresdatierung; theoretisch könnte er auch in das Jahr 1917 gehören, wogegen allerdings der ganze Duktus der Predigt spricht.
- 100 https://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Krummacher; siehe dort jetzt unter „Diskussion“.
- 101 DEPOSITUM: Po-Pf 13/14), dort: Chronik, S. 84.
- 102 DASS., Po-Pf 13/14, ebd.
- 103 KRUMMACHER (1937), S. 145. Auch SCHÖNHERR (1993), S. 61, der Krummachers letzter Vikar war, stellt nur lapidar fest: „als meine Zeit bei ihm beendet war, ging er in den Ruhestand.“
- 104 KRUMMACHER (1937), S. 134.144; vgl. REVENTLOW (1940), S. 102 f.491 f.
- 105 ARPER/ZILLESSEN (1936), S. 169; vgl. ebd., S. 168.345.
- 106 „[...] so daß wir oftmals mit dem alten Kaiser [Wilhelm I.] rufen mußten: ‚Welche Wendung durch Gottes Führung!‘“ KRUMMACHER (1937), S. 145. Der korrekte Wortlaut dieses Zitates aus einem Telegramm Wilhelms I. vom 2. September 1870, ½ 2 Uhr nachmittags vor Sedan („Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“) bei BÜCHMANN (1915), S. 325 und BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 3501, S. 535. –

- Am 16.3.1935 (Heldengedenktag) wurde die allgemeine Wehrpflicht wieder eingeführt; am 7.3.1936 das Rheinland besetzt.
- 107 WEILING (1998), S. 56.
- 108 Zu ihm s. SPAETER u. a. (1966), S. 142. KRUMMACHER (1937), S. 134.147: „Er ist zur Zeit Oberleutnant und Regiments-Adjutant im I. R. [= Infanterie-Regiment] 25, in der alten Blücherstadt Stargard in Pommern.“ Gustav Adolf Gottfried Daniel Karl Theodor Krummacher, geb. 21.5.1908, seit dem 13.9.1935 mit Ingeborg Margarethe Ilse Dagmar Paula Andreas verheiratet, zuletzt Oberleutnant an der Kriegsakademie in Berlin, verstarb am 13/12/1937 in Berlin-Zehlendorf infolge eines Reitunfalls bei einer militärischen Übung, REINHOLD (2019), S. 49.
- 109 KRUMMACHER (1937), S. 145.
- 110 SEEBERG (1936), S. 412 f, § 67, 4.
- 111 S.a. SPEER (1971), S. 109.137.
- 112 DIBELIUS (1936b), S. 7 ff.9 ff.17 ff.34 ff.44 f.49 f.57.59 ff.71 ff.79 f.
- 113 Vikariat vom 1.2.1922 bis 31.1.1923; zu Walter Wilm s. SPAETER u. a. (1966), S. 140; seine Kurzbiographie bei FISCHER (1941), S. 968; s. a. REINHOLD (2019), S. 52 f.
- 114 In: Rundschreiben des Gaus Rheinland Nr. 16 vom 22.8.1934), S. 1; SIMON (1983), S. 2; s. a. WEILING (1998), S. 320. Zum theologischen Profil Walter Wilms, der die „völkische Eigenart der Deutschen“ als prädestinierten Bestandteil göttlicher Schöpfungsordnung und das „Volk“ als „heiligste irdische Ordnung“ ansah, s. WEILING, ebd., S. 24 ff.33 ff.84 ff.94 ff.100 f.104 ff.110 ff.172 ff.291 f.303 (Anm. 108).310.312 f.314.320.333 ff, insbes. S. 101.103.111.310.
- 115 SCHMIDT (1936), Nr. 98, S. 273 f; vgl. Nr. 99, S. 274 ff; Nr. 101, S. 279 ff.
- 116 BRAKELMANN (1979), S. 76.78 ff.94, insbesondere S. 80a. Der Kanzelabkündigung war am 4.6.1936 eine persönlich an Hitler gerichtete Denkschrift vorausgegangen, die vermutlich durch die Indiskretion Friedrich Weißlers (1891–1937) vorab an die ausländische Presse gelangt war; SCHÖNHERR (1993), S. 73 f; SANDVOß (2014), S. 169 ff. Die christologische Leitlinie dieser Denkschrift war auch die Linie von Krummachers ehemaligen Lehrvikar Albrecht SCHÖNHERR (1993), S. 69 ff.79 ff.117 u.ö. BRAKELMANN, ebd., S. 268 f verweist auf eine Predigt Schönherrs vom 3.9.1939. „Vor allem Pfarrer, die sich der Theologie von Karl Barth verpflichtet wissen, predigen in diesem Sinn.“ BRAKELMANN, ebd., S. 309.
- 117 JACOB (1946), S. 75–89; s. a. BRAKELMANN (1979), S. 59–68. Günter Jacob hatte diesen Vortrag 1938 in Berlin auf der Jahrestagung der Patrone der Kirchenprovinz Brandenburg gehalten. Von diesem Vortrag waren 100.000 Exemplare in Freiburg gedruckt worden, von denen 80.000 Exemplare durch die Gestapo beschlagnahmt wurden. Die restlichen Exemplare wurden in ganz Deutschland verteilt; s. JACOB, ebd., S. 75, Anm. Vielleicht hat Krummacher den Vortrag sogar selbst mit angehört.
- 118 BRAKELMANN (1979), S. 75.
- 119 Vgl. hierzu noch Ausführungen SEEBERGs (1936), S. 99 ff, § 26, 2. Einen zeitlich noch weiter zurückgehenden Rückgriff Krummachers auf Weltkriegspredigten (1914–1918) von Christoph Blumhardt d.J., von denen er gehört haben könnte, halte ich für noch weniger wahrscheinlich; BLUMHARDT (1932), S. 388 ff.427 ff u.ö.; vgl. PRESSEL (1967), S. 253.256 ff.
- 120 HÜTTENHOFF (2012), S. 363 f mit Anm. 29 (dort auch der Verweis auf das Karl Barth-Archiv in Basel); s. a. BUSS (2016), S. 204. Hüttenhoff belegt mit diesem Brief, dass Jacob 1990 in seinem für Freunde der Gemeinde verfassten Bericht über den Kirchenkampf in

- Noßdorf seine Opposition gegen Hitler und den Nationalsozialismus nachträglich auf seine Lektüre von „Mein Kampf“ in den Jahren 1928/1929 zurückverlegt; JACOB (1990), S. 2 f.
- 121 JACOB (1934), S. 318. „Die nationalsozialistische Revolution pendelt zwischen politischer Ordnung und politischer Religion. In ihrem Ursprung will sie Gestaltung und Ordnung innerhalb der Grenzen des Politischen sein.“ In JACOB (1946), S. 18 ist der zweite Satz nachträglich gestrichen. HÜTTENHOFF (2012), S. 363 f mit Anm. 30: „Dadurch verdeckte er (= Jacob) aber auch, dass er Anfang 1934 noch keinen Anlass zur politischen Kritik am Nationalsozialismus sah.“
- 122 Vgl. SCHOLDER (1968), S. 122 f verweist auf das Telegramm des Pfarrernotbundes vom 15.10.1933, in welchem 2500 Pfarrer, „die der Glaubensbewegung Deutsche Christen nicht angehör[t]en, [Hitler] treue Gefolgschaft und fürbittendes Gedenken“ gelobten.
- 123 JACOB (1946), S. 22–35; s. a. DERS., ebd., S. 36–49 („Kirche oder Sekte“, 1936); DERS., ebd., S. 50–74 („Die Sendung der Kirche“, 1938); DERS., ebd., S. 75–89 („Wo stehen wir heute?“, 1938); HÜTTENHOFF (2012), S. 361 f; BUSS (2016), S. 207 f.
- 124 BUSS (2016), S. 205.214.
- 125 Vgl. MANN (1955), S. 152 („Leiden an Deutschland“, 1933/1934). Ein nicht untypisches Verhalten psychologisch erklärbares „Bedürfnisses nach unbefleckter, rechtschaffener Ins-tanz“ (so KERSHAW, 2002, S. 127 ff.219), das auch Stalin entgegengebracht wurde; CON-QUEST (1993), S. 266 f; vgl. a. DERS. (1992), S. 307.
- 126 JACOB (1946), S. 36 f.50 ff.75 ff.
- 127 Vgl. DERS. (1946), S. 77 f; Jacob zitiert hier Formulierungen Alfred Rosenbergs.
- 128 DEPOSITUM: Po-Pf 1/18.
- 129 SCHMIDT (1934), S. 178 ff, insbes. S. 180: „Die gesamte Kirchengeschichte wie das Staats- und Kirchenrecht aller Völker kennt bisher den Begriff des Juden nicht im Sinne der Rasse, sondern ausschließlich in dem der Konfession.“ Es ist davon auszugehen, dass Krummacher mit der Diskussion um den Arierparagraphen vertraut war und auch das im Ergebnis gegenteilige Gutachten der Theologischen Fakultät in Erlangen vom 25.9.1933 kannte, das die Kirche dazu aufrief, die „biologischen und gesellschaftlichen Unterschiede“ zwischen Juden und Christen zu berücksichtigen, und diese zur „Zurückhaltung ihrer Juden-christen von den Ämtern“ aufforderte; s. DERS., ebd., S. 182 ff, insbes. S. 185; s. a. KRAUS (1966), S. 260 ff.264.
- 130 HITLER (2016a), S. 799 [= I, S. 325]; vgl. a. ebd., S. 777.799 f [= I, S. 317.325]. Daher kann die Formulierung „Jesus lebt und Jesus siegt“ Krummachers auch nichts mit dem vor allem im Frühjahr 1937 von Johannes SCHLEUNING mit ähnlichen Worten propagierten ari-schen Christusbegriff im Sonntagsblatt „Evangelium im Dritten Reich – Sonntagsblatt der Deutschen Christen“ (bis zum 1.9.1935 hg. v. Joachim HOSSENFELDER, danach bis 1937 hg. v. Johannes SCHLEUNING), zu tun haben; vgl. GAILUS (2013), S. 191 f; vgl. zu Hos-senfelder a. KRAUS (1966), S. 263; KLEE (2016), Sp. 271ab.
- 131 S. zu Doenitz (Vikariat vom 1.11.1932 bis 13.10.1933) Tgb.-Nr. 774, S. 7; ARCHIV Pfingst-kirche; REINHOLD (2019), S. 58; zu Schönherr s. ARCHIV, ebd., ohne Tgb.-Nr.; REIN-HOLD (2019), S. 61 ff; Krummacher streicht in seinem Gutachten zu Doenitz am 12.10.1933 das sonst übliche, schon maschinenschriftlich eingetragene „Gehorsamst“ durch und ersetzt es handschriftlich durch „Heil Hitler!“ Auch das Gutachten zu seinem letzten Lehrvikar Al-brecht Schönherr unterzeichnet Krummacher am 30.9.1933 mit „Heil Hitler!“ Mit Doenitz

arbeitete er laut Gutachten auch Passagen aus Hitlers „Mein Kampf“ durch, daneben „Das dritte Reich“ von Arthur Moeller van den Bruck, „Jahre der Entscheidung“ Bd. I von Oswald Spengler, „Revolution der Völker“ von Ernst Wilhelm Eschmann, „Die Kirche Christi und der Staat Adolf Hitlers“ von Wilhelm Stapel (auch Artikel in dessen Halbmonatsschrift „Deutsches Volkstum“), „Unser Kampf“ von Johannes Hossenfelder, „Das kirchliche Wollen der deutschen Christen“ von Emanuel Hirsch, „Christuskreuz und Hakenkreuz“ von Martin Thom, dazu „wöchentlich“ das in Berlin ab dem 16.10.1932 erstmals erscheinende, stark antisemitisch geprägte Sonntagsblatt „Evangelium im Dritten Reich – Sonntagsblatt der Deutschen Christen“. Das Gutachten Krummachers enthält kein ausdrückliches Wort der inhaltlichen Auseinandersetzung sowohl von seiner Seite als auch von Seiten Doenitz' mit dieser unter den Rubriken „Geistesströmungen“ und „Wöchentliche Lektüre“ aufgelisteten Literatur. Auch das von der Arbeitsgemeinschaft für sächsische Kirchengeschichte, vom Institut für Kirchengeschichte und Institut für Informatik der Universität Leipzig 2016 herausgegebene „Pfarrerbuch Sachsen“ (2016) enthält zu Johannes Dönitz (so die kirchenamtliche Schreibweise statt mit oe) nichts, was auf seine damalige politische Einstellung schließen ließe; dasselbe gilt für die von REINHOLD, ebd., S. 58 gesammelten Daten zu Doenitz.

132 KRUMMACHER (1937), S. 147.

133 SCHMIDT (1936), Nr. 98, S. 273 f; WEILING (1998), S. 312 f; vgl. WEHLER (2003), S. 806.

134 Die Funktion Walter Wilms zunächst als spiritus rector der christlich-deutschen Bewegung (= CdB) 1930–1931 (WEILING, 1998, S. 26) und – nach seinem Eintritt 1933 in die „Reichsbewegung Deutsche Christen“ (WEILING, ebd., S. 313.320) – schließlich 1934 als Gauobmann der DC im Rheinland (DERS., ebd., S. 320; s. a. SIMON, 1983, S. 2.3a) lässt er unerwähnt. Die theologische Position Wilms und Krummachers könnte sich anfangs noch mit den Ansichten SEEBERGs (1936), S. 231 ff, § 51, 4–8 berührt haben, in denen die Thesen der Barmer Bekenntnissynode von 1934 als „übersteigerte Dogmatik“ abgetan wurden und behauptet wurde, dass lediglich „eine verschiedene Akzentuierung innerhalb der gleichen Gedankengruppen“ (= BK und DC) vorläge, aber „kein den Glauben im ganzen betreffender Gegensatz“, „keine prinzipiell trennende Anschauung“, s. SEEBERG, ebd., S. 232.234.236.

135 Friedrich [„Fritz“] Hermann von der Heydt – nicht zu verwechseln mit Lic. Ernst Ferdinand Friedrich [„Fritz“] von der Heydt, 1884–1946; vgl. REINHOLD (2019), S. 85.163, Anm. 30) – hatte sich in seiner Bewerbung auf eine Äußerung Adolf Hitlers berufen und geschrieben: „Die Aufgabe der Deutschen Christen sehe ich darin, daß sie dem Führer und seinem Werk den Christus schenken, den er ersehnt.“ Vgl. Studienrat Dr. Kempe (Kreisleiter der DC und stellvertretender Vorsitzender der Kaiserin Auguste Viktoria-Gedächtniskirchengemeinde), der in DEPOSITUM: Po-Pf 36/34, Schreiben vom 16.11.1935, allerdings die Quelle nicht angibt. Das Hitler-Zitat, auf das sich von der Heydt bezog („Wir sind ja alle ganz kleine Johannesnaturen. Ich warte auf den Christus“) stammt aus SCHOTT (1924), S. 53 (der Wortlaut befindet sich nur in den ersten Auflagen). Zu Georg Schott (1882–1962) und seinem Buch vgl. PLÖCKINGER, 2010, S. 108 f. Die Verwendung dieses Zitates durch von der Heydt hatte die BK in Potsdam mit dem Argument beanstandet, dass: „Pfarrer von der Heydt seine Aufgabe darin sieht, Christus so zu verkündigen, wie der Führer Adolf Hitler ihn ersehnt. Eine andere Deutung dieses Satzes ist weder nach Wortlaut noch nach Inhalt möglich.“ Die Politik Hitlers hatte von der Heydt außerdem als ein „von Gott durch unseren Führer Adolf Hitler begonnene[s] Erlösungswerk“ bezeichnet; s. DEPOSITUM: Po-Pf 13/14,

- S. 87 ff.96 und die Aktenstücke in: Po-Pf 26/27, Po-Pf 34/35 und Po-Pf 36/34 (wie Anm. 6); TOUSSAINT (2011), S. 47 ff.81 ff. Der Ausdruck „Johannesnatur“ war gebräuchlich und begegnet auch bei BUBER (1920), S. 11 in der Definition: „Johannesnaturen, die an den eigenen Schmerzen die werdende Gestaltung eines neuen Menschheitslebens erkennen.“ Vgl. bei MUSIL (1988, II), S. 1302: „Johannes-Menschen, Vorläufer“.
- 136 KRUMMACHER (1937), S. 145; REINHOLD (2019), S. 64–73. Vakanzverwalter wurde Pastor Gerhard Feist vom 30.10.1934 bis zu seinem Einrücken in den Heeresdienst zum 11.4.1937; s. DEPOSITUM: Po-Pf 34/35, Nr. 60; REINHOLD, ebd., S. 86.
- 137 Vgl. die Aktenstücke in: DEPOSITUM: Po-Pf 29/27; TOUSSAINT (2011), S. 47.50.64.
- 138 KRUMMACHER (1937), S. 145.
- 139 DEPOSITUM: Po-Pf 30/22; Po-Pf 29/27. In den internen Sitzungsprotokollen und Papieren des Bruderrates der Bekennenden Kirche (BK) an der Pfingstkirche Potsdam (Po-Pf 30/22; Po-Pf 29/27) ist von Krummacher niemals die Rede; auch seines Todes wird dort nicht gedacht (Po-Pf 30/22, 118), obwohl es dazu ein offizielles Rundschreiben der Superintendentur gegeben hatte (Po-Pf 13/14, S. 33c). Krummacher taucht ebenso wenig in den BK-Spender- und BK-Ansprechpartnerlisten (s. Po-Pf 29/27) auf.
- 140 Bertha von Moeller amtierte von 1932 bis 1935 noch als Oberstudiendirektorin des Lyzeums, in welches das Kaiserin Augusta-Stift nach der Einrichtung einer Oberstufe, die bis zum Abitur führte, umgewandelt worden war. Als Internatsoberin folgte ihr 1932–1935 Elisabeth von Sydow. Über die Zeit nach der „Ära von Moeller“ berichtet FRITZSCHE (2006), S. 61 ff.111 ff.
- 141 Vgl. ihr handschriftliches Wortmeldungsskript vom Oktober 1936 in DEPOSITUM: Po-Pf 36/34: „Es ist Pfarrer Krummacher gelungen, während des folgenden Jahres, also vom Sommer 1933 bis zum Herbst 1934 die Sitzungen der ^{/2} Gemeindegörperschaften in gewohnter Weise zu leiten, ohne daß Meinungsverschiedenheiten hervorgetreten waren.“ Eine ähnliche Äußerung zur hohen integrativen Kompetenz Krummachers auch bei Dr. Kempe am 4.4.1935, in DEPOSITUM: Po-Pf 36/34, Tgb. Nr. 145: „Von Mitgliedern der Görperschaften und Gemeindegliedern verschiedener kirchlicher Richtungen ist mir immer wieder die Freude über das harmonische Gemeindegleben trotz aller Wirren in unserer evangelischen Kirche bekundet worden. Es war Pfarrer Krummachers sehnlicher Wunsch, daß dieser Zustand erhalten blieb, und wir haben ihm das in der Abschiedsstunde gelobt. Es liegt in unserer Gemeinde kein Grund für einen Zwiespalt vor.“ s. a. DERS., in DEPOSITUM: Po-Pf 34/35, Nr. 32.
- 142 JACOB (1946), S. 119; s. a. BRAKELMANN (1979), S. 302.322 ff.325, GRESCHAT (2002), S. 518.
- 143 SCHÖNHERR (1993), S. 94 f.
- 144 JACOB (1946), S. 119; s. a. BRAKELMANN (1979), S. 302; vgl. BARTH (1966a), S. 75 ff.
- 145 S. die Abbildung des Predigtzettels unter: „Karl Immer / Dokument: Predigt gegen das Novemberpogrom“ auf der Internetseite: „Widerstand!? Evangelische Christinnen und Christen im Nationalsozialismus“. Die von Adalbert Immer, Wuppertal, im Internet gebotene „Transkribierte Fassung“ dieses Zeitzeugnisses wurde hier korrigiert und ergänzt. <https://de.evangelischer-widerstand.de/html/view.php?type=biografie&id=43>.
- 146 Etwa bei der CdB (= „Christlich-deutschen Bewegung“ oder einer der in der VvVD („Vereinigte vaterländische Verbände Deutschlands“ zusammengeschlossenen Organisationen.

- 147 So der Nachruf des Superintendenturvertreters Pfarrer D. Brandt, Kirchenkreis Potsdam I, vom 31.7.1945; DEPOSITUM: Po-Pf 13/14 (1849–1969), S. 33c.
- 148 Nach SCHÖNHERR (1993), S. 63 brachte Krummacher dann „immer das neueste Bild Wilhelms II. mit eigenhändiger Unterschrift mit nach Hause und stellte es neben den Dutzenden anderen auf, für die es einen eigenen Tisch gab.“
- 149 Erhalten sind nur Krummachers Glückwunschschreiben vom 24.1.1928 und 27.1.1929; Wilhelm II. dankte von Haus Doorn aus per Brieftelegramm; erhalten sind seine Telegramme vom 27.1. o. J. (= 1929); 30.1.1930; 27.1.1931 und 27.1.1933, alle mit blauem Farbstift namentlich unterzeichnet unter Zusatz des Kürzels I. R. (= Imperator Rex). Krummacher schrieb auch an die zweite Frau Wilhelms II., Prinzessin Hermine Reuß (ältere Linie) (1887–1947), die er mit „Kronprinzessin“ (18.9.1933) oder sogar „Kaiserin“ (2.12.1932) anredete, da diese in Haus Doorn mit „Kaiserliche Hoheit“ oder „Ihre Majestät“ betitelt wurde; DEPOSITUM: Po-Pf 1/18; HORNSTEIN (1999), S. 190.
- 150 Zu dieser weitgehend standardisierten Anredeformel an den Kaiser, die insbesondere von den „Byzantinern“ gepflegt wurde, s. REVENTLOW (1906), S. 173.
- 151 DEPOSITUM: Po-Pf 1/18; dort eine handschriftlich korrigierte, maschinenschriftliche Kopie des Schreibens an Wilhelm II.
- 152 In der Literatur (WALTHER, 2002, Sp. 226a) wird Dr. Conrad Müller (1858–1934/1935) auch als Volkskundler, Potsdamer Hausarchivar und Chefredakteur bezeichnet. Müller war ein produktiver und vielseitiger Schriftsteller. Zu seinen Buchveröffentlichungen gehören u. a.: DERS., Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Caspars von Lohenstein, Breslau, 1882; DERS., Über Kants Stellung zum Idealismus, Berlin, 1895; DERS., Bismarcks Mutter und ihre Ahnen, Berlin, 1909; DERS., Das Rätsel von Vineta, Berlin, 1909; DERS., Altgermanische Meeresherrschaft, Gotha, 1914; DERS., Deutscher Seeheldensang im Weltensturm, Potsdam, 1915; DERS., Alexander von Humboldt und das preußische Königshaus – Briefe aus den Jahren 1835–1857, Leipzig, 1928; DERS., Schönburg – Geschichte des Hauses bis zur Reformation, Leipzig, 1931.
- 153 Dr. Conrad Müller hatte diese Festschrift in einem Brief an Krummacher vom 7.12.1928 für den 70. Geburtstag des Ex-Kaisers angeregt. Sie kam wohl nicht zustande. Wilhelm II. erwähnte zwar am 27.1.[1929] in seinem aus Haus Doorn abgesandten Brieftelegramm eine „Gabe“ („Herzlichen Dank für die Glückwünsche und die freundliche Gabe zu Meinem Geburtstage, über die Ich Mich aufrichtig freute!“), wird damit aber das oben erwähnte „Bild von dem Innern unserer Kaiserin [Auguste Viktoria] Gedächtniskirche“ gemeint haben. DEPOSITUM: Pf-Po 1, 18.
- 154 Müller bezieht sich hier darauf, dass der Auguste-Victoria-Pfingsthaus-Verein, der sich dann ab etwa 1904 den Zusatz „Ölberg-Verein“ zulegte, als Bauherr und Träger für den Bau des Kaiserin-Auguste-Victoria-Hospitals mit der dort errichteten Erlöserkirche fungierte; KRUMMACHER (1913), S. 16.28 ff; so auch die freundliche Auskunft von Herrn Rudolf Reinhold, Potsdam. Unter dem Protektorat der Kaiserin waren die Grundsteine noch verschiedener anderer Kirchen wie der Genezareth-Kirche in Erkner und der Erlöser-Kirche in Potsdam gelegt worden; MIRBACH (2011), S. 4.51.52 ff.142 ff.147 ff.
- 155 DEPOSITUM: Po-Pf 1/18; dort eine von Dr. Conrad Müller selbst angefertigte handschriftliche Kopie.

Anmerkungen zu Kapitel XVI: Im Widerstand gegen Hitler – Ellen Rhodius und Wilhelm Ahlmann – „Man entgeht sich nicht“ – Ein Beitrag zur Ahlmann-Forschung

- 1 HAFFNER (2000), S. 9 ff.
- 2 KASACK (1974), S. 364; Hervorhebung von mir.
- 3 Ab 1926, mit Schreibmaschine getippt von Frau Else Hahn, Ahlmanns Privatsekretärin. Der Brief vom 23.9.1930 enthält drei Photos Ahlmanns, die ihn auf einem Bauernhof bei Mariampol (Litauen) zu Pferde zeigen.
- 4 Vgl. KLEE (2016), Sp. 165b.
- 5 Ellen Rhodius beschrieb nur jede zweite, rechts liegende Seite des Heftes; die linke Seite diente zur Paginierung. Die im Folgenden angegebenen Seitenangaben beziehen sich auf diese Zählung.
- 6 So wird Ellen Rhodius beispielsweise das zweistrophige Gedicht Nossacks „Spiegelkanon“ aus der Neuen Rundschau, Jg. 53, 1942, S. 479 zitiert haben (Exemplar aus den Nachlass von Ellen Rhodius); RHODIUS (1944), S. 61; NOSSACK (1947), S. 6.
- 7 Die biographischen Daten Wilhelm Ahlmanns nach: ACHELIS (1951), S. IX–XII (Exemplar aus dem Besitz von Ellen Rhodius); FESTSCHRIFT (1952), S. 55.61; SCHRAMM (1953), S. 111b; ZELLER (1965), S. 187 ff.298; FREYER (1970), S. 26 f; WULF (2011), S. 7 ff.
- 8 Zuletzt hat ihn WULF (2011), S. 5–26 als Widerständler gewürdigt; Ahlmann war zwar „innerhalb des Widerstands kein aktiv Handelnder“, ihm kommt aber „als kritischer Gesprächspartner vieler Widerständler eine große Bedeutung zu.“ DERS., ebd., S. 6.
- 9 Ahlmanns politisch-ethische Einstellung war zunächst durch Hans Freyers Schrift „Revolution von rechts“ geprägt, die durchaus Überschneidungen mit nationalsozialistischem Gedankengut aufwies, weshalb man Freyer – wie WELZIG (1997), S. 166 es tut – „Nähe zur Nazi-Ideologie“ nachsagen darf. Den (heute anders verwendeten) Begriff „rechts“ führte Freyer gleichwohl als Kontrastbegriff gegenüber allen übrigen, von ihm „links“ genannten Revolutionen ein, die aus gesellschaftlichen Antagonismen heraus entstanden seien und in neuen Antagonismen verharren. „Rechts“ heiße dagegen: „Hier wird der Staat aus seiner jahrhundertealten Verstrickung in gesellschaftliche Interessen emanzipiert.“ FREYER (1931), S. 36 ff.55.61 f.68 f u.ö. Der Terminus „Volk“ diene ihm nicht als Bezeichnung für eine völkisch-rassische Einheit, sondern als soziologischer Ausdruck für den „Gegenspieler der industriellen Gesellschaft“, für „ein neues Prinzip“ der sozialen Einheit ohne gesellschaftliche Interessenkonflikte; DERS., ebd., 44.49 f.67.72 u.ö.; Revolution von „rechts“ war für Freyer daher ein revolutionär-ethisches Gesellschaftsprogramm, mit welchem innerhalb der hochkonfliktiven industriellen Gesellschaft das Volk – und an diesem Punkt zeigt sich die Verwandtschaft mit der nationalsozialistischen Überzeugung, dass Volk und Staat ein „organisches Ganzes“ sein müssten – zum „kategorischen Imperativ“ werden würde: „Es wird zur Front aller wahrhaft revolutionären Kräfte, zur Front gegen das [Konflikt]-Prinzip der industriellen Gesellschaft. [...] Die revolutionäre Frage gegen die industrielle Gesellschaft, die Frage: für wen? wird vom Volk gestellt, durch sein Dasein, durch sein „Erwachen“. Der Staat hat diese Frage durch seine Tat zu beantworten.“ Der Staat müsse zur „Essenz des Volkes“ werden. DERS., ebd., S. 41.43.64.67 u.ö. Weil alle anderen Gesellschaftssysteme an ihren Interessengegensätzen gescheitert seien, Volk und Staat auseinanderdriften wären, sah Freyer

- hier die Chance für einen realisierbaren geschichtlichen Willen, den er als bereits wirk-
same „naturhafte“ Bewegung zu beobachten meinte (DERS., ebd., S. 39.51 ff.63.72), jedoch
nicht mit dem Nationalsozialismus gleichsetzte; DERS., ebd., S. 63 f; WULF (2011), S. 13.25.
- 10 FESTSCHRIFT (1952), S. 5 ff.15 ff.
 - 11 SCHRAMM (1951), S. 272 berichtet, dass Ahlmann und er am selben Tag in Kurland ver-
wundet worden seien. Nachdem er sich selbst am 19.5.1915 „frühmorgens mit einem Arm-
schuß in eine kurländische Bauernstube geschleppt“ habe, sei er dort Ahlmann begegnet,
der da „mit bereits verbundenem Gesicht“ gegessen habe. Diese Erinnerung wird kaum
auf einem Irrtum beruhen können. Ahlmann wird danach noch mehrere Beinschüsse, also
schwerere Verwundungen, erlitten haben. ACHELIS (1951), S. X; vgl. WULF (2011),
S. 7, Anm. 7.
 - 12 Dass es sich nicht um ein „Unglück“, einen „tragischen Zufall“ (FESTSCHRIFT, 1952, S. 55)
beim Reinigen der Waffe gehandelt hat, sondern um einen Suizidversuch, geht – trotz der
romanhaften Einkleidung – aus KASACK (1951), S. 133 und DERS. (1974), S. 364 unzweifel-
haft hervor. Kasack schildert Ahlmann in seinem Roman „Stadt hinter dem Strom“ als
„Dr. Hahn“, einen „Lübecker Kaufherrn“, der in einer „Totenstadt“ mit verstorbenen Freun-
den in einer Gastwirtschaft zusammentrifft: „Die Türe öffnete sich, ein neuer Gast war in den
Saal getreten. Eine hagere Gestalt, mit grauem Haar, das sorgfältig gescheitelt lag, und mit
gedeckten, tastenden Bewegungen, die der Erscheinung etwas Wippendes, Balancierendes
verlieh. Ein Diener führte ihn unauffällig am Arm an den Tisch heran [...]: Dr. Hahn, der
sich als junger Mensch bei einem Selbstmordversuch blind geschossen und dreißig Jahre
später, um politischen Schergen zu entgehen, die Waffe zum zweitenmal auf sich gerichtet
hatte.“ Else Hahn war der Name der langjährigen Mitarbeiterin Ahlmanns. Vgl. WULF
(2011), S. 8, Anm. 8. Zum Suizidversuch Ahlmanns s. a. weiter unten.
 - 13 Brief Ahlmanns an Ellen Rhodius vom 4.3.1933.
 - 14 Briefe Ahlmanns an Ellen Rhodius vom 13.4. und 23.9.1930; von Achelis existiert auch eine
Postkarte vom 25.8.1930 aus Eckernförde an Ellen Rhodius.
 - 15 Brief Ahlmanns an Ellen Rhodius vom 6.12.1930.
 - 16 Vgl. ENZENSBERGER (2009), S. 109: „Wer Leuten, die mit ihrem Leben bezahlt haben,
aus ihren politischen Irrtümern einen Vorwurf macht, leidet an einer Form nachträglicher
Besserwisseri, die von *moral insanity* nicht weit entfernt ist.“
 - 17 Vgl. SCHOTTLAENDER (1988), der sich allerdings auf die „Verfolgte Berliner Wissen-
schaft“ beschränkt.
 - 18 Aus einem Brief von Mathias P.A. Pfeiffer (Bremen) an Jutta von Horstig vom 3.1.2000 geht
hervor, dass dieselbe im November 1999 einen mit einer größeren Anzahl von Photos ver-
sehenen „besonders ausführlichen Brief“ zu Wilhelm Ahlmann und auch seinem abrupten
Ausscheiden aus dem Ministerium verfasst hat. Dieses Schriftstück war mir nicht mehr
zugänglich.
 - 19 SCHRAMM (1951), S. 272; WULF (2011), S. 19 mit Anm. 48.
 - 20 Vgl. SCHOTTLAENDER (1988), S. 71.89.91; SCHOLDER (1988, II), S. 91; KLEE (2016),
S. 10ab.
 - 21 MANN (1955), S. 155 („Leiden an Deutschland“, Tagebucheintrag zum 25. Juli 1934).
 - 22 Brief Ahlmanns an Ellen Rhodius vom 23.9.1930.
 - 23 So WULF (2011), S. 15 ff.18.

- 24 Ahlmann gehörte (wie Hans Freyer) dem Arbeitsausschuss der „Deutschen philosophischen Gesellschaft“ an; Brief vom 6.12.1930 an Ellen Rhodius.
- 25 Zu Hans Barion (1899–1973) s. KLEE (2016), S. 28a; zu Ernst Forsthoff (1902–1974) s. KLEE, ebd., S. 159a–b; zu Hans Freyer (1887–1969, nicht Parteimitglied) s. KLEE, ebd., S. 165b; zu Gunther Ipsen (1899–1984) s. KLEE, ebd., S. 278b; zu Gerhard von Mende (1904–1963) s. KLEE, ebd., S. 402a; zu Carl Schmitt (1888–1985) s. KLEE, ebd., S. 548b–549a; zu Hans (Johannes) Schomerus (1903–1969) s. KLEE, ebd., S. 557b–558a; zu Percy Ernst Schramm (1894–1970) s. KLEE, ebd., S. 559b; zu Werner Weber (1904–1976) s. KLEE, ebd., S. 658a.
- 26 Dass Hans Barion der Herausgeber ist, geht aus zwei Briefen desselben an Ellen Rhodius hervor (25.9. und 19.12.1950). In deutschen Tageszeitungen erschienen dazu zwei Kurzrezensionen; Herbert Nette, „Grabmal eines Unbekannten“ in: F.A.Z., D-Ausgabe (Literaturblatt) vom Samstag, 21.4.1951, S. 13d–e; Herbert Fritsche, „Ein blinder Seher“, in: DIE ZEIT vom Donnerstag, 30.8.1951, S. 5d–e.
- 27 BARION (1951), S. IX–XI; aus einem Brief Hans Barions an Ellen Rhodius vom 19.12.1950 und einem Brief Hans Freyers vom 29.1.1965 ist ersichtlich, dass die biographische Skizze Ahlmanns von dem durch seine Ministerialratstätigkeit schwer kompromittierten Achelis stammt. Dieser schreibt zum Ausscheiden Ahlmanns im September 1933, S. XII: „Manche Hochschullehrer der juristischen, der philosophischen, aber auch der theologischen Fakultäten beider Konfessionen werden sich noch gern an den Besuch in dem kleinen Referentenzimmer bei Dr. Ahlmann erinnern, wo sie, Politisches erwartend, sich zu ihrem Erstaunen bald in ein Gespräch über die philosophisch-metaphysischen Grundlagen ihres Fachs verwickelt sahen, das durch Stunden ging. Aber diese Insel hatte keinen Bestand. Sie wurde bald von handfester Politik überspült: Wilhelm Ahlmann schied schon Ende September 1933 unter recht unerfreulichen Umständen aus seinem ‚Amt‘“.
- 28 WELZIG (1997), S. 74; KLEE (2016), S. 278b.
- 29 WELZIG (1997), S. 166 f; s. a. ZELLER (1965), S. 188 f.
- 30 WULF (2011), S. 23.
- 31 Über Ahlmanns engere Beziehung zu Claus Graf Schenk von Stauffenberg s. ZELLER (1965), S. 188 f. Die Verbindung zu Stauffenberg scheint über Jens Jessen, Professor für Volks- und Finanzwirtschaft an der Universität Berlin, zustande gekommen zu sein, mit dem Ahlmann seit Kieler Zeiten befreundet war; ZELLER, ebd., S. 88 ff. 188.
- 32 Vgl. ZELLER (1965), S. 298.
- 33 WELZIG (1997), S. 167: „Es war eine fürchterliche Nacht, als ich ihm half, die Waffe zu laden und wir gemeinsam die Schläfenschlagader feststellten, damit der Schuß ja nicht fehlginge. Am 7. Dezember 1944, in den frühen Morgenstunden, gingen wir zum Bankhaus Ahlmann, und in seinem Arbeitszimmer fiel dann der Schuß, der ihn sofort bewußtlos machte. Er lebte aber noch bis zum späten Nachmittag, kam aber nicht mehr zu Bewußtsein. [Er starb], nachdem ein mitleidiger Arzt ihm eine Spritze gegeben hatte, entgegen der Wünsche der Geheimen Staatspolizei, die durchaus noch ein Geständnis aus ihm herauspressen wollte.“ – Eine andere, in Burgbrohl umlaufende Version des Freitodes Ahlmanns durch Zyankali ähnelt den Umständen, die Thomas MANN (1955), S. 404 ff („Lebensabriß“, 1930) vom Suizid seiner Schwester Carla berichtet; MENDELSSOHN (1975), S. 845.
- 34 RICHTER (1920), Tagebucheintrag vom Montag, 14. Juni 1920: „Abends Brief von Udo

- bekommen m. Schokoladenchahet [! statt: *Hachez-Schokolade*]. Sehr traurig, da ich nicht frei von Schuld bin.“
- 35 S. ihr Tagebuch vom Dienstag, 27. Januar 1920: „Abends mit Udo Rhodius im Kammer-sänger [von Frank Wedekind] u. Liebelei.“ Am 4. Dezember (Sonntag) lautet der Tage-bucheintrag allerdings: „Habe mit Udo gesprochen [...] über unsere Freundschaft. Udo nach Hause.“ Leider ist dieses Tagebuch das einzig erhaltene Ellen Richters aus den 1920er Jahren.
- 36 MANN (1925), S. 391 ff (Exemplar aus dem Nachlass von Ellen Rhodius). 1924 liest Ellen Rhodius in der Neuen Rundschau Jg. 35, Heft 10 den ebenso rot markierten, ernüchternden Artikel Hermann Hesses zu „Goethe und Bettina“. HESSE (1924), S. 1061 ff (Exemplar aus dem Nachlass von Ellen Rhodius).
- 37 „Brief von Vera [Koch] m. merkwürdigen Mitteilungen über Wilhelm Ahlmann.“
- 38 Briefe Ahlmanns an Ellen Rhodius vom 8.9. und 4.10.1926.
- 39 So nach Caroline Eschweiler, geb. Rhodius, etwa: „Einen Rudolf Rhodius betrügt man nicht!“
- 40 Zu Hans Carossa vgl. ZUCKMAYER (2004), S. 15.23.200 f.
- 41 MOHRHENN (1942), S. 72–74. Das Exemplar dieser Zeitschrift – wie auch die anderen in diesem Kapitel noch zu nennenden Exemplare der „Neuen Rundschau“ und Gedicht-bände – bewahrte Ellen Rhodius bis zu ihrem Tode 1994 zusammen mit dem Gedichtheft in einem gesonderten Karton auf.
- 42 SUHRKAMP (1939), S. 417 ff (Exemplar aus dem Nachlass von Ellen Rhodius); SUHR-KAMP (1951), S. 305 ff; zu Peter Suhrkamp vgl. ZUCKMAYER (2004), S. 6.15.20 ff.194 f.
- 43 KASACK (1951), S. 127.
- 44 SUHRKAMP (1939), S. 419; DERS. (1951), S. 308.
- 45 Vgl. hierzu Goethe, Urworte, orphisch: ΔΑΙΜΩΝ
 „Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
 Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
 Bist alsobald und fort und fort gediehen
 Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
 So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
 So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
 Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
 Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“ – GOEDEKE (1893b), S. 151.
- 46 S. zur Interpretation dieses Gedichtes die Deutung von DELLBRÜGGER (2014), S. 76 ff:
 Zeit verlernen = sich für etwas Ewiges öffnen. / Sein Antlitz und Herz nicht verkümmern
 lassen = sich selbst treu bleiben. / Seinen Namen ablegen = das loslassen, womit man bei
 anderen bekannt ist. / Die Spiegel verhängen = die Selbstbespiegelung aufgeben; von sich
 selbst „absehen“, zu höherem eigenen Selbst finden. / Sich der Gefahr weihen = in eine neue
 Lebensform einsteigen. / Einem Wink im Sein folgen = den entscheidenden Moment im
 Leben nicht verpassen. / Vieles zu Einem erbauen = sich in einen großen Zusammenhang
 einfügen. / Sich stündlich vom Stern prägen lassen = seinem inneren Kompass folgen. /
 Glühende Jahre = Intensivität dieses neuen Lebens. / Irdisch erblinden = unabhängig vom
 Irdischen werden. / Reifen einer größeren Natur = zum höheren Sein heranreifen.
- 47 RHODIUS (1944), S. 64; CAROSSA (1935), S. 39.
- 48 Zu Gottfried Benn vgl. ZUCKMAYER (2004), S. 16.74 ff.261 f.372; BARBIAN (2011), S. 47 ff.

- 49 Das Rhodius'sche Anwesen liegt überdies nur wenige Schritte von der Burgbrohler Apostelkirche entfernt.
- 50 Apg. 9, 8 f; Gal. 4, 13–15; 2. Kor. 12, 7–10.
- 51 Vgl. SAS (1964), S. 117 ff. 126 f.
- 52 TRAVERS (2007), S. 260 ff.
- 53 RHODIUS (1944), S. 55 f; BENN (1995), S. 267.
- 54 RHODIUS (1944), S. 62 f; GUNDOLF (1930), S. 96.
- 55 Johann Wolfgang von Goethe, „Wiederfinden“ (1. Strophe):
 „Ist es möglich! Stern der Sterne,
 Drück' ich wieder dich ans Herz!
 Ach, was ist die Nacht der Ferne
 Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
 Ja, du bist es, meiner Freuden
 Süßer, lieber Widerpart!
 Eingedenk vergangner Leiden,
 Schaudr' ich vor der Gegenwart.“ – RHODIUS (1944), S. 67; GOEDEKE (1893c), S. 97; DAMM (1999), S. 462; vgl. auch das Gedicht „An den Geliebten“ von Friedrich Georg Jünger (2. Strophe):
 „Vergessen sind der Trennung Leiden.
 Du bist die Flut; die Wasser steigen.
 Es blühen Rosen, blühen Reben,
 Es grünt in allen Palmenzweigen.“ – RHODIUS, ebd., S. 38; JÜNGER (1940), S. 7.
- 56 Johann Wolfgang von Goethe, „Abschied“:
 „War unersättlich nach viel tausend Küssen,
 Und mußst mit einem Kuß am Ende scheiden.
 Nach herber Trennung tiefempfundnem Leiden
 War mir das Ufer, dem ich mich entrissen, –
 Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
 Solang ich's deutlich sah[,] ein Schatz der Freuden;
 Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
 An fernentwichnen lichten Finsternissen. –
 Und endlich, als das Meer den Blick umgrenzte,
 Fiel mir zurück in's Herz mein heiß Verlangen;
 Ich suchte mein Verlorne gar verdrossen.–
 Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;
 Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
 Als hätt ich alles, was ich je genossen.“ – RHODIUS (1944), S. 70 ff; GOEDEKE (1893a), S. 270 f (Sonett Nr. VII).
- 57 ORTNER (2013), S. 108 ff. 136 ff. Der „Geschwister-Scholl-Prozess“ fand am 22.2.1943 statt; vgl. a. die bei CAROSSA (1951), S. 171 ff. 212 ff erwähnten, weit geringfügigeren Fälle, die zur Hinrichtung führten.
- 58 Erhalten ist hierzu der Durchschlag eines Schreibens, das Rudolf Rhodius am 10.9.1933 an den Ortsgruppenleiter der NSDAP, Dr. med. Theodor Hartmann (Internist), richtete, der – nach Auskunft der Rhodius-Töchter – als eifriger Kirchgänger selbst kein „strammer Nazi“

war: „Sehr geehrter Herr Hartmann! Vor einigen Tagen erhielt ich Ihre Aufforderung zum Eintritt in die N.S.D.A.P. als Mitglied des Gemeinderates der Gemeinde Burgbrohl. Aus unseren verschiedenen Unterhaltungen ist Ihnen meine Einstellung zur Partei bekannt. Wenn ich auch die Sozial-, die Agrar- und Finanzpolitik in ihren Grundlagen durchaus bejahe und die Zusammenfassung aller Deutschen in einem geschlossenen Reich wie wohl jeder unserer Mitbürger aufs Lebhafteste begrüße, so halte ich die Entwicklung auf dem Gebiete der Außenpolitik und der Knebelung der freien Meinungsäußerung für bedenklich. Ich kann mir nicht vorstellen, daß das Ausland auf die Dauer bereit ist, unsere ständigen außenpolitischen Angriffe, die häufig das zulässige Maß überschreiten, sang- und klanglos einzustecken. Eine derartige Politik muß auf die Dauer zum Kriege führen, und daß ein solcher Krieg von einem im Zentrum von Europa liegenden Staat gegen eine Welt von Feinden nicht gewonnen werden kann, liegt auf der Hand. Auch die Judenpolitik des Dritten Reiches kann nicht meine Zustimmung finden. Zweifellos haben die Juden und darunter in erster Linie die Ostjuden das deutsche Volk schwer bedrängt. Dies berechtigt aber nicht zu einem so scharfen Vorgehen gegen einen ganzen Volksstamm, wie dies in letzter Zeit durch das Dritte Reich erfolgte. Ich hoffe sehr, daß es sich bei allen diesen Mißständen lediglich um Geburtswehen handelt, die auf die Dauer durch die Anstrengungen aller deutschen guten Kräfte in das richtige Fahrwasser kommen. Aus diesem Grunde bin ich auch bereit, Ihrer Aufforderung zum Eintritt in die Partei Folge zu leisten. Ich hoffe, daß ich als Mitglied des Gemeinderates der Gemeinde Burgbrohl und des Vorstandes der Kreissparkasse in Mayen etwas zum Wohle der Allgemeinheit beitragen kann. Ich möchte hier noch bemerken, daß meine Zeit durch starke geschäftliche Belastung so ausgefüllt ist, daß ich neben meiner öffentlichen Tätigkeit nur wenig Zeit für Parteiveranstaltungen werde aufbringen können. Ihrer Mitteilung, ob meine Aufnahme in die Partei unter den vorstehenden Voraussetzungen erwünscht ist, sehe ich entgegen und bin mit freundlichem Gruß Ihr ergebener R. [= Rudolf Rhodius].“ S.a. ESCHWEILER (2020), S. 33 f.

- 59 Frau Anna Israel meldete sich nach Kriegsende brieflich aus Kanada; so nach Ellen Dyckerhoff, geb. Rhodius.
- 60 Auskunft von Caroline Eschweiler, geb. Rhodius, jüngste Tochter von Ellen und Rudolf Rhodius.
- 61 Nach einem Tagebucheintrag vom 14.9.1920 hatte Ellen Richter von Ahlmanns Selbstmordversuch zuerst brieflich über Dritte erfahren.
- 62 ACHELIS (1951), S. X; FREYER (1970), S. 26.
- 63 RILKE (1980), S. 415 ff; aus einigen Zeilen wie Zeile 33, 48, 83, 95, 122, 142 u.ö. geht der Dialogcharakter hervor; so scheint es, als habe Wolf Graf von Kalckreuth Rilke mit gelegentlichen Einwüfen geantwortet.
- 64 Vgl. die eindringende Interpretation bei HELLER (1977), S. 64 f; s.a. ebd., S. 94.96 f. 175 f. 182 f. 224 f; vgl. GUTJAHR (2009), S. 64 ff. 71 ff.
- 65 RILKE (1980), S. 419, Zeilen 123–141.
- 66 HÖLDERLIN (1992, I), S. 445 (Nachtgesänge, 7: „Hälfte des Lebens“).
- 67 ACHELIS (1951), S. XI (Hervorhebung von mir); vgl. a. KASACK (1974), S. 412.
- 68 RHODIUS (1944), S. 19 f; RILKE (1980), S. 445.
- 69 „Ihr aber, die ihr im Entzücken des anderen zunehmt, bis er euch überwältigt

- anfleht: nicht mehr –; die ihr unter den Händen
 euch reichlicher werdet wie Traubenjahre;
 die ihr manchmal vergeht, nur weil der andre
 ganz überhand nimmt: euch frag ich nach uns. Ich weiß,
 ihr berührt euch so selig, weil die Liebkosung verhält,
 weil die Stelle nicht schwindet, die ihr, Zärtliche,
 zudeckt; weil ihr darunter das reine
 Dauern verspürt. So versprecht ihr euch Ewigkeit fast
 von der Umarmung.“ – RHODIUS (1944), S. 25 f; RILKE (1980), S. 447.
- 70 Tob. 5, 5 f.29; 6, 4.6.9.11.17; 7, 12, 8, 3; 9, 1; 10, 7.12; 11, 2.4.7; 12, 1.15.17.
- 71 GEISLER/RADLER (1972), S. 5627.
- 72 DIES. (1973), S. 8899.
- 73 RILKE (1941), S. V.IX.XXIV.XXIX.XL.XLI.XLIV (Exemplar aus dem Nachlass von Ellen Rhodius).
- 74 Von Barrett-Browning missverstanden; der „tumbe spilman“ ist im Gedicht eher jemand, der seine ewige Seligkeit mit Tändeleien „verspielt“; s. HAUPT (1841), S. 474 ff (Z. 1309.1312.1324.1330.1349.1356.1383.1409).497 (Z. 2161).514 (Z. 2775).515 (Z. 2799.2821).521 (Z. 3043).
- 75 Von Moriz Haupt 1841 aus der Handschrift Nr. 2696 der Wiener Hofbibliothek publiziert; HAUPT (1841), S. 438–537.
- 76 FREYTAG (1927), S. 175, Anm. 1; das Werk Freytags war damals in vielen „gebildeten“ Haushalten vorhanden.
- 77 HAUPT (1841), S. 512 ff, Zeile 2707 ff; die Zitate, ebd., S. 513, Zeile 2741 ff.
- 78 Barrett-Browning spielt hier auf den Weiheritus der Königssalbung im Alten Testament (1. Sam. 10, 1; u.ö.) sowie den Messias- und Christus-Titel im Neuen Testament an.
- 79 RHODIUS (1944), S. 29 ff; RILKE (1941), S. V.
- 80 RHODIUS (1944), S. 31 f; RILKE (1941), S. XVI.
- 81 Vgl. auch Friedrich Georg Jüngers Gedicht „Ophelia“; RHODIUS (1944), S. 45 ff; JÜNGER (1940), S. 31 ff.
- 82 ZELLER (1965), S. 188.
- 83 PAESCHKE (1942), S. 39 ff (Exemplar aus dem Nachlass von Ellen Rhodius); das Zitat, ebd., S. 40.42.
- 84 RHODIUS (1944), S. 35 f; RILKE (1941), S. XXIV.
- 85 RHODIUS (1944), S. 41 ff; JÜNGER (1940), S. 23.
- 86 KIESSLING/HEINZE (1914), S. 133 f. 145 f; vgl. den ganzen Abschnitt in Epistulae I, 16, Zeile 73–79: „Ein guter und weiser Mann wird einem Pentheus, dem König von Theben zu sagen wagen: ‚Was zwingst du mich, etwas Unwürdiges zu tun und zu erleiden?‘ – ‚Ich nehme dir‘, [spricht dieser], ‚deine Güter!‘ – ‚Du meinst mein Vieh, mein Barvermögen, meine Speisesofas, mein Silbergeschirr? Es steht dir frei, es mir wegzunehmen!‘ – ‚In Hand- und Fußfesseln werde ich dich unter einem grimmigen Wächter halten.‘ – ‚Gott selbst wird, sobald ich will, meine Bande lösen.‘ – Ich glaube, er meint damit: ‚Ich kann sterben! Denn der Tod ist der Schlusstrich [aller] Dinge.“
- 87 RHODIUS (1944), S. 50 ff; JÜNGER (1940), S. 55 ff.
- 88 ESCHWEILER (2020), S. 5.

- 89 Das Photo von Wilhelm Ahlmann, von Ellen Rhodius im Sommer 1938 aufgenommen, zeigt einen kleinen Ausschnitt dieses Ambientes; BARION (1951), gegenüber von S. X.
- 90 Für das Rhodius'sche Anwesen ist allerdings bis heute das Gurren der Tauben charakteristisch.
- 91 SHAKESPEARE (1920b), S. 88.
- 92 ZUCKMAYER (2004), S. 108 f rechnet im „Geheimreport“ 1943/1944 freilich weder ihn noch seinen älteren Bruder Ernst Jünger zu den Nationalsozialisten, auch wenn sie „in militärisch-politischen Taktiken“ mit Hitler nicht „differierten.“
- 93 JÜNGER (1928), S. 16 ff.20 ff.33 ff und passim.
- 94 WEINERT (1947), S. 162 f.
- 95 Die Neue Rundschau Jg. 51, 1940, S. 623 (C. Plinius Caecilius Secundus an Geminus, Aus der Zeit etwa zwischen 61 und 113 n. Chr.); Jg. 52, 1941, S. 53 (Lucius Annäus Seneca an Lucilius, Aus den Jahren 63 bis 64 n. Chr.).115 (Friedrich der Große zu Jean-Baptiste de Boyer Marquis d'Argens, 19. Juli 1757; Maria Theresia an Philipp Graf Kinsky, Böhmisches obersten Kanzler, Dezember 1741).245 (Charles George Gordon, Aus dem Tagebuch, Khartum 1884).303 (Friedrich Hölderlin an den Bruder, Waltershausen, den 21. August 1794).358 (Kaiser Friedrich der Zweite an seinen Sohn und Nachfolger Konrad, Nach 1238; Kaiser Karl der Fünfte, König von Spanien, an seinen Sohn und Nachfolger Philipp den Zweiten, 1555).416 (Quintus Horatius Flaccus, An den Dichter Albius Tibullus, Herausgegeben 20 v. Chr.; An den Juristen Torquatus).481 (Herzogin von Choiseul an die Marquise du Defand, Chanteloup, 17. Juli 1766).543 (Goethe an Knebel, Weimar, 8. April 1812; Goethe an Friedrich Heinrich Jacobi, Weimar, den 6. Januar 1813).605 (Heinrich von Kleist, An Otto August Rühle von Lilienstern, Königsberg, den 31. August 1806; Diderot, An Fräulein Volland, Paris, den 23. September 1762). 672 (Zelter an Goethe, Sonnabend, den 14. November 1812; Goethe an Zelter, 3. Dezember 1812).725 (Otto von Bismarck, An seine Braut Johanna von Puttkammer, Schönhausen, 17. Februar 1847); Jg. 53, 1942, S. 43 (Franz Marc an seine Frau, Im Felde, 25.V.15).95 (Adalbert Stifter, An Gustav Heckenast, Linz, 12. Juni 1856).149 (Novalis an seinen Vater, Leipzig, den 9. Februar 1793).198 (Mozart an seinen Vater, Wien, 15. Dezember 1781).252 (Jean François Millet an Théodore Pelloquet, Barbizon, den 2. Juni 1863).299 (Eduard Mörike an Luise Rau, Owen, den 18. Februar 1830, abends).350 (Pascal an M. Périer, 1661).389 (Matthias Claudius an Friedrich Jacobi, Wandsbeck, den 19. März 1792).526 (Quintus Horatius Flaccus, An Numicius, Gegeben 20 vor Christus). – Im Editorial dieser Artikelserie „Die menschlichen Tugenden“ heißt es (Jg. 51, 1940, S. 623): „Wir werden hier fortlaufend eine Reihe bedeutsamer Briefe und Bekenntnisse aller Völker und Zeiten bringen, in denen nicht langweilige Prediger, sondern Kenner des Lebens vom Verhältnis des Menschen zu den Tugenden zeugen, das ihnen zum Erlebnis geworden ist. Tugend oder Virtus ist Zier und Wehr des Menschen. Sie gibt ihm im Sinn der Alten eine plastische Gestalt, die den vollen Anhauch des Lebens bewahrend doch etwas von der ideellen Herkunft unseres Geschlechtes durchschimmern läßt. Vielleicht schenkte ein Gott dem Menschen in seinen Anfängen jenen imperativischen Hang, dem Guten, Wahren und Schönen um seiner selbst willen zu dienen, mit dem (nach Kant und Schiller) Sinn und Hoheit des Menschentums gegeben ist.“
- 96 FORSTHOFF (1951), S. 80; WULF (2011), S. 22.
- 97 Pfarrer Karl Immer war ähnlich im Gottesdienst nach der Pogromnacht vom 9.11.1938

- vorgegangen, indem er lediglich biblische Zitate und wenige Auslegungsworte aneinanderreichte, ohne auf die Ereignisse selbst einzugehen.
- 98 MANN (1955), S. 633 („Deutsche Hörer“, 1940–1945“, August 1941); s. a. DERS. (1974), S. 358 f („Zu Wagners Verteidigung“, 1940); so auch schon 1919 Heinrich MANN (1974), S. 55 („Kaiserreich und Republik“); s. a. Robert MUSIL (1955), S. 411 f (Tagebuchnotizen vom April 1938–Herbst 1939).
 - 99 ZELLER (1965), S. 188.
 - 100 Die Neue Rundschau, Jg. 52, 1941, S. 416 (Quintus Horatius Flaccus An den Dichter Albius Tibullus, Herausgegeben 20 v. Chr.; An den Juristen Torquatus); Jg. 53, 1942, S. 526 (Quintus Horatius Flaccus An Numicius, Gegeben 20 vor Christus).
 - 101 Die Neue Rundschau, Jg. 52, 1941, S. 53; Lucius Annäus Seneca an Lucilius, Aus den Jahren 63 bis 64 n. Chr.: „Wir werden sehen, wer von beiden siegen wird. Vielleicht kommt es in meinem Interesse, und dieser Tod adelt mein Leben.“ ROSENBAACH (1974), S. 96 f.
 - 102 S. o. Kap. VI, 3, d, S. 366; „Briefe, die ihn nicht erreichen“.
 - 103 HEROLD (1968), S. 396.
 - 104 So nach Caroline Eschweiler, geb. Rhodius; zu Erwin Colsmann vgl. ZELLER (1965), S. 420, Anm. 29.
 - 105 So nach den Erinnerungen der beiden noch lebenden Töchter Ellen Rhodius; ESCHWEILER (2020), S. 31; WULF (2011), S. 23 behauptet, Ahlmann wäre auch noch nach dem 20. Juli 1944 in Burgbrohl gewesen. Nach Auskunft von Ellen Dyckerhoff und Caroline Eschweiler ist Ahlmann nach dem missglückten Attentat nicht mehr in Burgbrohl erschienen.
 - 106 ZELLER (1965), S. 188.
 - 107 HÖLDERLIN (1992, I), S. 645 („Hyperion oder der Eremit in Griechenland“, I, 1, 8).

Anmerkungen zu Kapitel XVII: „Mit Feuer in eine falsche Herberge“ – Eine abschließende Betrachtung zur Unordnung der theologischen Sprache im Krieg und zu den Gravamina ihrer Gefangenschaftshermeneutik

- 1 BOEHME (1715), S. 2: „Mit Feuer bist du in eine falsche Herberge gegangen / mit Feuer must du wieder ausbrechen / sonst halten dich die listige und böse Wächter gefangen / die auf dein Leben lauren / daß sie dich tödten und im Grabe versperren.“ – „Feuer“ ist bei Boehme im übertragenden Sinn genommen: „feuriger Drang, feuriger Trieb, dämonisches Narrentum, Besessenheit“ vom Falschen.
- 2 Während des Kirchenkampfes in seinem „Austrittsbrief“ an den Reichsbischof Müller vom 2.4.1934; SCHMIDT (1935), Nr. 22, S. 59; KANTZENBACH (1971), Nr. 45, S. 80.
- 3 Vgl. zur Formulierung nach 1. Kön. 19, 18 Jerome Klapka Jerome (1859–1927) in den Daily News, zit. n. KRAUS (1918c), S. 104 f; DERS. (1988b), S. 7.
- 4 BLUMHARDT (1933), S. 426 (Predigt am 1.1.1917: „Im Namen Jesu“); zum Titel der Bachkantate vgl. Offb. 12, 10.
- 5 JEAN PAUL (1862, XXII), § 34, S. 60 (Levana I, zweites Bruchstück, drittes Kapitel, „Ueber den Geist der Zeit“).
- 6 HECKER (1915), S. 339.

- 7 Ausdruck nach WATZLAWICK (1981), S. 294 (Francisco Varela, „Der kreative Zirkel – Skizzen zur Naturgeschichte der Rückbezüglichkeit“).
- 8 WITTGENSTEIN (1984), S. 299.
- 9 RILKE (1980, II), S. 509:
„O *DIESES* ist das Tier [...] / Zwar *war* es nicht. Doch weil sie's liebten, ward / ein reines Tier. Sie ließen immer Raum. [...] Sie nährten es mit keinem Korn, / nur immer mit der Möglichkeit, es sei. / Und die gab solche Stärke an das Tier, / daß es aus sich ein Stirnhorn trieb. Ein Horn. [...].“
- 10 Vgl. die Rezension dieses Buches von Thomas MANN (1960c), S. 678–685 („Verjüngende Bücher“, 1927).
- 11 GRAF (1994), S. 479; Einfügungen von mir; vgl. DERS., ebd., S. 329; vgl. a. JEAN PAUL (1862, XXV), S. 163, der schon denselben Vorgang gut beschrieb: „Sie spielen und singen uns Glauben und Unglauben mit gleichem Glauben vor. [...] diese Religionsvereinigung mit der Unreligion [...], kurz dieses gleichmäßige Durcheinandermischen des Entgegengesetzten ...“
- 12 Bildbeschreibung nach REIMANN (2000), S. 193.
- 13 PFEMFERT (1973, V), S. 30 (René Ghil, 1862–1925, „Fragment“).
- 14 Vgl. zur Ikonographie HAHN (1978), S. 35.254 f.
- 15 AVENARIUS (1918), S. 47: „Comme en quatre-vingt-treize: Le Gens de Bien a la brute ignorante: Ne crains rien. Nous sommes là! L'Officier: Moi pour t'armer. – Le Riche: Moi pour t'payer. – Le Juge: „Moi pour t'acquitter. – Le Pêtre: Et moi pour t'absoudre.“ Der Titel „Wie 93“ spielt auf 1793, das Schreckensjahr der französischen Revolution und wohl auch auf den gleichnamigen Roman Victor Hugos aus dem Jahre 1874 an.
- 16 KRAUS (2014), S. 42 (I. Akt, 11. Szene).180 (V. Akt, 3. Szene); DERS., ebd., S. 144 f (IV. Akt, 8. Szene).
- 17 Vgl. KRAUS (1994), S. 268 ff brachte im Oktober 1918 das Beispiel von deutschen und k.u.k. Lazarettärzten, die auf einer ihrer Tagungen, einer „Monstreversammlung der selbstredenden Phrasen“, ihre ärztliche Kunst im Krieg als „Waffenbrüderschaft“ bezeichnet hatten, in welcher sie ihre Medizin als „Menschenmateriallieferanten“ ausübten.
- 18 GRAF (1994), S. 197; LINSE (1980), S. 105.
- 19 COLSMANN (1917), S. 511 ff.
- 20 KRAUS (1969); herausgegeben von Philipp Berger anhand der von Karl Kraus getroffenen Vorarbeiten (Editorial des Deutschen Taschenbuch Verlags); ebd., S. 4.
- 21 DERS. (1915c), S. 8 f („Saarbrücker Volkszeitung“ vom August 1915).
- 22 DERS. (1933), S. 62 ff („Die dritte Walpurgisnacht“, Die Fackel, sog. „Nr. 999“, Jg. XXXV, Sommer 1933); DERS. (1934), S. 49 ff.
- 23 Bei Kraus des Öfteren besprochen; KRAUS (1969), S. 108 ff.114 ff.210 f u.ö.; Heller wird den Text „Sprachlehre“, der 1927 in der Fackel Nr. 751–756, 28. Jg., S. 24 ff erschienen war, gekannt haben; HELLER (1954), S. 382a; statt „dreckige Gesinnung“ hieß es bei Kraus „Lumperei der Gesinnung“.
- 24 KRAUS (1931), S. 48 f; vgl. HELLER (1954), S. 357 f.
- 25 KONFUZIUS (2012), S. 170.
- 26 Vgl. etwa zur politischen Rhetorik des Nationalsozialismus die Analyse VOLMERTs (1989), S. 137 ff; was an dieser Sprache auffällt, ist neben der Informationsarmut, den nicht seltenen

- syntaktischen Inkongruenzen, grammatisch-logischen Fehlern, den zahlreichen Wiederholungen, vagen Formulierungen und dem unklaren Argumentationsstil die Tatsache, dass diese Sprache für den szenischen, ritualisierten Auftritt des Redners vielfach nur Dekor, pathetische Ausschmückung ist. Die gesprochene wie schriftliche Fassung enthält semantisch kuriose Neologismen, syntaktisch ungetüme Attributs-, Adverbial- und Partizipialphrasen; gigantoman wirkt die inflationäre Anwendung von Superlativen und Elativen, aggressiv aufgeladen die Flut der Metaphern und Bilder.
- 27 Der großherzoglich-badische Gymnasialdirektor Joseph Hermann Schmalz (1846–1917) hatte zuletzt 1907 in siebter Auflage den „Antibarbarus der Lateinischen Sprache“ von Johann Philipp Krebs (1771–1850) herausgegeben, in welchem alle sprachlichen Fehler der lateinischen Klassiker in zwei voluminösen Bänden gesammelt waren.
 - 28 In Friedrich Theodor Vischers (1807–1887) Gedicht „Schulmanns Schauer“; BERN (1915), S. 133.
 - 29 HELLER (1954), S. 369a.
 - 30 Darunter fiel für Kraus auch der Anschluss mit „welcher“ statt mit „der“; KRAUS (1969), S. 111 ff. 122 ff; Abweichungen von der Regel aus Gründen von Wohlklang und Abwechslung gestand Kraus allerdings auch Schopenhauer und Jean Paul zu und gestattete sich dergleichen Lizenzen auch selbst; DERS. ebd., S. 116 f.
 - 31 HELLER (1954), S. 357a–358a.
 - 32 VANSITTART (1941), S. 43.
 - 33 THUKYDIDES (1964), III, 82, 3, S. 141; BÖHME (1852, III), S. 98.
 - 34 BAUMGARTEN (im Jahrgang 1916), S. 8 (Kurzrezension zu Gustav Schülers „Gottes Sturmflut“).
 - 35 Bei BAUMGARTEN (1915c), S. 138 („Die Religion in Feldbriefen“); vgl. a. bei DEMS., ebd., S. 282a (Kurzrezension von Treblin).
 - 36 UHLAND (1892), S. 48 f („Metzelsuppenlied“).
 - 37 KRAUS (1919a), S. 21; DERS. (1988b), S. 213; DERS. (2014), S. 198 (V. Akt, 11. Szene).
 - 38 Zit. n. SAUERMAN (2013), S. 57.
 - 39 JEAN PAUL (1923), § 20, S. 74 ff; vgl. BURKHARDT (1898), S. 145: „Von Byron sagte er [= Goethe], daß er auch im Verruchtesten eine edle Form habe.“ (Nr. 160, Sonnabend, 3.4.1824).
 - 40 THOMSON (1984), S. 210 ff; dort auch Beispiele.
 - 41 KRAUS (1925b), S. 66; RUSKIN (1891), S. 82 ff: „All the virtues of language are, in their roots, moral; it becomes accurate if the speaker desires to be true; clear, if he speaks with sympathy and a desire to be intelligible; powerful, if he has earnestness; pleasant, if he has sense of rhythm and order. There are no other virtues of language producible by art than these [...]. And thus the principles of beautiful speech have all been fixed by sincere and kindly speech. On the laws which have been determined by sincerity, false speech, apparently beautiful, may afterwards be constructed; but all such utterance, whether in oration or in poetry, is not only without permanent power, but it is destructive of the principles it has usurped. [...] No noble nor right style was ever yet founded but out of a sincere heart.“ Vgl. a. KRAUS (1969), S. 216 f; BACHMANN (1995), S. 30; ähnliche Überlegungen auch schon bei Madame de STAËL (1858, I), S. 22 ff (Première Partie, Discours préliminaire, „De la Littérature dans ses Rapports avec la Liberté“).

- 42 S. die Rezension Rudolf LENNERTs (1954), S. 408 ff zu Karl Kraus' Werk „Die Sprache“; KRAUS (1969).
- 43 LEMM (1917b), S. 491 ff, der die Termini „Größe“, „Volk“, „Vaterland“, „volkliche Ehre“, „Beleidigung“ sowie Bedeutungseskalationen von Schlagwörtern analysiert; vgl. zur Begriffsverwirrung von Wörtern wie „Volkstum“, „Menschentum“, „Religion“ etc. auch MOLO (1917), S. 523 ff.
- 44 KLEMPERER (2015), passim.
- 45 BERGER (1947), S. 68–81.
- 46 BERNING (1960), S. 71–118.178–188; DIES. (1961), S. 83–121.171–182; DIES. (1962), S. 108–118.160–172; DIES. (1963), S. 92–112; DIES. (1964).
- 47 SCHÖNE (1972), inbes. S. 28 ff.70 f.
- 48 EHLICH (1994).
- 49 BACHMANN (1980), S. 30 mit Hinweis auf Karl Kraus.
- 50 DIES. (1974), S. 107.
- 51 SARTRE (1948b), S. 112.114, Anm. 3 („Pourquoi Écrire?“); ADORNO (1962a), S. 101.
- 52 FROMM (1994), S. 8: „Dann fingen jedoch die Nazis an, diese Sprache [= meine Muttersprache] zu vergewaltigen. Sie mißhandelten sie genauso, wie sie die Kultur und die Menschenrechte mißhandelt haben. Sie verwendeten die Wörter in einer fremden, brutalen Art. Sie erfanden Schlagworte, die wohl aus deutschen Worten zusammengesetzt waren, die aber keinen Widerhall im Geiste derer fanden, die an die Worte Goethes und Heines gewöhnt waren. Die Sprache klang wohl deutsch, aber im Munde der Nazis wurde sie mir fremd, weil die Nazis den Wörtern Bedeutungen unterlegten, die der Ungerechtigkeit, dem Mangel an Vernunft, der Gewalt und dem Zwang entsprangen.“
- 53 HELLER (1954), S. 365a.
- 54 ENGLUND (2013), S. 340; vgl. über solche „Gefangenschaft“ von Sprache und Denken im Militarismus schon Madame de STAËL (1858), S. 299: „Si le pouvoir militaire dominait seul dans un État, et dédaignait les lettres et la philosophie, il ferait rétrograder les lumières, à quelque degré d'influence qu'elles fussent parvenues; il s'associerait quelques vils talents, chargés de commenter la force, quelques hommes qui se diraient penseurs pour s'arroger le droit de prostituer la pensée: mais la raison se changerait en sophisme, et les esprits deviendraient d'autant plus subtils que les caractères seraient plus avilis.“ = „Hätte Militärgewalt die Alleinherrschaft in einem Staate, und würdigte Wissenschaften und Philosophie herab, so würde sie die Aufklärung rückgängig machen, zu welchem Grade von Einfluß sie auch gelangt seyn möchte. Sie würde sich einige nichtswürdige Köpfe zugesellen, welche die Befehle ins Reine zu bringen hätten; einige Menschen, die sich für Denker ausgäben, um sich das Recht anzumaßen, die Denkkraft zu verhöhnern: aber die Vernunft würde sich in Sophisterei verwandeln, und die Geister würden um so spitzfindiger werden, als die Charaktere erniedrigt wären.“ STAËL/SCHREITER (1804, II), S. 91.
- 55 Michael Corday zit. n. ENGLUND (2013). S. 340.
- 56 JEAN PAUL (1862, XXII), § 35, S. 61 (Levana, I, zweites Bruchstück, drittes Kapitel, „Ueber den Geist der Zeit“).
- 57 LAMSZUS (2014), S. 23–84. SPANUTH (1915), S. 31 betitelte dieses Buch als „Knochenweichung gerade in nationalen Erziehungsfragen“ und bewegte sich damit auf der Linie der allgemeinen Hetze gegen Lamszus, der des „an Hochverrat grenzenden Frevels“ beschuldigt,

- wegen seiner „vaterlandslosen, undeutschen Gesinnung“ öffentlich beschimpft und aus dem Schuldienst „bis auf weiteres beurlaubt“ wurde. SCHENDA (1976), S. 98.
- 58 WILAMOWITZ-MOELLENDORFF (1904), S. 88; PAGE (1972), S. 176. Das Wort *ανδροσφαγειον* ist ein Hapaxlegomenon; s. STEPHANUS (1856), Sp. 663a.
- 59 Vgl. etwa das sozialdemokratische Dokument KRIEG DEM KRIEGE (1912), S. 4 ff. 8 f.
- 60 ZECH (1919), z. B. S. 131 ff; PINTHUS (1919/1960), S. 87; JÜNGER (1929), S. 25 ff. 116 f; KÖPPEN (1930/2005), S. 74 ff. 78. 121 ff; KRULL (2013), S. 9. 164 ff.
- 61 eg 362, 1; DIBELIUS (1935a), S. 43 entdeckt in den einsilbigen Wörtern Luthers die „Schwertschläge auf den Schild des Feindes“.
- 62 BEZZEL (1983), S. 124.
- 63 TUCHOLSKY (1993, I), S. 310 („Briefbeilagen – Was wäre, wenn ...?“, 1914/1918).
- 64 GANGHOFER (1915), S. 99.
- 65 GOLTZ (1883), S. 343; vgl. auch die Beschreibungen in: FELD=ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE (1940), S. 30 (Nr. 5 vom 25.10.1813). 48 f (Nr. 10 vom 9.11.1813). 124 (Nr. 26 vom 2.12.1813). 342 (Nr. 65 vom 7.3.1814) u.ö.
- 66 Vgl. FONTANE I (1873), S. 193 ff. 219 ff. 339 f. 358 ff. 456 f. 600 ff u.ö.; neben die Verlustziffern stellt Fontane regelmäßig die Trophäenliste.
- 67 KLEIN (1914), S. 157 f.
- 68 Vgl. zum Schlachtfeld GENERALSTAB (1874), S. 215 ff. 221 ff. 228 ff. 246 ff. 266 ff. 270 ff. 276 ff; FONTANE I (1873), S. 183 ff; vgl. a. EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG Nr. 41 vom 14.10.1870, Leipzig, Sp. 750 f.
- 69 KLEIN (1914), S. 154; vgl. ebd., S. 99. 101. 104. 112. 115. 137; vgl. zum Verhalten von Bayern im Ersten Weltkrieg MUEHLON (1918), S. 117 f (Tagebuchnotiz vom 5.10.1914).
- 70 Vgl. z. B. KLEIN (1914), ebd., S. 162 ff.
- 71 ZAHN (1871), S. 69; PIECHOWSKI (1917), S. 175.
- 72 KLEIN (1914), S. 101 f. 123 f. 153 ff. 169 f. 172 f. 176. 184 f.
- 73 DERS., ebd., S. 157 f; BINDING (1940a), S. 318 scheint diese Textpassage Kleins gelesen zu haben: „Jeder Herrscher, jeder leitende Staatsmann, jeder Präsident eines Volkes müßte, statt einen Eid auf die Verfassung zu leisten, vor dieses Bild [= Schlachtfeld von Beaucourt] geführt werden. Von nun an bis in Ewigkeit: dann gäbe es keine Kriege mehr.“ Tagebucheintrag vom 4.4.1918.
- 74 Die Präzision der deutschen Strategieplanung (KLEIN, 1914), S. 82 f. 88 ff), den glänzenden Vormarsch, die reibungslose Kriegshaushaltung und Detailordnung (Feld-Telegraphie, Feld-Postwesen, Munitionersatz, Verpflegung, Seelsorge, Rechtspflege, Ersatzwesen; GENERALSTAB, 1881, S. 1436–1520), das „unvergleichliche“ Sanitätswesen (KLEIN, ebd., S. 175. 188 ff. 210; GENERALSTAB, 1881, S. 1499 ff), schließlich die Milde und Großmütigkeit einzelner Generäle, sowie des Kronprinzen in Würth (vgl. das Gemälde von Georg Bleibtreu bei DINCKLAGE-CAMPE, 1895, nach S. 148), des siegreichen Kaisers, die deutschen Wiederaufbau-Initiativen nach dem Krieg usw. (KLEIN, ebd., S. 142 f. 144. 160 f. 164 f. 226 ff. 239 f. 248 ff. 262 ff). Dass die Verhältnisse auf deutscher Seite oft auch anders aussahen (vgl. STEINBACH, 2002, S. 45 ff. 57 ff. 83 ff. 97 f) konnte Klein vielleicht nicht wissen. 1914 nahm man auch die von Klein 1876 (wie auch von Fontane) kritisierte mangelhafte Kriegsvorbereitung auf französischer Seite genüsslich zur Kenntnis: die Strategielosigkeit (ebd., S. 56 f. 80. 87 f), Desorganisation (ebd., S. 45 ff), das Fehlen von Kartenmaterial (ebd.,

- S. 40.46.49.69.73), mangelhafte Ausbildung, Ausrüstung, ungeeignete Munition, (ebd., S. 35.61), materielle Notstände, chronische Versorgungsengpässe (ebd., S. 47.50 f.61.75 [„*nous ne pouvons rien faire*“]; vgl. MOLTKE, 1894, S. 52.63), Arroganz und Disziplinlosigkeit der Offiziere (ebd., S. 31 ff.47; vgl. MOLTKE, 1894, S. 51.245.247), Alkoholismus, „Trunkenbolderei“ (ebd., S. 32.65), moralischer und sittlicher Verfall (ebd., S. 32 ff.47.73 ff [„*Cuisine du Maréchal*“]), Nepotenzwirtschaft (ebd., S. 47), übertriebenes Selbstgefühl (ebd., S. 18 ff.47 ff) und fatale Unterschätzung des Gegners (ebd., S. 47; SCHLÜTER, 1878, S. 1 ff), Panikneigung bei Rückschlägen (ebd., S. 12.116.147 f), Ausstreuen lügenhafter Siegesmeldungen und -hoffnungen, fanatische Hasskampagnen (ebd., S. 151.157 f. 243 f.245 f; vgl. MOLTKE, 1894, S. 182) – so als hätte es alles dies nicht auch auf deutscher Seite gegeben. Außerdem war das Buch Kleins handlicher und lesbarer war als das dreibändige Werk Theodor Fontanes „Der Krieg gegen Frankreich“ (1873–1876).
- 75 KLEIN (1914), S. 247 f.
- 76 DERS., ebd., S. 247. Zitat aus Quintus Horatius Flaccus, Satiren I, 4, 34: „*Faenum habet in cornu, longe fuge*“ = „er [= der Stier] hat Heu auf dem Horn, fliehe weit!“ KIESSLING/HEINZE (1961), S. 75 mit Anm. zu Z. 34: „Es ist römische Sitte, einem durch die Straßen getriebenen stößigen Bullen Heu um die Hörner zu binden.“
- 77 S. o. Kap. I, Einleitung, S. 102.
- 78 LALOI (1900), § 40, S. 8; dort auch ein ähnlicher Lasterkatalog.
- 79 Vgl. a. ZUCKMAYER (2006), S. 243.
- 80 KRAUS (1925c), S. 16.24; Kraus bezieht sich auf seine Forderung in „Die Kriegsschreiber nach dem Krieg“ bei DEMS. (1918b), S. 105; vgl. DERS. (1918c), S. 7; DERS. (1918e), S. 26; RÜRUP (1984), S. 1 f.
- 81 D. Martin LUTHER, WA LIV, S. 243, Z. 11–15 tritt hier für den Vollzug von Körperstrafen an Gotteslästerern wie Päpsten und Kardinälen ein.
- 82 KRAUS (1925c), S. 24; WEHLER (2003), S. 20 f.
- 83 KÄSTNER (1969, I), S. 146 f („Aus großer Zeit“).
- 84 Vgl. CURTIUS (1956), S. 418.
- 85 Vgl. BACHTIN (1979), S. 341 f, der auf Rabelais und Gogol verweist. HÜBNER (2014), S. 120 ff.397 ff erinnert an die fast vergessene Gattung des „Totengesprächs“. Die unten noch zu besprechende Artikel-Serie „Nachher“ von Kurt Tucholsky gehört eher zu dieser Gattung; TUCHOLSKY (1993, X), S. 119–146 („Nachher“, 1925–1928). Auch ENZENSBERGER (2009), S. 21 ff.36 ff.99 ff.122 ff.357 u.ö. hat sich der „ehrwürdigen literarischen Form des Totengesprächs“ bedient.
- 86 Dr. Robert Lindhoff ist Protagonist im Roman Hermann Kasacks „Die Stadt hinter dem Strom“, der „als Lebender im Reich der Toten oder, genauer bezeichnet, im Reich der Gestorbenen“ umhergeht; KASACK (1974), S. 345.
- 87 DERS., ebd., S. 337 ff.
- 88 DERS., ebd., S. 339.
- 89 Dr. Martin LUTHER, WA VI, S. 497–573.
- 90 BEKENNTNISSCHRIFTEN (1978, I), S. 508.
- 91 Vgl. etwa DIETZ (1935), Nr. 429, S. 217.
- 92 D. Martin LUTHER, WA XXXVIII, S. 360, Z. 14 ff.

- 93 Vgl. ECKERMANN (1949), S. 473 (Dienstag, den 8.3.1831); NAUMANN (1926), Nr. 378, S. 607 f („Goethe“).
- 94 HECKER (1907), Nr. 813, S. 180: „Gott, wenn wir hoch stehen, ist alles; stehen wir niedrig, so ist er ein Supplement unsrer Armseligkeit.“
- 95 ECKERMANN (1902, II), S. 200 (Mittwoch, den 31.12.1823).
- 96 GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 36 f; Schiller, Wallensteins Lager (Vorspiel), achter Auftritt.
- 97 FRIEDRICH DER GROSSE (1910, II, 1), S. 9.23 („Der Antimachiavell – Wege zum Nachruhm, Diplomatische Verhandlungen und gerechte Ursachen zum Kriege“). Vgl. CASSIRER (2002), S. 182 f.
- 98 NIETZSCHE (2004), S. 233 f („Der Antichrist“, § 52).
- 99 Zit. n. KÜHN (1917), S. 62.
- 100 TUCHOLSKY (1993, III), S. 434 („Vor Verdun“, 1924).
- 101 DERS. (1993, II), S. 258 („Der Preußenhimmel“, 1920).
- 102 KÄSTNER (1969, I), S. 170 („Die andre Möglichkeit“); TIETZE (2012), Sp. 263a.266b.
- 103 MUSIL (1988, II), S. 1441.1447; seit früheren Bilderhandschriften tragen die Feldpopen nur einen Stock und keinen Säbel; BLECKWENN (1973), S. 167 f.191.199; Tafel II, 4.
- 104 BRAKELMANN (2019), S. 25; unveröffentlichtes Vortragsmanuskript.
- 105 BAUMGARTEN (1915b), S. 279.
- 106 S.a. das Widmungsblatt bei ARPER/ZILLESEN (1927), S. 3*.
- 107 Vgl. ZWEIG (1921), S. 189.195.199.
- 108 WERFEL (1967), S. 164 f.652 im Gedicht „Die Wortemacher des Krieges“; das Gedicht wurde zuerst 1915 in Franz Pfemferts oppositioneller Wochenschrift „Die Aktion“ abgedruckt unter dem Titel „Der Dichter spricht“; s. PFEMFERT (1987), Sp. 503. Arnold Zweig scheint dieses Gedicht schon 1914 in Zeitungen gelesen zu haben; ZWEIG (1963), S. 101.
- 109 Nach MANN (1966), S. 29.
- 110 „Je suis accablé. Je voudrais être mort. Il est horrible de vivre au milieu de cette humanité démente et d’assister, impuissant, à la faillite de la civilisation.“ ROLLAND (1952), S. 32; vgl. ZWEIG (1921), S. 194 f.
- 111 LAMSZUS (2014), S. 137.
- 112 ENGLUND (2013), S. 248.
- 113 Zit. bei KRULL (2013), S. 108 ff („Heldentod“, 1917).
- 114 LENK (1971), S. 31 ff.143 ff; s. schon oben Kap. IV, 2, E, 1–2, S. 262 ff.
- 115 MANN (1960c), S. 364 („Denken und Leben“, 1941). Thomas Mann zitiert dort aus dem Aufsatz eines Engländers: „I feel for German culture a sympathy which is deep and genuine. But at the same time this feeling of sympathy has always been accompanied by a feeling of despair. It is as though every road taken by German poets and philosophers led to the edge of an abyss – an abyss from which they could not withdraw, but must fall into headlong, an abyss of intellect no longer controlled by any awareness of the sensuous realities of life.“
- 116 In „[Hugo] Angermanns Bibliothek für Bibliophilen“, Dresden.
- 117 BAUMGARTEN (1915b), S. 279.
- 118 Derlei Redensarten dokumentiert bei BAUMGARTEN (1915b), S. 9.79.90.
- 119 WITKOP (1915), S. 54.
- 120 SPANUTH (1915), S. 34, Anm. 1.

- 121 ROLLAND (1915/1923), S. 36: „c'est un crime pour l'élite d'y compromettre l'intégrité de sa pensée“; ZWEIG (1921), S. 216.
- 122 Vgl. KRAUS (1918a), S. 3; DERS. (1919a), S. 49; DERS. (1988b), S. 101.263.
- 123 Friedrich Naumann, in: Die Hilfe 21, Jg. 1915, Nr. 51, S. 825 = NAUMANN (1964), S. 854: „aber gerade diese aus Bethlehem und Potsdam gemischte Predigt ist für die Strengchristlichen peinlicher als für die Völkischen, da in ihr doch schließlich Mars die Stunde regiert.“ Vgl. HEUSS (1968), S. 357. Bei BRAKELMANN (2013), S. 74 als „eklige Mischung von Potsdam und Jerusalem“ zitiert; desgleichen bei BEESE (2011), S. 58, wo auch (wie bei BRAKELMANN, ebd.) leider die Fundstelle nicht angegeben wird. – Eine solch' „peinliche“ Verbindung von Jerusalem und Deutschland stellte schon Heinrich von Kleist 1809 in seinem Fragment „Zeitgenossen!“ her; KLEIST (1982), S. 890 f.
- 124 Vgl. BEWER (1915), S. 28 im Gedicht „Der deutsche Christus“, erste Strophe:
 „Die Hand vor den Augen, so schaue ich,
 Nach dir im Morgenscheine –
 Ich weiß Deinen Weg; er führet dich
 Vom Jordan nach dem Rheine!“ – Schon LANGBEHN (1925), S. 78 stellte „palästinische Wüste“ und „Heide“, „See Genezareth“ und „Nordsee“ zusammen.
- 125 Solch' kriegsreligiösen Postkartenmotive gab es auch auf Seiten der Ententemächte. Dazu s. o. Kap. XII, 2, a; Abbildungen 33 und 34; S. 549.
- 126 HUCH (1916), S. 88 f.120 ff (Brief IX und XII).
- 127 D. Martin LUTHER, WA XLV, S. 34, Z. 26–38.
- 128 Ps. 129, 3; 83, 5; 74, 8; 118, 17 f; 110, 1–3; 5, 7; 118, 22; 120, 7; 118, 10 ff; 139, 21 f; 78, 65 f; 144, 1; 33, 16 f; 149, 7; 118, 8 f; 146, 3 ff; 11, 2f; 10, 8 f; 11, 4 f; 5, 7; 140, 12; 9, 16; 124, 6 ff; 126, 5 f; 85, 10; 147, 3.
- 129 Ein Ansatz der älteren Forschung, der schon damals mit Recht umstritten war; vgl. zu Ps. 118 Franz DELITZSCH (1894), S. 704; BAETHGEN (1904), S. 351.
- 130 DELITZSCH (1915), S. 73 ff.81.
- 131 DERS., ebd., S. 84; vgl. MISSALLA (1968), S. 89 f.
- 132 „Confitemini“ ist in der Vulgata das erste Wort des 117. (= 118.) Psalms; WEBER (1969), S. 918 f.
- 133 D. Martin LUTHER, WA XXXI, 1, S. 66, Z. 17–25; MÜLHAUPT III (1965), S. 344.
- 134 D. Martin LUTHER, WA XXXI, 1, S. 66, Z. 26–33; Hervorhebungen von mir; MÜLHAUPT III (1965), S. 344.
- 135 D. Martin LUTHER, WA XXXI, 1, S. 116, Z. 31 f; MÜLHAUPT III (1965), S. 364.
- 136 SMEND (1910), Nr. 120 f, S. 30; Nr 53, S. 156.
- 137 D. Martin LUTHER, „Ein Sendbrief D. Mart. Luthers vom Dolmetzchen“ (1530), in: WA XXX, 2, S. 635, Z. 8–10.15–19; CLEMEN (1913, IV), S. 182: „Vnd das ich wider zur sachen kome, Wan ewr Papist sich vil vnnütze machen will mit dem wort (Sola Allein) so sagt jm flugs also, Doctor Martinus Luther wils also haben, vnnd spricht, Papist vnd Esel sey ein ding. Sic volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas. Denn wir wöllen nicht der Papisten schuler noch jünger, sonder yhre meister vnd richter sein, Wöllen auch ein mal stoltzieren vnn pochen mit den Esels köpfen, vnn wie Paulus widder seine tolln Heiligen sich rhümet, so will ich mich auch widder diese meine Esel rhümen. Sie sind doctores? Ich auch. Sie sind gelert? Ich auch. Sie sind Prediger? Ich auch. Sie sind Theologi? Ich auch. Sie sind

- Disputatores? Ich auch. Sie sind Philosophi? Ich auch. Sie sind Dialectici? Ich auch. Sie sind Legenten? Ich auch. Sie schreiben bücher? Ich auch.“ Vgl. 2. Kor. 11, 22.
- 138 D. Martin LUTHER, ebd., in: WA XXX, 2, S. 636, Z. 31–S. 637, Z. 7; CLEMEN (1913, IV), S. 184: „Also habe ich hie Roma. 3. fast wol gewist, das ym Lateinischen und krigischen text das wort (solum) nicht stehet, vnd hette mich solchs die papisten nicht dürffen leren. War ists. Dise vier buchstaben s o l a stehen nicht drinnen, welche buchstaben die Eselsköpff ansehen, wie die kue ein new thor. Sehen aber nicht das gleichwol die meinung des text ynn sich hat, vnd wo mans will klar vnd gewaltiglich verteutschen, so gehoret es hinein, denn ich habe deutsch, nicht lateinisch noch kriegisch reden wollen, da ich teutsch zu reden ym dolmetzschen furgenomen hatte. Das ist aber die art vnser deutschen sprache, wenn sie ein rede begibt, von zweyen dingen, der man eins bekennet, vnn das ander verneinet, so braucht man des worts solum (allein) neben dem wort (nicht oder kein).“
- 139 BAUMGARTEN (1918), S. 132.
- 140 JACOB (1946), S. 116; BARTH (1966a), S. 7; BRAKELMANN (1979), S. 300.
- 141 D. Martin LUTHER, WA XLV, S. 35, Z. 26–37; HÄGELE (2016), S. 568bc.569c, Anm. 49.
- 142 LAMPARTER (1892), S. 542 zitiert aus der Flugschrift „Gustava Vindelicorum et Augusta Suecorum“.
- 143 BAUMGARTEN (1914b), S. 302 f.
- 144 Die göttliche Weisung zur Inbesitznahme des Landes von Deut. 2, 30 f fehlt allerdings im Numeritext.
- 145 DUNKMANN (1915), S. 32 f; BRAKELMANN (1974b), S. 178 f. Im selben Jahr 1915 erschienen in „Lamm’s Jüdische[r] Feldbücherei“, Nr. 1 („Der Krieg und wir Juden“) auch die „Gesammelte[n] Aufsätze von einem deutschen Juden“, in denen sich der Autor zur Verteidigung der deutschen Invasion ebenso auf Num. 21, 21–31 und Deut. 2, 26–36 berief; ANONYMUS (1915b), S. 31.
- 146 NIEBERGALL (1914b), S. 256 ff.
- 147 DERS. (1915), in: ARPER/ZILLESSEN (1915a), S. 130 f.
- 148 Vgl. als Beispiel hierzu eine Erntedankfestpredigt von 1914 des pfälzischen Pfarrers August Kopp bei HOFMANN (2017), S. 34: „Kopp sah in der alttestamentlichen Geschichte eine typologische Vorausdeutung auf den Weltkriegsbeginn: Dem Beispiel Abrahams folgend, müsse Deutschland heute seine Söhne für eine höhere Sache opfern: ‚Sind wir nicht alle in der gleichen Lage, daß wir wie der Alte (sic) graue Abraham das hergeben müssen[,] was uns am nächsten steht [?] Wir opfern die Stärke unseres Volkes auf dem Altar des Vaterlandes.“ Vgl. DOEHRING I (1919), S. 259 ff.317 ff; DERS. II (1915), S. 224 ff.248 ff.
- 149 NIEBERGALL (1915), in: ARPER/ZILLESSEN, ebd., S. 132; vgl. z. B. KOEHLER (1915b), S. 33: „Zu unserem deutschen Volk hat Gott gesprochen: Nimm die Blüte deiner Jugend, die du lieb hast, und die deine Hoffnung ist, und gib sie mir zum Opfer.“ Dazu BRAKELMANN (2015a), S. 27.
- 150 Nach Gen. 22, 6 war es übrigens Isaak, der das Holz trug. Abraham nahm das Feuer und das Messer, damit sich Isaak daran nicht verletzen und sich damit als Opfer kultisch wertlos machen würde.
- 151 Maria Feesche (1871–1950), Abrahams Opfergang (1915); zit. n. BRAKELMANN (2015a), S. 109 f. Das Erzeigen der Liebe Gottes besteht im Privileg des Heldentodes, wie aus anderen Gedichten Feesches hervorgeht (BRAKELMANN, ebd., S. 109), während nach Gen. 22,

- 12 ff Abraham seinen Sohn nicht opfern muss. Hier zeigt sich die Liebe Gottes darin, dass das Opfer durch einen Widder ersetzt und Isaak verschont bleibt.
- 152 Das Opfer Isaaks als Vorbild des Kreuzesopfers; vgl. a. SCHOTT (1936), S. 356.549.
- 153 So WERFEL (1967), S. 164 in seinem gleichfalls im August 1914 entstandenen Gedicht „Der Krieg“:
- „Auf einem Sturm von falschen Worten,
Umkränzt von leerem Donner das Haupt,
Schlaflos vor Lüge,
Mit Taten, die sich selbst nur tun, gegürtet,
Prahlend von Opfern,
Ungefällig scheußlich für den Himmel, –
So fährst du hin,
Zeit. [...] Und deine Wahrheit ist
Des Drachen Gebrüll nicht,
Nicht der geschwätzigen Gemeinschaft
Vergiftetes, eitles Recht!
Deine Wahrheit allein:
Der Unsinn und sein Leid.“ PINTHUS (1960), S. 82 f; JOHANN (1969), S. 23 f.
- 154 Vgl. BAUMGARTEN (1918), S. 137 und BRAKELMANN (1991), S. 188 f.
- 155 S. o. zu Kap. IV, 2, E, S. 261.
- 156 „selb gewachsen“ = „selbst gemacht“; vgl. zum Sprachgebrauch D. Martin LUTHER, WA XXVI, S. 405, Z. 19 f; CLEMEN (1913, III), S. 438: „Im Zwingel [= bei Zwingli] ists nicht wunder, der ist ein selb gewachsen Doctor, die pflegen also zu geraten.“
- 157 D. Martin LUTHER, WA XXXI, 1, S. 142, Z. 26 ff; MÜLHAUPT III (1965), S. 373. Von Luther wesentlich breiter ausgeführt in seinem „Ob kriegsleutte auch ynn seligem stande seyn künden“; s. D. Martin LUTHER, WA XIX, S. 649, Z. 18–27; 650, 1–7; 651, 5–11; CLEMEN (1913, III), S. 340 f. „Wenn du nu gleich gewis und sicher bist, das du nicht anfehest, sondern wirst gezwungen zu kriegem, so mustu dennoch Gott furchten und für augen haben, vnn nicht so eraus faren, Ja ich werde gezwungen, ich habe gute vrsach zu kriegem, wilt dich drauff verlassen vnd tol küne hyn ein plumpen, das gilt auch nicht. War ists, rechte gute ursache hastu zu kriegem vnd dich zu wehren, Aber du hast drumb noch nicht siegel vnd briue von Gott, das du gewinnen werdest, Ja eben solcher trotz solt wol machen, das du mustest verlieren, ob du gleich billiche vrsache hettest zu kriegem, Darümb das Gott keinen stoltz noch trotz leiden kann, on wilcher sich für yhm demütigt vnd furcht [...]. Sondern er wil gefurchtet sein vnd ein solch liedlin von hertzen hören singen, Lieber herr mein Gott, du sihest, das ich mus kriegem, wolts ia gerne lassen. Aber auff die rechte vrsache bawe ich nicht, sondern auff deine gnade vnd barmhertzikeit, denn ich weys, wo ich mich auff die rechte ursache verliesse vnd trotz, soltestu mich wol lassen billich fallen, als den, der billich fiele, weil ich mich auff mein recht, vnd nicht auff deine blosse gnade vnd güete verlasse [...]. Darümb ists ein wunderlich ding, ein kriegs man der rechte vrsach hat, der sol zu gleich mütig vnd verzagt sein, Wie will er streiten, wenn er verzagt ist? Streit er aber vnuerzagt, so, ists aber grosse fahr. So sol er aber thun, für Gott sol er verzagt, furchtsam vnd demütig sein, vnd demselbigen die sache befehlen, das ers nicht nach vnserm recht

sondern nach seiner güete vnd gnaden schicke, auff das man Gott zuuor gewinne mit eym demütigen fürchtsamen hertzen.“

- 158 ZWEIG (2013), S. 336 ff zu Absicht und Entstehungsprozess seines „Jeremias“; vgl. dazu BECK (1982), S. 331 ff.
- 159 Vgl. ZWEIG (1922), S. 33 ff (zweites Bild); S. 116 ff (sechstes Bild).
- 160 DERS., ebd., S. 139 ff.
- 161 Vgl. Aischylos, Agamemnon, Zeile 1092: ἀδροσφαγειον; PAGE (1972), S. 176; WILAMO-WITZ-MOELLENDORFF (1904), S. 88; LAMSZUS (2014), S. 26–84; s. a. FEST (1973), S. 800.
- 162 Derlei Redensarten dokumentiert bei BAUMGARTEN (1915b), S. 9.79.90.
- 163 Es ist nicht ganz deutlich, ob Lamszus hier auf Wilhelm II. selbst anspielt, der in der Entente-Presse tatsächlich als eine Art „neuer Dschingiskhan“ hingestellt wurde; EBERLE (1920), S. 140.
- 164 LAMSZUS (2014), S. 37 f.
- 165 JACOB (1946), S. 113; BRAKELMANN (1979), S. 297 f; DERS. (2020), S. 68 ff; vgl. a. GOT-HEIN (1917), S. 750a, der schon 1917 schrieb: „Mit tiefer Sorge verfolgt er [= der Protestant], wie sich die evangelische Kirche hier um den Einfluß auf die Gemüter des Volkes bringt, wie viele ihrer Diener unbewußt dem heidnischen T[h]orkult huldigen.“

Anmerkungen zu Kapitel XVIII – „Während an den Kirchenwänden die Gewehre lehnten ...“: Wie anders und was hätte die Kirche bis 1945 predigen sollen? – Was einem Pfarrer neben Bibelzitate sonst noch an besseren Rezeptionsvorgaben einfallen mochte.

- 1 MUNK (1944–1946), S. 9 f, Predigt über Luk. 10, 23–37 am 13. Sonntag nach Trinitatis, 1941; nach einem Hinweis meines Freundes Pfr. i. R. Paul Gerhard Schoenborn, Wuppertal.
- 2 CAROSSA (1951), S. 225.
- 3 Sehr optimistisch dagegen noch 1922 Heinrich MANN (1974), S. 72 f („Tragische Jugend – Bericht nach Amerika über Europa“).
- 4 BORCHERT (1991), S. 319.347 in seinem Gedicht „Dann gibt es nur eins!“
- 5 GOEDEKE (1869a), S. 98 f („Herzog von Alba bey einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. Im Jahr 1547“).
- 6 S. o. Kap. VII, 2, a, S. 399.
- 7 Wallensteins Lager, VIII. Auftritt; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 35.
- 8 DERS., ebd., S. 36 f.
- 9 DERS., ebd., S. 37 ff.
- 10 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 43 ff.46.48.53.64.72 f.79.100.118.121.123.131 ff.143 u.ö.; vgl. PRESSEL (1967), S. 324 ff.
- 11 SCHLUNCK/WIBBELING (1931), S. 34.38.54.75.81.110.175 f.195 f.207.222.224.230 f u.ö.
- 12 BARTH (1957, III, 4), § 55, S. 525 ff. Mit dem Ausdruck „cura prior“ (Vorsorge) bezeichnet Barth das Eintreten dafür, dass nicht der Krieg, sondern der Friede der „Ernstfall“ ist, d. h. die cura prior „für die Erhaltung des Friedens zwischen den Völkern und Staaten“, „für Treue und Glauben auch in ihren Beziehungen untereinander [...]“, „für eine solche Erziehung

- der Jugend, die ihr den Frieden und nicht den Krieg lieb macht“, das sich Wenden „*gegen* die Einrichtung von sogenannten ‚stehenden‘ Armeen, in denen jedenfalls die Offiziere *per se* eine permanente Gefahr für den Frieden bilden“, und „*gegen* alle hetzerische Hysterie, d. h. gegen alles voreilige An die Wand malen jenes anderen, des kriegerischen Ernstfalls.“
- 13 DERS., ebd., § 2, 55, S. 533; zu diesem § 55 und Barmen V s. a. BARTH (1984), S. 185 ff. 202 ff.
 - 14 KAMP (2020), S. 119: das Nibelungenlied verlor als Reservoir nationaler Selbststilisierung (vgl. a. VANSITTART, 1941, S. 31 ff) an Bedeutung; das Schlagwort „Nibelungentreue“ wurde zum Unwort.
 - 15 MANN (1955), S. 633 („Deutsche Hörer!“, 1940–1945; vgl. DERS. (1974), S. 358 f („Zu Wagners Verteidigung“, 1940).
 - 16 BACHMANN (1974), S. 107.
 - 17 WITKOP (1928), S. 49.
 - 18 Die in meinem Besitz befindliche Freytag'sche Schulausgabe der Ilias von 1902 enthält auf den Seiten des 24. Gesangs die meisten Bleistiftbemerkungen in Sütterlin; CAUER (1902), S. 521 ff.
 - 19 DIRLMEIER (1979), S. 245.
 - 20 THUKYDIDES (1964), II, 40, S. 78; BÖHME (1852, II), S. 50.
 - 21 OBENAUER (1933), S. 157 f; BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 1717, S. 281.
 - 22 Μαλακία (= „Raffinement, Luxus, Weichlichkeit“) benennt die Gefahren der Frivolität im künstlerischen und geistigen Leben; LANDMANN (1964), S. 393, Anm. 40, 1.
 - 23 ENGEL (1908), S. 130 ff.
 - 24 NIETZSCHE (1999a), Nr. 4, S. 352; Nr. 107, S. 464 f; Nr. 299, S. 538 („Die fröhliche Wissenschaft“); OBENAUER (1933), S. 362 f: „Kunst, Wissenschaft und Moral waren [bei Nietzsche] weiter auseinandergerissen denn je und der Weg zum extremsten Ästhetizismus freigelegt. [...] Kunst ist Schein heißt Kunst ist *nicht* Wahrheit, Kunst ist Täuschung, Kunst ist das gewollte, das bejahte Unwahr!“
 - 25 S. o. Kap. I, 1, b, S. 110; JÜNGER (1929), S. 61.
 - 26 TUCHOLSKY (1993, VIII), S. 278.345 („Der Leerlauf eines Heroismus“ und „Schnipsel“, 1930).
 - 27 HANKAMER (1924), S. 172.
 - 28 SCHMIDT (2018), S. 679; vgl. LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN II (1903), S. 362 ff.
 - 29 FREYTAG (1911), S. 224–241, insbes. S. 224.226 f. 235.238; SCHMIDT (2018), S. 682 f. 766, Anm. 37.
 - 30 Wie „FREYTAGS SCHULAUFGABEN und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht“ (1910), S. 2, zeigen, stand seit der Kaiserzeit Schillers „Wallenstein“ und seine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ auf dem Lehrplan für den Deutschunterricht an Höheren Schulen (8. Klasse).
 - 31 ZWEIG (1963), S. 335 (Bertin erinnert sich an Verdun, ebd., S. 332 ff).
 - 32 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 278 („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 2. Brief); DIES., ebd., S. 298 ff (Ende des 8. und Anfang des 9. Briefes); s. schon oben Kap. I, 5, a, S. 160.
 - 33 S. Schiller, „Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten“; DIES., ebd., S. 412 f.

- 34 LANDMANN (1964), S. 411 f.
- 35 Abgesehen von solch' seltenen Passagen wie THUKYDIDES III, 82 f [84], S. 141 ff.394 f; BÖHME (1852, III), S. 100 ff.167 f.
- 36 So LANDMANN (1964), S. 408 f zu Thukydides.
- 37 Eine Übersicht gibt FESTER (1904), S. 447 ff.
- 38 DERS., ebd., S. 450.
- 39 DERS., ebd., S. 455 (vgl. Schillers Gedicht „Pegasus im Joche“; GOEDEKE, 1871b, S. 19 ff). Fester verweist hier auf Stellen des „Rückfalls [Schillers] in die poetische Diktion“ wie bei GOEDEKE (1869b), S. 97 (zu Kurfürst Johann Friedrich I. von Sachsen).149 ff (zu Gustav Adolf).162.187 (zu Tilly als tragischer Kontrastfigur zu Gustav Adolf).287 f (zum Morgen am Tag der Schlacht bei Lützen, wobei Schiller in der Fassung von 1802 eine lyrische Passage gestrichen hat; FESTER, 1904, S. 459).292 (zu Wallenstein, wo „schon ein anderes Eisen [für Wallenstein] geschliffen ist“ = Wallensteins Tod, I, 7; GOEDEKE, 1872a, S. 236).295 f (zum Sieg der Schweden).323 ff (zu Wallensteins Verhalten nach der Schlacht bei Lützen); S. 325 fällt der Terminus „Spiel“ auf, der Wallenstein im späteren Drama als tragischen Helden ausweist; dazu s. Die Piccolomini II, 5.7, V, 1, sowie Wallensteins Tod I, 5.7; II, 4.6; IV, 8; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 106 f.115.118.183.219.235.251.259.344; GRAHAM (1974), S. 121 ff.
- 40 SCHMIDT (2018), S. 674.676.685; vgl. Gen. 50, 20.
- 41 GOEDEKE/OESTERLEY (1869b), S. 4.
- 42 DIES., ebd., S. 175.
- 43 DIES., ebd., S. 175 f.
- 44 Abgedruckt in „Dürrs Deutscher Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht“; HEILMANN (1904), S. 144. Leider übergeht ENGEL (1908), S. 137 ff gerade diese Äußerungen Schillers. Zur „Rebellion gegen den Schein“ in der Kunst s. ADORNO (1970a), S. 168 f.203.
- 45 HEILMANN (1904), S. 144; Der Abschnitt über Idealismus und Realismus bei GOEDEKE (1871a), Kap. XX, S. 510 ff („Ueber naïve und sentimentalische Dichtung, Idealisten und Realisten“); so auch in manch' anderen Hilfsmitteln zum deutschen Unterricht über das Verhältnis von Idealismus und Realismus; RICHTER (1904), S. 110 ff; OESER/JENNER (1904), S. 28 ff.31 (zu Schiller).32 ff; vgl. ENGEL (1908), S. 127 f; GEERDTS (1965), S. 243; vgl. a. Ricarda Huch bei BAUM (1950), S. 414.
- 46 KOHUT (1910), S. 147; vgl. dort auch, ebd., S. 163 f den Brief vom 17.8.1797.
- 47 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 240 f („Ueber Matthissons Gedichte“); s. a. DERS./OESTERLEY (1872c), S. 6; zu Goethe s. GOEDEKE (1895b), S. 81 ff, insbes. S. 86 („Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke“).
- 48 GOEDEKE/VOLLMER (1868), S. 512, Anm. zu Z. 21; Schiller war darin nicht der erste der „neueren Bühnendichter“; BODE (1925), S. 71 f.108 ff.
- 49 Zit. n. GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 288 ff („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 6. Brief).
- 50 GOEDEKE/VOLLMER (1868), S. 513 („Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken – Eine Vorlesung“, 1784); s. a. DERS., ebd., S. 523 f: „Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf

- Unkosten des Ganzen genoßen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsre einsame Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsre Seele drücken und unsre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne – in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wieder gegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischeren Wallungen.“ – Vgl. GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 332–358 („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 17.–23. Brief); DERS./OESTERLEY (1872a), S. 4 („Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie“); ENGEL (1908), S. 114.
- 51 BRECHT (1957), S. 105 („Die Straßenszene“, 1951).¹²⁷ („Einschüchterung durch die Klassizität“, 1953).²²¹ („Souveräne Behandlung eines Modells – Vorwort zum Antigone-modell 1948“); vgl. a. DERS., ebd., S. 64 ff. 70 ff („Vergnügungstheater oder Lehrtheater?“).¹¹⁹ ff („Anmerkungen zum Volksstück“) u.ö.
- 52 ADORNO (1962), S. 104; es ist bei genauerer Analyse des Schönberg'schen Werkes die Frage, ob dieses Urteil wirklich zutrifft; vgl. REICH (1974), S. 227 ff.
- 53 Zit. n. BENDER (1961), S. 147.
- 54 BODE (1925), S. 103 f. 124, Anm. 1.
- 55 Das Ideal der wahren Schönheit ist freilich zweckfrei: „In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt“. GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 352 f („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 22. Brief).
- 56 BODE (1925), S. 372.
- 57 TUCHOLSKY (1993, I), S. 240 („Das Reimlexikon“, 1914); s. a. DERS., ebd., S. 309 („Briefbeilagen – Was wäre, wenn ...?“, 1918).
- 58 KRAUS (1988a), S. 22; gleichwohl schätzte Kraus den Reim, den er in seinem Gedicht „Der Reim“ (1916) und in seinem gleichbetitelten Essay (1927) wie folgt definierte:
 „Er ist nicht Ornament der Leere,
 des toten Wortes letzte Ehre. [...]
 Er ist das Ufer, wo sie landen,
 sind zwei Gedanken einverstanden. [...]
 Gebundnes tiefer noch zu binden.
 Was sich nicht suchen läßt, nur finden.“ KRAUS (1916j), S. 20 f; DERS. (1927), S. 1; DERS. (1969), S. 287 ff; HELLER (1954), S. 366b–367a; DERS. (1977), S. 90.
- 59 BERGER (1947), S. 75.
- 60 Zit. n. BENDER (1964), S. 145.
- 61 Zit. n. REICH (1974), S. 226 ff, der auch auf die Bezugnahme Schönbergs auf die Nazi-Gräuel hinweist.
- 62 Zum Terminus „schöner Schein“ bei Schiller s. GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 371 (Anmerkung).^{373.383} u.ö. („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen; die schmelzende Schönheit“, 26. und 27. Brief).
- 63 Vgl. a. Richard WAGNERs (1914), S. 124 ff Ausführungen zur „Ouvertüre“ (1841).
- 64 GOEDEKE/OESTERLEY (1872a), S. 9 f. Die entscheidenden Verse verstehe ich so: „[...] Ja danket ihr's, daß sie das düstre Bild / Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst / Hinüber-

spielt, die Täuschung [aber], die sie [damit] schafft, / Aufrichtig selbst zerstört und ihren [durch Reimspiel und Idealität erweckten schönen] Schein / der Wahrheit [= den Kunstschein der Bühne, die Illusion] nicht betrüglich [= von der Wahrheit der historischen Fakten abgelöst] unterschiebt.“ Schiller schreibt am 5.1.1798 an Goethe: „Ich werde es mir gesagt seyn lassen, keine andre als historische Stoffe zu wählen, frey erfundene würden meine Klippe seyn. Es ist eine ganz andere Operation, das realistische zu idealisieren, als das ideale zu realisieren, und letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fiktionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objektive Bestimmtheit eines solchen Stoffes meine Phantasie zügelt und meiner Willkühr widersteht.“ KOHUT (1910), S. 221. Derselben Auffassung des durch Aufrichtigkeit zu zerstörenden Kunstscheins kommt Schiller sowohl im 26. Brief seiner „Aesthetischen Erziehung“ als auch in seiner Vorrede zur Tragödie „Die Braut von Messina“ hinsichtlich des Verhältnisses von Wahrheit und „Idealischem“ nach; GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 372 ff; GOEDEKE/OESTERLEY (1872c), S. 5 („Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie“): „Die wahre Kunst [...] hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu *machen*, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln, und das Materielle durch Ideen zu beherrschen. Und eben darum[,] weil die wahre Kunst etwas reelles und objektives will, so kann sie sich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur errichtet sie ihr ideales Gebäude.“ Vgl. Weiteres bei SEILER (1972), S. 403 f. Ich bin mir bewusst, dass es zum Prolog diverse Auslegungen gibt, die auch schon zu meiner Gymnasialzeit in Schülerhilfen vertreten wurden. So meint etwa IBEL (1967), S. 14, m. E. in Verkennung der zahlreichen anderslautenden, auch weiter unten noch zu zitierenden Aussagen Schillers zur Anwendung der Ästhetik – wie übrigens Goethe auch (vgl. OELERS, 1991, S. 96b: „Ja, danket ihr [= der Muse], daß sie das düstre Bild / der Wirklichkeit mit bunten Farben schmückt“) – umgekehrt, dass Schiller mit Vers und Reim das „düstere Bild der Wahrheit“ zerstören wollte.

- 65 GOEDEKE/VOLLMER (1868), S. 350; Hervorhebung des Wortes „untergeschoben“ von mir; Schiller dürfte im Prolog mit dem Stichwort „untergeschoben“ an seine „Erinnerung an das Publikum“ von 1784 anknüpfen haben.
- 66 BODE (1925), S. 10 ff verweist hierfür auf das „Vorspiel auf dem Theater“ in Goethes Faust I; GOEDEKE (1893e), S. 4 ff.
- 67 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 276 ff (2. Brief); s. a. DIES., ebd., S. 412 f („Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten“). Die Briefe, 1795 verfasst, gehören in den Kriegskontext; DIES., ebd., S. VI.266.
- 68 Ohne die Wahrheit zu verfälschen; DIES., ebd., S. 307 („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 10. Brief); s. a. HOCHHUTH (1976), S. 229, der den Terminus „entschlacken“ gebraucht.
- 69 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 406; vgl. DIES., ebd., S. 304 ff („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 10. Brief). Daher „wolle das Wahre Studium“, es begnüge sich

- nicht mit der „superfiziellen Betrachtung, und will auch da bloß verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Grosses leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.“ DIES., ebd., S. 405.
- 70 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 37.
- 71 DIES., ebd., S. 275 („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 1. Brief); s. a. Schillers Selbstzeugnis bei DENS., ebd., S. 550. Zu Schiller und Kant, zu dem, was ihnen gemeinsam ist und was sie trennt, s. a. OBENAUER (1933), S. 257 ff.
- 72 SCHLEIERMACHER (1990b), S. 277 ff.
- 73 Schiller spricht in „Wallensteins Tod“ I, 7 von den „Drahtmaschinen“; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 233:
 „Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
 Sich dies Geschlecht mit feigen Sklavenseelen,
 Und mit den Drahtmaschinen seiner Kunst.“
- 74 Zit. n. WEISCHEDEL (1975a), § 53, S. 430 f mit Anm. *; vgl. ENGEL (1908), S. 102 ff.
- 75 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 403 („Von den nothwendigen Grenzen des Schönen – besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten“).
- 76 DIES., ebd., S. 387 ff („Von den nothwendigen Grenzen des Schönen – besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten“); s. a. DIES., ebd., S. 407 ff („Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten“); DIES., ebd., S. 303 ff. 323 ff. 372 ff („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 10., 15. und 26. Brief); s. a. OBENAUER (1933), S. 264 ff.
- 77 Vgl. GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 320 ff („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 14. Brief); vgl. DIES., ebd., S. 356 f (23. Brief).
- 78 GOEDEKE (1895b), S. 84 f; dort verweist Goethe auf Zeuxis (um 400 v. Chr.) bei Plinius, *Naturalis Historia* XXXV, 65, wo erzählt wird, dass Sperlinge nach gemalten Kirschen pickten.
- 79 Schiller unterscheidet für die Kunst der Bühne zwischen „Wirklichkeit“ („Realität“) und „Wahrheit“; GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 375 f („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen; die schmelzende Schönheit“, 27. Brief).
- 80 OELLERS (1991), S. 93.96b.101 ff; Goethe hatte – „Wahrheit“ durch „Wirklichkeit“ ersetzend – vorgeschlagen: „Ja, danket ihr[,] daß sie das düstre Bild / der Wirklichkeit mit bunten Farben schmückt.“
- 81 GOEDEKE/OESTERLEY (1872), S. 9.
- 82 Vgl. ADORNO (1962), S. 104.
- 83 GOODMAN (1978), S. 102 f („Fact from Fiction“).
- 84 In diesem Kap. XVIII, 1, bei Anm. 34 ff; S. 701.
- 85 Hier zitiert nach der deutschen Übersetzung von Klaus Börner unter Mitarbeit der Verfasserin; GRAHAM (1974), S. 98 f. 104 ff. 109. 115. 121 ff. 135. 140 ff. 148. 152. 155 f. 158. 160. 165. 245. 258. 261. In der „Braut von Messina“ setzt Schiller zur Aufhebung der Täuschung zusätzlich den Chor ein; vgl. sein Vorwort „Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie“; GOEDEKE/OESTERLEY (1872c), S. 3–12, insbes. S. 11.

- 86 Im Einzelnen hat GRAHAM (1974), S. 169–265 (Kapitel III) allerdings gezeigt, dass die ästhetischen Schriften Schillers infolge ihres Entwicklungsganges durchaus auch gegensätzliche, bzw. widersprüchlich klingende Gedankengänge enthalten.
- 87 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 327 („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 15. Brief).
- 88 Wallensteins Lager, XI; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 53; GRAHAM (1974), S. 104 ff.
- 89 Wallensteins Lager, XI; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 54; GRAHAM (1974), S. 105; vgl. RITTER (1914), S. 138.
- 90 Wallensteins Tod, II, 3; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 249; GRAHAM (1974), S. 156.
- 91 Wallensteins Tod, I, 4.5.7; II, 6; III, 3; V, 2; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 215.222.235.259.273; GRAHAM (1974), S. 122 ff.
- 92 KOHUT (1910), S. 291.319 mit Anmerkung; CREDNER (1916), S. 211; BERGER (1916, II), S. 393.
- 93 Wallensteins Tod, IV, 10.12; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 353.359; GRAHAM (1974), S. 156; vgl. DIES., ebd., S. 105 f. Schon Thomas Mann beobachtete, dass Schiller das Silbenmaß dieses Verses (in der dritten Zeile) bewusst aus den Fugen geraten lässt; MANN (1990), S. 896 („Versuch über Schiller“).
- 94 HEGEL (2014), S. 618 ff; MAYER (1978, I), S. 801 ff; vgl. GOEDEKE (1871b), S. 140 (Nr. 325 f); OELLERS (1991), S. 101 f.
- 95 KRAUS (1919a), S. 3; DERS. (1988b), S. 184; vgl. TUCHOLSKY (1993, VIII), S. 131; DERS. (2001, X), S. 215.756 („Das überholte Witzblatt“, 1928).
- 96 Wallensteins Tod, II, 5; III, 15; TUCHOLSKY (1993, II), S. 385 („Klio mit dem Griffel“, 1920). Eine schon damals umstrittene Deutung sowohl des Schiller’schen wie historischen Wallensteins; SCHMIDT (2018), S. 675.677.
- 97 Wallensteins Tod, II, 2; GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 243.
- 98 Auszüge davon in „Dürrs Deutscher Bibliothek, Lehrmittel für den deutschen Unterricht“; vgl. RICHTER (1904), Nr. 111, S. 84 ff.100 ff.110 ff.169 f (Auswahl); auch in Velhagen & Klasing’s Sammlung deutscher Schulausgaben.
- 99 GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 304 f („Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“, 10. Brief).
- 100 DIES., ebd., S. 424 („Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“).
- 101 KOHUT (1910), S. 163; vgl. ebd., S. 149 (21.7.1797).
- 102 DOEHRING I (1919), S. 27.40.52.55.61 f.73.90.104.108.136.162 f.166.174 f.177 f.184 ff.197.214.239.248.259.275; DERS. II (1915), S. 9 f.12.140.215.251.254 ff.270 f.294.296.318 f u.ö.
- 103 DERS. (1919), S. 175.177 f (Superintendent Kuhn in Insterburg); s. FOUQUÉ (1817), S. 99, Gedichte aus dem Jahre 1813, Nr. II, Strophe 4; vgl. BREDENDIEK (2011), S. 67.
- 104 JANSSEN (1888, VI), S. 234; dort ist es der – allerdings falsch gepredigte – „Solaglauben“, durch den „all Zucht und Gottesforcht erkaltet“ seien.
- 105 Schiller; GOEDEKE/KÖHLER (1871a), S. 387 („Von den nothwendigen Grenzen des Schönen – besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten“).
- 106 Auch die „Menge-Bibel“ übersetzt an allen genannten Stellen das hebräische שלום „šālôm“ mit „Heil“; MENGE (1961), S. 966.1063; die ZÜRCHER Übersetzung (1971), S. 917 (AT) nur in Hes. 13, 10.16; gewöhnlich wird hier nach Luther mit „Friede“ übersetzt.
- 107 THUKYDIDES (1964), III, 82, 9, S. 142; BÖHME (1852, III), S. 100.

- 108 AUGUSTINUS (1894), S. 17 f, Buch I, Kap. 18 (Ende).
- 109 ADORNO (1951/1992), S. 23.
- 110 DERS. (1962), S. 101.
- 111 Zu Zahns antirömisch-apokalyptischer Position vgl. BRAKELMANN (1976), S. 304 f; DERS. (2014), S. 22 f. Zahn behauptete in seiner Predigt vom 24.7.1870 über Matth. 24, 5–7, der Teufel treibe sein Spiel in Rom und Paris, weswegen Unfehlbarkeitserklärung des Papstes und französische Kriegserklärung zeitlich zusammenfielen; der Krieg sei Gottes Antwort auf diese Freveltaten; ZAHN (1871), insbes. S. 3 ff; s. auch S. 45 in der Predigt vom 11.9.1870 über Offb. 14, 6–12.
- 112 CLAUDIUS (1965), S. 45:
 „Ah, ‚Heldentum und Ehr‘ ist Wahn!
 Schrei‘ sich der Schmeichler heiser;
 Die Güte ziemt dem großen Mann,
 Nicht eitle Lobeerreiser.“ Usw.
- 113 ZAHN (1871), S. 69.74; ähnlich schon DERS., ebd., S. 6 ff.16 f.30 f.37 f.64 f; PIECHOWSKI (1917), S. 175.
- 114 „Non, ce n'est pas un Dieu qui a voulu que les peuples se ruent les uns sur les autres. Dieu n'a pas décidé que la terre serait peuplée de veuves, peuplée de parents sans nouvelles de leurs enfants, peuplée de parents en deuil de leurs fils. Ce sont des homes qui sont responsables de ces tragédies et nous en appelons contre eux à la justice éternelle.“ Zit. n. FROHN (2017), S. 100.
- 115 KRAUS (1916f), S. 4; DERS. (1988b), S. 51.
- 116 Briefe über Don Karlos, Brief VIII (Dezember 1788); GOEDEKE (1869a), S. 62: „Freyheits-sinn mit dem Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrochen, tausend-jährige Vorurtheile erschüttert, eine Nation[,] die ihre Menschenrechte wieder fodert, republikanische Tugenden im Schwange[,] hellere Begriffe im Umlauf, alle Köpfe in Gährung, alle Gemüther von einem begeisterten Interesse gehoben.“
- 117 PFEMFERT (1973, IV), S. 7.
- 118 S. o. Kap. XVII, 1; S. 676 ff.
- 119 ADORNO (1962a), S. 104 ff; vgl. dazu WERCKMEISTER (1962), S. 112 ff.
- 120 WATZLAWICK (1981), S. 107 f mit Hinweisen auf Wittgenstein, Nigel Howard („Metai games“) und Dostojewski („Selbsterfüllende Prophezeiungen“).
- 121 Vgl. zur Methodik des Pariser Surrealismus 1919–1939 BARCK (1986), S. 195 ff.208 ff.224 ff.311 ff u.ö.
- 122 MUSIL (1955), S. 23.
- 123 PRECHT (1996), S. 68.151.205.243.269.271.280.283.285 f; zum Rückgriff Musils auf die katastrophischen gesellschaftlichen Entwicklungen Europas und die Auslösungserscheinungen „Kakanien“ s. DERS., ebd., S. 67.82.85 ff.133.145.148.158.165.228.268 f; MUSIL (1988, II), S. 1941 bekennt, dass sein Buch „unter der Arbeit u. unter der Hand ein historischer Roman geworden“ sei; „er spielt vor 25 Jahren.“
- 124 PRECHT (1996), S. 250 ff; vgl. noch MUSIL (1955), S. 456 f (Tagebuchaufzeichnungen vom Sommer 1937 bis etwa Ende 1941); vgl. DERS. (1988, II), S. 1881 („Gott spricht im Conj. pot.“); PFOHLMANN (2012), S. 48 f.114.
- 125 MUSIL (1988, II), S. 1865.

- 126 DERS. (1955), S. 226.701.
- 127 DERS., ebd., S. 676 f. 680 ff („Ansätze zu neuer Ästhetik“, 1925); vgl. a. DERS., ebd., S. 389.659.677.707 f; DERS. (1988, II), S. 1645.1892; PRECHT (1996), S. 13 ff.
- 128 SARTRE (1949), S. 11.
- 129 DERS. (1946), S. 37; NOVACK (1966), S. 78.
- 130 Zur Auseinandersetzung mit den zitierten existentialistischen Positionen Sartres s. a. den Sammelband NOVACKs (1966), insbes. S. 72 ff. 155 ff. 196 ff.
- 131 „For the idea which I have never ceased to develop is that in the end one is always responsible for what is made of one. Even if one can do nothing else besides assume this responsibility. For I believe that a man can always make something out of what is made of him. This is the limit I would today accord to freedom: the small movement which makes of a totally conditioned social being someone who does not render back completely what his conditioning has given him.“ SARTRE (1977), S. 145; ANDERSON/FRASER/HOARE/BEAUVOIR (2006), S. 7.
- 132 RÜHMKORF (1963), S. 327 ff: „Zwar ist nicht zu leugnen, daß Poesie, wo sie der Gesellschaft entgegentritt als ihre Herausforderung, selber bereits als Kind der Not erkennbar wird, gegen die sie sich wendet; aber woanders läge denn sonst überhaupt ihre Freiheit, wenn nicht in dem Versuch, sich nicht abzufinden“ (ebd., S. 327).
- 133 Die briefliche Antwort Adornos an Peter Rühmkorf vom 13.2.1964, in der er seine Position zumindest abschwächt, bei RÜHMKORF (1999, II), S. 223–226; vgl. a. HOCHHUTH (1979), S. 12 f. 40 ff.
- 134 LÖWITH (1960), S. 50.
- 135 MUSIL (1955), S. 901 („Vortrag in Paris“, 1935). 912 f („Der Dichter und diese Zeit“, 1937).
- 136 DERS. (1955), S. 219 (aus den Tagebuchaufzeichnungen von 1919–1920); PFOHLMANN (2012), S. 84.
- 137 TILLICH (1980), S. 24 ff. 27 ff. 31 ff. 83 ff definiert den Ursprungsmythos durch „ursprungsmythische Mächte“ wie „Boden“, „Blut“, „soziale Gruppe“ und schildert den „Bruch“ mit dem Ursprungsmythos“ im Judentum, in der Aufklärung und im Sozialismus.
- 138 „*Les Identités meurtrières*“; wir verwiesen schon mehrfach auf diesen Terminus bei Amin MAALOUF (1998), S. 39 ff. 42 ff. 142 ff. 176.
- 139 Hier waren antijüdische Ressentiments im Spiel; vgl. LANGNER (2008), S. 288. Kosmopolitische Einstellungen wurden traditionell mit dem Judentum verbunden; vgl. BÖRNE (1916, II), S. 462 („Menzel der Franzosenfresser“, 1837).
- 140 Vgl. Lothar Lang bei KIRCHNER (1980), S. 80 ff.
- 141 FEUDEL (1981), S. 88; LANGNER (2008), S. 230.
- 142 CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. XCVIII; DERS. (1907, III), S. 151 ff; FEUDEL (1971), S. 87 f.
- 143 BALZAC (1990), S. 279.638, Anm. 337 (Teil II).
- 144 ANDERSEN (1965, I), S. 448. Es ist sogar aufgrund von verschiedenen Anspielungen möglich, dass Andersen Chamisso in dieser Geschichte selbst auftreten lässt; vgl. etwa DERS., ebd., S. 453 f („Ich schreibe über das Wahre und das Gute und das Schöne.“ [...] „Das tue ich aber nicht“, sagte der Schatten“) und Chamissos Gedicht „Erscheinung“, Zeile 45.53; CHAMISSO/SYDOW (1907, II), S. 17 f; auch die ausgedehnten Forschungsreisen Chamissos finden einen Niederschlag in Andersens Märchen; ANDERSEN, ebd., S. 445 f („in den heißen Ländern“).

- 145 MANN (1990), S. 35 ff („Chamisso“, 1911).
- 146 So WIESE (1967), S. 116.
- 147 FEUDEL (1971), S. 27 ff; LANGNER (2008), S. 52 ff.65 ff.
- 148 DIES., S. 87 f; s. dazu auch das „Memoire“ Chamissos (1808) in: CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 213 ff.
- 149 CHAMISSO/BARTELS (1900, III), S. 9; FEUDEL (1971), S. 46: „noch nicht zum Deutschen geworden, aber auch längst kein Franzose mehr.“
- 150 CHAMISSO/BARTELS (1900, I), S. 8; DERS. (1900, III), S. 8 f. „Am zerstörendsten wirkte ein Mann auf mich ein, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, der, mich empor zu richten, nur eines Wortes, nur eines Winkes bedurft hätte, und der, mir jetzt noch unbegreiflich, sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten.“
- 151 HEROLD (1968), S. 248 ff.378 ff.404 f.
- 152 DERS., ebd., S. 385 f.419; vgl. u. Kap. XVIII, 4, c, S. 756 f.
- 153 CHAMISSO/BARTELS (1900, III), S. 9.
- 154 HEROLD (1968), S. 278 ff.388 ff.
- 155 CHAMISSO/BARTELS (1900, III), S. 9.
- 156 Zur weiteren Biographie Chamissos bei DEMS. (1900, I), S. 13 ff; DERS. (1900, III), S. 9 ff; CHAMISSO/SYDOW (1907), S. V ff; FEUDEL (1971), S. 91 ff; LANGNER (2008), S. 150 ff.
- 157 FEUDEL (1971), S. 87; ebenso das Empfinden Ernst Ludwig Kirchners in seinen Farbholzschnitten zu „Peter Schlemihls wundersamer Geschichte“; s. Lothar Lang in: KIRCHNER (1980), S. 80.82 f.84.
- 158 Lothar Lang in: KIRCHNER (1980), S. 82 f.
- 159 S. o. Kap. IV, 2, C, S. 204 ff.
- 160 MUSIL (1914), S. 1304 = DERS. (1955), S. 597 f („Europäertum, Krieg, Deutschtum“, 1914); vgl. BERGHAHN (1983), S. 64.
- 161 CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. IX.XXXII f.LI f.LXXXIX; die hier bevorzugte Interpretation, dass Chamisso im „Schlemihl“ seinen Nationalitätenkonflikt verarbeitet, vertritt auch WERNICKE (1872, V, 1), S. 257 f.
- 162 Vgl. etwa FRIED (2005), S. 84 f (Tagebucheintrag vom 2.6.1915).
- 163 CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. LXXI: „Je suis Français en Allemagne et Allemand en France, catholique chez les protestan[t]s, protestant chez les catholiques, philosophe chez les gens religieux, et cagot chez les gens sans préjugés; homme du monde chez les savans, et pédant dans le monde, Jacobin ches les aristocrates, et chez les démocrates un noble, un homme de l'ancien régime etc. etc. Je ne suis nulle part de mise, je suis partout étranger.“
- 164 CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. LIII („O wär' ich nur rein preußisches Kind gewesen ...“).LV („Ich begehre nach Frankreich, dort will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich einfinde; denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in meinem Herzen und bleib' ich auf immerdar“).LVII („Frankreich ist mir verhaßt, und Deutschland ist nicht mehr und noch nicht wieder ... wo auch ich sei, entbeh'r ich des Vaterlandes. Dort ist der Boden mir und dort die Menschen fremd.“ S.a. FEUDEL (1971), S. 46: „Mich schaudert es[,] ein Land [= Frankreich] auch nur zu betreten [...] Und dennoch, – dennoch ist in mir ein Sehnen nach diesem Lande“).48 f.56 („Nirgends bin ich klotziger deutsch gewesen als eben in Paris“).62.68 („In einem Kriege gegen Frankreich darf ich, kann ich – der Kerl, der ich bin – nichts für mich holen wollen; aber in einem

- Kriege für Norddeutschland hätte ich wohl meine Knochen zu Markte tragen können, und ich war erbötig[,] es zu tun.“ Etc.
- 165 S. bereits die Diskussion bei Max Sydow in: CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. CX ff; DERS. (1907, III), S. 264 ff; WYCHGRAM (1912), § 41, S. 140; MANN (1990), S. 53 ff („Chamisso“, 1911); vgl. MENDELSSOHN, 1975, S. 864.875 f); WIESE (1956), S. 97 ff; FEUDEL (1971), S. 71 ff.
- 166 CHAMISSO/BARTELS (1900, I), S. 9 f; DERS. (1900, III), S. 9 f; CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. LXIX ff.
- 167 Vgl. etwa WIESE (1967), S. 97–116.
- 168 BÖRNE (1916, III), S. 374 („Briefe aus Paris“, Nr. 74 vom 7.2.1832).
- 169 Der Name ist „Schlemihl“ hebräischen Ursprungs; שלמִיחַל (Šelumiḥāl); Num. 1, 6; 2, 12; 7, 36.41; 10, 19; CHAMISSO/SYDOW (1907, I, S. XCVI f; nach Chamissos Auskunft soll der Name „Gottlieb“, „Theophil“ oder „*aimé de Dieu*“ bedeuten und in der gewöhnlichen Sprache der Juden Pechvögel, ungeschickte, unglückliche Menschen bezeichnen, denen nichts gelingt. Chamisso wird die Bezeichnung „Schlemihl“ irgendwann ab 1798 in der jüdischen Berliner Gesellschaft kennengelernt haben; LANGNER (2008), S. 53.57.
- 170 CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 166; s. dazu die erste der acht Radierungen (Frontispiz), die George Cruikshank (1792–1878) für die von Friedrich Baron de la Motte Fouqué (1777–1843) besorgte englische Ausgabe, London, 1824, anfertigte; BRUYN (2010), S. 291.
- 171 FEUDEL (1971), S. 71.
- 172 CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 186 f.
- 173 WIESE (1967), S. 101 f.
- 174 LOMMEL (2007), S. 38 f; zur gleichen Zeit entstand die Lavater’sche und Goethe’sche Physiognomik, die ebenfalls bestrebt war, vom Äußeren her die inneren Eigenschaften abzulesen; GOEDEKE (1895b), S. 451 ff („Physiognomische Fragmente“, 1775, 1776); BODE (1925), S. 154.166.205.325 f.
- 175 BODE (1918), S. 133.213.215.283.299.427.440.453.
- 176 CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 162: „O, wie wahr!“ rief ich aus, mit vollem, überströmendem Gefühl.“
- 177 DERS., ebd., S. 185 ff.196 ff.
- 178 DERS., ebd., S. 185.
- 179 DERS., ebd., S. 193.
- 180 Vgl. Sydow in: CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. IC f. „Seele“ und „Schatten“ ineins zu setzen, wie Sydow das tut, führt in die Aporie, nicht erklären zu können, warum Schlemihl dem Teufel zwar seinen Schatten, nicht aber seine Seele verkauft hat. Überdies hat Chamisso den Schatten als bürgerliche Existenzweise definiert, was Sydow nicht wegerklären kann; DIES. (1907, III), S. 150 f und DIES. (1907, I), S. CI; vgl. MANN (1990), S. 55 ff; FEUDEL (1981), S. 77.
- 181 So auch WIESE (1967), S. 111 f.
- 182 FEUDEL (1971), S. 40; LANGNER (2008), S. 82 ff.
- 183 Hier ist es eine „100 Meter tiefe Decke von Eis“, ein „durchsichtiger Kristall“; MUSIL (1955), S. 23 f („Tagebuch“, Heft 4, 1898–1902).701 („Literat und Literatur, Randbemerkungen dazu“, 1931).
- 184 CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 139–146, insbes. S. 141 f.146.

- 185 DERS., ebd., S. 187 f.
- 186 DERS., ebd., S. 200.
- 187 DERS., ebd., S. 201; Hervorhebung von mir.
- 188 CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. CIV ff.
- 189 CHAMISSO/BARTELS (1900, III), S. 204 ff; über seine ausgedehnten Forschungsreisen („Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815–1818“, Teile I–II) informiert er selbst; s. DERS. (1900, III), S. 5–242; DERS. (1900, IV), S. 5–228.
- 190 CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 210: „Willst du nur [d. h. hauptsächlich] dir und deinem besseren Selbst leben, o, so brauchst du keinen Rat.“ Missverstanden bei Sydow, CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. CI, der das „Solide“ als das „bessere Selbst“ deutet.
- 191 WIESE (1967), S. 115.
- 192 CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 202 ff; WIESE (1967), S. 103. Die Forschungsreisen zeigen Chamisso dann als einen sehr gut integrierten Mann; vgl. etwa nur CHAMISSO/BARTELS (1900, III), S. 54 ff u.ö.
- 193 „Ein Leben für die Kunst und Philosophie“ schrieb ihm Hippolyte, „[entferne ihn] von seiner Herkunft und Klasse [...]. Was ihn erwarte, falls er sich endgültig von ihr lossage, sei die vollkommene Nichtigkeit seiner Existenz.“ Nachlass Chamisso, Staatsbibliothek Berlin, Handschriftenabteilung, Kasten 20, Mappe 1; zit. n. LANGNER (2008), S. 45.334, Anm. 19.
- 194 CHAMISSO/BARTELS (1900, III), S. 138 f.143 („Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs=Expedition in den Jahren 1815–1818, erster Teil“, 1836).
- 195 LANGNER (2008), S. 221; vgl. DIES., ebd., S. 216.
- 196 DIES., ebd., S. 221.
- 197 CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 151.210 zur „nützlichen Lehre“: „Du aber, mein Freund, willst du unter den Menschen leben, so lerne verehren zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst du nur dir und deinem besseren Selbst leben, o, so brauchst du keinen Rat.“ Vgl. MANN (1990), S. 54 ff.
- 198 So Friedrich de La Motte Fouqué (1777–1843), „An Adelbert von Chamisso“, 1813; CHAMISSO/SYDOW (1907, III), S. 210; vgl. DERS. (1907, II), S. 149 („An Fouqué mit dem Schlemihl“, 1827).
- 199 CHAMISSO/SYDOW (1907, I), S. 44 („Die alte Waschfrau“, Strophe 6).
- 200 DERS. (1907, III), S. 204 ff.
- 201 BÖRNE (1916, III), S. 22 („Sechster Brief, Paris, den 18. September [1830]).
- 202 BÖRNE (1916, II), S. 426 ff („Menzel der Franzosenfresser“, 1837); dort die von Börne selbst angefertigte deutsche Übersetzung der wichtigsten Auszüge. Auf S. 2 der „Première Livraison“ dieser Zeitschrift, Janvier 1836, Premier Volume, heißt es: „Dans les ateliers de l’humanité, il y a deux peuples auxquels la Providence semble avoir donné la tâche de surveiller et de diriger les travaux de tous les autres peuples, le leur assigner leur journées et de leur payer leur salaire; ce sont le peuple français et le peuple allemande.“ = „In den Werkstätten der Menschheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorsehung die Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Arbeiten aller andern Völker zu übersehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweisen und ihren Sold auszuzahlen; es sind die Franzosen und die Deutschen.“ BÖRNE, ebd., S. 426. – La Balance, ebd., S. 5: „La France et l’Allemagne unies peuvent tout faire et tout empêcher. [...] De l’union de la France et de l’Allemagne ne dépend donc pas seulement

- le propre fortune, mais encore le sort de toute l'Europe.“ = „Frankreich und Deutschland vereinigt, können Alles vollbringen und alles verhindern. [...] Von der Einigkeit Frankreichs und Deutschlands hängt also nicht blos ihr eignes Wohl, sondern auch das Schicksal Europa's ab.“ DERS., ebd., S. 428 f. – La Balance, ebd., S. 9: „La France et l'Allemagne, pour être fortes et indépendantes, doivent se renforcer l'une par l'autre et dépendre l'une d'autre.“ = „Frankreich und Deutschland müssen, um mächtig und unabhängig zu sein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen.“ DERS., ebd., S. 431; vgl. a. DERS., ebd., S. 437.465 u.ö. Der französische Originaltext auch bei DEMS., ebd., S. 611 ff („Introduction“).
- 203 HUGO (1906), S. 452 f. „Il y a entre les deux peuples connexion intime, consanguinité incontestable. Ils sortent des mêmes sources; ils ont lutté ensemble contre les romains; ils sont frères dans le passé, frères dans le présent, frères dans l'avenir.“
- 204 DERS. (1940a), S. 3.
- 205 Vgl. hierzu einige Briefe, die der im diplomatischen Dienst Frankreichs stehende Karl-Friedrich Reinhard (ab 1815 Comte de Reinhard) an Goethe schrieb; REINHARD (1850), Briefe Nr. II (9.8.1807), Nr. VI (14.10.1807), Nr. LXXVIII (11.2.1816), Nr. CLXI (4.6.1829) und Nr. CLXVI (28.10.1829), S. 6.19.154.303 ff.314.
- 206 ZIEGLER (1969), S. 354.
- 207 HUGO (1870), S. 3: „Mais que se passe-t-il donc? et que-est ce que cela veut dire? Aujourd'hui, cette Europe, que l'Allemagne a construite par son expansion et la France par son rayonnement, l'Allemagne veut la défaire. Est-ce possible? L'Allemagne déferait l'Europe en mutilant la France. L'Allemagne déferait l'Europe en détruisant Paris.“ FONTANE II (1876), S. 38; vgl. a. STAËL (1874), S. 6 f; Heinrich MANN (1974), S. 97 („Berlin IV“, 1923).
- 208 BISMARCK (1903), S. 74 f.77 (Briefe Nr. 61 und 64 an seine Gattin, Versailles, den 5.1. und 11.1.1871).
- 209 HUGO (1940b), S. 72; BREMM (2019), S. 278.317.
- 210 HUGO (1940b), S. 72 f. „Et on entendra la France crier: C'est mon tour! Allemagne, me voilà! Suis-je ton ennemie? Non! je suis ta sœur. Je t'ai tout repris, et je te rends tout, à une condition: c'est que nous ne ferons plus qu'un seul peuple, qu'une seule famille, qu'une seule République. Je vais démolir mes fortresses, tu vas démolir les tiennes. Ma vengeance, c'est la fraternité! Plus de frontières! Le Rhin à tous! Soyons la même République, soyons les États-Unis d'Europe, soyons la fédération continentale, soyons la liberté européenne, soyons la paix universelle! Et maintenant serrons-nous la main, car nous nous sommes rendu service l'une à l'autre; tu m'as délivrée de mon empereur, et je te délivre du tien.“ Vgl. JÄGER (1875, III), S. 434 f.
- 211 Vgl. SCHIEMANN (1902), S. 176 ff.
- 212 RÜHLMANN (1918), S. 28 f; vgl. ebd., S. 16 ff; vgl. STEHLE (1922), S. 304: ab 1897; BREMM (2019), S. 283 f.
- 213 RÜHLMANN (1918), S. 30. Auch das Folgende nach DEMS., ebd., S. 31 ff, vgl. a. RITTER (1960), S. 29 ff.
- 214 Zu Napoleon III. s. BAYET (1902), S. 44 (Septième Leçon: Les devoirs envers soi-même: Il faut s'instruire). Zu Ludwig XIV. s. DERS., ebd., S. 164 f (Vingt-Sixième Leçon: La tolérance, Lectures I: L'intolérance sous Louis XIV): „A la même époque, des soldats, envoyés par Louis XIV dans les Alpes, s'amusèrent à brûler vifs les protestants. Ils prirent des enfants vivants pour jouer à la boule et les jeter aux précipices. Un jour, ils travaillèrent à écorcher

- un vieux et le donnèrent à manger aux loups. Des femmes, des jeunes filles protestantes furent brûlées et enterrées vivantes. Souviens-toi, peuple de France!“ Zu Ludwig XV. s. DERS., ebd., S. 165 ff (Lectures II: L'intolérance sous Louis XV); zu Napoleon I. s. DERS., ebd., S. 170 (Vingt-Septième Leçon: „Il faut aimer et honorer les grands hommes“).
- 215 BAYET (1902), S. 170 (vgl. S. 44); Vingt-Septième Leçon: „Il faut aimer et honorer les grands hommes“.
- 216 KAISER (1958), S. 156 f.
- 217 So etwa am 25.4.1814 im Süden Avignons; PALMSTIERNA (1960), S. 220 f (Nr. 188), Brief Napoleons an Marie Louise vom 27.4.1814.
- 218 AULARD (1902), S. 53 (vgl. ebd., S. 9.12 f.23): „Le service militaire est une obligation *très lourde, très pénible*. On en souffrirait moins et il faudrait moins de soldats, s'il n'y avait plus en Europe de rois et d'empereurs qui s'amusent à exciter des querelles entre les peuples, à leur faire croire qu'ils se haïssent les uns les autres. Peu à peu les peuples comprendront qu'ils sont frères, et la République française n'aura plus à craindre d'être attaquée, envahie par les rois ou les empereurs. Malheureusement, ce beau jour est encore éloigné, et, tant que les autres nations ne désarmeront pas, il nous faut une *armée puissante* pour défendre l'indépendance de notre nation.“ (Quinzième Leçon: „Le service militaire“); RÜHL-MANN (1918), S. 33.
- 219 DERS., ebd., S. 76 f; die Behauptung BREMMs (2019), S. 287, dass „trotz allen Beleidigungs der französischen Eliten [...] der Rückgewinn Elsass-Lothringens bis zum Ausbruch des Krieges von 1914 nie auf der Tagesordnung [stand]“, trifft so nicht zu.
- 220 OHLER (1973), S. 25.
- 221 DERS., ebd., S. 53 f.64; RITTER (1960), S. 12 ff.29 f; TUCHMAN (2011), S. 38 ff.
- 222 FONTANE (1873, I), S. 537 ff.
- 223 KLUKE (1932), S. 183 ff.197 f.
- 224 MOMMSEN (1973), S. 28 ff.
- 225 FRIED (2005), S. 54.298, Anm. 87; vgl. MUEHLON (1918), S. 17 f („Geschrieben in den ersten Augusttagen 1914“); Jean Jaurès (1859–1914) wurde am 31.7.1914 von einem französischen Nationalisten in einem Pariser Café ermordet.
- 226 HARARI (2019b), S. 333.
- 227 KLIEBER (2015), S. 213 ff; vgl. a. die Reflexionen MÜNKLERs (2015b), S. 60–83 („Mythische Opfer und reale Tote“); vgl. a. HARARI (2017), S. 351 ff.
- 228 VOLKOV (2012), S. 211 ff.218 ff.222 ff.
- 229 KAWERAU (1927), S. 11.
- 230 Dafür sind Anthologien wie MOLLATs (1923) 577–seitiges Buch „Unsere nationalen Erzieher von Luther bis Bismarck“, die auch später – ausweislich der Buchstempel in manchen Exemplaren – von NSDAP-Kreisleitungen gespendet und in Bibliotheken eingestellt wurden, nur ein Beispiel.
- 231 KAWERAU (1927), S. 25 ff.
- 232 DERS., ebd., S. 15.19.23 f u.ö.
- 233 DERS., ebd., S. 177.
- 234 FREYMARK/HARTMANN (1925), Nr. 71–102.103–142, S. 34–56.57–93; vgl. insbes. S. 38.41 f.44.46.50 ff.57.83 f.92 f.
- 235 DIES., ebd., Nr. 98, S. 52; s. o. Kap. IV, 2, E, 2, d, S. 276 f.

- 236 Wie etwa KAPPEY/KOCH (1915), S. 61 (Nr. 35).
- 237 FREYMARK/HARTMANN (1925), Nr. 142, S. 93; BAB (1915b), S. 94; PEPER (1916), S. 27; HERPEL (1917), S. 99 f.
- 238 FREYMARK/HARTMANN (1925), Nr. 94, S. 50 f; UHLAND (1892), S. 64 ff.
- 239 RAUSCH (1931), S. 294–300 („Vaterland“).683–701 („Befreiungskriege“).701–715 („Das Deutsche Reich“).715–734 („Weltkrieg“).
- 240 Vgl. zu Heine WITTSACK (1936), S. 794 (Heine fehlt im Namensregister) gegenüber RAUSCH (1931), S. 796 (dort die Seitenzahlangebe zu zwölf Gedichten Heines).
- 241 WITTSACK (1936), passim und insbes. S. 734 ff („Grenz- und auslandsdeutsche Dichtung der Gegenwart“).
- 242 RAUSCH (1931), S. 216–222 („Soldatenleben“).294–300 („Vaterland“).321 f.325 („Pflichten und Tugenden“).683–701 („Befreiungskriege“).701–715 („Das Deutsche Reich“).715–734 („Weltkrieg“).
- 243 S. WITTSACK (1936), S. 763 ff, Verzeichnis der Gedichte „Von Krieg und Schlacht – Von Soldaten und Kämpfern“, „Weltkrieg“, „Ewiges Deutschland“, DITHMAR (1992), S. XIII verweist insbesondere auf die Gedichtreihe „Langemarck“ von Hans Schwarz; WITTSACK, ebd., S. 704–707.
- 244 TUCHOLSKY (1993, IV), S. 436 f („Deutschenhaß in Frankreich“, 1926); vgl. a. DERS. (1993, V), S. 280 ff („Was weiß der Franzose vom Deutschen?“, 1927).
- 245 ECKERT/SCHÜDDEKOPF (1953).
- 246 BRULEY (1953), S. 12.
- 247 DEHMEL (1915), S. 1259.
- 248 Vgl. etwa Henry Batailles Gedicht „Le nouveau Christ“ (7.5.1915), in: *Le Journal* vom 10.5.1915, Nr. 8261, S. 1d; ZEYONS (1976), S. 61 bildet eine Postkarte mit dem Vers ab:
 „Le Croix de fer ayant brisé la Croix de bois.
 Le Christ est apparu dans la pose altière
 De la Victoire ailée. O, France, sois fière.
 Tes fils vont te venger; la horde est aux abois!“
 = „Das Eisenkreuz hat das Holzkreuz zerbrochen; / Christus ist in erhabener (Sieger)pose erschienen, / beflügelt vom Sieg. O Frankreich, lasse den Mut nicht sinken. / Deine Söhne werden dich rächen; die Horde muss verzagen!“ Die erste Zeile spielt auf ein Kinderlied an, das die Wahrheit der folgenden Aussage bekräftigen soll.
- 249 LENSING (1988), S. 559 mit Anm. 7 und Abbildung 1; TUCHOLSKY (2001, X), S. 755 f; STEINAECKER (2007), S. 54 f; vgl. a. TUCHOLSKY (1993, VI), S. 82, dessen Strophe 4 von „Apage, Josephine, apage –! („Wenn aber Christus, der gesagt hat: ‚Du sollst nicht töten!‘, / an seinem Kreuz sehen muß, wie sich die Felder blutig röten [...]“) offenbar vom Saarburger Kreuz inspiriert worden ist.
- 250 KRAUS (1916), S. 2.
- 251 Kraus zog zum Vergleich ein zweites Photo heran, das ein zerschossenes Kreuz zeigt, von dem eine stark beschädigte Christusfigur mit nur noch einem Arm von einem halben Kreuzesbalken herabhängt; DERS. (1924), S. 6 f = DERS. (1988b), S. 336.340; auch diese zweite Postkarte kannte Tucholsky, der sie am 5. Juli 1924 an Mary Gerold schickte; BONITZ (2006), S. 417 ff (Nr. 370 ff).
- 252 PFEMFERT (1973, I), S. 33 f.

- 253 DERS., ebd., S. 74.
- 254 Der erste Artikel von „Nachher“ unter dem Pseudonym „Kaspar Hauser“ erschien am 7. Juli 1925 in der „Weltbühne“.
- 255 TUCHOLSKY (1993, X), S. 132 („Nachher“, 1932). Der hier zitierte Abschnitt „Das mittlere Feld war gesperrt ...“, ebd., S. 131 f, erschien zuerst am 23.2.1926 in der „Weltbühne; der Wortlaut ist hiernach zitiert worden = TUCHOLSKY (1926b), S. 316a–b.
- 256 Tucholsky wird die Angabe „und um die neunte Stunde“ falsch aufgefasst haben. Er deutet auch die bei Lukas erwähnte Finsternis als Gewitter.
- 257 SCHNEIDER (1964), S. 572.
- 258 Goethe, Die Geheimnisse – ein Fragment, Strophe 9; GOEDEKE (1893b), S. 31.
- 259 Die Zeichnung wurde, obgleich 1925 entstanden, erst im Oktober 1927 in der Zeitschrift *La Révolution surréaliste* (Troisième année, Ausgabe 9–10, S. 44a) zusammen mit anderen Zeichnungen (ebd., S. 8.28.30.35) publiziert. Die Pariser „Manifeste des Surrealismus“ kamen im Übrigen durchaus der sozialistischen und pazifistischen Einstellung Tucholskys entgegen; vgl. BENJAMIN (1980j), S. 595 f; BARCK (1986), S. 82 ff.134 ff. s. Addenda.
- 260 Die Zeichnung (auch einzusehen unter dem Link: [books.openedition.org>psorbonne](https://books.openedition.org/psorbonne) Un art sans frontières – Le jeu surréaliste et son ...; dort fig. 3).
- 261 BARCK (1986), S. 209; ein dritter, schräg aufgerichteter Balken (links) ohne Inschrift zeigt mit einem Pfeil nach oben. Zum Zustandekommen der Zeichnungen der „Erlesenen Leichen“ s. PICON (1976/1979), S. 71.86 f; BARCK, ebd., S. 204 ff (Simone Breton-Collinet, „Die Erfindung der ‚Erlesenen Leiche‘“; Knud Lambrecht, „Erlesene Leichen“); BROTHIE/GOODING (1995), S. 72 ff.153.
- 262 PANIZZA (1898), S. 1 ff; TUCHOLSKY (2001, X), Nr. 211, S. 590 ff. 934 ff („Sprechstunde am Kreuz“).
- 263 BARTH (1966b), S. 115 ff.
- 264 DERS., ebd., S. 119; vgl. HANKAMER (1924), S. 22 f.38 ff.
- 265 Philippe Soupault (1897–1990), „Ursprünge und Beginn des Surrealismus“; zit. n. BARCK (1986), S. 5.
- 266 René Crevel (1900–1935), „Über die Naivität“; zit. n. BARCK (1986), S. 59.
- 267 PICON (1976/1979), S. 26b–27b.
- 268 ESSLIN (1981), S. 281; eine Gruppe von Fliegern aus dem Ersten Weltkrieg flieht an den Südpol, wo sie ewigen Frieden zu finden hofft; stattdessen entdecken sie dort eine wunderschöne Frau, die im Eis eingefroren ist, und töten sich einander im Kampf um sie.
- 269 BROTHIE/GOODING (1995), passim; BENJAMIN (1980k), S. 802, teilt solch' surrealistisch anmutende Schreibversuche auch von einem elfjährigen Mädchen mit.
- 270 Der erste Satz, der beim automatischen Schreiben entstand war („Der erlesene Leichnam wird den neuen Wein trinken“), wurde zum Motto auch für die Zeichnungen in verteilten Rollen; PICON (1976/1979), S. 86a.
- 271 André Breton/Paul Éluard (1895–1952), „Noten zur Dichtung“ [anhand von Texten Paul Valéry], in: BARCK (1985), S. 224–241.
- 272 André Breton, „Erstes Manifest des Surrealismus“; zit. n. BARCK (1985), S. 112 ff; Simone Breton-Collinet (1897–1980), „Die Erfindung der ‚Erlesenen Leiche‘“; zit. n. BARCK, ebd., S. 204 ff; ERNST (1970), 230 f; BARCK, ebd., S. 611; s. a. DERS., ebd., S. 732 ff.
- 273 DIBELIUS (1919a), S. 41; vgl. ebd., S. 14 ff.18.20 f.23 f.28 f.35 ff.45.59.61 f.64 u.ö.; gerade diese

- drei Reden Otto Dibelius' von 1919 wurden neben zahlreichen anderen Äußerungen desselben bei GRESCHAT (1974) nicht aufgenommen.
- 274 Heft 1: „Die Germanisierung des Christentums – Eine Tragödie“ (1934); Heft 2: „Die echte Germanisierung der Kirche“ (1935); Heft 3: „Der Kampf der Kirche als geschichtliche Tat“ (1935); Heft 4: „Die große Wendung im Kirchenkampf“ (1935); Heft 5: Die Kraft der Deutschen, in Gegensätzen zu leben“ (1936); Heft 6: „Der Galiläer siegt doch“ (1936).
- 275 SCHOLDER (1988, II), S. 86.91.307; s. dazu etwa John Heartfields Montage „Der Reichsbischof richtet das Christentum aus“ (1934); TOTEBERG (1978), S. 126.
- 276 MUSIL (1955), S. 620.627.663 f.787; DERS. (1967), S. 17 ff.33 f.; DERS. (1988, I), S. 381; DERS. (1988, II), S. 1481.1649.1815.1867.
- 277 DERS. (1955), S. 620 („Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit“, 1921).
- 278 DERS. (1967), S. 17 ff.; DERS. (1955), S. 519 (in den Tagebuchaufzeichnungen, etwa Herbst 1938 bis Sommer 1941, Nr. 111).
- 279 WEHLER (2003), S. 797 f.
- 280 Eine Analyse dieser Schriftenreihe, die im Folgenden versucht wird, ist m.W. bis heute ein Desiderat.
- 281 STUPPERICH (1989), S. 282 ff.; BESIER (2001, III), S. 647 f.; SANDVOß (2014), S. 155 f.
- 282 DIBELIUS (1936a), S. 84.
- 283 DERS. (1935b), S. 60 ff.; DERS. (1936a), S. 59.
- 284 MOELLER VAN DEN BRUCK (1931), S. 229 ff.235 ff.; DIBELIUS (1936a), S. 8; STUPPERICH (1989), S. 247 ff.
- 285 Vgl. nicht nur die Äußerungen Dibelius' zum Geschlechterverhältnis, sondern auch zum Rassengegensatz von „Schwarz“ und „Weiß“ (DERS., ebd., S. 17 ff), obwohl ihm der „Fall Kwami“ vom September 1932 in Oldenburg bekannt gewesen sein musste. Der Präses der Ewekirche in Togo, Pastor Robert Kwami, hatte in St. Lamberti, der alten Oldenburger Hauptkirche, zwei Vorträge gehalten, was von dem NSDAP-Ministerpräsidenten Carl Georg Röver (1889–1942) als „Stunde tiefster Schmach“ und „Schändung des Gotteshauses“ bezeichnet worden war; SCHOLDER (2000, I), S. 263 ff.; zum Rassengegensatz s. a. MOELLER VAN DEN BRUCK (1931), S. 245: „Das Tier im Menschen kriecht heran. Afrika dunkelt in Europa herauf. Wir haben die Wächter zu sein an der Schwelle der Werte.“
- 286 S. KLEE (2016), S. 107a zu Otto Dibelius; vgl. GERLACH (1987), S. 40 ff.; STUPPERICH (1989), S. 203.205; Vorurteile gegen Franzosen und Engländer bei DIBELIUS (1936a), S. 65.
- 287 Vgl. GERLACH (1987), S. 390 ff zu Bischöfen wie Johannes (Hanns) Ernst Richard Lilje (1899–1977) und August Friedrich Karl Marahrens (1875–1950).
- 288 GERLACH (1987), S. 42; FRIEDLÄNDER (2000), S. 55.
- 289 Ausdruck nach MUSIL (1988, I), S. 154; DERS. (1988, II), S. 1882 f.
- 290 DIBELIUS (1935b), S. 67 ff.; DERS. (1935c), S. 7 ff.22 ff.24 ff.; vgl. SCHOLDER (2000, I), S. 786 ff. 801.
- 291 DERS. (1988, II), S. 130 ff.
- 292 DIBELIUS (1935c), S. 26 ff.; vgl. zu dieser Schrift Dibelius' von 1935 STUPPERICH (1989), S. 266 ff.645 f.
- 293 DIBELIUS (1935c), S. 27.
- 294 DERS. (1936a), S. 10.

- 295 KOSER/KÄSTNER (1930), S. 52 im „Reichstags-Rommé“ (Karte Nr. 10). Wilhelm Frick (1877–1946) amtierte seit dem 23.1.1930 als erster nationalsozialistischer Minister der Weimarer Republik in Thüringen als Staatsminister für „Inneres und Volksbildung“; zu seinem neu-religiösen Kurs in der Schulpolitik s. SCHOLDER (2000, I), S. 188.273 f.
- 296 SCHMIDT (1935), S. 82.91.94.99.105.138.141 ff.157: „Ein Staat – ein Volk – eine Kirche – ein Glaube“).
- 297 DERS., ebd., S. 107 ff.114 ff.146 ff.155.
- 298 Eine geraffte Übersicht über die historische Gesamtentwicklung gibt WEHLER (2003), S. 798 ff.
- 299 SCHMIDT (1935), S. 11; DERS. (1939), S. 78 ff.
- 300 BESIER (2001, III), S. 502. Ein alarmierendes Signal war, dass in den ersten Pressemitteilungen zum Gelöbnis des Reichsbischofs wohl nicht zufällig eine Erwähnung der Bekenntnisschriften unterblieben war; s. SCHMIDT (1935), Nr. 61, S. 138, Anm. 1; vgl. den ursprünglichen Wortlaut in ebd., Nr. 63, S. 142.
- 301 BESIER (2001, III), S. 592.
- 302 SCHOEPS/TRESS (2008), S. 766 f.
- 303 SCHOLDER (1988, II), S. 143.394, Anm. 111 bezeichnet dieses Lied als „in ganz Deutschland verbreitet“; es taucht auch in der englischen Presse auf und wird über diesen Zugang bei Thomas MANN (1978), S. 198 f am Freitag, den 1.11.1935 in den Tagebüchern (1935–1936) mit geringfügig anderem Wortlaut zitiert.
- 304 ROSENBERG (1941), S. 614 f.
- 305 Das Wortpaar mehrfach; DIBELIUS (1936a), S. 19.24.31.63.66.76.79.81.
- 306 DERS., ebd., S. 31.
- 307 MOELLER VAN DEN BRUCK (1931), S. 235 ff; DIBELIUS (1935b), S. 78.
- 308 DIBELIUS (1936a), S. 25.27.31.59.66.75.81.84.
- 309 DERS., ebd., S. 79 ff; Dibelius wird hier bestätigend auf die 1.–2. Lieferung von SCHMIDT (1939), S. 62 Bezug genommen haben.
- 310 HIRSCH (1934a), S. 16 f. Hirsch argumentierte theologisch vom Begriff der Ehre und des heldenhaften Leidens aus, wobei er, ebd., S. 33 f, als historische Beispiele u. a. auch die verfolgten „Männer der nationalsozialistischen Bewegung“ heranzog.
- 311 DIBELIUS (1936a), S. 39 ff (Gegensatz von Sünde und Erlösung).44 ff (Gottes Zorn und Gottes Liebe, unfreier Wille und Verantwortung des Menschen, Luthers Zwei-Reiche-Lehre).
- 312 DERS., ebd., S. 66 ff.
- 313 DERS., ebd., S. 71 ff.
- 314 DERS., ebd., S. 36 ff.
- 315 DERS., ebd., S. 12; PORGER (1909), VIII, 7, S. 136; MEYER (1953), S. 300; vgl. a. MOELLER VAN DEN BRUCK (1931), S. 232.
- 316 NEMITZ (1940), S. 8 ff; vgl. etwa a. HEROLD (1968), S. 463 zu Madame de Staël.
- 317 DIBELIUS (1936a), S. 62 f.
- 318 MOELLER VAN DEN BRUCK (1931), S. 238; DIBELIUS (1936a), S. 8.
- 319 DERS., ebd., S. 75.
- 320 Vgl. BARTH (1966d), S. 226.230.
- 321 DIBELIUS (1934): „Die Germanisierung des Christentums – eine Tragödie“ (= Heft 1) DERS. (1935a): „Die echte Germanisierung der Kirche“ (= Heft 2).
- 322 SCHMIDT (1934), Nr. 22, S. 89 ff („Kanzelerklärung schleswig-holsteinischer Pastoren am

2. Advent 1933“); Nr. 74, S. 191 ff („Gutachten der Theologischen Fakultät Kiel über das Pfarrbesetzungsgesetz vom 5. Oktober 1933“).
- 323 DERS. (1939), S. 16 ff. 61 ff, insbes. S. 231 f. 239 f. 247 f. 254. 277. 282 ff. 427. 430. 438.
- 324 Bei DOEHRING I (1919), S. 244. 246 f = DOEHRING II (1915), S. 73. 76.
- 325 DIBELIUS (1935a), S. 37 ff; DERS. (1936a), S. 39 ff.
- 326 DERS. (1934), S. 57 und passim.
- 327 BARTH (1966b), S. 104 f; Widerspruch hierzu gab es gegen diese nicht nur von Dibelius vertretene Auffassung auch von anderen Seiten her; vgl. SCHMIDT (1934), S. 91 f. 94 f. 107 f. 190 f.
- 328 DIBELIUS (1936a), S. 44 f; Hervorhebungen von mir; vgl. DERS. (1935a), S. 39 ff.
- 329 Dort insbesondere Punkt 4; zu den „Rengsdorfer Thesen“ und den ihr folgenden theologischen Auseinandersetzungen s. die Dokumentation bei SCHMIDT (1934), Nr. 23 ff, S. 91 ff; Nr. 31, S. 107 f.
- 330 Vgl. SCHMIDT (1934), S. 81. 90. 111 ff. 116. 174 f; DERS. (1935), S. 22. 39. 75. 93. 98. 103. 141. 143; DERS. (1936), S. 40. 50. 63. 67. 96. 122. 173 f. 203. 228. 249. 323. 330 f.
- 331 DIBELIUS (1936a), S. 58.
- 332 BARTH (1966c), S. 122.
- 333 DIBELIUS (1936a), S. 18 ff. 26 ff. 29 ff. 61.
- 334 DERS., ebd., S. 52 ff.
- 335 Vgl. STUPPERICH (1989), S. 212. Dagegen schon BARTH (1966b), 120 f.
- 336 DIBELIUS (1936a), S. 82; Dibelius bemühte hier das „*ubi et quando visum est Deo*“ der CA V, 2; BEKENNTNISSCHRIFTEN (1978, I), S. 58.
- 337 Die Idee des Zuwartens hat Dibelius wohl aus Thesen Emanuel Hirschs übernommen; vgl. SCHMIDT (1936), Nr. 12, S. 37 („unvollendete Geschichte“) und Nr. 14, S. 48 (dass „Gott uns einen Weg aus der so entstandnen Verwirrung zeigen wird“).
- 338 DIBELIUS (1936a), S. 61 f. 64 ff.
- 339 DERS., ebd., S. 13 f. 37. 45 f. 79 f. 83 f; vgl. zu dieser Schrift Dibelius' von 1936 STUPPERICH (1989), S. 247 ff. 274 f. 643 f; zum Kontext s. a. BESIER (2001, III), S. 501 f.
- 340 DIBELIUS (1936a), S. 77 f; Dibelius berief sich auf Röm. 9, 3 f und 11, 1 und verwies missbräuchlich auf die nicht im nationalen Sinn zu verstehenden Verse Joh. 17, 10 f. 21. Der von Dibelius aus Röm. 9, 3 f herausgelesene Gegensatz zwischen Verwurzelung im Nationalen und der Christusbotschaft lautet: „Ich selber wünschte, verflucht und von Christus getrennt zu sein für meine Brüder, die meine Stammverwandten sind nach dem Fleisch, die Israeliten sind, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen.“
- 341 DERS., ebd., S. 60 ff. 80 f. 83.
- 342 DERS., ebd., S. 83 f.
- 343 DERS., ebd., S. 78.
- 344 In: Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung (AELKZ), Jg. 67, Nr. 25 vom 22.6.1934, Sp. 584–586; SCHMIDT (1935), Nr. 45, S. 102–104; SCHOLDER (1988, II), S. 209. 408 f; BAYER (1994), S. 347 f.
- 345 Elerts Theologie war von der Grundspannung zwischen „Gesetz und Evangelium“, „Reue und Vertrauen“, „Angst vor Gottes Zorn und Friede“, „Kampf und Versöhnung“, „Zorn Gottes und Evangelium“, „Gnade und Ungnade“ her aufgebaut; BAYER (1994), S. 306.

- 346 ELERT (1953, II), S. 37 ff.47 f; SCHOLDER (1988, II), S. 208 ff.408.
- 347 ELERT (1952, I), S. 49 ff.57 ff; DERS. (1953, II), S. 57.132.329.372; BAYER (1994), S. 281 ff.295 ff.306 ff.
- 348 ALTHAUS (1916), S. 29; s. a. DERS., ebd., S. 39.51.57 f.77.90; vgl. BAUR (1988), S. 182 ff.188 f. Paul Althaus hatte schon in seinem „Lodzer Kriegsbüchlein“ im Hinblick auf die Polonisierung deutscher Bevölkerungsanteile u. a. behauptet, „daß Gott unser deutsches Volk nicht dazu bestimmt hat, anderer Boden zu düngen und selber in diesem Boden unterzugehen.“ ALTHAUS (1916), S. 17 schmückte hier – wie viele andere damals auch – seine Äußerung mit einer Redewendung des Archilochos (ionischer Dichter des 7. Jahrhunderts v. Chr.; frag. 148B), die auch bei Plutarch, Vitae Parallelae, Marius XXI, 7 [418] auftaucht; ZIEGLER (1971), S. 228.
- 349 BAYER (1994), S. 347 f; vgl. a. THIELICKE (1966, II, 2), §§ 3086 ff.3095 ff, S. 549 ff; vgl. noch bei SCHMIDT (1936), Nr. 91, S. 252 f; Elert und Althaus entsprachen hier durchaus den Stellungnahmen der DC; BRAKELMANN (2020), S. 115 f.
- 350 AELKZ, Jg. 67, Nr. 25 vom 22.6.1934, Sp. 585 f, Abschnitt A, 3–5 (vgl. B, 6); SCHMIDT (1935), Nr. 45, S. 103; SCHOLDER (1988, II), S. 209.409.
- 351 SCHOEPS/TRESS (2008), S. 283 ff.
- 352 SCHMIDT (1934), Nr. 71, S. 183 ff; so argumentieren Althaus und Elert in den Punkten 1–5 immer wieder mit der theologisch und ethisch anzuerkennenden „biologisch-völkischen Bindung“, „historisch-völkischen Gliederung“, „völkischen Artung“, sowie „Bindung an das Volkstum“.
- 353 SCHOLDER (2000, I), S. 148 ff.151 ff.166 f.175.200.254 ff.454 ff.597 ff.
- 354 Zitiert bei SCHMIDT (1935), Nr. 45, S. 103 (Abschnitt B, 6).
- 355 S. insbes. zu Elert: PETERS (1985), S. 255 ff.272 f; BAYER (1994), S. 347.
- 356 DREYFUS (2018), S. 106.
- 357 SCHOLDER (2000, I), S. 156.167 f.603; DERS. (1988, II), S. 211; dort auf Paul Althaus bezogen. Ein klares Beispiel genau dieser „Ja-Aber-Theologie“ von seiten der „Deutschen Christen“ dokumentiert SCHMIDT (1936), Nr. 120, S. 232 („Erklärung des Theologischen Amtes der Reichsbewegung Deutsche Christen“).
- 358 DIBELIUS (1936a), S. 65 f.
- 359 DERS., ebd., S. 80.
- 360 Vgl. BARTH (1930), S. 5, wo sicher auch Dibelius mitgemeint ist; DERS. (1931), S. 96.117 ff. Die Menge der bei SCHMIDT (1934), DERS. (1935), DERS. (1936) gesammelten „Bekenntnisse“ und „grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage“ zeigen deutlich den starken Anteil der Deutschen Christen und der Deutschgläubigen.
- 361 DIBELIUS (1936a), S. 78; für die von ihm empfundene Feindbedrohung prägend waren sicherlich die Ereignisse von 1919; s. Otto Dibelius bei GRESCHAT (1974), S. 63 ff.69 ff.112 f.123 ff.139 f.157 ff. 177.
- 362 MOELLER VAN DEN BRUCK (1931), S. 229 f.
- 363 DERS., ebd., S. 230 ff.
- 364 WEHLER (2003), S. 676; STUPPERICH (1989), S. 205 besteht für 1933 noch darauf, dass sich die „Evangelischen Kirchenführer und mit ihnen Dibelius [...] über das wahre Gesicht des Nationalsozialismus und seine wirklichen Zielsetzungen“ getäuscht hätten; vgl. a. SCHOLDER (2000, I), S. 335 f.

- 365 SCHOLDER (2000, I), S. 379 ff; vgl. zur Reaktion Dibelius' SCHOLDER, ebd., S. 387 f.
- 366 DERS., ebd., S. 390 ff; zur Reaktion Dibelius' DERS., ebd., S. 394; vgl. indes zum Antisemitismus-Vorwurf gegen Dibelius, wie er etwa von GERLACH (1987), S. 40 ff, GOLDHAGEN (1996), S. 139.142.506 und KLEE (2016), S. 107a erhoben wurde, STUPPERICH (1989), S. 42.205.331.344.555.639, Anm. 16, wonach Dibelius zwei jüdische Familien durch die Verfolgungszeit hindurch gerettet habe; s. a. SANDVOß (2014), S. 229 (Anm. 396).250. Als Bischof leitete Dibelius die Nachrichten, die ihm Obersturmführer Kurt Gerstein (1905–1945) aus den Todeslagern Belzec und Treblinka übermittelt hatte, 1942 an den Bischof von Upsala weiter; HOCHHUTH (1976), S. 23.232.
- 367 SCHOLDER (1988, II), S. 236.239 ff.242 ff.251 ff.259 ff.
- 368 CAROSSA (1951), S. 42.
- 369 MANN (1955), S. 138 ff („Leiden an Deutschland“, 1933/1934).
- 370 BARTH (1945), S. 29; zu diesen Repressalien vgl. SCHMIDT (1934), S. 105.168 f; DERS. (1935), S. 61.66.83.134 ff.144.163 f; DERS. (1936), S. 20.52.70.75.78.111.115 f.128.131.144 f.153.121.247.301 ff.319 f.330; vgl. a. BESIER (2001, III), S. 501 f.585 ff.592.597 ff.623; SCHOLDER (1988, II), S. 217 f; WEHLER (2003), S. 803; WEITENHAGEN (2019), S. 229 ff macht an mehreren Beispielen auch aus dem Rheinland auf den hohen Verfolgungsdruck von BK-Pfarrern aufmerksam.
- 371 DREYFUS (2018), S. 44 f.93 ff.149 f.153 ff.161 ff.197 ff u.ö.
- 372 Vgl. BARTH (1966a), S. 77 schon 1933.
- 373 HOCHHUTH (1976), S. 177.278 („Der Stellvertreter“, vierter Akt, „Il gran rifiuto“).
- 374 DIBELIUS (1936a), S. 77; Hervorhebung von mir.
- 375 Hier klingt die Formulierung „Regiment mit ‚Zucht und Ehre‘“ aus dem Ansbacher Ratsschlag durch; SCHMIDT (1935), Nr. 45, S. 103 (Abschnitt A, 5).
- 376 DIBELIUS (1936a), S. 78.
- 377 SCHMIDT (1935), Nr. 45, S. 103 (Abschnitt A; 5); vgl. ebd., Nr. 20, S. 53 („Wort des Reichsbischofs an die Pfarrer vom 24. März 1934“); Nr. 31, S. 73 („Zwölf Thesen der Kirchlichen Einheitsfront in Württemberg“, Punkt 3, vom 11.5.1934).
- 378 Z. B. DIETZ (1935), Nr. 586, S. 285 (Ev.-Luth. Kirche in Bayern r.d.Rh.).
- 379 Z. B. DERS., ebd., Nr. 572, S. 278 (Ev.-Luth. Kirche in Bayern r.d.Rh.).
- 380 BARTH (1931), S. 113; vgl. BLUMHARDT (1932), S. 21: „Das Licht ist die Hauptsache, nicht die Lampe.“
- 381 BARTH (1966a), S. 74.
- 382 DERS., ebd., S. 46 f; Hervorhebung von mir; vgl. DERS. (1930), S. 5 f; DERS. (1931), S. 96.99.108.110 f.113, insbes. S. 117–122 die äußerst scharfe Replik Barths auf Dibelius' Entgegnung; vgl. STUPPERICH (1989), S. 189 ff.637 f; SCHOLDER (2000, I), S. 180 ff.207; gleichwohl fand später eine gegenseitige Annäherung zwischen Barth und Dibelius statt; DERS., ebd., S. 335 f.338.
- 383 DIBELIUS (1936b), S. 68 ff.75 ff; vgl. BARTH (1966a), S. 61.
- 384 Barmer Theologische Erklärung der Bekenntnissynode vom 29.–31.5.1934; SCHMIDT (1935), Nr. 41, S. 91 ff; DIBELIUS (1935c), S. 24 zitiert die erste These; zu den genannten anderen Texten s. FÜRST (1966).
- 385 Der klare Trennungsstrich zur völkisch-germanischen Weltanschauung wurde schon 1933 durch die Adventspredigten des Münchener Erzbischofs, Michael Kardinal von

- Faulhaber (1869–1952) und den Osterhirtenbrief vom 26.3.1934 des Bischofs von Münster, Clemens August Graf von Galen (1878–1946) u. a. gezogen; SCHOLDER (1988, II), S. 131 f. 138.393, Anm. 84. Gleichwohl war auch die katholische Position nicht monolithisch, wie das Beispiel des Bischofs von Osnabrück, Wilhelm Berning (1877–1955) zeigt; BERNING (1934), S. 9 ff argumentierte rassenkundlich (vgl. ROSENBERG, 1941, S. 576 f) und vertrat, ebd., S. 29 ff. 38 ff theologische Positionen wie (ebd., S. 34): „Die Gnade unterdrückt keine Natur, auch nich[t] die völkische, sondern setzt sie voraus und führt sie auf göttliche Gipfel empor“; ebd., S. 40: „Es war die Idee jener Gottesordnung, die nicht nur das äußere Gesetz der Dinge und Menschen ist, sondern auch das innere. Denn der Gott, der von außen befiehlt, ist der gleiche, der auch im Inneren wirkt. [...] Wir erblicken im Volk und Vaterland herrliche natürliche Güter und in der wohlgeordneten Vaterlandsliebe eine von Gott geschenkte, schöpferische Kraft, die nicht nur die Helden und Propheten des Alten Testaments, sondern auch den göttlichen Heiland beseelte“ etc.; letzteres Zitat stammt aus dem Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe von Pfingsten 1933; SCHOLDER (1988, II), S. 222 ff.
- 386 Vgl. dazu BESIER (2001), S. 782 ff.
- 387 PIUS XI. (1937), S. 6 ff; RAEM (1979), S. 78 ff, insbes. S. 79 f. 82 (zu Acta Apostolicae Sedis [= AAS], Città del Vaticano, 1937, S. 149.151 f).
- 388 PIUS XI. (1937), S. 12 ff; RAEM (1979), S. 85 (zu AAS, 1937, S. 156 f).
- 389 LILJE (1941), S. 5 ff. 11 ff; GERLACH (1987), S. 391 f; s. a. DERS., ebd., S. 113.
- 390 KLABUND (1998), S. 248 („Hört! Hört!“, Gedicht-Flugschrift).
- 391 BARTH (1966b), S. 110; vgl. SEESEMAN (1954), S. 292.
- 392 VIELHAUER (1975), S. 69 und S. 12–57 passim.
- 393 GRUNDMANN (1971), S. 71 ff, Exkurs I; SCHWEIZER (1981), S. 10 ff („Reflexionszitate“).
- 394 RENAN (1935), S. 246; DERS. (1899), S. 327: „En toute chose ancêtre véritable du protestantisme.“ (chapitre XI).
- 395 RENAN (1935), S. 96 ff. 237 ff; vgl. DERS. (1899), S. 85 ff. 314 ff. Die deutsche Ausgabe übersetzt, ebd., S. 238 in Gal. 1, 14: πατρικῶν [...] παραδόσεων (RENAN, ebd., S. 315: „traditions nationales“) sogar mit „volkstümliche Tradition“.
- 396 DERS. (1935), S. 249 ff; DERS. (1899), S. 333 ff (chapitre XII), insbesondere S. 334: „Le christianisme fut un fruit de l'espèce de fermentation qui a coutume de se produire dans ces sortes de milieux, où l'homme, dégagé des préjugés de naissance et de race, se met bien plus facilement au point de vue de la philosophie qu'on appelle cosmopolite et humanitaire [...] en effet, n'est souvent qu'une vie plus pleine et plus libre, un plus grand éveil des forces intimes de l'humanité.“
- 397 Vgl. RENAN (1935), S. 240; der französische Originaltext bei DEMS. (1899), S. 318 lautet: „O Galates insensés, qui vous a fascinés de la sorte, vous aux yeux de qui on a tracé l'image de Jésus-Christ crucifié! Permettez-moi une seule question: Est-ce l'observation des œuvres de la Loi ou le fait d'avoir entendu prêcher la foi qui vous a valu de recevoir l'Esprit? Comment êtes-vous si fous qu'après avoir commencé par l'Esprit, vous finissiez par la chair?“ (chapitre XI).
- 398 RENAN (1899), S. 517; DERS. (1935), S. 361.
- 399 DERS., ebd., S. 361; DERS. (1899), S. 517.
- 400 DERS., ebd., S. 362 f; DERS. (1899), S. 517 ff.

- 401 DERS., ebd., S. 519; DERS. (1935), S. 363 („sonderbare Idee“).
- 402 BLUMHARDT (1932), S. 376 ff: „Auf unserm nationalen Bewußtsein können wir kein Volk Gottes aufbauen, es muß etwas Tieferes daliegen, [...] keine Schlachten, keine Kanonen, keine Siege [...]. Wir müssen nicht meinen: weil wir Deutsche sind, haben wir recht, oder weil wir Engländer oder Franzosen sind, haben wir recht, – das bringt uns alles weg von dem hohen Bund, den Gott jetzt nicht bloß mit den Israeliten, sondern überhaupt mit Menschen haben will, mit irgendwelchen Menschen. Um des großen Gottes willen, um der großen, ungeheuren Ausdehnung seiner Barmherzigkeit willen, heißt es jetzt nicht: ‚Du Israel‘ – ein geschlossenes nationales Volk –, sondern: ‚Du Mensch, du Sünder, du, der du aus der Welt heraus kommst, du Mensch, sei gewiß: Ich trete auch mit dir in den Bund, wenn du ein redlicher, treuer, demütiger Mensch bist, der sein Leben nicht in der Welt sucht, auch nicht in seinem Vaterlande‘ – denn da gilt es auch, wie der Heiland sagt: ‚Wer nicht verleugnet Vater und Mutter und Höheres sucht, der findet es nicht!‘ – ‚du Mensch, sei treu und redlich, rücke weg von deiner Weltgeschichte, rücke hinein in die Gottesgeschichte, die dir gegeben ist in deinem Leben!‘“ Vgl. DERS., ebd., S. 162.256.319 f.
- 403 Vgl. BARTH (1966b), S. 107.
- 404 Vgl. NOSSACK (1947), S. 59 („Komm nachts zu mir“).
- 405 S. o. Prolegomena A, 2, b, S. 47; SCHLEICH (1922), S. 78 ff.
- 406 OHNET (1914), S. 199: „Ce sont les femmes, et c’est bien dangereux, qui sont à la tête de ce mouvement. Elles commencent, comme dans l’Assemblée de Aristophane à trouver que la guerre menace de durer trop longtemps.“ KELLERMANN (1915), S. 344.
- 407 FRIED (2005), S. 80.307 mit Anm. 145 (Tagebucheintrag vom 6.5.1915).
- 408 KÄSTNER (1969, VII), S. 269 ff („Die Acharner – frei nach Aristophanes“); ARISTOPHANES (1990), S. 9–51.
- 409 BROCKMANN (2003), S. 173 f.
- 410 ARISTOPHANES (1990), S. 6.
- 411 SCHINCK (1900), S. 4; vgl. BROCKMANN (2003), S. 59 ff.
- 412 DONNER (1861), S. 344 ff.393; ARISTOPHANES (1990), S. 24 f.629; vgl. BROCKMANN (2003), S. 43.62 ff.
- 413 WEISER (1977), S. 234.
- 414 Vgl. Am. 5, 10: „Sie sind dem gram, der sie im Tor zurechtweist, und verabscheuen den, der ihnen die Wahrheit sagt.“
- 415 BROCKMANN (2003), S. 198.
- 416 ARISTOPHANES (1990), S. 236.239–287.362.365–413.
- 417 DERS., ebd., S. 369 ff u.ö.
- 418 SCHLEICH (1922), S. 85.
- 419 S. o. Kap. X, 3, b, S. 489 ff.
- 420 Vgl. o. den Hinweis auf Remarques Erzählung „Schweigen um Verdun“; Kap. X, 3, b, S. 490; REMARQUE (2014b), S. 33.
- 421 BENJAMIN (1973), S. 21 = S. 75 der von TIEDEMANN/SCHWEPPENHÄUSER in der suhrkamp-werkausgabe Bd. 4 (Gesammelte Schriften II, 1) 1980 herausgegebenen Fassung.
- 422 Die materialreichen Anmerkungen bei TIEDEMANN/SCHWEPPENHÄUSER (1980), S. 1223–1266 und die Ausführungen WEIGELs (2011), S. 94a–100b sind zum Verständnis der eminent verzweigten Thesen Benjamins unbedingt hinzuzunehmen. Zu einer ganz

- verschiedenen Deutung, die der Klee'schen Intention gewiss näher steht, gelangt allerdings RIEDEL (2001), S. 34 ff.
- 423 BENJAMIN (1980b), S. 693–703.
- 424 DERS., ebd., S. 697 f.
- 425 In der Tat geht Benjamin in den Thesen Nr. XIV und XV auch auf die französische Revolution ein; BENJAMIN (1980b), S. 701 f; er verwendet auch das Motiv der „Funken“ (These VII), das auch bei Heinrich MANN (1974), S. 8 auftaucht; vom „Aufblitzen“ ist drei Mal die Rede (These V, VI, VII).
- 426 Heinrich MANN (1974), S. 8.
- 427 BUBER (1979), S. 134 ff. 138 ff; vgl. a. DERS. (1963, III), S. 799; WEHR (1982), S. 61; KRAUCAUER (1923), S. 390: „In der Geschichte wächst nach ihm [=Buber] die Es-Welt stetig an, ein Geschehen, das nicht als objektive Notwendigkeit hinzunehmen ist, sondern nur zu um so durchgreifenderer Überwindung herausfordert. So wird ihm Geschichte zum Weg, der uns ‚in tieferes Verderben und in grundhaftere Umkehr zugleich‘ führt. Bis am Ende in der dunkelsten Stunde das ‚Reich‘ sich gebiert, in dem die Menschengemeinde zur Verbundenheit der reinen Beziehung geeint ist.“ Zur damals ansteigenden Popularität messianischer Geschichtsdeutungen im Judentum s. a. WOLFSBERG (1923), S. 344 ff.
- 428 WEIGEL (2011a), S. 94a–100b; DIES. (2011b); NETTLING (2016); vgl. YUN (2000), S. 76 ff. 86 ff.
- 429 Vgl. SCHOLEM (1957), S. 291 ff. 300 ff. 334 f; DERS. (1960), S. 152 ff. 171 ff; DERS. (1962), S. 229–247.
- 430 Vgl. DERS. (1960), S. 195 f.
- 431 Benjamin bezeichnet ihn darum als „Engel [d. h. himmlischen Repräsentanten] der *Geschichte*“ und nicht als „Engel der *Zukunft*“. Auch hier scheinen alttestamentlich-jüdische Vorstellungen wirksam zu sein. Das hebräische Wort für Vergangenes „*qādām*“ bedeutet: „das, was vorne ist, vor einem liegt“ (vgl. z. B. Ps. 139, 5), und dann auch „Urzeit“ und „Vergangenheit“. Das Wort „*’aḥar*“ für Zukünftiges bedeutet: „hinter, hinten“, „nach“, „das, was nachfolgt“. So auch das Wort „*’aḥarīt*“, es bedeutet „hinterste Seite“, dann auch „Ausgang und Ende einer Zeit“ und daher: „Zukunft“ (vgl. z. B. Jer. 29, 11). Die Vorstellung, die Zukunft im Rücken zu haben, die Vergangenheit aber vor Augen, ist allerdings auch in europäischen Sprachen nicht ungewöhnlich: Diejenigen, die der Vergangenheit angehören, sind unsere „Vorgänger“, „Vorfahren“, also das Geschlecht, dass in der „Vorzeit“ vor uns her „gefahren“ ist und auf das wir hinblicken. Die Geschlechter der Zukunft sind unsere „Nachfahren“, die der „Nachwelt“ angehören, also der Welt, die erst hinter uns kommt, uns gleichsam im Rücken liegt. BOMAN (1983), S. 128 f.
- 432 Vgl. SCHOLEM (1957), S. 292 f; DERS. (1962), S. 238.
- 433 Im Einzelnen sind die Überlegungen Benjamins komplexer aufgebaut; vgl. TIEDEMANN/SCHWEPPENHÄUSER (1980), S. 1236; BENJAMIN (1983, I), S. 578; WEIGEL (2011a), S. 98a; s. a. ADORNO (1970a), S. 130 f.
- 434 S. schon oben in diesem Kapitel unter Anm. 421; BENJAMIN (1973), S. 21 = S. 75 der von TIEDEMANN/SCHWEPPENHÄUSER in der suhrkamp-werkausgabe Bd. 4 (Gesammelte Schriften II, 1) 1980 herausgegebenen Fassung.
- 435 Vgl. a. VORGRIMLER (1980), S. 122 f.
- 436 So Benjamin bei: TIEDEMANN/SCHWEPPENHÄUSER (1980), S. 1235; WEIGEL (2011), S. 98a–b.

- 437 BENJAMIN (1980b), S. 702.
- 438 Heinrich MANN (1974), S. 8.
- 439 Wieder verweisen wir auf Remarques Erzählung „Schweigen um Verdun“; REMARQUE (2014b), S. 33.
- 440 MUSIL (1955), S. 219.273 f; DERS. (1957), S. 725; DERS. (1967), S. 22 f; PRECHT (1996), S. 81–90.98.106 f.133 f.136.
- 441 JONAS (1963), S. 55 ff; DERS. (1987), S. 4 f.
- 442 S. etwa NAUMANN (1917a), S. 4a–5a.
- 443 DELAIRE (1916), S. 17 ff.36 ff.83 ff.154 („Démembrement de la Prusse“).84 ff („Les annexions de 1866 – Traité de Prague“).99 ff („Les annexions de 1815 – Traité de Vienne“).100 ff („La province Rhénane“).123 ff („La partage de la Saxe“).129 ff („La Silésie et les partages de la Pologne“).
- 444 CHOŁONIEWSKI (1917) im Selbstverlag des Autors gedruckt; 1918 in Wien bei Moritz Perles erschienen; s. FOERSTER (1919), S. 28, Anm.
- 445 Der Terminus bei CHOŁONIEWSKI (1917), S. 31.
- 446 DERS., ebd., S. 26: „im Namen des Evangeliums“.
- 447 DERS., ebd., S. 25; FOERSTER (1919), S. 28.
- 448 CHOŁONIEWSKI (1917), S. 24 ff; LEWIN (2012), S. 622 ff.
- 449 Hegel kritisierte allerdings, dass Deutschland, solange es als „Wahlreich“ bestanden habe, wegen des Fehlens eines „unverrückbaren Mittelpunkts“ kein Staat geworden, ja dass aus eben diesem Grund Polen „aus der Reihe der selbständigen Staaten verschwunden“ sei; HEGEL (1982), S. 508.
- 450 Vgl. BRANDENBURG I (1922a), S. 49 ff.
- 451 BRANDENBURG I (1922a), S. 297 f.
- 452 ENGELBERG (1979), S. 56 ff, inbes. S. 60 ff.65 ff.
- 453 FENSKE (1990), S. 176 ff.
- 454 BRANDENBURG II (1922b), S. 236 f.
- 455 DERS. (1922b), S. 237; vgl. schon BLOS (1920), S. 511 f.
- 456 Interessant ist hierzu auch die Gesprächsnotiz vom 24.11.1914 bei PALÉOLOGUE (1927, I), S. 206; die russische Großfürstin Marie-Pavlowna (verwandt mit dem Haus Hessen-Darmstadt) habe ihm bei einem Diner gesagt: „*Assez des Hohenzollern!* Genug (*assez*)! ... sie waren die Geißel (*fléau*) Deutschlands ... in München, in Stuttgart, in Dresden, in Darmstadt, in Schwerin, in Weimar, in Meiningen und in Koburg will man sie nicht mehr haben ... nur in Baden wahr man ihnen noch eine gewisse Anhänglichkeit, weil es im Grunde dieselbe Familie ist.“
- 457 Beschlüsse des Wiener Kongresses, Sektion II (Deutschland), Artikel 53–64; Quelle: Internet.
- 458 BRANDENBURG I (1922a), S. 69.76 f.79 f; DERS. II (1922b), S. 233; vgl. SCHULZE (1992), S. 73 f.
- 459 ANONYMUS (1866), passim; BLAZEK (2018), S. 38.
- 460 BRANDENBURG II (1922b), S. 234.
- 461 DERS., ebd., S. 237.
- 462 Vgl. STÜRMER (1990), S. 64 ff.
- 463 BRANDENBURG II (1922b), S. 295.

- 464 Vgl. SCHLOSSER (1886, XVI), S. 46 f; BRANDENBURG I (1922a), S. 9.22.49 ff. 136 f; vgl. a. RAPP (1920), S. 12 ff. 35 ff. 145 ff; RITTER (1948), S. 16.56 f; Golo MANN (1992), S. 83 ff.
- 465 STEIGER/REIMANN (1993), S. 739; DOBEL (1972, I), Sp. 114.
- 466 GOEDEKE (1871b), S. 110; vgl. ENGEL (1908), S. 157 f; DOBEL (1972, I), S. 118b.
- 467 GOEDEKE (1871b), S. 414 (V); dazu s. HUCH (1957), S. 322 f.
- 468 Madame de STAËL (1858, I), S. 234 (Première Partie, chapitre XVII: De la Littérature Allemande“): „Les Allemands n'ont point de patrie politique; mais ils se sont fait une patrie littéraire et philosophique, pour la gloire de laquelle ils sont remplis du plus noble enthousiasme.“ Deutsch: DIES. (1801), S. 310.
- 469 BRANDENBURG I (1922a), S. 22; vgl. überhaupt DERS., ebd., S. 9.49–56.136 f; vgl. Goethe, Faust I, „Auerbachs Keller in Leipzig“; GOEDEKE (1893f), S. 78 f, Zeilen 1734 ff.
- 470 GOEDEKE (1871b), S. 413 (IV); der Text heißt weiter:
 „In das Geisterreich zu dringen[,]
 Vorurtheile zu besiegen[,]
 Männlich mit dem Wahn zu kriegem[,]
 Das ist s. Eifers werth.“ Vgl. MANN (1990), S. 924 („Versuch über Schiller“).
- 471 STAËL (1858, I), S. 236 (Première Partie, Chapitre XVII: „De la Littérature Allemande“): „Ils [= les Allemands] s'entendent mieux que nous à l'amélioration du sort des hommes; ils perfectionnent les lumières, ils préparent la conviction; et nous, c'est par la violence que nous avons tout essayé, tout entrepris, tout manqué. Nous n'avons fondé que des haines, et les amis de la liberté marchent au milieu de la nation, la tête baissée, rougissant des crimes des uns et calomniés par les préjugés des autres. Vous, nation éclairée, vous, habitants de l'Allemagne, qui peut-être une fois serez, comme nous, enthousiastes de toutes les idées républicaines, soyez invariablement fidèles à un seul principe, qui suffit, à lui seul, pour préserver de toutes les erreurs irréparables. Ne vous permettez jamais une action que la morale puisse réprouver; n'écoutez point ce que vous diront quelques raisonneurs misérables sur la différence qu'on doit établir entre la morale des particuliers et celle des hommes publics. Cette distinction est d'un esprit faux et d'un cœur étroit; et si nous périssons, ce serait pour l'avoir adoptée.“ Deutsch: DIES (1801), S. 313 f; vgl. MUEHLON (1918), S. 56 (TageL bucheintrag vom 22.8.1914).
- 472 FOERSTER (1919), S. 2; JOHANN (1969), S. 326.
- 473 PLANCK (1881), S. 477 ff. 668 ff. 675 ff. 690 ff; DERS. (1954), S. 200 ff.
- 474 SCHULTE (1925), S. 316 ff; vgl. schon BLOS (1920), S. 123.
- 475 CLEMENCEAU (1930a), S. 171 ff brandmarkte allerdings diese separatistischen Initiativen als Opportunismus und Vaterlandsverrat; s. a. DERS. (1930b), S. 150 ff; s. a. EDELMANN (1937), S. 27.34 f; BETSCH (1953), S. 387 ff (dieser hat der über hundert Jahre währenden Separatismus-Geschichte der Pfalz 1939 eine romanhafte Darstellung gewidmet); HORTZSCHANSKI/KÜSTER/NAUMANN (1968), S. 240 ff und HERBERT (1996), S. 31 ff. 39 ff.
- 476 Golo MANN (1992), S. 662.666.
- 477 Vgl. etwa FEHRENBACH (1970), S. 266.
- 478 SCHLEMMER (2007), S. 664 ff. 673 ff. 706 ff; vgl. FRANTZ (1921), S. 163 ff, insbes. S. 181.192.
- 479 MANN (1955), S. 137 („Leiden an Deutschland“, 1933/1934); vgl. DERS., ebd., S. 329 („Die Entstehung des Doktor Faustus“).

- 480 RUBINSTEIN (1921), S. 326 ff. 371 ff.
- 481 HUCH (1923), S. 225 ff (Kapitel 17).
- 482 DIES. (1957), S. 7 ff. 11 ff. 316 ff. 335 ff u.ö.; BAUM (1950), S. 225 ff. 254 f. 274 f. 278 ff. 414. 455. 504; SCHWIEDRZIK (2017), S. 20 f. 87 ff. 92 ff. 103 ff; vgl. jetzt SIMMS/ZEEB (2016), S. 53 ff. 98 ff.
- 483 Der Ausdruck nach MEINECKE (1946), S. 96; Kursivierung von mir.
- 484 FOERSTER (1919), S. 27 ff; vgl. schon DERS. (1918), S. 113 ff.
- 485 RUSSELL (1916/1989), S. 6. 161 ff (Preface; „What we can Do“, Chapter 8).
- 486 FRISCH (1970), S. 110 ff („Überfremdung 2“).
- 487 HASSE (1895), S. 107 ff; vgl. VERHAEREN (1915a), S. 134.
- 488 Abgedruckt bei OPITZ (1977), S. 107–124.
- 489 SCHLEGEL (1804), S. 226 f im „Anhang eigner Gedichte“; STAËL (1874), S. 388.
- 490 STAËL (1874), S. V („*mit les feuilles au pilon et anéantit le tout*“).
- 491 DIES., ebd., S. 366; vgl. ebd., S. 6. 537; zu der von Staël gemeinten „eigensinnig-krausen“, barocken, stockenden deutschen Schreibweise s. GOLTZ (1905), S. 151. 309 ff; HANKAMER (1924), S. 171 f. 176.
- 492 SANTOLI (1962), S. 256 ff („Deutsche Literaturgeschichte und Literaturkritik im 19. Jahrhundert“); DERS. (1971), S. 107 ff.
- 493 Diese Formulierung wurde dann trotz ihrer Nachsätze von der nationalsozialistischen Ideologie missbraucht; vgl. BRAKELMANN (2020), S. 123 f (Broschüre des Reichsschulungsleiters Friedrich Schmidt: „Das Reich als Aufgabe“ vom Sommer 1941: „Es ist unsere deutsche Bestimmung in der Welt, Erzieher der Völker und damit Vollstrecker eines letzten göttlichen Auftrages zu sein“, S. 31).
- 494 GOLTZ (1905), S. 23 f. 217. 222.
- 495 RUBINSTEIN (1921), S. 371 ff nennt für seine Vision der föderalistischen, „genossenschaftlichen“ Auflösung des zentralisierten Deutschen Reiches u. a. Fichte, Schelling, Görres und Schleiermacher.
- 496 S. o. Kap. XI, 2, a, S. 519; MOMMSEN (1930), bes. S. 22 ff. 34 ff. 42 ff. 116 f. 132 ff. 183 ff. 430 ff. 444 f. 485 ff.
- 497 MANDELKOW (1967, IV), Nr. 1354, S. 215. 591 f; STEIGER/REIMANN (1995), S. 698; DOBEL (1972, II), Sp. 1042; vgl. MUSIL (1955), S. 581 („Was ist ein Rapial?“), der 1942 allerdings hier ein Zuviel an deutschen Vorleistungen erbracht sah.
- 498 ECKERMANN (1902, I), S. 285; STEIGER/REIMANN (1995), S. 700 f.
- 499 WAGNER (1914, VII), S. 41 f („Über deutsches Musikwesen“, 1840): „Die universelle Richtung, deren der deutsche Genius fähig ist, machte es dem deutschen Künstler leicht, sich selbst auf fremdem Terrain einheimisch zu machen. Wir sehen, wie die Deutschen sich schnell in das, was Nationaleigentümlichkeiten bei ihren Nachbarn zur Geburt brachte, hineinfühlen und sich dadurch von neuem einen festen Standpunkt verschaffen, von dem aus sie dann den ihnen innewohnenden Genius weit über die Grenzen der beschränkenden Nationalität hinaus die schöpferischen Schwingen ausbreiten lassen. Der deutsche Genius scheint fast bestimmt zu sein, das, was seinem Mutterlande nicht eingeboren ist, bei seinen Nachbarn aufzusuchen, dies aber aus seinen engen Grenzen zu erheben und somit etwas Allgemeines für die ganze Welt zu schaffen. [...] So sehen wir denn endlich, daß es doch ein Deutscher war, der die italienische Schule in der Oper zum vollkommensten Ideal erhob, und sie, auf diese Art zur Universalität erweitert und veredelt, seinen Lands-

- leuten zuführte. Dieser Deutsche, dieses größte und göttlichste Genie war *Mozart*. In der Geschichte der Erziehung, der Bildung und des Lebens dieses einzigen Deutschen kann man die Geschichte aller deutschen Kunst, aller deutschen Künstler lesen.“ – Vgl. DERS. (1914, VIII), S. 39 ff („Der Freischütz in Paris“, 1841).75 f („Halévy und die Königin von Zypern“, 1842); NICOLAI (1919b), IV, 10, B, § 81, S. 404; FOERSTER (1919), S. 160 mit Anm.; RAPP (1920), S. 27 ff.69 f; vgl. dazu NIETZSCHE (2010), S. 204 über Wagners „Parsifal-Musik“: „Ist das noch deutsch?“ (in: „Jenseits von Gut und Böse“, Aches Hauptstück, § 256). NICOLAI, ebd., S. 404 f exemplifiziert den Satz Wagners zu Mozart anhand von *Johann Sebastian Bach*: „Dies gilt vor allem für den Begründer der deutschen Musik, für Bach. Er lebte unter dem Druck einer engen Spießbürgerlichkeit und sah kaum etwas anderes als seine thüringisch-sächsische Heimat. Aber trotzdem ging er nicht – wie es Künstler anderer Völker getan haben, als sie sich ihre nationale Musik schufen – von den schönen Volksweisen seines Landes aus: Er war ja ein echter Deutscher, aus der ganzen Welt trug er sich mühsam das Beste zusammen und schuf damit die ureigenste deutsche Kunst. Mit ungeheurem Fleiß studierte er das ganze vorhandene Material: die italienische Vokalschule und Violinmusik, sowie die französische Instrumentalmusik und Oper (insonderheit die Orchestersuiten), aber ebenso, was in den Niederlanden und England an musikalisch Wertvollem vorhanden war. Er erwarb es, um es zu besitzen.“
- 500 WAGNER (2008), S. 36.53 ff; „Oper und Drama“, Erster Theil: Die Oper und das Wesen der Musik, Leipzig, 1852.
- 501 PLANCK (1881), S. 680.
- 502 JEAN PAUL (1923), § 84, S. 327 ff.
- 503 Vgl. MUSIL (1955), S. 590: „Österreich könnte ein Weltexperiment sein“ („Politik in Österreich“, 1913).835: „Wir hätten theoretisch mit unserer Völkerdurchdringung der vorbildliche Staat der Welt sein müssen“ („Buridans Österreicher“, 1919); DERS. (1988, II), S. 2007 f u.ö.
- 504 PLANCK (1881), S. 682.
- 505 Der Ausdruck bei CHOŁONIEWSKI (1917), S. 31.
- 506 PLANCK (1881), S. 479 f.488 f; FOERSTER (1918), S. 130 („Christus der Organisator“).
- 507 FRIED (2005), S. 194 (Tagebucheintrag vom 13.11.1917).
- 508 LIPPERHEIDE (1871), S. 104 (Zur Ausweisung der Deutschen“).
- 509 Madame de STAËL (1874), S. 391: „Les nations doivent se servir de guide les unes aux autres, et toutes auraient tort de se priver des lumières qu’elles peuvent mutuellement se prêter. Il y a quelque chose de très-singulier dans la différence d’un peuple à un autre: le climat, l’aspect de la nature, la langue, le gouvernement, enfin surtout les événements de l’histoire, puissance plus extraordinaire encore que toutes les autres, contribuent à ces diversités; et nul homme, quelque supérieur qu’il soit, ne peut deviner ce qui se développe naturellement dans l’esprit de celui qui vit sur un autre sol et respire un autre air: on se trouvera donc bien en tout pays d’accueillir les pensées étrangères; car, dans ce genre, l’hospitalité fait la fortune de celui qui reçoit.“
- 510 NICOLAI (1919b), insbes. Bd. II, Teil IV, 10, B, § 81, S. 401 ff („Der deutsche Gedanke“) u.ö. Die zweite Auflage des zweibändigen Werkes entstand während des Ersten Weltkriegs; s. das Vorwort Nicolais vom November 1918 und das Geleitwort Romain Rollands von Ende August 1918; NICOLAI (1919a), S. IX ff.
- 511 COHEN (1915), S. 6 ff.13 ff.17 ff.26 ff.43 ff u.ö.

- 512 GIERKE (1915), S. 87; BÖHME (2014), S. 69; Hervorhebungen von mir. Ähnlich Hermann Oncken (1869–1945), der 1915 von „*Millionen deutscher Staatsbürger*“ sprach, die „in einem innerlich abgeneigten und unfreundlichen Verhältnis zum Staate überhaupt und zu dem Nationalstaat, der sie umschloß, standen: daß angesichts dieser tiefen Kluft, die nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern auch gefühlsmäßig und kulturell sich aufgetan hatte, die einigende Wirkung des Nationalstaates versagte. Inmitten der Einheit des neuen Reiches waren hier Schärfen und Gegensätze *bei großen Gruppen* lebendig geworden, wie sie die alte territoriale Zerrissenheit und Rückständigkeit des Deutschen Bundes kaum gekannt hatte.“ Hervorhebungen von mir. BÖHME, ebd., S. 104.241. Vgl. a. die Polemik bei Friedrich Meinecke (1862–1954), „Die deutsche Freiheit“ (1917); s. BÖHME, ebd., S. 158.242; etc.
- 513 HARNACK (1914), S. 154; der Krieg habe dafür „die heilige Flamme der Vaterlandsliebe wieder entfacht“.
- 514 SCHETTLER (1915), S. 27; vgl. DERS., ebd., S. 37 f.
- 515 ALTHAUS (1916), S. 15 ff.
- 516 RUBINSTEIN (1921), S. 334.
- 517 DERS., ebd., S. 271 ff.410 ff, der ganze fünfte Abschnitt seines Buches („Romantischer Sozialismus“, V, 1–19), S. 271–414.
- 518 ECKERMANN (1902, II), S. 452 (Goethe zu Johann Peter Eckermann): „Überhaupt [...] ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. – Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen *über* den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines *Nachbarvolkes* empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.“ (Mittwoch, 10.3.1830); REIMANN (1996), S. 315; DOBEL (1972, I), Sp. 643; vgl. MANN (1990), S. 138 („Goethe und Tolstoi“, 1921).
- 519 Die mehrfach von Victor Hugo geäußerten Verbrüderungsangebote Frankreichs an Deutschland waren indes immer die französischen Interessen an der „natürlichen“ Rheingrenze; HUGO (1906), S. 453; DERS. (1940b), S. 72 f; vgl. DERS. (1940a), S. 38 f; JÄGER (1875, III), S. 434; FONTANE II (1876), S. 38 ff.
- 520 FOERSTER (1919), S. 27 f; Foerster verweist in diesem Zusammenhang auch auf die oben zitierte Präambel des Bündnisvertrags von Horodlo (1413) zwischen Polen und Litauen; vgl. a. DERS. (1918), S. 59 („Christus und der Krieg“): „Die Menschheit ist heute auf einer Stufe angelangt, wo die gegenseitige Ergänzung, Aushilfe, Erziehung der Völker ganz unentbehrlich ist. Keine Nation kann ihre eigenen Aufgaben mehr ohne die Kulturhilfe der fremden nationalen Traditionen lösen. Frankreich braucht Deutschland, und umgekehrt, Deutschland braucht den slawischen Geist, und der Slawe den deutschen Geist, England braucht Deutschland, und Deutschland braucht England.“ Vgl. a. KURZKE (2009), S. 247 ff.
- 521 PINTHUS (1919/1960), S. 248; s. schon oben Kap. IV, 2, C, Einleitung, S. 205.
- 522 HEINE (1947), Nr. 159, S. 106; HEROLD (1968), S. 382 ff; LANGNER (2008), S. 94 f.
- 523 HEINE (1947), Nr. 186, S. 131; s. a. VANSITTART (1941), S. VII f.
- 524 HAFFNER (2000), S. 210 ff.
- 525 MANN (1974), S. 124 („Lob der Dankbarkeit“, 1939).
- 526 Golo MANN (1992), S. 393 ff.
- 527 MANN (1960c), S. 402 („Ansprache vor Hamburger Studenten“, 1953); vgl. schon DERS.

- (1955), S. 670 („Deutsche Hörer!“, 1940–1945; Radioansprache vom Juli 1942); vgl. a. HUCH (1916), S. 196 (Brief XVII).
- 528 MÜNKLER (2018), S. 170 ff; vgl. DERS. (2012), S. 174 ff. 205 ff.
- 529 Golo MANN (1992), S. 392.
- 530 Vgl. hierzu auch unsere kritischen Ausführungen zum „Dritten“ und „neudeutschen“ Humanismus in Kap. V, 2, c, S. 340 f.
- 531 MUSIL (1955), S. 222 (in den Tagebucheinträgen von 1919–1920).
- 532 MANN (1974), S. 124 („Lob der Dankbarkeit“, 1939).
- 533 „Der Verstand erreicht seine volle Kraft erst, wenn er sich gegen die Gewalt wendet.“ STAËL (1858, II), S. 295 (Seconde Partie, Chapitre III: „De l’émulation“); HEROLD (1968), S. 193.
- 534 S. o. Prolegomena A, 2, c, S. 55 ff.
- 535 S. o. Kap. XVII, Einleitung, S. 676 ff.
- 536 HARARI (2019b), S. 200.
- 537 Vgl. DERS., ebd., S. 129 ff. 151 ff. 200 ff, insbes. S. 133 f. 148 f. 152. 154 ff. 158 ff. 162 ff. 211; vgl. MISHRA (2017), S. 160 ff. 189 ff („Regaining my Religion“). 219 ff („Messianic Visions“), insbes. S. 266 ff.
- 538 FRISCH (1970), S. 46.52 ff; s. a. ASSMANN (1989), S. 36; s. o. Prolegomena A, 2, c, S. 56.
- 539 GOEDEKE/OESTERLEY (1872b), S. 38 f; Schiller, Wallensteins Lager, Vorspiel, achter Auftritt; s. schon oben Kap. I, 1, a, S. 103; GRAEWE (1967), S. 55.
- 540 BURTON (1883), S. 41.
- 541 GOLDHAGEN (2010), S. 523 f; DERS. (2009), S. 556 (deutsch).
- 542 DERS. (2010), S. 524; DERS. (2009), S. 557 (deutsch).
- 543 S. o. Kap. XVII, Einleitung; SCHMIDT (1935), Nr. 22, S. 59; KANTZENBACH (1971, Nr. 45, S. 80).
- 544 BÖRNE (1916, I), S. 211 („Für die Juden I“, 1819). 216. 239 („Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur“, 1819). 379 („Für die Juden II“); DERS. (1916, II), S. 436. 451 („Menzel der Franzosenfresser“, 1837); DERS. (1916, III), S. 24. 47. 77. 167. 225. 236. 497 („Briefe aus Paris“, 1830–1833, Nr. 6, 13, 21, 41, 52, 54, 93) u. ö.
- 545 GOLDHAGEN (2010), S. 524 ff; DERS. (2009), S. 557 ff; vgl. DOBBERAHN (2017).
- 546 KUTTNER (1920), S. 2b, in: „Vergessen! Die Kriegszermalnten in Berliner Lazaretten“ im „Vorwärts – Berliner Volksblatt, Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Abend-Ausgabe, Nr. 449, 37. Jahrgang, Ausgabe B, Nr. 87 vom Donnerstag, den 9. September 1920, S. 1c–2b. Das von Kuttner besuchte Versorgungslazarett befand sich an der Thüringer Allee (Berliner Westend), eine zweite von ihm besuchte Klinik im Charlottenburger Schlosslazarett.
- 547 WEBER (1977), S. 97 (Nr. 103).
- 548 Mit dem Begriff „Hausrat“ spielt Kraus auf Fichtes Vorstellung der „Beseelung“ des Menschen durch den philosophischen „Hausrath“ an, den man nicht so einfach „ablegen oder annehmen“ könnte; vgl. FICHTE (1797/1798), Vorerinnerung, § 5, S. 195, Z. 15 ff.
- 549 ROLLAND (1918), S. 226–232.
- 550 DERS. (1919), Sp. 3: „Déclaration de l’indépendance de l’esprit – Travailleurs de l’esprit, compagnons dispersés à travers le monde, séparés depuis cinq ans par les armées, la censure et la haine des nations en guerre, nous vous adressons, à cette heure où les barrières tombent et les frontières se rouvrent, un Appel pour reformer notre union fraternelle, –

mais une union nouvelle, plus solide et plus ferme que celle qui existait, avant.

La guerre a jeté le désarroi dans nos rangs. La plupart des intellectuels ont mis leur science, leur art, leur raison au service des gouvernements. Nous ne voulons accuser personne, adresser aucun reproche. Nous savons la faiblesse des âmes individuelles et la force élémentaire des grands courants collectifs: ceux-ci ont balayé celles-là, en un instant, car rien n'avait été prévu afin d'y résister. Que l'expérience au moins nous serve, pour l'avenir!

Et d'abord, constatons les désastres auxquels a conduit l'abdication presque totale de l'intelligence du monde et son asservissement volontaire aux forces déchaînées. Les penseurs, les artistes ont ajouté au fléau qui ronge l'Europe dans sa chair et dans son esprit, une somme incalculable de haine empoisonnée; ils ont cherché dans l'arsenal de leur savoir, de leur mémoire, de leur imagination, des raisons anciennes et nouvelles, des raisons historiques, scientifiques, logiques, poétiques, de haïr; ils ont travaillé à détruire la compréhension et l'amour mutuels entre les hommes. Et, ce faisant, ils ont enlaidi, avili, abaissé, dégradé la Pensée, dont ils étaient les représentants. Ils en ont fait l'instrument des passions et (sans le savoir peut-être) des intérêts égoïstes d'un clan politique ou social, d'un Etat, d'une patrie, ou d'une classe. – Et à présent, de cette mêlée sauvage, d'où toutes les nations aux prises, victorieuses ou vaincues, sortent meurtries, appauvries, et, dans le fond de leur cœur, (bien qu'elles ne se l'avouent pas), honteuses et humiliées de leur crise de folie, la Pensée, compromise dans leurs lutes, sort, avec elles, abaissée.

Debout! Dégageons l'Esprit de ces compromissions, de ces alliances humiliantes, de ces servitudes cachées! L'Esprit n'est le serviteur de rien. C'est nous qui sommes les serveurs de l'Esprit. Nous n'avons pas d'autre maître. Nous sommes faits pour porter, pour défendre sa lumière, pour rallier autour d'elle tous les hommes égarés. Notre rôle, notre devoir, est de maintenir un point fixe, de montrer l'étoile polaire au milieu du tourbillon des passions dans la nuit. Parmi ces passions d'orgueil et de destruction mutuelle, nous ne faisons pas un choix; nous les rejetons toutes. Nous prenons l'engagement de ne servir jamais que la Vérité libre, sans limites, sans frontières, sans préjugés de races ou de castes. Certes, nous ne nous désintéressons pas de l'Humanité. Pour elle, nous travaillons, mais pour elle tout entière. Nous ne connaissons pas les peuples. Nous connaissons le Peuple – unique, universel, – le Peuple qui souffre, qui lutte, qui tombe et se relève, et qui avance toujours sur le rude chemin, trempé de sueur et de son sang, – le Peuple de tous les hommes, tous également nos frères. Et c'est afin qu'ils prennent, comme nous, conscience de cette fraternité, que nous élevons au-dessus de leurs combats aveugles l'Arche d'Alliance, – l'Esprit libre, un et multiple, éternel.

Mars 1919, Romain Rolland.“

Textwiedergabe nach dem Faksimile des Autographs bei ZWEIG (1921) zwischen S. 256 und S. 257. Der in der Tageszeitung „*l'Humanité – Journal socialiste*“, Jg. 16, Nr. 5547, Sp. 3, Paris, 26. Juni 1919, unter der Überschrift „Un Appell – Fièvre Déclaration d'Intellectuels“ veröffentlichte Text bringt an wenigen Stellen sinnwahrende Neuformulierungen.

551 Deutsche Übersetzung von Stefan Zweig in: ZWEIG (1921), S. 257 ff; Hervorhebung von mir; vgl. a. STAËL (1874), S. 537 f (Chapitre XXI: „De l'ignorance et de la frivolité d'esprit, dans leurs rapports avec la morale“), DIES. (1947), S. 220 ff.

552 WITTGENSTEIN (1984), S. 94 f; PRECHT (1996), S. 39.59.112..

553 MUSIL (1955), S. 844 ff („Monolog eines Geistesaristokraten“, „Blech reden“); vgl. PRECHT (1996), S. 16.

- 554 Zum Islam verweise ich auf Mouhanad KHORCHIDES (2013), S. 85 ff Buch „Islam ist Barmherzigkeit“.
- 555 BUBER (1972), Nr. 347, S. 482 (Brief Martin Bubers an Henri Borel vom 17.3.1917).
- 556 Ethik und Ästhetik in der Kunst klaffen auseinander, wenn es in dem bei der Echoverleihung von 2018 prämierten Rap 0815 von 2017 u. a. heißen kann: „Mein Körper [ist] definierter als von Auschwitz-Insassen.“
- 557 Vgl. etwa MAALOUF (1998), S. 81 ff.
- 558 ENZENSBERGER (2009), S. 232.
- 559 SIMMS/ZEEB (2016), S. 44 ff nach einer Äußerung von Hans-Friedrich von Ploetz, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, von 1997.
- 560 S. o. Kap. XVIII, 2, b, S. 721.
- 561 HARARI (2017), S. 2 ff.16 ff.256 f; Harari scheint indessen die Form der „neuen Kriege“ nicht in Betracht zu ziehen, die MÜNKLER (2002), S. 13 ff und passim beschreibt.
- 562 DERS., ebd., S. 22 f.
- 563 Über ihn s. ZUCKMAYER (2004), S. 108 ff: „Er meinte es vollkommen ehrlich mit seiner Abkehr von nationalistischem Verschwörertum, demagogischem Antisemitismus und völkischem Ressentiment.“
- 564 Ernst von Salomon bei JÜNGER (1930), S. 105 („Der verlorene Haufe“).
- 565 DERS., ebd., S. 118.122.
- 566 Vgl. o. Kap. XV, 1; S. 636.
- 567 Vgl. den Cartoon Paul WEBERs (1977), Nr. 69, S. 63 („Wir sind über'n Berg!“, 1943/1949).
- 568 HARARI (2017), S. 24.54.
- 569 DERS., ebd., S. 24 ff.34 ff.49 ff.53 ff.60 ff u.ö.
- 570 RAD (1969, I), S. 167 ff.
- 571 HARARI (2018), S. 356 ff.370 ff.
- 572 FEST (1973), S. 929.1140, Anmerkung 149; Hitler in einem Tischgespräch.
- 573 HARARI (2018), S. 313 ff.329 ff.341 ff.358 (Part V, Chapter 20: „Meaning – Life is not a story“).
- 574 CAROSSA (1951), S. 225.
- 575 AL-ṬAHA (2020), S. 97.102.
- 576 HARARI (2018), S. 358.
- 577 Vgl. zur konstruktivistischen Strategie des „Worldmakings“ GOODMAN (1978); NÜNNING/NÜNNING/NEUMANN (2010).
- 578 DOBBERAHN (2015b), S. 149, Anm. 58.
- 579 S. meine eingehende Analyse, die nicht nur die englischen Untertitel ergänzt, sondern auch skandierte Parolen, Gesänge, Fahnen, Transparente, Inschriften, Buchtitel etc. übersetzt, sowie die gezeigten Landkarten, Photos und Bilder erklärt; DOBBERAHN (2015b), S. 139–160; s. a. DERS. (1915a), S. 105 ff (Erörterung der historischen und religionswissenschaftlichen Hintergründe).
- 580 <https://p2alm.com/2014/02/03/watch-the-secret-iranian-documentary-the-coming-is/upon-us/> / Letzter Aufruf am 19.11.2020.
- 581 Über den Zusammenhang mit der islamischen Weltrevolution s. DOBBERAHN (2015b), S. 147 mit Anm. 43.
- 582 Bezugnahme auf ein albanesisches Volkslied „Nik Dhim, der Türkentöter“; SÄTTLER (1911), S. 175 f.

- 583 Vgl. Ricarda Huchs am 30.5.1942 geäußelter Verdacht: „daß man, wie man sagt, man könne die Gegenwart nicht verstehen, ohne die Vergangenheit zu kennen, auch sagen kann, ohne die Gegenwart zu kennen, könne man die Vergangenheit nicht verstehen.“ Zit. n. BAUM (1950), S. 417 (Dankesrede Huchs beim Empfang ihres zum 50. Jahrestag ihrer Promotion erneuerten Doktordiploms in Zürich).
- 584 Weitere Organisationen, vornehmlich aus dem Landkreis Celle, werden genannt bei MANNEKE (2019), S. 11 f. 32.55 f. 58.63 f. 67.76.93 ff. 97 f. 99 ff. 105 ff. 110.113 ff. 117 ff. 139 ff.
- 585 Heinrich MANN (1974), S. 21 („Giftkeim“); CAROSSA (1951), S. 33 ff. 157 („lauernder Virus“); KLEMPERER (2015), S. 138 ff („Trichinen“); s. o. Kap. IV, 2, C, 3, c, S. 250 f.
- 586 ÇAGLAR (1997), S. 115 ff; vgl. hierzu DERS., ebd., S. 86 ff. 112 ff u.ö.
- 587 TROJANOW/HOSKOTÉ (2012), S. 5 („essentialist vision“); vgl. DIES., ebd., S. 16 f. 181 ff. 190 ff; MAALOUF (1998), S. 17 ff. 39 ff.
- 588 SIMMS/ZEEB (2016), S. 96.
- 589 ASSMANN (2018), S. 188.
- 590 LONSDALE; CONSDAPLE; s. MANNEKE (2019), S. 168.
- 591 Cellesche Zeitung vom 26.1.2021, Nr. 21/205. Jg., S. 3a (Thorsten Fuchs, „Der zweite Mann“). Zu weiteren einschlägigen Utensilien s. MANNEKE (2019), S. 104.
- 592 DERS., ebd., S. 140.
- 593 Vgl. F.A.Z. vom Mittwoch, 25/11/2020, Nr. 275, S. 10a (Klaus-Dieter Frankenberger: „Widerlich“).
- 594 ÇAGLAR (1997), S. 116.
- 595 Vgl. o. Kap. I, 4, S. 152. NIETZSCHE (1988), S. 358 schrieb „*moralische*“ statt „ethische Auffassungen“.
- 596 WITTGENSTEIN (1984), § 6.421, S. 83; DERS., ebd., S. 172 („Tagebücher 1914–1916“, Eintrag vom 24. Juli 1916).

Anmerkungen zu Kapitel XIX: Anhang: Edition des Konfirmandenheftes

- 1 RICHTER (1914–1915), S. 1–128.
- 2 Vgl. SCHULTZE (1891), insbes. S. 75 ff.
- 3 Da Ellen Richter schon im April 1913 nach Potsdam an die Kaiserin Augusta-Stiftung kam, ist dem Konfirmationsjahr 1914–1915 ausweislich des Zeugnisses ein Jahr Religionsunterricht, das wohl als Katechumenatsjahr verstanden wurde, vorhergegangen. Hier von ist leider kein Protokollheft erhalten. Ellen Richter wurde in Religion die Note „sehr gut“ erteilt.
- 4 „[...] nicht der eusserlich jmer den kopff henget, sawr sihet und nimer mehr lachtet“ heißt es bei D. Martin LUTHER in der Auslegung der zweiten Seligpreisung in seinen „Wochenpredigten über die Bergpredigt 1530/1532“ (WA XXXII, S. 299–544), hier: DERS., WA XXXII, S. 312, Z. 31–32.
- 5 Franz Freiherr von Dingelstedt (1814–1881), 1876 geadelt, Journalist, Shakespeare-Übersetzer, Dramaturg und 1870–1881 Direktor des Wiener Burgtheaters und Günstling am österreichischen Kaiserhof. Der genaue Text des Vierzeilers, den Dingelstedt seinem Freund Paul Lindau (1839–1919), ebenfalls Journalist und Dramaturg, als „den Verfasser meines

künftigen Nekrologes“, als Widmung unter sein Bild schrieb, lautet:

„Wenn ihr mich (möglichst spät) begrabt,

Sei dies auf meinem Stein zu lesen:

Er hat zeitlebens Glück gehabt,

Doch glücklich ist er nie gewesen.“ – GLOSSY (1925), S. 176. DERS., ebd., tradiert auch die „bittere Erkenntnis“ Dingelstedts, dass „der Glückliche zu sein, nicht einerlei ist mit Glücklichsein.“

- 6 Sophronius Eusebius Hieronymus (347–420), Kirchenvater, Urheber der Vulgata.
- 7 Ulfilas = Wulfila (311–381), 341 in Antiochia zum „Bischof der Christen im gotischen Land“ geweiht, führte eine Schrift für das Gotische ein (bestehend aus einer Abwandlung des griechischen Alphabets unter Zuhilfenahme einiger lateinischen Buchstaben sowie Runen). Urheber der Wulfila-Bibel.
- 8 Oberlin-Haus, 1871 gegründet, ein diakonisches Unternehmen in Potsdam, das noch heute besteht.
- 9 Gemeint ist der Krummacher persönlich bekannte Pastor Theodor Christlieb Jonathan Hoppe (1846–1934), Dr. theol., Dr. med., der als Pionier der Körperbehindertenfürsorge gilt. 1879 wurde er vom Zentralvorstand des Oberlin-Hauses zum Pfarrer und Vorsteher des Diakonissenmutterhauses Oberlinhaus in Nowawes (jetzt Babelsberg) berufen. Unter seiner Leitung entstanden u. a. eine Kleinkinderschule mit angeschlossenem Ausbildungsseminar, eine Poliklinik und 1890 das erste Krankenhaus in Nowawes.
- 10 Im Folgenden verweisen wir auf den Text Luthers aus dem Kleinen Katechismus nach der gängigen Ausgabe PÖHLMANNs (1987); wir zitieren daraus den Wortlaut nur ausnahmsweise (2. Gebot und beim Abschluss des Ersten Hauptstücks; hier: S. 538.
- 11 Durch REINHOLD (2016), S. 50 f. 56 f kann der Sinn dieser Bemerkung Krummachers geklärt werden. Es handelt sich dabei um eine kirchenpolitische Anspielung. Ernst Freiherr von Mirbach hatte sich damals als Vorsitzender des Evangelischen Kirchenbauvereins in Berlin gegen den Vorwurf zu wehren, dass die neuerbauten Kirchen zu üppig ausgestattet würden. Vgl. zu den damaligen Kirchenbauaffären REVENTLOW (1906), S. 55 f; DERS., 1940, S. 384 f. Der von Mirbach für die Pfingstkirche in Potsdam gestiftete Bilderzyklus enthält als Entgegnung auf diese Vorwürfe eine Darstellung der Salbung Jesu durch Maria Magdalena (Matth. 26, 10; Joh. 12, 1–8). Von Mirbach schrieb später dazu: „Solch eine salbende Maria, solch eine ahnungsvolle Prophetin, die schmückt, was sie liebt, (...) ist die christliche Kunst.“
- 12 Otto Eduard Leopold von Bismarck-Schönhausen (1815–1898), ab 1865 Graf, ab 1871 Fürst von Bismarck, ab 1890 Herzog zu Lauenburg, 1862–1890 preußischer Ministerpräsident, 1867–1871 zugleich Bundeskanzler des Norddeutschen Bundes, 1871–1890 erster Reichskanzler des Deutschen Reiches. Das oft wörtlich nicht richtig und unvollständig zitierte Bismarck-Wort ist hier wiedergegeben nach KOHL (1894), S. 477 und HOHLFELD (1951), S. 440 f; s. a. BISMARCK (1918), S. 87.
- 13 Der Spruch steht 1. Joh. 2, 15.
- 14 Vgl. Kleiner Katechismus (2. Gebot): „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.“ Was ist das? Antwort: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir bei seinem Namen nicht fluchen, schwören, zaubern, lügen oder trügen, sondern ihn

- in allen Nöten anrufen, beten, loben und danken.“ Zit. n. PÖHLMANN (1987), S. 538. Luther ist hier vom Hexenglauben beeinflusst; vgl. etwa seine Predigt vom 6. Mai 1526 in WA XVI, S. 551 f.
- 15 Mennoniten sind eine evangelische Freikirche, die auf die Täuferbewegungen der Reformationszeit (Erwachsenen- oder Gläubigentaufe) zurückgeht. Der Name „Mennoniten“ geht auf den aus Friesland stammenden, 1536 zu den Täufern konvertierten Theologen Menno Simons (1496–1561) zurück. Die Verfolgungen und Ausweisungen der Mennoniten wegen der von ihnen praktizierten „Alttaufe“, Eidverweigerung und Pazifismus in Europa führten bis ins 20. Jahrhundert hinein immer wieder zu Auswanderungen. Heute sind die Mennonitengemeinden weltweit verbreitet.
 - 16 Zitat von Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768–1834), Krummacher kritisiert mit dem Schleiermacher’schen Silben-Rätselgedicht Nr. 66 (Mein + Eid = Meineid; d. h. die beiden Worte „mein“ und „Eid“ für sich sind „erfreulich“, ihre Vereinigung zum Wort „Meineid“ ist „abscheulich“) den Meineid; vgl. SCHLEIERMACHER (1874), S. 45 (= Nr. 3 der mündlich überlieferten Rätsel Schleiermachers).
 - 17 Der Ausdruck „Gesundbeten“ wird weiter unten als unpassend zurückgewiesen.
 - 18 Emil Wilhelm Frommel (1826–1896), evangelischer Theologe, Dichter und Volksschriftsteller, ab 1872 Hofprediger, Militäroberpfarrer des kaiserlichen Gardekorps und Erzieher der kaiserlichen Prinzen in Plön; vgl. KRUMMACHER (1913), S. 22f; zum Zitat vgl. JUHL (1926), S. 19. Krummacher betont auch vielfach in seiner Autobiographie die persönliche Verbindung zu Frommel; vgl. KRUMMACHER (1937), S. 22.31.35 ff.75.
 - 19 Krummacher kommt in DERS. (1937), S. 81 f auch auf die Begegnung mit Spiritisten während seiner Pfarramtszeit zu sprechen.
 - 20 Vgl. PÖHLMANN (1987), S. 539.
 - 21 Vgl. DERS., ebd., S. 539.
 - 22 Hermann Ferdinand Freiligrath (1810–1876). Die zitierte Strophe bildet die 1., 5. und 10. Strophe des zehnstrophigen Gedichtes „Der Liebe Dauer“ (ursprünglicher Titel), das Freiligrath 1829 im Alter von 19 Jahren auf den Tod seines Vaters verfasste. BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 3190, S. 484. Die vier ersten Strophen wurden 1845 von Franz Liszt (1811–1886) vertont. Text in: LINKE (1905), S. 249.444; REINERS (1966), S. 263.
 - 23 Das Original bei Seneca lautet anders: „Quemadmodum omnium rerum sic litterarum quoque intemperantia laboramus: non uitae, sed scholae discimus“ (= Wie in allen Dingen, so auch in der Wissenschaft, leiden wir an Maßlosigkeit: nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir.) ROSENBAACH (1984), Brief Nr. CVI, S. 626 f; s. a. BÜCHMANN (1915), S. 224. Das Zitat in der bei Krummacher zitierten Form wurde auch von der Ritschl-Schule verwandt, um im Katechismus-Unterricht auf die Verwirklichung des sittlichen Ideals des christlichen Glaubens zu dringen – ganz so, wie es auch Schultze in seinen „Katechetischen Bausteinen“ von 1891 vorschwebte; vgl. FRAAS (1971), S. 249.
 - 24 Gesangbuchvers; vgl. KNAPP (1850), Nr. 981, Strophe 2, S. 445: „Knechte“ statt „Schnitter“; so auch heute im Evangelischen Gesangbuch (= eg, 1994) Nr. 241, Strophe 2.
 - 25 Der Unterricht ist auf Schülerinnen fokussiert; in die Kaiserin Augusta-Stiftung wurden nur Töchter aus wohlhabenden, meist adligen Familien aufgenommen; s. die beiden Schülerlisten bei RICHTER (1913–1915a), S. 2–15.24–27.

- 26 Ein bei Krummacher öfter wiederkehrendes Thema; s. KRUMMACHER (1937), S. 85; vgl. a. die 11., 25., 50., 57. und 58. Stunde, die zum Respekt gegenüber Niedriggestellten aufrufen. Wie in der aus Krummachers persönlichem Kontakt hervorgegangenen Darstellung der „Kaiserin Auguste Viktoria“ von 1913 (KRUMMACHER, 1913, S. 36.38) hervorgeht, ist das solidarische, die Standesgrenzen aufhebende Zusammenwirken ein besonderes Anliegen der Kaiserin gewesen; vgl. a. LINDENBERG (1928), S. 158. Auguste Viktoria scheint hier ein spezielles Interesse ihrer kaiserlichen Vorgängerin Augusta Marie Luise Katharina von Sachsen-Weimar-Eisenach (1811–1890), Gattin Wilhelms I., weiterverfolgt zu haben; BUNSEN (1940), S. 219: „Den Stand der Hausangestellten ehrte sie durch Verleihung von Medaillen für treue Dienste.“
- 27 Gesangbuchvers aus dem Lied Albert Knapps (1798–1864) „Der du zum Heil erschienen / der allerärmsten Welt.“ Vgl. KNAPP (1850), Nr. 1024, Strophe. 5, S. 462; vgl. EKG, 1975, Landeskirchlicher Liederteil für Rheinland, Westfalen und Lippe, Nr. 511.
- 28 Die *regula aurea* („goldene Regel“); vgl. Matth. 7, 12; Tob. 4, 15; Schabbat f 31a (babylonischer Talmud); vgl. DIHLE (1962), S. 8 und passim; BÜCHMANN (1915), S. 250; BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 777, S. 129.
- 29 Das geflügelte Wort Gal. 6, 10 (LIPPERHEIDE, 1962, S. 367b) formuliert das Leitbild des 1832 in Leipzig gegründeten Gustav-Adolf-Werkes (vgl. Satzung) in der Unterstützung der evangelischen Diaspora-Kirchen. Krummacher wird mit der Zitierung von Gal. 6, 10 auch an die damals weit verbreitete Darstellung des Schwedenkönigs durch Eduard Lamparter angeknüpft (s. LAMPARTER, 1892, S. 270 ff; vgl. ebd., S. 99 f. 199.206.239 f. 257 f. 268.276.385.404.431.481.492 f u.ö.) und seine Konfirmandinnen auf den Gustav Adolf-Frauen-Verein in Berlin (seit 1851) hingewiesen haben, von dem her die Gründungen weiterer Vereine in anderen deutschen Städten ausgegangen waren; vgl. SCHÄFER (2006), S. 5.
- 30 Vgl. PÖHLMANN (1987), S. 539.
- 31 Friedrich von Bodelschwingh d. Ä. (1831–1910), Pastor und ev. Theologe der Inneren Mission. Das Zitat stammt aus dem Kirchenlied Johann Friedrich Raders (1815–1872) „Harre, meine Seele“, 2. Strophe; vgl. Evangelisches Gesangbuch (1909), Nr. 12 (Anhang), S. 550: „Harre, meine Seele, / harre des Herrn! / Alles ihm befehle, / hilft er doch so gern. / Wenn alles bricht, / Gott verlässt uns nicht; / Größer als der Helfer, / ist die Not ja nicht. / Ewige Treue, Retter in der Not, / Rett auch unsre Seele, / du treuer Gott!“ Vgl. a. UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 80, S. 44a; KRUMMACHER (1937), S. 34.
- 32 Ex. 20! Vgl. PÖHLMANN (1987), S. 540.
- 33 Fehlerhaft für „Haaren“.
- 34 Luther: „Ich kan nicht weeren, das mir kein vogel uber den kopff fliege, aber das kan jch wol weeren, das sie mir nicht jm haar nisten odder die nassen abbeissen.“ D. Martin LUTHER, WA XXXII, S. 373, Z. 20–22. Luther meint damit böse Gedanken und Versuchungen.
- 35 Vgl. PÖHLMANN (1987), S. 540.
- 36 So Pierre-Joseph Proudhon (1805–1865), französischer Ökonom: „*La propriété c'est le vol.*“ in seiner Abhandlung „*Qu'est-ce que la propriété?*“ von 1840. BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 2867 f, S. 438. Ähnlich schon vor ihm Jacques Pierre Brissot (1754–1793), Jakobiner, in seiner Abhandlung von 1780: „*Recherches philosophiques sur le droit de propriété et sur le vol considéré dans sa nature.*“ Der Grundgedanke taucht schon bei Basilios d. Gr., Erzbischof v. Caesarea († 379) auf; vgl. MAUTHNER (1923), S. 348.

- 37 Zitat aus dem Lied „Zufriedenheit mit seinem Zustande“ von Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769):
 „Genieße, was dir Gott beschieden,
 Entbehre gern, was du nicht hast.
 Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
 Ein jeder Stand hat seine Last.“ – REINERS (1966), S. 675; BÜCHMANN (1915), S. 79.
- 38 Auch als Sprichwort üblich; vgl. BÜCHMANN (1915), S. 258.
- 39 Vgl. PÖHLMANN (1987), S. 540.
- 40 Robert Reinick (1805–1852), Maler und Dichter. Erste Zeile der ersten Strophe des Gedichts Deutscher Rat: „Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr! / Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn! / Von alters her im deutschen Volke war / Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.“ LINKE (1905), S. 160.
- 41 Die Wichtigkeit der freiwilligen Beichte betont KRUMMACHER auch in DERS. (1937), S. 82 f.
- 42 Krummacher muss hier offensichtlich die von Luther im Kleinen Katechismus gebrauchten, aber schon damals bei Jugendlichen obsolet gewordenen Ausdrücke „Afterreden“ und „bösen Leumund machen“ erklären.
- 43 Aus Friedrich von Schiller, *Tabulae Votivae*, Nr. 23, *Musen-Almanach für das Jahr 1797*. Der vollständige Aphorismus lautet: „Willst du dich selber erkennen, so sieh wie die andern es treiben, / Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.“ GOEDEKE (1871b), S. 170; OSTROGGE (1871), S. 476; BÜCHMANN (1915), S. 20.
- 44 Gottfried August Bürger (1747–1794), Dichter, Theologe und Jurist; das Zitat stammt aus seinem Gedicht „Trost“: „Wann dich die Lästerzunge sticht, / So laß dir dies zum Troste sagen: / Die schlechtesten Früchte sind es nicht, / Woran die Wespen nagen.“ BOHTZ (1835), S. 77; BÖTTCHER/BERGER/KROLOP/ZIMMERMANN (1982), Nr. 1809, S. 294.
- 45 Vgl. PÖHLMANN (1987), S. 541.
- 46 Vgl. DERS., ebd., S. 541.
- 47 Heidelberger Katechismus, § 92.
- 48 = „bis in das tausendste Glied.“
- 49 Vgl. Kleiner Katechismus: „Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen? Antwort: Er sagt also: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der über die, die mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied; aber denen, die mich lieben und meine Gebote halten, tue ich wohl bis in tausend Glied. Was ist das? Antwort: Gott droht zu strafen alle, die diese Gebote übertreten; darum sollen wir uns fürchten vor seinem Zorn und nicht gegen solche Gebote handeln. Er verheißt aber Gnade und alles Gute allen, die solche Gebote halten; darum sollen wir ihn auch lieben und vertrauen und gerne tun nach seinen Geboten.“ Zit. n. PÖHLMANN (1987), S. 541 f.
- 50 Mit dieser Formulierung spielt Krummacher wohl auf den dänischen Philosophen, Theologen und Schriftsteller Søren Aabye Kierkegaard (1813–1855) an; vgl. HIRSCH (1975), S. 437 ff.
- 51 Das Zitat stammt aus dem Kirchenlied Johann Friedrich Raeders „Harre, meine Seele“; s. im Liederheft der Potsdamer Frauenhilfe UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 80, Strophe 2, S. 44a.
- 52 Wohl ein Gedächtniszitat Krummachers aus dem „Osterlied“ Christian Fürchtegott Gellerts (1715–1769), Dichter und Moralphilosoph der Aufklärung, „Jesus lebt, mit ihm auch ich.“

- Vgl. KNAPP (1850), Nr. 591, Strophe 3 oder 4, S. 283: „Gott verstößt in Christo nicht, / dies ist meine Zuversicht“ (Strophe 3) oder „Er verläßt die Seinen nicht, / dies ist meine Zuversicht“ (Strophe 4); s. a. OSTROGGE (1871), S. 93.
- 53 Gesangbuchvers aus dem Lied Gerhard Tersteegens (1697–1769), Laienprediger und Schriftsteller; vgl. KNAPP (1850), Nr. 1728, Strophe 1, S. 773; in anderen Gesangbüchern auch als Strophe Nr. 3 des Liedes „Für dich sei ganz mein Herz und Leben“ geführt; vgl. EKG (1975), Landeskirchlicher Liederteil für Rheinland, Westfalen und Lippe, Nr. 508.
- 54 Vgl. D. Martin LUTHER, WA VII, S. 799, Z. 13–17.
- 55 Das Zitat stammt aus der Vorlesung „Krieg und Kultur“, die Otto von Gierke einige Tage zuvor, am 18. September 1914 im Lehrervereinshaus in Berlin im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Deutsche Reden in schwerer Zeit“ der Universität Berlin gehalten hatte; GIERKE (1915), S. 75–101.
- 56 Krummacher wird seine Konfirmandinnen darauf aufmerksam gemacht haben, dass in Potsdam, unweit der Kaiserin Auguste-Stiftung, das Pfingsthaus, die älteste Anstalt der Inneren Mission („das Rettungshaus am Pfingstberge“) lag; vgl. MIRBACH (2011), S. 5 ff. Dem Tagebuch Ellen Richters liegen S. 31 f zwei Postkarten vom Pfingstberg bei. Zum „Rettungshaus am Pfingstberge“ vgl. MIRBACH (2011), S. 1–32; KRUMMACHER (1913), S. 41b.
- 57 Der Vaterländische Frauenverein (eigentlich: „Deutscher Frauenverein zur Pflege und Hilfe für Verwundete im Kriege“) wurde 1866 von der preußischen Königin und späteren deutschen Kaiserin Augusta Marie Luise Katharina, Gattin Kaiser Wilhelms I gegründet; vgl. OSTEN (2004), S. 322, mit Anm. 189. Nach ihrem Tode 1890 übernahm Kaiserin Auguste Viktoria die Schirmherrschaft; KRUMMACHER (1913), S. 37.40. Auf S. 57 im Tagebuch von Ellen Richter (RICHTER, 1913–1915) befindet sich ein eingeklebtes Affiche des Königlichen Schauspielhauses mit einem Programm „Zum Besten d. Vaterländischen Frauenvereins“, Sonnabend, den 21. März 1914, das offenbar von den Schülerinnen der Kaiserin Augusta-Stiftung besucht wurde.
- 58 = die Hinterbliebenen.
- 59 M. Luther, Großer Katechismus, Vorrede; s. PÖHLMANN (1987), S. 590.
- 60 Vgl. KRUMMACHER (1913), S. 31 f.
- 61 Nowawes wurde 1938 mit der Villenkolonie Neubabelsberg zu „Babelsberg“ vereinigt.
- 62 Hoffbauer-Stiftung (1901) zu Hermannswerder bei Potsdam, Diakonisches Werk.
- 63 Die Diakonissen-Anstalt Bethanien mit angeschlossenem Krankenhaus in Berlin-Kreuzberg wurde von Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) ins Leben gerufen (Grundsteinlegung 1845). Von 1848 bis 1849 arbeitete dort der Schriftsteller Theodor Fontane (1819–1898) als approbierter Apotheker.
- 64 Das Kaiserin Augusta-Hospital (Berlin-Mitte) wurde 1868–1870 unter dem Protektorat der Preußischen Königin und späteren Deutschen Kaiserin Augusta als „Berliner Frauen Lazareth-Verein“ errichtet.
- 65 Der vollständige Text des Aufrufs Auguste Viktorias vom 4. Mai 1897 aus dem Neuen Palais (Potsdam) lautet: „Es war der 4. Mai 1888, als die Bildung des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins unter Meinem Protektorate durch Kabinets-Ordre Meines theuren in Gott ruhenden Schwiegervaters bestimmt wurde. Hervorgegangen aus ernster, sorgenschwerer Zeit, in der Zuversicht, sich aufzubauen auf der Kraft und dem Troste des Evangeliums, unterstützt in seinen ersten Anfängen von dem unvergeßlichen alten Kaiser und der Kaiserin Augusta,

hat der Verein in seinem neunjährigen Bestehen in Segen gearbeitet und Meine Hoffnungen und Wünsche in reichem Maße erfüllt. Ganz besonders sind in Berlin durch Förderung der Seelsorge auf verschiedenen Gebieten, durch dauernde Unterstützung der Stadtmission, vor Allem aber durch die Errichtung von Diakonissenstationen mit über hundert in aufopfernder Liebe thätigen Schwestern, sowie durch die Begründung des Kirchenbau-Vereins die schönsten Erfolge erzielt worden. Die Zweig-Vereine in den Provinzen haben zur Neubelebung und Hebung des kirchlichen Sinnes in mannigfacher Weise segensreich gewirkt.

Es ist Mir deshalb an dem heutigen Tage ein Bedürfnis, sowohl dem Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein als dem Kirchenbau-Verein Meinen herzlichen Dank auszusprechen und damit die Bitte zu verbinden, sich in Treue und Hingebung weiter unserer Volksmassen anzunehmen.

Es hat sich in den letzten Jahren gezeigt, daß neben einer ausgedehnten Unterstützung der seelsorgerischen Thätigkeit der Kirche es zur Weckung und Förderung des Gemeindelebens vorzugsweise der Arbeit der Diakonissen bedarf, sowie der Errichtung von Gemeindehäusern, durch welche im Anschluß an die Kirche ein Mittelpunkt für praktische Liebesthätigkeit in weitestem Umfange geschaffen wird, wo sich, wie kaum an einem anderen Orte, alle Kreise, Stände und Parteien Hülfe und Rettung bringend verbinden können, wo in freudigem Geben und dankbarem Empfangen Unterschiede und Gegensätze ausgeglichen und versöhnt werden. Hier können Meine beiden Vereine [= Vaterländischer Frauenverein und der am 4. Mai 1888 gegründete Evangelisch-kirchliche Hilfsverein; vgl. MIRBACH (2011), S. 33 ff; KRUMMACHER (1913), S. 16.31 ff] gemeinsam zur Lösung einer wichtigen evangelischen Aufgabe beitragen, hier eröffnet sich aber vor Allem ein weites und schönes Arbeitsfeld für unsere Frauen und Jungfrauen, denen [!] Herz und Hand für solche Arbeit geschickter ist, als die Thätigkeit der durch Berufspflichten in Anspruch genommenen Männer. An die evangelischen Frauen und Jungfrauen richtet sich daher Meine herzliche Bitte, einzutreten und zu helfen, daß wir unserem Volke die Segnungen des Evangeliums in stets reichem Maße zuwenden und erhalten. Neues Palais, 4. Mai 1897. Auguste Viktoria.“ – Zit. n. MIRBACH (2011), S. 173 f; s. a. KRUMMACHER, ebd., S. 36; LINDENBERG (1928), S. 151. Das Homburger Schreiben der Kaiserin Auguste Viktoria vom 4. Mai 1906 bei KRUMMACHER, ebd., S. 38 f.

- 66 Bei Luther findet sich lediglich die folgende Formulierung: „[...] demut, mildikeit, sanfftmut, gedult, frid, trew, lieb, zucht, keuscheit und was der gleichen sein [...] Den alhie mag leye mehr den ein priester, priester mehr den eyn bapst, weyb mehr den ein man, knab mehr den ein alter, arm mehr den ein reicher [...]“. D. Martin LUTHER, WA VII, S. 799, Z. 13–17. – Krummacher scheint sich bei seinem Zitat auf eine Lutherparaphrase Th. Fliedners bezogen haben: „Die Neigung, sich Andrer zu erbarmen, hat das weibliche Geschlecht an sich mehr, als die Männer. Die Weiber, so die Gottseligkeit lieb haben, pflegen auch sonderliche Gnade zu haben, Andre zu trösten, und ihnen ihre Schmerzen zu lindern.“ FLIEDNER (1856), S. 113.
- 67 Immanuel Kants (1724–1804) Kategorischer Imperativ lautet: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde [...] Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte.“ KANT (1970), S. 51 („Grundlegung der Metaphysik der Sitten“).

- 68 Das vollständige Zitat lautet: „Denn Religion ist im Menschen angelegt und gehört einer eigenen ‚Provinz im Gemüthe‘ an.“ s. SCHLEIERMACHER (1984), S. 204.
- 69 Dieser Alexandriner wird gemeinhin Angelus Silesius zugeschrieben, stammt aber – wie LICHTENSTEIN (1966), S. 264, Anm. 18 nachgewiesen hat – von Friedrich Rückert (1788–1866), dem Begründer der deutschen Orientalistik, Dichter und Sprachgelehrten; s. REINERS (1966), S. 873.
- 70 1. Kor. 9, 1–27.
- 71 D. Martin LUTHER, WA XXIX, S. 589, Z. 2 ff; DERS., WA XXXII, S. 68, Z. 36 f und ebd., S. 109 f, Z. 39 ff; u.ö.
- 72 Richtig: Elisabeth Fry (1780–1845), britische Reformerin des Gefängniswesens. Das genaue Zitat lautet: „Die Barmherzigkeit gegen die Seele, ist die Seele der Barmherzigkeit“; vgl. SALOMON/WRONSKY (1923), S. 12.
- 73 Dora Schlatter (1855–1915), Schwester des Neutestamentlers Adolf Schlatter (1852–1938), Schriftstellerin und ab 1875 Lehrerin an der Neuen Mädchenschule in Bern.
- 74 Christian Friedrich Hebbel (1813–1863), Dichter und Dramatiker. Das genaue Zitat lautet: „Man hat nur dann ein Herz, / Wenn man es hat für And're.“ HEBBEL (2015), S. 129 (Schlussvers von „Winterreise“); LIPPERHEIDE (1962), S. 397a.
- 75 D. Martin LUTHER, WA LI, S. 259, Z. 23–27: „Und mich dunckt (sols duncken heissen), das kein schedlicher laster auff erden sey denn liegen und untrew beweisen, welchs alle gemeinschafft der menschen zertrennet. Denn lügen und untrew zurtrennet erstlich die hertzen. Wenn die hertzen zertrennet sind, so gehen die hende auch von einander. Wenn die hende von einander sind, was kann man da thun oder schaffen?“
- 76 Vgl. KANT (1970), S. 562 f („Metaphysik der Sitten, Tugendlehre, Zweiter Teil, I, 1, 1. Buch, 2. Hauptstück, I, Von der Lüge, § 9): „Die Lüge ist Wegwerfung und gleichsam Vernichtung seiner Menschenwürde. Ein Mensch, der selbst nicht glaubt, was er einem anderen (wenn es auch eine bloß idealische Person wäre) sagt, hat einen noch geringeren Wert, als wenn er bloß Sache wäre.“
- 77 Robert Reinick, dritte Strophe des schon oben (s. Anm. IV, 42) zitierten Gedichtes „Vor allem eins, mein Kind [...]“: „Sprich ja und nein und dreh' und deutle nicht! / Was du berichtest, sage kurz und schlicht! / Was du gelobtest, sei dir höchste Pflicht! / Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!“ LINKE (1905), S. 160.
- 78 Der folgende Unterrichtsabschnitt entspricht dem Zweiten Hauptstück des Kleinen Katechismus.
- 79 Das Symbolum Athanasianum (Qualis Pater, talis Filius, talis Spiritus Sanctus) gehört zu den drei großen christlichen Glaubensbekenntnissen der sog. westlichen Kirchen, in denen es ca. seit dem 13. Jahrhundert gleichermaßen wie das Apostolikum (5. Jahrhundert) und das Nicäno-Konstantinopolitanum (381) anerkannt ist.
- 80 Philipp Melancthon (1497–1560), Philologe, Humanist, Theologe und neulateinischer Dichter. Er war als Reformator neben Martin Luther eine der treibenden Kräfte der Reformation.
- 81 Friedrich von Schiller. Das Zitat stammt aus seinem Gedicht „Resignation“ von 1784, letzte Zeile der vorletzten Strophe (Zeile 95); GOEDEKE (1868), S. 30; REINERS (1966), S. 663; BORCHARDT (1926), S. 231; BÜCHMANN (1915), S. 11.
- 82 2. Kor. 13, 13: „euch“.

- 83 Kleiner Katechismus: „Von der Schöpfung, Erster Artikel: Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde.“ PÖHLMANN (1987), S. 542 f.
- 84 Thomas a KEMPIS. Das Zitat geht zurück auf DERS., *Anmuthige Betrachtungen, Reden und Herzensergießungen über das Leben und Leiden Jesu Christi. Von der Menschwerdung Christi nach den Zeugnissen der Schriften, Zweiter Theil, Kap. 25*, in: SILBERT (1833), S. 439: „Durch das Kreuz geht man zum Heile; durch die Pein gelangt man zur Krone!“ Vgl. STAUDE (1901), S. 36.111.
- 85 Vgl. Strophe 5 aus dem Gesangbuchlied Paul Gerhardts (1607–1676) „Befiehl du deine Wege“: „Und ob gleich alle Teufel / Hie wollten widerstehn, / So wird doch ohne Zweifel / Gott nicht zurücke gehen. / Was Er ihm [= sich] fürgenommen / Und was Er haben will, / Das muß doch endlich kommen / Zu seinem Zweck und Ziel.“ EBELING (1898), Nr. 44, S. 127; KNAPP (1850), Nr. 125, S. 67; vgl. auch heute im eg (1996), Nr. 361, Strophe 5.
- 86 Krummacher scheint hier mit der (eher assoziativen als systematischen) Besprechung des Zweiten Artikels des Glaubensbekenntnisses begonnen zu haben, wie der bis zur 39. Stunde sich hinziehende Rekurs auf den Teufel zeigt. Vgl. SCHULTZE (1891), S. 14 f; Luther, Kleiner Katechismus: „Von der Erlösung, Zweiter Artikel: Und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn, empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel, er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.“ PÖHLMANN (1987), S. 543 f.
- 87 Der Gedankengang hier nicht ganz klar. Krummacher könnte dieses Sprichwort in Bezug auf den glaubensstolzen Petrus im Sinn von Matth. 14, 22 und 26, 31–35.69–75 angewendet haben; s. u. die 48. Stunde. Das Sprichwort ist verzeichnet in leicht abgewandelter Form bei LIPPERHEIDE (1962), S. 830b; SCHIELE (1909), S. 72.
- 88 D. h. wird von ihm (= dem Hochmut, der Sünde) praktisch verschluckt.
- 89 Gesangbuchlied; vgl. eg (1996), Nr. 376, Strophe 1 und 3.
- 90 Christus verkündet dort seinen Sieg über den Tod; Eph. 4, 9–10; 1. Petr. 3, 19.
- 91 Auch sprichwörtlich geworden; vgl. BÜCHMANN (1915), S. 257; LIPPERHEIDE (1962), S. 658a.
- 92 KRUMMACHER spielt hier auf das Theaterstück „Johannes der Täufer“ von Hermann Sudermann (1857–1928), Schriftsteller und Bühnenautor, an. Sudermanns „Johannes – Tragödie in 5 Akten und 1 Vorspiel“ wurde ab Januar 1898 zu einem der größten Kassenerfolge des Deutschen Theaters in Berlin. Sudermann lässt Johannes den Täufer als nietzscheanischen „Übermenschen“ auftreten, der „nur den morschen Verhältnissen den Todesstoß versetzt, aber dem Hoffen der Menschen keine neuen Ideale bieten kann. Er kennt keine Milde, ihm fehlt die Liebe, die alle Lehren des Messias durchglüht. Durch diesen Kontrast tritt Jesus so recht als Heilandsgestalt vor unseren Geist hin.“ ZACH (1913), S. 56f. Zu Sudermanns Tragödie und Plagiatsvorwürfen gegen ihn s. JARON/MÖHRMANN/MÜLLER (1986), S. 352 ff.
- 93 Erste Versuchung = „Sprich, dass diese Steine Brot werden!“ (Matth. 4, 3)
- 94 Zweite Versuchung: „Bist du Gottes Sohn, so wirf dich hinab!“ (Matth. 4, 6)
- 95 Dritte Versuchung: „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ (Matth. 4, 9)

- 96 Vgl. allerdings Matth. 21, 18–22; SCHULTZE (1891), S. 62.64.
- 97 Refrain aus dem Passionslied Ernst Christoph Homburg (1607–1681) „Jesu, meines Lebens Leben“; vgl. KNAPP (1850), Nr. 490, S. 240 f; heute im eg (1996) Nr. 86.
- 98 Schlussstrophe aus dem Gesangbuchlied „Jesus, meine Zuversicht“; vgl. EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909), Nr. 158, Strophe 9, S. 102; auch in: UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 39, Strophe 6, S. 21.
- 99 Irvingianer = eine schwärmerische katholisch-apostolische Bewegung des 19. Jahrhunderts in England, die die baldige Wiederkunft Christi erwartete. Diese apokalyptisierende Glaubensrichtung wurde nach ihrem ersten geistlichen Vorsteher, dem schottischen Geistlichen Edward Irving (1892–1934) benannt. Zur Verbreitung dieser Bewegung im deutschen Kaiserreich vgl. RIBBAT (1996), S. 74.76 ff.
- 100 „Von der Heiligung, Dritter Artikel: Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung der Toten und das ewige Leben. Amen. PÖHLMANN (1987), S. 544f.
- 101 Statt „kann“.
- 102 UNSER LIEDERBUCH (1914), Nr. 28, S. 14ab.
- 103 = die Katholiken.
- 104 Krummacher spielt hier auf den 1864 von Pius IX (Pontifikat von 1846 bis 1878) publizierten *Syllabus errorum* („Verzeichnis der Irrtümer“, insges. 80 Thesen in 10 Paragraphen im Anhang an die *Enzyklika quanta cura*) an, bzw. auf den sog. Antimodernisteneid, den die katholischen Geistlichen 1910 auf den *Syllabus errorum* zu leisten hatten. Vgl. DENZINGER/RAHNER (1952), S. 477 ff.482 ff.564 ff.607 ff; vgl. PRÜFER (2011), S. 79 ff.
- 105 Vgl. Kleiner Katechismus (Drittes Hauptstück = Das Vater Unser).
- 106 Bei Luther nicht nachzuweisen. Offensichtlich von Ellen Richter falsch protokolliert. Krummacher kennt diesen Ausspruch des Theosophen Louis Claude Marquis de Saint-Martins (1743–1803) entweder aus dem Original oder aus dem Buch Madame de STAËLS (1874) „De l’Allemagne“, S. 569, dort als „la prière était la respiration de l’âme“ zitiert.
- 107 Augustinus (354–430 n. Chr.), *De quantitate animae* 36, 80 (vgl. *Retract.* I, 13) leitet den Begriff „Religio“ volksetymologisch von dem Verbum „*religare*“ (= binden, wieder verbinden, zurückbinden) ab, indem er die Religion versteht als eine Haltung / Bewegung, „durch welches sich die Seele mit dem einen Gott, von dem sie sich gewissermaßen losgerissen hat, in der Versöhnung wieder verbindet.“ In der Etymologie („*religare*“) schließt er sich an den christlichen Schriftsteller Laktanz (250–325 n. Chr.), *Inst.* IV, 28 (gegen Cicero) an. Vgl. WLOSOK (1960), S. 186f.
- 108 Die Anrede: „Vater unser im Himmel.“ Vgl. PÖHLMANN (1987), S. 546.
- 109 „Die erste Bitte: Geheiligt werde dein Name.“ Vgl. DERS., ebd., S. 546.
- 110 Nach dem Kleinen Katechismus.
- 111 „Die zweite Bitte: Dein Reich komme.“ Vgl. DERS., ebd., S. 547.
- 112 „Die dritte Bitte: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.“ Vgl. DERS., ebd., S. 547.
- 113 „Die vierte Bitte: Unser tägliches Brot gib uns heute.“ PÖHLMANN (1987), S. 548.
- 114 „Die fünfte Bitte: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Vgl. DERS., ebd., S. 548.
- 115 Statt: „von“.

- 116 „Die sechste Bitte: Und führe uns nicht in Versuchung.“ Vgl. DERS., ebd., S. 549.
- 117 Die siebte Bitte (nach der Zählung des kleinen Katechismus) „sondern erlöse uns von dem Bösen“ fehlt in den Aufzeichnungen Ellen Richters. Womöglich hat Krummacher in seinem Unterricht die sechste und siebte Bitte – wie im Heidelberger Katechismus, § 127 üblich – zusammen besprochen; vgl. DERS., ebd., S. 549.
- 118 Statt „der Gebete“, d. h. nach dem Sprachgebrauch des Kleinen Katechismus „der einzelnen Bitten“.
- 119 Gemeint ist der in einigen neutestamentlichen Handschriften (Koinegruppe) erst spät bezeugte, auf 1. Chr. 29, 11–13 zurückgehende Zusatz in Matth. 6, 13: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“ Vgl. ALAND/ALAND (1993), S. 19. In den Kleinen Katechismus wurde dieser Zusatz erst im Nürnberger Katechismusdruck von 1558 eingefügt. Besprochen wird von Luther nur das „Amen“: „Was heißt [Amen]? Antwort: Daß ich soll gewiß sein, solche Bitten sind dem Vater im Himmel angenehm und erhört. Denn er selbst hat uns geboten, so zu beten, und verheißen, daß er uns erhören will. Amen, Amen, das heißt: Ja, ja, es soll also geschehen.“ Zit. n. PÖHLMANN (1987), S. 550.
- 120 Viertes Hauptstück des Kleinen Katechismus = Das Sakrament der Heiligen Taufe; vgl. DERS., ebd., S. 550–552.
- 121 Fünftes Hauptstück des Kleinen Katechismus = Das Sakrament des Altars; vgl. DERS., ebd. S. 553–555.
- 122 Gesangbuchvers, den Cornelius Friedrich Adolf Krummacher (1824–1884), Vater von Theodor Gustav Hermann Adam Krummacher 1857 dichtete; vgl. eg (1996) Nr. 407, Strophe 1.

Anmerkungen zu den Danksagungen

- 1 BUNYAN (1975), S. 32 vorletzte Zeile: „*I print it will*“;
 „Die einen sagen: ‚Laß’s drucken, John!‘
 Die anderen sagen: ‚Nein!‘
 Die einen sagen: ‚Gut könnt’ es sein.‘
 Da wußt’ ich weder aus noch ein;
 Zuletzt, dacht ich, wenn ihr’s nicht wißt,
 will ich es drucken, daß es entschieden ist.“ Übersetzung nach PÄLTZ (1956), S. 58.

Epilog – Putins Krieg und die abscheuliche Wiederkehr der theologischen Ursünde

*Der laufende Tag holt uns ein*¹ – uns, die wir vor dem 24. Februar 2022 dachten, wir wären weiter: weiter vor allem nach 1945 in Europa, und kämen „über den Berg“. Mehr denn je stellt sich aber jetzt für uns die Frage, die wir schon oben im Schlusskapitel XVII, 6, S. 767 ff erörterten: Welche Nonsens-Mantras, Ursprungsmythen und „mörderischen Identitäten“ gilt es heute zu entlarven? Wir hatten gehofft, mit „unserer“ Welt, die auf Gewaltverzicht, Verhandlung, Diplomatie, Toleranz, Medizinischem Fortschritt und einer Kultur der Friedfertigkeit begründet war², dass es in Europa keinen Hunger, keine Flucht, keine Seuche, keinen Krieg und keine Massengräber mehr geben könne. Yuval Noah Harari hatte in seinem Buch „Homo Deus“ (2017) den „Neuen Frieden“ ausgerufen: „*This New Peace is not just a hippie-fantasy*“.³ Aber woran man in Europa schon 1914⁴ nicht glauben wollte und was in den letzten Jahren wie ein Gespenst vor unserer Haustüre stand, ist jetzt in der Ukraine grausame Wirklichkeit geworden – so furchtbar wie der seit 2011 tobende Syrien-Krieg mit 500.000 Toten und 12, 9 Millionen Geflüchteten, entsetzlich wie der seit 2001 schwelende Afghanistan-Krieg mit größten Verlusten unter der Zivilbevölkerung und Verbrechen der US-Armee, ein Krieg, der in das Debakel von 2021 einmündete. Corona kam, und nun sind Bombenterror, millionenfache Flucht und Massengräber in Europa zurück – einschließlich der Kriegspredigt.

In meinem Buch hatte ich mich hinsichtlich des Kontinuums von 1914–1945⁵ bemüht, die Scheinwerfer auf die eigentliche Ursache solch' grauenvoller Verwicklungen zu richten: auf die Ideologie, auf die verderbliche Auswirkung nationalistischer Ursprungsmythen zur Ästhetisierung des Barbarischen. Harari warnte in seinen 21 Lektionen

* Die im Folgenden ohne Autorennamen angegebenen Seitenverweise mit Kapitelangaben sollen dazu dienen, sich anhand des Epilogs in mein Buch einzulesen. Literaturverweise nur mit Autorennachnamen und Jahreszahl, ohne Buch- oder Aufsatztitelangabe beziehen sich auf das Literaturverzeichnis u. S. 1184 ff.

- 1 Abgewandelt aus MUSIL (1955), S. 633 („Das hilflose Europa“, § 15): „Wir haben den laufenden Tag eingeholt“; s. o. S. 102 (Kap. I, Einleitung). 767 (Kap. XVIII, 6).
- 2 Vgl. Karl SCHLÖGEL (2022), *Entscheidung in Kiew – Ukrainische Lektionen*, München, 2. Auflage (1. Auflage 2015), S. 73.80 f.
- 3 HARARI (2017), S. 2 ff. 16 ff. 256 f; vgl. jetzt auch das Interview mit Harari in: DER SPIEGEL Nr. 10, Hamburg, 05.03.2022, S. 114 f.
- 4 S. o. S. 483 f (Kap. X, 3, Einleitung).
- 5 Vgl. Thukydides, der vom Peloponnesischen Krieg zunächst nur die ersten zehn Jahre darstellen wollte, dann aber die Waffenruhe von 421 als Trugbild erkannte und den Krieg mit all' seinen Etappen, Unterbrechungen, Wechselfällen und Teilentscheidungen im vollen Umfang der 27 Jahre beschrieb; Hans FREYER (1954), *Weltgeschichte Europas*, Stuttgart, S. 112. Das Buch war dem Widerständler Wilhelm Ahlmann gewidmet; s. o. S. 658 ff (Kap. XVI), S. 112.

für das 21. Jahrhundert nicht bloß zufällig vor den Pfeilerworten der Kriegsästhetik – „*sacrifice, eternity, purity, redemption*“⁶ –, mit denen die Ethik, Frieden zu halten, ausgehebelt und die ästhetisch klingenden Schmuck- und Ornamentwörter dazu dienen, eine Kriegsbarbarei heilighusprechen, bei der das motorisierte Zerhacken von Menschen, das Umherwirbeln ihrer verstümmelten Leiber in den Erdtürmen der Granateinschläge⁷ zum Tagesgeschäft gehört.⁸ „Gäb's die Ornamente nicht mehr, deren Beibehaltung die wahre Kriegslist der Macht gegen die Menschheit bedeutet“, schrieb Karl Kraus 1917 in der „Fackel“, „so wäre alles klar, nüchtern, ungefährlich.“⁹ Stanisław Jerzy Lec nennt diese Ornamente die „große[n] Worte, die so leer [d. h. hohl] sind, daß man darin ganze Völker gefangen halten kann.“¹⁰ Die Kernaussage meines Buches, die jetzt in Europa erneut furchtbare Aktualität gewonnen hat, lautet, dass die eigentlichen Kriegstreiber die identitären Ursprungsmythen sind, die von nationalistischen Ideologen und Philosophen formuliert und den wirtschaftlichen und territorialen Konflikten, die man mit diplomatischen Mitteln bewältigen könnte, aufgepfropft werden¹¹, um die jeweiligen Bevölkerungen aufeinander zu hetzen. Hauptsächlich sind es Theologen, die hierbei eine besonders verderbliche Rolle spielen. Der im Hintergrund der Kriege stehende Hegemonie-, Territorial- und Ressourcenkampf¹² wird, um seine Austragung als Vernichtungskrieg als gerecht erscheinen zu lassen und unabwendbar zu machen, mit der Notwendigkeit höheren, religiösen Sinnes umkleidet: Mythos und Glaube werden als Ornamente benutzt, um – Ethik und Ästhetik auseinanderreißend – das Barbarische, das Ungeheuerliche des Blutvergießens mit messianischem Licht zu verfremden.¹³ Die christliche Theologie begeht dabei die Ursünde, die Universalität Gottes an die Machtinteressen einer Nation zu verraten.¹⁴ Im Schlussabschnitt meines Buches¹⁵ hatte ich mich dann, um aus neuerer Zeit gleichartige Vorgänge auf anderen Kontinenten zu nennen, auf Untersuchungen von Ilija Trojanow, Ranjit Hoskote und Amin Maalouf bezogen. Um die Eskalation der Ressourcen- und Territorialkonflikte in Kriegen zu vermeiden, muss

6 S. o. S. 10.68 (Prolegomena A, 2, f).772 (Kap. XVIII, 6).

7 S. o. S. 113 (Kap. I, 1, b).

8 S. o. S. 262–281 (Kap. IV, 2, E, 1–2; F); vgl. S. 36 (Prolegomena A, 2, Einleitung).

9 S. o. S. 8 (Motto VII).152 (Kap. I, 4, Einleitung).

10 Stanisław Jerzy LEC (1964), Neue unfrisierte Gedanken, hg. v. Karl Dedecius, München, 11.–18 Tausend, S. 33; Einfügung von mir.

11 S. o. S. 291 ff (Kap. V, 1, b); vgl. hierzu etwa die Aufzeichnungen von Otto Bräutigam (Verbindungsmann des Ostministeriums zum OKW über die Lage in der Sowjetunion/25.10.1942, im Dokumentarband von Ernst KLEE/Willi DREßEN/Volker RIEß (1989), „Gott mit uns“ – Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten 1939–1945, S. Fischer, Frankfurt a. M., S. 202.251: „... daß für Deutschland die Parole ‚Befreiung vom Bolschewismus‘ nur ein Vorwand war [...] in Wirklichkeit doch nur der Ausdruck einer ganz krassen Realpolitik.“

12 S. hierzu meine Verweise auf KOSCHORKE (2009), S. 36 (Prolegomena A, 2).551 (Kap. XII, 2, b).810.

13 S. o. S. 416 ff.986 f, Anm. 271–278.288 f.292–297.305–308 (Kap. VII, 3, d); vgl. a. Erich KUBY (1986), Als Polen deutsch war 1939–1945, München, S. 87 ff.120 ff.

14 S. o. S. 467 ff (Kap. IX, 3).687 ff (Kap. XVII, 2).

15 S. o. S. 767 ff (Kap. XVIII, 6).

die bisweilen seit Jahrhunderten schwelende ideologisch-theologische Differenzsemantik, müssen die von Maalouf sogenannten *Identités meurtrières* präventiv entschärft werden. Sobald die Waffen ergriffen werden, ist es bereits zu spät.

Eben das beobachten wir jetzt auch an der Ursprungsmythischen Differenzsemantik Putins, an seinem kriegstreiberischen, „tatorientierten“ Kriegsästhetizismus¹⁶, vor dem in den letzten Jahren Autoren wie Michel Eltchaninoff, Katja Gloger und Manfred Quiring mit ausführlichen Verweisen auf die nationalistische Literatur Russlands gewarnt haben.¹⁷ Putins Krieg ist genauso wie der Erste und Zweite Weltkrieg ein Krieg des „Worldmakings“¹⁸ durch Sprache. Die „Wortzündeleyen“ Putins beschwören den „Traum der Restauration des Zarenreiches“, sie proklamieren die Idee „Neurusslands“ („Novorossiya“), sie bestreiten der Ukraine den völkerrechtlichen Status, betreiben glorifizierende Geschichtsklitterung und drapieren diese mit christianisierter „faschistischer, neonationalsozialistischer Mystik“; sie propagieren die identitäre „Erhebung“ und verstärken die in Russland vorhandenen Ressentiments gegen die liberale, freiheitlich-demokratische westliche Kultur.¹⁹ Manche Journalisten sprechen davon, dass Russland unter Putin lediglich wieder zu „seiner alten Norm, anders als das übrige westliche, freiheitlich-demokratische Europa zu sein“, zurückkehre. Ob das im Vollsinn zutrifft, mag dahingestellt bleiben. Aber solche Rückwärtsidylle erinnert an die vergleichbare deutsche „Ur-Renitenz“, die „ewige Halsstarrigkeit gegen den mittelmeerländischen Universalismus“, gegen die „galloromanischen Freiheitsideen des achtzehnten Jahrhunderts“, von denen Thomas Mann 1938 in Bezug auf die Hegel'sche, Fichte'sche und Arndt'sche Gegenideologie, auf das romantische, antiliberalistische und schließlich im Holocaust gipfelnde Kontrastprogramm der deutschen Nationalphilosophie und -Theologie sprach.²⁰ Im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelte sich aus den Mythen der Stauferzeit²¹, dem Gedanken der Weltherrschaft, der *translatio imperii*, des Erbübergangs des römischen Kaisertums von Byzanz auf die Franken²², aus der Reformation, den Freiheits- und Einigungskriegen, aus den ethnischen Urvolktheorien und Reinheits-, sowie darwinistischen Auserwähltheitsphantasien verbunden mit deutscher Mystik, Nietzsche, Wagnereien und Thingstätten heraus²³ ein irreversibles

16 Zum Begriff s. o. S. 42 (Prolegomena A, 2, a).

17 Katja GLOGER (2016), *Putins Welt – Das neue Russland, die Ukraine und der Westen*, Berlin, 3. Auflage, S. 76 ff; Manfred QUIRING (2017), *Putins russische Welt – Wie der Kreml Europa spaltet*, Berlin, S. 146 ff. 152 ff. 163 ff. 186. 211 ff; s. a. Claus LEGGEWIE, „Putin ist nicht verrückt – er handelt ideologisch konsequent“, in: SPIEGEL + vom 02.03.2022; s. a. Karl SCHLÖGEL (2022), op. cit., S. 75. 77.

18 S. o. S. 30 f (Prolegomena A, Einleitung). 206 (Kap. IV, 2, C, Einleitung).

19 Eine rezeptionsästhetische Vorgehensweise; s. o. S. 38 ff (Prolegomena A, 2, a); vgl. Ramon WEISSKOPF (2016), *Die vorkommunistische Philosophie von Iwan A. Iljin und ihr Einfluss auf Wladimir Putin*, Norderstedt, S. 11. 13 ff. 25. 28 ff. 31 f. 34, passim.

20 S. o. S. 265 (Kap. IV, 2, E, 1)

21 S. o. S. 262 (Kap. IV, 2, D, 1). 523 f (Kap. XI, 2, a).

22 S. o. S. 262 ff (Kap. IV, 2, E, 1).

23 Ralf Georg REUTH (1995), *Goebbels – Eine Biographie*, Serie Piper 2023, München/Zürich, S. 304.

Rutschbahngefälle zum Holocaust.²⁴ Voraufklärerisch, metaphysisch unterbaute Slogans und Mantras wie: „Wir müssen siegen, denn sonst hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren“²⁵/„Der deutsche ‚Reinwuchs‘ muss sich zur Erlösung der Welt gegen den ‚Misswuchs‘ durchsetzen“/„Die Deutschen müssen für das Herz der Weltgeschichte kämpfen“/„Die welterlösende Kulturmission Deutschlands geht wider Tod und Teufel“/„Die Deutschen sind nach Gottes Willen die Erfüller der Heilsgeschichte“²⁶ sind 1914–1945 die gepredigten kriegstheologischen Überzeugungen im Horizont von Drachen-Apokalyptik und Heils-Eschatologie gewesen²⁷ – „alte, böse Erbschaften“²⁸, die jetzt ähnlich auch bei der Rechtfertigung von Putins imperialistischem Krieg eine Rolle spielen.

* * * * *

Am gefährlichsten und folgerreichsten erweist sich hierbei immer der kriegstreiberische Missbrauch der Metaphysik, der „Zungentotschlag“ der Theologie (s. u. Abb. 50)²⁹ deshalb, weil deren Aprioris als per se unhinterfragbar gelten.³⁰ So wie es sich auch im Ersten und Zweiten Weltkrieg in Deutschland verhielt, gibt es seit geraumer Zeit im Russland Putins einen religiös qualifizierten Schulterchluss zwischen Staat und Kirche.³¹ Dieses Bündnis drückt sich heute wie damals darin aus, dass, um es in anderen Worten zu wiederholen, die Predigt die Blasphemie begeht, den Ablauf der jeweiligen Nationalgeschichte – neben der Offenbarung in Christus – als zweite Offenbarungsquelle der Verkündigung anzunehmen und damit im Krieg das „Menschenschlachthaus“ (Aischylos, Agamemnon, Z. 1092) als dem Willen Gottes entsprechend zu rechtfertigen.³² Wieder also lehnen die Gewehre an den Kirchenwänden! Patriarch Kyrill I., Primas von Moskau und ganz Russland (bürgerlicher Name: Wladimir Michailowitsch Gundjajew, vormals ein aktiver Mitarbeiter des KGB), hatte schon Putins verwüstenden Syrieneinsatz, bei dem geostrategische Interessen, die Militärpräsenz Russlands im Mittelmeer, im Vordergrund standen, als „heiligen Kampf“ bezeichnet – es soll dabei auch um den historischen Wert Antiochias für die orthodoxe Kirche gegangen sein.³³ Derselbe Patriarch hielt am

24 S. o. S. 249 ff (Kap. IV, 2, C, 3, c).

25 So noch 1943 und 1944 Alfred Jodl und Joseph Goebbels; s. o. S. 267.913, Anm. 646 f (Kap. IV, 2, E, 2, a).

26 S. o. S. 260 ff. 278 ff (Kap. IV, 2, E, 1, a–e; F).

27 S. o. S. 467 ff (Kap. IX, 3).

28 S. o. S. 287–312 (Kap. V, 1, a–e).

29 S. o. S. 685 (Kap. XVII, 1); der Ausdruck „Zungentotschlag“ bei JEAN PAUL (1862, XXV), S. 11.

30 S. o. S. 92 ff (Prolegomena B, 4).

31 Katja GLOGER (2016), op. cit., S. 46.80 f. 84 f. 93 f; Manfred QUIRING (2017), op. cit., S. 164 ff. 233.

32 S. o. S. 29 f (Prolegomena A, Einleitung). 95 ff (Prolegomena B, 2 und 5); s. hier auch Anm. 12.

33 Ramon WEISSKOPF (2016), op. cit., S. 34; Friedrich SCHMIDT (2022), Putins heilige Spezialoperation, in: F.A.Z. vom Donnerstag, 31. März 2022, Nr. 76, Zeitgeschehen, S. 8; Reinhard FLOGAUS (2022), Die Propaganda des Patriarchen, in: F.A.Z. vom Mittwoch, 3. August 2022, Nr. 178, Feuilleton, S. 12b.

6. März 2022, während der Quinquagesima, in der Christ-Erlöser-Kathedrale eine politische Predigt.³⁴ Kyrill hatte in der vorangehenden Liturgie dem Chef der in der Ukraine kriegführenden russischen Nationalgarde, Wiktor Solotow, eine Marien-Ikone mit den Worten überreicht: „Möge dieses Bild junge Soldaten inspirieren, die den Eid ablegen und den Weg der Verteidigung des Vaterlandes einschlagen.“ Solotow erwiderte, die Ikone werde „die russische Streitmacht schützen und unseren Sieg beschleunigen.“³⁵ In der daran anschließenden Ansprache³⁶ erklärte der Primas zum Krieg Putins gegen die Ukraine: „All’ das Gesagte ist ein Zeugnis dafür, dass wir [= Russland] in einen Kampf eingetreten sind, der keine physische, sondern metaphysische Bedeutung hat.“³⁷ Mit dieser Deutung des Krieges gegen die Ukraine griff der Moskauer Patriarch eine Kreuzzugsformel von 1099 auf:

„Wisse, dass dies kein fleischlicher, sondern ein spiritueller Krieg ist (*bellum carnale non est sed spirituale*). Sei also ein Streiter (*athleta*) Christi, und ein starker dazu. Gehe hin in Frieden (*vade in pace*); möge der Herr allzeit bei dir sein.“³⁸

Der Hinweis auf den „metaphysischen Kampf“ im Namen „des Rechts, sich auf der Seite des Lichts zu positionieren, auf Seiten der Wahrheit Gottes, auf Seiten dessen, was uns das Licht Christi, sein Wort, sein Evangelium offenbaren“³⁹ – wie Kyrill I. darlegte –, wird zwar in der Predigt nicht weiter ausgeführt; doch muss man den Vollsinn des Begriffs beachten, der in der Kreuzzugsformel von 1099 zum Ausdruck kommt.⁴⁰ Wenn etwa

34 Mir liegen der russische Originaltext dieser Predigt, sowie eine wörtliche Übersetzung ins Deutsche vor. Frau Gruel-Dovner, Oldendorf/Südheide, danke ich herzlich für die Beschaffung des russischen Originaltextes und die wörtliche Übersetzung der Predigt; für Hilfe im Russischen danke ich auch meinem Freund Rudolf Böhm, Bonn-Bad Godesberg.

35 Friedrich SCHMIDT (2022), op. cit., S. 8b.

36 <http://www.patriarchia.ru/db/text/5906442.html>.

37 „Все сказанное свидетельствует о том, что мы вступили в борьбу, которая имеет не физическое, а метафизическое значение“; vgl. Sandra KATHE (2022), Ukraine-Krieg: Moskauer Kirchenoberhaupt rechtfertigt Angriff mit Homophobie, Frankfurter Rundschau vom 07.03.2022 (FR.de, E-Paper, FR+App.). Vgl. a. The Economist (2022), London, [https://www.economist.com/europe/„Russia Orthodox Church and the War“](https://www.economist.com/europe/„Russia%20Orthodox%20Church%20and%20the%20War“), der am 21.03.2022 ebenfalls Kyrill I. zitiert: „We have entered into a struggle that has not a physical, but a metaphysical significance.“ S.a. Ramon WEISSKOPF (2016), op. cit., S. 26; Friedrich SCHMIDT (2022), op. cit., S. 8e.

38 Zit. n. Philippe BUC (2015), Heiliger Krieg – Gewalt im Namen des Christentums, Darmstadt, S. 98 ff. 324, Anm. 110 (Verweis auf die *Gesta Francorum et aliorum Hierosolimitanorum* VI, 17); s.a. Friedrich Erich DOBBERAHN (2022a), [Amsterdam 1948]: Eine bitter notwendige Formel, in: F.A.Z. vom Freitag, 8. Juli 2022, Nr. 156, S. 5.

39 Vgl. DOMRADIO.de vom 14.06.2022: „Hintergrund: Patriarch Kyrill I. rechtfertigt Krieg gegen die Ukraine“.

40 Vgl. den oben S. 118–149 (Kap. I, 2–3) analysierten „Schwertsegen“ und Friedrich Erich DOBBERAHN (2022b), Religion im Dienst des Krieges – Die abscheuliche Wiederkehr der theologischen Ursünde, in: Deutsches Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt, Jg. 119, Heft 7, Speyer, S. 399–403.

The Economist am 21. März 2022 kommentierte: „In a unholy alliance, it is helping Vladimir Putin to justify his war at home. Russia's Orthodox Church paints the conflict in Ukraine as a holy war“⁴¹, so reicht das längst nicht aus, um die Tragweite der Aussagen Kyrills I. deutlich zu machen. Aber derart unzureichend wird die Predigt Kyrills I. außerdem nicht nur von Politikern⁴² skandalisiert, sondern, was schlimmer ist, auch von den Kirchen selbst. Von hohen Politikern und Kirchenvertretern werden daher die notwendigen Schlussfolgerungen und Konsequenzen für den Umgang mit Putin auch nicht gezogen, wohingegen sich in der russisch-orthodoxen Priesterschaft selbst Widerstände zu Wort gemeldet haben, die sich in ihrer theologischen Präzision ganz bewusst an der „Barmer Theologischen Erklärung“ von 1934 orientieren.⁴³ Noch Mitte Juni 2022, im Interview, das die Journalistin Cathrin Gilbert mit dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj geführt hat, beklagte sich dieser über die kaum verständliche Zurückhaltung der Weltkirche:

DIE ZEIT: „Auch die Kirchen halten sich bislang erstaunlich zurück. Dabei unterstützt das Oberhaupt der russisch-orthodoxen Kirche, Patriarch Kyrill, den Angriffskrieg seines Freundes Putin nach Kräften. Expecten Sie von den deutschen Kirchen ein deutlicheres Signal gegen ihn? Sollten sie den Kontakt zur Kyrill-Kirche abbrechen?“

Selenskyj: „Lassen Sie mich Ihnen nur ein Beispiel geben: Vergangene Woche hat das russische Militär erneut auf eines der orthodoxen Heiligtümer geschossen – das Swjatohirsck-Kloster in der Region Donezk. Und dies ist nicht das erste Heiligtum in der Ukraine,

41 The Economist (March 2022), op. cit., vom 21.03.2022, schreibt weiter: „Russia's Cathedral of the Armed Forces was consecrated in 2020. It sits in Patriot Park, a military theme park in Kubinka, around 60 km to the west of Moscow. The church is khaki green, topped with a gold Orthodox cross. [...] Nazi tanks were melted to make the floor. Angels gaze down on Russian soldiers in a mosaic commemorating the country's role in Syria's civil war, the invasion of Georgia in 2008 and the annexation of Crimea in 2014. In Russia, church and military go hand in hand. Patriarch Kirill, the head of the Russian Orthodox Church, implicitly supports Vladimir Putin's invasion of Ukraine. He spouts Kremlin propaganda, claiming that Russia is not the aggressor and that genocide is being perpetrated by Ukrainians against Russian speakers in the Donbas. Nor is his endorsement of this war unique. During his tenure, Russian priests have blessed bombs destined for Syria and Crimea. Bishop Stefan of Klin, who presides over the Cathedral of the Armed Forces, leads the church's department for co-operation with the army. Before taking holy orders he was an officer in the missile-defence force.“

42 So erwähnt Rüdiger von FRITSCH (2022), *Zeitenwende – Putins Krieg und die Folgen*, Berlin, S. 45 den Terminus zwar, ohne aber auf dessen eigentlichen Sinn und dessen Konsequenzen aufmerksam zu machen.

43 S. „A Declaration on the ‚Russian World‘ (Russkij Mir) Teaching“, inzwischen unterzeichnet von nahezu 1500 (meist orthodoxen) Theologen und Theologinnen in „Public Orthodoxy, Orthodox Christian Studies Center, Fordham University“ vom March 13, 2022 – Sunday of Orthodoxy: <http://publicorthodoxy.org/2022/03/13/a-declaration-on-the-russian-world-russkij-mir-teaching>; Reinhard FLOGAUS (2022), op. cit., S. 12; vgl. mit dieser Erklärung o. S. 733 ff. 742 f (Kap. XVIII, 3, b).

das von Russland zerstört wurde. Wenn ein religiöser Führer solche Untaten und das Abschachten von Menschen segnet, warum verurteilen ihn andere Kirchenführer dann nicht? Wie können Christen da schweigen?⁴⁴

Die Kreuzzugsformel von 1099 sollte den russischen Soldaten den tieferen Sinn des Krieges folgendermaßen erklären: Das augenblickliche Kriegsgeschehen ist Ausläufer des im Himmel ausgefochtenen Kampfes der guten gegen die bösen Mächte. D.h.: Der Äon der Welterlösung ist in den laufenden Tag der Profangeschichte Russlands verlegt. Erweckt und aufgeladen von der Kraft Gottes, die sich schon im österlichen Sieg Christi über den Tod – 1. Kor. 15, 57 f spricht vom „Sieg“ – geoffenbart hat⁴⁵, tritt die Erlöser-Nation, Russland, treten Putin, seine Generäle wie Soldaten in den Dienst der universalen Heilsmacht Gottes. Sie streiten als „Athleten Christi“, als auserkorene Werkzeuge des göttlichen Sieges gegen den Aufruhr der „Mächte des Bösen“ („власти зла“). Schon 1914–1945 wurde deutschen Soldaten weisgemacht, dass sie, wenn sie auf die Feinde Deutschlands schossen – die Feinde Deutschlands sind die Feinde Gottes –, Jesus Christus bei der Erlösung der Welt helfen würden.⁴⁶ Im Reich Putins klingt der Kreuzfahrerruf „Deus (lo) vult“ („Gott will es!“)⁴⁷ also nicht viel anders, als es damals in Deutschland der Fall war: Die russischen Truppen verrichten ihren Waffendienst im allerhöchsten Auftrag. Auf Geheiß des auferstandenen Christus vollstrecken sie in ihrem Strafamt an den Feinden Gottes ein „gerechtes Gericht“, indem sie auf Befehl Putins – Kyrill I. hatte ihn schon 2012 als „Wunder Gottes“ und „Gesandter Gottes“ ausgerufen⁴⁸ – in der Ukraine gegen Völkermord und Nazitum ihre „heilige Spezialoperation“ durchführen, die nicht anders zu verstehen sein soll als der irdische Nachvollzug des bereits vollbrachten göttlichen Sieges über Tod und Teufel (Offb. 17–20). So dichtete man schon 1815 mitten im preußischen Freiheitskrieg:

„Denn dieser Krieg, er ist gewiß
Kein Krieg wie andre Kriege,
Hie streitet Licht und Finsterniß,
Die Wahrheit mit der Lüge,
Hie tritt Gott selber auf den Plan,
Und bindet mit dem Teufel an,
Das will der Krieg bedeuten,
Darin wir jetzo streiten.“⁴⁹

44 DIE ZEIT vom 15.06.2022 (Politik), Nr. 25: „Am 24. Februar begann der totale Krieg“, S. 6–7.

45 Vgl. o. zur Äquivokation bei sachverschiedener Ebene S. 400 ff (Kap. VII, 2, b), und S. 455 (Kap. IX, 1) zur Predigt Theodor Krummachers über 1. Kor. 15, 57–58.

46 S. o. S. 94.98 f (Prolegomena B, 4).

47 S. o. S. 99 (Prolegomena B, 4).117.124 ff (Kap. I, 1, c und 2, c) u.ö.

48 Katja GLOGER (2016), op. cit., S. 85.93 f.309, Anm. 27; Manfred QUIRING (2017), op. cit., S. 164 ff.233; s. a. The Economist (2022), op. cit., vom 21.0.2022: „In 2012, he [= Kyrill I.] described his [Putin's] presidency as a ‚miracle of God“.

49 S. o. S. 127 (Kap. I, 2, c).275 (Kap. IV, 2, E, 2, d).540 f (Kap. XII, 1, c); zu dem unausgeglichene Verhältnis von partieller und vollkommener Erfüllung des eschatologischen Weltgerichts innerhalb der Weltgeschichte s. Philippe BUC (2015), op. cit., S. 84 ff.97 f.290 ff.297 f.



Abbildung 49: Die ideologiekritische Installation von Sasha Kurmaz „The Temple of Transfiguration“ vor der Akademie der Künste in Berlin versinnbildlicht die theologische Ursünde, indem sie auf die Reste eines sowjetischen Armeelagers eine orthodoxe Kuppel montiert.

(Photo © Wilhelm Dyckerhoff, Berlin, 2022).⁵⁰

Machthaber Putin, der dazu ausersehen ist, die Umsetzung des himmlischen Sieges über das Böse auf Erden zu vollbringen, kann daher – aus dieser theologischen Heilsperspektive heraus, die wie ein Dogma unabänderlich feststeht – den Krieg gegen die Ukraine und die „sündige“ westliche Welt gar nicht verlieren.

„Metaphysik“ heißt im Klartext dann ferner, dass die göttlich garantierte Teleologie des Ganzen jede sorgenvolle, kritische Bewertung der Einzelumstände wie Nutzen, Kosten, Risiken, Verluste, Sanktionen, internationale Isolation und Ächtung, Spaltungen im Inneren für unerheblich erklärt. Deshalb auch der Aufruf an die Kreuzfahrer: „Gehe hin in Frieden! – Vade in pace“, denn irrelevant, belanglos sind jetzt – neben der Sorge für die notwendige Waffenrüstung, die von der göttlichen Providenz ebenfalls garantiert wird⁵¹ – auch alle ethischen Erwägungen gegen den Krieg. Gräueltaten wie die der grauenhaften Menschheitsverbrechen in Bucha, Borodjanka, Kramatorsk, Mariupol und

50 Näheres s. unter „What matters“, AdK Work Presentation, Junge Akademie, 17.03.2022 (Internetquelle); Ingeborg RUTHE, „Putins Popen“, in: Berliner Zeitung vom Freitag, 18.03.2022, Nr. 64 HA, 78. Jahrgang.

51 S. o. S. 249 ff (vgl. Kap. IV, 2, C, 3, c).268 (Kap. IV, 2, E, 2, a).

in vielen anderen ukrainischen Städten sind lediglich als heilsgeschichtliche Etappen, als Durchgangsphasen zu werten, die zur irdischen Verwirklichung des bereits vom Himmel herab vorherbestimmten Heils nötig sind. Alle Untaten, so grausam sie auch erscheinen mögen, gelten, weil sie gegen die Feinde Gottes in der Ukraine (die „Völkermörder“ und „Faschisten“) gerichtet sind, als heilsgeschichtlich oder von der Vorsehung her gedeckt.⁵²

Auch Generäle dürfen ihre im Heilsauftrag Gottes gegen Tod und Teufel kämpfenden Truppen ohne Gewissensbisse unbegrenzt in den „Paternoster des Todes“⁵³ schicken – so wie damals in endlosen Reihen die deutsche Generalität „feldfrische“ Opferungsmannschaften nach Verdun einwaggonieren ließ⁵⁴ –, denn „niemand hat größere Liebe denn der, welcher sein Leben lässt für seine Freunde!“ Mit diesem Bibelwort aus Joh. 15, 13 schmückte Putin in Moskau am 8. Jahrestag der Krim-Annexion beim Propaganda-Konzert „Krimfrühling“ seinen Krieg gegen die Ukraine.⁵⁵ Und ebenso der Soldat, der die Zivilbevölkerung mit Raketen beschießt, braucht, weil er auftragsgemäß unter der Oberhoheit eines überweltlichen, edleren und besseren Prinzips handelt, bei größten Unmenschlichkeiten kein schlechtes Gewissen zu haben, so dass er „jeden Abend mit der Seelenruhe wilder Bestien einschlafen“ kann (wie es einmal bei Gustav Flaubert heißt⁵⁶). Präsident Selenskyjs erschütternde „Reden im Zeichen des Krieges“ haben die russischen Gräueltaten dokumentiert und weltöffentlich angeprangert.⁵⁷ Den Putin-Krieg lässt die transzendente, spirituelle Abkunft der heilsgewissen Aprioris⁵⁸ in den somnambulen Freiraum einer Ideologie eintreten, wo ihm kein innerweltlich-säkulares Kalkül mehr entgegensteht.⁵⁹ Genau das drückte sich im Ersten Weltkrieg auch im deutschen „Schwertsegen“ für die Soldaten aus: „Und sollst sie alle [= Gottes und Deutschlands Feinde] umbringen dürfen als Meine [= Gottes] Erschlagenen. Rüste dich und rase und richte!“⁶⁰ Weil sich – gemäß Kyrill I. – der apokalyptische Endkampf des Guten gegen die „Mächte des Bösen“ nicht vom Irdischen, sondern überirdisch, vom Jenseits her vollzieht, lässt sie dem Kriegführenden und seinen Schergen freie Hand für die Umwertung aller humanen Werte.⁶¹ Jede noch so verbrecherische Kriegsmaßnahme wie der Einsatz von Massenvernichtungsmitteln gegen Soldaten und Zivilisten erscheint als heilsnotwendig. Die Vertikale der Metaphysik streicht alle Ebenen der irdischen Ethik durch. Als

52 Vgl. Philippe BUC (2015), op. cit., S. 276 ff. 285 ff.

53 Vgl. o. S. 130 ff (Kap. I, 2, d), 579 f (Kap. XIV, 1) und dazu S. 427 (Kap. VII, 3, e). Man spricht Anfang Juli 2022 von bereits mehr als 36.000 gefallen russischen Soldaten.

54 Vgl. o. S. 39 f (Prolegomena A, 2, a), 423 ff (Kap. VII, 3, e).

55 Vgl. o. S. 94 (Prolegomena B, 4); auch in deutschen Weltkriegspredigten üblich; vgl. D. Georg GOENS (1916), „Gott mit uns!“ – Feldpredigten im Großen Hauptquartier gehalten, Dritte Reihe, Berlin, S. 44 (Predigt Nr. XXVIII).

56 Gustav FLAUBERT (1907), *Salammbô*, Édition définitive, Paris, S. 107: „et chaque soir ils s'endormaient dans la placidité des bêtes féroces.“

57 Wolodymyr SELENSKYJ (2022), *Für die Ukraine, für die Freiheit – Reden im Zeichen des Krieges*, ullstein, Berlin, S. 42.46 f. 52.71.77 f. 81 ff. 101 ff. 108 f. 121.126.130.132.140.145 f. 152 f.

58 Vgl. o. S. 468 f die „Summa summarum“ der deutschen Kriegstheologie (Kap. IX, 3).

59 MÜNKLER (2002), S. 184 f. 200 f.

60 S. o. S. 118 ff. 148 f (Kap. I, 2, a; 3, e); das Zitat auf S. 119.

61 S. o. S. 295 (Kap. V, 1, b).

gebotenes Kampfmittel⁶² erscheint daher auch die verbriefte Unwahrheit, weil ebenso sie im Dienst einer höheren Wahrheit und in göttlicher Heilsabsicht steht⁶³ – daher also auch das Recht zur manipulativen Sprachregelung, zur irreführenden Meinungslenkung, zu Dementis, zu Täuschungen, zur Gräuelpropaganda, zur Negation der ukrainischen Kultur⁶⁴, zu absurden Anschuldigungen (die Ukraine wolle die russischen Lebensgrundlagen und kulturellen Werte zerstören –; man vergleiche den Tagesbefehl Hitlers vom 10. Mai 1940 an die Soldaten der Westfront⁶⁵ – verbale Vorwegnahmen eigener Absichten⁶⁶). Auch das Lügenvokabular, mit der man sich über die Kommunikationsmittel hermacht⁶⁷ – wie „Friedenstruppe“, „militärische Spezialoperation“ (das klingt wie „Sonderbehandlung“⁶⁸), „Kommunikationsaufsicht“ und „Befreiung vom Militarismus und Nazismus“ – dient der Heilsgeschichte.⁶⁹ Goebbels ließ im Februar 1942 sogar die Wörterbücher, die in den von Hitlers Truppen besetzten Gebieten verwendet wurden, umschreiben.⁷⁰ – Die theologische Umwertung des Ukraine-Krieges als Heilsgeschichte trägt dazu bei, dass – wie im Hitlerismus – genauso im Putinismus facts und fiction durcheinandergehen und durch Maxar-Bilder leicht zu enttarnende Lügen umstandslos verbreitet werden können.⁷¹

Wenn Kyrill I. dann am 6. März 2022, dem „Sonntag des adamischen Exils“, der ein „Vergebungssonntag“ war, zur Verzeihung aufrief – Generäle und der einfache Soldat hätten im Krieg keine persönliche Rache zu üben, sondern zu vergeben –, so heißt das nicht, dass die Grausamkeiten des Krieges zurückzunehmen wären. Im Auftrag Gottes geführte Kriege sind per definitionem immer ein „Werk der Liebe“, da sie der universalen Weltrettung und Erlösung dienen.⁷² Gerade so klang es auch schon im Ersten Weltkrieg, als aus dem Schießen von Gewehrkugeln das „Streuen von Weihwasser“ wurde, Granaten „Weihrauch qualmten“, Patronengürtel als „Rosenkränze“ galten⁷³ und man sang:

„Es lenkt die Hand der Liebe auch die mordenden Rohre ...
Engel des Sieges seid ihr von mir [= Christus] geheißten.“

62 S. o. S. 207.216 f.886, Anm. 198 (Kap. IV, 2, C, Einleitung, C, 1, a).

63 Vgl. z. B. o. S. 677 (Kap. XVII, 1); vgl. etwa Gen. 27, 6–29.

64 Vgl. o. S. 239 ff (Kap. IV, 2, C, 3, a).

65 DIE WEHRMACHT (1940), *Der Freiheitskampf des großdeutschen Volkes*, hg. v. OKW, Berlin, S. 202 f (Kap. V).

66 Vgl. Karl SCHLÖGEL (2022), op. cit., S. 43.

67 Vgl. o. S. 676–696 (Kap. XVII); BERNING (1962), NF Bd. 18, S. 160 ff.

68 DIES. (1961, NF Bd. 17), S. 101; vgl. DIES (1962, NF Bd. 18), S. 113 ff.

69 Vgl. den Aktenvermerk Martin Bormanns vom 16.07.1941 aus dem Führerhauptquartier; KLEE/DREßEN/RIEß (1989), op. cit., S. 22 f.244: „Wir betonen, daß wir die Bringer der Freiheit wären“.

70 Heinrich FRAENKEL/Roger MANVELL (1960), *Goebbels – Eine Biographie*, Köln/Berlin, S. 268 f.

71 Karl SCHLÖGEL (2022), op. cit., S. 40.74 f.81.

72 S. o. S. 87 (Prolegomena B, 2).273 (Kap. IV, 2, E, 2, c).418 (Kap. VII, 3, d).

73 S. o. S. 60 (Prolegomena A, 2, d).98 f (Prolegomena B, 5).117 (Kap. I, 1, c).

„Deutschland muss lieben, muss lieben selbst mit dem Schwerte;
Und die mordende Hand betet, indem sie zerstört.“⁷⁴

Fazit: Die metaphysische Verklärung des Putin'schen Krieges durch Kyrill I. wiederholt und erläutert uns hautnah die theologisch abgeirrte identitäre Kriegsideologie im Deutschland von 1914–1918 und 1939–1945.⁷⁵ Sie erklärt uns ebenso die unvorstellbaren Henkerssitten, wie sie gleichfalls in den offiziellen Anweisungen für den deutschen Vernichtungskrieg im Osten vom 22. Juni 1941 und 16. Dezember 1942 protokolliert sind.⁷⁶ All' das, was jetzt in Russland und in der Ukraine vor sich geht, verschafft uns nach 1945, um Ricarda Huch von 1942 zu zitieren⁷⁷, erneut Einblick in das Innere, in „Knochengerüst und Eingeweide“ der deutschen Kriegsmetaphysik, wie wir sie von 1914–1945 her kennen.

* * * * *

Worte verschulden – freilich durch die vom Wort beeinflussten Instanzen vermittelt – Taten, die von Worten begleitet wiederum neue Taten verschulden, und so fort.⁷⁸ Es ist deshalb sachgemäß – wie dies gegenwärtig eine Reihe von Buchautoren tut –, sich mit der Person Putins zu beschäftigen, gleichsam in „Putins Kopf zu schauen“. Es liegt am Tage, dass Putin – in einer innenpolitischen Lageverschärfung von mafiöser Vermögensverteilung, strukturellen Defiziten, von wirtschaftlicher Stagnation und allgemeinem Niedergang⁷⁹ – zu seinem persönlichen Machterhalt dringend die Kompensation benötigt, die ihm die Erfüllung der außenpolitischen Großmachtträume Russlands bietet: Die Sammlung „ur-russischer“ Territorien, die Rückgewinnung der verlorenen Einflussräume und Ressourcen sollen ihm die Zustimmung der Bevölkerung und damit das politische Über-

74 S. o. S. 545 (Kap. XII, 1, d).987 (Anm. 284 zu Kap. VII, 3, d).

75 Vgl. bei Ernst KLEE/Willi DREßEN/Volker RIEß (1989), op. cit., S. 43.245 das Telegramm des Geistlichen Vertrauensrats der Deutschen Evangelischen Kirche an den Führer vom 30.6.1941, unterzeichnet von August Marahrens (Ev. Landesbischof von Hannover), Walter Schultz (Ev. Landesbischof von Schwerin) und Friedrich Hymmen (Vizepräsident des Ev. Oberkirchenrats in Berlin); s. a. Georg DENZLER/Volker FABRICIUS (1988, I–II), Die Kirchen im Dritten Reich – Christen und Nazis Hand in Hand?, Fischer 4320/4321, Frankfurt a. M., hier Bd. I, S. 171 f.

76 Ernst KLEE/Willi DREßEN/Volker RIEß (1989), op. cit., S. 7.237 (Anm. 5 und 6): „Der Kampf Deutschlands gegen Moskau wird zum Kreuzzug Europas gegen den Bolschewismus [...]. Die Truppe ist [...] berechtigt und verpflichtet, in diesem Kampf ohne Einschränkung auch gegen Frauen und Kinder jedes Mittel anzuwenden, wenn es nur zum Erfolg führt.“ S. a. DIES., ebd., S. 7 f.237–244, Anm. 7 bis 15; ebenso die übrigen Teile des Buches. S. a. Laurenz REES (2010), Auschwitz – Geschichte eines Verbrechens, Augsburg, S. 301 ff („Hemmungsloses Morden“).

77 BAUM (1950), S. 417.

78 S. o. S. 30 (Prolegomena A, Einleitung).

79 Ulrich SCHMID (2015), UA – Ukraine zwischen Ost und West, Schriftenreihe der Vontobel-Stiftung, Zürich, S. 91; Katja GLOGER (2016), op. cit., S. 62 ff.64 ff; Manfred QUIRING (2017), op. cit., S. 232 f.

leben sichern. Die Mobilisation der Bevölkerung für den Krieg und die Festigung der persönlichen Machtstellung bedürfen jedoch zusätzlich der messianischen Erhabenheit seiner Person. Putin wäre mit diesem Maßnahmenkatalog nicht der einzige Autokrat, der nationale Ursprungsmythen kombiniert mit der Aureole eigener übernatürlicher Berufung und Erlöserbefähigung, die aus solcher Mythik erwachsen.⁸⁰ Michel Eltchaninoff behauptete zwar noch 2015, dass Putin als ausgesprochener Realist und Pragmatiker keinen Wert darauf lege, an irgendein ideologisches Joch gekettet zu sein, auch wenn er Ideen benutze und sich dabei auf von ihm z. T. gründlich missverstandene Romanautoren (wie Dostojewskij⁸¹) und Philosophen (wie Iljin und Berdjajew⁸²) stütze. Die Frage, ob Putin an diese Ideen glaube oder nicht, sei nebensächlich („Le fait de savoir s'il y croit ou non est secondaire“⁸³). Im SPIEGEL-Interview vom 9. April 2022 widerrief Eltchaninoff dann aber diese Einschätzung und sprach nun massiv von einer „ideologischen Selbstradikalisierung“ Putins⁸⁴, bei der die Symmachie von Kriegsideologie und Volksheldentum einen hohen Stellenwert einnimmt. Wer zumindest die Wahrscheinlichkeit, dass Putin, um die Legende Russlands zu verwirklichen, nationalfaschistische Ideologien, mythische Aprioris und Theologien mit seinem Personenkult verbindet, nicht in ihrer vollen Bedrohlichkeit ernstnimmt⁸⁵, ist geschichtsblind.

Überlegungen zur Empfänglichkeit und Selbstdefinition Putins in Hinsicht auf Kyrill I. Kriegstheologie sind also beileibe nicht müßig. Vor dem Hintergrund der alten symphonia von Zar, Staat und Kirche⁸⁶, der nationalen Folklore, der nationalistischen Restitutions-erwartung kann sich Putin ohne weiteres als Heilsbringer im voraufklärerischen Sinn einer „Gefühlsphilosophie“⁸⁷, einer schicksalhaften, höheren Berufung oder der „Vorsehung“ empfehlen – etwa so, wie das bei Wilhelm II 1914–1918⁸⁸ und bei Hitler 1939–1945 der Fall war.⁸⁹ Hierzu passt schon Putins wiederholte Selbstauskunft, dass er sich in der Nachfolge und Rolle von Zar Peter d.Gr. (1672–1725) versteht. Dass Putin, obgleich Abkömmling des KGB, sich öffentlich zum russisch-orthodoxen Glauben bekannt hat⁹⁰,

80 Vgl. etwa zu Napoleon III. Otto Graf zu STOLBERG-WERNIGERODE (1941), Robert Heinrich Graf von der Goltz – Botschafter in Paris 1863–1869, Oldenburg i.O./Berlin, S. 116 ff. 285 f.

81 Michel ELTCHANINOFF (2022a), *Dans la Tête de Vladimir Poutine – Édition augmentée* (Mars 2022), Arles, S. 119 ff. 123 ff; auf Dostojewskijs Einfluss wies schon RUEDORFFER (1914), S. 68 ff hin.

82 Vgl. Michel ELTCHANINOFF (2022a), op. cit., S. 180 f. 183 f.

83 DERS. (2022a), op. cit., S. 9 ff; Zitat S. 10.

84 DERS. (2022b), „Da wusste ich, er wird einen großen Krieg beginnen“, in: DER SPIEGEL, Nr. 15 vom 09.04.2022, Hamburg, S. 117c; vgl. a. ebd., S. 118a.d. 119c.

85 Zu Bundeswehr-Historikerin Hedwig Richter vgl. Jan STERNBERG (2022), *Ausblick in eine neue Epoche*, in: SONNTAG – Wochenendmagazin des RedaktionsNetzwerks Deutschland (RND) vom Sonnabend/Sonntag, 28./29. Mai 2002, S. 1.

86 HILDERMEIER (2013), S. 387.674.829.1279.1330.

87 Ramon WEISSKOPF (2016), op. cit., S. 11.25 f. 28 f.

88 S. o. S. 543 ff (Kap. XII, 1, d).

89 Ralf Georg REUTH (1995), op. cit., S. 173.340.359.380.426.433.451 f. 457.472. 474.480.492 f. 498 f. 515.518 f. 532.540.556 f. 576 ff. 592 f. 597.600.602.612 f.

90 Katja GLOGER (2016), op. cit., S. 81.

heißt zwar nicht unbedingt, dass er deshalb auch an die überirdische, heilsgeschichtliche Dimensionierung, die der russisch-orthodoxe Primas ihm und seinem Krieg gegen die Ukraine zuschreibt, glaubt. Wir können hier nicht abschließend beurteilen, ob sich Putin mit der Rolle, die ihm Kyrill I. anträgt, „Wunder Gottes“ und „Gesandter Gottes“ zu sein, identifiziert, oder ob er sich nicht bloß damit stilisiert, um der russischen Nation eine Mission als Welterlöserin und ihr seinen Krieg als Gottesdienst aufzuschwätzen.⁹¹ Man kann nicht ausschließen, dass Putin mit der Russisch-orthodoxen Kirche ein pragmatisches Zweckbündnis⁹² eingegangen ist. Dennoch: Putins Selbststilisierung zum charismatischen Volksführer gegen Tod und Teufel greift rezeptionsästhetisch tief in die Schatztruhe russischer Nationalgeschichte und Mythologie und löst damit – so Michel Eltchaninoff – einen (von Kyrill I. erlösungstheologisch aufgeladenen) „Wertekonflikt“ aus, der für Propheten- und Charismatentum typisch ist und nur mit totalem Sieg oder totaler Niederlage enden kann.⁹³

Dies alles zeigt, dass Putin konsequent vom geopolitischen Paradigma in das „weltanschauliche und zivilisatorische“ übergewechselt ist⁹⁴ und sich damit vom Realpolitiker zum „Feuer-und-Schwert“-Propheten gewandelt hat. Er folgt – ähnlich wie das auch beim ISIS-Terrorstaat der Fall war⁹⁵ – einem Modell, das Kurt Lenk als Ausdrucksideologie, Reinhard Rürup in Bezug auf den Ersten Weltkrieg als Ideologiekrieg, bezeichnet hat.⁹⁶ Seine Beglaubigung erfährt Putin dadurch, dass er nicht nur an die Gängigkeit nationaler Ursprungsmythen – wie an die „gottgewirkte“ *translatio imperii* von Byzanz auf Kiew und von Kiew auf Moskau zur Gottesträgerschaft des „Dritten Rom“⁹⁷ –, sondern auch an die russische Nationalliteratur wie an Dostojewskijs „Dämonen“ anknüpfen kann. „Je stärker und größer aber ein Volk ist, desto eigener gehört ihm auch sein Gott an“, heißt es dort.⁹⁸ Und weiter lässt Dostojewskij in den „Dämonen“ einen gewissen Iwan Pawlowitsch Schatow behaupten, dass einzig dem russischen Reich die „Gottesträgerschaft“ und damit auch die Erlöserschaft in der Geschichte zukämen.⁹⁹ „Die Hauptsache ist die Legende!“, lautet schließlich die Parole, als es im Roman darum geht, einen politischen

91 Vgl. schon RUEDORFFER (1914), S. 9 f. 68 ff; vgl. o. S. 96 ff (Prolegomena B, 5). 142. 149 (Kap. I, 3, c–e). 321 (Kap. V, 1, f). 379 (Kap. VI, 4, A, d); Rolf HOCHHUTH (1977), Joseph Goebbels, Tagebücher 1945, Hamburg, S. 43.

92 Vgl. zu Hitler: Georg DENZLER/Volker FABRICIUS (1988, I–II), op. cit., hier Bd. II, S. 173 ff (Nr. 39).

93 Michel ELTCHANINOFF (2022b), op. cit., S. 119d.

94 DERS. (2022b), ebd., S. 119c.

95 Diesen Vergleich stellte m.W. zuerst Mykhailo Podolyak (Berater von Wolodymyr Selenskyj) an; Lucas MAIER (2022), in: Frankfurter Rundschau vom 26.04.2022 (Fr.de E-paper).

96 S. o. S. 266 (Kap. IV, 2, E, 2). 291 (Kap. V, 1, b).

97 HILDERMEIER (2013), S. 46 ff. 48 ff. 211 ff; Ramon WEISSKOPF (2016), op. cit., S. 24; vgl. dazu o. S. 144 ff (Kap. I, 3, c). 262 f (Kap. IV, E, 1).

98 DOSTOJEWSKIJ (1975), Stuttgart, Parkland, S. 285 („Die Dämonen“, Zweiter Teil, Kap. I, 7).

99 DERS. (1975), ebd., S. 281 ff (Zweiter Teil, Kap. I, 7); ob das dann wirklich auch immer die Meinung Dostojewskijs selbst war, steht dahin; Michel ELTCHANINOFF (2022a), op. cit., S. 119 ff.

Führer als Messias erstehen zu lassen.¹⁰⁰ Für die charismatische Rolle, die Putin spielt, ist überdies das gesellschaftliche Umfeld sehr günstig. Die Orthodoxie, seit 2012 wiederentdeckt, ist eine „Säule der russischen Welt“. Die „Grundlagen der orthodoxen Kultur“ sind mittlerweile Pflichtfach an allen russischen Grundschulen geworden.¹⁰¹ Schließlich arbeitet auch die Stimmung großer Teile der russischen Bevölkerung den Ambitionen Putins zu, da die Ära Michail Gorbatschows, der Zusammenbruch und der Zerfall der Sowjetunion und die Herabstufung des „Dritten Rom“, des „heiligen, gläubigen Russland“ zur Regionalmacht (Barack Obama: „Russia is a regional power“) als Trauma, Tragödie und Schmach empfunden wird.¹⁰²

Der Krieg Putins befindet sich damit im Paradigma von nicht mehr zurücknehmbaren Aprioris, und deshalb muss der Appell hochrangiger deutscher Intellektueller „Waffenstillstand jetzt! Verhandlungen so schnell wie möglich“¹⁰³ ins Leere laufen. Von Seiten Putins gibt es nichts zu verhandeln. Jede Verhandlungsbereitschaft müsste – zumindest aus der Sicht Kyrills I. – dazu führen, den „von oben her“ garantierten Sieg Russlands zu sabotieren. Die von keiner anderen säkularen oder religiösen Instanz mehr erreichbare, kontrollierbare und deshalb fatale Dynamik solcher „metaphysischen Krachschlägerei“¹⁰⁴ besteht gerade darin, dass sie sich schlafwandlerisch jeder realitätsbezogenen Einschätzung entzieht¹⁰⁵ und nur noch zu weiterer Eskalation bis hin zum Völkermord fähig ist¹⁰⁶, weil „die Geschichte keine Hure“ ist¹⁰⁷ und die Vorsehung, die mystische Berufung durch die Geschichte oder Gott in ihren Heilsplänen keine Fehler machen.¹⁰⁸ Die Regel eines Joseph Goebbels, der bis zuletzt die Metaphysik, das angeblich in Hitler wirkende göttliche Walten und die Vorsehung bemühte und anrief¹⁰⁹, lautete daher schon im November 1939: „totale Aktion zu einem totalen Ziel und unter Ansatz totaler Mittel“.¹¹⁰ Immer noch ist aber nicht absehbar, wie weit Putin wirklich zu gehen bereit ist. Folgte er dem „metaphysischen Paradigma“ seines Primas, müsste er – falls ihm nicht seine Entmachtung¹¹¹,

100 DOSTOJEWSKIJ (1975), op. cit., S. 481 („Die Dämonen“, Zweiter Teil, Kap. VIII); Michel ELTCHANINOFF (2022a), op. cit., S. 196: „L'essentiel, c'est la légende.“

101 Manfred QUIRING (2017), op. cit., S. 163 f; s. a. Katja GLOGER (2016), op. cit., S. 80 ff. 84 ff.

102 DIES. (2016), op. cit., S. 46 f. 76 ff; Manfred QUIRING (2017), op. cit., S. 218; Karl SCHLÖGEL (2022), op. cit., S. 36 ff.

103 In: DIE ZEIT Nr. 27 vom 30. Juni 2022, S. 48c–d (Feuilleton).

104 S. o. S. 262 f. 911, Anm. 611 (Kap. IV, 2, E, 1); MUSIL (1961), op. cit., S. 26.

105 S. o. S. 457 ff (Kap. IX, 1).

106 Vgl. Michel ELTCHANINOFF (2022a), op. cit., S. 180 ff. 189 ff. 193 ff; vgl. o. S. 266 ff (Kap. IV, E, 2 mit ae).

107 So Joseph Goebbels; Curt RIESS (1950), Joseph Goebbels – Eine Biographie, Baden-Baden, op. cit., S. 418.

108 S. o. S. 459 (Kap. IX, 1).

109 S. hier Anm. 89.

110 Vgl. Helmut HEIBER (1965), Joseph Goebbels, dtv 271/272, München, S. 288.

111 Nach den Erhebungen vom Juni 2022 erklärten sich etwa 70 % der russischen Bevölkerung einverstanden mit Putins Krieg. Die Bevölkerung geht den Mythen und ausgesäten Narrativen von der Absicht des Westens, Russland auszulöschen, noch immer auf den Leim. Durchsickernde Informationen von außen werden für „Fake“ gehalten; dagegen glaubt

militärische Niederlagen, eine Implosion seines Systems oder doch ein Zurückweichen der Ukraine und NATO zuvorkommen – sogar imstande sein, Atomwaffen einzusetzen oder einen Dritten Weltkrieg, das „Jüngste Gericht“ (so Dmitri Medwedew am 17. Juli 2022 in Wolgograd) auszulösen.¹¹² In dieser Weise ist auch der abschüssige deutsche Weg des „Gott mit uns“ im Kontinuum von 1914–1945 bis hin zum ethisch-moralischen Nullpunkt der Gaskammern zu verstehen.¹¹³ Der Faschismus, der diesem eigene Personenkult und die Nationalisierung der Theologie haben gezeigt, wie bald aus solch' einem Sich-Vergreifen an der Schatztruhe nationaltheologischer Aprioris Griffe in weltbrandgefährliche Mottenkisten werden können.

* * * * *

Zuletzt versuchen wir für den laufenden Tag, der uns einholt, die Frage zu beantworten, warum uns Geschichte immer wieder missglückt.¹¹⁴ Wir nehmen dazu Überlegungen auf¹¹⁵, die bisher in den Medien und Talkshows nicht ausreichend zur Sprache kommen. Eine Ausnahme bildet die Feststellung Konrad Schullers vom 1. Mai 2022 in faz.net: „Frieden mit Russland wird erst möglich sein, wenn Putins imperiale Mythen nicht mehr Staatsdoktrin sind.“¹¹⁶ Meine These lautet, dass unsere Geschichte deswegen misslingt, weil wir die verderbliche Fortwirkung der mörderischen Ideologien entweder viel zu spät erkennen oder ihr zu wenig Beachtung schenken und Widerstand entgesetzen.

Unser Geschichtsverständnis läuft Gefahr, sich ins ereignishaft Punktuelle zu verarmen. Konflikte allem kriegerische, sind niemals bloß obenauf schwimmende Korkenstücke. Nur eine Art Wochenblattpolitik kann vergessen, dass zwischen umstürzenden Einzelereignissen keine „heiligen Leerräume“ existieren, sondern immer auch ein Kontinuum ideologischer

man, dass die Ukraine Russland mit Biowaffen bedrohe, in der Region Donbas russische Zivilisten von Ukrainern gefoltert würden und einem Völkermord zum Opfer fielen, wenn Putin nicht eingriffe. Die Frage ist, ob (und wie lange) der Kriegspropaganda Putins die russischen Soldaten und die Bevölkerung noch Folge leisten; Michel ELTCHANINOFF (2022a), op. cit., S. 195; vgl. zum Ersten Weltkrieg o. S. 577–632 (Kap. XIV). Noch am 11.03.1945 notierte Goebbels in seinen Tagebüchern: „Alle Gefangenen, so wird in diesen Berichten [amerikanischer und englischer Blätter] erklärt, seien von einem mystischen Glauben an Hitler erfüllt.“ Rolf HOCHHUTH (1977), op. cit., S. 186.

112 Vgl. o. S. 32 (Prolegomena A, Einleitung) den Hinweis auf Harari, der einen Dritten Weltkrieg gerade durch die Nationalisierung der Theologie befürchtet. Zur Äußerung Dmitri Medwedews, aktuell Vizechef des russischen Sicherheitsrates, s. Andreas SCHMID (2022) in: Frankfurter Rundschau vom 18.07.2022.

113 Vgl. o. S. 247 ff (Kap. IV, 2, C, 3, c); vgl. a. Ernst KLEE/Willi DREßEN/Volker RIEß (1989), op. cit., S. 7 ff. 236 ff und passim.

114 Ich greife hier einen Terminus von Rolf Hochhuth auf; HOCHHUTH (1970), S. 324 ff. 328. Vgl. a. die Reflektionen zum „Missglücken der Geschichte“ bei Evelyn ROLL (2016), „Wir sind Europa!“ – Eine Streitschrift gegen den Nationalismus, Ullstein, Berlin, S. 18 ff.

115 S. o. S. 772 ff (Kap. XVIII, 6).

116 Konrad SCHULLER (2022), Wofür der Westen kämpfen muss, in: faz.net, aktualisiert am 01.05.2022: Das Ziel muss sein, „Putins imperialen Mythen so lange zu widerstehen, wie sie in Moskau Staatsdoktrin sind.“



Abbildung 50: „die Ausschüttung des heiligen Geistes“ – Blatt Nr. 9 der Mappe „Hintergrund“ von George Grosz (1893–1959) für die „Schwejk“-Aufführung bei Piscator, 1927; © Malik-Verlag; Reinhard GAEDE (2018), *Kirche/Christen/Krieg und Frieden – Die Diskussion im deutschen Protestantismus in der Weimarer Republik*, Bremen, S. 173.

Barbareien lauert. Am 12. Dezember 1939 zitierte der Commissaire général à l'Information Frankreichs, Jean Giraudoux (1882–1944), Hitler mit dem Satz „unsere wirklichen Kriege führen wir, bevor die militärischen Handlungen beginnen“.¹¹⁷ Hitler meinte damit die psychologische Zersetzung des Feindes. Ich beziehe mich dagegen auf die Tatsache, dass auch ein äußerlicher Frieden von einem kriegsaffinen Ideologiekrieg aus identitären Mythen behaust sein kann, dem schwer beizukommen ist. Zur Bewältigung von Ressourcenkonflikten und innenpolitischen Zerreißproben kann dieser Ideologiekrieg relativ rasch zum Aufflackern gebracht, seine völkische, rassistische, fanatisch-religiöse oder nationalistische Differenzsemantik zur Staatsdoktrin werden. Wenn dann aus solchen Glutnestern heraus neue Ungeheuerlichkeiten wie die aktuelle Feuersbrunst in der Ukraine auflodern, mit denen sich vorgeblich ereignisärmere Zeiträume auffüllen¹¹⁸, setzt der Kampf gegen die Brandherde viel zu spät ein; denn mit Panzern allein lassen sich der „Kanonenauftrag“ der Worte und die todbringende „Mythomotorik“ nicht niederwalzen. Die Bestürzung, die schockartige Verstörtheit, mit welcher man seit Monaten landauf landab von eingetretenen „Zeitenwenden“, von „neuen Realitäten“, „Epochenbrüchen“, vom „Ende von Gewissheiten“, von „geschichtlichen Quantensprüngen“, von „180-Grad Kehrtwenden“ spricht, deutet darauf, dass man den durch mörderische Ideologien verursachten permanenten „Kriegszustand

¹¹⁷ Curt RIESS (1950), op. cit., S. 256; Fundstelle nicht angegeben und von mir nicht ermittelt.

¹¹⁸ S. o. S. 770 f zur Vakuum-Theorie (Kap. XVIII, 6).

in Friedenszeiten“ (Slavoj Žižek)¹¹⁹ nicht recht wahrgenommen hat. Rolf Hochhuth hat in seiner Einführung zur Ausgabe der Tagebücher Joseph Goebbels von 1945 den bemerkenswerten Satz geschrieben, dass eine gewisse Art von „Geschichtsschreibung die Fortsetzung des Krieges mit schlimmeren Mitteln“¹²⁰ sei; dasselbe Prädikat trifft auch auf diese sich fortschreibenden Ideologien zu, die augenblicklich wieder den Blutzoll gewaltig heraufsetzen. Der jetzt konstatierte „Epochenbruch“ war schon lange geistig in den Gehirnen vollzogen und manifestiert sich jetzt materialiter; er lässt unsere Geschichte deshalb missglücken, weil man immer noch viel zu wenig auf die geistigen Katastrophen achtet und zu sehr auf die punktuell hervorbrechenden Tat-Katastrophen wartet.

Das Bemühen um das Gelingen der Geschichte und die Befolgung universal-ethischer Prinzipien muss daher schon beim Aufspüren der geistigen Katastrophen, bei den „Katastrophen der Phrasen“ (Karl Kraus)¹²¹ ansetzen. Paul Tillich sprach nicht zufällig bereits Anfang 1933 von der Notwendigkeit, die „Ursprungsmythen zu brechen.“¹²² Auch der Erste Weltkrieg erschien vielen damaligen Zeitgenossen als „Zeitenwende“ und katastrophaler Einbruch in die weit verbreitete Stimmung des entschiedenen Pazifismus¹²³, weil man es versäumt hatte, die seit vielen Generationen kontinuierlich fortgeschwollenen national-ideologischen Brandnester¹²⁴ wirksam zu bekämpfen. Und das heißt: Die Geschichte misslingt, ja, sie muss dauerhaft misslingen, solange der Kampf des Geistes gegen das Fortwirken mörderischer imperialer Mythen, die „uns jedes Jahr um weitere 365 Tage von der Aufklärung entfernen“¹²⁵, nicht früh genug beginnt: und zwar mit der Stärkung politischer Bildung, mit dem Erwerb von urteilsfähiger Lesekompetenz und Texterfassung, mit ideologiekritischem Engagement von Kunst, Philosophie und Theologie, um die Verheiligungen der Barbarei zu verhindern, indem man „Vergangenes zerbricht und auflöst, um leben zu können.“¹²⁶ In diesem Sinn müssen sich auch die westlichen Theologen davor hüten – selbst wenn sie meinen, diesmal auf der „richtigen“ Seite zu stehen –, nun ihrerseits den bewaffneten Kampf der Ukrainer metaphysisch zu unterstützen und damit ebenso in eine Kriegstheologie hineinzuschlittern. Wieder einmal machte im Mai dieses Jahres der Satz die Runde, Gebete seien „Munition.“¹²⁷ Pflicht aller Theologie ist nicht religiöses Waffenfieber, sondern der Ruf zur Buße. Die Kirche darf sich von ihren Glaubenskriterien

119 Slavoj ŽIŽEK (2022), *Heißer Frieden – Ein Krieg, der kein Krieg sein will, und ein Kampf der Kulturen am Ende der Geschichte*, in: DER SPIEGEL, Nr. 13, 26.03.2022, Hamburg, S. 47a.

120 Rolf HOCHHUTH (1977), op. cit., S. 40.

121 KRAUS; s. o. S. 678 f (Kap. XVII, 1).

122 TILICH (1980), S. 19; vgl. o. S. 720 f (Kap. XVIII, 2, b).

123 S. o. S. 483 f (Kap. X, 3); Robert MUSIL (1961), *Das hilflose Europa*, München, S. 25, Nr. 17; DERS. (1955), S. 636, Nr. 17.

124 S. o. S. 45 ff (Prolegomena A, 2, b). 247 ff (Kap. IV, 2, C, 3, c). 262 ff (Kap. IV, 2, E, 1–2). 278 ff (Kap. IV, 2, F).

125 Rolf HOCHHUTH (1977), op. cit., S. 50.

126 S. o. S. 28 f (Prolegomena A).

127 *Cellesche Zeitung* vom Samstag, 28. Mai 2022, S. 35: „Warum sind Gebete Munition, Metropolit Mark?“ (Erzbischof von Berlin und Deutschland der russisch-orthodoxen Kirche im Ausland (Roka)). Vgl. o. S. 393 f (Kap. VII, 1). 695 (Kap. XVII, 2).

her – ohne Rücksicht auf die Regierenden und auf die öffentliche Meinung – nicht verpflichten lassen, auf die Argumente derer zu hören, für die der Krieg noch ein politisches Mittel ist, um nationale Sicherheit oder machtpolitische Ziele zu erreichen. Sie, die Kirche,

„kann kein Ja mehr sprechen zu kriegesischen Gewaltanwendungen mit ihren Massenmorden und ihrem Masseneleid. Sie hat – wenn auch manchmal verzweifelt – ein klares Nein zu durch nichts mehr zu verantwortbaren Kriegen zu sprechen. [...] Sie kann sich nicht der Logik des Politischen unterwerfen, die gegen die Friedensverkündigung Jesu ist und gegen die ethischen Kriterien einer verantwortlichen Weltgestaltung stehen. [...] Sie kann kriegsführenden Staaten kein gutes Gewissen machen, sondern muss auf ihr schuldhaftes politisches Versagen in der Erhaltung und im Aufbau des Friedens hinweisen. [...] Man wird sich damit abfinden müssen, dass man mit der Bindung an die Friedenskräfte des Evangeliums nur Zeichen des Widerstands gegen die weltübliche Inhumanität und gegen die Abtötung der kritischen Vernunft durch die Herren dieser Welt setzen kann.“¹²⁸

* * * * *

Das „Weiterkommen“ Europas und der Weltpolitik wird sich vorerst, wie es aussieht, an der Ukraine entscheiden. Würde der Sturz des Putinismus andere ihm ähnliche Systeme mit sich in den Abgrund reißen, oder wird sein Sieg Freiheit und Demokratie zunehmend auslöschen und damit eine alte Mode zur neuen kreieren, dass man sich in die Geschichte „mit den größten und haltbarsten Namen, mit den Namen in roten Buchstaben“ einzuschreiben vermag, „weil das Blut hienieden den größten Ruhm bringt“?¹²⁹ Wird es dann nötig sein, dieselbe Entscheidung zu fällen, die damals Churchill für die freie Welt gegen Hitler wählte, um diesen (wie es Sebastian Haffner formulierte) „aus der Zivilisation auszuspeien“? Man lese dazu Rolf Hochhuths „Soldaten – Nekrolog auf Genf“.¹³⁰

Wer aber vermag es, die mörderischen Ideologien rechtzeitig zu bekämpfen, wenn es nicht Theologie, Philosophie, Kultur und Kunst gemeinsam und überall tun?¹³¹ Und selbst mit Sieg oder Niederlage, Triumph oder Untergang Putins wird das fortschwelende Problem mörderischer Ursprungsmythen, Theologien und Ideologien nicht erledigt sein. Da gilt es weiterzukämpfen – und das auch hierzulande noch: „Tua res agitur, paries cum

128 Günter BRAKELMANN (2022), Mail/Freundesbrief 2 vom Ostersonntag, 17/04/2022; vgl. Reinhard GAEDE (2019), Lernen aus der Geschichte – Traditionslinien für eine neuzeitliche Friedensethik und -politik, in: DtPfrBl., Jg. 119, Heft 12, Speyer, S. 697–699; Friedrich Erich DOBBERAHN (2022a), op. cit., S. 5 zur Formel der Amsterdamer Weltkirchenkonferenz 1948: „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein“; s. Amsterdamer Dokumente, Erstes Beiheft zur der Halbmonatsschrift Evangelische Welt, hg. v. Dr. Focko Lüpsen, Bethel, 1948, S. 64, Sektion IV, Abschnitt I.

129 Edmond & Jules GONCOURT (1956), Journal – Mémoires de la vie littéraire, Vol. I (ed. Robert Ricatte), Paris, S. 610 (Tagebucheintrag vom 22. Mai 1859): „les noms les plus grands et les plus solides sont des noms en lettres rouges [...]. Le sang est la plus grande gloire d'ici-bas.“

130 S. o. S. 58 (Prolegomena A, 2, c).

131 S. o. S. 768.774 (Kap. XVIII, 6).

proximus ardet.“¹³² Es ist freilich nicht so, dass dies nicht schon hierzulande an Schulen und Universitäten praktiziert würde. Bildung ist immer noch das beste Mittel. Gleichwohl: unsere Buchläden, um nur ein Beispiel zu geben, zeigen seismographisch eher eine konsumorientierte, entpolitisierte Hedonisierung an – mit Oberflächensynthese, Schnellvorlauf-Mentalität, luxusbetonter Banalisierung des Alltags, mit Eskapismus durch Abenteuer, Sensationsgier, Idyllisierung, Fantasy, Comedy, Comicisierung und Fiktionalisierung der Welt. Persönlich registriere ich zunehmend, dass schon beim Bücherangebot und -verkauf mehr Platz gemacht werden müsste für das reale ans-Licht-Kommen der Traditionen des Humanismus und Kosmopolitismus¹³³ und dass in Lese- und Bildstoffen mehr Anreize zum Tiefgang geschaffen werden sollten: mit Philosophie, Theologie, Kunst und Literatur zur Notwendigkeit echten Lebens, zu wahrer Menschlichkeit in Ästhetik und Ethik und damit auch zur Problematisierung unseres notvollen status quo, um zu politischer Wachsamkeit, Verantwortung und nachhaltiger Ideologiekritik anleiten zu können.

Südheide, am 22.07.2022

132 „Deine Sache wird abgehandelt, wenn die Wand des Nachbarn brennt.“ Horaz, Epistulae I, 18; Edvardus C. WICKHAM/H. W. GARROD (1957), Q. Horati Flacci Opera, Oxonii, S. 232.

133 S. o. S. 49.68 (Kap. I, 2, b.f).672 (Kap. XVI, 4).699 (Kap. XVIII, Einleitung).

Addenda et Corrigenda zur Open Access-Stellung, 2026¹

S. 28: Auf dieser Seite zitiere ich Günter Kunert (1929–2019) mit seinem antifaschistischen Gedicht von 1966 „Notizen in Kreide“. Aufmerksamen Lesern ist aufgefallen, dass es im Original lautet: „[...] weil dessen Kruste aus Vergessen / *noch zu dünn* / und zu lebendig die fleißigen Töter / noch und wieder noch“ sind. Ich änderte den Wortlaut bewusst in: „muss *dünn* bleiben“. In seinem Buch „Tagträume in Berlin und andernorts“, im Kapitel „*Paradoxie als Prinzip*“, gibt Kunert eine Eigeninterpretation dieses Gedichtes.² Paradox ist es, die Untaten der Mörder des Nazi-Regimes, die zur Warnung im kollektiven Bewusstsein bleiben müssen, weitgehend vergessen zu wollen. Das aber dient als Überlebenshilfe. Die Untaten vergessen zu wollen – so vermag nur ein Überlebender, ein Zeitzeuge, der unter den traumatischen Erinnerungen an die fleißigen Töter ein Leben lang leidet, zu sprechen. Nur er hat das Recht dazu. Diese Überlebenden sterben aber allmählich aus, so dass ich – Günter Kunert mag mir das posthum nachsehen – seinen Text aktualisieren musste (ohne die Originalfassung ersetzen zu wollen). Die Kruste aus Vergessen muss dünn bleiben.

S. 42: Zum Wert der Kunst ohne Tatorientierung s. Bertolt BRECHT (1977), Über Film (IV, Zusammenfassung), in: Gesammelte Werke in 20 Bänden, werkausgabe edition suhrkamp, Bd. 18, Schriften zur Literatur und Kunst I, Frankfurt a. M., S. 199f.

S. 43 ist der Beleg zu Baudelaires Zitat „extraire la *beauté* du Mal“ fortgefallen und sei hier nachgeliefert: Charles BAUDELAIRE (1908), Œuvres posthumes, Troisième Édition, Paris, S. 12: Projets d'une préface pour la seconde édition des fleurs du mal (I) – [Première Version]: „Il m'a paru plaisant, et d'autant plus agréable que la tâche était plus difficile, d'extraire la *beauté* du Mal. Ce livre, essentiellement inutile et absolument innocent, n'a pas été fait dans une autre but que de me divertir et d'exercer mon goût passionné de l'obstacle.“ Vgl. DERS. (1949), S. 450; ebd., S. 8 heißt es im Gedicht „Au Lecteur“ (Strophe 5): „Ainsi qu'un débauché pauvre qui baise et mange / Le sein martyrisé d'une antique catin, / Nous volons au passage un plaisir clandestin / Que nous pressons bien fort comme une vieille orange.“

S. 44: Zu Hegels Ästhetik des Hässlichen s. Karl ROSENKRANZ, Ästhetik des Hässlichen, Königsberg, 1853, Nachdruck Darmstadt, 1973, S. 356 ff; vgl. ebd., S. 39 f. 52 f. 61 ff. 167. 267.

1 Die bloß mit einer Jahreszahl versehenen Autorennamen verweisen auf das Quellen- und Literaturverzeichnis dieses Buches, Bd. II, S. 1202 ff.

2 Günter Kunert, „Tagträume in Berlin und andernorts – Kleine Prosa, Erzählungen, Aufsätze“, Fischer-Taschenbuch Nr. 1437, 26.–27. Tsd., Frankfurt a. M., 1985, S. 199 ff.

S. 58, zweiter Abschnitt, Zeilen 5 ff: In Fernsehinterviews bezogen sich israelische Militärsprecher während des Gaza-Krieges auch auf Churchills Vernichtungsstrategie gegen Hitler-Deutschland: *„You ask, what is our policy? I will say: It is [...] to wage war against a monstrous tyranny, never surpassed in the dark, lamentable catalogue of human crime [...]. You ask, what is our aim? [...] It is Victory, victory at all costs, victory in spite of all terror, victory, however long and hard the road may be; for without victory, there is no survival.“*³

S. 87 ff: Das Motiv der Überstülpung der Pickelhaube begegnet schon in einer Karikatur zu Preußens Vorherrschaft in Deutschland nach 1871: „Deutschlands Zukunft – Kommt es unter *einen* Hut? Ich glaube, es kommt unter *eine* Pickelhaube“, in: DEUTSCHER BUNDESTAG, Fragen an die Deutsche Geschichte – Ideen, Kräfte, Entscheidungen von 1800 bis zur Gegenwart, Historische Ausstellung im Reichstagsgebäude in Berlin, Katalog, 8. Aufl., Bonn, 1981, S. 209, Abb. IV, 130.

S. 88, letzte Zeile, und S. 759, Zeile 5 von unten: Die Lebensdaten Georg Friedrich Nicolais lauten richtig: 1874–1964.

S. 96, Zeilen 11 ff: Zu dem gezeigten Gebrauch der *nota accusativi* beim Verbum ^cBD füge den Belegen Ex. 3, 12 und Jos. 22, 27 noch diejenigen aus Dtn. 6, 13; 10, 12; 29, 17; Jos. 24, 15 f u. a. hinzu.

S. 102 ff: Gemäß dem Buchtitel und den Prolegomena A stellt meine Untersuchung die Deutsche Kriegstheologie insoweit dar, als sie sich in den Bereichen der öffentlichen Inszenierung (S. 134–158), der Religionspädagogik (S. 193–286), der Liturgik (S. 390–428), Lieddichtung (S. 429–451) und Homiletik (S. 452–467) rezeptionsästhetisch der Kriegspropaganda und ihrer manipulativen Meinungslenkung (S. 556–576.596–632.640–648.677–696) dienstbar machte. Eine konzentrierte Zusammenfassung der Deutschen Kriegstheologie „an sich“ befindet sich auf den Seiten 467 ff.

S. 104–168, Kopfzeile (Kolumnentitel) auf den linken Buchseiten: „*Theologen*“ (statt: „Theologe“).

S. 104.682: Zu den Gräueln des Balkankrieges erschien 1912 die SOZIALDEMOKRATISCHE FLUGSCHRIFT Nr. 14“, Berlin, 1912: „Die Greuel des Krieges“, die einzelnen Kapitel behandelten „Die Greuel der Schlacht“ (S. 2 ff), „Niedermetzlung von Frauen und Kindern“ (S. 4 f), „Die Leiden der Verwundeten“ (S. 5 ff), „Auf der Flucht“ (S. 7 ff), „Hunger und Kälte“ (S. 9 f), „Kriegsgefangen“ (S. 11), „Die Verzweiflung der Witwen“ (S. 11 f), sowie „Ihre Majestät die Cholera“ (S. 12 ff).

S. 180 f: Vgl. Barbara BECK, Das letzte Monarchenfest – Die Hochzeit der Kaisertochter Viktoria Luise in Berlin 1913, in: Kulturgeschichte Preußens, Colloquien der Stiftung Preu-

3 Randolph S. Churchill (Ed.), Churchill, Into battle – Speeches, Cassell, London, 1941, S. 208.

ßische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, 2017, Nr. 4, zweiter Vortrag (Internetquelle).

S. 193 ff./S. 873 ff: Durch einen unglücklichen Software-Fehler ist auf S. 193 die hinter dem Wort „erkennen“ (erster Abschnitt, Zeile 8) irrtümlich gestrichene Anmerkungsnummer 1 („eins“) in der Druckausgabe 2023, Bd. 2, S. 873 stehengeblieben. Dadurch haben sich im Kap. IV alle Anmerkungsnummern im vorderen Teil (Bd. 1) um den Zahlenwert –1 verschoben. Wer also vom Kap. IV (Bd. 1, S. 238) z. B. die Anm. 387 nachschlagen will, muss daher im Bd. 2, S. 897 unter der Anm. 388 nachschauen. Im *e-book*-Format ist dieses Versehen berichtigt worden.

S. 249 ff: Nach mannigfacher Zustimmung⁴ habe ich Widerspruch gegen mein Buch in den Rezensionen von Holger Weitenhagen⁵ und Friedrich Wilhelm Graf⁶ erfahren. Aus einer Anzahl einem Faktencheck nicht standhaltender Behauptungen⁷ greife ich hier nur den Widerspruch zur These der „Linie Luther-Hitler“ heraus. Ich bin mir bewusst, dass diese Position, die durchaus auch von anderen Autoren geteilt wird, woanders auch kritisiert wird – wie etwa bereits 1948 von Gerhard Ritter in seinem Buch „Europa und die deutsche Frage“⁸, dann ebenso in den „Neuen Preußischen Jahrbüchern“ von 1975–1980, wo diese Kritik sogar den „*cantus firmus*“ darstellt.⁹ Herr Graf behauptet nun ohne jeden Beweis, ich würde in „peinlicher Blindheit [...] die vielfältigen Debatten und auch Kontroversen um den sog. „deutschen Sonderweg“, die „Offenheit“ und „verspielte Freiheit“ der

- 4 Pars pro toto: Markus Wriedt, ThLZ, Jg. 147, Heft 6, Speyer, 2022, Sp. 581–584; Sp. 583: „magistrales Werk“.
- 5 Holger Weitenhagen (jahrzehntlang tätig als Offizier im Generalstab der Bundeswehr), in: Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes (JEKGR), Jg. 72, Bonn, 2023, S. 277–283; vgl. Friedrich Erich Dobberahn, Kontroverse um ein Anti-Kriegs-Buch – Die Sprachverbrechen der Theologie 1914–1918 und die klerikale Sackgasse einer Rezension, in: Kirche & Weltkrieg, Bd. XV, hg. v. Peter Bürger, Norderstedt, 2023.
- 6 Friedrich Wilhelm Graf (1992–1996 Professor für Evangelische Theologie und Sozialethik an der Bundeswehruniversität in Hamburg), in: Journal for the History of Modern Theology (JHMTh/ZNThG), Bd. 31, Heft 1, Berlin/Boston, 2024, S. 129–131.
- 7 Auch wegen einiger persönlicher Angriffe Grafs leitete ich deshalb im März 2025 ein Verfahren bei der COPE (Commission for Publication Ethics), deGruyter/Brill ein. Von dort wurde mir erst am 22.5.2025 und auf erneute Anfrage hin nochmals am 29.9.2025 per Mail offiziell zugesichert: „We will investigate this matter thoroughly in accordance with COPE Guidelines.“ Am 31.10.2025 wurde mir das „Recht auf Antwort“ im JHMTh/ZNThG offiziell zuerkannt.
- 8 Gerhard Ritter (1948), Europa und die deutsche Frage, S. 11 ff. 21 ff. 41 ff. 55 ff. 69 ff. 109 ff. 151 ff. 193 ff. Ders., ebd., S. 145 ff. 151. 168 f. 173. 178. 183 f. 199 f räumt freilich als damaliger Zeitgenosse (ebd., S. 149) ein, dass sich im Verlauf seiner Betrachtung „sehr viele“ Hinweise dafür ergaben, die ihm bereits als „Vorklang nationalsozialistischer Gewaltpolitik und Propaganda“ erschienen.
- 9 Neue Preußische Jahrbücher (= Jb.), Preussen-Verlag Arnold Boldt, Eutin, 1975, S. 39. 65 f. 100 ff. 153. 275; Jb. 1977, S. 153. 238. 245; Jb. 1979, S. 148. Zu den dort mehrfachen erhobenen Vorwürfen der „Blindheit“ etc. s. Jb. 1975, S. 16. 38; Jb. 1977, S. 25. 234. 238.

Weimarer Republik¹⁰ nicht kennen. Hätten sich Weitenhagen und Graf außerdem nicht als Rezensenten dadurch disqualifiziert, dass sie die Prolegomena A meines Buches gänzlich ignorierten, wäre ihnen auch deutlich geworden, dass ich diese *bestehende* „Linien-These“ deswegen aufgegriffen und geschildert habe, weil sie den zeitgenössischen Intellektuellen als wichtiges Interpretament für die kriegerischen und massenmörderischen Eskalationen des Kontinuums von 1914–1945 diene. Offensichtlich erkennen weder Graf noch Weitenhagen nicht, was andere Rezensenten durchaus positiv gewertet haben, dass ich in meinem Buch die Rekonstruktion der Kriegstheologie nicht aus der Retrospektive, sondern von der „Innenschau“, der Vorort-Zeitgenossenschaft her versucht habe.¹¹ Wenn also Theodor W. Adorno nach 1945 vom „vorausfallenden Schatten Hitlers“ sprach (S. 67.71.825.827, Anm. 349 und 395), so zog er damit die Summe seiner Erfahrungen als Zeitgenosse des Damaligen, der vor seiner Emigration in die USA den geistigen, kulturellen und ethischen Absturz Deutschlands, der ihm zur „Hölle“ geworden war¹², miterlebt hatte. Meine Erwähnung der These, dass es auf's Ganze gesehen eine verderbliche Kontinuität von Luther bis hin zum deutschen *Holocaust-Eliminationismus* (Daniel Jonah Goldhagen; S. 67.269.275) gegeben hat, referiert also nur das Ergebnis, zu welchem das damalige „hautnahe“ Erleben und Analysieren der Gegenwart gelangt ist.¹³

Dass diese Kontinuität als „ungebrochen“, von A–Z „folgerichtig“ und als „geradewegs“ erlebt worden sei¹⁴, kann ich aber schon deshalb nicht behauptet haben, weil ich in den Prolegomena A das „Tauziehen“ von direkter Einflussnahme und Übernahme oder Ablehnung im rezeptionsästhetischen Prozess (S. 38 f) – auch im makrogesellschaftlichen Kontext (S. 39, 2. Abschnitt) – herausgearbeitet und betont habe: Dieser Prozess verlief mit starken Vorwärtsschüben und immer auch in gegenläufigen Tendenzen (S. 39 ff), was natürlich nicht nur für 1914–1945 (S. 45 ff.49 ff), sondern ebenfalls für jede andere Epoche

10 Vgl. z. B. Hans Mommsen, *Die verspielte Freiheit – Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918–1933*, Propyläen Geschichte Deutschlands, hg. v. Dieter Groh, Bd. 8, Berlin, 1989.

11 Markus Wriedt schreibt in seiner Rezension in der ThLZ, Jg. 147, aaO., Sp. 583: „Aus Sicht des Rezensenten besticht [in Dobberahns Werk ...] vor allem die erstmalig gewagte Zusammenschau und Rekonstruktion der Entstehung einer Theologie, die häufig retrospektiv und mit dem Wissen der Nachkriegszeiten einhellig abgewertet und verurteilt wurde und wird. Sie lässt die Wahrnehmung des Buches für alle an der Theologie- und Kirchengeschichte des 20. Jh.s Interessierten als dringlich und geboten erscheinen.“

12 Theodor W. Adorno/Max Horkheimer, *Briefe und Briefwechsel 1927–1969*, Bd. IV, 1, Briefwechsel 1927–1937, hg. v. Christoph Göttsche/Henri Lonitz, Frankfurt a. M., 2003, S. 66 (Oxford, 13.5.1935).85 (Oxford, 21.10.1935).188 (Oxford, 12.10.1936).

13 Thomas Mann drückte es in seinem im Juni 1945 in Washington, in der Library of Congress, gehaltenen Vortrag „Deutschland und die Deutschen“ sogar so aus: „Nichts von dem, was ich Ihnen über Deutschland zu sagen oder flüchtig anzudeuten versuchte, kam aus fremdem, kühlem, unbeteiligten Wissen; *ich habe es auch in mir, ich habe alles am eigenen Leibe erfahren*“ (Hervorhebung von mir); Thomas Mann, *Zeit und Werk, Gesammelte Werke in zwölf Bänden*, Band XII, Berlin, 1955, S. 574.

14 In der rigorosen Weise wie das etwa Wolfram von Hanstein (1947) vertreten hatte.

gilt. So beobachtete es auch Erich Maria Remarque (1898–1970) in seinem, im Zweiten Weltkrieg in der Nähe eines KZs spielenden Roman „Zeit zu leben und Zeit zu sterben“:

*„Die Menschheit ist nicht in glattem Verlauf vorwärts gekommen. Immer nur in Schüben, Rucken, Rückfällen und Krämpfen. Wir waren zu hochmütig; wir glaubten, unsere blutige Vergangenheit bereits überwunden zu haben. Jetzt wissen wir, daß wir uns nicht einmal umsehen dürfen, ohne nicht wieder von ihr erreicht zu werden.“*¹⁵

Herr Graf und Herr Weitenhagen missachten hier also einerseits, dass ich mich vom „Elend“ jeder historizistischen Konstruktion teleologischer Geschichtszyklen (Karl Popper) als zu eklektizistisch und ideologisch verzerrend abgegrenzt (S. 263.269.288 f) und gleichfalls herausgearbeitet habe, dass schon die mörderischen ideologischen „*textes et images de rupture*“ (S. 56.564 f.568 ff.572), die sich 1914–1918 in den rezeptionsästhetischen Prozess einflochten, im Kirchenvolk scheiterten (S. 577 ff.596 ff.608 ff.619 ff.625 f.629 ff). Sie scheiterten auch prompt 1934–1945 in den Kreisen der Bekennenden Kirche und des Katholizismus (S. 741 ff).¹⁶ Ich kenne natürlich auch die in meinem Buch öfter zitierte Zeitzeugenerzählung „Die deutsche Katastrophe“ von Friedrich Meinecke¹⁷ und dessen am „Faktor Freiheit in der Geschichte“ orientierten Überlegungen zur Weimarer Republik.¹⁸ Die „Offenheiten“ der Weimarer Republik habe ich selbst nirgendwo bestritten und am vorort-zeitgenössischen Beispiel Theodor Krummachers und anderer Pfarrer wie z. B. Günter Jacob gleichfalls herausgearbeitet (S. 648 ff). Zum anderen unterschlagen

15 Erich Maria Remarque, *Zeit zu leben und Zeit zu sterben*, Frankfurt a. M./Berlin/Wien, 1973, S. 186.

16 Karl Barth (1945), *Die evangelische Kirche in Deutschland nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches*, S. 19 ff.25 ff.40 ff u.ö.

17 Friedrich Meinecke (1946), *Die deutsche Katastrophe*, führt zur „Offenheit der Weimarer Republik“ viele Faktoren ins Feld (ebd., S. 95 ff), vor allem die Unnötigkeit der Berufung Hitlers in das Amt des Reichskanzlers (S. 95 f), die noch eingangs bestehende „stattliche Abwehrmehrheit im Volk, die man von oben hätte ermutigen und organisieren können“ (S. 99.102.123 f), sowie das zeitweilige „Abklingen der [wirtschaftlichen] Krisis“ (S. 98 ff), dann auch den missgünstigen Zufallsfaktor in den zunächst noch unentschiedenen Zukunftsmöglichkeiten der Geschichte (S. 41.87.93 f.104.138 f.148), das dämonisch singuläre Wesen Hitlers (S. 80 f.89 ff.142), etc. Meinecke weist aber auch als ausschlaggebende Faktoren des Gefalles zum Holocaust darauf hin, dass nämlich „das Unheil für die Welt nicht erst aus dem Dritten Reich“ stamme, sondern auf die „geistigen Gifte“, die „üblen Fermente“ die sich schon zu weit vorgearbeitet hatten: auf die verderbliche Metaphysik und irrationalistische Romantik des deutschen Idealismus (S. 81.83.96.110 f.125 f.140 f.151), auf den amoralischen Machiavellismus (S. 81 f), auf den Hegel'schen, Preußen als Erlösernation idealisierenden Machtstaatsgedanken (S. 28.37.132.137 f), auf Luthers Obrigkeitstheologie und Friedrich des Großen sowie Bismarcks machtpolitische Leitideen (S. 157 ff), auf den unsozialen Herrengeist (S. 39.50), die überreizte Nationalidee (S. 38.40 f.46.49 f.163), die imperialistische Bewegung (S. 40), den „üblen preußisch-deutschen Militarismus“ (S. 25 f.64 f.73.154 f), auf Nietzsches immoralistischen „Übermenschen“ (S. 42), auf die antisemitische Bewegung (S. 29 f.53.91.110 f.125.135.163), etc.

18 Friedrich Meinecke (1946), *Die deutsche Katastrophe*, S. 7.93.95 ff.

Herr Graf und Herr Weitenhagen dem Leser auch die von mir genannten und zitierten Zeitzeugen – wie etwa Thomas Mann, der in seinen Tagebucheinträgen von 1937–1938 von der deutschen „Ur-Renitenz“ und „ewigen Halsstarrigkeit“ *seit Luther* gegen den „mittelmeerischen Universalismus“ (S. 265) und von Hitler als „keinem Zufall, keinem illegitimen Unglück, keiner Entgleisung“ spricht. Auch in seinen Briefen aus den Jahren 1937–1947 äußerte sich Thomas Mann zu dem verhängnisvollen Einfluss Luthers, Hegels, Fichtes, Bismarcks, Wagners u. a. auf den „deutschen Geist“.¹⁹ 1938 schrieb er: „Von ihm [= Hitler] fällt ‚Licht‘ auf Luther zurück, und man muß diesen [= Luther] weitgehend in ihm [= Hitler] wiedererkennen. Er [= Hitler] ist ein echtes deutsches Phänomen.“ (S. 250). Einleuchtend waren mir hier auch schon die Ausführungen Nietzsches (zur Linie Luther bis Bismarck), die Beobachtungen damaliger Zeitgenossen wie Robert Vansittart, Georges Benjamin Clemenceau, Heinrich Mann, Hans Carossa, Victor Klemperer, Karl Barth, Wolfram von Hanstein u. a. (S. 195 f. 249 ff. 595. 637 f.). Jean-Paul Sartre lässt den „Vater“ in „*Les séquestrés d'Altona*“ sagen: „*que les Gerlach sont des victimes de Luther: ce prophète nous a rendus fous d'orgueil.*“²⁰

Trotz aller zugestandenen „Offenheiten“, „Freiheiten“ Weimars setzte sich für die Zeitgenossen nach 1918 die Empfindung einer katastrophal abschüssigen Geistesgeschichte durch.²¹ Man höre Klabund: „Nur, bitte, immer reinspaziert. Das alte Stück wird vorgeführt!“ (S. 743), zumal nach 1918, auch erneut schon früh im Schulalter, dieselbe „Teufelsmusik“ (vgl. S. 295 ff.) einsetzte (S. 634 ff. 637 f. 726 f. 735). Das hatte zur Folge, dass auch viele von denen, die noch längere Zeit zum Nationalsozialismus „weltanschaulich Nein, aber politisch Ja!“ sagten (S. 650), nicht – wie es in der eminenten Gleichniserzählung Reinhold Schneiders von 1946 heißt –, von der „Tafel des Herodes aufsprangen, sondern sitzen blieben“.²² Man fragt sich, warum diese „weltanschaulichen Neins“ in Weimar dann doch in solchen Identifizierungen mit dem Hitlerismus endeten, die Jean-Paul Sartre in seinem Drama „*Les séquestrés d'Altona*“ schilderte.²³ Auch Sartre zeigt doch, dass eine zu sehr auf die Spitze getriebene Apologetik nicht mehr zu erklären vermag, warum das katastrophale Gefälle des Weltfrevels, das die zeitgenössischen Vertreter der „Entwicklungslinie“ bereits vor 1933 gehaut, befürchtet und prognostiziert haben, trotz aller „Offenheiten“ der Weimarer Republik nicht mehr frühzeitig gestoppt wurde. Die biographische Zeitzeugenerzählung Friedrich Meineckes, in welcher die Bewegungsfreiheiten der Weimarer Republik gegen die „Übermacht“ von Zufällen, aber auch verderblicher geistiger

19 Thomas Mann, Briefe II (1937–1947), hg. v. Erika Mann, Frankfurt a. M., 1979, S. 204. 418. 421. 428. 507. 520. 581; s. dort S. 204 insbesondere den Brief Manns an Graf Carlo Sforza vom 13.08.1941.

20 Jean-Paul Sartre, „*Les séquestrés d'Altona*“, Collection Folio 938: Classique, Paris, 1960, S. 76. 88. 304; deutsch: „Die Eingeschlossenen von Altona“, in: Ders., Dramen, Berlin und Weimar, 1967, S. 562. 568. 659.

21 Vgl. a. Peter Mertz, Und das wurde nicht ihr Staat – Erfahrungen emigrierter Schriftsteller mit Westdeutschland, Frankfurt a. M./Olten/Wien, 1988., S. 145 ff. 150 ff. 173 ff. 181 ff. 192 ff.

22 Reinhold Schneider, Die neue Ehre, Verlag des Borromäus-Vereins, Bonn, 1946, S. 12 ff („An der Tafel des Herodes“).

23 Jean-Paul Sartre, Die Eingeschlossenen von Altona“, aaO., S. 557 ff (I, 2). 659. (IV, 5). 674 f (V, 1); zur Interpretation s. Peter Mertz, Und das wurde nicht ihr Staat, aaO., S. 163–165. 196.

Kontinuitäten sorgsam abgewogen wird, hätte ich in meinem Buch gewiss noch breiter schildern können. Der von Adorno gesehene „Schattenwurf“ des späteren Endergebnisses *„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“* belegt da aber nicht ohne Plausibilität, dass von den damals tiefer Blickenden in den geistigen Giften die Präfigurationen einer höchst unheilvollen Zukunft erkannt werden konnten. Oder, um mit Heinrich Heine noch deutlicher zu reden: Vom „Blitz“, den man zuerst sieht – Heine verweist auf die „Kantianer, Fichteaner und Naturphilosophen“ (vgl. S. 262 ff. 265 ff. 761 mit Anm. 523) –, kann man auf den zukünftig erst noch heranrollenden „Donner“ (= Hitler) schließen:

*„Der deutsche Donner ist freilich auch ein deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er; und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals [!] in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht.“*²⁴

Ich gestehe gerne, dass dieses prophetische Zeugnis Heines für mich *von höherem Wert* ist als das retrospektivische Analysieren, das zweifellos auch seine Berechtigung hat, aber doch nicht die durch entsetzliche Faktizität gestützte Evidenz der Voraussicht Heines besitzt. Noch im November 1943 berief sich Alfred Jodl im Führerhauptquartier auf Fichte (S. 267.913 mit Anm. 446), dessen geistigen Einfluss Gerhard Ritter – wie ebenso denjenigen Hegels und Arndts u. a. – für meine Begriffe zu apologetisch relativiert.²⁵ Bei Hans Mommsen, „Die verspielte Freiheit“ werden Martin Luther, Hegel, Fichte, Arndt u. v. a., sowie deren ideologische Einflussnahmen erst gar nicht erwähnt, geschweige denn erörtert.²⁶ „Peinliche Blindheit“ oder anders fokussierte Forschung? Ich bezweifle trotz Götz Alys kürzlich erschienenem Buch *„Wie konnte das geschehen?“*²⁷ noch immer, dass Retrospektiven prinzipiell den Vorrang haben müssten vor den vorort-zeitgenössischen Einsichten.²⁸ Man kann als zeit- und ortsfremder „Retrospektivler“ solche oben erwähnten Hellsichtigkeiten nicht nachträglich aus der Welt schaffen. Zu den Zeitzeugnissen einer verlässlichen „Innenschau“ gehört auch die von Reinhold Schneider in seinen „Schriften zur Zeit“ 1948 gezogene Schlussfolgerung, dass die Geschichte auf die von Luther und dem deutschen Idealismus ausgehende geschichtstheologische und philosophische Linie 1945 „mit entsetzlichem Hohn geantwortet“ habe.²⁹ Hellsichtig und *nicht* blind in dieser Hinsicht war auch die Analyse Sebastian Haffners (1907–1999) zum deutschen Nationalismus (S. 762; er schrieb seine Jugend-Memoiren 1939).³⁰

24 Heinrich Heine (1947), Gedichte, Prosa, Briefe, S. 131 (Nr. 186).

25 Gerhard Ritter (1948), Europa und die deutsche Frage, S. 57 ff. 61 f. 102 f. 141. 144.

26 Vgl. Hans Mommsen, Die verspielte Freiheit, aaO., S. 574 ff (Personen- und Ortsregister).

27 Vgl. Götz Aly, Wie konnte das geschehen? – Deutschland 1933 bis 1945, Frankfurt a. M., 2025, S. 642 ff. 666 f; vgl. a. sein RND-Interview in: Cellesche Zeitung, Jg. 209, Nr. 220, vom 20.09.2025, S. 35.

28 Gerhard Ritter (1948), Europa und die deutsche Frage, S. 193, hält indes das Urteilen aus „großer zeitlichen Nähe“ eher für „gewagt“.

29 Reinhold Schneider, Schriften zur Zeit, Baden-Baden, 1948, S. 113 ff. 122 ff und S. 129 ff; s.a. Friedrich Erich Dobberahn, Kontroverse um ein Anti-Kriegs-Buch, aaO., S. 53–86.

30 Sebastian Haffner (2000), Geschichte eines Deutschen, S. 210 ff.

Die intellektuell hochqualifizierten zeitgenössischen Stimmen zum „Holocaust-Gefälle“, ihr Empfinden und ihre Analyse der geistigen Gifte inmitten des realen Geschichtsverlaufs, ihr tägliches Erleiden, ihr ahnungsvolles Wissen – einschließlich der Stimmen der Pariser Surrealisten (S. 732 f) – sollten also durchaus ihre Daseinsberechtigung neben den nachträglich angestellten, retrospektiven Überlegungen behalten dürfen. Auch unbequemen und kontroversen Forschungsmeinungen steht es zu, um die Anerkennung der Wahrheit zu kämpfen. „Wir Wissenden“ [in Deutschland] haben uns den Botschaften „von drüben [...] stets um einige Längen voraus gefühlt“, lautete sogar die Kritik an dem Emigranten Thomas Mann.³¹ „Es waren nicht die Bestien“, bekundete der vor-Ort-Zeitgenosse Gottfried Benn, „es war Deutschland, das in dieser [NS-]Bewegung seine Identität zur Darstellung brachte.“³² Und eben das war nicht anders möglich als durch die Gefangenschaft in der jahrhunderte-alten Tradition geistiger Gifte. Weder der geistige Stand der damaligen Bevölkerungsmehrheit noch Hitler waren ein „Betriebsunfall“³³, schon gar nicht geistiger „Vogelschiss“ (vgl. u. zu S. 633 ff).

S. 260–281 und S. 467–470: In meiner Untersuchung (s. Buchtitel) geht es nicht um die Darstellung der deutschen „akademischen“ Weltkriegstheologie an sich, sondern um die Darlegung, in welcher Weise sich die deutsche Theologie 1914–1918 der Kriegspropaganda dienstbar gemacht hat. Trotzdem habe ich dem Konfirmandenunterricht Theodor Krummachers folgend (vgl. S. 190 f. 195 f. 269 ff. 278 ff) die am weitesten entwickelte akademische Kriegstheologie des Systematischen Theologen Reinhold Seebergs (1859–1935), des damals einflussreichsten Berliner Theologen neben Adolf Harnack, herausgegriffen. Zu den übrigen „akademischen Stimmen“, die sich gegenüber den von mir zitierten pädagogischen, liturgischen und homiletischen Aussagen im Dienste der Kriegspropaganda nur zum geringeren Teil vorsichtiger und kritisch ausdrücken, vgl. die bereits 1914 erscheinende Rubrik „Was haben uns unsere Theologen zum Krieg zu sagen?“ in: ALLGEMEINE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG (AELKZ), Organ der Allg. Ev.-Luth. Konferenz, Jg. 47, Leipzig. Die dort in den Monaten September bis Dezember in Nr. 36, Sp. 835 f. 836–838; Nr. 37, Sp. 858–861; Nr. 38, Sp. 883–889; Nr. 39, Sp. 906–911; Nr. 40, Sp. 930–935; Nr. 41, Sp. 954–962; Nr. 42, Sp. 978–980; Nr. 43, Sp. 1002–1009; Nr. 44, Sp. 1025–1027; Nr. 45, Sp. 1050–1053; Nr. 46, Sp. 1074–1078; Nr. 48, Sp. 1123–1131; Nr. 49, Sp. 1146–1150; Nr. 51, Sp. 1194–1196; Nr. 52, Sp. 1220–1227 abgedruckten Aufsätze erschienen 1915 noch um weitere zwei Beiträge vermehrt bei Wilhelm LAIBLE (Hg.), Deutsche Theologen über den Krieg – Stimmen aus schwerer Zeit, Leipzig; s. dort S. 9–10: Prof. D. Victor SCHULTZE, Greifswald, „In diesem Zeichen wirst du siegen!“; S. 11–14: Prof. D. BONWETSCH, Göttingen, „Zur Kriegslage“;

31 Klaus Schröter, Thomas Mann im Urteil seiner Zeit – Dokumente 1891–1955, Thomas-Mann-Studien, Bd. XXII, 2., unver. Aufl., Frankfurt a. M., 2000, S. 338.

32 Gottfried Benn, Zum Thema Geschichte, in: F.A.Z. vom 11.07.1959; Peter Mertz, Und das wurde nicht ihr Staat, aaO., S. 175.293b mit Anm. 34.

33 Fritz Fischer, Hitler war kein Betriebsunfall – Aufsätze, Beck'sche Reihe 459, München, 1992, S. 181: Hitler „gehört, gemessen an den Voraussetzungen, die sein Wirken und sein Auftreten ermöglichten, wie an seiner Gedankenwelt, tief in die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts hinein.“

S. 15–21: Prof. D. WOHLBERG, Erlangen, „Winke und Warnungen für Predigten in der Kriegszeit“; S. 22–47: Prof. D. IHMELS, Leipzig, „Die Aufgabe der Kirche in der Gegenwart 1–3“; S. 48–60: Prof. D. UCKELEY, Königsberg i. Pr., „Die Kriegspredigt“; S. 61–79: Oberkonsist. Präs. D. Dr. v. BEZZEL, München, „Der heilige Krieg“; S. 80–84: Prof. D. GRÜTZMACHER, Erlangen, „Die Religion in Kriegszeiten“; S. 85–100: Prof. D. DUNKMANN, Greifswald, „Idealismus oder Christentum?“; S. 101–105: Prof. D. BORNHÄUSER, Marburg, „Der Krieg und die Buße“; S. 106–112: Prof. D. SCHAEDE, Kiel, „Christentum und Patriotismus“; S. 113–121: Prof. D. STANGE, Göttingen, „Kriegsgedanken 1–3 (Die Bedeutung des Gebetes, Trost, Der Sieg des Guten)“; S. 122–139: Prof. D. Johannes HAUSLEITER, Greifswald, „Der Krieg in neutestamentlicher Beleuchtung 1–3“; S. 140–149: Prof. D. HILBERT, Rostock, „Die Schicksalsstunde der Volkskirche“; S. 150–170: Prof. D. LEMME, Heidelberg, „Gottes Gerechtigkeit in den Schicksalen der Völker“; S. 171–193: Prof. D. KITTEL, Leipzig, „Vom Kriege in Israel 1–3“; S. 194–220: Prof. D. BACHMANN, Erlangen, „Christentum und Krieg 1–2a–b“; S. 221–247: Prof. D. Paul ALTHAUS, Leipzig, „Der Krieg und unser Gottesglaube“. – Eine weitere Zusammenstellung „akademischer“ Stimmen vom Herbst 1915 bei: Otto HERPEL, Deutsche Theologie = Professoren zum Kriege, in: Die Christliche Welt – Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände, Jg. 29, Marburg i.H. Nr. 39, Sp. 783–787: „Historische Orientierung; Notwendigkeit des Krieges I“; Nr. 40, Sp. 802–805: „Notwendigkeit des Krieges II“; Nr. 41, Sp. 824–829: „Der sittlich-religiöse Verlust und Gewinn“; Nr. 42, Sp. 848–850: „Die sittlichen und religiösen Kräfte“; Nr. 44, Sp. 882–886: „Kirche, auch Theologie und Krieg, Seelsorge-Schriften, Nachtrag.“ Zum Thema „Der jetzige Krieg und Dr. Luther“ erschienen von Prof. D. Wilhelm WALTHER, Rostock, in der o. g. AELKZ, Jg. 47, Leipzig, 1914, Sp. 980–989.1009–1013.1027–1033.1053–1057.1078–1083 in den Monaten Oktober bis November die folgenden Abhandlungen: „Die Berechtigung des Krieges“, „Der gerechte Krieg“, „Die Siegeszuversicht“, „Die Opfer des Krieges“, „Der gerechte Zorn“, „Das Gebet im Kriege“.

S. 262–265 (s. a. S. 588 f.592): Die Rolle Hegels in der „metaphysischen Krachschläherei“ habe ich wesentlich ausführlicher behandelt in: Friedrich Erich DOBBERAHN, Kontroverse um ein Anti-Kriegs-Buch, aaO., S. 59–64.

S. 275 ff: Zu dem in den Kriegspredigten letztlich ungeklärten Verhältnis von partieller und vollkommener Erfüllung des eschatologischen Weltgerichts innerhalb der Weltgeschichte s. Philippe BUC, Holy War, Martyrdom and Terror – Christianity, Violence and the West, Philadelphia, 2015, S. 84 ff.97 f.290 ff.297 f.

S. 306 f.934 (Anm. 149): Zu den Territorialansprüchen der Alliierten gegenüber Deutschland im Ersten und Zweiten Weltkrieg s.a. DIE WEHRMACHT – Der Freiheitskampf des großdeutschen Volkes, hg. v. Oberkommando der Wehrmacht, Berlin, 1940, S. 13 (Landkarte polnischer Gebietsforderungen; die Ostsee wurde in das Kartenmaterial auch als „*M. Północne*“ eingezeichnet); Otto MAY, Geschichte im Postkartenbild, Bd. IV, Weltkrieg der Postkarten, 1914–1918, Hildesheim, 2013, Abb. 539/40 („Überzogene Kriegsziele der Mächte“), S. 221; Ralf Georg REUTH, Joseph Goebbels – Eine Biographie, Serie Piper 2023, 3. Aufl., München, 1995, S. 410.414.443.

S. 319: Zu den Bildern Luthers s.a. Johannes FICKER, Die Bildnisse Luthers aus der Zeit seines Lebens – Die Lutherausstellung in Halle 1931/1932, 1933/1934, in: Luther Jahrbuch Jg. XVI, München, 1934, S. 121 (Nr. 65–71).123 (Nr. 94).145 (Nr. 336).

S. 346: Zur geläufigen Redewendung „*True Germans think with their blood*“ s.a. das bei Hans MOMMSEN, Die verspielte Freiheit – Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918–1933, Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd. 8, Berlin, 1989, gegenüber S. 256 abgedruckte NSDAP-Wahlplakat zu den Reichstagswahlen am 20.05.1928: „Der Jude ist unser Unglück! Euer Blut muss es Euch sagen!“

S. 354: Zum Ruf „Halt!“ s.a. Rudolf Walter LEONHARDT (Hg.), [Erich] Kästner für Erwachsene, Frankfurt a. M., 1966, S. 67 („Primaner in Uniform“):

*„Wir hatten Angst. Und hofften gar,
es spräche einer Halt!
Wir waren damals achtzehn Jahr,
und das ist nicht sehr alt.“*

S. 365, zu Abbildung 21 vgl. a. eine Feldpostkarte von 1915 mit dem typischen, hier besonders innigen Abschiedsphoto und der Aufschrift: „Zum Abschied drück ich Dir die Hand[.] / Mich ruft mein Kaiser, mein Vaterland!“³⁴, adressiert an „Wohlg[.] Fräulein Resie Plöter in Moosbrunn Post Gramat-Neusiedl N. Österreich bei Wien“, enthält den folgenden, zu den seelischen Nöten der Frontsoldaten aussagekräftigen Text

*„Losonz am 1.Feb. Inniggeliebte Resie!!!
Ich teile Dir mit[,] das ich liebe Karte mit
Freuden erhalten hab. Das freid mich sehr[,] das
du so an mich denkst[,] das bereitet mir immer³⁵
viel Freude[,] wenn ich ^{von} Dir was bekomme[.]
das ist immer ein Trost für mich und
beweist mir[,] das du mich liebst und mir
treu bist[.] ich denk ja auch immer an dich[,]
mein Schatz[.] ich glaub oft[,] ich mus von
hier davon laufen und zu Dir eilen. Wir
müsen auch in die Kirche gehn[,] Sonntag mit
Musik. Mit vielen Grüsen und Küssen[,] ewig dein Wilhelm[.]
Grüs an Eltern, Miri (?) und meine[n] Eltern sag ich
Dank nochmal für die Sachen[.] schreib bald[!]“*

34 Poststempel: „Losoncz 1915 Feb.-2 N 7“, Absender: „Wilh. Mikes Inf Reg № 25 I. Ersatz Kompanie Reserve in Losonz“.

35 Aus Gründen der Raumersparnis schreibt Wilhelm Mikes in den Zeilen 4, 5 und 8: „imer“ und „bekome“ jedesmal mit Strich über dem „m“ als Verdopplungszeichen. Ausnahme: Zeile 6. Das „s“ (außer in Zeile 12: „Küssen“) ohne Verdopplungszeichen.

S. 390: Nach Angela STEIDELE (2017), S. 161 f scheint der Besuch des „Soldatenkönigs“ am 13.8.1713 stattgefunden zu haben. Sie zitiert den Brief Christian Thomasius' an General Grumbkow, den er auf „Halle, den 13. Augusti 1713“ datiert, und schreibt, dass Friedrich Wilhelm I. Halle „heute besucht“ („um $\frac{3}{4}$ auff 12 Uhr vor dem Waysenhouse“ ein-treffend) und also am selben Tag mit August Hermann Francke gesprochen habe. Jochen KLEPPER (1956), *Der König und die Stillen im Lande*, Witten und Berlin, S. 19 dokumen-tiert dagegen ein „gut informiertes, jedoch anonymes Schreiben“, aus welchem hervor-geht, dass dieser Besuch bereits am 12. April 1713 erfolgte. Für dieses frühere Datum spricht, dass der Besuch „bald nach Anfang der Regierung“ Friedrich Wilhelms I. (am 25.02.1713) stattgefunden haben soll.

S. 400 ff: Zu den Hintergründen der auf der Anwendung des mehrfachen Schriftsinns beruhenden Äquivokationsmethode s. Philippe BUC (2015), *Holy War, Martyrdom and Terror – Christianity, Violence and the West*, Philadelphia, 2015, S. 98 ff.

S. 406: Mit dem hier gebrauchten Terminus „Germanenbibel“ ist allerdings nicht die tatsächlich gedruckte „Germanenbibel“, hg. v. Wilhelm SCHWANER, 4., stark vermehrte Aufl., Berlin-Schlachtensee, 1918, gemeint; vgl. a. Gerhard RITTER, *Europa und die deut-sche Frage*, aaO., S. 148.

S. 409: Zu Joh. 8, 44 vgl. jetzt Helmut SCHÜTZ, „Ihr seid vom Vater, dem Diabolos“, in: *Deutsches Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt*, Jg. 125, Heft 3, Speyer, 2025, S. 125–129.

S. 435, Z. 3: Karl *Ludwig* Sand (statt Karl August Sand).

S. 465: Zu dem im 3. Abschnitt genannten Zitat fehlt der Literaturhinweis: GOENS (1915), S. 21.

S. 467 ff: s. o. zu S. 260–281.

S. 468, Punkt h): Das deutsche Volk ist *als Nachfolger Israels* auf dem rechten Weg ...

S. 472, zweiter Abschnitt: vgl. a. Ludwig RENN, *Krieg/Nachkrieg*, Berlin, 1955, S. 200–214 (Heldentaten, Tod und Begräbnis eines Zugführers namens „Israel“).

S. 472.474f.481: vgl. Peter BÜRGER (Hg.), *Antisemitismus, Pogrome und Judenfreunde im russischen Zarenreich – Quellentexte und Forschungen aus den Jahren 1877–1927*, Tolstoi-Friedensbibliothek, Reihe D, Band 2, Norderstedt, 2024.

S. 473, Zeile 7: „*Eroberungskriege*“ (statt: „Eroberungskrieg“).

S. 477.1019, Anm. 60: Die von Martin BUBER vorgenommenen Textänderungen und von ihm gestrichenen 20 Zeilen befinden sich in der Erstauflage des Buches „Vom Geist des Judentums“, Leipzig, 1916, auf den Seiten 46 ff.

S. 486 f: Zur Kriegsästhetisierung Thomas Manns und Gustav Schülers vgl. auch diejenige von Hermann HESSE, *Demian – Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend*, suhrkamp taschenbuch 206, 46. Aufl., Frankfurt a. M., S. 183 ff (Achstes Kapitel: „Anfang vom Ende“).

S. 487, zweiter Abschnitt, Zeile 2: „ennuyierten“ (statt: „ennuierten“).

S. 493 (erster Abschnitt).1024, Anm. 149: Die „Vaterländischen Reden in großer Zeit“ von Dr. C. SELIGMANN, Rabbiner in Frankfurt a. M., Druck von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M., 1914, sind mir inzwischen zugänglich geworden. Die Seite 32 dieses Werkes enthält eine „Quellenangabe der Zitate“; folgende Stellen aus dem Alten Testament werden zitiert: Gen. 18, 25; Ex. 34, 6; 1. Kön. 5, 5; Hiob 7, 1; 19, 25; Ps. 3, 4.7; 27, 8; 36, 8; 44, 25; 118, 1.5 f; 130, 1; Jes. 2, 2–4; 40, 6–8; 61, 1–2; Mi. 4, 4; Hab. 1, 13. Daneben finden sich aber auch Zitate aus den „Täglichen Gebeten“, den Midraschim, der Mischna, dem Talmud und der deutschen „Klassischen Literatur“ wie aus Schillers „Wallenstein“ und der „Braut von Messina“. Die Auslegung dieser Zitate entspricht der Darstellung in Kap. X, 4, b, S. 497 ff.501 ff. Zur Indienstnahme dieser Zitate für das Deutsche Reich vgl. insbes. DERS., ebd., S. 27 ff („Heldentod für's Vaterland“).

S. 497: Zu den Vorurteilen gegen Juden vgl. die im Ersten Weltkrieg in Frankreich erschienene antisemitische Carte Postale „*Le Véritable Vainqueur*“, Edition F.A.R., B. Annemasse (Hte Savoie), N° 12 – Reproduction Interdite, o. J., mit folgender Beischrift unter dem Kartenbild, das einen Juden in deutscher Uniform zeigt:

„*Pelle occasion, Mesdames! Ch'offre, pon marché, véridabel grêpe bour deuil de famille; robes noires bour veuves; prassards bour orphelins; rupans noires bour fillettes. La maison s'occupe aussi de gouronnes morduaire, etc. Mesdames, pelle occasion!*“

S. 507: Zur Zurückhaltung Leo BAECKS gegenüber der Urfassung des Chanukka-Liedes „*Ma'os Zur*“ = „Zufluchtsort – Fels, [der meine Hilfe ist]“, hebr.: *mā'ōz šūr* [*yēšū'ātī*], in der Urfassung³⁶, vgl. a. Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis – Roman, Frankfurt a. M., 2004, S. 293 f: „[...] trotz des bösen Antiochus Epiphanes und trotz dieses unschönen Chanukkalieds, *Ma'os Zur*, bei dem man wohl besser nicht an seine nazihafte Worte denkt: vielleicht sollte man nicht nazihaft sagen, aber doch sehr, sehr unschöne Worte.“

S. 508: Auch die jüdischen Gebetbücher Frankreichs enthielten in der „Office du matin pour le Sabbat“ ein „*Prière pour la République Française*“; s. Sefath Émeth, Nouvelle Édition Française, Basel, 1929, S. 121 f; s. a. T'fillat Yösēf (Rituel de Prières pour tous les jours de l'année), Nachdruck: Fondation SEFER, Paris, 1981, S. 140.

36 Raphael Jacob Fürstenthal (1877), Israels Gebete für Wochen-, Sabbath- und Festtage nebst den Pirke Aboth, S. 583–587; vgl. a. Jonathan Magonet/Walter Homolka/Annette Böckler (Hg., 1997), Das jüdische Gebetbuch, Bd. I (Gebete für Schabbat, Wochentage und Pilgerfeste, S. 200 f.

S. 518: Nach Franz WALLENBORN, 1000 Tage Westfront – Die Erlebnisse eines einfachen Soldaten, Leipzig, 1929, S. 15 fühlten sich die Elsässer „noch immer als unterjochte französische Untertanen und gaben uns Soldaten bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung zu erkennen.“

S. 519: Zur Rolle Deutschlands als einem „Land der Mitte“ s.a. Klaus MANN, Der Wendepunkt – Ein Lebensbericht, 2. Aufl., Berlin und Weimar, 1979, S. 654: „Gerade Deutschland, das sich am weitesten vorgewagt hat in der schlimmen Richtung, sollte nun das Beispiel der Umkehr und Einkehr geben. [...] Das Land der Mitte möge seine Funktion und ‚raison d’être‘ darin sehen, zu verbinden und zu versöhnen.“

S. 519 ff. 722 ff. 751 ff: Zur Vorgeschichte II (Siebziger Krieg) und der deutsch-französischen „Erbfeindschaft“ ist wegen der Zeitzeugnisse unbedingt noch lesenswert: Otto Graf zu STOLBERG-WERNIGERODE (1941), Robert Heinrich Graf von der Goltz – Botschafter in Paris 1863–1869, Oldenburg i.O./Berlin, insbes. S. 237 ff.

S. 529: Zur deutsch nationalisierten Apokalyptik auch in Hegels Denken vgl. Franz ROSENZWEIG, Hegel und der Staat, Neudruck der Ausgabe 1920, Aalen, 1962, Bd. I (Lebensstationen, 1770–1806), S. 204; Bd. II (Weltepochen, 1806–1831), S. 26.29 f. 202 f.

S. 537.1242 f zu Anm. 19 ff: Hierbei mag der Einfluss Karl Liebknechts eine Rolle gespielt zu haben; vgl. hierzu seine Einlassungen, die er in den stenographischen Bericht zur Reichstagssitzung vom 02.12.1914 aufnehmen ließ: „Die Deutsche Parole ‚Gegen den Zarismus‘ diene – ähnlich der jetzigen englischen und französischen Parole ‚Gegen den Militarismus‘ – dem Zweck, die edelsten Instinkte, die revolutionären Überlieferungen und Hoffnungen des Volkes für den Völkerhaß zu mobilisieren. Deutschland, der Mitschuldige des Zarismus, das Muster politischer Rückständigkeit bis zum heutigen Tage, hat keinen Beruf zum Völkerbefreier. Die Befreiung des russischen wie des deutschen Volkes muß deren eigenes Werk sein.“ Susanne LEONHARD (1968), S. 14.

S. 543: Zum „Gottesgnadentum“ bei Hegel s. Franz ROSENZWEIG, Hegel und der Staat, Bd. II (Weltepochen, 1806–1831), aaO., S. 144 ff. 167.189 f; vgl. DERS., ebd., S. 139 ff; zur vorausklärerischen Haltung Hegels s. DERS., Hegel und der Staat, ebd., Bd. I (Lebensstationen, 1770–1806), aaO., S. 24 ff.

S. 549 ff: Die „Militarisierung“ Jesu und des Glaubens an ihn, die durchaus auch äquivokativ missbraucht werden konnte (vgl. o. Kap. VII, S. 400 ff), findet sich auch schon traditionell im Liedgut der französischen Gesangbücher; s. RECUEIL de Cantiques Spirituels à l’usage des petits Séminaires et autres Maisons d’Éducation, cinquième Édition, chez Fr. Seguin, Imprimeur-Libraire, Avignon, 1833, Nr. 122, S. 100 („Tout chrétien doit être un soldat ...“); Nr. 271, S. 220 ff; Nr. 286, S. 234 f; Nr. 303, S. 247 f; Nr. 327, S. 264; Nr. 336, S. 270 f; das Lied Nr. 273 auf S. 222 f wird sogar nach der Melodie der Marseillaise gesungen; vgl. AIRS NOTÉS du Recueil de Cantiques Spirituels, quatrième Édition, chez Fr. Seguin, Imprimeur-Libraire, Avignon, 1830, S. 229 f.

S. 554: Stichwort „Hungerblockade“. Auf der Vorderseite von Massen-Liederblättern, die an der Front und in der Heimat verteilt wurden, wurde gleichwohl versucht, der Befürchtung zu verhungern, entgegenzuwirken. Die „Lustigen Blätter“ Nr. 39a (XXXII. Jahrg.), 164. Kriegsnummer (Sondernummer: „Das feldgraue Geld“) zeigt auf der vielfarbigen Vorderseite unter der Überschrift „Gold-Ernte 1917 – Ein guter Herbst!“ eine junge Winzerin, die bei der Weinlese einem Stahlhelmräger eine überbordende Fülle üppiger goldfarbener Weinreben in den Korb legt. Auf der Rückseite des Blattes ist das „Lied vom feldgrauen Geld“ von Gustav HOCHSTETTER (1873–1944, Text) und Bogumil ZEPLER (1858–1918; Melodie mit Klavierbegleitung, D-Dur, marschmäßig) abgedruckt:

*„Infanterie im Schützengraben muß Gewehr und Kugeln haben,
denn was hälft der Mut dem Mann, wenn der Mann nicht feuern kann.
Artill'rie, die braucht Granaten, denn Granaten sind die Saaten,
draus der Frieden uns entsteht, und wer ernten will, der sät!
Vieler Wagen braucht's zum Trosse; Kavall'rie braucht viele Rosse,
Ochsen, Kalb und Borstentier braucht der Gulaschkanonier.
Deutschland kämpft mit einer Welt – und zum Krieg gehört auch Geld!
All ihr Männer, all ihr Frauen, die ihr Deutschland Heimat nennt,
habt zum Vaterland Vertrauen, und gebt ihm, was ihr geben könnt.
CHOR:
Deutschland kämpft mit einer Welt – und zum Krieg gehört auch Geld!
All ihr Männer und ihr Frauen, die ihr Deutschland Heimat nennt,
habt zum Vaterland Vertrauen, und gebt ihm, was ihr geben könnt.“*

S. 563, Zeile 9, letztes Wort: „in“ statt „im“.

S. 585, 6.–7. Abschnitt, Zitat aus dem Brief Eugen Guras: Gura verwendet hier bewusst ein damals stark befehlendes Zitat aus Heinrich v. Kleists „Prinz von Homburg“ III, 5; Heinrich von KLEIST, Sämtliche Werke, München, 1982, S. 794: „O Gottes Welt, o Mutter, ist so schön!“ Zur Umstrittenheit berief man sich u. a. auf Johann Peter HEBELS „Patriotisches Mahnwort“ von 1814; in: DERS., Werke, Bd. I (Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes/Vermischte Schriften), Frankfurt a. M., 1968, S. 467–472 („An den Vetter“).

S. 588, 2. und 4. Abschnitt, und S. 589, 1. Abschnitt: Heinz von Rohden beruft sich hier offenbar auch auf Hegels verhängnisvolle Doktrin „Was vernünftig ist, das ist wirklich; und was wirklich ist, das ist vernünftig“, sowie auf dessen Völkergedanken (s. o. S. 262 f); s. Georg Wilhelm Friedrich HEGEL, Grundlinien der Philosophie des Rechts, Theorie Werkausgabe Bd. 7, 20.–21. Tsd., Frankfurt a. M., 1980, S. 24 ff; vgl. DERS., Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Theorie Werkausgabe Bd. 12, 21.–22. Tsd., Frankfurt a. M., 1982, S. 20.22.28 f.34.40.53 f.55 ff.66.140 f.405 f.413 ff.491.501; vgl. Karl ROSENKRANZ, Hegel als deutscher Nationalphilosoph, Darmstadt, 1973, S. 173 f; Rudolf HAYM, Hegel und seine Zeit, Darmstadt, 1962, S. 365 ff.387.390 f.425.444 f (Vernunft und Wirklichkeit); S. 162 ff.310 f.315 f.334 f.343.357 ff.372 ff.385 f.389.448 f.455 ff.464 f (Völkergedanke auf Deutschland und den „preußischen Schönstaat“ hinauslaufend); Franz ROSENZWEIG,

Hegel und der Staat, aaO., Bd. I, S. 156; Bd. II, S. 79 f. 131 f. 175 f. 237 (Vernunft und Wirklichkeit); Bd. I, S. 165 ff. 211 ff.; Bd. II, S. 175 ff. 182 ff. (Völkergedanke und Preußen); Friedrich Erich DOBBERAHN, Kontroverse um ein Anti-Kriegsbuch, aaO., S. 59 ff.

S. 592, zweiter Abschnitt, Mitte: Zu den Begriffen „Weltgeist“, „absoluter Geist“ bei Hegel vgl. Rudolf HAYM, Hegel und seine Zeit, aaO., S. 100 ff. 106 ff. 174. 181 f. 218 ff. 237. 252 ff. 293 ff. 445 ff.; Franz ROSENZWEIG, Hegel und der Staat, aaO., Bd. I, S. 211 ff.; Bd. II, S. 88. 94 vff. 109. 189 ff. 237; Friedrich Erich DOBBERAHN, Kontroverse um ein Anti-Kriegs-Buch, aaO., S. 59 ff.

S. 592, letzter Abschnitt zu Thomas Mann und Ernst Jünger; vgl. Thomas MANN, Briefe II (1937–1947), aaO., S. 289 f. Brief vom 09.01.1943 an Harry Slochower: „Er selbst hat geschunden und sich in Inhumanität gesielet³⁷, daß es eine Art hatte.“ S. 464: Brief vom 14.12.1945 an Agnes E. Meyer: „In das Lob der ‚Marmorklippen‘³⁸ stimmt er [= Rosenhaupt] ein, – es ist das Renommierbuch der 12 Jahre und sein Autor zweifellos ein begabter Mann, der ein viel zu gutes Deutsch schrieb für Hitler-Deutschland. Er ist aber ein Wegbereiter und eiskalter Genüßling des Barbarismus und hat noch jetzt, unter der Besetzung, offen erklärt, es sei lächerlich, zu glauben, daß sein Buch mit irgendwelcher Kritik am nationalsozialistischen Regime etwas zu tun habe.“³⁹ Das ist mir lieber, als das humanistische Schwanzwedeln und die gefälschten Leidens-Tagebücher gewisser Renegaten und Opportunisten. Aber eine Hoffnung für die ‚deutsche Demokratie‘ stellt Ernst Jünger auch nicht gerade dar.“ Zu Ernst JÜNGERS Schrift „Der Friede“, in DERS., Betrachtungen zur Zeit, Paderborn, 1963, S. 15–57, s. die Kritik Hoimar von DITFURTHS, Das Erbe des Neandertalers – Weltbild zwischen Wissenschaft und Glaube, Köln, 1992, S. 239–246.

S. 595, letzter Abschnitt, Zeile 12: „Ignoranz“ (statt „Ignorant“).

S. 596: „Katechismus der neuen Zeit“. Es gab tatsächlich mit Beginn des Ersten Weltkriegs Druckausgaben des Kleinen Katechismus von Dr. Martin Luther, die zum Fünften Gebot („Du sollst nicht töten!“) die Fußnote brachten: „Ausnahmen: Die Todesstrafe, der Krieg und die Notwehr.“ Als Beleg zugänglich geworden ist mir allerdings nur ein in den deutschen *Colônias* Brasiliens verbreiteter portugiesisch-sprachiger Nachdruck der deutschen Edition des „Kleinen Katechismus von Dr. Martin Luther“ von 1914 (Neuendettelsau): *O Catecismo Menor* de Dr. Martin Luther, Publicado pela Igreja Lutherana no Brasil, Joinville-Santa Catarina, 1961, S. 34: „*O Quinto Mandamento: Não matará [...]. Exceções: A pena de morte, a guerra e a defesa forçada.*“ In einer anderen mir vorliegenden Ausgabe des Kleinen Katechismus mit kurzen Erläuterungen und einer Auswahl von Bibelsprüchen (hg. v. D. D. Fr. D. NICOLAI, 16. Aufl., Weimar, 1914, S. 33 (§ 10, c)) heißt es zum Fünften Gebot:

37 Der Ausdruck „gesielet“ auch auf, ebd., S. 500 (Brief an Hedwig Fischer vom 08.09.1946).

38 Erstveröffentlichung 1939.

39 Vgl. hierzu die „Adnoten: zu ‚Auf den Marmorklippen‘“ Ernst Jüngers in: Auf den Marmorklippen, Ullstein Buch Nr. 2947, Frankfurt a. M./Berlin/Wien, 1979, S. 139 ff.

„Den Krieg werden die Christen immer als ein großes Unglück und als eine traurige Folge unseres sündigen Zustandes ansehen; doch ist es heilige Pflicht, das Vaterland zu verteidigen und sein Leben dahin zu geben für seine Brüder. Im Kriege selbst sollen wir an Verwundeten, Kranken und Gefangenen christliche Barmherzigkeit üben.“

S. 604: dritter Abschnitt, Zeile 7 von unten: das Wort „mit“ ist zu streichen.

S. 615: Ein anderes Zahlenspiel legt das Kriegsende auf 1916 fest:

*„Wunderbares Geheimnis! Enthülltes Rätsel der Rechenkunst! Magisches Zahlenrätsel: Das Ende des Weltkrieges! Jeder erratet das Ende des Weltkrieges, ob Herr ob Dame, Jung oder Alt. Riesig interessantes Unterhaltungsspiel für unsere Helden im Felde!
Man schreibe auf ein Stück Papier sein Geburtsjahr z. B. 1897, weiter das Jahr seiner Konfirmation (stets 14 Jahre zu) 1911, ferner wie alt man 1916 geworden resp. noch wird z. B. 19, dann, wie viele Jahre man aus Schule (1916 minus 1911) 5. Zusammen gerechnet 3832: 2 = 1916. Obige Aufstellung ist nur ein Beispiel, dasselbe Resultat muss bei jeder Person herauskommen, sofern sie konfirmiert und die Schule mit 14 Jahren verliess.
Die 3832 teilt man durch 2 behende
Und hat so des Krieges Ende!
Amtsgerichtlich unter No. 15200 hinterlegt! Nachahmung verboten.“*

S. 627 f: Zu Protesten und Widersetzlichkeiten der Frontsoldaten auf deutscher Seite s. Franz WALLENBORN, 1000 Tage Westfront, aaO., S. 216 f. 269 f. 272 f; Hans ZÖBERLEIN, Der Glaube an Deutschland – Ein Kriegserleben von Verdun bis zum Umsturz, München, 1938, S. 141. 154. 282. 357. 671 f. 699. 722 ff. 867; zur Meuterei von 1917 an der französischen Ostfront s. Paul Coelestin ETTIGHOFER, Eine Armee meutert – Schicksalstage Frankreichs 1917, Gütersloh, 1937 S. 252 ff. 259 ff. 265 ff. 287 ff.

S. 633 ff: Zur Weimarer Situation s.a. Reinhard GAEDE, Kirche/Christen/Krieg und Frieden – Die Diskussion im deutschen Protestantismus in der Weimarer Republik, Bremen, 2018. Die Wiederbelebung der „alten Floskeln der Mordsaison“ in der Weimarer Republik schildert auch Erich MÜHSAM (1878–1934), in: Das große Morden – Texte gegen Militarismus und Krieg, hg. v. Peter BÜRGER, edition pace, Bd. 34, Hamburg, 2025, S. 189 f:

„Die Reaktion marschiert, mögen es die Minister leugnen oder nicht. Sie marschiert aus den Offizierskasinos und den Sitzen der von monarchistischen Offizieren dirigierte Frontsoldatenräte, aus den Konventikeln des Hauptquartiers, aus den Herrensitzen der Junker, den Kontoren der Großindustrie, aus den Pfarrhäusern und Kirchen und aus den Schreibstuben der Gewerkschaftsbeamten, sie marschiert durch die Kanäle der Presse und der Ministerien zu ihrer Geschäftsstelle, der Nationalversammlung, Die Reaktion marschiert und sie marschiert bewaffnet. Denn das Geld der Nation, dessen Macht ungebrochen ist, ist in ihrer Hand, und die Frontsoldaten, die abgeschnitten von jeder Aufklärung über die Lage im Lande mit schwarzweißroten Fahnen unter dem Befehl volksfeindlicher Generäle noch immer die Waffen des Militarismus führen, folgen ihrem Wink.“

Vgl. hierzu (S. 637) auch Kurt TUCHOLSKY (1993, II), S. 306 ff („Militärbilanz“, 1920); DERS. (1993, II), S. 373 ff („Deutschland – Ein Kasernenhof“, 1920); DERS. (1993, III), S. 134 f („Die Reichswehr“, 1922); DERS. (1993, III), S. 151 ff („Die Erdolchten“, 1922); DERS. (1993, III), S. 201 ff („Was wäre, wenn ...?“, 1922); DERS. (1993, III), S. 219 ff („Die zufällige Republik“, 1922); DERS. (1993, IX), S. 218 ff („Die brennende Lampe“, 1931); etc.

Erich KUBY, *Als Polen deutsch war*, München, 1986, S. 125 verweist darauf, „wie radikal die breiten [deutschen] Volksschichten schon in den Jahren vor dem [Zweiten Welt]krieg aus den ohnehin schwachen Bindungen an Rechtsvorstellungen und Humanität herausgerissen worden waren und wie nun [nach der fünften Teilung Polens und dem Überfall auf die Sowjetunion am 22.06.1941] erst in Feindesland, in der unmittelbaren Berührung mit diesem ‚Untermenschentum‘ das Herrenrassenbewußtsein wirkte.“

Die Wiederbelebung der „alten Floskeln“ war übrigens allgemein; sie erfasste auch andere gesellschaftliche Bereich wie den der studentischen Jugend; vgl. Herbert JHERING (1888–1977), *Theater in Aktion – Kritiken aus drei Jahrzehnten 1913–1933*, hg. v. Edith KRULL und Hugo FETTING, Argon Verlag, Berlin, 1987, S. 107:

„Und man führt ein Stück [„Alt-Heidelberg“⁴⁰] auf, in dem die verlogenen Phrasen von Jugend und Freiheit geredet werden. Die erledigte – durch einen Weltkrieg durch eine Revolution erledigte – Phraseologie von Jugend und falschen Idealen wird wieder aufgezogen. Eine Vokabulatur, die von der Zeit gerichtet wurde, wird von neuem als Ziel aufgesteckt.“

S. 634 unten: Oskar Kanehl persiflierte hier mit seinem Ausdruck „Mordsaison“ den gängigen französischen Ausdruck „saison morte“. Nach französischem Empire-Vorbild spielte sich das gesellschaftliche Leben ausschließlich während der Monate Oktober bis Mai ab. War diese Phase vorüber, trat die „saison morte“ ein, in welcher das gesellschaftliche Leben quasi „erstarb“ und man die Zeit außerhalb der Residenzstädte, im Ausland oder in einem Seebad verbrachte. Georg MARKUS, *Der Fall Redl*, Ullstein Sachbuch, Nr. 34354, Frankfurt a. M./Berlin, 1986, S. 86.

S. 636: Zum „Nachkrieg“ s. Ludwig RENN, *Krieg/Nachkrieg*, aaO., S. 275 ff, insbes. S. 315.346 f.349.352 f.

S. 639, dritter Abschnitt, Zeile 6 von unten: „VII–VIII“ (statt „VII“).

S. 651, Abbildung 39: Das Photo datiere ich jetzt auf 1920; die weißen Festkleider deuten wohl auf die Konfirmation „Hannis“ und ihrer Freundin Helga hin.

S. 658–673 (Kap. XVI): Zur Geschichte der Verbindung zwischen Ellen Rhodius und Wilhelm Ahlmann s. Friedrich Erich DOBBERAHN und Bernhard ESCHWEILER, *Die Briefe*

40 Wilhelm Meyer-Förster, *Alt-Heidelberg – Schauspiel in fünf Aufzügen*, Druck und Verlag von August Scherl GmbH, 181.–190. Tsd., Berlin, 1918.

Wilhelm Ahlmanns an Ellen Rhodius, geb. Richter, von 1926–1943 – Ein Beitrag zur Ahlmann-Forschung, Norderstedt, 2024.

S. 658, Zeile 5 von unten: „Jüngers“ (statt: „Günthers“).

S. 667: Zu den „*Lettres Portugaises*“ s. Rainer Maria RILKE, Portugiesische Briefe, Insel-Bücherei, Nr. 74, 61.–70. Tsd., Wiesbaden, 1949.

S. 670: Im mittleren Textabschnitt, 8. Zeile muss es heißen: „als poetische Schilderung des *akustischen* Orts- und Stimmungswechsels“.

S. 672 f: Dass sich Wilhelm Ahlmann kurz vor dem 20. Juli (am Sonntag, den 16.07.1944) noch einmal in Burgbrohl aufgehalten hat, geht aus einem Brief von Dr. Herbert Plügge, Chefarzt im städtischen Krankenhaus Darmstadt, vom 23. Juli 1944 an Ellen Rhodius hervor. Stauffenberg war nach seinen Aufhalten am 7. oder 8. und am 11.07.1944 auf dem Obersalzberg noch am 18.07.1944 mit Goerdeler zusammengetroffen; Gerhard RITTER, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, 6.–10. Tsd., Stuttgart, 1955, S. 395 ff.404; Erich KOSTHORST, Carl Friedrich Goerdeler, in: Rudolf LILL/Heinrich OBERREUTER (Hg.), 20. Juli – Portraits des Widerstands, Econ 26148, 2. Aufl., Düsseldorf, 1995, S. 213.

S. 677, Abbildung 44: Die Äußerung v. Heydebrands „Dieser Erzherzog starb uns wirklich sehr gelegen!“ nimmt eine Wendung aus Schillers „Maria Stuart“, IV, 6 auf: „Graf! Dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen.“

S. 699–710: Zu diesem ganzen Abschnitt, zu Schillers Quellenbehandlung, Quellenkritik, Geschichtsschreibung und Dramaturgie, zu seinem Verhältnis von historischer Wahrheit und „philosophischer und Kunstwahrheit, innerer Wahrheit“, ist weiterhin lesenswert die kritische Analyse in Johannes JANSSENS Schrift „Schiller als Historiker“, Herder, Freiburg i. Brsg., 1863, S. 2 f.8 ff.15–20 ff.49 ff.74 ff passim.123 ff, insbes. S. 125.

S. 703 f: zum Problem der Ästhetisierung des Barbarischen vgl. Walter JENS, „Die Ermittlung“ in West-Berlin“, und Ernst SCHUMACHER, „Die Ermittlung“ von Peter Weiss – Über die szenische Darstellbarkeit der Hölle auf Erden“, in: Peter WEISS, Die Ermittlung, es 616, Frankfurt a. M., 1991, S. 206 ff.211 ff.218 ff.222–233 (Anhang).

S. 710, zweiter Abschnitt, Zeile 2: das Wort „*hätte*“ hinter „Theologie“ streichen.

S. 717 mit Anm. 169 (S. 1127): In der Berliner jüdischen Gesellschaft war offenbar eine Gebetbuch-Ausgabe verbreitet, die in der Chanukka-Liturgie (Parasche des 5. Tages) den Namen Schlemihls erwähnt; vgl. *Prières Journalières à l'usage du rite Séfardi*, Tel-Aviv, 1982, S. 472 f.

S. 719, Abbildung 45: links: Schlemihl; von unten rechts her schräg in die Bildmitte hineinragend: der Hagere; zwischen ihnen auf dem Boden: der Schatten.

S. 737, erster Abschnitt, Zeilen 13 ff (Dibelius); vgl. hierzu Adolf Harnack, Das Wesen des Christentums, Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Facultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten, 56.–60. Tsd., durch Anmerkungen vermehrte Ausgabe, Leipzig, 1908, S. 177 (Sechzehnte Vorlesung):

„Es ist oftmals die Frage aufgeworfen worden, ob und in welchem Maße die Reformation ein Werk des deutschen Geistes gewesen ist. [...] soviel [...] scheint mir gewiß, daß zwar Luther's entscheidendes religiöses Erlebnis mit seiner Nationalität nicht zusammenzustellen ist, daß aber die Folgen, die er ihm gegeben hat, sowohl die positiven als die negativen, den deutschen Mann zeigen – den deutschen Mann und die deutsche Geschichte. [...] Und wie man das morgenländische Christentum mit Recht das griechische, das mittelalterlich-abendländische das römische nennt, so darf man auch das reformatorische als das germanische bezeichnen.“

S. 730 f und 1137, Anm. 259: hier hatte ich die Zeichnung „*Cadavre exquis*“ (Abb. 47) durch eine missverstandene Äußerung André Bretons in der Zeitschrift *La Révolution surréaliste* 3 falsch datiert. Es muss – wie jetzt in der zweiten Auflage korrigiert – statt „1919–1920 (?)“ richtig: „1925“ heißen. Als Belege dazu sind hier nachzutragen: Sidra STICH (Hg.), *Anxious Visions: Surrealist Art*, University Art Museum, Berkeley, New York, 1990, S. 257a.259a. Hiernach scheint die Abb. 47 tatsächlich sogar den allerersten, den „*first exquisite corpse*“ zu zeigen. Vgl. a. Reinhard SPIELER/Barbara AUER (Hg.), *Gegen jede Vernunft – Surrealismus Paris-Prag*, Ludwigshafen, 2010, S. 66; vgl. ferner: Gérard DUROZOI, *Histoire du mouvement surréaliste*, Paris, 1997, S. 128; Robert LEBEL/Michel SANOUILLET/Patrick WALDBERG (Hg.), *Der Surrealismus, Dadaismus und metaphysische Malerei*, Köln, 1987, S. 225 f.

S. 743, zweiter Abschnitt, Zeile 3 ff: Hier muss ich den bibliographischen Nachweis noch nachtragen: Günther JACOB (1946), S. 83 ff.91 ff.110 ff.

S. 746: Während Erich Mühsam in seinen Tagebucheinträgen vom 23.10. und 27.11.1914 (Das große Morden, aaO., S. 227.230 f) „in den Künstlern und Geistigen, in den Anarchisten und Sozialisten, in den Pazifisten *und vor allem den Frauen*“ die besten Ansprechpartner für das Engagement „gegen diesen und jeden Krieg [... und für] das heilige Ziel einer neuen Kulturgemeinschaft der Menschen“ sieht, verurteilt OBERST BAUER, *Der große Krieg in Feld und Heimat*, aaO., S. 137.186 die „Frauenbewegung“ gegen den Krieg scharf: „Z. Zt. [...] beherrscht alles die *unfruchtbare* familienzerstörende, jüdisch-sozialdemokratische Frauenbewegung, die bis in die höchsten Kreise gedrungen ist mit all ihren unmoralischen und unnatürlichen Erscheinungen.“

S. 747 ff: Zu Walter Benjamins Thesen „Über den Begriff der Geschichte“ s. noch Gershom SCHOLEMS Aufsatzband „Walter Benjamin und sein Engel“ – Vierzehn Aufsätze und kleinere Beiträge (hg. v. Rolf TIEDEMANN), Frankfurt a. M., 1993; vgl. a. Ansgar MARTINS (2016), *Adorno und die Kabbala*, Pri ha-Pardes, Bd. 9, Potsdam, S. 122 f.150 ff.

S. 751, erster Abschnitt: „*Démembrement de la Prusse*“. Zur „hannover'schen Frage“ s. Clemens Freiherr von der KETTENBURG/Dr. Otto KUNZE/Reichstagsabgeordneter ALPERS,

Die hannoversche Frage: Preußen und Reich – Zur Volksabstimmung in Hannover am 18. Mai d.J., in: Das Neue Reich – Wochenschrift für Kultur, Politik u. Volkswirtschaft, hg. v. Dr. Josef EBERLE, Wien/Innsbruck, Nr. 33, 6. Jg., Wien, 17.05.1924, S. 716–719.

S. 751 f, ab zweitem Abschnitt: Die Originalzitate Antoni CHOŁONIEWSKIS bei: DEMS., Duch Dziejów Polski, Wydanie Czwarte, Księgarnia Polska, Tow. Polskiej Macierzy Szkolnej, [Nachdruck, 4. Aufl.], Warszawa, 1932, S. 45 f. 57 f.

S. 770 ff: Auf dasselbe Gefahrenpotential des im Untergrund Weiterschmores und -glühens sich ständig fortentwickelnder todbringender Ideologien hat auch schon der Pressephotograph Hans WINDISCH (1891–1965) in seinem Buch „Führer und Verführte – Totentanz und Wiedergeburt, eine Analyse deutschen Schicksals, Seebruck am Chiemsee, 1946, S. 9 ff (vgl. DERS., ebd., S. 28 ff. 38 ff. 43 ff. 136 f. 145 ff. 153 f) aufmerksam gemacht.

S. 810, Anm. 78; ergänze: S. 24 ff. 27 ff. 31 ff. 36 ff.

S. 834, Anm. 126: „*mein*“ (statt: „*mien*“).

S. 869, Anm. 8 muss es heißen: „[...] werden unten *in Kap. XIX* nach der populären Ausgabe PÖHLMANNS (1987) *in manchen Endnoten* mit abgedruckt.“ Vgl. S. 1150, Anm. 10.

S. 901, Anm. 476: vgl. a. Friedrich NIETZSCHE, „Moral für Ärzte“, in: Alfred BAEUMLER (Hg.), Friedrich Nietzsche, Götzendämmerung/Der Antichrist/Gedichte, Kröners Taschenausgabe Band 77, Leipzig, 1939 (!), S. 154 ff (Nr. 36).

S. 927, Anm. 43; ergänze: Theodor VAHLEN, Deutsche Mathematik, Zweites Heft, Erster Jahrgang, April 1936, Kommissionsverlag von S. Hirzel in Leipzig, S. 115 ff. 256 ff.

S. 948, Anm. 408, Zeile 4 von unten: „*zerreißen*“ (statt: „*zerrreißen*“).

S. 954, Anm. 488, Zeile 1: hinter JAEGER ist einzufügen: „(1934), S. 126 f“.

S. 964, Anm. 215: „1870“ (statt: „1871“).

S. 967, Zeile 1 (Anm. 12): „Daher ist letztlich nicht klar, ob nicht ...“

S. 990, Anm. 314; ergänze zum Vorfall: Ludwig RENN, Krieg/Nachkrieg, aaO., S. 355.

S. 998, Anm. 56: Karl Ludwig Sand.

S. 1013, Anm. 83: S. 27 f. 31. 40 ff. 46. 52.

S. 1020, Anm. 72, Zeile 10: „*vergessen*“ (statt: „*vergessen*“).

S. 1070, Anm. 28: Weitere Predigtbeispiele bei Ludwig RENN, Krieg/Nachkrieg, aaO., S. 63 f. 103. 228 f (269).

S. 1085, Anm. 297, vorletzte Zeile: „*spricht*“ (statt: „*sprich*“).

S. 1086, Anm. 306; ergänze: vgl. a. Hans ZOEBERLEIN, Der Glaube an Deutschland, aaO., S. 47 f. 89. 97 f. 521 (Streik).

S. 1089, Anm. 14; ergänze: Ludwig RENN, Krieg/Nachkrieg, aaO., S. 275 ff.

S. 1124, Anmerkungen 112 und 114: „*Lorbeerreiser*“ (statt: *Lobeerreiser*“); „*hommes*“ (statt: „*homes*“).

S. 1146, Anm. 538; am Schluss der Zeile: „S. 56“ (statt: S56“).

S. 1150, Anm. 10; letzte Zeile: nach dem Wort „ausnahmsweise“ alles Weitere in dieser Anmerkung streichen.

S. 1156, Anm. 77: „s. Anm. IV, 100“ (statt: „s. Anm. 42“).

S. 1190, Zeile 10 von unten: BALZAC, Honoré de (1843) ...: „*Nouveau Tableau*“ (statt: *Noveau Tableau*“).

S. 1205, unten; nachzutragen ist: Ernst Otto CONRAD (1916), Das Gesetz über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 (mit dem Abänderungsgesetz vom 11. Dezember 1915) in der Rechtsprechung des Reichsgerichts, Berlin.

S. 1223, Zeile 20: „*Kriegserlebnis*“ (statt: „Kriegs-erlebnis“).

S. 1229, Zeile 26: „*Seitenzählung*“ (statt: „Seitendurchzählung“).

S. 1243, Zeile 8 von unten: „*in Ders.*“ (statt: „inn DERS.“)

S. 1252, Zeile 28: *Berlin und Leipzig*, April 1925.

S. 1255, Zeile 6: „*Random House*“ (statt: „Rsndom House“).

S. 1258, Zeilen 8.11.13: „*Schöneberg*“ (statt: „Schönefeld“).

S. 1264, Zeile 14 von unten: „*François*“ (statt: „Francois“).

S. 1161–1179: Epilog – Putins Krieg und die abscheuliche Wiederkehr der theologischen Ursünde; vgl. Richard OTTINGER (Hg.), Religiöse Elemente im russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine – Propaganda, Religionspolitik und Seelsorge 2014–2024, SPPS (Soviet and Post-Soviet Politics and Society, Vol. 289 (ed. Andreas UMLAND), Konrad Adenauer Stiftung, Hannover/Stuttgart, 2025; Rezension in F.A.Z. vom 15.04.2025, Nr. 89, S. 6.

S. 1179: In einer großen Buchhandlung meines Landkreises befinden sich im Erdgeschoss u. a. großflächig plakatierte Literaturkategorien wie: „Gemeinsame Zeit“, „Spiele“, „Manga“, „Comic“, „Humor“, „Books“ (z. B. Harry Potter), „Liebe & Glück“, „Fantastisches“, „Klassiker“ (z. B. Tatort Nord), „Grausame Morde“, „Mordsee“, „Romantisches“, „Mut & Liebe“, „Spannung“; nur jeweils ein Regal zu „Biografien“ und „Historisches“. Im ersten Stockwerk befinden sich: neben Kinder- und Jugendbüchern, Eltern & Kind-Literatur, Büchern zur Gesundheit und Ernährung, verschiedenen Ratgebern Literaturkategorien wie: „Spiele“, „Reisen, Wohin geht's?“, „Neue Wege zum Glück“, „Religion, Spiritualität“ (Margot Käßmann), „Entspannung“, „Zeit zum Genießen“. Zum allergeringsten Teil, deutlich unterrepräsentiert – und ins Obergeschoss verbannt – befinden sich ganze drei Regale von Büchern zu „Politik, Zeitgeschehen“ und „Klimaschutz“.

Vor dieser Übermacht politisch folgenloser Eskapismus-Literatur und Kultur, „die ihre Leser neutralisiert“ und bei der Bemühung angetroffen wird, „in möglichst harmlosen Unterhaltungen folgenlos zu bleiben“, hatte schon Bertolt BRECHT 1932 gewarnt; s. DERS., Der Rundfunk als Kommunikationsapparat (Rede über die Funktion des Rundfunks), in: Gesammelte Werke 18, Schriften zur Literatur und Kunst 1, werkausgabe edition suhrkamp, 113.–124. Tsd., Frankfurt a. M., 1977, S. 130 f.

S. 1202–1314 (Literatur- und Quellenverzeichnis): An forschungsgeschichtlich bedeutender, z. T. seltener Erinnerungsliteratur zu 1870–1871 und 1914–1918 s. noch: Oberst (Max Hermann) BAUER, Der große Krieg in Feld und Heimat – Erinnerungen und Betrachtungen, 2. Aufl., Tübingen, 1921; Paul Coelestin ETTIGHOFER, Eine Armee meutert – Schicksalstage Frankreichs 1917, Gütersloh, 1937; Wolfgang FOERSTER (Hg.), „Wir Kämpfer im Weltkrieg“, München, 1929; Theodor LINDNER, Der Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands – Zur 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage von 1870/71, Berlin, 1895; Ludwig RENN (= Arnold Friedrich Vieth von Golßenau), Krieg/Nachkrieg, Berlin, 1955; Franz WALLENBORN, 1000 Tage Westfront – Die Erlebnisse eines einfachen Soldaten, Leipzig, 1929; Hans ZÖBERLEIN, Der Glaube an Deutschland – Ein Kriegserleben von Verdun bis zum Umsturz, 29. Aufl., München, 1938.

S. 1329, letzte Zeile: „*neun* Enkel“ (statt: „sieben Enkel“).

Quellen- und Literaturverzeichnis

- A KEMPIS, Thomas (1906): Vier Bücher von der Nachfolge Christi, Zehnte Auflage (Schmuckausgabe), Reutlingen.
- ABELES, Otto (1915): Zum Gedächtnis – Willy Greifenhagen – Hugo Zuckermann, in: Juedische Rundschau, Jg. XX, Heft 2 vom 8.1.1915, Berlin, Sp. 11a–c.
- ABELS, Robert (2017): Studien zur Gesualdo-Rezeption durch Komponisten des 20. Jahrhunderts, München.
- ACHELIS, Johann Daniel (1951): Wilhelm Ahlmann, in: BARION, Hans (Hg.) (1951): Tym-bos für Wilhelm Ahlmann – Ein Gedenkbuch, herausgegeben von seinen Freunden, Berlin, S. IX–XII.
- ACKERMANN, Andrea (2016): „377 Zieh an die Macht, du Arm des Herrn“, in: Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch, Heft 22 (hg. von ALPERMANN, Ilse/BECK, Martin), Göttingen, S. 71–75.
- ACKERMANN, Pfarrer aus Urspringen v. d. Rhön bei Sondheim (1916): Lazarettandacht zum Totenfest 1915 in Lissa (Pr.), in: BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (Hg.) (1916): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 16. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 377–382.
- ACTA APOSTOLICAE SEDIS (1914), Commentarium Officiale, Annus VI, Volumen VI, Romae.
- ADAMS, Marion (1984): Metaphern der affirmativen Weltkriegslyrik, in: HÜPPAUF, Bernd (Hg.) (1984): Ansichten vom Krieg – Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Hochschulschriften / Literaturwissenschaft, Bd. 61, Königsstein i.T., S. 221–228.
- ADLER, Michael, Rev., B.A., Chaplain to H.M. Forces (5674–1914): Prayer Book for Jewish Sailors and Soldiers, London.
- ADORNO, Theodor [WIESENGRUND] (1962a): Zur Dialektik des Engagements, in: Die Neue Rundschau, Jahrgang 1962, hg. v. FISCHER, Gottfried Bermann/HIRSCH, Rudolf, Berlin/Frankfurt a. M., S. 93–110.
- ADORNO, Theodor W. (1962b): Zu einem Portrait Thomas Manns, in: Die Neue Rundschau, Jahrgang 1962, hg. v. FISCHER, Gottfried Bermann/HIRSCH, Rudolf, Berlin/Frankfurt a. M., S. 320–327.
- ADORNO, Theodor W. (1966), Negative Dialektik, Wissenschaftliche Werkausgabe, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.
- ADORNO, Theodor W. (1970a): Ästhetische Theorie, Gesammelte Schriften, Band 7 (hg. v. ADORNO, Gretel/TIEDEMANN, Rolf), Frankfurt a. M.
- ADORNO, Theodor W. (1970b): Jargon der Eigentlichkeit – Zur deutschen Ideologie, fünfte Auflage, Frankfurt a. M.
- ADORNO, Theodor W. (1972): Erziehung zur Mündigkeit – Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959–1969, hg. v. KADELBACH, Gerd (1972), suhrkamp taschenbuch Nr. 11, Frankfurt a. M.
- ADORNO, Theodor W. (1992): Prismen – Kulturkritik und Gesellschaft, suhrkamp taschenbuch wissenschaft Nr. 178, Frankfurt a. M.
- ADORNO, Theodor W. (2016): Nachwort, in: BENJAMIN, Walter (2016): Berliner Kindheit um neunzehnhundert, suhrkamp taschenbuch Nr. 4197, 5. Auflage, Frankfurt a. M., S. 111–113.

- AFFLERBACH (2018): Auf Messers Schneide – Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor, München.
- AHLEMANN, Alexander (1914/1915): Soldaten = Lieder – Neue Reime nach alten Weisen, Berlin.
- AHRENS, Jürgen Friedrich, Direktor der Gewerbeschule in Kiel (1902): Lesebuch für Handwerkerschulen, gewerbl. Fortbildungs- und Fachschulen – zugleich ein Hausbuch zur Selbstbelehrung, sechste, verbesserte und vermehrte Auflage, Kiel/Leipzig.
- AL-ṬAHA, Rawḍa (2020): „Quṣṣat laǧū’ min ar-Raqqah ilā Tsilā“, Die Geschichte einer Flucht – von Raqqa nach Celle, hg. v. der Niedersächsischen Staatskanzlei, Landesbeauftragte für Migration und Teilhabe Doris Schröder-Köpf, MdL, Hannover Celle.
- ALAND, Kurt (1957): Die Arbeiten der deutschen Akademie der Wissenschaften auf dem Gebiet der Religionsgeschichte, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Vorträge und Schriften, Heft 58, Berlin.
- ALAND, Barbara/ALAND, Kurt u. a. (Hg.) (1993): The Greek New Testament, fourth revised edition, Stuttgart.
- ALLGEMEINE EVANGELISCH-LUTHERISCHE KIRCHENZEITUNG (1870), red. v. LUT-HARDT, Chr[istoph] Ernst, Dr., Jg. 3, Leipzig.
- ALPERS, Paul, Dr. Oberstudienrat i. R. (1953): Geschichte des Staatlichen Gymnasiums Ernestinum Celle, zweite erweiterte Auflage, Celle.
- ALTER, Reinhard (1984): Gerhart Hauptmann – Das deutsche Kaiserreich und der Erste Weltkrieg, in: HÜPPAUF, Bernd (Hg.) (1984): Ansichten vom Krieg – Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Hochschulschriften / Literaturwissenschaft, Bd. 61, Königsstein i. T., S. 184–204.
- ALTHAUS, Paul (1915): Kommt, laßt uns anbeten! – Acht Kriegspredigten in Russisch-Polen, Berlin.
- ALTHAUS, Paul, Lic., Gouvernements-Pfarrer in Lodz, (1916): Lodzer Kriegsbüchlein – Deutsch-evangelische Betrachtungen, Göttingen.
- ALWAST, Jendris (1993): Theologie im Dienste des Nationalsozialismus – Mentalitätsanalyse als Schlüssel zum Verständnis der Anfälligkeit von Theologen für den Nationalsozialismus. Eine sozialpsychologische Untersuchung der NS-Theologie von Emanuel Hirsch, in: SIEGEL-WENSCHKEWITZ, Leonore/NICOLAISEN, Carsten (Hg.) (1993): Theologische Fakultäten im Nationalsozialismus, Arbeiten zur kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen, Bd. 18, Göttingen, S. 199–222.
- AMTLICHE AUSGABE des Reichs- und Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (1938): Erziehung und Unterricht in der Höheren Schule, Berlin.
- ANDERSEN, Hans Christian (1965, I–II): Sämtliche Märchen in zwei Bänden, mit 529 Illustrationen von Vilhelm Pedersen und Lorenz Frølich, München.
- ANDERSON, Perry/FRASER, Ronald/HOARE, Quentin/BEAUVOIR, Simone de (Hg.) (2006). Conversations with Jean-Paul Sartre, Seagull Books, London.
- ANGELLOZ, J[oseph]-F[rançois] (1952): Rilke, Mercure de France, Paris.
- ANDRESEN, Bernd (1995): Ernst von Dryander – Eine biographische Studie, Berlin/New York.
- ANONYMUS (1808): Bürger = Katechismus, und kurzer Inbegriff der Pflichten eines Spaniers, nebst practischer Kenntniß seiner Freyheit und Beschreibung seines Feindes. Von großem Nutzen bey den gegenwärtigen Angelegenheiten“ in: Sammlung der Actenstücke über die spanische Thronveränderung, Vierte Abtheilung, Germanien, 1809, Nr. 20, S. 103–114.
- ANONYMUS (Königl. Sächsischer Offizier) (1809): Katechismus für Soldaten – Als Leitfaden für Offiziere bey dem Unterrichte des gemeinen Mannes. Nebst vorangeschickten Bemerkungen über die zweckmäßige Einrichtung der Unterhaltungsstunden mit letzterem, Leipzig, S. 27–105. Im Anschluss an die S. 135 abgedruckt bei:

- ANONYMUS (Königl. Preuß. Schützen = Officier [von Huelsen] (1818): Der Soldaten = Freund – oder kurze Darstellung derjenigen Mittel, die den Soldaten zu einer sittlichen Ausbildung, wie zu der genauen Erfüllung aller seiner Pflichten, sowohl in der Garnison als im Kriege, führen können, Breslau.
- ANONYMUS (Hg.) (1813): Krieger = Gesänge für freie Deutsche – Als Taschenbuch zum Feldzug, Altenburg.
- ANONYMUS (Hg.) (1832): Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse, Berlin.
- ANONYMUS (Hg.) (1866): Die Schreckenstage des Aufruhrs zu Celle am 18. und 19. Juli 1866, Celle.
- ANONYMUS (1871): Gottes Gerichte über Frankreich, in: Neue Evangelische Kirchenzeitung, hg. v. MEßNER, Herm[ann], Professor der Theologie an der K. Universität zu Berlin, Dreizehnter Jahrgang, Nr. 17 vom 29. April 1871, Berlin, Sp. 257–261.
- ANONYMUS (= „Ein junger Zionist“) (1914): Nationale Gedanken, in: Juedische Rundschau, Jg. XIX, Heft 41/42 vom 16.10.1914, Berlin, Sp. 388a–b.
- ANONYMUS (1915a): Russische Spitzel und ihre Opfer, in: Juedische Rundschau, Jg. XIX, Heft 34 vom 21.8.1914, Berlin, Sp. 349a–c.
- ANONYMUS (1915b): Der Krieg und wir Juden – Gesammelte Aufsätze von einem deutschen Juden, in: Louis Lamm's Jüdische Feldbücherei, Nr. 1, Berlin.
- ANONYMUS (1917): Gottesdienst im Hauptquartier, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 33 vom 16.8.1917, Berlin-Schönefeld, S. 529a–b.
- ANONYMUS (1918), Die Zermürbung der Front, in: Süddeutsche Monatshefte, 16. Jahrgang, Erster Band, Heft 3 („Zusammenbruch“) vom Dezember 1918, hg. v. COSSMANN, Paul Nikolaus, Leipzig/München, S. 176–192.
- [ANONYMUS] (1926): Das französische Schulbuch von heute, in: Süddeutsche Monatshefte, 23. Jahrgang, Erster Band, Oktober 1925 bis März 1926, Heft 6, hg. v. COSSMANN, Paul Nikolaus, Leipzig/München, S. 445–464.
- ANZ, Thomas (1996): Vitalismus und Kriegsdichtung, in: MOMMSEN, Wolfgang J. (Hg.) (1996): Kultur und Krieg – Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München, S. 235–247.
- ARCHIV Pfingstkirche, Potsdam, Große Weinmeisterstraße.
- ARDANT, Georges (1915): La Religion de nos Soldats – Notes d'un Aumônier militaire, in: BAUDRILLART, Alfred, Mgr. (Hg.) (1915), La Guerre Allemande et le Catholicisme, Paris, S. 150–190.
- ARISTOPHANES (1990): Komödien – nach der Übertragung von SEEGER, Ludwig herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von NEWIGER, Hans-Joachim, dtv 2480, München.
- ARMSTRONG, Christa (1981): Georg Frost Kennan, Bismarcks europäisches System in der Auflösung – Die französisch-russische Annäherung 1875 bis 1890, Frankfurt a. M./Berlin/Wien.
- ARNDT, Ernst Moritz (1807a): Blick vorwärts, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band III, Teil 7, Geist der Zeit II, 2, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 42–86.
- ARNDT, Ernst Moritz (1807b): Friedensrede eines Deutschen, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band III, Teil 7, Geist der Zeit II, 3, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 86–113.
- ARNDT, Ernst Moritz (1808): Letztes Wort an die Deutschen, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band III, Teil 7, Geist der Zeit II, 4, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 113–175.
- ARNDT, Ernst Moritz (1812): Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten; zit. n. STEFFENS, Wil-

- helm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 10, Kleine Schriften I, 2, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 113–129.
- ARNDT, Ernst Moritz (1813a): Katechismus für den deutschen Krieger = und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll; zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 10, Kleine Schriften I, 3, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 131–162.
- ARNDT, Ernst Moritz (1813b): Was haben die großen Mächte jetzt zu tun?, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band III, Teil 8, Geist der Zeit III, 2, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 104–150.
- ARNDT, Ernst Moritz (1813c): Was müssen die Deutschen jetzt tun?, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band III, Teil 8, Geist der Zeit III, 3, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 150–181.
- ARNDT, Ernst Moritz (1813d): Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 11, Kleine Schriften II, 1, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 7–36.
- ARNDT, Ernst Moritz (1813e): Was wollte und was tat Bonaparte? Wie kam er nach Rußland? Wie kam er aus Rußland heraus?, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band III, Teil 8, Geist der Zeit III, 1, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 11–103.
- ARNDT, Ernst Moritz (1813f): An die Preußen, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 11, Kleine Schriften I, 4, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 163–170.
- ARNDT, Ernst Moritz (1813 g): Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache, Leipzig.
- ARNDT (1813i): Was bedeutet Landsturm und Landwehr?, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 10, Kleine Schriften I, 5, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 171–181. (181–186 = Nachtrag vom 18.5.1815).
- ARNDT, Ernst Moritz (1814a): Noch ein Wort über die Franzosen und über uns, Leipzig.
- ARNDT, Ernst Moritz (1814b): Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte, Teil I, Leipzig.
- ARNDT, Ernst Moritz (1814c): Über künftige ständische Verfassungen in Teutschland, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 11, Kleine Schriften II, 3, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 83–130.
- ARNDT, Ernst Moritz [anonym veröffentlicht] (1814d): Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten nebst zwei Anhängen von Liedern, Königsberg.
- ARNDT, Ernst Moritz [unter X.Y.Z. anonym veröffentlicht] (1814e): Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß, Leipzig.
- ARNDT, Ernst Moritz (1814f): Ein Wort über die Feier der Leipziger Schlacht, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 11, Kleine Schriften II, 4, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 131–141.
- ARNDT, Ernst Moritz (1814 g): Noch ein Wort über die Franzosen und uns, Leipzig.
- ARNDT, Ernst Moritz (1815a): Wird der Herrscher der Insel Elba noch einmal Europa beherrschen?, in: DERS. (1815): Der Wächter, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, Erster Band. Erstes Heft, Köln, S. 78–89.
- ARNDT, Ernst Moritz (1815b): Was bedeutet Landsturm und Landwehr?, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 10, Kleine Schriften I, 5, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 171–186.
- ARNDT, Ernst Moritz (1815c): Über Preußens Rheinische Mark und über Bundesfestungen, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band IV, Teil 11, Kleine Schriften II, 5, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 143–199.

- ARNDT, Ernst Moritz (1815d): *Fantasien für ein künftiges Teutschland von E. bis S.*, Frankfurt a. M.
- ARNDT, Ernst Moritz (1818a): *Deutschland*, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band III, Teil 9, *Geist der Zeit IV*, 2, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 12–39.
- ARNDT, Ernst Moritz (1818b): *Verfassung und Preßfreiheit*, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band III, Teil 9, *Geist der Zeit IV*, 3, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 40–91.
- ARNDT, Ernst Moritz (1818c): *Orden, geheime Gesellschaften*, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band III, Teil 9, *Geist der Zeit IV*, 4, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 92–99.
- ARNDT, Ernst Moritz (1818d): *Über deutsche Art und über das Welschtum bei uns*, zit. n. Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band III, Teil 9, *Geist der Zeit IV*, 6, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 129–157.
- ARNDT, Ernst Moritz (1818e): *Schluß*, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band III, Teil 9, *Geist der Zeit IV*, 13, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 249–250.
- ARNDT, Ernst Moritz (1819): *Von dem Wort und dem Kirchenliede nebst geistlichen Liedern*, Bonn.
- ARNDT, Ernst Moritz (1828): *Fantasieen zur Berichtigung der Urtheile über künftige deutsche Verfassungen*, in: Ders., *Christliches und Türkisches*, Stuttgart, S. 7–182.
- ARNDT, Ernst Moritz (1831): *Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande*, Leipzig.
- ARNDT, Ernst Moritz (1840): *Erinnerungen aus dem äußeren Leben*, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band I, Teil 2, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 11–282.
- ARNDT, Ernst Moritz (1844): *Ueber den gegenwärtigen Stand des Protestantismus*, in: Ders. (1845): *Schriften für und an seine lieben Deutschen*, Dritter Theil, Leipzig, S. 573–610.
- ARNDT, Ernst Moritz (1845, I–III): *Schriften für und an seine lieben Deutschen*, zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt, Erster bis Dritter Theil, Leipzig.
- ARNDT, Ernst Moritz (1847a): *Nothgedrungenener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe von E. M. Arndt*, Erster Theil, Leipzig.
- ARNDT, Ernst Moritz (1847b): *Nothgedrungenener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe von E. M. Arndt*, Zweiter Theil, Leipzig.
- ARNDT, Ernst Moritz (1848): *Polenlärm und Polenbegeisterung*, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band IV, Teil 12, *Kleine Schriften III*, 3, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 127–130.
- ARNDT, Ernst Moritz (1849): *Aufsätze aus der „Deutschen Zeitung“*, zit. n. STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band IV, Teil 12, *Kleine Schriften III*, 3, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 131–160.
- ARNDT, Ernst Moritz (1858): *Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein*, zit. n.: STEFFENS, Wilhelm (Hg.) (1912): *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band II, Teil 5, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 11–170.
- ARNDT, Ernst Moritz (1860): *Gedichte – Vollständige Sammlung*, Berlin; vgl. ARNDT/LEFFSON (1912): *Auswahl der Gedichte*, in: *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band I, Teil 1, *Gedichte*, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. 1–324.
- ARNDT/STEFFENS (1912): *Anmerkungen*, in: *Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile)*, Band IV, Teil 12, im Anhang an die *Kleinen Schriften III*, S. 167–336.

- ARNIM, Hans von (1915): Humanismus und Nationalgefühl, in: GRÜNWALD, Eugen/BUCHERER, Fritz (Hg.) (1915): Das humanistische Gymnasium – Zeitschrift des Deutschen Gymnasialvereins, Jahrgang 26, Heidelberg, S. 8–16.
- ARNIM, Ludwig Achim von/BRENTANO, Clemens (1906): Des Knaben Wunderhorn – Alte Deutsche Lieder, Drei Teile in einem Bande, Hundertjahrs-Jubelausgabe (hg. v. GRISEBACH, Eduard), Leipzig.
- ARNOLD, Matthieu (2017): Aspekte der Predigt bei zwei Straßburger Theologen (1916–1918) – Von den kriegerischen Predigten Johannes Fickers (Herbst 1916) zu den versöhnenden Predigten Albert Schweitzers gegen Ende des Krieges (Herbst 1918), in: DERS./DINGEL, Irene/HOFMAN, Andrea (Hg.) (2017): Predigt im Ersten Weltkrieg – La prédication durant la „Grande Guerre“, Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte (hg. v. DINGEL, Irene), Beiheft 109, Göttingen, S. 125–141.
- ARPER, Karl Dr./ANTON, Karl Dr. (Hg.) (1919): Aus tiefer Not! – Liturgisches Hilfbuch für die Zeit des Wiederaufbaues, Göttingen.
- ARPER, Karl/ZILLESSEN, Alfred (Hg.) (1915a): Agende für Kriegszeiten, Bd. I, vierte Auflage, Göttingen.
- ARPER, Karl/ZILLESSEN, Alfred (Hg.) (1915b): Fest = Agende für Kriegszeiten, Bd. II, Göttingen.
- ARPER, Karl/ZILLESSEN, Alfred (Hg.) (1915c): Durchhalten! Entwürfe, Gebete, Gedichte und Vaterländische Worte für Kriegsgottesdienste – Der Kriegsagende dritter Teil, zweite, vermehrte Auflage, Göttingen.
- ARPER, Karl/ZILLESSEN, Alfred (Hg.) (1917): Evangelisches Kirchenbuch – Erster Band: Gottesdienste, zweite, völlig neu bearbeitete Auflage der von † Richard Bürkner und K. Arper herausgegebenen Liturgien = Sammlung für evangelische Gottesdienste, Göttingen.
- ARPER, Karl D./ZILLESSEN, Alfred D. (Hg.) (1927): Evangelisches Kirchenbuch – Zweiter Band: Die Bestattung, 2., neubearbeitete und vermehrte Auflage, Göttingen.
- ARPER, Karl D./ZILLESSEN, Alfred D. (Hg.) (1936): Evangelisches Kirchenbuch – Erster Band: Der Gottesdienst, sechste, neu bearbeitete Auflage, [1940: siebte, unveränderte Auflage] Göttingen.
- ASSMANN, Aleida (2018): Der europäische Traum – Vier Lehren aus der Geschichte, München.
- ASSMANN, Hugo/HINKELAMMERT, Franz J. (1989): A Idolatria do Mercado – Ensaio sobre Economia e Teologia, Coleção Teologia e Libertação, Série V: Desafios da Vida na Sociedade, Tom. 5, São Paulo.
- ASSMANN, Jan (1992): Das kulturelle Gedächtnis – Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München.
- AUGUSTINUS, Aurelius (1894): Confessiones, edidit BRUDER, Car[olus] Herm[annus], Phil. D. AA. LL. M., Lipsiae.
- AULARD/[François-]Alphonse (1902): / [Éléments d']Instruction civique suivis de Résumés et Questionnaires, Cours d'Enseignement Primaire, Cours Moyen (Collection A. Aulard), Paris.
- AUTORENKOLLEKTIV (Hg.) (1870/1871): Die Predigt des deutschen Krieges im Jahre 1870 dargestellt in Predigten, Zeitbetrachtungen und Reden namhafter Geistlichen des evang. Deutschlands, erstes bis drittes Heft, Leipzig.
- AUTORENKOLLEKTIV (1915): Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. I–III (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), Berlin.
- AUTORENKOLLEKTIV (1933): Humanistische Bildung im nationalsozialistischen Staate (Neue Wege zur Antike, I. Reihe: Darstellungen / Heft 9), Leipzig/Berlin.
- AVENARIUS, Ferdinand (Hg.) (1915a): Das vergnügte Büchel – Des „Fröhlichen Buches“ bedenklich verkleinerte Taschenausgabe, München.

- AVENARIUS, Ferdinand (1915b): Das Bild als Verleumder – Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung; mit 72 Abbildungen, 151. Flugschrift des Dürerbundes, München.
- AVENARIUS, Ferdinand (1918): Das Bild als Narr – Die Karikatur in der Völkerverhetzung; was sie aussagt – und was sie verrät, mit 338 Abbildungen, München.
- AX, Wilhelm (1938): Römische Heldenleben, Kröners Taschenausgabe, Bd. 67, Stuttgart.
- AXT-PISCALAR, Christine (2002): Einleitung der Herausgeberin, in: RITSCHL, Albrecht (1875/2002): Unterricht in der christlichen Religion – Studienausgabe nach der 1. Auflage von 1875 nebst den Abweichungen der 2. und 3. Auflage, UTB 2311, Tübingen, S. IX–XL.
- BAB, Julius (Hg.) (1914a): 1914 Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht 1 „Aufbruch und Anfang“, Berlin.
- BAB, Julius (1914b): An Verhaeren, in: Die Weltbühne, Der Schaubühne X. Jahr, Wochenschrift für Politik / Kunst / Wirtschaft, Zweites Halbjahr, hg. v. JACOBSON, Siegfried, Berlin-Charlottenburg, Heft Nr. 46 vom 19.11.1914, S. 390–393.
- BAB, Julius (Hg.) (1915a): 1914 Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht 7 „Soldatenlachen“, Berlin.
- BAB, Julius (Hg.) (1915b): 1914 – Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht, Band I (umgearbeitete Gesamtausgabe von Heft 1–6 der Sammlung), Berlin.
- BAB, Julius (1920): Die deutsche Kriegslyrik 1914–1918 – Eine kritische Bibliographie, Stettin.
- BACHER, Wilhelm (1965, I–II): Die exegetische Terminologie der jüdischen Traditionsliteratur, Bd. I–II, (Nachdruck) Darmstadt.
- BACHLEITNER, Norbert (1999): Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans, Tübingen.
- BACHMANN, Ingeborg (1974): Die gestundete Zeit – Anrufung des Großen Bären – Gedichte, Serie Piper 78, München.
- BACHMANN, Ingeborg (1995): Frankfurter Vorlesungen – Probleme zeitgenössischer Dichtung, vierte Auflage, München/Berlin.
- BACHTIN, Michail Michajlovic (1979): Die Ästhetik des Wortes, hg. u. eingel. v. GRÜBEL, Rainer; aus dem Russischen übers. v. DEMS. und REESE, Susanne, edition suhrkamp 967, Frankfurt a. M.
- BAECK, Leo (1914): Feldgebetbuch für die jüdischen Mannschaften des Heeres, Berlin.
- BAETHGEN, Friedrich (1904): Die Psalmen übersetzt und erklärt, Handkommentar zum Alten Testament II, 2, dritte, neubearbeitete Auflage, Göttingen.
- BAHR, Hermann (1918): Tagebucheintrag vom 18.8.1917 „Die Ursachen des Deutschen Hasses“, in: DERS. (1918): 1917 [Tagebuch], Innsbruck/München, S. 144–152.
- BALDERS, Günter (2014): 407 Stern, auf den ich schaue, in: EVANG, Martin/SEIBT, Ilse (Hg.): Liederkunde zum evangelischen Gesangbuch, Heft 19, Handbuch zum EG, Bd. 3, Göttingen, S. 71–77.
- BALTZER, Otto (1915): Praktische Theologie – Predigt- und Erbauungsliteratur, in: Theologische Rundschau (hg. v. BOUSSET, Wilhelm/HEITMÜLLER, Wilhelm), Jahrgang 18, Tübingen, S. 315–325.
- BALZAC, Honoré de (1843): Monographie de la Presse Parisienne, in: La Grande Ville – Nouveau Tableau de Paris, Vol. II, Paris, S. 129–208.
- BALZAC, Honoré de (1965): Verlorene Illusionen (aus dem Französischen übertragen v. WOLF, Udo), Stuttgart.
- BALZAC, Honoré de (1990): Illusions perdues – Introduction, notes, chronologie et bibliographie par BERTHIER, Philippe, GF Flammarion 518, Paris.
- BALZAC, Honoré de (2016): Von Edelfedern, Phrasendreschern und Schmierfinken – Die schrägen Typen der Journaille, hg. u. übers. v. BITTER, Rudolf von, Zürich.
- BAND, Victor (Red.) (1916): Illustriertes Jahrbuch – Kalender für das Jahr 1917, Berlin.
- BARBIAN, Jan-Pieter (2011): „Ich gehörte zu diesen Idioten“ – Ina Seidel im Dritten Reich,

- in: HESSE, Anja (Hg.) (2011): Ina Seidel – Eine Literatin im Nationalsozialismus, Berlin, S. 31–84.
- BARBIER, Jules/OFFENBACH, Jacques (1881): Hoffmann's Erzählungen – Fantastische Oper in 4 Akten und 5 Bildern mit Benutzung von E. T. A. Hoffmann's Novellen, Köln/Leipzig/Paris.
- BARION, Hans (Hg.) (1951): Tymbos für Wilhelm Ahlmann – Ein Gedenkbuch, herausgegeben von seinen Freunden, Berlin.
- BARCK, Karlheinz (Hg.) (1986): Surrealismus in Paris 1919–1939 – Ein Lesebuch, mit Abbildungen, Reclam Nr. 1078, Leipzig.
- BARK, Joachim (1984): Biedermeier – Vormärz / Bürgerlicher Realismus, Stuttgart.
- BARTELS, Hans, Dr., Oberstudiendirektor in Hannover/KLOTZSCH, Karl, Dr., Oberstudien-direktor in Berlin/LÜDEMANN, Hans, Dr (1942): Volkwerden der Deutschen – Geschichtsbuch für höhere Schulen, Klasse 6: Von der Vorgeschichte bis zum Ende der Stauferzeit, dritte Auflage, Leipzig/Berlin.
- BARTH, Gerhard (1975), Glaube und Zweifel in den synoptischen Evangelien, in: EBELING, Gerhard (Hg.): Zeitschrift für Theologie und Kirche, Jahrgang 72, Heft 3, S. 269–292.
- BARTH, Karl (1930): Quousque tandem ...?, in: Zwischen den Zeiten – Eine Zweimonatsschrift, 8. Jahrgang, hg. v. MERZ, Georg, Pfarrer, München, S. 1–6.
- BARTH, Karl (1931): Die Not der evangelischen Kirche, in: Zwischen den Zeiten – Eine Zweimonatsschrift, 9. Jahrgang, hg. v. MERZ, Georg, Pfarrer, München, S. 89–122.
- BARTH, Karl (1945): Die evangelische Kirche in Deutschland nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, Wipkinger Tagung 1945, Zollikon-Zürich, S. 19–59.
- BARTH, Karl (1948): Eine Schweizer Stimme 1938–1945, Zweite Auflage, Zollikon-Zürich.
- BARTH, Karl (1957): Die Lehre von der Schöpfung – Die Kirchliche Dogmatik, Dritter Band, Vierter Teil, Zweite Auflage, Zollikon-Zürich.
- BARTH, Karl (1966a): Theologische Existenz heute!, in: FÜRST, Walther (Hg.): „Dialektische Theologie“ in Scheidung und Bewährung 1933–1936 – Aufsätze, Gutachten und Erklärungen, München, S. 43–77.
- BARTH, Karl (1966b): Reformation als Entscheidung, in: s. vorigen Titel, S. 103–121.
- BARTH, Karl (1966c): Erklärung über das rechte Verständnis der reformatorischen Bekenntnisse in der deutschen evangelischen Kirche der Gegenwart, in: s. vorigen Titel, S. 122–127.
- BARTH, Karl (1966d): Nein! – Antwort an Emil Brunner, in: s. vorigen Titel, S. 208–258.
- BARTH, Karl (1984): Texte zur Barmer Theologischen Erklärung, hg. v. ROHKRÄMER, Martin, Zürich.
- BARTH, Rüdiger/FRIEDERICH, Hauke (2018): Die Totengräber – Der letzte Winter der Weimarer Republik, Frankfurt a. M.]
- BARTHEL, Max (1917): Verse aus den Argonnen, Jena.
- BARTMANN, Bernhard (1913): Dogmatik, Dogmengeschichte, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. KLEFFNER, Anton Jgnatz u. a.), Fünfter Jahrgang, Paderborn, S. 422–424.
- BARTSCH, Heinz, Dr. (1938): Die Wirklichkeitsmacht der Allgemeinen Deutschen Glaubensbewegung der Gegenwart (phil.-Diss.), Breslau.
- BASTIAN, Till (2016): Auschwitz und die „Auschwitz-Lüge“ – Massenmord, Geschichtsfälschung und die deutsche Identität, 6., überarbeitete und aktualisierte Auflage, München.
- BAUCH, Bruno (1916): Vom Begriff der Nation – Ein Kapitel zu Geschichtsphilosophie, in: Kant-Studien – Philosophische Zeitschrift, Nr. 21, Heft 2/3 (hg. v. VAHINGER, Hans/FRISCH-EISEN-KÖHLER, Max/LIEBERT, Arthur), Berlin, S. 139–162.
- BAUDELAIRE, Charles (1908): Œuvres posthumes, Troisième Édition, Paris.
- BAUDELAIRE, Charles (1949): Les Fleurs du Mal / Die Blumen der Verworfenheit, Deutsch und Französisch, Nachdichtungen von FISCHER, Carl, Söcking.

- BAUDELAIRE, Charles (1961): *Les Paradis artificiels*, Collection Folio Classique, Nouvelle édition revue (hg. v. GAUTIER, Théophile), Paris.
- BAUDELAIRE, Charles (1981, I–VI): *Gesammelte Schriften*, Band I–VI (hg. v. BRUNS, Max), Dreieich.
- BAUDRILLART, Alfred, Mgr. (Hg.) (1915, 1/1915, 2): *La Guerre Allemande et le Catholicisme – Documents photographiques illustrant la conduit respective des armées allemande et française à l'égard de l'Église Catholique*, Paris.
- BAUER, Elvira (1936): *Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid – Ein Bilderbuch für Groß und Klein*, Nürnberg.
- BAUER, Fritz (2018): *Nach den Wurzeln des Bösen fragen*, in: *Kleine Schriften*, Bd. II (1962–1969), hg. v. FOLJANTY, Lena/JOHST, David, Frankfurt a. M./New York, S. 1160–1167.
- BAUER, Jessica/BAUER, Jens-Heiner (2001): *Preußen und Chodowiecki – Katalog 48 der Galerie J. H. Bauer*, Hannover.
- BAUER, Walter, o. Professor in Göttingen (1933): *Das Johannes-Evangelium*, Handbuch zum Neuen Testament (hg. v. LIETZMANN, Hans), Bd. 6, dritte, verbesserte und vermehrte Auflage, Tübingen.
- BAUM, Marie (1950): *Leuchtende Spur – Das Leben Ricarda Huchs*, Tübingen/Stuttgart.
- BAUMANN, Gerlinde (2006): *Gottesbilder der Gewalt im Alten Testament verstehen*, Darmstadt.
- BAUMGARTEN, Otto (1903): *Predigten aus der Gegenwart – gehalten in der Kieler Universitätsaula*, Tübingen
- BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (1914a): *Jesus und das Recht des Krieges*, in: DERS. (Hg.) (1914): *Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur*, 14. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 294–302.
- BAUMGARTEN, Otto, D. (1914b): *Der Krieg auf der Kanzel*, in: s. vorigen Titel (1914), S. 302–311.
- BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (1914c): *Kirchliche Chronik* (August), in: s. vorigen Titel (1914), S. 313–321.
- BAUMGARTEN, Otto, D. (1914d): *Gottes Gerechtigkeit – Siegespredigt am 30. August 1914 in der Ansarkirche zu Kiel gehalten*, in: s. vorigen Titel (1914), S. 329–335.
- BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (1914e): *Kirchliche Chronik* (September), in: s. vorigen Titel (1914), S. 354–359.
- BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (1914f): *Kirchliche Chronik* (Oktober), in: s. vorigen Titel (1914), S. 391–400; dazu die Berichtigung auf S. 438.
- BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (1914 g): *Die Weihnachtspredigt im Kriege*, in: s. vorigen Titel (1914), S. 459–464.
- BAUMGARTEN, Otto, D. (1915a): *Der Krieg und die Bergpredigt*, in: *Deutsche Reden in schwerer Zeit*, Bd. III (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), Berlin, S. 125–148.
- BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (Hg.) (1915b): *Kirchliche Chronik* (April), in: DERS. (Hg.) (1915): *Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur*, 15. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 142–148.
- BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (Hg.) (1915c): *Die Religion in Feldbriefen*, in: DERS. (Hg.) (1915): *Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur*, 15. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 135–141.
- BAUMGARTEN, Otto, Professor D. (1916): *Pfingsten im zweiten Kriegsjahr*, in: DERS. (Hg.): *Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur*, 16. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 205–207.
- BAUMGARTEN, Otto (1918): *Christentum und Weltkrieg*, Tübingen.
- BAUMGARTEN, Otto (1927): *Der sittliche Zustand des deutschen Volkes unter dem Einfluß des Krieges*, in: BAUMGARTEN, Otto/FOERSTER, Erich/RADEMACHER, Arnold/FLIT-

- NER, Wilhelm (Hg.) (1927): Geistige und sittliche Wirkungen des Krieges in Deutschland, Stuttgart/Berlin/Leipzig, S. 1–88.
- BAUMGARTEN, Paul Maria (1917): Jüdische Renaissance, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. PETERS, Norbert u. a.), Neunter Jahrgang, Paderborn, S. 58–62.
- BAUR, Jörg (1988): Vermittlung in unversöhnten Zeiten – Zum Gedenken an Paul Althaus 1988–1966, in: Kerygma und Dogma, Zeitschrift für theologische Forschung und kirchliche Lehre, hg. v. JOEST, Wilfried/Jørgensen, Theodor/SLENCZKA, Reinhard, Jg. 34, Göttingen, S. 168–192.
- BAYER, Oswald (1994): Theologie, Handbuch Systematischer Theologie, Band 1, Gütersloh.
- BAYET, Albert (1902): [Leçons de] Morale suivies de Lectures, de Résumés et de Questionnaires, Cours d'Enseignement Primaire, Cours Moyen, (Collection A. Aulard), Paris.
- BAZZANELLA, Angelo (1980): Die Stimme der Illiteraten – Volk und Krieg in Italien 1915–1918, in: VONDUNG, Klaus (Hg.) (1980): Kriegserlebnis – Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen, S. 334–351.
- BEBEL, August (1958): Ist die Religion für das Volk nötig? – August Bebel über Christentum und Kirche, Berlin.
- BEBEL, August (1997): Aus meinem Leben – Ungekürzte Neuausgabe, Bonn.
- BEBEL, August (1983): Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 1 (1863–1878), bearb. v. DLUBEK, Rolf/HERRMANN, Ursula/MALIK, Dieter, Berlin.
- BEBEL, August (1997a): Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 7/2, Reden und Schriften 1899–1905, bearb. v. BESKE, Anneliese/MÜLLER, Eckhard, München.
- BEBEL, August (1997b): Ausgewählte Reden und Schriften, Bd. 8/1, Reden und Schriften 1906–1913, bearb. v. BESKE, Anneliese/MÜLLER, Eckhard, München.
- BECHER, W. (1915): Der Krieg und die Schule, in: HOOFE, U. Professor Dr. (Hg.) (1915): Deutsches Philologen = Blatt – Korrespondenz = Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand, Jg. 23, Nr. 43, Leipzig, Sp. 668b–670a.
- BECK, Knut Hg.) (1982): Nachbemerkungen des Herausgebers, in: ZWEIG, Stefan (1982): Terzites, Jeremia – Zwei Dramen, Frankfurt a. M., S. 331–356.
- BECKER, Jean-Jacques/KRIEGEL, Annie (1964): 1914 – La guerre et le mouvement ouvrier Français (kiosque: Les Faits, La Presse, L'Opinion), Paris.
- BECKER, Joseph (Hg.) (1915): Die Werke Liudprands von Cremona, dritte Auflage, Hannover/Leipzig.
- BECKER, Karl Friedrich/SCHMIDT, Adolf/ARND, Eduard (1875): Weltgeschichte, achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe, Elfter Band: Neuere Geschichte III, vierte, vermehrte Auflage, neuester Abdruck, Leipzig.
- BECKER, Willy (1936): Volkstumskunde im Geschichtsunterricht, in: LÖPELMANN, Martin Dr./HABERMANN, Paul Dr. (Hg.) (1936): Monatsschrift für höhere Schulen, Bd. 35, Jg. 1936, Berlin, S. 123–127.
- BEER, Georg (1900): Das Buch Henoch, in: KAUTZSCH, Emil (Hg.): Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments, Bd. II, zweiter, unveränderter Neudruck 1962, Darmstadt, S. 217–310.
- BEESE, Dieter (2011): Was ich von Günter Brakelmann gelernt habe, in: ILLIAN, Christian/JÄNICHEN, Traugott/REIHS, Sigrid (Hg.): Anstöße – Festschrift Günter Brakelmann zum 80. Geburtstag, Münster, S. 51–59.
- BEEKOW, Hans-Joachim/BREDENDIEK, Hans-Otto (Hg.): Kirchengeschichte von ‚links‘ und von ‚unten‘ – Studien zur Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts aus sozial-historischer Perspektive, Berlin/Basel.
- BEHAM, Mira (1996): Kriegstromele – Medien, Krieg und Politik, mit einem Vorwort von Peter Glotz, dtv 30531, München.

- BEHNE, Adolf (1917): Kritik des Werkbundes, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 5 (August), Jena, S. 430–438.
- BEHNE, Walter/JÜNEMANN, Wolfgang/MRUGOWSKI, Alexander/PEYN, Bruno (Hg.) (1942): Deutsches Lesebuch für Oberschulen und Gymnasien, Zweiter Band, Dritte Auflage, Hamburg.
- BEKENNTNISCHRIFTEN der evangelisch-lutherischen Kirche (1978, I–II), Bd. I–II, hg. im Gedenkjahr der Augsbургischen Konfession 1930, zweite Auflage, Berlin.
- BELEY, L. (1923): *Choix de Lectures Allemandes 1813–1918 – Der Befreiungskrieg, der deutsch-französische Krieg, der Weltkrieg. À l'usage des candidats à l'École polytechnique et à l'École militaire de Saint Cyr et des élèves de philosophie et de mathématiques élémentaires*, Paris.
- BELLEMARE, Pierre (1985): Der Mann, der nicht zu hängen war – Unglaubliche Geschichten, hg. v. BRIFAUT, France/SCHMIDT-ARGET, Wolf, Augsburg.
- BELOW, Nicolaus von (1980): Als Hitlers Adjutant 1937–1945, Mainz.
- BENDER, Hans (Hg.) (1964): Mein Gedicht ist mein Messer – Lyriker zu ihren Gedichten, List Taschenbuch Nr. 187, 21.–30. Tausend, München.
- BENDIKOWSKI, Tillmann (2014): Sommer 1914. Zwischen Begeisterung und Angst – wie Deutsche den Kriegsbeginn erlebten, München.
- BENEDETTI, Vincent Le Comte (1871): *Ma mission en Prusse*, zweite Auflage, Paris.
- BENEDIX, Roderich (1868): *Haustheater – Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise*, dritte, vermehrte Auflage, Leipzig.
- BENGEL, D. Joh. Alberti Bengelii (1860): *Gnomon Novi Testamenti, in quo ex nativa verborum vi simplicitas, profunditas, concinnitas, salubritas sensuum coelestium indicatur*, Editio tertia per M. Ernestum Bengelium, adjuvante Johanne Steudel, Stuttgartiae.
- BENJAMIN, Walter (1931): „Karl Kraus – Allmensch“, in: *Frankfurter Zeitung* vom 10. März 1931, in: MAYER, Hans (Hg.) (1978): *Deutsche Literaturkritik – Band 3: Vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik (1889–1933)*, Frankfurt a. M., S. 697–737.
- BENJAMIN, Walter (1936): *L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée*, in: HORKHEIMER, Max (Hg.) (1936): *Zeitschrift für Sozialforschung*, Jg. V, Paris, S. 40–68.
- BENJAMIN, Walter (1973): *Über Kinder, Jugend und Erziehung – Mit Abbildungen von Kinderbüchern und Spielzeug aus der Sammlung Benjamin*, edition suhrkamp 391, 4. Auflage, Frankfurt a. M.
- BENJAMIN, Walter (1980a): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: TIEDEMANN, Rolf/SCHWEPPEHÄUSER, Hermann (Hg.) (1980a): *Walter Benjamin – Gesammelte Schriften*, Bd. I, 2: *Abhandlungen*, werkausgabe Band 2, edition suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 431–469.471–508.709–739.
- BENJAMIN, Walter (1980b): *Über den Begriff der Geschichte*, in: TIEDEMANN, Rolf/SCHWEPPEHÄUSER, Hermann (Hg.) (1980b): *Walter Benjamin – Gesammelte Schriften*, Bd. I, 2: *Abhandlungen*, werkausgabe Band 2, edition suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 691–704.
- BENJAMIN, Walter (1980c): *Gedanken über Gerhart Hauptmanns Festspiel*, in: TIEDEMANN, Rolf/SCHWEPPEHÄUSER, Hermann (Hg.) (1980c): *Walter Benjamin – Gesammelte Schriften*, Bd. II, 1: *Aufsätze, Essays, Vorträge*, werkausgabe Band 4, S. 56–60.
- BENJAMIN, Walter (1980d): *Kommentare zu Gedichten von Brecht*, in: TIEDEMANN, Rolf/SCHWEPPEHÄUSER, Hermann (Hg.) (1980d): *Walter Benjamin – Gesammelte Schriften*, Bd. II, 2: *Aufsätze, Essays, Vorträge*, werkausgabe Band 5, edition suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 539–572.
- BENJAMIN, Walter (1980e): *Die Rückschritte der Poesie (Essay zu: Carl Gustav Jochmann)*, in: s. vorigen Titel (II, 2), S. 572–598.
- BENJAMIN, Walter (1980f): *„Alte vergessene Kinderbücher“ (Essay zu: Karl Hobrecker, „Alte vergessene Kinderbücher“)*, in: TIEDEMANN-BARTELS, Hella (Hg.) (1980f): *Walter Ben-*

- jamin – Gesammelte Schriften, Bd. III, 1: Kritiken und Rezensionen, werkausgabe Band 8, edition suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 14–22.
- BENJAMIN, Walter (1980 g): Theorien des deutschen Faschismus – Zu der Sammelschrift „Krieg und Krieger“, Herausgegeben von Ernst Jünger, in: s. vorigen Titel (III, 1), S. 238–250.
- BENJAMIN, Walter (1980h): Pariser Brief I – Andre Gide und sein neuer Gegner, in: TIEDEMANN-BARTELS, Hella (Hg.) (1980h): Walter Benjamin – Gesammelte Schriften, Bd. III, 2: Kritiken und Rezensionen, werkausgabe Band 9, edition suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 482–495.
- BENJAMIN, Walter (1980i): Berliner Kindheit um Neunzehnhundert, in: REXROTH, Tillman (Hg.) (1980i): Walter Benjamin – Gesammelte Schriften, Bd. IV, 1: Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen, werkausgabe Band 10, edition suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 235–304.
- BENJAMIN, Walter (1980j): Surrealistische Zeitschriften, in: REXROTH, Tillman (Hg.) (1980j): Walter Benjamin – Gesammelte Schriften, Bd. IV, 1/2: Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen, werkausgabe Band 11, edition suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 595–596.
- BENJAMIN, Walter (1980k): Phantasiesätze, in: s. vorigen Titel (IV, 1/2), S. 802–803.
- BENJAMIN, Walter (1983, I–II): Das Passagen-Werk, Bd. I–II, in: TIEDEMANN, Rolf (Hg.): Walter Benjamin, Das Passagen-Werk, edition suhrkamp Neue Folge Band 200, erste Auflage, Frankfurt a. M.
- BENJAMIN, Walter (2016): Berliner Kindheit um neunzehnhundert – mit einem Nachwort von Theodor Adorno, suhrkamp taschenbuch 4197, 5. Auflage, Frankfurt a. M.
- BENN, Gottfried (1995): Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke, Band I: Gedichte in der Fassung der Erstdrucke, mit einer Einführung hg. v. HILLEBRAND, Bruno, Fischer Nr. 5231, Frankfurt a. M.
- BENSELER, Gustav Eduard Dr. (Hg.) (1854): Isokrates' Werke Griechisch und Deutsch, berichtigt, übersetzt und erklärt, Erster Theil: Isokrates' Panegyrikos und Philippos, Leipzig.
- BENSELER, [Gustav Eduard]/KAEGI, Adolf u. a. (Hg.) (1926/1931): Benselers Griechisch-Deutsches Schulwörterbuch, 14. erweiterte und vielfach verbesserte Auflage / fünfzehnte neubearbeitete Auflage, Leipzig/Berlin.
- BERDYCZEWSKI, Micha Josef Dr. (1905): Zur Klärung, in: Die Stimme der Wahrheit – Jahrbuch für wissenschaftlichen Zionismus (hg. v. SCHÖN, Isazar), Erster Jahrgang, Würzburg, S. 279–287.
- BERG, Urte von (2012): Patriotische Salons in Berlin 1806–1813, Göttingen.
- BERGENGRUEN, Werner (1961): Schreibtischerinnerungen, München.
- BERGER, Karl (1916): Schiller – Sein Leben und seine Werke, Bde. I–II, achte Auflage, München.
- BERGER, Kurt (1947): Schleichwege zum Chaos – Kleine Studie über nationalsozialistische Lyrik, in: Die Sammlung – Zeitschrift für Kultur und Erziehung, Jg. 2, hg. v. NOHL, Herman Prof. Dr., Göttingen, S. 68–81.
- BERGHAHN, Wilfried (1983): Robert Musil, rororo bildmonographien, Nr. 81, 76.79. Tausend, Reinbek bei Hamburg.
- BERGIEN, Rüdiger (2012): Die bellizistische Republik – Wehrkonsens und „Wehrhaftmachung“ in Deutschland 1918–1933, München.
- BERGMANN, Hugo (1914): Das zionistische Problem bei Josef Micha Berdyczewski, in: Die Welt – Zentralorgan der Zionistischen Bewegung, XVIII. Jahrg., Heft 27 vom 3.7.1914, Berlin, Sp. 679a–682b.
- BERGMANN, Hugo (1916): Der jüdische Nationalismus nach dem Krieg, in: Der Jude – Eine Monatsschrift (hg. v. BUBER, Martin), Erster Jahrgang, Heft 1, Berlin/Wien, S. 7–13.
- BÉRILLON, Edgar (1915): La Bromidrose fétide de la race allemande, Paris.
- BERING, Dietz (2018): Luther im Fronteinsatz – Propagandastrategien im Ersten Weltkrieg, Göttingen.

- BERN, Maximilian (1915): *Die Zehnte Muse – Dichtungen vom Brettl u. fürs Brettl*, aus vergangenen Jahrhunderten u. aus unsern Tagen gesammelt, neue verbesserte Ausgabe, 139. Tausend, Berlin.
- BERNER, Felix (1982): *Gustav Adolf, der Löwe aus Mitternacht – Eine Biographie*, Stuttgart.
- BERNHARDI, Friedrich von, General der Kavallerie z.D. (1912): *Deutschland und der nächste Krieg*, 4. Auflage, Stuttgart/Berlin.
- BERNING, Cornelia (1960–1963): *Die Sprache des Nationalsozialismus*, in: BETZ, Werner (Hg.) (1960–1963): *Zeitschrift für deutsche Wortforschung (Neue Folge)*, Bd. 16 (1960), S. 71–118.178–188; Bd. 17 (1961), S. 83–121.171–182; Bd. 18 (1962), S. 108–118.160–172, Bd. 19 (1963), S. 92–112, Berlin.
- BERNING, Cornelia (1964): „Vom Abstammungsnachweis zum Zuchtwart“ – Vokabular des Nationalsozialismus (Die kleine de Gruyter-Reihe, Bd. 6), Berlin.
- BERNING, Wilhelm, Dr., Bischof von Osnabrück, Preußischer Staatsrat, Senator der Deutschen Akademie (1934): *Katholische Kirche und deutsches Volkstum*, in: *Das Neue Reich* (Schriftenreihe), hg. v. d. Deutschen Akademie, München.
- BERTHOLD, Will (1981): *Die 42 Attentate auf Adolf Hitler*, Goldmann Taschenbuch Nr. 6666, München.
- BERVE, Helmut (1942a): Vorwort, in: DERS. (Hg.) (1942): *Das neue Bild der Antike*, Bd. I.: *Hellas*, Leipzig, S. 5–12.
- BERVE, Helmut (Hg.) (1942b): *Das neue Bild der Antike*, Bd. II.: *Rom*, Leipzig.
- BESIER, Gerhard (1982): *Krieg-Frieden-Abrüstung – Die Haltung der europäischen und amerikanischen Kirchen zur Frage der deutschen Kriegsschuld 1914–1933*, Göttingen.
- BESIER, Gerhard (1984): *Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg – Ein Quellen- und Arbeitsbuch*, Göttingen.
- BESIER, Gerhard (2001): *Die Kirchen und das Dritte Reich – Band 3: Spaltungen und Abwehrkämpfe 1934–1937*, Berlin/München.
- BESNARD, Franz von (Hg.) (1832): Rezension zu: Dr. Carl Friedrich Jarcke: *Carl Ludwig Sand und sein, an dem kaiserlich = russischen Staatsrath von Kotzebue verübter Mord – eine psychologisch-criminalistische Erörterung aus der Geschichte unserer Zeit*, in: *Literatur = Zeitung für die katholische Geistlichkeit*, Jahrgang 23, Bd. III, Heft 8, Landshut, S. 151–247.
- BETCKE, Werner (Hg.) (1934): *Der Kleine Katechismus Dr. Martin Luthers für den braunen Mann*, Gütersloh.
- BETSCH, Roland (1953): *Ballade am Strom – Roman*, 121.–130. Tausend, Hamm/Westf.
- BEWER, Max (1915): *Deutsches Kriegs = Gebetbuch – 50 Kraft = und Trostlieder*, Leipzig.
- BEZZEL, Chris (1983): *Kafka-Chronik – Daten zu Leben und Werk*, dtv 3252, München.
- BIALIK, Chaim Nachman (1922): *Ausgewählte Gedichte* (Deutsche Übertragung von MÜLLER, Ernst), zweite Auflage, Wien/Leipzig.
- BIBLIOGRAPHIE der Ernst-Moritz-Arndt-Gesellschaft, Groß Schoritz (Internet-Quelle, letzter Aufruf am 22.10.2018).
- BIELER, Andrea/GUTMANN, Hans-Martin (2008): *Rechtfertigung der „Überflüssigen“ – Die Aufgabe der Predigt heute*, Gütersloh.
- BIERBAUM, Otto Julius (1903): *Eine empfindsame Reise im Automobil von Berlin nach Sorrent und zurück an den Rhein*, Berlin.
- BIERMANN, Matthias (2011): „Das Wort sie sollen lassen stahn ...“ – *Das Kirchenlied im Kirchenkampf*, Göttingen.
- BIESE, Alfred (1914): *Der Krieg und der Schulunterricht*, in: HOOFE, U. Professor Dr. (Hg.) (1914), *Deutsches Philologen = Blatt – Korrespondenz = Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand*, Jg. 22, Nr. 32/33, Leipzig, Sp. 562a–563b.
- BIESE, Alfred Prof. Dr. (Hg.) (1916): *Lesestücke aus der Kriegsliteratur für die Unter = Klassen*

- Sexta bis Quarta, Ergänzungsheft zum Deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten, dritte Abteilung für Quarta, hg. v. HOPF, Johannes/PAULSIEK, Karl; Neubearbeitet von MUFF, Christian, Geh. Reg.= Rat Professor Dr., fünfundzwanzigste Auflage der neuen Bearbeitung, Berlin.
- BIN GORION (1918): Vom östlichen Judentum – Religiöses / Literarisches / Politisches, Berlin/Wien.
- BIN GORION, Emanuel (1926a): Vom Ursprung der israelitischen Religion – Vortrag auf Grund des Werkes Sinai und Garizim in der Vorderasiatisch-Aegyptischen Gesellschaft am 3. März 1926, Berlin.
- BIN GORION, Micha Josef (1926b): Sinai und Garizim – Über den Ursprung der israelitischen Religion, Forschungen zum Hexateuch auf Grund rabbinischer Quellen (Nachgelassene Schriften von Micha Josef Bin Gorion, hg. v. Rahel und Emanuel Bin Gorion), Berlin.
- BINDE, Fritz (1914): Der Segen des Krieges, Gotha.
- BINDER, Hans-Otto (1997): Zum Opfern bereit – Kriegsliteratur von Frauen, in: HIRSCH-FELD, Gerhard (Hg.): Kriegserfahrungen – Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen, S. 107–128.
- BINDING, Rudolf G[eorg] (1936): Reitvorschrift für eine Geliebte – Ausgabe zum Gedächtnis der Deutschen Olympischen Spiele 1936, Potsdam.
- BINDING, Rudolf Georg (1937): Der deutsche und der humanistische Gedanke im Angesicht der Zukunft – Rede gehalten vor der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums für Berlin und Brandenburg / Dezember 1936, Potsdam.
- BINDING, Rudolf G[eorg] (1940a): Aus dem Kriege, Potsdam.
- BINDING, Rudolf G[eorg] (1940b): Erlebtes Leben, Potsdam.
- BIRNBAUM, Uriel (1921): In Gottes Krieg – Sonette, Wien/Berlin.
- BISCHOFF, Diedrich (1917): Wirtschaftsleben und Zukunftsreligion, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 6 (September), Jena, S. 538–550.
- BISMARCK, Otto von (1903): Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870–71, Stuttgart/Berlin.
- BISMARCK, Otto von (1918): Vier Reden zur äußeren Politik (Insel-Bücherei Nr. 4), 31. bis 40. Tausend, Leipzig.
- BISMARCK, Otto von (1928): Gedanken und Erinnerungen – Die drei Bände in einem Bande, Vollständige Ausgabe, Stuttgart/Berlin.
- BISMARCK, Otto von (1929): Briefe – Zweiter Band, hg. v. GRANIER, Herman (1929): Otto von Bismarck – Ausgewählte Werke, Dritte Abteilung: Briefe, Stuttgart/Berlin.
- BLANK, Thomas (2014): Logos und Praxis – Sparta als politisches Exemplum in den Schriften des Isokrates, Klio – Beiträge zur Alten Geschichte, Beihefte Neue Folge, Bd. 23, Berlin.
- BLASCHKE, Richard, Dr. (1936): Clausewitz – Der Soldat und Kriegsphilosoph, Leipzig.
- BLAZEK, Matthias (2018): Schreckenstage in Celle 1866 – Tumultartige Szenen in Celle, als Hannover preußisch wurde / Teil 2, Cellesche Zeitung vom Samstag, 18. August 2018, S. 38.
- BLECKWENN, Hans (1973): Uniformen und Ausrüstung der Österreichischen Grenztruppen 1740–1769, in: ALLMAYER-BECK, Joh. Christoph, Dr., w. Hofrat und Direktor (Hg.) (1973): Die K. K. Militärgrenze – Beiträge zu ihrer Geschichte, Schriften des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien, Bd. 6, Wien, S. 129–203.
- BLOCHINZEW, Dmitri Iwanowitsch, Professor an der Staatlichen Lomonossow-Universität, Moskau (1972): Grundlagen der Quantenmechanik, 6., durchgesehene und nach der 3. sowjetischen Ausgabe erweiterte Auflage, Frankfurt a. M./Zürich.
- BLOS, Wilhelm (1920): Die Deutsche Revolution – Geschichte der Deutschen Bewegung von 1848 und 1849, 40. Tausend, Stuttgart.

- BLÜHER, Hans (1921): Die Aristie des Jesus von Nazareth, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1921): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, XIII. Jahrgang, Heft 4 (Juli), Jena, S. 318–320.
- BLUMHARDT, Christoph (1978, II/III): Ansprachen, Predigten, Reden Briefe – Neue Texte aus dem Nachlaß 1865–1917, hg. v. HARDER, Johannes, Bd. 2: 1865–1906, Seid Auferstandene! / Bd. 3 1907–1917, Geliebte Welt, 2./1. Auflage, Neukirchen-Vluyn.
- BLUMHARDT, Christoph (1992/1895): Gedanken aus dem Reiche Gottes im Anschluß an die Geschichte von Möttlingen und Bad Boll und unsere heutige Stellung – Ein vertrauliches Wort an Freunde, Bad Boll, Neuedition hg. v. BITTNER, Wolfgang J., Giessen/Basel/Metzingen.
- BLUMHARDT, Christoph Friedrich (1932): Gottes Reich kommt! – Predigten und Andachten aus den Jahren 1907–1917. Eine Auswahl aus seinen Predigten, Andachten und Schriften, Band 4, hg. v. LEJEUNE, Robert, Erlenbach-Zürich/Leipzig.
- BODDIEN, Wilhelm von (Red.) (2016): Der Wiederaufbau des Berliner Schlosses als Humboldt Forum 2011–2019, 6. Katalog der Fassaden- & Schmuckelemente, Förderverein Berliner Schloss e. V., Berlin.
- BODE, Matthias (2016): Traumsommer und Kriegsgewitter – Die politische Bedeutung des schönen Sommers 1914, Frankfurt a. M./Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Warszawa/Wien.
- BODE, Wilhelm (1918): Der weimarische Musenhof 1756–1781 – Mit zahlreichen Abbildungen, fünfte Auflage, 9. und 10. Tausend, Berlin; s. a. DERS. (1925), 26.–31. Tausend, Leipzig.
- BOEHM, Fritz/SCHMIDT, Erich Ludwig (Hg.) (1926): Humanisten zur deutschen Volkskunde, Auswahl, *Eclogae Graecolatinae*, Fasc. 15, Leipzig/Berlin.
- BÖHME, Gottfried (1852–1854, I–VIII): Thukydides – Geschichte des Peloponnesischen Krieges, acht Bücher griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, Leipzig.
- BOEHME, Jacob, von Alt-Seidenburg, Teutonicus Philosophus genannt (1715): Der Weg zu Christo [Christisophia], Verfasset in neun Büchlein, Gestellet Aus Göttlichem Erkenntniß, Amsterdam.
- BÖHME, Klaus (Hg.) (2014): Aufrufe und Reden deutscher Professoren im Ersten Weltkrieg, Reclam 19202, zweite Auflage mit einem Nachwort von WUNDERER, Hartmann, Stuttgart.
- BÖMER, Franz (1969): P. Ovidius Naso – Metamorphosen. Kommentar zu Buch I–III, Heidelberg.
- BÖNISCH, Georg (2014): Körper im Eisenstrudel – Kreative Rüstungstechniker versorgten die Armeen mit neuen fürchterlichen Waffen: Maschinengewehren, Flammenwerfern, Panzern – und Giftgas, in: GROSSBONGARDT, Annette/KLUSSMANN, Uwe/MOHR, Joachim (Hg.): Der Erste Weltkrieg – Die Geschichte einer Katastrophe, München, S. 127–134.
- BÖRNE, [Carl] Ludwig [Juda Löb Baruch] (1916, I–III): Gesammelte Schriften – Vollständige Ausgabe in drei Bänden, Helios = Klassiker, Reclam, Leipzig.
- BÖSCH, Frank (2009): Das Zeremoniell der Kaisergeburtstage, in: BIEFANG, Andreas/EPKEN-HANS, Michael/TENFELDE, Klaus (Hg.): Das politische Zeremoniell im Deutschen Kaiserreich 1871–1918, Düsseldorf, S. 53–76.
- BÖTTCHER, Kurt/BERGER, Karl Heinz/KROLOP, Kurt/ZIMMERMANN, Christa (Hg.) (1982): Geflügelte Worte – Zitate, Sentenzen und Begriffe in ihrem geschichtlichen Zusammenhang, zweite, unveränderte Auflage, Leipzig.
- BOGE, Manfred (1935): Volk ringt um Gott – Deutschvölkisches Glaubensringen: Von der Deutschkirche bis zum Tannenbergbund, Breslau.
- BOGNER, Hans (1937): Platon im Unterricht, in: „Auf dem Wege zum nationalpolitischen Gymnasium“ – Beiträge zur nationalsozialistischen Ausrichtung des altsprachlichen Unterrichts, hg. auf Veranlassung des Reichssachbearbeiters für alte Sprachen im NSLB, Heft 1, Frankfurt a. M.

- BOHSE, Jörg (1988): Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille – Meinungslenkung und Propaganda im Nationalsozialismus, Stuttgart.
- BOHTZ, August Wilhelm (Hg.) (1835): Bürgers sämtliche Werke – Einzig rechtmässige Gesamt = Ausgabe in einem Bande, Göttingen.
- BOLL, Franz (1917): Humanismus und Nationalismus, in: GRÜNWALD, Eugen/BUCHERER, Fritz (Hg.) (1917): Das humanistische Gymnasium – Zeitschrift des Deutschen Gymnasialvereins, Jahrgang 28, Heidelberg, S. 170–179.
- BOLLENBECK, Georg/RIHA, Karl (1978): Zum historischen Volksbuch, zu den Volksbuch-Bearbeitungen Gustav Schwabs und zu den Volksbuch-Illustratoren des 19. Jahrhunderts, in: DIES. (Hg.) (1978): Schwab – Die deutschen Volksbücher, Dritter Teil (Doktor Faustus und andere Erzählungen. Mit Illustrationen der Ausgabe von 1859), Frankfurt a. M., S. 291–319.
- BOMAN, Thorleif (1983): Das hebräische Denken im Vergleich mit dem griechischen, 7. Auflage, Göttingen.
- BORCHARDT, Rudolf (1926): Ewiger Vorrat Deutscher Poesie, München.
- BORCHERT, Wolfgang (1991): Das Gesamtwerk, Hamburg.
- BORK, Arnold (1938): Das Wesen des Griechentums im Unterricht, in: HABERMANN, Paul (Hg.) (1938): Monatsschrift für höhere Schulen, Bd. 37, Jg. 1938, Berlin, S. 308–318.
- BORNTRÄGER, Robert, Prof. (1915): Neunundsiebzigster Jahresbericht über das Königliche Gymnasium in Celle – Ostern 1914 bis Ostern 1915, Celle.
- BOUDON, Jacques-Olivier (2017): Le Plancher de Joachim – L'histoire retrouvée d'un village français, Paris.
- BOUREL, Dominique (2017): Martin Buber – Was es heißt, ein Mensch zu sein. Biografie, Gütersloh.
- BRACHER, Karl Dietrich (1962): Voraussetzungen des nationalsozialistischen Aufstiegs, in: DERS./SAUER, Wolfgang/SCHULZ, Gerhard (1962): Die nationalsozialistische Macht-ergreifung – Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34, zweite, durchgesehene Auflage, Wiesbaden, S. 1–370.
- BRÄUTIGAM, Kurt (1977), Zugänge zum sozialkritischen und politischen Gedicht, Herderbücherei Nr. 9304, Freiburg i.Brsg./Basel/Wien.
- BRAKELMANN, Günter (Hg.) (1974a): Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917 – Politik und Kirche, Studienbücher zur kirchlichen Zeitgeschichte, Band 1, hg. v. DEMS./GRESCHAT, Martin, Witten.
- BRAKELMANN, Günter (1974b): Die protestantische Kriegstheologie – Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus, Bielefeld.
- BRAKELMANN, Günter (1976): Der Krieg 1870/71 und die Reichsgründung im Urteil des Protestantismus, in: HUBER, Wolfgang/SCHWERDTFEGGER, Johannes (Hg.): Kirche zwischen Krieg und Frieden – Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus, Stuttgart, S. 293–320.
- BRAKELMANN, Günter (Hg.) (1979): Kirche im Krieg – Der deutsche Protestantismus am Beginn des II. Weltkriegs, München.
- BRAKELMANN, Günter (1991): Krieg und Gewissen – Otto Baumgarten als Politiker und Theologe im Ersten Weltkrieg, Göttingen.
- BRAKELMANN, Günter (2005): Kriegsprotestantismus 1870/1871 und 1914–1918, in: GAILUS, Manfred/LEHMANN, Hartmut (Hg.) (2005): Nationalprotestantische Mentalitäten in Deutschland (1870–1970) – Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes, Göttingen, S. 103–114.
- BRAKELMANN, Günter (2013): Streit um Frieden 1979–1999 – Beiträge zur politischen und innerprotestantischen Diskussion im Rahmen des interparteilichen Arbeitskreises „Sicherung des Friedens“ (Entwürfe zur christlichen Gesellschaftswissenschaft, Bd. 28), Berlin.

- BRAKELMANN, Günter (2014): Deutscher Protestantismus in den Kriegen 1870/71 und 1914–1918 – Sechs Einblicke, Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft (hg. v. FRIEDRICH, Norbert/JÄHNICHEN, Traugott), Band 17, Kamen.
- BRAKELMANN, Günter (Hg.) (2015a): Protestantische Kriegsagenden und Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg – eine Dokumentation und Interpretation, Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft (hg. v. FRIEDRICH, Norbert/JÄHNICHEN, Traugott), Band 25, Kamen.
- BRAKELMANN, Günter (2015b): Protestantische Kriegstheologie 1914–1918, Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft (hg. v. FRIEDRICH, Norbert/JÄHNICHEN, Traugott), Band 23, Kamen.
- BRAKELMANN, Günter (2016): Protestantismus im Epochenjahr 1917 und im Revolutionsjahr 1918, in: LOHMANN, Arno (Hg.) (2017): Die Illusion vom Krieg – Der Erste Weltkrieg als kulturgeschichtlicher Umbruch, Evangelische Perspektiven, Heft 7, Norderstedt, S. 57–70.
- BRAKELMANN, Günter (2017): Lutherfeiern im Epochenjahr 1917, Studienreihe Luther, Bd. 16, hg. v. BEESE, Dieter/BRAKELMANN, Günter/LOHMANN, Arno, Bielefeld.
- BRAKELMANN, Günter (2019): Kriegsausbruch 1939, unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. Bochum.
- BRAKELMANN, Günter (2020): Bochumer Kirche im Luftkrieg 1939–1945 – Eine Dokumentation, Berlin/Münster/Wien/Zürich/London.
- BRANDENBURG, Erich (1922a/1922b): Die Reichsgründung, Bd. I–II, zweite, verbesserte Auflage, Leipzig.
- BRANDT, Paul (Hg.) (1911): P. Ovidi Nasonis Amorum Libri Tres, Leipzig.
- BRAUN, Johannes, Generalsekretär des Borromäusvereins (1915): Die Versorgung der Soldaten mit Lesestoff, in: SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915a): Der deutsche Katholizismus im Weltkriege – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“, Paderborn, S. 91–95.
- BRAUN, Otto (Hg.) (1892): Cotta'scher Musenalmanach, Stuttgart.
- BRAUNBECK, Joseph (2003), Der andere Physiker – Das Leben von Felix Ehrenhaft, Wien.
- BRAUNE, Wilhelm/HELM, Karl/EBBINGHAUS, Ernst A. (Hg.): Althochdeutsches Lesebuch, 17. Auflage, Tübingen.
- BRAUSEWETTER, Artur (1912): Stirb und werde!, Berlin.
- BRAUSEWETTER, Artur (1916): Meine Fahrten an die West- und Ostfront, Berlin-Lichterfelde.
- BRECHT, Bert[olt] (1927): Kurzer Bericht über 400 (vierhundert) junge Lyriker, in: Die Literarische Welt – Unabhängiges Organ für das deutsche Schrifttum, hg. v. HAAS, Willy, 3. Jahrgang, Nr. 5 vom Freitag, 4. Februar 1927, Berlin, S. 1a–b.
- BRECHT, Bertolt (1957): Schriften zum Theater – Über eine nicht-aristotelische Dramatik, hg. v. UNSELD, Siegfried, Bibliothek Suhrkamp Band 41, Erstes bis sechstes Tausend, Berlin/Frankfurt a. M.
- BRECHT, Bertolt (1977a): Flüchtlingsgespräche, in: DERS. (1977a). Gesammelte Werke, Werkausgabe edition suhrkamp in 20 Bänden, hg. v. HAUPTMANN, Elisabeth, Bd. 14 (Prosa 4), 113.–124. Tausend, Frankfurt a. M., S. 1381–1515.
- BRECHT, Bertolt (1977b): „Die Horst-Wessel-Legende“, in: DERS. (1977): Gesammelte Werke, Werkausgabe edition suhrkamp in 20 Bänden, hg. v. HAUPTMANN, Elisabeth, Bd. 20 (Schriften zur Politik und Gesellschaft), 113.–124. Tausend, Frankfurt a. M., S. 209–219.
- BRECHT, Bertolt (1998): Die Stücke in einem Band, Augsburg.
- BRECHT, Bertolt (1990): Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band, sechste Auflage, Frankfurt a. M.
- BREDENDIEK, Walter (2011a): Die evangelische Kirche und der „Geist von 1914“, in: BEESKOW, Hans-Joachim/BREDENDIEK, Hans-Otto (Hg.) (2011): Kirchengeschichte von ‚links‘

- und von ‚unten‘ – Studien zur Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts aus sozial-historischer Perspektive, Berlin/Basel, S. 59–76.
- BREDENDIEK, Walter (2011b): „Im Gedächtnismonat der Reformation ...“ – Die Vorgeschichte der „Erklärung deutscher Protestanten zur Friedensfrage“ vom Herbst 1917, in: s. vorigen Titel (2011), S. 77–86.
- BREMM, Klaus-Jürgen (2013): Propaganda im Ersten Weltkrieg, Darmstadt.
- BREMM, Klaus-Jürgen (2019): 70/71 – Preußens Triumph über Frankreich und die Folgen, Darmstadt.
- BRETON, André (1927): Le Surréalisme et la peinture, in: DERS. (Hg.) (1927): La Révolution Surréaliste, Troisième année, N^{os} 9–10, du 24 Octobre au 10 Novembre, Paris, S. 36–43.
- BROCKE/Michael/CARLEBACH, Julius (2004) (Hg.): Biographisches Handbuch der Rabbiner, Teil I, 1–2: Die Rabbiner der Emanzipationszeit in den deutschen, böhmischen und großpolnischen Ländern 1781–1871, bearbeitet von WILKE, Carsten, Berlin.
- BROCKE, Michael/CARLEBACH, Julius (2009) (Hg.): Biographisches Handbuch der Rabbiner, Teil II, 1–2: Die Rabbiner im Deutschen Reich (1871–1945), bearbeitet von JANSEN, Katrin Nele u. a., Berlin.
- BROCKMANN, Christian (2003): Aristophanes und die Freiheit der Komödie – Untersuchungen zu den frühen Stücken unter besonderer Berücksichtigung der Acharner, Beiträge zur Altertumskunde, Bd. 180, München/Leipzig.
- BROD, Max (1918): Neben dem Zionismus, in: Der Jude – Eine Monatsschrift, Dritter Jahrgang 1918–1919, Heft 6, Berlin/Wien, S. 293–294.
- BRÖCKLING, Ulrich (1997): Disziplin – Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München.
- BRÖGER, Karl (1917): Begegnungen mit Gott – Ein Kapitel Kriegsfrömmigkeit, in: DIEDE-
RICHS, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 4 (Juli), Jena, S. 363–366.
- BROKOFF, Jürgen (2016): „Kriegslieder“ deutsch-jüdischer Autoren im Kontext intellektueller Debatten über Deutschtum und Judentum, in: BRITTNACHER, Hans Richard/VON DER LÜHE, Irmela (Hg.) (2016): Kriegstaumel und Pazifismus – Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg, Berliner Beiträge zur Literatur und Kulturgeschichte, hg. v. VON DER LÜHE, Irmela/HART, Gail Kathleen, Bd. 19, Frankfurt a. M., S. 391–404.
- BROSSOLETTE, Léon, Inspecteur de l'Enseignement primaire à Paris (1900): Histoire de France – Cours moyen, Certificat d'Études, Paris.
- BROTCHIE, Alastair/GOODING, Mel (1995): A Book of Surrealist Games, Boulder.
- BRUDER WILLRAM [= Anton Müller] (1915): Das blutige Jahr! – Gedichte, 3. und 4. Auflage, Brixen/Innsbruck/Bozen.
- BRUENDEL, Steffen (2014): 1914 Zeitenwende – Künstler, Dichter und Denker im Ersten Weltkrieg, München.
- BRUENDEL, Steffen (2016): Jahre ohne Sommer – Europäische Künstler in Kälte und Krieg, München.
- BRUYN, Günter de (2010): Die Zeit der schweren Not – Schicksale aus dem Kulturleben Berlins 1807–1815, Frankfurt a. M.
- BRULEY, Edouard (1953): Im Zeichen Clios – Die Beziehungen zwischen deutschen und französischen Historikern, in: ECKERT, Georg, Professor Dr./SCHÜDDEKOPF, Otto-Ernst, Dr. (Hg.) (1953): Deutschland – Frankreich – Europa, die deutsch-französische Verständigung und der Geschichtsunterricht, im Auftrag des internationalen Schulbuchinstituts herausgegeben, Baden-Baden, S. 12–14.
- BUBER, Martin (1915): Der Engel und die Weltherrschaft – ein altjüdisches Märchen. Den Freunden im Feld gewidmet, in: Juedische Rundschau, Jg. 20, Heft 8 vom 19.2.1915, Berlin, S. 62.

- BUBER, Martin (1916a): Drei Reden über das Judentum, Frankfurt a. M.
- BUBER, Martin (1916b): Die Losung – Zur Programmatik der Zeitschrift „Der Jude“, in: *Der Jude – Eine Monatsschrift* (hg. v. BUBER, Martin), Erster Jahrgang 1916–1917, Heft 1, Berlin/Wien, S. 1–3.
- BUBER, Martin (1920): Die Tempelweihe – Rede, gehalten bei der Makkabäerfeier der Berliner Zionistischen Vereinigung am 19. Dezember 1914, in: *Juedische Rundschau*, Jg. 20, Heft 1, Berlin 1915, S. 2c–4a; hier zitiert nach DEMS. (1920): *Die jüdische Bewegung – Gesammelte Aufsätze und Ansprachen*, Erste Folge 1900–1914, zweite Auflage, Berlin, S. 229–242.
- BUBER, Martin (1921): *Vom Geist des Judentums – Reden und Geleitworte*, zweite Auflage (sechstes bis achttes Tausend), Leipzig.
- BUBER, Martin (1963, III): *Schriften zum Chassidismus, Werke, Dritter Band*, München/Heidelberg.
- BUBER, Martin (1972): *Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten – I: 1897–1918*, Heidelberg.
- BUBER, Martin (1979): *Ich und Du*, 10. Auflage, Heidelberg.
- BUBER, Martin (2006): *Erzählungen von Engeln, Geistern und Dämonen*. Illustriert von Regina Gail, Insel-Bücherei Nr. 1280, Frankfurt a. M./Leipzig.
- BUBER-NEUMANN, Margarete (1957): *Von Potsdam nach Moskau – Stationen eines Irrweges*, Stuttgart.
- BUCHBERGER, Michael, Dr., Domkapitular, erzb. geistl. Rat (1915): Mit „St. Bonifatius II.“ auf dem Kriegsschauplatz, in: SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915a): *Der deutsche Katholizismus im Weltkrieg – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“*, Paderborn, S. 74–82.
- BUCHHOLZ, Erich Dr./ZIMMERMANN, Ludwig Dr./DISCH, Karl Dr. (1940): *Volkwerden der Deutschen – Geschichtsbuch für höhere Schulen, Klasse 7 (Von der deutschen Ostsiedlung bis zu den Anfängen Bismarcks)*, Leipzig/Berlin.
- BUCHWALD, Georg Apollo, D. Dr./KAWEAU, Gustav, Prof. Dr./KÖSTLIN, Julius, Prof. Dr./RADE, Martin, Pfarrer D./SCHNEIDER, Ewald, Pfarrer (Hg.) (1896): *Luthers Werke, Volksausgabe in acht Bänden, Zweite Folge, II: Reformatorische und polemische Schriften*, Berlin.
- BUDZYNSKI, Scott (2010): *Ikonische Architektur im Paragone zwischen Avantgarde und Kontinuität*, in: HEISER, Sabine/HOLM, Christiane (Hg.) (2010): *Gedächtnisparagone – Intermediale Konstellationen*, Göttingen, S. 251–270.
- BÜCHMANN, Georg (1915): *Geflügelte Worte – Der Zitatenschatz des Deutschen Volkes* (hg. v. LANGEN, Adolf), Berlin W 3.
- BÜCHNER, Georg (1961): *Gesammelte Werke*, Goldmann Nr. 395, München.
- BÜHLER, Johannes (1927): *Das deutsche Geistesleben im Mittelalter – Nach zeitgenössischen Quellen*, Leipzig.
- BUELENS, Geert (2014): *Europas Dichter und Der Erste Weltkrieg*, Berlin.
- BÜLOW, Fürst [Bernhard] von (1916): *Deutsche Politik*, Berlin.
- BÜRCK, Max (1919): *Vom Staatskirchentum zur Menschheitsreligion – Sozialismus, Völkerbund und Christentum*, in: *Eine Schriftensammlung für den Christenmenschen*, Heft I/3, Berlin.
- BÜXENSTEIN, Georg W. (Hg.) (1898): *Unser Kaiser – Zehn Jahre der Regierung Wilhelms II.*, Berlin/Leipzig/Stuttgart.
- BUHR, Karl-Heinz (2016): *Verschüttet in Ruinen: „Die Hölle von Verdun“ fordert ihre Opfer*, *Cellesche Zeitung* vom Samstag, 6. August 2016, S. 54.
- BULLE, Constantin, Prof. Dr. (1890): *Geschichte des zweiten Kaiserreiches und des Königreiches Italien*, Oncken's Allgemeine Geschichte, Berlin.
- BULTMANN, Rudolf (1968): *Das Evangelium des Johannes, Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament*, Zweite Abteilung, 19. Auflage, Göttingen.
- BUNSEN, Marie von (1940): *Kaiserin Augusta*, Berlin.

- BUNYAN, John (1975): *The Pilgrim's Progress*, hg. v. SHARROCK, Roger, The Penguin English Library Harmondsworth, Middlesex, England.
- BURCKHARDT, Carl Jacob (1958): Erinnerung an Hugo von Hofmannsthal, in: DERS. (1958): *Begegnungen*, Zürich, S. 89–120.
- BURCKHARDT, Jacob (1943): *Die Kultur der Renaissance in Italien – Ein Versuch* (hg. v. KAEGLI, Werner), Bern.
- BURCKHARDT, Jacob (1969): *Weltgeschichtliche Betrachtungen* (hg. u. erl. v. MARX, Rudolf), Kröners Taschenausgabe Band 55, Stuttgart.
- BURGER, Christoph (1976): Der Wandel in der Beurteilung von Frieden und Krieg bei Friedrich Schleiermacher, dargestellt an drei Predigten, in: HUBER, Wolfgang/SCHWERDT-FEGER, Johannes (Hg.): *Kirche zwischen Krieg und Frieden – Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus*, Stuttgart, S. 225–242.
- BURKE, Kenneth (1933): „War, Response and Contradiction“, in: *The Symposium – a critical Review*, Vol. IV, No. 4 (October 1933), Concord N.H., S. 458–482 (deutsch: „Krieg, Reaktion und Widerspruch“ in: DERS. (1967): *Die Rhetorik in Hitlers „Mein Kampf“ und andere Essays zur Strategie der Überredung*, edition suhrkamp 231, Frankfurt a. M., S. 68–92; übersetzt von Günter Rebing).
- BURKHARDT, Carl August Hugo (Hg.) (1898): *Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller 1808–1832*, zweite[, stark vermehrte Auflage, Stuttgart.
- BURNET, Ioannes (1957), *Platonis Opera*, Tomus IV, *Tetralogiam VIII continens*, Oxonii.
- BURTON, Robert [Democritus Junior] (1883): *The Anatomy of Melancholy in three Partitions* (I), Philadelphia, S. 40 f= „Über den Kriegeruhm“, in: SCHLÖSSER, Anselm (Hg.) (1983): *Englische Essays aus drei Jahrhunderten*, Sammlung Dieterich, Band 350, zweite Auflage, Leipzig, S. 51–55.
- BUSCH, Moritz (1899): *Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich 1870–1871 bis zur Beschießung von Paris*, Tagebuchblätter, Bd. I, Leipzig.
- BUSCH, Petrus (1735): *Ausführliche Historie und Vertheidigung des Allgemeinen Evangelischen Kirchen= Liedes: Erhalt uns Herr bey deinem Wort! Etc.*, Wolfenbüttel.
- BUSCH, Richard, Seminardirektor in Hohensalza (Hg.) (1912): *Deutsche Prosa von Luther bis Lessing – Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht*, Siebenter Band, Fünfte, unveränderte Auflage, Berlin.
- BUSCHMANN, Johannes, Dr., Direktor des königl. Gymnasiums zu Bonn (1887): *Erzählungen aus der preußischen Geschichte – Sagen und Geschichten für den ersten Geschichtsunterricht*, Dritter Teil, Paderborn/Münster.
- BUSCHMANN, Nikolaus (1997): *Der verschwiegene Krieg – Kommunikation zwischen Front und Heimatfront*, in: HIRSCHFELD, Gerhard/KRUMEICH, Gerd/LANGEWIESCHE, Dieter/ULLMANN, Hans-Peter (Hg.) (1997): *Kriegserfahrungen – Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, Essen, S. 208–224.
- BUSS, Hansjörg Dr. (2015/2016): *Die Verkündigung der Kirche im Krieg – Über den bedeutenden Konventvortrag des Noßdorfer Pfarrers Günter Jacob (1906–1993) vom Oktober 1939*, in: *Forster Jahrbuch 2015/2016*, hg. v. Museumsverein der Stadt Forst (Lausitz) e. V., Forst, S. 202–216.
- BUSSE, Carl Hermann (Hg.) (1916): *Deutsche Kriegslieder 1914/16*, dritte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage, Bielefeld/Leipzig.
- BUSSEMER, Thymian (2005): *Propaganda – Konzepte und Theorien*, Wiesbaden.
- BUßMANN, Hadumod (1983): *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart.
- BUßMANN, Walter (1960): *Europa und das Bismarckreich*, in: HINRICHS, Carl/BERGER, Wilhelm (Hg.) (1960): *Die deutsche Einheit als Problem der europäischen Geschichte*, Stuttgart, S. 156–173.

- BUTLER, William, Rev. D. D. (1872): *The Land of the Veda: Being personal Reminiscences of India; its People, Castes, Thugs, and Fakirs etc., together with the Incidents of the Great Sepoy Rebellion*, New York.
- ÇAGLAR, Gazi (1997): *Der Mythos vom Krieg der Zivilisationen – Der Westen gegen den Rest der Welt, eine Replik auf Samuel P. Huntingtons ‚Kampf der Kulturen‘*, Schriftenreihe des Instituts für Interkulturelle Forschung und Bildung (Hannover), Bd. 2, München.
- CALDER III, William Musgrave (1989): Werner Jaeger, in: ERBE, Michael (Hg.) (1989): *Berlinische Lebensbilder*, Band 4, Geisteswissenschaftler, Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, hg. v. RIBBE, Wolfgang, Band 60, Berlin.
- CALDERON DE LA BARCA, D. Pedro (1879): *En esta vida todo es verdad y todo mentira – Comedia en tres actos y en verso*, Madrid.
- CALVIN, Ioannes (1867): *La Forme des prieres et chantz ecclesiastiques avec la maniere d'administrer les Sacremens, et consacrer le mariage, selon la coustume de l'Eglise ancienne, Epistre au Lecteur*, in: *Opera quae supersunt omnia ad fidem editionum principum et authenticarum ex parte etiam codicum manu scriptorum*, Volumen VI (Corpus reformatorum, Volumen XXXIV), ediderunt BAUM, Guilielmus/CUNITZ, Eduardus/REUSS, Eduardus, Brunsvigae, S. 165–172.
- CAROSSA, Hans (1935): *Gedichte – Vom Dichter ausgewählt* (Insel-Bücherei Nr. 500), Leipzig.
- CAROSSA, Hans (1943): *Tagebuch im Kriege – Rumänisches Tagebuch*, Leipzig.
- CAROSSA, Hans (1951): *Ungleiche Welten – Lebensbericht / Ein Tag im Spätsommer 1947*, Wiesbaden.
- CAROSSA, Hans (1958): *Eine Kindheit / Verwandlungen einer Jugend*, Berlin/Darmstadt/Wien.
- CAROSSA, Hans (1962): *Gedanken, Beobachtungen und Erinnerungen – Einem Notizbuch aus den Jahren 1940–1953 entnommen*, in: *Die Neue Rundschau*, Jahrgang 1962, hg. v. FISCHER, Gottfried Bermann/HIRSCH, Rudolf, Berlin/Frankfurt a. M., S. 611–625.
- CARREL, Armand (1857): „Les journaux libéraux avaient refusé d'obéir aux ordonnances. Un commissaire de police vint saisir leurs presses” (Le National, 27. juillet 1830), in: DERS. (1857): *Œuvres politiques et littéraires, mises en ordre, annotées et précédées d'une notice biographique sur l'auteur par M[aximilien] LITTRÉ de l'Institut et M. PAULIN, ancien gérant du [journal Le] National*, Tome premier, Paris, S. 137–140.
- CASSIRER, Ernst (2002): *Vom Mythos des Staates*, Hamburg.
- CAUER, Paul (1902): *OMHPOY IΛΙΑΣ – Homers Ilias*, Schulausgabe, zweite, berichtigte und durch Beigaben vermehrte Ausgabe, Leipzig.
- CHALAMET, Antoine, Professeur d'Histoire au Lycée Michelet (1891): *Jean Felber – Histoire d'une famille alsacienne. La guerre franco-allemande, Excursions à travers la France, Descriptions, le Sentiment de famille, l'Amour de la patrie, le Soldat, Lectures courantes – Classes élémentaires des Lycées et Collèges – Cours moyen et supérieur des Écoles primaires*, Paris.
- CHAMBERLAIN, Houston Stewart (1914): *Kriegsaufsätze – Deutsche Friedensliebe, Deutsche „Freiheit, Deutsche Sprache, Deutschland als führender Weltstaat, England/Deutschland, elfte Auflage*, München.
- CHAMBERLAIN, Houston Stewart (1915): *Neue Kriegsaufsätze – Grundstimmungen in England und in Frankreich. Wer hat den Krieg verschuldet? Deutscher Friede, fünfte Auflage*, München.
- CHAMBERLAIN, Houston Stewart (1918): *Der Wille zum Sieg und andere Aufsätze*, München.
- CHAMISSO, Adelbert von (1900; III–IV): *Adelbert von Chamisso's sämtliche Werke in vier Bänden, Dritter und Vierter Band*, hg. v. BARTELS, Adolf, Leipzig.
- CHAMISSO, Adelbert von (1907, I–III): *Chamisso's Werke in drei Teilen*, hg. v. SYDOW, Max, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart.

- CHAPPUZEAU, Adolf von (1916): Rezension zu „Agag, der geschonte Feind“ von Paul Ebert, in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.): (1916): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 16. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 341.
- CHAPUIS, F., Capitain (1892): Le Catéchisme du Soldat pour développer l'éducation morale, Lavauzelle.
- CHOŁONIEWSKI, Anton (1917): Geist der Geschichte Polens, Krakau.
- CHRISTALLER, Helene/HARDER, Agnes/VON SELL, Sophie Charlotte/SUPPER, Auguste (1916): Stille Opfer – Den deutschen Frauen und Jungfrauen in großer Zeit, Hagen i.W.
- CHUQUET, Arthur, Membre de l'Institut, Professeur au Collège de France (1913): Littérature allemande, deuxième édition, Paris.
- CLARK, Christopher (2013): Die Schlafwandler – Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München.
- CLAUDIUS, Matthias (1965): Werke in einem Band, Berlin.
- CLAUSEWITZ, Carl von, General (1991): Vom Kriege – Hinterlassenes Werk, 19. Auflage, Nachdruck, Jubiläumsausgabe, Dümmler-Buch 8201, Bonn.
- CLAUSEWITZ, Carl von (1942): Geist und Tat – Das Vermächtnis des Soldaten und Denkers, hg. v. SCHERING, Walther Malmsten, Prof. Dr., Kröners Taschenausgabe Nr. 167, Stuttgart.
- CLEMEN, Otto (Hg.) (1913, I-IV): Luthers Werke in Auswahl, Bd. I–IV, Bonn.
- CLEMEN, Otto (Hg.) (1925): Lateinische Lieder der alten und mittelalterlichen Kirche mit deutschen Übersetzungen (Kirchengeschichtliche Quellenhefte, Heft 7), Frankfurt a. M.
- CLEMENCEAU, Georges [Benjamin] (1930a): Grandeurs et misères d'une victoire, 27. mille, Paris (posthum)
- CLEMENCEAU, Georges [Benjamin] (1930b): Größe und Tragik eines Sieges, Dritte Auflage, Stuttgart/Berlin/Leipzig.
- CLÉMENT-JANIN, Noël (1919): Les Estampes – Images et Affiches de la Guerre, Paris.
- CLEMENTZ, Heinrich Dr. (Übers.) (1990): Des Flavius Josephus Jüdische Altertümer, 10. Auflage, Wiesbaden.
- COAR, Firmin (1917): Die Franzosen und die Gerechtigkeit, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, VIII. Jahrgang, Heft 12 (März, Niederdeutsch-Vlämisches Sonderheft), S. 1140–1143.
- COHEN, Hermann, Prof. Geh. Regierungsrat (1915): Deutschtum und Judentum – mit grundlegenden Betrachtungen über Staat und Internationalismus (Von deutscher Zukunft, 1. Stück), Gießen.
- COLSMANN, Walter (1917): Alldeutschland und deutsche Kultur, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 5 (August), Jena, S. 507–517.
- CONQUEST, Robert (1992): Der große Terror – Sowjetunion 1934–1938, München.
- CONQUEST, Robert (1993): Stalin – Der totale Wille zur Macht, Frankfurt a. M./Berlin.
- CONRAD, Claus (1986): Krieg und Aufsatzunterricht – Eine Untersuchung von Abituraufsätzen vor und während des Ersten Weltkriegs, Bern.
- CONZE, Eckart (2020): Schatten des Kaiserreiches – Die Reichsgründung von 1871 und ihr schwieriges Erbe, dtv, München.
- CONZE, Werner, Prof. Dr. (1974): Die preußische Reform unter Stein und Hardenberg – Bauernbefreiung und Städteordnung, Quellen- und Arbeitshefte zur Geschichte und Gemeinschaftskunde, Nr. 4218, Stuttgart.
- COSSMANN, Paul Nikolaus (Hg.) (1914): An die im Feld Stehenden (Editorial), in: Ders. (Hg.) (1914): Süddeutsche Monatshefte, Jahrgang 12, Heft 1 („Das neue Deutschland“) vom Oktober 1914, München, S. 1–2.

- COUGET, Henri (1915): *L'Aumônerie militaire et la Situation canonique des Prêtres dans l'Armée française, la Piété des Prêtres-Soldats*, in: BAUDRILLART, Alfred, Mgr. (Hg.) (1915), *La Guerre Allemande et le Catholicisme*, Paris, S. 141–149.
- CREDNER, Karl, Prof. Dr. (1916): *Schillers Dramen I (Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein)*, *Aus deutscher Dichtung, Erläuterungen zu Dicht- und Schriftwerken für Schule und Haus*, Band XII, fünfte, völlig neugestaltete Auflage, Leipzig/Berlin.
- CREUTZBURG, Nicolaus (1933): *Die erdkundliche Wertung des deutschen Ostens – Die Volkstumsfrage im deutschen Ostraum*, in: DREYHAUS, Hermann, Dr./LÖPELMANN, Martin, Dr./PANN, Georg, Dr. (Hg.) (1933): *Monatsschrift für höhere Schulen*, Bd. 32, Berlin, S. 218–225.225–232.
- CRUYSSSE, Dirk van der (1996): „Madame sein ist ein ellendes Handwerck“ – Liselotte von der Pfalz, eine deutsche Prinzessin am Hof des Sonnenkönigs, München.
- CUMONT, Franz (1972): *Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum*, Darmstadt.
- CURTIUS, Ernst Robert (1925): *Französischer Geist im neuen Europa*, Berlin/Leipzig.
- CURTIUS, Ludwig (1958): *Deutsche und antike Welt – Lebenserinnerungen*, 17.–21. Tausend, Stuttgart.
- DAHMS, Hellmuth Günther (1965): *Geschichte des Zweiten Weltkriegs*, Tübingen.
- DAHN, Felix (1912a): *Gesammelte Werke – Erzählende und poetische Schriften*, Neue wohlfeile Gesamtausgabe, Erste Serie, Band 7: *Trauerspiele, Schauspiele und Dichtungen*, Leipzig/Berlin-Grunewald.
- DAHN, Felix (1912b): *Gesammelte Werke – Erzählende und poetische Schriften*, Neue wohlfeile Gesamtausgabe, Zweite Serie, Band 7: *Gedichte II*, Leipzig/Berlin-Grunewald.
- DAHN, Felix (1894): *Erinnerungen*, Viertes Buch: *Würzburg-Sedan-Königsberg (1863–1885)*, 1. Abtheilung (1863–1870), Leipzig.
- DANN, Otto (1976): *Vernunftfrieden und nationaler Krieg – Der Umbruch im Friedensverhalten des Deutschen Bürgertums zu Beginn des 19. Jahrhunderts*, in: HUBER, Wolfgang/SCHWERDTFEGGER, Johannes (Hg.): *Kirche zwischen Krieg und Frieden – Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus*, Stuttgart, S. 169–224.
- D'ANNUNZIO, Gabriele (1889): *Il Piacere*, Milano.
- D'ANNUNZIO, Gabriele (1915a): *Orazione per la sagra dei Mille* [in: *Corriere della Sera* vom 5.5.1915, S. 3], in: DERS. (2003): *Scritti giornalistici 1889–1938*, Vol. II (hg. v. ANDREOLI, Annamaria/ZANETTI, Giorgio), Milano, S. 675–686.1690–1692 [= DERS. (2005): *Prose di Ricerca*, Tom. I–II (hg. v. ANDREOLI, Annamaria/ZANETTI, Giorgio), Milano, S. 11–20.2981–2984].
- D'ANNUNZIO, Gabriele (1915b): *Tacitum Robur – Parole dette in una cena di compagni dall'alba del XXV maggio MCMXV*, in: DERS. (2005): *Prose di Ricerca*, Tom. I–II (hg. v. ANDREOLI, Annamaria/ZANETTI, Giorgio), Milano, S. 61–65.3000.
- D'ANNUNZIO, Gabriele (1915c): *Le solenni esequie del tenente Miraglia, il discorso di Gabriele D'Annunzio* [in: *La Gazzetta di Venezia* vom 24.12.1915], in: DERS. (2003): *Scritti giornalistici 1889–1938*, Vol. II (hg. v. ANDREOLI, Annamaria/ZANETTI, Giorgio), Milano, S. 869–870.1748.
- D'ANNUNZIO, Gabriele (1916): *Notturmo*, in: DERS. (2005): *Prose di Ricerca*, Tom. I–II (hg. v. ANDREOLI, Annamaria/ZANETTI, Giorgio), Milano, S. 161–410.(382.3190–3191).
- D'ANNUNZIO, Gabriele (1918a): *La fede nell'aviazione Italiana* [in: *Corriere della Sera* vom 26.3.1918], in: DERS. (2003): *Scritti giornalistici 1889–1938*, Vol. II (hg. v. ANDREOLI, Annamaria/ZANETTI, Giorgio), Milano, S. 736–738.1703–1704.
- D'ANNUNZIO, Gabriele (1918b): *La Preghiera di Aquileia*, in: DERS. (2005): *Prose di Ricerca*, Tom. I–II (hg. v. ANDREOLI, Annamaria/ZANETTI, Giorgio), Milano, S. 600–603.3228.

- DARRACOTT, Joseph/LOFTUS, Belinda (1972): *First World War Posters*, Imperial War Museum, London.
- DAUDET, Léon (1914): *L'infériorité allemande – Leur férocité*, in: *L'Action Française*, Jg. VII, 22.8.1914, zit. n. BAINVILLE, Jacques (Hg.) (1915): *La Presse et la Guerre: L'Action Française – Choix d'Articles*, Paris, S. 102–105.
- DAVID, Claude (1964): Von Richard Wagner zu Bertolt Brecht – Eine Geschichte der neueren deutschen Literatur, Fischer Bücherei 600, Frankfurt a. M./Hamburg.
- DAVIDOWICZ, Klaus Samuel (1995): Gershom Scholem und Martin Buber – Die Geschichte eines Mißverständnisses, Neunkirchen-Vluyn.
- DEBRUNNER, Albert (1942): *λεγω, λογος, ρημα, λαλεω*, in: KITTEL, Rudolf (Hg.) (1942): *Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament*, Viertes Band: A–N, Stuttgart, S. 69–76.
- DECKER, Gunnar (2011): Georg Heym – „Ich, ein zerrissenes Meer“. Ein biographischer Essay, Berlin.
- DEHMEL, Richard (1915): *Der Entkreuzigte – Ein Bild aus dem Weltkrieg*, in: *Die neue Rundschau*, 36. Jg. der Freien Bühne, Bd. 2, Berlin, S. 1259.
- DEHMEL, Richard (1919): *Zwischen Volk und Menschheit – Kriegstagebuch*, Berlin.
- DEIKE, Heinz (1999): *Der Waffendienst der Theologen als Problem des neuzeitlichen Protestantismus*, Entwürfe zur christlichen Gesellschaftswissenschaft Bd. 9 (hg. v. BRAKELMANN, Günter, Prof. Dr./JÄHNICHEN, Traugott, Prof. Dr./DAHM, Karl-Wilhelm, Prof. Dr.), Münster.
- DELAIRE, A[lexis], Secrétaire général honoraire de la Société internationale d'Économie sociale (1916): *Au Lendemain de la Victoire – le nouvel Équilibre européen*, Préface de Maurice Barrès, de l'Académie française, Député de Paris, Paris.
- DELITZSCH, Franz, Dr. und Prof. der Theol. (1894): *Biblischer Kommentar über die Psalmen* (hg. v. DELITZSCH, Friedrich), Leipzig.
- DELITZSCH, Friedrich (1903a): *Zweiter Vortrag über Babel und Bibel*, Stuttgart.
- DELITZSCH, Friedrich (1903b): *Im Lande des einstigen Paradieses – ein Vortrag mit 52 Bildern, Karten und Plänen*, Stuttgart.
- DELITZSCH, Friedrich (1905): *Babel und Bibel – Vortrag gehalten am 13. Januar 1902*, neubearbeitete Auflage, 61.–63. Tausend, Leipzig.
- DELITZSCH, Friedrich Dr. (1915): *Psalmworte für die Gegenwart*, in: *Deutsche Reden in schwerer Zeit*, Bd. II (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), Berlin, S. 63–87.
- DELITZSCH, Friedrich (1921): *Die große Täuschung*, Bd. I–II, Stuttgart/Berlin.
- DELLBRÜGGER, Günther (2014): *Ein Schlüssel zu inneren Biografie*, zweite Auflage, Stuttgart.
- DEMM, Eberhard (2008): *L'image de l'ennemi dans la propagande allemande et alliée pendant la Première Guerre mondiale*, in: SCHILLINGER, Jean/ALEXANDRE, Philippe (Hg.) (2008): *Le Barbare – Images phobiques et réflexions sur l'altérité dans la culture européenne*, Convergences, Bd. 45, Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt a. M./New York/Oxford/Wien, S. 249–265.
- DENNLER, Wilhelm Friedrich (1917): *Hindenburgsche Maßnahmen im Altertum*, in: *Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte*, 14. Jahrgang, zweiter Band, hg. v. COSSMANN, Paul Nikolaus, Leipzig/München, S. 454.
- DENZINGER, Henricus/RAHNER, Carolus (Hg.) (1952): *Enchiridion Symbolorum Definitionum et Declarationum de Rebus Fidei et Morum*, achtundzwanzigste Auflage, Freiburg i. Brsg.
- DEPOSITUM des Pfarrarchivs der Pfingstkirchengemeinde Potsdam [= Po-Pf] im Domstiftsarchiv zu Brandenburg/Havel.
- DER SPIEGEL (1968), Nr. 3 vom 14.1.1968, S. 45 („Du lieber Schläger“).
- DERLETH, Ludwig (1971): *Das Frühwerk*, in: *Werke*, Band I, hg. v. JOST, Dominik, Bellnhausen.
- DÉROULÈDE, Paul (1884): *Monsieur le Hulan et les trois Coleurs – Conte de Noël*, Illustration par Kauffmann, Paris.

- DESCHNER, Karlheinz (1962): *Abermals krächte der Hahn – Eine kritische Kirchengeschichte von den Anfängen bis zu Pius XII.*, Stuttgart.
- DESCHNER, Karlheinz (1994): *Opus Diaboli – Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn*, rororo Sachbuch 9764, Reinbek bei Hamburg.
- DETERING, Nicolas (2013a): *Kriegslyrik im Ersten Weltkrieg – Germanistische Perspektiven*, in: DERS./FISCHER, Michael/GERDES, Aibe-Marlene (Hg.) (2013): *Populäre Kriegslyrik im Ersten Weltkrieg, Populäre Kultur und Musik*, Bd. 7 (hg. v. FISCHER, Michael/GROSCH, Nils), Münster/New York/München/Berlin, S. 9–40.
- DETERING, Nicolas (2013b): *Sammeln und Verbreiten – Gedichtanthologien im Ersten Weltkrieg*, in: s. vorigen Titel (2013), S. 121–153.
- DETERING, Nicolas (2016): *Die ‚deutsche Frau‘ im Weltkrieg – Literarischer Bellizismus bei Thea von Harbou, Ina Seidel und Agnes Sapper*, in: GERDES, Aibe-Marlene/FISCHER, Michael (Hg.): *Der Krieg und die Frauen – Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg*, Münster/New York.
- DEUERLEIN, Ernst (1970): *Die Konfrontation von Nationalstaat und national bestimmter Kultur*, in: SCHIEDER, Theodor/DEUERLEIN, Ernst (Hg.) (1970): *Reichsgründung 1870/71*, Stuttgart, S. 226–258.
- DEUTSCHE KRIEGLIEDER – entstanden bei Ausbruch und während des Weltkrieges 1914, Viertes Heft (1914), Chemnitz.
- DEUTSCHE VATERLANDSLIEDER (1916) (Insel-Bücherei Nr. 154), Leipzig.
- DEUTSCHE WISSENSCHAFT, ERZIEHUNG UND VOLKSBILDUNG (1943a): *Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder*, Jahrgang 9, Heft 8, Berlin, den 20. April 1943, S. 109–124.
- DEUTSCHE WISSENSCHAFT, ERZIEHUNG UND VOLKSBILDUNG (1943b): *Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder*, Jahrgang 9, Heft 11, Berlin, den 5. Juni 1943, S. 161–176.
- DEUTSCHER METALLARBEITER-VERBAND (1917): *Die Frauenarbeit in der Metallindustrie während des Krieges, dargestellt nach den Erhebungen im August / September 1916*, Stuttgart.
- DEUTSCHER OFFIZIER = BUND (1926), *Ehren = Rangliste des ehemaligen Deutschen Heeres 1914–1918*, Berlin.
- DIBELIUS, Otto (1919a): *Nationale Erhebung – Drei Reden: „I. Gott und die Völker“, „II. Jesus und der nationale Gedanke“, „III. Die Kräfte der Erhebung“*, Berlin.
- DIBELIUS, Otto, Lic. Dr., Pfarrer in Berlin-Schöneberg (1919b): *Kraft in der Not! – Predigt am 11. Mai 1919 nach Veröffentlichung des Friedensvorschlages von Versailles in der Kirche zum Heilsbrunnen gehalten*, Berlin.
- DIBELIUS, Otto, D. Dr. (1934): *Die Germanisierung des Christentums – Eine Tragödie (Christus und die Deutschen, Schriftenreihe in sechs Heften, Heft 1)*, Berlin.
- DIBELIUS, Otto, D. Dr. (1935a): *Die echte Germanisierung der Kirche (Christus und die Deutschen, Schriftenreihe in sechs Heften, Heft 2)*, Berlin.
- DIBELIUS, Otto, D. Dr. (1935b): *Der Kampf der Kirche als geschichtliche Tat (Christus und die Deutschen, Schriftenreihe in sechs Heften, Heft 3)*, Berlin.
- DIBELIUS, Otto, D. Dr., (1935c): *Die große Wendung im Kirchenkampf (Christus und die Deutschen, Schriftenreihe in sechs Heften, Heft 4)*, Berlin.
- DIBELIUS, Otto, D. Dr. (1936a): *Die Kraft der Deutschen in Gegensätzen zu leben (Christus und die Deutschen, Schriftenreihe in sechs Heften, Heft 5)*, Berlin.
- DIBELIUS, Otto, D. Dr. (1936b): *Der Galiläer siegt doch! (Christus und die Deutschen, Schriftenreihe in sechs Heften, Heft 6)*, Berlin.
- DIEDERICHS, Eugen (1917a): *Die Alldeutsche Gefahr*, in: DERS. (Hg.) (1917): *„die Tat“ – Monatschrift für die Zukunft deutscher Kultur*, IX. Jahrgang, Heft 6 (September), Jena, S. 518–521.

- DIEHL, Ernestus † (Ed.) (1954): *Anthologia Lyrica Graeca*, Fasc. I (Poetae Elegiaci), Editio Stereotypa Editionis Tertiae (MCMIL), Leipzig.
- DIELS, Hermann (Hg.) (1956): *Die Fragmente der Vorsokratiker – Griechisch und Deutsch*, Bd. I, achte Auflage (hg. v. KRANZ, Walther), Berlin.
- DIETZ, Otto (Hg.) (1935): *Gebete der Kirche – Im Auftrag des bayerischen Pfarrervereins gesammelt und herausgegeben, Mit einem Geleitwort von Landesbischof D. Meiser*, Erster Band: *Gebete für die Gottesdienste der Kirche*, Nürnberg.
- DIETZEL, Stefan (2013): *Reinhold Seeberg als Ethiker des Sozialprotestantismus: Die ‚Christliche Ethik‘ im Kontext ihrer Zeit*, Göttingen.
- DIHLE, Albrecht (1962): *Die Goldene Regel – Eine Einführung in die Geschichte der antiken und frühchristlichen Vulgärethik*, Studienhefte zur Altertumswissenschaft, Heft 7, Göttingen.
- DINCKLAGE-CAMPE, Friedrich Freiherr von (1895): *Kriegs = Erinnerungen – Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben, nach persönlichen Berichten bearbeitet*, Berlin/Leipzig.
- DINTER, Artur (1923): *Das Evangelium unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den Berichten des Johannes, Markus, Lukas und Matthäus im Geiste der Wahrheit neu übersetzt und dargestellt*, Langensalza.
- DIRLMEIER, Franz (1979): *Aristoteles – Nikomachische Ethik*, in: *Aristoteles Werke in deutscher Übersetzung*, hg. v. GRUMBACH, Ernst/FLASHAR, Hellmut, Band 6, Darmstadt.
- DITHMAR, Reinhard (1992): *Der Langemarck-Mythos in Dichtung und Unterricht*, Neuwied/Kriftel/Berlin.
- DJASSEMY, Irina (2002): *Der „Productivgehalt kritischer Zerstörerarbeit“ – Kulturkritik bei Karl Kraus und Theodor W. Adorno*, Würzburg.
- DOBBERAHN, Friedrich Erich (2015a): *Verlust und Rückeroberung der Heilsgeschichte – zur Entstehung des schi‘itischen Islamismus*, in: EPPLER, Wilhelm (Hg.) (2015): *Fundamentalismus als religionspädagogische Herausforderung*, Göttingen, S. 105–138.
- DOBBERAHN, Friedrich Erich (2015b): *„The Coming is upon us“ – Dokumentation eines islamistischen Videos aus dem Iran*, in: s. vorigen Titel (2015), S. 139–160.
- DOBBERAHN, Friedrich Erich (2016): *Religionspädagogik und Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg – Pfarrer Krummachers Konfirmandenunterricht an der Kaiserin Augusta-Stiftung zu Potsdam im Ersten Kriegsjahr*, in: EBERLEIN, Hermann Peter/MAGEN, Beate/Mühling, Andreas (Hg.) (2016): *Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes*, Jg. 65, Düsseldorf, S. 117–160.
- DOBBERAHN, Friedrich Erich (2017): *Wie man vom Genozid reden muss – Epigrafische Zeugnisse aus dem Celler Landkreis*, in: *Celler Chronik – Beiträge zur Geschichte und Geographie der Stadt und des Landkreises Celle*, Bd. 24 (hg. v. FLICK, Andreas/MAEHNERT, Sabine), Celle, S. 117–149.
- DOBBERAHN, Friedrich Erich (2018): *„Schauerliche kirchliche Pseudoprophetie“ – Kriegsliturgien und Kriegsgesangbücher im ersten Kriegsjahr 1914/1915*, in: EBERLEIN, Hermann Peter/MAGEN, Beate/Mühling, Andreas (Hg.) (2018): *Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes*, Jg. 67, Düsseldorf, S. 143–190.
- DOBEL, Richard (Hg.) (1972, I–II): *Lexikon der Goethe-Zitate in 2 Bänden*, dtv Nr. 3089/3090, München.
- DOEHRING, Bruno, Lic. Theol. (Hg.) (1919): *Ein feste Burg*, Bd. I: *Das Wort Gottes in schwerer Zeit – Predigten und geistliche Reden*, zweite Auflage, Berlin.
- DOEHRING, Bruno, Lic. Theol. (Hg.) (1915): *Ein feste Burg*, Bd. II: *Predigten und Reden aus eherner Zeit*, Berlin.
- DOMAGALSKI, Peter/SCHICKL, Hubert (Hg.) (1976): *Trivallliteratur – Aspekte und Probleme (Textbücher Deutsch)*, Freiburg/Basel/Wien.

- DOMARUS, Max (Hg.) (1962): Hitler – Reden und Proklamationen 1932–1945. Kommentiert von einem deutschen Zeitgenossen, I. Bd.: Triumph (1932–1938), Neustadt a.d. Aisch/München.
- DONIN, Chajim Halevy, Rabbiner (2002): Jüdisches Gebet heute – Eine Einführung zum Gebetbuch und zum Synagogengottesdienst, Jerusalem/Zürich.
- DONNAY, Maurice (1915): Les Mots de Guerre, in: *Le Figaro* 61^{me} Année, 3^{me} Série, N° 100 vom 10.4.1915, S. 1a–b.
- DONNERSMARCK, Wilhelm Ludwig Victor, Graf Henckel von (1910): Im Dienste König Friedrich Wilhelms des Dritten – Erinnerungen aus dem Leben, hg. v. REHTWISCH, Theodor, Leipzig.
- DOSTOJEWSKIJ, Fjodor Michailowitsch (1975): Die Dämonen, Stuttgart.
- DOTZLER, Bernhard J. (2010): Anschauung *versus* Begriff – Ein Fragment (statt eines Nachworts), in: DERS. (Hg.) (2010): *Bild/Kritik*, Berlin, S. 111–120.132–133.
- DREWS, Arthur (1909): Die Christusmythe, Jena.
- DREWS, Richard/KANTOROWICZ, Alfred (Hg.) (1947): verboten und verbrannt. Deutsche Literatur – 12 Jahre unterdrückt, 1.–60. Tausend, Berlin/München.
- DREYFUS, Jean-Marc (Hg.) (2018): Geheime Depeschen aus Berlin – Der französische Botschafter François-Poncet und der Nationalsozialismus, aus dem Französischen von Birgit Lamerz-Beckschäfer, Darmstadt.
- DREYSSE, Wilhelm (1934): Langemarck – Der heldische Opfergang der Deutschen Jugend, Minden i.W./Berlin/Leipzig.
- DREXLER, Hans (Einl. u. Übertr.) (1961), Polybios – Geschichte, Gesamtausgabe in zwei Bänden, Bd. I–II, Zürich/Stuttgart.
- DRONKE, Ernst [Andreas Dominicus] (1987): Berlin, Berlin.
- DRYANDER, Ernst D. (1905): Das Leben des Apostel Paulus in Predigten ausgelegt, Halle a.S.
- DRYANDER, Ernst [von] (1914–1919): Evangelische Reden in ernster Zeit (20 Hefte), Berlin.
- DRYANDER, Ernst (1914a): Evangelische Reden in schwerer Zeit, Erstes Heft, Berlin.
- DRYANDER, Ernst D. (1914b): Evangelische Reden in schwerer Zeit, Zweites Heft, Berlin.
- DRYANDER, Ernst (1914c): Weihnachtsgedanken in der Kriegszeit, Zwischen Krieg und Frieden, Heft 10, Leipzig.
- DRYANDER, Ernst (1915a): Evangelische Reden in schwerer Zeit, Fünftes Heft, Berlin.
- DRYANDER, Ernst (1915b) Gott mit uns! – Grüße an unsere Feldgrauen, Berlin/Leipzig.
- DRYANDER, Ernst (1916): Kriegs = Weihnacht, Leipzig.
- DRYANDER, Ernst (1917): Evangelische Reden in schwerer Zeit, Zehntes Heft, Berlin.
- DRYANDER, Ernst (1918): Evangelische Reden in schwerer Zeit, Vierzehntes Heft, Berlin.
- DRYANDER, Ernst von (1919a): Aufgaben der Kirche – Ein Wort in ernster Zeit, Berlin.
- DRYANDER, Ernst von (1919b): Der Kaiser, Berlin.
- DRYANDER, Ernst von (1923): Deutsche Predigten aus den Jahren vaterländischer Not (hg. v. GRÜNEISEN, Carl, Lic.), Halle a.S.
- DRYANDER, Ernst von (1926a): Erinnerungen aus meinem Leben, vierte Auflage, Berlin und Leipzig.
- DRYANDER, Ernst von (1926b): Gott und Mensch (hg. v. GRÜNEISEN, Lic. Carl), Halle a.S.
- DRYANDER, D. Ernst/AXENFELD, Karl Lic. (1914): Mission und Vaterland – Deutsch-christliche Reden in schwerer Zeit, Berlin.
- DUBNOW, Simon (2012): Geschichte eines jüdischen Soldaten – Bekenntnis eines von vielen (hg. v. BISCHITZKY, Vera/SCHREINER, Stefan), Göttingen 2012.
- DUDEN (2008): Zitate und Aussprüche – Herkunft und aktueller Gebrauch, Duden Bd. XII, dritte, überarbeitete und aktualisierte Auflage, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- DÜHR, Albrecht (1961): Die Text- und Druckgeschichte des „Soldaten-Katechismus“ E. M. Arndts, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie*, Vierteljahresschrift (hg. v.

- EPPELSHEIMER, Hanns Wilhelm/HOFMANN, G./TIEMANN, H.) Jg. VIII, Heft 4, Frankfurt a. M., S. 337–349.
- DUNKMANN, Karl (1915): Der Weltkrieg im Licht der Bibel (Mein Vaterland, Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe, Bd. 19), Stuttgart.
- DUNKMANN, Karl (1916): Der Katechismus der Feldgrauen, Wilna.
- DYK, Siegfried (1916): Individualismus und Staatsbewußtsein, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1916): „die Tat“ – Sozial = religiöse Monatsschrift für deutsche Kultur, VII. Jahrgang, Heft 11 (Februar, zwölftes Kriegsheft), Jena, S. 970–972.
- EBBEKE, W., Warendorf, „Mit Walter Flex auf Patrouille“, in: RUCKS, Leopold (Hg.) (1934/1935), Der Frontsoldat erzählt – Die Zeitschrift für Tradition und Kameradschaft“, Jahrgang 4, Kiel, S. 612.
- EBELING, August D. Dr. (Hg.) (1898): Die Gedichte von Paulus Gerhardt, Hannover und Leipzig.
- EBERLE, Joseph (1920): Großmacht Presse – Enthüllungen für Zeitungsgläubige, Forderungen für Männer, Köln/Wien/New York.
- EBERT, Jens (2014): Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution – Briefe aus dem Weltkrieg 1914–1918, Göttingen.
- EBERT, Paul (1916): Agag, der geschonte Feind, zweite Auflage, Hamburg-Veddel.
- ECHTERMEYER (2006): Deutsche Gedichte – Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Auswahl für Schulen (hg. v. PAEFGEN, Elisabeth K./GEIST, Peter), 19. Auflage, 2. Druck, Berlin.
- ECK, Samuel D. (1914): Wir glauben, darum bleiben wir – Predigt am 23. August 1914 nach dem ersten grossen Siege, in: BAUMGARTEN, Otto (Hg.) (1914b): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 14. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 324–328.
- ECKERMANN, Johann Peter (1902, I-II): Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, hg. v. BARTELS, Adolf, Leipzig.
- ECKERMANN, Johann Peter (1949): Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, Zürich.
- ECKERT, Georg, Professor Dr./SCHÜDDEKOPF, Otto-Ernst, Dr. (1953): Deutschland – Frankreich – Europa, die deutsch-französische Verständigung und der Geschichtsunterricht, im Auftrag des internationalen Schulbuchinstituts herausgegeben, Baden-Baden.
- ECKSTEIN, Franz (1935): Lektüreplan auf der Grundlage des Lehrplans eines Gymnasiums für den Deutschunterricht in den Klassen Untertertia bis Oberprima, in: Zeitschrift für Deutschkunde 1935, Jg. 49 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, hg. v. HOFSTAETTER, Walther/LINDEN, Walther/VANSELOW, Max, Leipzig und Berlin, S. 552–555.
- ECO, Umberto (1990): Streichholzbriefe, München/Wien.
- EDELMANN, Eva (2012): Geschichtstheologische Strategien zionistischer Gegenwartsdeutung in der Prager jüdischen Wochenschrift *Selbstwehr* (1914–1918), in: ENGEL, Manfred/ROBERTSON, Ritchie (Hg./Eds.) (2012): Kafka – Prag und der Erste Weltkrieg / Prague and the First World War, Oxford Kafka Studies 2, Würzburg, S. 73–89.
- EDELMANN, Moritz, Oberstudiendirektor an der Staatl. Augustaschule in Berlin (1937): Volkwerden der Deutschen – Die Entscheidungsjahre seit dem Weltkrieg, Siebente Auflage, Leipzig/Berlin.
- EDELMANN-OHLER, Eva (2014): Deutungen des ersten Weltkriegs in zionistischer Publizistik und Literatur (1914–1918), Berlin/Boston.
- eg (1996) (= Evangelisches Gesangbuch) – Ausgabe für die Evangelische Kirche im Rheinland, die Evangelische Kirche von Westfalen, die Lippische Landeskirche, Gütersloh/Bielefeld/Neukirchen-Vluyn.
- EGGERS, Katrin (2014): Ludwig Wittgenstein als Musikphilosoph, Musik & Philosophie, Band 2, hg. v. FÜRBETH, Oliver u. a., 2. Auflage, Freiburg i. Brsg.

- EHLERS, Walter (Hg.) (1935): Albrecht Schaeffer – Das Werk. Eine Bibliographie, Hamburg.
- EHLICH, Konrad (Hg.) (1989): Sprache im Faschismus (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Nr. 760), Frankfurt a. M.
- EHLERMANN'S DEUTSCHE SCHULAUFGABEN (1916), Verzeichnis zu den verschiedenen Bänden der Schulaufgaben, Beilage des Verlags L. Ehlermann, Berlin/Dresden/Leipzig.
- EICHACKER, Reinhold, Hauptmann d. L. (1916): Briefe an das Leben – Von der Seele des Schützengrabens und den Schützengräben der Seele (illustriert von Professor Anton Hoffmann, München), achte Auflage, Stuttgart/Berlin/Leipzig.
- EICHELGRÜN, Obring[enieur], Kirchenältester (1965): Chronik der Pfingstkirchengemeinde in Potsdam – aufgestellt aus Anlaß des 75-jährigen Bestehens der Pfingstkirche am 15.10.1965 (Maschinenschrift, 109 pag. S.; DEPOSITUM: Po-Pf 13/14).
- EICHENAUER, Richard (1933): Rassefragen im Musikunterricht, in: DREYHAUS, Hermann Dr./LÖPELMANN, Martin Dr./PANN, Georg Dr. (Hg.) (1933): Monatsschrift für höhere Schulen, Bd. 32, Berlin, S. 291–295.
- EICHENDORFF, Joseph Freiherr von (1843): Gedichte, zweite vermehrte und veränderte Auflage, Berlin.
- EICHENDORFF, Joseph von (1969): Werke in einem Band (hg. v. HÄCKEL, Manfred), zweite Auflage, Berlin/Weimar.
- EIKMEYER, Robert (Hg. u. Komm.) (2004): Adolf Hitler: Reden zur Kunst- und Kulturpolitik 1933–1939, Frankfurt a. M.
- EKG (1975) (= Evangelisches Kirchengesangbuch) – Ausgabe für die Landeskirchen Rheinland, Westfalen und Lippe.
- EKSTEINS, Modris (1990): Rites of Spring – The Great War and the Birth of the Modern Age, Boston.
- ELERT, Werner, D. Dr., o.ö. Professor an der Universität Erlangen (1952–1953, I–II): Morphologie des Luthertums – Bd. I: Theologie und Weltanschauung des Luthertums hauptsächlich im 16. und 17. Jahrhundert; Bd. II: Soziallehren und Sozialwirkungen des Luthertums, verbesserter Nachdruck der ersten Auflage, München.
- ELIAS, Julius (1915): Chronik: Gotthard Kuehl †, in: SCHEFFLER, Karl (Hg.) (1915): Kunst und Künstler – Illustrierte Monatshefte für bildende Kunst und Kunstgewerbe, Jg. 13, Heft 7 (April), Berlin, S. 330–335.
- ELSNER, Samuel/LANGBECKER, Emanuel Christian Gottlob (Hg.) (1840): Geistlicher Liederschatz – Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse, zweite Auflage, Berlin.
- ENGEL, Bernhard Carl (1908): Schiller als Denker – Prolegomena zu Schillers philosophischen Schriften, Berlin.
- ENGELBERG, Ernst (1979): Zur politischen Vorbereitung des Krieges von 1866 – Volksbewegung und Staatspolitik in der Entscheidungsphase, in: Revue Internationale d'Histoire Militaire, Revue Périodique N° 43, Potsdam, S. 56–73.
- ENGELBERG, Ernst (1985): Bismarck – Urpreuße und Reichsgründer, Berlin.
- ENGELBRECHT, Louis (1915): Heiliger Zorn 1914/15 – Kriegsdichtungen, Braunschweig.
- ENGELS, Friedrich (1962): Über den [deutsch-französischen] Krieg, in: MARX, Karl/ENGELS, Friedrich, Werke, Bd. 17, Berlin, S. 11–264 (der Text wurde aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt).
- [ENGELS, Friedrich] (1971): Die auswärtige deutsche Politik und die letzten Ereignisse zu Prag (Juni 1848), in: MARX, Karl/ENGELS, Friedrich: Werke, Bd. V, Berlin, S. 202–205.
- ENGELS, Friedrich (1972): Zur Geschichte des Urchristentums (1894–1895), in: MARX, Karl/ENGELS, Friedrich: Werke, Bd. XXII, 3. Auflage, Berlin, S. 449–473.
- ENGELS, Friedrich (1976a): Briefe aus dem Wuppertal (März 1839), in: MARX, Karl/ENGELS, Friedrich: Werke, Bd. I, Berlin, S. 413–432.

- ENGELS, Friedrich (1976b): Engels an Marx (1870), in: MARX, Karl/ENGELS, Friedrich: Werke, Bd. XXXIII, Berlin, S. 8–10.30.
- ENGELS, Friedrich (1977): Der Sozialismus in Deutschland (1891), in: MARX, Karl/ENGELS, Friedrich: Werke, Bd. XXII, Berlin, S. 245–260.
- ENGELS, Friedrich [unter dem Pseudonym: OSWALD, Friedrich] (1967): Ernst Moritz Arndt, in: MARX, Karl/ENGELS, Friedrich: Werke, Bd. XLI, Berlin, S. 118–131.
- ENGLUND, Peter (2013): Schönheit und Schrecken – Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs erzählt in neunzehn Schicksalen, Hamburg.
- ENTSCHEIDUNGEN DES REICHSGERICHTS IN ZIVILSACHEN, hg. v. den Mitgliedern des Gerichtshofes und der Reichsanwaltschaft (1915), Bd. 86 (= NF Bd. 36), Leipzig.
- ENTSCHEIDUNGEN DES REICHSGERICHTS IN ZIVILSACHEN, hg. v. den Mitgliedern des Gerichtshofes und der Reichsanwaltschaft (1916), Bd. 87 (= NF Bd. 37), Leipzig.
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (1969): Landessprache – Gedichte, edition suhrkamp 304, Frankfurt a. M.
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (2009): Hammerstein oder Der Eigensinn – Eine deutsche Geschichte, Suhrkamp Nr. 4095, Frankfurt a. M.
- ERASMUS von Rotterdam (1516): Fürstenerziehung – Institutio Principis Christiani (Die Erziehung eines christlichen Fürsten), hg. v. GAIL, Anton Jakob (1968), Paderborn.
- ERDMANN, Carl (1974): Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, Darmstadt (Nachdruck der Ausgabe Stuttgart, 1935, Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte, 6. Band).
- ERDMANN, Carl Dietrich, Prof. Dr. (1973): Die Zeit der Weltkriege, 1. Teilband („Der Erste Weltkrieg / Die Weimarer Republik), in: GEBHARDT, Bruno (Hg.) (1973): Handbuch der Deutschen Geschichte, Bd. IV (1. Teilband), neunte, neu bearbeitete Auflage, Stuttgart.
- ERNST, Adolf, Prof. a. d. Königl. Technischen Hochschule Stuttgart (Hg.) (1892): Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Béguelin aus den Jahren 1807–1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg, Berlin.
- ERNST, Max (1970): Écritures avec cent vingt illustrations extraites de l'œuvre de l'auteur, Paris.
- ERSTER NACHTRAG (1884) zur Verordnung über die Ergänzung der Offiziere des Friedensstandes vom 11. März 1880, Anhang 1, Berlin, S. 31–54 (Sonderdruck).
- ESCHWEILER, Caroline (2020): Kindheits- & Jugenderinnerungen für meine zehn Enkel, Privatdruck.
- ESPOSITO, Fernando (2011): Mythische Moderne – Aviatik, Faschismus und die Sehnsucht nach Ordnung in Deutschland und Italien, München.
- ESSÉN, Rütger Dr. (1915): Sven Hedin – Ein großes Leben, Leoni am Starnberger See.
- ESSIG, Rolf-Bernhard (2000): Der Offene Brief – Geschichte und Funktion einer publizistischen Form von Isokrates bis Günter Grass, Würzburg.
- ESSLIN, Martin (1981): Das Theater des Absurden, rde 234, Reinbek bei Hamburg.
- EUCKEN, Rudolf (1905): Der Wahrheitsgehalt der Religion, zweite[,] umgearbeitete Auflage, Leipzig.
- EUCKEN, Rudolf (1908): Geistige Strömungen der Gegenwart, vierte[,] umgearbeitete Auflage, Leipzig.
- EUCKEN, Rudolf (1914): Die sittlichen Kräfte des Krieges, Leipzig.
- EVANGELISCHES GESANGBUCH (1835) herausgegeben nach den Beschlüssen der Synoden von Jülich, Kleve, Berg und von der Grafschaft Mark. Mit Genehmigung eines hohen Ministerii der geistlichen Angelegenheiten, Elberfeld.
- EVANGELISCHES GESANGBUCH (1909) Nach Zustimmung der Provinzialsynode vom Jahre 1884 zur Einführung in der Provinz Brandenburg mit Genehmigung des Evangelischen Oberkirchenrats hg. v. Königlichen Konsistorium, Berlin.
- EVANGELISCH-PROTESTANTISCHES GESANGBUCH für Kirche und Haus (1860), Speyer.

- EVANGELISCHES MILITÄR = GESANG = UND GEBETBUCH (1891), Berlin.
- EVANGELISCHES MILITÄR = GESANG = UND GEBETBUCH Neue Ausgabe (1906), Berlin.
- EVANGELISCH-LUTHERISCHES GESANGBUCH der Hannoverschen Landeskirche (1914), revidiert 1906, Hannover.
- EVANGELISCHES GESANGBUCH für Rheinland und Westfalen (1915), Dortmund.
- EXNER, Lisbeth/KAPFER, Herbert (2014): *Verborgene Chronik 1914*, hg. v. Deutschen Tagebucharchiv, Berlin.
- FACKLER, Hermann (1917): Vom glaubenslosen Glauben unsrer Tage, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, VIII. Jahrgang, Heft 11 (Februar 1917), Jena, S. 991–998.
- FALKE, Robert, Konsistorialrat, Wernigerode (1914a): Kann ein moderner Mensch noch an Wunder glauben? – [Predigt am Sonntag] *Misericordias Domini* [1913], in: DERS. (Hg.) (1914b): *Warum zweifelst du? – Ein Jahrgang apologetischer Predigten*, Gütersloh, S. 146–154.
- FALKE, Robert, Konsistorialrat und Hofprediger in Wernigerode (Hg.) (1914b): *Warum zweifelst du? – Ein Jahrgang apologetischer Predigten*, Gütersloh.
- FALKE, Robert, Konsistorialrat und Hofprediger in Wernigerode (1921a): Warum straft Gott uns Deutsche? [Predigt am] Bußtag, in: DERS. (Hg.) (1921b): *Warum zweifelst du? – Ein Jahrgang apologetischer Predigten*, zweite, veränderte Auflage, Gütersloh, S. 446–451.
- FALKE, Robert, Konsistorialrat und Hofprediger in Wernigerode (Hg.) (1921b): *Warum zweifelst du? – Ein Jahrgang apologetischer Predigten*, zweite, veränderte Auflage, Gütersloh.
- FALKENHAUSEN, Susanne von (1979): *Der Zweite Futurismus und die Kunstpolitik des Faschismus in Italien von 1922–1943*, Frankfurt a. M.
- FAULHABER, Michael von, Bischof von Speyer (1915): *Zeitfragen und Zeitaufgaben – Gesammelte Reden*, Freiburg i.Brsg./Berlin/Karlsruhe/München/Straßburg, Wien/London und St. Louis, Mo.
- FAULHABER, Michael von, Bischof, Dr. (1916): *Waffen des Lichtes – Gesammelte Kriegsreden*, Dritte, unveränderte Auflage, Freiburg i.Brsg. etc.
- FAULHABER, Michael von, Bischof, Dr. (Hg.) (1917): *Das Schwert des Geistes – Feldpredigten im Weltkrieg*, in Verbindung mit Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppeler und Domprediger Dr. Adolf Donders, zweite, unveränderte Auflage, Freiburg i.Brsg. etc.
- FEDDERSEN, Uta/RELLER, Jobst (2018): Von der Schwierigkeit akademischer Theologie mit politischer Relevanz – Ein bisher unbekannter Brief von Emanuel Hirsch, in: *Deutsches Pfarrerberblatt – Die Zeitschrift Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer*, Jg. 118, Heft 6, hg. v. HAIGIS, Peter, Speyer, S. 334–336.341.
- FEHRENBACH, Elisabeth (1970): Die Reichsgründung in der deutschen Geschichtsschreibung, in: SCHIEDER, Theodor/DEUERLEIN, Ernst (Hg.): *Reichsgründung 1870/71 – Tatsachen, Kontroversen, Interpretation*, Stuttgart, S. 259–290.
- FEHRENBACH, Elisabeth (2001): Vom Ancien Régime zum Wiener Kongress, Oldenbourg Grundriss der Geschichte Bd. 12, hg. v. BLEICKEN, Jochen/GALL, Lothar/JAKOBS, Hermann, 4., überarbeitete Auflage, München.
- DIE FEIER DER NEBENGOTTESDIENSTE (1916), herausgegeben und verlegt von der Lutherischen Konferenz in Minden = Ravensberg, Gütersloh.
- FELDGESANGBUCH für die evangelischen Mannschaften des Heeres (1897), Berlin; beigeheftet ein Anhang (= „In das Feldgesangbuch einheften! Lieder für Militärgottesdienste, als ‚Heimatgruß‘ übersandt vom Evangelischen Feldpropst der Armee“, Lieder 31–56, S. 37–52; Berlin, o. J.).
- FELDMANN, Joseph, Dr., Professor der Philosophie (1915): Tiefere Ursachen des italienischen Treuebruchs, in: SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915a): *Der deutsche Katholizismus im Weltkriege – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“*, Paderborn, S. 152–155.

- FELD = ZEITUNG DER PREUßISCHEN ARMEE [6. Oktober 1813 bis 29. April 1814] – Preußens Freiheitskampf 1813/14, Eine zeitgenössische Darstellung mit einem Vorwort von HESSE, Kurt, Prof. Dr., Oberstleutnant im Oberkommando der Wehrmacht (1940), Potsdam und Berlin.
- FELTZIN, Georg, Rektor (1915): Schul = Entlassungsrede, in: DOEHRING, Bruno, Lic. Theol. (Hg.) (1915): Ein feste Burg, Bd. II: Predigten und Reden aus eherner Zeit, Berlin, S. 304–312.
- FENSKE, Hans (1990): Die Deutschen und der Krieg von 1870/71 – Zeitgenössische Urteile, in: Pariser Historische Studien, hg. v. MÖLLER, Horst, Prof. Dr., Bd. 29: „La Guerre de 1870/71 et ses Conséquences“ – Actes du XX^e colloque historique franco-allemand organisé à Paris par l’Institut Historique Allemand, publié par LEVILLAIN, Philippe/RIEMENSCHNEIDER, Rainer, Bonn, S. 167–214.
- FERGUSON, Niall (2013): Der falsche Krieg – Der erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, zweite Auflage, Gütersloh.
- FEST, Joachim C[lemens] (1973): Hitler – Eine Biographie, Berlin/Wien.
- FEST, Joachim (1994): Staatsstreich – Der lange Weg zum 20 Juli, Berlin.
- FESTER, Richard (Hg.) (1904): Anmerkungen, in: DERS. (Hg.) (1904b): Schillers Sämtliche Werke – Säkular = Ausgabe, Fünftehnter Band: Historische Schriften, Dritter Teil, Stuttgart/Berlin, S. 447–462.
- FESTSCHRIFT (1952): 100 Jahre [Fa.] Wilh. Ahlmann 1852–1952, Kiel, Glückstadt.
- FEUDEL, Werner (1971): Adelbert von Chamisso – Leben und Werk, Reclam Nr. 490, Leipzig.
- FICHTE, Immanuel Hermann (Hg.) (1830): Johann Gottlieb Fichte’s Leben und litterarischer Briefwechsel, Erster Theil die Lebensbeschreibung enthaltend, Sulzbach.
- FICHTE, Johann Gottlieb (1797/1798): Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre, in DERS. (1970): Werke 1797–1798, Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. I, 4 (hg. v. LAUTH, Reinhard u. a.), Stuttgart-Bad Cannstadt, S. 167–281.
- FICHTE, Johann Gottlieb (1800): Die Bestimmung des Menschen, in: DERS. (1981): Werke 1799–1800, Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. I, 6 (hg. v. LAUTH, Reinhard u. a.), Stuttgart-Bad Cannstadt, S. 187–309.
- FICHTE, Johann Gottlieb (2016): Die Bestimmung des Menschen, Berliner Ausgabe, hg. v. HOLZINGER, Michael, Berlin.
- FICHTE, Johann Gottlieb (1806): Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, in: DERS. (1991): Werke 1801–1806, Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. I, 8 (hg. v. LAUTH, Reinhard u. a.), Stuttgart-Bad Cannstadt, S. 189–396.
- FICHTE, Johann Gottlieb (1808): Reden an die deutsche Nation, in: DERS. (2005a): Werke 1808–1812, Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. I, 10 (hg. v. LAUTH, Reinhard u. a.), Stuttgart-Bad Cannstadt, S. 97–298.
- FICHTE, Johann Gottlieb (1928): Reden an die deutsche Nation (hg. v. GÖRNER, Otto), Leipzig.
- FICHTE, Johann Gottlieb (1812): Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, in: DERS. (2005b): Werke 1808–1812, Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. I, 10 (hg. v. LAUTH, Reinhard u. a.), Stuttgart-Bad Cannstadt, S. 381–400.
- FICHTE, Johann Gottlieb (1806/1807): Der Patriotismus und sein Gegentheil, in: DERS. (1993): Nachgelassene Schriften 1805–1807, Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. II, 9 (hg. v. LAUTH, Reinhard u. a.), Stuttgart-Bad Cannstadt, S. 393–445.
- FIEBIG, Paul Lic. (1914): Krieg und Religionsunterricht – Leitfaden für den R.=U. an höheren Schulen, in: SPANUTH, Heinrich (Hg.) (1914): Monatsblätter für den Evangelischen Religionsunterricht – Zeitschrift für den Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus. Zugleich Organ des Bundes für Reform des Religionsunterrichts, Jg. 7, Heft 7 und 8, Göttingen, S. 306–308.
- FINCKH, Renate (2002): Sie versprachen uns die Zukunft – Eine Jugend im Nationalsozialismus, Tübingen.

- FISCHER, Aloys (1915): Die höhere Schule im Lichte der Kriegserfahrung, in: HOOFE, U. Professor Dr. (Hg.) (1915): Deutsches Philologen = Blatt – Korrespondenz = Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand, Jg. 23, Nr. 46, Leipzig, Sp. 713a-715a.
- FISCHER, Hubertus (2009): Theodor Fontane – Der „Tunnel“, Die Revolution, Berlin 1848/49, Berlin.
- FISCHER, Jens Malte (1980): Das technoromantische Abenteuer – Der Erste Weltkrieg im Widerschein der Fackel, in: VONDUNG, Klaus (Hg.) (1980): Kriegserlebnis – Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen, S. 175–285.
- FISCHER, Michael (2013a): Zur lyrischen Rezeption des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott“ im Ersten Weltkrieg, in: DETERING, Nicolas/FISCHER, Michael/GERDES, Aibe-Marlene (Hg.) (2013): Populäre Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg, Populäre Kultur und Musik, Bd. 7 (hg. v. FISCHER, Michael/GROSCH, Nils), Münster/New York/München/Berlin, S. 67–95.
- FISCHER, Michael (2013b): Soldatenhumor und Volkspoesie? Eisenbahnwaggon-Aufschriften im Ersten Weltkrieg, in: DETERING, Nicolas/FISCHER, Michael/GERDES, Aibe-Marlene (Hg.) (2013): Populäre Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg, Populäre Kultur und Musik, Bd. 7 (hg. v. FISCHER, Michael/GROSCH, Nils), Münster/New York/München/Berlin, S. 155–190.
- FISCHER, Michael (2014): Religion, Nation, Krieg – Der Lutherchoral *Ein feste Burg ist unser Gott* zwischen Befreiungskriegen und Erstem Weltkrieg, Münster/New York.
- FISCHER, Michael (2016): „Sie leiden, sie kämpfen und halten stand“ – Religiöse Kriegsliteratur von Frauen, in: GERDES, Aibe-Marlene/FISCHER, Michael (Hg.): Der Krieg und die Frauen – Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg, Münster/New York, S. 129–148.
- FISCHER, Otto (1941): Evangelisches Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg seit der Reformation – Verzeichnis der Geistlichen in alphabetischer Reihenfolge, Bd. II/2, Berlin.
- FLAUBERT, Gustave (1910): L'Éducation sentimentale – le histoire d'un jeune homme (version de 1845), in: Œuvres de Jeunesse inédites, Vol. III (1845–1846), Paris.
- FLAUBERT, Gustave (1974): Correspondance [2] 1850–1859, in: Œuvres complètes de Gustave Flaubert, Tome 13, Paris. Deutsche Übersetzung in Auswahl in: FLAUBERT, Gustave (1977): Briefe (hg. u. übers. v. SCHEFFEL, Helmut), detebe-Klassiker Nr. 20386, Zürich.
- FLEMMING, Thomas/ULRICH, Bernd (2014): Heimatfront – Zwischen Kriegsbegeisterung und Hungersnot – wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten, München.
- FLEX, Walter (1914): Das Volk in Eisen – Kriegsgesänge eines Kriegs-Freiwilligen, ein Ehren-denkmal für meinen für Kaiser und Reich gefallenen lieben Bruder, den Lt. Otto Flex, Inf. Reg. 160, zweite Auflage, Lissa i.Pr.
- FLEX, Walter (1918): Der Wanderer zwischen beiden Welten – Ein Kriegserlebnis, Sechzehnte Auflage, mit einem Nachwort, 51.–54. Tausend, München.
- FLEX, Walter (1922): Vom großen Abendmahl – Verse und Gedanken aus dem Feld, 43. und 44. Auflage, 92. bis 96. Tausend, München.
- FLEX, Walter (1925): Zwölf Bismarcks – Novellen, Berlin.
- FLIEDNER, Theodor (1856): „Die Diakonie und den Diakonats betreffend“, Aktenstücke aus der Verwaltung des Evangelischen Oberkirchenraths, Bd. III, Berlin, S. 108–126.
- FÖLLMI, Beat (2017): Bedeutung und Funktion des Kirchenliedes für die Kriegspredigten, in: ARNOLD, Matthieu/DINGEL, Irene/HOFMANN, Andrea (Hg.) (2017): Predigt im Ersten Weltkrieg – La prédication durant la „Grande Guerre“, Göttingen, S. 75–95.
- FOERSTER, Friedrich Wilhelm/HELLMERS, Gerhard Hermann/HÖNN, Karl u. a. (Hg.) (1915): Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der welt-politischen Vorgänge in der Schule, Gotha.
- FOERSTER, Friedrich Wilhelm, o. Professor der Pädagogik an der Universität München (1918): Die Deutsche Jugend und der Weltkrieg – Kriegs- und Friedensaufsätze, Neue Ausgabe, Leipzig.

- FOERSTER, Friedrich Wilhelm, Dr., o. ö. Professor f. Pädagogik an der Universität München (1919): *Weltpolitik und Weltgewissen*, München.
- FÖRSTER, Gerhard/GROEHLER, Olaf (Hg.) (1972): *Der zweite Weltkrieg. Dokumente*, Berlin.
- FÖRSTER, Jürgen (2002): *Weltanschauung als Waffe: Vom „Vaterländischen Unterricht“ zur „Nationalsozialistischen Führung“*, in: THOß, Bruno/VOLKMANN, Hans-Erich (Hg.) (2002): *Erster Weltkrieg/Zweiter Weltkrieg – Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*, Paderborn/München/Wien/Zürich, S. 287–300.
- FOERSTER, Manfred J. (2006): *Lasten der Vergangenheit – Betrachtungen deutscher Traditionslinien zum Nationalsozialismus*, London.
- FOERSTER, Wolfgang, Hauptmann aggregiert dem Generalstabe der Armee und beim Großen Generalstabe (1910): *Prinz Friedrich Karl von Preußen – Denkwürdigkeiten aus seinem Leben*, Erster Band: 1828–1864, Stuttgart/Leipzig.
- FONTANE, Theodor (1873–1876): *Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871*, Band I (Der Krieg gegen das Kaiserreich, 1873), Band II–III (Der Krieg gegen die Republik, 1876), Berlin.
- FORSTHOFF, Ernst (1951): *Der moderne Staat und die Tugend*, in: AUTORENKOLLEKTIV (1951): *Tymbos für Wilhelm Ahlmann – Ein Gedenkbuch*, herausgegeben von seinen Freunden, Berlin, S. 80–91.
- FORTE, Dieter (1981): *Martin Luther & Thomas Münzer oder Die Einführung der Buchhaltung*, Frankfurt a. M.
- FOURNIER, Mathieu (1921): *Les Lectures des Petits – Premier Livre de Lecture Courante. Nouvelle Édition contenant une Série de Lectures sur la „Grande Guerre“, à l’Usage des Classes enfantines, des Cours préparatoires et élémentaires des Écoles primaires et des Classes primaires des Lycées et Collèges*, 8ème edition [= 381.–410. Tausend], Paris.
- FRAAS, Hans-Jürgen (1971): *Katechismus-Tradition – Luthers Kleiner Katechismus in Kirche und Schule*, Göttingen.
- FRANKE, Gustav (1933): *Der Biologieunterricht als Grundlage für die Wertung von Volkstum und Rasse*, in: DREYHAUS, Hermann Dr./LÖPELMANN, Martin Dr./PANN, Georg Dr. (Hg.) (1933): *Monatsschrift für höhere Schulen*, Bd. 32, Berlin, S. 273–277.
- FRANTZ, Constantin (1921): *Deutschland und der Föderalismus*, mit einer Einleitung von STAMM, Eugen, Dr., Stuttgart/Berlin.
- FRANTZ, Konstantin (1859/1968): *Untersuchungen über das Europäische Gleichgewicht*, Neudruck der Ausgabe 1859, Osnabrück.
- FRANZ, Gerhard, Dr., Oberlehrer am Werttiner Gymnasium zu Dresden (Hg.) (1889): *De L’Allemagne par M^{me} de Staël – Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch, Prosateurs français*, 75. Lieferung (Doppelausgabe), Ausg. B, Bielefeld/Leipzig.
- FRANZ, J. (Hg.) (1872): *Gedichte und Lieder freisinniger und besonders social-demokratischer Tendenz. Mit einem Anhang, enthaltend Mittheilungen aus den prinzipiellen Beschlüssen der Internationalen Arbeiter-Assoziation*, Zürich.
- FRAUENDIENST, Werner (1973): *Das Deutsche Reich von 1890 bis 1914*, in: JUST, Leo, Prof. Dr. (Hg.) (1973): *Handbuch der Deutschen Geschichte*, Band 4, I, Abschnitt I, Frankfurt a. M.
- FREILIGRATH, Ferdinand (1849/1851): *Neuere politische und sociale Gedichte*, Erstes Heft, zweiter Abdruck, Köln/Düsseldorf.
- FREUD, Sigmund (1999): *Der Mann Mose und die monotheistische Religion – Schriften über die Religion*, Fischer Taschenbuch 6300, 11. Auflage, Frankfurt a. M.
- FREUD, Sigmund (1978, I–II): *Werkausgabe in zwei Bänden*, hg. v. FREUD, Anna/GRUBRICH-SIMITIS, Ilse, Frankfurt a. M.
- FREUDENTHAL, August (1983): *Heidefahrten für Freunde der Heide geschildert*, Bd. I–IV (Nachdruck der Ausgaben 1906/1892/1894/1897), Rotenburg/Hermannsburg.

- FREUDENTHAL, Herbert (1935): Deutschkunde als politische Volkskunde in Schule und Lehrerbildung, in: Zeitschrift für Deutschkunde, Jg. 49 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, hg. v. FRICKE, Gerhard/HOFSTAETTER, Walther/LINDEN, Walther/VAN-SELOW, Max (1935) (Hg.), Leipzig und Berlin, S. 1–16.
- FREYER, Hans (1931): Revolution von rechts, Jena.
- FREYER, Hans (1970): Wilhelm Ahlmann; Privatgelehrter, in: KLOSE, Olaf (Hg.) (1970): Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon, Bd. 1, Neumünster, S. 26–27.
- FREYMARK, Hans, Oberstudiendirektor/HARTMANN, Eberhard, Dr., Studiendirektor u. a. (1925): Deutsches Leben – Lesebuch für höhere Lehranstalten: Gedichte für Tertia und Untersekunda, Bielefeld/Leipzig.
- FREYTAG, Gustav (1927): Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Gustav Freytags Werke (eingeleitet von LEMCKE, Johannes Dr./SCHIMANK, Hans, Dr.), Bd. I, Hamburg.
- FREYTAG, Gustav (1911): Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Dritter Band: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges, Leipzig.
- FREYTAG, Gustav (1876): Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Vierter Band: Aus neuerer Zeit (1700–1848), neunte Auflage, neuer Abdruck, Leipzig.
- FREYTAG, Gustav (1920): Bilder aus der deutschen Vergangenheit, IV. Band: Aus dem Jahrhundert des großen Krieges 1600–1700 [bebilderte Prachtausgabe], hg. v. BOGENG, Gustav Adolf Erich, Dr./BRANDENBURG, Erich, Dr. Geh. Hofrat/ANDRAE, P. A. E.), Leipzig.
- FREYTAGS SCHULAUFGABEN und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht (1910), Verzeichnis zu den verschiedenen Bänden der Schulausgaben, Beilage des Verlags G. Freytag G.m.b.H., Leipzig, und F. Tempsky, Wien.
- FRIED, Alfred Hermann (2005): Mein Kriegstagebuch, 7. August 1914 bis 30. Juni 1919, herausgegeben, eingeleitet und ausgewählt von RIESENBERGER, Gisela und Dieter, Bremen.
- FRIEDLÄNDER, Paul (1957): Platon, Bd. II: Die platonischen Schriften, Erste Periode, zweite erweiterte und verbesserte Auflage, Berlin.
- FRIEDLÄNDER, Saul (2000): Das Dritte Reich und die Juden – Die Jahre der Verfolgung 1933–1939, dtv 30765, München.
- FRIEDLANDER, Albert H. (1973): Leo Baeck – Leben und Lehre, Stuttgart.
- FRIEDRICH, Ernst (2004): Krieg dem Kriege!, München.
- FRIEDRICH DER GROSSE (1910, I, 1–2: Historische und militärische Schriften / II, 1–2: Politische und Philosophische Schriften, Gedichte und Briefe): Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen in deutscher Übersetzung, Zwei Teile in 4 Bänden, mit Illustrationen von Adolph v. Menzel, hg. v. VOLZ, Gustav Berthold, Berlin.
- FRIES, Helmut (1994): Deutsche Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, in: MICHALKA, Wolfgang (Hg.) (1994): Der Erste Weltkrieg – Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München, S. 825–848.
- FRISCH, Max (1970): Öffentlichkeit als Partner, edition suhrkamp 209, 3. Auflage, Frankfurt a. M.
- FRITZSCHE, Helga (2006): Jugend unter Fahnen (1933–1939) / Krieg (1939–1945), in: DIES./DOHNA-SCHLOBITTEN, Sophie Gräfin zu/HUBER, Erika/PORETSCHEKIN, Ursula/SEMMER, Else (Hg.) (2006): Fünf Frauen, Jahrgänge 1924–1929 – Wege ins Leben, Berlin, S. 57–65/111–135.
- FROHN, Frédéric (2017): Les conférences de guerre d'un „Pasteur laïc“: Raoul Allier en 1914–1915, in: ARNOLD, Matthieu/DINGEL, Irene (Hg.) (2017): Predigt im Ersten Weltkrieg – La prédication durant la „Grande Guerre“, Göttingen, S. 97–104.
- FROMM, Bella (1994): Als Hitler mir die Hand küßte, rororo sachbuch 9766, Reinbek bei Hamburg.
- FROMM, Erich (1983): Anatomie der menschlichen Destruktivität, rororo 7052, Reinbek bei Hamburg.

- FROMMEL, Emil (1915): In des Königs Rock – Geschichten aus Krieg und Frieden, dreizehnte Auflage, Schwerin i. Mecklb.
- FRÜH, Eckart (2014): Nachwort, in: KRAUS, Karl (2014): Die letzten Tage der Menschheit – Bühnenfassung des Autors (hg. v. FRÜH, Eckart), suhrkamp taschenbuch 3715, sechste Auflage, Frankfurt a. M., S. 225–268.
- FUCHS, Alois Johannes (1913): Religionswissenschaft, Apologetik, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. KLEFFNER, Anton Ignatz u. a.), Fünfter Jahrgang, Paderborn, S. 70–72.159–161.241–243.326–328.420–422.504–506.591–593.672–674.767–769.853–855.
- FUCHS, Emil D., Pfarrer in Rüsselsheim (1917): Luthers deutsche Sendung, Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart, IV. Reihe, 25. Heft, 4. und 5. Tausend, Tübingen.
- FUCHS, Emil (1957): Mein Leben – Erster Teil, Leipzig.
- FUČÍK, Julius (1976): Reportage, unter dem Strang geschrieben, edition suhrkamp 854, Frankfurt a. M.
- FÜHMANN, Franz (1965): Das Judenauto – Vierzehn Tage aus zwei Jahrzehnten, Leipzig.
- FÜRST, Walther (Hg.) (1966): „Dialektische Theologie“ in Scheidung und Bewährung 1933–1936 – Aufsätze, Gutachten und Erklärungen, in: Theologische Bücherei, Systematische Theologie, Bd. 34, München.
- FÜRSTENTHAL, Raphael Jacob Dr. (Hg. / Übers.) (1877): Israels Gebete für Wochen=, Sabbath= und Festtage nebst den Pirke Aboth, Prag.
- FULDA, Ludwig (1916): Deutsche Kultur und Ausländerei, Leipzig.
- FURLER, Bernhard (1987): Augen-Schein – Deutschsprachige Reisereportagen über Sowjetrußland 1917–1939, Frankfurt a. M.
- FURTMAYER, Josef, z. Zt. im Felde (1917): Krieg und Christentum, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 4 (Juli), Jena, S. 368–369.
- FURTMAYER, Josef (im Felde) (1917): Vom Weltkrieg und vom neuen Geiste, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 7 (Oktober), Jena, S. 641–644.
- GAA, Karin/KRÜGER, Bernd/OSTERHOFF, Barbara (1984): Das Original-Kaiser-Panorama – Bilder aus dem Berlin der Jahrhundertwende, Berlin.
- GÄRTNER, Hans Armin (Hg. u. Übers.) (1968): Titus Livius – Römische Geschichte, Bd. II: Der Punische Krieg 218–201, Stuttgart.
- GAERTRINGEN, Hans Georg Hiller von (Hg.) (2007): Das Auge des Dritten Reiches – Walter Frentz, Hitlers Kameramann und Fotograf, Augsburg.
- GAILUS, Manfred (2013): Evangelium im Dritten Reich 1932–1937, in: BENZ, Wolfgang (Hg.), Handbuch des Antisemitismus – Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Bd. VI (Publikationen), Berlin/Boston, S. 190–192.
- GALL, Lothar (1980): Bismarck – Der weiße Revolutionär, Frankfurt a. M./Berlin/Wien.
- GANGHOFER, Ludwig (1914ab): Eiserne Zither – Kriegslieder, Bd. I–II, Stuttgart.
- GANGHOFER, Ludwig (1915): Reise zur deutschen Front 1915, Bd. I, Berlin/Wien.
- GEERDTS, Hans Jürgen, Professor Dr. (Hg.) (1965): Deutsche Literaturgeschichte in einem Band, Berlin.
- GEFFCKEN, Heinrich, Professor (Hg.) (1888): Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch 1870–71, in: RODENBERG, Julius (Hg.): Deutsche Rundschau, Bd. LVII – Oktober – November – Dezember 1888, Berlin, S. 5–32.
- GEIBEL, Emanuel (1883): Gesammelte Werke in acht Bänden, Stuttgart.

- GEISLER, Rolf/RADLER, Rudolf (Hg.) (1972): Kindlers Literatur Lexikon, Bd. VI (Werke Ja-Loi), Darmstadt.
- GEISLER, Rolf/RADLER, Rudolf (Hg.) (1973): Kindlers Literatur Lexikon, Bd. X (Werke Scu-Trai), Darmstadt.
- GEMOLL, Wilhelm (1965): Griechisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch (durchg. u. erw. v. VRETSKA, Karl), neunte Auflage, München/Wien.
- GENERALSTAB, Großer, kriegsgeschichtliche Abtheilung (Red.) (1874): Der deutsch-französische Krieg – Erster Theil: Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreiches. Erster Band: Vom Beginn der Feindseligkeiten bis zur Schlacht von Gravelotte, Berlin.
- GENERALSTAB, Großer, kriegsgeschichtliche Abtheilung (Red.) (1881): Der deutsch-französische Krieg – Zweiter Theil: Geschichte des Krieges gegen die Republik. Dritter Band (des Gesamtwerkes V. Band): Die Ereignisse im Südosten Frankreichs von Mitte Januar bis zur Beendigung der Feindseligkeiten. Rückwärtige Verbindungen. Der Waffenstillstand. Rückmarsch und Okkupation. Rückblicke, Berlin.
- GENTILE, Emilio (2000): Die Sakralisierung der Politik, in: MAIER, Hans (Hg.) (2000): Wege in die Gewalt – Die modernen politischen Religionen, Frankfurt a. M., S. 166–182.
- GENTZKOW, Liane von (1937): Nordisches Frauentum, in: SEMMELROTH, Ellen u. a. (Hg.) (1937): NS-Frauenwarte – Die einzige parteiamtliche Frauenzeitschrift, Jg. 6, Heft 1, Juli 1937, München, S. 2–3.
- GEORGE, Stefan (1912): Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod, mit einem Vorspiel, fünfte Auflage, Berlin.
- GEORGE, Stefan (2014): Das Neue Reich, 3. Auflage, Berlin (Nachdruck).
- GERDES, Aibe-Marlene (2013): Populäre Kriegsliteratur als Sammelgegenstand – Die Weltkriegssammlungen im Deutschen Volksliedarchiv, in: DETERING, Nicolas/FISCHER, Michael/GERDES, Aibe-Marlene (Hg.) (2013): Populäre Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg, Populäre Kultur und Musik, Bd. 7 (hg. v. FISCHER, Michael/GROSCH, Nils), Münster/New York/München/Berlin, S. 97–119.
- GERING, Hugo (Übers.) (1920): Die Edda – Die Lieder der sogenannten älteren Edda, nebst einem Anhang: Die mythischen und heroischen Erzählungen der Snorra Edda, Leipzig.
- GERLACH, Wolfgang (1987): Als die Zeugen schwiegen – Bekennende Kirche und die Juden, Studien zu Kirche und Israel, hg. v. OSTEN-SACKEN, Peter von, Band 10, Berlin.
- GERMANY (1944): Instructions for British Servicemen in Germany, Foreign Office (deutsch: Leitfaden für britische Soldaten in Deutschland 1944, 8. Auflage, Köln, 2015; übersetzt von Klaus Modick).
- GESANG UND LIEDERBUCH für die Braunschweigischen Truppen (1814), Braunschweig.
- GESENIUS, Wilhelm/BUHL, Frants (1962): Wilhelm Gesenius' Hebräisches und Aramäisches Handwörterbuch über das Alte Testament, 17. Auflage, Berlin/Göttingen/Heidelberg.
- GEYER, Michael (2004): Religion und Nation. Eine unbewältigte Geschichte – Eine einführende Betrachtung, in: DERS./LEHMANN, Hartmut (Hg.): Religion und Nation, Nation und Religion – Beiträge zu einer unbewältigten Geschichte, Göttingen, S. 11–32.
- GIERKE, Otto von (1914): An England, in: MÜLLER, Eugen (Hg.): Das Kriegsliederbuch – Zum Besten der National = Stiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, Leipzig 1914, S. 33–35.
- GIERKE, Otto von, Dr. (1915): Krieg und Kultur, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. I (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), zweite Auflage, Berlin, S. 75–101.
- GILLHAUßEN, Guido von (1918): Schwertklang – Kriegslieder, Berlin.
- GLATZER, Dieter und Ruth (1983): Berliner Leben 1914–1918 – Eine historische Reportage aus Erinnerungen und Berichten, Berlin.

- GLOSSY, Karl (1925): Aus der Briefmappe eines Burgtheaterdirektors (Franz von Dingelstedt), Wien.
- GLÜCK, Helmut (Hg.) (1993): Metzler Lexikon Sprache, Stuttgart/Weimar.
- GOEDEKE, Karl/VOLLMER, Wilhelm (Hg.) (1868): Schillers sämtliche Schriften – Historisch-kritische Ausgabe, Dritter Theil (Fiesko. Kabale und Liebe. Rheinische Thalia), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1869a): wie vorheriger Titel (1868), Sechster Theil (Vermischte poetische und prosaische Schriften), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl/ELLISSEN, Adolf (Hg.) (1872a): wie vorheriger Titel, Siebenter Theil (Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl/OESTERLEY, Hermann (Hg.) (1869b): wie vorheriger Titel, Achter Theil (Geschichte des dreißigjährigen Kriegs), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl/MÜLDENER, Wilhelm (Hg.) (1870a): wie vorheriger Titel, Neunter Theil (Kleine historische Schriften), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl/KÖHLER, Reinhold (Hg.) (1871a): wie vorheriger Titel, Zehnter Theil (Aesthetische Schriften), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1871b): wie vorheriger Titel, Elfter Theil (Gedichte), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl/OESTERLEY, Hermann (Hg.) (1872b): wie vorheriger Titel, Zwölfter Theil (Wallenstein. Maria Stuart), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl/VOLLMER, Wilhelm (Hg.) (1870b): wie vorheriger Titel, Dreizehnter Theil (Macbeth. Die Jungfrau von Orleans. Turandot), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl/OESTERLEY, Hermann (Hg.) (1872c): wie vorheriger Titel, Vierzehnter Theil (Die Braut von Messina. Der Neffe als Onkel. Der Parasit. Wilhelm Tell), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1876): wie vorheriger Titel, Fünfzehnter Theil. Erster Band (Letzte Dichtungen und Nachlaß), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1893a): Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden mit Einleitungen, Bd. I (Gedichte, Erster Teil), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1893b): wie vorheriger Titel (1893a), Bd. II (Gedichte, Zweiter Teil), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1893c): wie vorheriger Titel, Bd. III (Gedichte, Dritter Teil, West-östlicher Diwan), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1893d): wie vorheriger Titel, Bd. IV (Sprüche in Reimen und Prosa – Ethisches – Theaterreden – Maskenzüge), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1893e): wie vorheriger Titel, Bd. VI (Lustspiele und Farcen, Dramatische Fragmente und Skizzen), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1893f): wie vorheriger Titel, Bd. X (Faust, Erster und zweiter Teil), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1894a): wie vorheriger Titel, Bd. XVI (Wilhelm Meisters Lehrjahre. Erster Teil), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1894b): wie vorheriger Titel, Bd. XVII (Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zweiter Teil), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1895a): wie vorheriger Titel, Bd. XXVII (Deutsche Litteratur), Stuttgart.
- GOEDEKE, Karl (Hg.) (1895b): wie vorheriger Titel, Bd. XXX (Propyläen – Zur Kunst), Stuttgart.
- GOENS, Georg D. Geheimer Konsistorialrat, Militär = Oberpfarrer und Feldprediger (1914): Gott mit uns! Feldpredigten im Großen Hauptquartier gehalten, Berlin.
- GOENS, Georg D. Geheimer Konsistorialrat, Feld = Oberpfarrer des West = Heeres (1915): Gott mit uns! Feldpredigten im Großen Hauptquartier gehalten, Zweite Reihe, Berlin.
- GÖRES, Jörn (Hg.) (1977): Lesewuth, Raubdruck und Bücherluxus – Das Buch in der Goethe-Zeit. Eine Ausstellung des Goethe-Museums Düsseldorf / Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung, 26. Mai bis 2. Oktober 1977, Düsseldorf.

- GÖRLITZ, Walter (Hg.) (1959): Regierte der Kaiser? – Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts Admiral Georg Alexander von Müller 1914–1918, Göttingen.
- GÖRNER, Otto (1928): Nachwort, in: FICHTE, Johann Gottlieb: Reden an die deutsche Nation, Leipzig, S. 247–250.
- GÖTHLING, Albert (1909): 102 Praktische Vorträge über Pferdekrankheiten und Beschlag mit Angabe der besten Heil- und Hausmittel gegen die am häufigsten vorkommenden Krankheiten, Hannover.
- GOETZ, Walter Professor (1914): Der nationale Gedanke von 1870–1914, in: COSSMANN, Paul Nikolaus (Hg.) (1914): „Das neue Deutschland“, Süddeutsche Monatshefte, Jg. 12, Heft 1 vom Oktober 1914, München, S. 12–21.
- GOETZ, Walter (1917): Der Reichstag und der Friede, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 41 vom 11.10.1917, Berlin-Schönefeld, S. 628a–630b.
- GOLDHAGEN, Daniel Jonah (1996): Hitlers willige Vollstrecker – Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, dritte Auflage, Berlin.
- GOLDHAGEN, Daniel Jonah (2010): Worse than War – Genocide, Eliminationism, and the ongoing Assault on Humanity, London (deutsch: Schlimmer als Krieg – Wie Völkermord entsteht und wie er zu verhindern ist, München, 2009; übersetzt von Heiner Kober).
- GOLDSCHMIDT, Lazarus (1996, I/VIII): Der Babylonische Talmud – neu übertragen, Bd. I/ Bd. VIII, vierte Auflage, Darmstadt.
- GOLTZ, Bogumil (1905): Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius – Eine ethnographische Studie, kritisch durchgesehene Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von ZIMMER, Hans, Dr., Meyers Volksbücher (Taschenbuch-Ausgabe), Leipzig/Wien.
- GOLTZ, Colmar Freiherr von (1883): Das Volk in Waffen – Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit, zweite Auflage, Berlin.
- GOODMAN, Nelson (1978): Ways of Worldmaking, Indianapolis / Cambridge (deutsch: Weisen der Welterzeugung, suhrkamp taschenbuch Nr. 863, 4. Auflage, Frankfurt a. M., 1998; übersetzt von Max Looser).
- GOTHEIN, Georg, M. d. R. [=Mitglied des Reichstags] (1917): Protestantische Sorgen, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 52 vom 27.12.1917, Berlin-Schönefeld, S. 748a–750a.
- GOTTSCHALL, Rudolf von (1870): Die Kriegslyrik von 1870, in: DERS. (Hg.) (1870): Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrgang 1870, Zweiter Band (Juli bis Dezember, enthaltend. Nr. 27–52), Nr. 35 vom 26.8.1870 (Feuilleton), Leipzig, S. 556a–559a.
- GRÄF, Hans Gerhard (Hg.) (1916): Goethes Briefwechsel mit seiner Frau, Zweiter Band – 1807–1816, Frankfurt a. M.
- GRAEWE, Richard (1965): Die Feldprediger der Armeen im 17., 18. und 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Heereskunde (hg. v. der Deutschen Gesellschaft für Heereskunde e. V., Berlin), Jg. 29, Berlin, S. 159–164 (Heft Nr. 202).
- GRAEWE, Richard (1966): Die Feldprediger der Armeen im 17., 18. und 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Heereskunde (hg. v. der Deutschen Gesellschaft für Heereskunde e. V., Berlin), Jg. 30, Berlin, S. 8–10 (Heft Nr. 203).39–43 (Heft Nr. 204).
- GRAEWE, Richard (1967): Die Feldprediger der Armeen im 17., 18. und 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Heereskunde (hg. v. der Deutschen Gesellschaft für Heereskunde e. V., Berlin), Jg. 31, Berlin, S. 54–58 (Heft Nr. 210).92–98 (Heft Nr. 211/212).140–144 (Heft Nr. 213).172–177 (Heft Nr. 214).
- GRAEWE, Richard (1969): Die Feldprediger der Armeen im 17., 18. und 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Heereskunde (hg. v. der Deutschen Gesellschaft für Heereskunde e. V.,

- Berlin), Jg. 33, Berlin, S. 30–33 (Heft Nr. 221).122–127 (Heft Nr. 223/224).208–212 (Heft Nr. 226).
- GRAEWE, Richard (1971): Die Feldprediger der Armeen im 17., 18. und 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Heereskunde (hg. v. der Deutschen Gesellschaft für Heereskunde e. V., Berlin), Jg. 35, Berlin, S. 34–37 (Heft Nr. 233).
- GRAF, Oskar Maria (1994): Wir sind Gefangene – Ein Bekenntnis, siebte Auflage, dtv 1612, München.
- GRAHAM, Ilse (1974): Schiller, ein Meister der tragischen Form – Die Theorie in der Praxis, Darmstadt.
- GRANDE, Jasmin (2017): Technische Zeit – Hanns Krüger und Yvan Goll, in GÄTJE, Hermann/SINGH, Sikander (Hg.) (2017): Yvan Goll im Diskurs der Moderne, Tübingen, S. 87–100.
- GRESCHAT, Martin (Hg.) (1974): Der deutsche Protestantismus im Revolutionsjahr 1918/19 – Politik und Kirche, Studienbücher zur kirchlichen Zeitgeschichte, Band 2, hg. v. DEMS./BRAKELMANN, Günter, Witten.
- GRESCHAT, Martin (1986): Krieg und Kriegsbereitschaft im deutschen Protestantismus, in: DÜLFFER, Jost/HOLL, Karl (Hg.): Bereit zum Krieg – Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914, Beiträge zur historischen Friedensforschung, Göttingen, S. 33–55.
- GRESCHAT, Martin (2002): Begleitung und Deutung der beiden Weltkriege durch evangelische Theologen, in: THOß, Bruno/VOLKMANN, Hans-Erich (Hg.) (2002): Erster Weltkrieg / Zweiter Weltkrieg – Krieg, Kriegs-erlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, Paderborn/München/Wien/Zürich, S. 497–518.
- GRESCHAT, Martin (2014): Der Erste Weltkrieg und die Christenheit – Ein globaler Überblick, Stuttgart.
- GREY, Edward Lord (1926): Fünfundzwanzig Jahre Politik 1892–1916 – Memoiren, Bd. I–II, München.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1984a): Deutsches Wörterbuch – Bd. 3, München = Dritter Band, (E – Forſche), Leipzig, 1862.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1984b): Deutsches Wörterbuch – Bd. 4, München = Vierter Band, Erste Abtheilung, Erſter Theil (Forſchel – Gefolgmänn), bearbeitet von GRIMM, Jacob/HILDEBRAND, Rudolf/WEIGAND, Karl, Leipzig, 1878.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1984c): Deutsches Wörterbuch – Bd. 5, München = Vierter Band, Erste Abtheilung, Zweiter Theil (Gefoppe – Getreibs), bearbeitet von HILDEBRAND, Rudolf/WUNDERLICH, Hermann, Leipzig, 1897.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1984d): Deutsches Wörterbuch – Bd. 13, München = Siebenter Band (N.O.P.Q.), bearbeitet von LEXER, Matthias von Dr., Leipzig, 1889.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1984e): Deutsches Wörterbuch – Bd. 14, München = Achter Band (R – Schiefe), bearbeitet von HEYNE, Moriz Dr., Leipzig, 1893.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm (1991): Deutsches Wörterbuch – Bd. 28, München = Vierzehnter Band (Weh – Wendunmut), bearbeitet von GÖTZE, Alfred, Leipzig, 1955.
- GRIMM, Thomas [Autorenkollektiv] (1870): La Guerre des Rues, in: Le Petit Journal, Huitième Année, Mardi 30 Août 1870, Nr. 2.793, Paris, S. 1–2a.
- GRÖTZ, Alfred Dr. (Hg.) (1943): Saat in die Zeit – Ein Lesebuch für Höhere Schulen, Band VIII: 8. Klasse, zweite Auflage, Düsseldorf.
- GRÖZINGER, Albrecht (2004): Toleranz und Leidenschaft – Über das Predigen in einer pluralistischen Gesellschaft, Gütersloh.
- GRÖZINGER, Albrecht (2008): Homiletik – Lehrbuch Praktische Theologie Band 2, Gütersloh.
- GRUBER, Max von (1915): Krieg, Frieden und Biologie, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. III (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), Berlin.

- GRÜTZMACHER, Curt (Hg.) (1982): Heinrich von Kleist – Sämtliche Werke, München.
- GRUMBACH, Salomon (1931): Frankreich sieht nach Deutschland ... Ein offener-nichtoffener Brief, in: Die Weltbühne, Der Schaubühne XXVIII. Jahr, Wochenschrift für Politik / Kunst / Wirtschaft, Zweites Halbjahr, hg. v. OSSIEZKY, Carl von/TUCHOLSKY, Kurt, Berlin-Charlottenburg, S. 193–196.
- GRUNDMANN, Walter (1971): Das Evangelium nach Matthäus, in: Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament, hg. v. FASCHER, Erich, Prof. D., Berlin.
- GRUPP, Peter (1971): Gabriel Hanotaux – Le personnage et ses idées sur l'expansion coloniale, in: Revue française d'histoire d'outre-mer, 59^e Année, Nr. 213, Paris, S. 383–406.
- GÜDEMANN, Moritz (1915): Der jetzige Weltkrieg und die Bibel – Vortrag gehalten in der Wiener „Urania“ am 9. Januar 1915, in: BRANN, Markus (Hg.) (1915), Monatsschrift für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums – Organ der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums, Jg. 59 (NF 23), Heft 1, Breslau, S. 1–12.
- GUNDOLF, Friedrich (1920): George, Berlin.
- GUNDOLF, Friedrich (1930): Gedichte, Berlin.
- GUNDOLF, Friedrich (1947): Shakespeare und der deutsche Geist, 9. Auflage, Godesberg.
- GUNKEL, Christoph (2014): Die Bestie von Berlin, in: GROSSBONGARDT, Annette/KLUSSMANN, Uwe/MOHR, Joachim (Hg.): Der Erste Weltkrieg – Die Geschichte einer Katastrophe, München, S. 181–186.
- GUNKEL, Hermann (1977): Jensens Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, in: OBERHUBER, Karl (Hg.) (1977): Das Gilgamesch-Epos, Darmstadt, S. 74–84.
- GUTJAHR, Ortrud (2005): „Wer spricht von Siegen? Überstehn ist alles!“ – Wolf Graf von Kalkreuth in Rainer Marias Rilkes Requiem, in: DIES. / KALCKREUTH, David Graf von (2005): „Überstehn ist alles!“ Wolf Graf von Kalkreuth im Bild seines Vaters Leopold und in Rilkes Requiem – Zwei Essays, Würzburg, S. 47–79.
- GYSI, Klaus/BÖTTCHER, Kurt Dr./SCHUBERT, Johannes (Hg.) (1954): Unsterblicher Volkswitz – Adolf Glaßbrenners Werke in Auswahl, Bd. II, Berlin.
- HA'AM, Achad (1902): Nietzscheanismus und Judentum, in: Ost und West – Illustrierte Monatsschrift für Modernes Judentum (hg. v. TRIETSCH, Davis/WINZ, Leo), Zweiter Jahrgang, Heft 3 vom März 1902, Berlin, S. 145–152 und Heft 4 vom April 1902, Berlin, S. 241–254.
- HAAS, A. de (1916): Wie predigen wir unseren Militär- und Lazarettgemeinden während des Krieges? Mitteilungen für die evangelischen Geistlichen der Armee und der Marine, Magdeburg, 41. Jg., Sp. 65–74.
- HAAS, Elke (2016): Karl Goedeke (1814–1887) – Die Volksbildung als Ziel großer Arbeit, in: Celler Chronik, Beiträge zur Geschichte und Geographie der Stadt und des Landkreises Celle, Bd. 23, Celle, S. 125–163.
- HAASE, Otto (1953): Pennäler, Pauker und Pachanten – 11 Geschichten aus dem Leben des Schulmeisters Otto Dietrich, Hannover/Darmstadt.
- HAEBLER, Rolf Gustaf (1918): Vision, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1918): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 10 (Januar), Jena, S. 821.
- HAFFNER, Sebastian (2000): Geschichte eines Deutschen – Die Erinnerungen 1914–1933, 4. Auflage, Stuttgart/München.
- HÄGELE, Clemens (2016): Mit Christus gegen die Apostel? – Beobachtungen zur Deutung zweier Lutherworte, in: Deutsches Pfarrerrblatt – Die Zeitschrift evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer, Jg. 116, Heft 10, hg. v. HAIGIS, Peter, Speyer, S. 566–569.
- HAGEN, Ernst August Dr. (1863): Max von Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten, Berlin.
- HAGENMEYER, Heinrich (Hg.) (1890): Anonymi Gesta Francorum et Aliorum Hierosolymitanorum, Heidelberg.

- HAHN, Fred (1978): Lieber Stürmer! – Leserbriefe an das NS-Kampfblatt 1924–1945, Stuttgart.
- HALBACH, Kurt Herbert (1935): Der deutsche Mensch in der staufischen Dichtung, in: Zeitschrift für Deutschkunde“, Jg. 49 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, hg. v. FRICKE, Gerhard/HOFSTAETTER, Walther/LINDEN, Walther/VANSELOW, Max (1935) (Hg.), Leipzig und Berlin, S. 531–543.
- HAMANN, Richard/HERMAND, Jost (1977a): Impressionismus – Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart, Band 3, Frankfurt a. M.
- HAMANN, Richard/HERMAND, Jost (1977b): Expressionismus – Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart, Band 5, Frankfurt a. M.
- HAMILTON, Ian, Sir (1923): The Friends of England, London.
- HAMMER, Franz (1982): Traum und Wirklichkeit – Die Geschichte einer Jugend, Berlin.
- HAMMER, Karl (1974): Deutsche Kriegstheologie 1870–1918 – dokumente, München.
- HANDTMANN, Karl (1907): Die Neu-Irvingianer oder die „Apostolische Gemeinde“ – Ihre Geschichte, Lehre und Eigenart, zweite Auflage, Gütersloh.
- HANK, Sabine/SIMON, Hermann/HANK, Uwe (2013): Feldrabbiner in den deutschen Streitkräften des Ersten Weltkrieges, Schriftenreihe des Centrum Judaicum, Band 7, Berlin.
- HANKAMER, Paul (1924): Jakob Böhme – Gestalt und Gestaltung, Bonn.
- HANOTAUX, [Albert Auguste] Gabriel, de l'Académie Française (1912): La Politique d'Équilibre 1907–1911, Paris.
- HANSI (= Jean-Jacques Waltz) (2008): Mein Dorf – Das Elsass, wie es einstmal war, übersetzt von TRAMM, Corinna, Stuttgart/Straßbourg.
- HANSTEIN; Wolfram [Günther Alfred Maximilian Paul] von (1947): Von Luther bis Hitler – Ein wichtiger Abriss deutscher Geschichte, Republikanische Bibliothek Nr. 2, Dresden.
- HARARI, Yuval Noah (2017): Homo Deus – A Brief History of Tomorrow, London (deutsch: Homo Deus – Eine Geschichte von Morgen, 11. Paperback-Auflage, München, 2019a; übersetzt von Andreas Wirthensohn).
- HARARI, Yuval Noah (2019b): 21 Lessons for the 21st Century, London (deutsch: 21 Lektionen für das 21. Jahrhundert, 1. Paperback-Auflage, München, 2019c; übersetzt von Andreas Wirthensohn).
- HARDT, Fred B. Dr. (Hg.) (1917): Die deutschen Schützengraben = und Soldatenzeitungen – Mit 152 Bildern und Facsimiles, Kulturdokumente zum Weltkrieg, Bd. I, München.
- HARENDZA, Wilhelm Dr. (Übers.) (1964): Publius Cornelius Tacitus – Germania. Die Annalen, Goldmanns Gelbe Taschenbücher, Band 437/38, München.
- HARING, Ekkehard (2006): Epiphanien des Kriegsgottes – Die Prager deutsche Dichtung und der I. Weltkrieg, in: CORNEJO, Renata/HARING, Ekkehard W. (Hg.) (2006): Wende – Bruch – Kontinuum. Die moderne österreichische Literatur und ihre Paradigmen des Wandels, Wien, S. 309–331.
- HARMS, Carl (Hg.) (1936): Die Entdeckung Germaniens und der Germanen – Lateinische und griechische Lesehefte, Nr. 32, hg. v. SCHAAAL, Hans, Dr./SPARMBERG, Paul, Dr., Bielefeld/Leipzig.
- HARMS, Wolfgang/RATTAY, Beate (Hg.) (1983): Illustrierte Flugblätter aus den Jahrhunderten der Reformation und der Glaubenskämpfe, Kataloge der Kunstsammlungen der Veste Coburg (hg. v. KRUSE, Joachim), Nr. 96, Coburg.
- HARNACK, Adolf (1903): Der Brief Sr. Majestät des Kaisers an den Admiral von Hollmann, in: DERS. (1911b): Aus Wissenschaft und Leben, Bd. II, Gießen, S. 65–71.
- HARNACK, Adolf (1905a): Die Notwendigkeit der Erhaltung des Alten Gymnasiums in der modernen Zeit, in: DERS. (1911a): Aus Wissenschaft und Leben, Bd. I, Gießen, S. 67–82.
- HARNACK, Adolf (1905b): Militia Christi – Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten, Nachdruck, Tübingen.

- HARNACK, Adolf (1906): Über Anmerkungen in Büchern, in: DERS. (1911a): Aus Wissenschaft und Leben, Bd. I, Gießen, S. 148–162.
- HARNACK, Adolf (1907): Beunruhigungen des christlichen Glaubens und der Frömmigkeit, in: DERS. (1911b): Aus Wissenschaft und Leben, Bd. II, Gießen, S. 129–145.
- HARNACK, Adolf (1908): Religiöser Glaube und freie Forschung, in: DERS. (1911a): Aus Wissenschaft und Leben, Bd. I, Gießen, S. 269–276.
- HARNACK, Adolf (1909): Lehrbuch der Dogmengeschichte. Erster Band: Die Entstehung des kirchlichen Dogmas, vierte Auflage, Tübingen.
- HARNACK, Adolf (1910): Das doppelte Evangelium im Neuen Testament, in: DERS. (1911b): Aus Wissenschaft und Leben, Bd. II, Gießen, S. 213–224.
- HARNACK, Adolf (1912): Die Dienstentlassung des Pfarrers Lic. G. Traub, zweite Auflage, Leipzig.
- HARNACK, Adolf von D. (1915): Was wir schon gewonnen haben und was wir noch gewinnen müssen, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. I (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), zweite Auflage, Berlin, S. 147–168.
- HARNACK, Adolf von (1916): Friedensaufgaben und Friedensarbeit – Eine Denkschrift im Sommer 1916 dem Reichskanzler auf Ersuchen eingereicht, in: DERS. (1923): Erforschtes und Erlebtes – Reden und Aufsätze, Neue Folge, Vierter Band, Gießen, S. 279–297.
- HARNACK, Adolf von (1918): Die Religion im Weltkriege, in: DERS. (1923): Erforschtes und Erlebtes – Reden und Aufsätze, Neue Folge, Vierter Band, Gießen, S. 306–314.
- HARNACK, Adolf von (1919): Offener Brief an Herrn Clemenceau, in: DERS. (1923): Erforschtes und Erlebtes – Reden und Aufsätze, Neue Folge, Vierter Band, Gießen, S. 303–305.
- HARNACK, Adolf von (1922): Die Religion Goethes in der Epoche seiner Vollendung, in: DERS. (1923): Erforschtes und Erlebtes – Reden und Aufsätze, Neue Folge, Vierter Band, Gießen, S. 141–170.
- HARNACK, Adolf von (1924): Marcion: Das Evangelium vom fremden Gott – Eine Monographie zur Geschichte der Grundlegung der Katholischen Kirche, zweite, verbesserte und vermehrte Auflage (1. Auflage, 1920), Leipzig.
- HARNACK, Adolf von (1964, I–III): Lehrbuch der Dogmengeschichte, Nachdruck, Darmstadt.
- HARTL, Peter (1994): Einführung zur Neuauflage, in: KARDORFF, Ursula von (1994): Berliner Aufzeichnungen 1942 bis 1945, dtv 30414, München, S. 7–31.
- HARTMANN, Martin (1915): Kriegspädagogische Betrachtungen, in: HOOFE, U., Professor Dr. (Hg.) (1915): Deutsches Philologen = Blatt – Korrespondenz = Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand, Jg. 23, Nr. 3, Leipzig, Sp. 42a–45b.
- HARTUNG, Ernst (Hg.) (1906): Alles um Liebe – Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens, Ebenhausen bei München.
- HARTUNG, Ernst (Hg.) (1909): Vom tätigen Leben – Goethes Briefe aus der zweiten Hälfte seines Lebens, Düsseldorf/Leipzig.
- HASSE, Ernst, Prof. Dr. (1895): Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950 – Von einem Alldeutschen, in: OPITZ, Reinhard (Hg.) (1977): Europastrategien des deutschen Kapitals 1900–1945, Köln, S. 107–124 (gekürzter Text.)
- HAUFFE, Johannes Gottlob, Magister, Pfarrer in Magstadt (1854): Beleuchtung der Catechismuslehre durch biblische Beispiele und Lehrsprüche, Reutlingen.
- HAUPT, Georges (1918): Congrès International Extraordinaire, Bâle 24–25 novembre 1912 / Conférence internationale socialiste de Stockholm 1917, Paris/Berlin/Stockholm.
- HAUPT, Heinz-Gerhard/LANGEWIESCHE, Dieter (Hg.) (2004): Nation und Religion in Europa – Mehrkonfessionelle Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M.
- HAUPT, Moriz (1841): Die Warnung, in: DERS. (Hg.) (1841): Zeitschrift für Deutsches Alterthum, Erster Band, Leipzig, S. 438–537.

- HAUPTMANN, Gerhart (1913): Festspiel in deutschen Reimen, neunzehnte Auflage, Berlin.
- HAUPTMANN, Gerhart (1959): Die Weber – vollständiger Text des Schauspiels. Dokumentation, Dichtung und Wirklichkeit Band 1, hg. v. SCHWAB-FELISCH, Hans, Ullstein Buch Nr. 5001, Frankfurt a. M./Berlin.
- HAUPTMANN, Gerhart (1965): Sämtliche Werke – Centenar-Ausgabe zum Hundertsten Geburtstag des Dichters, 15. November 1962, Bd. II: Dramen (hg. v. HASS, Hans-Egon), Frankfurt a. M./Berlin.
- HAUPTMANN, Gerhart (1963): Sämtliche Werke – Centenar-Ausgabe zum Hundertsten Geburtstag des Dichters, 15. November 1962, Bd. VI: Erzählungen, Theoretische Prosa (hg. v. HASS, Hans-Egon), Frankfurt a. M./Berlin.
- HAUPTMANN, Gerhart (1974): Sämtliche Werke – Centenar-Ausgabe zum Hundertsten Geburtstag des Dichters, 15. November 1962, Bd. XI: Nachgelassene Werke, Fragmente (hg. v. HASS, Hans-Egon †, fortgef. v. MACHATZKE, Martin), Frankfurt a. M./Berlin/Wien.
- HAUßLEITER, Johannes (1903): Zur Erinnerung an Pfarrer und Dekan Klein, in: KLEIN, Karl (1914): Fröschweiler Chronik – Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahr 1870, 34. Auflage, München, S. VIII–XII.
- HAUßLEITER, Johannes (1916): Ernst Moritz Arndts deutsche Ziele, in: ALTHOFF, Friedrich/CORNICELIUS, Max (Hg.) (1916): Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, Jahrgang 10, Heft 11, 1. August 1916, Leipzig/Berlin, Sp. 1369–1394.
- HAYEK, Friedrich August von (2004): Der Weg zur Knechtschaft, Gesammelte Schriften in deutscher Sprache, Abteilung B, Bd. I, hg. v. STREIT, Manfred E./RÖPKE, Eva, Tübingen.
- HEBBEL, Friedrich (2015): Gedichte – Ausgabe letzter Hand, Berlin.
- HEBER, [Heinrich Rudolf Max] P. Dr./ULRICH, [Artur] Schuldirektor (Hg.) (1914): „Vater, du führe mich! – Ein Konfirmandenbuch fürs Leben“, unter Mitarbeit von in Dresden, Lutherverein, zweite Auflage, Leipzig.
- HEBER, [Heinrich Rudolf Max] P. Dr./ULRICH, [Artur] Schuldirektor (Hg.) (1915): „Vater, du führe mich! – Ein Konfirmandenbuch fürs Leben“, unter Mitarbeit von in Dresden, Lutherverein, dritte Auflage, Leipzig.
- HECKER, Max (Hg.) (1907): Goethe – Maximen und Reflexionen nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs, Schriften der Goethe-Gesellschaft (hg. v. SCHMIDT, Erich/SUPHAN, Bernhard), 21. Band, Weimar.
- HECKER, Max (1915): Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, in vier Bänden, Bd. II (1819–1827), Leipzig.
- HEDIN, Sven (1915a): Ein Volk in Waffen – Den deutschen Soldaten gewidmet (ungekürzte Ausgabe), Leipzig.
- HEDIN, Sven (1915b): Ein Volk in Waffen – den deutschen Soldaten gewidmet, Soldatenausgabe, Leipzig.
- HEDIN, Sven (1916a): Nach Osten! (ungekürzte Ausgabe), Leipzig.
- HEDIN, Sven (1916b): Nach Osten!, Soldatenausgabe, Leipzig.
- HEDIN, Sven (1917): Bagdad, Babylon, Ninive, Soldatenausgabe, Leipzig.
- HEDIN, Sven (1918a): Bagdad, Babylon, Ninive (ungekürzte Ausgabe), Leipzig.
- HEDIN, Sven (1918b): Jerusalem (ungekürzte Ausgabe), Leipzig.
- HEDIN, Sven: Jerusalem (1918c), Soldatenausgabe, Leipzig.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (2014): Frühe Schriften, Werke in zwanzig Bänden, hg. v. MOLDENHAUER, Eva/MICHEL Karl Markus, Bd. I, Theorie-Werkausgabe, suhrkamp, siebte Auflage, Frankfurt a. M.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1970a): Jenaer Schriften 1801–1807, Werke in zwanzig Bänden, Bd. II, Theorie-Werkausgabe, suhrkamp, Frankfurt a. M.

- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1970b): *Phänomenologie des Geistes*, Werke in zwanzig Bänden, Bd. III, Theorie-Werkausgabe, suhrkamp, Frankfurt a. M.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1976, I–II): *Ästhetik*, Band I und II, hg. v. BASSENGE, Friedrich, dritte Auflage, Berlin/Weimar.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1980): *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Werke in zwanzig Bänden, Bd. VII, Theorie-Werkausgabe, suhrkamp, Frankfurt a. M.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1982): *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Teil 4, Werke in zwanzig Bänden, Bd. XII, Theorie-Werkausgabe, suhrkamp, Frankfurt a. M.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1971): *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, Teil 3, Werke in zwanzig Bänden, Bd. XX, Theorie-Werkausgabe, suhrkamp, Frankfurt a. M.
- HEGEL, Georg Wilhelm Friedrich (1976): *Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte*, Bd. II–IV: Die orientalische Welt – Die griechische und die römische Welt – Die germanische Welt, aufgrund der Handschriften hg. v. LASSON, Georg, (Philosophische Bibliothek Bd. 171b–d), Hamburg.
- DIE HEILIGE SCHRIFT nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers (1948): Neu durchgesehen (1914) nach dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß genehmigten Text, United Bible Societies, London/Edinburgh.
- HEILMANN, Alfons/KRAFT, Heinrich (Hg.) (1963–1966, I–V): *Texte der Kirchenväter – Nach Themen geordnet*, Bände I–V, München.
- HEILMANN, Karl, Dr., Seminardirektor in Ratzeburg (Hg.) (1904): *Wallenstein – Ein dramatisches Gedicht von Friedrich von Schiller*, in: *Dürrs Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht, Fünfter Band (= Deutsche Bühne II)*, Leipzig.
- HEIMBACH, Matthias (1981): *Schaubühne des Todes – Leichenreden*, Nachdruck der Bearbeitung von Georg Michael Schuler aus dem Jahre 1865, Nachwort von SZÉKELY, Johannes, Dortmund.
- HEINE, Heinrich (1947): *Gedichte, Prosa, Briefe – Ein Brevier (Auswahl)*, hg. v. FLAKE, Otto, Baden-Baden.
- HEINE, Heinrich (2013): *Gedichte 1853 und 1854/Nachlese*, North Charleston.
- HEINONEN, Reijo E. (1978): *Anpassung und Identität – Theologie und Kirchenpolitik der Bremer Deutschen Christen 1933–1945*, Göttingen.
- HEISENBERG, Elisabeth (1983): *Das politische Leben eines Unpolitischen – Erinnerungen an Werner Heisenberg*, Serie Piper 279, München/Zürich.
- HELBING, Lothar (= Wolfgang Frommel) (1935): *Der dritte Humanismus, dritte, veränderte Auflage*, Berlin.
- HELBING, Lothar (1958): *Ludwig und Anna Maria Derleth – Eine Sammlung von Berichten*, in: VALETON, Herman Michiel (Hg.) (1958): *Ludwig Derleth – Gedenkbuch*, Castrum Peregrini XXXVI–XXXVII, Amsterdam, S. 5–73.
- HELBLING, Hanno (1988): *Vorwort*, in: MANN, Thomas (1988): *Betrachtungen eines Unpolitischen*, Frankfurt a. M., S. I–XVIII.
- HELLER, Erich (1954): *Karl Kraus oder die Schwarze Magie der Sprache*, in: *Der Monat – Eine internationale Zeitschrift*, hg. v. LASKY, Melvin Jonah, Jg. 6, Heft 64, Januar 1954, Berlin-Dahlem, S. 357–370.
- HELLER, Erich (1977): *Die Wiederkehr der Unschuld und andere Essays*, suhrkamp taschenbuch Nr. 396, Frankfurt a. M.
- HELLMERS, Gerhard (1915a): *Der englische Unterricht*, in: FOERSTER/HELLMERS/HÖNN u. a. (Hg.) (1915): *Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule*, Gotha, S. 112–129.
- HELLMERS, Gerhard (1915b): *Der französische Unterricht*, in: s. vorigen Titel (1915), S. 130–140.
- HELMOLT, Hans Ferdinand (Hg.) (1914): *Fridericus – Königliche Gedanken und Aussprüche Friedrichs des Großen*, Berlin.

- HENNIG, Martin (1915a): Mit Gott für Kaiser und Reich – Ernst Moritz Arndt's Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann für unsere Tage bearbeitet, Hamburg.
- HENNIG, Martin (1915b): Fromm und Deutsch – Ein Geleitwort zur Konfirmation im Jahre des großen Krieges, Hamburg.
- HENNIG, Martin D. (1917): Das Wort sie sollen lassen stahn – Zum 31. Oktober 1917 allen evangelischen Deutschen daheim u. draußen [= an den Kriegsfronten] gewidmet, Hamburg.
- HENSING, Ernst/METZGER, Ferdinand/MÜNCH, Dr./SCHNEIDER, Dr. in Worms (Hg.) (1873): Die Kriegs= Poesie der Jahre 1870–1871 geordnet zu einer poetischen Geschichte, Zum Besten der Kaiser-Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden, Dritter Band, Mannheim.
- HENSING, Ernst/METZGER, Ferdinand/MÜNCH, Dr./SCHNEIDER, Dr. in Worms (Hg.) (1874): Die Kriegs= Poesie der Jahre 1870–1871 geordnet zu einer poetischen Geschichte, Zum Besten der Kaiser-Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden, Sechster Band, Mannheim.
- HENSOLD, Karl (1915): Ein Jahr Kriegspädagogik – Rückblick und Ausschau, in: HOOFE, U. Professor Dr. (Hg.) (1915): Deutsches Philologen = Blatt – Korrespondenz = Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand, Jg. 23, Nr. 41, Leipzig, S. 633a–636b.
- HERBERT, Robert L[ouis] (2001): Seurat Drawings and Paintings, New Haven & London.
- HERBERT, Ulrich (1996): [Karl Rudolph Werner] Best – Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, Bonn.
- HERBST, Wolfgang (2014): [eg] 249 Verzage nicht, du Häuflein klein, in: Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch, Heft 19 (hg. von EVANG, Martin/SEIBT, Ilsabe), Göttingen, S. 34–38.
- HERDER, Johann Gottfried von (1844): Ausgewählte Werke in Einem Bande, Stuttgart/Tübingen.
- HERING, Rainer (2014): Zwischen Schuldabwehr und Demokratieablehnung. – Vom Umgang der protestantischen Kirchen mit der Niederlage und ihren Folgen, in: Mit Gott für Deutschland? – Die Kirchen und der Erste Weltkrieg, www.akademie-nordkirche.de/assets/...2014/.../Die-Kirchen-und-der-1.-Weltkrieg.pdf, S. 1–16. Für die jeweiligen Beiträge gibt es nur eine Einzelpaginierung, keine durchgehende Seitendurchzählung aller Beiträge.
- HERMANN, Michael (2016): Grenzen, Zürich.
- HEROLD, Christopher (1968): Madame des Staël – Herrin eines Jahrhunderts, München.
- HERPEL, Otto (1917): Die Frömmigkeit der deutschen Kriegsliteratur, Gießen.
- HERRMANN, Ernst, Dipl.-Hdl., Studienrat an der Annenschule (Städt. Höh. Handelslehranstalt für Mädchen) in Leipzig (1935): Deutschlands Wiederaufbau im Spiegel der Zahlen – Ergänzungsheft für den Rechenunterricht, Dritte Auflage, Leipzig/Berlin.
- HERRMANN, Friedrich (1969): Die Dänisch-Norwegische Marine, in: Zeitschrift für Heereskunde (hg. v. der Deutschen Gesellschaft für Heereskunde e. V.), Jg. 333, Berlin, S. 141–150 (Heft 225).
- HERTBRUGGEN, Anneleen Van (2019): „Des deutschen Dichters Sendung“ – Die Sakralisierung von „Führer“, „Reich“ und „Volk“ in der nationalsozialistischen Dichtung: Heinrich Anacker, Gerhard Schumann und Herybert Menzel, Antwerpen.
- HERWEGH, Georg (1909): Werke in drei Teilen (hg. v. TARDEL, Hermann), Berlin/Leipzig/Stuttgart/Wien.
- HERWIG, Wolfgang (1961/1962/1963): Das falsche, aber verbreitete Goethe-Zitat vom ‚Verbrechen‘, in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, Neue Folge, Bd. 23/24/25, Weimar, S. 352 f/S. 292/S. 359–362.
- HERZOG, Johannes (1915): Der Weg zum wahren Siege – Predigt am 18. Oktober 1914 über Römer 8, 33–39, in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.) (1915b): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 15. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 120–129.
- HESSE, Hermann (1924): Goethe und Bettina – Eine Betrachtung, in: BIE, Oskar u. a. (Hg.) (1924): Die Neue Rundschau, 35. Jg. der Freien Bühne, Berlin und Leipzig, S. 1061–1067.
- HESSE, Hermann (1992): Die Gedichte, hg. v. MICHELS, Volker, suhrkamp, Frankfurt a. M.

- HESSE, Hermann (2004): Die politischen Schriften – Eine Dokumentation, in: MICHELS, Volker (Hg.) (2004): Hermann Hesse – Sämtliche Werke, Bd. 15, Frankfurt a. M.
- HESSE, Hermann (2006): Die Märchen, hg. u. m. einem Nachw. v. MICHELS, Volker, Frankfurt a. M.
- HESSE, Hermann Klugist/HENSE, Ernst (2014): Die reformierte und die lutherische Gemeinde Elberfeld (hg. v. Daniela Nadine REIHER u. Hermann-Peter EBERLEIN), Kamen.
- HESTLER, Carolin (2017): Karten in Geschichtsschulbüchern als Medien der Geschichtskultur – Eine Untersuchung historischer Geschichtsschulbuchkarten der preußischen Mittelschule für den Zeitraum von 1918–1945 unter besonderer Berücksichtigung des deutsch-französischen Grenzraums von der Völkerwanderung bis ins 18. Jahrhundert (Diss. Phil.), Ludwigsburg.
- HETTLING, Manfred (2003): Arrangierte Authentizität – Philipp Witkop: Kriegsbriefe gefallener Studenten (1916), in: SCHNEIDER, Thomas F./WAGENER, Hans (Hg.) (2003): Von Richtig-hofen bis Remarque – deutschsprachige Prosa zum I. Weltkrieg, Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Band 53, Amsterdam/New York, S. 51–70.
- HEUSS, Theodor (1968): Friedrich Naumann – Der Mann, das Werk, die Zeit (Sieben- stern 121/123), dritte Auflage, München/Hamburg.
- HEYDERHOFF, Julius (1925): Die Sturmjahre der preußisch-deutschen Einigung 1859–1870 – Politische Briefe aus dem Nachlaß liberaler Parteiführer, Bd. I, Bonn/Leipzig.
- [HEYKING, Elisabeth Baronin von] (1903): Briefe, die ihn nicht erreichten, achtundvierzigste Auflage, Berlin.
- HEYM, Georg (1971): Georg Heym – sammlung dialog 26 texte (ausgew. v. SCHNEIDER, Karl Ludwig/MARTENS, Gunter), München.
- HEYMEL, Alfred Walter (1915): Der Tag von Charleroi, in: KRIEGS=ALMANACH 1915 erschienen im Insel=Verlag, Leipzig, S. 186–208.
- HILDERMEIER, Manfred (2013): Geschichte Russlands – Vom Mittelalter bis zur Oktober- revolution, München.
- HILLARD, Gustav (1968): Kaisers Geburtstag – Berliner Roman“, dritte Auflage, Hamburg.
- HINCK, Walter (2011): Gesang der Verbannten – Deutschsprachige Exillyrik von Ulrich von Hutten bis Bertolt Brecht, Stuttgart.
- HINDENBURG, Generalfeldmarschall [Paul] von (1920): Aus meinem Leben, Berlin.
- HINRICHS, Emil, Dr., Professor an der Hochschule für Lehrerbildung in Weilburg a.d. Lahn (Hg.) (1939): Erdkundebuch für höhere Schulen, Zweiter Teil: Die außerdeutschen Länder und Völker Europas, bearb. v. PFALZ, Richard, Dr./WEBER, Walter, Studienrat, Frankfurt a. M.
- HINRICHS, Emil, Dr., Professor an der Hansischen Hochschule für Lehrerbildung in Ham- burg (Hg.) (1942): Erdkundebuch für höhere Schulen, Fünfter Teil: Deutschland, bearb. v. HINRICHS, Emil, Professor, Dr./FRANZ, Wilhelm, Studienrat/GROTELÜSCHEN, Wil- helm, Professor, Dr., Vierte Auflage, Frankfurt a. M.
- HINSCH, Wilfried (2017): Die Moral des Krieges – Für einen aufgeklärten Pazifismus. Unter Mitarbeit von Peter Sprong, München/Berlin/Zürich.
- HIRSCH, Emanuel (1934a): Deutsches Volkstum und evangelischer Glaube, Hamburg.
- HIRSCH, Emanuel (1934b): Die gegenwärtige geistige Lage im Spiegel philosophischer und theologischer Besinnung, Göttingen.
- HIRSCH, Emanuel (1936): Das vierte Evangelium in seiner ursprünglichen Gestalt verdeutscht und erklärt, Tübingen.
- HIRSCH, Emanuel (1975): Geschichte der neuern evangelischen Theologie, Bd. V, fünfte Auf- lage, Gütersloh.
- HIRSCHFELD, Magnus/GASPAR, Andreas (Hg.) (1990): Sittengeschichte des Ersten Welt- krieges, Nachdruck der 2. neubearbeiteten Auflage, Hanau/Köln.
- HITLER, Adolf (2016a): Mein Kampf I – Eine kritische Edition (hg. v. HARTMANN, Chris-

- tian/VORDERMAYER, Thomas/PLÖCKINGER, Othmar/TÖPPEL, Roman), Bd. I, Institut für Zeitgeschichte, München/Berlin (in eckigen Klammern wird nach der Originalausgabe von 1925 zitiert).
- HITLER, Adolf (2016b): *Mein Kampf II – Eine kritische Edition* (hg. v. HARTMANN, Christian/VORDERMAYER, Thomas/PLÖCKINGER, Othmar/TÖPPEL, Roman), Bd. II, Institut für Zeitgeschichte, München/Berlin (in eckigen Klammern wird nach der Originalausgabe von 1927 zitiert).
- HITLER, Adolf (1934): Die deutsche Kunst als stolzeste Verteidigung des deutschen Volkes – Rede, gehalten auf der Kulturtagung des Parteitages 1933, in: „Hier spricht das neue Deutschland!“, Heft 7, München.
- HOBRECKER, Karl (1924): *Alte vergessene Kinderbücher – Nachdruck der Ausgabe von 1924* (hg. v. GÖBELS, Hubert), Die Bibliophilen Taschenbücher Nr. 287, Berlin/Dortmund, 1981.
- HOCHFELD, [Samson] Rabbiner Dr. (1914): *Kriegsbetrachtung*, in: GEIGER, Ludwig, *Geheimer Regierungs= Rat Professor Dr. (Hg.) (1914): Allgemeine Zeitung des Judentums – Ein unparteiisches Organ für alles jüdische Interesse*, Jg. LXXVIII, Nr. 37 vom 11.9.1914, Berlin, Sp. 433a–434b.
- HOCHFELD, Samson Dr., Rabbiner der jüdischen Gemeinde zu Berlin (1918): *Kriegspredigten*, Berlin.
- HOCHHUTH, Rolf (1970): *Soldaten – Nekrolog auf Genf, Tragödie*, rororo 13594, Reinbek bei Hamburg.
- HOCHHUTH, Rolf (1976): *Der Stellvertreter, Ein christliches Trauerspiel – Mit Essays von Jaspers, Muschg, Piscator und Golo Mann*, theater rororo 997, Deutsche Gesamtauflage 483 Tausend, Reinbek bei Hamburg.
- HOCHHUTH, Rolf (1979): *Tell 38 – Dankrede für den Basler Kunstpreis 1976 am 2. Dezember in der Aula des Alten Museums*, 1. Auflage (erweiterte Fassung des Privatdrucks von 1977), Reinbek bei Hamburg.
- HOCHSCHILD, Adam (2000): *Schatten über dem Kongo – Die Geschichte eines der großen, fast vergessenen Menschheitsverbrechen*, Stuttgart.
- HÖCKER, Oskar (1889): *Im Rock des Königs – Eine Erzählung aus den Jahren 1864 bis 1871 für die reifere deutsche Jugend bestimmt* (Preußens Heer – Preußens Ehr., Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus drei Jahrhunderten, Bd. IV), zweite Auflage, Leipzig.
- HÖLDERLIN, Friedrich (1992–1993, I–III): *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. KNAUPP, Michael, Gütersloh/Wien/Stuttgart/Regensburg.
- HÖNN, Karl (1915): *Die alten Sprachen*, in: FOERSTER/HELLMERS/HÖNN u. a. (Hg.) (1915): *Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule*, Gotha, S. 88–111.
- HOERES, Peter (2016): Rezension zu: SPRAUL, Gunter (2016): *Der Franktireurkrieg 1914 – Untersuchungen zum Verfall einer Wissenschaft und zum Umgang mit nationalen Mythen*, Berlin, in: H-Soz-Kult, 11.08.2016, www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-26029 (letzter Aufruf am 23.3.2017).
- HOFFMAN, Ross John Swartz, Ph. D. (1933): *Great Britain and the German Trade Rivalry 1875–1914*, Philadelphia/PA.
- HOFFMANN, Ernst Theodor Amadeus (1982): *Klein Zaches genannt Zinnober, Prinzessin Brambilla*, Meister Floh, Berlin.
- HOFFMANN, Hans (1908): *Das Gymnasium zu Stolpenburg – Novellen*, Berlin.
- HOFFMANN, Regina (2010): *Der kindliche Ich-Erzähler in der modernen Kinderliteratur – Eine erzähltheoretische Analyse mit Blick auf aktuelle Kinderromane*, Frankfurt a. M.
- HOFFMANN, Rudolf (Hg.) (1937): *Der deutsche Soldat – Briefe aus dem Weltkrieg – Vermächtnis*, München.

- HOFKALENDER (1889), Gothaischer Genealogischer, nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch, Jahrgang 126, Gotha.
- HOFKALENDER (1915), Gothaischer Genealogischer, nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch, Jahrgang 152, Gotha.
- HOFMANN, Andrea (2017): „Jesus im Schützengraben“ – Kriegspredigten in Nachlässen pfälzischer und hessischer Pfarrer, in: ARNOLD, Matthieu/DINGEL, Irene/HOFMANN, Andrea (Hg.) (2018): Predigt im Ersten Weltkrieg – La prédication durant la „Grande Guerre“, Göttingen, S. 31–44.
- HOFMILLER, Josef (1915): Belgische Kultur am Kongo, in: Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte April 1915 bis September 1915, hg. v. COSSMANN, Paul Nikolaus u. a., Jg. XII, 2, Heft 7 vom April 1915, München, S. 50–59.
- HOFMILLER, Josef (1920): Bemerkungen zur französischen Literatur, in: Süddeutsche Monatshefte, Jahrgang 17, zweiter Band, April 1920 bis September 1920, Heft 9, hg. v. COSSMANN, Paul Nikolaus, München/Leipzig/Berlin, S. 117–132.
- HOGGAN, David Leslie (1977): Der erzwungene Krieg – Die Ursachen und Urheber des 2. Weltkriegs, Veröffentlichungen des Institutes für deutsche Nachkriegsgeschichte (hg. v. GRABERT, Herbert, Dr. habil.), Band I, Elfte Auflage, Tübingen.
- HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST, Chlodwig zu, Fürst (1907): Denkwürdigkeiten, im Auftrag des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst hg. v. CURTIUS, Friedrich, Zweiter Band, Vierter Abdruck, Stuttgart/Leipzig.
- HOHLFELD, Johannes (1951): Dokumente der Deutschen Politik und Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart, Bd. I: Die Reichsgründung und das Zeitalter Bismarcks 1848–1890, Berlin/München.
- HOLBORN, Hajo (1971): Deutsche Geschichte in der Neuzeit, Bd. III (Das Zeitalter des Imperialismus 1871–1945), München/Wien.
- HOLL, Fritz, Dr. (1917): Der Vergeltungsgedanke im französischen Schulunterricht, in: Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte, April 1917 bis September 1917, 14. Jahrgang, zweiter Band, Heft 12 vom September 1917, hg. v. COSSMANN, Paul Nikolaus u. a., München, S. 842–849.
- HOLL, Karl (1976): Die deutsche Friedensbewegung im Wilhelminischen Reich – Wirkung und Wirkungslosigkeit, in: HUBER, Wolfgang/SCHWERDTFEGGER, Johannes (Hg.): Kirche zwischen Krieg und Frieden – Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus, Stuttgart, S. 321–372.
- HOLTEI, Karl von (1924): Goethe und sein Sohn – Weimarer Erlebnisse in den Jahren 1827–1831, Erste Ausgabe in Auswahl nach Holteis Lebenserinnerungen „Vierzig Jahre“, Hamburg.
- HOLZER, Anton (2014): Das Lächeln der Henker – Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914–1918, Darmstadt.
- HOPF, Johannes/PAULSIEK, Karl/MUFF, Christian, Geh. Reg.= Rat Professor Dr. (Hg.) (1916): Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, dritte Abteilung für Quarta, fünfundzwanzigste Auflage der neuen Bearbeitung, Berlin.
- HOPPE, Hans Pastor (1915a): Agende für Kriegszeiten, in: BAUMGARTEN, Otto Prof. D. (Hg.) (1915): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 15. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 1.
- HOPPE, Hans Pastor (1915b): Zwei liturgische Kriegsabendandachten, in: s. vorigen Titel (1915), S. 10–18.
- HORCHEM, Hans Josef (2014): Kinder im Krieg – Kindheit und Jugend im Dritten Reich, Hamburg/Berlin/Bonn.
- HORKHEIMER, Max (1936): Egoismus und Freiheitsbewegung, in: DERS. (Hg.) (1936): Zeitschrift für Sozialforschung, Jg. V, Heft 2, Paris, S. 161–234.

- HORKHEIMER, Max (1937): Der neueste Angriff auf die Metaphysik, in: DERS. (Hg.) (1937): Zeitschrift für Sozialforschung, Jg. VI, Heft 1, Paris, S. 4–53.
- HORN, Franz D. Hauptpastor (1918), Warum ließ Gott unsere Niederlage zu? – Predigt am Bußtage 20. November 1918, Hamburg.
- HORN, Heinz (1936): Die Antike im Weltbild der deutschen Lebensphilosophie, in: JAEGER, Werner (Hg.) (1936): Die Antike – Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums, Bd. 12, Berlin/Leipzig, S. 310–327.
- HORNE, John/KRAMER, Alan (2001): German Atrocities, 1914 – A History of Denial, New Haven/London.
- HORNE, John/KRAMER, Alan (2018): Deutsche Kriegsgreuel – Die umstrittene Wahrheit (Aus dem Englischen von RENNERT, Udo), Hamburger Edition, Hamburg.
- HORNEFFER, August/HAUSSIG, Hans-Wilhelm/OTTO, Walter Friedrich (Hg.) (1971): Herodot Historien – Deutsche Gesamtausgabe, Kröners Taschenausgabe, Band 224, vierte Auflage, Stuttgart.
- HORNIG, Gottfried (1984): Lehre und Bekenntnis im Protestantismus, in: ANDRESEN, Carl (Hg.) (1984): Die Lehrentwicklung im Rahmen der Ökumenizität, Handbuch der Dogmen- und Theologiegeschichte, Bd. 3, Göttingen, S. 71–287.
- HORNSTEIN, Erika von (1999): Adieu Potsdam – Mit zahlreichen Fotos und einem Nachwort von Carola Stern, dritte Auflage, Köln.
- HORTZSCHANSKY, Günther/KÜSTER, Heinz/NAUMANN, Horst (Hg.) (1968): Illustrierte Geschichte der Novemberrevolution in Deutschland, Berlin.
- HOSENTHIEN, Albert (1915a): Gedanken über Kriegsliturgie und Kriegsgebete, in: BAUMGARTEN, Otto Prof. D. (Hg.) (1915): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 15. Jg. (NF), Tübingen, S. 369–372.
- HOSENTHIEN, Albert (1915b): Die alttestamentlichen Kriegserzählungen für den gottesdienstlichen Gebrauch, in: s. vorigen Titel (1915), S. 415–420.
- HOSENTHIEN, Albert (1916): Deutsche Dichtung im Gottesdienst, speziell für Kriegspredigten, in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.): (1916): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 16. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 91–95.
- HOSSBACH, Friedrich (1949): Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934–1938, Wolfenbüttel und Hannover.
- HUBATSCH, Walther (1973): Der Weltkrieg 1914/1918, in: JUST, Leo, Prof. Dr. (Hg.) (1973): Handbuch der deutschen Geschichte, Band 4, I, Abschnitt II, Frankfurt a. M.
- HUBERT, Michel (1998): Deutschland im Wandel – Geschichte der deutschen Bevölkerung seit 1815 (Übersetzung aus dem Französischen von Karin Albert), Stuttgart.
- HUCH, Ricarda (1916): Luthers Glaube – Briefe an einen Freund, Leipzig.
- HUCH, Ricarda (1923): Michael Bakunin und die Anarchie, Leipzig.
- HUCH, Ricarda (1946): Urphänomene, Zürich/Freiburg i.Brsg.
- HUCH, Ricarda (1957): Untergang des Römischen Reiches Deutscher Nation (Deutsche Geschichte, Band III), Frankfurt a. M.
- HÜBNER, Jörg (2019): Christoph Blumhardt – Eine biographische Skizze, in: Deutsches Pfarrersblatt – Die Zeitschrift Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer, Jg. 119, Heft 7, hg. v. HAIGIS, Peter, Speyer, S. 367–370.
- HÜBNER, Klaus (Hg.) (2012): Mitteilungen der Lichtenberg Gesellschaft, Brief Nr. 45 vom Dezember 2012, Ober-Ramstadt.
- HÜBNER, Thomas (1994): Adolf von Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums unter besonderer Berücksichtigung der Methodenfragen als sachgemäßer Zugang zu ihrer Christologie und Wirkungsgeschichte, Frankfurt a. M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien.

- HÜBNER, Thomas u. a. (2014): Jacob Engelbert Teschemacher (1711–1782) – Der Biograph Tersteegens und Orgelbauer, Festgabe zur Indienststellung der Teschemacher-Orgel von 1743, Gemeindebuch Band III (Eine Reihe der Evangelischen Kirchengemeinde Rondorf), Rheinbach.
- HÜBNER, Thomas (2015): Zu den Bildern von Franz Xaver Winterhalter in diesem Gemeindebrief, in: DERS. (Hg.) (2016): Der Tor spricht in seinem Herzen: „Es ist kein Gott“, Gemeindebrief 37/112, 1. Advent 2015–23. März 2016, Rondorf, S. 12 f. 23 f.
- HÜRTEN, Heinz (1994): Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg, in: MICHALKA, Wolfgang (Hg.) (1994): Der Erste Weltkrieg – Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München, S. 725–735.
- HÜTTENHOFF, Michael (2012): Günter Jacob – Kirchliche Praxis in zwei Weltanschauungsdiktaturen, in: SCHERZBERG, Lucia (Hg.): „Doppelte Vergangenheitsbewältigung“ und die Singularität des Holocaust, *theologie.geschichte, Zeitschrift für Theologie- und Kulturgeschichte*, Beiheft 5/2012, Saarbrücken, S. 357–394.
- HUGO, Victor (1906): *Le Rhin – Lettres à un ami, Œuvres complètes de Victor Hugo, Vol. IV, En voyage I*, Paris.
- HUGO, Victor (1870): *Aux Allemands – Aux Français – Aux Parisiens*, Paris, S. 3–14.
- HUGO, Victor (1940a): *Œuvres complètes de Victor Hugo, Vol. XXXVIII, 3: Actes et Paroles III: Depuis l'Exil 1870–1885*, Paris (La Librairie Ollendorff), S. 37–49.
- HUGO, Victor (1940b): *Pour la Guerre dans le Présent et pour la Paix dans l'Avenir, Assemblée Nationale, Séance du 1^{er} Mars 1871*, in: s. vorigen Titel (1940), S. 68–73.
- HUGO, Victor (1940c): *Le Centenaire de Voltaire 30. Mai 1878*, in: s. vorigen Titel (1940), S. 298–306.
- HUGO, Victor (1952): *Appell an das Gewissen – Gedenkrede auf Voltaire am 30. Mai 1878*, Berlin.
- HUMBOLDT, Wilhelm von (1961): Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, in: DERS., *Werke in fünf Bänden*, hg. v. FLITNER, Andreas/GIEL, Klaus, Bd. II (Schriften zur Altertumskunde und Ästhetik. Die Vasken), Darmstadt, S. 357–394.
- HUNGER, Kurt (1933): Die Bildungsidee des Humanismus in ihrem Verhältnis zu der politischen Bildungsidee der Gegenwart – Eine problemgeschichtliche Studie, in: THIELE, Gunnar Dr. (Schriftl.): *Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts*, Jg. XXIII, Heft 4, Berlin, S. 263–270.
- HUSS, Werner, o. Professor an der Universität Bamberg (1985): *Geschichte der Karthager, Handbuch der Altertumswissenschaft III, 8*, München.
- IBBEKEN, Rudolf (1970): *Preußen 1807–1813 – Staat und Volk als Idee und Wirklichkeit*, Köln.
- IBEL, Rudolf (1967): *Schiller – Wallenstein (Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod), Grundlagen und Gedanken zum Verständnis Klassischer Dramen*, Frankfurt a. M./Berlin/Bonn.
- ILLIES, Florian (2012): *1913 – Der Sommer des Jahrhunderts*, dritte Auflage, Frankfurt a. M.
- [IMMER, Adalbert]: <http://de.evangelischer-widerstand.de/html/view.php?type=biografie&id=43>.
- IRMSCHER, Günter (2005): *Ornament in Europa 1450–2000 – Eine Einführung*, Köln.
- ISER, Wolfgang (1972): *Der implizite Leser – Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*, UTB 163, München.
- ISER, Wolfgang (1984): *Der Akt des Lesens – Theorie ästhetischer Wirkung*, zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage, UTB 636, München.
- IZQUIERDO, Andreas (2007): *König von Albanien – Roman*, Berlin.
- JABLKOWSKA, Joanna (2016): *Sprachsatire, Pazifismus und Ohnmacht – Karl Kraus und der Erste Weltkrieg*, in: BRITTNACHER, Hans Richard/VON DER LÜHE, Irmela (Hg.) (2016): *Kriegstaukel und Pazifismus – Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg*, *Berliner Beiträge zur Literatur und Kulturgeschichte*, hg. v. VON DER LÜHE, Irmela/HART, Gail Kathleen, Bd. 19, Frankfurt a. M., S. 51–66.

- JACOB, Günter (1934): Christliche Verkündigung und politische Existenz, in: Junge Kirche – Halbmonatsschrift für reformatorisches Christentum (hg. v. SÖHLMANN, Fritz), Jahrgang 2, Göttingen, S. 309–321.
- JACOB, Günter (1946): Die Versuchung der Kirche – Theologische Vorträge der Jahre 1934–1944, Göttingen.
- JACOB, Günter (1990): An die Freunde in unserer alten Kirchengemeinde Nossdorf (handschriftlicher Bericht, „Jakob Schrank“, Generalsuperintendentur Görlitz, früher Cottbus).
- JACOBI, Juliane (2013): Mädchen- und Frauenbildung in Europa von 1800 bis zur Gegenwart, Frankfurt a. M./New York.
- JACOBITZ, Karl D./SEILER, Ernst Eduard D. (1880): Deutsch = griechisches Wörterbuch zum Schul- und Privatgebrauch, zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig.
- JÄGER, L., Oberlehrer (Bearb.) (1906): Karlsruher Liederbuch – Liedersammlung für die Schule, Zweites Heft, sechste Auflage, Karlsruhe.
- JÄGER, Oscar (1874, I): 1815–1871 – Geschichte der neuesten Zeit, Erster Band (1815–1848): vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden, Oberhausen/Leipzig.
- JÄGER, Oscar (1875, III): 1815–1871 – Geschichte der neuesten Zeit, Dritter Band (1863–1871): vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden, Oberhausen/Leipzig.
- JAEGER, Stephan (2009): Erzählen im historiographischen Diskurs, in: KLEIN, Christian/MARTÍNEZ, Matías (Hg.): Wirklichkeitserzählungen – Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens, Stuttgart/Weimar, S. 110–135.
- JAEGER, Werner (1934): Paideia – Die Formung des griechischen Menschen, Bd. I, erste Auflage, Berlin/Leipzig.
- JAEGER, Werner (1959): Paideia – Die Formung des griechischen Menschen, Bd. II, dritte Auflage (erste Auflage 1944), Berlin.
- JAEGGI, Urs (1969): Macht und Herrschaft in der Bundesrepublik, Fischer 1014, Frankfurt a. M./Hamburg.
- JAEGGI, Urs (1970): Lesen und Schreiben – Thesen zur Literatursoziologie, in: BORCK, Karl-Heinz/HENSS, Rudolf (Hg.) (1970): Der Berliner Germanistentag 1968, Heidelberg, S. 157–168.
- JAHER, Piero (1981): Poesie in versi e in prosa (hg. v. BRIGANTI, Paolo), Torino.
- JAHRESBERICHT (1917) über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie (hg. v. d. Gesellschaft für Deutsche Philologie in Berlin), Jahrgang 37, 1916, Berlin.
- JANSSEN, Johannes (1883a): Ein zweites Wort an meine Kritiker – Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes, Elftes Tausend, Freiburg i.Brsg.
- JANSSEN, Johannes (1883b): Frankreichs Rheingelüste und deutsch-feindliche Politik in früheren Jahrhunderten, Zweite unveränderte Auflage, Freiburg i.Brsg.
- JANSSEN, Johannes (1884): An meine Kritiker – Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes, Vierzehntes Tausend, Freiburg i.Brsg.
- JANSSEN, Johannes (1888, VI): Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, Sechster Band: Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, Erstes und zweites Buch: Kunst- und Volksliteratur bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, Erste bis zwölfte Auflage, Freiburg i. Brsg.
- JANSSEN, Johannes (1893, VII): Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, Siebenter Band: Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, Drittes Buch (hg. v. PASTOR, Ludwig, Freiherr von): Schulen und Universitäten, Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, Erste bis zwölfte Auflage, Freiburg i.Brsg.

- JANSSEN, Johannes (1894, VIII): Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, Achter Band: Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, Viertes Buch (hg. v. PASTOR, Ludwig, Freiherr von): Volkswirtschaftliche, gesellschaftliche und religiös-sittliche Zustände, Hexenwesen und Hexenverfolgung, Erste bis zwölfte Auflage, Freiburg i.Brsg.
- JANSSEN, Wilhelm (1976): Krieg und Frieden in der Geschichte des europäischen Denkens, in: HUBER, Wolfgang/SCHWERDTFEGGER, Johannes (Hg.): Kirche zwischen Krieg und Frieden – Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus, Stuttgart, S. 67–129.
- JANTZEN, Walther (1943): Geopolitik im Kartenbild – Verrat an Europa (hg. v. der Wehrbetreuung der Luftwaffe), Heidelberg/Berlin/Magdeburg.
- JANZ, Rolf-Peter (1985): Die Faszination der Jugend durch Rituale und sakrale Symbole – mit Anmerkungen zu Fidus, Hesse, Hofmannsthal und George, in: KOEBNER, Thomas/JANZ, Rolf-Peter/TROMMLER, Frank (Hg.) (1985): „Mit uns zieht die neue Zeit“ – Der Mythos Jugend, edition suhrkamp Nr. 1229, Frankfurt a. M., S. 310–337.
- JARON, Norbert/MÖHRMANN, Renate/MÜLLER, Hedwig (Hg.) (1986): Berlin – Theater der Jahrhundertwende – Bühnengeschichte der Reichshauptstadt im Spiegel der Kritik (1889–1914), Tübingen.
- JASTRAM, Heinrich, Seminar = Hauptlehrer in Hannover (1871): Lehrplan für Volksschulen mit einem Lehrer, Hannover.
- JATHO, Carl Oskar (1917): Traubs „Leitsätze über die Zukunftsentwicklung des deutschen Protestantismus“, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, VIII. Jahrgang, Heft 11 (Februar 1917), Jena, S. 1051–1056.
- JAUBERT, Alain (1989): Fotos, die lügen – Politik mit gefälschten Bildern, Frankfurt a. M.
- JAUB, Hans Robert (1991): Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, suhrkamp taschenbuch wissenschaft 955, Frankfurt a. M.
- JAWORSKI, Rudolf (2016): „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren ...“ – Anmerkungen zu Liedkarten aus dem Ersten Weltkrieg, in: GERDES, Aibe-Marlene/FISCHER, Michael (Hg.): Der Krieg und die Frauen – Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg, Münster/New York, S. 239–248.
- JEAN PAUL [= Johann Paul Friedrich Richter] (1862, XXII, XXV): Sämtliche Werke, Zwei- und zwanzigster, Fünfundzwanzigster Band, dritte vermehrte Auflage, Berlin.
- JEAN PAUL (1909): Levana oder Erziehlehre, bearbeitet, erläutert und pädagogisch gewürdigt von RZESNITZEK, Franz, Schulrat, Seminardirektor in Fraustadt, Leipzig.
- JEAN PAUL (1923): Vorschule der Ästhetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien zu Zeit, hg. v. MÜLLER, Josef, mit einer Einführung in Jean Pauls Gedankenwelt von VOLKELT, Johannes, Professor Dr., Leipzig.
- JEAN PAUL (1946): Friedenspredigten, in: Schriften zur Humanität, eine politisch-historische Bücherei, III. Band, ausgewählt und mit einem Geleitwort versehen v. FRANKE, Walter, Dr., Frankfurt a. M.
- JEAN PAUL (1987, I–II): Werke in zwei Bänden, Bibliothek deutscher Klassiker, Berlin/Weimar.
- JENS, Inge und Walter (2003): Frau Thomas Mann – Das Leben der Katharina Pringsheim, Reinbek bei Hamburg.
- JERGER, Ilona (2018): Und Marx stand still in Darwins Garten – Roman, 8. Auflage, Berlin.
- JIRICZEK, Otto Luitpold Dr. (1906): Die deutsche Heldensage, dritte umgearbeitete Auflage, Sammlung Götschen Nr. 32, Leipzig.
- JÖRG, Josef Edmund Dr./BINDER, Franz (Hg.) (1876): Zeitläufte – Oesterreich und der Orient, in: Historisch-Politische Blätter für das katholische Deutschland, Bd. 77, Kap. XXII, München, S. 320–340.

- JOERDEN, Rudolf (1947): Über den Haß in der Dichtung, in: Die Sammlung, 2. Jg., 10. Heft (Oktober 1947), Göttingen, S. 555–565.
- JOHANN, Ernst (Hg.) (1966): Reden des Kaisers – Ansprachen, Predigten und Trinksprüche Wilhelms II., München.
- JOHANN, Ernst (Hg.) (1969): Innenansicht eines Krieges – Deutsche Dokumente 1914–1918, Frankfurt/Main/Wien/Zürich.
- JONAS, Hans (1963): Zwischen Nichts und Ewigkeit – Drei Aufsätze zur Lehre vom Menschen, Kleine Vandenhoeck-Reihe Nr. 165, Göttingen.
- JONAS, Hans (1987): The Concept of God after Auschwitz, in: The Journal of Religion, Jg. 67, Chicago, Illinois, S. 1–13.
- JÜNGER, Ernst (1926): Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin.
- JÜNGER, Ernst (1928): Vorwort des Herausgebers, in: JÜNGER, Friedrich Georg (1928): Aufmarsch des Nationalismus (hg. v. JÜNGER, Ernst), Reihe deutscher Schriften, Band 2, zweite Auflage, Berlin W 35 [Nachdruck: Quellentexte zur Konservativen Revolution, Die Nationalrevolutionäre: Band 11, Toppenstedt, 2010], S. VII–XIII.
- JÜNGER, Ernst (1929): Feuer und Blut – Ein kleiner Ausschnitt aus einer großen Schlacht, vierte Auflage, Berlin.
- JÜNGER, Ernst (Hg.) (1930), Krieg und Krieger, Berlin.
- JÜNGER, Ernst (1963): Betrachtungen zur Zeit, Paderborn.
- JÜNGER, Ernst (1978): In Stahlgewittern – Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers, Bibliothek der Buchfreunde, Gütersloh.
- JÜNGER, Friedrich Georg (1928): Aufmarsch des Nationalismus (hg. v. JÜNGER, Ernst), Reihe deutscher Schriften, Band 2, zweite Auflage, Berlin W 35 [Nachdruck: Quellentexte zur Konservativen Revolution, Band 11, Toppenstedt, 2010].
- JÜNGER, Friedrich Georg (1940): Der Missouri – Gedichte, Leipzig.
- JÜRGS, Michael (2003): Der kleine Frieden im großen Krieg – Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten, München.
- JÜTTING, Wübbe Ulrich/WEBER, Hugo/LANGE, Karl, Dr., Königl. Bezirksschulinspektor in Dresden, Ausgabe für 2–4 klassige Stadt- und Landschulen, C. Oberstufe: Vaterland und Weite Welt, 30. Auflage, Leipzig/Berlin.
- JUHL, Eduard (1926): Im Ringen mit Satans Reich – Aberglaube und Zauberei, Berlin-Dahlem.
- JUTZI, Wilhelm (1912): Krupp 1812–1912 – Die Entwicklung der Firma durch hundert Jahre nach neuen Quellen dargestellt, Schaffsteins Grüne Bändchen 21, hg. v. HENNIGSEN, Nicolaus, Köln a.Rh.
- KAehler, Walter, Konsistorialrat und Pfarrer in Münster (1923): Ernst von Dryander – Ein Lebens- und Charakterbild mit drei seiner letzten Predigten und Briefen an die deutsche Kaiserin in Doorn. Mit einem Geleitwort von LAHUSEN, Friedrich D., Geistl. Vizepräsident des Ev. Oberkirchenrats a. D., Berlin.
- KÄPPNER, Joachim (2007): Die Familie der Generäle – Eine Deutsche Geschichte, Berlin.
- KÄSTNER, Erich (1969, I–VIII): Gesammelte Schriften für Erwachsene, Bd. I: Gedichte / Bd. VII: Vermischte Beiträge II, München/Zürich.
- KAFKA, Franz (1975): Briefe 1902–1924, Fischer Nr. 1575, Frankfurt a. M.
- KAHL, Wilhelm (1915a): Vom Recht zum Kriege und vom Siegespreis, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. I (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), zweite Auflage, Berlin, S. 169–190.
- KAHL, Wilhelm (1915b): Pessimismus und Optimismus im Kriege, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. II (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), Berlin, S. 91–114.

- KAHL, Wilhelm (1915b): Dreibund – Treubund. Deutsche Antwort auf Italiens Verrat, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. III (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), Berlin, S. 177–205.
- KAHLE, Carl [Karl Ernst August] (1928): Hermann Löns, Gorch Fock, Walter Flex als Vaterlandsbejager, Berlin/Minden i.W./Leipzig.
- KAHLE, Maria (1930). Akkordarbeiterin – Aus meinem Tagebuch, Gladbach-Rheydt.
- KAISER, Bruno (Hg.) (1958): Die Pariser Kommune im deutschen Gedicht, Berlin.
- KAMP, Hermann (2020): Burgund – Geschichte und Kultur, C.H.Beck/Wissen 2414, 3., durchgesehene und aktualisierte Auflage, München.
- KANT, Immanuel (1971): Kritik der reinen Vernunft, in: WEISCHEDEL, Wilhelm (Hg.): Immanuel Kant – Werke in sechs Bänden, Bd. II, Darmstadt.
- KANT, Immanuel (1970): Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie, in: WEISCHEDEL, Wilhelm (Hg.): Immanuel Kant – Werke in sechs Bänden, Bd. IV, Darmstadt.
- KANT, Immanuel (1975a): Kritik der Urteilskraft und Schriften zur Naturphilosophie, in: WEISCHEDEL, Wilhelm (Hg.): Immanuel Kant – Werke in sechs Bänden, Bd. V, Darmstadt.
- KANT, Immanuel (1975b): Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, in: WEISCHEDEL, Wilhelm (Hg.): Immanuel Kant – Werke in sechs Bänden, Bd. VI, Darmstadt.
- KANTZENBACH, Friedrich Wilhelm (1971): Widerstand und Solidarität der Christen in Deutschland 1933–1945 – Eine Dokumentation zum Kirchenkampf aus den Papieren des D. Wilhelm Freiherrn von Pechmann, Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns, hg. v. KUHR, Georg, 51. Band, Neustadt/Aisch.
- KAPPEY, Heinrich/KOCH, Hermann, Direktoren in Hildesheim (Hg.) (1915): Lesestücke zum Weltkrieg – Gedichte, Erlasse, Briefe und Schilderungen aus dem ersten Jahre des Krieges, Hannover.
- KAPPEY, Heinrich, Schulrat/KOCH, Hermann, Mittelschulrektor (1927): Deutsches Lesebuch für die Mittelschulen Niedersachsens, Teil III b, Prosa für das 9. und 10. Schuljahr; Zweite, nach den ministeriellen Weisungen veränderte Auflage, Hannover.
- KARASEK, Horst (1994): Die Vierteilung – Wie dem Königsmörder [Robert-François] Damiens [1715–1757] 1757 in Paris der Prozeß gemacht wurde, Berlin.
- KARAU, Gisela (1982): Janusz K. – oder Viele Worte haben einen doppelten Sinn, Fischer Taschenbuch Nr. 7522, Frankfurt a. M.
- KARDORFF, Ursula von (1994): Berliner Aufzeichnungen 1942–1945 (hg. u. komm. v. HARTL, Peter), dtv 30414, München.
- KARLAUF, Thomas (2007): Stefan George – Die Entdeckung des Charisma, München.
- KARUSCHEIT, Heiner (2014): Macht und Krieg. Strategische Fehler der Linken vor dem Weltkrieg – gestern und heute, in: BIERBAUM, Heinz/BISCHOFF, Joachim u. a. (Hg.) (2014): Sozialismus, Jg. 41, Heft Nr. 387 vom Juli/August 2014 (Heft 7/8), Hamburg, S. 37–43.
- KASACK, Hermann (1974): Die Stadt hinter dem Strom – Roman, Frankfurt a. M.
- KASACK, Hermann (1951): Der Lübecker Kaufherr Dr. Hahn, in: AUTORENKOLLEKTIV (Hg.) (1951): Tymbos für Wilhelm Ahlmann – Ein Gedenkbuch, Berlin, S. 127–134.
- KAUFMANN, Paul Dr. (1915): Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswille, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. II (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), Berlin, S. 31–62.
- KAUTSKY, Karl (1919): Wie der Weltkrieg entstand – dargestellt nach dem Aktenmaterial des Deutschen Auswärtigen Amtes, Berlin.
- KAUTSKY, Karl (1921): Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch 1914, Zweiter Band: Vom Eintreffen der serbischen Antwortnote in Berlin bis zum Bekanntwerden der russischen allgemeinen Mobilmachung (hg. i. A. des Auswärtigen Amtes), 2. Auflage (31.–70. Tausend), Berlin.

- KAWERAU, Siegfried, Dr. (1927): Denkschrift über die deutschen Geschichts- und Lesebücher vor allem seit 1923, Berlin.
- KEGEL, Max (1897): Sozialdemokratisches Liederbuch, achte Auflage, Stuttgart.
- KEHR, Eckart (1970): Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert (eingeleitet v. WEHLER, Hans-Ulrich), zweite, durchgesehene Auflage, Berlin.
- KELLER, Mathilde Gräfin von (1935): Vierzig Jahre im Dienst der Kaiserin – Ein Kulturbild aus den Jahren 1881–1921, Leipzig.
- KELLERHOFF, Sven Felix (2014): Heimatfront. Der Untergang der heilen Welt – Deutschland im Ersten Weltkrieg, Köln.
- KELLERMANN (1915): Der Krieg der Geister – Eine Auslese deutscher und ausländischer Stimmen zum Weltkriege 1914, gesammelt und herausgegeben, Dresden.
- KENNAN, George Frost (1979): The Decline of Bismarck's European Order – Franco-Russian Relations 1875–1890, Princeton.
- KENNAN, Georg Frost (1981): Bismarcks europäisches System in der Auflösung – Die französisch-russische Annäherung 1875 bis 1890, Frankfurt a. M./Berlin/Wien.
- KERR, Alfred (1961): Die Welt im Licht, hg. v. LUFT, Friedrich, Köln/Berlin.
- KETELSEN, Uwe-Karsten (1985): „Die Jugend von Langemarck“ – Ein poetisch-politisches Motiv der Zwischenkriegszeit, in: KOEBNER, Thomas/JANZ, Rolf-Peter/TROMMLER, Frank (Hg.) (1985): „Mit uns zieht die neue Zeit“ – Der Mythos Jugend, edition suhrkamp Nr. 1229, Frankfurt a. M., S. 68–96.
- KETTENACKER, Lothar (1983): Der Mythos vom Reich, in: BOHRER, Karl Heinz (Hg.) (1983): Mythos und Moderne – Begriff und Bild einer Rekonstruktion, edition suhrkamp Nr. 1144, Neue Folge Band 144, Frankfurt a. M., S. 261–289.
- KHORCHIDE, Mouhanad (2013): Islam ist Barmherzigkeit – Grundzüge einer modernen Religion, Freiburg i. Brsg./Basel/Wien.
- KIELMANSEGG, Peter, Graf von (1968): Deutschland und der Erste Weltkrieg, Frankfurt a. M.
- KIESSLING, Adolf/HEINZE, Richard (Hg.) (1914): Q. Horatius Flaccus, Briefe, vierte Auflage, Berlin.
- KIESSLING, Adolf/HEINZE, Richard (Hg.) (1961): Q. Horatius Flaccus, Satiren, achte Auflage, Berlin.
- KIEWEL, Maximilian (2018): Wer denkt, dass Europa egal ist, sollte diese Geschichte ganz genau lesen – 100 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs graben Wissenschaftler eine ehemalige deutsche Stellung aus, in: BILD AM SONNTAG, Jg. 65, Nr. 28 vom 15.7.2018, S. 24–25.
- KILCHER, Andreas B[enjamin] (2012): Zionistischer Kriegsdiskurs im Ersten Weltkrieg, in: ENGEL, Manfred/ROBERTSON, Ritchie (Hg.): Kafka: Prag und der Erste Weltkrieg, Oxford Kafka Studies 2, Würzburg, S. 49–71.
- KING, Stephen (2001): On Writing – A Memoir of the Craft, New English Library (nel), London.
- KIRCHENBUCH (1850–1885) für das Königlich Preussische Kriegsheer, Neue Auflage, Berlin.
- KIRCHNER, Ernst Ludwig (1980): Adelbert von Chamisso, Peter Schlemihls wundersame Geschichte – mit Farbholzschnitten, 2. Auflage, Wiesbaden.
- KIRCHRATH, Anton (Hg., Einf.) (1915a): Krieg dem deutschen Handel – Die englischen Maßnahmen und Vorschläge zur Verdrängung von Deutschlands Handel und Industrie, Übersetzung des Werkes: The War on German Trade, 1.–3. Tausend, Leipzig.
- KIRCHRATH, Anton (Hg., Einf.) (1915b): Krieg dem deutschen Handel – Neue Folge: Die englischen Maßnahmen und Vorschläge zur Verdrängung von Deutschlands und Österreichs Handel und Industrie, 4.–6. Tausend, Leipzig.
- KIRSTEN, Ernst/BUCHHOLZ, Ernst Wolfgang/KÖLLMANN, Wolfgang (1965): Bevölkerung und Raum in Neuerer und Neuester Zeit (Raum und Bevölkerung in der Weltgeschichte, Bevölkerungs-Ploetz, Bd. IV), dritte Auflage, Würzburg.

- KISCH, Egon Erwin (Hg.) (1923/1983): *Klassischer Journalismus – Die Meisterwerke der Zeitung*, Frankfurt a. M.
- KITTEL, Rudolf (1903): *Der Babel-Bibel-Streit und die Offenbarungsfrage – Ein Verzicht auf Verständigung*, zweite, unveränderte Auflage, Leipzig.
- KLABUND [Alfred Georg Hermann Henschke] (1998): *Sämtliche Werke*, Band I, Lyrik, Erster Teil, hg. v. ŞEN, Ramazan (Hg.), Amsterdam/Atlanta, GA/Würzburg.
- KLAUSNER, Max Albert (1903): *Hie Babel – Hie Bibel! – Anmerkungen zu des Professors Delitzsch zweitem Vortrag über Babel und Bibel*, Berlin.
- KLEE, Ernst (2016): *Das Personenlexikon zum Dritten Reich – Wer war was vor und nach 1945*, zweite Auflage, Frankfurt a. M.
- KLEFFNER, Anton Jgnatz/PETERS, Norbert/POGGEL, Heinrich/BARTMANN, Bernhard/MÜLLER, [Lorenz] Heinrich/FUNKE, Bernhard/TENCKHOFF, Franz/LINNEBORN, Johannes/FUCHS, Alois (Hg.) (1913): *Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus*, Fünfter Jahrgang, Paderborn.
- KLEIN, Holger M. (1980): Zur Typologie des Kriegsromans, in: VONDUNG, Klaus (Hg.) (1980): *Kriegserlebnis – Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*, Göttingen, S. 210–214.
- KLEIN, Karl (1914): *Fröschweiler Chronik – Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahr 1870*, vierunddreißigste Auflage, München.
- KLEIN, Katharina, Schwester des Verfassers der Fröschweiler Chronik (1911): *Fröschweiler Erinnerungen – Ergänzungsblätter zu Pfarrer Klein's Fröschweiler Chronik*, fünfte Auflage, München.
- KLEIST, Heinrich von (1809): „Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte, in sechzehn Kapiteln“, in: GRÜTZMACHER, Kurt (Hg.) (1982), *Heinrich von Kleist – Sämtliche Werke*, sechste Auflage, München, S. 897–907.
- KLEMPERER, Victor (2015): *LTI – Notizbuch eines Philologen*, fünfundzwanzigste, durchgesehene Auflage, Stuttgart.
- KLIEBER, Rupert (2015): Das christliche Martyrium zwischen Diokletian und Stalin: Glorifizierte Todesopfer als moralische Munition in alten und neuen Konfliktfeldern, in: TÜCK, Jan-Heiner (Hg.) (2015): *Sterben für Gott – Töten für Gott? – Religion, Martyrium und Gewalt*, Freiburg i. Brsg./Basel/Wien, S. 207–236.
- KLINGENSTEIN, Gustav (1933): *Humanistische Bildung als Deutsche Waffe*, in: AUTOREN-KOLLEKTIV (1933): *Humanistische Bildung im nationalsozialistischen Staate (Neue Wege zur Antike, I. Reihe: Darstellungen / Heft 9)*, Leipzig/Berlin, S. 23–35.
- KLIPPEL, Georg Heinrich (1871): *Das Leben des Generals von Scharnhorst – Nach größtenteils bisher unbenutzten Quellen dargestellt*, Dritter Theil (fünftes und sechstes Buch, 1801–1813), Leipzig.
- KLOPSTOCK, Friedrich Gottlieb (1823): *Sämtliche Werke*, Band I, Oden – Erster Band, Leipzig.
- KLUGE, Friedrich/MITZKA, Walther (Hg.) (1967), *Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache*, 20. Auflage, Berlin.
- KLUKE, Paul (1932): *Heeresaufbau und Heerespolitik Englands vom Burenkrieg bis zum Weltkrieg*, München/Berlin.
- KNAPP, Albert M. (Hg.) (1850): *Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus – Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten*, zweite Auflage, Stuttgart/Tübingen.
- KNEBEL, W. (1914): Unterricht in Kriegszeit, in: HOOFE, U. Professor Dr. (Hg.) (1914): *Deutsches Philologen = Blatt – Korrespondenz = Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand*, Jg. 22, Nr. 40, Leipzig, Sp. 638b–639b.
- KNOPP, Guido u. a. (2005): *Hitler – Eine Bilanz*, München.

- KNUST, Hermann (1933): Volkstum und Rasse im Geschichtsunterricht, in: DREYHAUS, Hermann Dr./LÖPELMANN, Martin Dr./PANN, Georg Dr. (Hg.) (1933): Monatsschrift für höhere Schulen, Bd. 32, Berlin, S. 282–287.
- KOCH, Eduard Emil (1866/1867): Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche, Erster Hauptteil Bd. I–II (Die Dichter und Sänger), dritte umgearbeitete, durchaus vermehrte Auflage, Stuttgart.
- KOCH, Eduard Emil/LAUXMANN, Richard (1876): Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche, Zweiter Hauptteil (Die Lieder und Weisen), achter Band, dritte Auflage neu bearbeitet, Stuttgart.
- KOCH, Franz (1932): Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit (Schriften der Goethe = Gesellschaft, Bd. XLV, hg. v. PETERSEN, Julius/WAHLE, Julius), Weimar.
- KOCH, Gaudentius (1917): Gottes Schlachtfeld – Ein Jahrgang Fünfminutenpredigten aus der Kriegszeit, Freiburg i. Brsg.
- KOCH, Rainer (1985): Deutsche Geschichte 1815–1848 – Restauration oder Vormärz?, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.
- KOEHLER, Franz (1915a): Die deutsch-protestantische Kriegspredigt der Gegenwart, dargestellt in ihren religiös-sittlichen Problemen und in ihrer homiletischen Eigenart, Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Grades eines Licentiaten der Theologie der Theologischen Fakultät der Universität Jena, Gießen.
- KOEHLER, Franz (1915b): Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt, Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart, V. Reihe (Weltanschauung u. Religionsphilosophie, religiöses Leben der Gegenwart), 19. Heft, Tübingen.
- KÖHLER, Walther (1983): Huldrych Zwingli (durchges. u. neu hg. v. KOCH, Ernst), Leipzig.
- KOENEN, Gerd (2005): Der Russland-Komplex – Die Deutschen und der Osten 1900–1945, München.
- KÖNIG, Karl (1914a), Sechs Kriegspredigten, Jena.
- KÖNIG, Karl (1914b): Neue Kriegspredigten, Jena.
- KOENIGSBERGER, Bernhard, Dr. (Hg.) (1916): Hagadah mit durchgesehenem Texte und in neuer Uebersetzung, Berlin.
- KÖPPEN, Edlef (2005): Heeresbericht – Roman, List-Taschenbuch Nr. 60577, München.
- KOEPPEN, Wolfgang (1956): Schön gekämmte, frisierte Gedanken, in: Texte und Zeichen – Eine literarische Zeitschrift, 2. Jg., Zweites Heft / Sechstes Heft der Gesamtfolge (hg. v. ANDERSCH, Alfred), Berlin/Neuwied, S. 120–124.
- KÖRNER, Theodor (1920): Werke, Erster Teil: Gedichte – Erzählungen (hg. v. WELDLER-STEINBERG, Augusta), Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart.
- KOHL, Horst (Hg.) (1894): Die politischen Reden des Fürsten Bismarck 1847–1897 – Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. XII (1886–1890), Stuttgart/Berlin.
- KOHLSCHMIDT, Werner (1935): „Kunst und Leben“ im Soldatenlied unserer Zeit – Aus der Entstehungsgeschichte zweier Weltkriege, in: Zeitschrift für Deutschkunde 1935, Jg. 49 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, hg. v. FRICKE, Gerhard/HOFSTAETTER, Walther/LINDEN, Walther/VANSELOW, Max, Leipzig und Berlin, S. 687–697.
- KOHN, Hans (1961): Martin Buber – Sein Werk und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte Mitteleuropas 1880–1930, Wiesbaden.
- KOHUT, Adolph, Dr. (Hg.) (1910): Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Berlin.
- KOLLER, Christian (2001): „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“ – Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930), Stuttgart.
- KONFUZIUS (2012): Der gute Weg – Worte der Weisheit. Aus dem Chinesischen übersetzt und erläutert von WILHELM, Richard, Köln, S. 170.

- KOSCHNICK, Leonore/MORTZFELD, Benjamin (Hg.) (2017): *Gier nach neuen Bildern – Flugblatt, Bilderbogen, Comicstrip*, Berlin/Darmstadt.
- KOSCHORKE, Albrecht (2009): Wie werden aus Spannungen Differenzen? – Feldtheoretische Überlegungen zur Konfliktsemantik, in: FASSMANN, Heinz/MÜLLER-FUNK, Wolfgang/UHL, Heidemarie (Hg.) (2009): *Kulturen der Differenz – Transformationsprozesse in Zentraleuropa nach 1989*, Göttingen, S. 271–285.
- KOSER, Martin/KÄSTNER, Erich (1930): Reichstags-Rommé – Jeder sein eigener Diktator. Ein lustiges Kartenspiel für ernste Zeiten, gezeichnet von Martin Koser, mit Versen von Erich Kästner, in: *Der UHU – Das neue Ullstein-Magazin*, Jg. 7 (1930/1931), Heft 3: Dezember 1930, Berlin, S. 49–56.
- KOSZYK, Kurt (1968): *Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg*, Düsseldorf.
- KOTZE, Hildegard von/KRAUSNIK, Helmut/KRUMMACHER, Friedrich Arnold (Hg. u. Erl.) (1966): *Es spricht der Führer – Sieben exemplarische Hitler-Reden*, Gütersloh.
- KRACAUER, Siegfried (1923): Martin Buber, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1923): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, 15. Jahrgang, Heft 5 (August), Jena, S. 389–393.
- KRAIKER, Wilhelm (1939): Nordische Einwanderungen in Griechenland, in: SCHADEWALDT, Wolfgang/SCHWEITZER, Bernhard/STROUX, Johannes (Hg.) (1939), Berlin, S. 195–230.
- KRALIK, Richard von, Dr. (1918): *Allgemeine Geschichte der Neuesten Zeit von 1815 bis zur Gegenwart*, Dritter Band: 1857 bis 1875 – Die Kämpfe um Italien, um Schleswig-Holstein, um den Deutschen Bund, um Elsaß-Lothringen und um die Katholische Kultur, Graz/Wien.
- KRAMER, Hans, Dr. (Hg.) (1931): *Agricola und das römische Britannien*, Auswahl aus Tacitus U. A., *Eclogae Graecolatinae*, Fasc. 58, Leipzig/Berlin.
- KRANEMANN, Benedikt (2004): Liturgie zwischen Schwertweihe und Friedensgebet, in: BULTMANN, Christoph/KRANEMANN, Benedikt/RÜPKE, Jörg (Hg.) (2004): *Religion, Gewalt, Gewaltlosigkeit: Probleme – Positionen – Perspektiven*, Münster, S. 17–34.263–269.
- KRAUS, Hans-Joachim (1966): Die Evangelische Kirche, in: MOSSE, Werner E./PAUKER, Arnold (Hg.): *Entscheidungsjahr 1932 – Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik*, zweite Auflage, Tübingen, S. 249–270.
- KRAUS, Hans-Joachim (1978): Psalmen 1–59, *Biblischer Kommentar Altes Testament (= BKAT)*, Bd. XV, 1, fünfte, grundlegend überarbeitete und veränderte Auflage, Neukirchen-Vluyn.
- KRAUS, Karl (1908): Apokalypse – Offener Brief an das Publikum, in: DERS. (Hg.) (1908 pdf = www.welcker-online.de/Links/link_939.html; die Seitenzahlen der pdf-Ausgabe sind mit der Paginierung in der gedruckten Originalfassung nicht identisch): *Die Fackel*, Jg. X, Nr. 261–262 vom 13. Oktober 1908, Wien, S. 3–10.
- KRAUS, Karl (1913): Die Katastrophe der Phrasen, in: DERS. (Hg.) (1913pdf): *Die Fackel*, Jg. XV, Nr. 374/375 vom 8. Mai 1913, Wien, S. 1–13.
- KRAUS, Karl (1914): In dieser großen Zeit, in: DERS. (Hg.) (1914pdf): *Die Fackel*, Jg. XVI, Nr. 404 vom 5. Dezember 1914, Wien, S. 1–10.
- KRAUS, Karl (1915a): Ein Tag aus der großen Zeit, in: DERS. (Hg.) (1915pdf): *Die Fackel*, Jg. XVI, Nr. 405 vom 23. Februar 1915, Wien, S. 1a+2a.
- KRAUS, Karl (1915b): Der Ernst der Zeit und die Satire der Vorzeit, in: DERS. (Hg.) (1915pdf): *Die Fackel*, Jg. XVI, Nr. 405 vom 23. Februar 1915, Wien, S. 11–15.
- KRAUS, Karl (1915c): Eine Sprachstudie, in: DERS. (Hg.) (1915pdf): *Die Fackel*, Jg. XVII, Nr. 406–412 vom Oktober 1915, S. 8–9.
- KRAUS, Karl (1915d): Nachts, in: DERS. (Hg.) (1915pdf): *Die Fackel*, Jg. XVII, Nr. 406–412 vom Oktober 1915, Wien, S. 73–124.
- KRAUS, Karl (1915e): Dokumente, in: DERS. (Hg.) (1915pdf): *Die Fackel*, Jg. XVII, Nr. 413–417 vom 10. Dezember 1915, Wien, S. 13–17.

- KRAUS, Karl (1916a): Glossen (I), in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 418–422 vom April 1916, Wien, S. 10–34.
- KRAUS, Karl (1916b): Glossen (II), in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 418–422 vom April 1916, Wien, S. 52–77.
- KRAUS, Karl (1916c): Notizen, in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 423–425 vom 5. Mai 1916, Wien, S. 12–21.
- KRAUS, Karl (1916d): Glossen (I), in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 426–430 vom Juni 1916, Wien, S. 9–28.
- KRAUS, Karl (1916e): Der Krieg im Schulbuch, in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 426–430 vom Juni 1916, Wien, S. 44–51.
- KRAUS, Karl (1916f): Feiertage, in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 431–436 vom 2. August 1916, Wien, S. 3–4.
- KRAUS, Karl (1916g): Von einem Mann namens Ernst Posse – Glossen, in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 431–436 vom 2. August 1916, Wien, S. 49–79.
- KRAUS, Karl (1916h): Der soziale Standpunkt vor Tieren, in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 437–442 vom November 1916, Wien, S. 22–23.
- KRAUS, Karl (1916i): Glossen III, in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 437–442 vom November 1916, S. 70–86.
- KRAUS, Karl (1916j): Der Reim, in: DERS. (Hg.) (1916pdf): Die Fackel, Jg. XVIII, Nr. 443–444 vom 16. November 1916, Wien, S. 20–21.
- KRAUS, Karl (1917a): Glossen II, in: DERS. (Hg.) (1917pdf): Die Fackel, Jg. XIX, Nr. 454–456 vom 1. April 1917, Wien, S. 32–52.
- KRAUS, Karl (1917b): Wehr und Wucher, in: DERS. (Hg.) (1917pdf): Die Fackel, Jg. XIX, Nr. 457–461 vom 10. Mail 1917, Wien, S. 1–19.
- KRAUS, Karl (1917c): Dokumente, in: DERS. (Hg.) (1917pdf): Die Fackel, Jg. XIX, Nr. 462–471 vom Oktober 1917, Wien, S. 11–20.
- KRAUS, Karl (1917d): Schonet die Kinder! In: DERS. (Hg.) (1917pdf): Die Fackel, Jg. XIX, Nr. 462–471 vom Oktober 1917, Wien, S. 20–23.
- KRAUS, Karl (1918a): Der begabte Czernin, in: DERS. (Hg.) (1918pdf): Die Fackel, Jg. XX, Nr. 474–483 vom Mai 1918, Wien, S. 3–12.
- KRAUS, Karl (1918b): Glossen (II), in: DERS. (Hg.) (1918pdf): Die Fackel, Jg. XX, Nr. 474–483 vom Mai 1918, Wien, S. 36–45.
- KRAUS, Karl (1918c): Glossen (III), in: DERS. (Hg.) (1918pdf): Die Fackel, Jg. XX, Nr. 474–483 vom Mai 1918, S. 85–106.
- KRAUS, Karl (1918d): Weltgericht, in: DERS. (Hg.) (1918pdf): Die Fackel, Jg. XX, Nr. 499–500 vom November 1918, Wien, S. 5–7.
- KRAUS, Karl (1918e): Die Sintflut, in: DERS. (Hg.) (1918pdf): Die Fackel, Jg. XX, Nr. 499–500 vom November 1918, Wien, S. 24–28.
- KRAUS, Karl (1919a): Nachruf, in: DERS. (Hg.) (1919pdf): Die Fackel, Jg. XX, Nr. 501–507 vom Januar 1919, Wien, S. 5–65.
- KRAUS, Karl (1919b): Den Schimpf einer unmenschlichen Haltung während des Krieges weisen wir mit Verachtung zurück, in: DERS. (Hg.) (1919pdf): Die Fackel, Jg. XXI, Nr. 508–513 vom April 1919, Wien, S. 33–34.
- KRAUS, Karl (1924): In dieser kleinen Zeit, in: DERS. (Hg.) (1924pdf): Die Fackel, Jg. XXVI, Nr. 657–667 vom August 1924, Wien, S. 5–35.
- KRAUS, Karl (1925a): Vor dem Schlaf, in: DERS. (Hg.) (1925pdf): Die Fackel, Jg. XVII, Nr. 691–696 vom Juli 1925, S. 30.
- KRAUS, Karl (1925b): Sprachlehre – Aus den Vorlesungen von John Ruskin, in: DERS. (Hg.) (1925pdf): Die Fackel, Jg. XXVII, Nr. 697–700–705 vom Oktober 1925, S. 66–67.

- KRAUS, Karl (1925c): Kriegsseggen, in: DERS. (Hg.) (1925pdf): Die Fackel, Jg. XXVII, Nr. 706–711 vom Dezember 1925, Wien, S. 16–24.
- KRAUS, Karl (1927): Der Reim, in: DERS. (Hg.) (1927pdf): Die Fackel, Jg. XXIX, Nr. 757–758 vom April 1927, Wien, S. 1–21.
- KRAUS, Karl (1931): Notizen (II), in: DERS. (Hg.) (1931pdf): Die Fackel, Jg. XXXIII, Nr. 852–856 von Mitte Mai 1931, Wien, S. 41–49.
- KRAUS, Karl (1933a): Adolf Loos, Rede am Grab, 25. August 1933, in: DERS. (Hg.) (1933pdf): Die Fackel, Jg. XXXV, Nr. 888 vom Oktober 1933, Wien, S. 3.
- KRAUS, Karl (1933b): Die dritte Walpurgisnacht, in: DERS. (Hg.) (1933pdf): Die Fackel, Jg. XXXV, Nr. „999“ vom Sommer 1933 (?), Wien, S. 1–176.
- KRAUS, Karl (1934): Warum die Fackel nicht erscheint, in: DERS. (Hg.) (1934pdf): Die Fackel, Jg. XXXVI, Nr. 890–905 vom Ende Juli 1934, Wien, S. 1–176.
- KRAUS, Karl (1969): Die Sprache, dtv 613, München.
- KRAUS, Karl (1988a/b): Weltgericht, Bd. I–II, in: WAGENKNECHT, Christian (Hg.) (1988), Karl Kraus, Schriften, Band 5–6, suhrkamp taschenbuch 1315–1316, Frankfurt a. M.
- KRAUS, Karl (1994): Die Katastrophe der Phrasen – Glossen 1910–1918, in: WAGENKNECHT, Christian (Hg.) (1994): Karl Kraus, Schriften, Band 19, suhrkamp taschenbuch 1329, Frankfurt a. M.
- KRAUS, Karl (2014): Die letzten Tage der Menschheit – Bühnenfassung des Autors (hg. v. FRÜH, Eckart), suhrkamp taschenbuch 3715, sechste Auflage, Frankfurt a. M.
- KRAWCZYNSKI, Eugen, Studienrat in Oppeln (1926): Das Lateinische in der deutschen Sprache und Bildung, Sammlung Neudeutscher Humanismus, 2. Bändchen (hg. v. SCHLOSS-AREK, Max[imilian], Dr.), Breslau.
- KREBS, Engelbert, Prof. Dr. (1915): Vom Segen des Krieges, in: SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915): Der deutsche Katholizismus im Weltkriege – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“, Paderborn, S. 31–37.
- KRIEG DEM KRIEGE (1912), Sozialdemokratische Flugschriften, Nr. 15, Berlin.
- KRIEGER, Bogdan (1919): Kaiserin Auguste Viktoria als Landesmutter im Kriege, Berlin-Lichterfelde.
- KRIEGS=ALMANACH (1915), erschienen im Insel=Verlag, Leipzig.
- KRIEGLIEDERBUCH (1914) „Brause, du Freiheitssang!“ Kriegs- und Wachtfeuerlieder (ohne Autor / Hg.); Druck und Verlag von Robert Bardenschlager, Reutlingen.
- KRIEGLIEDERBUCH für das Deutsche Heer (1914) (hg. v. d. Kommission für das kaiserliche Volksliederbuch), Berlin.
- KROCHMALNIK, Daniel (1997): Neue Tafeln – Nietzsche und die jüdische Counter-History, in: STEGMAIER, Werner/KROCHMALNIK, Daniel (Hg.) (1997): Jüdischer Nietzscheanismus (Monographien und Texte zur Nietzsche-Forschung, Bd. 17), Berlin/New York, S. 53–81.
- KROLL, Erwin (2005): Paul Scheinpflug (1875–1937), in: FINSCHER, Ludwig (Hg.) (2005): Die Musik in Geschichte und Gegenwart (MGG) – Allgemeine Enzyklopädie der Musik, Personenteil Bd. 14 (Ric-Schön), zweite, neubearbeitete Ausgabe, Kassel/Basel/London/New York/Prag/Weimar, Sp. 1264–1265.
- KRONENBERG, Martin (2010): Die Bedeutung der Schule für die „Heimatfront“ im Ersten Weltkrieg – Sammlungen, Hilfsdienste, Feiern und Nagelungen im Deutschen Reich (Diss. Phil.), Norderstedt.
- KROTZ, Friedrich (1976): Robert Musil – Drei Erzählungen, 2. Auflage, München.
- KRULL, Wilhelm (2013): Der Erste Weltkrieg und die deutschen Schriftsteller – Vorwort, in: DERS. (Hg.) (2013): Krieg – von allen Seiten. Prosa aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, Göttingen, S. 7–34.

- KRUMEICH, Gerd (Hg.) (2010): Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, NF 24), Essen.
- KRUMMACHER, Theodor (1913): Kaiserin Auguste Viktoria, Bielefeld/Leipzig.
- KRUMMACHER, Theodor (1914a): War Jesus der Gottessohn? – [Predigt zum] 1. Sonntag nach Epiphanias [1913], in: FALKE, Robert (Hg.) (1914): Warum zweifelst du? – Ein Jahrgang apologetische Predigten, Gütersloh, S. 17–26.
- KRUMMACHER, Theodor (1914b): Warum ist das Kreuz Jesu unsere Erlösung? – [Predigt zum] Karfreitag [1913], in: s. vorigen Titel (1914), S. 106–114.
- KRUMMACHER, Theodor (1914c): Die Grenzen des menschlichen Verstandes und die Geheimnisse Gottes – [Predigt zum] Trinitatisfest [1913], in: s. vorigen Titel (1914), S. 216–224.
- KRUMMACHER, Theodor (1915): Gedächtnisrede am Sarge des Majors Vogel von Falckenstein in Dolzig (Kreis Sorau, [Brandenburg])“, in: DOEHRING, Lic. Theol. Bruno (Hg.) (1919): Ein feste Burg, Bd. I: Das Wort Gottes in schwerer Zeit – Predigten und geistliche Reden, zweite Auflage, Berlin, S. 312–315; = DOEHRING, Lic. Theol. Bruno (Hg.) (1915): Ein feste Burg, Bd. II: Predigten und Reden aus eherner Zeit, Berlin, S. 142–145.
- KRUMMACHER, Theodor (1916a), Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat! [1. Kor. 15, 57–58] – Predigt am Sonntag Misericordias domini, den 7. Mai 1916 nach Rückkehr von der Ostfront gehalten, Berlin.
- KRUMMACHER, Theodor (1916b): Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft! [2. Tim. 1, 7] – Predigt am 2. Sonntag nach Trinitatis, den 2. Juli 1916 nach Rückkehr von der Westfront gehalten, Berlin.
- KRUMMACHER, Theodor (1923?): „Weine nicht! (Lukas 7, 13)“, in: Potsdamer Tageszeitung (Erste Beilage, Sonnabend / Sonntag, 15./16. September).
- KRUMMACHER, Theodor (1937): Erinnerungen aus Amt und Haus, Berlin.
- [KRUMMACHER, Theodor] https://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Krummacher.
- KUBACH, Fritz, Reichsfachabteilungsleiter Mathematik der deutschen Studentenschaft (1936): Studenten, in Front!, in VAHLEN, Theodor (Hg.) (1936), Deutsche Mathematik [Schriftenreihe], Erstes Heft, Erster Jahrgang, Januar 1936, Leipzig, S. 5–8.
- KÜGELGEN, Wilhelm von (1900): „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“, achte Auflage („Geschenkausgabe“), Stuttgart.
- KÜHL, Johannes (Hauptschriftl. [bis September 1936: TÜLLMANN, D.]) (1936/1937): Der Frontsoldat erzählt – Die Zeitschrift für Tradition und Kameradschaft, Jahrgang 6, Kiel.
- KÜHN, Joachim (1917): Französische Kulturträger im Dienste der Völkerverhetzung – eine Auswahl aus der Pariser Kriegsliteratur, in: „Der Tag des Deutschen“ – Schriftenreihe, Heft 2 (hg. v. WENCK, Martin), Jena.
- KÜHNER, Hans (1983): Friedrich Wilhelm Foerster – Ein Lebensweg gegen den deutschen Militarismus, in: ESTERBAUER, Fried/KALKBRENNER, Helmut/MATTMÜLLER, Markus/ROEMHELD, Lutz (Hg.) (1983): Von der freien Gemeinde zum föderalistischen Europa, Festschrift für Adolf Gasser zum 80. Geburtstag, Berlin, S. 169–186.
- KÜHNER, Karl Pfarrer Lic. (1915a): Konfirmanden = und Christenlehr = Entlass = Blätter, in: BAUMGARTEN, Otto Prof. D (Hg.) (1915b): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 15. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 109–111.
- KÜHNER, Karl Pfarrer Lic. (1915b): Deutscher Dichtermund im christlichen Gottesdienst, in: BAUMGARTEN, Otto Prof. D (Hg.) (1915b): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 15. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 332–335.
- KÜNZEL, Carl (Hg.) (1913): Die Briefe der Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans, 36.–45. Tausend, München.
- KUHLS, Marie (1915): Bilder aus der Kriegsarbeit der Frauenhülfe, Potsdam.

- KULP, Johannes/BÜCHNER, Arno/FORNAÇON, Siegfried (1958): Die Lieder unserer Kirche – Eine Handreichung zum Evangelischen Kirchengesangbuch, Göttingen.
- KUNERT, Günter (1966): Verkündigung des Wetters – Gedichte, München.
- KURZ, Isolde (1916): Schwert aus der Scheide! – Balladen und Lieder vom Weltkrieg, Neuauf-
lage, Heilbronn.
- KURZKE, Hermann (2002): Thomas Mann – Das Leben als Kunstwerk. Eine Biographie, 2. Auf-
lage, Frankfurt a. M.
- KURZKE, Hermann (2009): Kommentar [zu Thomas Manns „Betrachtungen eines
Unpolitischen“], Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Band 13, 2, Frankfurt a. M.
- KURZKE, Hermann (2010): Kirchenlied und Kultur (Redaktion: SCHÄFER, Christiane) Tübin-
gen.
- KUTTNER, Erich (1920): Vergessen! – Die Kriegszermalnten in Berliner Lazaretten, in: Vor-
wärts – Berliner Volksblatt, Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands,
Abend-Ausgabe, Nr. 449, 37. Jahrgang, Ausgabe B, Nr. 87 vom Donnerstag, den 9. Septem-
ber 1920, S. 1c–2b.
- KUTZER, Ernst/BRUNNER, Arnim (1915). „Wir spielen Weltkrieg!“ Ein zeitgemäßes Bilder-
buch für unsere Kleinen, hg. v. Kriegshilfsbüro d. k. k. Ministeriums d. Innern, zu Gunsten
des Roten Kreuzes, des Kriegsfürsorgeamtes und des Kriegshilfsbüros, Wien (Wienbiblio-
thek, Druckschriftensammlung A-61472).
- LACHMANN, Karl (1853): Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, Dritte Ausgabe besorgt
von HAUPT, Moritz, Berlin.
- LAGARDE, Anna de/BERGER, Mathilde (1914): Deutsche Kriegslieder, Leipzig.
- LAGARDE, Paul [Anton] de (1920): Deutsche Schriften – Gesamtausgabe letzter Hand, Fünfte
Auflage, Göttingen.
- LAHNSTEIN, Ernst (1911): Hebbels Jugenddramen und ihre Probleme, Berlin.
- LAIBLE, Wilhelm (Hg.) (1915): Deutsche Theologen über den Krieg – Stimmen aus schwerer
Zeit, Leipzig.
- LALOI, Pierre [Pseud.; LAVISSE, Ernest] (1900): La Première Année d'Instruction morale et
civique, Cours moyen – 9 à 11 ans, Leçons très simples, Récits attachantes, Rédactions,
Résumés, 43^e édition, Paris.
- LALOI, Pierre [Pseud.; LAVISSE, Ernest] (1910): L'Année préparatoire d'Instruction morale et
d'Instruction civique, Notion de Droit et d'Économie politiques, Préceptes et récits, 55^e edi-
tion, Paris.
- LAMARTINE, Alphonse de (1847): Histoire des Girondins, Tome Deuxième, Paris.
- LAMBEK, Gustav/RÜHLMANN, Paul Prof. Dr. (Hg.) (1920): Quellensammlung für den
geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, Bd. I, 14: 1815–1861, dritte Auflage, Leip-
zig/Berlin.
- LAMM, Louis (Hg.) (1915): Makkabäa – Jüdisch-literarische Sammlung für unsere Krieger
(Lamms Jüdische Feldebucherei, No. 4), Berlin.
- LAMPARTER, Eduard (1892): Gustav Adolf, König von Schweden – der Befreier des evangeli-
schen Deutschland, Barmen.
- LAMPARTER, Helmut (1959): Das Buch der Psalmen II (Psalm 73–150), Die Botschaft des
Alten Testaments, Band 5, Stuttgart.
- LAMPE, Albert O. A. (1934): Widukind und Karl der Westfranke, in: Vergangenheit und Gegen-
wart – Monatsschrift für Geschichtsunterricht und politische Erziehung, hg. v. EDELMANN,
Moritz/MOMMSEN, Wilhelm, Jg. 24, Heft 9, Leipzig, 1934, S. 469–477.
- LAMPE, Felix (1915): Der erdkundliche Unterricht, in: FOERSTER/HELLMERS/HÖNN u. a.
(Hg.) (1915): Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung
der weltpolitischen Vorgänge in der Schule, Gotha, S. 141–175.

- LAMSZUS, Wilhelm R. (2014): Das Menschenschlachthaus – Visionen vom Krieg, Erster und Zweiter Teil, Bremen.
- LANDAUER, Gustav (1911): Die Abschaffung des Krieges durch die Selbstbestimmung der Völker – Fragen an die deutschen Arbeiter, in: DERS: (1976): Erkenntnis und Befreiung (edition suhrkamp 818), Frankfurt a. M., S. 53–71.
- LANDAUER, Gustav (2011): Nation, Krieg und Revolution (Ausgewählte Schriften, Bd. 4, hg. v. WOLF, Siegbert), Lich/Hessen.
- LANDHERR IN STOKACH, Nikolaus (1800): Kanzelrede: / Da auf Allerhöchsten Befehl / eine / Danksagung und Bethstunden / angeordnet waren, / um über die / siegreichen K. K. Waffen / fernerer Beistand und Segen vom Himmel / zu erleben. / Gehalten / den 7 Sonntag nach Pfingsten 1799. / Von / dem hochwürdigen Herrn Stadt = / Pfarrprediger, Landherrn in Stokach. / Dritte Auflage. / Brünn.
- LANDMANN, Georg Peter (1964): Anmerkungen / Zum Verständnis des Werkes, in: THUKYDIDES (1964): Geschichte des Peloponnesischen Krieges, übers. u. hg. v. LANDMANN, Georg Peter, Rowohlts Klassiker der Literatur und der Wissenschaft, RK 100/101/102, Griechische Literatur, Band 3, zweite Auflage, Reinbek bei Hamburg, S. 389–402 / 403–412.
- LANGBEHN, [August] Julius (1916): Rembrandt als Erzieher – Von einem Deutschen, 61.–66. Auflage, autorisierte Neuausgabe hg. v. NISSEN, Benedikt Momme, Leipzig.
- LANGE, Fritz (Hg.) (1954): Neithardt von Gneisenau – Schriften von und über Gneisenau, Berlin.
- LANGE, Helene (1914): An die Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins, in: TREUGE, Margarete/OHNESORGE, Franziska (Red.) (1914): Die Lehrerin – Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Jg. 31, Nr. 20 vom 15. August 1914, Leipzig/Berlin, S. 161–162.
- LANGENBERG, Eduard (1869): Ernst Moritz Arndt – Sein Leben und seine Schriften, Bonn.
- LANGNER, Beatrix (2008): Der wilde Europäer – Adelbert von Chamisso, Berlin.
- LASAULX, [Peter] Ernst von (1856): Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der That-sachen gegründeten Philosophie der Geschichte, München.
- LASSALLE, Ferdinand (1863): Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag. Drei Symptome des öffentlichen Geistes – Eine Rede gehalten in den Versammlungen des allgemeinen deutschen Arbeitervereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf, Düsseldorf.
- LASSON, Adolf Dr. (1915): Deutsche Art und Deutsche Bildung, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. I (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), zweite Auflage, Berlin, S. 103–146.
- LASSWELL, Harold D., Assistance Professor of Political Science, The University of Chicago (1938): Propaganda Technique in the World War, New York.
- LATZEL, Klaus (1997): Vom Kriegererlebnis zur Kriegserfahrung – Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in: HACKEL, Othmar/MESSERSCHMIDT, Manfred (Hg.) (1997): Militärgeschichtliche Mitteilungen, Jg. 56, Heft 1, München, S. 1–30.
- LATZEL, Klaus (1998): Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegererlebnis, Kriegserfahrung 1939–1945 (Krieg in der Geschichte, hg. v. FÖRSTER, Stig/KROENER, Bernhard R./WEGNER, Bernd, Hg., Bd. 1), Paderborn/München/Wien/Zürich.
- LAUSBERG, Heinrich (1973, I–II): Handbuch der literarischen Rhetorik, Band I und II, zweite Auflage, München.
- LAUSBERG, Heinrich (1982): Elemente der literarischen Rhetorik, siebte Auflage, München.
- LAUTZSCH, Wilhelm (1935): Der nordische Mensch und die Landschaft in Hans Grimms Dichtungen, in: Zeitschrift für Deutschkunde, Jg. 49 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, hg. v. FRICKE, Gerhard/HOFSTAETTER, Walther/LINDEN, Walther/VANSELOW, Max (1935) (Hg.), Leipzig und Berlin, S. 100–111.

- LAVEDAN, Henri (1916): „La Langue maudite“, in: DERS., *Les grandes Heures (1914–1915)*, Première Série, Paris, S. 123–132.
- LAVISSE, Émile (1887): „Tu seras soldat“ – *Histoire d'un Soldat Français, Récits et Leçons Patriotiques d'Instruction et d'Education militaires*, Paris.
- LE BON, Gustave (1895): *Psychologie des foules*, Paris.
- LE BON, Gustave (2016): *Psychologie der Massen – Komplettausgabe*, Düsseldorf.
- LE GUILLOU, Marie-Joseph O.P./BESANÇON, Alain (1974), *Das Mysterium des Vaters – Apostolischer Glaube und moderne Gnosis (Theologia Romanica, Bd. IV)*, Kap. 9: „Das Zeitalter der Ideologien“, Einsiedeln, S. 157–190.
- LEDERER, Emil (1915): *Zur Soziologie des Weltkriegs*, in: DERS. (1979): *Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910–1940, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft Bd. 39* (hg. v. KOCKA, Jürgen u. a.), Göttingen, S. 119–144.
- LEHMANN, Jörg, Dr. (2014): *La Débâcle – Kriegsliteratur in der Dritten Französischen Republik und die Autonomisierung des literarischen Feldes*, Stuttgart (<http://dx.doi.org/10.18419/opus-5393>).
- LEHMANN, Paul Gerhard, Leutnant der Reserve (1917): *Der Feldgottesdienst – Betrachtungen eines Frontoffiziers*, Göttingen.
- LEICHT, Johann, Domkapitular in Bamberg (Hg.) (1918): *Sankt Michael – Ein Buch aus eherner Kriegszeit zur Erinnerung, Erbauung und Tröstung für die Katholiken deutscher Zunge, mit einer Einführung von KEPPLER, Paul Wilhelm von, Dr., Bischof von Rottenburg, Würzburg/Berlin/Wien*.
- LEIPOLDT, Johannes (1936): *Jesus und Paulus, Jesus oder Paulus? – Ein Wort an Paulus' Gegner*, Leipzig.
- LEITFADEN FÜR DEN GESCHICHTSUNTERRICHT (1904) in den Unteroffizierschulen, Unteroffiziersvorschulen und Kapitulantenschulen der Truppen, neu bearbeitet unter Berücksichtigung der von der Königlichen Inspektion der Infanterieschulen aufgestellten Grundsätze für den Schulunterricht der Unteroffizierschulen und Unteroffiziersvorschulen: *Geschichte Brandenburg = Preußens*, Vierte Auflage, Berlin.
- LEMM, Alfred (1917a): *Vom Wesen des Machtgedankens*, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – *Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur*, IX. Jahrgang, Heft 5 (August), Jena, S. 421–429.
- LEMM, Alfred (1917b): *Vom Wesen der wahren Vaterlandsliebe*, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – *Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur*, IX. Jahrgang, Heft 6 (September), Jena, S. 481–497.
- LENARD, Philipp, Geh. Rat, Prof. Dr. (1936, I): *Deutsche Physik in vier Bänden, Erster Band: Einleitung und Mechanik*, München.
- LENIN, Wladimir Iljitsch [Uljanow] (1975): *Materialismus und Empiriekritizismus*, Werke Band 14, siebte Auflage, Berlin.
- LENK, Kurt (1971): „Volk und Staat“ – *Strukturwandel politischer Ideologien im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.
- LENNERT, Rudolf (1954): *Karl Kraus – Ein Bericht*, in: *Muttersprache – Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache*, hg. v. WACHLER, Max/Mackensen, Lutz, Prof. Dr., Jahrgang 1954, Heft 11, Lüneburg, S. 408–413 = Rezension zu Karl Kraus, „Die Sprache“, s. o. KRAUS (1969).
- LENSING, Leo A. (1988): „Photographischer Alpdruck“ oder politische Fotomontage? – *Karl Kraus, Kurt Tucholsky und die satirischen Möglichkeiten der Fotografie*, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie*, hg. v. BESCH, Werner/MOSER, Hugo/STEINECKE, Hartmut, 107. Band, Berlin, S. 556–571.
- LENZ, Siegfried (1968): *Deutschstunde – Roman*, Stuttgart/Hamburg.

- LEONHARD, Susanne (1968). *Unterirdische Literatur im revolutionären Deutschland während des Weltkrieges*, Archiv sozialistischer Literatur 10, Frankfurt a. M.
- LEPSIUS, Bernhard (1933): *Das Haus Lepsius – Vom geistigen Aufstieg Berlins zur Reichshauptstadt nach Tagebüchern und Briefen*, Berlin.
- LERSCH, Heinrich (1918): *Herz! Aufglühe dein Blut – Gedichte im Kriege*, Jena.
- LERSCH, Heinrich (1925): *Mensch im Eisen – Gesänge von Volk und Werk, sechstes Tausend*, Stuttgart/Berlin/Leipzig.
- LERSCH, Heinrich (1934): *Mit brüderlicher Stimme – Gedichte*, Stuttgart/Berlin.
- LESEBUCH FÜR DIE KAPITULANTENSCHULEN – zum Dienstgebrauch ausgegeben vom Königlich Preußischen Kriegsministerium, Erster und Zweiter Teil, Berlin.
- LESERBRIEF (1918) vom 19.10.1918, in: „Der Beobachter“ – Ein Volksblatt aus Württemberg, Organ der Württembergischen Demokratischen Volkspartei, Stuttgart.
- LEUTZSCH, Martin (2007): *Wie gehen Bibelübersetzungen mit Antijudaismus im Neuen Testament nach der Shoah um?*, Stand 12.6.2007, in: www.bibel-in-gerechter-sprache.de (Downloads, Rubrik: Die Bibel übersetzen.)
- LEVY, Jacob (1963, I-IV): *Wörterbuch über die Talmudim und Midraschim*, Bände I–IV, Darmstadt.
- LEWIN, Waldtraut (2012): *Der Wind trägt die Worte – Geschichte und Geschichten der Juden*, München.
- LICHTENSTEIN, Alfred (1962): *Gesammelte Gedichte – Mit Photos, Porträt und Faksimiles* (hg. v. KANZOG, Klaus), Arche, Zürich.
- LICHTENSTEIN, Ernst (1966): *Von Meister Eckhart bis Hegel – Zur philosophischen Entwicklung des deutschen Bildungsbegriffs*, in: KAULBACH, Friedrich/RITTER, Joachim (Hg.): *Kritik und Metaphysik – Heinz Heimsoeth zum achtzigsten Geburtstag*, Berlin, S. 260–298.
- LIEDER FÜR DIE KRIEGSZEIT (1914): *Anhang zum Sächsisch-Coburg'schen Gesangbuch*, Scheuerfeld/Coburg.
- LILIENCRON, Rochus Freiherr von (Hg.) (1865–1869): *Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert*, Bd. I–IV mit Nachtragsband, Leipzig.
- LILJE, Hanns, Dr. (1941/1969): *Der Krieg als geistige Leistung*, Furchen-Schriften Nr. 26, kommentierter Neudruck hg. v. MUND, Karl-Günter/CAUTIUS, Sebastian, Berlin.
- LIMPACH, Gerhard (2008): *Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirchengemeinde Berlin – Alte Akten erzählen aus der Zeit von 1896–1945*, Bd. I (maschinenschriftlich), Berlin.
- LINDE, Paul/ATZERT, Karl/SCHLOSSAREK, Max/LEHMANN, Theodor (Hg.) (1929): *Schola Graeca – Griechisches Lese- und Übungsbuch für Untertertia mit grammatischem Anhang*, zweite, verbesserte Auflage, Münster/Breslau.
- LINDEMANN, Stefan (2011): *Findbuch zum Depositum Pfarrarchiv Pfingst-Kirchengemeinde Potsdam, Brandenburg*.
- LINDEN, Walther (1935a): *Thomas Manns außerdeutsche Entwicklung*, in: *Zeitschrift für Deutschkunde*, Jg. 49 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, hg. v. FRICKE, Gerhard/HOFSTAETTER, Walther/LINDEN, Walther/VANSELOW, Max (1935) (Hg.), Leipzig und Berlin, S. 213–216.
- LINDEN, Walther (1935b): *Die völkische Lyrik unserer Zeit – Von George zur jüngsten nationalsozialistischen Dichtung*, in: s. vorigen Titel (1935), S. 441–457.
- LINDENBERG, Paul (1928): *Das Buch der Kaiserin Auguste Viktoria*, Berlin/Leipzig.
- LINDENBERG, Paul (1931): *Das Denkmal der deutschen Frauen*, zweite verbesserte Auflage, Essen.
- LINDSKOG, Claes/ZIEGER, Konrat (Hg.) (1968): *Plutarchi Vitae Parallelae*, Vol. II, Fasc. 2, Leipzig.

- LINK, Christian: „Geschwür ist aufgebrochen“ – Celler erinnern an Reichspogromnacht und warnen vor Antisemitismus, *Cellesche Zeitung* vom Montag, 11. November 2019, S. 9a–d.
- LINKE, Karl Friedrich (Hg.) (1905): *Poesiestunden fürs deutsche Heim*, insbesondere für die bildungsfreudigere Jugend, Hannover/Berlin.
- LINSE, Ulrich (1980): Das wahre Zeugnis – Eine psychohistorische Deutung des Ersten Weltkriegs, in: VONDUNG, Klaus (Hg.) (1980): *VONDUNG, Klaus (Hg.) (1980): Kriegserlebnis – Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*, Göttingen, S. 90–114.
- LIPP, Anne (2003): *Meinungslenkung im Krieg – Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung*, Göttingen.
- LIPP, Karlheinz (1995): *Religiöser Sozialismus und Pazifismus – Der Friedenskampf des Bundes der Religiösen Sozialisten Deutschlands in der Weimarer Republik*, Reihe Geschichtswissenschaft, Bd. 35, Pfaffenweiler.
- LIPPERHEIDE, Franz [Joseph], Freiherr von (Hg.) (1870/1871): *Lieder zu Schutz und Trutz – Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges 1870 und 1871*, vier Sammlungen, Berlin.
- LIPPERHEIDE, Franz [Joseph, Freiherr von] (Hg.) (1871): *Lieder zu Schutz und Trutz – Aus der Zeit des Krieges in den Jahren 1870 und 1871*, Auswahl für Volk und Heer, Berlin.
- LIPPERHEIDE, Franz [Joseph], Freiherr von (1962): *Spruchwörterbuch Sammlung*, vierter, unveränderter Abdruck, Berlin.
- LJUNGGREN, Jens (2004): *Känsloernas krig – Första världskriget och den tyska bildningselitens androgyna manlighet*, Stockholm.
- LOBSIEN, Marx (1916): *Unsere Zwölfjährigen und der Krieg* (Säemannschriften für Erziehung und Unterricht, Bd. 15), Leipzig/Berlin.
- LOBWASSER, Ambrosius D. (Hg.) (1764): *Des Königs und Propheten Davids geistreiche Psalmen nach französischen Melodien in teutsche Reimen gebracht, samt einem neu vermehrten Gesang = Buch auserlesener geistreicher Lieder, etc. etc.*, Berlin.
- LÖHR, Hanns Christian (2010): *Die Gründung Albaniens – Wilhelm zu Wied und die Balkan-Diplomatie der Großmächte 1912–1914*, Frankfurt a. M.
- LÖHR, Joseph Dr. theol. et iur. utr. et phil., Militärpfarrer in der Festung Metz (1916): *Geistlichkeit und Heer in Frankreich während des großen Krieges*, in: *Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus* (hg. v. PETERS, Norbert u. a.), Achter Jahrgang, Paderborn, S. 34–48.
- LÖHR, Joseph Dr. theol. et iur. utr. et phil. (1917): *Die französische Feldseelsorge und die Trennung von Kirche und Staat*, in: *Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus* (hg. v. PETERS, Norbert u. a.), Neunter Jahrgang, Paderborn, S. 325–335.
- LÖNKER, Fred (2013): Nachwort, in: DERS. (Hg.): *MUSIL, Robert (2013): Nachlass zu Lebzeiten*, Reclam 18990, Stuttgart, S. 165–189.
- LOEWE, Heinrich (1914a): „Feinde Ringsum!“ in: *Juedische Rundschau*, Jg. XIX, Heft 32 vom 7.8.1914, Berlin, Sp. 343a–344a.
- LOEWE, Heinrich (1914b): *Die Juden im Kriege*, in: *Juedische Rundschau*, Jg. XIX, Heft 36 vom 4.9.1914, Berlin, Sp. 357b–358a.
- LÖWITH, Karl (1960): *Heidegger – Denker in dürftiger Zeit*, Kleine Vandenhoeck-Reihe Nr. 98/99, 2., erweiterte Auflage, Göttingen.
- LOHMEYER, Ernst/SCHMAUCH, Werner (1956): *Das Evangelium des Matthäus*, Göttingen.
- LOMBERG, August, Rektor in Elberfeld (1912): *Präparationen zu deutschen Gedichten – Nach Herbartischen Grundsätzen ausgearbeitet*, Ausgabe A, Fünftes Heft: *Gedichte geschichtlichen Inhalts*, Sechste Auflage, Langensalza.
- LOMMEL, Michael (2007): *Peter Schlemihl und die Medien des Schattens*, in: *Athenäum – Jahrbuch für Romantik, Jahrbuch der Friedrich Schlegel Gesellschaft*, Band 17, hg. v. OESTERLE, Günter/FRANK, Manfred/HÖRISCH, Jochen/BEHLER, Ernst, Paderborn, S. 33–50.

- L'ONCLE HANSI [= WALTZ, Jean-Jacques] (1912/1916/1991): L'histoire d'Alsace – Rancon-tée aux Petits Enfants d'Alsace et de France, avec beaucoup de jolies images de Hansi et de Huen, Paris [1916: beigedrukt ein Nachtrag „A mes petits neveux“ vom Ende September 1915; reprint 1991].
- L'ONCLE HANSI [= WALTZ, Jean-Jacques] (1913/1920): Mon Village – Ceux qui n'oblient pas. Images et Commentaires par l'Oncle Hansi, Paris [beigedrukt ein Epilogue, Septembre 1920].
- LOOS, Adolf (1962): Sämtliche Schriften in zwei Bänden, Bd. 1, hg. v. GLÜCK, Franz, Wien/München.
- LOTI, Pierre (1915): Les gaz de mort, in: L'Illustration, 73^e Année, Tome CXLVI (1.7.–31.12.1915), Nr. 3796, Paris, S. 586.
- LOTI, Pierre (1916): Les gaz de Mort, in: DERS. (1916): La Hyène enragée, Paris, S. 177–188.
- LOTZ, Paul: Tagebuch [Vollständiger Text mit einer Photographie des Originalmanuskriptes (Ausschnitt) unter:] http://win.2014.de/?page_id=60 (letzter Aufruf am 07/08/2017).
- LOTZ, Walter (Hg.) (1947): Geistliche Waffen-Rüstung – Wort und Gebet für jeden Tag, zweite Auflage, Kassel.
- LUDENDORFF, Erich (1937): Meine Kriegserinnerungen 1914–1918 – Volksausgabe, Dritte Auflage, Berlin.
- LÜBBE, Hermann (1974): Politische Philosophie in Deutschland – Studien zu ihrer Geschichte, München.
- LÜERS, Friedrich, Dr. phil. (1924): Volkstumskunde im Unterricht der höheren Lehranstalten – Gedanken und Anregungen mit besonderer Berücksichtigung der bayerischen Lehrordnung sowie der Volkstumskunde Bayerns, Frankfurt a. M.
- LUTHARDT, Christoph Ernst D. (1900): Kompendium der Dogmatik, zehnte vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig.
- LUTHER, Martin D. (1883–2009): Weimarer Ausgabe (= WA) – D. Martin Luthers Werke, Kommission des Preußischen Bildungsministeriums / Heidelberger Akademie der Wissen-schaften.
- LYON, Otto (1904): Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung, dritte Auflage, Leipzig.
- MAALOUF, Amin (1998): Les Identités meurtrières, Paris (deutsch: Mörderische Identitäten, edition suhrkamp 2159, Frankfurt a. M., 2000, übersetzt von Christian Hansen).
- MACHIAVELLI, Niccolò (1833): Die Kriegskunst in sieben Büchern nebst kleinen militairi-schen Schriften des Niccolò Machiavelli, aus dem Italienischen übersetzt von ZIEGLER, Johannes, Karlsruhe.
- MACHIAVELLI, Niccolò (1977): Discorsi – Gedanken über Politik und Staatsführung, übersetzt, eingeleitet und erläutert von ZORN, Rudolf, Dr., 2., verbesserte Auflage, Kröners Taschen-buchausgabe, Band 377, Stuttgart.
- MADER, Ludwig/BREYWISCH, Walter (1934): Zur Eingliederung des altsprachlichen Unter-richts in die nationale Schule, Frankfurt a. M./Berlin.
- MÄLZER-SEMLINGER, Nathalie (2009): Die Vermittlung französischer Literatur nach Deutsch-land zwischen 1871–1933 (Diss. phil.), Essen.
- MAGONET, Jonathan/HOMOLKA, Walter/BÖCKLER, Annette (Hg.) (1997a): Das jüdische Gebetbuch, Bd. I (Gebete für Schabbat, Wochentage und Pilgerfeste), Gütersloh.
- MAGONET, Jonathan/HOMOLKA, Walter/BÖCKLER, Annette (Hg.) (1997b): Das jüdische Gebetbuch, Bd. II (Gebete für die hohen Feiertage), Gütersloh.
- MAI, Gunther (1994): „Verteidigungskrieg“ und „Volksgemeinschaft“ – Staatliche Selbst-behauptung, nationale Solidarität und soziale Befreiung in Deutschland in der Zeit des Ersten Weltkrieges (1900–1925), in: MICHALKA, Wolfgang (Hg.) (1994): Der Erste Welt-krieg – Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München, S. 583–602.

- MAIER, Hans (1995): Politische Religionen – Die totalitären Regime und das Christentum, Herder Spektrum Bd. 4414, Freiburg i. Brsg.
- MAIKOWSKI, Max (1914): Deutsche Kriegslieder nach vaterländischen Melodien, Berlin.
- MALINOWSKI, Stephan (2004): Vom König zum Führer – Deutscher Adel und Nationalsozialismus, zweite Auflage, Frankfurt a. M.
- MANDELKOW, Karl Robert (1967): Goethes Briefe, Hamburger Ausgabe, Band IV (1821–1832), Hamburg.
- MANN, Golo (1992): Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Fischer Nr. 11231, Frankfurt a. M.
- MANN, Heinrich (1956): Der Untertan – Roman, Deutsche Volksbibliothek, Berlin.
- MANN, Heinrich (1974): Politische Essays, Band 209 der Bibliothek Suhrkamp, 9.–10. Tausend, Frankfurt a. M.
- MANN, Thomas (1914): Gedanken im Kriege, in: Die Neue Rundschau, 25. Jg. der Freien Bühne (Red.: BIE, Oskar, Prof. Dr.), elftes Heft, November 1914, Berlin, S. 1471–1484.
- MANN, Thomas (1925): Zu Goethes „Wahlverwandschaften“, in: BIE, Oskar/FISCHER, Samuel/SAENGER, Samuel (Hg.): Die Neue Rundschau, 36. Jg. der Freien Bühne, viertes Heft, April 1925, S. 391–401.
- MANN, Thomas (1955): Gesammelte Werke, Zwölfter Band: Zeit und Werk – Tagebücher, Reden und Schriften zum Zeitgeschehen, Berlin.
- MANN, Thomas (1956): Ein Brief, in: Texte und Zeichen – Eine literarische Zeitschrift, 2. Jg., Sechstes Heft / Zehntes Heft der Gesamtfolge (hg. v. ANDERSCH, Alfred), Berlin/Neuwied, S. 639–640.
- MANN, Thomas (1960a): Doktor Faustus – Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn erzählt von einem Freunde, Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Band VI, Frankfurt a. M.
- MANN, Thomas (1960b): Erzählungen – Fiorenza, Dichtungen, Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Band VIII, Frankfurt a. M.
- MANN, Thomas (1960c): Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Band X (Reden und Aufsätze 2), Frankfurt a. M.
- MANN, Thomas (1966): Sieben Manifeste zur jüdischen Frage 1936–1948, hg. v. BEREND-SOHN, Walter Arthur, Darmstadt.
- MANN, Thomas (1974): Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Bd. XIII (Nachträge), Frankfurt a. M.
- MANN, Thomas (1978): Tagebücher, Bd. 3 (1935–1936), hg. v. MENDELSSOHN, Peter de, Frankfurt a. M.
- MANN, Thomas (1988): Betrachtungen eines Unpolitischen, ungekürzte Ausgabe, Frankfurt a. M.
- MANN, Thomas (1990): Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Band IX (Reden und Aufsätze 1), Frankfurt a. M.
- MANN, Thomas (1995): Tagebuchblätter Anfang April 1938, Beverly Hills, Californien, in: DERS. (1995): Essays, Bd. 4: „Achtung, Europa! 1933–1938“, hg. v. KURZKE, Hermann/STACHORSKI, Stephan, Frankfurt a. M., S. 439–446.
- MANN, Thomas (2003): Tagebücher, Bd. 4 (1937–1939), hg. v. MENDELSSOHN, Peter de, Frankfurt a. M.
- MANNEKE, Wilfried/FASEL, Christoph (2019): Guter Hirte, braune Wölfe, München.
- MARCHANT, Edgar Cardew (1978): Xenophontis Opera Omnia, Tomus III: Expeditio Cyri, Oxonii.
- MARCHANT, Edgar Cardew (1985): Xenophontis Opera Omnia, Tomus V: Opuscula, Oxonii.
- MARCKS, Erich (1919): Otto von Bismarck – Ein Lebensbild, sechzehnte bis zwanzigste Auflage, Stuttgart/Berlin.
- MARCUSE, Herbert (1934): Der Kampf gegen den Liberalismus in der totalitären Staatsauf-

- fassung, in: HORKHEIMER, Max (Hg.) (1934): Zeitschrift für Sozialforschung, Jg. III, Heft 2, Paris, S. 161–195.
- MARGULIES, Heinrich (1915): Der Krieg der Zurückbleibenden, in: Juedische Rundschau, Jg. XX, Nr. 6 vom 5.2.1915, Berlin, Sp. 46b–47a.
- MARINETTI, Filippo Tommaso (1935): Estetica futurista della Guerra [coloniale d’Etiopia], in: PRAMPOLINI, Fillia e Enrico (Hg.) (1935): „Stile futurista– Rivista Mensile d’Arte-Vita“, Jg. II, 1935, Nr. 13–14.
- MARTIN, Gerhard Marcel (1984): Predigt als „offenes Kunstwerk“? – Zum Dialog zwischen Homiletik und Rezeptionsästhetik, in: Evangelische Theologie – Zweimonatsschrift, 44. Jg. (39. Jg. der Neuen Folge), hg. v. SAUTER, Gerhard, München, S. 46–58.
- MARTIN, Philippe (2017): Une parole catholique dans la France des premiers jours de la guerre, in: ARNOLD, Matthieu/DINGEL, Irene (Hg.) (2017): Predigt im Ersten Weltkrieg – La prédication durant la „Grande Guerre“, Göttingen, S. 47–62.
- MARX, Karl (1961): Die standrechtliche Beseitigung der „Neuen Rheinischen Zeitung“, in: DERS./ENGELS, Friedrich (1961): Werke, Bd. VI, Berlin, S. 503–506.
- MARX, Karl/ENGELS, Friedrich (1990): Die deutsche Ideologie, in: DIES. (1990): Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Bd. III, Berlin, S. 9–530.
- MATTENKLOTT, Gert (1985), „Nicht durch Kampfesmacht und nicht durch Körperkraft ...“ – Alternativen Jüdischer Jugendbewegung in Deutschland vom *Anfang* bis 1933, in: KOEBNER, Thomas/JANZ, Rolf-Peter/TROMMLER, Frank (Hg.) (1985): „Mit uns zieht die neue Zeit“ – Der Mythos Jugend, edition suhrkamp Nr. 1229, Frankfurt a. M., S. 338–359.
- MATZ, Friedrich (1935): Die Kretisch-Mykenische Kunst – Form und Entwicklung, in: JAEGER, Werner (Hg.) (1935): Die Antike – Zeitschrift für Kunst und Kultur des Klassischen Altertums, Bd. 11, Berlin/Leipzig, S. 171–210.
- MAURER, Trude (2015): „... und wir gehören auch dazu“ – Universität und ‚Volksgemeinschaft‘ im Ersten Weltkrieg, Göttingen.
- MAUTHNER, Fritz (1923): Wörterbuch der Philosophie, Bd. I, zweite Auflage, Leipzig.
- MAUTZ, Kurt (1987): Georg Heym – Mythologie und Gesellschaft im Expressionismus, dritte, unveränderte Auflage, Frankfurt a. M.
- MAYER, Gustav (1914): Die nationale Bewegung in der deutschen Sozialdemokratie, in: COSSMANN, Paul Nikolaus (Hg.) (1914): „Das neue Deutschland“, Süddeutsche Monatshefte, Jg. 12, Heft 1 vom Oktober 1914, München, S. 56–65.
- MAYER, Hans (Hg.) (1978, I–IV): Deutsche Literaturkritik – Band 1: Von Lessing bis Hegel (1730–1830) / Band 2: Von Heine bis Mehring (1830–1900) / Band 3: Vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik (1889–1933) / Band 4: Vom Dritten Reich bis zur Gegenwart (1933–1968), Frankfurt a. M.
- MECHOW, Karl Benno von (1936): Das Abenteuer – Ein Reiterroman aus dem großen Krieg, München.
- MEIER, Andreas Dr. (2017): Vor hundert Jahren, am 5. Oktober 1917: Religiöser Appell von fünf Berliner Pfarrern für Verständigungsfrieden im Ersten Weltkrieg, info@gedaechtnis-kirche-berlin.de.
- MEIER, Kurt (1994): Evangelische Kirche und Erster Weltkrieg, in: MICHALKA, Wolfgang (Hg.) (1994): Der Erste Weltkrieg – Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München, S. 691–724.
- MEINECKE, Friedrich (1946): Die deutsche Katastrophe – Betrachtungen und Erinnerungen, zweite Auflage, Wiesbaden.
- MEINECKE, Friedrich (1962): Weltbürgertum und Nationalstaat (hg. u. eingel. v. HERZFELD, Hans), München.
- MELHUISH, Kathleen Joy (1984): Deutschland und der deutsche Feind in den Augen der Briten und Franzosen 1914–1916, in: HÜPPAU, Bernd (Hg.) (1984): Ansichten vom Krieg – Ver-

- gleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Hochschulschriften / Literaturwissenschaft, Bd. 61, Königsstein i.T., S. 155–176.
- MENDELSSOHN, Peter de (1975): *Der Zauberer – Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann, Erster Teil 1875–1918*, Frankfurt a. M.
- MENGE, Hermann (Übers.) (1961): *Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments*, Stuttgart.
- MENGE, Hermann, Professor Dr., Königlicher Gymnasialdirektor (1906/1913): *Menge-Güthling – Griechisch-Deutsches Wörterbuch mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie*, Hand- und Schulausgabe, Berlin-Schöneberg.
- MENZEL, Konrad, Oberlehrer am Gymnasium zu Bückeburg (1916): *Deutsche Kriegsdichtung aus dem Weltkrieg*, Deutsche Schulausgaben Nr. 115, hg. v. ZIEHEN, J., Dr., Berlin/Dresden/Leipzig.
- MENZEL, Wolfgang (1854): *Christliche Symbolik, Zweiter Theil*, Regensburg.
- MERGEL, Thomas (2007): *Propaganda in der Kultur des Schauens – Visuelle Politik in der Weimarer Republik*, in: HARDTWIG, Wolfgang (Hg.) (2007): *Ordnungen in der Krise – Zur politischen Kulturgeschichte Deutschlands 1900–1933*, München, S. 531–559.
- METHUEN, Charlotte (2017): „The very nerve of faith is touched“, in: ARNOLD, Matthieu/DINGEL, Irene (Hg.) (2017): *Predigt im Ersten Weltkrieg – La prédication durant la „Grande Guerre“*, Göttingen, S. 63–73.
- METZING, Andreas (2016): *Mit Gott hinein in den Heiligen Krieg? – Die Reaktion der evangelischen Kirche auf den Kriegsausbruch 1914 im südlichen Rheinland*, in: EBERLEIN, Hans-Peter/MAGEN, Beate/MÜHLING, Andreas (Hg.) (2016): *Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes*, Jahrgang 65, Bonn, S. 161–181.
- MEYER, Arnold Oskar (1933): *Bismarcks Glaube nach neuen Quellen aus dem Familienarchiv*, zweite Auflage, München.
- MEYER, Conrad Ferdinand (1953): *Ausgewählte Werke, Erster Band*, hg. v. BRANDL, Willy, Stuttgarter Hausbücherei, Stuttgart.
- MEYER, Eduard (1965): *Geschichte des Altertums*, Bd. II, 2, Darmstadt.
- MEYER, Rudolf (1961): *Die Bedeutung von Dt. 32, 8 f.43 (IV Q) für die Auslegung des Mose-Liedes*, in: KUSCHKE, Arnulf (Hg.) (1961): *Verbannung und Heimkehr – Beiträge zur Geschichte und Theologie Israels im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr.*, Festschrift für Wilhelm Rudolf, Tübingen, S. 197–209.
- MEYER, Ursula/RÜCHEL, Christel/HOWEY, Elisabeth (1986): *Die Königin-Luise-Stiftung (1811–1986)*, in: BACKHAUS, Martin (Hg.), *Königin-Luise-Stiftung 1811–1986*, Berlin.
- MEYER-ZOLLITSCH, Almuth (1994): *Die Bremische Evangelische Kirche 1918–1953*, in: RÖPCKE, Andreas (Hg.) (1994): *Bremische Kirchengeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, Bremen, S. 177–318.
- MICHAELIS, Georg (1922): *Für Staat und Volk – Eine Lebensgeschichte*, Berlin.
- MICHAELIS, Paul (1914): *Eine Kriegs- und Chanukkabetrachtung*, in: *Juedische Rundschau*, Jg. XIX, Heft 50 vom 11.12.1914, Berlin, Sp. 451b–c.
- MICHEL, Paul (1939): „Zehn Gesetze der studentischen Erziehung (vom 9.9.1937)“, in: DERS. (1939): *Der neue deutsche Erzieher*, Schriftenreihe der Hochschule für Lehrerbildung Eßlingen a.N., Wissenschaftliche Reihe, Heft 1, Eßlingen a.N., S. 20–21.
- MICHELET, Jules (1868, III–IV): *L'Histoire de la Révolution Française*, Tome Troisième / Tome Quatrième, Paris.
- MIHÁLYHEGYI, András (1980): *Ambivalente Gefühle – eindeutige Stellungnahmen. Die ungarische Intelligenz im Ersten Weltkrieg*, in: VONDUNG, Klaus (Hg.) (1980): *Kriegserlebnis – Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*, Göttingen, S. 286–311.

- MILTON, John (1932): *Areopagitica* (edited with Introduction and Notes by HALES, John W., M.A.), zweite Auflage, Oxford.
- MIRBACH, Ernst Freiherr von (2011): *Das Pfingsthaus, die Pfingstkapelle zu Potsdam und der Pfingst-Kapellen-Verein, Zweigverein des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins, unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin*, zweite Auflage, Potsdam.
- MISHRA, Pankaj (2017): *Age of Anger – A History of the Present*, Penguin Random House, London (deutsch: *Das Zeitalter des Zorns – Eine Geschichte der Gegenwart*, Frankfurt a. M., 2017; übersetzt von Laura Su Bischoff/Michael Bischoff).
- MISSALLA, Heinrich (1968): „Gott mit uns“ – Die deutsche katholische Kriegspredigt, München.
- MITFULL, John (1984): Die „Männerphantasien“ des D. H. Lawrence – *Kangaroo* und der Erste Weltkrieg, in: HÜPPAUF, Bernd (Hg.) (1984): *Ansichten vom Krieg – Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft*, Hochschulschriften / Literaturwissenschaft, Bd. 61, Königsstein i.T., S. 177–183.
- MITSCHERLICH, Alexander und Margarete (1977): *Die Unfähigkeit zu trauern – Grundlagen kollektiven Verhaltens*. Mit einem Nachwort der Autoren zur unveränderten Neuauflage, Serie Piper 168, München.
- MITZENHEIM, Moritz (1932): Kirchenrat D. Arper scheidet aus dem Amt, in: *Eisenacher evangelisches Gemeindeblatt*, Jahrgang 8, Nr. 10 (Oktober), Eisenach, S. 112–114.
- MOELLER VAN DEN BRUCK, Arthur (1931): *Das dritte Reich*, hg. v. SCHWARZ, Hans, ungekürzte Sonderausgabe, dritte Auflage, Hamburg.
- MÖRIKE, Eduard (1977): *Werke in einem Band*, hg. v. RÜCKER, Wilhelm, 3. Auflage, Berlin/Weimar.
- MOHR, Joachim (2014): *Hilfloses Wimmern – Not herrschte auch an der Heimatfront, Hunderttausende starben an Unterernährung*, in: GROSSBONGARDT, Annette/KLUSSMANN, Uwe/MOHR, Joachim (Hg.): *Der Erste Weltkrieg – Die Geschichte einer Katastrophe*, München, S. 168–180.
- MOHRHENN, Alfred (1942): An Hans Carossa, in: PAESCHKE, Hans (Hg.) (1942): *Die neue Rundschau*, 53. Jg. der Freien Bühne, zweites Heft, Februar 1942, Berlin, S. 72–74.
- MOLLAT, Georg (1923): *Unsere nationalen Erzieher von Luther bis Bismarck – Ein Hausbuch für das deutsche Volk*, Osterwieck a. Harz.
- MOLO, Walter von (1917): *Die Politik der Seele / Ungesprochene Rede in der Burg Lauenstein*, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 6, September 1917, Jena, S. 522–528.
- MOLTKE, Helmuth Graf von, General = Feldmarschall (1895): *Geschichte des Deutsch = französischen Krieges von 1870–71*, Schriften des General = Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke, Volksausgabe, Dritter Band, Berlin.
- MOLTKE, Helmuth James Graf von (1952): *Letzte Briefe aus dem Gefängnis Tegel*, Berlin.
- MOMBAUER, Annika (2014): *Die Julikrise – Europas Weg in den Weltkrieg*, München.
- MOMMSEN, Wilhelm (1930): *Die deutsche Einheitsbewegung – Eine Auswahl zeitgenössischer Äußerungen*, Berlin.
- MOMMSEN, Wolfgang Justin (1973): *Die latente Krise des Deutschen Reiches 1909–1914*, in: JUST, Leo, Prof. Dr. (Hg.) (1973): *Handbuch der Deutschen Geschichte*, Band 4, I, Abschnitt Ia, Frankfurt a. M.
- MOMMSEN, Wolfgang Justin (2000): *Die nationalgeschichtliche Umdeutung der christlichen Botschaft im Ersten Weltkrieg*, in: KRUMEICH, Gerd/LEHMANN, Hartmut (Hg.): „Gott mit uns“ – Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen, S. 249–261.
- MOMMSEN, Wolfgang Justin (2002): *War der Kaiser an allem schuld? – Wilhelm II. und die preußisch-deutschen Machteliten*, München.

- MONVMENTA GERMANIAE HISTORICA inde ab anno Christi qvingentesimo vsqve ad annvm millesimvm et qvingentesimvm (1892): Libelli de lite imperatorvm et pontificvm saecvlis XI. et XII. conscripti. Tomvs II, edidit societas aperiendis fontibvs rervm germanicarvm medii aevi, Hannoverae; dort: „De unitate ecclesiae conservanda“, S. 184–284.
- MORAHT, Ernst, Major a. D. (1914): Unser Liederbuch – Eine Sammlung deutscher u. österreichischer Soldaten =, Volks = u. Heimat = Lieder, Berlin W 35.
- MORGENRATH, Birgit/RÖSSEL, Karl/Rheinisches JournalistInnenbüro (Red. / Text) (2017): Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg – Unterrichtsmaterialien zu einem vergessenen Kapitel der Geschichte, hg. v. Recherche International e. V., Köln.
- MORITZ, Karl Philipp (1793): Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente, Berlin (Faksimile-Neudruck mit einer Einführung von KRUF, Hanno-Walter, Nördlingen, 1986).
- MORITZ, Karl Philipp (1976): Anton Reiser (in: Werke in zwei Bänden, zweiter Band), Berlin/Weimar.
- MOSSE, Georg L[achmann] (1993): Gefallen für das Vaterland – Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart.
- MOST, Johann (Hg.) (1873): Neuestes Proletarier-Liederbuch von verschiedenen Arbeiterdichtern, vierte verb. Aufl., Chemnitz.
- MOTSCHMANN, Uta (Hg.) (2015): Handbuch der Berliner Vereine und Gesellschaften 1786–1815, Berlin.
- MOTTE-FOUQUÉ, Friedrich Baron de la (1817): Gedichte Zweiter Band – Gedichte aus dem Manns = Alter, Stuttgart/Tübingen.
- MOWRER, Edgar Ansel (1938): Germany puts the Clock back, A Penguin Special, a new Edition with new Material added April and August 1938, Harmondsworth Middlesex.
- MÜHLENSTEDT, Manfred (2014): 100 Jahre Erster Weltkrieg (13): Pferde sterben massenhaft, in: swp.de region (22.10.2014).
- MUEHLON, [Johann] Wilhelm (1918): Die Verheerung Europas – Aufzeichnungen aus den ersten Kriegsmonaten, Zürich.
- MÜHLPFORTH, Wilhelm (Hg.) (1915): Die neue Soldatenrunde – Eine Sammlung alter und neuer Lieder nach bekannten Weisen zu singen, Graz.
- MÜHSAM, Erich (2009): Trotz allem Mensch sein – Gedichte und Aufsätze, Reclam 8238, Stuttgart.
- MÜLHAUPT, Erwin (Hg.) (1965): D. Martin Luthers Psalmen = Auslegung, 3. Band, Psalmen 91–150, Göttingen.
- MÜLLER, Conrad (1909): Das Rätsel von Vineta, Berlin.
- MÜLLER, Eugen (Hg.) (1914a): Das Kriegsliederbuch – Zum Besten der National = Stiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, zweite Auflage, Leipzig.
- MÜLLER, Hans, Pfarrer in Röcknitz (1917): Der Reichskirchengedanke, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 33 vom 16.8.1917, Berlin-Schönefeld, S. 524b–526a.
- MÜLLER, Karl Alexander von (1914b): „Das neue Deutschland!“, in: COSSMANN, Paul Nikolaus (Hg.) (1914): Süddeutsche Monatshefte, Jg. 12, Heft 1 („Das neue Deutschland“) vom Oktober 1914, München, S. 88–95.
- MÜLLER, Ludwig, Reichsbischof (1936a): Deutsche Gottesworte – Aus der Bergpredigt verdeutsch, Dritte und vierte unveränderte Auflage (5. bis 8. Tausend), Weimar/Thüringen.
- MÜLLER, Ludwig, Reichsbischof (1936b): Für und wider die Deutschen Gottesworte – Dokumente und Tatsachen aus dem Kampf um ein deutsches Christentum, Weimar.
- MÜLLER, Mauritius (Hg.) (1910): Titi Livi Ab Urbe Condita Libri, Pars I, Fasc. I, Lib. I–III, Lipsiae.
- MÜLLER, Peter (2014a): Wie gewonnen, so zerronnen – die kurzweilige Begegnung des deutschen Prinz zu Wied mit seiner Herrschaft Albanien im Jahre 1914, in: GUDJONS, Bodo

- (Hg.) (2014): *Albanische Hefte – Zeitschrift für Berichte, Analysen, Meinungen aus und über Albanien* 3/2014, Bochum, S. 12–16.
- MÜLLER, Peter (2014b): Vor 100 Jahren: vom Werden und Ende des albanischen Fürstentums 1914 – „Augenzeugen und Zeitgenossen berichten“, in: s. vorigen Titel (2014), S. 16–24.
- MÜLLER-MEININGEN, Ernst, Dr., Mitglied des Deutschen Reichstags und der bayer. Angeordnetenkammer (1917): *Der Weltkrieg 1914–1917 und der „Zusammenbruch des Völkerrechts“ – Eine Abwehr und Anklage*, vierte, neubearbeitete, stark vermehrte Auflage, Bd. I, Berlin.
- MÜLLER VON DER WERRA, Friedrich Konrad/BAENSCH, Wilhelm v. (Hg.) (1871): *Alldeutschland – Dichtungen aus den Ruhmestagen des Heldenkrieges 1870–1871*, Leipzig.
- MÜNCHHAUSEN, Börries Freiherr von (1915): *Alte und neue Balladen und Lieder – Auswahl fürs Feld*, sechstes bis zehntes Tausend, Berlin.
- MÜNKLER, Herfried (1992): *Gewalt und Ordnung – Das Bild des Krieges im politischen Denken*, Frankfurt a. M.
- MÜNKLER, Herfried (2002): *Die neuen Kriege*, Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe Band 387, Reinbek bei Hamburg.
- MÜNKLER, Herfried (2010): *Die Deutschen und ihre Mythen*, rororo 62394, Reinbek bei Hamburg.
- MÜNKLER, Herfried (2012): *Mitte und Maß – Der Kampf um die richtige Ordnung*, rororo 62693, Reinbek bei Hamburg.
- MÜNKLER, Herfried (2015a): *Der große Krieg – Die Welt 1914–1918*, rororo 62785, Reinbek bei Hamburg.
- MÜNKLER, Herfried (2015b): *Kriegssplitter – Die Evolution der Gewalt im 20. und 21. Jahrhundert*, Berlin.
- MÜNKLER, Herfried (2018): Auf der Suche nach einer neuen Europaerzählung, in: DERS./KAUBE, Jürgen/SCHÄUBLE, Wolfgang (Hg.): *Staats-Erzählungen – Die Deutschen und ihre politische Ordnung*, Berlin, S. 169–196.
- MULERT, Hermann (1915): *Der Waffendienst der evangelischen Pfarrer*, Leipzig.
- MUNK, Kaj (1944–1946?): *Dänische Predigten*, übers. u. hg. v. SCHAPER, Edzard, Stockholm.
- MUSIL, Robert (1914): *Europäertum, Krieg, Deutschtum*, in: *Die Neue Rundschau*, Jg. 25, Band 2, September 1914, S. 1303–1305.
- MUSIL, Robert (1928): *Die Amsel – Erzählung*, in: *Die Neue Rundschau*, 39. Jg. der Freien Bühne, Bd. I, Heft 1 vom Januar 1928, Berlin/Leipzig, S. 36–51.
- MUSIL, Robert (1936): *Nachlass zu Lebzeiten*, Zürich.
- MUSIL, Robert (1955): *Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden*, hg. v. FRISÉ, Adolf, Hamburg.
- MUSIL, Robert (1957): *Prosa, Dramen, späte Briefe*, hg. v. FRISÉ, Adolf, Hamburg.
- MUSIL, Robert (1967): *Der deutsche Mensch als Symptom*, Reinbek bei Hamburg.
- MUSIL, Robert (1988, I–II): *Der Mann ohne Eigenschaften – Roman*, hg. v. FRISÉ, Adolf, neu durchgesehene und verbesserte Ausgabe, 26.–45. Tausend, Reinbek bei Hamburg.
- NADEL, Arno (1979): *Synagogale Musik*, in: THIEBERGER, Friedrich/RABIN, Else (Hg.): *Jüdisches Fest, Jüdischer Brauch*, zweite Auflage (= Nachdruck der im Jahre 1937 von den nationalsozialistischen Behörden beschlagnahmten und vernichteten Erstauflage mit Nachträgen und Verbesserungen), Königstein / Ts.
- NATHAN, Nathan Mose (1921): *Das Feldgebetbuch für die jüdischen Soldaten und Matrosen in der englischen Armee und Marine*, in: HEINEMANN, Isaak (Hg.) (1921), *Monatsschrift für die Geschichte und Wissenschaft des Judentums*, Jahrgang 65 (N.F. 29), Heft 4/6, April/Juni, Breslau, S. 97–106.
- NATORP, Paul (1915): *Der Tag des Deutschen – Vier Kriegsaufsätze*, Hagen.

- NAUMANN, Friedrich (1900): Demokratie und Kaisertum – Ein Handbuch für innere Politik, zweite, durchgesehene Auflage, Berlin-Schöneberg.
- NAUMANN, Friedrich (1914): Deutschland und Frankreich, in: Der Deutsche Krieg – Politische Flugschriften, zweites Heft (hg. v. JÄCKH, Ernst), Stuttgart/Berlin.
- NAUMANN, Friedrich (1916): Briefe über Religion – Mit Nachwort „Nach 13 Jahren“, Berlin.
- NAUMANN, Friedrich (1917a): Französische Trugbilder, in: DERS. (Hg.) (1917): Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, Jg. 23, Nr. 1 vom 4.1.1917, Berlin-Schönefeld, S. 4a–5a.
- NAUMANN, Friedrich (1917b): Warum wird weitergekämpft?, in: DERS. (Hg.) (1917): Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, Jg. 23, Nr. 2 vom 11.1.1917, Berlin-Schönefeld, S. 20a–21b.
- NAUMANN, Friedrich (1917c): Die Friedensformel, in: DERS. (Hg.) (1917): Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, Jg. 23, Nr. 30 vom 26.7.1917, Berlin-Schönefeld, S. 480b–482a.
- NAUMANN, Friedrich (1926): Gotteshilfe – Gesamtausgabe der Andachten aus den Jahren 1895–1902 sachlich geordnet, sechste Auflage, Göttingen.
- NAUMANN, Friedrich (1964): Die Religion der Völker, in: UHSADEL, Walter (1964) (Hg.), Friedrich Naumann – Werke, Erster Band (Religiöse Schriften), Köln/Opladen, S. 852–856.
- NDIYAE, Emilie (2008): L'altérité du „barbare“ germain – instrumentalisation rhétorique de *barbarus* chez César et Tacite, in: SCHILLINGER, Jean/ALEXANDRE, Philippe (Hg.) (2008): Le Barbare – Images phobiques et réflexions sur l'altérité dans la culture européenne, Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt a. M./New York/Oxford/Wien, S. 47–66.
- NELLE, Wilhelm (1924): Schlüssel zum Evangelischen Gesangbuch für Rheinland und Westfalen – Die 580 Lieder dieses Buches nach Geschichte, Gehalt und gottesdienstlicher Verwertung dargestellt, dritte, verbesserte und vermehrte Auflage, Gütersloh.
- NEMITZ, Fritz (1940): Goya – Ich habe es gesehen, Berlin.
- NETTLING, Astrid (2016): Walter Benjamins Engel der Geschichte – „Ein Sturm weht vom Paradiese her“, [https://www.deutschlandfunk.de/walter-benjamins-engel-der-geschichte-ein-sturm-weht-vom.2540.de.html?](https://www.deutschlandfunk.de/walter-benjamins-engel-der-geschichte-ein-sturm-weht-vom.2540.de.html?dram:article_id=345151) dram:article_id=345151; letzter Abruf: 29/09/2018; Datum der Sendung 10.02.2016.
- NEUMANN, Siegfried (1987): Schwank, in: STROBACH, Hermann u. a. (Hg.) (1987): Deutsche Volksdichtung – Eine Einführung, 2., durchgesehene Auflage, Reclam Bd. 782, Leipzig, S. 155–194.
- NICKEL, Rainer (1970): Der Mythos vom Dritten Reich und seinem Führer in der Ideologie des humanistischen Gymnasiums vor 1945, in: PLANCKE, Robert L./DEBESSE, Maurice/DOLCH, Josef/LAUWERYS, Joseph Albert (Hg.): Paedagogica Historica – International Journal of the History of Education, Bd. X, 1, Gent, S. 111–128.
- NICKEL, Rainer (1972): Humanistisches Gymnasium und Nationalsozialismus – Erziehung zum Rassebewußtsein im altsprachlichen Unterricht vor 1945, in: PLANCKE, Robert L./BALLAUFE, Theodor/DEBESSE, Maurice/LAUWERYS, Joseph Albert (Hg.): Paedagogica Historica – International Journal of the History of Education, Bd. XII, Gent, S. 485–503.
- NICOLAI, Georg Friedrich (1919a): Die Biologie des Krieges – Betrachtungen eines Naturforschers den Deutschen zur Besinnung, Erster Band: Kritische Entwicklungsgeschichte des Krieges, Zürich.
- NICOLAI, Georg Friedrich (1919b): Die Biologie des Krieges – Betrachtungen eines Naturforschers den Deutschen zur Besinnung, Zweiter Band: Die Ueberwindung des Krieges, Zürich.
- NIEBERGALL, Friedrich Prof. D. (1914a): Der Religionsunterricht und der Krieg I–III, in: SPANUTH, Heinrich (Hg.) (1914): Monatsblätter für den Evangelischen Religionsunter-

- richt – Zeitschrift für den Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus. Zugleich Organ des Bundes für Reform des Religionsunterrichts, Jg. 7, Heft 8–10, Göttingen, S. 297–303.321–327.347–354.
- NIEBERGALL, Friedrich (1914b): Die Bedeutung und Verwendung geschichtlicher Gestalten in der kirchlichen Praxis, in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.) (1914b): *Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur*, 14. Jg. (NF), Tübingen, S. 256–266.
- NIEBERGALL, Friedrich (1915): Gedanken für Kriegspredigten, in: ARPER, Karl/ZILLESSEN, Alfred (Hg.): *Agende für Kriegszeiten*, vierte Auflage, Göttingen, S. 128–138.
- NIEBERGALL, Friedrich (1916): Kurzrezension zu „Heiliger Haß!“ von Dr. v. Campe-Hildesheim, in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.) (1916): *Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur*, 16. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 374.
- NIEMANN, Alfred (1927): *Revolution von oben, Umsturz von unten – Entwicklung und Verlauf der Staatsumwälzung in Deutschland 1914–1918*, Berlin.
- NIEMANN, Alfred (1928): *Kaiser und Revolution*, zweite Auflage, Berlin.
- NIETZSCHE, Friedrich (1975): *Also sprach Zarathustra – Ein Buch für alle und keinen*, mit einem Nachwort von BAEUMLER, Alfred, Kröner Taschenbuchausgabe Band 75, Stuttgart.
- NIETZSCHE, Friedrich (1977): *Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre III – Briefe (1861–1889)*, in: DERS. (1977): *Werke IV* (hg. v. SCHLECHTA, Karl), Nachdruck der 6., durchgesehenen Auflage, Ullstein 2910, Berlin.
- NIETZSCHE, Friedrich (1988): *Nachgelassene Fragmente 1882–1884*, in: *Sämtliche Werke, Kritische Studienausgabe* (hg. v. COLLI, Giorgio/MONTINARI, Mazzino), Bd. X, 2., durchgesehene Auflage, dtv 30160, München/Berlin/New York.
- NIETZSCHE, Friedrich (1999a): *Morgenröte / Idyllen aus Messina / Die fröhliche Wissenschaft*, in: *wie voriger Titel, Sämtliche Werke*, Bd. III, Neuausgabe, dtv 30153, München/Berlin/New York.
- NIETZSCHE, Friedrich (1999b): *Nachgelassene Fragmente 1887–1889*, in: *wie voriger Titel, Sämtliche Werke*, Bd. XIII, 2., durchgesehene Auflage, dtv 30163, München/Berlin/New York.
- NIETZSCHE, Friedrich (2004): *Der Fall Wagner / Götzen-Dämmerung / Der Antichrist / Ecce homo / Dionysos-Dithyramben – Nietzsche contra Wagner*, in: *wie voriger Titel*, Bd. VI, siebte Auflage, dtv 30156, München.
- NIETZSCHE, Friedrich (2007): *Die Geburt der Tragödie, Unzeitgemäße Betrachtungen I–IV, Nachgelassene Schriften 1870–1873*, in: *wie voriger Titel*, Bd. I, 7. Auflage, dtv 30151, München/Berlin/New York.
- NIETZSCHE, Friedrich (2010): *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*, in: *wie voriger Titel*, Bd. V, elfte Auflage, dtv 30155, München.
- NIEWÖHNER, Friedrich (1997): *Jüdischer Nietzscheanismus seit 1888 – Ursprünge und Begriff*, in: STEGMAIER, Werner/KROCHMALNIK, Daniel (Hg.) (1997): *Jüdischer Nietzscheanismus (Monographien und Texte zur Nietzsche-Forschung, Bd. 17)*, Berlin/New York, S. 17–34.
- NIPPERDEY, Thomas (1987): *Deutsche Geschichte 1800–1866 – Bürgerwelt und starker Staat*, vierte Auflage, München.
- NIPPERDEY, Thomas (1988): *Religion im Umbruch – Deutschland 1870–1918*, München.
- NORRENBERG, Johann, Dr., Geh. Oberregierungsrat/HAHN, Hermann, Prof. (1917): *Bericht über die Tätigkeit der Königlich Preußischen Hauptstelle für den naturwissenschaftlichen Unterricht für die Zeit vom 1. Oktober 1914 bis zum 1. Oktober 1916*, Leipzig.
- NOSSACK, Hans Erich (1947): *Gedichte*, Hamburg.
- NOVACK, George (Hg.) (1966): *Existentialismus versus Marxism – Conflicting Views on Humanism*, A Delta Book, New York.

- NÜNNING, Vera/NÜNNING, Ansgar/NEUMANN, Birgit in collaboration with HORN, Mirjam, (Hg.) (2010): *Cultural Ways of Worldmaking – Media and Narratives*, Berlin/New York.
- OBENAUER, Karl Justus (1933): *Die Problematik des ästhetischen Menschen in der deutschen Literatur*, München.
- OBENAUER, Sibylle (1986): *Literarische und politische Zeitschriften 1830–1848*, Realien zur Literatur, Sammlung Metzler, Band 225, Stuttgart.
- OBENAUER, Sibylle (1987): *Literarische und politische Zeitschriften 1848–1880*, Realien zur Literatur, Sammlung Metzler, Band 229, Stuttgart.
- OELLERS, Norbert (1991): *Die Heiterkeit der Kunst – Goethe variiert Schiller*, in: MARTENS, Gunter/WOESLER, Winfried (Hg.) (1991): *Edition als Wissenschaft*, Festschrift für Hans Zeller, Tübingen, S. 92–103.
- OESER, Hermann, Dr./JENNER, Gustav, Professor (1904): *Kunst und Künste – Aufsätze über das Schöne, die Kunst und den Künstler, die bildenden Künste und die Musik – Dürrs Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht*, Sechzehnter Band, Leipzig.
- OESTREICH, Paul (1917): *Durch Ethos zum Volksstaat*, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, IX. Jahrgang, Heft 5 (August), Jena, S. 392–405.
- OFFIZIER, ein früherer (1932): *Gottesdienst im Naziparadies*, in: JACOBSON, Siegfried/TUCHOLSKY, Kurt/OSSIETZKY, Carl von (Hg.) (1932): *Die Weltbühne, Der Schaubühne XXVIII. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft*, 28. Jahrgang, Zweites Halbjahr, hg. v. OSSIETZKY, Carl von/TUCHOLSKY, Kurt, Berlin-Charlottenburg, S. 214b–215a.
- OGILVIE, Robertus Maxwell (1974): *Titi Livi ab urbe condita libri, Tomus I, Libri I–VI*, Oxford Classical Texts, London.
- OHLER, Norbert (1973): *Deutschland und die deutsche Frage in der „Revue deux Mondes 1905–1940“*, Studienreihe Humanitas, Frankfurt a. M.
- OHNET, Georges (1914): *Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914*, fascicule N° II, Paris.
- OPPENHEIMER, Franz, Dr. (1914): *Alte und neue Makkabäer*, in: *Juedische Rundschau*, Jg. XIX, Heft 35 vom 28.8.1914, Berlin, Sp. 353a–355a.
- ORTNER, Helmut (2013): *Der Hinrichter. Roland Freisler – Mörder im Dienste Hitlers*, Darmstadt.
- OSTEN, Philipp (2004): *Die Modellanstalt – Über den Aufbau einer „modernen Krüppelfürsorge“ 1905–1933*, Frankfurt a. M.
- OSTINI, Fritz [Friedrich Fabrizius Max Karl, Freiherr] von (1916): *Der Krieg und die Maler*, in: *Kriegs = Almanach 1916*, Berlin/Bielefeld/Leipzig/Wien, S. 67–85.
- OSTROGGE, Carl (Hg.) (1871): *Wolff's Poetischer Hausschatz – Ein Buch für Schule und Haus*, fünfundzwanzigste Auflage, Leipzig.
- OSWALD, Richard (1916): *Hoffmanns Erzählungen*, Stummfilm, <https://www.youtube.com/watch?v=22bsuekdr6Y>.
- OTT, Günther (1966): *Ernst Moritz Arndt – Religion, Christentum und Kirche in der Entwicklung des deutschen Publizisten und Patrioten* (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Nummer 22 = Veröffentlichung des Stadtarchivs Bonn, Bd. II), Düsseldorf.
- OTTMANN, Henning (2010): *Geschichte des politischen Denkens – Von den Anfängen bei den Griechen bis auf unsere Zeit*, Bd. 4: Das 20. Jahrhundert, Teilband 1: *Der Totalitarismus und seine Überwindung*, Stuttgart/Weimar.
- OVEN von, Adolf, Gen. d. Inf. z. D. (1925): „Kriegsverbrecher“, in: *Süddeutsche Monatshefte*, hg. v. Paul Nikolaus Cossmann, 23. Jg., Heft 1, Oktober 1925, München, S. 50.
- OVERBECK, Franz (1974): *Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie*, Reprografischer Nachdruck der 2., um eine Einleitung und ein Nachwort vermehrten Auflage, Leipzig, 1903, Darmstadt.

- OWEN, Wilfred (2014): *Die Erbärmlichkeit des Krieges* (Hg. v. FRANK, Johannes C. S.), Berlin.
- PACQUET, Clara (2012): *Das Spiel des Ornaments bei Karl Philipp Moritz – Zwischen Einheit und Mannigfaltigkeit*, in: BEYER, Vera/SPIES, Christian (Hg.) (2012): *Ornament. Motiv – Modus – Bild*, München, S. 234–251.
- PAESCHKE, Hans (1942): *Über die Freiheit zu sterben*, in: DERS. (Hg.) (1942): *Die neue Rundschau*, 53. Jg. der Freien Bühne, erstes Heft, Januar 1942, Berlin, S. 39–42.
- PÄLTZ, Eberhard (1956): *John Bunyan – Ein Pilgrim Gottes*, Giessen/Basel.
- PAETEL, Karl Otto (1962): *Ernst Jünger in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, rowohlts monographien, hg. v. KUSENBERG, Kurt, Reinbek bei Hamburg.
- PÄTZOLD, Kurt (2014): *1914 – Das Ereignis und sein Nachleben*, Berlin.
- PAFFRATH, Tharsicius P. Dr., O. F. M. (1915): *Der französische Katholizismus im Bilde*, in: SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915): *Der deutsche Katholizismus im Weltkrieg – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“*, Paderborn, S. 133–139.
- PAGE, Denys (Hg.) (1972): *Aeschyli septem quae supersunt tragoedias*, Oxford.
- PAGEL, Karl (1924): *Der Alte Kaiser – Briefe und Aufzeichnungen Wilhelms I.*, Leipzig.
- PAHL, Johann Gottfried von, K. württemberg. Prälat und General = Superintendent (1840): *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit* (Hg. v. PAHL, Wilhelm), Tübingen.
- PALÉOLOGUE, Maurice, De l'Académie Française, Ambassadeur de France (1927, I; 1930, II–III): *La Russie des Tsars pendant la Grande Guerre*, Paris (deutsch: *Am Zarenhof während des Weltkrieges*, Vierte Auflage, München, 1929, I–II; Übersetzung und Einleitung von Benno von Siebert).
- PALMSTIerna, Carl-Fredrik (Hg.) (1960): *Marie Louise und Napoleon 1813–1815 – Die unveröffentlichten Briefe der Kaiserin mit den Briefen Napoleons, ins Deutsche übertragen von Gertrud Grote*, München.
- PANIZZA, Oskar (1898): *Christus in psycho-pathologischer [!] Beleuchtung*, in: DERS. (1898): *Zürcher Diskußionen* Nr. 5, Zürich, S. 1–8.
- PANTER, Sarah (2014): *Jüdische Erfahrungen und Loyalitätskonflikte im Ersten Weltkrieg*, Göttingen.
- PAPE, Wilhelm, Dr. (1859): *Handwörterbuch der Griechischen Sprache in vier Bänden*, Viertes Band: *Deutsch-Griechisches Handwörterbuch*, zweite Auflage, bearb. v. SENGEbusch, Maximilian, Braunschweig.
- PAPST PIUS XI. (1937): *Rundschreiben über die Lage der katholischen Kirche im Deutschen Reich vom Passionssonntag 1937* (Enzyklika „Mit brennender Sorge“) + PAPST PIUS XII (1945): *Namenstag-Ansprache an das Kardinals-Kollegium vom 2. Juni 1945* (Kirche und Nationalsozialismus), Textausgabe 1946, Münster.
- PAUL, Gerhard (1990): *Aufstand der Bilder – Die NS-Propaganda vor 1933*, Bonn.
- PÉLADAN, Joséphin (1914): *En plein Miracle*, in: *Le Figaro*, 60^{me} Année, 3^{me} Série, N° 243 vom 31.8.1914, S. 1, Sp. 3.
- PENSHORN, Friedrich (1907): *Leitfaden für den Konfirmandenunterricht*, Hannover/Leipzig.
- PENTZLIN, Julius D./BESTMANN, Hugo Johannes P. D. (Hg.) (1914): *Jahrbuch der theologischen Lehrkonferenz in Mölln 1913*, Hamburg.
- PEPER, Wilhelm, Lehrer am städt. Lyceum und Oberlyceum in Altona (Hg.) (1916): *Deutsche Kriegslieder aus den Jahren 1914/16*, Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, Hefte zum Weltkrieg (II, 175), Leipzig/Berlin.
- PERCIN, Général (1926): *La violation de la neutralité belge*, in: *l'ère nouvelle – Organe de l'Entente des Gauches*, Septième Année, N° 2641, Paris, S. 1e–2b.
- PERNOUD, Régine (Hg.) (1975): *Die Kreuzzüge in Augenzeugenberichten*, dtv 763, dritte Auflage, München.

- PESTALOZZI, Karl (1996): Die suggestive Wirkung der Kunst, in: OELLERS, Norbert (Hg.) (1996): Interpretationen – Gedichte von Friedrich Schiller, Reclam Nr. 9473, Stuttgart, S. 223–236.
- PETERS, Albrecht (1885): Unter Gottes Heimsuchung – zum theologischen Vermächtnis Werner Elerts, in: Kerygma und Dogma, Zeitschrift für theologische Forschung und kirchliche Lehre, hg. v. JOEST, Wilfried/Jørgensen, Theodor/SLENCZKA, Reinhard, Jg. 31, Göttingen, S. 250–292.
- PETERSEN, E. (1914a): Schwierigkeiten der Kriegspredigt, in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.) (1914): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 14. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 425–428.
- PETERSEN, E. (1914b): Texte und Themata für Kriegspredigten und Kriegsandachten, in: s. vorigen Titel (1914), S. 428–429.
- PETZOLD, Gertrud Dr. (1914): Eine notwendige Arbeit im Dienste der Kriegshilfe, in: TREUGE, Margarete/Ohnesorge, Franziska (Red.) (1914): Die Lehrerin – Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Jg. 31, Nr. 31 vom 31. Oktober 1914, Leipzig/Berlin, Sp. 233a–236a.
- PFARRERBUCH.de/sachsen/tag/1905/page/2/ und pfarrerbuch.de/sachsen/page/1149/ (2016).
- PFEMFERT, Franz (1987) (Hg.): Die Aktion – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst – eine Auswahl (1911–1918) von RIETZSCHEL, Thomas (Hg.), Köln.
- PFEMFERT, Franz (Hg.) (1973, I–VII): Die Aktions-Lyrik, Nummern I–VII: 1914–1916 Eine Anthologie / Jüngste Tschechische Lyrik / Gottfried Benn, Fleisch / Wilhelm Klemm, Aufforderung / Theodor Däubler (Übers.), Der Hahn / Maximilian Rosenberg, Umwelt / Oskar Kanehl, Die Schande, Nendeln / Liechtenstein (Kraus Reprint).
- PFEIFFER, Rudolf (1933): Gedächtnisrede auf Otto Crusius (1857–1918) – gehalten am 31. Mai 1933, in: JAEGER, Werner (Hg.) (1933): Die Antike – Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums, Bd. 9, Berlin/Leipzig, S. 255–260.
- PFLEIDERER, Edmund, Dr., Professor der Philosophie in Tübingen (1890): Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/1871, München.
- PFLUGK-HARTTUNG, Julius von (1915): Die Weltgeschichte ist das Weltgericht – Ereignisse und Stimmungsbilder 1914 – Der westliche Kriegsschauplatz, Berlin.
- PFOHLMANN, Oliver (2012): Robert Musil, rm 50721, Reinbek bei Hamburg.
- PHILIPPI, Fritz (1914): Die heimliche Stimme – Lyrik (Wiederauflage 1930), Hagen/Westfalen.
- PICHT, Clemens (1994): Zwischen Vaterland und Volk – Das deutsche Judentum im Ersten Weltkrieg, in: MICHALKA, Wolfgang (Hg.) (1994): Der Erste Weltkrieg – Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München, S. 736–755.
- PICON, Gaëtan (1976/1979): Der Surrealismus in Wort und Bild 1919–1939 (aus dem Französischen von LAMBRECHT, Knud), Paris/Brüssel/Stuttgart.
- PIECHOWSKI, Paul Lic. theol. (1917): Die Kriegspredigt von 1870/71, Leipzig.
- PIECHOWSKI, Paul (1927): Proletarischer Glaube – Die religiöse Gedankenwelt der organisierten deutschen Arbeiterschaft nach sozialistischen und kommunistischen Selbstzeugnissen, Berlin.
- PINTHUS, Kurt (Hg.) (1960): menscheitsdämmerung – ein dokument des expressionismus, Rowohlt's Klassiker der Literatur und der Wissenschaft 55/56, Deutsche Literatur Bd. 4, Hamburg.
- PIPER, Ernst (2013): Nacht über Europa – Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs, Berlin.
- PISTORIUS, Fritz (eigentl. EULE, Andreas Robert) (1905): Das Volk steht auf! – Erlebnisse eines deutschen Jungen 1806–1813, Leipzig.
- PLANCK, Karl Christian (1881): Testament eines Deutschen – Philosophie der Natur und der Menschheit. Hinterlassenes Werk (hg. v. KÖSTLIN, Karl, Professor in Tübingen), Tübingen.
- PLANCK, Karl Christian (1954): Testament eines Deutschen (gekürzte Fassung, hg. v. PLANCK, Mathilde), Ulm.

- PLANCK, Max (1971): *Sinn und Grenzen der exakten Wissenschaft*, hg. v. KRAFFT, Fritz, München.
- PLAßMANN, Joseph Otto (1948): *Der Vater aller Dinge?*, in: *Die Sammlung*, 3. Jg., 9. Heft (September 1948), Göttingen, S. 572–576.
- PLATEN, August, Graf von (1843): *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, Zweiter Band, Stuttgart/Tübingen.
- PLATTENSTEINER, Richard (Hg.) (1915): *Mit Herz und Hand fürs Vaterland – Ein volkstümliches Kriegsliederbuch der Deutschen und Österreicher*, Leipzig.
- PLAUL, Hainer (1987): *Trivialromane des 18./19. Jahrhunderts*, in: STROBACH, Hermann u. a. (Hg.) (1987): *Deutsche Volksdichtung – Eine Einführung*, 2., durchgesehene Auflage, Reclam Bd. 782, Leipzig, S. 324–357.
- PLEHN, Hans/KÜHLMANN, Richard von (1913): *Deutsche Weltpolitik und kein Krieg!*, Berlin.
- PLÖCKINGER, Othmar (2010): *Frühe biographische Texte zu Hitler – Zur Bewertung der autobiographischen Teile in „Mein Kampf“*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* (Institut für Zeitgeschichte), Jahrgang 58, München/Berlin, S. 93–114.
- PLOTKIN, Abraham (2009): *An American in Hitler's Berlin – Abraham Plotkin's Diary, 1932–33* (ed. and intr. by COLLOMP, Catherine/GROPPO, Bruno), Urbana/Chicago.
- PLÜSCHOW, Günther, Kapitänleutnant (1916): *Die Abenteuer des Fliegers von Tsingtau – Meine Erlebnisse in drei Erdteilen*, Berlin.
- PÖHLMANN, Horst Georg (Bearb.) (1987): *Unser Glaube – Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche*. Ausgabe für die Gemeinde, zweite Auflage, Gütersloh.
- PÖPPINGHEGE, Rainer (2014): *Tiere im Ersten Weltkrieg – Eine Kulturgeschichte*, Berlin.
- PÖRTNER, Rudolf (1967): *Das Römerreich der Deutschen – Städte und Stätten des deutschen Mittelalters*, Städte und Stätten deutscher Geschichte, Bd. IV, Berlin/Darmstadt/Wien.
- POHL, Gerhart (1953): *Bin ich noch in meinem Haus? – Die letzten Tage Gerhart Hauptmanns*, Berlin.
- POLEXE, Laura (2011): *Netzwerke und Freundschaft – Sozialdemokraten in Rumänien, Russland und der Schweiz an der Schwelle zum 20. Jahrhundert*, Göttingen.
- PONGS, Hermann [Eduard] (1936): *Zur Lyrik der Zeit (Schluß)*, in: *Das Innere Reich – Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben*, hg. v. ALVERDES, Paul/MECHOW, Karl Benno von (1935/1936), Jg. II, 2, Heft 12 (März), München, S. 1566–1586.
- PONSONBY, Arthur, M.P. (1930): *Falsehood in War-Time – containing an Assortment of Lies circulated throughout the Nations during the Great War, sixth Impression* (January 1930), London.
- PONTEN, Servatius Josef (1927): *Worte an die Jugend* (V.), in: *Die Literarische Welt – 3. Jahrgang*, Nr. 4, hg. v. HAAS, Willi, Berlin, Sp. 1c–d.
- PONTIFICALE ROMANUM (1862a), *Summorum Pontificum jussu editum et a Benedicto XIV. Pont. Max. recognitum et castigatum, Pars prima, Mechliniae* (Mecheln).
- PONTIFICALE ROMANUM (1862b), *Summorum Pontificum jussu editum et a Benedicto XIV. Pont. Max. recognitum et castigatum, Pars secunda, Mechliniae* (Mecheln).
- PONTIFICALE ROMANUM (1997, I): *Editio Princeps (1595–1596) a cura di SODI, Manlio/TRIACCA, Achille Maria, Monumenta Liturgica Concilii Tridentini (MLCT) I*, Città del Vaticano.
- POPPER, Karl R[aimund], Sir (1957): *Der Zauber Platons*, Bern.
- POPPER, Karl R[aimund], Sir (1969): *Das Elend des Historizismus, Die Einheit der Gesellschaftswissenschaften*, Band 3, hg. v. BOETTCHE, Erik, zweite, unveränderte Auflage, Tübingen.
- PORGER, Gustav, Prof. Dr. (Hg.) (1909): *Neueres Epos*, in: *Dürrs Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht*, Zweiter Band, vierte Auflage, Leipzig.
- PORST, Johann (1763): *Geistliche und Liebliche Lieder, welche der Geist des Glaubens durch Doct. Martin Luthern, Johann Hermann, Paul Gerhard, und andere seine Werkzeuge, in den vorigen und jetzigen Zeiten gedichtet, etc. etc.*, Berlin.

- PORTEOUS, Norman W. (1978): Das Buch Daniel übersetzt und erklärt, 3., verbesserte und um einen Anhang vermehrte Auflage, ATD 23, Göttingen.
- POSCHENRIEDER, Hermann, Studienrat (1933a): Humanistisches Gymnasium und Nationalsozialismus – Vortrag, gehalten in der Ortsgruppe München des Vereins bayer. Philol. am 23. Mai 1933, in: WÜST, Ernst (Hg.) (1933): Bayerische Blätter für das Gymnasial = Schulwesen, 69. Band, München/Berlin, S. 225–233.
- POSCHENRIEDER, Hermann (Red.) (1933b): Das humanistische Gymnasium im nationalsozialistischen Staat – Leitsätze des Vereins bayerischer Philologen, in: WÜST, Ernst (Hg.) (1933): Bayerische Blätter für das Gymnasial = Schulwesen, 69. Band, München/Berlin, S. 289–293.
- POTT, August, Divisionspfarrer und Privatdozent (1915): Vom Feld fürs Feld – Predigten, Marburg.
- PRATER, Donald Arthur (1984): Stefan Zweig – Das Leben eines Ungeduldigen, Frankfurt a. M.
- PRECHT, Richard David (1996): Die gleitende Logik der Seele – Ästhetische Selbstreflexivität in Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“, Diss. Phil., Stuttgart.
- PRESBER, Rudolf (1915): Vater ist im Kriege – Ein Bilderbuch für Kinder, Berlin/Leipzig.
- PRESSEL, Wilhelm (1967): Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands, Göttingen.
- PRESSESTIMMEN zum Aufruf des Zaren an die Juden, in: Juedische Rundschau, Jg. XIX, Heft 34 vom 21.8.1914, Berlin, Sp. 350b–351a.
- PROLINGHEUER, Hans (1987): „Wir sind in die Irre gegangen“ – Die Schuld der Kirche unterm Hakenkreuz nach dem Bekenntnis des Darmstädter Wortes von 1947, Köln.
- [DER] PROZEß (1947) gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Gerichtshof Nürnberg – Amtlicher Wortlaut in deutscher Sprache, NP [= Nürnberger Prozess] Bd. 12, Nürnberg, S. 345–381.
- PRÜFER, Sebastian (2011): Sozialismus statt Religion – Die deutsche Sozialdemokratie vor der religiösen Frage 1863–1890, Göttingen.
- PRUTZ, Robert Eduard (1845): Die politische Poesie der Deutschen, Leipzig.
- PYTA, Wolfram (2015): Hitler, der Künstler als Politiker und Feldherr – Eine Herrschaftsanalyse, München.
- QUANTIN, Pierre (1873): Catéchisme du Soldat-Citoyen, Paris.
- QUENZEL, Karl (1914): Des Vaterlandes Hochgesang, Leipzig.
- RAABE, Wilhelm (1951): Abu Telfan oder Die Heimkehr vom Mondgebirge, Sämtliche Werke (hg. v. HOPPE, Karl), VII. Band (bearb. v. RÖPKE, Werner), Freiburg i. Brsg./Braunschweig.
- RABELAIS, François (1870): Gargantua et Pantagruel, Vol. II (Le Tiers Livre, Le Quart Livre), Paris.
- RABELAIS, François (2016): Gargantua und Pantagruel, deutsche Übersetzung von REGIS, Gottlob (bearb. und hg. von HOLZINGER, Michael), Berliner Ausgabe, 4. Auflage, Berlin.
- RABES, Otto (1933): Rassenpflege im Biologieunterricht, in: DREYHAUS, Hermann Dr./LÖPELMANN, Martin Dr./PANN, Georg Dr. (Hg.) (1933): Monatsschrift für höhere Schulen, Bd. 32, Berlin, S. 277–282.
- RAD, Gerhard von (1969, I–II): Theologie des Alten Testaments – Band I: Die Theologie der geschichtlichen Überlieferungen Israels / Band II: Die Theologie der prophetischen Überlieferungen Israels, München.
- RAD, Gerhard von (1978): Das 5. Buch Mose – Deuteronomium, ATD 8, Göttingen.
- RAEM, Heinz-Albert (1979): Pius XI. und der Nationalsozialismus – Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vom 14. März 1937, Beiträge zur Katholizismusforschung, Reihe B: Abhandlungen (hg. v. RAUSCHER, Anton), Paderborn/München/Wien/Zürich.
- RAEMAEKERS, Louis (1919, II): Raemaekers' Cartoon History of the War, Volume Two: The Second Twelve Months of War, hg. v. ALLISON, James Murray, New York.

- RAGAZ, Leonhard (1925): Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt Vater und Sohn und weiter!, Zürich/München/Leipzig.
- RANKE, Leopold von (1878): Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, siebente Auflage, Leipzig.
- RANKE, Leopold von (1928): Weltgeschichte, Bd. V: Das altrömische Kaisertum (hg. v. MICHAEL, Horst), Wien/Zürich/Hamburg/Budapest.
- RAPP, Adolf, A.o. Professor der Geschichte an der Universität Tübingen (1920): Der deutsche Gedanke – seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert, Bücherei der Kultur und Geschichte (hg. v. HAUSMANN, Seb[astian] Dr., Privatdozent der Geschichte an der Universität Tübingen), Bd. 8, Bonn/Leipzig.
- RAUCHENSTEINER, Manfred (2013): Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie, Wien/Köln/Weimar.
- RAUSCH, Alfred (Hg.) (1931): Auswahl Deutscher Gedichte für höhere Schulen von Theodor Echtermeyer, 47. Auflage (340.–351. Tausend), Halle (Saale).
- RAUSCHER, Pfarrer Dr. (1914): „Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern“ – Predigt am 20. Sept. 1914, in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.) (1914b), Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 14. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 365–369.
- RAUSCHER, Ulrich (1914): Der mobilisierte Schmock, in: Die Weltbühne, Der Schaubühne X. Jahr, Wochenschrift für Politik / Kunst / Wirtschaft, Zweites Halbjahr, hg. v. JACOBSON, Siegfried, Berlin-Charlottenburg, Heft Nr. 46 vom 19.11.1914, S. 131–132.
- READ, James Morgan (1972): Atrocity Propaganda 1914–1919, Reprint from 1941, New York.
- REDWITZ, Oscar von (1871): Das Lied vom neuen deutschen Reich – Eines ehemaligen Lützow'schen Jägers Vermächtniß an's Vaterland, Berlin.
- REES, Laurence (2010): Auschwitz – Geschichte eines Verbrechens, Augsburg.
- REHTWISCH, Theodor (1913): Deutschlands Befreiungskämpfe 1813–1815 – Gedenkschrift zur Jahrhundertfeier der großen Zeit, Leipzig.
- REICH, Willi (1974): Arnold Schönberg oder Der konservative Revolutionär, dtv 1041, München.
- REICHE, Johann (Hg.) (1703): Unterschiedliche Schrifften von Unfug des Hexen = Proceßes, Band I, Halle, S. 357–584.
- REICHEL, Edward (1985): Nationalismus – Hedonismus – Faschismus, der Mythos Jugend in der französischen Politik und Literatur von 1890 bis 1945, in: KOEBNER, Thomas/JANZ, Rolf-Peter/TROMMLER, Frank (Hg.) (1985): „Mit uns zieht die neue Zeit“ – Der Mythos Jugend, edition suhrkamp Nr. 1229, Frankfurt a. M., S. 150–173.
- REICHENBACH, Rudolf (1909): Revanche! – Die friedensgefährlichen Tendenzen der französischen Volkserziehung in Schule und Heer, Leipzig.
- REIMANN, Angelika (1996): Goethes Leben von Tag zu Tag – Eine dokumentarische Chronik, Bd. VIII (1828–1832), Zürich.
- REIMANN, Aribert (2000): Der große Krieg der Sprachen – Untersuchungen zur historischen Semantik in Deutschland und England zur Zeit des Ersten Weltkriegs, Essen.
- REINERS, Ludwig (1966): Der ewige Brunnen – Ein Volksbuch deutscher Dichtung, München.
- REINHARD, Karl von (Hg.) (1850): Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832, Stuttgart/Tübingen.
- REINHARDT, Stephan (1982): Lesebuch Weimarer Republik – Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1918–1933, Berlin.
- REINHOLD, Rudolf (2016): Die Glasmalereifenster der Evangelischen Pfingstkirche Potsdam, Hamburg.
- REINHOLD, Rudolf (2019): Zwischen Pfingstberg und Neuem Garten – Teil I: Aus der Geschichte der Evangelischen Pfingstkirche Potsdam und ihrer Gemeinde, Hamburg.

- REISS, Gunter (Hg.) (1973): Materialien zur Ideologieggeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, Bd. 2: Vom Ersten Weltkrieg bis 1945 – Deutsche Texte (Texte zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik V), Tübingen.
- REITH, Wigbert (1914): Dem Heldenmädchen Rosa Zenoch, in: REICHSPPOST – Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk Oesterreich-Ungarns, 21. Jg., Nachmittagsausgabe, Wien, Nr. 514, Mittwoch, 28. Oktober 1914, Sp. 4b.
- REMARQUE, Erich Maria (1929): Im Westen nichts Neues, 626.–650. Tausend, Berlin.
- REMARQUE, Erich Maria (2014a): Im Westen nichts Neues – Roman, hg. v. SCHNMEIDER, Thomas, 5. Auflage, Köln
- REMARQUE, Erich Maria (2014b): Der Feind – Sämtliche Erzählungen zum Ersten Weltkrieg, Köln.
- RENAN, Ernest (1873): L'Antechrist – Histoire des Origines du Christianisme (= Vol. IV), deuxième édition, Paris.
- RENAN, Ernest (1899): Saint Paul – Histoire des Origines du Christianisme, Livre troisième, réédition, Paris.
- RENAN, Ernest (1935): Paulus – Sein Leben und seine Mission, deutsche Übersetzung von Erich Franzen, Erste bis vierte Auflage, Berlin.
- RENZ, Irina (2014a): Mentale Waffen für die Front – Die Sammlung der Kriegsflugblätter der Bibliothek für Zeitgeschichte zum Ersten Weltkrieg, in: [Internet-]Portal Militärgeschichte, Arbeitskreis Militärgeschichte e. V., Bern.
- RENZ, Irina (2014b): Plakate fürs Vaterland – Die Plakatsammlung der Bibliothek für Zeitgeschichte zum Ersten Weltkrieg, in: [Internet-]Portal Militärgeschichte, Arbeitskreis Militärgeschichte e. V., Bern.
- REVENTLOW, Ernst Graf [zu] (1906): Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner, vierte Auflage, München.
- REVENTLOW, Ernst Graf zu (1940): Von Potsdam nach Doorn, fünfte Auflage, Berlin.
- RHODIUS, Ellen (1944): W. A. Januar 1944 – [Gedichtanthologie für Wilhelm Ahlmann], handschriftliches Exemplar, Burgbrohl (Eifel).
- RIBBAT, Christoph (1996): Religiöse Erregung – Protestantische Schwärmer im Kaiserreich, Frankfurt a. M./New York.
- RICHEPIN, Jean (1914): La Haine, in: *Le Petit Journal*, 52^{me} Année (Numéro 18.918) vom 13.10.1914, S. 1d.
- RICHTER, Ellen (1914–1915): Konfirmandenheft (handschriftlich), Potsdam.
- RICHTER, Ellen (1913–1915a): Tagebuch (handschriftlich), Potsdam.
- RICHTER, Ellen (1913–1915b): Briefe nach Neuwied (handschriftlich), Potsdam.
- RICHTER, Ellen (1920), Tagebuch, Neuwied.
- RICHTER, Friedrich (Hg.) (1941): Raubstaat England, Hamburg-Bahrenfeld.
- RICHTER, Paul, Dr., Seminardirektor in Burgsteinfurt i. W. (Hg.) (1904): Schiller – Auswahl aus seinen Gedichten und Prosaschriften, in: Dürres Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht, Elfter Band, Leipzig.
- RICHTER, Reinhard (2000): Nationales Denken im Katholizismus der Weimarer Republik (Diss. Bochum), Lit Theologie Nr. 29, Münster/Hamburg/London.
- RICKERS, Hans-Joachim (2018): Berlin in den Gedichten des frühen und späten Heine, in: SCHIFFTER, Roland/BIERWIRTH, Sabine/PISTIAK, Arnold (Hg.) (2018): Heinrich Heine – Miszellen aus Berlin, Berlin, S. 84–100.
- RIEDEL, Ingrid (2001): Engel der Wandlung – Paul Klees Engelbilder, Freiburg/Basel/Wien.
- RIEDEL, Wolfgang (1996): Resignation, in: OELLERS, Norbert (Hg.) (1996): Interpretationen – Gedichte von Friedrich Schiller, Reclam Nr. 9473, Stuttgart, S. 51–63.
- RIEDER, Heinz (1998): Napoleon III. – Abenteurer und Imperator, München.

- RIEHL, Alois Dr. (1915): 1813 – Fichte – 1914, in: Deutsche Reden in schwerer Zeit, Bd. I (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), zweite Auflage, Berlin, S. 191–210.
- RIEKER, Heinrich (2006): Nicht schießen, wir schießen auch nicht – Versöhnung von Kriegsgegnern im Niemandsland 1914–1918 und 1939–1945, Berlin.
- RIEMER, Friedrich Wilhelm (1819, I–II): Kleines Griechisch-Deutsches Wörterbuch, Erster und Zweiter Theil, dritte, beträchtlich vermehrte Auflage, Wien.
- RIEß, Richard (1917): Krank am Krieg – Kriegsnovellen, „Die Zeitbücher“, Nr. 5, 4.–6. Tausend, Trier.
- RIHA, Karl (1980): Den Krieg photographieren, in: VONDUNG, Klaus (Hg.): Kriegserlebnis – Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen, S. 146–161.
- RIKLI, Herbert (1915): „Hurra!“ – Ein Kriegs-Bilderbuch, Stuttgart.
- RILKE, Rainer Maria (1915): Fünf Gesänge (August 1914), in: KRIEGS=ALMANACH 1915 erschienen im Insel=Verlag, Leipzig, S. 14–19.
- RILKE, Rainer Maria (1941): Sonette aus dem Portugiesischen (Insel-Bücherei Nr. 252), Frankfurt a. M.
- RILKE, Rainer Maria (1980): Werke, Band I, 2 (Gedicht-Zyklen), Frankfurt a. M.
- RIPPER, Werner/KAISER, Eugen/LANGENBECK, Wilhelm (Hg.) (1978): Von den bürgerlichen Revolutionen bis zum Imperialismus – Weltgeschichte im Aufriß, Neubearbeitung für den gesellschaftlichen Lernbereich der Sekundarstufe II, Bd. 2, dritte Auflage, Frankfurt a. M./Berlin/München.
- RITSCHL, Albrecht (1874): Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung (Bd. III) – Die positive Entwicklung der Lehre, Bonn.
- RITSCHL, Albrecht (1875/2002): Unterricht in der christlichen Religion, Studienausgabe nach der 1. Auflage von 1875 nebst den Abweichungen der 2. und 3. Auflage, hg. v. AXT-PISCALAR, Christine, UTB 2311, Tübingen.
- RITSCHL, Albrecht (1886): Unterricht in der christlichen Religion, dritte verbesserte Auflage, Bonn.
- RITSCHL, Otto (1896): Albrecht Ritschl's Leben, Bd. II (1864–1889), Freiburg i. Brsg.
- RITTER, Dr. [Pseudonym, das 1782 Schiller selbst benutzte] (1914): Schiller und der Krieg, in: Die Friedens-Warte – Blätter für zwischenstaatliche Organisation, Jg. 16, Nr. 4 (April 1914), hg. v. FRIED, Alfred Hermann, Dr., Berlin, S. 137–141.
- RITTER, Gerhard (1948): Europa und die deutsche Frage – Betrachtungen über die geschichtliche Eigenart des deutschen Staatsdenkens, München.
- RITTER, Gerhard (1960): Staatskunst und Kriegshandwerk – Das Problem des „Militarismus“ in Deutschland, Zweiter Band: Die Hauptmächte Europas und das wilhelminische Reich (1890–1914), München.
- ROBERTS, Andrew (2019): Feuersturm – Ein Geschichte des Zweiten Weltkriegs, München.
- RODEWALD, Heinrich Archivar Lic. (1937): Zum Gedächtnis an Pfarrer D. Alfred Zillesen, in: Monatshefte für die Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes (hg. v. ROTSCHEIDT, Wilhelm, Pfarrer D. theol.), Jahrgang 31, Essen, S. 33–37.
- RÖHL, Hans Dr., Oberlehrer in Charlottenburg (1914): Geschichte der deutschen Dichtung, Berlin.
- RÖHL, John Charles Gerald (1993): Wilhelm II. – Die Jugend des Kaisers 1859–1888, München.
- RÖHL, John Charles Gerald (2001): Wilhelm II. – Der Aufbau der Persönlichen Monarchie 1888–1900, München.
- RÖHL, John Charles Gerald (2008): Wilhelm II. – Der Weg in den Abgrund 1900–1941, München.
- ROGGE, Bernhard [Friedrich Wilhelm], Königlicher Hofprediger und Divisionspfarrer der 1. Garde-Infanterie-Division (1872): Die evangelischen Feld- und Lazarettgeistlichen der königl. Preußischen Armee im Feldzuge von 1870/71, Berlin.

- ROHDEN, Gustav von, Dr. (Hg.) (2012): Zwei Brüder – Feldpostbriefe und Tagebuchblätter 1914–1916, Neuausgabe mit einem Geleitwort von NIEBUHR, Ulrich, Wilhelmshaven.
- ROHRBACH, Paul (1917): Die Kriegsziele der Entente, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 32 vom 9.8.1917, Berlin-Schönefeld, S. 504b–506a.
- ROJAHN, Jürgen (1991): Arbeiterbewegung und Kriegsbegeisterung: Die deutsche Sozialdemokratie 1870–1914, in: LINDEN, Marcel van der/MERGNER, Gottfried/Lange, Herman de (Hg.) (1991): Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung – Interdisziplinäre Studien (Beiträge zur politischen Wissenschaft, Bd. 61), Berlin, S. 57–71.
- ROLFE, John Carew Litt. D. (Hg.) (1976): Quintus Curtius Rufus, The History of Alexander, Loeb Classical Library, Cambridge, Mass./London.
- ROLLAND, Romain (1915/1923): Au-dessus de la mêlée, Paris.
- ROLLAND, Romain (1918): Pour l'Internationale de l'Esprit, in: La Revue Politique Internationale (hg. v. VÁLYI, Felix), Vol. 9, Nr. 31 (Mars-Avril), Lausanne, S. 226–232.
- ROLLAND (1919): „Un Appel – Fièrre Déclaration d'Intellectuels“, in: L'Humanité – Journal socialiste, Jg. 16, Nr. 5547, vom 26. Juni 1919, Paris, Sp. 3.
- ROLLAND, Romain (1952): Journal des années de guerre, Paris.
- ROLOFF, Jürgen (1987): Die Offenbarung des Johannes, Zürcher Bibelkommentare NT 18 (hg. v. SCHMID, Hans Heinrich/SCHULZ, Siegfried), Zürich.
- ROPER, Lyndal (2016): Luther – Der Mensch Martin Luther. Die Biographie, 2. Auflage, Frankfurt a. M.
- ROSENBACH, Manfred (Hg.) (1974/1984): L. Annaeus Seneca, Philosophische Schriften – Lateinisch und Deutsch, Bd. III / Bd. IV (Ad Lucilium Epistulae Morales I–LXIX/LXX–CXXIV [CXXV]), Darmstadt.
- ROSENBERG, Alfred (1941): Der Mythos des 20. Jahrhunderts – Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit, 177.–182. Auflage, München.
- ROSENBERG, Arnold Joseph (1913a): Modernistische Kämpfe in der evangelischen Landeskirche Preußens, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. KLEFFNER, Anton Ignatz u. a.), Fünfter Jahrgang, Paderborn, S. 344–348.
- ROSENBERG, Arnold Joseph (1913b): Die Fortbildungsschulfrage auf dem Katholikentage von Metz, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. KLEFFNER, Anton Ignatz u. a.), Fünfter Jahrgang, Paderborn, S. 690–694.
- ROSENBERG, Arnold Joseph (1915a): Das religiöse Ideal bei Kaiser und Volk im Weltkriege, in: SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915): Der deutsche Katholizismus im Weltkriege – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“, Paderborn, S. 1–5.
- ROSENBERG, Arnold Joseph (1915b): Über Kriegsgefangenenseelsorge, in: SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915a): Der deutsche Katholizismus im Weltkriege – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“, Paderborn, S. 86–91.
- ROSENBERG, Arnold Joseph (1916): Neuere Kriegsliteratur / Eine kleine Nachlese zur Kriegsliteratur / Weitere Kriegsliteratur, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. PETERS, Norbert u. a.), Achter Jahrgang, Paderborn, S. 58–65.251–253.842–848.
- ROSENBERG, Arnold Joseph (1917a): Weitere Kriegsliteratur, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. PETERS, Norbert u. a.) (1917) Neunter Jahrgang, Paderborn, S. 154–157.
- ROSENBERG, Arnold Joseph, Dr. Dr., Domkapitular (1917b): Die seelische Verfassung der französischen Katholiken, in: s. vorigen Titel (1917), S. 118–124.

- ROSENBERG, Leo (1914): Die Wirklichkeit von morgen, in: Juedische Rundschau, Jg. XIX, Heft 44 vom 30.10.1914, Berlin, Sp. 403a–404a.
- ROSENKRANZ, Albert D. Lic. (1958): Das Evangelische Rheinland – Ein rheinisches Gemeinde- und Pfarrerbuch, Bd. II: Die Pfarrer, Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Nr. 7, Düsseldorf.
- ROTERMUND, Erwin (2011): „Charaktere“ und „Verräter“ – Carl Zuckmayers Geheimreport von 1943/44 und seine Beurteilungskriterien, in: HESSE, Anja (Hg.) (2011): Ina Seidel – Eine Literatin im Nationalsozialismus, Berlin, S. 149–164.
- ROTH, Joseph (2012): Radetzkymarsch – Roman, Köln.
- ROTHER, Wolfgang (1983): Ernst Toller in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, rowohlt's monographien, Nr. 312, hg. v. KUSENBERG, Kurt, Reinbek bei Hamburg.
- ROTHER, Rudolf (1916): Kernworte des Weltkrieges, Berlin/Wien.
- ROTHFAHL, Wolfgang (2009): [eg] 242 Herr, nun selbst den Wagen halt, in: Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch, Heft 15 (hg. von HERBST, Wolfgang/SEIBT, Ilse), Göttingen, S. 14–20.
- RUBINSTEIN, Siegmund (1921): Romantischer Sozialismus – Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution, München.
- RUCKS, Leopold (Hauptschriftl.) (1934/1935): Der Frontsoldat erzählt – Die Zeitschrift für Tradition und Kameradschaft“, Jahrgang 4, Kiel.
- RÜCKERT, Friedrich (1868, I): Friedrich Rückert's gesammelte Poetische Werke, Erster Band, Leipzig/Wien.
- RÜDIGER, Horst (1970): Der dritte Humanismus, in: OPPERMAN, Hans (Hg.) (1970): Humanismus, Wege der Forschung Bd. XVII, Darmstadt, S. 206–223.
- RUEDORFFER, J. J. (Pseud. für Kurt RIEZLER) (1914): Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart, Stuttgart/Berlin.
- RÜHLMANN, Paul, Prof. Dr. (1918): Die französische Schule und der Weltkrieg, Leipzig.
- RÜHMKORF, Peter (1963): Einige Aussichten für Lyrik, in: HORKHEIMER, Max (Hg.): Zeugnisse – Theodor W. Adorno zum sechzigsten Geburtstag, Frankfurt a. M., S. 317–330.
- RÜHMKORF, Peter (1969): Über das Volksvermögen – Exkurse in den literarischen Untergrund, rororo 1180, Reinbek bei Hamburg.
- RÜHMKORF, Peter (1999, II): Die Jahre[,], die Ihr kennt – Anfälle und Erinnerungen, Werke 2, hg. v. RASCH, Wolfgang, Reinbek bei Hamburg, S. 223–226 (Brief Theodor W. Adornos an Peter Rühmkorf vom 13.2.1964).
- RÜRUP, Reinhard (1984): Der Geist von 1914 – Kriegsbegeisterung und Ideologisierung des Krieges im Ersten Weltkrieg, in: HÜPPAUF, Bernd (Hg.) (1984): Ansichten vom Krieg – Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft, Hochschulschriften / Literaturwissenschaft, Bd. 61, Königsstein i.T., S. 1–30.
- RUMLAND, A. (1892): Wo wohnt unser Kaiser? Mit zwei Titelbildern und drei Grundrissen im Text, in: DER SOLDATEN = FREUND – Illustrierte Zeitschrift für die faßliche Belehrung und Unterhaltung des Deutschen Soldaten (begründet von SCHNEIDER, Louis), Jg. 59, 1891/92, Berlin, S. 1–14.
- RUSKIN, John, LL.D. (1891): Lectures on art, delivered before the University of Oxford in Hilary Term 1870, Brantwood edition, New York/London/Orpington.
- RUSSELL, Bertrand (1989): Principles of Social Reconstruction, Unwin Paperbacks (reprint), London/Sydney/Wellington; deutsch von: HETHEY, Margarete (1921): „Grundlagen für eine soziale Umgestaltung“, München.
- RYCHLO, Petro (2016): „Wirf über alle uns Dein Totenlaken“ – Uriel Birnbaums Gedichtband *In Gottes Krieg* als Ausdruck seiner messianischen Sehnsucht, in: BRITTNACHER, Hans Richard/VON DER LÜHE, Irmela (Hg.) (2016): Kriegstaumel und Pazifismus – Jüdische

- Intellektuelle im Ersten Weltkrieg, Berliner Beiträge zur Literatur und Kulturgeschichte, hg. v. VON DER LÜHE, Irmela/HART, Gail Kathleen, Bd. 19, Frankfurt a. M., S. 407–420.
- SABROW, Martin/Sternberg, Jan (2020): „Wiederholt sich die Geschichte?“, in: Cellesche Zeitung vom Donnerstag, 2. Januar 2020, S. 3b–c.
- SACHSE, Kurt (1933): Vorschläge zum altsprachlichen Lehrplan eines deutschen Gynasiums, in: AUTORENKOLLEKTIV (1933): Humanistische Bildung im nationalsozialistischen Staate (Neue Wege zur Antike, I. Reihe: Darstellungen / Heft 9), Leipzig/Berlin, S. 59–80.
- SÄTTLER, Franz (1911): Albanesische Volkslieder (1–7), in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jg. 21, Heft 2, hg. v. MICHEL, Hermann, Berlin, S. 173–176.
- SAINT-SAËNS, Camille (1914a): Germanophilie [I], in: L'Écho de Paris – Nouvelles du Monde entier, 31^e Année, N° 10992, 19 Septembre 1914, S. 1e–f.
- SAINT-SAËNS, Camille (1914b): Germanophilie [II], in: L'Écho de Paris – Nouvelles du Monde entier, 31^e Année, N° 11009, 6 Octobre 1914, S. 1e–f.
- SAINT-SAËNS, Camille (1914c): Germanophilie [III], in: L'Écho de Paris – Nouvelles du Monde entier, 31^e Année, N° 11019, 16 Octobre 1914, S. 1e–f.
- SAINT-SAËNS, Camille (1915): Germanophilie – Épilogue, in: L'Écho de Paris – Nouvelles du Monde entier, 32^e Année, N° 11.190, 5. Avril 1915, S. 1a–b.
- SAINT-SAËNS, Camille, de l'Institut (1916): Germanophilie, Paris.
- SAINT-VICTOR, Paul-[Jacques-Raymond Bins] Comte de (1871): Barbares et Bandites – La Prusse et la Commune, Paris.
- SALDEN, Simone (2014): „Horde von Barbaren“ – Die Zerstörung von Löwen im August 1914, in: GROSSBONGARDT, Annette/KLUSSMANN, Uwe/MOHR, Joachim (Hg.): Der Erste Weltkrieg – Die Geschichte einer Katastrophe, München, S. 96–98.
- SALFELD, S[iegmond] Dr., Prediger der israelit. Cultus = Gemeinde daselbst (1870): „Eure Brüder ziehen in den Krieg!“ (4. M[ose] 32, 6) – Rede am Buß- und Bettage, den 2. August 1870, gesprochen in der Synagoge zu Dessau, Ertrag zum Besten des 93. Inf.= Regiments, Dessau.
- SALFELD, S[iegmond] Dr., Prediger der israelitischen Cultusgemeinde zu Dessau (1871): Predigt zur Friedensfeier. 18. Juni 1817, Dessau.
- SALFELD, S[iegmond] Dr., Großh. Rabbiner (1888): Gedächtnisrede gehalten bei der Trauerfeier für seine Majestät den höchstseligen Kaiser Friedrich III am 24 Juni 1888 in der Hauptsynagoge zu Mainz, Mainz.
- SALOMON, Alice (1923) unter Mitwirkung von WRONSKY, Sidonie: Leitfaden der Wohlfahrtspflege, zweite Auflage, Leipzig/Berlin.
- SAMUEL, Salomon (1915): Bibel und Heldentum – Fünf Kriegsvorlesungen gehalten in den Akademischen Kursen zu Essen im Wintersemester 1914/15, Berlin.
- SAMUEL, Salomo (1999): Menschlichkeit in der Kriegführung, in: HOMOLKA, Walter/JACOB, Walter (Hg.) (1999): Die Lehren des Judentums nach den Quellen, Bd. II, Darmstadt, S. 169–171.
- SANDER, Thomas (Hg.) (2006): Kaiserin-Augusta-Stift zu Potsdam – ArchitraV, Potsdam.
- SANDVOß, Hans-Rainer (2014): „Es wird gebeten, die Gottesdienste zu überwachen ...“ – Religionsgemeinschaften in Berlin zwischen Anpassung, Selbstbehauptung und Widerstand von 1933 bis 1945, Berlin.
- SANTOLI, Vittorio (1962): Fra Germania e Italia – Scritti di Storia Letteraria, Firenze.
- SANTOLI, Vittorio (1971): Philologie und Kritik – Forschungen und Aufsätze, Bern/München.
- SARTRE, Jean-Paul (1946): L'Existentialisme est un humanisme, Collection Pensées, Paris.
- SARTRE, Jean-Paul (1948a): Baudelaire, Les Essais XXIV, Vingt-cinquième édition, Éditions Gallimard, Paris (deutsch: Baudelaire – Ein Essay; 6. Auflage, rororo 14225, Reinbek bei Hamburg, 2007; übersetzt von Beate Möhring).
- SARTRE, Jean-Paul (1948b): Situations, II, Gallimard, Paris.
- SARTRE, Jean-Paul (1949): Situations, III, Gallimard, Paris.

- SARTRE, Jean-Paul (1965): *Situationen – Essays*, Rowohlt Paperback 46, Reinbek bei Hamburg.
- SARTRE, Jean-Paul (1977): *Sartre über Sartre – Autobiographische Schriften*, Band 2, hg. v. KÖNIG, Traugott, rororo 4040, Reinbek bei Hamburg.
- SAS, Stephan (1964): *Der Hinkende als Symbol – Studien aus dem C. G. Jung-Institut XVI*, Zürich/Stuttgart.
- SAß, Jakob (2019): *Gewalt, Gier und Gnade – Der KZ-Kommandant Adolf Haas und sein Weg nach Wewelsburg und Bergen-Belsen*, Berlin.
- SASSOON, Siegfried (1983): *Diaries 1915–1918* (hg. v. HART-DAVIS, Rupert), London.
- SAUER, Wolfgang Werner (1989): *Der Duden im „Dritten Reich“*, in: EHLICH, Konrad (Hg.) (1989): *Sprache im Faschismus*, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Nr. 760, Frankfurt a. M., S. 104–119.
- SAUER-GEPPERT, Waltraud Ingeborg (1990): „223. Zeuch an die Macht, du Arm des Herrn“, in: STALMANN, Joachim/HEINRICH/Johannes (Hg.) (1990): *Handbuch zum Evangelischen Kirchengesangbuch*, Bd. III, Zweiter Teil – Liederkunde, Zweiter Teil: Lied 176–394, Göttingen, S. 126–128.
- SAUERMAN, Eberhard (2013): *Populäre Tiroler Kriegsliteratur – „Bruder Willram“*, in: DETERING, Nicolas/FISCHER, Michael/GERDES, Aibe-Marlene (Hg.) (2013): *Populäre Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg. Populäre Kultur und Musik*, Bd. 7 (hg. v. FISCHER, Michael/GROSCH, Nils), Münster/New York/München/Berlin, S. 41–65.
- SAUR (2003): *Allgemeines Künstler-Lexikon – Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker*, Bd. 37 (hg. v. MEIßNER, Günter u. a.), München/Leipzig, Sp. 280a.
- SAUTERMEISTER, Gert (1985): *Vom Werther zum Wanderer zwischen beiden Welten – Über die metaphysische Obdachlosigkeit bürgerlicher Jugend*, in: KOEBNER, Thomas/JANZ, Rolf-Peter/TROMMLER, Frank (Hg.) (1985): *„Mit uns zieht die neue Zeit“ – Der Mythos Jugend*, edition suhrkamp Nr. 1229, Frankfurt a. M., S. 438–478.
- SCHACHERMEYER, Fritz (1933): *Die nordische Führerpersönlichkeit im Altertum – Ein Baustein zur Weltanschauung des Nationalsozialismus*, in: AUTORENKOLLEKTIV (1933): *Humanistische Bildung im nationalsozialistischen Staate (Neue Wege zur Antike, I. Reihe: Darstellungen / Heft 9)*, Leipzig/Berlin, S. 36–43.
- SCHAD, Margit (2006): *„Es müsste so sein, daß man einstens erzählen kann, wie die Juden [...] zu Predigern des Friedens unter den Menschen wurden“ – die deutsch-jüdische Predigt im Ersten Weltkrieg: Max Dienemann und Moritz Güdemann*, in: HORCH, Otto/JÜTTE, Robert/WENNINGER, Markus J. (Hg.): *Aschenas, Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, Jahrgang 16, Heft 1, Tübingen, S. 77–101.
- SCHAD, Margit (2009): *Die bedrohten „Gottesgüter“ in die neue, „deutsche“ Zeit retten – Selig Schachnowitz und die orthodoxe jüdische Kriegsdeutung in Frankfurt am Main 1914–1918*, in: BRENDLE, Franz/SCHINDLING, Anton (Hg.) (2009): *Geistliche im Krieg*, Münster, S. 265–289.
- SCHAD, Margit (2014): *„Friedenskrieg“ – Zu den Kriegspredigten von Samson Hochfeld (1871–1921)*, in: Kalonymos, Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte aus dem Salomon Ludwig Steinheim-Institut an der Universität Duisburg-Essen (Redaktion: BROCKE, Michael/LORDICK, Harald/MACHE, Beata/SOMMER, Annette), Jahrgang 17, Heft 3, Essen, S. 4–8.
- SCHÄFER, Gisela/SCHÄFER, Rolf (2006): *Gustav Adolf-Frauenarbeit Oldenburg 1856–2006 – 150 Jahre engagiert für evangelische Minderheiten*, Oldenburg.
- SCHÄFER, K., z. Z. im Felde (1917): *Wandlungen*, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1917): *„die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur*, IX. Jahrgang, Heft 4, Jena, S. 367–368.
- SCHÄFER, Walter, Landesjugendpfarrer, Kassel (1934): *Glaubst du, so hast du – Gespräche mit jungem Volk, mit einem Geleitwort von DITTMER, Hans, Dr., Simmershausen, Kr. Kassel*, Dritte neubearbeitete Auflage, Göttingen.

- SCHAEFFER, Albrecht (1915): Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte, Leipzig.
- SCHANZ, Frieda (Hg.) (1892): Deutsches Mädchenbuch – Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen, Band I, Stuttgart.
- SCHARF, Kurt, Bischof D./LILJE, Hanns, Bischof D. u. a. (1963): Aufruf des EKD-Rates, in: Kirche in der Zeit – Evangelische Kirchenzeitung (EKZ), Jg. XVIII, Heft 11 (November), Düsseldorf, S. 501b–502a.
- SCHAUENBURG, Moritz (1889): Schauenburgs allgemeines Deutsches Commersbuch, unter musikalischer Redaktion von Friedrich Silcher und Friedrich Erk, vierunddreißigste Auflage, Lahr.
- SCHAUWECKER, Franz (1926): Der feurige Weg. Der Aufmarsch. Eine Reihe deutscher Schriften, Bd. 1, hg. v. JÜNGER, Ernst, Leipzig.
- SCHEFFLER, Karl (1914): Der Krieg, in: DERS. (Hg.) (1914): Kunst und Künstler – Illustrierte Monatshefte für bildende Kunst und Kunstgewerbe, Jg. 13, Heft 1 (Oktober), Berlin, S. 1–4.
- SCHEFFLER, Karl (1915a): Den Gefallenen, in: KRIEGS=ALMANACH 1915 erschienen im Insel=Verlag, Leipzig, S. 213–217.
- SCHEFFLER, Karl (1915b): Das Pferd im Kriege, in: DERS. (Hg.) (1915): Kunst und Künstler – Illustrierte Monatshefte für bildende Kunst und Kunstgewerbe, Jg. 13, Heft 6 (März), Berlin, S. 251–258.
- SCHEINPFLUG, Paul (1918): Rosa Zenoch – Eine Erzählung von Albrecht Schaeffer, Op. 23 (Klavier-Auszug von ZEELANDER, G.), gleichzeitig zu Aufführungen eingerichtet für Sprecher und Klavier allein, Magdeburg.
- SCHELER, Max (1915): Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg, Leipzig.
- SCHENDA, Rudolf (1976): Die Lesestoffe der Kleinen Leute – Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert (Beck'sche Schwarze Reihe, Bd. 146), München.
- SCHENKENDORF, Max von (1815): Gedichte, Stuttgart/Tübingen.
- SCHETTLER, Adolf, Divisionspfarrer a. D., jetzt Pfarrer in Berlin-Wilmersdorf (1915): In Gottes Namen Durch! – Für die deutschen Streiter in Heer und Flotte, Leipzig.
- SCHIAN, Martin (1915a): Rezension zu: Falke, Konsist.-Rat Hofpred. R.: Warum zweifelst du? Ein Jahrg. Apologetischer Predigten, in: SCHÜLER, Emil/HARNACK, Adolf v. (Hg.) (1915): Theologische Literaturzeitung, Jg. 40, Heft 4, Leipzig, Sp. 91–92.
- SCHIAN, Martin (1915b): Religiöse Kriegsliteratur, in: Theologische Literaturzeitung, 40. Jahrgang, Nr. 7 (hg. v. TITIUS, Artur/SCHUSTER, Hermann), Leipzig, Sp. 145–150.
- SCHIAN, Martin (1915c): Religiöse Kriegsliteratur, in: Theologische Literaturzeitung, 40. Jahrgang, Nr. 25/26 (hg. v. TITIUS, Artur/SCHUSTER, Hermann), Leipzig, Sp. 550–556.
- SCHIAN, Martin, D. Dr., Professor in Gießen (1915d): Das deutsche Christentum im Kriege, Leipzig.
- SCHIAN, Martin (1916): Praktische Theologie – Liturgik, in: Theologische Rundschau, 19. Jahrgang (hg. v. BOUSSET, Wilhelm/HEITMÜLLER, Wilhelm), Tübingen, S. 166–175.
- SCHIAN, Martin (1921): Die deutsche evangelische Kirche im Weltkrieg – Erster Band: Die Arbeit der evangelischen Kirche im Felde, Berlin.
- SCHIAN, Martin (1925): Die deutsche evangelische Kirche im Weltkrieg – Zweiter Band: Die Arbeit der evangelischen Kirche in der Heimat, Berlin.
- SCHIELE, Friedrich Michael (Hg.) (1909): Sang und Spruch der Deutschen, vierte Auflage, Leipzig.
- SCHIEMANN, Theodor, Dr., Professor an der Universität Berlin (1902): Deutschland und die Große Politik anno 1901, Berlin.
- SCHINCK, Emil, Dr. (1900): Die Acharner – Ein Lustspiel des Aristophanes, aus dem Griechischen übersetzt und erläutert, [Reclams] Universal=Bibliothek Nr. 1119, Leipzig.
- SCHIPPEL, Max (1917): Sozialdemokratie und auswärtige Politik, in: Süddeutsche Monatshefte,

15. Jahrgang, Erster Band, Oktober 1917 bis März 1918, Heft 2, hg. v. COSSMANN, Paul Nicolaus, München, S. 162–166.
- SCHIPPERGES, Karl Josef (2003): Zur Instrumentalisierung der Religion in modernen Herrschaftssystemen, in: MAIER, Hans (Hg.) (2003): *Totalitarismus und Politische Religionen – Konzepte des Diktaturvergleichs*, Band III: *Deutungsgeschichte und Theorie (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 21)*, Paderborn/München/Wien/Zürich, S. 223–236.
- SCHLAGER, Claudia (2011): *Kult und Krieg: Herz Jesu. Sacré Cœur – Christus Rex im deutsch-französischen Vergleich 1914–1925*, Tübingen.
- SCHLEGEL, August Wilhelm (Hg.) (1804): *Blumensträusse italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie*, Berlin.
- SCHLEGEL, Erich, Konsistorialrat, Militäroberpfarrer des IV. Armeekorps (1914): *Der Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht*, in: DOEHRING, Bruno, Lic. Theol. (Hg.) (1919): *Ein feste Burg*, Bd. I: *Predigten und Reden aus eherner Zeit*, Berlin, S. 97–100.
- SCHLEICH, Carl Ludwig (1919): *Vom Schaltwerk der Gedanken – Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele*, 18.–21. Auflage, Berlin.
- SCHLEICH, Carl Ludwig (1922): *Besonnte Vergangenheit – Lebenserinnerungen 1859–1919*, Berlin.
- SCHLEIERMACHER, Friedrich Daniel Ernst (1822): *Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt*, Zweiter Band, Berlin.
- SCHLEIERMACHER, Friedrich Daniel Ernst (1874): *Schleiermacher's Räthsel und Charaden*, Berlin.
- SCHLEIERMACHER, Friedrich Daniel Ernst (1984): *Über die Religion – Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (1799)*, abgedruckt in: DERS.: *Kritische Gesamtausgabe*, Bd. I, 2: *Schriften aus der Berliner Zeit 1769–1799* (hg. v. MECKENSTOCK, Günter), Berlin/New York.
- SCHLEIERMACHER, Friedrich Daniel Ernst (1990a): *Theologisch-dogmatische Abhandlungen und Gelegenheitsschriften (1990)*, abgedruckt in: DERS.: *Kritische Gesamtausgabe*, Bd. I, 10: *Schriften und Entwürfe* (hg. v. TRAULSEN, Hans-Friedrich/OHST, Martin), Bd. I, 10, Berlin/New York.
- SCHLEIERMACHER, Friedrich Daniel Ernst (1990b): *Platon – Sämtliche Werke in Zwei Bänden*, Bd. I, Essen.
- SCHLEMMER, Martin (2007): *„Los von Berlin“ – Die Rheinstaatbestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg*, Köln/Weimar/Wien.
- SCHLIER, Heinrich (1957): *κεφαλή, ἀνακεφαλαιοῦμαι*, in: KITTEL, Gerhard (Hg.) (1957): *Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament*, Dritter Band: Θ–K, Stuttgart, S. 672–682.
- SCHLIPKÖTER, August (1930): *Im Dienste der Inneren Mission – Geschichten aus den verschiedensten Arbeitsgebieten der christlichen Liebestätigkeit*, Bielefeld/Leipzig.
- SCHLÖSSER, Anselm (Hg.) (1983): *Englische Essays aus drei Jahrhunderten*, Sammlung Dieterich Band 350, zweite Auflage, Leipzig.
- SCHLOSSAREK, Max[imilian] (1933a): *Eine griechische Unterrichtsstunde als Stunde der Erinnerung an den Versailler Vertrag*, in: DREYHAUS, Hermann Dr./LÖPELMANN, Martin Dr./PANN, Georg Dr. (Hg.) (1933): *Monatsschrift für höhere Schulen*, Bd. 32, Berlin, S. 325–327.
- SCHLOSSAREK, Max[imilian] (1933b): *Nationalsozialistische Revolution in der humanistischen Bildung*, Breslau.
- SCHLOSSER, Friedrich Christoph (1886): *Fr. Chr. Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk*, XVI. und XVII. Bd., *Von neuem durchgesehen und ergänzt v. JÄGER, Oskar Prof. Dr./WOLFF, Franz, Dr.*, Vierte Ausgabe, zwanzigste Auflage, Berlin.

- SCHLÜTER, Joseph Dr. (1878): Die französische Kriegs- und Revanchedichtung – Eine zeitgeschichtliche Studie, Heilbronn.
- SCHLUNCK, Rudolf (1914a): Predigt über Lukas 21, 28, gehalten am Sonntag, den 2. August, 8. p. Trin., dem ersten Mobilmachungstage, in: DERS. (Hg.): Kirche und Welt – Blätter aus der Hessischen Renitenz, 2. Folge, 3. Jg., Nr. 11/12, August/September 1914, Marburg, S. 251a–252b.
- SCHLUNCK, Rudolf (1914b): Kriegsgebet, in: DERS. (Hg.): Kirche und Welt – Blätter aus der Hessischen Renitenz, 2. Folge, 3. Jg., Nr. 11/12, August/September 1914, Marburg, S. 253a–254b.
- SCHLUNCK, Rudolf, Gefreiter (1915a): Feldpredigt zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar 1915 über Sprüche 14, 22, gehalten zu Antwerpen, in: DERS. (Hg.): Kirche und Welt – Blätter aus der Hessischen Renitenz, 2. Folge, 4. Jg., Nr. 4, Februar 1915, Marburg, S. 279a–282a.
- SCHLUNCK, Rudolf (1915b): Die Mission im Gericht der Gnade und Wahrheit, in: DERS. (Hg.): Kirche und Welt – Blätter aus der Hessischen Renitenz, 2. Folge, 4. Jg., Nr. 4, Februar 1915, Marburg, S. 284a–286a.
- SCHLUNCK, Rudolf (1915c): Predigt am heil. Pfingstfest [1915] über das Evangelium Apostelgeschichte 2, 1–13, gehalten in der deutsch-protestantischen Gemeinde zu Antwerpen, in: DERS. (Hg.): Kirche und Welt – Blätter aus der Hessischen Renitenz, 2. Folge, 4. Jg., Nr. 8, Juni 1915, Marburg, S. 297a–299a.
- SCHLUNCK, Rudolf (1917): Predigt über 2. Thess. 3, 1–3, in: DERS. (Hg.): Kirche und Welt – Blätter aus der Hessischen Renitenz, 2. Folge, 6. Jg., Nr. 4, April–Mai–Juni 1917, Marburg, S. 413a–417b.
- SCHLUNCK, Rudolf (1918a): Ein Durchblick durch die Geschichte der Renitenz im Lichte des Krieges III, in: DERS. (Hg.): Kirche und Welt – Blätter aus der Hessischen Renitenz, 2. Folge, 7. Jg., Nr. 9/10, Juli/August 1918, Marburg, S. 475a–476b.
- SCHLUNCK, Rudolf (1918b): Ein Vortrag (15.12.1918), in: DERS. (Hg.): Kirche und Welt – Blätter aus der Hessischen Renitenz, 2. Folge, 8. Jg., Nr. 2/3, November/Dezember 1918, Marburg, S. 496b–497a.
- SCHLUNCK, Rudolf/WIBBELING, Wilhelm (Hg.) (1931): Ein Pfarrer im Kriege – Kriegserlebnisse des renitenten Pfarrers Rudolf Schlunck, Erstes bis drittes Tausend, Kassel.
- SCHMIDT, Dorothea (1979): Die Landwehr im preußischen Militärsystem zwischen 1815–1819, in: *Revue Internationale d'Histoire Militaire*, Revue Périodique No 43, Potsdam, S. 38–55.
- SCHMID, Heinrich Dr. Prof. (1893): Die Dogmatik der Evangelisch-Lutherischen Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt, siebente Auflage, Gütersloh.
- SCHMIDT, Friedrich [Albert] (1915): Ein kirchliches Kriegsbuch – Agende für Kriegszeit, herausgegeben von Karl Arper, Archidiakonus in Weimar und Alfred Zillessen, Pfarrer in Stolberg (Rhld.), in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.) (1915b): Evangelische Freiheit – Monatschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 15. Jg. (NF), Tübingen, S. 196–198.
- SCHMIDT, Georg (2018): *Reiter der Apokalypse – Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, München.
- SCHMIDT, Hans Univ.= Prof. D. (1924): Warum haben wir den Krieg verloren? – Das Scheitern des deutschen Angriffs im Frühjahr und Sommer 1918, Hamburg.
- SCHMIDT, Kurt Dietrich, D., Professor an der Universität Kiel (Hg.) (1934): Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage, Band 1: Das Jahr 1933, Göttingen.
- SCHMIDT, Kurt Dietrich, D., Professor an der Universität Kiel (Hg.) (1935): Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage, Band 2: Das Jahr 1934, Göttingen.
- SCHMIDT, Kurt Dietrich, D., o. Prof. i. R. der Universität Kiel (Hg.) (1936): Die Bekenntnisse und grundsätzlichen Äußerungen zur Kirchenfrage, Band 3: Das Jahr 1935, Göttingen.
- SCHMIDT, Kurt Dietrich (1939): Die Bekehrung der Ostgermanen zum Christentum (Der ostgermanische Arianismus), in: DERS. (1939): Die Bekehrung der Germanen zum Christentum, Band 1, Göttingen.

- SCHMIDTBONN, Wilhelm (1914): 1914 – Ein Kriegsvorspiel für die Bühne, in: Das literarische Echo, Halbmonatsschrift für Literaturfreunde, hg. v. HEILBORN, Ernst, Dr., Jg. 17, Heft 3 vom 1. November 1914, Berlin, Sp. 151–157.
- SCHMIDT-NEKE, Michael (1987): Entstehung und Ausbau der Königsdiktatur in Albanien (1912–1939) – Regierungsbildungen, Herrschaftsweise und Machteliten in einem jungen Balkanstaat, München.
- SCHMIDT-NEKE, Michael, Dr. (2006): Otto Witte – Albaniens Möchtegern-König, in: Albanische Hefte – Zeitschrift für Berichte, Analysen, Meinungen aus & über Albanien, 35. Jahrgang, Heft 3 / 2006, hg. v. GUDJONS, Bodo/SCHMIDT-NEKE, Michael, Dr./LIPSIUS, Stephan, Kiel, S. 19–25.
- SCHMIDT-SALOMON, Michael/NYNCKE, Helge (2007): Wo bitte geht's zu Gott? fragte das kleine Ferkel – Ein Buch für alle, die sich nichts vormachen lassen, Aschaffenburg.
- SCHMIDTSIEFER, Peter (2015): Nation und Religion im Ersten Weltkrieg – Mentalitätsgeschichtliche Perspektiven an Beispielen aus dem Wuppertal, in: EBERLEIN, Hermann-Peter/MAGEN, Beate/MÜHLING, Andreas (Hg.): Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes, Jahrgang 64, Bonn, S. 139–165.
- SCHMITT, Anneliese (1987): Volksbuch, in: STROBACH, Hermann u. a. (Hg.) (1987): Deutsche Volksdichtung – Eine Einführung, 2., durchgesehene Auflage, Reclam Bd. 782, Leipzig, S. 295–323.
- SCHMITTHENNER, Paul Dr. Professor (1936): Krieg und Staat in der Weltgeschichte (Stoffe und Gestalten der deutschen Geschichte, Band II, Heft 5), Leipzig/Berlin.
- SCHMITZ-GROPENGIEßER, Frauke (2016): Die Dicke Bertha – Gender und Kriegshumor in Liedern und Bilddarstellungen des Ersten Weltkriegs, in: GERDES, Aibe-Marlene/FISCHER, Michael (Hg.): Der Krieg und die Frauen – Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg, Münster/New York, S. 275–295.
- SCHNABL, Hermann (1914): Für die galizischen Flüchtlinge in Oesterreich, in: Juedische Rundschau, Heft 43 vom 23.10.1914, Berlin, Sp. 397c–398b.
- SCHNEIDER, Gerhard (2011): Barbaren, Boches, Hunnen – Bild- und Textpropaganda im Ersten Weltkrieg, in: HANDRO, Saskia, Prof. Dr./SCHÖNEMANN, Bernd, Prof. Dr. (Hg.) (2011): Visualität und Geschichte, in: Geschichtskultur und historisches Lernen, Bd. 1, Berlin/Münster, S. 135–195.
- SCHNEIDER, Johannes (1964): Σταυρος, in: FRIEDRICH, Gerhard (Hg.) (1964): Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Siebter Band: Σ, Stuttgart, S. 572–580.
- SCHNEIDER, Thomas F. (2014): Anhang und Nachwort, in: REMARQUE, Erich Maria (2014): Im Westen nichts Neues, 5. Auflage, Köln, S. 263–325.
- SCHNEIDER, Thomas F./HEINEMANN, Julia/HISCHER, Frank/KUHLMANN, Johannes/PULS, Peter (Hg.) (2008): Die Autoren und Bücher der deutschsprachigen Literatur zum Ersten Weltkrieg 1914–1939 – Ein bio-bibliographisches Handbuch (Schriften des Erich Maria Remarque-Archivs, Bd. 23), Göttingen.
- SCHNEIDER-FLUME, Gunda (1973): Kritische Theologie contra theologisch-politischen Offenbarungsglauben – Eine vergleichende Strukturanalyse der politischen Theologie Paul Tillichs, Emanuel Hirschs und Richard Shaulls, in: SCHOLDER, Klaus (Hg.) (1973): Theologie und Ideologie, in: Evangelische Theologie – Zweimonatsschrift, Jg. 33, Heft 2 (März/April 1973), München, S. 114–137.
- SCHNURMANN, Claudia (2014): Brücken aus Papier – Atlantischer Wissenstransfer in dem Briefnetzwerk des deutsch-amerikanischen Ehepaars Francis und Mathilde Lieber 1827–1872, Berlin/Münster.
- SCHÖNE, Albrecht (1972): Über Politische Lyrik im 20. Jahrhundert, Kleine Vandenhoeck-Reihe 228/229, dritte Auflage, Göttingen.

- SCHÖNHERR, Albrecht (1993): „... aber die Zeit war nicht verloren“ – Erinnerungen eines Altbischofs, Berlin.
- SCHOEPS, Hans-Joachim (1968): Preussen – Geschichte eines Staates, Berlin.
- SCHOEPS, Julius H. (Hg.) (1992): Kriegsbriefe gefallener deutscher Juden, zweite Auflage, Herford.
- SCHOEPS, Julius H./TRESS, Werner (Hg.) (2008): Orte der Bücherverbrennungen in Deutschland 1933, Hildesheim/Zürich/New York.
- SCHOEPS, Karl-Heinz (2004): Literature and Film in the Third Reich (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture, hg. v. HARDIN, James), Rochester-NY/Suffolk-UK.
- SCHÖNERT, Jörg (1984): Schlachtgesänge vom Kanapee. Oder „Gott donnerte bei Losowitz“ – Zu den preußischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757 des Kanonikus Gleim, in: RICHTER, Karl (Hg.) (1983): Gedichte und Interpretationen, Bd. II (Aufklärung und Sturm und Drang), Stuttgart, S. 124–139.
- SCHOLDER, Klaus (1968): Zur gegenwärtigen Situation der Erforschung des Kirchenkampfes, in: Verkündigung und Forschung – Beihefte zu „Evangelische Theologie“, Kirchengeschichte, 13. Jg., Heft 1, hg. v. WOLF, Ernst, München, S. 110–133.
- SCHOLDER, Klaus (2000, I): Die Kirchen und das Dritte Reich – Band 1: Vorgeschichte und Zeit der Illusion 1918–1934, Propyläen-Taschenbuch Nr. 26730, München.
- SCHOLDER, Klaus (1988, II): Die Kirchen und das Dritte Reich – Band 2: Das Jahr der Ernüchterung 1934: Barmen und Rom, Ullstein-Buch; Nr. 33091: Zeitgeschichte, Frankfurt a. M./Berlin.
- SCHOLEM, Gershom (1917): Jüdische Jugendbewegung, in: Der Jude – Eine Monatsschrift, Jg. 1, Heft 12, März 1917, hg. v. BUBER, Martin, Berlin/Wien, S. 822–825.
- SCHOLEM, Gershom (1918): Abschied – Offener Brief an Herrn Dr. Siegfried *Bernfeld* und gegen die Leser dieser Zeitschrift, in: Jerubaal – Eine Zeitschrift der jüdischen Jugend, Jg. 1, Heft 4, hg. v. BERNFELD, Siegfried, Dr., Berlin/Wien, S. 125–130.
- SCHOLEM, Gershom (1957): Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen, Frankfurt a. M.
- SCHOLEM, Gershom (1960): Zur Kabbala und ihrer Symbolik, Zürich.
- SCHOLEM, Gershom (1962): Von der mystischen Gestalt der Gottheit – Studien zu Grundbegriffen der Kabbala, Zürich.
- SCHOLEM, Gershom (1995a): Martin Bubers Auffassung des Judentums, in: DERS. (1995): Judaica 2, fünfte Auflage, Frankfurt a. M., S. 133–192.
- SCHOLEM, Gershom (1995b): Tagebücher nebst Aufsätzen und Entwürfen bis 1923, 1. Halbband 1913–1917, hg. v. GRÜNDER, Karlfried/NIEWÖHNER, Friedrich, Frankfurt a. M.
- SCHOLEM, Gershom (1997): Von Berlin nach Jerusalem – Jugenderinnerungen (erweiterte Fassung in der Suhrkamp-Ausgabe, st 2784, in der Übersetzung von BROCKE, Michael/SCHATZ, Andrea), Frankfurt a. M.
- SCHONAUER, Karlheinz (2012): 1914 – Protokoll eines gewollten Krieges, Berlin.
- SCHOPENHAUER, Arthur (1976, II): Die Welt als Wille und Vorstellung II, hg. v. LÖHNEYSEN, Wolfgang, Frhr. von, in: Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke, Band II, Darmstadt.
- SCHOPENHAUER, Arthur (1974/1976): Parerga und Paralipomena – Kleine philosophische Schriften I–II, hg. v. LÖHNEYSEN, Wolfgang, Frhr. von, in: Arthur Schopenhauer – Sämtliche Werke, Band IV–V, Darmstadt.
- SCHORN-SCHÜTTE, Luise (2012): Die Rolle von Rechtfertigungsnarrativen in politisch-theologischen Debatten des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Frankfurter Kunstverein / Exzellenzcluster „Die Herausbildung normativer Ordnungen“ (Hg.) (2012): Demonstrationen – Vom Werden normativer Ordnungen, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Frankfurter Kunstverein (20.1.–25.3.2012), Nürnberg, S. 339–345.
- SCHORN-SCHÜTTE, Luise (2015): Gottes Wort und Menschenherrschaft – Politisch-Theologische Sprachen im Europa der Frühen Neuzeit, München.

- SCHOTT, Anselm O. S. B. (1936): Das Meßbuch der heiligen Kirche mit liturgischen Erklärungen und kurzen Lebensbeschreibungen der Heiligen, Freiburg i. Brsg.
- SCHOTT, Georg (1924): Das Volksbuch vom Hitler, München.
- SCHOTTLAENDER, Rudolf (1988): Verfolgte Berliner Wissenschaft – Ein Gedenkwerk (mit Vorworten von SCHEFFLER, Wolfgang/PÄTZOLD, Kurt und einem Nachwort von ALY, Götz), Stätten der Geschichte Berlins, Bd. 23, Berlin.
- SCHRAMM, Percy Ernst (1953): Ahlmann, schleswig-holstein. Bankiersfamilie. 1) Wilhelm, in: STOLBERG-WERNIGERODE, Otto zu (Hg.) (1953): Neue deutsche Biographie, Bd. 1 (Aachen-Beheim), Berlin, S. 111b.
- SCHRAMM, Martin (2007): Das Deutschlandbild in der britischen Presse 1912–1919, Berlin.
- SCHRÖDER, Heinz (1946): Das Ende der Dolchstoß-Legende – Geschichtliche Erkenntnis und politische Verantwortung, Hamburg.
- SCHRÖDER, Stephen (2006): Die englisch-russische Marinekonvention – Das Deutsche Reich und die Flottenverhandlungen der Tripleentente am Vorabend des Ersten Weltkriegs, in: WILLOWEIT, Dietmar (Hg.) (2006): Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 76, Göttingen.
- SCHRÖER, Henning (1984): Umberto Eco als Predigthelfer? – Fragen an Gerhard Marcel Martin, in: Evangelische Theologie – Zweimonatsschrift, 44. Jg. (39. Jg. der Neuen Folge), hg. v. SAUTER, Gerhard, München, S. 58–63.
- SCHRUMPF, Ernst (1932): Der nationale Goethe – Ein Wegweiser für unsere Tage, München.
- SCHUCHHARDT, Carl (1933): Die Indogermanisierung Griechenlands, in: JAEGER, Werner (Hg.) (1933): Die Antike – Zeitschrift für Kunst und Kultur des Klassischen Altertums, Bd. 9, Berlin/Leipzig, S. 303–319.
- SCHUDER, Rosemarie (2008): Der „Fremdling aus dem Osten“ – Eduard Lasker: Jude, Liberaler, Gegenspieler Bismarcks, Berlin.
- SCHÜLER, Gustav (1908): Gottsucher Lieder, Leipzig.
- SCHÜLER, Gustav (1914): In Waffen und Wahrheit! – Deutsche Kriegslieder 1914 [Folge 1], Leipzig.
- SCHÜLER, Gustav (1915): Gottes Sturmflut – Religiöse Gedichte für die Kriegszeit, Stuttgart/Berlin.
- SCHÜTZLE, Kurt (1978): Die Haltung des imperialistischen Deutschland zur Neutralität bei der Vorbereitung und Führung des Ersten und Zweiten Weltkriegs, in: Commission Internationale d'Histoire Militaire, Acta No. 3, Téhéran 6–16 VII 1976, Bucarest, S. 329–340.
- SCHULIN, Ernst (2006): Leopold von Ranke (1795–1886), in: DUCHHARDT, Heinz/MORAWIEC, Małgorzata/SCHMALE, Wolfgang/SCHULZE, Winfried (Hg.): Europa-Historiker – Ein biographisches Handbuch, Bd. I, Göttingen, S. 129–151.
- SCHULLERUS, Adolf (1910): Alltags-Christentum – Predigten (Moderne Predigt-Bibliothek, hg. v. ROLFFS, Ernst, VII. Reihe, Heft 4), Göttingen.
- SCHULTE, Aloys (Hg.) (1925): Tausend Jahre deutscher Geschichte und deutscher Kultur am Rhein, Düsseldorf.
- SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915a): Der deutsche Katholizismus im Weltkriege – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“, Paderborn.
- SCHULTE, Elzear (1915b): Der Priester im Kriege, in: SCHULTE, Karl Joseph, Dr., Bischof von Paderborn (Hg.) (1915a): Der deutsche Katholizismus im Weltkriege – Gesammelte Kriegsaufsätze aus der Zeitschrift „Theologie und Glaube“, Paderborn, S. 50–55.
- SCHULTE-UMBERG, Thomas (2004): Berlin-Rom-Verdun – Überlegungen zum Verhältnis von Ultramontanismus und Nation, in: GEYER, Michael/LEHMANN, Hartmut (Hg.): Religion und Nation – Nation und Religion. Beiträge zu einer unbewältigten Geschichte, Göttingen, S. 117–140.

- SCHULTZE, [Karl] Leopold, D. th. (1891): Katechetische Bausteine zum Religionsunterricht in Schule und Kirche, fünfte Auflage, Magdeburg.
- SCHULTZE-NAUMBURG, Paul (1933): Pflege des Rasseempfindens im Kunstunterricht, in: DREYHAUS, Hermann Dr./LÖPELMANN, Martin Dr./PANN, Georg Dr. (Hg.) (1933): Monatsschrift für höhere Schulen, Bd. 32, Berlin, S. 287–290.
- SCHULZ, Alfons (1917): Aus der Kriegspredigt der Propheten, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. PETERS, Norbert u.a.), Neunter Jahrgang, Paderborn, S. 489–509.
- SCHULZ, Eckhard (1972): „Heyking, Elisabeth Baronin von“, in: WAGNER, Fritz/RIECKENBERG, Hans-Jürgen u. a. (Schriftleitung): Neue Deutsche Biographie, Neunter Band (Hess – Hüttig), hg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, Sp. 81a–b.
- SCHULZE, Hagen (1992): Der Weg zum Nationalstaat – Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung, dtv Nr. 4503, 26.–28. Tausend, München.
- SCHULZE-WESSEL, Martin (2006): Die Nationalisierung der Religion und die Sakralisierung der Nation im östlichen Europa, in: DERS., Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation im östlichen Europa, Stuttgart, S. 7–14.
- SCHUMANN, Andreas (2016): Frauen – Krieg – Humor. Zu parodistischem und satirischem Sprechen in der Kriegsliteratur von Frauen 1914–1918, in: GERDES, Aibe-Marlene/FISCHER, Michael (Hg.): Der Krieg und die Frauen – Geschlecht und populäre Literatur im Ersten Weltkrieg, Münster/New York, S. 225–238.
- SCHUMANN, Gerhard (1935): Die Lieder vom Reich – Feldpostausgabe, 56.–75. Tausend, München.
- SCHUMANN, Johann Michael (1733): Die Hertzens=Lust an geistl. und lieblichen Liedern, Welche das neu = eingerichtete und vermehrte Weissenfelßische Gesang = Buch durch mehr als 600, alte und neue Schriftmäßige Lieder etc. etc., fünfte Auflage, Weissenfelß.
- SCHUSTER, August Wwe. (Hg.) (1871): Altmärkisch- und Prignitzsches neu eingerichtetes Gesang = Buch, worin sowohl die älteren Lieder des sel. D. Luther und anderer Gottesverehrer, als auch einige neue geistreiche Gesänge befindlich, auch mit einem Gebet = Büchlein und einem nöthigen Register versehen, dreizehnte sorgfältig revidierte Auflage, Salzwedel.
- SCHWARZ, Albert (1973): Die Weimarer Republik, in: JUST, Leo, Prof. Dr. (Hg.) (1973): Handbuch der Deutschen Geschichte, Band 4, I, Abschnitt III, Frankfurt a. M.
- SCHWARZ, Otto Georg, Dr. jur., Landrichter in Memel (1909): Kirchenrecht / Völkerrecht – Ein Hilfsbuch für junge Juristen, vierte und fünfte Auflage, Berlin.
- SCHWARZMAIER, Hansmartin (1982): Theater im Dienste des NS-Staats, in: HAAS, Günther/KAPPLER, Wilhelm/MÜLLER, Bernhard/SALABA, Marie/SCHWARZMAIER, Hansmartin (Bearb.) (1982): Karlsruher Theatergeschichte – Vom Hoftheater zum Staatstheater, Berlin/Heidelberg, S. 109–126.
- SCHWEITZER, Albert (1911): Geschichte der paulinischen Forschung von der Reformation bis auf die Gegenwart, Tübingen.
- SCHWEITZER, Albert (1971a): Aus meinem Leben und Denken, in: GRABS, Rudolf Dr. (Hg.) (1971), Albert Schweitzer – Gesammelte Werke in fünf Bänden, Bd. I, München, S. 19–252.
- SCHWEITZER, Albert (1971b): Geschichte der Leben Jesu-Forschung, in: GRABS, Rudolf Dr. (Hg.) (1971), Albert Schweitzer – Gesammelte Werke in fünf Bänden, Bd. III, München, S. 15–935.
- SCHWEITZER, Bernhard (1937): Die griechische Kunst und die Gegenwart, in: SCHAD- EWALDT, Wolfgang/SCHWEITZER, Bernhard/STROUX, Johannes (Hg.) (1937): Die Antike – Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums, Bd. 13, Berlin/Leipzig, S. 97–117.

- SCHWEITZER, Charles/SIMONNOT, Émile (1922): Deutsches Lesebuch für Sekunda, Prima und Oberprima – Deutsche Kulturgeschichte in Wort und Bild, Mit Rückübersetzungs-Exercitien, Paris.
- SCHWEIZER, Eduard (1981): Das Evangelium nach Matthäus, in: Das Neue Testament Deutsch – Neues Göttinger Bibelwerk, hg. v. FRIEDRICH, Gerhard/STUHLMACHER, Peter, Teilband 2, 15., durchgesehene Auflage, Göttingen.
- SCHWEIZER, Eduard (1982): Das Evangelium nach Lukas, in: Das Neue Testament Deutsch – Neues Göttinger Bibelwerk, hg. v. FRIEDRICH, Gerhard/STUHLMACHER, Peter, Teilband 3, 18. Auflage, Göttingen.
- SCHWERIN, Friedrich (1915): Griechische Menschenopfer, Naumburg a.d. Saale.
- SCHWERTFEGGER, Bernhard, Oberst/DOREN, Alfred, Prof. Dr./KÖHLER, Wilhelm, Dr. (Hg.) (1919): Amtliche Aktenstücke zur Geschichte der Europäischen Politik 1871–1914 – Unveröffentlichte diplomatische Dokumente, Berlin.
- SCHWIEDRZIK, Wolfgang Matthias (2017): Ricarda Huch – Das Vermächtnis, Drei Aufsätze und ein Nachwort, Zum 70. Todestag Ricarda Huchs am 17. November 2017, Neckargemünd/Wien.
- SCHWILK, Heimo (2015): Hermann Hesse – Das Leben des Glasperlenspielers, zweite Auflage, München/Berlin/Zürich.
- SEEBER, Otto (1991): Kriegstheologie und Kriegspredigten in der Evangelischen Kirche Deutschlands im Ersten und Zweiten Weltkrieg, in: LINDEN, Marcel van der/MERGNER, Gottfried/LANGE, Herman de (Hg.) (1991), Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung – Interdisziplinäre Studien (Beiträge zur politischen Wissenschaft, Bd. 61), Berlin, S. 233–258.
- SEEBERG, Reinhold (1911): System der Ethik im Grundriß, Leipzig.
- SEEBERG, Reinhold (1914): Der Ursprung des Christusglaubens, Leipzig.
- SEEBERG, Reinhold (1915a): Ewiges Leben, zweite Auflage, Leipzig.
- SEEBERG, Reinhold (1915b): Was sollen wir denn tun?, zweite Auflage, Leipzig.
- SEEBERG, Reinhold (1915c): Das sittliche Recht des Krieges, in: OHNESORGE, Franziska (Red.) (1915): Die Lehrerin – Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Jg. 31, Heft Nr. 21, Beiblatt B, 9. Januar 1915, Leipzig/Berlin, Sp. 82a–83a.
- SEEBERG, Reinhold (1916): Geschichte, Krieg und Seele – Reden und Aufsätze aus den Tagen des Weltkriegs, Leipzig.
- SEEBERG, Reinhold (1918): Die Grundwahrheiten der christlichen Religion, sechste Auflage, Leipzig.
- SEEBERG, Reinhold (1919): Wir heißen euch hoffen – Vier akademische Reden, Berlin.
- SEEBERG, Reinhold (1936): Christliche Ethik (hg. v. SEEBERG, Erich), dritte Auflage, Stuttgart.
- SEEL, Otto (Hg.) (1967): Der Physiologus übertragen und erläutert, zweite Auflage, Zürich/Stuttgart.
- SEELIG, Carl (Hg.) (1921): Der Tag bricht an – Neue Gedichte von Waldemar Bonsels, Felix Braun, Martin Buber, Hermann Claudius u. v. a., Dortmund.
- SESESMANN, Heinrich, Lic. (1954), in: FRIEDRICH, Gerhard (Hg.), (1954): Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Fünfter Band: Ξ–Σα, Stuttgart, S. 289–292.
- SEILER, Bernd Wolfgang (1972): Exaktheit als ästhetische Kategorie – Zur Reption des historischen Dramas der Gegenwart, in: Poetica, Jg. 5, Heft 3–4, hg. v. MAURER, Karl (1972), München, S. 388–433.
- SEITSCHEK, Hans Otto (2003): Exkurs: Eric Voegelins Konzept der „Gnosis“, in: MAIER, Hans (Hg.) (2003): Totalitarismus und Politische Religionen – Konzepte des Diktaturvergleichs, Band III: Deutungsgeschichte und Theorie (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Bd. 21), Paderborn/München/Wien/Zürich, S. 237–245.
- SELDEN, John (1672): Titles of Honor, third edition, London.

- SELLIN, Ernst, Prof. D. Dr. (1922): Mose und seine Bedeutung für die israelitisch = jüdische Religionsgeschichte, Leipzig/Erlangen.
- SENNINGER, Amalie (1915): Kriegslieder, München.
- SHAKESPEARE, William (1920a): Coriolanus / Coriolanus – Shakespeares Werke englisch und deutsch (Übersetzung von Ludwig Tieck), Tempel-Klassiker, Berlin/Leipzig.
- SHAKESPEARE, William (1920b): Romeo and Juliet/Romeo und Julia – Shakespeares Werke englisch und deutsch (Übersetzung von August Wilhelm von Schlegel), Tempel-Klassiker, Berlin/Leipzig.
- SHAKESPEARE, William (1920c): Hamlet, Prince of Denmark/Hamlet, Prinz von Dänemark – Shakespeares Werke englisch und deutsch (Übersetzung von August Wilhelm von Schlegel), Tempel-Klassiker, Berlin/Leipzig.
- SHAKESPEARE, William (1939): Sonette – Englisch und Deutsch, übertragen von Gustav Wolff, zweite Auflage, München.
- SHAW, Bernard (1925): Über die Aussichten des Christentums, in: BIE, Oskar/FISCHER, Samuel/SAENGER, Samuel (Hg.) (1925): Die Neue Rundschau, 36. Jg. der Freien Bühne, achtes Heft, Berlin/Leipzig, S. 832–841.
- SHEERS, Owen (2015): I saw a Man, London.
- SIEBERT, Benno [Alexandrowitsch] von (1921) (Hg.): Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Entente politik der Vorkriegsjahre, Berlin/Leipzig.
- SIEBURG (Friedrich) (1954): Gott in Frankreich? Ein Versuch, Frankfurt a. M.
- SIEG, Ulrich (2007): Deutschlands Prophet – Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus, München.
- SIEG, Ulrich (2008): Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg – Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe, 2., unveränderte Auflage, Berlin.
- SIEGELE-WENSCHKEWITZ, Leonore (1978): Die Evangelisch-theologische Fakultät Tübingen in den Anfangsjahren des Dritten Reichs II: Gerhard Kittel und die Judenfrage, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche (hg. v. JÜNGEL, Eberhard), Beiheft 4, Tübingen, S. 53–80.
- SIL = VARA [SILBERER, Geza] (1917): Englische Staatsmänner – „Männer und Völker“, Ullstein-Buch, Berlin.
- SILBERT, Johann Peter (Hg.) (1833): Sämtliche Werke des gottseligen Thomas von Kempis weiland regulirten Chorherrn zum heiligen Augustinus, Bd. I, Wien.
- SIMMEL, Georg (1896): Friedrich Nietzsche – Eine moralphilosophische Silhouette, in: FALCKENBERG, Richard, Prof. Dr./SIEBECK, Hermann, Prof. Dr./VOLKELT, Johannes, Prof. Dr. (Hg.) (1896): Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Vormals Fichte-Ulrichsche Zeitschrift), Neue Folge, Bd. 107, Heft 2, Leipzig, S. 202–215.
- SIMMS, Brendan/ZEEB, Benjamin (2016): Europa am Abgrund – Plädoyer für die Vereinigten Staaten von Europa, aus dem Englischen von FREUNDL, Hans, München.
- SIMON, Gerd (1989): Sprachpflege im „Dritten Reich“, in: EHLICH, Konrad (Hg.) (1989): Sprache im Faschismus, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Nr. 760, Frankfurt a. M., S. 58–86.
- SIMON, Hermann (2016): Feldrabbiner im Ersten Weltkrieg, in: BRITTNACHER, Hans Richard/VON DER LÜHE, Irmela (Hg.) (2016): Kriegstaumel und Pazifismus – Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg, Berliner Beiträge zur Literatur und Kulturgeschichte, hg. v. VON DER LÜHE, Irmela/HART, Gail Kathleen, Bd. 19, Frankfurt a. M., S. 285–296.
- SIMON, Jürgen (1983): Findbuch Nachlass Walter Wilm, Obmann des Gaus Rheinland der Deutschen Christen D. C., Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland, 7NL 076, Düsseldorf.
- SIMROCK, Karl (1856): Heliand – Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen, Elberfeld.
- SIMROCK, Karl (1888): Die Edda – die ältere und jüngere nebst den mythischen Erzählungen der Skalda, übersetzt und mit Erläuterungen begleitet, Neunte verbesserte Auflage, Stuttgart.

- SMEND, Julius (1908): Kirchenbuch für evangelische Gemeinden, zunächst für die in Elsaß = Lothringen, Zweiter Band: Handlungen, Straßburg.
- SMEND, Julius (1910): Kirchenbuch für evangelische Gemeinden, Erster Band: Gottesdienste, zweite, bereicherte und verbesserte Auflage, Straßburg.
- SNELL, Bruno (1935/1966): Besprechung von W. Jaeger, Paideia (in: Göttingische Gelehrte Anzeigen, Jg. 197, 1935, S. 329–353); zit. n. dem Wiederabdruck in: SNELL, Bruno (Hg.) (1966): Gesammelte Schriften, Göttingen, S. 32–54.
- SNELL, Bruno (1962): Die alten Griechen und wir, Kleine Vandenhoeck-Reihe Nr. 138, Göttingen.
- SNYDER, Timothy (2017): Black Earth – Der Holocaust und warum er sich wiederholen kann, Frankfurt a. M.
- SOBOLEW, Peter Nikiforovich/GIMPELSON, Efim Gilevich/TRUKAN, German Antonovich u. v. a. (Hg.) (1972): Illustrierte Geschichte der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, Berlin.
- SOBOUL, Albert (1983): Die Große Französische Revolution – Ein Abriß ihrer Geschichte (1789–1799), Darmstadt.
- SOHNREY, Heinrich (Hg.) (1903): Jugendbuch für Stadt und Land – Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung, mit vielen Bildern, siebenter Jahrgang, Berlin.
- SOLMSEN, Friedrich (1974): Jaeger, Werner, in: WAGNER, Fritz/RIECKENBERG, Hans-Jürgen u. a. (Schriftleitung): Neue Deutsche Biographie, Zehnter Band (Hufeland – Kaffsack), hg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, Sp. 280a–281b.
- SOLSCHENIZYN, Alexander (1972): August Vierzehn – Roman, Stuttgart.
- SOMBART, Werner (1915): Händler und Helden – Patriotische Besinnungen, München/Leipzig.
- SONOLET, Louis (1921): La grande lutte de Jacques le Français et de Fritz le Boche, Paris.
- SOUTHWELL, Jutta (1978): Günter Kunert: Der künstlerische Weg eines Schriftstellers der Deutschen Demokratischen Republik (Thesis Master of Arts), Portland.
- SPÄTER, Jörg (2003): Vansittart – Britische Debatten über Deutsche und Nazis 1902–1945, Moderne Zeit – Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, hg. v. HERBERT, Ulrich/RAPHAEL, Lutz, Bd. IV, Göttingen.
- SPAETER, Rudolf/DITTRICH, Georg/FRIEDRICHS, Heinz F./GESSNER, Gerhard (1966): Ahnen und Sippenkreise Spaeter, Bd. II (= Sonderdruck aus Deutsches Familienarchiv – Ein genealogisches Sammelwerk, Bd. XXX), Neustadt a.d. Aisch.
- SPANUTH, Heinrich (1914a): Der Krieg und wir, in: DERS. (Hg.) (1914): Monatsblätter für den Evangelischen Religionsunterricht – Zeitschrift für den Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus. Zugleich Organ des Bundes für Reform des Religionsunterrichts, Jg. 7, Heft 9, Göttingen, S. 273–276.
- SPANUTH, Heinrich, Direktor (1914b): Weihnacht im Kriegsjahre, in: DERS. (Hg.) (1914): Monatsblätter für den Evangelischen Religionsunterricht – Zeitschrift für den Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus. Zugleich Organ des Bundes für Reform des Religionsunterrichts, Jg. 7, Heft 12, Göttingen, S. 361–367.
- SPANUTH, Heinrich (1914c): Splitter, Lese Früchte, Lose Blätter, in: DERS. (Hg.) (1914): Monatsblätter für den Evangelischen Religionsunterricht – Zeitschrift für den Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus. Zugleich Organ des Bundes für Reform des Religionsunterrichts, Jg. 7, Heft 11, Göttingen, S. 340–341.
- SPANUTH, Heinrich, Lyzeums = Dir. (1915): Der Religionsunterricht, in: FOERSTER/HELLMERS/HÖNN u. a. (Hg.) (1915): Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule, Gotha, S. 24–52.
- SPEER, Albert (1971): Erinnerungen, neunte Auflage, Frankfurt a. M./Berlin.

- SPEHR, Harald (1935): Germanisches Altertum in Darstellungen für die Schule, in: Zeitschrift für Deutschkunde 1935, Jg. 49 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, hg. v. HOFSTÄTTER, W./LINDEN, Walther/VANSELOW, M., Leipzig und Berlin, S. 438–444.
- SPENGLER, Oswald (1922): Der Untergang des Abendlandes – Zweiter Band: Welthistorische Perspektiven, 31.–34. Auflage, 51.–70 Tausend, München.
- SPENGLER, Oswald (1934): Politische Schriften – Volksausgabe, neuntes bis fünfzehntes Tausend, München.
- SPENGLER, Oswald (1933), Jahre der Entscheidung – Erster Teil: Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung, München.
- SPENGLER, Oswald (1941), Gedanken, hg. v. KORNHARDT, Hildegard, Dr., München.
- SPITTELER, Carl (1924): Prometheus der Dulder, Erstes bis zehntes Tausend, Jena.
- SPRAUL, Gunter (2016): Der Frankfurterkrieg 1914 – Untersuchungen zum Verfall einer Wissenschaft und zum Umgang mit nationalen Mythen, Berlin.
- SPRENGEL, Peter (2004): Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900–1918 – Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, München.
- STAËL[-HOLSTEIN], Anne-Louise-Germaine, Madame (1858, I–II): De la Littérature considérée dans ses Rapports avec les Institutions sociales, seconde édition, Paris (deutsch: Ueber Litteratur in ihren Verhältnissen mit den gesellschaftlichen Einrichtungen und dem Geiste der Zeit, Erster und zweyter Theil, Leipzig; übersetzt von SCHREITER, Karl Gottfried, öffentl. Lehrer der Phil. auf der Universität zu Leipzig, Leipzig, 1801, I und 1804, II).
- STAËL[-HOLSTEIN], Anne-Louise-Germaine, Madame (1874): De l'Allemagne – Nouvelle Édition, Revue d'après les meilleurs Textes, Paris (deutsch: Frau von Staël, Deutschland – Eine freie Auswahl aus dem Buch „De l'Allemagne“, in: Der Geist Europas, Bd. 2, Wiesbaden, 1947).
- STAHLBERG, Alexander (1990): Die verdammte Pflicht – Erinnerungen 1932 bis 1945, Ullstein 33129, Frankfurt a. M./Berlin.
- STANGE, Erich Lic. (1920): Das Urteil Gottes über unsere Predigt vom Kriege, in: DERS. (Hg.) (1920): Pastoralblätter für Predigt, Seelsorge und Kirchliche Unterweisung, 62. Jahrgang, 4. Heft (Januar), Dresden/Leipzig, S. 161–180.
- STARK, Johannes, Dr., Präsident der Physikalisch = Technischen Reichsanstalt (1934): Nationalsozialismus und Wissenschaft, München.
- STAUDE, Richard, Schulrat Dr., I, (1903): Der Katechismusunterricht – Präparationen I., Das erste Hauptstück, zweite, durchgesehene Auflage, Dresden.
- STAUDE, Richard, Schulrat Dr., II (1901a): Der Katechismusunterricht – Präparationen II., Das zweite Hauptstück, Dresden.
- STAUDE, Richard, Schulrat, Dr., III (1901b): Der Katechismusunterricht – Präparationen III., Das dritte Hauptstück, und als Anhang: Viertes und fünftes Hauptstück, Dresden.
- STEFFENS, Heinrich (1817a): Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. In zwei Theilen, Erster Theil, Berlin.
- STEFFENS, Heinrich (1817b): Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. In zwei Theilen, Zweiter Theil, Berlin.
- STEFFENS, Wilhelm (1912): Ernst Moritz Arndt – Lebensbild, in: ARNDT/LEFFSON (1912): Auswahl der Gedichte, in: Arndts Werke – Auswahl in vier Bänden (= zwölf Teile), Band I, Teil 1, Gedichte, Berlin/Leipzig/Wien/Stuttgart, S. IX–XC.
- STEGEMANN, Viktor (1960): Gaius Iulius Cäsar – Der gallische Krieg, verdeutscht und erläutert, Sammlung Dieterich, Bd. 26, Bremen.
- STEHLE, Bruno (1922): Frankreichs Kriegsvorbereitung in der Schule und bei der Jugend, in: Süddeutsche Monatshefte, 19. Jahrgang, Erster Band, Oktober 1921 bis März 1922, hg. v. COSSMANN, Paul Nicolaus, München, S. 282–327.
- STEIDELE, Angela (2017): Rosenstengel – Ein Manuskript aus dem Umfeld Ludwigs II., München.

- STEIGER, Robert (1986): Goethes Leben von Tag zu Tag, Bd. IV (1799–1806) – Eine dokumentarische Chronik, Zürich/München.
- STEIGER, Robert (1988): Goethes Leben von Tag zu Tag, Bd. V (1807–1813) – Eine dokumentarische Chronik, Zürich/München.
- STEIGER, Robert/REIMANN, Angelika (1993): Goethes Leben von Tag zu Tag, Bd. VI (1814–1820) – Eine dokumentarische Chronik, Zürich/München.
- STEIGER, Robert/REIMANN, Angelika (1995): Goethes Leben von Tag zu Tag, Bd. VII (1821–1827) – Eine dokumentarische Chronik, Zürich/München.
- STEIN, Anna [=Margarethe Wulff] (1894): 52 Sonntage oder Tagebuch dreier Kinder, neu bearbeitet von Ottilie Schwahn, Zweiunddreißigste Auflage, Berlin.
- STEINAECKER, Thomas [Freiherr] von (2007): Literarische Foto-Texte – Zur Funktion der Fotografien in den Texten Rolf Dieter Brinkmanns, Alexander Kluges und W. G. Sebalds, Bielefeld.
- STEINBECK, Wolfram (1938): „Das Bild des Menschen in der Philosophie Johann Gottlieb Fichtes – Untersuchungen über Persönlichkeit und Nation, München.
- STEINBERG, Hans-Josef (1970): Sozialismus, Internationalismus und Reichsgründung“, in: SCHIEDER, Theodor/DEUERLEIN, Ernst (Hg.) (1970): Reichsgründung 1870/71. Tatsachen – Kontroversen – Interpretationen, Stuttgart, S. 319–344.
- STEINMAYER, Josef (1915): Gabriele d’Annunzios Rede für das Weihefest der Tausend (5. Mai 1860–5. Mai 1915), in: Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte April 1915 bis September 1915, 12. Jahrgang, zweiter Band, Heft 9 vom Juni 1915, hg. v. COSSMANN, Paul Nikolaus u. a., München, S. 492–498.
- STEINITZ, Wolfgang (1980): Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Bd. I–II, vierte Auflage, Berlin.
- STEINVORTH, Ulrich (1979): Wittgenstein, Loos und Karl Kraus – eine Kritik der Wittgenstein-Interpretation in Janik und Toulmins ‚Wittgensteins Vienna‘, in: Zeitschrift für philosophische Forschung, hg. v. HÖFFE, Otfried/BAUMGARTNER, Hans Michael, Band 33, Heft 1, Frankfurt a. M., S. 74–89.
- STEPHAN-KÜHN, Freya (1996): Nesthäkchen im Weltkrieg – Das Kinderbuch erklärt den Krieg, in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik, Jg. 24, Heft 3/4, Paderborn, S. 222–231.
- STEPHAN-KÜHN, Freya/STEPHAN, Friedrich (2001): Das Kinderbuch erklärt den Krieg. Nesthäkchen im [Ersten] Weltkrieg – Einführung in eine Ausstellung der Villa Spiegelwelt, Leubsdorf a. Rh.
- STEPHANUS, Henricus/HASE, Carolus Benedictus/DINDORFIUS, Guilielmus/DINDORFIUS, Ludovicus (Hg.) (1856): Thesaurus Graecae Linguae, Pars Altera (= Vol. I, 2), zweite Auflage, Paris.
- STERNBERG, Hans-Georg (1985): Kirchengaustritte in Preußen 1847–1874 im Lichte der kirchlichen Publizistik, in: ROGGE, Joachim/SCHILLE, Gottfried (Hg.) (1985): Theologische Versuche XV, Berlin, S. 77–102.
- STERNBERG, Leo (1916): Gott hämmert ein Volk – Kriegsdichtungen, Berlin/Leipzig.
- STERNBERGER, Dolf/STORZ, Gerhard/SÜSKIND, Wilhelm Emanuel (1962): Wörterbuch des Unmenschen, dtv 48, München.
- STIASNY, Philipp (2015): „Franzosen? Deutsche? Die Unterschiede verschwinden“ – Verdun in der filmischen Erinnerung in Deutschland und Frankreich 1928–1933, in: MEIERHOFER, Christian/WÖRNER, Jens (Hg.) (2015): Materialschlachten: Der Erste Weltkrieg und seine Darstellungsressourcen in Literatur, Publizistik und populären Medien 1899–1929, Göttingen, S. 473–501.
- STOECKER, Adolf, Hof= und Domprediger in Berlin (1876): Der religiöse Geist in Volk und Heer während des französischen Krieges – Vortrag im Evangelischen Vereinshause zu Berlin (1876), in: DERS. (1890): Christlich-Sozial. Reden und Aufsätze, zweite Auflage, Berlin, S. 133–159.

- STOECKER, Adolf (1890): Christlich-Sozial. Reden und Aufsätze, zweite Auflage, Berlin.
- STOLPE, Elmar (1991): Wilde Freude, fürchterliche Schönheit – Die romantische Ästhetisierung des Krieges, in: VAN DER LINDEN, Marcel/MERGNER, Gottfried (Hg.) (1991): Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung – Interdisziplinäre Studien, Berlin, S. 37–53.
- STOLZE, Alfred (1917): Auf Posten in der Munitionsfabrik, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 33 vom 16.8.1917, Berlin-Schönefeld, S. 528b-529a.
- STORZ, Dieter (1994): Die Schlacht der Zukunft – Die Vorbereitungen der Armeen Deutschlands und Frankreichs auf den Landkrieg des 20. Jahrhunderts, in: MICHALKA, Wolfgang (Hg.) (1994): Der Erste Weltkrieg – Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, SP 1927, München/Zürich, S. 252–279.
- STORZ, Gerhard (1948): Umgang mit der Sprache, Stuttgart.
- STRACK, Hermann Leberecht (1961): Einleitung in Talmud und Midrasch, fünfte Auflage, München.
- STRAßENBERGER, Grit/WASSERMANN, Felix (Hg.) (2018): Staatserzählungen – Die Deutschen und ihre politische Ordnung, Berlin, S. 9–10 (Vorwort).
- STRAUB, Werner Lic. (1937): Die Bildersprache des Apostels Paulus, Tübingen.
- STRECKER, Pfarrer (1916): Aus der religiösen Gedankenwelt des Soldaten im Felde – Vortrag, gehalten im Pfarrverein zu Stettin, in: BAUMGARTEN, Otto Professor D. (Hg.): (1916): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 16. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 221–228.254–262.
- STREICH, Detlef (2006): Konstitutive Merkmale der neapostolischen Kirche – Eine Zeitreise mit Originalzitat und kritische Betrachtung, Göppingen 2006, in: <http://www.sekten.ch/ex.site/links/nak.merkmale.pdf>.
- STROBACH, Hermann (1987): Lied, in: DERS. (Hg.) (1987): Deutsche Volksdichtung – Eine Einführung, 2., durchgesehene Auflage, Leipzig, S. 28–82.
- STRUKER, Arnold, Dr., Privatdozent an der Universität zu Münster i.W. (Hg.) (1917): Die Kundgebungen Papst Benedikts XV. zum Weltfrieden – Im Urtext und in deutscher Übersetzung, Freiburg i.Brsg.
- STRUNZ, Franz (1915): Die Predigt im Kriege, in: Das literarische Echo – Halbmonatsschrift für Literaturfreunde, 17. Jg., Heft 23 vom 1. September 1915, Berlin, Sp. 1434–1444.
- STÜRMER, Franz, Prof. (1932): Das Griechische in der deutschen Sprache und Bildung (Sammlung Neudeutscher Humanismus, 5. Bändchen (hg. v. SCHLOSSAREK, Max, Dr.), Breslau.
- STÜRMER, Michael (1990): Die Reichsgründung – Deutscher Nationalstaat und europäisches Gleichgewicht im Zeitalter Bismarcks, dtv 4504, 17.–20. Tausend, München.
- STUHRMANN, Heinrich, Direktor P. (1914a/1921a): Wie gewinnen wir unser Volk für den Heiland zurück? – [Predigt am 1. Advent [1913/1921], in: FALKE, Robert (Hg.) (1914b/1921b): Warum zweifelst du? – Ein Jahrgang apologetische Predigten, Gütersloh, S. 496–512/S. 470–486.
- STUHRMANN, Heinrich, Direktor P. (1914b/1921b): Warum ist Jesus das Licht der Welt? – [Predigt zu] Weihnachten II. [1913/1921], in: s. vorigen Titel (1914), S. 562–577/536–551.
- STUMMANN-BOWERT, Ruth (2011): „Es leuchtet meine Liebe“ – Annemarie von Nathusius, eine adlige Rebellin, Würzburg.
- STUPPERICH, Robert (1989): Otto Dibelius – Ein evangelischer Bischof im Umbruch der Zeiten, Göttingen.
- SUHRKAMP, Peter (1939): Über das Verhalten in Gefahr, in: KORN, Karl (Hg.) (1939): Die neue Rundschau, 50. Jg. der Freien Bühne, zwölftes Heft, Dezember 1939, Berlin, S. 417–419.
- SUHRKAMP, Peter (1951): Über das Verhalten in Gefahr, in: AUTORENKOLLEKTIV (1951) (Hg.): Tymbos für Wilhelm Ahlmann – Ein Gedenkbuch, Berlin, S. 305–308.

- SUN TZU (2000): *Art of War – The oldest military Treatise in the World*, translated from the Chinese by GILES, Lionel, M.A., 1910, Leicester LE2 1WS, England (Allandale Online Publishing).
- SYBEL, Heinrich von (1890, V): *Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I., vornehmlich nach den preußischen Staatsacten*, Fünfter Band, Dritte unveränderte Auflage, München/Leipzig.
- SZYMANSKI, Rolf (Hg.) (1983): *Skulptur und Macht – Figurative Plastik im Deutschland der 30er und 40er Jahre*. Ausstellungskatalog der Akademie der Künste, Berlin.
- TAILLARD, Constant (1820): *Catéchisme du Soldat Français – ou Dialogue historique sur les Campagnes modernes de l'Armée Française*, Paris.
- TANNENBAUM, Eugen (Hg.) (1915): *Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden*, Berlin.
- TARLÉ, Eugène (1937): *Bonaparte* (translated by COURNOS, John), New York.
- TAUBE, Arnold (1912): *Gott in der Natur – 12 Naturpredigten* (Moderne Predigt-Bibliothek, hg. v. ROLFFS, Ernst, X. Reihe, Heft 1), Göttingen.
- TERHÜNTE, Hermann Joseph P., S. C. J. (1917): *Die religiöse Lage der Katholiken Frankreichs*, in: *Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus* (hg. v. PETERS, Norbert u. a.), Neunter Jahrgang, Paderborn, S. 515–526.
- TESSORE, Dag (2004): *Der Heilige Krieg im Christentum und Islam*, Düsseldorf.
- TETLOW, Elisabeth Meier (2004): *Women, Crime, and Punishment in Ancient Law and Society, Volume I: The Ancient Near East*, New York/London.
- TEWS, Johannes (1914): *Gedenkt der Kinder!*, in: TREUGE, Margarete/OHNESORGE, Franziska (Red.): *Die Lehrerin – Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins*, Jg. 31, Nr. 20 vom 15. August 1914, Leipzig/Berlin, Sp. 165b–166a.
- THALER, Otto Dr. (1961): *Lateinische Reifeprüfungen an Humanistischen Gymnasien in Bayern (1915–1960)*, Text- und Kommentarband (Kleine Schriften zur Erziehung und Unterricht, Heft 4), dritte Auflage, Bamberg/Wiesbaden.
- THEILHABER, Felix Aaron, Dr. (1916): *Schlichte Kriegserlebnisse*, Lamm's Jüdische Feldbücherei No. 7, Berlin.
- THEUERKAUFF, Johannes (Hg.) (1938): *Tiere im Krieg*, Berlin.
- THIELICKE, Helmut (1932): *Das Verhältnis zwischen dem Ethischen und dem Ästhetischen – Eine systematische Untersuchung*, Leipzig.
- THIELICKE, Helmut (1951, I / 1955, II, 1 / 1966, II, 2 / 1964, III): *Theologische Ethik*, Bde. I / II, 1 / II, 2 / III, Tübingen.
- THOMAS, Otto (1917): *Sozialdemokratie und Volksbildung*, in: *Süddeutsche Monatshefte*, 15. Jahrgang, Erster Band, Oktober 1917 bis März 1918, Heft 2, hg. v. COSSMANN, Paul Nicolaus, München, S. 230–241.
- THOMPSON, James Matthew (Übers. / Hg.) (1934): *Napoleon Self-Revealed: in Three Hundred Selected Letters*, Boston.
- THOMSON, Philip (1984): *Weltkrieg als tragische Satire – Karl Kraus und „Die letzten Tage der Menschheit“*, in: HÜPPAUF, Bernd (Hg.) (1984): *Ansichten vom Krieg – Vergleichende Studien zum Ersten Weltkrieg in Literatur und Gesellschaft*, Hochschulschriften / Literaturwissenschaft, Bd. 61, Königsstein i.T., S. 205–220.
- THORWALD, Jürgen (1970): *Die Große Flucht – I: Es begann an der Weichsel, II: Das Ende an der Elbe*, Stuttgart/Salzburg.
- THRASOLT, Ernst (1930): *Dr. Carl Sonnenschein – Der Mensch und sein Werk*, 12.–15. Tausend, München.
- THUKYDIDES (1964): *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*, übers. u. hg. v. LANDMANN, Georg Peter, Rowohlt's Klassiker der Literatur und der Wissenschaft, RK 100/101/102, Griechische Literatur, Band 3, zweite Auflage, Reinbek bei Hamburg.

- TIBERIUS, Victor (2013): Lernen als Begegnung – Konstruktivistische Lernräume, in: DOBBE-RAHN, Friedrich Erich/SCHIERZ, Peter (Hg.) (2013): Raum der Begegnung – Perspektiven der Bildung, Forschung und Lehre im Spannungsfeld multikultureller und multireligiöser Gesellschaft, 2., veränderte Auflage, Taufkirchen, S. 76–117.
- TIEDEMANN, Rolf/SCHWEPPENHÄUSER, Hermann (1980): Anmerkungen zu Seite 431–469: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit (Erste Fassung), und Anmerkungen zu Seite 691–704: Über den Begriff der Geschichte, in: DIES. (Hg.) (1980): Walter Benjamin, Gesammelte Schriften Band I, 3: Abhandlungen, werkausgabe Band 3, edition suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 1051–1055.1223–1266.
- TIETZE, Ulrich (2012): Kriegstheologie und ihre Satiriker – Viele unbequeme Erinnerungen und ein Ausblick, in: Deutsches Pfarrersblatt – Die Zeitschrift Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer, Jg. 112, Heft 5, hg. v. HAIGIS, Peter, Speyer, S. 261–266.
- TIETZE, Ulrich (2018a): „Nicht mehr steigerbarer Wahnsinn“ – Vor 100 Jahren endete der Erste Weltkrieg, Teil I: Kriegsbeginn und Reaktionen, in: Deutsches Pfarrersblatt – Die Zeitschrift Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer, Jg. 118, Heft 9, hg. v. HAIGIS, Peter, Speyer, S. 505–507.
- TIETZE, Ulrich (2018b): „Nicht mehr steigerbarer Wahnsinn“ – Vor 100 Jahren endete der Erste Weltkrieg, Teil II: Bibeldeutungen, „Gott mit uns“ und die Stimmen der (späteren) Kriegsgegner, in: Deutsches Pfarrersblatt – Die Zeitschrift Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer, Jg. 118, Heft 10, hg. v. HAIGIS, Peter, Speyer, S. 589–591.
- TIETZE, Ulrich (2018c): „Nicht mehr steigerbarer Wahnsinn“ – Vor 100 Jahren endete der Erste Weltkrieg, Teil III: Die Weimarer Republik und das Erbe des Krieges, in: Deutsches Pfarrersblatt – Die Zeitschrift Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer, Jg. 118, Heft 11, hg. v. HAIGIS, Peter, Speyer, S. 625–627.
- TILLICH, Paul Johannes (1980): Die sozialistische Entscheidung, Berlin (= Gesammelte Werke II, Stuttgart, 1962, S. 219–365).
- TIRPITZ, Alfred von (1919): Erinnerungen, Leipzig.
- TODOROV, Tzvetan (1985): Die Eroberung Amerikas – Das Problem des Anderen. Aus dem Französischen von Wilfried Böhringer, edition suhrkamp 1213, Neue Folge, Band 213, Frankfurt a. M.
- TOECHE-MITTLER, Siegfried Dr. (1913): Die deutsche Kriegsflotte 1913, achte Auflage, Berlin.
- TOLLER, Ernst (2010): Masse – Mensch, Ein Stück aus der sozialen Revolution des 20. Jahrhunderts, hg. v. FRÜHWALD, Wolfgang, Reclam 18687, Stuttgart.
- TOPITSCH, Ernst (1971): Das mythologische Denken, in: LENK, Kurt (Hg.) (1971): Ideologie – Ideologiekritik und Wissenssoziologie, Soziologische Texte 4, Neuwied/Berlin, S. 92–102.
- TORGE, Else (1916): Kaiser, Volk und Totentanz – Gedichte, Berlin.
- TOTEBERG, Michael (1978): John Heartfield in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, rowohlt monographien Nr. 257, hg. v. KUSENBERG, Kurt, Reinbek bei Hamburg.
- TOUSSAINT, Jeanette (2011): Ich bin für Potsdam das rote Tuch – Anni von Gottberg und die Bekenkende Kirche, Wilhelmshorst.
- TRAKL, Georg (1950): Gesang der Abgeschiedenen (Insel-Bücherei Nr. 436), Wiesbaden.
- TRAUB, Gottfried (1916): Die Zukunftsentwicklung des deutschen Protestantismus, in: DIEDE-RICHS, Eugen (Hg.) (1916): „die Tat“ – Sozial = religiöse Monatsschrift für deutsche Kultur, VII. Jahrgang, Heft 12 (März, dreizehntes Kriegsheft), S. 1082–1084.
- TRAUB, Gottfried (1917a): Die Schaffnerin, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 2 vom 11.1.1917, Berlin-Schönefeld, S. 31b–32a.
- TRAUB, Gottfried (1917b): Christentum und Krieg – aus der im Preußischen Abgeordneten-hause gehaltenen Rede, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 14 vom 5.4.1917, Berlin-Schönefeld, S. 230a–231b.

- TRAUB, Gottfried (1917c): Antwort – Eiserne Blätter Nr. 70, in: Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 23, Nr. 31 vom 2.8.1917, Berlin-Schöneberg, rückseitiger Umschlag.
- TRAUNER, Karl-Reinhart (2014): Die Reformierten Österreichs und der Erste Weltkrieg, in: ULRICH, Hans-Georg/ALBRECHT-BIRKNER, Veronika (Hg.) (2014): Der Erste Weltkrieg und die reformierte Welt, Neukirchen-Vluyn, S. 136–153.
- TRAVERS, Martin (2007): The Poetry of Gottfried Benn – Text and Selfhood, Oxford/Bern/Berlin/Bruxelles/Frankfurt a. M./New York/Wien.
- TREBLIN, Wilhelm (1915b), Kurzrezension bei BAUMGARTEN, Otto Professor D. Hg.) (1915b): Evangelische Freiheit – Monatsschrift für die kirchliche Praxis in der gegenwärtigen Kultur, 15. Jahrgang (Neue Folge), Tübingen, S. 80.
- TREITSCHKE, Heinrich von (1895): Zum Gedächtniß des großen Krieges 1870 – Rede bei der Erinnerungsfeier der Kgl. Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin am 19. Juli 1895, Leipzig.
- TREUGE, Margarete (1914a) (?): Kinder- und Jugendfürsorge im Kriege, in: DIES. / OHNESORGE, Franziska (Red.): Die Lehrerin – Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Jg. 31, Nr. 21 vom 22. August 1914, Leipzig/Berlin, Sp. 170a–171b.
- TREUGE, Margarete (1914b): Was können wir Lehrerinnen tun?, in: TREUGE, Margarete / OHNESORGE, Franziska (Red.): Die Lehrerin – Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Jg. 31, Nr. 22 vom 29. August 1914, Sp. 175a–176a.
- TROELTSCH, Ernst (1916): Deutsche Zukunft, Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte, erstes bis fünftes Tausend, Berlin.
- TROELTSCH, Ernst, Dr. theol., phil., jur. (1923): Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen (Gesammelte Schriften, Erster Band), Dritte, photo-mechanisch gedruckte Auflage, Tübingen.
- TROJANOW, Ilija/HOSKOTÉ, Ranjit (2012): Confluences – Forgotten Histories from East and West, New Delhi (deutsch: Kampfabgabe – Kulturen bekämpfen sich nicht, sie fließen zusammen, Fischer Taschenbuch 29610, Frankfurt a. M., 2017; übersetzt von Heike Schlatterer und Susann Urban).
- TROLL, Paul Dr. (1955): Lateinische Sprachlehre, 2. Auflage der neuen Ausgabe, hg. v. HOLTORF, Herbert Dr., Frankfurt a. M./Berlin/Bonn.
- TROSSEN, Cajus (1913): Der hl. Paulus als Patriot, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. KLEFFNER, Anton Jgnatz u. a.), Fünfter Jahrgang, Paderborn, S. 617–627.
- TROUILLET, Bernard (1981): Das deutsch-französische Verhältnis im Spiegel von Kultur und Sprache, Studien und Dokumentationen zur vergleichenden Bildungsforschung, Band 20, hg. v. MITTER, Wolfgang, Weinheim und Basel.
- TUCHMAN, Barbara (2011), August 1914, vierte Auflage, Frankfurt a. M.
- TUCHOLSKY, Kurt (1926a): Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte, in: Der UHU – Das neue Ullsteinmagazin, Jg. 3 (1926/1927), Heft 2: November 1926, Berlin, S. 75–85.
- TUCHOLSKY, Kurt [unter dem Pseudonym „Kaspar Hauser“] (1926b): Nachher, in: Die Weltbühne, der Schaubühne XII. Jahr, Nr. 8 vom 23.2.1916, Berlin-Charlottenburg, S. 315b–316b.
- TUCHOLSKY, Kurt (1981): Deutschland, Deutschland ueber Alles – Ein Bilderbuch von Kurt Tucholsky und vielen Fotografen montiert von John Heartfield, 24.–35. Tausend, Reinbek bei Hamburg.
- TUCHOLSKY, Kurt (1993, I–X): Gesammelte Werke in 10 Bänden, hg. v. GEROLD-TUCHOLSKY, Mary/RADDATZ, Fritz J[oa]chim]. (1993), 157.–181. Tausend, Reinbek bei Hamburg.
- TUCHOLSKY, Kurt (1996, XX): Gesamtausgabe Texte und Briefe, Band XX: Briefe 1933–1934, hg. v. BONITZ, Antje/HUONKER, Gustav, Reinbek bei Hamburg.

- TUCHOLSKY, Kurt (1999, III): Gesamtausgabe Texte und Briefe, Band III: Texte 1919, hg. v. AHRENS, Stefan/BONITZ, Antje/KING, Ian, Reinbek bei Hamburg.
- TUCHOLSKY, Kurt (2001, X): Gesamtausgabe Texte und Briefe, Band X: Texte 1928, hg. v. MAACK, Ute, Reinbek bei Hamburg.
- TUCHOLSKY, Kurt (2004, VIII): Gesamtausgabe Texte und Briefe, Band VIII: Texte 1926, hg. v. ENZMANN-KRAIKER, Gisela/WETZEL, Christa, Reinbek bei Hamburg.
- TUCHOLSKY, Kurt (2005, XIX), Gesamtausgabe Texte und Briefe, Band XIX: Briefe 1928–1932, hg. v. BECKER, Sabine/BALDES, Dirk, Reinbek bei Hamburg.
- TUCHOLSKY, Kurt (2006, XVII), Gesamtausgabe Texte und Briefe, Band XVII: Briefe 1919–1924, hg. v. LINKS, Elfriede und Roland, Reinbek bei Hamburg.
- TUCHOLSKY, Kurt/HEARTFIELD, John (1981): Deutschland, Deutschland ueber alles – Ein Bilderbuch von Kurt Tucholsky und vielen Fotografen, montiert von John Heartfield, rororo Nr. 4611, Reinbek bei Hamburg.
- UHLAND, Ludwig (Hg.) (1844/1845): Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Bd. I–III, Tübingen/Leipzig.
- UHLAND, Ludwig (1892): Gedichte (hg. v. BRANDES, Friedrich), Leipzig.
- UHLIG, Helmut (1954): Visionär des Chaos – Ein Versuch über Georg Heym, in: Der Monat – Eine internationale Zeitschrift, hg. v. LASKY, Melvin Jonah, Januar 1954, Heft 64, 6. Jg., Berlin, S. 417–427.
- ULLRICH, Karl (1920): Volksbildung oder Volksverwirrung – Ein Beitrag zur Volkshochschulfrage, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1920): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, XII. Jahrgang, Heft 4 (Juli), Jena, S. 305–310.
- ULRICH, Bernd (1997): Die Augenzeugen – Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914–1933, Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte Bd. 8 (hg. v. HIRSCHFELD, Gerhard), Essen.
- UMLAUF, Karl (1915): Mathematik und Naturwissenschaften, in: FOERSTER/HELLMERS/HÖNN u. a. (Hg.) (1915): Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule, Gotha, S. 176–206.
- UNRUH, Karl (1995): Langemarck – Legende und Wirklichkeit, zweite Auflage, Sonderausgabe, Bonn.
- UNSER LIEDERBUCH (1914) – 215 Lieder für die Frauenhilfe und ihre Feste, Potsdam.
- UNTERRICHTSBUCH für Sanitätsmannschaften („U.f.S.“) (1902), Berlin.
- URY, Else (2016): Nesthäkchen 1–5, Neuausgabe von GUTH, Karl-Maria, Berlin.
- VACHÉ, Jacques (1979): Kriegsbriefe – gefolgt von einer Novelle, vorangestellt vier Vorworte von André Breton, Hamburg.
- VAGET, Hans Rudolf (2017): „Wehvolles Erbe“ – Richard Wagner in Deutschland. Hitler, Knapertsbusch, Mann, Frankfurt a. M.
- VAHL, Heidemarie (1977): Der Leser, in: GÖRES, Jörn (Hg.) (1977): Lesewuth, Raubdruck und Bücherluxus – Das Buch in der Goethe-Zeit. Eine Ausstellung des Goethe-Museums Düsseldorf / Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung, 26. Mai bis 2. Oktober 1977, Düsseldorf, S. 299–305.
- VANSITTART, Robert, The Rt. Hon. Sir, P.C., G.C.B., G.C.M.G., D. Litt. (1941): Black Record – Germans Past and Present, Australian Edition, Melbourne; deutsch von: ROSE, Olaf (Hg.) (2004): Der Hetzer – Lord Vansittart und die britische Kriegspropaganda gegen Deutschland 1939–1945, Stegen a. Ammersee.
- VERHAEREN, Émile (1915a): La Belgique Sanglante, Deuxième Édition, Paris (Nachdruck der Original-Edition bei: hachetteLivre, BnF, gallica).
- VERHAEREN, Emile (1915b): Belgium's Agony, translation and introduction by M. T. H. Sadler, Boston/New York.

- VEUILLOT, François (1915): *La Guerre aux Églises et aux Prêtres*, in: BAUDRILLART, Alfred, Mgr. (Hg.) (1915), *La Guerre Allemande et le Catholicisme*, Paris, S. 81–140.
- VIEHOFF, Heinrich, Professor und Director (Hg.) (1873): *Handbuch der deutschen National-literatur, Erster und Zweiter Theil (Dichter und Prosaiker von Haller bis auf die neueste Zeit, mit biographischen und anderen Erläuterungen)* – Ein Lesebuch für obere Classen höherer Lehranstalten und Freunde der deutschen Literatur, neunte Auflage, Braunschweig.
- VIELHAUER, Philipp (1975): *Geschichte der urchristlichen Literatur – Einleitung in das Neue Testament, die Apokryphen und die Apostolischen Väter*, Berlin/New York.
- VIERTTEL, Berthold (1926): Über Alfred Polgar, in: *Die Literarische Welt – Unabhängiges Organ für das deutsche Schrifttum*, hg. v. HAAS, Willy, 2. Jahrgang, Nr. 30 vom Freitag, 23. Juli 1926, Berlin, S. 5a–d.
- VISCHER, Friedrich Theodor [von] (1861): *Kritische Gänge, Neue Folge, Drittes Heft*, Stuttgart.
- VLOTEN, Johann van (1864): *Nederlandsche Geschiedzangen, naar Tijdsorde gerangschikt en Toegelicht, Eerste Bundel, 863–1572*, Nieuwe Uitgaaf, Amsterdam.
- VOEGELIN, Eric (1999): *Der Gottesmord – Zur Genese und Gestalt der modernen politischen Gnosis*, hg. u. eingel. v. OPITZ, Peter J., München.
- VOGELSANG, Carl Freiherr von (1886): *Gesammelte Aufsätze über socialpolitische und verwandte Themata, Bd. I (einzig erschienener Band)*, Augsburg.
- VOGT, Arnold (1984): *Religion im Krieg – Militärseelsorge zwischen Kriegsverherrlichung und Humanität. Eine militärgeschichtliche Studie*, Frankfurt a. M.
- VOGT, Martin (1994): „Illusionen als Zügel und kühle Beurteilung als Laster“ – Deutschlands „gute Gesellschaft“ im Ersten Weltkrieg, in: MICHALKA, Wolfgang (Hg.) (1994): *Der Erste Weltkrieg – Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München, S. 622–648.
- VOLKER, Reinhard (1915; Pseudonym für Justus Friedrich Reinhard Spitzner): *Der heilige Zorn – Kriegslieder*, Dresden.
- VOLKOV, Shulamit (2012): *Walther Rathenau – Ein jüdisches Leben in Deutschland 1867–1922*, München.
- VOLLMER, Jörg (2003): *Imaginäre Schlachtfelder – Kriegsliteratur in der Weimarer Republik. Eine literatursoziologische Untersuchung (Diss. Phil.)*, Berlin.
- VOLMERT, Johannes (1989): *Politische Rhetorik des Nationalsozialismus*, in: EHLICH, Konrad (Hg.) (1989): *Sprache im Faschismus*, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Nr. 760, Frankfurt a. M., S. 137–161.
- VOLTAIRE, François-Marie Arouet (1833): *Correspondence, Tome XVIII, Œuvres de Voltaire avec Préfaces, Avertissements, Notes, etc., par BEUCHOT, Adrien-Jean-Quentin (Hg.)*, Tome LXVIII, Paris.
- VONDUNG, Klaus (1980a): *Geschichte als Weltgericht – Genesis und Degradation einer Symbolik*, in: DERS. (Hg.) (1980): *Kriegserlebnis – Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen*, Göttingen, S. 62–84.
- VONDUNG, Klaus (1980b): *Propaganda oder Sinndeutung?*, in: s. vorigen Titel (1980), S. 11–37.
- VONDUNG, Klaus (1980c): *Zum internationalen und gesellschaftlichen Kontext apokalyptischer Deutungen des Ersten Weltkriegs*, in: s. vorigen Titel (1980), S. 85–89.
- VONDUNG, Klaus (1985): *Apokalyptische Erwartung – Zur Jugendrevolte in der deutschen Literatur zwischen 1910 und 1930*, in: KOEBNER, Thomas/JANZ, Rolf-Peter/TROMMLER, Frank (Hg.) (1985): *„Mit uns zieht die neue Zeit“ – Der Mythos Jugend*, edition suhrkamp Nr. 1229, Frankfurt a. M., S. 519–545.
- VORGRIMMER, Herbert (1980): *Hoffnung auf Vollendung – Aufriß der Eschatologie, Questiones Disputatae Band 90*, Freiburg/Basel/Wien.
- VORWERK, Dietrich (1914): *Hurra und Halleluja – Kriegslieder*, Schwerin i. Mecklb.

- VORWERK, Dietrich (1915a): „Heiliger Krieg – Kriegschoräle nach bekannten Melodien, Schwerin i. Mecklb.
- VORWERK, Dietrich (1915b): „Trutz Tod! Komm her, ich fürcht’ dich nit! – Kriegs- und Glaubenslieder, Schwerin i. Mecklb.
- VOß, Johann Heinrich (1867): Luise – Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen, Berlin.
- VOTHMANN, Johann Georg (1803/1805): Oekonomisch-praktischer Garten-Katechismus; oder kurze Anweisung zum oekonomischen Gartenbau in Frage und Antwort, Teil I–II, Leipzig.
- WACHSMANN, Ernst (Hg.) (1870/1871): Sammlung der Deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870, vier Hefte, Berlin.
- WACKERNAGEL, Karl Eduard Philipp, Oberlehrer an der städtischen Gewerbschule zu Berlin (Hg.) (1836): Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen, zweite, sehr vermehrte Ausgabe, Berlin.
- WADDELL, William Gillan, Prof./ROBBINS, Frank Egleston (1971): *The Aegyptiaca of Manetho / Ptolemy Tetrabiblos*, The Loeb Classical Library, reprint/London/Cambridge (Mass.).
- WAGNER, Kim A. (2017): *The Skull of Alum Bhag – The Life and Death of a Rebel of 1857*, London.
- WAGNER, Richard (1914, VII–IX): *Gesammelte Schriften und Dichtungen*, hg. v. KAPP, Julius, erste Auflage, Leipzig.
- WAGNER, Richard (1983): *Die Musikdramen*, dritte Auflage, dtv 2085, München.
- WAGNER, Richard (2008): *Oper und Drama*, hg. u. komm. v. KROPFINGER, Klaus, bibliographisch ergänzte Ausgabe, Reclam 8207, Stuttgart.
- WALSER, Martin (2015): *Unser Auschwitz – Auseinandersetzung mit der deutschen Schuld* (hg. und mit einem Nachwort versehen v. MEIER, Andreas), Reinbek bei Hamburg.
- WALTHER, Peter (Hg.) (2002): *Musen und Grazien in der Mark – 750 Jahre Literatur in Brandenburg. Ein historisches Schriftstellerlexikon*, Berlin.
- WANGEMANN, Hermann Theodor Dr. (1853): *Kurze Geschichte des evang[elischen] Kirchenliedes oder Wegweiser durch die guten alten oder neuern Gesangbücher mit besonderer Beziehung auf Bollhagens Gesangbuch*, Treptow a.d. Rega.
- WAPPLER, Klaus (1994): *Die Kirchenaustrittsbewegung bis zum Ersten Weltkrieg*, in: *Die Geschichte der evangelischen Kirche der Union – Ein Handbuch*, Bd. II (hg. v. GOETERS, J. F. Gerhard/ROGGE, Joachim), Leipzig, S. 428–439.
- WATZLAWICK, Paul (Hg.) (1981): *Die erfundene Wirklichkeit – Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben?, Beiträge zum Konstruktivismus*, München/Zürich.
- WAXWEILER, Emil (1915): *Die belgische Neutralität*, in: *Kriegshefte der Süddeutschen Monatshefte April 1915 bis September 1915*, hg. v. COSSMANN, Paul Nikolaus u. a., 12. Jahrgang, zweiter Band, Heft 7 vom April 1915, München, S. 94–96.
- WEBER, Andreas Paul (1977): *Kunst im Widerstand – Politische Zeichnungen seit 1929 zum Problem von Humanismus und Parteilichkeit*, hg. v. SCHARTEL, Werner, Berlin (West)/Hamburg.
- WEBER, Carolus Fridericus (1828): *Marci Annaei Lucani Pharsalis*, Volumen Primus, Leipzig.
- WEBER, Ernst (1991): *Lyrik der Befreiungskriege (1812–1815) – Gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung durch Literatur* (Germanistische Abhandlungen, Bd. 65), Stuttgart.
- WEBER, Hans Emil, D. Dr., o. Prof. der Theologie in Bonn (1914): *Historisch-kritische Schriftforschung und Bibelglaube – Ein Versuch zur theologischen Wissenschaftslehre*, Gütersloh.
- WEBER, [Ludwig] Lic. Theol. (Hg.) (1901): *Ansprachen für Evangelische Arbeiter-, Bürger-, Volks- und Männer-Vereine*, Gütersloh.
- WEBER, Robertus OSB (1969): *Biblia Sacra iuxta Vulgatam Versionem*, Tom. I (Genesis-Psalmi), Stuttgart.
- WEDDIGEN, Otto Dr. (1914): *Unser Seeheld Weddigen – Sein Leben und seine Taten dem deutschen Volke erzählt*, Berlin.

- WEGELEBEN, Siegfried (1921): *Das Felderlebnis – Eine Untersuchung seiner Entwicklung, seines Wesens und seiner Bedeutung für die Gegenwart*, Berlin.
- WEHLER, Hans-Ulrich (2006): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. III: Von der „deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849–1914, zweite, durchgesehene Auflage, München.
- WEHLER, Hans-Ulrich (2003): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. IV: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, zweite, durchgesehene Auflage, München.
- WEHR, Gerhard (1982): *Martin Buber, rororo bildmonographien*, Nr. 147, 33.–35. Tausend, Reinbek bei Hamburg.
- WEHRMANN, M. (1914): *Der Unterricht und der Krieg*, in: HOOFE, U. Prof. Dr. (Hg.) (1914): *Deutsches Philologen = Blatt – Korrespondenz = Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand*, Jg. 22, Nr. 42, Leipzig, Sp. 665a–b.
- WEIDEMANN, Heinrich, Lic. Dr., Landesbischof und Bremischer Staatsrat (Hg.) (1936): *Das Evangelium Johannes deutsch*, Bremen.
- WEIGEL, Sigrid (2011a): *Angelus Novus*, in: DINER, Dan (Hg. im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig) (2011): *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, Band 1 (A–Cl), Stuttgart/Wiemar, S. 94a–106b.
- WEIGEL, Sigrid (2011b): *Angelus Novus – Engel der Geschichte und Bote des Glücks*, www.fu-berlin.de/drehmomente.
- WEILING, Christoph (1998): *Die „Christlich-deutsche Bewegung“ – eine Studie zum konservativen Protestantismus in der Weimarer Republik*, Göttingen.
- WEINERT, Erich (1947): *Rufe in die Nacht – Gedichte aus der Fremde 1933 bis 1943*, Berlin.
- WEINHEIMER, Hermann (1908): *Religiöse Fragen der Gegenwart*, in: *Die Hilfe – Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst*, hg. v. NAUMANN, Friedrich, Jg. 14, Nr. 52 vom 27.12.1908, Berlin-Schönefeld, S. 849a–850a.
- WEISER, Artur (1977): *Das Buch Jeremia Kapitel 25, 15–52, 34*, in: *Das Alte Testament Deutsch – Neues Göttinger Bibelwerk*, hg. v. WEISER, Artur, Teilband 21, 6., durchgesehene Auflage, Göttingen.
- WEIßENFELS, Richard (1915): *Deutsche Kriegslieder und vaterländische Dichtung*, Göttingen.
- WEITBRECHT, Richard (1892): „Rembrandt als Erzieher“ – Eine Epistel, in: BRAUN, Otto (Hg.) (1892): *Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1892*, Stuttgart, S. 220–223.
- WEITENHAGEN, Holger (2015): „Hurra- und Halleluja-Rufe“ oder „Not und Kummer in tausendfacher Gestalt“? – Ein Exkurs zur Reaktion der evangelischen Kirchenpresse in der Rheinprovinz auf den Kriegsausbruch 1914, in: EBERLEIN, Hermann-Peter/MAGEN, Beate/MÜHLING, Andreas (Hg.): *Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes*, Jahrgang 64, Bonn, S. 227–234.
- WEITENHAGEN, Holger (2019): „Heimtücke“ oder Widerstand? – Die Instrumente von Justiz und NS-Dienststellen gegen Pfarrer der Bekennenden Kirche, in: EBERLEIN, Hermann-Peter/MAGEN, Beate/MÜHLING, Andreas (Hg.): *Jahrbuch für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes*, Jahrgang 68, Bonn, S. 229–249.
- WEIZSÄCKER, Viktor von (1967): *Pathosophie*, 2. Auflage, Göttingen.
- WELLHAUSEN, Julius (1907): *Erweiterungen und Änderungen im vierten Evangelium*, Berlin.
- WELZIG, Elisabeth (1997): *Die Bewältigung der Mitte – Ernst Manheim: Soziologie und Anthropologie*, Wien/Köln/Weimar.
- WERCKMEISTER, Otto Karl (1962): *Das Kunstwerk als Negation – Zur Kunsttheorie Theodor W. Adornos*, in: *Die Neue Rundschau*, Jahrgang 1962, hg. v. FISCHER, Gottfried Bermann/HIRSCH, Rudolf, Berlin/Frankfurt a. M., S. 111–130.
- WERFEL, Franz (1967): *Das lyrische Werk* (hg. v. KLARMANN, Adolf D.), Frankfurt a. M.

- WERNICKE, Carl, Dr., Oberlehrer an der Königlichen Elisabethschule zu Berlin (1857, III, 2): Die Geschichte der Welt, Dritter Theil: Die Geschichte der Neuzeit, Dritter Theil, Zweite Abtheilung, Berlin.
- WERNICKE, Carl, Professor Dr. (1872, V, 1): Die Geschichte der Welt, Fünfter Theil: Die Geschichte der neuesten Zeit, Erste Abtheilung, fünfte Auflage, Berlin.
- WERTHEIMER, Max (1921): Neue Forschungen zur Entstehung des Christentums, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1921): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, XIII. Jahrgang, Heft 4 (Juli), Jena, S. 320–323.
- WESSEL, J., Pfarrer (1917): Kriessunglück und Seelsorgetrost, in: Theologie und Glaube – Zeitschrift für den katholischen Klerus (hg. v. PETERS, Norbert u. a.), Neunter Jahrgang, Paderborn, S. 97–106.
- WESTARP, Kuno Graf von (1935): Konservative Politik im letzten Jahrzehnt des Kaiserreiches, Bd. II (1914–1918), Berlin.
- WESTERHOFF, Christian (2014): Einblick in das „Seelenleben“ der Soldaten – Kriegszeitungen der Jahre 1914–1918 in der Bibliothek für Zeitgeschichte, in: Portal Militärgeschichte, Arbeitskreis Militärgeschichte e. V., Bern.
- WETZEL, D. [Karl] F[riedrich] G[ottlob] (1815): Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achtzehnhundert Dreyzehn – Vierzig Lieder nebst Anhang, Leipzig und Altenburg.
- WETZEL, Karl Friedrich Gottlob (1838): Gesammelte Gedichte und Nachlaß (hg. v. FUNCK, Zacharias=Carl Friedrich Kunz), Leipzig.
- WHITMAN, Sidney (Ed., Intr.) (1914): The War on German Trade – Hints for a Plan of Campaign, Ammunition for Civilians-II., London.
- WICHELHAUS, Manfred/STOCK, Alex (1981): Bildtheologie und Bilddidaktik – Studien zur religiösen Bildwelt, Düsseldorf.
- WICHERN, Johann Hinrich (1849): Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche – eine Denkschrift an die deutsche Nation, im Auftrage des Centralausschusses für die innere Mission, zweite Auflage, Hamburg.
- WIEDE, Wiebke (2011): Rasse im Buch – Antisemitische und rassistische Publikationen in Verlagsprogrammen der Weimarer Republik, in: Ordnungssysteme, Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 34, München.
- WIEGAND, Dietmar (1998): Biogramm zu Karl Arper, in: SEIDEL, Thomas A. (Hg.): Thüringer Gratwanderungen – Beiträge zur fünfundsiebzigjährigen Geschichte der evangelischen Landeskirche Thüringens, Leipzig, S. 265.
- WIEGAND, Dietmar (2000): Biogramm zu Karl Gotthilf Arper, in: MARWINSKI, Felicitas (Hg.) (2000): Lebenswege in Thüringen – Thüringer Biographisches Lexikon (erste Sammlung), Weimar, S. 6–8.
- WIEGAND, Dietmar/BÖHM, Susanne (2001): Liturgisch und sozial – Zur Frömmigkeit von Kirchenrat D. Karl Arper (1864–1936), in: GRAF, Gerhard/HASSE, Hans-Peter/HEIN, Markus/RICHTER, Matthias/SEIDEL, Thomas A./WIEGAND, Dietmar (Hg.): VESTIGIA PIETATIS – Studien zur Geschichte der Frömmigkeit in Thüringen und Sachsen, Leipzig, S. 227–247.
- WIEGAND, Wilfried (1982): Pablo Picasso in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, rowohlts monographien Nr. 205, hg. v. KUSENBERG, Kurt, 41.–44. Tausend, Reinbek bei Hamburg.
- WIESE, Benno von (1935): Jean Paul als Dichter des deutschen Volkstums, in: Zeitschrift für Deutschkunde, Jg. 49 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, hg. v. FRICKE, Gerhard/HOFSTAETTER, Walther/LINDEN, Walther/VANSELOW, Max (1935) (Hg.), Leipzig und Berlin, S. 673–687.
- WIESE, Benno von (1967): Die deutsche Novelle von Goethe bis Kafka – Interpretationen I, 35.–40. Tausend, Düsseldorf.

- WIESE, Leopold von (1917): *Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft*, Berlin.
- WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Ulrich von (1901): *Reden und Vorträge*, Berlin.
- WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Ulrich von (1904): *Griechische Tragödien*, Bd. II, Berlin.
- WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, Ulrich von (1915): *Krieges Anfang*, in: *Deutsche Reden in schwerer Zeit*, Bd. I (hg. v. d. Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für völkertümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern), zweite Auflage, Berlin, S. 3–14.
- WILDE, Oscar (1891): *The Picture of Dorian Gray* (überarbeitete und erweiterte Fassung mit 20 Kapiteln), London.
- WILHELM, Kronprinz (1923): *Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf*, Berlin.
- WILHELM II. (1922): *Ereignisse und Gestalten 1878–1918*, Leipzig/Berlin.
- WILLKOMM, Martin (Hg.) (1915): *Lutherworte über den Krieg*, in: *Lutherheft* Nr. 45, 9. Auflage, Zwickau (Sachsen).
- WINDEGG, Walter Eggert (Hg.) (1915): *Der deutsche Krieg in Dichtungen*, München.
- WINDELBAND, Wilhelm/HEIMSOETH, Heinz (1976): *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie*, 16. Auflage, Tübingen.
- WINDISCH, Hans (1915): *Leben und Lehre Jesu*, in: BOUSSET, Wilhelm D./HEITMÜLLER, Wilhelm D. (Hg.): *Theologische Rundschau*, Jg. 18, Tübingen, S. 331–349.
- WINDISCH, Hans (1916): *Leben und Lehre Jesu*, in: BOUSSET, Wilhelm D./HEITMÜLLER, Wilhelm D. (Hg.): *Theologische Rundschau*, Jg. 19, Tübingen, S. 283–293.
- WINDISCH, Hans (1917): *Leben und Lehre Jesu*, in: BOUSSET, Wilhelm D./HEITMÜLLER, Wilhelm D. (Hg.): *Theologische Rundschau*, Jg. 20, Tübingen, S. 305–315.
- WINGERTZAHN, Christof (Hg.) (2018): *Karl Philipp Moritz – Schriften zur Ästhetik, Nachwort*, Reclam 19519, Stuttgart, S. 123–198.
- WINNIG, August (1930 [1933]): *Vom Proletariat zum Arbeitertum*, Sonderausgabe (mit dem Nachtrag „Nach drei Jahren“, 1933), 40. Tausend, Hamburg.
- WINTERBERG, Yury und Sonya (2014): *Kleine Hände im großen Krieg – Kinderschicksale im Ersten Weltkrieg*, Berlin.
- WISTRICH, Robert S. (1999): *Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs I.*, Wien/Köln/Weimar.
- WITKOP, Philipp (1915): *Der deutsche Unterricht*, in: FOERSTER/HELLMERS/HÖNN u. a. (Hg.) (1915): *Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule*, Gotha, S. 53–67.
- WITKOP, Philipp (Hg.) (1928): *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, München.
- WITTENBERG, Andreas F. (2009): *Die deutschen Gesang und Gebetbücher für Soldaten und ihre Lieder* (Mainzer hymnologische Studien, Bd. 23, hg. v. KURZKE, Hermann), Tübingen.
- WITTGENSTEIN, Ludwig (1984): *Tractatus logico-philosophicus / Tagebücher 1914–1916 / Philosophische Untersuchungen, Werkausgabe Band 1*, suhrkamp taschenbuch wissenschaft Nr. 501, erste Auflage, Frankfurt a. M.
- WITTSACK, Richard, Dr. (Hg.) (1936): *Echtermeyer – Auswahl deutscher Gedichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*, neugestaltet, mit 32 Bildern, 48. Auflage (352.–360. Tausend), Halle (Saale)/Berlin.
- WLOSOK, Antonie (1960): *Laktanz und die philosophische Gnosis*, Heidelberg.
- WÖRNER-HEIL, Ortrud (2010): *Adelige Frauen als Pionierinnen der Berufsbildung – Die ländliche Hauswirtschaft und der Reifensteiner Verband*, kassel university press, Kassel.
- WOLBERT, Klaus (1986): *Die Nackten und die Toten des „Dritten Reiches“ – Folgen einer politischen Geschichte des Körpers in der Plastik des deutschen Faschismus*, Gießen.
- WOLFSBERG, Oskar (1923): *Messianismus*, in: DIEDERICH, Eugen (Hg.) (1923): „die Tat“ – Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur, 15. Jahrgang, Heft 5 (August), Jena, S. 344–347.

- WOLFF, Ludwig (1935): Germanisches Frühchristentum im Heliand, in: Zeitschrift für Deutschkunde 1935, Jg. 49 der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“, hg. v. FRICKE, Gerhard/HOFSTAETTER, Walther/LINDEN, Walther/VANSELOW, Max, Leipzig und Berlin, S. 37–54.
- WORDSWORTH, William D.C.L., Poet Laureate etc. etc. (1845): The Poems, A New Edition, London (1847), S. 24–53; deutsch von: FISCHER, Hermann (1992): Die Grenzgänger – Eine Tragödie, Studien zur englischen Romantik, Bd. 5 (hg. v. GASSENMEIER, Michael/PLATZ, Norbert H.), Essen.
- WREDE, William (1969): Das Messiasgeheimnis in den Evangelien – Zugleich ein Beitrag zum Verständnis des Markusevangeliums, vierte, unveränderte Auflage, Göttingen.
- WRIGHT, Georg Henrik von (1955): Ludwig Wittgenstein – A biographical sketch, in: The Philosophical Review, Vol. 64, No. 4, Oct. 1955, Ithaca / N.Y., S. 527–545.
- WÜRTHWEIN, Ernst (1988): Der Text des Alten Testaments – Eine Einführung in die Biblia Hebraica, fünfte, neubearbeitete Auflage, Stuttgart.
- WUESSING, Fritz (1925): Geschichte des deutschen Volkes vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart – Ein sozial-psychologischer Versuch, dritte, erweiterte Auflage, Berlin.
- WULF, Peter (2011): Vom Konservativen zum Widerständler – Wilhelm Ahlmann (1895–1944). Eine biografische Skizze, in: BENZ, Wolfgang u. a. (Hg.) (2011): Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Jg. 59, Heft 1, 2011, Berlin, S. 5–26.
- WUSTMANN, Rudolf (1915): Der Geschichtsunterricht, in: FOERSTER/HELLMERS/HÖNN u. a. (Hg.) (1915): Der Weltkrieg im Unterricht – Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule, Gotha, S. 68–87.
- WUTTKE, Heinrich (1875): Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung – Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens, zweite[,] bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage, Leipzig.
- WYCHGRAM, Jakob, Prof. Dr., Schulrat (1912): Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte, Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Lieferung 56, vierzehnte Auflage, Bielefeld/Leipzig.
- XENOPHON (1962): Peri Hippikes / Hipparchikos (Über Reitkunst / Der Reiteroberst) – Zwei hippologische Lehrbücher der Antike, hg. u. übers. v. KELLER, Reinhard, Dr., Heidenheim.
- YUN, Mi-Ae (2000): Walter Benjamin als Zeitgenosse Bertolt Brechts – Eine paradoxe Beziehung zwischen Nähe und Ferne, Diss. Phil., Palaestra Band 309, hg. v. TURK, Horst, Göttingen.
- ZACH, Franz, Dr. (1913): Das religiöse Sehnen und Suchen unserer Zeit, in: Ideal und Leben – Eine Sammlung ethischer Kulturfragen, hg. v. KLUG, Ignaz Dr., Bd. II, Paderborn und Würzburg.
- ZAHN, [Johann Kleophas] Adolph Dr. theol. (1871): Zur Erinnerung an eine große Zeit – Predigten gehalten im Dom und in St. Moritz zu Halle während des Krieges 1870, Halle.
- ZAHN, Johannes (1889): Die Melodien der deutschen Evangelischen Kirchenlieder, Erster Band, Gütersloh.
- ZECH, Paul (1919): Das Grab der Welt – Eine Passion wider den Krieg auf Erden, Hamburg/Berlin.
- ZEDLER, Johann Heinrich/LUDEWIG, Johann Peter von/LUDOVICI, Carl Günther (Hg.) (1749): Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste etc. etc. etc., Zwey und Sechzigster Band, Zeu-Zi., Halle/Leipzig, col. 663–670 („Zierrath“).
- ZEDLITZ-TRÜTZSCHLER, Robert Graf von (1924): Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof – Aufzeichnungen, 14.–16. Auflage, Stuttgart.
- ZEHRER, Eva-Maria (1995): Artur Dinters Beitrag zur Diskussion über die Funktion der Religion in einem nationalsozialistischen Staat im Jahre 1928, in: MEHLHAUSEN, Joachim (Hg.):

- ... und über Barmen hinaus – Festschrift für Carsten Nicolaisen zum 4. April 1994, Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte (hg. v. MEHLHAUSEN, Joachim/SIEGELE-WENSCHKEWITZ, Leonore), Reihe B: Darstellungen, Bd. 23, Göttingen, S. 112–125.
- ZELLER, Eberhard (1965): Geist der Freiheit – Der zwanzigste Juli, Berlin/Darmstadt/Wien.
- ZENER, Erich (1994): Ein Gott der Rache? Feindpsalmen verstehen, zweite Auflage, Freiburg i. Brsg./Basel/Wien.
- ZERKAULEN, Heinrich (1933): Jugend von Langemarck – Ein Schauspiel in drei Akten und einem Nachspiel, Leipzig.
- ZEYONS, Serge (1976): Le Roman-Photo de la Grande Guerre – Les Cartes Postales „Bleu-Horizon“, Paris.
- ZIEGLER Konrat (Hg.) (1969): Plutarchi Vitae Parallelae, Vol. I, Fasc. 1, Leipzig.
- ZIEGLER, Konrat (Hg.) (1971): Plutarchi Vitae Parallelae, Vol. III, Fasc. 1, Leipzig.
- ZIEGLER, Leopold (1915): Des Sieges Bürgschaft, in: Frankfurter Zeitung und Handelsblatt (begr. v. SONNEMANN, Leopold), Jg. 59, Ausgabe vom Sonntag, dem 10. Januar 1915, Frankfurt, S. 1, Sp. 1–4.
- ZIEGLER, Theobald (1914): Zehn Gebote einer Kriegspädagogik, in: HOOFE, August, Professor, Dr. (Hg.) (1914): Deutsches Philologen = Blatt – Korrespondenz = Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand, Jg. 22, Nr. 36, Leipzig, Sp. 594a–b.
- ZIEGLER, Wilhelm (1933): Versailles – Die Geschichte eines mißglückten Friedens, Hamburg.
- ZIESE, Maxim/ZIESE-BERINGER, Hermann (1930): Der Soldat von Gegeneuer, Berlin.
- ZIESKE, Lothar (2013): Humanismus und Nationalgefühl / Nationalismus im Ersten Weltkrieg – Ein Diskurs exemplarisch dargestellt anhand von Beiträgen aus der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ 1914–1917, in: ZIMMERMANN, Bernhard (Hg.): Forum Classicum – Zeitschrift für die Fächer Latein und Griechisch an Schulen und Universitäten, Jahrgang 57, Heft 4, Bamberg, S. 14–31.
- ZIFFERER, Paul (1917): „Die Eleganz als Weltanschauung“, in: VELHAGEN u. KLASINGS Kriegs-Almanach 1917, Berlin/Bielefeld/Leipzig/Wien, S. 127–146.
- ZIMMER, Hasko (1971): Auf dem Altar des Vaterlands – Religion und Patriotismus in der deutschen Kriegslyrik des 19. Jahrhunderts, Frankfurt.
- ZIMMERLI, Walther (1979): Ezechiel, 1. Teilband: Ezechiel 1–24, (Biblischer Kommentar Altes Testament Band XIII, 1), 2., verbesserte, durch ein neues Vorwort und einen Literaturnachtrag erweiterte Auflage, Neukirchen-Vluyn.
- ZIMMERMANN, Max Georg, Prof. Dr. (1915): Das Eiserne Kreuz 1813 bis 1914 – Seine Stiftung und Bestimmung, in: BOERSCHEL, Ernst (Hg.) (1915): Unser Eisernes Kreuz – Ein deutsches Heldenbuch, Berlin/Heidelberg, S. 3–13.
- ZIMMERMANN, Moshe (2016): Die Kriegsbegeisterung der deutschen Zionisten, in: BRITTNACHER, Hans Richard/VON DER LÜHE, Irmela (Hg.) (2016): Kriegstaumel und Pazifismus – Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg, Berliner Beiträge zur Literatur und Kulturgeschichte, hg. v. VON DER LÜHE, Irmela/HART, Gail Kathleen, Bd. 19, Frankfurt a. M., S. 333–349.
- ZITTEL, Claus (2000): Das ästhetische Kalkül von Nietzsches *Also sprach Zarathustra*, Würzburg.
- ZÖLLER, Günter (2010): Fichte und das Problem der Metaphysik, in: Fichte Studien – The Journal of the International Johann-Gottlieb-Fichte-Society, Nr. 35: Wissen, Freiheit, Geschichte – Die Philosophie Fichtes im 19. und 20. Jahrhundert (hg. v. IVALDO, Marco/TRAUB, Hartmut), Amsterdam/New York NY, S. 13–41.
- ZUCKER, Friedrich, o. ö. Professor der Klassischen Philologie (1934): Klassisches Altertum und deutsche Bildung – Vortrag gehalten am 18. Juli 1933 vor der Philologischen Fachschaft der Universität Jena, in: „Student und Leben“ (hg. v. FASCHER, Erich, Prof. Dr.), Neue Folge Heft 1, Jena.

- ZUCKMAYER, Carl (2004): *Geheimreport* (hg. v. NICKEL, Gunther/SCHRÖN, Johanna), dtv 13189, München.
- ZUCKMAYER, Carl (2006): *Als wär's ein Stück von mir – Horen der Freundschaft*, Limitierte Sonderausgabe, Fischer Nr. 17208, Frankfurt a. M.
- ZWEIG, Arnold (1963): *Junge Frau von 1914 – Roman*, Ausgewählte Werke in Einzelausgaben, Bd. II, Berlin.
- ZWEIG, Stefan (1921): *Romain Rolland – Der Mann und das Werk*, Frankfurt a. M.
- ZWEIG, Stefan (1922): *Jeremia – Eine dramatische Dichtung in neun Bildern*, Leipzig.
- ZWEIG, Stefan (1927): *Erinnerungen an Émile Verhaeren* (Nr. 32 der 440 nummerierten Exemplare), Leipzig.
- ZWEIG, Stefan (1998): *Briefe 1914–1919*, hg. v. BECK, Knut/BERLIN, Jeffrey B./WESCHENBACH-FEGGELER, Natascha, Frankfurt a. M.
- ZWEIG, Stefan (2013): *Die Welt von gestern – Erinnerungen eines Europäers*, Köln.

Abbildungsnachweis

- Abbildung 1: Joseph Faverot (1862–1915): „Comme il est avec eux“, Januar 1915; Graphik 1. Weltkrieg abgedruckt bei ZIESE/ZIESE-BERINGER (1930), S. 45 (© Frundsberg-Verlag GmbH, Berlin, 1929).
- Abbildung 2: Max Slevogt (1868–1932): „Kunst und Künstler im Kriege“, 1915, Graphik 1. Weltkrieg abgedruckt bei SCHEFFLER, Karl (Hg.) (1915): © Kunst und Künstler – Illustrierte Monatshefte für bildende Kunst und Kunstgewerbe, Jg. 13, Heft 7 (April), Berlin, S. 335.
- Abbildung 3: Louis Raemaekers (1869–1956): „They bowed the knee before Him“ Bildzitat aus RAEMAEKERS (1919, II), S. 52 f (© The Century Co., New York, 1919). Trotz umfangreicher Recherchen ist es nicht gelungen, den derzeitigen Rechtsinhaber, bzw. -nachfolger zu ermitteln. Die Abbildung wurde nach bestem Wissen als Bildzitat aufgenommen – nicht als Illustration, sondern als notwendige Erläuterung des Textes.
- Abbildung 4: Feldpostkarte: „Im Schützengraben“, Postkarte 1. Weltkrieg; erschienen bei Wähler & Schwarz, Lithographische Kunstanstalt, Inh. L. Messing, Stuttgart, 1915; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 5: Darstellung einer Ritterschlag-Zeremonie aus dem Pontificale Romanum, Pars Secunda; erschienen bei H. Dessain, Succesor P. J. Hanicq, Mecheln, 1862, S. 284.
- Abbildung 6: „Route de Belgique après la bataille“ – Carte Postale, Erster Weltkrieg, von Paris aus abgesandt am 16.10.1914; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn).
- Abbildung 7: Pfarrer Theodor Krummacher (1915); Photo (16 × 11 cm) Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 8: Vorderer Teil des Lucanischen Familiengrabes auf dem Bornstedter Friedhof in Sanssouci/Potsdam, mit den Grabsteinen der Familie Krummacher. Photo (2017); Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 9: Ellen Richter (1915) als Konfirmandin mit Stiftstracht und Brosche der Kaiserin Augusta-Stiftung. Photo (10 × 6,5 cm) Privatbesitz (© Caroline Eschweiler, Dreieich-Buchschlag).
- Abbildung 10: Postkarte, Vorderseite; Gebäude der Kaiserin Augusta-Stiftung Privatbesitz (© Caroline Eschweiler, Dreieich-Buchschlag).
- Abbildung 11: Das dem Zeitungsausschnitt vom Sonntag, dem 25. Mai 1913 beigegebene Photo; Original; Privatbesitz (© Caroline Eschweiler, Dreieich-Buchschlag).
- Abbildung 12: Postkarte 1913: „Die Herzoglich-Cumberland'sche Familie mit der Kaiserin“, erschienen bei Verlag von Gustav Liersch & Co., Berlin SW 48; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 13: Postkarte 1913 Rückseite von Abbildung 12; Poststempel Neuwied vom 27. Mai 1913; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).

- Abbildung 14: Vorsatzblatt zum Buch von Thomas a Kempis „Vier Bücher von der Nachfolge Christi“, (Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung, Reutlingen, 10. Auflage, 1906) mit dem Namen Ellen Richters, ihres Konfirmationsspruchs (Röm. 12, 12) und der eigenhändigen Unterschrift der Kaiserin Auguste Viktoria; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 15: Avis des Majors von Mehring vom 27. September 1914 zur Zerstörung der nord-französisch-flandrischen Stadt Orchies.
Trotz umfangreicher Recherchen ist es zu diesem Plakat nicht gelungen, Rechtsinhaber, bzw. -nachfolger zu ermitteln. Das Photo wurde nach bestem Wissen als Bildzitat aufgenommen – nicht als Illustration, sondern als notwendige Erläuterung des Textes.
- Abbildung 16: Seite 94–95 des Konfirmandenheftes (46. Stunde); Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 17: „Neu-Geographie“, 1915
© Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück, Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, www.bildpostkarten.uos.de. Album 13.3 („Kriegspropaganda“), Bild Nr. 73/169 (Abdruck mit freundlicher Genehmigung).
- Abbildung 18: „Le Partage d'Allemagne – L'Échéance de Demain“, Postkarte 1. Weltkrieg; Privatbesitz; erschienen im Kunstverlag F. Astholz Jun., Hannover, o. J.
(© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 19: „Fritz Lehmann und Rosa Zenoch – Die Jüngsten der Jugend im heiligen Krieg“, Postkarte 1. Weltkrieg, 1914; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 20: Seite 108–109 des Tagebuches von Ellen Richter; Privatbesitz;
© Caroline Eschweiler, Dreieich-Buchschlag.
- Abbildung 21: „Muß I denn, muß I denn zum Städte hinaus“;
© Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück, Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, www.bildpostkarten.uos.de; Album 13.4.1 („Volkslieder im Krieg“), Bild Nr. 100/19; Abdruck mit freundlicher Genehmigung.
- Abbildung 22: „Ehr' und Preis' unseren Frauen! 1914–1916, Postkarte 1. Weltkrieg, Poststempel: Cöln, 8.1.17 3–4 N, 11; keine editorischen Angaben; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 23: „Sei getreu bis in den Tod“;
© Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück, Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, www.bildpostkarten.uos.de; Album 15.1 („Beten und Hoffen“), Bild Nr. 84/114; Abdruck mit freundlicher Genehmigung.
- Abbildung 24: „Denn Dein ist das Reich“, Postkarte 1. Weltkrieg; erschienen bei Carl A. E. Schmidt, Dresden 1914); Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 25: „Das Reich sie sollen lassen stahn!“, Postkarte 1. Weltkrieg; erschienen bei Albert Oesterreicher, Leipzig, 1914; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 26: „Ein deutscher Gruß aus Essen“;
© Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück, Sammlung Prof. Dr. Sabine Giesbrecht, www.bildpostkarten.uos.de; Album 14.3 („Artillerie und Firma Krupp/Essen“), Bild Nr. 25/152; Abdruck mit freundlicher Genehmigung.
- Abbildung 27: „Die ‚faule Grete‘ und die ‚fleissige Berta‘“;
© Historische Bildpostkarten – Universität Osnabrück, Sammlung Prof. Dr.

- Sabine Giesbrecht, www.bildpostkarten.uos.de; Album 14.3 („Artillerie und Firma Krupp/Essen“), Bild Nr. 38/152; Abdruck mit freundlicher Genehmigung.
- Abbildung 28: „Die Wirkung unserer 42 Zentimeter-Belagerungsmörser auf einen Panzerturm des belgischen Forts Loucin“, Kriegspostkarte 1. Weltkrieg, Poststempel vom 7.3.1915; erschienen bei „Oetker Marmeladen“; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 29: Titelblatt der Broschüre von Dietrich Vorwerk: Heiliger Krieg – Kriegschoräle nach bekannten Melodien; Verlag von Friedrich Bahn, Hofbuchhändler, Schwerin, 1915; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 30: Jesus als „Heerkönig“ und der Krieg als „Gottesknecht“; Seite 15 der Broschüre von Dietrich Vorwerk, Heiliger Krieg – Kriegschoräle nach bekannten Melodien, Schwerin, 1915.
- Abbildung 31: S. 1 des Lied-Anhangs „Lieder für die Kriegszeit“ zum Sächsisch-Coburg'schen Gesangbuch, Ende 1914; erschienen bei Julius Völker, Scheuerfeld, S[achsen]-C[oburg]; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 32: Plakat (32,5 × 41,5 cm): Bilder aus dem Deutsch = französischen Krieg 1870, Nr. 2: Die Schlacht bei Wörth am 6. August 1870; Schnellpressendruck von F. Neubürger jun. in Dessau, Verlag von Hugo Kastner in Berlin; Originaldruck; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 33: „Vers la Victoire“, Postkarte 1. Weltkrieg; erschienen bei Galerie Patriotique, A. N. Editeur, Paris, 1915; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 34: „Confiance – Pour le Retour [d'Alsace] ... Pour la Victoire [de France] ...“ (C. Ravot. Pinxit.) Postkarte 1. Weltkrieg; erschienen bei Carrier, Boulevard Montparnasse, 38, Paris, 1916; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 35: Napoleon Bonaparte als Tricolore-Wickelkind in den Armen des Satans; Originaldruck von 1815; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 36: „Die englische Zivilisation bei der Arbeit“ – Französische Karikatur von Gustave Doré auf die englischen Greuel in Indien [Ursprünglicher Titel: „Massacre des Anglais par les Indous révoltés“, Decembre 1857], Beilage zu Eduard Fuchs: „Der Weltkrieg in der Karikatur“, Albert Langen, München, 1916; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 37: „Die geheimnisvollen Einschnitte in der Deutschen Eiche – Wann endet der Weltkrieg?“, Postkarte 1. Weltkrieg; erschienen bei Nölting's Druckerei, Hamburg, 1915; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 38: „Das feindliche Hauptquartier – Die Tripleentente in Nöten.“ Kriegspostkarte 1. Weltkrieg; keine editorischen Angaben; Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 39: Familie Krummacher an der Vorderseite des Pfarrhauses, Potsdam, Große Weinmeisterstraße 49; Archiv-Photo um 1925 (?); Privatbesitz (© Sammlung Friedrich Erich Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 40: Wilhelm Ahlmann 1915 kurz vor seiner Verwundung in Kurland; Privatphoto; Privatbesitz (© Caroline Eschweiler, Dreieich-Buchschlag).

- Abbildung 41: Ellen Rhodius' handschriftlicher Eintrag in das mit „W. A.“ betitelte Gedichtheft von 1944
Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 42: Ellen Rhodius, geb. Richter, gegen Ende der 1940er Jahre; Privatphoto;
Privatbesitz (© Oda und Reinhard von Horstig, Garbsen).
- Abbildung 43: Wilhelm Ahlmann, zu Anfang der 1940er Jahre, Burgbrohl; Privatphoto;
Privatbesitz (© Caroline Eschweiler, Dreieich-Buchschlag).
- Abbildung 44: „v. Heydebrand: Dieser Erzherzog starb uns wirklich sehr gelegen!“
Karikatur im „Vorwärts – Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands“, Nr. 181, 31. Jg., Montagsausgabe, 6. Juli 1914, S. 3 (Beilage des © „Vorwärts“ Berliner Volksblatt).
- Abbildung 45: Ernst Ludwig Kirchner: Der Verkauf des Schattens (1915), unsignierter Nachdruck des ersten Holzschnittes aus dem Zyklus „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“;
Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide)
- Abbildung 46: „Zerschossenes Kreuz auf der Straße von Saarburg i. L. nach Bühl in der Schlacht am 20. August 1914; Postkarte 1. Weltkrieg, Edm. Mohr, Buchhandlung, Saarburg i. L.;
Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 47: Marcel Noll/André Breton/Max Morise: Cadavre exquis, publiziert in der Zeitschrift © La Révolution Surréaliste; Troisième année, N^{os} 9–10, Paris, 1927, S. 44a; Mine de plomb et crayons de couleur, 22 × 16,5 cm; trotz umfangreicher Recherchen ist es nicht gelungen, den derzeitigen Rechtsinhaber, bzw. -nachfolger zu ermitteln. Die Abbildung wurde nach bestem Wissen als Bildzitat aufgenommen – nicht als Illustration, sondern als notwendige Erläuterung des Textes.
- Abbildung 48: Seite 32–33 des Konfirmandenheftes von Ellen Richter (15. Stunde);
Privatbesitz (© Sammlung Friedrich E. Dobberahn, Südheide).
- Abbildung 49: Sasha Kurmaz „The Temple of Transfiguration“, im März 2022 öffentlich ausgestellt vor der Akademie der Künste, Hanseatenweg 10, 10557 Berlin-Tiergarten. Photographien der Installation erschienen in mehreren Tageszeitungen (z. B. Ingeborg RUTHE, „Putins Popen“, in: Berliner Zeitung vom Freitag, 18.03.2022, Nr. 64 HA, 78. Jahrgang). Privatphoto © Wilhelm Dyckerhoff, Berlin, 2022.
- Abbildung 50: „die Ausschüttung des heiligen Geistes“ – Blatt Nr. 9 der Mappe „Hintergrund“ von George Grosz (1893–1959) für die „Schwejk“-Aufführung bei Piscator, 1927; © Malik-Verlag (bis 1947). Das Bild zeigt einen Kriegsprediger auf der Kanzel, dessen Worte als Granaten, Bajonette und Kanonen dargestellt sind. – Trotz umfangreicher Recherchen ist es nicht gelungen, den derzeitigen Rechtsinhaber, bzw. -nachfolger zu ermitteln. Die Abbildung wurde nach bestem Wissen als Bildzitat aufgenommen – nicht als Illustration, sondern als notwendige Erläuterung des Textes.

Namensregister (Auswahl)

A

About, Edmond François Valentin 229.
 Abraham (Erzvater) 498.501 f.
 687.694.792.913.1008.1115 f.
 Achelis, Johann Daniel 660.666.1099 ff.1104.
 Adorno, Theodor Wiesengrund 35 f.43.
 56.67.364.703.710.713 f.
 Ahlmann, Wilhelm 74.172.185.366.374.
 658 ff.
 Aischylos 682.
 Al-Ṭaha, Rawḍa 771.
 Alife, Rainulf von 142.157
 Allier, Raoul 711.
 Althaus, Paul 45.264.273.457.739 f.760.
 Andersen, Hans Christian 714.
 Antiochus IV. Epiphanes 475.507
 Anton, Karl 640.643.
 Apollinaire, Guillaume 732.
 Arends, Wilhelm Erasmus 418.
 Aristophanes 47.53.70.75.746 f.816.
 Arndt, Ernst Moritz 46.54.63 f.
 125.143.147.149.156.195.239 f.241 f.
 247.249.256 f.262.264 ff.268.275 f.
 288.290.310 ff.319 f.323 f.390 ff.405 f.
 408.412 ff.433 ff.446 f.466.470.493.512 ff.
 516.525 ff.532.558.579.589 f.643.648.
 722.726.
 Arper, Karl Gotthilf 95.123.136.143.322.
 394 ff.406ff.412 ff.429.433 f.437 ff.
 442.449 ff.453.455.467.469.505 f.
 509.593.639 ff.643.649.689.691.
 Assmann, Hugo 56.820.1146.
 Assurnasirpal II. 214.
 Auguste Victoria (deutsche Kaiserin) 184 f.
 193.201.259 f.382.452.654 f.789.
 Augustin (Kirchenvater)
 105.216.304.431.452.710.
 Aulard, François-Alphonse 724 f.
 Avenarius, Ferdinand 244.562.623.
 Axenfeld, Karl 282.

B

Bab, Julius 117.384.482.536.
 Babut, Charles-Edmond 282.921.
 Bachmann, Ingeborg 114.117.681.699.
 Baeck, Leo 73.506 ff.
 Balzac, Honoré de 564.575 f.714.
 Barion, Hans 661.1101.
 Barnardiston, Nathaniel Walter 1054.
 Barth, Karl 202.250.650.698 f.
 732.736.742.744 f.
 Barthel, Max 570.622.
 Battisti, Cesare 33 f.808 f.
 Bauch, Bruno 68.826.913
 Baudelaire, Charles 38.42 f.102.160.
 241.358.485.
 Bauer, Bruno 313.
 Bauer, Elvira 565.
 Bauer, Fritz 56.
 Baumgarten, Otto 69.93.208.253.394.396.
 398 f.401.408.419 f.566.689.691.694.
 Bayet, Albert 724.
 Bebel, August 313.452.518.537.550.573.
 Becker, Ludwig 585 f.
 Becker, Willy 335.
 Béguelin, Amalie von 515.
 Benedetti, Vincent, Le Comte 219.524.
 Benedikt XV. 255.283.
 Benjamin, Walter Bendix Schoenflies 37.39.
 44.48.75.105.121.298.561.636 f.747 ff.
 Benn, Gottfried 658.663.
 Berchtold, Leopold von, Graf 708.
 Berdyczewski, Micha Josef (= Bin Gorion,
 Micha Josef) 476 f.481.488.
 Berger, Kurt 70.681.703.
 Bergmann, Samuel Hugo 476.481.
 Bergson, Henri 520.
 Bérillon, Edgar 246 f.
 Bernhardi, Friedrich von 270.286.554.
 Best, Werner 345.
 Bestmann, Hugo Johannes 317.
 Bethmann-Hollweg, Theobald von
 210.419.537.585.

- Betcke, Werner 414.
 Bewer, Max 269.441.
 Bierbaum, Otto Julius 43.
 Biese, Alfred 300.
 Bin Gorion, Micha Josef s. Berdyczewski.
 Binde, Fritz 315.
 Binding, Rudolf Georg
 154.161.163.167.273.346.367.380 f.
 620.625.
 Birnbaum, Uriel 574.
 Birnbeck, Josef 431.
 Bischoff, Diedrich 580.
 Bismarck, Otto von, Fürst 51.54.148.197 ff.
 204.219.249 f.317.324.335.343.411 f.515.
 519 f.525 f.530.533.547.569.584.595.624.
 677.726.736.741.751.753.761 f.779.
 Blau, Paul D., Generalsuperintendent
 289.417.434.
 Blochinzew, Dmitri Iwanowitsch 293.
 Blum, Robert 519.
 Blumhardt, Christoph (d.J.) 31.70.80.201.
 254.319.403.453.483.490 f.676.745.
 Boehme, Jacob 44.319.519.675 f.
 Boelcke, Oswald 302.
 Börne, Ludwig 34.37.43.49.101.413.435.518.
 722.765.
 Bollert, Ludwig August 442f.445 ff.
 Borchert, Wolfgang 697.
 Boucher, Maurice 239.241.251.
 Boutroux, Étienne Émile 339.
 Braun, Reinhold 469.
 Brausewetter, Artur 420.423 f.427 f.
 Brecht, Bertolt 28.62.105.293.364.439.442.
 564.576.586.635.703.
 Breton, André 731.1132 f.
 Brian, Otto 600.
 Brod, Max 208.477.
 Buber, Martin 69.73.209.476 ff.482 f.
 488 f.490 ff.747 ff.882.1018 ff.1140.
 1148.
 Buber-Neumann, Margarete (geb. Thüring)
 323.347 f.476.571.
 Büchner, Georg 31.763.
 Bülow, Bernhard von, Fürst 554.970.
 993.1044.1049.1051 f.
 Bürck, Max 548.601.
 Buissons, Ferdinand 724.
 Burckhardt, Jacob 87 f.108.215.
 Burke, Kenneth 61.
 Burton, Robert 27.44 f.71.764 f.
 Byaliq, Chajjim Nachman 215.
- C
 Carossa, Hans 57.172.250.292.431.571.658.
 662.697.741.
 Cassirer, Ernst 30.59.
 Celan, Paul 358.
 Chalamet, Antoine 229.
 Chamberlain, Houston Stewart 63.69.269.
 Chamisso, Adelbert von 714 ff.720 f.769.
 Charnes, Francis 725.
 Choloniewski, Antoni 75.751 ff.755.759.
 Chone, Heymann 505.
 Christaller, Helene 326.
 Churchill, Winston 58.367.821.880.911.
 Chuquet, Artur Maxime 240 f.
 Claudius, Matthias 55.330.711.
 Clausewitz, Carl von 79.219.459.485.514.
 Clemenceau, Georges Benjamin 637 f.
 Cochin, Denys 688 f.
 Cölln, Detlef 332.
 Cohen, Hermann 759.
 Colsmann, Erwin 673.
 Corday, Michel 422.681.
 Cossmann, Paul Nikolaus 272.678.
 Cranach, Lucas 245.558.
 Cron, Hermann 51 f.602.
 Crusius, Otto 439.441.
 Curtius, Ludwig 50 f.53 f.65.627.639.
- D
 Dahn, Felix 48.63.116.140.539.
 D'Annunzio, Gabriele 112.119 ff.124.129.
 131 f.154.158.160.293 f.418.543.548.
 564.630.
 Dante, Alighieri 294.683.686.729.824.914.
 Darwin, Charles, Darwinismus
 63.67.69.75.196.203.247.268 ff.273 ff.
 284.322.428.448. 450.470.493.497.505.
 555.573.581.589.594.626.630.636.648.
 697.768 f.774.874.917.942.
 Daudet, Léon 229.244.246.621.899.
 David, König von Israel
 111.187.203.214.401.444.498.503 f.
 505.688.792.1020.
 Dehmel, Richard 58.122.162.239.242.728.
 Delaire, Alexis 751.
 Delitzsch, Friedrich 311.313 f.646.692.937 f.

- Derleth, Ludwig 97.834.
 Déroulède, Paul 229 f.233.892.
 Dibelius, Friedrich Karl Otto 75.316.459.
 643 ff.647.649 f.733 ff.
 Doehring, Bruno 68.144.457.566.639.
 Donnay, Maurice 221.234.894.888 f.
 Doré, Gustave 562.1059.
 Dostojewski, Fjodor Michailowitsch
 215.832.885.
 Drews, Artur 314.938.
 Dronke, Ernst 313.937.
 Droste-Hülshoff, Annette von 32 f.
 Dryander, Ernst von 68.125.174.
 190 ff.193 ff.199.203.273.279.282.290.
 322.402 f.455.457 ff.493.505.509.580.
 644.
 Dschengis-Chan 695 f.
 Ducarne, Georges 1054.
 Dunkmann, Karl 414.419.423.694 f.
- E**
 Eck, Samuel 267.
 Eckstein, Franz 334.
 Eggebrecht, Siegfried 128.
 Ehrenstein, Albert 83.205.761.
 Eichacker, Reinhold 583.
 Eichelter, Pongratz Rudolf 332.
 Einstein, Albert 55.927.
 Elert, Werner 739 f.
 Emmich, Albert Theodor Otto von 384 f.
 Engelhardt, Wilhelm 529.
 Engels, Friedrich 313.414.517.537.565.
 Enzensberger, Hans Magnus 34.358.703 f.
 769.
 Ernst, Max 733.
 Eucken, Rudolf 68.316.913.
 Euripides 746.
 Eylert, Friedrich Rulemann 442.
- F**
 Fabricius, Jacob 432.694.
 Falke, Robert 192.317.643.648.726.
 Faulhaber, Michael von, Bischof
 311.393.567.594.
 Faverot, Joseph 85 ff.95.830.
 Feuerbach, Ludwig 313.
 Fichte, Johann Gottlieb 31.46.63 f.68.107.
 143.149.151.168.195 f.247.250.258 f.
 264 ff.287 ff.310.320.339.408.412.466.
 493.519.567.580.586 f.589 f.595.604.625.
 637.643.715.722.761.
 Finckh, Renate 41.
 Flaubert, Gustave 42 f.
 Flex, Walter 33.117.122.130.154.293.296.302.
 378.580.635 f.
 Foerster, Friedrich Wilhelm 31.70.128.216.
 382.547.581.629.755.760.
 Fontane, Theodor 209 f.212 f.219.224.237.
 271.518.682.
 Fournier, Mathieu 238.892.897.
 Francke, August Hermann 390.
 François-Poncet, André 740 f.
 Frantz, Constantin 519.543.755.762.
 Franz Joseph I. (Kaiser) 81.
 Franzen, Erich 744.
 Freiligrath, Ferdinand 521 f.782.
 Freisler, Roland 664.672.
 Freud, Sigmund 36.55.
 Freyer, Hans 658 ff.
 Freytag, Gustav 540.557.668.700 f.
 Frick, Wilhelm 734.947.
 Fricke, Otto 40.
 Fried, Alfred Hermann 35.44.70.565.759.
 Friedrich d. Gr. (II.) 57.498.553.688.
 Friedrich III. 526 f.
 Friedrich Wilhelm I. 335.390.
 Friedrich Wilhelm III. 127.378.390 f.
 514.540.624.
 Friedrich Wilhelm IV. 313.
 Frisch, Max 61.756.763.
 Fromm, Bella 681.
 Fuchs, Emil 65.484.
 Fučík, Julius 49.
 Furtmeyer, Johannes 598.
- G**
 Ganghofer, Ludwig 73.270 f.428 f.461 f.
 465 ff.621.623.628 f.682.
 Geffcken, Heinrich 526.
 Geibel, Emanuel 95.135.276.317.410.412.415.
 436.440.448.527 ff.533.726.
 Gerok, Karl Friedrich von 125.161.406.
 412.540.
 George, Stefan 77.132.636.
 Gerhardt, Paul 84.440.
 Gierke, Otto von 255 ff.759.
 Gneisenau, August Neithardt von 390 ff.475.
 Gobineau, Joseph Arthur de 269.589.

- Goebbels, Joseph 267.303.563.571.
 Goedeke, Karl 520.
 Goens, Georg 73.157.290.420.460 ff.
 Goerdeler, Carl Friedrich 661.
 Goethe, Johann Wolfgang von 38 f.54.61.
 64.66.115.130.213.239.241.243.248 f.
 313.340.387.415.427.429.441.468.513.
 570.572.595.619.622 f.633.658.661 f.
 664.667.676.687.691.700.702 f.706.709.
 713.718.722.726.730.751.754.756.758.
 760 ff.
 Gogarten, Friedrich 332.
 Goldhagen, Daniel Jonah 67.269.275.565.
 764 f.
 Goltz, Colmar, Freiherr von 367.682.
 Goltz, Rüdiger, Freiherr von 649.
 Gottschall, Rudolf von 516.521.531.
 Graf, Oskar Maria 165.209.614.677.766.
 Gregoire, Henri, Abbé 245 f.
 Gregor VII. 149.293.
 Grey, Edward, Sir 878.932.1054.
 Grimm, Jacob 520.
 „Grimm, Thomas“ (Autorenkollektiv) 210.
 Grumbach, Salomon 638.
 Güdemann, Moritz 496.501 ff.
 Gundolf, Friedrich 64.658.663.
 Gustav (II.) Adolf 200 f.399.415.432.
 455.694.783.
- H**
 Haas, Johannes 422.599.
 Haase, Hugo 550.1043.
 Haebler, Rolf Gustaf 631.
 Hahn, Else 661.664.1099 f.
 Haffner, Sebastian 41.66.571.658.762.825.
 Hananja (falscher Prophet) 695.
 Hannibal 71.214.
 Hanstein, Wolfram von 250.
 Harari, Yuval Noah 32.38.68.92.106.574.
 769 ff.
 Hardenberg, Carl August von 391.
 Harnack, Adolf von 68.94.268.287.315 f.
 339.501.567.646.760.
 Hasse, Traugott Ernst Friedrich 756.895.
 Hauptmann, Gerhart 53.55.59.64.108.138.
 206.212 f.245.289.387.885.966.
 Hauptmann, Hans 332.
 Heartfield, John 563.1060.1133.
 Hedin, Sven 560.623 f.884.1058.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 44.46.56.
 63.106 f.143.195.247.256.262 f.265 f.
 268.274 f.289 f.319 f.400.408.464.466.
 485.493.500.580.589 f.595.643.708.722.
 Heidegger, Martin 339.948.
 Heine, Heinrich 31.241.247.727.761.
 Heller, Erich 152.467.470.678 f.
 Herbart, Johann Friedrich 187 ff.191.
 Heraklit 44.77 f.339.483.
 Herder, Johann Gottfried von 319.339.
 595.700.761.
 Herodes 461.463 ff.698.
 Herpel, Otto 372.567.570.
 Hesekiel (Ezechiel), Prophet 156.288 f.
 380.616.710.764.
 Hesiod 168.378.
 Hesse, Hermann 82.128.132.196.
 364.422.487.847.
 Heydekampf, Anna von (Stieler) 359.
 362.364.366.368.957.
 Heydrich, Reinhardt 410.
 Heydt, Friedrich Hermann von der
 652.1096.
 Heyking, Elisabeth von 172.362 ff.366.658.
 Heym, Georg 82.129 f.490.
 Hielscher, Friedrich 248.636.
 Himmler, Heinrich 240.410.
 Hindenburg, Paul von 51.301.303.305.324.
 335.343.350.378.454 f.459.554.598.628.
 649.
 Hiob (Hiobspost) 360 f.499.
 Hippel, Fritz von 291.
 Hirsch, Emanuel 318.332.409.736.
 Hitler, Adolf 106.108.172.247.249 ff.265.292.
 307.335.338.340.343.345.366.378.
 405.409.439.557.563.572.637.641.649.
 652.658 f.661.672.676.681.734 f.740 f.
 764.771.825.902 f.948.950.
 Hochhuth, Rolf 58.111.469.821.880.
 Hochfeld, Samson 473.496 ff.501 ff.596.
 Hölderlin, Friedrich 249.303.620.624.
 658.666.673.
 Hoffmann, Rudolf 52.582.810.
 Hofmiller, Josef 242 f.899.
 Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Carl
 Viktor zu, Fürst 232.893.897.1039.
 Hohoff, Wilhelm 313.937.
 Homer 322.342.344.824.1027.
 Hoppe, Hans 396.412.

Horaz 670.672.685.932.
 Horkheimer, Max 44.
 Hoskoté, Ranjit 68.153.266.772.
 Hossenfelder, Joachim 648.
 House, Edward 199.878.
 Huch, Ricarda 39.42.56.71.202.691.755.
 Hugo, Victor 106.209 f.218.220.224 f.232.
 722 f.
 Humboldt, Wilhelm von 30.340.595.702.
 751.756.232.722 f.

I

Immer, Karl 653 f.1097.
 Ipsen, Gunther 661.1101.
 Isaak (Erzvater) 494.498 ff.502.792.1026.
 Isokrates 552.
 Israel, Anna 664.

J

Jacob, Günter 453.650.653.696.743.
 Jäger, Oscar 46.2109.222.519.524.
 Jaeger, Werner Wilhelm 339 ff.345.
 Jahier, Piero 420 f.
 Jakob (Erzvater) 500.663.792.794.1027.
 Janssen, Johannes 220.512.558.890.
 Jatho, Carl Oskar 123.
 Jatho, Carl Wilhelm 315.
 Jean Paul (Richter) 43 f.56.65.70.106 f.
 207.242.335.389 f.577.676.680 f.757 f.761.
 Jensen, Peter 313.937 f.
 Jeremias, Prophet 472.695.
 Jesus 52.60.76.86.88.90.94 f.97 f.122 f.187.
 189.198.204.230.252.254.256.261.279.
 281.310. 314 f.332.356.401 ff.409 f.420.
 438 f.452.460.505.596.606.635.646 ff.
 686.730.743.776 f.786 ff.790 ff.
 Jodl, Alfred 267.913.
 Johannes XXIII. 105.
 Josua 313.477.1018.1026 f.
 Jünger, Ernst 78 f.110.116.385.586.591 f.
 627.636.700.
 Jünger, Friedrich Georg 78.172.670 f.955.
 963.1103.1105.

K

Kadar, Otto 690.
 Kaestner, Erich 34.97.469.686.689.734.746.
 Kafka, Franz 208.
 Kahl, Wilhelm 261.628.

Kahle, Carl 636.
 Kaiser, Bruno 533.
 Kanehl, Oskar 601.634 f.
 Kant, Immanuel 31.43.107.195.248 f.485.
 580.586 f.595.604.624.691.700.705.707.
 709 f.759.761.790.
 Kappey, Heinrich 300.330.
 Kasack, Hermann 633.658.686.
 Kaschnitz, Marie-Luise 114.
 Kawerau, Siegfried 726.
 Keppler, Wilhelm von, Bischof 393.
 Kerr, Alfred 134.634.
 Kreusler, Wolrad 436.517.624.
 Kimon 722 f.
 King, Stephen 61.153.811.822.858.
 Kirchhausen, Emil 611 f.
 Kirchner, Ernst Ludwig 714.716.719.
 Kirchrath, Anton 554.
 Kisch, Egon Erwin 413.571.682.
 Klee, Paul 748 f.
 Klein, Karl 102.194.304.683.685.766.
 Kleist, Heinrich von 46.213.240.247.249 f.
 289.413 f.
 Klemm, Wilhelm 712.747.
 Klemperer, Victor 70.250.291.307.681.
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 257.544.
 Knittermeyer, Hinrich 409.
 Koch, Hermann 300.330.
 Koehler, Franz 45.71.84.96.115.118 ff.124 ff.
 134 ff.140 ff.146 ff.150 ff.172.274.411.
 425.453.487.579.848 f.852 ff.
 Koenigsberger, Bernhard 508.
 Köppen, Edlef 52.113.422.604.682.
 Körner, Christian Gottfried 702.
 Körner, Theodor 54.113.135 f.140.192.258.
 324 f.382.392.412.415 f.440.446 f.515 f.
 527.726.
 Konfuzius 467.679.
 Koschorke, Albrecht 36.551.810.
 Kraus, Karl 30.37.41.67.70.108.111.113.152.
 163.165.169.297 f.300 f.303.357.367.390.
 400 f.411.460.467.470 f.511.556.561.575.
 593.602.678 f.680 ff.685.703.712.728.766.
 Krieger, Bogdan 382.
 Krüger, Auguste Friederike 513.962.
 Krummacher, Theodor 66 f.72 ff.159.171-284
 (passim).285.290.313.317.330.347.453.
 625.640.648 f.651.655.658.699.
 Kuttner, Erich 634.765.840.

Krupp, Alfred (Alfried) 298.324.378 nf.
418.424.599.691.
Kunert, Günter 28.66.618.
Kutschke, August 517.
Kyros 455.494.501.

L

Lagarde, Paul de 63.194.313.412.415.580.647.
Lahusen, Friedrich 282.
Lamszus, Wilhelm 681 f.690.695 f.
Landauer, Gustav 56.477.482.491.602.
Langbehn, August Julius 63 f.90.242.287.
345.484.823 f.
Laprade, Victor de 229.
Lavedan, Henri 240.898.
Lavissee, Émile 229.892.
Le Bon, Gustave 92.121.223.564.573.832.
Leffler, Siegfried 318.648.
Lenard, Philipp Eduard Anton 293.927.
Lenk, Kurt 266.
Lenz, Siegfried 292.569.
Leonhard, Susanne 372 f.961.
Leopold II. (Belgien) 226.236.
Lersch, Heinrich 60.98.117.277.380.421.567.
580.602.822.841.920.947.963.
Levi, Sali 94.508.
Leutheuser, Julius 318.
Lichtenstein, Alfred 485.578 f.585.
Liebknecht, Karl 373.518.961.
Lilje, Hanns 270.743.
Lipperheide, Franz Joseph, Freiherr von
521 f.531.
Liselotte von der Pfalz 224.399.
Lissauer, Ernst 248.370.419.482.960.
Livius, Titus 92.102.105.215.
Lobsien, Marx 299.
Loewe, Heinrich Eljakim 475.
Löwith, Karl 714.
Lomberg, August 333.815.839 f.887 f.
Lotz, Paul 421.599.
Loos, Adolf 44.151 ff.160.856.
Loti, Pierre 113.
Luden, Heinrich 513.
Ludendorff, Erich 178.305.385.459.539.634.
677.934.964.1054.1061.
Luger, Friedrich 446 f.528.
Lüers, Friedrich 333.948.952.
Luther, Martin D. 30.40.46.69.72.75.86 f.
92.96 f.117.141.143.149.155 ff.186 ff.

198.202 f.245.247 ff.262.265.270.274.
278 f.310.317 ff.322 ff.327.330.336.392 f.
399.403 f.406 f.410.414 f.430.440.455.
466.484.512.514.527.543.557 f.560.565.
595 ff.631.687 ff.697.736 ff.776-801
passim.

M

Maalouf, Amin 68.153.266.772.858.
Machiavelli. Niccolò 57.87.91 f.831.
Maeterlinck, Maurice 245.
Makkabäer 105.391.475.477 f.491.502.505.
Mann, Golo 50.68.518.762.828.
Mann, Heinrich 40.49.139.154.233.250.424.
439.525.570 f.634.640.748.750.902.
Mann, Thomas 37.108.132 f.160.217.219.
239.241 f.244.247.249 ff.265.275.364.
485 ff.490.572.592.620.672.699.741.755.
762.847 f.
Marcks, Erich 412.877.
Marcuse, Herbert 58.265.339.
Mardochay 507.
Margulies. Heinrich 476.480.
Marinetti, Filippo Tommaso 112 ff.120.385.
564.839 f.842.
Martens, Hans 585.
Martin, Joachim 349.
Martius, Martha 361.
Marx, Karl (Marxismus) 73.335.517.
537.565.570.
Maßmann, Hans Ferdinand 435.447.
Mayer, Karl August 523.
Mechow, Benno von 163.217.368.
Mehring, Franz 531.570.
Mehring, von, Major 226 f.891.
Meinecke, Friedrich 483.858.903.1145.
Michelet, Jules 223.890.900.
Mirjam (Schwester des Mose) 504.
Mitscherlich, Alexander und Margarete
28.68.814.
Moeller, Bertha von 176.373.652.961.1097.
Moeller van den Bruck, Arthur 734 ff.740.
1133 ff.
Moritz, Karl Philipp 42 ff.572.
Moses 312 f.379.504.776 ff. passim.
Mowrer, Edgar Ansel 346.564.637 f.
Muehlton, Johann Wilhelm 35.217.625.
819.882 ff.886.890.894 f.1046.1054.
Müller, Conrad 655 ff.1098.

Müller, Hans 539.
 Müller, Ludwig, Reichsbischof
 332.408.648.676.734.
 Münkler, Herfried 68.74.538.629.762.
 Munkl, Kaj 697.712.
 Musil, Robert 12.39.41.44.56.66.80 f.
 88.111.152.163.263.290.346.349.427.
 482.487.556. 596.607.613 f.689.713 f.
 716.720.733.750.762.807.811 f.835.

N
 Napoleon I. (Bonaparte) 121.127.245.275.
 446.475.494.514.516.540.724.753.
 Napoleon III. (Louis Napoléon) 95.143.
 446.529.753.823.
 Nathusius, Annemarie von 369.960.
 Naumann, Friedrich 63 f.65.143.154.269 f.
 310.316.319.379.407.410 f.415.420.427.
 457.545. 566.584.596 f.598.602.736.
 Nelle, Wilhelm 378.385.
 Nicolai, Georg Friedrich 88.91.759.822.830.
 Niebergall, Friedrich 309 ff.694 f.936.942.
 Niemann, Alfred 547.595.
 Nietzsche, Friedrich 28.43 f.73.121.130.
 152.243.247.250.265.269.288.393.
 476 f.488.519. 592.624.687 f.700.
 Nora, Anton de 378.406.434.
 Nossack, Hans Erich 166.658.745.

O
 Obenauer, Karl Justus 42.812 f.
 Offenbacher, Eduard 573.
 Ohnet, Georges 746.1139.
 Oser, Friedrich Heinrich 433.997 f.
 Osterwald, Karl Wilhelm 522 ff.
 Ovid 168.378.401.
 Owen, Wilfred 113.234.302.311.932.

P
 Pahl, Johann Gottfried von 512 f.
 Paléologue, Maurice 114.209.484 f.
 Panizza, Oskar 732.
 Paulus, Apostel 157.187.313 ff.332.390.
 406.431.455 ff.589.646 f.663.737.
 744 f.776-801 passim.
 Péladan, Joséphin 212.229.884 f.
 Pellini, Eugenio 236 f.
 Penshorn, Friedrich 191 f.
 Pentzlin, Julius 317.

Percin, Alexandre 554.1054
 Pfemfert, Franz 70.301 f.376.469.570.623.
 Pharao 463.500.507.780.1028.
 Philippi, Fritz 145.150.
 Philipps, Wilhelm 712.819.910.
 Philippsen, Johannes 422.
 Pick, Georg 469 f.
 Piechowski, Paul 83.570.572.817.829.1064.
 Pistorius, Fritz 47.107.125.129.223.256.264.
 325.330.515.953.
 Pius X. 98.254 f.
 Pius XI. 743.1138.
 Pius XII. 741.
 Planck, Karl Christian 519.755.758.
 1136.1142.1144.
 Platon 43.130.264.330.340 f.816.912.946.
 951 f.967.
 Plotkin, Abraham 303 f.570.933.1064.
 Plutarch 105.240.722 f.837.888.953 f.
 Pöllmann, Ansgar Theodor 384 ff.
 Polybius 71.215.217.488.827.
 Pongs, Hermann Eduard 346.955.
 Ponsonby, Arthur, M.P., Lord 216.245.886.
 895 f.900.1059.
 Popper, Karl 911 f.916.951.
 Pott, August 419.
 Prochaska, Eleonore 256.
 Prutz, Robert Eduard 45.514.

R
 Rade, Martin 70.492.
 Rahel 498.500.
 Rang, Florens Christian 482 f.
 Ranke, Leopold von 262.917.
 Redwitz, Oskar von 516.1037.
 Refer, Karl 409.
 Reinhard, Karl-Friedrich (Comte de)
 239.572.722.825.888.897.1129.
 Remarque, Erich Maria 39.52.162.226.490.
 604.619.635.637.750.
 Renan, Ernest 106.313.646.744 f.
 Reuter, Gabriele 94.833.
 Reventlow, Ernst Graf zu 543 f.625.
 Rhodius, Rudolf 184 f.366.661.664 f.1102 ff.
 Richepin, Jean 222.889.
 Richter (Rhodius), Ellen 66 f.69.72.74 f.104.
 172.175 ff passim.186 ff passim.193 ff
 passim.255 ff passim.284 ff passim.321 ff
 passim.347-374 passim.658-673 passim.

- Rilke, Rainer Maria 30.82.172.611.658.665–677.
- Ritschl, Albrecht 68.72.188 ff.195 f.252 ff. 259.285.874 f.1151 f.
- Rogge, Bernhard Friedrich Wilhelm 616.1081.
- Rohden, Gotthold von 590 f.600.
- Rohden, Heinz von 585.587 ff.604.
- Rolland, Romain 55.67.133.205.213.219.236. 247.282.386 f.486.548 f.690.766 f.
- Rosenberg, Alfred 33.331.341.652.735.
- Roth, Joseph 471.
- Rubinstein, Siegmund 755.760.
- Rückert, Friedrich 63.119.275.329.513.789. 872.962.1032.
- Ruedorffer, J. J. 1051 ff.
- Ruga, Eugen 580.
- Rühlmann, Paul 723.816.887.891.897.
- Rühmkorf, Peter 714.1125.
- Ruprecht, Gustav 397.
- Ruskin, John 106.680 f.
- Russell, Bertrand 56.755 f.
- Rust, Bernhard 331.333.336.
- Ruzšin, Yisroel Fridman 489.
- S**
- Saint-Saëns, Camille 139.240 f.850.897 f.
- Saint-Victor, Paul, Comte de 218.229. 240 f.
- Salfeld, Siegmund 493 ff.501.1025.
- Salomon, Ernst von 79.770.1089.1148.
- Salomonski, Martin 495.
- Salzberger, Georg 495.
- Samuel, Salomon 93 f.492.501.1027.
- Sancta Clara, Abraham a 697.764.
- Santo, René 235.
- Santoli, Vittorio 42 f.45.813.815.
- Sartre, Jean-Paul 43.56.616.681.713.813. 820 f.839.1110.
- Satan, „*erbevint*“, Erbfeind 95.116.131.219 f. 224.237.266 f.275 ff.297.308.343 f.459. 468.505.508 f.550.558 f.574.722.726.755. 797.808.823.920.
- Schäfer, Walter 331.
- Schalek, Alice 603.809.
- Scheffler, Karl 90 f.584 f.626.
- Scheler, Max 69.79.233.589.591.913.1064.
- Schenkendorf, Max von 54.408.412.447.450. 527.532.726.931.962.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 408.1115.
- Schettler, Adolf 149.760.830.
- Schian, Martin 253.284.318.396.399.566. 574 f.581.593.1073.
- Schiller, Friedrich von 30.43.53.61.70.75. 103.107.130.160.215.241.248 f.260 ff. 301.312.354. 412.427.485.494.520.553. 570.595.687 f.695.697.699–712.758 f. 761.764 f.769.790.909.967. 1120 ff.
- Schlegel, August Wilhelm 415.579.715. 717.756.
- Schlegel, Erich 134.
- Schleich, Carl Ludwig 47.133.427.747.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst 140.195.310 f.319 f. 408.415.567.584.590.604.643. 715.780.789.
- Schlunck, Rudolf 31 f.46.93.141. 208 f.308.487.520.535.593.698.
- Schlössarek, Max(imilian) 337 f. 341 ff.345.950 ff.
- Schlosser, Friedrich Christoph 46.64.225.524.
- Schmidt, Kurt Dietrich 735 ff.
- Schmidt, Otto Ernst 235.
- Schmidtbonn, Wilhelm 82 f.182.
- Schönberg, Arnold 168.202.703 f.
- Schönherr, Albrecht 179.197.652.961.1094.
- Scholem, Gershom 476 f.481.821.1018 ff. 1140.
- Schopenhauer, Arthur 39.243.415.473.811. 899.978.1016.
- Schröder, Rudolf Alexander 269.658.915.
- Schüler, Gustav 297 f.316.486 f.545.578.1109.
- Schultze, Karl Leopold 188 ff.203.252. 259.870 ff.
- Schumann, Gerhard 346.827.
- Schwalb, Moritz 527.
- Schweitzer, Albert 314 f.
- Schweitzer, Charles 267.
- Seeberg, Reinhold 67 ff.190 f.193.195 ff. 201.203.207.259.261.268 f.271 f.273. 275.279 f.290.493.497.505.509.566. 588 ff.594.649 f.
- Senninger, Amalie 375.386 f.961 f.965 f.
- Shaw, George Bernard 647.
- Sheers, Owen 40.
- Siebert, Benno von 1049 ff.

Slevogt, Max 88 f.91
 Smend, Julius 395.407.412.693.
 Snell, Bruno 340.950 f.
 Sohnrey, Heinrich 325.330.944 ff.
 Solschenizyn, Alexander 162.217.884.
 Sombart, Werner 69.248.901.913.
 Sonnenschein, Carl 51.568.602.
 Spanuth, Heinrich 286-299 f.308 ff.321 f.691.
 Spengler, Oswald 81.640.808.825.829.932.
 1091.1096.
 Spitteler, Carl 295.572.928.1065.
 Spitzer, Abraham Samuel Benjamin 508.
 Staël, Germaine de, Madame 47.121.218.
 239.243.432.513.672.715.717.754.757.
 759.763.897. 989.1031.1109 f.1129.
 1142 f.1144 ff.
 Stange, Erich 594.646.
 Stapel, Wilhelm 332.946.1096.
 Staude, Richard 187.190.252.
 Stauffenberg, Claus Schenk Graf von 661.
 672 f.1101.
 Steffens, Heinrich 464.
 Stegen, Johanna 513.945.
 Steinlen, Théophil Alexandre 678.
 Sternberg, Leo 124.280.544 f.914.
 Sternheim, Carl 233.
 Stoecker, Adolf 63.268.532 f.569.600.
 1005.1041.1063.
 Stramm, August 682.
 Streicher, Julius 250.903.
 Stuhmann, Heinrich 289.393.648.925.
 Sudermann, Hermann 350.793.1003.1157.
 Sybel, Heinrich von 524.887.1038.

T

Tacitus 27.40.214.247.264 f.342.569.572.
 624.764 f.900 f.912.953.
 Theilhaber, Felix Aaron 472.1017.
 Thielicke, Helmut 28.806.813 f.818.829.
 841.859 f.871.875.879.936.938.1075.1136.
 Thukydides 70.552.554.680.699.701.707.
 709 f.
 Tiede, Johann Friedrich 445.596.
 Tillich, Paul Johannes 36.46.714.810.
 815.825.940.1125.
 Tirpitz, Alfred von 64.290.395.454.554.
 Tobias 666.
 Toller, Ernst 39.70.164.373.380.569.
 Torge, Else 259.361.

Traub, Gottfried 123.287.315.566.
 597 ff.609.963.
 Treblin, Wilhelm 453.
 Treitschke, Heinrich von 63.412.823.
 912.979.988.1037.
 Trojanow, Ilija 68.153.266.772
 Trumbo, Dalton 578.809.1067 f.
 Tucholsky, Kurt 28.53.70.73.75.84.86 f.91.102.
 115.117.171.194.205.286.295.297.308.368.
 400.413 f.432.471.492 f.535 f.563 f.599.
 607.634.637.685.689.703.709.727 ff.733.
 Tyrtaios 46.59 f.108.151.345.584.815.954.

U

Uhland, Ludwig 384.680.726.1078.
 Ury, Else 297.325.549.882.891.893.907.
 930 f.944.964.1043.1087.

V

Vaché, Jacques 310.935.
 Vaeth, Alfred E. 584 f.840.1079.1086.
 Vansittart, Robert, Sir 249 f.679.888.892.
 902 f.955.1109.1118.1146.
 Verhaeren, Émile 89.91.235 f.243.809.
 832.894 f.896.1143.
 Vierordt, Heinrich 247 f.
 Viertel, Berthold 483.
 Voegelin, Eric 266.913.
 Vogelsang, Carl Freiherr von 530 f.755.
 1036.1040.
 Vogelweide, Walther von 256.
 Vorwerk, Karl Wilhelm Dietrich 274 f.
 438 f.456 f.621.876.920 f.973.
 Voß, Johann Heinrich 60.430 f.822.
 Vulpius, Christian August 513.

W

Wagner, Richard 44.68.123 f.135.139.168.
 241.243.543.557.572.580.758.837.843.
 849 ff.858.863.880.898 f.901.1107.
 1118.1143 f.
 Walther, Wilhelm 531 f.
 Waltz, Jean-Jacques (L'Oncle Hansi) 220 f.
 230 ff.880.888.897.900.
 Weber, Andreas Paul 563.638.766.863.1148.
 Weddigen, Otto Eduard 268.
 Weidemann, Heinrich 332.409 f.
 Weinert, Erich 70.114.133.368.547.571.639.
 671.848.1064.1071 f.1090.

Werfel, Franz 429.469.689 f.766.
 Westarp, Kuno, Graf 625.907 f.922.983.
 Wetzlar, Karl Friedrich Gottlob 127.275.
 408.540 f.845.
 Wichern, Johann Hinrich 313.532.559.1041.
 Wied, Wilhelm, Prinz zu 370 f.960.
 Wilde, Oscar 154.
 Wilhelm I. 184.324.411.498.521 f.527.
 529.541.543.
 Wilhelm II. 94.127.136.143.149.173.191 f.
 199.207.245 f.313 f.452.460.537 f.542 ff.
 595.652.
 Willram, Bruder (Anton Müller) 60 f.141.
 367.377.437.454.680.850.863.958 f.962.
 Wilm, Rudolf Ernst Walter 650.652.
 1094.1096.
 Winckler, Josef Werner 80.218 f.225.379.
 Windisch, Hans 399.401 f.
 Whitman, Sidney 553 f.
 Witkop, Philipp 52.159.383 f.582.691.
 817.876.1071.
 Witte, Adolf 585.
 Witte, Otto 371.
 Wittgenstein, Ludwig 151 ff.160.167 f.202.
 288.618.856 f.861.863.879.925.
 Wittsack, Richard 727.1131.
 Wölfling, Max, (Feldpropst) 594.
 Woermann, Karl 759.882.
 Wolter, Wilhelm 159 ff.167 ff.699 f.
 Wrede, William 315.939.
 Wuttke, Johann Carl Heinrich 524.1038.

X

Xenophon 167.862.954.1012.1085.

Z

Zach, Franz 316.939 f.
 Zahn, Johann Kleophas Adolph 530.711.766.
 Zech, Paul 113.682.
 Zeno, Rosa 328 ff.945.
 Zeppelin, Ferdinand Graf von 324.
 Zerkaulen, Heinrich 345 f.952.954.
 Zetkin, Clara 47.569.
 Ziegler, Leopold 427 f.
 Ziehe, Gottlieb Friedrich 444
 Zifferer, Paul 110 f.
 Zillesen, Franz Alfred Julius 95.123.136.
 143.323.394 ff.400 f.406 ff.410.412 ff.
 416 ff.423.428 f.433 f.437 ff.440 ff.450.
 453.455.467.469.505 f.509.593.639.
 641 f.649.689. 691.1009.
 Zola, Émile 242.341.
 Zoozmann, Richard 437 f.
 Zschuppe, Helmut 422.
 Zuckmayer, Carl 209.283.301.432.623.838.
 882.1072.
 Zwingli, Huldrych 432.
 Zweig, Arnold 56.330.354.574.700.824.
 Zweig, Stefan 52.91.108.167.213.236.243.419.
 483.695.766.1022.

Der Autor

Friedrich Erich Dobberahn, geb. 28/03/1950 in Düsseldorf studierte 1969–1977 in Bonn und Münster Evangelische Theologie, Semitistik und Ägyptologie. 1977 legte er das Erste Theologische Examen, 1982 das Zweite Theologische Examen in Düsseldorf ab. Er promovierte 1976 in Bonn zum Dr. phil. über äthiopische Zaubertexte, 1984 zum Dr. theol. mit einer vergleichenden Studie zur alttestamentlichen Prophetie und dem Qur'ān. 1977–1980 war er Studieninspektor im Bonner Adolf Clarenbach-Haus und legte aus Interesse an Naturwissenschaft und Umwelterhaltung 1979 in Bonn den ersten Teil des Vordiploms in der Agrarwissenschaft ab. Nach dem Vikariat 1980–1982 in Bad Kreuznach-Winzenheim war er 1983–1985 und 1993–1997 ev. Gemeindepfarrer und Leiter des synodalen Arbeitskreises Christentum und Islam in Wuppertal. 1985–1993 lehrte er als Professor Catedrático für Altes Testament und Semitische Sprachen an der Escola Superior de Teologia in São Leopoldo-RS, Brasilien, und hatte von 1997–2006 Dozenturen für Altes Testament, Islamkunde und Allgemeine Religionswissenschaft am Missionsseminar Hermannsburg/Südheide, sowie nach seiner Emeritierung 2006, auch bis 2015 an der CVJM-Fachhochschule in Kassel inne. 2001–2005 war er Principal des Missionsseminars, Mitglied des Missionsvorstandes des Ev.-luth. Missionswerkes in Niedersachsen (ELM) und gehörte der Theologischen Kammer der EKD-Gliedkirche Braunschweig als ordentliches Mitglied an. Er gab 1997 das *Maṣḥafa Genzat* der äthiopischen Nationalliturgie heraus (Text, Übersetzung und Kommentar, *Pietas Liturgica* 9/10) und publizierte ab 1986 zahlreiche Aufsätze zu Themen des Alten Testaments, zur lateinamerikanischen Befreiungstheologie und der Islamkunde in Deutsch, Englisch, Portugiesisch und Spanisch. Friedrich Erich Dobberahn ist seit 1982 mit Ellen Gladys Dobberahn, geb. Dyckerhoff, verheiratet, hat erwachsene Söhne und Töchter und sieben Enkel.



(© Ellen Teresa Manoharan, Hannover-Langenhagen, 2017)

Zeiten-Wende? – oder Menschen-Wende?

Nachwort zur Open Access-Stellung, 2026

Der kriegsbezogene Ausdruck „*Zeitenwende*“ in der Regierungserklärung von Bundeskanzler Scholz am 27.2.2022 war nicht ohne Vorgeschichte. Er begegnete als Schlagwort bereits 1914. Die Predigtsammlung Karl Dunkmanns von 1915/1916 setzte es auf den Buchdeckel: „Die Predigt des Evangeliums in der Zeitenwende“.¹ Landauf landab hieß es damals, Gott habe Deutschland den Krieg als eine „große“, „schwere“, „ernste“, „eiserne“, „eherne“, „dunkle“ und „drangvolle“ Zeit zur Bewährung auferlegt, um es in einem gerechten und heiligen Krieg zum Vollstrecker seines göttlichen Willens werden zu lassen. Unsere Weltsicht hat sich seitdem radikal geändert. Schon 1922 grenzte sich Oswald Spengler von solcher die „Zeiten“ zum Mythos machenden Wortbildung ab, als er korrigierend von „*politischer* Zeitenwende“ sprach.² Die kriegstheologischen Rechtfertigungen des Ukraine-Krieges durch das Russisch-orthodoxe Patriarchat bezeugen allerdings, wie sehr in Russland, dort auch auf islamistischer Seite, metaphysische Dimensionierungen der Zeitläufte immer noch im Denken verankert werden können.³ Der Angriffskrieg auf die Ukraine erscheint in der russischen Kriegspropaganda hierdurch mit all’ seinen Kriegsverbrechen als „Vorsehung“ und gottgewollt.⁴

Man könnte mich bei meiner Begriffskritik der Überbeleuchtung sprachlicher Termini schelten. Aber solch’ vorauflärerische, millenaristische⁵ Jargons hat es zu allen Zeiten existentieller Verunsicherungen gegeben: Auch wenn 2022 in unserer Öffentlichkeit ein solches Verständnis nicht zur Debatte stand, lauerte trotzdem die Gefahr, dass die bloße

-
- 1 Karl Dunkmann, *Die Predigt des Evangeliums in der Zeitenwende*, Bd. I–II, Herborn, 1915/1916; vgl. etwa ebd., Bd. I, 1915, S. 157 ff zu Ps. 68, 1–36, insbes. zu Vers 20.
 - 2 Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, Bd. II, 43.–49. Aufl., München, 1924, S. 23.
 - 3 Dobberahn, *Deutsche Theologie im Dienste der Kriegspropaganda*, vorliegend, Bd. II, S. 1161–1179; Richard Ottinger (Hg.), *Religiöse Elemente im russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine – Propaganda, Religionspolitik und Seelsorge 2014–2024*, SPPS (Soviet and Post-Soviet Politics and Society, Vol. 289, ed. Andreas Umland), Hannover/Stuttgart, 2025, S. 89–98 (Andreas Jacobs, *Islam und Muslime im russischen Angriffskrieg: Dschihad gegen die Ukraine?*).
 - 4 So rief Kyrill I. schon 2012 Putin als Werkzeug und „Wunder Gottes“, sowie „Gesandten Gottes“ aus wie ebenso die Christusträgerschaft Russlands und die apokalyptische „Satanisierung“ der Ukraine; Dobberahn, *Deutsche Theologie*, vorliegend, Bd. II, Epilog, S. 1164 ff. 1167 ff. 1169 ff. 1173 f.
 - 5 Zum spätantiken und modernen Millenarismus vgl. Heinrich Wilhelm Schäfer, *Kampf der Fundamentalismen – Radikales Christentum, radikaler Islam und Europas Moderne*, Frankfurt a. M./Leipzig, 2008, S. 140 ff.

Wortbildung „Zeiten-Wende“ als *genetivus subjectivus* missverstanden⁶ eine diffuse, nicht ganz ausgeräumte fatalismusverdächtige und damit auch politische Fehler und Versäumnisse exkulpierende Verhängnisinstanz suggerierte, so als spiele hier – wie Goethe einst formulierte – das „*Vorwaltende des oberen Leitenden*“⁷ noch irgendeine schicksalhafte Rolle. Daher hatte auch mich irritiert, dass die Wortbildung „Zeitenwende“ (anstatt: „Zeit der Wende“) sprachlich als Exponenten der politischen Wende eher „Zeit“ und „Zeiten“, als den Menschen als Verantwortlichen selbst ansprach. Sprache und Worte schaffen Wirklichkeiten⁸ – und solche mythisierenden Jargons sind nicht ohne Gefahren in einer Phase, in welcher ohnehin schon ein achselzuckendes Zeitempfinden der „Verjenseitigung“ verbunden mit der kompensativen Tendenz zur Exkulpation, zu Fiktion und Eskapismus⁹ um sich greift: das wachsende Ohnmachtsgefühl der Verschiebung politischer und sozialer Makroprozesse ins Unentwirrbare, Unbeeinflussbare, Unkontrollierbare durch die vorgegebene Exklusivität der „Fürstenspiele“ von Entscheidungsträgern, besitzenden, kapitalistischen und militärischen Eliten bis hin zu „jupiterhaften“ Machthabern, die opferverhöhrend mit dem demokratischen Terminus „Präsidenten“ dekoriert werden.

Unsere Alltagssprache ließ sich, weil es sich bei dem Angriffskrieg Putins auf die wertebasierte, freiheitliche Ordnung des Westens in der Tat um einen politischen Einschnitt ersten Ranges handelte, mehr oder weniger unbedacht auf diesen nicht unvorbelasteten Terminus der „Zeitenwende“ ein. So setzte ihn Rüdiger v. Fritsch zwar publikumswirksam auf den Deckel seines 2022 erschienenen Buches „Zeitenwende“, übernahm ihn *im* Buch aber nur ein einziges Mal und sprach sachlicher von „neuer Zeit“, „weltweiter Zäsur“ und der notwendigen „fundamentalen Neuausrichtung“, in welcher ab sofort „an einer nationalen Sicherheitsstrategie“ gearbeitet werden müsste.¹⁰ Am rechten Rand des Politikspektrums erklärte man dagegen *in summa* den Angriffskrieg Putins auf die Ukraine als Gegenschlag wider den Globalismus als der eigentlichen, fernsteuernden Zeitenwende¹¹: der Krieg Putins sei lediglich als Reaktion auf die Entleerung der Begriffe „Tradition“, „Natur“, „Volk“, etc. zu verstehen.¹²

Aber bedeutete der Angriffskrieg Putins wahrhaftig schon eine echte „Zeit der Wende“, die ihren Namen verdient, zumal dieser militärische Konflikt längst angebahnt sowie

6 „Zeitenwende“ = „Die Zeiten (subj.) haben sich geändert oder wenden sich ...“; ähnlich „Zeitgeschehen“, „Zeitläufe“, „Zeitströmung“, etc., so als ob Zeit oder Zeiten deterministisch unentrinnbare, „göttlich hereinbrechende“ wären. Vgl. zu 1933–1945 Dolf Sternberger/Gerhard Storz/Wilhelm Emanuel Süskind, „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“, dtv 48, München, 1962, S. 150.

7 Karl Goedeke (Hg.) Goethes sämtliche Werke, Dritter Band, Stuttgart, 1893, S. 188 („West-östlicher Diwan“, Noten und Abhandlungen). Dobberahn, Deutsche Theologie, vorliegend, S. 250.741.

8 Sternberger/Storz/Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, aaO., S. 10.44.82.116; Dobberahn, Deutsche Theologie, aaO., S. 30.

9 S. u. Addenda et Corrigenda zu S. 1179.

10 Rüdiger v. Fritsch, „Zeitenwende – Putins Krieg und die Folgen“, Berlin, 2022, S. 135 f. 140 f. 142.

11 Maximilian Krah, Politik von rechts – Ein Manifest, Rittergut Schnellroda, Steigra, 2023, S. 64.68 f. 100.108 f. 114 f. 119.125 ff.

12 Ders., Politik von rechts, aaO., S. 32 ff. 35 ff. 37.40 ff. 53 f. 59.66.68.76.79.82.86.88.90 ff. 100–130.

absehbar und eine stärkere Aufrüstung der NATO seit Donald Trumps erster Amtszeit angemahnt gewesen war? Mir wurde das überspitzte Missverhältnis des Ausdrucks Anfang Februar 2023 klar, als ich an einem Treffen von Friedensaktivisten in Herford zum Thema „Zeitenwende“ teilnahm. Dort hörte ich dem öffentlichen Vortrag einer „Vision“ zu, die konkret und anschaulich zu machen versuchte, dass auf unserem Erdkreis voller kriegereischer Weltfrevler (im Oktober 2023 kam der Gaza-Krieg hinzu) eine wirkliche „Wendezeit“ völlig anders aussähe als einfach ein weiteres Kapitel bewaffneter Auseinandersetzungen: Es müsste eine die Gewalt-Ära durchbrechende „Menschenwende“ sein. In dieser kontextgerechten Variante von „Schwerter zu Pflugscharen“, hieß es in der „Vision“:

„Die russischen und ukrainischen Generäle, des wechselseitigen Mordens ihrer Soldaten überdrüssig, beschließen, ihre Truppen blitzschnell in das Erdbebengebiet in der Türkei und in Syrien¹³ zu verlegen, um dort gemeinsam Verschüttete zu bergen und den Millionen vom Erdbeben betroffenen Mitmenschen umfassende Hilfe jedweder Art zu leisten. Alle Panzer werden während des Transportes zu Räumpanzern umgebaut, statt der Kanonen rüstet man sie mit Baggerschaufeln und Greifarmen aus. Gleichzeitig einigen sich die Generäle darauf, die Soldaten nach dem humanitären Einsatz nach Hause zu schicken. Die Politiker [...], unfähig zum Frieden, stellt man einfach vor vollendete Tatsachen – sie müssen einsehen, dass der Krieg aus ist, weil keiner mehr hingeht. Der Massenmord ist beendet.“¹⁴

Man stelle sich vor, diese „Vision“ ginge als Pressemeldung um die Welt! Mich faszinierte an ihr, dass sie endlich Klarheit schaffte, wie eine *wirkliche* „Zeit der Wende“ aussehen müsste. Diese käme nur als entschlossener Eingriff der subversiven, reinen und wahren Menschlichkeit zustande – eine Wende also nicht durch den Einbruch verhängnisstiftender „Zeiten“¹⁵, sondern allein durch die *Menschen*-Wende in den Vor-Ort Krisen- und Kriegsgebieten von Schmutz, Not, Zerstörung, Wunden, Hunger, Gräueltaten, Qualen Unschuldiger, Todesängste, Schmerzensschreie, Armut und Verelendung, Seuchen, grausamen Foltern, Massakern und Völkermorden.

„Zeit der Wende“ allein durch „*Menschen*-Wende“ bedeutet aber, dass damit nicht nur Menschen gefragt, sondern Menschen auch *anzusprechen* sind. Der polnische Dichter Tadeusz Różewicz tat genau das; er schrieb:

13 6. Februar 2023; registriert wurden 62.013 Tote und mehr als 125.000 Verletzte; der Sachschaden belief sich auf 118, 8 Milliarden US-Dollar (Wikipedia).

14 Die zur Verbreitung bestimmte, im Papierformat zirkulierende „Vision“ stammt von Dr. med. Winfrid Eisenberg (geb. 1937, Wikipedia), Herford, 8. Februar 2023.

15 Es scheint, dass es schon in der Spätantike Widerstände gegen die mythologische Auffassung von Heils- und Unheilszeiten gab. Die Qabbala betrachtete Zeit und Raum als bloße Existenzbereiche und qualifizierte diese so zur Basis der freien geschichtlichen Selbstverantwortung. Vgl. Karl Erich Grözinger, Jüdisches Denken – Theologie/Philosophie/Mystik, Band II (Von der mittelalterlichen Kabbala zum Hasidismus), Frankfurt/New York, 2005, S. 55 ff. 61. 126. 22 f. 231. 270 ff. 326. 353 f. 417. 676 f. 860.

*„Ich spreche die Politiker an / die mich nicht lesen
 die Bischöfe / die mich nicht lesen
 die Generäle / die mich nicht lesen
 die sogenannten ‚einfachen Leute‘ / die mich nicht lesen
 ich spreche alle an / die mich nicht lesen
 nicht hören nicht kennen / nicht brauchen
 Sie brauchen mich nicht / ich aber brauche sie.“¹⁶*

Wir *alle* brauchen sie! Diese dringend nötige *Menschen-Wende*, die uns Winfried Eisenberg vor Augen führt, ist nun allerdings nicht dagegen gefeit, als zu idealistisch¹⁷, ebenso als Eskapismus-Fiktion und als zu illusorisch kritisiert und abgewiesen zu werden. Jean Paul Sartre hat in „Der Teufel und der liebe Gott“ das grundsätzliche Scheitern-Müssen einer solchen Menschen-Wende geschildert.¹⁸ Aber bedeutet das zwingend, auf *solche* „Visionen“ verzichten zu müssen? Keineswegs! Wie wichtig es ist, dass es derartige Phantasien gibt, dass sie gelesen, gehört und gekannt werden, dazu schrieb Hoimar von Ditfurth 1946 die bemerkenswerten Sätze:

„Nur die Phantasie wird die Menschheit vor dem Selbstmord bewahren können [...]. Wir sind dabei, uns zu verlieren aus Mangel aus Vorstellungskraft [...]. Laßt uns heute Phantasie gebrauchen, dann werden [den] entsetzensstarren Händen Logarithmentafeln, Parteiprogramme und Waffen entfallen. Wenn es nicht das Entsetzen ist, was uns aufhält in unserem mörderischen Tun, dann laßt alle Hoffnung fahren [...]. Wenn wir aneinander umkommen werden, so sterben wir aus Mangel an Phantasie.“¹⁹

Zwar lässt die Gefangenschaft in Aporien und in unlösbar wirkenden ideologischen und politischen Zwängen, in der Haftung von Zweckmäßigkeiten, von Wirtschafts- und Großmachtinteressen schwerlich noch Handlungsspielräume zu, so dass von Politikern, Bischöfen, von Generälen, Machthabern aller Art in der Tat kaum etwas anderes erwartet werden kann als das, was sie schon immer gesagt, getan oder unterlassen haben, bis dahin,

16 Aus: Tadeusz Różewicz, „Żart patetyczny“ („Pathetischer Scherz“); zit. n. Eva Strittmatter, POESIE und andre Nebendinge, 4. Aufl., Berlin und Weimar, 1989, S. 39–45 („Über Tadeusz Różewicz“). Letzte Zeile nach dem polnischen Urtext ergänzt; das Zitat und seine Interpretation bei Strittmatter, ebd., S. 43 f.

17 Werner Mittenzwei, (kritisches) Nachwort, in: Jean-Paul Sartre, Dramen, Berlin und Weimar, 1967, S. 692; zum Sartre'schen Begriff der Freiheit des Einzelmenschen vgl. a. Dobbe-
 rahm, Deutsche Theologie im Dienste der Kriegspropaganda, S. 713.

18 Jean-Paul Sartre zeigt am Beispiel Goetzens in „Le Diable et le Bon Dieu“, Gallimard, Paris, 1951, S. 227 ff (Acte III, Onzième tableau, Scène II) = Ders., Dramen, aaO., S. 361 ff (III, 11, 2) eindrücklich, wie „auf dieser Welt und zu dieser Zeit Gut und Böse verquickt („inséparables“) sind“ und „reine Liebe Unsinn („niaiserie“) und nur das Gute zu wollen Torheit („sottise“) sind“.

19 Hoimar v. Ditfurth, Das Erbe des Neandertalers – Weltbild zwischen Wissenschaft und Glaube, Köln, 1992, S. 146.148 f („Zwischen Wissen und Erleben – Sterben aus Mangel an Phantasie“).

„Politik nach Steinzeitmethoden“ zu betreiben.²⁰ Auch ich scheue mich nicht zu phantasieren: Eine wahrhaftige „Sternstunde der *Menschheit*“, der Demonstration ethischer Freiheit, wäre angebrochen, wenn sich der Bischof von Rom, Papst Franziskus 2022 vor aller Weltöffentlichkeit mit einem Hubschrauber des Vatikans ins Stahlwerk des belagerten und zerbombten Mariupol hätte einfliegen lassen.

Deswegen abschließend die Frage: Gab es in der Weltgeschichte jemals vergleichbare Tage und Pressemeldungen solcher *Menschen*-Wenden wie in der „Vision“ geschildert? Ja, sie gab es! Ich erwähne in meinem Buch den „Weihnachtsfrieden“ von 1914/1915, als die in den Krieg gehetzten sog. „einfachen Menschen“ an der 700 km langen Westfront des „wechselseitigen Mordens überdrüssig“ wochenlang den Massenmord stoppten, sich von der ideologischen Deformation und der Feindpropaganda lossagten²¹, fraternisierten, gemeinsame Picknicks, Fußballspiele und Bestattungsgottesdienste veranstalteten und sich statt Handgranaten über die Drahtverhaue Päckchen mit Wurst oder Schokolade zuwarfen. Sie taten das, auch wenn sie ahnen mussten, dass ihrer subversiven Menschlichkeit das Kriegsgericht drohte.²² Im heutigen Kontext der für ausweglos gehaltenen Eskalationen halte ich es für unentbehrlich, dass auch solche nicht bloß völlig aus der Luft phantasierten, sondern von faktenbasierter Grundlage her abgeleiteten Visionen der „*Menschen*-Wende“ angehört, gelesen und gekannt werden. Sie müssen sich landauf landab in den Gebrauch der öffentlichen Sprache und des kollektiven Wissens verankern und können so Menschen im Innersten ihres Wesens verwandeln, wie das andererseits auch den vielen verderblichen Redensarten und Jargons gelungen ist. Jean-Paul Sartre wiederum lässt Jupiter, den „Gott der Fliegen und des Todes“, sagen: „Das schmerzliche Geheimnis der Götter und Könige ist, daß nämlich die Menschen frei sind. Sie sind frei. [...] Du weißt es, und sie wissen es nicht.“²³ Es geht darum, es alle wissen zu lassen.

Für alle diejenigen, die auch mich „nicht lesen, nicht hören, nicht kennen, nicht brauchen“, lasse ich deshalb mein Buch mit all’ den von mir zitierten Anti-Kriegs-Stimmen aus dem Kontinuum von 1914–1945 in den *Open Access* stellen. Ich spreche sie alle an, Politiker, Bischöfe, Generäle, Menschen wie Du und ich, in der Hoffnung, dass die in meinem Buch demaskierten, den Krieg verheiligenden Ideologien, sowie die skrupellosen polittheologischen Verfälschungen und übrigen Verführungstaktiken ebenso zum Nach- und Umdenken anregen wie die Chöre universaler Friedenshoffnung, die zur nötigen Phantasie, Freiheit und „*Menschen*-Wende“ aufrufen.

Südheide, am 13.10.2025, dem Tag der Einstellung des Massenmords,
des Waffenstillstands im Gaza-Krieg und der Freilassung von Geiseln und Gefangenen ...

20 Ders., ebd., S. 148.

21 Vgl. Dobberahn, Deutsche Theologie, S. 234.244.283.619.

22 Vgl. Ders., ebd., S. 32.282 f; dasselbe auch 1939–1945; vgl. Heinrich Rieker (2007), „Nicht schießen, wir schießen auch nicht!“, S. 10–39.

23 Jean-Paul Sartre, Dramen, aaO., S. 57.696; Ders., Les mouches – Drame en trois actes, ed. by F. C. St. Aubyn and Robert G. Marshall, New York, 1963, S. 86: „Jupiter [dieu des mouches et de la mort]: Le secret douloureux des Dieux et des rois: c’est que les hommes sont libres. Ils sont libres. [...] Tu le sais, et ils ne le savent pas.“ (II, 2, 5)